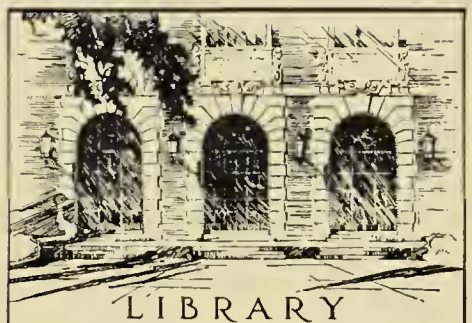

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1886

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

JUN 20 1966

MAY 19 1967

L161—O-1096

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/blatterfurlitera1886unse

Cpl. fu.

VI. 5. b. 305.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1886.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1886.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

BIBLIOTHEK

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1886.

015.43
B612
1886

Register.

Adelmann, A. Graf, Fenella. 361.
Adler, F., s. Schliemann.
Albert, M., Harteneck. 535.
Alexander, G., Abominabel. 28.
Allgemeine Naturkunde. Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe. Erstes Heft: Völkerkunde von F. Ratzel. 44.
Almania. Ἀιδεῖον. Versus cantabiles et memoriales. Dreisprachiges Studentenliederbuch. Von F. Weinkauff. Zweites Heft. 589.
Alrune. Blüten aus der Gedankenwelt deutscher zeitgenössischer Dichterinnen und Schriftstellerinnen. Gesammelt von K. Schrattenthal. 620.
Alt, Th., Die Grenzen der Kunst und die Buntfarbigkeit der Antike. 600.
Altona, H. d', Elias Regenwurm. 794.
Ameke, W., Die Entstehung und Bekämpfung der Homöopathie. 138.
Amicis, E. de, Skizzen aus dem Soldatenleben. Uebersetzt und eingeleitet von Agnes Burchard. 765.
Andersen, H. C., Neue Märchen und Geschichten. Deutsch von W. Reinhardt. Dritte Auflage. 394.
Andree, R., Die Metalle bei den Naturvölkern, mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse. 30.
Anzengruber, L., Der Sternsteinhof. 323.
Arent, W., Aus tiefster Seele. 145.
Aristokratie, die, des Geistes als Lösung der socialen Frage. 812.
Armeleutslieder. 342.
Arnold, H., Fünf neue Novellen. 206.
Ascheradan, M. von, Numa. 818.
Assolant, s. Mähly. 140.
Astra. Roman von Dito und Idem. Zweite Auflage. 484.
Auge, L., Was für schlechte Menschen. 633. 766.
Aus dem täglichen Leben. Erzählungen von J. Aus dem Dänischen von E. Karstens. 612.
Aus den Mysterien des russischen Nihilismus. 121.
Aus der Schriftstellerwelt. 30. 95. 175. 222. 255. 303. 366. 479. 590. 703. 767. 783.
Aus zwei Welten. Roman von Dito und Idem. Zweite Auflage. 484.

Bachem's Novellensammlung. Band 7. 460. Band 23. 795.
Backhaus, W., Schutt und Aufbau. 812. 1886.
Baehr, P., Neues Buch der Lieder. 145.
Bajohr, B., Drei Operndichtungen. Alroy. Der Schmied von Gretna-Green. Meerkönigs Tochter. 219.
Ballestrem, Eufemia Gräfin, Die Augen der Assunta. 401.
Barsch, P., Auf Straßen und Stegen. Herausgegeben von K. von Klarenthal. 259.
Bartók, L. von, Karpatenlieder. Dem Magyarischen nachgedichtet von A. Silberstein. 717.
Bastian, A., Die Seele indischer und hellenischer Philosophie in den Gespenstern moderner Geisterseherei. 268.
—— Zur Lehre von den geographischen Provinzen. 828.
Bauer, H., Der verzauberte Apfel. 396.
Baumgart, H., Goethe's Weissagungen des Bakis und die Novelle. 426.
Baumgarten, A., S. J., Göthe. Sein Leben und seine Werke. 113.
Bebber, W. J. van, Handbuch der ausübenden Witterungskunde. Erster Theil: Geschichte der Wetterprognose. 270.
Becker, A., Die Nonnenfusel. 699.
Bender, W., Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. 125.
Benkard, C., Unter Halbmond und Kreuz. 721.
Berge, Elisabeth von, Pausanias. 584.
Bergen, K., Juanita. 77.
Bergner, R., Das Wächterhaus von Suliguli und andere Karpathengeschichten. 667.
Besser, W. von, Aus dem Irrenhause. 827.
Beta, H., Der Spieler. 795.
—— O., Peregrine. 794.
Betrachtungen, historische, zur Rettung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der Kampf der Deutschen in Böhmen und Oesterreich. 51.
Bettelheim, A., Beaumarchais. 505.
Bibliothek, armenische. Herausgegeben von Abgar Joannissiany. Erster und zweiter Band. 744.
—— philosophische. Erste Lieferung, erstes Heft, s. Kirchmann. Heft 314, 315, s. Kirchner.
Biedermann, K., Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte. Erster Band: 1812—1849. 249. Zweiter Band. 813.
—— W. Freiherr von, Goetheforschungen. 113.
Bilek, T., Beiträge zur Geschichte Wallenstein's. 445.
Biller, E., Markgräfin Barbara von Brandenburg. 76.
Binz, K., Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. 141.
Bismarck. s. Böhm.
Bismarck, Fürst, und der Antisemitismus. 248.
Blanc, F., Jesus Christus. Erzählendes Gedicht. Zweite neu durchgearbeitete Auflage. 661.
Blankenstein, Amanda M., Reiseskizzen aus Corsika. 697.
Bleibtreu, K., Lieder aus Tirol. 12.
—— Lord Byron. 651.
—— Lyrisches Tagebuch. 145.
Block, A., Der Stadtknecht von Prenzlau. 766.
—— P., Der Graumönch von Königsberg. 86.
Blum, H., Aus dem alten Pitaval. 75.
—— s. Pitaval.
Blümner, H., s. Nationalliteratur, deutsche.
Bode, W., s. Dohme.
Bodenstedt, F., Neues Leben. 172.
Böhlau, Helene, Der schöne Valentin. Die alten Leutchen. 721.
Böhm, G., Der Blender. 633.
—— W., Fürst Bismarck als Redner. Dritter Band. 618.
Bohne, J. und H. Conradi, Faschingsbrevier für 1886. 763.
Bonnet, J., Der Fabeldichter Wilhelm Hey, ein Freund unserer Kinder. 520.
Börckel, A., Der Philosoph von Sanssouci. 633.
Born, St., s. Daudet.
Bosnien als Neuösterreich. Vom Verfasser „Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft". 716.
Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft. 246.
Boy-Ed, Ida, Dornenkronen. 461.
Brackmann-Fleckenstein, H., Ein verlorener Posten deutschen Geistes, deutscher Sitte und Cultur. 617.
Brand, G., In Lehnspflicht. 17.
Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 168.
Brandes, G., Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen. 684.
Brasch, M., Die Classiker der Philosophie. Lief. 51—57. 182.
—— Gesammelte Essays und Charakter-

1161678

köpfe zur neuern Philosophie und Literatur. Zweiter Band. 352.
Brassel, J., Gesammelte Gedichte. 589.
Brauns. C. W. E., Die alte Mühle. 401.
—— D., Japanische Märchen und Sagen. 122.
Brennecke, A., Die Wunder der Welt. Europa. Erste bis achte Lieferung. 213.
Briefwechsel einer englischen Dame über Judenthum und Semitismus. 50.
—— zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. Herausgegeben von E. Ippel. Zweiter Band. 516.
—— zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von A. Schöne. Zweite umgearbeitete Auflage. 273.
Brockhaus, H., s. Pomponius Gauricus.
Brosien, H., Karl der Große. 443.
Bruck, J., Von Hüben und Drüben. Dritte vermehrte Auflage von „Bunte Blüten". 742.
Brugsch, H., Die Muse in Teheran. 462.
Bruhnsen, O., Cerevis und Bürgerkappe. 721.
Brünsicke, A., Zwei berühmte Chefs der preußischen Zieten-Husaren. Hans Joachim von Zieten und Prinz Friedrich Karl von Preußen. 347.
Buchholtz, H., Die Leiter. 825.
Büchle, A., Künstlerin Liebe. 739.
Büchner, A., Fidele Geschichten. 721.
Bulthaupt, H., Eine neue Welt. 220.
—— s. Shakespeare.
Burkhardt, C. A. H., s. Schriften der Goethe-Gesellschaft.
Bund, L., Gedichte. 12.
Bürger, L., Cajus Rungholt. 459.
Burmester, H., Hans Höltig. 346.
Busken-Huet, K., Rembrandt's Heimat. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Marie Mohr. Herausgegeben von G. Freiherrn von der Ropp. Erster Band. 393.
Busolt, G., Griechische Geschichte bis zur Schlacht von Chaironeia. Erster Theil. Bis zu den Perserkriegen. 236.
Buß, E., Glarnerland und Walensee. 790.
Byr, R., Dora. 497.
Byron's, Lord, Marino Faliero. Für das herzoglich meiningensche Hoftheater übersetzt und bearbeitet von A. Fitger. 582.

Camilli, die letzten. Von dem Verfasser des Romans „Julia Festilla". 3.
Carus, P., Monism and Meliorism. 362.
Cassel, P., Friedrich Wilhelm II. 637.
Cavalcaselle, G. B., s. Crowe.
Chalmers, J., und W. W. Gill, Neuguinea. Autorisirte deutsche Ausgabe. 345.
Chillonius, Aus dem Capua der Geister. 259.
Chleborad, F. L., Der Kampf um den Besitz. 119.
Clasen, F. E., Die Haut und das Haar. 827.
Claß, G., Ideale und Güter. 714.
Classiker, die, der Philosophie, s. Brasch.
Colling, J. P., Lieder des Harfenknaben. 741.
Colonialgebiete, die deutschen. (Nr. 4. 5.) 791.
Conradi, H., s. Bohne und.
—— s. Jung-Deutschland.
Conway, H., Julian Lorraine's Testament. Aus dem Englischen von F. Siemers von Ostermann. 595.
Corvus, Charakterstudien. 283.
Crescenzia, s. Liebeslegenden.
Crowe, J. A. und G. B. Cavalcaselle, Raphael. Sein Leben und seine Werke. Aus dem Englischen übersetzt von K. Aldenhoven. 390.
Curtius, G., Kleine Schriften. Herausgegeben von E. Windisch. Erster Theil. 603.

Dahlen, G., Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft. 120.
Dahlmann's, F. C., Kleinere Schriften und Reden. 594.
Dahn, F., Harald und Theano. 429.
—— Die schlimmen Nonnen von Poitiers. Vierte Auflage. 323.
Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn L. von Holberg. In der ältesten deutschen Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Hoffory und P. Schlenther. 28.
Dante Alighieri's Paradies. Dritte Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaß des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von J. Francke. 355.
Daudet, A., Tartarin in den Alpen. Neue Ruhmesthaten des Helden von Tarascon. Übersetzt von Stephan Born. 174.
Delbrück, K., Käthchen. 794.
Deubler. — Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. Herausgegeben von A. Dodel-Port. 450.
Deutlich, J., Gereimtes und Ungereimtes. 83.
Dichter, die deutschen, der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von K. L. Leimbach. Zweiter Band. 198.
Didon, Pater, Die Deutschen. Autorisirte Uebersetzung von S. Born. 53.
Diercks, G., Nordafrika im Lichte der Culturgeschichte. 711.
Diethoff, E., Unter der harten Hand. 122.
Dincklage, E., Die Seelen der Hallas. 460.
Dittmer, H., Temperament und Erziehung. Zweite Auflage. 828.
Dobelko, D., Der Cäsarowitsch Paul Petrowitsch. Autorisirte deutsche Ausgabe von J. Laurenty. 347.
Dodel-Port, s. Deubler.
Dohme, R., W. Bode, H. Janitschek, F. Lippmann und J. Lessing, Geschichte der deutschen Kunst. 333.
Dom, A., Auf dem Watzmannshof. 122.
Dorneth, J. von, Die Letten unter den Deutschen. 150.
Dörpfeld, W., s. Schliemann.
Dostojewski, J., Erniedrigte und Beleidigte. Aus dem Russischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von K. Jürgens. 35.
Draak, F., Moderne Hetzjagd auf Menschen. 827.
Druskowitz, H., Drei englische Dichterinnen. 150.
—— Moderne Versuche eines Religionsersatzes. 659.
Dryden, J., Antonius und Kleopatra. Deutsch von F. Ohlsen. 632.
Du Bois-Reymond, E., Friedrich II. in englischen Urtheilen. Darwin und Kopernicus. Die Humboldt-Denkmäler vor der berliner Universität. 52.
—— Reden. Erste Folge: Literatur. Philosophie. Zeitgeschichte. 541.
Düntzer, H., s. National-Literatur.
Dyes, A., Die Krankheiten der Athmungsorgane und deren Heilung. 734.

Ebeling, F. W., Floegels Geschichte des Grotesk-Komischen bearbeitet, erweitert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt. 573.
Ebers, G., Cicerone durch das alte und neue Aegypten. 314.
Ebner, Th., Aus einer alten Reichsstadt. 765.
Ebner-Eschenbach, Marie, Neue Dorf- und Schloßgeschichten. 614.
Ecce homo! 689.
Eckstein, E., Aphrodite. 130.
—— Violanta. 475.
Ehrlich, H., Novellen aus dem Musikantenleben. 396.
—— O., Mene Tekel! 259.
Ehses, S., Geschichte der Pack'schen Händel. 444.
—— Landgraf Philipp von Hessen und Otto von Pack. 444.
Elbe, A. von der, Brausejahre. 323.
—— Dornröschen. 795.
Elsas, A., Der Schall. 781.
Elster, C., Sonnenwolken. Aus dem Norwegischen übersetzt und mit einer Biographie des Verfassers eingeleitet von J. C. Poestion. 795.
—— O., Wessen Schuld. 205.
Emerson, R. W., Gesellschaft und Einsamkeit. Aus dem Englischen von Selma Mohnicke. Dritte Ausgabe. 797.
Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von W. Förster, A. Kenngott, Ladenburg u. a. Zweite Abtheilung: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Herausgegeben von Kenngott, unter Mitwirkung von v. Lasaulx und F. Rolle. 30.
Enders, M. A., Falkenried. 362.
Engelmann, E., Das Gudrunlied für das deutsche Haus nach den besten Quellen bearbeitet. 434.
Entweder — Oder. Ein Lebensfragment, herausgegeben von Victor Eremita (S. Kierkegaard). Aus dem Dänischen. Begonnen von A. Michelsen, fortgesetzt von O. Gleiß. 180.
Erhard, E., Das Meerweibchen. 70.
—— Onkel Hermann. 765.
Erman, A., Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum. Erste bis achte Lieferung. 252.
Ernstlieb, J., Faust. Zweiter Theil. 467.
Erzählungen, drei neue, von S. Aus dem Dänischen von Sophie Longé. Zweiter Band. Dritte Auflage. 395.
Eschner, Adele, Unter schattigen Bäumen. 395.
Eucken, R., Beiträge zur Geschichte der neuern Philosophie, vornehmlich der deutschen. 771.
—— Die Philosophie des Thomas Aquino und die Cultur der Neuzeit. 313.

Evers, E., Glockenklänge. 612.
Eyth, M., Wanderbuch eines Ingenieurs. Zweite Ausgabe. Erster Band: Europa, Afrika und Asien. 264.

Fabri, F., Bedarf Deutschland der Colonien. Dritte Ausgabe. 49.
Farini, G. A., Durch die Kalahari-Wüste. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. 773.
Faschingsbrevier für 1886, s. Bohne und Conradi.
Fessel, V., Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Zweite Auflage. 781.
Figdor, S., Parlamentswissenschaft. I. Die parlamentarische Taktik. 121.
Fitger, A., s. Byron.
Flach, J., Durch Kampf zum Ziel. 612.
—— Wogen des Lebens. 794.
Flavius Josephus' jüdische Alterthümer. Uebersetzt von F. Kaulen. Zweite Auflage. 410.
Fleischmann, A., Ein zweischneidiges Schwert. 3.
Floegel, s. Ebeling.
Flügel, O., Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. 796.
Forbes, H. O., Wanderungen eines Naturforschers im Malayischen Archipel im Jahre 1878 bis 1883. Aus dem Englischen von R. Teuscher. Erster Band. 73. Zweiter Band. 404.
Fournier, A., Napoleon I. Erster Band. 829.
Fraknói, W., Ungarn vor der Schlacht von Mohacs (1524—1526). Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von J. H. Schwicker. 444.
Francé, A., Sylvester Bonnard und sein Verbrechen. Uebersetzt und eingeleitet von E. Alsberg. 35.
Francke, J., s. Dante Alighieri.
François, Luise von, Das Jubiläum und andere Erzählungen. 394.
Franzius, A., Deutschlands Colonien. Zweite Auflage. 50.
Franzos, K. E., Moschko von Parma. Zweite Auflage. 419.
—— Tragische Novellen. 497.
Freeden, W. von, s. Stanley, H. M.
Frenzel, F., Album-Blätter aus Auerbach's Keller. 12.
Freudenberg, R., Verknüpft und getrennt. 662.
Freund, L., Forschungen über Staat und Gesellschaft. II. Studien und Streifzüge auf socialwissenschaftlichen, juristischen und culturhistorischen Gebieten. 157.
Friedlor, A. von, Der Liebe Fluch. 585.
Friedmann, A., Aus Höhen und Tiefen. 689.
—— Erlaubt und unerlaubt. 764.
Friedrich, F., Hinter den Coulissen. 596.
—— Das Pflegekind der Junggesellen. 401.
Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen. 593.
Friedrichs, H., Gedichte. 234.
Frohschammer, J., Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft. 45. 157.
Frommel, E., Aus allen vier Winden. 683.
Fuchs, R., Gedichte. 40.
Funcke, O., Reisebilder und Heimatklänge. Dritte Reihe. Fünfte Auflage. 810.

Galdas, P., Doña Perfecta. Aus dem Spanischen von E. Reichel. 595. 662.
Ganghofer, L., Die Sünden der Väter. 627.
Gedanken, politische, aus Lettland. Aus dem Lettischen übersetzt. 247.
Gedankensplitter. Gesammelt aus den „Fliegenden Blättern". 259.
Geffcken, F. H., Die völkerrechtliche Stellung des Papstes. 118.
Geiger, L., s. Goethe-Jahrbuch.
Gensichen, O. F., Vier Erzählungen. 359.
Geschichte des deutschen Buchhandels. Im Auftrage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler herausgegeben von der Historischen Commission derselben. Erster Band: Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrhundert. Von F. Kapp. 797.
Geyern, D. von, Ein Feenschloß. 765.
Giesebrecht, L., Ausgewählte Gedichte. 145.
Gietmann, G., S. J., Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. 357.
Gill, W. W., s. Chalmers.
Glaser, A., Das Fräulein von Villecour. 323. 401.
Gnevkow, Anna, Mitten im Leben. 635.
Goedeke, K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band. 364.
Goldschmidt, M., Der Rabe. Uebersetzt und eingeleitet von Ziegeler-Glücksburg. 764.
Goltz, Th. Freiherr von der, Die Landwirthschaftslehre und die jetzige Krisis in der Landwirthschaft. 157.
Gontscharow, J. A., Oblomow. Aus dem Russischen von G. Keuchel. 401.
Gopčević, S., Bulgarien und Ostrumelien. Mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraums von 1878—1886, nebst militärischer Würdigung des serbo-bulgarischen Kriegs. 569.
Goethe, Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Zweite durchaus revidirte Auflage. 426.
Goethe-Jahrbuch herausgegeben von L. Geiger. Siebenter Band. 545.
Grabowsky, R., Die Bestimmung des Menschen. 660.
Graefe, J., Wahrheit und Dichtung. 570.
—— Meeresstille und wilde Wellen. 571.
Grant. — Memoiren des Generals U. S. Grant. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Erster Band. Erste und zweite Auflage. 177. Zweiter Band. Erste und zweite Auflage. 579.
Gregorovius, F., s. Meli.
—— Die Insel Capri. Zweite Auflage. 792.
Grosse, J., Der getreue Eckart. 440.
Gumplowiez, L., Grundriß der Soeiologie. 105.
Gurlitt, C., Geschichte des Barockstils, des Roeoco und des Classieismus. 598.
Guyer, E., Das Hotelwesen der Gegenwart. Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage. 698.
Hager, C., Die Marshall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. 798.
—— Kamerun, Land, Volk und Handel. 791.
Hahn, E., Ehen werden im Himmel geschlossen. 395. Zweite Auflage. 401.
Handwörterbuch der Chemie. Herausgegeben von Ladenburg. 43. 747.
Hanne, J. R., Freier Glaube. Religiöse Blätter für protestantische Christen. 125.
Hänselmann, L., Das Schichtbuch. 91.
Harberts, H., Rothe Rosen. 60.
Harms, F., Logik. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von H. Wiese. 716.
Hartmann, E. von, Das sittliche Bewußtsein. Zweite durchgesehene Auflage. Erste Lieferung. 312.
—— Moderne Probleme. 772.
Hartwig, G., Die Archenbach. 419.
Hase, O., Die Koberger. Zweite umgearbeitete Auflage. 381.
Hauffe, G., Entwickelung des menschlichen Geistes. 291.
Hauptmann, G., Promethidenloos. 12.
Hausschatz deutscher Erzählungen. (Nr. 24. 33.) 793.
Häusser, Karoline, Grüße aus Nord und Süd. 362.
Heiberg, H., Eine vornehme Frau. 497.
Heimburg, W., Trudchen's Heirath. 563.
Heitemeyer, F., Gedichte. Zweite Auflage. 621.
Heller, R., Abenteuer einer Steppenreise und andere Erzählungen. Zweite Auflage. 395.
Henckell, K., Poetisches Skizzenbuch. 338.
—— s. Jung-Deutschland.
Henk, s. Oettinger.
Herbert, M., Ein modernes Märchen. 795.
Hersch, H., Minnelieder aus dem Tagebuche eines Glücklichen. 572.
Hertzberg, G. F., Athen. 216.
Hertzka, T., Die Gesetze der socialen Entwickelung. 556.
Hesekiel, Ludovica, Fromm und feudal. 205.
Hettler, A., Schiller's Dramen. Eine Bibliographie. 413.
Heveši, L., Neues Geschichtenbuch. 206.
Heyde, E., Landesbefestigung. 568.
Heyse, P., s. Novellenschatz.
—— Getrennte Welten. 675.
—— Die Hochzeit auf dem Aventin. 675.
—— Spruchbüchlein. 82.
—— Gesammelte Werke. Neue Serie. Zehnter und elfter Band. 465.
Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. Bd. 7. herausgegeben v. Jessie Hillebrand. 92.
Hinrichsen, A., Künstler-Liebe und -Leben. 700.
Hirschberg, J., Eine Woche in Tunis. 168.
Hobrecht, A., Fritz Kannacher. 56.
—— M., Zwischen Judica und Palmarum. 667.
Höcker, O., Dietrich von Bern und seine Schildgesellen. 634.
Hoffory, J., s. Dänische Schaubühne.
Hofmann, F., Nach fünfundfunfzig Jahren. 422.
Hohenwart, E., Land und Leute in den Vereinigten Staaten. 711.
Holberg, L. von, s. Dänische Schaubühne.
Holtzendorff, F. von, Handbuch des Völkerrechts, s. Geffcken.

Holwerda. E. J., Die alten Kyprier in Kunst und Cultur. 827.
Hopp, E. O., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zweite und dritte Abtheilung. 362.
Hoppe, J., Der psychologische Ursprung des Rechts. 44.
Horn, G., Der Mohr von Berlin. 595.
Hörschelmann, E. V., Im Banne der Schmach. 561.
Hosäus, W., Askania. 342.
Huber, A., Geschichte Oesterreichs. Erster und zweiter Band. 509.
Hübner, A. Freih. von, Ein Spaziergang um die Welt. Vierte und fünfte Auflage. 266.
—— W., Die Pockenkrankheit heilbar. Zweite Auflage. 828.
Hübner's, O., geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde, herausgegeben von F. von Juraschek. 792.
Huhn, A. von, Der Kampf der Bulgaren um ihre Nationaleinheit. 636.
Human, R. A., Der Dunkelgraf von Eishausen. 615.
Humanus, O., Ich suche einen idealen Menschen. 93.
Humbert, C., Englands Urtheil über Molière, den einzigen Nebenbuhler Shakspeare's und den größten Komiker aller Zeiten. Zweite Auflage. 487.

Iffland, A. W., Ueber meine theatralische Laufbahn. 518.
Illek, F., Rabengefänge. 803.
Ippel, E., s. Briefwechsel.
Irrgang, G., Der gefährliche Vetter. 586.
—— Die Brüder. 776.
—— Pelopidas. 776.

Jacoby, L., Cunita. 59. 296.
Jacques, H., Die Wahlprüfung in den modernen Staaten und ein Wahlprüfungsgerichtshof für Oesterreich. 158.
Jadrinzew, N., Sibirien. Nach dem Russischen bearbeitet und vervollständigt von E. Petri. 729.
Jäger, G., Entdeckung der Seele. Dritte stark vermehrte Auflage. 668.
Janitschek, H., s. Dohme.
Janssen, J., Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters. Fünfter Band. Erste bis zwölfte Auflage. 823.
Jaesche, E., Das Grundgesetz der Wissenschaft. 28.
Jellinek, A., Tagesbegebenheiten und Tagesfragen. „Aus der Zeit". Zweite Serie. 637.
Jensen, W., Am Ausgang des Reichs. 132.
—— Die Heiligen von Amoltern. 483.
—— Karin von Schweden. Dritte Auflage. 614.
Joannissiany, A., s. Bibliothek, armenische.
Johnston, H. H., Der Kilima-Ndjaro. Aus dem Englischen von W. von Freeden. 456.
Jókai, M., Der Zigeunerbaron. 86.
—— Der Zigeunerbaron und andere Novellen. 721.
—— Die Varchoniten. Aus dem Ungarischen von L. Wechsler. 721.
—— Lebenswirren. Aus dem Ungarischen von Wechsler. 721.
Jonas, F., s. Rochow.
Jordan, H., Topographie der Stadt Rom im Alterthum. Erster Band. 407.
—— W., Tausch enttäuscht. Zweite Auflage. 3.
Josephus, s. Flavius Josephus.
Jung, A., Die Harfe von Discantherine. Bekenntnisse eines Dichterphilosophen. 37.
Jung-Deutschland unter Mitwirkung von H. Conradi und K. Henckel herausgegeben von W. Arent. 386.
Junghanns, Sophie, Helldunkel. 204.
Jüngst, A., Der Tod Baldur's. 259.
Juraschek, F. von, s. Hübner.
Justinus, O., Ein Photographie-Album. Augenblicksbilder aus der Gesellschaft. 171.
Justus, Th., In Schutt und Asche. 793.

Kaden, W., Neue Welschlandbilder und Historien. 243.
Kaler, E., Die Ethik des Utilitarismus. 182.
Kalypso. Von Xanthippus. 84. 337.
Kapp, F., s. Geschichte des deutschen Buchhandels.
Karpeles, G., Geschichte der jüdischen Literatur. 477.
Karsten, J., s. A. de Vigny.
Katscher, L., Aus England. 809.
Kaulen, F., Assyrien und Babylonien, nach den neuesten Entdeckungen. Dritte abermals erweiterte Auflage. 215.
Kayser, Stefanie, Fanfaro. 665.
Keim, F., Stefan Fadinger. 145.
Keller-Jordan, H., Haeienda Felieidad. 68.
Kenngott, A., s. Encyklopädie der Naturwissenschaften.
Kerner, J., Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Zweiter unveränderter Abdruck. 413.
Khull, F. Geschichte der altdeutschen Dichtung. 227.
Kierkegaard, s. Entweder—Oder.
Kirchbach, W., Ein Lebensbuch. Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen. 587.
—— Waiblinger. 776.
Kirchhoff, A., s. Wissen.
Kirchmann, J. H. von, Die Lehre vom Wissen als Einleitung in das Studium philosophischer Werke. Vierte Auflage. (Philosophische Bibliothek. Erste Lieferung. Erstes Heft.) 180.
Kirchner, F., Diätetik des Geistes. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 733.
—— Synchronismus der deutschen Nationalliteratur. 519.
—— Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Erste und zweite Lieferung. 181. Fünfte und sechste Lieferung. 602.
Klarenthal, K. von, s. Barsch.
Klee, Elisabeth, Ein Vierblatt. 283.
—— G., Sieben Bücher deutscher Volkssagen. 89.
Klein, H. J., s. Mädler.
Klock, Amanda, Charlotte Oldenstätt. 473.
Knies, K., Geld und Credit. Erste Abtheilung: Das Geld. Zweite Auflage. 156.
Knitschky, W. E., Staat und Kirche. 659.
Knopp, O., Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. 300.
Knortz, K., Brook Farm und Margaret Fuller. 362.
—— Goethe und die Werther-Zeit. 150.
—— Irländische Märchen. 300. 684.
Kögel, F., Lotze's Aesthetik. 600.
Köhler. H. Novellenmappe. 122.
Kohn, M., Die Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergültigen Inhaltsangaben. 139. 299.
Kohut, A., Moses Mendelssohn und seine Familie. 438.
Kojenspritzer in Reimen für deutsche Seeleute von Nautilus. 62.
König, E. A., Wegen Mangel an Beweis. 401.
—— Spuren im Sande. 497.
Königsbrunn-Schaup, F., Der Mond. 438.
Könnecke, G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Erste bis vierte Lieferung. 621.
Kopp, H., Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. 762.
—— J., Zur Judenfrage nach den Acten des Proeesses Rohling-Bloch. 618.
Kostomarow, N., Russische Geschichte in Biographien. Nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von W. Henckel. Erste bis fünfte Lieferung. 443. Erster Band. Erster Theil: Die Herrschaft des Hauses Wladimir's des Heiligen. 574.
Krabbe, C. F., Pädagogische Erinnerungen. 230.
Krahmer, s. Kuropatkin.
Kraszewski, J. J., Der Dichter und die Welt. Uebersetzt und eingeleitet von W. Constant. 765.
Kraus, F. X., s. Real-Encyklopädie.
Krause, A., Die Tlinkit-Indianer. 10.
Kretzer, M., Drei Weiber. 549.
Krieg, der serbisch-bulgarische, bis zum Waffenstillstand. Vier Vorträge von einem preußischen Offizier. 570.
Krümmel, O., Der Ocean. 780.
Krzyzanowsky, H., Im Bruch. 662.
Küchling, H., Novellen. 613.
Kuhač, F. S., Südslawische Volkslieder. Uebertragen von E. Harmening. 259.
Kulka, E., Ueber die Umbildung der Melodie. 349.
Kuropatkin. — Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877—78. Nach Aufsätzen von General Kuropatkin, bearbeitet von Krahmer. 3tes und 4tes Heft. 26.
Kürschner, J., s. Nationalliteratur, deutsche, und Richard Wagner-Jahrbuch.

Lachmann, K., s. Lessing.
Laeroma, P. M., Formosa. 169. 721.
Ladenburg, s. Handwörterbuch der Chemie.
Laistner, L., s. Novellenschatz.
Lamber, Juliette, Eine Heidin und andere Novellen. Aus dem Französischen von M. Bruckmüller. 700.
Land, ein deutsches, in Gefahr! Zustände und Vorgänge in Liv-, Est- und Kurland. 617.
Lang, P., Bündner und Schwaben. 296.
Lange, S. G., s. Pyra.
Lasaulx, von, s. Encyklopädie der Naturwissenschaften.
Laubenheimer, A., Grundzüge der organischen Chemie. 796.

Lazarus, M., Ideale Fragen in Reden und Vorträgen. Dritte durchgesehene Auflage. 310.
Legerlotz, G., Aus guten Stunden. 195.
Leimbach, K. L., Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert. Vierter Theil, Zweite Abtheilung. Dritte, durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage. 199.
—— s. Dichter, die deutschen.
Lessing's, G. E., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. Dritte vermehrte Auflage, besorgt durch F. Muncker. Erster Band. 273. Zweiter Band. 625.
—— J., s. Dohme.
Levin, M., Iberia. Bilder aus dem spanisch-jüdischen Leben. 170.
Lexikon, militär-geographisch-statistisches, des Deutschen Reichs. Bearbeitet von E. Wahle. 27.
Lie, J., Rutland. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. 269.
Liebeslegenden. Novellen von Amalia Crescenzia. 665.
Liliencron, D. Freih. von, Adjutantenritte und andere Gedichte. 305.
—— Knut der Herr. 305.
—— Die Rantzow und die Pogwisch. 305.
Lindau, Anna, Märchen. 81.
Linden, Fr. O. zur, Melchior Hofmann, ein Prophet der Wiedertäufer. 154.
Lindner, M., Das deutsch-ostafrikanische Gebiet. 791.
Linke, O., Liebeszauber. 282.
—— Die Versuchung des heiligen Antonius. 85.
Lionheart-Zoeller, Ch., Namenlos. 765.
Lippe, Graf E. zur, Hans Joachim von Zieten. Zweite veränderte Auflage. 27.
Lippert, J., Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Erster Band. 619.
—— Die Culturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. Zweite und dritte Abtheilung. 761.
Lippmann, F., s. Dohme.
Literarische Unterhaltungen. 1. 33. 65. 97. 129. 161. 192. 225. 257. 289. 321. 353. 385. 417. 449. 481. 513. 529. 577. 609. 641. 673. 705. 737. 769. 801.
Literatur, ausländische. 14. 110. 270. 318. 398. 447. 494. 526. 558. 606. 623. 686. 814.
Literatur, deutsche. 14. 47. 78. 158. 190. 207. 254. 286. 302. 334. 383. 414. 430. 446. 463. 478. 542. 590. 606. 622. 654. 670. 701. 734. 750. 766. 782. 799. 830.
Literaturdenkmale, deutsche, des 18. und 19. Jahrunderts. In Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. 22. bis 24. Band. 518.
Löher, F. von, Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde. 93. Zweiter Band. 520.
Longé, Elisabeth, Drei neue Erzählungen. Von J. Aus dem Dänischen. Zweiter Band. Dritte Auflage. 460.
Lorenz, O., und W. Scherer, Geschichte des Elsasses. Dritte verbesserte Auflage. 249.
Loewe, Th., Ein Königsträum. 776.
Lubliner, H. (Hugo Bürger), Berlin im Kaiserreich. I. Die Gläubiger des Glücks. Dritte Auflage. 323.
Luckner, Mathilde Gräfin, Ich und Nicht-Ich. 472.

Maaß, G., Der Einfluß der Religion auf das Recht und den Staat. 659.
Mach, E., Beiträge zur Analyse der Empfindungen. 348.
Mackay, J., Anna Hermsdorff. 470.
Madách, E., Die Tragödie des Menschen. Dramatische Dichtung nach E. Paulay's Bühnenbearbeitung übersetzt von A. Fischer. 468.
Mädler, J. H. von, Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie. Vermehrt und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend umgearbeitet van H. J. Klein. 42.
Mähly, J., Pendragon. Geschichtliche Erzählung aus der Zeit Alexanders des Großen. Aus Assolant's gleichnamigem franz. Original übersetzt. 140.
Mahrenholtz, R., Voltaire's Leben und Werke. Erster Theil. 537.
Mainländer, Ph., Die Philosophie der Erlösung. Zweiter Band. Fünfte Lieferung. 602.
Malmer, M., Zwei Pilger im Osten. 532.
Mann, L., Das Wesen der Elektricität und die Aetiologie der Pest und der Cholera. 747.
Mantegazza, P., Indien. Aus dem Italienischen von H. Meister. 9.
Maercker, F. A., Schatzkästlein der Braut. Eine Verlobungsgabe. 169.
Marcusen, A., Nachgelassene Gedichte, Skizzen vom Genfersee und Novellen. 424.
Marie, Zu Vaters und Mutters Zeit. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. 296. 395.
Martersteig, M., Werner von Knonefalk. 211.
Martin, N., Dewin und Hammersee. 12.
Maurenbrecher, W., s. Taschenbuch, historisches.
Mauthner, F.. Credo. 820.
Mayer, K. A., Novellenkranz. 820.
Mejer, O., Biographisches. 616.
Melchers, K., Die geschichtliche Entwickelung des Geldwesens und der gegenwärtige Währungsstreit. Zweite Auflage. 812.
Meli, G., Lieder. Aus dem Sicilianischen von F. Gregorovius. Zweite verbesserte Auflage. 276.
Mendelssohn und Lessing. Zweite Auflage. Nebst einer Gedächtnißrede auf Moses Mendelssohn von J. H. Ritter. 626.
Messerer, T., Alpenrosen. 793.
—— In Treue fest. 183.
Meyer, M. W., Die Königin des Tages und ihre Familie. 188.
Meyer von Waldeck, F., Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. Zweite Abtheilung. 809.
Meysenbug, Malwida von, Gesammelte Erzählungen. 665.
Michaelis, Magen und Lunge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen. 733.
Milow, St., Deutsche Elegien. 145.
Mitregenten und Fremde Hände in Deutschland. 248.
Möllhausen, B., Wildes Blut. 627.
Molmenti, P. G., Die Venetianer. Aus dem Italienischen von M. Bernardi. 221.
Moritz, K. Ph., Anton Reiser. 518.
Moser, E., s. Sprüche.
Mulde, W. von der, Ein deutscher Liederstrauß. 145.
—— Ein zweiter deutscher Liederstrauß. 259.
Müller-Portius, Adelaide, Zwei Waisenkinder. 795.
Müller, W., Mythologie der deutschen Heldensage. 753.
Muncker, F., s. Lessing.
Münz, B., Lebens- und Weltfragen. 313.

Nationalliteratur, deutsche. Herausgegeben von J. Kürschner. 69ster Band. Erste Abtheilung: Lessing's Werke IX, 1: Laokoon. Herausgegeben von H. Blümner. 626.
—— —— Herausgegeben von J. Kürschner. 84. Band. Erste Abtheilung: Goethe's Werke III, 1. Gedichte, Dritter Band. I. Herausgegeben von H. Düntzer. 89. Band. Goethe's Werke VIII. Dramen. Dritter Band. Herausgegeben von K. J. Schröer. 426.
—— —— Herausgegeben von J. Kürschner. Lieferung 239—298. 199. 517. Lieferung 299—344. 822.
Neelmeyer-Vukassowitsch, H., Die Vereinigten Staaten von Amerika. 362.
Nerrlich, P., s. Ruge.
Neurath, W., Grundzüge der Volkswirthschaftslehre. 157.
Niemann, A., Das Geheimniß der Mumie. 522.
Nietzsche, F., Jenseits von Gut und Böse. 715.
Nitschmann, H., Hogia. 295.
Noé, H., Tagebuch aus Abbazia. 122.
Nordenskiöld, A. E. Freih. von, Grönland. Seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste. Autorisirte deutsche Ausgabe. 342.
Novellenschatz, neuer deutscher. Herausgegeben van P. Heyse und L. Laistner. Zehnter bis zwölfter Band. 103.
—— —— Sechzehnter Band. 794.
—— —— Dreizehnter bis funfzehnter Band. 817.

Ohorn, A., Wie sich Herzen finden. Zweite Auflage. 296.
Oelschläger, H., Engel Kirk. 369.
Oosten, G. von, Ein Sohn Polens. 460.
—— Vannina. 795.
Oosterzee, J. J. van, Die Theologie des Neuen Testaments. Zweite vermehrte Auflage. 658.
Oertel, O., Gedichte. Zweite veränderte Auflage. 689.
Oesterreichisch-ungarische Monarchie, die, in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung Sr. kais. und kön. Hoheit des Kronprinzen Erzherzog Rudolf. Erste bis elfte Lieferung. 315.
Oettinger. — Unter kurbrandenburgischer Flagge. Deutsche Colonialerfahrungen vor 200 Jahren. Nach dem Tagebuch des Chirurgen J. P. Oettinger unter Mitwirkung des kaiserl. Viceadmirals z. D. von Henk herausgegeben von D. P. Oettinger. 27.
Otto, F., Das Buch vom Alten Fritz. Vierte Auflage. 829.
Ouida, Fürstin Napraxin. 419.

Pachler, F., Das Geheimniß des Dichtens. 759.
Pall-Mall-Babylonier im Deutschen Reiche. Oeffentliche Geheimnisse von **. Zweite Auflage. 827.
Pape, J., Das Kaiser-Schauspiel. 468.
Pastor, L., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Erster Band. 642.
Paulay, E., s. Madách.
Perfall, R. von, Die Langsteiner. 764.
Petri, E., s. Jadrinzew.
Pfaff, A., Zur Erinnerung an Friedrich Oetker. 52.
—— K., Heidelberg. 790.
Pflug, F., Hodiea. 721.
Phelps, Elisabeth Stuart, Im Jenseits. 125.
Pichler, A., Vorwinter. 145.
Pigirs, G., Am Arysfee. 562.
Pitaval, deutscher. Herausgegeben von H. Blum. Erster Jahrgang. 617.
Pohle, J., Die Sternwelten und ihre Bewohner. Erster Theil. 43.
Polko, Elise, Ikarusflügel. 612.
Pomponius Gauricus, De sculptura. Mit Einleitung und Uebersetzung neu herausgegeben von H. Brockhaus. 393.
Ponsard, F., Horaz und Lydia. Im Versmaß des Originals übertragen von A. Friedmann. 3.
Portig, G., Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays. 785.
Post, A. H., Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz. 267.
Poestion, J. C., Lappländische Märchen, Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter. Mit Beiträgen von F. Liebrecht. 615.
Presse, die deutsche. Verzeichniß der im Deutschen Reiche erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften. Zweite Auflage. 797.
Pröhle, H., Harzsagen, zum Theil in der Mundart der Gebirgsbewohner gesammelt und herausgegeben. Zweite Auflage. 781.
Proelß, J., Trotz alledem! 233.
—— R., Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften. 653.
Putlitz, G. zu, Mein Heim. Zweite Auflage. 764.
Putz, G., Blätter, Blüten, Früchte. 807.
Pyra, J. J., und S. G. Lange, Freundschaftliche Lieder. 518.

Quarck, M., Die Arbeiterschutzgesetzgebung im Deutschen Reiche. 158.
Quincey, Th. de, Bekenntnisse eines Opiumessers. Deutsch von L. Ottmann. 827.

Racine, Die Gerichtsferen. (Die Proceßsüchtigen.) Uebersetzt von Dora von Gagern. 586.
Radde, G., Reisen an der persisch-russischen Grenze. Talysch und seine Bewohner. 458.
Radenhausen, C., Die echte Bibel und die falsche. 125.
—— Die Socialdemokratie. Ihre Wahrheiten und ihre Irrthümer. 157.
Ranke, J.. Der Mensch. Erster Band. 445.
—— L. von, Weltgeschichte. Sechster Theil: Zersetzung des karolingischen, Begründung des deutschen Reichs. Erste und zweite Abtheilung. Erste bis dritte Auflage. 667.
Rathgeber, J., Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit. 574.
Ratzel, F., s. Allgemeine Naturkunde.
Raudnitz, R. W., Die Findelpflege. 812.
Rauhton, H., Ueber das Gemüth. 311.
Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Herausgegeben von F. X. Kraus. 598.
Reber, F. von, Kunstgeschichte des Mittelalters. 332.
Rée, P., Die Illusion der Willensfreiheit. 294.
Reich, E., Blicke in das Menschenleben. 733.
Reichenau, Auguste von, Gedichte und Uebersetzungen. 12.
Reinhold, K. T., Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft. 53.
Religionsphilosophie auf modern-wissenschaftlicher Grundlage. Mit einem Vorwort von J. Baumann. 661.
Remy, R., Sicilianische Novellen. 283.
Renatus, J., Lebensskizzen aus ernsten und heitern Tagen. 205.
Renz, B., Feurige Kohlen. 561.
Resch, P., Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. 52.
—— Die Entwickelungsstufen der Volkswirthschaft. 811.
Rethwisch, E., Sängerfahrten. Zweite Auflage. 758.
—— Schattenbilder. 471.
—— Der Stein der Weisen. 460.
Reuß, Elly (E. Relly), Erreichte Ziele. 721.
Reymond, M., Der kleine Schweninger. 170.
Richard, P., Abel, König von Dänemark. 583.
Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von J. Kürschner. Erster Band. 731.
Richter, A., s. Sander.
Ried, Paula, Die Osteringen-Haldenstein. 183.
Ritter, C. G., Der Raub der Sabinerinnen. 632.
—— J. H., s. Mendelssohn.
Rittershaus, E., Das Buch der Leidenschaft. Zweite Auflage. 689.
Roeber, F., Literatur und Kunst im Wupperthal bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts. 299.
Rocholl, D., Dunkle Bilder aus dem Wanderleben. 278.
Rochow. — Literarische Correspondenz des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow mit seinen Freunden. Neu herausgegeben und vermehrt von F. Jonas. 230.
Rodenberg, J., Bilder aus dem berliner Leben. 263. Zweite Auflage. 792.
Roeder, E., Gedichte. 806.
Rohlfs, G., Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. 3. Ausg. 168.
—— Von Tripolis nach Alexandrien. 3. Ausg. 168.
Rolle, F., s. Eneyklopädie der Naturwissenschaften.
Romundt, H., Ein neuer Paulus. 715.
Ropp, Freih. von der, s. Busken-Huet.
Rosenberg, A., Geschichte der modernen Kunst. Zweiter Band. 7. und 8. Lieferung. 599.
Rosenthal, H., Worte des Sammlers (Koheleth). Aus dem hebräischen Urtext in deutsche Reime gebracht. 411.
Rosenthal-Bonin, H., Stromschnellen. 474. 821.
Roskowska, M. von, Im Strudel der Hauptstadt. 764.
Rothe's, R., Entwürfe zu den Abendandachten über die Briefe Pauli an den Timotheus und Titus. Aus dem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von K. Palmié. Zweite verbesserte Auflage. 658.
Rothenburg, Adelheid von, Die Nähterin von Stettin. Zweite Auflage. 183.
Röttger, R., Das Wetter und die Erde. 749.
Rudolf, Erzherzog, s. Oesterreichisch-ungarische Monarchie.
Rudolph, M., Für wen? 341.
Ruge's, A., Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880. Herausgegeben von P. Nerrlich. 374.
Rühlmann, R., Handbuch der mechanischen Wärmetheorie. 188.
Rustmann, W., Alte Steine in neuer Fassung. 781.

Sack, E., Schlaglichter zur Volksbildung. Erstes Heft. 230. Zweites bis viertes Heft. 779.
Samosch, S., Machiavelli als Komödiendichter und italienische Profile. 685.
Sander, W., und A. Richter, Die Beziehungen zwischen Geistesstörung und Verbrechen. 554.
Sauer, A., Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Literatur. 428.
Schaafhausen, H., Anthropologische Studien. 605.
Schack, A. F. Graf von, Memnon. 209.
Schack von Igar (Elfriede Jaksch), Licht, mehr Licht! 627.
Schäfer, W., Die Nationalökonomie und die neuere deutsche Gesetzgebung. 812.
Schäffle, A. L. L., Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. 119.
Schandorph, S., Ohne innern Halt. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegeler. Dritte Auflage. 35.
Schellwien, R., Optische Häresien. 746.
Scherenberg, E., Germania. 12.
Scherer, W., s. Lorenz.
Scherr, J., Gestalten und Geschichten. 763.
Scherzer, K. von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. 555.
Schiemann, Th., Historische Darstellungen und archivalische Studien. 595.
Schirmer, E., Gesiegt. 765.
Schlaegel, M. von, Hartes Holz. 699.
Schlenther, P., Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. 550.
—— s. Dänische Schaubühne.
Schliemann, H., Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Mit Vorrede von F. Adler und Beiträgen von W. Dörpfeld. 21.
Schmeding, J., Die classische Bildung in der Gegenwart. 647.
Schmick, J. H., Die Unsterblichkeit der Seele naturwissenschaftlich und philosophisch begründet. 293.

Schmidt-Cabanis, R., Allerlei nette Pflanzen. 169.
—— Spatzenliebe und Leben. 169.
—— Brummstimmen der Zeit. 522.
Schmidt, E., s. Schriften der Goethe-Gesellschaft.
—— M., Die wilde Braut. Der Trankl-simmet. 792.
Schmidt-Stoltenburg, L., Sieben Freier im Hause. 470.
Schneegans, A., Aus fernen Landen. 497.
Schneider, W., Die Naturvölker. Misverständnisse, Misdeutungen und Mishandlungen. Erster Theil. 284.
Schöler, Charlotte von, Mattias von Zwifalten. 662.
—— Der Rathsherr von Trier. 17.
Scholler, K. Ph., Dramen. 469.
Schönberg, G. von, Die Socialpolitik des Deutschen Reichs. 812.
Schöne, A., s. Briefwechsel.
Schönfeld, P., Satiren und Epigramme. 371.
Schottky, E., Clytia. 461.
Schrattenthal, K., s. Alrune.
Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage der Vorstandes herausgegeben von E. Schmidt. Erster Band: Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalie. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. 545.
Schröer, K. J., s. Goethe und National-Literatur.
Schubin, O., Erinnerungen eines alten Oesterreichers. 595.
Schücking, L., Recht und Liebe. 460.
Schulze, Ad., s. Tscheng Ki Tong.
—— G. von, Gedichte. 571.
Schumann, J. C. G., Dr. Karl Kehr. Ein Meister der deutschen Volksschule und Lehrerbildung nach Erinnerungen und Briefen an Freunde. 230.
Schurz, K., The New South. 362.
Schweichel, R., Camilla. 521.
Schweiz, die, im Kriegsfalle. 26.
Schwetschke, E., Politische und unpolitische deutsche Lieder. 145.
Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Herausgegeben von O. Sutermeister. (Heft 26—33.) 74.
Sebregondi, Maria, Lenzen di, Rau von Nettelhorst. 612.
Secchi, A., Die Einheit der Naturkräfte. Autorisirte Uebersetzung von L. R. Schulze. Zweite revidirte Auflage. 41.
Segebarth, J., De Darsser Smuggler. 461.
—— Ut de Demokratentid. 87.
Segert, Anna, In stillen Stunden. 804.
Seiffert, J., Die Verirrungen des menschlichen Geistes, als Zeitkrankheiten auftretend. 827.
Semmig, H., Ein Genzianenstrauß. 150.
—— Rhein, Rön und Loire. 810.
Seuffert, B., s. Literaturdenkmale, deutsche.
Seventornen, A. von, Lessing in Wolfenbüttel. Erstes Bändchen. 360.
Shakespeare, W., Imogen. (Cymbelin.) Mit freier Benutzung der Hertzbergschen Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von H. Bulthaupt. 28.
Siedmogrodska, Henriette von, Aus dem Leben. 171.
Siemssen, H. J., Aus meinen Mußestunden. 341.
Silberstein, A., s. Bartók.
Simonsfeld, H., Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte. 90.
Singer, J., Sollen die Juden Christen werden? Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 51.
Sirius, P., Lieder. 145.
Sloet, L., Sünden der Väter. 401.
Soldaten- und Kriegslieder, deutsche, aus fünf Jahrhunderten. (1386—1871.) Gesammelt und herausgegeben von H. Ziegler. 589.
Soetbeer, H., Die Stellung der Socialisten zur Malthus'schen Bevölkerungslehre. 812.
Spengler, H., Aus der Verbrecherwelt. Zweite vermehrte Auflage. 562.
Spielberg, O., Das Menschenideal und seine Erfüllung. 313.
Spielhagen, F., An der Heilquelle. Vierte Auflage. 6.
Spitta, H., Einleitung in die Psychologie als Wissenschaft. 773.
Spitzer, S., Die Uhr. 795.
Sprachenrechte, die, in den Staaten gemischter Nationolität. 120.
Springer, R., Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Vierte vermehrte Auflage. 393.
Sprüche, Sentenzen, Aphorismen und Epigramme lebender deutscher Dichter. Gesammelt und herausgegeben von E. Moser. 621.
Stanley, H. M., Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. 163.
—— Wie ich Livingstone fand. 2. Aufl. 165.
Stegemann, R., Deutschlands coloniale Politik. 49.
Stein, L., Gedichte. 757.
—— L. von, Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Zweiter Theil: Die Finanzverwaltung Europas. Erste Abtheilung: Der Staatshaushalt, die Staatsausgaben, die wirthschaftlichen Staatseinnahmen und der allgemeine Thetl der Steuerlehre. Fünfte, neubearbeitete Auflage. 156. Zweiter Theil. Dritte Abtheilung. 811.
Steinen, K. von den, Durch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingú im J. 1884. 524.
Stengel, K. Freih. von, Die staats- und völkerrechtliche Stellung der deutschen „Colonien" und ihre zukünftige Verfassung. 618.
Stern, A., Christliche Erzählungen des In- und Auslandes. Siebenter Band: Ida May, oder durch Nacht zum Licht. Frei nach dem Englischen. Achter Band: Der Glockenspieler von Gent. Frei nach dem Englischen. 183.
—— Drei venezianische Novellen. 486.
Steyr, H., Ein Praktikus. 28.
Stieler, K., Aus Fremde und Heimat. 789.
—— Drei Buschen. Weil's mi' freut. Habt's a Schneid. Um Sunnawend. 259.
—— Durch Krieg zum Frieden. Mit einem Vorwort von F. Ratzel. 570.
—— Natur- und Lebensbilder aus den Alpen. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. 241.
Stockton, F. R., Ruderheim. Autorisirte deutsche Ausgabe von M. Jacobi. 706.
Stommel, K., Die Kunst gesund zu werden. 733.
Stöpel, F., Die Wirthschafts- und Socialpolitik des Fürsten Bismarck. 158.
Storck, W., Hundert altportugiesische Lieder. 461.
Strand, G., Atalanta von der Hege. 88.
Stranitzky, J. A., Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi. 396.
Stretton, Hesba, Der Schatzmeister des Herrn. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Daniel. 183.
Strümpell, L., Die Einleitung in die Philosophie vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie. 217.
Stuart, C., Graf Lothar. 584.
Sturm, J., Bunte Blätter. 108.
Sudermann, H., Im Zwielicht. 819.
Sutermeister, O., s. Schwizer-Dütsch.
Suttner, A. von, Der Battono. 360.
—— Daredjan. 84. 206.
—— B. von, Ein Manuscript. 82.

Taine, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Dritte Abtheilung. 374.
Tandler, J., Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. 689.
Taschenbuch, historisches. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. 476.
Tauscher, J., Geschichte der Jahre 1815 bis 1871. Zweite und dritte Lieferung. 237.
Tegnér's, E., poetische Werke. Deutsch von P. J. Willatzen. 54.
Telmann, K., Menschenschicksale. Achte Folge. 17.
—— Moderne Ideale. 627.
—— Vom Wegrand. 460.
Tenger, Mariam, Hann Kuljevich. 764.
Tharau, H.,, Die Studiengenossen. Zweite Auflage. 612.
Theater und Musik. 15. 30. 94. 126. 174. 222. 302. 654. 671. 702.
Thikötter, J., Einhard und Imma. 295.
Thilo vom Walde, A Singvägerle. 689.
Thomson, J., Durch Massai-Land. Aus dem Englischen von W. von Frecden. 165.
Toeche, Th., Leopold von Ranke an seinem neunzigsten Geburtstage 21. December 1885. Ansprachen und Zuschriften. 347.
Tolstoi, Graf L., Die Kosaken. Aus dem Russischen von G. Kenchel. 401.
Tomaschek, K., Schiller's Wallenstein. Zweite Auflage. 413.
Topelius, Z., Jugendträume. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. 67.
Trinius, A., Vom grünen Strand der Spree. 686.
Trönner, R., Wilhelmshöhe. 740.
Tschabuschnigg, A. Ritter von, Ironie des Lebens. Zweite Auflage. 323.
Tschackert, P., Evangelische Polemik gegen die römische Kirche. 118.
Tscheng Ki Tong, China und die Chinesen, übersetzt von A. Schulze. 150.
Turner, A., Die Kraft und die Materie im Raume. 501.

Urbanitzky, A. Ritter von, Blitz und Blitz-Schutzvorrichtungen. 43.

Urbanitzky, A. Ritter von, Elektricität und Magnetismus im Alterthum. 748.
Urtheile, ausländische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 62. 142. 238. 350. 430. 510. 638. 718.
Urväter-Hausrath in Spruch und Lehre. Von dem Herausgeber der „Deutschen Inschriften an Haus und Geräth". 589.

Vámbéry, H., Das Türkenvolk in seinem ethnologischen und ethnographischen Beziehungen geschildert. 71.
Vigny, A. de, Soldatenschicksal. Uebertragen von J. Karsten. 122.
Vischer, R., Studien zur Kunstgeschichte. 601.
Vogt, J., Beiträge zur Gymnasialpädagogik. I. Das Alumnatswesen auf dem evangelischen Gymnasium A. B. zu Kronstadt ꝛc. 650.
Volger, A., Die Wogenbraut. 12.
Volkelt, J., Erfahrung und Denken. 98.
Volz, B., Henry M. Stanley's Reise durch den dunklen Welttheil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet. 3. Aufl. 165.
Voß, R., Der Sohn der Volskerin. 482.

Wagener, B., Strandgut. 205.
—— H., Die kleine aber mächtige Partei. 117.
Wahle, E., s. Lexikon.
Waldmüller, R. (E. Duboc), Um eine Perle. 58.
Wald-Zedtwitz, E. von, Das Mädchen von Santi-Quaranta. 706.
Wallaschek, R., Ideen zur praktischen Philosophie. 502. 771.
Walling, G., Vom Land des Weins und der Gesänge. 438.
Walter, G., In freier Luft. 706.
—— G. E., Candidat Müller. 764.
Wanderbilder, europäische. (Nr. 87. 88. 96—102.) 790.
Warner, E., Briefe moderner Dunkelmänner. 51.
Warren, L., Im Hörselberg. 721.
Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat. Zweite Auflage. 69.
Washburn, C. A., Political Evolution. 362.
Weber, C. von, Vier tragische Novellen. 793.
—— Th., Emil Du Boys-Reimond. 772.
Wedde, J., Grüße des Werdenden. Zweite, mit Erläuterungen versehene Ausgabe. 425.
Weddigen, F. H. O., Gedichte aus der Heimat und aus Italien. 805.
Wedekind, O., Die Réfugié's. 91.
Wehl, F., Fünfzehn Jahre stuttgarter Hoftheaterleitung. 328.
Weill, A., Knittelverse eines elsässer Propheten. 412.
Weinkauff, F., s. Almania.
Weise, K., Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. 294.
Weitbrecht, R., Das Gudrunlied. In neuhochdeutschen Versen nachgedichtet. 436.
—— Klopstock's Messias in ausgewählten Stücken. 489.
Wendlandt, W., Magnus. 219.
Wengen, F. von der, Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. 190. 568.
Werder, Anna von, Professor Irrgang. 17.
Wereschagin, W. W., Skizzen und Erininnerungen. Aus dem Russischen übersetzt von E. Kretschmann. 809.
—— und Frau, Reiseskizzen aus Indien. II: Kaschmir. Ladak. 809.
Wiener Neudrucke. Nr. 9. 10 und 11, s. Zingerle und Stranitzky.
Wiese, H., s. Harms.
Wildenbruch, E. von, Christoph Marlow. 675.
—— Das neue Gebot. 675.
Wildenradt, J. von, Schön-Düweke. 614. 721.
Windisch, C., s. Curtius.
Winter, J., Gedichte. 423.
Winterfeld, A. von, Der Kamerad von der Garde. 207.
—— Der Kegelclub. 706.
Witte, E., Unser Geldwesen, seine Schäden und seine Verbesserung. 812.
Wissen, unser, von der Erde. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von A. Kirchhoff. Erster Band. 31ste—50ste Lief. 11.
Wodiczka, V., Aus Herrn Walther's jungen Tagen. 706.
Wolf, F. O., Wallis und Chamonix. Drittes Heft: Die Visperthäler. 790.
Wundt, W., Essays. 201.
—— Ethik. 829.
Wychgram, J., Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich. 649.

Xanthippus, s. Kalypso.

Zehender, F., Literarische Abende für den Familienkreis. 413.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit mehreren Gelehrten gegründet von J. E. Fichte und H. Ulrici, redigirt von A. Krohn und Falckenberg. Neue Folge. 182. 89sten Bandes erstes Heft. 602.
Zell, B. W., Kloster Friedlands letzte Aebtissin. 721.
—— Das Märchen vom Glück. 665.
Zeller, E., Friedrich der Große als Philosoph. 694.
Zernin, G., Erinnerungen an Dr. Joseph Victor von Scheffel. 654.
Ziegler, H., Alte Geschütz-Inschriften. 135.
—— s. Soldaten- und Kriegslieder.
—— Th., Geschichte der christlichen Ethik. 657.
Ziemssen, L., Freudvoll und Leidvoll. Zweite Auflage. 699.
Zingerle, O., Sterzinger Spiele, nach Aufzeichnungen des Vigil Raber. Erstes und zweites Bändchen: Fastnachtsspiele. 396.
Zöller, H., Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste. 4 Bände. 166.
Zollern, H. von, Vom Fels zum Meer. 595.
Zu Leopold von Ranke's Heimgang. 829.
Zu spät erkannt. Ein Zeitbild 1871—1873. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". 682.
Zwei Geschichten aus dem vollen Leben von *_*. 818.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1886.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Das Bühnenrepertoire und die Dichter. Von Rudolf von Gottschall. — Neue Dramen. Von Heinrich Bulthaupt. — Eine Novelle Friedrich Spielhagen's. Von Rudolf von Gottschall. — Reiseschriften. Von Alfred Kirchhoff. — Neue Dichtungen. Von Ernst Ziel. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Das Bühnenrepertoire und die Dichter.

Ohne Frage ist das Repertoire der deutschen Bühnen, wenn es auch die classischen Ueberlieferungen noch hochhält und dadurch die Bürgschaft gibt, daß es Stil und Ton der hohen Dichtung nicht auf den Aussterbeetat setzen will, doch in Bezug auf das durchschnittliche Niveau etwas gesunken, indem das leichteste Genre überwiegt, die moderne Tragödie nur geringe und ausnahmsweise Pflege findet. Wenn das letztere auch in den vorausgehenden Jahrzehnten mehr oder weniger der Fall war, so hielt sich doch das damals die Theater beherrschende Lustspiel auf einer gewissen literarischen Höhe, von der es jetzt jählings herabgesunken ist: die Aera Benedix war in dieser Hinsicht vornehmer als die Aera Moser.

Klagt man die Directionen an, daß sie durch ein so seichtes Repertoire den Geschmack des Publikums verderben, so erwidern diese, ernste Dramen fänden nur leere Häuser; sie müßten, um ihren Etat zu decken, um ihr Institut aufrecht zu erhalten, vorzugsweise zur leichtern Waare greifen; es gelte für sie einen Kampf ums Dasein; und da viele derselben Speculanten in höherm Stil sind, so gilt derjenige für den besten Geschäftsmann, der die höchsten Einnahmen macht, und sie setzen darein ihren Ehrgeiz. Den Privatbühnen stellt man nun gern die reich dotirten Hoftheater gegenüber; diese sind doch nicht abhängig vom Geschmack der großen Menge. Und doch versichern nicht nur viele Directoren, daß es ihnen durchaus nicht in den Sinn komme, dem Publikum Stücke octroyiren zu wollen, welche ihm nicht gefielen, sondern auch die Hoftheaterintendanten bewegen sich nicht in jenem reinen Olymp der Kunst, der nicht von den geschäftlichen Sorgen umnebelt wird. Freilich bankrott kann ein auf die Civilliste oder die Privatschatulle des Fürsten sich stützendes Hoftheater nicht so leicht werden; aber ein Deficit ist immer ein misliches Ding, welches dem Intendanten schlaflose Nächte macht und ihm gelegentlich eine Nase seitens des Hausministeriums zuzieht, die keinenfalls zu den Annehmlichkeiten eines Hoftheaterbeamten gehört. Möglichst große Einnahmen sind auch hier ein erwünschtes Ziel des Strebens, sind des Schweißes der Edeln werth; auch diese hochthronenden Theatergötter sind also dem gemeinen Los der Sterblichen verfallen; auch sie sind in den Kampf ums Dasein verstrickt, wenn er auch dort oben mit minder scharfen Waffen ausgekämpft wird.

So stehen wir vor einem anscheinend unlösbaren Dilemma; die Directionen schieben die Schuld des schlechten Repertoires dem Publikum zu; der gebildetere Theil des Publikums und die Kritik macht die Directionen dafür verantwortlich; wer soll nun bei dieser trostlosen Zwickmühle den Anfang damit machen und eine bessere Aera für die Bühne heraufzuführen suchen? Den Directionen würde es ganz gleichgültig sein, ob sie große Einnahmen bei classischen oder bei nichtclassischen Werken machen; sie huldigen auch dem ewig Schönen, wenn es nur günstige Kassenrapporte mit sich bringt; ja viele sind bereit, ihren Privatgeschmack, der sich den lustigen Nichtigkeiten zuneigt und vor der Tragödie einen wahren Abscheu empfindet, auf dem Altar der Kunst zum Opfer zu bringen, wenn ihnen dafür nur ein finanzieller Segen aus den Wolken fällt.

Das Publikum verhält sich meistens passiv; vielleicht empfindet es einmal infolge kritischer Bußreden oder des Interesses für einzelne Darsteller und Darstellerinnen, welche gerade in der Tragödie Treffliches leisten, ein menschliches Regen, und wäre zu einer Wandlung seines Geschmacks geneigt; aber die Directionen, weil sie keine Kunde davon haben, lassen den günstigen Zeitpunkt vorübergehen, fahren fort mit der Aufführung ihrer sogenannten Kassenstücke, und der Thespiskarren bewegt sich nach wie vor im alten Gleise.

Einen schwachen Trost mag es gewähren, daß schon in unserer classischen Epoche dieselben Klagen sich vernehmen ließen, und daß schon damals hervorragende Dramaturgen auf eine Abhülfe dieser Missstände bedacht waren. Der spätere braunschweigische Hoftheaterdirector August Klingemann ließ im Jahre 1802 eine kleine Schrift erscheinen: „Was für Grundsätze müssen einen Theaterdirector bei der Auswahl der aufzuführenden Stücke leiten?" (Leipzig, Wilhelm Reim). Er war damals noch ein junger Mann, hatte sich als Bühnendichter noch nicht hervorgethan, wie später durch seinen „Faust" und „Luther", und sprach auch nicht als erfahrener Bühnenleiter: es war der jugendliche Reformdrang, der ihm diese Schrift dictirte. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß sie in der Blütenepoche der Schiller'schen Dramatik erschien, in welcher der Genius dieses Dichters alljährlich ein dauerndes Meisterwerk schuf. Damals konnte Klingemann sagen, manche Theaterdirection fröhne so sehr dem herrschenden Geschmack, daß Iffland'sche und Kotzebue'sche Stücke stets miteinander abwechseln und ein Schauspiel von einem andern Dichter, wenn es einmal dazwischen sich einschleicht, wie eine fremdartige Erscheinung zu betrachten ist. Also auch Schiller's Tragödien bei manchen Theatern! Diesem Unwesen abzuhelfen, wollte nun Klingemann einige Winke ertheilen, wie eine Theaterdirection ihr Repertoire zu bilden habe. Er unterscheidet zwischen den Ansprüchen der Kunstrichter, die sich nur durch die Gesetze der Kunst, welche für sie das Höchste sind, bestimmen lassen, und denen des großen Publikums, welches vergnügt sein will, und das „Abällino" und „Die Jungfrau von Orleans", „Wallenstein" und „Gustav Wasa", Stücke, welche die Kritik schlechterdings nicht nebeneinander stellen kann, gewöhnlich mit gleichem Beifall aufnimmt, ja die von der Kritik verurtheilten oft noch höher auszeichnet als die entgegengesetzten. Dann fährt Klingemann fort: „Die gewöhnliche jetzige Lage einer Theaterdirection macht sie nun aber von dem Haufen abhängig, da dieser allein in Beziehung auf die ökonomischen Verhältnisse in Betracht kommt. Jetzt ist die Frage: soll eine Theaterdirection sich gegen den allgemeinen Theil auflehnen, in der Wahl ihrer Stücke nur höhern Gesetzen der Kritik folgen und sich aufopfern? Oder soll sie auf Kosten des bessern Geschmacks dem Publikum allein huldigen, mit dem Kunstrichter brechen und zum Haufen selbst herabsinken? Wenn wir hier keinen Mittelweg auffinden, so ist eine vernünftige Entscheidung unmöglich, da wir zwischen zwei gleich großen Uebeln zu wählen haben." Jene wohl aufzuwerfende Frage ist für die Gegenwart noch immer von gleicher Bedeutung wie damals; die rechte Antwort in der Praxis scheint noch immer nicht gefunden zu sein und die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Directionen bis hinauf zu den vornehmsten erklärt sich ohne weiteres für die unbedingte Abhängigkeit vom Geschmack der Menge. Hören wir nun Klingemann's vermittelnde Vorschläge. Alles absolut Schlechte sei geradezu zu verwerfen, selbst wenn die Aufführung der Kasse noch so zuträglich schiene; insoweit wenigstens müsse der gute Geschmack geschont werden, daß man ihm nicht etwas, wovon er sich geradezu abwenden müsse, vor die Augen bringe. Unbedeutende Stücke, welche die Kritik nicht ertragen, wird man nun so leichter unbeachtet lassen können, da überhaupt von ihrer Aufführung in ökonomischer Hinsicht wenig Vortheil zu erwarten ist. Klingemann verwirft es, wenn eine Direction die Stücke gewisser Lieblingsautoren ausschließlich oder vorzugsweise dem Publikum vorführt, nur weil sie die Kasse füllen. Darüber läßt sich heutzutage ein berechtigtes Klagelied singen, denn für sehr viele Directionen existiren nur gewisse Autoren, die en vogue sind, und nur diese lösen sich auf dem Theaterzettel ab. Mannichfaltig in Rücksicht auf die darzustellenden Stücke, sagt Klingemann, kann eine Direction sein, ohne sich aufzuopfern. Einzelne Lieblingsstücke lasse man immer mit durchlaufen; vorzüglich solche der abenteuerlichen Art, die das Publikum so lange sieht, bis zuletzt nichts mehr von ihnen zu sehen übrig ist und das nackte Gerüste allein dasteht, bei dem die schiefe, übel ineinandergefügte Zusammensetzung von selbst ohne weiteres einleuchtet. Vortreffliche Stücke dagegen, selbst wenn sie keine Kassenstücke sein sollten, ist eine rechtliche Direction zu geben verpflichtet des gebildeten Theils der Zuschauer wegen, welcher dergleichen Benefize doch zuweilen für sich fordern kann, selbst wenn anfangs der ungebildete Haufe weniger Antheil nehmen sollte. Die Sucht nach dem Neuen, die bei einer großen Anzahl leidenschaftlich geworden ist, scheint, wenn ihr nicht gehörige Schranken gesetzt werden, ebenfalls verderblich. Dem herzuströmenden schlechten Geschmack wird dadurch die Bahn gebrochen, weil die Anzahl verwerflicher Stücke in unserer neuen Literatur bei weitem die größte ist. Vorzüglich wird indeß auch hier die Mannichfaltigkeit das Uebel verhindern, und eine vernünftige Direction sucht in ihrer Auswahl ältere Stücke mit neuen gehörig abwechseln zu lassen, da wir unter den ältern Meisterwerke besitzen, die billig nie veralten sollten.

Auch eine Stufenfolge in der Auswahl der Stücke, eine Vorbereitung auf das Höhere durch langsame Annäherung verlangt Klingemann, der sein vermittelndes Princip in die goldenen Worte zusammenfaßt, die noch heute ihren guten Klang bewahren: „Der Haufe läßt sich nicht zwingen, und er wird revolutionirend, sobald er sich in seinen Ansprüchen unterdrückt sieht, aber er läßt sich unvermerkt leiten, und durch leise Berührung läßt sich der Sinn, der ihm allein mangelt, ausbilden, sodaß er allmählich auf

einen höhern Standpunkt sich gesetzt sieht. Nun scheint aber keine Anstalt dazu geeigneter als das Theater, weil es bei seinen Verhältnissen zugleich den allgemeinen Geschmack beherrschen kann, indem es sich ihm nur zu unterwerfen scheint."

Gewiß, die Initiative für einen Aufschwung des Repertoires kann nur von den Directionen ausgehen, indem sie den großen Haufen, wie man es damals nannte, bei allen Zugeständnissen an seinen Geschmack und an die Bedürfnisse der Theaterkasse, doch mit sanfter Allmählichkeit den Weg in die Höhe führen. Dazu gehört freilich, daß die Bühnenleiter mit Bezug auf ihre Bildung nicht selbst zum großen Haufen gehören. Das Publikum hat dem Theater gegenüber keine Initiative. Unterstützt aber kann das Bestreben der Directionen durch die Kritik werden, wenn diese nicht selbst nur die Bulletins des Erfolgs schreibt und dem schlechten Geschmack ihre Hekatomben darbringt. Das geschieht aber leider jetzt noch so oft wie früher, wo Klingemann die wahren Kunstverehrer von den „Subjecten" aus der Zahl derjenigen unterschied, die den größten Theil der Mitarbeiter an den kritischen Theaterjournalen und dergleichen Zeitschriften ausmachen, die ohne Beruf und Einsicht freche Urtheile fällen.

Rudolf von Gottschall.

Neue Dramen.

1. Tausch enttäuscht. Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Jordan. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag. 1884. 8. 2 M.
2. Horaz und Lydia. Lustspiel in einem Act von F. Ponsard. Im Versmaß des Originals übertragen von Alfred Friedmann. Leipzig, Reißner. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Ein zweischneidiges Schwert. Trauerspiel in fünf Acten von Adolf Fleischmann. Wien, Martin.
4. Die letzten Camilli. Trauerspiel in fünf Acten und einem Vorspiele. Von dem Verfasser des Romans „Julia Festilla". Salzburg, Kerber. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wilhelm Jordan bringt uns in seinem fünfactigen Lustspiel „Tausch enttäuscht" (Nr. 1) in zweiter Auflage eine jener graziösen Verskomödien, die zwar bei andern Nationen Vorbilder und Geschwister finden, für Deutschland jedoch eine diesem Dichter ausschließlich angehörige eigene Gattung sind. Schon die überaus kunstvoll gehandhabte, reichverschlungene und -verzierte Form hebt diese Schöpfungen aus dem Bereich des alltäglich Wirklichen und unterhält uns, anstatt die Leidenschaften ernsthaft zu bewegen, mit einem anmuthigen Maskenspiel, das gleichwol auf einer feinen und sichern psychologischen Beobachtung beruht. Auf dem Gebiete der Oper bringen viele der ältern Italiener, Cimarosa's „Heimliche Ehe", von den classischen Werken „Cosi fan tutte" und halb und halb auch der „Figaro", diese specifische Komödienwirkung hervor. Das Stoffliche wird in ihrem geistreichen Formenspiel federleicht, und die Schmeicheleien, die der Dichter dem Ohr bereitet, lassen uns gelegentlich auch über eine seelische oder gesellschaftliche Gewagtheit oder Unmöglichkeit hinwegsehen. Eine gewisse Aehnlichkeit mit Jordan's ältern Verslustspielen „Durchs Ohr" und „Sein Zwillingsbruder" verleugnet „Tausch enttäuscht" nicht, und die Gestalten der „Donna Diana" tauchen schattenhaft auch neben diesen modernsten Menschen auf. Das Problem ist diesmal die Bewährung des Satzes, daß die entgegengesetzten Pole sich anziehen. In „Durch Ohr" fanden sich die gleichgestimmten Gemüther, Heinrich und Klara, Robert und Mathilde; in „Tausch enttäuscht" finden sich die Extreme zu dauerhaftem Bunde zusammen. Einen ähnlichen Gegenstand brachte jüngst Lothar Clement in seinem Lustspiel „Die vier Temperamente" auf die Bühne. Jordan's Liebespaare bekommen sich als Verlobte gegenseitig satt: die romantische Mathilde sehnt sich von ihrem verständigen Liebhaber, dem Rübenzüchter Ernst, fort und glaubt in dem dichterischen Max ihr Ideal und Heil zu finden; dieser löst sich von seiner Braut, der klugen, einfachen Emma los, die den praktischen Ernst nun plötzlich weit lebhafter als seine Mathilde anzieht. Man tauscht sich also probeweise gegenseitig aus, um sich amerikanisch kennen zu lernen, und die Väter der beiden jungen Damen gestatten den Versuchspaaren vierzehn Valentinstage, mit der Bedingniß selbstredend, daß über den Handkuß hinaus keine Zärtlichkeit und Freiheit des Verkehrs (das „Du" ausgenommen) erlaubt sein soll. In Bezug auf die Wahrscheinlichkeit und Schicklichkeit dieses Zusammenlebens mögen dem Verfasser einige Zweifel gekommen sein, sonst würde er den möglichen Vorwurf der Frivolität wol kaum mit solchem Pathos zurückgewiesen haben, wie er es in den Worten des Gerichtspräsidenten Fülleborn, des Vaters der Mathilde thut, Worte, die ganz unverkennbar mehr dem Publikum als seinem Partner Hagenau gelten:

Es ist kein Spiel, es ist ein ernstes Prüfen
Zur schwersten Pflicht, der Mann und Weib sich weiht.
Wenn minder leicht sich unsere Ehen schüfen,
Sie wären seltner innerlich entzweit.
Ist das frivol, in lautrer Form und Weise
Zu forschen, ob zur langen Lebensreise
Dein eignes Wesen für den andern Theil
Und seines dir verbürge Glück und Heil?
Frivol ist's, Glück als Wunder zu erwarten,
Wo zwei sich blind im ersten Rausche paarten.
Frivol ist's, wenn wir wähnen, unsrer Wahl
Werd' auch der Himmel seinen Segen geben,
Weil wir beim Cotillon im glatten Saal
So leicht und lustig in die Runde schweben;
Weil so romantisch eines Mädchens Reiz
Erhöht ein Regenbogen in der Schweiz. —
Kurz, diese kühnste, richtigste der Curen
Des Irrthums allzu ähnlicher Naturen

Ist edel auch und hält die Sitte heilig.
(Sehr stark.)
Die selbst Verdorbnen, Sittenlosen freilich
Begeifern sie gewiß mit schnödem Scherz,
(Halb-zu den Zuschauern, mit äußerstem Nachdruck)
Doch Anstoß nimmt an ihr kein deutsches Herz.

Das ist sehr ernst, überzeugend und wahr, aber für dies heitere Spiel, in dem es auf etwas mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit nebenbei gar nicht ankommt, ist es doch allzu deutlich und absichtsvoll, auch ohne den nationalen Schluß, der einer wohlfeilen captatio gleicht und ganz im Widerspruch mit Jordan's sonstiger vornehm künstlerischer Art steht. Daß die Paare schließlich einsehen, die Gleichheit erzeuge Langeweile, daß die ursprüngliche Liebe wieder hervorbricht und alles in Wohlgefallen endet, versteht sich von selbst. Die alten Komödienmittel, Verstecken und Lauschen, Verwechselung und Vermummung, helfen diese Lösung herbeiführen, und mit folgenden Worten, die Jordan auf spanische Art seine Personen sich ablösend sprechen läßt, die hier aber der Einfachheit wegen im Zusammenhang stehen mögen, wie sie gedichtet sind, schließt das gefällige Werk:

Was zu spät durch schweres Leid
Oft bewußt wird andern Paaren,
Haben wir zu rechter Zeit
Durch den Tausch enttäuscht erfahren.
Wenn es für das Leben gilt,
Wähle nicht dein Ebenbild.
Wahres Glück erreichen nicht
Die verwandt von gleichem Licht
Irreführend Glänzenden.
Soll der Bund von Segen sein,
Schließ' ihn mit dem Gegenschein —
Denn die rechte Wanderspur
Finden miteinander nur
Die sich voll Ergänzenden.

Dem Charakter nach schließt sich F. Ponsard's „Horaz und Lydia", von Alfred Friedmann übersetzt (Nr. 2), hier passend an. Es ist eins der zierlichsten Proverbes, voll Anmuth, Geist und schöner Sinnlichkeit, welches das alte Thema von dem Schmollen des Liebespaares mit dem üblichen Entwickelungsgang durch die gegenseitige Erweckung der Eifersucht bis zur endlichen Versöhnung behandelt und ihm durch die antiken Beziehungen einen neuen, originellen Reiz verleiht. Wie oft der Gegenstand bei allen Völkern variirt ist, deutet der Uebersetzer in einem einleitenden hexametrischen Gedicht, das an den wiener Kunstkritiker und Lyriker Max Kalbeck gerichtet ist, an. Einige Partien in der Ponsard'schen Plauderei rufen die Erinnerung an Goethe's „Laune des Verliebten" wach, neuerdings sind Gensichen mit seiner „Lydia", Hermann Lingg mit dem liebenswürdigen Einacter „Clytia" in ähnlichen Gleisen gewandelt. Ponsard aber, der Dichter der „Lucrèce" und des „Lion amoureux" (den der Schauspieler Emerich Robert vor etwa zehn Jahren ohne sonderliches Glück auf die deutschen Theater zu verpflanzen versuchte) verdient den Vorzug, und Friedmann das Lob, dem Original getreu und gefällig nachgedichtet zu haben. Das Widmungsgedicht machte mich stutzig. Es holpert arg, und so übel scandirte Verse wie diese: „Nachklang! Alles, was schaffen die Epigonen, heißt Nachklang", finden sich mehr darin. Die Uebersetzung aber machte diese Besorgnisse bald zu Schanden. Der Friedmann'sche Alexandriner klingt mit wenigen Ausnahmen frei und flüssig, und die Wiedergabe der Ponsard'schen Ode, die mit allerliebstem Geschick aus Bruchstücken verschiedener Horazischer Gedichte („Jam veris comites", „Solvitur acris hiems" u. a.) ein neues Ganze bildet, ist sogar musterhaft. Allen absichtlich gehäuften Schwierigkeiten, unter andern des Reims in den beiden ersten entsprechenden Versen je eines Paares der alcäischen Strophen, wird sie so trefflich gerecht, daß sie hier als Empfehlung des Ganzen stehen mag:

O Lenzgefährten, seht, in die Segel weht,
Anathmend leise, liebliche Frühlingsglut!
Nicht grollen mehr der Tiber Wogen
Fort ist ihr Eis mit dem Sturm gezogen.

Wie hoch der Halm schon dort in dem Kornfeld steht!
Das Gras wogt hin, erfrischend wie Wasserflut;
Den Pferch verläßt der Lämmer Heerde,
Fröhlich sich tummelnd auf junger Erde!

Der Liebe Göttin führt schon den Reigentanz!
Die Nymphe und der Grazie Schwesterpaar
Eint sie im Mondeslicht, dem süßen,
Stampfend den Boden mit Silberfüßen.

Apollo zeitigt heißerer Tage Glanz!
Den Durst erweckt das herrliche Traubenjahr.
Im Tann, in weißer Pappeln Schatten,
Löst uns die Glieder ein Trunk, die matten.

Hör', Knabe, dort im fließenden Waldesquell
Erfrische des Falerners gebauschten Schlauch!
Dann sollst zum Kranz du Rosen brechen:
Süß ist's, im Dufte der Rose zechen!

Nicht ewig leuchten Stunden des Frühlings hell!
Der Rose Zier, der Lenz, er verwelket auch!
Soll denn die Sorge uns umschweben?
Wenig bedarf ja das kurze Leben.

Es schenkt Vergessen Bacchos mir! Evoë!
Mein Leid verschwimmt! Hör', Sklave, das Wort noch an:
Du kennst ein weißes Haus. Verstohlen
Sollst du mir Chloë, die Schönste, holen!

Der Schritt vom Lustspiel zur Tragödie bedeutet bei der vorliegenden kleinen Sammlung von Dramen leider auch den Schritt von der Kunst zum crassesten Dilettantismus.

Der Verfasser des fünfactigen Trauerspiels „Ein zweischneidiges Schwert", Adolf Fleischmann (Nr. 3), erklärt in einer Vorrede, competente Stimmen hätten gegen dies sein Werk mancherlei Vorwürfe erhoben: es sei ein lediglich auf den Effect berechnetes Sensationsdrama, sein Thema zu schrecklich und grell, Licht und Schatten nicht in wünschenswerther Weise vertheilt, sodaß alles grau in grau gemalt erscheine. Ich wollte, der Autor hätte diesen competenten Stimmen, die sich immer noch sehr milde aus-

gedrückt haben, etwas mehr Vertrauen geschenkt, anstatt Publikum und Theaterleitungen zu provociren und mit dem Wort zu schließen: „Jedem praktischen Theatermanne wird sich aber die Ueberzeugung aufdrängen, daß ein Versuch, das vorliegende Werk aufzuführen, kein allzu gewagter ist.“ Ich darf mich, insofern ich den theatralischen Apparat gründlich zu kennen glaube, auch zu diesen Praktikern zählen, und doch sage ich dem Verfasser zuversichtlich, daß er sich irrt. Er fragt zwar etwas naiv: „Deshalb weil ein Drama ein «Sensationsdrama» ist, soll es nicht aufführbar sein?“ und man darf ihm wol erwidern, daß die Sensation bei dem großen Publikum gewiß kein Grund zur Ablehnung seiner Arbeit sein würde, denn diese Macht beherrscht leider die Bühnen je mehr und mehr in erschreckender Weise. Aber allzu straff gespannt zerspringt der Bogen, und die Häufung von Schrecknissen und Scheußlichkeiten, die Adolf Fleischmann uns ohne die Würze des Talents vorsetzt, würde dargestellt statt Entsetzens nur Befremdung und Heiterkeit hervorrufen. Ein unmenschliches Weib bestiehlt aus Affenliebe zu ihrem Sohne ihren Mann; dieser und seine saubere Ehehälfte lassen eine Tochter aus des Mannes erster Ehe mit Gatten und Kind im Schuldthurm schmachten. Die junge Frau stirbt. Der mishandelte Schwiegersohn rächt sich nach Jahren, nachdem er in Amerika zu Gelde gekommen, dadurch, daß er mit Hülfe seines Secretärs seinen Schwager körperlich und moralisch zerrüttet. Als das Schicksal den jungen Menschen zu ihm nach Neuyork führt, will er ihn vor den Augen seiner heruntergekommenen, halbirren Aeltern verhaften lassen und martert diese mit den fürchterlichsten Drohungen. Bevor aber aus der Verhaftung Ernst wird, erkennt der Verführte in dem Secretär (Gilberte) seinen Verderber („die Stirnader schwillt ihm an und krampfhaft bewegt sich jedes Glied“, bemerkt der Verfasser dabei) und sticht ihn nieder. Darob entsetzt sich des Rächers (Hellwald-Lamark) Tochter Emmy, die diesen Gilberte liebt und zu der einen bösen Entdeckung die zweite schlimmere macht, daß ihr Vater, um an seinen Schwiegereltern vollauf Rache zu nehmen, zum leibhaftigen Satan geworden, gegen den Grabbe's Mohr Berdoa im „Herzog von Gothland“ lilienweiß und engelrein ist. Der zum Fälscher und Mörder großgezogene Georg wird hingerichtet; der alte Schwiegervater wird vollends verrückt, seine Frau „bricht zusammen“, Hellwald „knickt zusammen“, als er den Tod seiner Tochter erfährt, und in diesem Chaos endet das Stück.

Und was muthet der Verfasser den armen Darstellern zu! Im Schlußact befindet sich das böse Weib, die Wurzel alles Uebels, allein auf der Bühne und der Autor verlangt von ihr folgende pantomimische Leistung:

Beim Abgange Lamark's sinkt Marie erschöpft in den Lehnstuhl, bedeckt ihr Antlitz mit beiden Händen; endlich faßt sie sich, doch übermannt sie neuerlich der Schmerz. Es entwickelt sich nun ein mehrere Minuten andauerndes Mienenspiel. [NB. Weiß der Verfasser, was eine Minute stummen Spiels auf der Bühne heißen will?] Die ganze Stufenleiter des Schmerzes soll hierbei ausgedrückt werden! Weh und Entsetzen prägt sich auf ihrem Antlitz aus, erst fieberschauernd, dann convulsivisch zuckend. Aufbäumt sich die körperliche Kraft gegen das psychische Weh. So tobt es im Innern. Hin- und hergeworfen von der Uebermacht des Leides, erdrückt von der Wucht ihres Jammers, ringt sie vergebens nach Worten. Sie erhebt sich endlich und will wie betäubt hinaus.

Wie bequem, alles dies, was zu schildern, mit Worten wiederzugeben Pflicht des Dramatikers gewesen wäre, der Schauspielerin aufzubürden. Genug! Ich würde bei einer so unzulänglichen Leistung keinen Augenblick verweilt haben, wenn mich nicht das sehr übel angebrachte Vertrauen des Verfassers in die eigene Kraft dazu bestimmt hätte. Das Stück ist übrigens schon ältern Datums. Im Jahre 1878 soll es sich bereits in den Händen „eines der hervorragendsten deutschen Schauspieler“ befunden haben, und der Autor benutzt diese Thatsache, um den möglichen Verdacht, er habe ein Plagiat an Zola begangen, von sich abzuwälzen. Es wäre schließlich auch ganz einerlei. Höchstens ersieht man daraus, daß die Phantasie der Deutschen schon vor dem französischen Naturalisten und ohne dessen Führerschaft in den Sumpf gerathen ist, freilich ohne die Berechtigung der Begabung.

„Die letzten Camilli“ (Nr. 4), das Trauerspiel eines namenlosen Verfassers, der sich auf dem Titelblatt den Autor des mir unbekannten Romans „Julia Festilla“ nennt, stellt die Geduld des Lesers auf eine womöglich noch härtere Probe. Nach einer andern Richtung freilich. Das „Zweischneidige Schwert“ spitzt jede Scene auf einen übertriebenen Effect zu, verräth in seiner Gedrungenheit und Schärfe aber immerhin einigen Sinn für die theatralische Composition; „Die letzten Camilli“ aber dehnen sich planlos, verworren ins Breite und machen endlich jeden Versuch, die Wege, die der Verfasser ihnen etwa vorgezeichnet, zu verfolgen, unmöglich. Auch darin unterscheidet sich ihr Autor von dem Dichter des „Zweischneidigen Schwertes“, daß er seinen Zweck für erfüllt hält, wenn sein Drama nur auf einer schweizer oder deutschen Bühne aufgeführt würde. Auch diese Hoffnung wird freilich eitel sein, denn auch der beste Director würde mit diesem wüsten Sammelsurium geschichtlicher Daten und philologischer Kenntnisse nichts anzufangen wissen. Wir erhalten in einem Anhang nicht nur ein langes Register von Noten, hören nicht nur von der „Mater pronuba“, „In futuram memoriam“, „Pro rostris“, „Ad Christianos“ und dergleichen mehr — jede Gelegenheit zu einem gelehrten Excurse sehen wir den Autor mit Begierde ergreifen. Der Zolleinnehmer Nasualdus Nansa repetirt die ganze politische Geschichte Roms und endet so:

Augustus nannten sie „des Reiches Mehrer“,
Noch in der Faust das blut'ge Schwert.
Caligula, das Ungeheuer, das sie wollten,
Und Claudius, ein Feigling, süßlich wie ein Weib,
Die Haare kräuselnd, salbend sich und badend,
Gab Bürgertitel denen, die ihm fluchten!
Vespasian, Titus: ein Dioskurenpaar,
Sie leuchten heller, weil Domitian

Den Thron entehrte; und Nerva, Trajan
Und Hadrian, der unserm Volk
Den Reichstribut erließ, sie waren
Gleich groß. Es reiste Hadrian
Durch seine Länder, Wärme spendend
Der Sonne gleich, und Jubel flog entgegen:
Es war sein Nahen Heil und Segen;
Der Antonine lange Friedenszeit —

Nur das Erscheinen des Aelius, eines der letzten Camilli, unterbricht diese Gedächtnißübung, deren das Stück ganze Dutzende besitzt. Daß dieser Aelius, der Held des Ganzen, die Priesterin der Aventia, Julia Camilla Festilla, liebt, ihre Schwester, eine Christin, Maria Caninia heirathet und zahllose Fährlichkeiten übersteht, daß Alexander Severus während des Stücks stirbt, Maximin Kaiser wird, daß Aventicum endlich in Flammen aufgeht und die siegreichen Alemannen Wifilsburg gründen, das ist im Grunde alles nebensächlich: die Hauptsache ist und bleibt dem Verfasser die Schaustellung seines öden Wissens. Sinn und Unsinn ist in dem Stücke wunderlich gemischt. Bald scheint sich eine poetische Blüte öffnen zu wollen — vergebens, die losen Blätter kreisen auch schon im Winde. Arbeitet man sich überhaupt durch, so muß einem der Kopf wirbeln, wie er es mir gethan, als ich das sonderbare Product aus der Hand legte.

Heinrich Bulthaupt.

Eine Novelle Friedrich Spielhagen's.

An der Heilquelle. Novelle von Friedrich Spielhagen. Vierte Auflage. Leipzig, Staackmann. 1885. 8. 6 M.

Wir nehmen jedes Werk Spielhagen's mit Interesse in die Hand, weil wir geistreiche Wendungen, anschauliche Schilderungen erwarten dürfen: freilich aber wünschten wir dem Autor wieder auf seinem eigensten Gebiete, dem des culturhistorischen Romans, des umfassenden Zeitgemäldes zu begegnen, und können in diesen Erzählungen nur Abschlagszahlungen für ein größeres Werk sehen, welches hoffentlich nicht mit dem Pinsel Ming's geschrieben sein wird.

Wir meinen, daß Spielhagen mehr Romanschriftsteller als Novellist ist: er braucht einen breitern Raum, um seinen Gestalten überzeugende Lebenswahrheit zu geben, vor allem, um unsern Antheil für dieselben zu erwecken. In der Novelle erwärmt er uns nicht genug für seine Charaktere; es schwebt ihm irgendein Problem vor, zu dessen Lösung seine Gestalten wie Figuren auf dem Schachbret aufgestellt werden. Diese kühlen und bisweilen doch gewagten Schachcombinationen sind ja Mode in der neuesten Novellistik; wir begegnen hier so vielen Capriccios der Erfindung, und von dem Launenhaften ist das Ungereimte nie weit entfernt. Eine Erzählung mit einem Verlauf, der sich von abenteuerlichen Sprüngen freihält, gilt für trivial und hat kein Anrecht darauf, den Namen der vornehmen Novelle zu führen.

Wir müssen bekennen, daß wir uns in die neue Erzählung Spielhagen's schon recht weit hineingelesen hatten, ohne zu wissen, worauf der Autor eigentlich hinaus will. Wir sahen kein bestimmtes Ziel vor Augen, es schien uns nur ein willkürlich geschütteltes Kaleidoskop des bunten Badelebens mit seinen wechselnden Figurationen zu sein; wir begegnen allerlei Capricen von Neigung und Abneigung, von geheimen oder ausgesprochenen Wahlverwandtschaften; aber wir hielten dies alles für vorübergehende Augenblicksbilder; wir fragten uns kaum, was weiter daraus werden soll; mit einem Wort, es fehlt die Spannung, die nur dadurch hervorgerufen wird, daß der Dichter in die Mitte seines Werks einen Conflict stellt, dessen Lösung uns von Hause aus angelegentlich beschäftigt und als der nothwendige Abschluß der Erzählung erscheint. Wenn auch die epische Dichtung nicht geradenwegs wie die dramatische auf ihr Ziel losgeht, sondern dasselbe auf mancherlei Umwegen erreichen darf, so wird doch ohne den bestimmten Ausblick auf das allerdings noch in Dunkel gehüllte, aber allmählich daraus hervortauchende Ziel der Spaziergang anfangs zerstreuend und später ermüdend wirken.

Hierzu kommt, daß, während auf der Bildfläche des Romans für die Entfaltung der Nebenhandlung und der das gesellschaftliche Leben abspiegelnden Gruppen ein breiter Spielraum gegeben ist, auf dem beschränkten Kreisausschnitt der Novelle oft die Haupthandlung ins Gedränge kommt und leicht eine Gruppe die andere verdeckt.

Diesen Eindruck hatten wir auch bei der neuen Erzählung Spielhagen's; er componirt zu sehr als Romanschriftsteller und seine Novellen sind mit zu vielen Gruppen überladen. Die Manier Tintoretto's ist hier am wenigsten angebracht.

Die Heilquelle, an welcher die Handlung spielt, ist die von Baden-Baden. Ein reicher Gutsbesitzer, Adalbert von Osseck, ist mit Hilde, der Tochter eines verstorbenen Generals, verheirathet; der Schwiegersohn erfreut sich aber nicht der besondern Gunst seiner Schwiegermama; sie erzählt der Tochter, als diese eben mit dem Gatten im Bade eingetroffen, daß Osseck vor seiner Ehe insgeheim mit der schönen Poly Wolfseck verlobt gewesen, die jetzt den alten Rath Renner geheirathet hat und sich auch in Baden-Baden befindet. Hilde nimmt diese Enthüllungen indeß mit Lachen auf: gleichwol war die Ehe schon seit längerer Zeit keine glückliche mehr zu nennen, wie wir alsbald aus den nächsten Kapiteln ersehen: wir werden Zeugen ehelicher Differenzen, Hilde weist die zum Friedensschluß ausgestreckte Hand ihres Mannes zurück. Der Grund des Unfriedens wird hier nur angedeutet; sie wollte sich nicht wegwerfen an ihn, der sich von ihrer Mutter mit ihr losgekauft hat und zuletzt aus den Armen der rothen Poly

in die ihrigen gelaufen ist. Sehr anziehend schildert Osseck selbst seiner Schwägerin Kora das Unglück seiner Ehe. Sieht man näher hin, so sind es Launen, Capricen; die Eifersucht auf die schöne Poly spielt mitherein. Als Hilde leidend war vor der Geburt des Mädchens, las ihr der Gatte Tag und Nacht vor: zuletzt fand sie, daß er schlecht las, und wenn sie allein lesen wollte, störte sie seine Anwesenheit. Als das Kind das Licht der Welt erblickt hatte, kam es zu Streitigkeiten wegen des Stillens, Hilde wollte das Kind selbst nähren. Der Arzt und deshalb auch der Gatte wollte dies nicht zugeben; dann kam es wegen der Kinderfrau zu Händeln:

Das Einzelne weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß Hilde über das alles außer sich gerieth, und daß es mit meinem kurzen Glück vorbei war. Vielmehr: mein Unglück fing jetzt erst an. Ich kann dir das nicht beschreiben, Kora; es war, als wenn unsichtbare Hände zwischen uns eine Mauer aufbauten, die mit jedem Tage höher und stärker wurde; und wenn mich mein ganzes Herz zu ihr zog und ich so gern vor ihr niedergefallen wäre, nur den Saum ihres Kleides küssen zu dürfen, dann stieß ich an die Mauer; und wenn ich zu sprechen begann, dann wurden es andere Worte, und es war auch gar nicht der Ton meiner Stimme, gerade wie es klingt, wenn man gegen eine wirkliche Mauer spricht.

Für so grundlose Zwistigkeiten, für die launenhafte Abwendung der Gattin vom Gatten vermögen wir keine sonderliche Theilnahme zu empfinden. Der Autor bemüht sich zwar, die Situation von allen Seiten zu beleuchten: ein geistreicher Professor, Escheburg, hat ein Gespräch mit Hilde und dann mit ihrer Schwester Kora über die unglückliche Ehe mit Osseck: allerlei treffende Bemerkungen und pikante Streiflichter, die auf Liebe und Freundschaft und Ehe fallen, klären uns im ganzen doch wenig über das Unglück des Osseck'schen Ehepaares auf. Der Autor hält es für nöthig, ein stärkeres Motiv nachträglich einzufügen. Durch Klatschereien des Gesindes hat Hilde erfahren, daß Osseck ihre Mutter geliebt, ehe er sie heirathete, und daß er alle Schulden des verstorbenen Generals, der völlig ruinirt war, bezahlt hat, ja daß die ganze Familie seit langer Zeit aus der Tasche des Barons Osseck lebt. Professor Escheburg kann, als er befragt wird, die letzte Thatsache nur bestätigen: die Generalin und ihre Töchter wüßten nichts davon, da Osseck, mit Escheburg zusammen Testamentsexecutor, ein Kapital, das scheinbar nach der geschehenen Liquidation übriggeblieben war, bei einem Bankier deponirte. Was können solche Enthüllungen für eine Wirkung ausüben? Man sollte doch glauben, Hilde müsse dem edeln Mann, der so viel für ihre Familie gethan, nun erst recht ihr Herz schenken; doch sie meint, das könne nicht wieder gut werden, kommt auf alle frühern Misverständnisse zurück und macht schließlich dem Professor eine ziemlich unverblümte Liebeserklärung. Empört sich ihr Stolz dagegen, dem Mann zu gehören, welcher der Wohlthäter ihrer Familie ist? Das ist denn doch wieder eine Caprice, durch welche Hilde dem Maß, womit man die Sterblichen in der Regel mißt, entrückt wird und sich in eine jener psychologischen Merkwürdigkeiten verwandelt, wie sie in unsern Novellen heimisch sind. Gleichwol finden sich am Schluß die Herzen der beiden Ehegatten wieder, als Adalbert sich mit warmem Eifer und männlicher Entschlossenheit einer mishandelten Lady annimmt, für welche auch Hilde warme und thätige Theilnahme beweist: also liegt auch hier die Versöhnung auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit — und wir meinen, daß jene Enthüllungen des Professors ein stärkeres Motiv für das Wiederfinden der Gatten gewesen sein müßten, als dies letzte gemeinsame Eingreifen zur Rettung eines unglücklichen Weibes.

Wir haben die Geschichte der Osseck'schen Ehe aus den verschiedenen Kapiteln, in denen sie zerstreut ist, zusammengestellt; in der Erzählung selbst wird sie überwuchert von allerlei Episoden, die zum Theil ein lebhafteres Interesse in Anspruch nehmen. Da tritt zunächst als gleichberechtigt die Freundschaft des Professors Escheburg zu Hilde's Schwester Kora hinzu: beide sorgen gemeinsam für Hilde's Wohl und das Glück ihrer Ehe. Der Gegensatz zwischen der überaus launenhaften, aber geist- und lebensvollen Hilde zu der maßvoll edeln Schwester Kora ist in feinem Kontrast ausgemalt: wir finden hierin eine der Hauptschönheiten der Erzählung. Aus dieser Freundschaft erwächst am Schluß die Liebe, zu welcher der Professor sich zuerst bekennt, um die auf einmal ihm leidenschaftlich näher tretende Hilde von sich abzuschütteln. Uebrigens hat der Professor früher für diese eine Neigung empfunden, wie Adalbert noch jetzt Anwandlungen einer an Liebe grenzenden Zuneigung zu seiner Schwägerin fühlt; diese unausgegorenen Wahlverwandtschaften spielen indeß weiter keine Rolle. Außerdem übt die schöne Poly Renner, eine goldhaarige Circe, die in einem ehebrecherischen Verhältniß mit einem Journalisten, einem in der Wolle gefärbten Jägerianer, lebt, der eine klägliche Figur ist, auf Adalbert bisweilen noch ihren bestrickenden Einfluß, während sich Hilde von Poly's Bruder, dem muntern Lieutenant Udo, den Hof machen läßt. Poly ist auch Dichterin und hat ein Trauerspiel verbrochen, das beim Vorlesen Fiasco macht. Udo hat Spielschulden, will sich das Leben nehmen, bis ihn der Monte-Christo Adalbert, der über ein fast fürstliches Vermögen gebietet, errettet. Er flüchtet sich dann in den Hafen der Ehe mit der Tochter eines reichen Engländers, der mit seiner Familie zu einigen ergötzlichen Genrebildern Modell sitzt, während ein Schwindler und falscher Spieler, Douglas, von Adalbert entlarvt und eine Frau, die er in seiner Gefolgschaft nachschleppt und mishandelt, durch ihn dem Leben wiedergewonnen wird. Nehmen wir noch einen zweideutigen Haudegen, Obrist Krell, welcher Frau Poly Renner ebenfalls die Schleppe trägt, und dessen im vornehmen Jargon plaudernden Freund, so haben wir das vollbesetzte Orchester, dessen Instrumentation bisweilen allzu sehr die Stimmen der Hauptheldeu verschlingt.

Es ist nicht anzunehmen, daß Spielhagen nur ein Bild aus dem Badeleben zeichnen wollte; man muß sich

bei einem Autor von seiner Bedeutung fragen: was wollte er damit? Wir glauben den Schlüssel in einem Gespräch Escheburg's mit Hilde zu finden, das ein wenig an einen platonisch-sokratischen Dialog erinnert:

„Wie oft hat ein unüberlegtes oder falsches Wort eine Freundschaft getrübt oder dauernd zerstört! Dann ist es wol keine wahre Freundschaft gewesen. Oder glauben Sie überhaupt nicht an eine wahre Freundschaft?" — „Ganz gewiß." — „Und was nennen Sie so?" — „Seltsam! Ueber dasselbe Thema habe ich heute schon mit Ihrer Schwester verhandelt. Wir kamen darüber ein, wahre Freundschaft sei: dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, oder — was wenigstens im Sinne Spinoza's damit identisch ist: dasselbe denken und dasselbe nicht denken. Nun, Kora's Freund sind Sie?" — „Ich hoffe es wenigstens." — „Und meiner sind Sie nicht? Sie waren es doch einmal?" — „Wenn man es so nennen darf. Bedenken Sie, liebe Hilde, Sie waren damals so jung und ich so alt. Da ist es schwer und wol unmöglich, dasselbe zu wollen oder zu denken." — „Adalbert ist nur um ein Jahr jünger als Sie, und ich habe ihn geheirathet." — „Das ist etwas anderes. Sie liebten einander ja." — „Das heißt, wenn ich Sie recht verstehe, zur Liebe gehört die Freundschaft nicht?" — „Im Gegentheil: nach meiner innigsten Ueberzeugung ist Freundschaft der Liebe bester Theil." — „Aber Sie sagten eben erst, Freundschaft habe mit Liebe nichts zu schaffen." — „Keineswegs. Ich habe nur gesagt, oder wollte doch sagen: die Freundschaft braucht noch nicht wirklich, noch nicht in Kraft getreten zu sein, wenn man sich heirathet. Aber latent vorhanden ist sie allerdings auch schon in diesem Augenblick. Sie ist eben ein integrirender Theil der Liebe und entwickelt sich aus derselben mit derselben Folgerichtigkeit und Nothwendigkeit, mit der" — „Sagen wir, aus der Wärme Licht hervorgeht." — „Vortrefflich." — „Das hieße: man könne wol einander wahrhaft fremd sein, ohne sich zu lieben; aber man könne nicht wahrhaft lieben, ohne daß eines des andern Freund wäre" — „Oder mit der Zeit würde". — „Sodaß, wenn das letztere nicht eintritt, man schließen darf, daß es von vornherein keine wahrhafte Liebe gewesen ist?" — „Genau so."

Escheburg glaubt nun, sich mit Hilde verständigt zu haben:

„Gar nicht haben wir uns verständigt", rief Hilde heftig. „Das wäre!" sagte Escheburg betroffen. „Ganz und gar nicht", fuhr Hilde erregt fort. „Das heißt: mit der Freundschaft an sich mögen Sie recht haben, aber Ihre Theorie von der Freundschaft, die sich aus der Liebe entwickeln soll — das ist, mit Ihrer Erlaubniß, Nonsens. Freundschaft und Liebe haben in Ewigkeit nichts miteinander zu schaffen; sie schließen einander aus. Wo Freundschaft ist, kann keine Liebe sein und umgekehrt. Ihre Liebe, die zur Freundschaft wird, ist eben darum keine Liebe mehr." — „Oder ist nie welche gewesen, gewiß keine wahre", warf Escheburg ein. „Das bestreite ich eben", rief Hilde. „Was ist denn wahre Liebe? Wenn zwei sich so zueinander hingezogen fühlen, daß sie ohne einander nicht sein mögen, daß sie, um beieinander zu sein, ihr Leben freudig aufs Spiel setzen. Das heißt: sie kann nur zwischen Mann und Weib stattfinden. Zwei Herzen und ein Schlag — sehr schön! Aber: zwei Seelen und ein Gedanke: Unsinn! Was fragen die Herzen danach, wie es in den Köpfen aussieht? Sieht es in Faust's und Gretchen's Köpfen gleich aus? — «Du mußt dran glauben!» — «Liebs Kind!» — Da haben Sie's! Er: ein skeptischer Philosoph, sie: ein gläubiges Kind — und doch lieben sie sich. Warum? Wer das sagen könnte! Oder doch gewiß nur sie ihn wegen seines hohen Ganges, seiner edeln Gestalt und seiner gewaltigen Augen, und weil er so herzhaft küssen kann; und er sie — nun, ihr Männer werdet ja wissen, weshalb ihr uns liebt. Aber Freundschaft — dasselbe wollen und nicht wollen, denken und nicht denken! — gehen Sie doch! Wie wäre das möglich zwischen zwei Geschöpfen, die von Natur aus verschieden sind? Im Alter verschieden sind; in ihrer Erziehung, Bildung, Empfindung, Geschmack, in ihren Neigungen und Abneigungen verschieden sind; von denen das eine auf die Jagd gehen, das andere zu Hause bleiben; das eine handeln, das andere träumen will, und so mit Grazie weiter; das eine egoistisch ist, das andere aufopfernd, das eine grausam, das andere weichherzig, und wieder so weiter ins Unendliche? Nein, lieber Escheburg, diese beiden Geschöpfe können sich lieben — aber Freunde können sie nicht sein — nimmermehr!"

Es handelt sich also um die Dialektik von Liebe und Freundschaft, und man findet auch bald heraus, daß das Verhältniß von Escheburg und Kora beweisen soll, wie sich aus Freundschaft die Liebe entwickelt; beide sorgen für das Wohl des Osseck'schen Ehepaars und finden zuletzt in dieser gemeinsamen Sorge ihre Herzen. Daß sich aber Adalbert und Hilde zuletzt wiederfinden, und zwar auch in der freundschaftlichen Sorge für eine dritte Person, daß also aus der Liebe Freundschaft entstehen kann, welche die Liebenden zusammenhält: das ist weniger einleuchtend bewiesen, weil Hilde's ganzes Wesen keine rechte Bürgschaft für ein Seelenband gibt, das möglicherweise rasch wieder zerflattern wird. Jedenfalls ist das der Contrapunkt mit den sich gegeneinander bewegenden Stimmen der Composition, aber unsere Theilnahme wird nicht genugsam durch die Darstellung gefesselt; sie ist etwas kühl, man merkt zu sehr die Absicht. Und es kommt dazu, daß zu viel Wahlverwandtschaftliches, zu viele Motive anderer Neigungen mithineinspielen: da hat Escheburg Hilde geliebt, und diese liebt ihn noch; da wirft Adalbert sein Herz nicht nur an die schöne Poly fort, sondern er hängt auch an seiner Schwägerin Kora mit einer fast leidenschaftlichen Neigung — und so werden wir durch allerlei Seitenpas immer wieder davon abgelenkt, jener Dialektik der Haupthandlung, die sich wie ein rother, aber doch nicht immer sichtbarer Faden durch das Ganze zieht, unbeirrt zu folgen.

Die humoristischen Genrebilder des Romans sind sehr ergötzlich: so ist besonders der Vorleseabend bei Ossecks mit allen seinen Zwischenfällen lebendig geschildert; nur geht hier das Lustspiel fast zu sehr in den Schwank über. Der respectable Engländer Swalwell mit seinen drei Gleichen und der verunglückte Lord Douglas mit seiner Ellinor und der Schwindler- und Spielernovelle, die sich in die Haupthandlung etwas breit einschiebt, doch nicht ohne Berechtigung, da sich die Aussöhnung des Ehepaars Osseck daran anknüpft, stehen in wohlerwogenem Contrast als gediegene oder abenteuernde Ausländer, die sich an der Quelle versammeln. Eine problematische Figur ist der Journalist Gönnich, der als Vertreter des sogenannten Schriftstellerstandes allerdings eine sehr klägliche Rolle spielt.

Schon in seiner Erzählung „Angela" zeigte Spielhagen eine gewisse Vorliebe für Schilderung des Hotellebens, die er auch in diesem neuen Werk nicht verläugnet:

wir müssen bekennen, daß gerade dieser Hintergrund nicht sehr anheimelnd wirkt, und daß die herumlaufenden Kellner und fortwährend in Thätigkeit gesetzten Klingelzüge, die soupers fins im Cursaal und ähnliches den poetischen Eindruck wesentlich beeinträchtigt. Es ist schwer, in dieser steeple-chase der Badesaison zu einer rechten Stimmung zu kommen. Die landschaftlichen Schilderungen treten dagegen zurück: nur gegen den Schluß hin herrscht ein wärmeres Colorit, und in der Darstellung, wie Osseck auf dem Berge wartet, bis er den Wagen erblickt, in dem seine Frau zurückkehrt, verschmilzt das Landschaftsbild glücklich mit einem spannenden Vorgang der Handlung. Hin und wieder findet sich indeß das trockene Topographische, das nicht ins Anschauliche umgeschmolzen ist und zu dessen Verständniß man einen Plan und Führer durch Baden-Baden nöthig hätte.

Die Darstellungsweise hat oft ein geistig feines Arom: hier und dort werden wir indeß durch einen Realismus gestört, der alltäglich Triviales auch in trivialer Weise darstellt.

Rudolf von Gottschall.

Reiseschriften.

1. Indien. Von P. Mantegazza. Aus dem Italienischen von H. Meister. Autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. 1885. Gr. 8. 8 M.

Der Verfasser dieses flott geschriebenen und doch recht gehaltreichen Buchs, Professor an der Universität zu Florenz und namhafter Anthropolog, bezeichnet dasselbe als „Frucht seiner Reise nach Indien“ und als dessen bescheidenen Zweck allein diesen: „eins der bezaubendsten Länder der Welt in großen Zügen zu schildern und den Leser, sei er ein Mann der Wissenschaft, ein Künstler, Kaufmann oder einfacher Tourist, zu verlocken, selbst dorthin zu gehen“. Das Werk vereinigt eine Fülle insbesondere völkerkundlich werthvoller Beobachtungen mit einer fesselnden Darstellungsweise und ist vortrefflich ins Deutsche übertragen von einer in Leipzig weilenden Dame, Hulda Meister.

Zuerst in Bombay werden wir in das bunte Völkergetriebe des Wunderlandes Indien eingeweiht; darauf geht es nach Madras in Süd-Dekhan, von dort in das herrliche Hochgebirge Südindiens, in die Nila-Giri, wo der Verfasser dem vielgenannten Volke der Tudas oder Todas eingehende Untersuchungen widmete. Die Ergebnisse dieser Forschungen wird er in einem besondern, reich illustrirten Werke veröffentlichen. Schon hier aber thut er den bedeutsamen Ausspruch:

Alle Ethnologen rechnen die Tuda zur dravidischen Rasse; aber ich wiederhole, daß es nothwendig ist, den Begriff dravidische Rasse zu zerstören. Es existiren dravidische Sprachen, aber nicht Rassen, und das philologische Kriterium, als einziges Kriterium bei der Classificirung der Menschen angewendet, hat zu den ernstesten Irrthümern geführt. Dravidische Sprachen sprechen die Tuda mit semitischem Typus, die Kota, die so sehr Arier sind wie der schönste Europäer, die athletischen Kulis von Madras und die Malaienähnlichen von Malabar. Müssen wir darum sagen, daß Menschen, deren Schädelbildung, deren Physiognomie, deren ganzer anatomischer Charakter so verschieden ist, zu einer einzigen Rasse gehören? Dann müßte man mit demselben Rechte behaupten, daß alle Menschen auf der Erde zu einer einzigen Rasse gehören.

Aus dem Süden geht es in den Norden. Kalkutta machte auf unsern Reisenden einen wenig sympathischen Eindruck. Seine ein- und zweistöckgen Häuser, alle mit Balcons, weiß getüncht, aber mit vielfältig abblätterndem Bewurf, sahen ihm trotz ihrer Säulenfaçaden unschön aus; die Straßen der Stadt fand er staubig, schmuzig, übelriechend, an den Außenmauern ärmerer Häuser klebten Kuhfladen, welche im getrockneten Zustande der Hindubevölkerung ein billiges Brennmaterial liefern. Die Bevölkerung Kalkuttas erschien viel einheitlicher als die Bombays: seine bunt beturbanten Männer, lauter Barhäuptige mit kurzem, schwarzem Haar und in weißen Gewändern, daneben fast keine Frauen oder nur sehr wenige aus den niedersten Klassen, ungeheuere Ringe in den Nasen; in den belebtern Straßen natürlich modernes Verkehrswesen — Pferdebahn, Droschken erster und zweiter Klasse, dazu Sänften (wie in Dresden).

Von Kalkutta machen wir mit dem Verfasser einen Abstecher nach dem Himalaja, durchmustern das arisch-mongolische Mosaik der Volksstämme in Sikkim, schwelgen im Anblick des Kanchinjunga, kehren dann gen Kalkutta zurück, um von hier aus die heilige Hindustadt Benares zu besuchen.

In Baroda hatte ich die schönsten, berühmtesten Bajaderen in Indien gesehen, in Benares wollte ich die gewöhnlichen sehen, solche, die auch ein armer Proletarier, wie ich es bin, bezahlen kann. Ich sagte also meinem muselmännischen Dolmetscher, mir für den Abend das Schauspiel der dancing girls vorzubereiten, und als der Abend gekommen war, führte er uns auf einer entsetzlichen, hölzernen Treppe in eine viereckige Höhle, die ein Zimmer vorstellen konnte, aber eigentlich eine Kiste war, in der sich zehn oder zwölf Personen kaum bewegen konnten. An den Wänden hingen neben Bildern indischer Gottheiten französische Lithographien. Für uns standen zwei Stühle bereit, für die übrigen der Fußboden. Diese übrigen sind die beiden Bajaderen, die vier Spieler und der Dolmetscher, der unter allen weder zahlt noch arbeitet, sondern das Schauspiel gratis genießt. Da treten die Bajaderen ein. Sie hören auf die Namen Uttam und Mahomeddiam, die erstere so dick, daß sie die Bantingkur anwenden könnte, die andere mager, häßlich beide. Das Orchester besteht aus zwei Instrumenten, die Violinen ähnlich sehen, einem Tambourin und einer Trommel. Die Musik ist schauderhaft; Uttam und Mahomeddiam tanzen jede allein, aber sie singen mehr als sie tanzen. Uttam fängt an, die gewandteste; sie bewegt sich im Takte vorwärts, bildet mit den Armen einen Bogen, dann ergreift sie meine Hand, und indem sie mich liebevoll an-

sieht, improvisirt sie mir zu Ehren indische Verse, die ich mir übersetzen lasse. Es sind für mich ganz neue Complimente, sehr anständige, aber äußerst geschmacklose Verse: „Meine Blume, mein Betel, meine Branntweinflasche, vergiß mich nicht, komm täglich zu mir, um mich zu besuchen.“ ... Mahomeddiam ist jünger und schüchterner, sie thut ihren ersten Waffengang, und ihre Stimme zittert. Uttam bemitleidet sie. Auch sie declamiert mir ihre Complimente: „Komm zu mir, besuche mich, komm in mein Haus; ich will meine Armbänder von den Armen nehmen.“.. Schließlich liegt weder Kunst noch Wollust oder Harmonie in diesem Tanze. Auch die indischen Bajaderen sind eine arge Täuschung des Lebens.

Nachdem der Verfasser uns seine Weiterreise im Ganges-Dschamnaland bis Delhi, sodann seine Rückkehr über Bombay nach Italien kurz geschildert hat, spendet er uns zum Schluß noch einige ganz besonders anziehende zusammenfassende Volks- und Culturbilder, betreffend die Hauptbevölkerung Vorderindiens, die Hindus.

Wählen wir daraus eine Skizze von der Hindufrau:

Wol das größte Unglück für die indische Frau — und das allein genügt, um ihre demüthige Stellung in der Gesellschaft, in welcher sie lebt, zu bezeichnen — ist der verhängnißvolle Gebrauch, daß sie schon als ganz kleines Kind verheirathet wird, so daß sie nie wählen oder ausschlagen kann. Wie eine Waare wird sie verkauft und der Contract aufgesetzt, und wenn sie später begreifen lernt, was Liebe ist, und sie auch lieben möchte, so wird sie sich zwischen den Hörnern dieses unseligen Dilemmas herumschlagen: entweder Verbrechen oder fortwährende Sklaverei. In der neuen Familie, in die sie in sehr jugendlichem Alter eintritt, muß sie die bescheidene, ergebene Sklavin der Schwiegermutter sein, der Schwäger, aller neuen Verwandten, und heiliges Streben, gerechte Wünsche und zärtliche Neigungen werden grausam in ihr vom patriarchalischen Despotismus, von täglichen Zwistigkeiten, häuslichen Interessen, Neid und Eifersucht erstickt. Und doch ist die indische Frau schön und gut und hat eine zärtliche, leidenschaftliche Natur. Sie hat fast immer einige Schönheiten, nachtschwarze Augen, glühend wie die tropische Zone, groß, von langen Wimpern umschlossen und von dichten Augenbrauen überschattet; Schultern, Arme und Busen sind einer griechischen Statue würdig, kleine Füße, die vom Druck tyrannischer Schuhe nicht entstellt, sondern durch Ringe und langes Ruhen verschönert sind. Häßlich dagegen wird sie durch ihre Hautfarbe, die zu schmächtigen untern Gliedmaßen und die vom täglichen Gebrauch von pan-supari geschwärzten Zähne. Vielleicht würde unser Urtheil noch günstiger sein, wenn wir die Frauen der Brahmanen und die Damen der höchsten Gesellschaftsklassen sehen könnten, die in einer kaum weniger strengen Clausur als ihre muselmännischen Mitschwestern leben. Bis in die neueste Zeit mußte die Hindufrau, sobald sie Witwe geworden war, sich auf den Scheiterhaufen des Gatten stürzen und mit diesem verbrennen. Wenn es ihr um eine besondere Verbrennung zu thun war, so konnte sie sich diesen Luxus gestatten, aber den Verstorbenen zu überleben, war absolut unmöglich. Unerbittlich warteten ihrer allgemeine Verachtung, Schimpf und Schmach und bereiteten ihr ein Leben, das hundertmal schlimmer war als der Tod. Heute verbrennen sich die Witwen nicht mehr, aber sie bedauern den Scheiterhaufen, und, von ihren Familien verstoßen, tödten sie sich auf andere Weise, doch ohne den Trost, damit eine religiöse Pflicht zu erfüllen.

Ergreifend ist das Selbstbekenntniß einer vornehmen Inderin, die mit achtzehn Jahren Witwe wurde und, trostlos über dies Schicksal, mit Opium sich das Leben nahm. Auf ihrem Sterbelager fand man auf einigen Blättern dies als ihre letzte Niederschrift: „Was für ein Vortheil liegt für mich im Leben? Ich will mich nicht schlecht betragen, indem ich mich wieder verheirathe. Warum soll ich dann aber leben? Die Sitte der Inder, sich so jung zu verheirathen, ist entsetzlich. Ich habe Gift genommen, weil mein Herz keine Ruhe findet. Es gibt nichts Unglücklicheres als eine Hindufrau. Als ich vierzehn Jahre alt war, hat man mich verheirathet, und jetzt mit achtzehn Jahren bin ich Witwe. Ich sehe keine Nothwendigkeit, einen solchen Schmerz zu ertragen. Warum hat mich Gott zum Weibe erschaffen? Soll ich mich in das große Unglück, das mich getroffen, stillschweigend ergeben?“

In Sikandarpur starb vor sieben bis acht Jahren ein sehr frommer und strenger Hindu. Seine ganz junge Frau, die ein Kind stillte, empfand einen so tiefen Schmerz über den Verlust des Gatten, daß sie weder essen noch trinken wollte, und infolge dessen starb das Kind. Darauf ließ sie einen Scheiterhaufen errichten, stellte ihr Lager darauf, und mit dem todten Kinde an der Brust ließ sie sich von den lodernden Flammen zu Asche verbrennen.

2. Die Tlinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise nach der Nordwestküste von Amerika und der Beringstraße, ausgeführt im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft in den Jahren 1880—81 durch Arthur und Aurel Krause, geschildert von Aurel Krause. Mit einer Karte, 4 Tafeln und 32 Illustrationen. Jena, Costenoble. 1885. Gr. 8. 11 M.

Die Gebrüder Krause, beide (soviel Referent weiß) Lehrer an berliner Gymnasien, unternahmen in den Jahren 1880 und 1881 im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Bremen eine Reise nach der pacifischen Nordwestküste Amerikas und nach der Beringsstraße. Besonders für die Völkerkunde ist diese Reise sehr erfolgreich geworden, und der eine der beiden Reisenden, Dr. Aurel Krause, schreibt uns in dem obengenanten, recht geschmackvoll ausgestatteten und mit lehrreichen Holzschnittillustrationen versehenen Werke, nach einem einleitenden historischen Kapitel über die auf jenen Nordwesten der Neuen Welt gerichtet gewesenen Entdeckungsfahrten und die Lage jenes Litorals erst unter russischer, dann unter amerikanischer Herrschaft, Land und Volk der Tlinkit-Indianer:

Da der Fischfang die Hauptquelle des Unterhalts der Bevölkerung bildet, so wird auch bei der Wahl eines Ortes zur Ansiedlung in erster Linie darauf Rücksicht genommen, daß ergiebige Fischgründe sich in der Nähe befinden und ein geeigneter Landungsplatz für die Canoes vorhanden ist. Daher liegen denn die Dörfer meist an dem flachen, sandigen Strande einer gegen den Seegang geschützten Bucht, an stillen Meeresarmen oder an den Mündungen und dem untern Laufe der Flüsse; einige bestehen nur aus wenigen Häusern, die dann in eine einzige Reihe geordnet zu sein pflegen, andere zählen 50—60 Häuser von verschiedener Größe, welche in zwei oder mehrern weniger regelmäßigen Reihen stehen; mitunter bilden auch die Häuser eines Geschlechtes eine abgesonderte Gruppe. Von Haus zu Haus führen durch die üppig wuchernden Brennesseln wohl ausgetretene Pfade; desgleichen geht hinter jedem Hause ein Fußsteg in den Wald hinein, aus welchem der Indianer sein Brennholz holt.

Treten wir durch die enge Thüröffnung in das Haus eines Tlinkit, so erblicken wir in dem Wohnraum die Hausinsassen um das Feuer herum hockend, mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt, oder auch sich einem beschaulichen Nichtsthun hingebend. Stühle oder Schemel sind nirgends vorhanden; nur Matten liegen bisweilen auf dem Fußboden, auf welchen der Tlinkit hockt oder, den Kopf auf einen Arm gestützt, lang ausgestreckt ruht. Stundenlang kann er in diesen, uns unbequemen Stellungen verharren. So verschmäht er auch bei der Rast im Freien einen sich als Ruhesitz darbietenden Stein oder Baumstumpf, und wenn er einen Weißen besucht, bedient er sich des dargebotenen Stuhles nur mit dem Gefühle der Unbehaglichkeit. Für seine weißen Gäste aber wird schnell ein Sitz hergestellt. Der Thür gegenüber, auf dem anerkannten Ehrenplatz, wird einer der zur Aufbewahrung des Hausgeräths dienenden Kasten hingesetzt und mit Zeugstoffen oder wollenen Decken belegt.

Der schweigsame, finstere Charakter, der die rothe Rasse überhaupt bezeichnet, ist auch dem Tlinkiten eigen. Ohne Gruß, ja ohne nur ein Wort zu sagen, betritt er das Haus eines Stammgenossen, hockt unaufgefordert am Herd nieder, wird aber ebenso wenig ausgefragt nach dem Zweck seines Kommens — das gälte als weibische Neugier und Schwatzhaftigkeit. Trotzdem sind die Tlinkiten für Scherze keineswegs unempfänglich, so einsilbig zumeist ihre Unterhaltung verläuft. Wenn abends die listigen Streiche Jelchs (des Raben, von dem sie alle abzustammen glauben) erzählt werden, dann legen sie ihre ernste Miene ab, sind fröhlich und lachen sogar. Bei gar nicht durchweg gleichartigem Temperament gibt es unter ihnen auch lustige Käuze, professionelle Spaßmacher, die sich auf derbe Scherze verstehen.

Ueber 8—10000 Köpfe scheinen die Tlinkiten gegenwärtig nicht zu zählen. Die ewigen Fehden, die sie untereinander führen, verringern ihre Zahl kaum. Denn so wenig sie ein ruhig friedliches Dasein für die Dauer vertragen, so oft bei ihren strengen Eigenthumsbegriffen fremde Eingriffe in ihr Jagd-, Fischerei- oder Handelsgebiet, ferner eheliche Untreue, Spiel und Trunkenheit häufigen Anlaß zu Streit geben, so pflegt man sich doch gewöhnlich bald über die zu leistende Buße zu einigen. Ernsthafter wirkt die Blutrache:

Wenn der beleidigte Tlinkit ernstlich nach dem Leben seines Gegners trachtet, dann genießt er weder Speise noch Trank, bis daß er seine Absicht vollführt hat. Aber sofort sind die Verwandten des Getödteten bereit, den Tod zu rächen, und bis nicht auf beiden Seiten gleich viel Blut geflossen ist oder entsprechende Entschädigungen gezahlt worden sind, wird der Kampf fortgesetzt. Aber nicht nur die Menge des vergossenen Blutes, auch die Qualität desselben wird in Betracht gezogen; ein vornehmer Mann, ein Häuptling, gilt das Doppelte oder Dreifache eines gewöhnlichen, und da über die Werthschätzung eines Getödteten die beiden Parteien verschiedener Meinung sein können, so entsteht daraus eine neue Schwierigkeit, welche wieder erst durch lange Unterhandlungen gehoben werden kann.

Dichterischer Phantasie ist der Tlinkite keineswegs bar und ledig. Das beweisen die hübschen Sagen, von denen uns der Verfasser eine stattliche Fülle mittheilt. Der unmenschliche Aberglaube spukt natürlich daneben auch in diesen Hirnen und verräth sich nach Indianerweise in schamanistischen Religionsgebräuchen:

Die Religion der Tlinkiten geht im Schamanismus auf, d. h. in dem Glauben an Geister, die in das Leben des Menschen eingreifen, und deren Macht durch einzelne Wissende, die Schamanen, gebrochen werden kann. Der Schamane, „Ichta" genannt, ist durch sein wildes, schmutziges Aeußere und sein in Strähnen herabhängendes oder hinten in einen Knoten gebundenes Haar, das weder durch Schere noch Kamm entweiht werden darf, gekennzeichnet. Bei der größten Trauer selbst schert er nur den vordern Theil seines Hauptes. Die Schamanenwürde ist mit dem Besitz von allerhand Ausputz, geschnitzten Knochenstäben, Gesichtsmasken, Klappern, Trommeln u. dgl. verbunden. Für jeden Geist besitzt der Schamane eine besondere Maske, deren er sich bedient, wenn er diesen Geist beschwören will. Die Beschwörungen bestehen in einem wilden Tanze um das Feuer herum, bei dem die gewaltsamsten Umdrehungen des Körpers vorgenommen werden. Der Schamane heilt Kranke, indem er die bösen Geister aus ihnen heraustreibt, macht gutes Wetter, läßt reichliche Fischzüge in die Gewässer aufsteigen und Aehnliches mehr. Für seine Künste nimmt er jedoch gute Bezahlung und zwar stets im voraus. Haben die Beschwörungen nicht die gehoffte Wirkung, so ist er um eine Ausrede nicht verlegen; andere böse Geister sind hindernd dazwischen getreten, und ihre Austreibung erfordert wieder neue Beschwörungen und neue Bezahlung.

3. Unser Wissen von der Erde. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von A. Kirchhoff. Erster Band. Lieferung 31—50. Prag, Tempsky. 1885. Lex.-8. Jede Lieferung 90 Pf.

Dieses groß angelegte Sammelwerk hat soeben den dritten und Schlußtheil seines ersten Bandes, nämlich den von Alois Pokorny verfaßten Abschnitt: „Die Erde als Wohnplatz der Pflanzen, Thiere und Menschen", vollendet.

Derselbe ist gleich den vorangegangenen Abtheilungen der „Allgemeinen Erdkunde", dem meteorologisch-klimatologischen und dem geologischen, wesentlich erweitert und vervollkommnet gegenüber seiner frühern Gestalt, namentlich reich geschmückt mit einer Menge ausgezeichneter Holzschnitt- und Aquarelldruckbilder. Er bietet, wie schon in den frühern Auflagen der „Allgemeinen Erdkunde", mehr als sein Titel besagt; denn er behandelt nicht allein die Lehre von der räumlichen Verbreitung der Organismen über die Erde, sondern auch die allgemeinen Grundzüge der Entwickelungsgeschichte des jetzigen Pflanzen- und Thierreichs überhaupt, und zwar im Lichte der modernen Abstammungstheorie.

Für den ethnologischen Theil wurde bei der diesmaligen Neubearbeitung ein Manuscript von Professor Robert Hartmann benutzt. Von ihm wurden wol auch manche der Originale für die vortrefflichen eingedruckten Völkertypen geliefert. Wir heben als Darstellungsprobe nur eine kurze Stelle über die Türkenvölker heraus:

Die Türkenvölker verbindet ein gemeinsames, dialektisch übrigens mannigfach gegliedertes Idiom. Selbst in den Gesichtszügen lassen sich gewisse Einzelheiten erkennen, welche einen gemeinschaftlichen Ursprung verrathen; ihre Wiege sind wahrscheinlich die Abhänge und nähern Umgebungen des Altai gewesen. Es wird selbst angesichts der Haut noch sehr lückenhaften Kennt-

niß der türkisch-mongolischen Völkerabtheilung möglich, ein ungefähres Bild von dem physischen Gesammtcharakter derselben zu entwerfen. Eine ramassirte, mittelgroße oder große, zum Fettwerden geneigte Statur, ein kurzer oder Mittel-, seltener ein langer Kopf, eine hohe, gewölbte Stirn, eine unter den edleren Typen vorspringende, lange, gerade oder gebogene Nase mit breitem Rücken und nicht sehr breiten Flügeln, ein fleischiger, nicht sehr breitgeöffneter Mund, breite, echt vorspringende Wangen, gerundetes Kinn und gerade, selten schiefstehende Augen sind vorherrschend. Die Hautfarbe wechselt von dunkelbraun und ockergelb in hellweizengelb oder in das nur leicht gebräunte Colorit der Südeuropäer. Haupt- und Barthaar sind entwickelt, schwarz, seltener kastanienfarbig oder blond, straff, aber dünner als bei echten Mongolen. Der Körperbau ist proportionirt, die physische Leistungsfähigkeit ist durchschnittlich sehr beträchtlich. Das weibliche Geschlecht entwickelt bei aller Stumpfheit der Züge nicht ganz selten unverkennbare Reize. Die Türkenvölker haben schon frühzeitig eine geschichtliche Rolle gespielt. Vielfach sind sie mit den echten Mongolen in nahe Berührung und in Conflicte gerathen, deren Folgen Vermischung einer- und Stammesabsonderung andererseits geworden sind. Nicht wenige Türkenstämme sind unter die Botmäßigkeit der schlauen und staatsklugen Chinesen gerathen und zwar, wie die sogenannten Dunganen, in ihrem physischen Typus Türken geblieben, in ökologischer Hinsicht den Söhnen des Han jedoch theilweis oder gänzlich ähnlich geworden. Andere dieser Stämme haben gleiche Wechselbeziehungen mit iranischen und hindustanischen Bevölkerungen durchlebt und deren Einflüsse erduldet. Wieder andere sind mit Slawen und mit andersgebildeten Urbevölkerungen oder Einwanderern in Asiens äußerstem Westen sowol wie auch in Europa aneinander gerathen.

Alfred Kirchhoff.

Neue Dichtungen.

1. Germania. Dramatische Dichtung von Ernst Scherenberg. Elberfeld, Bädeker. 1885. 12. 3 M.
2. Lieder aus Tirol von Karl Bleibtreu. Berlin, Steinitz u. Fischer. 1885. 12. 1 M.
3. Gedichte von Ludwig Bund. Mit Porträt. Iserlohn, Baedeker. 1885. 8. 6 M.
4. Gedichte und Uebersetzungen von Auguste von Reichenau. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1885. 8. 4 M.
5. Album-Blätter aus Auerbach's Keller. Herausgegeben von Fritz Frenzel. Mit Illustrationen. Leipzig, Peterson. 1885. 8. 2 M.
6. Die Wogenbraut. Episches Gedicht in vier Gesängen von Adolf Volger. Altenburg, Bonde. 1885. 16. 1 M. 75 Pf.
7. Dewin und Hammersee. Eine heimatliche Sage in Versen von R. Martin. Prag, Dominicus. 1886. 8. 1 M. 60 Pf.
8. Prometheidenloos. Eine Dichtung von Gerhart Hauptmann. Berlin, Fßleib. 1885. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Welle, welche die Flut der neuesten Dichtung mir diesmal auf den Schreibtisch wirft, bringt mir allerlei und Mannichfaltiges: Dramatisches, Epischen, Lyrisches.

Ich eröffne meine Revue mit einem Namen von gutem Klang: Ernst Scherenberg veröffentlicht eine dramatische Dichtung patriotischen Inhalts unter dem Titel „Germania" (Nr. 1). Die Art, in welcher der Dichter hier das Vaterland feiert, liegt weitab von den landläufigen Gewohnheiten der modernen Gelegenheitspoetasterei. Nichts von der bekannten Prolog-, Epilog- oder sonstigen Festgedichtmanier, die uns ein abgestandenes Pathos mit obligater Phrasensance aufzutischen pflegt. Scherenberg hat sein Thema eigenartig gewählt und geistreich durchgeführt: er stellt die Apotheose der nationalen Zeitgeschichte auf ein breites historisches Piedestal: die Apotheose findet ihren Ausdruck in der Gestalt der Germania; als Piedestal aber dienen vergleichsweise angezogene Schilderungen aus der Geschichte fremder Völker. Es läßt sich hiergegen kaum etwas einwenden als etwa daß durch die allzu großen Dimensionen, welche das Piedestal einnimmt, und die einseitige Liebe, die der Künstler demselben zugewandt, das architektonische Gleichmaß einigermaßen gestört worden: die Figur selbst, die der Dichter auf den breiten Sockel stellt, ist im Vergleich mit diesem zu klein gerathen. Aber man vergißt die mangelnde Proportion ganz über der Schönheit des Sockels, oder richtiger gesagt: über der Schönheit der drei Säulen, welche ihn tragen. Griechenland, Rom und das maurische Spanien sind diese Säulen. Nach einem kurzen Vorspiel, welches uns in eine verwüstete Landschaft aus der Zeit des ausgehenden Dreißigjährigen Kriegs führt und uns dort die trauernde Germania in ihrer tiefsten Zerknirschung zeigt, rollt der Dichter uns als erstes Bild Olympia mit seinen Festspielen, etwa um das Jahr 433 v. Chr., auf, sodann als zweites das Neronische Rom um 65 n. Chr. und endlich als drittes die Alhambra um 1492 n. Chr., also zur Zeit Mohammed Abdallah's, des letzten Maurenkönigs, um uns in einem melodramatisch gefärbten, epigrammatisch zusammengerafften Nachspiel die Vision des heutigen Deutschland vor das Auge zu rücken. Die Idee des Ganzen ist kurz diese: hatte das alte Hellas Freiheit und Schönheit, das antike Rom Macht und Reichthum, das Morgenland Glauben und Wissen, so ist Deutschland groß geworden durch die Vereinigung aller dieser Mächte, welche die Scherenberg'sche Dichtung in einzelnen Genien personificirt auftreten läßt. Germania faßt diese Idee gegen den Schluß des Poems hin in den Worten zusammen:

> Ich las es in den Blättern der Geschichte,
> Daß keine von euch Mächten je allein
> Befähigt sei, ein Volk zu wahrer Größe
> Zu führen und es dauernd zu beglücken.
> Denn jeder Trieb, der nur nach Einer Richtung
> Ins Ungemessne wächst, trägt schon in sich
> Den Keim des Todes, und ersticken muß er
> Im Uebermaß der eignen Kraftentfaltung.
> Nur wo sich Freiheit paarte mit der Macht,
> In schönem Gleichmaß innig sich ergänzend,
> Wo Kunst und Wissenschaft mit reinem Licht
> Die Sinne adeln in dem Dienst der Schönheit,
> Mit Schöpferkraft den Menschengeist erfüllen,

Wo Reichthum quillt aus fleiß'ger Hände Arbeit,
Wo milder Glaube, andern Glauben achtend,
Die Seelen festigt wider jeden Sturm —
Wo ihr gewalt'gen Mächte alle, alle,
Zu einem Wirken eure Kräfte eint —
Da nur erblüht das wahre Völkerglück!
Und dich, mein Volk, zu solchem Glück zu heben,
Scheint göttlich mir und werth, dafür zu leben!

Scherenberg bewährt in seiner prächtigen Dichtung poetische Gehobenheit und eine über das Niveau der patriotischen Gelegenheitspoesie weit hinausgehende dramatische Gestaltungskraft. Mag er uns in classisch gerundeter Darstellung die rührende Gestalt der Pherenike vorführen, welche, als Mann verkleidet, heimlich dem siegreichen Kampf ihres Sohnes Peisirrhodos in Olympia beiwohnt und der Strafe des Todes, die über dieses Verbrechen verhängt ist, nur durch die Fürsprache des Phidias entgeht, mag er uns mit brennenden Farben den schwelgerischen Nero und seinen üppigen Hof malen oder uns in plastischer Schilderung den edeln Mohammed Abdallah in seiner entsagungsfreudigen Größe vor die Seele rücken: überall bewährt er sich als feinsinnigen Poeten und einsichtsvollen Kenner der Geschichte; überall weiß er seine historischen Vorwürfe in den Dienst der Idee seiner Dichtung zu stellen.

Die dem Fürsten Bismarck gewidmete „Germania" Scherenberg's ist ein neues Blatt in dem wohlverdienten Lorber unsers elberfelder Sängers.

Von der dramatischen Kamöne Scherenberg's zur lyrischen Karl Bleibtreu's ist ein großer Schritt. Hatten wir dort abgeklärte Ruhe und eine gewisse akademische Signatur des Vortrags, so haben wir hier gärenden Sturm und Drang und ein starkes, aber noch nicht ganz disciplinirtes Talent. Ich spreche von Bleibtreu's „Liedern aus Tirol" (Nr. 2), welche der Dichter dem bekanntlich in Meran lebenden Oskar von Redwitz zueignet. Es sind Lieder ohne den eigentlichen Ton des Liedes; es fehlt ihnen meistens der lyrische Schmelz, und die dargebotenen Empfindungen und Gedanken — letztere überwiegen erstere — liegen oft logisch wie poetisch unorganisch und ungeordnet da wie vom Orkan planlos verstreute Granitblöcke in einer großartigen Wüstenlandschaft. Es ist etwas Bizarres und Barockes, etwas absichtlich Unmelodisches in diesen Liedern, die es lieben, hier und da mit gesuchten Reimen und Wendungen zu kokettiren. Aber wo diese kleinen Unarten unsers Poeten mehr zurücktreten, da springen oft eigenartig anmuthende Gedichte aus der Zahl der übrigen hervor, wie z. B.:

Runggelstein.

Im Burghofgarten blühen
Viel sonnige Blumen empor —
Doch eine dunkle Cypresse
Schattet draußen am Thor.

Wir schwingen lachend den Becher
Und grüßen die Bilder der Wand;
Tristan und Isolde liebeln
Hernieder in buntem Gewand.

Doch droben am Söller dräuen
Hagen und Dietrich von Bern —
Das große, das dunkle Schicksal
Wirft Schatten nah und fern.

Einiges klingt an Heine an, aber anderes ist dann wieder ganz unvergleichbar, wie „Alpenwind und ew'ger Schnee", „Anchises", „Selbstbeichte" und das folgende Schlußgedicht der Sammlung:

Einsiedelei.

Wenn vor mir klaffen die Narben der Brust
Und die Wunden bluten vergangener Lust,
Und des Ueberdrusses bleierne Schatten
Hinrollen über die sonnigsten Matten,
Und das Auge sich trübt mit der Reue Thränen
In entschwundenen Glückes vergeblichem Sehnen,
Wenn die Geister von Dingen, die lange entflohn,
Das Hirn umflattern mit kicherndem Hohn,
Und der Wille von lähmendem Weh zerfressen —
Hinaus in die Heide! Allein, allein,
Den Menschen fern in die Nacht hinein!
Der Fesseln Schwere, sie ist vergessen
Und ich athme Freiheit in vollem Zug —
O dann, wenn mein Schritt in die Heide mich trug,
Weit, weit, wenn der Sonne Schimmer zerschmolz —
Dann wird mein Gewissen so froh und stolz.
Und die Seele badet sich frisch und frei
In der unbesudelten Wüstenei.
Die Oede des Herzens — hier wird's voll
Von deinem Frühlingsglanze, Apoll.
Und höher und höher in heiligem Grauen,
Auf dem Berg der Verklärung Hütten zu bauen!

Es ist keine Frage: in Karl Bleibtreu haben wir einen Dichter von markanter Physiognomie, der Eindrucksvolles leistet und Eindrucksvolleres zu leisten verspricht.

Viel weniger Physiognomie haben die „Gedichte" von Ludwig Bund (Nr. 3). Der wackere rheinische Sänger, der uns schon so manches schöne Lied gesungen, ist ein echt deutsches Talent: klar, rein, warm, innig. Für das einfache, gemüthvolle Lied hat er edle und melodiöse Töne, indem er sich für seine schlichten Stoffe schlichter Formen bedient und in seiner anspruchslosen Weise mehr an das Herz als an den Kopf appellirt. Wenn Bund auch mitunter einen Anlauf zu mehr epischer Gestaltung nimmt: seine Figuren sind doch der Regel nach in ein durchaus lyrisches Colorit getaucht. Hiervon sind in den vorliegenden „Gedichten" nur einzelne fast episch gefärbte Stücke ausgenommen, wie die kurz gehaltenen „Reiterbilder" und das umfangreichere Gedicht „Kambyses". Der lyrische Ton in diesen episch-lyrischen Gedichten hat oft etwas besonders Anmuthendes und Liebenswürdiges, wie z. B. in „Frühlingszauber" oder auch in:

Die Schwalben.

Ein alter Mann am Rheine stand;
Er sah die Schwalben kommen;
Da hat er in die welke Hand
Sein Käppchen fromm genommen.

Empor zum blauen Himmelsdom,
Zu dem sein Beten schallte;
Und selig sah er von dem Strom,
Der voll im Bette wallte,

„Du, der die Schwalben ziehen heißt,
Wie ich hier freudig stehe,
Dir danke ich, du großer Geist,
Daß ich sie wiedersehe!

Dem Heil, das uns der Frühling bringt,
Wird nie der Glanz genommen!"
Ihr Kinder, lauft ins Dorf und singt:
Die Schwalben sind gekommen!

Neben den herzenswarmen und lebhaft colorirten Liedern Bund's nehmen ausgesprochen dilettantische Versuche wie die „Gedichte und Uebersetzungen" von Auguste von Reichenau (Nr. 4) sich allerdings einigermaßen blaß aus. Das Beste in dieser Sammlung sind meines Ermessens die Uebertragungen, die eine gute Auswahl von Proben aus den Dichtungen Alfred de Musset's, Longfellow's, Lamartine's, Béranger's Victor Hugo's u. a. enthalten und oft einen sehr glücklichen Instinct in der Nachempfindung fremder Geistes- und Herzensart bekunden. Ich greife ein beliebiges Beispiel heraus:

An meinen Freund Alfred Tattet.
Von Alfred de Musset.

In meinem Unglück, Alfred, bliebst von allen
Nur du mir treu, warst Stütze mir und Stab.
Das Glück schlingt Bande, die mit ihm zerfallen,
Die Trübsal ist's, die einen Freund mir gab.

So wiegt am Hügel sich in heitern Lüften
Die Blumenschar, die nur der Sonne hold;
Doch unter Felsen ist's, in dunklen Klüften,
Wo sich der Bergmann mühet, sucht er Gold.

So trägt das Meer auf den azurnen Wellen
Am stillen Tag den Reisenden zum Strand;
Doch ist's im Sturm, der Schiffe ließ zerschellen,
Wenn einer Perle Schatz der Fischer fand.

Was wird aus mir? Gott weiß. Doch — keine Klagen!
Wie Byron ruf' ich in der Wogen Zorn:
„Und murre auch das Meer, es muß mich tragen.
Und stürzt mein Renner, brauche ich den Sporn."

Doch soll, was immer das Geschick mir gebe,
Ein neues Siegel unsrer Freundschaft sein,
Und ob ich morgen sterbe, morgen lebe,
Solang' mein Herz schlägt, ist die Hälfte dein.

Es ist zweifellos: viel eher als auf dem der eigenen lyrischen Production winken Auguste von Reichenau Erfolge auf dem Gebiete der Uebersetzung. Ernst Ziel.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein fast unzählige mal schon berührtes Thema behandelt A. Dehlen auf eine neue und interessante Weise, nämlich „Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen und — naturwissenschaftlichen Weltanschauung" (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht). Die berühmte Definition des Aristoteles über das Wesen der Tragödie umschreibt und erklärt Dehlen folgendermaßen: „Die Tragödie bringt zur Erscheinung die Reinigung von Leidenschaften, und durch Identification bewirkt sie solches auch bei uns." Die Reinigung von den Leidenschaften sei das Ziel jeder griechischen Tragödie, was in einer Analyse der hauptsächsten classischen Dramen nachgewiesen wird. Wir können dieses Mitleid mit den Helden der griechischen Tragödie nicht mehr empfinden, weil wir nicht mehr an das griechische Schicksal glauben. Wir können diese Tragödien wol interessant finden, wir können sogar durch einzelne Stellen zur Bewunderung, zur Begeisterung hingerissen werden; aber erheben können sie uns nicht. Ebenso stand und fiel die christliche (soll heißen: kirchlich-mittelalterliche) Tragödie mit der christlichen Weltanschauung. In der Neuzeit wird der Tod des Helden das Charakteristicum der Tragödie, Goethe aber machte in seiner „Iphigenie" die vollkommenste Katharsis unabhängig vom Tode. Die neue Weltanschauung ist die naturwissenschaftliche; diese sieht im Leben einen Kampf um das Dasein und in ihm das Mittel zur Vervollkommnung der Lebewesen. Aus dem physischen Handeln wird ein psychisches, indem die beim physischen Handeln thätigen Factoren verwickelter und die ihnen entsprechenden Handlungen complicirter werden. (?!). Die Factoren der Bildung sind das moderne Schicksal. Der völlig reife Mensch ist der dem Kampf ums Dasein durchaus gewachsene, der gute. Stellt uns die Tragödie einen solchen Menschen vor, so ist sein Weg durch das Fertigsein allein schon bedingt; aber der tragische Held darf weder fertig noch unfertig sein, damit uns sein Geschick tragisches Interesse einflöße. Vielmehr muß die Harmonie gefährdet, das Gleichgewicht ein labiles sein. Der Held muß aber schließlich die Harmonie im Guten erreichen, sei es auch durch die Aufopferung seiner Existenz. „Maria Stuart" und „Hamlet" sind Muster solch einer Tragödie, welche auf der naturwissenschaftlichen Weltanschauung beruht.

— Joseph Victor Sarrazin schildert „Victor Hugo's Lyrik und ihren Entwickelungsgang" (Baden-Baden, Sommermeyer). Er zeigt sich als trefflich orientirt nicht nur in den hier einschlagenden Schöpfungen des großen Dichters, sondern auch in den verschiedenartigen Beurtheilungen desselben. Sarrazin strebt nach einer möglichst gerechten Kritik und belegt seine Ansichten stets durch gut gewählte Beispiele. Alles in allem genommen dürfte dieser kritische Versuch eine der brauchbarsten Vorarbeiten sein für eine noch ausstehende Würdigung Victor Hugo's in seiner Gesammterscheinung.

— „In der besten der Welten" nennt Walther Friedheim ein naturalistisch-sociales Lebensbild aus unsern Tagen (Zürich, Verlags-Magazin). Eine edle Natur stößt hier manchen ergreifenden Schmerzensschrei aus, zu dem sie bittere Erfahrungen, besonders die Schattenseiten unsers modernen Lebens veranlaßt haben. Wer den Muth hat, sich dem Kreuzfeuer schwersten Geschützes des Pessimismus auszusetzen, der mag diese Schrift lesen; herzbrechend bleibt die ganze Tragik des hier geschilderten Lebensganges auch für einen Optimisten.

Ausländische Literatur.

Von hohem Interesse ist die zwar bereits vor mehreren Jahren, und vor der in Versailles beschlossenen „beschränkten" Revision der Verfassung geschriebene, erst jetzt aber erschienene anonyme Schrift „Fédéralisme ou Césarisme" (Paris, Dentu). Der Ver-

fasser richtet hier ernste Worte der Mahnung an seine Landsleute und verlangt von ihnen, sich für das eine oder das andere im Titel Angegebene zu entscheiden, solle Frankreich endlich zu geordneten Zuständen gelangen. Ja er wünscht den Föderalismus für sämmtliche europäische Staaten herbei, um dem die Kräfte der Völker verzehrenden Militarismus und den Kriegen ein Ende zu machen, und wie die englische Friedensgesellschaft will er Streitigkeiten zwischen den Völkern auf schiedsrichterlichem Wege geschlichtet haben. Was uns jedoch in der prägnanten Schrift am meisten interessirt und auch für die Franzosen das Wichtigste daran sein dürfte, ist, was er ihnen betreffs ihres Verhältnisses zu Deutschland sagt. Wir können es uns nicht versagen, einige Stellen daraus hier anzuführen, die auch für die Spalten d. Bl. nicht unpassend scheinen dürften. „Deutschland", heißt es im sechsten Kapitel, „bietet Frankreich einen Stützpunkt. Es weiß, daß es die glänzenden Gaben des französischen Elements durch keine seiner Vorzüge ersetzen kann, und daß die Einheit seiner Rasse nicht genügt, ihm den friedlichen Genuß seiner Herrschaft zu sichern. So mächtig es sich auch fühlt, es fürchtet Frankreich (?) und wünscht dessen Freundschaft. . . . Das Unglück ist, daß wir Deutschland nicht verstehen. Wir sehen es nicht wie es ist, sondern wie unwissende Schriftsteller es uns dargestellt haben. Es ist weder geographisch, noch commerziell, noch selbst ethnographisch der Feind Frankreichs. Es ist nicht der geborene Feind, die Antination. Es ist selbst historisch unser alter Verbündeter und seine Anfänge vermengen sich mit den unsrigen. Seine Cultur, seine Philosophie, seine Ethik, seine Religionen, seine Sitten bilden eine der unsrigen ähnliche Sphäre. . . . Im 18. Jahrhundert dringt der französische Geist in den Hof und die Gesellschaft von Berlin ein, wo sich freisinnige Geister und edle Herzen begegnen, wie Karoline und Rahel Varnhagen. Seit mehr als funfzig Jahren hat sich der germanische Geist unserer sanft bemächtigt. Er gibt uns Spinoza, wir geben ihm Descartes. Der weise Genius des so sittlichen, so humanen Kant hat bereits einen Bund freier Staaten geahnt. Lessing, Schelling, Hegel, Strauß führen uns neue Gesichtspunkte zu, erweitern das Nachdenken, nöthigen das Ich, sich zu beobachten, bestimmen die Regeln der gesellschaftlichen Beziehungen, beleuchten die Religionsgeschichte und die Philosophie, inspiriren Cousin, Proudhon, Renan, befreien den civilisatorischen Gedanken, den die physiologische Schule dann noch bereichert und fügt die Glieder der Kette zusammen, welche die Rassen verbindet und die Menschheit gründet. Der deutsche Geist, geduldig und gewissenhaft, vereinigt sich mit dem lebhaften, umfassenden, duldsamen der französischen Rassen, stützt und ergänzt ihn. Deutschland und Frankreich, das ist Grimm und Diderot. Diese Freundschaft ist noch möglich." Hoffen wir, daß dem so sei und daß des Verfassers Wunsch in Erfüllung gehe!

Theater und Musik.

Felix Philippi's Schauspiel „Daniela", welches am leipziger Stadttheater zur Aufführung gekommen, hat einen günstigen Erfolg davongetragen. Der Dichter ist bereits mit zwei Stücken: „Der Advocat" und „Irrlichter", auf deutsche Bühnen gedrungen: er ist ein eifriger Aspirant nach dem Lorber Paul Lindau's und Hugo Bürger's; denn seine Stücke bewegen sich wie die Dramen dieser Autoren auf dem Gebiete der Komödie, der Salondramatik, und wie diese hat er die französischen Muster wohl studirt; ja man darf sagen, daß er in Bezug auf die Technik des Dramas, auf kunstvoll erregte Spannung und effectvolle Abschlüsse fast diesen beiden Dramatikern noch einen Point vorgeben kann. Freilich wird solche Bühnenwirkung erkauft mit dem Verzicht auf psychologische Glaubwürdigkeit und mit unannehmbaren Voraussetzungen, wie sie Emile Zola auch dem erfolgreichen Victorien Sardou zum Vorwurf macht. Die Heldin des Dramas ist eine zweite Frau, welche indeß mit denjenigen Marlitt's wenig Aehnlichkeit hat. Ihr Gatte widmet der ersten dahingeschiedenen Frau einen wahren Cultus: sie aber erfährt durch einen beweiskräftigen Zufall, daß diese ihm untreu gewesen ist. Es handelt sich also um einen im Präteritum conjugirten Ehebruch, der aber gleichwol in das Präsens der vor unsern Augen sich entwickelnden Handlung wesentlich eingreift. Statt ihren Gatten von seiner thörichten Schwärmerei zu curiren, will Daniela seine der Vergangenheit gewidmete Andacht nicht stören, verheimlicht ihm nicht nur die Schuld der Gattin, sondern sucht auch, was ziemlich überflüssig ist, den Schuldigen zu bewegen, daß er das tiefste Schweigen bewahre, indem sie mit dem Advocaten Arndt, dem Liebhaber der ersten Frau, geheime Zusammenkünfte hat. Dadurch bewirkt sie das Gegentheil von dem, was sie erreichen will, kommt selbst in Verdacht der Untreue; eine Scheidung steht bevor; nun macht der Advocat seinerseits Geständnisse. Ein Duell steht in Sicht, das durch den edeln Selbstmord des Schuldigen verhindert wird. Die großen Hauptscenen sind spannend und mit echt dramatischer Steigerung durchgeführt.

— Das Drama „Waldemar" von Gustav zu Putlitz ist am berliner Hoftheater von neuem zur Aufführung gekommen, und zwar mit besserm Erfolg als vor zwanzig Jahren, wo es dort als Novität erschien. Directionen und Intendanzen sollten öfters auf frühere werthvolle Stücke zurückkommen.

— Eine neue Operette von Döllinger und Walther: „Don Cesar", macht gegenwärtig die Runde über die deutschen Bühnen; sie behandelt den alten Stoff des „Don Cesar von Irnn", schlägt in Dichtung und Musik oft ernstere Töne an: namentlich sind die fließenden Verse zu loben. Im letzten Act überwiegt die Posse, und so wird das Ganze von einem nicht ausgeglichenen Gegensatz durchdrungen.

Bibliographie.

Baur, W., Prinzeß Wilhelm von Preußen, geborne Prinzeß Marianne von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzessin. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Gedanken des 19. Jahrhunderts zur unausbleiblichen Lösung der sozialen, politischen und religiösen Frage von einem Juden, seiner Geburt und orthodoxen Erziehung nach, mit einem Vorwort von G. S. Schäfer. Berlin, Rubenow. 1885. Gr. 8. 2 M.

Jókai, M., Der Zigeunerbaron und andere Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Kloth, H., Sliperlisch'n. Garding, Lühr u. Dircks. 1885. 8. 3 M.

Meine Lebensjahre als Landwirt. Von *** (genannt Max Ruhlitz). Kiel, Biernatzki. 1885. 8. 1 M.

Ein zweier deutscher Liederstrauß. Eine patriotische Dichtung für Schule und Haus von Wilhelm von der Mulde. Zwickau, Werner. 8. 60 M.

Panizza, O., Düstre Lieder. Leipzig, Unflad. 1886. Gr. 16. 2 M.

Quarck, M., Die Arbeiterschutzgesetzgebung im Deutschen Reiche. Eine sozialpolitische Studie für die weitesten Kreise. Stuttgart, Dietz. 8. 1 M.

Reichenau, Auguste v., Gedichte und Uebersetzungen. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1885. 8. 4 M.

Schiesl, J., Dramen in Prosa: Sedan, Trauerspiel. Irredenta, Schauspiel. Die Landesvertheidiger, Trauerspiel. Der Illuminat, Lustspiel. Heidelbeerwein, humoristisches Epos. Regensburg, Coppenrath. 1885. Gr. 8. 3 M.

Strickrodt, L. H. C., Widdekind und Edelinthe, oder Schwarzburg an der Schwarza und die Sorbenburg in Saalfeld. Trauerspiel. 1ste Lfg. Kahla, Beck. 8. 50 Pf.

Traum und Leben. Liederklänge aus Schleswig-Holstein von Adelaide Marie. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 2 M. 40 Pf.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Jahrgang 1886. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Verstaatlichung des Grundkredits. Ideen zu einem nationalen Verwaltungsrecht des Grundbesitzes. Von H. F. Jena, Fischer. 1885. Gr. 8. 1 M.

Der k. k. österreichische Feldmarschall Fürst Windisch-Grätz. Eine Lebens-Skizze. Aus den Papieren eines Zeitgenossen der Sturm-Jahre 1848 und 1849. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 347 bis 353.

Deutscher Reichstag. — Die streitenden Kronländer König Oskars II. — Das europäische Interesse am Balkan. — Zum Project des Nord-Ostsee-Canals. — Bericht der russischen Reichscontrole über die Ausführung des Budgets für 1884. (I.) — Militärisches aus Frankreich.

Monaldo Leopardi und seine Familie. — Das Deutsche Wörterbuch. — Durch die Planetenwelt. — Künstlerische Veröffentlichungen. Von W. Lübke. — Karl Biedermanns Leben. Von H. Blum. — Aus Julius Cäsars letzten Tagen. Von Professor Dr. W. Oncken. — Bilder aus dem Berliner Leben. — Henry Fawcett. Von H. Zimmern. — Neue Gedichte von Hermann Lingg. Von Dr. A. Svoboda. — Neue kartographische Arbeiten aus Württemberg. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Von Dr. A. Schlossar. — Berliner Briefe. (II.) — Das römische Lager zu Campodunum (Kempten). Von F. Ohlenschlager.

Zur Mobiliar-Feuerversicherungsfrage in Bayern. (V/VI.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Memoiren des Generals U. S. Grant.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen.

In zwei Bänden.

Erster Band. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die hinterlassenen Denkwürdigkeiten des im Juli 1885 verstorbenen Generals Grant, des siegreichen Feldherrn und zweimaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, fanden in Amerika bereits vor dem Erscheinen über 300000 Subscribenten und werden hier in getreuer Uebersetzung von H. von Wobeser dem deutschen Publikum zugeführt. Der zweite Band, welcher das Werk abschließt, befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grundriss der Zoologie

für höhere Lehranstalten, insbesondere für Gymnasien

bearbeitet von

Dr. R. Krieger.

Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 M. 60 Pf. Cart. 1 M. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ersehien:

OBRAS ESCOGIDAS

de

D. RAMON DE CAMPOAMOR.

3 Bände. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

(Coleccion de autores españoles, 44.—46. Bd.)

1. Band: Ternezas y Flores. Sonetos. Fábulas. Cantares. Doloras. — 2. Band: Pequeños Poemas. — 3. Band: Colon. El Drama universal.

Campoamor ist einer der eigenartigsten und gedankenreichsten Dichter; er steht an der Spitze der neuern spanischen Dichterschule und übt auf sie den mächtigsten Einfluss aus. Vorliegende schön gedruckte und wohlfeile autorisirte Ausgabe seiner Dichtungen kommt daher dem Wunsche aller Literaturfreunde entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Türkenvolk

in seinen ethnologischen u. ethnographischen Beziehungen

geschildert von

Hermann Vámbéry.

Mit zwei Tafeln und mehrern Holzschnitten. 8. Geh. 18 M.

Zum ersten mal erscheint hier eine ethnographische Darstellung, welche das gesammte Türkenvolk umfasst und die Beziehungen seiner einzelnen, vielverzweigten Stämme zueinander klarzulegen unternimmt. Professor Vámbéry, im Besitz ausgebreiteter Sprachkenntnisse und durch wiederholte Reisen mit den localen Verhältnissen Mittelasiens genau bekannt, war wie kein anderer zu einer solchen Darstellung berufen, und da die Türken bei den gegenwärtigen politischen Conflicten in Asien wie in Europa eine so wichtige Rolle spielen, darf um so mehr das allgemeinste Interesse für das vorliegende Werk erwartet werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Lied vom Könige Nala.

Erstes Lesebuch für Anfänger im Sanskrit.

Nach didaktischen Grundsätzen bearbeitet und in transscribiertem Texte mit Wörterbuch

herausgegeben von

Hermann Camillo Kellner.

8. Geh. 5 M.

Im Anschluß an seine bereits in dritter Auflage vorliegende „Kurze Elementargrammatik der Sanskritsprache“ bietet der Verfasser hier ein Lese- und Uebungsbuch, das sich, allmählich vom Leichtern zum Schwerern aufsteigend, sowol für den Schul- wie für den Selbstunterricht eignet. Zahlreiche Wort- und Sacherklärungen, vor allem auch das beigegebene Speciallexikon machen das Buch zu einem besonders brauchbaren Lehrmittel.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 14. Januar 1886.

Inhalt: Romane und Novellen. Von J. J. Honegger. — Das neueste Werk Heinrich Schliemann's. Von J. Mähly. — Neue Dichtungen. Von Ernst Ziel. (Beschluß.) — Militärische Werke. Von Hermann Vogt. — Neue Dramen. Von Karl Nissel. — Zur Philosophie. Von J. Adolf Harpf. — Naturwissenschaftliches. Von Friedrich Traumüller. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Novellen.

1. In Lehnspflicht. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von G. Brand. Zwei Bände. Kassel, Wigand. 1884. 8. 5 M.
2. Der Rathsherr von Trier. Ein Blatt aus einer alten Familienchronik von Charlotte von Schöler. Berlin, Luckhardt. 1885. 8. 5 M.
3. Menschenschicksale. Novellen von Konrad Telmann. Achte Folge. Zwei Bände. Minden, Brun. 1885. 8. 6 M.
4. Professor Irrgang. Eine Erzählung von Anna von Werder. Leipzig, Hinrichs. 1886. 8. 3 M.

Zwei sitten- und culturgeschichtliche Bilder aus dem ausgehenden Mittelalter und den Anfängen der Neuzeit, daneben allerlei moderne Lebensläufe von sehr verschiedenem Gehalt, liegen vor in Roman- und auch kürzerer Novellenform.

„In Lehnspflicht" von G. Brand (Nr. 1) ist ein reichhaltiges Gemälde und ein echt historischer Roman, ja eigentlich mehr Geschichte und Sittenzeichnung aus dem Reformationszeitalter als Roman. Ueber dieses Verhältniß hat uns der Autor selber in einem Vorwort Aufschluß gegeben, indem er gleich im ersten Satz betont, daß er eine „auf strenger Wahrheit beruhende Erzählung" vortragen wolle. Ganz unnütz wäre es, darüber Glossen zu machen, inwieweit das Buch blos eine Familiengeschichte sei. Richtig ist, daß sein Held, der Ritter Asmus von Stein zum Liebenstein, „nicht gerade ein Träger weltgeschichtlicher Ereignisse war"; aber die weltgeschichtlichen Fragen greifen so tief, so einschneidend ein, wiegen so schwer, daß der Verfasser weit über die Kreise der bloßen Familiengeschichte hinausgeht. Kurz, hier ist der Titel „historische Erzählung" vollständig am Platz und glücklicherweise die Mischung des geschichtlichen und des romanhaften Elements durchaus organisch, das erstere wohl beglaubigt durch die archivalischen Quellen.

An das Lebensgeschick jenes Ritters von Stein knüpft sich nicht weniger als ein ganz gewichtiger Theil der Geschichte des Herzogthums Sachsen unter dem unglücklichen Fürsten Johann Friedrich dem Mittleren; den Mittelpunkt bilden die unseligen Grumbach'schen Händel, eine verrufene Sache, mit welcher sich die Historiker zur Genüge beschäftigt haben; Folge derselben ist die Auflehnung des bethörten Herzogs gegen die Reichsgewalt, die Belagerung seiner Residenz Gotha und des Schlosses Grimmenstein durch kaiserliche und sächsisch kurfürstliche Truppen, Uebergabe der Stadt, Absetzung und Gefangennahme des verfemten Fürsten, während sein getreuer Vasall noch tragischer endet.

Eine reiche Zahl handelnder Personen tritt auf, in den richtigen Schattirungen gezeichnet. Natürlich steht obenan jener ritterliche Held, „ein Mann von großer Redlichkeit, wahrer Treue und schlichter Herzenseinfalt, dessen tragisches Geschick überall die wärmste Theilnahme fand". Ja wohl, eine prächtige Rittergestalt. Sein Verhängniß ist die gewissenhafte Lehnstreue; ohne Zaudern leistet er dem fürstlichen Herrn den gebotenen Dienst, obgleich er die Sache, der es gilt, nicht billigt; dadurch wird er in den Handel der vom Reiche Geächteten verflochten, seine Besitzungen verwüstet, seine Person gebannt; und eben als nach ernsten Verhandlungen und gewichtiger Fürsprache die Acht von ihm genommen und die hart geprüfte Familie in ihre Rechte und Güter wieder eingesetzt werden soll, da fällt der herrliche Mann durch die heimtückische Kugel eines früher von ihm beleidigten gemeinen Krämers, der darauf pocht, daß er den Geächteten ungestraft morden kann. Der Herzog selbst ist eine schwankende Gestalt mit vielen Vorzügen und Tugenden, aber auch mit so starken Charakterfehlern, daß sie ihn ins Unglück führen.

Die Herzogin, ein Muster hoher Frauenwürde und aufopfernder Gattentreue, nur etwas zu passiv gottergeben, erscheint in Wahrheit als eine heilige Elisabeth. Der verhängnißvolle Ritter von Grumbach, ein entschieden nicht unbedeutender Mann, trägt ein Janusgesicht: „Mit einer bestechenden Rednergabe ausgestattet, tapfer, kühn, ein Mann von großartiger Auffassung und weitem Gesichtskreis, übte er seinen unbegreiflich erscheinenden Einfluß durch Mittel aus, welche ein offener, ehrlicher Charakter verschmäht haben würde.“ Ein durchaus niedrig denkender und hochmüthig gemüthloser Egoist aber ist der Kanzler Christian Brück, seines verblendeten Herrn und des Landes böser Stern. Auch die übrigen Personen sind nicht erfunden; sie alle haben gelebt und mehr oder weniger schwer sei es in die Geschichte des Landes, sei es wenigstens in die der Familien eingegriffen: der junge Bauernbursche Häusel Tausendschön, der betrügerische oder vielmehr selbst verblendete Prophet mit seinen Verheißungen; Frau Veronika, die herrliche Gattin Margarethe, die feine Tochter Brigitte, Anna, alle vom Hause Stein; die Altensteiner Herren von Hund mit Frauen, Söhnen und Töchtern; die letzten des Geschlechts von Elben; Hermann von Gundelshausen und seine Enkel; ja die einzelnen Knechte und Landsknechte, unter letztern der lange Wittenberger als eigenartiger Geselle.

Handlung ist übergenug da, und ihr Strom ist consequent und rasch; der Gang der Erzählung staut sich keinen Augenblick. Ritterfahrten und deutsches Burgleben in ihren mannichfachen Phasen und Formen, im Kriege wie im Frieden, reich, wahr und farbig; dazu das fürstliche Hofleben unter drückendem Wechsel von Schlägen, in Bangen und Schwanken; mitten in den Stürmen der Zeit die intime Herzensgeschichte einiger Liebespaare, treu und innig; Scenen aus dem Gerichtswesen jener Tage; noch ein Rest vom studentischen Burschen- und Bacchantentreiben; allerlei vom städtisch-kaufmännischen Gewerbe; endlich mit größter Wucht und Eindringlichkeit die ganze Schwere, die Wechselfälle und Schrecken eines mit zügellosen Landsknechtscharen geführten Kriegs: das sind der Scenerien mehr als genug, um ein farbiges, wechselreiches und vielgestaltiges, gewichtig und sinnvoll uns ansprechendes Bild bewegter Tage zu liefern, ein Bild, vertieft durch die mit überzeugender Wahrheit verfolgte psychische Gestaltung aller der Personen, die lebhaft unser Interesse beschäftigen. Es ist durchgebildete Arbeit und gediegene Charakteristik; auch hier scheint, wie das dem Verfasser schon einmal gelungen, historische Wahrheit und dichterische Erfindung in glücklichen Einklang gebracht.

Nach Wesen und Inhalt steht diesem Roman ganz auffallend nahe die Erzählung „Der Rathsherr von Trier“ von Charlotte von Schöler (Nr. 2), ein Sitten- oder Culturbild aus dem Gesellschaftsleben der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, sich abspielend in der altberühmten Bischofsstadt Trier an der Mosel. Die zu Grunde liegende Geschichte ist recht einfach und in wenigen Sätzen gegeben. Es ist der kurze Lebenslauf einer patricisch-trierischen Rathsherrntochter, die der starre strenge Vater unwiderruflich dem Kloster bestimmte. Die durch junonische Schönheit hervorragende Maid, welche absolut keinen Beruf zum Klosterleben in sich fühlt, gewinnt und erwidert auf den ersten Blick die Liebe eines hochfürstlichen Bewerbers, dem sie sich insgeheim vermählt, das ungastliche Aelternhaus verlassend. Das geht unglücklich aus: der unerbittliche Vater tritt nun selber, gewissermaßen zur Buße für das vereitelte Gelübde, ins Kloster; die junge Frau ist nach mancherlei Prüfung ihrem Gatten als Knappe verkleidet in den Krieg gefolgt, als dieser seinen Bruder, den luxemburger Kaiser Heinrich VII., auf dem unglücklich endenden Römerzug geleitete; bei der bekannten schweren Belagerung von Brescia fällt auch sie an der Seite des zum Tod getroffenen Gatten.

Was die Charaktere und Sittenbilder betrifft, stehen obenan auf der Leiter die nach Gemüthsart, Weltstellung und Schicksal so außerordentlich verschiedenen drei Brüder des lützelburgischen Hauses mit ihrer hervorragenden Mutter; Baldewin, der gewandte Bischof und Kurfürst; der Kaiser selbst; endlich Walram, der mächtig schöne und heldenmüthige Kämpe, der nichts weiter sein, aber darum sein Familienleben so gestalten will, wie das Herz ihn treibt. Die hohe Geburt wird sein und seiner Erwählten Verhängniß. Da sind Ritter- und Kirchenaufzüge, Krönungs- und Hochzeitsfeste großen Stils; daneben gestaltet und entfaltet sich das friedliche Familienleben in den damaligen Patricierhäusern. Aber wir haben auch in recht häßlichen Repräsentanten ein gut Stück des alten faustrechtlichen Raubritterthums vor uns, neben dem nur noch eine Stufe tiefer das lotterige Vagantenthum herumfährt. In fein entworfener Zeichnung spielt sich ein ganz merkwürdig Stück Geschichte aus dem jüdischen Leben mit sehr anziehenden Gestalten und eigenartig orientalischem Hauch ab. Am Ende rollt über alles hin der wilde Krieg, mit ihm der rasche und blutige Tod, unerbittlich, erschütternd, eine kurze Tragödie der Liebe beschließend.

Von allen Seiten spielt die große Reichspolitik hinein, und sie ist weder schön noch fest; man sehe nur, wie sie sich bei den Wahlacten ausnimmt. Daneben entwickelt sich mit aller Schärfe der Rechtsstreit der städtischen Gewerke gegen die Ansprüche des Patriciats, und ein tobender Aufstand legt uns recht anschaulich nahe, wie tiefgreifend der Zwiespalt unter den Ständen war.

Die Zeichnung ist lebendig, natürlich und schön.

Seltsam ist es mir ergangen mit den zwei Bänden Erzählungen „Menschenschicksale“ von Konrad Telmann (Nr. 3), dessen frühere Arbeiten ich nicht kenne. Ich las die erste Novelle des ersten Bandes und legte sie recht unbefriedigt beiseite; fast ähnlich, wenn auch nicht im gleichen Grade, ging es mir mit der ersten des zweiten Bandes. Je intimer und aufmerksamer ich mich aber in die vier übrigen Erzählungen hineinlas, desto mehr glaubte ich in dem Verfasser einen Erzähler von Bedeutung und Gehalt zu finden.

Nehmen wir zuerst ganz kurz jene zwei Stücke vor, die ich als unvollkommen oder unbedeutend zu bezeichnen bewogen wurde. „Der Herr Assessor" verliebt sich in ein ernst denkendes Mädchen, wird von ihr in echt weiblich schlauer Weise auf den Grad seiner Treue oder Beständigkeit geprüft, besteht die Probe schlecht, und sie entzieht sich ihm, obwol selbst im stillen Herzen verwundet. Das Geschick führt sie nach Jahren wieder zusammen, er ist gereifter und besonnener geworden, besteht nun die Prüfung und wird ein glücklicher Gemahl.

Der Arbeit stelle ich drei Einwürfe entgegen: das Object ist zu unbedeutend und gewöhnlich, als daß es uns ergreifen und interessiren könnte. Die Tonart ist leicht und spielend, und das scheint mir entschieden nicht die zu sein, in welcher Telmann Glück hat, oder zu welcher er bestimmt wäre. Was aber Schöpfung der Kunst und Einbildungskraft betrifft, so liegt etwas Anstößiges in der Repetition eines und desselben listig angelegten Streiches; wir werden augenblicklich zur Frage veranlaßt: verfügt die Phantasie des Dichters nicht über so viele Mittel, daß sie davor bewahrt bleibt, in einem so kurzen Stück sich selbst zu copiren? Etwas ganz Aehnliches fällt bei „Tante Lorchen" auf. Der Ton allerdings ist weit besser getroffen; es ist ein echtes, treues, anmuthendes, gemüthliches Tantenbild. Und doch, auch dieses Object ermangelt jener Bedeutsamkeit, die bleibenden Eindruck machen könnte; wir lesen wol eine Stunde behaglich am winterlichen Ofenfeuer; es ist etwas von wohlthuender Wärme, die über uns kommt; das ist aber auch alles, und weiter hält es nicht aus. Dazu wieder derselbe künstlerische Einwurf: der Dichter wiederholt sich; er läßt das liebe gute Lorchen zweimal zu Gunsten der heiß geliebten jüngern Schwester dem eigenen vermeintlichen Lebensglück entsagen, zweimal genau das gleiche Motiv wirken, nur unter veränderten Umständen. Das läßt wieder nicht Großes schließen von der Einbildungs- und Gestaltungskraft seiner dichterischen Phantasie und von der Reichhaltigkeit seiner Lebenserfahrung.

Ganz anders die vier übrigen Erzählungen, welche entweder förmlich in die schwere Tragik hineinfallen oder doch, auch wo sie schließlich glücklich enden, erst durch harten Herzenskampf hindurchführen. Und zwar sind es, wenn wir so ausscheiden, je zwei: „In der Heimat" (erster Band), „An der Adria" (zweiter Band), in Romanform erschütternde Herzenstragödien; „In Nacht und Sturm" (erster Band), „In Banden" (zweiter Band) zwei schwer abwiegende psychologische Dramen. Object ist in allen das tausend- und aber tausendmal aufgegriffene und niemals ausgesungene Lied und Leid — verhängnißvolle Liebe.

„In der Heimat", in der uns sonst nicht sympathischen Briefform gehalten, die sich hier aber trefflich dem Stoff anschmiegt und den knappen scharfen Gang der Handlung durchaus nicht unterbricht oder mit ungehörigen Elementen versetzt. Zwei junge Leute lieben sich mit aller Glut der noch unerfahrenen Herzen; höhere Pflichten trennen sie eine Zeit lang; sie glaubt sich vernachlässigt und heirathet trotz aller geleisteten Schwüre einen andern; das ist die alte Geschichte. Nach Jahren begegnen sie sich wieder; die nicht erstorbene Jugendliebe flammt auf; die Frau läßt ihren nichtigen Gatten sitzen und flieht mit dem Geliebten an die Riviera, wo die beiden einen wundervollen Liebesfrühling feiern. Der hintergangene Gemahl rächt sich auf ebenso einfache wie ingeniöse Weise: er schickt dem Räuber seiner Frau einen frühern Brief von dieser zu, welcher ihm beweist, daß seine Angebetete trotz ihrer gut gespielten Hingabe nichts anderes ist als eine herzlose Kokette, ihre Liebe blos Spiel oder Sinnenrausch. Er macht ein kurzes Ende, fährt aufs Meer hinaus und ertränkt sich und sie.

Die ganz ähnliche Entwickelung nimmt die im mysteriösen Venedig sich abspielende Geschichte „An der Adria". Einem Maler ist das gleiche Schicksal widerfahren: die Heißgeliebte hat den Mann, der sie aus zarter Rücksicht, weil vorerst noch nicht im Stande, ihr ein geborgenes Heim zu bieten, gewissermaßen ihres Wortes entbunden, nicht verstanden und sich an einen reichen Laffen hingeworfen. Jahrelang hat der Künstler darunter gelitten. Da trifft er ein einfaches, aber wunderschönes Fischermädchen am Lido, ein echtes Naturkind. Sie faßt leidenschaftliche Liebe zu dem ernsten Mann, und auch er nach wiederholter Begegnung zieht die Kleine an sich und träumt davon, sie zu heirathen und an ihrer Seite wieder glücklich zu werden. Da tritt die Jugendgeliebte, jetzige Baronin, wieder in seinen Kreis und weiß den Mann dämonisch zu fesseln. Ein Rendezvous der zwei beobachtet das Mädchen und ertränkt sich; die Baronin verschwindet; den Maler, der an der Leiche todtkrank hingesunken, verlassen wir im Stadium der schwankenden Körper- und Geistesheilung. Unentschieden bleibt hier, im Unterschied von der vorigen Erzählung, die Frage, ist die Baronin auch blos eine herzlose Kokette, oder aber ein Weib, das im Leben Schiffbruch gelitten und in Wahrheit tiefer empfindet und edlern Gehalt hat? Und was wäre diesmal (bei ganz ähnlicher Situation wie oben) geworden, wenn nicht die zügellose Leidenschaft der jungen Südländerin dazwischen getreten wäre, eine unerwartete Wendung gebend?

Nun die zwei Seelendramen. „In Nacht und Sturm." Die Geschichte eines feinen Landmädchens, in welches sich ein vornehmer Stadtherr verliebt. Sie bekommt ein Kind, und der Wankelmüthige läßt sie sitzen. Bis dahin nimmt die Geschichte den ganz gewöhnlichen Verlauf und ist leider durchaus kein erfundener, sondern ein im Leben häufig wiederkehrender Fall. Ungewöhnlicher ist was folgt: dem Herrn, der gar nicht ein raffinirter Roué ist, hat das Gewissen keine Ruhe gelassen; dazu macht er in der feinen Gesellschaft, bei den Leuten seines Standes, die Erfahrung, wie wenig der noble Schein werth ist. In einer furchtbaren Sturmnacht rettet er aus den Fluten sein Kind und die Mutter, kehrt mit voller Liebe wieder zu ihr zurück und wird der glücklichste Gatte.

Ein ganz ähnliches Problem, nur in völlig anderer Disposition, löst die Novelle „In Banden". Ein dent-

scher Gutsherr ist auf Antrieb des sterbenden Vaters einer Verwandten verlobt worden, die er schon deshalb nicht liebt, weil er sie als aufgedrungen ansieht; er heirathet sie pflichtgemäß, hat aber vorher eine reizende Italienerin kennen lernen, für die er entflammt. Er fühlt sich nun zum Verzweifeln unglücklich; seine Frau kommt auf die Spur, verläßt entsagend das Haus des Gatten, ist völlig verschollen und gilt für todt. Nun kommt über den unglücklichen Mann außer den Gewissensbissen die Erkenntniß, daß er eine vorzügliche Gattin gehabt und nicht erkannt habe; die Italienerin dagegen entpuppt sich als Dirne. Aber nach längerer Zeit der Prüfung gibt ihm die noch lebende Gattin einen Wink; er holt sie voll Begeisterung zurück, und nun erst feiern die geprüften Herzen ihre rechte Vermählung.

Das psychische Problem ist sonach in den zwei letzten Geschichten genau dasselbe, in allen vier ganz ähnlicher Natur; und doch ist jede derselben durchaus originell und eigener Art, sodaß wir immer wieder überrascht und angezogen werden.

Das sind ergreifende Erzählungen; sie erschüttern und spannen das Interesse, ohne im geringsten excessiv oder auf den Effect gearbeitet zu sein. Ihre Psychologie — und das ist der Haupt- und Kernpunkt — ist ebenso tiefgreifend als wahr. Das ist nicht die leicht obenhingehende oder flache Manier, in welcher sich ein großer Theil unserer unzähligen jetzigen Erzähler bewegt, um uns mit einer gewissen Eleganz Aeußerlichkeiten und ordinäre Plattheiten vorzutragen. Diese Charakterbilder haben Gehalt und Innerlichkeit; es ist Seele darin.

Es ist doch mehr als sonderbar, wenn wir an der Spitze eines Werks einen Titel finden, der uns berechtigte Schlußfolgerungen auf den Inhalt ziehen läßt und uns hintennach vollständig im Stiche läßt. So steht es hier. Der Titel „Professor Irrgang", eine Erzählung von Anna von Werder (Nr. 4), ist auffallend und insofern geradezu provocirend, als er unserer Combination die zwei durch und durch folgerichtigen Schlüsse nahelegt: erstlich ist absolut Eine Figur die Hauptgestalt, an die sich das ganze Gerüst der Erzählung anlehnt, der Held der Geschichte, wie wir das nennen; und zweitens hat der Mann einen ganz auffallenden, wechselvollen, durch innere und äußere Verwickelungen und Irrgänge sich hindurchwindenden Lebensgang. Der erste Schluß trifft gar nicht zu; bis über die Mitte des Buchs hinaus hören wir von dem Professor soviel wie nichts, und auch nachher verflicht sich sein Lebenslauf einfach mit den andern, die unsere Aufmerksamkeit in ebenso starkem Grad anziehen. Der zweite Schluß trifft höchstens halb zu, indem von einer Art Herzensreinigung die Rede sein soll, die den zuvor jeder specifisch religiösen Regung entfremdeten Mann in die Arme des gläubigen Christenthums zurückführt. Es ist überhaupt ein wunderlicher Kauz, dieser alte Herr. Er soll die allerbesten Gemüths- und Geisteseigenschaften haben und kommt doch einfach durch ein zerfahrenes Wesen und Mangel an geistiger Sammlung dahin, sich und seinen Liebsten das wahrhaft glückliche Leben zu verderben und das eigene zu vergeuden; ob wir uns mehr über diesen haltlosen Charakter ärgern oder stärker für ihn interessiren sollen, das mag von der individuellen Lebensauffassung des Lesers abhängen. Doch kurz, um auf den Anfang zurückzukommen: nicht eigentlich der Professor spielt die Hauptrolle, sondern sie ist zwei jungen Mädchen zugetheilt, die glückliche Gattinnen werden. Ueberhaupt, was geschieht denn hier eigentlich? Wahrhaftig, wenig genug. Zwei Heirathsverbindungen bereiten sich vor und kommen zum Abschluß; der wunderliche alte Herr treibt sich in der halben Welt herum und entpuppt sich seiner recht anziehenden Familie schließlich als der herzlich gute und liebe verloren gegangene Onkel. Voilà tout. Nun, auch das mag genug sein für einen Roman, wenn bedeutsame geistige Entwickelungen den spärlichen Thatsachen Relief geben; doch auch dies Kapitel finde ich bei weitem nicht gewichtig genug und dazu recht gewöhnlichen Stils. Das obenerwähnte Verhältniß der Hauptpersonen ist mehr als eine bloße Aeußerlichkeit, über die man hinwegschauen könnte; der Fehler liegt tiefer, denn es mangelt der ganzen Arbeit an künstlerischer Gestaltung, an der richtigen Organisation und Combination; sie bildet kein organisches Ganze.

Reich genug möchte der Inhalt trotz allem sein. Er führt uns in zwei deutsche Herrenfamilien und ihre Sitze ein, bringt einen recht zahlreichen Kreis älterer und jüngerer Personen; wir machen Reisen in der Schweiz, Tirol und Oberitalien, also durch prachtvolle Länderstriche; wir haben gar ein Stück des fernen Sumatra in Sicht und verfolgen große Katastrophen der Natur. Von allem etwas und doch nirgends so viel oder jenes Tones, daß tiefgehendes Interesse uns fesseln könnte. Das Anmuthendste ist unstreitig der Familienkreis „derer von Sonnhofen".

Die Verfasserin scheint wahrhaft fromm zu sein; gut, das ist ihr Standpunkt, wer möchte ihn antasten? Wenn aber das Hangen und Bangen im Herzen einer Jungfrau, in welcher eben die Liebe erwacht, einen recht starken Theil der Erzählung füllt, so ist das doch eine so gewöhnliche und mit tausenderlei Variationen sich wiederholende Herzensgeschichte, daß es uns ein bischen überflüssig erscheint, den lieben Herrgott, der wol mehr und Gewichtigeres zu thun hat, so viel in Gebeten damit zu belästigen. Auch die Geschichte der Heidenmission ist etwas unmotivirt hereingezogen.

Im ganzen ist die Tendenz jedenfalls bedeutend stärker als die Kunst.

J. J. Honegger.

Das neueste Werk Heinrich Schliemann's.

Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen von Heinrich Schliemann. Mit Vorrede von F. Adler und Beiträgen von W. Dörpfeld. Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 32 M.

Das längst erwartete, längst angekündigte Werk Schliemann's, „Tiryns", das würdige Seitenstück zu „Mykenae" desselben Verfassers, jenes frühere Werk noch überragend durch die außerordentliche graphische Ausstattung, ist endlich erschienen und wird mit Freuden begrüßt werden von allen denen, die Sinn und Verständniß haben für jeden neuen Baustein, der sich in die noch so lückenhafte Façade der Kunst- und Culturgeschichte Griechenlands einfügt, sollte es auch zweifelhaft bleiben, von wannen er stammt. Letzteres ist nun allerdings nur zu oft der Fall; auch die Trümmer von Tiryns haben wol eine imposante Masse des Neuen zu Tage gefördert, aber auch eine Anzahl von Räthseln, vor denen der Mund des ehrlichen und nüchternen Forschers verstummt und sein Wissen versagt. Es hilft nichts, daß theilweise die gleichen Sphinxe ihn schon auf oder im Boden von Mykenae oder sogar von Hissarlik (Troja) anstarrten; das lösende Wort fehlt hier wie dort. Ob es einmal, und für jeden Fall, wird gesprochen werden? Wenn aber auch nicht, so ist Schliemann's Werk und Streben nicht weniger verdienstlich und sein Ehrenplatz im Pantheon der großen Entdecker ihm nicht weniger gesichert. Er hat übrigens, wie früher so auch diesmal, die richtigen Mitarbeiter gefunden, welche das massenhaft zu Tage geförderte Material mit wissenschaftlichem Auge erforscht und mit kritischem Sinn zurechtgelegt und zu einem Ganzen — so gut es sich thun ließ, und ohne Hypothesen ließ es sich eben nicht thun — zusammengefügt haben. Der Löwenantheil hieran gebührt Dr. Dörpfeld, den wir auch schon in Troja und ganz besonders bei den Ausgrabungen der deutschen Reichsregierung in Olympia seine erfolgreiche Thätigkeit haben entfalten sehen.

„Vor Jahren", heißt es in einem englischen Blatte, „grub Dr. Schliemann das heilige Ilios aus der Erde, und bewies dadurch den geschichtlichen Kern der Dichtungen über Troja. Wiederum fand er die Heldengräber in Mykenae, wo des Atreus Haus einst regierte und wo Agamemnon und die auf der treulosen Klytämnestra Geheiß mit ihm Ermordeten wol ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Seine neueste Entdeckung hat einen colossalen Bau aus Licht gebracht, dessen Inhalt uns in ein dem Trojanischen Kriege nicht allzu fernes Zeitalter versetzt. Wäre es lediglich um der alterthümlichen Wandmalereien und anderer Darstellungen des Pinsels auf den in Tiryns gefundenen Sachen halber, so würde schon darum diese jüngste Leistung des Forschers als eine unvergleichliche zu bezeichnen sein. In dieser Hinsicht enthält der vorliegende Band die anziehendsten Gegenstände für das Auge. In Farben, die mit wunderbarer Frische seit ungefähr 3000 Jahren sich erhalten haben, sehen wir die Versuche des vorgeschichtlichen Künstlers, die Gestalten von Menschen und Thieren (vor allem Pferd und Vogel) wiederzugeben. Das Buch ist überreich an Erörterungen über Alterthumskunde. Doch nicht Fachgelehrte allein, auch gebildete Männer und Frauen überhaupt werden mit Eifer ein Werk durchmustern, das eine thatsächliche und wahrhaft staunenswerthe Enthüllung über einen Zeitraum der peloponnesischen Geschichte enthält, von welchem wir bisher nur eine dunkle Ahnung hatten." Wie Referent über diesen letzten Punkt denkt, hat er oben bereits angedeutet. Wenn man, wie Schliemann schon anläßlich seiner Funde von Mykenae gethan hat und andere heute noch thun, mit einem historischen Geschlecht der Persiden, mit einem phrygisch-thrakischen Atridengeschlecht wie mit bekannten und benannten Größen rechnet und diese mit den Funden combinirt, so erhält man allerdings recht greifbare Resultate; wenn man aber, wie Referent sich gezwungen sieht, jene Größen als solche nicht anerkennt, sondern glaubt, daß der von Sage und Geschichte zusammengewobene Nebel nach wie vor bestehe, so schmilzt das historische Ergebniß ganz bedeutend zusammen, und um so mehr, als ja auch die Funde selber, die architektonischen sowol wie die plastischen und graphischen, zwar bekannt, aber nicht erklärt sind, das heißt also, nicht so ohne weiteres als bekannte Größen bezeichnet werden dürfen. Die Begriffe urgriechisch (pelasgisch?), phönizisch, phrygisch, ägyptisch gären in den von der Forschung zusammengebrachten Massen noch so chaotisch durcheinander, daß von einem abgeklärten Most noch keine Rede sein kann.

Die erste Frage, die sich aufdrängt, ist doch wol: welcher Ort ist älter, Mykenae oder Tiryns? oder stammen die Bauten aus derselben Periode? Nun scheinen allerdings die Funde für eine Verschiedenheit der Zeit zu zeugen, insofern in Mykenae eine Fülle von Goldschmuck und kostbarem Zierath zu Tage gefördert wurde: Dinge, von denen im Boden von Tiryns sich nichts oder doch so viel wie nichts fand; andererseits aber darf doch zweierlei nicht vergessen werden: 1) daß der Boden von Mykenae erst zum kleinern Theil durchforscht ist und im großen und ganzen seines Schliemann noch harrt — und wer will zum voraus zu sagen sich erkühnen, ob, wenn seine Geheimnisse einmal bloßgelegt sind, nicht die schlagendsten Analogien mit dem heutigen Bestand der Tirynthiaca sich herausstellen werden? 2) daß diese Analogien jetzt schon in manchen Dingen (der Form und Decoration von Vasen, von Götteridolen u. a.) unzweifelhaft und handgreiflich vorhanden sind, sodaß man sich an beiden Orten in dieselbe Zeit versetzt fühlt. Und wenn jener Goldschmuck sammt Zubehör einer spätern künstlerischen Entwickelung als die

Funde von Tiryns angehört, und die Burg von Tiryns einen Einblick in einen „weit ältern" Zeitraum gewähren soll: könnte dann nicht der genannte Zierath blos für eine spätere Ansiedelung zeugen, der Bau selber von Mykenae und von Tiryns aber derselben Zeit angehören? Dieses Geschlecht brauchte blos reicher gewesen zu sein als dasjenige, das, gleichfalls in späterer Zeit, Tiryns und seine Burg bewohnte. Denn wie Schliemann die deutlichsten Ueberreste eines Anbaues gefunden hat, welcher dem Bau der Burg von Tiryns voranging, so ist Tiryns auch später, auch nach seiner Knechtung und Zerstörung, wieder angebaut gewesen, und dasselbe — ganz dasselbe Verhältniß kann auch in Mykenae bestanden haben; was aber die Burgmauern von Tiryns, beziehungsweise deren Kolossalität betrifft, so, scheint es, darf man jenes „weit höhere Alter" denn doch einstweilen noch nicht so scharf betonen, bevor die Hochburg von Mykenae ausgegraben ist; so dringend nothwendig diese Ausgrabung ist, sie harrt eben immer noch. Im übrigen wollen andere Forscher den jetzt zu Tage liegenden Resten der Burgmauer von Mykenae ganz denselben Charakter vindiciren wie denen von Tiryns: beiden nämlich die sogenannte cyklopische Bauart, d. h. rohe gewaltige Steine ohne Bindemittel aufeinandergethürmt und die Zwischenräume mit kleinen Steinen ausgefüllt. Nun hat aber Schliemann später selber erkannt, daß es mit dieser Bauart auch an der Burg von Tiryns doch nicht so gar „waldursprünglich" ausgesehen hat; es hat sich nämlich bei näherer Untersuchung sowol das Bindemittel, d. h. ein Lehmmörtel, vorgefunden, als auch gezeigt, daß die Steine behufs bessern Anpassens zugehauen waren, und wenn allerdings der Fußboden der „Badestube" auf der Herrenburg von Tiryns, der aus einer einzigen Steinplatte im Gewicht von 200 Centnern besteht, einen kolossalen, wahrhaft cyklopischen Eindruck macht, so wird dieser geradezu ins Ungeheuere gesteigert bei einem der Kuppelbauten (sogenannten Thesauren) des für jünger gehaltenen Mykenae, wo der Innenstein der Oberschwelle jenes Gewicht um das Sechsfache übertrifft (1200 Centner). Spricht dies für eine jüngere Zeit? Und dann: auch jener eigenthümliche höchst charakteristische Galerienbau von Tiryns hat sich in Mykenae vorgefunden, das heißt an besonders gefährdeten Stellen durch die in doppelter Breite errichtete Mauer durchgehende Gänge, und dieser innere Theil zu bedeutenderer Höhe aufgeführt als der äußere, sodaß der Vertheidiger nach Abgabe seines Schusses durch Pfeil oder Lanze u. s. w. sich sofort in Deckung zurückziehen konnte. Einstweilen also ist man noch keineswegs berechtigt zu der Behauptung, wie sie der hervorragendste englische Fachmann aufgestellt hat, daß „Mykenae ohne Zweifel später gebaut worden sei als Tiryns, das sich der umliegenden Niederungen und Sümpfe halber wol als ein etwas ungesunder Ort erwies". Der eben angeführte Grund dürfte kaum stichhaltig sein für eine prähistorische Zeit, die doch wol hygienische Rücksichten nicht in dem Maße vorwalten ließ wie die unsere. Man denke an das „historische" Rom! Und so verdient mindestens ebenso viel Beachtung die andere Ansicht, wonach die zwei Burgen von Mykenae und Tiryns (und mit ihnen die von Midea) zugleich, und zwar in feindlichem Gegensatz zu Argos angelegt worden seien, nachdem in der Seestadt Nauplia eine seefahrende Nation festen Fuß gefaßt. Auch scheinen sie zur selben Zeit der Obmacht von Argos endlich erlegen zu sein. So berichten wenigstens, wenn auch in Einzelheiten abweichend, die Quellen. Auf die in neuester Zeit erhobene Einsprache gegen den bisher angenommenen Zeitpunkt der Zerstörung — vor oder nach den Perserkriegen? — können wir uns hier nicht einlassen. Im übrigen finden sich auch zwischen Tiryns und Troja ganz überraschende Aehnlichkeiten; ein „Zusammenstimmen des Grundrisses" zwar, wie jener englische Fachmann so bestimmt behauptet, vermag Referent nicht anzuerkennen, wohl aber frappiren die Götteridole durch eine Charakterähnlichkeit, die nicht zufällig sein kann, sondern auf intimere, vielleicht verwandtschaftliche Beziehungen schließen läßt; auch Eigenthümlichkeiten der Holzconstruction (Rundhölzerdecke, nach unten verjüngte Halbsäulen) sprechen, wie Kenner behaupten, für eine Verbindung mit Kleinasien, speciell Phrygien und Lykien, und zwar so, daß der Holzbau im Peloponnes aus Kleinasien stammt. Es ist darum möglich (aber nicht nothwendig), daß gleichwie Troja nach jetzt ziemlich allgemeiner Annahme eine phrygisch-thrakische Siedelung war, so auch ein thrakisches Volk Tiryns gründete.

Durch die Schliemann'schen Ausgrabungen auf dem Boden von Tiryns hat entschieden die Kenntniß der frühesten Baukunst am meisten gewonnen; in der längern Vorrede hat Professor Adler die Resultate zu verzeichnen versucht. Beachtenswerth ist, daß der Tempel dabei leer ausgeht: von geschlossenen, für den Cultus bestimmten Räumen ist auf keiner der drei Burgen bisher eine Spur gefunden worden, speciell in Tiryns weder in der ersten noch in der zweiten Ansiedelung, welcher letztern die eigentliche Burg angehört. In der Oberburg wächst die Stärke der Mauer bis auf 13, 15, ja 17 Meter, welches Maß allerdings auf der Akropolis von Mykenae nie erreicht wird, obschon es an einigen Stellen doch auch 14 Meter beträgt. Im Innern der Burg bestanden nicht blos die Decken, sondern auch alle Stützen, Säulen, Halbsäulen und Thürpfeiler aus Holz (vielleicht mit Metallblech verkleidet), und die Wände prangten in farbiger Decoration, und zwar einer solchen, die sich nicht auf die Verwerthung von organischen oder geometrischen Ornamenten beschränkt, sondern bereits das Gebiet der figürlichen Malerei umfaßt hat. In dieser Hinsicht sind die Funde wahrhaft epochemachend; eine in die Augen springende Parallele bietet das sogenannte Schatzhaus von Orchomenos, welches Schliemann gleichfalls aufgedeckt hat, mit seiner in Meißelarbeit prangenden Decke. Ob die Wiege dieser Malerei „unzweifelhaft" Aegypten, dürfte einstweilen doch noch „zweifelhaft" sein. Weder in Tiryns noch in Mykenae noch auch auf Hissarlik kann von einer Urbaukunst mehr die Rede sein:

die ersten Stufen sind längst überschritten; man beherrscht schon sicher die Materie innerhalb bestimmter Grenzen; Mittel und Zweck stehen bereits im richtigen Verhältniß; auch das Accessorische, das decorative Detail, wird mit Verständniß und einem gewissen Kunstsinn gepflegt, und neben dem Raumgefühl regt sich bereits auch der Trieb zur Raumverschönerung mit Macht. Dieser Decorationen erwähnt bekanntlich Homer, wo er die Paläste seiner Helden schildert, mit keiner Silbe — der Märchenbau des Phäakenfürsten Alkinous mit seinem plastischen Schmuck gehört nicht hierher —, aber es darf nicht wundern, da eine Schilderung nirgends beabsichtigt, sondern immer nur das Nothwendigste, soweit das locale Element zum Verständniß der Erzählung gehört, kurz erwähnt wird. Ob nun aber wirklich der Palast von Tiryns ergänzend in die Lücke jener beiläufigen Andeutungen tritt? ob wir wirklich in ihm das Bild eines homerischen Herrscherhauses vor Augen haben? Dörpfeld (und jedenfalls auch Schliemann) glaubt es. Es wird ein Zweifel gestattet sein. Wenn jene Burgen von der Flut der sogenannten dorischen Einwanderung weggeschwemmt worden sind, so kannte sie Homer nicht mehr, und selbst angenommen, es hätten ähnliche Bauten auf anderm griechischen Boden gestanden und bestanden, sollte er vorzugsweise diese studirt und copirt haben, um wie ein gewissenhafter Historiker „Ton und Farbe" der von ihm geschilderten Heldenzeit zu treffen? Schwerlich! Er hatte es näher, wenn er Herrscherhäuser schildern wollte; seine eigene Zeit bot ihm Exemplare genug; diese Zeit lag aber, so viel darf als ausgemacht gelten, von der des „cyklopischen" Mauerbaues von Tiryns weit ab. Freilich, gerade die architektonischen Formen haben ein zähes Leben, besonders die großen und entscheidenden unter ihnen, sodaß auch noch zu Homer's Zeit die Gliederung eines solchen Palastes im ganzen und großen dieselbe mag gewesen sein; aber trotzdem scheint uns der Gewinn, der für die Erklärung des Homer aus den tirynthischen Constructionsverhältnissen sich ergeben soll, von Dörpfeld bedeutend überschätzt zu werden, wenn er sagt:

> Wie klar tritt uns ... jetzt ... das Bild eines uralten Königshauses entgegen! Wir sehen die mächtigen Mauern mit ihren Thürmen und Thoren, können durch säulengeschmückte Propyläen das Innere des Palastes betreten, erkennen den mit Säulenhallen umgebenen Männerhof mit dem großen Altar, sehen weiter das stattliche Megaron und seine Vorhalle, besuchen sogar das Badezimmer und gewahren schließlich noch die Frauenwohnung mit einem besondern Hofe und zahlreichen Zimmern. Das ist ein Bild, wie es jedem Leser Homer's z. B. bei der Schilderung von Odysseus' Heimkehr und dem Freiermorde vorschwebt und wie es schon mancher Gelehrte nach den Angaben Homer's zu reconstruiren versucht hat.

Hierauf ist zu erwidern: 1) daß in der Bestimmung der tirynthischen Localitäten das meiste auf Hypothese beruht; 2) daß wir gar nicht wissen, wieviel Homer in der Herbeiziehung und Benutzung localer Motive seiner Phantasie gestattet hat; 3) daß von streitigen Fragen aus dem Bereich des Palastbaus kaum eine wirklich und für immer durch die tirynthischen Funde entschieden worden ist. Oder welche sollten es denn sein?!

Ein unbefangener Leser des Schliemann'schen Buchs wird sich am Ende der Lektüre sagen müssen: die epochemachenden Funde von Mykenae sind in überraschender Weise ergänzt worden, ganz besonders nach der architektonischen Seite hin; das prähistorische Material ist zu stattlicher Fülle angewachsen, aber vieles harrt noch der richtigen Verwerthung und Erklärung; es ist viel Licht gefallen auf und in das Dunkel griechischer Vorzeit, aber auch manch neues Räthsel ist aufgetaucht, ungeahnte Perspectiven haben sich eröffnet, eine Fülle neuer Gedanken ist angeregt, neue Combinationen sind möglich geworden; mit den Schätzen sind auch Fragen aus den Tiefen der Erde gestiegen, mit deren Beantwortung Geschichte sowol wie Kunstgeschichte noch auf Jahrzehnte hinaus vollauf zu thun haben werden. J. Mähly.

Neue Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 1.)

1. Germania. Dramatische Dichtung von Ernst Scherenberg. Elberfeld, Bädeker. 1885. 12. 3 M.
2. Lieder aus Tirol von Karl Bleibtreu. Berlin, Steinitz u. Fischer. 1885. 12. 1 M.
3. Gedichte von Ludwig Bund. Mit Porträt. Iserlohn, Baedeker. 1885. 8. 6 M.
4. Gedichte und Uebersetzungen von Auguste von Reichenau. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1885. 8. 4 M.
5. Album-Blätter aus Auerbach's Keller. Herausgegeben von Fritz Frenzel. Mit Illustrationen. Leipzig, Peterson. 1885. 8. 2 M.
6. Die Wogenbraut. Episches Gedicht in vier Gesängen von Adolf Volger. Altenburg, Bonde. 1885. 16. 1 M. 75 Pf.
7. Dewin und Hammersee. Eine heimatliche Sage in Versen von R. Martin. Prag, Dominicus. 1886. 8. 1 M. 60 Pf.
8. Prometh idenloos. Eine Dichtung von Gerhart Hauptmann. Berlin, Ißleib. 1885. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein vorwiegend humoristisches Gepräge trägt das der Stadt Leipzig gewidmete Buch „Album-Blätter aus Auerbach's Keller", herausgegeben von Fritz Frenzel (Nr. 5). Wir haben hier eine fleißig zusammengestellte Sammlung von Gelegenheitsversen unberühmter und berühmter Autoren, völlig unbekannter Dilettanten und allbekannter Meister der Kunst. Der Sammler und Herausgeber, der uns in seiner Einleitung einiges zur Geschichte von Auerbach's Keller mittheilt (leider ist es gar zu wenig), hat aus den vergilbten Blättern der theilweise zerrissenen Fremdenbücher des alten Kellers diese Volksdichtung herausgeschrieben und

sein Material in die Rubriken: „An Goethe, den Schöpfer des «Faust»", „Stimmen im Keller", „Politisches" und „Vermischtes", gegliedert. Daß bei der Mitarbeiterschaft von jedermann, von Talenten, aber auch von Nullitäten, die hier zusammengetragenen Sprüche und Lieder von sehr verschiedenem Werth sind, liegt in der Natur der Sache. An bekannten Namen, die durch oft recht hübsche Beiträge vertreten sind, begegnen wir den folgenden: Felix Dahn, Georg Ebers, Karl Rnß, Karl Reinecke (der Kapellmeister, welcher sich in Noten vernehmen läßt), Wilhelm Henzen, Hermann Semmig, Ludwig Soyaux und (damit Mildes sich mit Starkem paare) Frida Schanz, des letztern holdselige Hausfrau. Das lustige Büchlein, welches durch mehrere das Innere des Kellers und dessen Fresken wiedergebende Illustrationen geschmückt ist, darf der Beachtung aller derjenigen empfohlen werden, welche ein Herz haben für Alt-Leipzig und seinen classischen Goethe-Keller.

Zum Schluß meiner heutigen Revue werfe ich einen Blick auf drei lyrisch-epische Dichtungen, von denen die eine einen vorwiegend märchenhaften Charakter trägt, während die zweite ans Legendarische streift, die dritte aber ins Phantastische und Visionäre fällt und durch Gedankenfülle stark absticht von den beiden andern Dichtungen.

Märchenhaft zunächst ist „Die Wogenbraut" von Adolf Volger (Nr. 6) gehalten: eine Dichtung in vierfüßigen Trochäen, die einen ziemlich abgebrauchten und abgeblaßten Stoff behandelt. Ein junger Fischer, Erich mit Namen, liebt eine Seenixe, die schöne Frida, und findet Gegenliebe. Aber er ist Bräutigam eines schlichten Mädchens aus dem Dorfe, der anmuthigen Hilda. Aus einem gewaltigen Sturm, in den Erich mit seinem Vater auf der See geräth, rettet die Nixe beide; sie steigt zu ihnen ins Boot und kommt mit ihnen ans Land, um nun dauernd unter dem Fischervolke zu leben. Erich wird seiner Braut ungetreu und hält Hochzeit mit der „Wogenbraut", welche gleich bei ihrer Ansiedelung im Dorf durch Auflegung der Hand auf ein Crucifix dargethan, daß sie mit bösen Geistern nichts zu schaffen, und sich dadurch das Vertrauen aller erworben hat. Beim Hochzeitstanz aber tritt plötzlich ein unbekannter Bettler von wunderbarer Gestalt unter die lustigen Gäste. Die junge Braut schenkt ihm aus ihrem kostbaren Halsschmuck eine Perle und besiegelt damit ihr Verderben; sie gibt sich damit in die Macht des Meersmanns; denn kein anderer als dieser ist der Bettler. Das Meer bricht herein und verschlingt alles:

„Du hast verpfändet
Mir dein Glück!" so ruft der Meergeist,
„Nimmer kannst du mir es weigern,
Mit mir ist das Meer verbündet,
Das dir den Gehorsam kündet
Und zurück dich fordert laut;
Keinem Sterblichen beschieden
Ist der wilden Wogen Braut."
— — — — — — — — —
Krachend stürzt das Haus — ein wildes
Angstgeschrei, im Wind zerflatternd —
Strudel gähnen wie ein Grab;
Gurgelnd zieht die dunkle Woge
Alle in das Meer hinab.

Der Verfasser hat durch gewandte Einkleidung in eine belebte Handlung und ansprechende Stimmungsmalerei aus dem Stoff gemacht, was sich daraus machen ließ; die gar zu große Verbrauchtheit des Sujets stand ihm aber überall abschwächend und eine durchgreifende Wirkung hemmend im Wege. Das Sujet reichte für eine Behandlung als Ballade gerade aus, obgleich auch hier der Reiz des Neuen nur bei ganz eigenartiger Gestaltung zu erzielen gewesen wäre. Für die epische Darstellung aber ist das hundertmal dagewesene Thema gar zu dürftig.

Nicht viel eigenartiger nach Inhalt und Form ist die mehr legendarische Dichtung „Dewin und Hammersee. Eine heimatliche Sage in Versen" von R. Martin (Nr. 7):

Da wo heut des Hammersees
Blaue Fluten kräuselnd wogen,
Breitete vor langen Zeiten
Sich ein weiter Wiesenteppich,
Dessen duftig grüne Fläche
Wie mit einem Silberbande
Von dem Bächlein war durchwoben,
Das am Fuße des Dewines
Seinen Lebenslauf begonnen.

Diese Zeilen deuten den Schauplatz der Handlung an. Es wird in wechselnden Versmaßen und einfacher Sprache erzählt, wie „am Fuße des Dewins" ein neuer junger Gutsherr auf dem dort befindlichen Hofe einzieht, und wie er gleich bei seinem Eintritt in das Gut ein Auge auf die schöne Tochter eines armen Köhlers, Margaretha, wirft; sie ist die Braut eines braven Jünglings, dessen Vater die Stellung eines Forstwarts bekleidet. Die Liebesmanie des Gutsherrn steigert sich bis zu unbesieglicher Leidenschaft, und als seine rastlosen Bewerbungen um die Gunst des liebreizenden Mädchens an deren Tugend scheitern, befragt er eine Zigeunerin um Rath, wie er zu seinem Ziel gelangen könne; diese kennt nur ein Mittel:

Wohl die Zukunft kann ich künden
Und der Diebe Spuren finden;
Auch besitz' ich Amulette
Scorpion- und Schlangenfette.
Meine Salben und Mixturen
Stets vollbringen Wundercuren,
Und mein Liebestrank, vor allen,
Weckt der Weiber Wohlgefallen.
Doch die Zeichen deiner Hände
Deuten aller Kunst ein Ende.
Sie bekunden, daß zur Stunde
Andre Mächte noch im Bunde.
Drum beachte meine Worte!
Siehst du, wie an jedem Orte
Auf der Au', zu deinen Füßen,
Silberweiße Blumen sprießen?
Weder Liebestrank noch Pillen
Helfen deinen Wunsch erfüllen,
Wenn dir nicht gelingt, die lichten
Blumenkelche zu vernichten.

Nun läßt der verliebte Gutsherr einen Damm aufwerfen und so die Wasser des kleinen Baches stauen, welcher dort rieselt. Hierdurch wird die ganze blumenbesäete Wiese überschwemmt; es entsteht auf diese Weise ein mächtiges Wasser, der Hammersee — dem Gutsherrn zum Verderben; denn als er eines Abends dem Mädchen, das seinen Lockungen noch immer standhaft widersteht, nachstellt, geräth er in der Finsterniß in das Wasser des Sees und, sich in die zu einem undurchdringlichen Netz verschlungenen Wasserblumen verstrickend, ertrinkt er. Die sündhafte Leidenschaft hat ihren Lohn gefunden. Das die Sage, die in der Schlußwendung etwas unverkennbar Legendarisches an sich hat. Die kleine Dichtung liest sich frisch und anmuthig, ohne eine tiefere Wirkung erzielen zu können.

Volger und Martin bewegen sich in ihren leicht geschürzten Phantasiestücken vollständig auf dem Boden jener traditionellen episch-lyrischen Märchenpoesie, welche, ein Vermächtniß unserer romantischen Literaturepoche, in die heutige Zeit sehr anachronistisch hineinragt und auf dem Gebiete der gegenwärtigen Dichtung als eine Anomalie betrachtet werden muß, die mit dem Geist des Tags absolut nichts zu thun hat. Die Ziele der episch-lyrischen Dichtung von heute liegen nach einer ganz andern Seite hin.

Diese Richtung wird entschieden angestrebt, aber nur in unvollkommener Weise erreicht von der Dichtung, zu deren Betrachtung ich mich jetzt wende, von dem „Promethidenloos" Gerhart Hauptmann's (Nr. 8). Der große Kampf der Geister, der in unserm Jahrhundert so lebhaft entbrennt, der Kampf zwischen Glauben und Wissen, zwischen Kopf und Herzen, zwischen Genießen und Entsagen, wirft seine Reflexe kräftig in diese Hauptmann'sche Dichtung. Es ist in ihr etwas Faustisches, Himmelstürmerisches, aber der Verfasser faßt sein Thema nicht klar; er bleibt im wesentlichen in einem wüst und phantastisch beleuchteten Ringen der Sinnlichkeit mit dem Geist stecken und endet sein Gedicht mit einer schrill abreißenden Dissonanz. Was er eigentlich mit diesem „Promethidenloos" will, ist nicht klar ersichtlich, man kann es nur ahnen. Wir haben hier ein Mysterium, das von Arabesken der Phantasie, von grotesken und visionären Schilderungen so wild umrankt wird, daß der Grundgedanke, falls ein solcher vorhanden ist, in dem Gerank und Gestrüpp dieser an Bildern überreichen ottave rime untergeht und der Leser von einem Räthsel in das andere stürzt. Ein Dante redivivus, natürlich in millionenfach verkleinertem Maßstab und ohne die geistige Größe des genialen Italieners. Man verlange keine Inhaltsangabe des bizarren Gedichts! Es stellt dem Grundgedanken nach, wenn man will, ein Ringen des Ideals mit der Gemeinheit, des Künstlerthums mit dem Alltag dar — alles was man will, nur nichts Abgeklärtes und Gemeinfaßliches. Der Autor ist ohne Frage sehr talentvoll; er hat Leidenschaft und Feuer, Inspiration und Intuition, aber es gebricht ihm völlig an Maß und Ruhe, an Compositions- und Gestaltungsvermögen. Er leidet im ganzen an einem Plus, nicht an einem Minus, wie die meisten Aspiranten des heutigen Parnasses in Deutschland. Seine Bildersprache ist oft grandios, aber nicht immer correct. Ein Beispiel:

Da schlägt mit leisem Munde
Beim Lampenflackern im Kajüteuraum
Die Uhre klar und hell die zwölfte Stunde.

Diese „Uhre" ist eine gar zu bequeme Anbequemung an den Rhythmus. Und ebenso ist das Wort „Broden" statt Brodem ein Zugeständniß an den Reim (Boden), das denn doch gar zu ungenirt mit dem Geist der Sprache umspringt, als daß die Kritik es ungerügt durchschlüpfen lassen dürfte.

Oft athmen die Octaven Hauptmann's eine Symbolik von eigenem mystischen Reiz, und ich kann mir zur Charakteristik des Dichters nicht versagen, hier eine solche Stelle herzusetzen. Dem Helden erscheint ein räthselhaftes Weib:

„Wer bist du?" Und das Bild begann zu sprechen;
Denn wirklich sah ich deutlich jetzt ein Weib.
Ihr Anblick würde euch die Seele brechen,
Ein üpp'ger, wüster doch kasteiter Leib,
Zernagte, blutbelaufne wunde Flächen —
Ich will mich wenden, doch da ruft es: „Bleib
Und höre mich! Das Blatt hat sich gewendet;
Jetzt bleib und höre, bis auch ich geendet!

„Sie glauben noch, ich sei, was ich gewesen:
Einst war ich, Sänger, wie sonst Kinder sind;
Am Erlenbache trieb ich hold mein Wesen,
Und mich empfand das unverdorbne Kind;
Ich lehrte euch, in Baumeskronen lesen,
Und flog euch zu in jedem frischen Wind:
Da kamen schmuz'ge, schwachgemuthe Buben,
Die mich lebendig in ein Grab vergruben.

„Seitdem ward ich in Menschenmund geschändet,
— — — — — — — — — —
Bis ich des Sarges Eisenmund gebrochen
Und angstvoll bin von Haus zu Haus gekrochen.
Nun wollte nimmer mir ein Obdach lachen;
Die Menschen schlugen mich — sie nannten's Scham;
Ich aber stand bei Blitz und Donnerkrachen
In Einsamkeit und wurde krumm und lahm;
Mich hat zerfleischt des Wahnes blut'ger Rachen;
Ein jeder Knabe, der gelaufen kam,
Spie mich aus seiner Brust. — So zugerichtet
Hat man mich freilich, aber nicht vernichtet.

„Da kam die List und half mir doch zum Siege.
Ich stahl geschickt in jede Brust mich ein.
Aus einem Falter ward die gift'ge Fliege,
Und wo ich war, da mußt' ich ewig sein,
Und wen ich stach, der fühlte kein Genüge
Am Guten mehr; er wahrte noch den Schein,
Doch koste heiß mich bei verschlossnen Thüren,
Um endlich mich als Laster zu erküren.

— — — — — — — — — —
„So röchelt nun in meinen wüsten Armen
Und flucht, indem ihr schwimmt in meinem Schlamm!
Eh hat die Höll' im Schattenreich Erbarmen.
Ich schlag' den Hirten, und ich schlag' das Lamm;
Ich schlag' die Reichen, und ich schlag' die Armen,
Und keiner ist, der lebend mir entkam;
Wer je mich trug auf seines Lagers Kissen,
Dem hab' ich rasend mich ins Herz gebissen.

— — — — — — — — — — — —

„Mein Pfühl sind Weiberbusen zart und weich
Und Menschenschädel meine goldnen Becher,
Und alle, alle Opfer mir und Rächer."

Niemand wird die dichterische Kraft in dieser nicht gerade schwer zu deutenden Allegorie verkennen. Möchte das hervorragende Talent Gerhart Hauptmann's sich zu größerer Klarheit der Gestaltung und Empfindung ausreifen! Es wird ihm alsdann an Erfolgen gewiß nicht fehlen.

Ernst Biel.

Militärische Werke.

1. Die Schweiz im Kriegsfalle. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der anonyme Verfasser unternimmt den Versuch, an einem concreten Beispiel die Nothwendigkeit zur „energischen und baldigsten Inangriffnahme einer Landesvertheidigungsorganisation" zu erweisen, vor welche seiner Ansicht nach die neutrale Schweiz gestellt sein soll. Er beginnt mit „Notizen über die militärpolitische Situation Europas zu Beginn der Operationen sowie über die ersten diplomatischen und militärischen Entschlüsse der betheiligten Staatsregierungen". Ob die einschlägigen Verhältnisse durchweg dem Verfasser genau bekannt und von ihm vorurtheilsfrei gewürdigt sind, möge dahingestellt bleiben. Das Deutsche Reich kennt er anscheinend noch nicht; wenigstens berichtet er lediglich, daß Preußen in den östlichen Provinzen seine Landsturmorganisation beendet, es jedoch nicht gewagt habe, in den aufgeklärtern westlichen Provinzen oder gar in den übrigen deutschen Staaten die Volksmassen militärisch zu organisiren. Auch im weitern Verlauf seiner Auseinandersetzungen tritt die Meinung wiederholt zu Tage, als ob man in Deutschland aus Furcht vor einer Revolution den Landsturm, von dessen Stellung im Rahmen der deutschen Heeresorganisation der enragirte Republikaner anscheinend keine Ahnung hat, nicht fortwährend bewaffnet halte. In dieser Richtung wird sogar ein angebliches Wort Moltke's citirt. Zwei sogenannte „applicatorische" Studien sollen darthun, wie es heute, nämlich unter der bestehenden militärischen Organisation, der Schweiz gehen kann, und wie es demjenigen gehen muß, der es bei verbesserten und vervollkommneten Landesvertheidigungseinrichtungen noch wagen wird, in die Schweiz einzufallen. In der ersten Studie versuchen Deutschland sowol als das mit ihm im Kriege liegende Frankreich, die Neutralität des schweizerischen Bundes zu verletzen, und es gelingt erst nach einiger Zeit den eidgenössischen Truppen, dem beiderseitigen feindlichen Eindringen halt zu gebieten. Die zweite Studie entwickelt dagegen, daß unter Zugrundelegung einer schon im Frieden besser organisirten Vertheidigung der Einmarsch französischer wie deutscher Heerestheile nicht nur verhindert werden könne, sondern daß die Schweizer sogar zum Angriff vorgehen und auf erobertem deutschen Gebiet bis nach dem allgemeinen Frieden stehen bleiben werden. Italien, das die Gelegenheit ergreifen will zu einer Gebietserweiterung, wird geschlagen, der schweizerische „Auszug" nimmt Mailand, und die Republik rundet ihre Grenzen ab.

Der mit dem Motto „Was bringt zu Ehren? — Sich wehren" versehene zweite Theil gibt die Grundzüge eines „Landesvertheidigungs-Organisationsplans", auf den hier schon des Mangels an Raum wegen nicht näher eingegangen werden kann. Die Anschauungen des Verfassers scheinen in seinem Vaterlande nicht allgemein als maßgebend anerkannt zu werden, sondern auch öffentlichen Widerspruch erfahren zu haben. Wenigstens sind der Broschüre Bemerkungen angehängt „über die Antwort auf Die Schweiz im Kriegsfalle". Es liegt uns nicht ob, derartige Controversen auf ihren Werth oder Unwerth hin zu prüfen. Nach unserm Geschmack ergehen sich die erwähnten Bemerkungen, um gegen „die in der heutigen Literatur beliebte conventionelle Leisetreterei" Front zu machen, in zu vielen Schimpfworten, als daß man von vornherein ein besonders starkes Vertrauen zu der Stichhaltigkeit der vorgebrachten Gründe gewinnen könnte, wie denn „Die Schweiz im Kriegsfalle" überhaupt eine größere Beachtung in Anspruch zu nehmen berechtigt wäre, wenn ihr Verfasser mit seinem Namen für die entwickelten Anschauungen hätte eintreten wollen.

2. Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877—78. Nach Aufsätzen von General Kuropatkin, bearbeitet von Krahmer, Major im Großen Generalstab. Drittes und viertes Heft. Berlin, Mittler u. Sohn. 1885. Gr. 8. 4 M.

Vor nicht langer Zeit konnten wir in d. Bl. das erste und zweite Heft dieser vortrefflichen Bearbeitung nach dem russischen Original empfehlen, und was damals von dem Anfang gesagt ist, das gilt in vollem Maß auch von der vorliegenden Fortsetzung, welche die Darstellung der kriegerischen Thaten der russischen Westarmeeabtheilung am 11. und 12. September und diejenigen des linken Flügels derselben am 13. und 14. September mit einer Kritik der Ereignisse vor Plewna vom 6. bis 12. September 1877 umfaßt.

„Die Cavalerie schonten wir vor dem Gefecht zu wenig", heißt es unter anderm im Schlußwort, „im Gefecht zu viel; die Artillerie schonten wir vor dem Gefecht hinreichend, im Gefecht schonten wir die Mannschaften zu viel, die Geschütze und Munition zu wenig. Die Infanterie schonten wir wenig vor und in dem Gefecht und bürdeten im allgemeinen ihr allein die wirkliche Durchführung des Kampfes und alle Verluste auf." Aus diesen kurzen Sätzen schon kann man ersehen, wie an maßgebender Stelle in der russischen Armee die Fehler und Schwächen der damaligen Kriegführung keineswegs verkannt und vertuscht,

sondern schonungslos bloßgelegt werden. „Unsere Mängel", so schließt im gerechten Selbstgefühl das lesenswerthe Buch, „die sich auf dem Schlachtfelde gezeigt haben, sind zu verbessern, unsere guten Eigenschaften einzig dastehend."

Mit diesen Heften hat die erste Serie der Kuropatkin'schen Aufsätze ihr Ende erreicht. Eine zweite Reihe, „Die Blokade Plewnas" enthaltend, soll „den deutschen Kameraden" in gleicher Bearbeitung übergeben werden und wird sich zweifellos einer ähnlich freundlichen Aufnahme zu erfreuen haben wie die nun abgeschlossene Folge.

3. Militär-geographisch-statistisches Lexikon des Deutschen Reichs. Unter genauester Berücksichtigung der für den Verkehr erforderlichen Behörden, insbesondere der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnstationen. Bearbeitet von Egon Wahle. Berlin, Eisenschmidt. 1885. Gr. 4. In Lieferungen zu 1 M. 50 Pf.

Der erste Band dieses werthvollen Unternehmens liegt vor, und in den ersten Monaten des kommenden Jahres wird dasselbe zum Abschluß gelangen. Das Lexikon führt in alphabetischer Reihenfolge die sämmtlichen Wohnorte und Wohnplätze des Deutschen Reichs auf, bringt deren topographische Bezeichnung, ferner die Angabe, ob Eisenbahn oder Telegraph am Ort ist, und die Einwohnerzahl, bei welcher allerdings nicht überall die Resultate der Volkszählung von 1880 berücksichtigt sind. Dagegen können die übrigen Rubriken, welche die für militärische Zwecke besonders wichtigen Angaben, nämlich die Bezeichnung und den Namen des Verwaltungs-, beziehentlich des Aushebungsbezirks, des Regierungsbezirks und des Staats enthalten, in welchen der Ort gelegen, ferner das Armeecorps, die Brigade, das Landwehrregiment und Bataillon, ebenso den Namen des Bezirkscommandos und den der bestellenden Poststation, als absolut zuverlässig benutzt werden, soweit nicht einzelne, bei der Verarbeitung eines derartig massenhaften Materials an Zahlen und Daten nie zu vermeidende Fehler untergelaufen sind. Ein übersichtliches Verzeichniß der für jeden einzelnen Ort maßgebenden Gerichtsbehörden wird den Schluß des ganzen Werks bilden, das somit über seine ursprüngliche Bestimmung hinaus auch für zahlreiche andere als die Militärbehörden brauchbar ist und sich bei verhältnißmäßig geringem Preise zu dem Range des vollständigsten derartigen Nachschlagebuchs aufgeschwungen hat.

4. Hans Joachim von Zieten. Ein Lebensbild von Ernst Graf zur Lippe. Mit einem Bilde. Zweite veränderte Auflage. Berlin, Eisenschmidt. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Unter der glänzenden Corona von tüchtigen Heerführern, die den Großen König umgeben, und deren Namen in unverlöschlichem Glanz zu uns herüberleuchtet, nimmt der „alte Zieten" einen hervorragenden Platz ein. Seine Humanität dem Gegner wie den Bewohnern des feindlichen Landes gegenüber und die stete Fürsorge für das Wohl seiner Soldaten haben den „Vater Zieten" neben seinem König außerdem zu der volksthümlichsten Gestalt aus jener ruhmvollen Zeit gestempelt. Deshalb wird es die deutsche Leserwelt mit Dank anerkennen, daß der Verfasser, selbst ein früherer Husar und namentlich durch sein „Husaren-Buch" als eigentlicher Husarenschriftsteller bekannt, jetzt, wo der Todestag des „Husarissimus" vor der Thür steht, sein Zietenbuch in veränderter Gestalt von neuem der Oeffentlichkeit übergibt. Graf Lippe vermeidet die Aufzeichnung der zahlreichen unbeglaubigten, theilweise sogar nachgewiesenermaßen falschen Anekdoten, die im Munde des Volks über Zieten bis heute fortleben; er zeichnet dagegen in eigenthümlich markiger, eckiger, aber hier doch anheimelnder Sprache ein getreues Bild des Helden, hebt die glänzenden Eigenschaften und die Ruhmesthaten Zieten's gebührend hervor, ohne doch seine Fehler und Schwächen zu verkennen. So wird der kleine, vierundachtzig Octavseiten umfassende Band gewiß das Seinige dazu beitragen, das Andenken an den Husarengeneral im deutschen Volk wach zu erhalten.

5. Unter kurbrandenburgischer Flagge. Deutsche Colonialerfahrungen vor 200 Jahren. Nach dem Tagebuch des Chirurgen J. P. Oettinger unter Mitwirkung des kaiserl. Vice-Admirals z. D. v. Henk herausgegeben von Hauptmann a. D. P. Oettinger. Berlin, Eisenschmidt. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der alte deutsche Wandertrieb hatte auch den zu Orendelsall in Schwaben als Sohn eines protestantischen Pfarrers geborenen Chirurgus Oettinger hinausgelockt in die weite Welt. Er machte, in seinem Beruf an Bord thätig, zwei große Seereisen, die zweite im Dienst der brandenburgisch-afrikanisch-amerikanischen Handelscompagnie, deren Sitz damals in Emden war. Die Fahrt ward am 25. Juli 1692 angetreten, führte an die westafrikanische Küste, dann nach Westindien und endete mit dem Untergang des Commandoschiffes der Expedition, des „Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg", das auf der Heimfahrt dicht bei Cadix von den Franzosen genommen und verbrannt wurde. Oettinger ward mit der übrigen Mannschaft als Gefangener nach Brest gebracht und gelangte erst nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren in die Heimat zurück. Seine über diese zweite Reise gemachten Notizen bilden in meist wörtlicher Wiedergabe den Inhalt des vorliegenden schwachen Octavbandes, und wenn wir auch bekennen müssen, daß die Aufzeichnungen nicht eingehend genug sind und namentlich sehr wenig über die Befestigungen von Groß-Friedrichsburg und das Leben daselbst enthalten, so wird die anspruchslose Schilderung der Erlebnisse Oettinger's sich doch viele Freunde erwerben zu einer Zeit, in der wir uns anschicken, mit Bezug auf deutsche Colonialpolitik den bereits vom Großen Kurfürsten vorgezeichneten Weg zu beschreiten. Zur Orientirung für die Leser ist eine kurze Zusammenstellung der in Betracht kommenden historischen und geographischen Verhältnisse dem eigentlichen Tagebuch vorangeschickt. Hermann Vogt.

Neue Dramen.

Der Hochflut auf dem Gebiete der deutschen dramatischen Dichtung folgt die Ebbe, und fast scheint es, als wolle man dies Gebiet dem Dilettantismus und den in sensationeller Mache geübten dramatischen Fabrikarbeitern überlassen, denen die Erfindung der Situation das höchste Ziel dramatischer Dichtkunst erscheint. Diese Fabrikarbeiter und Reclamehelden sind es ja vorzugsweise, die sich in die goldene Tantièmenbeute theilen, welche sehr oft selbst dem anerkannt talentvollsten deutschen Dramendichter erst nach dem Tode winkt. Doch das liegt in der materiellen Zeitströmung der Gegenwart, für die das Ideal ein immer mehr entschwindendes Eiland ist, das dereinst neu entdeckt werden muß.

Unbedeutende Waare ist:

1. Ein Praktikus. Lustspiel in einem Aufzuge von Hans Steyr. Leipzig, Mutze. 1885. 8. 50 Pf.

Eine gereimte Dilettantenarbeit ungereimtester Art, der es nicht blos an Geist und Witz, sondern an den nothwendigsten Ingredienzen fehlt, die ein Drama bilden. Armselig in der Erfindung, plump und ungelenk in der Ausführung, zeigt es kaum eine Spur dramatischen Talents. Die Diction ist nüchtern, im Dialog ohne Feinheit und Schliff und ohne jeden Schimmer von Poesie, das Lustspiel im besten Falle Futter für Liebhabertheater und Dilettantenbühnen.

Ein Schwank gewöhnlichster Art ist:

2. Abominabel. Lustspiel in drei Aufzügen von Gottfried Alexander. Leipzig, Mutze. 1885. 8. 2 M.

Auf fast unmöglichen Voraussetzungen ist dieses sogenannte Lustspiel aufgebaut, dem, selbst wenn wir von dem plumpen Dialog absehen, die allernothwendigsten Bedingungen zu einem wahrhaften Lustspiele fehlen. Eine Reihe kunterbunt zusammengewürfelter Situationen, an die Caricatur streifende Charaktere und eine nichtssagende interesselose Handlung bilden doch noch lange kein Lustspiel und sind im besten Falle als Schwank zu verwenden, für den es eben keine fest bestimmten Normen gibt. Zu diesen Schwänken gehört auch „Abominabel" mit seinem sonderbaren Titel, dessen Verfasser einiges Talent für jene leichten dramatischen Arbeiten besitzt, die der Geschmacksrichtung eines sehr großen Theils des Publikums zusagen, sonst aber weiter keinen Zweck haben und kein edleres Ziel anstreben.

Als eine hoch anerkennenswerthe Arbeit erscheint:

3. Imogen. (Cymbelin.) Romantisches Schauspiel in fünf Acten von William Shakespeare, mit freier Benutzung der Hertzberg'schen Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Bulthaupt. Ouverture, Entr'actes und die zur Handlung gehörige Musik von A. Dietrich. Oldenburg, Schulze. 1885. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Bulthaupt'sche Bearbeitung des „Cymbelin" ist ohne Zweifel eine sehr verdienstvolle, die ein hochpoetisches Drama der deutschen Bühne zugänglicher macht und dadurch das Repertoire derselben schätzbar bereichert; dennoch können wir nicht umhin, dabei unser Bedauern darüber auszusprechen, daß man nur zu oft viel Mühe und großen Fleiß aufwendet, um mit dem aufwirbelnden Staube des Alten gutes neues Gold zu verdecken. Abgesehen von der vorliegenden Bearbeitung, deren dramatischer und poetischer Werth ja unanfechtbar ist, fehlt es uns doch wahrlich nicht an guten deutschen dramatischen Dichtungen, die mit leichterer Mühe für das Repertoire der deutschen Bühne gewonnen werden könnten, als darauf verwendet wird, den Schutt der Vergangenheit aufzuwühlen. Bulthaupt müßte aus eigener Erfahrung zur Sache sprechen können, wie wenig man die bessern Dramen der Gegenwart beachtet und lieber nach der sensationell gewürzten poesielosen Waare greift, die den Geschmack des großen Publikums vollends verdirbt und dem bessern Theile desselben die Bühne verleidet. Die Klage vieler Bühnenleiter, daß es an guten deutschen Dramen fehle, ist eine vollständig müßige; an tüchtigen Bühnenleitern fehlt es uns, aber noch mehr an talentirten Schauspielern, die schön und gut zu sprechen verstehen und nicht über jeden Vers stolpern. Daran leidet die Bühne der Gegenwart am schwersten, was jeder wirkliche dramatische Dichter bestätigen wird. Dabei müssen wir jedoch wiederholt anerkennen, daß „Imogen" ein prächtiges, hochschätzbares Werk ist, welches seinem Bearbeiter Ehre macht.

Gleich verdienstvoll ist die neue Herausgabe von:

4. Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg. In der ältesten deutschen Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Julius Hoffory und Paul Schlenther. Berlin, G. Reimer. 1885. Gr. 8. In 10 Lieferungen à 1 M.

Die Kritik hat nichts Besseres zu thun, als dem Unternehmen Lob und Anerkennung auszusprechen.

Karl Nissel.

Zur Philosophie.

Das Grundgesetz der Wissenschaft. Von Emanuel Jaesche. Heidelberg, Weiß. 1886. Gr. 8. 9 M.

Wir haben es in Jaesche's Buch mit dem Werke eines ganzen Forscherlebens zu thun, und in der That sucht dasselbe eine so reiche Fülle der verschiedenartigsten Errungenschaften menschlichen Geistes zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen, wie dies heute, in der Zeit der Special- und Detailforschung kaum mehr begegnet. Dabei

kann es nun freilich auch in dem vorliegenden Falle nicht ausbleiben, daß die Ueberfülle des mit Bienenfleiß gesammelten Datenmaterials oft den Ueberblick beeinträchtigt, daß statt des beabsichtigten systematischen Ganzen nur eine lose Aneinanderreihung und Aufführung von Einzelheiten platzgreift, die der ordnenden Hand noch sehr bedürfen. Eine Idee aber liegt dem Buche zu Grunde, die, auch wenn sie in dem Gebotenen nur sehr theilweise zur Verwirklichung gelangt, dem Buche eine längere Wirkungsdauer sichert. Es ist die Idee einer organischen Fortentwickelung der deutschen Geisteserrungenschaften zu einem einheitlichen Ganzen deutscher Wissenschaft. In neuer Zeit haben besonders die italienischen Ontologisten durch das Anknüpfen an die wissenschaftlichen Bestrebungen der Vorzeit ihres Volks eine specifisch diesem, ihrem eigenen Volke angemessene Geisteswissenschaft zu gründen unternommen. Das vorliegende Werk stellt ein gleichgeartetes Ideal für deutsche Wissenschaftlichkeit auf. Der Verfasser sagt:

Es ist der erste entschiedene Schritt auf der Bahn, die wir betreten müssen, um sicherer uns zu strecken nach dem hohen Ziele deutschen Geistes. Diesem aber ist jetzt die Aufgabe zugefallen, voranzuschreiten und sich zu einer weitern Stufe in Förderung der nothwendigen Entwickelung freien Selbstbewußtseins zu erheben.

Der Ausführung dieses Plans freilich liegt ein Irrthum zu Grunde, der dem Verfasser die Erreichung seines hohen Ziels unmöglich macht. In einer „Allgemeinen Betrachtung" gründet er nämlich seine Lehre auf einen ganz unkritischen Materialismus, der alles und jedes aus dem Aether, dem Stoff und deren Bewegung herleitet, während er gerade jene Denkrichtung, die, von Kant ausgehend, ein ureigenes Geisteswerk deutscher Wissenschaftlichkeit ist, nämlich die unumgänglich nothwendige Kritik der subjectiven Bedingungen einer jeden Erkenntniß ganz ungenügend würdigt und, wie die Eingangskapitel zeigen, für seine eigene Forschung unberücksichtigt läßt. Wohl wird sich der Verfasser gegen das Ende seiner Arbeit hin bewußt, daß auch die Form der Erkenntniß festzustellen wäre. Er sagt treffend:

Es fehlt uns zur Zeit noch an klarer Erkenntniß des einigenden Bandes, das alle verschiedenen Gebiete des Wissens umfassen und zu einem Ganzen verbinden muß; ja bei der allgemeinen immer zunehmenden Zersplitterung desselben in gesonderte Fächer ist die Nothwendigkeit eines solchen Bandes nicht mal so allgemein anerkannt worden, wie es sein sollte. Nun ist es aber höchste Zeit, daß die große maßgebende Bedeutung der Wissenschaft aller Wissenschaft voll gewürdigt werde, und das ist nur möglich, wenn der Zusammenhang der Form der Erkenntniß mit der Erkenntniß der wirklichen Dinge wissenschaftlich festgestellt wird.

Gerade diese „Form der Erkenntniß", die doch früher festgestellt werden muß, ehe an eine Klarlegung des Zusammenhangs derselben mit dem gegebenen materiellen Inhalt gegangen werden kann, hat der Verfasser zu erörtern unterlassen. So wäre es gerade für seine Art zu philosophiren vor allem nothwendig gewesen, den Causalbegriff eingehend zu kritisiren. Statt dessen wird im „Allgemeinen Theil" nur die Erklärung abgegeben, daß Grund und Folge, Ursache und Wirkung in der Wirklichkeit nicht getrennt voneinander sind, und daß in jedem Falle nur nachzuweisen ist, wie sie miteinander verbunden sind. Im Verlauf der Darlegungen im einzelnen werden dann Grund und Folge, Ursache und Wirkung als verschiedene Verhältnisse einander nebengeordnet, was uns nach jenen obigen Erklärungen um so unverständlicher erscheint, als die angeführten Beispiele in gleicher Weise für die beiden vom Verfasser getrennten Verhältnisse Geltung haben. Auf der Höhe der Wissenschaft aber befindet sich der Verfasser überall dort, wo es sich um die Entwickelungsgesetze des belebten Seins handelt. So ist z. B. das Kapitel über „die mit Selbstbewußtsein begabten Geschöpfe" geradezu eine Meisterleistung.

Was die Form der Darstellung anbelangt, so befleißigt sich der Verfasser, getreu seinem Vorhaben ein einheitliches Ganzes deutscher Wissenschaftlichkeit zu bieten, überall der einfachsten und schlichtesten Ausdrucksweise. Er stellt es geradezu als Princip auf, daß man sich „besonders für die Wissenschaft vom geistigen Sein und die Lehre von seiner Darstellung" fremder Ausdrücke möglichst enthalten müsse, und in der That wird eine allgemeine deutsche Bildung nur in dieser Form verbreitet und dem deutschen Volke in seiner bildungsbedürftigen Gesammtheit zugeführt werden können. Schon einmal wurde dieser Versuch gemacht, als nämlich der Naturphilosoph Christian Friedrich Krause im Anfang dieses Jahrhunderts eine, auch im Ausdruck deutsche Philosophie zu begründen unternahm. Von diesem System, welches sich selbst in dem damaligen philosophischen Deutschland durch die Geschmacklosigkeit und Schrullenhaftigkeit seiner neuen Kunstausdrücke unmöglich machte, unterscheiden sich Jaesche's Vorschläge durchaus vortheilhaft wegen der Einfachheit, Klarheit und durch die passende Wahl der Ausdrücke, wenn auch seine Definitionen selbst oft nur Worterklärungen sind und, wie die des Lernens, der Zucht, der Sprache, des Verfahrens u. s. w., zwar weniger dem Ausdruck als den zu Grunde liegenden Begriffen nach unklar sind. „Nur volle Wahrheit gibt wahre Freiheit", lautet die Devise des Werks, und dieser Spruch kennzeichnet in der That die ethische Bedeutung deutschen Forschens und Denkens überhaupt, dessen Forderung nach einem Ganzen wissenschaftlicher Weltanschauung für Jaesche das Grundgesetz der Wissenschaft im allgemeinen bedeutet.

Wir stimmen aus voller Ueberzeugung in die erhebenden Schlußworte des Autors ein:

Ist die Wissenschaft ein einheitliches Ganze, so soll sie von jedem, der für sie lebt, auch als solches erfaßt werden; die Arbeit auch am besondersten Theile wird erhoben durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit desselben mit dem Ganzen, und es gibt keinen erhabenern Zweck, als mitzustreben nach dem schönen Ziele, das der Wissenschaft gesteckt ist, und das durch Wahrheit zur Freiheit führt.

T. Adolf Harpf.

Naturwissenschaftliches.

1. Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von W. Förster, A. Keungott, Ladenburg u. a. Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Herausgegeben von Kenngott unter Mitwirkung von von Lasaulx und F. Rolle. Mit Holzschnitten und lithographirten Tafeln. Breslau, Trewendt. 1882—85. Gr. 8. In Lieferungen zu je 3 M.

Das günstige Urtheil, das wir früher in d. Bl. über die ersten sieben Lieferungen ausgesprochen, können wir nun auch auf die achte, neunte und zehnte Lieferung ausdehnen. Die drei Gelehrten, deren Namen ja in der Wissenschaft einen so guten Klang haben, bieten uns nur gediegene wissenschaftliche Artikel, von denen einige förmliche Monographien sind. So nehmen die Artikel „Krystalle", „Krystallgestalten" und „Krystallographie" einen Raum von beinahe acht Bogen in Anspruch. Als Symbole sind die von Naumann mit den Parameterverhältnissen von Weiß gewählt; aber auch die Miller'sche Bezeichnungsweise, die in deutschen mineralogischen Arbeiten jetzt vielfach in Anwendung kommt, hat ihre Erklärung gefunden. Von größern geologischen Artikeln, die Professor von Lasaulx zum Verfasser haben, sind zu nennen: „Das Meer und seine geologische Bedeutung", „Die Quellen", „Schwankungen im Niveau von Meer und Festland". Der Verfasser hat die von Sueß eingeführte Bezeichnung der positiven und negativen Bewegung gerade im entgegengesetzten Sinne gebraucht; dadurch kann leicht Verwirrung in der Nomenclatur eintreten. Wir bezweifeln, daß nun mit einem male alle Geologen und Geographen sich Herrn von Lasaulx anschließen werden. Auch die von F. Rolle verfaßten paläontologischen Artikel geben ein vortreffliches Bild von dem behandelten Gegenstand. Um seinen Lesern gerecht zu werden, hat der Verfasser die zum Verständniß der Paläontologie nöthigen Lehren der Zoologie und Botanik in die Darstellung mit verflochten.

2. Die Metalle bei den Naturvölkern, mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse. Von Richard Andree. Mit 57 Abbildungen im Text. Leipzig, Veit u. Comp. 1884. Gr. 8. 5 M.

Die vorliegende, $11\frac{1}{4}$ Bogen umfassende Schrift behandelt zum ersten male im Zusammenhang einen der wichtigsten und interessantesten Gegenstände der Culturgeschichte und Ethnographie, nämlich die Darstellung und Benutzung der Metalle bei den sogenannten Naturvölkern, in so fesselnder Weise, wie es nur ein Forscher vermag, dem eine umfassende Literaturkenntniß zur Seite steht. Nach der sehr flüssig geschriebenen Vorrede und Einleitung betrachtet der Verfasser zunächst die Eisenbereitung bei den alten Aegyptern und zeigt, wie dieselbe von diesen auf die übrigen Bewohner Afrikas übergegangen ist. In gleicher Weise geht er überall auf die Metallgewinnung bei den alten Culturvölkern in den andern Welttheilen zurück, um so Vergleiche bezüglich der Metallgewinnung zwischen den heutigen Naturvölkern und den ältesten Culturvölkern zu gewinnen. Das Buch kann auch Nichtfachleuten als fesselnde Lektüre angelegentlichst empfohlen werden.

Friedrich Traumüller.

Feuilleton.

Theater und Musik.

G. von Moser's Schwank „Der Bureaukrat" hat am Deutschen Theater in Berlin eine sehr getheilte Aufnahme gefunden; die Mehrheit des Publikums protestirte gegen den Beifall, den der lachlustige Theil der Menge den unmöglichen Situationen und fortwährend aus den Fugen gehenden komischen Charakteren des Stücks schenkte. Die Compositionslosigkeit desselben ist so groß, daß selbst die gute Laune des Autors und einzelne drollige Einfälle nicht mehr wie in frühern Stücken dafür ausreichenden Ersatz bieten können. Die Exposition ist langweilig und stellt kein Ziel, dem die Handlung zustrebt, vor Augen; es ist ein mixtum compositum von lauter Zufälligkeiten, bei denen die innere Lebenswahrheit der Charaktere vollständig in die Brüche geht. Die Reclamekritik hat zwar alles gethan, um dem „Bureaukrat" die Wege zu ebnen, und gewiß wird das Stück noch über viele Bühnen gehen; doch es ist immerhin erfreulich, daß gegen das Ueberwiegen der Schwankproduction, die von den Directoren und einem Theil der Kritik gefördert wird, das gebildete Publikum Protest eingelegt hat.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 29. December v. J. starb in Neuenheim bei Heidelberg Johannes Minckwitz, Professor der leipziger Universität, der sich um die Pflege der höhern Lyrik auf dem Gebiete der Poetik und des dichterischen Schaffens unleugbare Verdienste erworben hat. Geboren am 21. Januar 1812 zu Lückersdorf bei Kamenz in der Lausitz als Sohn des dortigen Ortsrichters, studirte er seit 1830 in Leipzig Philologie, habilitirte sich im Jahre 1855 und wurde 1861 zum außerordentlichen Professor ernannt. In den letzten Jahren war er von der akademischen Thätigkeit dispensirt und hielt sich auch nicht mehr in Leipzig, sondern in Heidelberg auf. Minckwitz ist einer der begeistertsten Anhänger und Apostel des Grafen Platen; er gab dessen Biographie (1838) sowie den poetischen und literarischen Nachlaß heraus. Damit aufs engste ist die Richtung verwebt, die er in seinen eigenen Productionen und in seinen theoretischen Schriften einschlug. Gegenüber dem salopen Ton der heinisirenden Lyrik wollte er eine formenstrenge Metrik zur Geltung bringen; sein grundlegendes Werk in dieser Hinsicht ist sein „Lehrbuch der deutschen Verskunst und Prosodie" (6. Aufl., 1878), welchem sich ein „Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache" (2. Aufl., 1858) und ein „Katechismus der deutschen Poetik" (1877) anschloß. In seinen eigenen poetischen Schöpfungen: „Gedichte" 1847), „Lieder und Oden" (1854), in den Gedichten „Aus Deutschlands größter Zeit" (1876) prägt sich entschieden ein großer Zug, das os magna sonaturum, aus und manche Gedichte haben echten Odenstil, während in andern wieder allerlei Verkünsteltes,

auch Ueberschwengliches zu Tage tritt. Als Uebersetzer hat er Rühmenswerthes geleistet: Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes mit metrischer Meisterschaft übertragen (1835—81); den Homer übersetzte er in Prosa (1854—56). Da er in seinem Werke „Der illustrirte neuhochdeutsche Parnaß" (1860—61) oft mit dem anspruchsvollen Ton der Platenideu über die jüngere Literatur zu Gericht saß, namentlich über Heine und das Junge Deutschland, so konnte es nicht ausbleiben, daß er selbst besonders von den Anhängern der Heine'schen Schule aufs heftigste angegriffen wurde, namentlich von Paul Lindau in den „Briefen eines deutschen Kleinstädters". Es gelten diese Angriffe besonders einzelnen Stellen aus einem noch nicht veröffentlichten Epos über die leipziger Völkerschlacht. Wenn sich auch Minckwitz nicht von Einseitigkeit freihielt, so gehört er doch zu den fleißigsten Arbeitern im Weinberge der deutschen Poetik, und einzelne seiner Oden verdienten größere Würdigung, als ihnen bei dem der höhern Lyrik abgeneigten Sinn der Neuzeit zutheil geworden ist.

Erklärung.

Von sehr vielen Seiten werden mir Manuscripte, die nicht für die von mir herausgegebenen Zeitschriften bestimmt sind, zur Prüfung unterbreitet, namentlich Gedichte in großer Zahl; auch wird häufig der Wunsch ausgesprochen, dieselben unterzubringen oder für Sammlungen Verleger zu finden. Ich erkläre hiermit, daß es mir meine Zeit in keiner Weise erlaubt, diesen Wünschen zu entsprechen, daß ich, indem ich ein für allemal für das mir entgegengebrachte Vertrauen danke, bitten muß, keine Antworten auf diese Zuschriften von mir zu erwarten, daß ich kleinere Manuscripte nicht zurücksenden und für die Pünktlichkeit in der Zurücksendung größerer durchaus nicht einstehen kann.

Leipzig, 1. Januar 1886.

Rudolf von Gottschall.

Bibliographie.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Leipzig, Grunow. 8. 4 M. 50 Pf.

An Sie. 50 Liebeslieder. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzengruber, L., Dorf-Romane. 3ter u. 4ter Bd.: Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte. 2 Thle. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. 8. 5 M.

Aus dem Leben des Freiherrn Georg von Massenbach. Von P. E. Stuttgart. 1885. Gr. 8. 20 Pf.

Aus dem literarischen Nachlass von Dr. Carl Rodbertus-Jagetzow. Herausgegeben von A. Wagner und T. Kozak. III. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1885. Gr. 8. 8 M.

Baggesen, J., Das humoristische Epos Adam und Eva. Neue Ausgabe im Auszug, redigirt von E. Grupe und mit Beilagen versehen von J. C. T. Baggesen. Straßburg, Schultz u. Comp. 1885. 8. 4 M.

Bauch, A., Die Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg in ihren Beziehungen zum Reich. 1220—1267. Anhang: Reichslegat Gebhard von Arnstein, ein Brandenburger im Dienste Kaiser Friedrichs II. Die Initiative zur Wahl Richards von Cornwall zum römischen König. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 4 M.

Benkard, C., Unter Halbmond und Kreuz. Roman aus unseren Tagen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Borcke, H. v., Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Konföderirten. Aus dem Englischen übersetzt von Kaehler. Deutsche Original-Ausg. 2te, mit einem Nachtrage „Zwanzig Jahre später" verm. Auflage. Mit 2 Portraits und 1 Karte. Berlin, Mittler u. Sohn Gr. 8. 9 M.

Böttticher, K., Adlerflug vom Hohenzollern ins Reichspanier. Erinnerungen vor dem Denkmale auf dem Niederwalde. Berlin, Hertz. 1885. Gr. 8. 60 Pf.

Busken-Huet, K., Rembraudt's Heimath. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Marie Mohr. Bearbeitet und herausgegeben von G. Freih. von der Ropp. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, T. O. Weigel. 1885. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die letzten Camilli. Trauerspiel. Von dem Verfasser des Romanes: „Julia Festilla". Salzburg, Kerber. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dahn, F., Kleine Romane aus der Völkerwanderung. 4ter Bd.: Die schlimmen Nonnen von Poitiers. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. 8. 5 M.

Dietz, M., Geschichte des musikalischen Dramas in Frankreich während der Revolution bis zum Directorium (1787 bis 1795) in künstlerischer, sittlicher und politischer Beziehung. Wien, Grosser u. Blaha. 1885. 8. 7 M.

Ebers, G., Ciccrone durch das alte und neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 12 M.

Eichborn, H., Zur Geschichte der Instrumental-Musik. Eine productive Kritik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kobelt, W., Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Herausgegeben von der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. Mit 13 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1885. Gr. 8. 10 M.

Könnecke, G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. 1ste Lfg. Marburg, Elwert. 1885. Fol. 2 M.

König, A., Schöpfung und Gotteskenntnis. Freiburg i. Br., Herder. 1885. 8. 3 M.

Kritzinger, F. W., Pilgerklänge. Zeitz, Huch. 1885. 8. 1 M. 20 Pf.

Fritze Kulasch. Aus den Erlebnissen eines Künstlers. Original-Manuskript, herausgegeben von A. Roderich. Mit 3 Illustrationen von E. Grützner. Stuttgart, Spemann. 1885. Gr. 8. 2 M.

Lansdell, H., Russisch-Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw. Autorisirte deutsche Ausgabe, bearbeitet durch H. v. Wobeser. Mit vielen Illustrationen im Text, 4 doppelseitigen Tonbildern, Karte und Photographie des Verfassers, sowie einem einzeln käuflich, wissenschaftlichen Anhang, enthaltend Fauna und Flora von Russisch-Turkestan und Bibliographie. 3ter Bd. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1885. Gr. 8. 8 M.

Loy, A. v., Graf und Gräfin von Ortenegg. Roman in 2 Tln. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1885. Gr. 8. 5 M.

Morre, C., Silberpappel und Korkstoppel oder die Statuten der Ehe. Charakterbild mit Gesang in 4 Aufzügen. Graz, Goll. Gr. 8. 1885. 8. 1 M. 20 Pf.

Palacký, J., Die Verbreitung der Vögel auf der Erde. Monographie. Wien, Wallishausser. 1885. Lex.-8. 3 M.

Píč, J. L., Zur rumänisch-ungarischen Streitfrage. Skizzen zur ältesten Geschichte der Rumänen, Ungarn und Slaven. Mit 1 Abbildung und 1 Karte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 M.

Proelß, J., Trotz alledem! Gedichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die k. Archiv-Verwaltung. 26ster Bd.: Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, und des Letzteren mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna. Herausgegeben von E. Bodemann. Leipzig, Hirzel. 1885. Gr. 8. 12 M.

Radenhausen, C., Die echte Bibel und die falsche. Hamburg, O. Meissner. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rauhton, H., Ueber das Gemüth. Vortrag. Leipzig, Huth. 8. 80 Pf.

Die Reform der russischen Universitäten nach dem Gesetz vom 23. August 1884. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Renz, B., Feurige Kohlen. Roman. Leipzig, Keil's Nachf. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Richter, Geschichte des 5. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 53 während der ersten 25 Jahre seines Bestehens (4. Juli 1860 bis 4. Juli 1885), nach den Akten und Kriegstagebüchern des Regiments zusamengestellt. Mit 1 Porträt, 7 Skizzen und 3 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1885. Gr. 8. 9 M.

Ritter, H., Populäre Elementartheorie der Musik für gebildete Musikfreunde. Leipzig, M. Hesse. 1885. 8. 1 M.

Rohlfs, G., Zur Klimatologie und Hygiene Ostafrikas. Leipzig, Hirschfeld. 1885. Gr. 8. 50 Pf.

Rothe, R., Gesammelte Vorträge und Abhandlungen aus seinen letzten Lebensjahren. Eingeleitet von F. Nippold. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 4 M.

Rothenburg, Adelheid v., geb. v. Zastrow, Jenseits der Grenze. 2 Thle. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Rothschütz, T. v., Mein Blaubuch. Anklam. Gr. 8. 3 M.

Schleuther, P., Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. Ein Kulturbild aus der Zopfzeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 M.

Schroller, F., Schlesien. Eine Schilderung des Schlesierlandes. 1ster Bd. Mit 44 Stahlstichen und 51 Holzschnitten von T. Blätterbauer. Glogau, Flemming. 1885. Lex.-8. 18 M.

Schücking, L., Recht und Liebe. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Spitta, H., Einleitung in die Psychologie als Wissenschaft. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Stretton, Hesba, Die Schatzmeister des Herrn. Aus dem Englischen übersetzt von A. Daniel. Autorisirte Ausgabe. Gotha, F. A. Perthes. 1885. 8. 4 M.

Tyszka, W. v., Zur Beurtheilung militärischer Prinzipien. Eine kritische Studie. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Umlauft, F., Die Alpen. Handbuch der gesammten Alpenkunde. Mit 30 Vollbildern, 75 Textbildern und 25 Karten. 1ste Lfg. Wien, Hartleben. 1885. Gr. 8. 60 Pf.

Vitztbum von Eckstädt, K. F. Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. Mit einem Vorwort von K. Müller. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 M.

Walling, G., Vom Land des Weins und der Gesänge. Wanderungen durch Spanien an der Hand der Dichtkunst. Fremdes und Eigenes. Dresden, Pierson. 8. 5 M.

Wedde, J., Grüsse des Werdenden. Gedichte eines demokratischen Redakteurs im neuen deutschen Reiche. 2te, mit Erläuterungen versehene Ausgabe. Stuttgart, Dietz. 12. 3 M.

Werner, E., Die Blume des Glückes. Erzählung. Leipzig, Keil's Nachf. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Winckler, A., Leopold von Ranke. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Gesammelt und mit einem Lebensabriß herausgegeben. Berlin, R. L. Prager. 1885. 8. 3 M.

Zell, B. W., Kloster Friedlands letzte Aebtissin. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Zu spät erkannt. Ein Zeitbild 1871—1873. Vom Verfasser der Erinnerungen eines deutschen Offiziers. Leipzig, Bergmann. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserm Verlage wöchentlich:

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. **J. Bernstein**, Dr. **A. v. Koenen**, Dr. **Victor Meyer**, Dr. **B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Friedrich Vieweg & Sohn.

Preis pro Quartal 2 M. 50 Pf. Probenummern gratis und franco. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 354 bis 362.

Bericht der russischen Reichscontrole über die Ausführung des Budgets für 1884. (II.) — Wahlrechtsbetrachtungen. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Belgien und die neue lateinische Münz-Uebereinkunft. — Frankreich und Madagascar. — Die Tongking-Debatte und ihre Folgen. — Das Branntweinmonopol-Project. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die gegenwärtige Lage Spaniens. (I.)

Wintertage in Görz. (I/II.) — Martin Greifs Gedichte. Von F. Avenarius. — Das römische Lager zu Campodunum (Kempten). Von F. Ohlenschlager. (Schluß.) — Tiryns. Von Professor Dr. J. Mähly. — Gustav von Bezold. (Nekrolog.) — Zu Leopold von Ranke's neunzigstem Geburtstag. Von A. Klnckhohn. (I/III.) — Bettina von Arnim. Von M. Carriere. — Wiener Briefe. (CXCIV.) — Ueber die Ergänzung und Erweiterung der Antikensammlungen Münchens. (I/II.) — Palermo während der Cholera 1885. Von Dr. H. Buchner. — Zur philosophischen Literatur. Von Dr. G. A. Lindner. — Zur Geschichte Serbiens. — Julius Glaser †. — Berliner Briefe. (III.) — Die Memoiren des Generals Grant. Von H. Zimmern. — Louis-Prosper Gachard †. Von Dr. Moriz Wollmann. — Zur Förderung der Holzschneidekunst. Von E. P. Evans.

Zur Mobiliar-Feuerversicherungsfrage in Bayern. (VII.) — Der Panamá-Canal. — Die wirthschaftlichen Verschiedenheiten innerhalb der bayerischen Brau-Industrie. — Rückblick auf das Börsenjahr 1885, unter specieller Berücksichtigung der Münchener Verhältnisse.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern auf:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1886. In monatlichen Heften. Preis vierteljährlich 4 M. 50 Pf.

„Unsere Zeit", eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, bringt zeitgeschichtliche Artikel, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, philosophische, naturgeschichtliche und kunstwissenschaftliche Studien, Aufsätze über Politik, Militärwesen und Volkswirthschaft.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs und ein Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 21. Januar 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Moses Mendelssohn. Von M. Kayserling. — Neue Romanübersetzungen. Von Reinhold Ortmann. — Das Testament eines Dichterphilosophen. Von Richard Weitbrecht. — Neue Blüten der Lyrik. Von Hans Mindwitz. — Naturwissenschaftliche Schriften. — Gesellschaft und Recht. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Moses Mendelssohn.

Am 4. Januar 1886 sind hundert Jahre vorüber, seit Moses Mendelssohn sein der Erforschung der Wahrheit und der Bethätigung des Guten gewidmetes Leben geendigt. Die an diesem Tag vor sich gegangene Gedächtnißfeier hat den Wunsch hervorgerufen, dem trefflichen Manne in seiner Vaterstadt Dessau ein Denkmal zu errichten.

Das schönste Denkmal, das der unsterbliche Moses Mendelssohn sich bei Lebzeiten errichtet hat, sind seine Geistesproducte, seine Schriften.

Schon wenige Monate nach dem Tode Mendelssohn's beabsichtigte der als Ichthyolog bekannte M. Bloch, der mehrere Jahre seine Freundschaft genoß, eine Gesammtausgabe der Schriften des Denkers zu veranstalten. Er gab den Plan jedoch bald wieder auf, denn die Witwe selbst beabsichtigte die Herausgabe zu besorgen, wie aus folgendem Inserat in der „Berliner Provinzal-Zeitung" von Donnerstag den 18. Mai 1786 hervorgeht:

„Ich zeige einem resp. Publikum hiermit nachrichtlich an, daß ich einigen Freunden meines seligen Mannes sowol die Herausgabe seiner ungedruckten, als die Sammlung seiner zerstreuten bereits gedruckten größern und kleinern Schriften übertragen habe. Diese Freunde werden den Druck seiner sämmtlichen Werke bei den rechtmäßigen Verlegern, die zu gehöriger Zeit bekannt gemacht werden sollen, veranstalten und begleitet von dessen Biographie von der Hand eines allgemein beliebten Schriftstellers besorgen.

Berlin, April 1786. Moses Mendelssohn's Witwe."

Mochten nun die „rechtmäßigen Verleger" Schwierigkeiten machen oder die Freunde sich der Arbeit nicht unterziehen wollen: genug, das Unternehmen kam nicht zur Ausführung.

Die erste sogenannte Gesammtausgabe veranstaltete ein Buchhändler und Antiquar in Ofen, Namens Burian, unter dem Titel „Moses Mendelssohn's sämmtliche Werke", welche in zwölf Bänden auf schlechtem Papier und in schlechtem Druck in Ofen (Großwardein) 1819 (1821) erschien und besonders in Galizien, wo Mendelssohn viele Verehrer und Anhänger unter den dortigen Juden hatte, Absatz fand.

Zehn Jahre später erschien von dieser Gesammtausgabe wieder unter dem Titel „Moses Mendelssohn's sämmtliche Werke" ein Nachdruck in Rödelheim. Die äußere Ausstattung dieses Nachdrucks war womöglich noch schlechter als die der ofener Ausgabe.

Besser ausgestattet, aber durchaus nicht vollständiger, dabei voller Druckfehler ist die 1838 in Wien besorgte Ausgabe, die sich gar als Nationaldenkmal ankündigte: „Moses Mendelssohn's sämmtliche Werke. Ausgabe in Einem Bande als National-Denkmal. Mit dem in Kupfer gestochenen Bildnisse des großen Weltweisen" (Wien, Mich. Schmidl's sel. Erben und Jgn. Klaug, 1838).

Auch diese Ausgabe, welche freilich einen stattlichen Band bildet, enthält nur die bekannten Schriften Moses Mendelssohn's: „Phädon", „Jerusalem", „Morgenstunden", „Philosophische Schriften", „Kleine philosophisch-ästhetische und vermischte Schriften", „Ritualgesetze der Juden", „Psalmen", „Hohelied", „Briefe" (sehr unvollständig) u. a.

Zu Anfang des Jahres 1840 regte Heinrich Brockhaus in Leipzig bei Felix Mendelssohn-Bartholdy, dem berühmten Enkel von Moses, eine Gesammtausgabe der Schriften des Großvaters an. Hören wir, was Felix in einem Brief an seinen Onkel Joseph, den ältesten Sohn des Philosophen, vom 20. Februar 1840 darüber schreibt:

„Die erste Veranlassung meines heutigen Briefes ist Brockhaus, der mich vorige Woche fragte, warum nicht eine ordentliche Gesammtausgabe der Werke des Großvaters erscheine, da die wiener Ausgabe erstlich nur ein Nachdruck in Einem Bande, voll Druckfehler und dann auch, wie er meinte, nicht ordentlich zusammengestellt sei, und in Hinsicht der Correspondenz und namentlich der angehängten Lebensbeschreibung sehr viel zu wünschen übrig lasse. Er meinte, es werde nicht schwer sein, sich mit den rechtmäßigen Verlegern der einzelnen Werke darüber zu verständigen. Da ich nun die nähern Verhältnisse gar nicht kenne, so sagte ich ihm, ich würde Dir darüber schreiben und ihm seinerzeit Deine Antwort mittheilen. Jedenfalls wird es Dich freuen, aus seiner Anfrage den lebhaften und gesteigerten Antheil zu ersehen, den die Menschen jetzt an den Werken des Großvaters nehmen; und wenn eine ordentliche schöne Ausgabe davon, in mehrern Bänden, etwa (wie Brockhaus hinwarf) von Lachmann herausgegeben, vor allem aber recht genau und echt zu Stande käme, so wäre es wol für uns alle ein Vergnügen. Wenn Du auch so denkst, so sagst Du mir wol bald Deine Meinung, und ich habe noch öfter Gelegenheit, Dir darüber zu schreiben."

Die Unterhandlungen, welche Joseph, beziehentlich die Familie Mendelssohn mit F. A. Brockhaus anknüpfte, führten zum erwünschten Ziel. Der bonner Professor G. B. Mendelssohn, der älteste Sohn von Joseph, besorgte mit Hülfe von H. Jolowicz u. a. die Sammlung und Herausgabe, und so erschienen „Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von Professor Dr. G. B. Mendelssohn. In sieben (acht) Bänden" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1843—45).

Diese erste vollständige Ausgabe, welche, mit dem Bildniß Moses Mendelssohn's nach dem Originalbild von Frisch geschmückt, außer einer „Lebensgeschichte Moses Mendelssohn's" von dem Herausgeber eine treffliche „Einleitung in seine philosophischen Schriften" von Professor Ch. A. Brandis enthält, ist ein schönes dem Philosophen errichtetes Denkmal, dauernder als das von Stein und Erz, und gereicht seiner Familie zum Verdienst und der Verlagsbuchhandlung zur Ehre. Sie umfaßt sämmtliche philosophische, ästhetische und apologetische Schriften Mendelssohn's, seine kleinen (früher gedruckten und bisher ungedruckten) Schriften, Bemerkungen und Fragmente, seine in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", in den „Briefen die neueste Literatur betreffend", in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" zerstreuten Briefe und Aufsätze, seinen Briefwechsel mit Lessing, Abbt, H. Homberg, Elise und J. A. Reimarus, F. H. Jacobi, seine Briefe an Verschiedene und die Verschiedener an ihn, endlich seine Uebersetzung des Pentateuch, der Psalmen, des Hohenlieds, seine Ritualgesetze der Juden, Gedichte, Predigten u. s. w.

Was in dieser Ausgabe noch fehlt und was in den vierzig Jahren seit dem Erscheinen derselben an Briefen von und an Mendelssohn noch aufgefunden wurde, habe ich theils im Anhang zu der von mir erschienenen Biographie: „Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke" (Leipzig, H. Mendelssohn, 1862), theils in den Schriften: „Zum Siegesfest. Dankpredigt und Danklieder von Moses Mendelssohn. Eine Reliquie" (Berlin, Gerschel, 1866), und: „Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883), veröffentlicht.

Außerdem liegt mir vor eine neue Ausgabe von „Moses Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohn's herausgegeben von Dr. Moritz Brasch" (2 Bde., Leipzig, Voß, 1880).

Die Idee, Moses Mendelssohn ein Denkmal aus Stein oder Erz zu setzen, wurde bereits vor hundert Jahren zum ersten mal angeregt. Bald nach seinem Tode bildete sich ein Comité, welches mit dem Plan umging, ihm auf dem Opernplatz in Berlin ein Denkmal zu errichten. Zu diesem Zwecke wurde Dienstag den 23. Mai 1786 eine Gedächtnißfeier veranstaltet, für welche Ramler „Sulamith und Eusebia" dichtete und der junge Wessely, Mendelssohn's Schüler, die Musik componirte. Die Errichtung des Denkmals scheiterte an verschiedenen Hindernissen.

Als das Friedrichs-Denkmal in Berlin errichtet wurde, erwartete man, daß neben Kant, Lessing und den andern Denkern, welche dem Zeitalter des großen Königs das geistige Gepräge gaben, auch Moses Mendelssohn, dem treuesten Freunde und Strebensgenossen Lessing's, dem Verbreiter deutscher Philosophie, dem Beförderer der Cultur unter den deutschen Juden, ein Platz würde eingeräumt werden. Der an dem Entwurf des Monuments eifrig thätige Kriegsminister von Boyen wünschte ihn allerdings unter den Reliefffiguren; das Vorurtheil aber verweigerte ihm die ihm gebührende Stelle unter denen, welche ihn einst mit Stolz zu den Ihrigen gezählt hatten.

Zur Feier des hundertjährigen Todestages Moses Mendelssohn's haben nun wieder deutsche Männer sich vereinigt, diesem „Vorkämpfer der Blütentage deutschen Geisteslebens" in seiner Geburtsstadt Dessau ein Denkmal zu errichten. Hoffentlich wird diesmal der Gedanke auch zur That werden. Die Nation trägt eine Ehrenschuld ab, wenn sie das Bild Moses Mendelssohn's, eines der geistig einflußreichsten deutschen Männer, in den Kreis der deutschen Geisteshelden stellt als Muster hochstrebender Idealität und willensstarken Gesinnungsadels.

M. Kayserling.

Neue Romanübersetzungen.

1. Erniedrigte und Beleidigte. Roman von Theodor Dostojewski. Aus dem Russischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Konstantin Jürgens. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M.
2. Sylvester Bonnard und sein Verbrechen. Roman in Tagebuchform von Anatole France. Uebersetzt und eingeleitet von E. Alsberg. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M.
3. Ohne innern Halt. (Uden Midtpunkt.) Erzählung von S. Schandorph. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegeler. Dritte Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1885. 8. 5 M.

Das dankenswerthe Unternehmen des stuttgarter Verlegers Spemann, die besten ältern und neuern Erzeugnisse fremder Literaturen in guten Uebersetzungen und in ebenso wohlfeilen als geschmackvoll ausgestatteten Ausgaben dem größern deutschen Lesepublikum zugänglich zu machen, hat durch zwei neuerdings erschienene Bändchen eine sehr schätzbare Bereicherung erfahren. Der Name des im Jahre 1881 verstorbenen und von seinem Volk mit Recht tief betrauerten russischen Romanschriftstellers Theodor Dostojewski ist auch in Deutschland längst bekannt geworden; denn bei dem großen Interesse, welches sich namentlich seit der Einführung von Turgenjew's Romanen bei uns für die moderne russische Literatur entwickelt hat, ist wol anzunehmen, daß Henckel's vortreffliche Uebersetzung von Dostojewski's „Raskolnikow" weiteste Verbreitung gefunden habe. Trotzdem der vorliegende Roman „Erniedrigte und Beleidigte" (Nr. 1) eine der ersten Arbeiten, welche der Dichter nach seiner Heimkehr aus dem Exil im Kaukasus veröffentlichte, an literarischer Bedeutung wesentlich hinter „Raskolnikow" zurückstehen muß, ist er doch sowol als Dichtung an und für sich wie namentlich als Culturbild aus dem modernen Rußland werthvoll genug, um eine Uebertragung ins Deutsche ebenfalls als ein durchaus zeitgemäßes und beifallswürdiges Unternehmen erscheinen zu lassen. Für die Beurtheilung des Romans ist es dabei nicht ohne Bedeutung, sich der persönlichen Schicksale seines Verfassers zu erinnern — jener Schicksale, die zwar im Zarenreich wenig Außergewöhnliches haben, die aber nach unsern Begriffen als eine gar harte und seltsame Schule für einen fein besaiteten und tief empfindenden Dichter angesehen werden müssen. Dostojewski hatte nämlich als sechsundzwanzigjähriger Jüngling bald nach dem Erscheinen seines ersten, Aufsehen erregenden Romans „Arme Leute" das Unglück gehabt, in einen politischen Proceß verwickelt zu werden, der im Jahre 1849 mit seiner Verurtheilung zum Tode endete. Die Gnade des Kaisers wandelte diese Strafe in zehnjährige Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken um; eine Begnadigung übrigens, die bei der bekannten Art jener Zwangsarbeiten einer Strafverschärfung bedenklich ähnlich sieht. Vier volle Jahre mußte der unglückliche Dichter wirklich in jenen schrecklichen Gruben zubringen, und ein Wunder war es, daß er diese vier Jahre überstand. Dann erst folgte eine abermalige „Begnadigung" von echt russischer Art; das heißt: Dostojewski wurde als Gemeiner in die Kaukasusarmee gesteckt, um in diesem Dienst sieben weitere von den besten Jahren seines Daseins zu verlieren. Nur der eifrigen Verwendung eines ehemaligen Studiengenossen, des schon damals berühmten Generals Totleben, verdankte er es, daß man ihm endlich seine volle Freiheit und seine bürgerlichen Ehrenrechte wiedergab. Man mochte wol zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß von einem „Rebellen", dem man eine so ernsthafte und nachdrückliche Lection gegeben habe, nichts mehr zu befürchten sei; und in der That, Dostojewski war bis an sein Ende ein musterhafter Unterthan, und ließ sich es nie mehr beikommen, an der Verfassung des heiligen russischen Reichs rütteln zu wollen. Niemand aber durfte erwarten, daß jene fürchterlichen elf Jahre ohne Einfluß auf die Entwickelung seines Gemüthslebens und auf die Eigenart seines Talents geblieben seien, und die petersburger Luft, in welcher er den Rest seines Lebens verbrachte, war auch sehr wenig danach angethan, das Pflänzchen des Humors, welches in der Finsterniß der sibirischen Bergwerke und in der steinernen Wildniß des Kaukasus kläglich verdorrt war, von neuem aufblühen zu lassen. Dostojewski's spätere Werke, die ihn bald in die erste Reihe der zeitgenössischen Romanciers slawischer Zunge stellten, athmen durchweg etwas von dem verstohlenen Ingrimm des geknebelten Gefangenen, von der tiefen, hoffnungslosen Schwermuth des lebendig Begrabenen, so meisterlich er es auch verstanden hat, auf das düstere Grau dieser Grundstimmung manches packende Gemälde von energischen und kraftvollen Farben zu zaubern. Auch daß er bedauerlicherweise in seinen letzten Romanen immer mehr einer religiös-mystischen Richtung zutrieb, ist wol allein als eine Nachwirkung jener grausamen Prüfungszeit anzusehen, und da sich bei einer Vergleichung mit seinen vor der Verurtheilung geschriebenen Erstlingsarbeiten nirgends auch nur ein schwacher Anhalt dafür ergibt, daß die schmachvolle Gefangenschaft irgendeine Seite seiner Begabung zu höherer Entwickelung und Reife gebracht habe, läßt sich hier wie in so vielen andern Fällen die Behauptung aussprechen, daß die drakonische russische Justiz, der schon so viele der edelsten Geister des Landes zum Opfer gefallen sind, auch in Dostojewski einem der reichsten und glänzendsten dichterischen Talente mitten in seiner herrlichen und vielversprechenden Entfaltung eine Wunde beigebracht habe, von der es niemals wieder zu voller Gesundheit und Lebensfrische genesen konnte.

Der Roman „Erniedrigte und Beleidigte" (im Original „Unishennyje i Oskorbljónnyje") läßt die natürliche Veranlagung des Dichters für feine psychologische Beobachtungen und unerschöpflichen Reichthum der poetischen Erfindung auf das klarste hervortreten. Er ist in vielen

Abschnitten von einer geradezu meisterlichen Ausführung, und der düstere Grundton, auf welchen alles abgestimmt ist, wirkt zwar gegen den Schluß hin tief erschütternd, aber nicht abstoßend, da die Schilderung, welche Dostojewski von den gesellschaftlichen Zuständen seines unglücklichen Vaterlandes entwirft, leider nur zu sehr der Wahrheit entspricht.

Freilich für die Erlernung der rein technischen Aeußerlichkeiten seiner schwierigen Kunst hatte der Dichter die beste Zeit verloren, und es kann nicht verschwiegen werden, daß der Form seiner Romane infolge dessen vielfach etwas Unfertiges und Unausgereiftes anhaftet. Die subtile psychologische Kleinmalerei, die wir an der einen Stelle aufrichtig bewundern, verliert sich an mancher andern in Weitschweifigkeit und ermüdende Redseligkeit, und nicht immer weiß Dostojewski die Gebilde seiner Phantasie mit genügender Energie auf ihre Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit hin zu untersuchen. Der Uebersetzer hat sich bemüht, dem erstern Fehler durch einige Kürzungen abzuhelfen: ein Verfahren, das vielleicht aus Gründen der Pietät nicht durchaus zu billigen, und das jedenfalls nicht zur Nachahmung zu empfehlen ist; da aber die ganze Uebertragung mit sehr viel Geschmack, Sorgfalt und deutlich zu Tage tretender Liebe für das Original ausgeführt ist, so darf man wol das Vertrauen hegen, daß den vom Bearbeiter beliebten Strichen keine bemerkenswerthe Schönheit des Werks zum Opfer gefallen ist.

Die Lektüre des trefflichen Romans wird jedenfalls bei jedem deutschen Leser ebenso viel Bewunderung wie Mitleid erwecken: Bewunderung für die Kraft und Lebensfähigkeit eines Talents, das sich selbst unter den Keulenschlägen russischen Strafverfahrens noch zu solcher Bedeutsamkeit zu entfalten vermochte, und inniges Mitleid für die unendlich große Zahl der „Erniedrigten und Beleidigten" im weiten Zarenreiche.

Wie grundverschieden von diesem melancholischen Gemälde eines hoffnungslosen Pessimismus ist das liebenswürdige, sonnige Bildchen, das uns Anatole France, einer der jüngsten und gleichzeitig einer der talentvollsten unter den heutigen französischen Romanciers, in seinem Roman „Sylvester Bonnard und sein Verbrechen" (Nr. 2) mit lächelndem Antlitz vorweist. Der Roman erhielt gleich nach seinem Erscheinen den ersten Preis der Französischen Akademie, und wahrlich, wenn man sich von einer solchen Auszeichnung nur irgendwelche aufmunternde und anfeuernde Wirkung versprechen darf, so war sie hier am Platz. Nicht etwa daß man es in „Sylvester Bonnard" mit einem vollendeten Meisterwerk zu thun hätte: das ganze Buch ist in seiner prächtigen Anspruchslosigkeit vielmehr ein einziger eindringlicher Protest gegen jeden Versuch einer Beurtheilung mit großem kritischen Apparat; aber gerade die liebenswürdige Sorglosigkeit, mit welcher sich der Verfasser über die strengen technischen Regeln hinwegsetzt, die Bereitwilligkeit, mit welcher er zu Gunsten irgendeines anmuthigen kleinen Charakterzuges, einer geistreichen Plauderei oder auch nur eines artigen Einfalles auf die größern Wirkungen einer spannenden Handlung und aufregender Situationen verzichtet hat, macht sein Buch zu einer so angenehmen, fesselnden und anregenden Lektüre. Die Charakteristik des alten Gelehrten, des Mitgliedes der Akademie, dem die ganze Erzählung in den Mund gelegt wird, ist an sich schon ein Cabinetsstückchen, und alle unsere Romanschriftsteller und Lustspieldichter, die es nachgerade fertig gebracht haben, aus dem deutschen Professor in der Belletristik einen kläglichen Hanswurst zu machen, sollten bei dem jugendlichen Bibliothekar des französischen Senats ein wenig in die Schule gehen. Einzelne Figuren des Romans, wie die heirathslustige Pensionsvorsteherin Mlle. Prévère und Sylvester Bonnard's alte Haushälterin, sind mit wahrhaft Dickens'schem Humor gezeichnet, und die eingestreuten Bemerkungen über die verschiedensten Zweige der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens machen dem Mitgliede der Akademie, welchem sie in den Mund gelegt werden, sowol in Bezug auf ihre Wissenschaftlichkeit als auf ihre geistvolle Originalität alle Ehre.

Und die Fehler des Romans? Ich sagte schon, daß es ein Unrecht wäre, die Erzählung des alten Sylvester Bonnard auf die Regelmäßigkeit und die akademische Stilgerechtigkeit ihres Aufbaues zu prüfen. Das Schwergewicht ihres Werths liegt sicherlich nicht auf dieser Seite, und da der Preis der Akademie nur ein Aufmunterungspreis war, so ist es gewiß kein Angriff auf das Verdict dieser illustren Jury, wenn ich der Ansicht Ausdruck gebe, daß dem Romanschriftsteller Anatole France nach dieser Richtung hin noch gar vieles zu lernen bleibt. Dem Tagebuch des alten Bonnard, hinter den er sich diesmal gesteckt hat, können wir überdies ja so manche Schwäche verzeihen. Aber Monsieur France wird sich hoffentlich nicht wieder einer ähnlichen Deckung bedienen. Er hat es bei seiner Begabung wahrlich nicht nöthig. Der einzige Compositionsfehler, den der Beurtheiler nicht ungerügt lassen darf, ist das so überaus rechtzeitige Verschwinden des Notars Mouche, des etwas schablonenhaft gerathenen Bösewichts, welchen Anatole France in dem nämlichen Augenblick in die Versenkung gleiten läßt, in dem er einen unliebsamen Einfluß auf die Entwickelung der dürftigen Handlung nehmen müßte. Hier wird der erwartungsvollen Spannung des Lesers eine Nase gedreht, die er zwar im Hinblick auf die gute Unterhaltung, welche er bis dahin gefunden, lächelnd hinnehmen mag, die aber doch immerhin eine kleine Störung in den harmonischen Eindruck des Ganzen bringt. Die Uebertragung ist vortrefflich, wie in beinahe allen Uebersetzungen der Spemann'schen Collection.

Ueber die dritte unveränderte Auflage der deutschen Ausgabe von S. Schandorph's Erzählung „Ohne innern Halt" (Nr. 3) ist Neues ja selbstverständlich nicht zu sagen. Der Verfasser nimmt unter den jüngern dänischen Literaten eine hervorragende Stellung ein, wenngleich sein ohne Zweifel reiches und entwickelungsfähiges Talent in dem vorliegenden Werk noch keineswegs als vollkommen

ausgeglichen und ausgereift erscheinen will. Wenn der Erfolg des in vieler Hinsicht vortrefflichen Romans im Vaterlande des Dichters ein ungleich größerer war, als es uns durch seinen innern Werth erklärlich scheinen will, so ist dabei jedenfalls in Betracht zu ziehen, daß viele der vorangeführten Gestalten und Verhältnisse, namentlich aber der Typus, welchen Schandorph in dem „Helden" gezeichnet hat, uns Deutschen ziemlich fremd, wenn nicht ganz unverständlich sind. Trotz dieser Ausstellungen, welche zum Theil keineswegs als Vorwürfe gegen den Verfasser gelten können, wäre dem Buch von Herzen eine weite Verbreitung in der Leserwelt zu wünschen, denn Schandorph gehört ohne Zweifel in die erste Reihe jener nordischen Realisten, die statt des Kloakendufts der Herren Zola und Genossen, der französischen Realisten und Naturalisten, einen frischen Hauch gesunder Nordlandluft in unsere eigene schwächliche Romanliteratur zu tragen vermöchten, wenn ihnen unser Publikum endlich einmal eine gleich liebevolle Beachtung schenken wollte als jenen. Auch hier läßt sich über die Uebersetzung nur Lobendes sagen, wie überhaupt der wackere Ziegeler einer jener leider sehr dünn gesäten Uebersetzer ist, die uns die Kenntniß und das Verständniß der bewundernswürdig reichen nordischen Literatur mit Geschmack und schriftstellerischer Feinfühligkeit zu vermitteln wissen.

Reinhold Ortmann.

Das Testament eines Dichterphilosophen.

Die Harfe von Discatherine. Bekenntnisse eines Dichterphilosophen. Von Alexander Jung. Ein Seitenstück zu des Verfassers Roman „Rosmarin". Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 10 M.

Alexander Jung hat das Erscheinen seines letzten und wie er hoffte bedeutendsten Werks, dem er die letzten fünf Jahre seines Lebens unter schweren körperlichen Leiden, aber mit bewundernswerther Geistesfrische gewidmet hat, nicht mehr erlebt. Am 20. August 1884 starb er, fünfundachtzig Jahre alt; sein Sohn hat das uns vorliegende Buch herausgegeben und hofft in seinem Vorwort, „daß die Stimme eines Veteranen der deutschen Literatur, der in diesem seinem Vermächtniß an die Nation sein letztes Wort gesprochen hat, nicht verhallen möge in einer Generation, welche die wahren Güter des Lebens, wie es nicht anders sein kann, vielfach auf andern Wegen sucht als auf denjenigen, welche der Harfner von Discatherine gewandelt ist".

Ob diese Hoffnung in Erfüllung gehen wird? Zu wünschen wäre es dem durch und durch geistreichen, originellen und von einer wunderbaren Idealität getragenen Buche. Aber wir fürchten in der That, die jetzige Generation — die dritte, welche Alexander Jung erstehen sah, der noch die Romantik mit erlebt hat, der im Mannesalter stand, als Goethe starb, der von Tieck (gest. 1853) sprach wie von einem eben geschiedenen Bekannten — und wie viel liegt für uns Jetzigen zwischen Tieck und unserer Zeit! Wir fürchten, unsere Generation werde seine Stimme kaum mehr hören wollen, und wenn das, sie kaum mehr recht verstehen und würdigen können. Jung hat sich selbst keiner Täuschung darüber hingegeben, wie aus einem Briefe an mich hervorgeht, von dem ich mich nicht enthalten kann, etliche Worte herzusetzen. Ich bemerke zu denselben nur, daß Jung in seinem Alter allen seinen Werken so gegenüberstand wie fremden Werken, und daß die überschwenglich begeisterte Anerkennung, die er so gern als Kritiker andern zollte, stets auch aus der Beurtheilung seiner eigenen Werke herausklingt. Es ist also nicht Poeteneitelkeit, wenn er schreibt: um Anklang bei Verleger und Publikum zu finden, „müßte meine Harfe von Discatherine in einem weniger großartigen Stil, ärmer an Ideen, auch nur Gedanken, matter an Phantasie abgefaßt sein. Nun gar noch die Kühnheit der Erfindung, die ich mir herausgenommen habe, die Dreistigkeit, das Unwahrscheinlichste als das Gewisseste zu setzen, sodaß vielleicht auf jeder Blattseite der Dutzendleser sich an den Kopf faßt, um zu fühlen, ob er noch einen habe. O ich Thor, was habe ich der heutigen Durchschnittsintelligenz zugetraut! Man darf dreist behaupten, wagt man es im Fluge des Humors, schon um das ewige Einerlei, diesen Phrasenstaub von sich abzuschütteln, dieses öde Interesse fürs bloße Hinrathen, dieses jämmerliche Schönthun mit sich selbst und seinesgleichen im männlichen Geschlecht, wagt man es, da das Tragische, die Tragödie im grandiosesten Verlauf dennoch bald genug kommt, recht ausgelassen zu spaßen, recht selbstlos zu übertreiben, so riskirt man, Verleger und Publikum schütteln den Kopf und kommen darin überein: ist der Verfasser dieses wundersamen Products wirklich so selbstlos, so ohne alle Ostentation, so frei von Eitelkeit, um über sich selbst zu lachen? Und wiederum, wenn man wie ich in meiner «Harfe» ein Nachtstück aufrollt, daß man meinen sollte, jeder Leser von Seelenadel, Gefühl, Mitgefühl müßte sofort die Thränen nicht mehr unterdrücken können, wenn er die Episode läse «Ein starker Geist»; aber dem ist nicht so, dermaßen heruntergekommen, versteinert, vereist ist die heutige Generation."

Erst von der nächsten Generation erwartete Jung die volle Anerkennung; es ist aber für seinen fast kindlichen, vom praktischen Leben abgezogenen Idealismus bezeichnend, daß er nicht Worte genug findet, um den Segen zu preisen, den der leipziger Schriftstellerverband ausschütten werde: „ich sehe jetzt die feurigste Erhebung der deutschen Literatur zu neuen Bahnen, deren Sterne bereits aufgegangen sind und immer höher steigen". Er hätte diese Worte über

den Schriftstellerverband vielleicht wenigstens nicht drucken lassen, wenn er das letzte Jahr noch erlebt hätte.

Als ein Glied des Jungen Deutschlands wird Jung in den Literaturgeschichten hingestellt. Es ist das aber ganz unrichtig; er gehört, wenn man ihn irgendwo einreihen will, vermöge seiner Schreib- und seiner Denkart viel weiter zurück, in eine Klasse mit Jean Paul und Hamann. Solche Zusammenstellungen erläutern freilich nicht viel, zumal da die Heutigen Jean Paul und Hamann fast nicht mehr kennen. Man wird sich also vielleicht deutlicher ausdrücken, wenn man ihn nicht mit deutschen Schriftstellern vergleicht, die wir nicht mehr genauer kennen, sondern mit dem Amerikaner Ralph Waldo Emerson, den wir alle kennen.

Jung selbst protestirte übrigens gegen alle derartigen Vergleiche, und es sei mir in diesem Gedenkblatt für einen unserer reinsten und edelsten deutschen Schriftsteller, dem d. Bl. (Nr. 36 f. 1884) das Goethe'sche Wort mit Recht nachrühmten:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine —

es sei mir vergönnt, noch eine Stelle aus einem seiner Briefe an mich zu citiren. Beiläufig gesagt, war Jung auch darin ein Sohn vergangener Zeiten, daß er einen höchst umfassenden Briefwechsel führte, daß ihm Briefe zu schreiben und zu empfangen, wie dies in der guten alten Zeit so gehalten wurde, Lebensbedürfniß war, wie er denn auch einen großen Reichthum der interessantesten Briefe von allen möglichen berühmten Männern der letzten funfzig Jahre besaß. Möge dieser Briefwechsel nicht unbenutzt vermodern!

Ueber sich selbst also schreibt er: „Was einem Autor, wie es auf mich Anwendung leidet, in Büchern und zwar Literaturgeschichten, in Zeitschriften, Kritiken begegnen kann, das alles zu tragen, zu verwinden, dazu gehört etwas. Zuletzt überzeugt man sich, Oberflächlichkeit, etwa zufällige Erkundigungen, Nachschlagungen von Notizen, die auch wieder falsch berichtet worden sind, vor allem aber, damit wir das Ding beim rechten Namen nennen, Unwissenheit erklärt alles. Ich bin erstaunt, welch grenzenlose Unwissenheit in Angelegenheiten der Literatur ich oft bei sogenannten Literaten fand, bis ich mich daran gewöhnt habe. So habe ich es mir gefallen lassen müssen, daß man von mir drucken ließ, ich sei Hegelianer. Es ist wahr, ich halte Hegel für einen der größten Philosophen, namentlich in der Dialektik hat er in neuerer Zeit wol kaum einen seinesgleichen. Auch ich habe während meiner berliner Universitätszeit meine Hegel-Periode gehabt, ja ich darf wol sagen: meinen Hegel-Rausch. Welches Instrument der Musik, etwa Violine, Klavier und vor allem Harfe? ging mir damals über das Instrument der Hegel'schen Phänomenologie? Noch jetzt hat diese letztere unendliche Reize für mich schon als Sprache. Aber, auch ich bin weitergegangen. Selbst Schopenhauer, obwol er ebenfalls, auch im Stil, Unerhörtes zu leisten vermag, hat mir den Weg nie vertreten können, selbst Schelling nicht. Also, es ist eine gar misliche Sache mit dem Namengeben. Die Herren Literaturgeschichtschreiber und Recensenten sollten sich davor sehr in Acht nehmen. So werde ich in der Literaturgeschichte nicht selten mit J. G. Hamann, dem Magus aus Norden, verglichen, mit Jean Paul — allerdings einem meiner größten Lieblinge —, mit Bogumil Goltz; ich bin aber ein ganz anderes Naturell, eine auch wieder ganz andere Individualität als die Genannten, auch eine durchaus andere als die Amerikaner Parker, Emerson und der Engländer Carlyle. Also welche Uebereilung dort! Ich habe schon seinerzeit den reichbegabten, an Fruchtbarkeit wie schon an Bildung, an Ideenreichthum wie an Gemüth, an hinreißender Sprachgewalt wie an Erfindungsgeist unerschöpflichen Karl Gutzkow in meiner ersten Schrift «Ueber die neueste Literatur» (Hamburg, Hoffmann u. Campe) gegen Menzel's Angriffe vertheidigt; ich habe fast lebenslang mit Gutzkow Briefe ausgetauscht, habe ein Buch geschrieben: «Ueber Gutzkow's Ritter vom Geist», aber daraus folgt nicht, daß ich wie so viele Herren von der literarischen Unwissenschaft und Unwissenheit thaten und thun, daß ich zur Schule oder auch nur zum Vereine der jungen Literatur gehöre."

Wie sehr er damit recht hat, das beweist die Lebens- und Weltanschauung, welcher er in einer Reihe von Werken Ausdruck gegeben hat, zuletzt am schönsten in dem uns vorliegenden Buche; denn ich weiß keinen einzigen aus der Zahl der Männer, die zum Jungen Deutschland gehörten, welche in der Weise, wie Jung that, für das Christenthum und den christlichen Gottesbegriff eingetreten wären.

So ist denn auch seine „Harfe von Diseatherine", um noch einmal seine eigenen Worte zu gebrauchen, „von A bis Z eine Apotheose des christlichen Gottes", und zugleich die schneidigste Bekämpfung des Materialismus und Pessimismus. Seine Hülfstruppen in diesem Kampfe sind Plato, Goethe, Schiller, Jean Paul, Dante und Shakspeare; die Bibel und in ihr namentlich das Johannesevangelium nicht zu vergessen. Der Bekämpfung des Pessimismus hatte er schon früher den Roman „Darwin" (1873) gewidmet.

Eingekleidet hat Jung, was er über diese Dinge zu sagen hat, in die Form der Selbstbiographie, zu welcher er theils wirkliche Erlebnisse benutzt, theils Figuren und Ereignisse erfunden hat. Sie wird aber häufig unterbrochen durch geistvolle Abhandlungen in der Art seiner noch nicht genügend gewürdigten „Modernen Zustände" (Rostock 1880): über Dante, über Shakspeare's „Hamlet", über den Segen und das Heil des Humors, über den Ursprung des Uebels. Dazwischen finden sich Cabinetsstücke feiner Beobachtung, wie „Ein starker Geist", „Ein blasirtes Ungethüm", romantisch-humoristische Spaziergänge, wie „Ein Abstecher nach Spanien", und gewaltige Welt- und Himmelsgemälde, wie „Das Monstrefest".

Der Stil Jung's ist ein durchaus eigenartiger, wie in seinen frühern Werken, so in diesem. Nur einzelnes scheint bei ihm Manier geworden zu sein, wie das unzählige mal

wiederkehrende „noch dazu". So z. B.: „Wer das zu behaupten sich erfrecht, muß blind am Seelenauge genannt werden, noch dazu, er hat sich selbst geblendet." Oder: „Da liegt die Natur — wie erhaben in ihrem augenlosen Angesicht. Noch dazu, sie ist, wenigstens zu zeiten, eine Taubstumme, ihre Sprache, ihre Worte sind nur Zeichen, Bewegungen; noch dazu, sie ist eine blinde Taubstumme."

Vor allem ist es Jung um musikalischen Klang und Tonfall seines Stils zu thun. Zu diesem Zweck braucht er asyndetische Steigerungen und Zerlegungen eines Begriffs in seine einzelnen Bestandtheile, die manchmal an Fischart erinnern, die gewagtesten Superlative, die fremdesten Fremdwörter, die allerstärksten Ausdrücke. Daneben bildet er als echter Poet sich eigene Wörter in Menge mit einer oft bewundernswerthen sprachschöpferischen Kraft, von welchen nicht wenige verdienen, in den deutschen Sprachschatz aufgenommen zu werden. Wir führen einige dieser Wörter an: Auswürfling, Wimmelleben, Aufklärling, Witzbolderie, Genießerei, Herumgenießerei, Nichtssagenheit, Abenddieb („ein ordinärer Philister spricht zu seinen Abenddieben, die wie er allabendlich in der Kneipe sitzen"); übermeerisch, mannhaftlos, unalterig, unthunlich („Adelaide war sehr lebhaft, unthunlich und doch wieder zurückhaltend"), strauchig („Haarputz strauchig"), verschlagsam („Nutzholz, welches schneller und verschlagsamer die jungen Köpfe heizt"); etwas anteufeln, sich zerhaben, einen entaffen, etwas erpacken, einängstigen, ausnüchtern.

Von Jung's Begriffszerlegungen und Steigerungen geben folgende Stellen ein Beispiel:

Diese ganz unerwarteten Zischlaute, die man nur den Slawen zutrauen sollte, diese Fremdlinge, gastfrei aufgenommen aus allen Windrosen, Zonen der Seefahrt, sogar Weltumsegelung, aus allen Völkern der Erde, aus dem Angelsächsischen, Deutschen, Lateinischen, Französischen, West- und Ostindien, erklingen in der Sprache der Briten. Selbst der Kanonendonner ihrer Seemacht, die Zwölf-, Achtzehn-, Vierundzwanzig-, Achtundvierzigpfünder ihrer Kriegsschiffe, auf deren Erz, damit auch das Auge sich orientire, der königliche Namenszug mit darüber schwebender Krone, eingeprägt, eingeätzt ist, brüllt in unser Ohr aus der englischen Sprache.

Oder: „Hier im Herzen gräbt es! Hier im Herzen hämmert, schlägt es, bricht es wie noch nie!"; „Ich sprang in die Höhe, lief die Stube auf und ab, warf mich wieder auf den Schemel, las, während mir die Thränen aus den Augen stürzten, die Seite hinunter, stürmte aufs neue durch das Zimmer, frohlockte laut, jubelte, jauchzte."

Ganz im Stil Jean Paul's sind Schilderungen wie die des Gastmahls oder des Engländers und viele andern. Doch ist zu fürchten, daß man solche Feinheiten und Eigenheiten des Humors heutzutage bei Jung so wenig würdigen wird wie bei Jean Paul. Wir geben nur ein paar Sätze aus der Schilderung des Gastmahls:

Eine Rehkeule? Nein, ein ganzes Reh wurde aufgetragen, offenbar eins der größten Thiergestirne am Himmel und Zodiakus dieses Gastmahls. Auch umkreisten es wieder viele Trabanten von Beisätzen, und zwar ihm zunächst, sodann in weit und weitern concentrischen Kreisen, einige sogar in centrifugaler Richtung, als wären es im Abfall begriffene Geister. Hier jedoch hörte all meine Kenntniß der Astronomie auf. Ich war noch ganz unschlüssig, ob ich an meine nächste Noth oder an die sinnvolle Servirung, sozusagen an die erhabene, kosmische Ordnung dieses Festtisches, dieser von immer neuem Confect und neuem Marcipan auffunkelnden Sternenwelt denken sollte. ... Jetzt aber trat auch der Vetter drüben, ohnehin mit seinem wohlgenährten Vollmondsgesicht, also wieder in sein volles Licht. Bei mir als Erdbewohner konnte das allerdings eine totale Mondfinsterniß herbeiführen.

Die Form des Buchs, das zeigen diese wenigen Proben, bringt eine gewisse Weitläufigkeit und Umständlichkeit mit sich, die in unserer Zeit um so weniger auf die Geduld des Lesers wird rechnen dürfen, als den Heutigen das Ohr für die musikalischen Feinheiten des Stils fehlt. Dazu kommt, daß Jung hier so wenig wie in einem andern seiner Romane seinen Figuren volle Lebenswahrheit zu geben vermocht hat, daß also die Einkleidung in Romanform der Aufnahme des Buchs eher hinderlich als förderlich ist. Und das ist sehr zu bedauern. Wer ein in Romanform geschriebenes Buch zur Hand nimmt, sucht und findet ja in der Regel leichte Lektüre; hier sind wichtige Probleme des religiösen, philosophischen und künstlerischen Lebens behandelt, und zwar immer originell und geistvoll. Wer aber sucht in einem solchen Buch eine tiefe religionsphilosophische Abhandlung wie „der Ursprung des Uebels"! Der Verfasser selbst sagt, daß ihm dieser Abschnitt als das Hauptstück seines Buches gelte. Sein Resultat ist kurz: das Ursein, Gott, kann gar keinen Zusammenhang mit dem Uebel haben, daher auch für keins verantwortlich sein; es geht von ihm nur Gutes aus. Vielmehr ist die Unfreiheit der frei geschaffenen, dann abgefallenen Intelligenz der Ursprung des Uebels.

Aber freilich, Jung hat eben ganz andere Anschauungen von dem, was ein Roman sein soll, und gibt dem treffend Ausdruck, wenn er sagt:

Was soll ich mit dieser ewigen Jagd auf das Pikante, mit dieser Hetze auf Wild, mit diesen Heirathungen und Ehescheidungen, mit diesen Täuschungen in der Freundschaft, Zerwürfnissen unter leiblichen Verwandten? Wer vom Leben nicht mehr will als das, den bedauere ich. Wer noch nicht eingesehen hat, daß all diese Vorgänge, Ueberraschungen nur Lapalien sind, daß es auf Erden und im Himmel ganz andere Mysterien gibt, nach deren Eröffnung und Gehalt alle Bessern dürsten, lechzen, dessen Buch schlage ich noch heute zu, um es nie wieder zu lesen.

Ja eben weil man von einem Roman etwas ganz anderes will, als was Jung bietet, deshalb hat er sich selbst die Wirkungen, die von ihm ausgehen konnten, erschwert, als er immer wieder zur Romanform griff, als er seine Goldkörner in bändereichen Romanen vergrub, statt sie sichtbar mit raschem und kurzem Wurf auszustreuen. Wer aber zu jenen gehört, von denen er in der angeführten Stelle spricht, der wird gern durch mancherlei sonderbares Gestrüpp dieses Buchs hindurchdringen und sich belohnt finden durch den Reichthum an Gedanken, durch viel geistvoll Gedachtes und Erdachtes, durch den Schwung eines in seinem Gott und seinem Idealismus

unerschütterlich festen Charakters, von dessen Idealismus einem nicht ganz hartgesottenen Leser sich gewiß etwas mittheilen wird. Was der Verfasser für sein Buch in Anspruch nimmt, wenn er sagt: sein Buch sei dem Idealen, dem, was rein und heilig ist, gewidmet und von beidem erfüllt, dafür zeugt jede Seite. Und wenn er hinzufügt, bei einem Buche, das vor den Pforten der Ewigkeit geschrieben wird, frage man überhaupt nicht mehr danach, was Menschen zu diesem oder jenem sagen werden, so möchten wir doch durch das, was wir über das Buch gesagt haben, die ideale Persönlichkeit des nun in jene Pforten eingegangenen Dichterphilosophen den edeln Geistern unter dem deutschen Volke nachhaltig ins Gedächniß rufen.

Richard Weitbrecht.

Neue Blüten der Lyrik.

Gedichte von Reinhold Fuchs. (1878—1885.) Dresden-Striesen, Heinze. 1885. 8. 3 M.

Dieser noch ziemlich jugendliche Dichter, dessen lyrische Erzeugnisse erst seit einigen Jahren hier und da in der Tagesliteratur aufzutauchen begonnen haben, unterscheidet sich wesentlich von den meisten neuerdings in d. Bl. besprochenen Poeten. Während wir sonst einige Mühe hatten, in den gebundenen Blumensträußen besonders schöne duftige Blüten und Knospen zu entdecken und auszuwählen, und dem Leser oder der verständnißvollen freundlichen Leserin eins oder das andere dieser holden Blümlein zur Erinnerung darzureichen, sind wir diesmal in Verlegenheit gewesen, nicht weil wir nichts Gutes zur Auswahl gefunden hätten, sondern weil die Gedichte dieses Reineke — wollten wir sagen Reinhold — Fuchs nur Gutes enthalten: es war die Verlegenheit des Reichthums — embarras de richesse — und Wahl macht Qual! Wir hätten nun gern einmal den entgegengesetzten Weg, das umgekehrte Verfahren gewählt und einige recht fade, stachelige, abschreckende, übelriechende Gewächse oder einige giftige Pflanzen gepflückt, einestheils zur Unterhaltung des Lesers und zum Entsetzen der Leserin, anderntheils zum Verdruß und gleichzeitig zur Belehrung des Dichters, aber — unser Fuchs hat uns diesen Gefallen nicht gethan, hat unsere böse Absicht von vornherein vereitelt, alles Unkraut ausgemerzt und die vollen, süßen, reifen Trauben, wie nur zum Zugreifen, mundgerecht nahegerückt. Nun, unsere Schuld ist es gewiß nicht, wenn wir dieses mal wenig oder so gut wie nichts zu tadeln finden. Wir haben das Buch vor- und rückwärts wieder und wieder gelesen: es ist eine gediegene Sammlung voll schöner, gedankenreicher, durchdachter, tiefempfundener und im ganzen recht formvollendeter Herzens- und Seelenergüsse. Vor allem ist es dem Dichter gelungen, sich frühzeitig auf den Standpunkt einer geistigen Reife der Weltanschauung emporzuschwingen, bis zu welchem die weitaus große Mehrzahl der Musensöhne sich erst im reifern Mannesalter oder im Greisenalter oder überhaupt nie zu erheben vermag. Wir dürfen deshalb auch die Hoffnung hegen, daß wir es hier niemals mit einem Vieldichter oder gar Vielschreiber zu thun bekommen werden, denn Fuchs verachtet das Jagen nach dem schnöden Mammon und wird sich schwerlich jemals dazu hergeben, nur behufs Gelderwerb zu schreiben und zu dichten, sondern er wird sicherlich allermindestens danach trachten, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, oder sagen wir lieber: das zu des Lebens und Leibes Erhaltung Erforderliche mit den Grundsätzen sittlicher Ueberzeugungstreue in ein richtiges Verhältniß zu bringen. Deshalb singt Fuchs auch in seinem „Prolog“:

Wer du auch seist, der zögernd in die Hand
Dies Buch du nimmst in einer müßigen Stunde. . . .
— — — — — — — — — — — —
Wer du auch seist — ist je dein Herz entglommen
Am Strahl der Schönheit, sei als Freund willkommen!
— — — — — — — — — — — —
Und jene Krämerseelen still verachten,
Die Tag und Nacht dem Mammon Tempel baun,
Die gern die Welt zur Actienbörse machten.

Ferner im Gedicht „Glück“:

Nie hab' ich noch — bei Gott! — beneidet euer Los,
Ihr, denen Berge Golds das Schicksal in den Schos
Geworfen, große Herrn und hochgeborne Damen!
Nicht einen Seufzer gilt mir all der leere Tand:
Carrossen und Palais und Stern und Ordensband
Und Wappen und erlauchte Namen!

Sodann wünscht er (Prolog):

Daß nicht wir fürder achtlos, fremd und kühl
Vorüber an des Elends Hütten schreiten;
Daß ohne Haß die Feinde wir bestehen
Und selbst im Sünder noch den Bruder sehen. . . .

Alles dies ist gewiß sehr schön und ideal gedacht, nur scheitert leider solche Denkweise in ihrer praktischen Bethätigung fast durchgehends am — Unverstand des Lebens. Sodann kann man dem Verfasser zurufen: Wohl Ihnen, wenn Sie nicht nöthig haben, nach den in jenem angeführten Vers vom „Glück“ bezeichneten, leider etwas hochhängenden Glücksgütern begehrlich zu blicken! Sonst vermöchten Sie sich vielleicht durch „Spielmannsweisen“ oder als „Fahrender Schüler“ oder als „Landsknecht“ bei „der schönen Schenkin“ einigermaßen über des irdischen Daseins Prosa hinwegzusetzen, vorausgesetzt daß Sie dabei immer genug zu beißen und zu brechen besäßen. Doch selbst bei Ihrer fangeskundigen und gesangsverschönten Lebenswanderung würden Sie bald in Widerspruch mit den gesellschaftlichen Einrichtungen und Verhältnissen gerathen, wenn das nicht der Fall sein sollte. Und noch mehr, Sie würden sogar sehr bald in Widerspruch mit sich selbst — trotz aller

Sangesfreudigkeit — gerathen, wenn Ihnen das Sonnenlicht der Anerkennung durch die düstern Wolken der Kaltherzigkeit und Gleichgültigkeit, ja des Neides und der Misgunst Ihrer sündhaften Menschenbrüder verhüllt bliebe. Denn nur in dem Falle wird die Schaffensfreudigkeit und mit ihr die Lebensfreudigkeit dem Dichterherzen erhalten bleiben, wenn die Liedersaat, die es ausgestreut, auf günstigen Boden gefallen und, wohlgezeitigt von warmem Sonnenschein und ersprießlichen Witterungsverhältnissen, in den Herzen und Gemüthern und auf dem Zeitungspapier aufgegangen und fortgediehen ist. Andernfalls aber kann der Dichter nur kaltblütig, wiewol schmerzlich enttäuscht, seine Harfe hernehmen und an einer Marmorsäule entzweischlagen. Selbst der geistig souveräne Standpunkt, welcher in den beiden Sonetten*) „Weltbürgerthum" und „Das Höchste" recht schön dargethan ist, wird in solch trüber, leider nur zu häufig wiederkehrender Lebensfügung nicht völlig ausreichend sich erweisen, über die Alltäglichkeit hinwegzuhelfen.

Wir erwähnen aus dem schön ausgestatteten Buche — Adolf Friedrich Graf von Schack, dem dasselbe zugeeiguet ist, wird zweifellos Freude daran haben — als Gedichte, welche besonders gefallen werden: „Sommerlied", recht sinnig; „Der fahrende Schüler", „Die schöne Schenkin", „Spielmannsweisen", fesch und frisch; „Gesang der Deutschen in Oesterreich" (preisgekrönt in Wien), schwungvoll deutschpatriotisch; „Waldlieder", vorzüglich V, „Im Holzschlag", originell und trefflich im Ausdruck; „Das Glück", hochgesinnt; „Zweifel", neckisch; „Flüchtige Begegnung", sehr nett. Den „Kometen von 1881" besingt Fuchs mit:

Einsamer Wandrer in den Aetherbahnen,
Als meinen Bruder grüß' ich dich!

Er hat den Gedanken keineswegs schlecht durchgeführt, aber es gehört auch ein gut Stück Phantasie dazu, sich in diese Brüderschaft mit dem himmlischen Wanderer hineinzufühlen und hineinzudenken. Die verschiedenen Liebeslieder: „Die Verlassene", „Eveline", namentlich die von „Dolores", sind tief empfunden, überaus rührend die Erinnerungen an „Maria".

Die zweite Abtheilung der Sammlung („Das Wanderbuch") enthält unter „Chiemseelieder", „Hochlandsfahrten", „Vom Gestade des Lac Leman", „Aus der Heide" allerliebste Zeichnungen und Aquarellmalereien, welche durchaus anziehend, abwechselungsreich, kühnen Gedankenflugs („Gesang der Stürme") sind.

Von der dritten Abtheilung („Bilder und Gestalten") erinnert „Fred Wilkins" an die Hauptepisode in dem von uns in Nr. 13 d. Bl. f. 1885 besprochenen „Sang aus dem Westen, Martin der Maschinenführer". Haben beide Dichter hier ein wirkliches Begebniß zu Grunde gelegt? Daher bei Fuchs vielleicht der Name Wilkins? „Haben wir recht, Sir?" Die „Fahrt nach Udstör", eine wohlabgerundete Ballade, bezeichnen wir als einen Lurleisang. „Die Braut des Deportirten" ist ein kleines episches Gedicht von einfacher Gestaltung, aber tiefer Lebenswahrheit, welches niemand ohne Rührung lesen wird.

Wir fassen unser Urtheil folgendermaßen zusammen. Reinhold Fuchs ist ein Dichter von höchster Begabung, welcher, wenn er fortfährt, seine Gedichte in so sorgfältiger Auswahl und richtiger Selbstschätzung erscheinen zu lassen, sich bald einen Namen von gutem Klang erringen wird. Hier und da sind noch metrische Formverstöße und sonstige kleine Schwächen vorhanden, welche er mit Leichtigkeit hätte vermeiden können. Wenn Fuchs dies zukünftig thut, nicht meint, die Menge muß es bringen, und fortfährt, das Urtheil der Menge zu verachten, wie der Dichter von Gottes Gnaden es thun soll, so wird er einst mit Dichtwerken glänzen, die dem Hausschatz unsers Volks angehören werden.

Hans Minckwitz.

*) In den Sonetten hat Fuchs auch männliche Reime angewandt; sodann ist die Reimfügung und Reimverschlingung der letzten sechs Verszeilen mangelhaft: das ist schade, und wir empfehlen ihm dringend, diese Formfehler künftig zu vermeiden.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Die Einheit der Naturkräfte. Ein Beitrag zur Naturphilosophie von Angelo Secchi. Autorisirte Uebersetzung von L. R. Schulze. Mit 61 in den Text gedruckten Holzschnitten. Zweite revidirte Auflage. Leipzig, Frohberg. 1885. Gr. 8. 12 M.

Wie kommt ein Astronom dazu, sich mit den Grundlagen der Physik zu beschäftigen? Wer den geistvollen Leiter der Sternwarte Roms persönlich kennen gelernt, wer sein sprühendes Auge gesehen und sein energisches Wesen betrachtet hat, der wird antworten, daß ein solcher Mann sich nicht darauf beschränken konnte, nach dem Gesetze der universalen Schwerkraft die Planeten- und Sternläufe jahraus jahrein zu berechnen, sondern daß ihn auch die Physik des Himmels nach allen ihren Seiten und in allen ihren Theilen mächtig anziehen mußte. In der That war dies in hohem Maße der Fall. Die physikalischen Gesetze für die Himmelskörper sind aber keine andern als jene der allgemeinen Naturlehre. Konnte daher ein Secchi ruhig an seinen astronomischen Beobachtungsrohren und beim Rechentische bleiben, während durch Robert Mayer, P. Joule, Clausius, Hirn u. a. m. die mechanische Wärmetheorie aufgestellt und begründet wurde, was weiter zur Erkenntniß des allgemeinsten Gesetzes der Natur, des Gesetzes von der Erhaltung der Energie führte? War zu erwarten, daß Secchi, der im philosophischen Denken und in allen physikalischen Disciplinen so heimisch war, nicht auch seine Stimme bei der Reform,

welche die neuere Physik auf Grund der Thermodynamik durchmachte, werde hören lassen? Und wie gern vernimmt man diesen gründlichen Forscher, gleichviel ob man mit seinen Ansichten durchweg einverstanden, oder hier und da anderer Meinung über die letzte Ursache von Stoff und Kraft sein mag.

Als das italienische Original des uns vorliegenden Werks vor etwas mehr als zwei Jahrzehnten erschien (1864), zeigte sich bald durch dessen raschen Absatz, welch regen Antheil das Publikum an dem vom Verfasser behandelten Thema nahm. Seitdem ist das Buch wiederholt in italienischer und französischer Sprache aufgelegt worden. L. R. Schulze hat das Verdienst, dieses inhaltreiche und wichtige Werk schon nahezu vor einem Decennium (1876) mittels einer sehr guten Uebertragung in Deutschland eingeführt zu haben. Nunmehr begrüßen wir die zweite Auflage dieser deutschen Uebersetzung. Mittlerweile ist Secchi der gelehrten Welt durch den Tod entrissen worden, und der deutsche Uebersetzer, welcher früher mit dem berühmten Verfasser von „L'unità delle forze fisiche" in Correspondenz gestanden, blieb diesmal bei Stellen, die etwa einer Aufklärung oder einer Abänderung bedurften, auf die eigene Auslegung angewiesen. Diese hat er denn auch mit Sachkenntniß und Pietät wacker geübt und durch zweckmäßige Anmerkungen das ergänzt, was die neue Zeit seit der vorigen Auflage der deutschen Uebersetzung in Hinsicht auf die einschlagenden Themen Wichtiges gebracht hat.

Das Buch Secchi's läßt sich in Kürze als eine ernste und dabei doch auch für weitere Leserkreise berechnete Darstellung der Grundlehren der modernen Physik charakterisiren. Zugleich ist der Verfasser durchweg bemüht darzuthun, daß alle physikalischen Erscheinungen und Naturkräfte sich aus den allgemeinen Bewegungsgesetzen der schweren Materie und eines als nicht schwer angenommenen Weltäthers ableiten lassen. Die Bewegung der Materie und des Aethers kann sowol eine rotirende als auch eine fortschreitende sein. Dabei ist sie, wie die Materie selbst, unzerstörbar und unvernichtbar, woraus das Gesetz von der Erhaltung der Energie resultirt. Alle Naturerscheinungen ergeben sich dann als Umwandlungsformen der nicht zerstörbaren Energien, derart, daß alle Naturkräfte sich nur als Transformationen einer einzigen unvernichtbaren Naturkraft annehmen lassen.

Sowie der Neubau unserer heutigen Naturlehre von der modernen Wärmemechanik ausging, so beginnt auch Secchi seine Entwickelungen über die Einheit der Naturkräfte mit dem Vortrag über die Thermodynamik. Daran schließt sich die Lehre von der Strahlung, womit der erste Theil des Werks abschließt.

Der zweite Band behandelt die Elektricität, den Magnetismus, die Atomistik, Molecularanziehung und chemische Affinität, ferner die allgemeine Massenanziehung und endlich die organischen Thätigkeiten. Es ist allerdings wahr, daß die Lektüre dieses die Fundamente der Physik erörternden Buchs die ganze Aufmerksamkeit und Denkkraft des Lesers herausfordert, aber man muß auch dankbar hinzufügen, daß durch klaren und deutlichen Vortrag des Gegenstandes sowie durch vortreffliche Uebersichten und Schlußbetrachtungen der Hauptkapitel das Möglichste dafür gethan wird, auch dem Nichtfachmann, wenn er nur allgemeine Bildung besitzt und mit Lust, Liebe und Ernst an das Lesen dieses Werks geht, ein gutes Bild von dem gegenwärtigen Zustande der Physik zu geben. Bedarf es noch mehr, um das vorzügliche Buch auch für das größere Publikum bestens zu empfehlen?

2. Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie von J. H. von Mädler. Achte Auflage. Vermehrt und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend umgearbeitet von Hermann J. Klein. Nebst einem Atlas, astronomische Tafeln, Abbildungen und Sternkarten enthaltend. Straßburg, Schultz u. Comp. 1885. Gr. 8. 12 M.

Es fehlt nicht viel zu einem halben Jahrhundert, seit dieses wohlbekannte und beliebte Buch das erste mal vor dem Publikum unter dem einfachen Titel „Populäre Astronomie" (Berlin 1841) erschien. Die Grundlage des gemeinfaßlichen Werks bildeten die Vorlesungen über Himmelskunde, welche H. von Mädler zu Berlin durch mehrere Jahre um jene Zeit gehalten hatte. Es war dem berühmten Verfasser das Glück beschieden, sein Werk bis einschließlich zur sechsten Auflage selbst fortzuführen (1866). Die siebente Auflage (1878) besorgte Klinkerfues, nachdem Mädler 1874 gestorben war. Da durch das Hinscheiden des ebengenannten Bearbeiters das Buch abermals verwaist war, so nahm sich jetzt H. J. Klein desselben mit Pietät und Sachkenntniß an, sodaß auch die achte Auflage dem guten Ruf dieser gemeinfaßlich gehaltenen Sternkunde entspricht.

Mit Recht verhielt sich der jetzige Bearbeiter dieser populären Astronomie, wo es nur immer möglich war, conservativ, so z. B. bei Mädler's Anschauung über den Bau unsers Fixsternsystems, über die Centralsonne u. dgl. m. Obwol der Bearbeiter, wie sehr viele Astronomen, über dieses Thema anders als Mädler denkt, ließ er die Hypothese des letztern hier dennoch bestehen, weil seit dem Tode des Verfassers keine neuen gewichtigen Gegengründe in Bezug auf dessen Centralsonne vorgebracht worden sind. Dagegen hat Klein mit Sorgfalt alles Alte weggeschafft, was mit den astronomischen Forschungen der Neuzeit in Widerspruch steht, und andererseits hierher passende Ergebnisse aus der neuern Sternkunde aufgenommen. In dieser Hinsicht nennen wir besonders das Schaltkapitel über die Sternschnuppen sowie die vielen Veränderungen des Textes über die Sonne und die Kometen. Zu großem Danke sind die Freunde dieses Buchs dem dermaligen Bearbeiter auch für die neuen, von ihm gezeichneten Sternkarten verpflichtet, nachdem die alten, wegen der Verschiebung des Aequinoctiums, aufgegeben werden mußten.

So mannichfaltig und zahlreich auch die Wandlungen am Stoffe dieses Buchs während der acht Auflagen gewesen sein mögen: die Architektonik und Gliederung in

seinem Aufbau ist im ganzen und großen constant geblieben. Da treffen wir zunächst auf die Einführung in das Werk, wo wir mit den verschiedenen Bezeichnungen der Astronomie (sphärische, praktische, theoretische Astronomie u. dgl. m.) bekannt gemacht werden, je nachdem sie sich einerseits mit den Erscheinungen oder mit der Beobachtung, andererseits mit der Herleitung der Bewegungsgesetze der Himmelskörper, Berechnung ihres Laufs u. s. w. beschäftigt. Die ersten Abschnitte belehren den Leser über die Eintheilung der Himmelskugel, über die Erde als Weltkörper sowie über die Wirkung ihrer Atmosphäre in astronomischer Beziehung und über das Sonnensystem. Es folgt dann die Topographie des Planetensystems, die Besprechung der Sonne, der Planeten und der zugehörigen Trabanten, der Kometen und Sternschnuppen. Daran reihen sich die Kapitel über die Störungen, dann über die Fixsterne, Sternnebel und Doppelsterne. Die astronomische Chronologie und ein sehr werthvoller geschichtlicher Ueberblick der Astronomie (die neueste Zeit und die Gegenwart ausgenommen) sowie endlich eine kurze Erklärung des beigegeben Atlasses schließen das vorzügliche Werk.

Außer dem eben erwähnten eigenen geschichtlichen Kapitel wird stets in allen Theilen des Buchs die Geschichte der Sternkunde in erfreulicher Weise berücksichtigt, was nicht unerwartet kommt, da ja der Verfasser von jeher ein Freund der Geschichte seiner Wissenschaft war, wie er dies auch speciell in seiner „Geschichte der Himmelskunde" (2 Bde., 1872—73) bethätigt hat. Wir überlassen es nun weiter unsern Lesern, die sich für populäre Belehrung über Himmelskunde interessiren, das altbewährte Buch Mädler's in seiner jetzigen Auflage von Klein selbst zu genießen; sie werden das Alte und das viele Neue darin gleich gut finden.

3. Die Sternwelten und ihre Bewohner. Eine wissenschaftliche Studie über die Bewohnbarkeit und die Belebtheit der Himmelskörper nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaften. Von Joseph Pohle. Erster Theil. Köln, Bachem. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dichter, Theologen, Philosophen und Naturforscher haben sich von jeher mit dieser Frage beschäftigt, und das zweite Kapitel des vorliegenden Theils gibt einen dankenswerthen geschichtlichen Ueberblick der Meinungen aller Zeiten sowie aller Culturvölker bezüglich der Mehrheit bewohnter Welten. Was sich für und gegen dieses Thema anführen läßt, findet man in dem Buche zusammengefaßt unter Berücksichtigung der einschlagenden Literatur von der alten bis zur neuesten Zeit. Wir erinnern hier nur an die einer bewohnten Sternwelt freundlichen Schriften von Fontanelle, Flammarion, Proctor, Brewster u. a. sowie an das gegnerische Buch Whewell's (1854, anonym erschienen). Der Verfasser selbst ist ein warmer Anhänger der Hypothese von der Vielheit bewohnter Welten, ohne jedoch anzunehmen, daß auch unsere Sonne, wie wir sie jetzt erkannt haben, belebt sei. Was sich aus dem Zustande der modernen Naturwissenschaft, besonders aus der Geologie, Astronomie und Spectralanalyse, für die Mehrheit belebter Welten Wahrscheinliches anführen läßt, das hat der Verfasser mit zutreffender Logik erörtert. Obschon er, als Priester, ein natürlicher Gegner jener Richtungen der Philosophie und Naturwissenschaft ist, welche auf die positiven Satzungen der Religion nicht Rücksicht nehmen, kennt er doch die Arbeiten dieser gegnerischen Seite sehr wohl, beachtet, bekämpft sie mit Anstand und Würde und widerlegt sie von seinem Standpunkte. Da das Buch auch mit Geist und Leben geschrieben ist, so wird es um so sicherer einen weiten Leserkreis erwerben, als ja der behandelte Gegenstand in allen Ständen und Kreisen viele Freunde zählt.

Der zweite, noch nicht gedruckte Theil wird, nach dem Prospect des Verfassers, die Lebensbedingungen auf den Planeten unsers Sonnensystems erörtern, den metaphysischen Nachweis für die Bewohnbarkeit außerirdischer Weltkörper bringen und diese Lehre in Uebereinstimmung zu setzen versuchen mit dem christlichen Dogma.

4. Handwörterbuch der Chemie. Herausgegeben von Ladenburg. Unter Mitwirkung von Berend, Biedermann, Drechsel u. a. Mit Holzschnitten. Zweiter Band. Breslau, Trewendt. 1885. Lex.-8. 16 M.

Wir haben bereits bei Beginn das Erscheinen dieses Werks in Nr. 47 d. Bl. f. 1884 angezeigt und den ersten, zum Theil auch den zweiten Band, so viel damals vorlag, besprochen. Mittlerweile ist die Publication dieses vorzüglichen chemischen Lexikons fleißig fortgeschritten bis gegen das Ende des dritten Bandes und zwar bis zum Artikel Eisen. Auch diese Lieferungen enthalten Artikel wie: Chemie, Calcium, Campher, Celluloid, Cement, Chlor, Chloralhydrat, Citronsäure, Desinfection, Dichte, Dissociation u. v. a., welche von allgemeinem Interesse sind und daher auch unsere Leser anziehen können, obschon wir nochmals erinnern, daß dieses Werk in erster Linie für Fachleute geschrieben ist. Diesen wird es jedoch schon deshalb unentbehrlich sein, weil es die Literatur der in den einzelnen Artikeln behandelten Themata bis zur jüngsten Zeit möglichst vollständig berücksichtigt.

5. Blitz und Blitz-Schutzvorrichtungen. Von Alfred A. von Urbanitzky. Mit 80 Abbildungen. Wien, Hartleben. 1886.

Lange genug blieb uns die elektrische Natur des Blitzes verborgen; kaum jedoch ward diese am Anfang des vorigen Jahrhunderts geahnt und vier Jahrzehnte später richtig erkannt, so kam auch schon die Erfindung des Blitzableiters von Franklin (1752) und gleichzeitig auch von Prokop Divisch in Mähren. Wir rühmen es den Arbeiten Alfred von Urbanitzky's gern nach, daß er bei jeder Gelegenheit auch die historische Seite der Wissenschaft berücksichtigt, und daß er da immer bemüht ist nach den besten Quellen genaue und verläßliche Daten zu bringen. Als Beispiel hierzu mag diesmal dienen, daß er, auf Grund einer im Jahre 1884 erschienenen Abhandlung von Julius Frieß, weitern Kreisen mittheilt, wie Prokop Divisch (dessen Porträt die Titelvignette des vorliegenden Buchs bildet) unabhängig von Franklin und zur selben

Zeit den Blitzableiter erfunden und ausgeführt hat Nachdem die Geschichte der Blitzschutzvorrichtungen vorgetragen worden ist, bereitet der Verfasser seine Leser in einem Kapitel über den elektrischen Funken und Blitz so weit vor, daß sie die Wirkungsweise eines Blitzableiters verstehen können. Die Belehrungen über die Bestandtheile und Anlage der Blitzschutzvorrichtungen, sowie über die Prüfung der Blitzableiter werden genügend ausführlich und recht verständlich beigebracht. Zum Schlusse folgen die Regeln für die Aufstellung der Blitzableiter. Da man die jährlichen, durch Blitzschläge hervorgerufenen Brandschäden in Deutschland auf etwa 8 Millionen Mark schätzt, und nach Bezold, Holtz, Weber u. a. in den letzten fünfzig Jahren die Gefährdung durch Blitz zugenommen haben soll, so ist ein populäres Buch über die Anlagen guter Schützer gegen den Blitz gewiß jedermann willkommen.

6. Allgemeine Naturkunde. [Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe. In 130 Lieferungen oder 9 Bänden, mit 3000 Textillustrationen, 20 Karten und über 120 Aquarelltafeln. Erstes Heft. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1885. Lex.-8. 1 M.

Von diesem groß [geplanten Werke ist vorläufig das erste Heft der „Völkerkunde" von F. Ratzel erschienen. Vorangeheftet wurde demselben ein Prospect aller vier Abtheilungen mit Illustrations- und Textproben, welche nur Schönes und Gutes in Aussicht stellen. Die Völkerkunde selbst beginnt nicht mit dem allgemeinen Theile derselben, welcher erst als Schlußheft ausgegeben werden wird, sondern speciell mit den „Südafrikanern". Wir werden zunächst über die Landschaft und Naturerzeugnisse Südafrikas unterrichtet, sodann über die hellfarbigen Südafrikaner und über die Buschmänner, von welchen in einem Farbenbilde eine Familie und nach Photographien Porträts charakteristischer Köpfe vorgeführt werden. Auch von den Waffen, Werkzeugen, Schmucksachen und Zeichnungen der Buschmänner enthält dieses Heft Illustrationen. Der Text ist sachgemäß und anziehend gehalten, sodaß man das plötzliche Abreißen des Fadens bei Beginn des Berichts über die Hottentotten bedauert. Da die Hefte der vier Hauptabtheilungen des ganzen Werks je alternirend erscheinen (in der Reihenfolge: die Völkerkunde I, der Mensch I, die Erdgeschichte I und das Pflanzenleben I; die Völkerkunde II, der Mensch II u. s. w.), so wird erst das fünfte Heft der fortlaufenden Lieferungen an das vorliegende Heft anknüpfen.

Gesellschaft und Recht.

1. Der psychologische Ursprung des Rechts. Von J. Hoppe. Würzburg, Stuber. 1885. Gr. 8. 3 M.

Aus der Erfahrung ist zur Genüge bekannt, daß im gesellschaftlichen und familiären Zusammenleben der Individuen und im Nebeneinanderbestehen der Staaten jedes dritte Wort das Recht ist; daß aber eine scharfe Grenze zwischen Recht und Unrecht gar nicht existirt; ja, daß in dem einem Staat und bei der einen Gruppe von Menschen das als Recht bezeichnet wird, was in dem andern Staat und bei der andern Gruppe von Menschen als Unrecht gilt.

Jedes Individuum hat seine besondern Vorstellungen von Recht ebenso wie von Unrecht. Dasselbe gilt von jeder gesellschaftlichen Gruppe, von jedem Gemeinwesen, von jeder Rasse. Und warum diese Verschiedenheit? Weil jede individuelle und jede collective Persönlichkeit das Ergebniß der Zusammenwirkung besonderer Verhältnisse ist, eine Welt für sich bildet, und deshalb auch eine besondere Weltanschauung sich gestaltet; weil ferner kein Individuum und keine Gesellschaft mit seines- und ihresgleichen in Bezug auf das Verhältniß von Egoismus und Altruismus übereinstimmt; weil endlich kein Individuum dem andern, keine Gesellschaft der andern gleicht hinsichtlich der Ausbildung der einzelnen psychischen Kräfte und Fähigkeiten.

Alle lebenden und ihrer selbstbewußten Wesen haben Vorstellungen von Recht ebenso wie von Unrecht. Blicken wir in das ganze Reich der Thiere, so entgeht es uns nicht, daß überall, wo Zusammenleben socialer Art vorkommt, auch der Instinct des Rechts vorkommt und in dem Instinct der Pflicht sein naturgemäßes Gegenüber findet. Wir sehen bei allen Thieren das Walten strafender Gerechtigkeit oder zuweilen auch Ungerechtigkeit innerhalb der eigenen Gattung, innerhalb der engern Gruppe und der Familie. Niemand leugnet dies, der nur einigermaßen es versteht, Thiere zu beobachten.

Bei dem Menschen, und insbesondere bei dem höher gesitteten, wächst aus dem praktischen Ueben von Pflicht und Recht, welches seine tiefgreifenden Wurzeln im Instinct hat, der theoretische Begriff von Recht und Pflicht empor. Anfangs ist dieser Begriff unvollkommen, barbarisch. In dem Maße des Fortschritts der Persönlichkeit und der Gesittung läutert sich der Begriff. Aber möge derselbe noch so geläutert sein: er leitet uns stets irre, wenn wir nicht durch den Instinct die Entscheidung treffen. Daher sind Menschen mit gesundem Instinct oft auch viel bessere Juristen als solche, die Jurisprudenz mit großen und tiefen Löffeln essen und auf dem Steckenpferd theoretischer Begriffe reiten.

Nachdenken ernster Art fordert die Thatsache des Zusammenhangs von Recht und Instinct heraus. Wenn diese beiden so tief im unbewußten Leben der Seele wurzeln, so mögen wir gewiß glauben, gesunder Instinct sei die Voraussetzung naturgemäßer Auffassung und Ausübung des Rechts, und überzeugt sein, daß Krankheit und Entartung des instinctiven Seelenlebens auch verkehrte, naturwidrige Auffassung und Ausübung des Rechts bedingen.

Das Werk von Hoppe handelt von diesen wichtigen Fragen. Darin lese ich unter anderm:

Was der Mensch sein Recht nennt und sich beilegt, sich zuschreibt, für sich beansprucht, und was andere als solches ihm zugestehen und auch für sich selbst fordern, das sind in letzter Ursache und im letzten Grunde die geistigen Gefühle des Menschen, für welche die Denkthätigkeit die Geltung, die Bestützung und das Gedeihen anstrebt und zu behaupten sucht. Die geistigen Gefühle und deren Regungen sind sehr mannichfaltig. Aber sie lassen sich in einer Beziehung auf ein einziges, auf das Achtungsgefühl zurückführen; dessen Regungen und Bethätigungen werden in einem denkenden Wesen auf Grund der Beanlagungen und infolge der Ursachen und Wirkungen nothwendig sehr verschieden sein; immer aber entscheidet das Achtungsgefühl die Annahme dessen, was sich regt. ... Recht ist das, worauf der menschliche Geist gerichtet stehen soll, oder doch meint und wünscht, gerichtet zu sein. Recht bedeutet daher: entsprechend, angemessen, zusammen passend, zutreffend. Alles Entsprechende und Angemessene führt sich auf die Denkthätigkeit zurück, und deren Denken endigt jedesmal in einem Geisteszustande, welcher uns befriedigt oder nicht befriedigt, und welches der Anfang der geistigen Gefühle und dieses selbst ist. Auch die körperlichen Gefühle kommen in Betracht; denn sie können zu geistigen Gefühlen erhoben, in diese aufgenommen werden.

Und ferner entwickelt Hoppe:

Recht ist das, was die edeln Gefühle befriedigt und daher von der Denkthätigkeit als auf ein zu billigendes Ziel gerichtet erkannt wird, sodaß die Denkthätigkeit sich dieses Ziel zur Richtung nimmt und sich selbst nach demselben hingestellt betrachtet; oder Recht heißt: in Uebereinstimmung mit unsern geistigen Gefühlen und dadurch mit unserm Denken und Wissen sein. ... Gerechtigkeit ist die beharrliche feste Richtung auf die Heilighaltung der edeln Gefühle, und deren Bethätigung bezieht sich im Sprachgebrauch mehr auf die Mitmenschen als auf uns selbst, um durch keine Handlung deren edle Gefühle zu verletzen und hiermit nothwendig unsere eigenen Gefühle zu beschädigen. ... Wenn Menschen ein sehr entwickeltes Rechtsgefühl haben, ohne mit den Rechtswissenschaften bekannt zu sein, so beruht dies auf ihrem klaren gerechten Denken nach der Regung ihrer edeln Gefühle, und ihr Urtheil führt sie dann wenigstens in moralischer Hinsicht weiter als die juristischen Bücher.

Geistige Gefühle gehören, wenn man diese nicht ganz entsprechende Bezeichnung richtig auffaßt, zu den Erscheinungen, deren Ursachen tief im unbewußten Leben der Seele wurzeln und in ihren Ergebnissen in den Umkreis des Bewußtseins treten. Das sogenannte Rechtsgefühl ist keineswegs blos Ausdruck bewußter Verstandesthätigkeit, sondern der Hauptsache nach Erzeugniß der gesammten Seelenthätigkeit, die jenseit unsers Bewußtseins liegt. Der Logos in uns arbeitet, und wir bekommen von dieser Arbeit erst Kenntniß, wenn sie fertig gestellt ist. Ohne die Wirksamkeit der ganzen Seele kein Rechtsgefühl, und ohne Gesundheit der ganzen Seele kein normales Rechtsgefühl. Wenn Recht aber das Richtige, das Naturgemäße ist, so muß es aus leiblich und seelisch gesunden, harmonisch entwickelten Individuen quellen.

Achtung des Nächsten ist nicht die einzige Quelle des Rechtsgefühls; es kommen da noch andere ursächliche Momente in Betrachtung, und zwar zunächst das Gefühl der Wahrheit, sodann das Mitgefühl, die Gefühle von Lust und Unlust, die Macht der Gewohnheit, die Auffassung von Welt und Menschheit und die Gesammtheit aller derjenigen Einflüsse, welche das unbewußte Leben und Wirken der Seele bestimmen. Das alles gibt unserm Denken, Fühlen und Wollen, unsern Vorstellungen, Anschauungen und Meinungen eine bestimmte Richtung und erzeugt Rechtsgefühl, Rechtsbewußtsein, Gerechtigkeitssinn, Gerechtigkeit, und gibt so den ersten Anstoß zu den Rechtstheorien.

Nun wird niemand darüber unklar sein, daß alles, was auf das Recht sich bezieht, zahlreichen Schwankungen und Abänderungen ausgesetzt ist. Bei der Jurisprudenz kommt zu dem Rechtsgefühl ein Factor von sehr einflußreicher, aber auch höchst bedenklicher Art. Unter dauernder Wirkung desselben, nämlich des Egoismus, gestalten sich die Rechtsbegriffe und Theorien einerseits, die ganze juristische Praxis und alle Praktiken andererseits, und das edle Gefühl von Recht und Gerechtigkeit wird da leider nur allzu oft ausgelöscht. Haben alle Verhältnisse des gesitteten Daseins den Egoismus zur Grundlage, so kann es im großen und ganzen mit den edeln Gefühlen von Recht und Gerechtigkeit nicht weit her sein, und die arme Menschheit muß im Sumpfe des Unrechts und der Ungerechtigkeit mühsam und bitter kämpfend waten.

Zur Sicherstellung und Reinerhaltung des Gefühls von Recht und Gerechtigkeit, zur Erzeugung naturgemäßer Begriffe und Theorien des Rechts und zu segensreicher, echt humaner Pflege der Gerechtigkeit gehört die Grundlage der Sympathie in allen Verhältnissen des gesitteten Daseins, die Beseitigung des Egoismus aus dem gesellschaftlichen und staatlichen System, aus Kirche und Familie. Ohne diese Voraussetzung gibt es keine Gerechtigkeit, welche diesen Namen verdient, weil es keine völlig gesunden, harmonisch entwickelten Menschen da geben kann.

Auf die Frage über Ursprung und Entwickelung des Rechts sowie über des letztern Verhältniß zur Sittlichkeit und zum Staat hat kürzlich auch ein anderer bewährter Philosoph geantwortet:

2. Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, sociales Leben und Erziehung. Von J. Frohschammer. München, A. Ackermann's Nachfolger. 1885. G. S. 8 M.

Hören wir einige seiner Anschauungen. Frohschammer sagt:

Der Staat ist, wenigstens in einem gewissen Entwickelungsstadium der Menschheit oder der Völker, das Organ zu einer mehr oder minder vollkommenen Formulirung des Rechts und der Realisirung desselben; aber er kann es nicht selbst schaffen oder erfinden ohne tiefere Grundlage desselben in der Menschennatur, ja im ganzen Dasein überhaupt. Weder durch Gewalt, noch durch List und Klugheit, noch durch bloße Convention ist das Recht selbst seinem Begriff, seiner Idee nach zu bilden oder mechanisch festzustellen und einzuführen; denn das Rechtsgefühl und -Bewußtsein und die Gerechtigkeit sind nicht etwas mechanisch Vorgestelltes oder als Furcht Eingejagtes, sondern gründen in der tiefen Wurzel der Menschennatur selbst. ... Der Staat als secundäre Quelle des Rechts und als Organ der, wenn auch unvollkommenen Rechtsoffenbarung und -Realisirung führt zurück

auf die Frage nach seinem eigenen Ursprung und seiner eigenen Berechtigung. Diese aber kann selbst nur in der Menschennatur, und zwar im idealen Grunde derselben gefunden werden, nicht in äußern Verhältnissen, die nur die Veranlassung oder Gelegenheit geben, daß sich das Recht an sich zur Offenbarung und Realisirung bringt. Weder der Egoismus aller einzelnen, ins mechanische Gleichgewicht gesetzt, noch die Selbstsucht eines Gewalthabers reichen demnach hin, um Staat und Recht in ihrem wahren Ursprung zu erklären. ... Wie alle geistigen Errungenschaften: Religion, Sittlichkeit, Sprache und Kunst, so ist auch das Recht (und der Staat) nicht ein Product der Willkür oder bewußter Verstandesthätigkeit, sondern ist wie von selbst geworden, d. h. aus der Tiefe der Menschheit, aus dem idealen Grunde der Menschennatur allmählich hervor gewachsen, d. h. aus dem Zusammenwirken des bildenden Grundprincips des Daseins und den zur Offenbarung drängenden idealen Zielen der Menschennatur.

Genügend klar folgt aus diesen Worten die Thatsache des Ursprungs des Rechts aus dem ganzen Seelenleben des Individuums, und zwar besonders dem uns nicht bewußten Theil desselben, und die mittelbare und secundäre Einwirkung des Staats bei der Rechtsbildung. Nothwendig muß das Gefühl des Rechts und der Gerechtigkeit erweckt werden, wenn zwei Menschen zusammen leben; demnach wird ohne Zweifel dem Recht, ebenso wie der Pflicht, ein höheres Alter beizumessen sein als der bürgerlichen Gemeinschaft oder dem Staat. In diesem letztern können wol einzelne Rechte erstehen; aber das Recht an sich gehört zu den Voraussetzungen und Grundlagen jeder Art des gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Bedeutungsvoll ist das Verhältniß von Recht und Sittlichkeit. Man hat seit alters her dasselbe sehr verschieden aufgefaßt, der Phantasie hierbei oft zu sehr den größten Spielraum gelassen. Es werden thatsächlich auf diesem Gebiete massenhaft Redensarten ohne Inhalt gebraucht und das Licht der Vernunft leider unter den Scheffel gestellt.

Frohschammer zeigt,

daß ursprünglich Recht und Sittlichkeit noch nicht unterschieden waren in den Urgemeinschaften der Menschen. Die Scheidung, ja selbst die Unterscheidung vollzog sich erst in einem langen geschichtlichen Entwickelungsverlauf, wie es auch bei dem Verhältniß von Religion und Sittlichkeit, sogar theilweise von Staat und religiösem Cultus der Fall war. Eine vollständige Trennung ist ja auch jetzt im Bewußtsein des Volks noch nicht eingetreten, und auch die Philosophie kann eine solche vernünftigerweise in der Wurzel nicht anerkennen, wenn sie auch auf der Oberfläche, in der Peripherie des Volkslebens und der äußern socialen Verhältnisse gegeben ist.

Weiter bemerkt Frohschammer:

Das Recht ist für die Gesellschaft eine äußere Gliederung und Umschließung, von welcher sich die Wärme des sittlichen Gefühls mehr in das Innere, in das seelische Leben und Wirken, in Gesinnung und Wollen zurückgezogen hat — welche ja allein über den sittlichen Charakter entscheiden.

Und endlich führt er aus,

daß Recht und Sittlichkeit nicht identisch, auch nicht untrennbar verbunden seien, sondern daß das Recht eine ganz selbständige Sphäre bilde, in welcher sogar bei formeller Rechtsrichtigkeit das stärkste Unrecht, das moralisch verwerflichste Beginnen möglich ist und nur zu oft in verderbten Zeiten thatsächlich geschieht. Ebenso entschieden zeigt sich aber auch der Zusammenhang und die vielfache Wechselwirkung von beiden. ... Das Recht steht überhaupt auf schwachen Füßen, wenn es vollständig von dem sittlichen Gebiete getrennt und nur auf die äußere Gewalt und den Formalismus juristischer Bestimmungen gestellt wird, da es dann nur darauf ankommt, sich äußerlich und formal mit ihm abzufinden, sonst aber kein Hinderniß besteht, es zu umgehen oder geradezu zu misbrauchen. Es soll also für jeden einzelnen auf sittlichem Grunde stehen; denn das sittliche Gesetz läßt sich ernsthaft nie misbrauchen, ohne mit ihm selbst in Widerspruch zu kommen (wie dies beim Recht geschehen kann), wenn auch allerdings Irrthum möglich ist, da das sittliche Wollen und Handeln sachlich unsittlich sein, d. h. gegen das wahre Sittengesetz verstoßen kann. Mit Bewußtsein aber dagegen zu verstoßen und doch sich für sittlich zu halten, ist nicht möglich in der Weise wie im Rechtsgebiete.

So fließen zweierlei Arten von Recht beständig ineinander: das Recht an sich als Theil der Moral und das so zu nennende positive Recht als Theil der Politik im weitern Sinne. Das erstere ist von Sittlichkeit und echt humaner Religion gar niemals zu trennen, auch bei höchster Entwickelung der Civilisation nicht. Das letztere pflegt im allgemeinen und besondern von Sittlichkeit und Religion den Schein zu borgen. Verschiedene neue Autoren, die von dem zeitgenössischen Materialismus durchdrungen sind, kennen nur das politische und nicht das moralische, nur das realistische, nicht das idealistische Recht. Und daher kommt es auch, daß mancherlei Vorstellungen über das Recht, dessen Ursprung und Bedeutung in der Welt sich ausbreiten, die nicht blos zu großem Theil irrig sind, sondern ungemein viel zur Ausbreitung eines höchst gemeingefährlichen Materialismus beitragen.

Hoppe und Frohschammer treten mehrern dieser Irrlehren in ihren genannten ausgezeichneten Schriften, die ich aus bester Ueberzeugung empfehle, mannhaft entgegen.

Alles politische Recht geht nach außen, alles moralische Recht aber nach innen. Je mehr nach außen, je größer der Einfluß von Leidenschaften und Interessen, desto mehr Irrthum in Theorie des Rechts und Praxis der Gerechtigkeit. Normale Instincte, harmonisches Leben der Seele in einer gesunden Leiblichkeit, diese Momente verhindern Irrthum und Entartung zunächst im Gebiete des moralischen Rechts und weiter auch des politischen; letzteres, indem sie falschen Auffassungen, selbstsüchtigen Interessen und Leidenschaften hemmend und vorbeugend entgegenwirken.

Ist die Menschheit in der größern Zahl ihrer Mitglieder moralisch entartet, so versinkt das ideale Recht, welches an normale Sittlichkeit, somit an eine gesunde, harmonische Seele geknüpft ist, und alles Recht wird zu mehr oder minder ausgeprägtem Unrecht, verliert seinen sittlichen Leitfaden und dient dem abscheulichsten Egoismus. Es ist unerläßlich, Recht und wahre Sittlichkeit stets auf das innigste zu verknüpfen. Aber dies wird nur möglich unter der Voraussetzung normaler Zustände des ganzen Lebens, wie ich bereits oben entwickelte.

Mit vollster Berechtigung spricht Frohschammer aus:

Daß der Menschengeist ursprünglich gar keine Anlage oder Disposition zum Recht habe und aus dem nackten Egoismus das Rechtsleben der Menschheit hervorgehe, ist entschieden abzuweisen. . . . Das Recht hat eine innere Wurzel in der Menschennatur, die selbst nicht zufällig in dieser entstanden, sondern in einem allgemeinen, idealen Gesetz des Daseins oder einem idealen Ziel des Werdens begründet ist und in der Menschennatur zur Offenbarung kommt. Wäre das Recht nur zufällig entstanden, oder auch nothwendig durch unbewußt zwingende oder klug berechnende Macht des Egoismus als Machwerk der Gesellschaft eingerichtet worden, so ist nicht abzusehen, wie dieses Recht gerade bei den vernünftigsten, sittlichsten Menschen zu solcher Innerlichkeit und Spontaneität ohne allen Anflug von individuellem Egoismus hätte kommen können.

Und hieran ist festzuhalten. Nicht die Selbstsucht erzeugt das ideale Recht, sondern aus den Tiefen der Seele steigt dasselbe empor und wird erst in seiner Anwendung auf ein mehr oder minder naturwidrig beschaffenes Gesellschaftsleben durch den Egoismus verzerrt und verdorben.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Schon früher hatten wir Gelegenheit, in d. Bl. ein Buch aus der „Illustrirten Länder- und Völkerkunde" zu empfehlen, welche von der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg i. Br. herausgegeben wird. Jetzt liegt uns nach verhältnißmäßig kurzer Frist bereits die dritte Auflage dieses Werks vor, welche, abermals erweitert, mit 6 Tonbildern, einem Titelbild, 78 Holzschnitten, einer Inschriftentafel und zwei Karten versehen ist. Es ist dies „Assyrien und Babylonien" nach den neuesten Entdeckungen von F. Kaulen. Es ist die geradezu vollständige Literatur über beide Länder mit einem riesigen Fleiß, großer Sachkenntniß und geschickter Stoffwahl verarbeitet, sodaß man wohl sagen kann, die Kaulen'sche Darstellung ist die beste populärwissenschaftliche Behandlung der gesammten Völkerkunde von Assyrien-Babylonien.

— Von der „Kritischen Geschichte der Ideale" liegt uns die vierte und fünfte Lieferung des ersten Bandes vor (Leipzig, Grieben). In denselben werden mit großem Fleiß und hervorragender Sachkenntniß folgende Themata behandelt: „Beziehungen des griechischen Kunsthandwerks zu religiösen Idealen", „Menschenseelen in der Kunst und im Handwerk der Griechen", „Darstellung der Heroen in der Plastik und Gefäßmalerei", „Mitbegrabene Götter", „Plastische Bildungen zu Ehren der Todten", „Die Prunkgefäße der Todten" u. s. w. Den Anhängern einer hyperkritischen, extrem liberalen Richtung werden die Urtheile des Verfassers Befriedigung gewähren; den Lesern anderer Gesinnung aber können wir diese „Kritische Geschichte" nur mit Vorbehalt empfehlen.

— „Anti-Nordau" nennt F. V. von Wasserschleben eine Kritik des bekannten Buchs von Max Nordau: „Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit" (Berlin, C. Duncker). Wenn Wasserschleben Max Nordau Anmaßung und Mangel an logischem Denken vorwirft, so haben wir nichts dagegen einzuwenden. Nordau's Buch imponirt nur der halbgebildeten Masse durch die Unverfrorenheit, mit welcher es alle Behauptungen aufstellt; die leidlich Gebildeten werden die Nordau'sche Schrift kaum einer ernsthaften Widerlegung würdigen wollen. Wasserschleben thut dies hier in der gebührenden schlagenden Weise und vertritt überall den Standpunkt eines Sachkundigen, während Nordau doch mehr der anspruchsvolle Literaturdilettant ist. Wir wünschen das Wasserschleben'sche Buch in den Händen aller derer, welche sich etwa durch Nordau haben irremachen lassen; es ist vortrefflich geschrieben und trifft stets den Nagel auf den Kopf.

— Zu den seit mehr als hundert Jahren sich mehrenden Versuchen, die Entstehung der Sprache zu erklären, ist ein neuer getreten, welchen Theodor Curti macht (Stuttgart, Schweizerbart). Der Verfasser leitet die Sprache her aus der Nachahmung des Schalles; seine Abhandlung ist mit einem frappanten Gemisch von Gelehrsamkeit und kühner Phantasie geschrieben, welche letztere die Lücken der Wissenschaft durch gewagte Hypothesen ausfüllt. Die Philologen und Philosophen werden jedenfalls die Arbeit Curti's studiren und sich mit ihr auseinandersetzen müssen; ob sich aber auf rein analytischem, anscheinend historischem Wege die schwierige Frage lösen lassen wird, will uns auch nach diesem neuesten, außerordentlich mühsamen Versuche als zweifelhaft erscheinen.

Bibliographie.

Aus Krieg und Frieden. Illustrirtes Unterhaltungsblatt für deutsche Soldaten. Herausgeber: F. Metzler. 1ster Jahrg. 1885. 26 Nrn. Offenbach. 4. Halbjährlich 1 M. 40 Pf.

Baumgart, H., Goethes Weissaguugen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Brockhaus, H., De Sculptura von Pomponius Gauricus mit Einleitung und Uebersetzung neu herausgegeben. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Cardinal von Widdern, G., Das XVI. Armee-Korps und die 7. Kavallerie-Division während ihrer selbständigen Operationen im Mosel-Feldzug bei Metz, vom Standpunkt des Generalkommandos bearbeitet. Mit eingedruckten Skizzen und 2 Kartenbeilagen. Gera, Reisewitz. Gr. 8. 8 M.

Dryden's Trauerspiel Antonius und Kleopatra. Deutsch von F. Ohlsen. Altona, Schlüter. 8. 1 M. 20 Pf.

Heyse, P., Himmlische und irdische Liebe. F. v. r. i. a. — Auf Tod und Leben. Novellen. 18te Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Meli. — Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von F. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. 2te verbesserte Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Nordenskiölds Vegafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Mit 200 Abbildungen, einem Porträt und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Schücking, L., Lebenserinnerungen. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 8 M.

Schumann, R., Jugendbriefe. Nach den Originalen mitgetheilt von Clara Schumann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. Gr. 8. 6 M.

Schuch, H., Vaterländische Erzählungen. 1ster Tl.: Wjetoslawa. Eine Erzählung aus altpommerell. Vergangenheit. Danzig, Th. Bertling. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der romantische Schwindel in der deutschen Mythologie und auf der Opernbühne. Von Sz. III. Odin, Baldur uud Hödr. Elberfeld, Bädeker. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Servus, H., Die Geschichte des Fernrohrs bie auf die neueste Zeit. Mit 8 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Sonntag, W., Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit. 2te Sammlung. Halle, Hendel. 1885. 8. 3 M.

Sophokles, König Ödipus. Tragödie. Übersetzt von E. Müller. Halle, Niemeyer. 1885. 8. 1 M. 20 Pf.

Stadion, Graf E. v., In Duft und Schnee. Gedichte. Minden, Bruns. 8. 2 M. 40 Pf.

Stökl, Helene, Unsere Kleinen. Plaudereien für die Großen. Leipzig, C. A. Koch. 1885. 16. 3 M.

Thode, H., Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italieu. Mit Illustratiouen. Berlin, Grote. 1885. Gr. 8. 16 M.

Tréfort, A., Denkrede auf Graf Melchior Lónyay. Autorisirte deutsche Ausgabe. Budapest, Kilián. Gr. 8. 60 Pf.

Wohlrab, M., Melusine. Trauerspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. 8. 3 M.

Wyss, F., Schul-Erziehungslehre. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 12. 1 M.

Der Zug der Freischärler unter Kinkel, Schurz und Annecke, behufs Plünderung des Zeughauses in Siegburg im Mai 1849. Bonn, Hanstein. Gr. 8. 30 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 1 bis 11.

Das Jahr 1885. (I/VI.) — Die gegenwärtige Lage Spaniens. (II.) — Rundschreiben de Freycinets vom 3. December 1885. — Die österreichischen Parteien und Herr von Gautsch. — Zur Reform der Zuckerbesteuerung. — Die ungarische Verwaltungsreform. — Die afghanisch-russische Grenzbestimmung. — Die deutsch-französische Panzerthurm-Concurrenz. — Oesterreich-Ungarn im europäischen Concerte. — Heeresverfassungen und Völkerleben. — Der neue Congo-Staat. — Deutscher Reichstag. — Die Bundesrathsvorlage über das Branntweinmonopol.

Capri. Von Dr. R. Schöner. (X.) — Archäologie und Anschauung. Von Dr. Baumeister. — Neue Erzählungen. — Aus dem Wiener Musikleben. — Eine Chaucer-Uebersetzung. Von Dr. J. Ilberg. — Von der Sawa nach Sarajewo. Von K. Braun-Wiesbaden. (I/IV.) — Vom fünften Erdtheil. — Anthoni Koberger. — Kaiser Akbar vom Grafen Noer. Von G. Weber. — Fünf Jahre in Bulgarien. Von R. Waldmüller. — Das medicinische Unterrichtswesen in England. Von Prof. Th. Puschmann. (I/III.) — Militärisches aus Frankreich. — Wilhelm Hartlaub. (Nekrolog.) (I/II.) — Ein Spielmannsbuch. — Die apokalyptischen Reiter von Cornelius. Von H. Riegel. — Francisco Serrano y Dominguez, Herzog de la Torre. (Nekrolog.) Von R. von Bardeleben. (I.) — Die Vornamen der deutschen Bürger und Bauern. Von F. Thudichum. — Die Autographen des „Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.“ Von E. Schmidt.

Die wirthschaftlichen Verschiedenheit innerhalb der bayerischen Brau-Industrie. (Schluß.) — Der bayerische Gesetzentwurf über die Arrondirung der Grundstücke. (I/III.) — Vom Berliner Brauerei-Actienmarkt und von der Brauerei-Industrie.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bosniens

Gegenwart und nächste Zukunft.

8. Geh. 2 M.

Unparteiisch und ohne Voreingenommenheit, aber auch mit rücksichtslosem Freimuth bespricht der Verfasser — der sich aus naheliegenden Gründen nicht genannt hat — die Zustände in Bosnien, wie sie sich unter der nun beinahe achtjährigen österreichisch-ungarischen Herrschaft gestaltet haben. Seine Mittheilungen und Enthüllungen, die offenbar auf gründlichster Kenntniß der Verhältnisse beruhen, werden nicht blos in Oesterreich-Ungarn, sondern in allen staatsmännischen und politischen Kreisen Aufsehen erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von Prof. Dr. **G. B. Mendelssohn.**

Neue wohlfeile Ausgabe.

Acht Theile in sieben Bänden. 8. Geh. 16 M.

Vorliegende Originalausgabe enthält die sämmtlichen Werke Moses Mendelssohn's, herausgegeben von seinem Enkel, und empfiehlt sich durch die Correctheit der Texte wie durch den billigen Preis von nur 2 Mark für jeden Theil. Dem ersten Theil ist Mendelssohn's Bildniß und Facsimile beigefügt.

Phaedon. — Jerusalem.

Von

Moses Mendelssohn.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von

Arnold Bodek.

8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

„Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele“ und „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum“, die beiden Hauptwerke Moses Mendelssohn's und zugleich diejenigen, welche dem gegenwärtigen Geschlecht noch vollkommen verständlich sind, ja im Punkte der Denk- und Glaubensfreiheit auch jetzt wieder als leuchtende Wegweiser dienen können, erscheinen hier zum ersten mal in einem Bande vereinigt, zu wohlfeilem Preise und von einer ausführlichen Biographie Mendelssohn's begleitet.

Moses Mendelssohn.

Lichtstrahlen aus seinen philosophischen Schriften und Briefen.

Nebst Biographie und Charakteristik Mendelssohn's.

Von

Moritz Brasch.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine sorgfältige Auswahl von Gedanken und Maximen Moses Mendelssohn's, namentlich von solchen, die sich auf die philosophischen und ethischen Fragen der Gegenwart sowie auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche beziehen. Durch einen Essay des Herausgebers über „Mendelssohn und seine Philosophie“ wird die Sammlung würdig eingeleitet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge zur Descendenztheorie

und zur Methodologie der Naturwissenschaft.

Von

Hugo Spitzer,

Doctor der Philosophie und der gesammten Heilkunde, Docent der Philosophie an der Grazer Universität.

8. Geh. 12 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 28. Januar 1886.

Inhalt: Zur publicistischen Literatur. Von Friedrich Henninger. — Eine neue Tegnér-Uebersetzung. Von Heinrich Bulthaupt. — Zwei neue Romane. Von Konrad Telmann. — Dichtungen und Gedichte. Von Feodor Wehl. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur publicistischen Literatur.

1. Bedarf Deutschland der Colonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung von Friedrich Fabri. Dritte Ausgabe. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. 2 M.

Eine sehr interessante Studie, deren Ausführungen wir in der Tagesliteratur der neuesten Zeit häufig begegnet sind. Das Schriftchen ist schon im Jahre 1878 in erster Auflage erschienen. Die vor uns liegende dritte Ausgabe ist der unveränderte Abdruck der ersten und durch keine Zusätze vermehrt. Der Verfasser wird wol recht haben, wenn er bemerkt, daß seit jener Zeit gar manches zu ändern, vieles hinzuzusetzen gewesen wäre, daß aber der Stoff, der sich seit bald fünf Jahren aus diesem Gebiet um ihn gesammelt, ein so massenhafter und die Gedanken und Erfahrungen, welche sich an denselben angelegt haben, so vielartig seien, daß eine Aenderung zu einer neuen und viel umfangreichern Schrift werden müßte.

Der Gang der Ereignisse hat Schritt für Schritt gezeigt, wie durchaus zutreffend die in unserer Broschüre niedergelegten Gedanken sind; ja man ist fast versucht, zu denken, es seien bei unsern neuen und neuesten überseeischen Besitzerwerbungen gerade die von Fabri hier gegebenen Winke befolgt worden. Derselbe geht davon aus, daß die Colonialfrage heute mehr denn zeitgemäß sei. Das zeige ein Blick auf unsere wirthschaftliche Lage, auf die Krisis unserer Zoll- und Handelspolitik und endlich auf die Entwickelung unserer Kriegsmarine. Die rapide Bevölkerungszunahme und die damit zusammenhängende bedeutende Auswanderung erheische gebieterisch die Organisation und Leitung der deutschen Auswanderung, und zwar in der Weise, daß die außer Land ziehenden Arbeitskräfte und Kapitalien nicht für immer dem Mutterland entzogen werden und andern Staaten zugute kommen. Der Verfasser bespricht sodann die verschiedenen Arten von Colonien: Ackerbau-, Handels-, Strafcolonien, und zeigt, wie, wo und weshalb Deutschland solche gründen sollte. Die praktischen Engländer, die uns in diesem Stück ja weit voraus sind, werden vielfach und wol nicht mit Unrecht uns als Muster hingestellt.

Interessant sind seine Fingerzeige, die andeuten, wo Deutschland sich noch freies Land holen könnte, interessant namentlich für heute, wo man ihnen, wie oben bemerkt wurde, gefolgt zu sein scheint, die Hinweisungen auf Neuguinea, die Ostküste Afrikas, Samoa u. a. Auch die in Liquidation sich befindende Türkei wird nicht übersehen.

Das ganze Werkchen beweist, mit welchem beherrschenden und praktischen Scharfblick der Verfasser seine Untersuchungen angestellt und mit der Frage sich beschäftigt hat. Als Leiter und Vorstand der großen barmer Missionsgesellschaft war er auch der Mann dazu, auf Grund seiner reichen Erfahrungen eine Antwort auf die angeregten Fragen zu geben. Der Gang der Dinge hat ihm schon in vielen Punkten recht gegeben: wir sind ein Colonien besitzendes Volk geworden; möge er auch weiterhin nicht umsonst seine Stimme erhoben haben!

2. Deutschlands coloniale Politik. Von R. Stegemann. Mit einem Vorwort: „Deutsche Politik der nächsten Jahre." Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1884. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Mit dem Verfasser der ebenbesprochenen Broschüre ist R. Stegemann hinsichtlich des Werths von colonialem Besitz für Deutschland einverstanden. Aber nur nicht „Colonien um jeden Preis"! Deutschland ist eine Continentalmacht und seine Zukunft ruht nicht in fremden Welttheilen. Eine staatlich colonisatorische Thätigkeit in dem gewöhnlichen Sinn wäre eine Entziehung der dem Inland durch-

aus nothwendigen Kräfte und darum entschieden zu verwerfen. Und wie nothwendig die Concentration aller seiner Kräfte im Innern für Deutschland sei: das hat der Verfasser in seinem Vorwort „Deutsche Politik der nächsten Jahre" gezeigt. In diesem kommt er, nachdem er die gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu den übrigen Großmächten und die innern und äußern Verhältnisse der letztern selbst besprochen hat, zu dem Resultat: „Trotz der friedlichen Aussichten in gegenwärtiger Zeit und trotz der Ehrfurcht gebietenden Stellung Deutschlands gilt es zu wachen und sich auf alles bereit zu halten. Bereit sein ist alles."

In sachlicher, nüchtern praktischer Weise, die überhaupt das ganze Werkchen auszeichnet, werden nun die Möglichkeiten einer richtigen Colonisation für Deutschland erwogen. Den Ackerbaucolonien kann der Verfasser nur dann das Wort reden, wenn nachgewiesen werde, daß es möglich sei, solche zu erwerben und die erworbenen zu behaupten, und daß dieselben dem Staat politische, wirthschaftliche und culturelle Vortheile bringen. Eine staatliche Gründung von Ackerbau- oder Handelscolonien hält er für unzweckmäßig. Sein Vorschlag ist, daß der Staat über die zunächst auf privatem Weg erworbenen Ackerbaucolonien und gegründeten Handelsniederlassungen seine schützenden Flügel breite, eventuell Verträge und Contracte abschließe mit solchen Staaten und Ländern, in denen seine Bürger, deren Kräfte ihm nicht für immer entgehen sollen, sich niederlassen. Um so mehr wird der Verfasser sich jetzt mit der Art und Weise, wie unsere Reichsregierung in der Erwerbung von Colonien vorgegangen ist und vorgeht, einverstanden erklären können. Seine Bemerkungen über staatliche Aufsicht und über die Reform der Auswanderung, über bessere Organisation unsers Consulatswesens, über innere Colonisation, d. h. Urbarmachung so manches öde daliegenden Landstrichs, über Deportationscolonien u. a. sind höchst beachtenswerth.

3. Deutschlands Colonien. Ein Beitrag zur Colonisationsfrage. Von Albrecht Franzius. Zweite Auflage. Bremen, J. Kühtmann u. Comp. 1884. Gr. 8. 80 Pf.

Die kleine Broschüre, vielleicht aus einer Zusammenstellung von Zeitungsartikeln des Verfassers entstanden, setzt den Wunsch eines großen Theils der deutschen Bevölkerung, Colonien zu besitzen, als voll berechtigt voraus. Ebenso berechtigt ist es seiner Ansicht nach, wenn von möglichst vielen Seiten kräftig dahin gestrebt würde, diesen nationalen Wunsch seiner baldigen Verwirklichung näher zu bringen. Zuvor handelt es sich aber um genaue Beantwortung der Frage, ob die zur Colonie ausersehenen Länder und die dorthin zu entsendenden Colonisten dem Zweck, welcher bei Gründung einer Colonie maßgebend ist, auch entsprechen. Um die nöthigen Lehren und Schlußfolgerungen in dieser Beziehung klar vor das Auge zu führen, geht er an der Hand der Weltgeschichte, der wahren Lehrmeisterin der Völker, die Geschichte der Colonien in kurzen Zügen durch, der altgriechischen und phönizischen, derjenigen des Deutsch-Ritterordens in Ostpreußen, der Republik Venedig, Spaniens, Portugals, Hollands, Englands und Dänemarks. Sodann weist er darauf hin, welch blühende Colonien die Deutschen gegründet — aber allerdings in anderer Herren Ländern, Nordamerika, Australien u. s. w. Nun, da das Deutsche Reich einig und mächtig dastehe und eine starke Kriegsflotte coloniale Bestrebungen und Erwerbungen decken und schützen könne, wäre es an der Zeit, auf solche sein Augenmerk zu richten. Hierbei wird hingewiesen auf Afrika, Borneo, dessen Binnenland vollständig unbekannt, Neuguinea und verschiedene Inselgruppen des Indischen Archipels. Er ist mit Stegemann der Ansicht, daß die Lösung dieser Aufgabe für unser Volk zunächst auf privatem Wege vorzubereiten und in Angriff zu nehmen sei. Seien solche Anstrengungen mit Erfolg gekrönt, dann werde die Regierung sich nicht mehr gegen vollendete Thatsachen verschließen. Auch er wird daher mit dem Gang der Ereignisse und mit der Haltung der Reichsregierung bis heute sich einverstanden erklären müssen.

4. Briefwechsel einer englischen Dame über Judenthum und Semitismus. Stuttgart, Levy u. Müller. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine hochgebildete englisch-jüdische Dame, die in ihren Kreisen ernstlich darüber discutiren hört, ob das moderne Judenthum nicht, um allen Widerwärtigkeiten mit einem mal ein Ende zu machen, sammt und sonders zum Christenthum übertreten soll, die selbst auch für sich und insbesondere beim Blick auf ihre Kinder nicht übel Lust dazu hat, schließlich aber doch vor einer Apostasie zurückschreckt, wendet sich brieflich an einen befreundeten Glaubensgenossen um Rath und Auskunft in dieser Frage. An solcher läßt es „Kaspi" gegenüber von „Edith" nicht fehlen. In funfzehn Briefen, resp. Antworten, werden die Gründe entwickelt, die eine Jüdin, und wäre sie noch so begeistert für das moderne Culturleben, abhalten müssen, ihre Religion aufzugeben und sich mit den Ihrigen zum Christenthum bekennen zu wollen. Es ist ein begeisterter auf die „große Mission" seines Volks überstolzer Israelit, der an Frau Edith schreibt und auch sie aufs neue wieder begeistern will für ihr Volk und dessen hohe Bestimmung. Das Christenthum habe nirgends und in keiner Weise seine Mission erfüllt, unter seinen Bekennern herrschten schreckliche Zustände. Und das Judenthum? Das sei und bleibe das Licht der Völker, der Messias der Welt. Wir bekommen hier alle jene Lobpreisungen und Ueberschwenglichkeiten zu hören, die aus den Proclamationen eines Cremieux und der Alliance israélitique, aus den Citaten der Broschüren eines Treitschke, Stöcker u. a. in dieser Frage sattsam bekannt sind und gegen die sich viel einwenden ließe. Im übrigen sind die Briefe in schöner fließender Sprache geschrieben.

5. Sollen die Juden Christen werden? Ein offenes Wort an Freund und Feind von J. Singer. Mit einem facsimilirten Schreiben Ernest Renan's an den Verfasser. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Frank. 1884. 8. 2 M.

Auch von dieser Broschüre gilt das über die vorige Gesagte und was Professor Nöldeke in Straßburg in einer als Anhang beigedruckten Zuschrift an den Verfasser schreibt: „Ueber den Inhalt ließe sich sehr viel disputiren." Wenn wir sagen, daß der Verfasser hinsichtlich seiner religiösen Anschauung auf dem Boden eines D. F. Strauß und eines Renan steht, welch letzterer überhaupt ein bedeutender Gewährsmann für ihn ist und in zahllosen Citaten beigezogen wird, so läßt sich die Antwort auf die im Thema gestellte Frage zum voraus denken. Sollen die Juden Christen werden? Das sei nicht nöthig. Jeder liberal denkende Mensch in der Welt, der an einen Gott glaube und Liebe zum Nebenmenschen bethätige, sei im Herzen ein Jude. Die Strauß'sche Frage: „Sind wir noch Christen?" habe also eine neue Beantwortung gefunden. Christenthum und Islam seien Töchter des Judenthums, und die alte Urmutter werde und solle sich nie vor ihren Enkeln beugen. Die Religion eines Jesajas, die zugleich die (reine) Religion Jesu ist, sei die ideale jüdische Zukunftsreligion, zu der einst alle sich bekennen werden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß einzelne Partien des Werkchens Eindruck machen. Auf die vielen aufgeworfenen und behandelten Fragen näher einzugehen, ist indeß hier nicht der Ort. Daß der Verfasser aber, auf seinem hohen, idealen Standpunkt stehend, auch dem Christenthum alle Gerechtigkeit widerfahren läßt und unparteiisch, wie dessen Schattenseiten in seiner äußern Erscheinung, so auch die Schattenseiten und Auswüchse des Judenthums beim Namen nennt, soll noch besonders anerkannt werden. Wir möchten für unsere deutschen Verhältnisse am liebsten die Frage dahin beantworten: daß die Juden ohne weiteres Christen werden, ist nicht nöthig; aber als Deutsche sollen sie endlich ohne Rückhalt sich fühlen.

Unsere Leser wird es zum Schluß wol noch interessiren, daß den Anstoß zu der Broschüre die bekannte, mit nur wenigen Stimmen Majorität erfolgte Ablehnung der Mischehevorlage durch das ungarische Oberhaus gegeben hat.

6. Historische Betrachtungen zur Rettung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der Kampf der Deutschen in Böhmen und Oesterreich. Leipzig, Renger. 1884. 8. 3 M.

Es sind düstere Bilder, die in dieser Schrift an der Hand von Thatsachen und an der Hand der Geschichte, zunächst derjenigen Böhmens von seinen ersten Anfängen an, sodann der Geschichte des österreichisch-ungarischen Gesammtstaats überhaupt, von den heute in demselben herrschenden Zuständen entworfen werden. Der Verfasser zeigt, wie all das, was in Oesterreich heutzutage von den föderalistischen Parteien, den Czechen und Polen sowie den Slowenen, Feudalen und Klerikalen, geplant werde, zu nichts anderm führen könne als zum Zerfall Oesterreichs, an dem auch der conservative Polizeistaat participire. Erst dann, wenn es fast an den Rand des Abgrundes gebracht worden sei, scheine Oesterreich seine drei Plagen los werden zu können und Rettung zu finden vor einem Geschlecht, welches in Charakterlosigkeit sein Verdienst setze. Als jene Plagen werden bezeichnet: der Jesuitismus, der Judaismus und der Bureaukratismus. Eine Reorganisation der Monarchie sei dringend geboten. Dazu diene aber die leidenschaftliche Gehässigkeit, mit der die Czechen heutzutage die Deutschen behandeln und verfolgen, keineswegs. Es sind einsichtsvolle, hochpatriotische Worte, die ein treuer Freund der Monarchie hier an seine Landsleute richtet. Wird aber nicht auch dieser „Schmerzensschrei" wie schon so mancher, der in und aus unserm befreundeten Nachbarstaat erklungen, ungehört verhallen, wenigstens heute, wo die Wogen der Aufregung so hoch gehen? Wir wünschten, so mancher treu gemeinte Wink der Schrift möge die Beachtung finden, die er verdient. Sollte sie noch einmal ihren Weg in die Oeffentlichkeit einschlagen, so wäre eine kurze Inhaltszusammenstellung und etwas mehr Uebersichtlichkeit von Vortheil.

7. Briefe moderner Dunkelmänner. Herausgegeben von Eckart Warner. Leipzig, O. Wigand. 1883. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser „Briefe" hat den Weg der Satire gewählt, um das Treiben derjenigen zu geißeln, welche aus ihrem sogenannten wahren Christenthum ein Gewerbe machen und selbst als Motivirung einer an sich verwerflichen und unmoralischen Handlungsweise zur Beruhigung ihrer Gewissen einen Bibelspruch bereit haben und anzuführen wissen. Er legt uns eine neue Auflage von Briefen moderner virorum obscurorum aus dem Stand der Geistlichen wie der Laien vor. Unter den erstern finden wir namentlich Geistliche der Reichshauptstadt unter den Namen Prediger Forsch, Aalglatt u. a., die aber selbstverständlich nur Typen der betreffenden Richtung sind. Daß Stöcker mit hereinkommt, darf nicht überraschen. Den achtzehn Briefen sind Anmerkungen angehängt, die zeigen, in welch eingehender Weise der Verfasser sich mit den Anschauungen und dem Treiben jener Kreise bekannt gemacht und wie gut er in der theologischen Literatur Bescheid weiß. Diese Anmerkungen, meistens Citate enthaltend, sollen gewissen auffallenden, oft kaum glaubhaften Stellen und Behauptungen der Briefe zum Belege dienen. Am Schluß gibt der Verfasser selbst „mit christlichem Wohlwollen" verschiedene Musterrecensionen seiner Briefe, die er dem „Reichsboten", der „Kreuzzeitung", der „Luthardt'schen Kirchenzeitung" und andern Blättern ähnlicher Richtung der Einfachheit halber zum Abdruck empfiehlt.

Wir nehmen nun keine dieser Musterrecensionen zum Vorbild, lassen auch ununtersucht, ob der Verfasser ein böser Semit oder ein Protestantenvereinler — wie er sich selbst in denselben nennen läßt — sei. Wir meinen, daß er nicht ohne Witz und Geschick das reiche, von ihm ge-

sammelte Material benutzt und zu einer Satire verarbeitet hat. Wir glauben aber auch, daß dieselbe ihren Zweck verfehlt: die, gegen welche sie geschrieben ist, macht sie nicht anders; viele, denen ebenso wenig wie dem Verfasser das Treiben der von ihm gegeiselten Kreise gefällt, müssen sich verletzt fühlen oder werden empört sein durch den Ton, in welchem hier Dinge besprochen werden, die auch ihnen heilig sind; eine Freude an dem Werkchen werden also nur diejenigen haben, welche Feinde der Kirche sind und sich an allem erfreuen, was zur Misachtung kirchlichen Sinnes beitragen kann. Wenn wir dies sagen, so haben wir weder eine bestimmte Kirche noch eine einzelne theologische oder kirchliche Partei im Auge.

Einigermaßen begreiflich wird uns ein solches Vorgehen nur dann, wenn wir uns den schroffen Gegensatz vergegenwärtigen, in welchem in Preußen, besonders in der Reichshauptstadt, die einzelnen kirchlichen Parteien einander gegenüberstehen.

7. Friedrich II. in englischen Urtheilen. Darwin und Kopernicus. Die Humboldt-Denkmäler vor der berliner Universität. Drei Reden von Emil Du Bois-Reymond. Leipzig, Veit u. Comp. 1884. Gr. 8. 2 M.

Wir haben hier drei, oder eigentlich nur zwei Reden vor uns, von denen die erste, über „Friedrich II. in englischen Urtheilen", in der öffentlichen Sitzung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Geburtstags Friedrich's II. am 25. Januar 1883, diejenige über „die Humboldt-Denkmäler" zur Feier des Geburtstags Friedrich Wilhelm's III. in der Aula der königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin am 3. August 1883 gehalten worden ist. Der mittlere Theil des Werkchens ist eigentlich keine Rede, sondern nur ein Auszug aus dem am Tage der ersten Rede statutengemäß verlesenen Bericht über die seit der letzten gleichnamigen Sitzung eingetretenen Personalveränderungen.

Wie wir von dem Träger des Autornamens, dem berühmten Gelehrten, nicht anders erwarten dürfen, wird uns hier in kurzen, kräftigen Umrissen in jeder der vorliegenden Reden wirklich Gediegenes und Interessantes geboten. Die erste Rede will uns auf den bei den Engländern im allgemeinen bemerkbaren Mangel an Verständniß für Friedrich's II. Größe aufmerksam machen. Zu diesem Zweck führt der Redner eine ganze Reihe englischer Zeugnisse an, Namen wie Macaulay, Carlyle, der übrigens mit Andrew Hamilton immerhin eine Ausnahme macht, die „Edinburgh Review", das „Athenaeum" und andere Quellen. Von hervorragender Bedeutung erscheint die Untersuchung, die der Redner darüber anstellt, wie die Engländer dazu kommen, solch ungünstige Urtheile über Friedrich II. zu fällen. Man wird den Ursprung und die Quellen dieses sonderbaren Widerwillens nicht scharfsinniger nachweisen können, als es hier geschieht. Ebenso können wir die Vergleichung der beiden Koryphäen der Wissenschaft, des Kopernicus und Darwin, welch letztern der Redner den Kopernicus der organischen Welt nennt, als eine hochinteressante Leistung bezeichnen.

Die dritte Rede gibt uns ein Bild der Entstehungsgeschichte der beiden Humboldt-Denkmäler vor der berliner Universität, sowie des Lebensgangs, des Charakters und der Bedeutung der beiden großen Brüder für die Wissenschaft.

8. Zur Erinnerung an Friedrich Oetker. Von Adam Pfaff. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 4 M.

Das Leben des kurhessischen wie deutschen Patrioten Friedrich Oetker wird hier von liebevoller treuer Freundeshand ausführlich geschildert. Der Verfasser hat selbst in alten Tagen Freud und Leid mit dem Freunde getheilt, hat, wie nicht leicht ein anderer, tiefe Blicke in das edle, ehrliche, nur das Wohl seines engern wie weitern Vaterlandes erstrebende Herz Oetker's gethan, sodaß er sich wohl berufen fühlen darf, an dem alten Freunde, dem treuen Kampfgenossen in längst entschwundenen Tagen, eine Pflicht der Pietät und der Gerechtigkeit zu üben. Er geht namentlich auch darauf aus, die vielen Verkehrtheiten und Verkennungen, denen Oetker bei seinem Leben und nach seinem Tode neben aller Anerkennung in Schrift und Wort, in Büchern, Zeitungen und Parlamentsreden ausgesetzt war und die sein Bild schon bei seinen Lebzeiten gefälscht, aufzudecken. Die sehr übersichtliche Darstellung von Oetker's Thätigkeit zur Zeit des „repristinirten" Bundestags, namentlich von 1859 bis 1866, liefert einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte des bundestäglichen Treibens zu dieser Zeit. Ebenso eingehend ist Oetker's spätere Thätigkeit und energische Bemühung um seines angestammten Landes Wohl, auch nachdem es preußische Provinz geworden, sowie seine Thätigkeit im preußischen Landtag und im Reichstag geschildert.

Das Büchlein ist ein Ehrendenkmal, vom Freund dem vorangegangenen Freunde gesetzt.

9. Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. Für Studirende und Gebildete aller Stände, systematisch dargestellt von Peter Resch. Graz, Moser. 1885. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Die vorliegende systematisch gegliederte Darstellung des europäischen Völkerrechts soll zunächst ein Bedürfniß derjenigen befriedigen, welchen ein umfassendes Lehr- und Handbuch, z. B. das Heffter'sche Werk, entweder für die Anschaffung zu kostspielig oder für das Studium zu umfangreich ist. Daß ein solches Bedürfniß auch im Kreise der nicht dem juristischen Stande Angehörigen vorhanden sei, wird wol kaum in Abrede gestellt werden können.

In einer Einleitung werden zunächst Begriff, Quellen, Geschichte und Literatur des europäischen Völkerrechts abgehandelt. Das erste Buch bespricht die Subjecte des Völkerrechts; das zweite die Verhältnisse der Staaten zueinander in ihren friedlichen Beziehungen; das dritte den Streit der Staaten. Jedes der drei Bücher zerfällt wieder in drei besondere Theile.

Dem Buche, dessen wissenschaftliche und Detailbesprechung wol Sache von Fachgenossen sein dürfte, ist nachzurühmen, daß es in klarer, leicht faßlicher und darum auch für Nichtjuristen brauchbarer Form geschrieben ist, sodaß es jedem, der sich über das fragliche Thema instruiren will, bestens empfohlen werden kann.

10. Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft. Betrachtungen eines Laien über eine nationale und praktische Politik der Gegenwart. Von Karl Theodor Reinhold. Minden, Bruns. 1884. Gr. 8. 6 M.

Eine überaus gedankenreiche Arbeit, die gewiß viele Zustimmung, aber ebenso sicher von anderer Seite her auch starken Widerspruch erfahren wird. Sie ist dem Amtsrichter Emil Hartwig zu Düsseldorf, dem Begründer des Centralvereins für Körperpflege in Volk und Schule, gewidmet. Aus dieser Widmung ließe sich wol schon annähernd die Tendenz des Buchs entnehmen. Der Verfasser, der ein warmes Herz für sein deutsches Volk hat, blickt mit trübem Blick in die gegenwärtige Zeit und kommt, je mehr er forscht und untersucht, zu dem Resultat: so kann's nicht fortgehen; es muß anders werden:

Wir laboriren immer noch an unserm alten nationalen Uebel: es ist die Schwäche unsers Volksthums, und besser wirds erst wieder werden, wenn die Kraft des deutschen Volksthums das Ziel jeder bewußten Arbeit allerorten in deutschen Landen und im staatlichen Leben unserer Nation ist. Dazu gehört zweierlei. Einmal eine volksthümliche, starke Staatsgewalt. Die Stärkung der Centralgewalt ist in Deutschland gleichbedeutend mit der Kraft und Existenz der Nation. Die andere Seite des nationalen Organismus aber ist das Volk selbst, als menschliche Persönlichkeit, welche vom staatlichen Leben nicht absorbirt wird. Und da muß denn der deutsche Mensch endlich einmal an seiner Aeußerlichkeit angefaßt werden, daß man die Nation auch in ihrer Erscheinung, ihrer leiblichen Existenz im weitesten Sinne als Gegenstand durchdachter Nationalerziehung betrachte. Die Richtung zu natürlich menschlicher Lebensauffassung wird auf allen Gebieten der deutschen Verkehrtheit ein Ende machen.

Als Zweck der Schrift wird bezeichnet der Versuch, die Natur auch in der deutschen Politik zu Ehren zu bringen. Als leuchtendes Beispiel praktischer Erziehung und praktischer, weitausschauender, einsichtsvoller Politik stellt der Verfasser uns England vor Augen, von dem wir in dieser Hinsicht nicht genug lernen könnten. Und so wird denn in drei Abschnitten der Hauptgedanke des Buchs entwickelt, der sich etwa dahin formuliren läßt: Welches ist der praktisch erfolgreichste Weg zur Erstarkung des deutschen Volksthums wie des nationalen Staats? Der erste Abschnitt enthält in sechs Unterabschnitten Betrachtungen über Volksthum und Politik in Deutschland; der zweite handelt über einzelne praktische Fragen der Gegenwart in ihrer Bedeutung für Volk und Staat; im dritten setzt der Verfasser seine Gedanken über einen plastischen Aufbau der Nation auseinander.

Wir müssen es uns versagen, hier näher auf Einzelnes einzugehen. Nur so viel sei gesagt, daß eine Fülle anregender, fruchtbarer Gedanken in diesem Buche enthalten ist, die gewiß Beifall verdienen und von denen man wünschen muß, daß sie in der That Früchte tragen möchten. Der Verfasser läßt uns freilich manch bittere Pille verschlucken, wenn er in drastischer Redeweise unsere Fehler geißelt. Aber aus jeder Zeile gewinnt man den Eindruck: er meint es gut mit seinem Volke, wie der Arzt mit seinem Patienten, dem er eine bittere Arznei verschreibt. Daß es andererseits an Widerspruch nicht fehlen wird, ist schon oben bemerkt worden. Das ist nicht anders möglich, und der Verfasser ist sich selbst darüber klar; denn als Praktikus weiß er, daß eine praktische Behandlung stets mit festen Kategorien operiren muß, wenn diese auch vom Standpunkt strenger Logik anfechtbar sind. Das Buch nimmt entschieden unser Interesse im höchsten Maße in Anspruch.

11. Die Deutschen. Von Pater Didon. Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. Mit einem Brief des Verfassers in Facsimile. Basel, Beruheim. 1884. Gr. 8. 9 M.

Wol eine neue Auflage der „Reise in das Milliardenland"! Und dazu noch von einem Mitglied des Prädikantenordens! Das sind wol die Gedanken, mit denen der Leser dieses Buch in die Hand nimmt. Allein schon die ersten Seiten belehren uns eines andern, und je mehr wir uns in die fesselnde Lektüre vertiefen, um so mehr sind wir überrascht von der Billigkeit der Denkungsweise des Verfassers und seines Urtheils über Deutschland und deutsche Verhältnisse, wie über den glühenden Patriotismus, mit dem dieser Mönch an seinem Vaterlande hängt, trotzdem er doch auch vielfach Ursache hat und hätte, über dasselbe und seine jetzigen Machthaber, die ja mit der Kirche nicht eben glimpflich verfahren, ungehalten zu sein. Pater Didon besuchte in den Jahren 1881 und 1882 die Universität Berlin sowie eine ganze Anzahl sonstiger Universitäts- und anderer Städte in Deutschland. Daß wir Deutsche ihm manches zugute halten müssen bei seinen Schilderungen und Auffassungen, ist selbstverständlich. Vielfach geht ihm auch das Verständniß für speciell deutsche Verhältnisse ab. Aber ein scharfer Beobachter ist er, der Licht- und Schattenseiten mit klarem Blick herauszufinden weiß und sie seinen Landsleuten theils zur Nacheiferung und zum Vorbild, theils zur Warnung und zum abschreckenden Beispiel vor das Auge führt. Und dann weiß er Wichtiges von Unwichtigem recht wohl zu unterscheiden. Da ist, wie der Uebersetzer in seiner Vorrede richtig bemerkt, „nichts zu hören von dem gewöhnlichen Reiseklatsch". Immer erfaßt sein richtiger Blick das Bedeutende und den Kern der Sache auch im scheinbar Unbedeutenden; immer weiß er in seine Reiseschilderungen und in gewöhnliche Lebenserfahrungen bedeutsame sinnige Reflexionen zu verweben. Alles mögliche zieht er in den Kreis seiner Schilderungen und Betrachtungen: das Universitätswesen, den Militarismus, den öffentlichen Unterricht, das Studentenleben, den Patriotismus, der in Deutschland bestehe trotz der religiösen Trennung, das Vereinswesen, die vater-

ländischen Feste u. s. f. Theilweise gibt er seiner Bewunderung für deutsche Einrichtungen und Zustände unverhohlen Ausdruck. Wenn er sich auch täuscht in der Annahme, daß Deutschland in seiner Presse, dem Organ der öffentlichen Meinung, und mehr noch in seiner auswärtigen Politik seine unversöhnliche Feindschaft gegen Frankreich nicht sehr verhehle: er hat doch Wort gehalten, wenn er in der Einleitung verspricht, er werde von Deutschland reden, ohne es anzuschwärzen, ohne ungerecht gegen dasselbe zu sein, so wie er versuche, sein Land zu beurtheilen, ohne ihm zu schmeicheln und ohne sich selbst zu verblenden.

Friedrich Henninger.

Eine neue Tegnér-Uebersetzung.

Esaias Tegnér's Poetische Werke. Deutsch von P. J. Willatzen. Zwei Bände. Halle, Gesenius. 1885. 8. 7 M. 20 Pf.

Eine neue Tegnér-Uebersetzung — post festum, setzt vielleicht ein Leser hinzu, denn sie erscheint einige Jahre nach dem Jubiläum des Dichters, das ihr den günstigsten Anlaß sich einzuführen geboten hätte. Das mag vielleicht nicht klug gehandelt sein, aber gerade in dem Umstande, daß P. J. Willatzen seine Gabe nicht auf das Geräusch des Tages, auf die Gunst des Augenblicks berechnet hat, daß sie selbst von dem entferntesten Verdacht einer schriftstellerischen und buchhändlerischen Speculation frei ist, liegt etwas, das sie empfiehlt und uns die Gewähr gibt, daß wir statt einer eilfertig hergestellten Schaufensterdecoration eine völlig ausgereifte künstlerische Frucht zu erwarten haben. Der Ruf, den der Uebersetzer genießt, ist ein zweites, sicheres Pfand. Willatzen gilt für einen der besten und gründlichsten Kenner der nordischen Literatur, und nach der Seite der sprachlichen Genauigkeit wird er schwerlich die leiseste Anfechtung erfahren. Selbst lyrischer Dichter, den eine gemüthvolle Innigkeit auszeichnet, dessen Leier keine scharfklingenden zersprungenen Saiten kennt, hat er auch in seinen bisher veröffentlichten Uebertragungen von Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder" und Hertz' „König René's Tochter" verwandte Töne zart und ergreifend angeschlagen und unter andern in seiner Sammlung „Altisländischer Volksballaden" seine vertraute Anempfindung mit der nordischen Natur und seine sichere Formbeherrschung überzeugend dargethan. Alles dies durfte die Erwartung so günstig wie möglich stimmen, und sie ist glänzend erfüllt worden.

Willatzen gibt uns in zwei Bänden zuerst die „Lyrischen Poesien" dreier Perioden des Dichters, und zwar vollständiger, als sie uns bisher je geboten wurden, dann die „Abendmahlskinder", „Gerda", „Axel", die etwas schwächliche „Kronbraut" und die „Frithjofssage". Vergleiche lassen sich selbstredend nicht vermeiden, aber sie loben den Meister. Auch regt Willatzen sie selbst an, theils dadurch, daß er, einem Wunsche seines Verlegers folgend, der „Frithjofssage" die Uebertragung des verdienten Mohnike wenigstens theilweise zu Grunde gelegt hat, theils durch einen in der Vorrde gegebenen Hinweis auf seine Vorgänger, unter denen dann Gottfried von Leinburg am übelsten fährt, so reservirt sich Willatzen als Kritiker auch verhält und verhalten muß.*) Es ist nicht allein die verschwenderische „Freigebigkeit", mit der Leinburg die Tegnér'sche Dichtung mit seiner eigenen durchsetzt, nicht die alles Maß überschreitende Willkür, die aus 116 Zeilen 144 macht, den „Gesang an die Sonne", der im Original 105 zwanglos gereimte anapästische Monometer enthält, mit 192 (!) reimlosen Verszeilen wiedergibt — es ist vor allem die Behandlung des Deutschen, die fast alle Tegnér-Uebersetzer hinter der Aufgabe, wie sie Willatzen meisterhaft gelöst hat, zurückbleiben läßt: der Aufgabe, bei größter Treue gegen den Dichter dem Geist und der Form unserer eigenen Sprache keine Gewalt anzuthun. Willatzen sucht sogar gelegentlich eine Ehre darin, den formenreichen und sichern Meister noch zu überbieten und in dem prächtigen „Kriegsgesang für die schonische Landwehr" mit Reimkünsten zu spielen, die, wie ein Beispiel zeigen mag, niemals zur Künstelei werden, weil Fluß und Natürlichkeit der Sprache nirgends darunter leiden:

So nahn denn wuthhauchende
Heere voll Muth,
So löschen sie rauchende
Stätten mit Blut.
Laßt schwingen die Klingen!
Nicht zaudre die Hand:
Wie herrlich zu ringen
Für König und Land!

Wie schön, mit zermalmenden
Hieben, vereint
Zu mähen gleich Halmen den
Stiebenden Feind!
Wir hetzen den flücht'gen
In Bergen und Thal;
Entsetzen soll zücht'gen
Die Schergen zumal.

Schlachtendonner, sie erstarben
Mit der Sonne Lebewohl,
Aber prächtig, purpurfarben
Zuckt's am Himmel auf vom Pol.

*) Die Leinburg'sche Tegnér-Uebersetzung hat jedenfalls auch große und mit Recht anerkannte Vorzüge. D. Red.

Und vorm Gott der Schlachten beugen
Wir in Demuth nun die Knie!
Späte Enkel, freudig zeugen
Einst von unsern Thaten sie.

Die Todten dir schenkt man dann,
Heimische Erd',
Und stolz ihrer denkt man an
Jeglichem Herd.
Dem Jüngling zum Preise
Streun Blumen aufs Grab
Ehrwürdige Greise
Am wankenden Stab.

Und — schönstes der Lose! — ein
Mägdlein erscheint
Und pflanzt eine Rose ein,
Betet und weint.
Von Liedern umklungen,
Umwoben von Duft,
So birgt dann den jungen
Befreier die Gruft.

Eine solche Freiheit in der Bewältigung auch der größten metrischen Schwierigkeiten, die sich fast auf jeder Seite, ganz ähnlich unter andern in der Vision des vielgenannten preisgekrönten Hymnus auf Schweden, „Svea", finden, will bei einem Uebersetzer doppelt viel bedeuten, zumal in einer Zeit, in der unsere eigene Lyrik poetische Sprachverrenkungen ohne Zahl aufweist. Daß sich gelegentlich auch bei Willatzen ein Beispiel dafür findet, sei nur der Gerechtigkeit und Vollständigkeit wegen erwähnt. In der Elegie auf den „ertrunkenen Knaben" finden sich die Verse:

Gierig zogen sie dich hinab zu den Wundern der Tiefe,
Welche kein Glücklicher sah — einzig der Dichter sie kennt —

und mit ihnen eine Probe einer so häßlichen undeutschen Wortverstellung, wie sie in unserm Buche glücklicherweise zu den Seltenheiten gehört. Daß diesen Versen ein schlechter Hexameter folgt:

Bleich ist und kalt wie der Mond die Sonne, die drunten
scheinet —

führe ich gleichfalls nur als Ausnahme an. Uebrigens zeigt gerade dies Gedicht die Neigung des Poeten, überreich zu malen, in dem bauschigen Gewand der Rede gleichsam den menschlichen Leib zu verhüllen, den schlichten Gefühlskern mit Farben und Gold zu schmücken, besonders auffallend, denn so großartig und wahrhaft dichterisch diese Mittel wirken, wenn ein großer und glänzender Vorwurf ihnen entspricht — gerade der Stimmung dieses Gedichts hätte eine einfache Innigkeit besser genügt, und selbst die Schiller'sche „Nänie", die es offenbar beeinflußt hat, wirkt, trotzdem sie dem Tode eines Halbgotts geweiht ist, mit bescheidenerer Kunst und desto größerer Gewalt. Wie sehr sich Tegnér auch im übrigen an Schiller gebildet hat, ist bekannt genug: in der reinen Lyrik (die beim Meister wie beim Jünger selten ist), in dem didaktischen Zuge, in der geistreich zugespitzten Epigrammatik, in der Schiller seinen großen Genossen Goethe weit übertraf, zeigt sich dieser Einfluß gleichermaßen, und eins der Distichenpaare, die den „Sprachen" gewidmet sind, mag dafür zeugen. Es gilt unserer deutschen und lautet:

Frisch, starknochig und derb, ein Mägdlein, erzogen im Walde,
Schön und geschmeidig bist du, aber der Mund ist zu breit,
Sei nur ein wenig behender! Leg' ab dein Phlegma!
Vergißt man
Sonst noch der Rede Beginn, ehe gekommen der Schluß.

Am glänzendsten aber zeigt sich diese Uebereinstimmung in dem balladenartigen „Alexander am Hydaspes", einem vollendeten Gedicht, das die vierfüßigen wechselweise gereimten Trochäen, die Schiller wie kein zweiter zu behandeln wußte, mit kaum geringerer Klangschönheit und Treffsicherheit im gedanklichen Ausdruck wiedergibt, und das in Willatzen's schwerlich zu überbietender Uebertragung die Erinnerung an die „Klage der Ceres", „Kassandra", und das „Siegesfest" so deutlich wachruft, daß man sich, wäre die Quelle unbekannt, nicht bedenken würde, es Schiller zuzuschreiben. Oder kann man sich schillergleichere Verse denken als die folgenden schönen und charakteristischen, die für das Ganze hier als Probe stehen mögen:

Als, ein Jüngling, ich in Waffen
Macedoniens Höh'n verließ,
War's um Gold euch zu erraffen,
Purpurkleid und Edelvließ?
Als ich rang in Perserschlachten;
Als ich Salems Weise sah
Und die Welt durchzog — mein Trachten
Galt's den Schätzen Asiens da?

Ruhm bis zu den spätsten Tagen,
Ruhm nur sucht' ich, sei's euch kund!
Hellas' Bildung wollt' ich tragen,
Hellas' Kunst durchs Erdenrund.
Daß die Welt beseligt lebe,
Zog einst Dionys daher
Mit dem Göttertrank der Rebe —
Licht bring' ich, und das ist mehr....

Ammons Priesterschar begrüßte
Mich als ihres Gottes Sohn,
Als ich durch den Sand der Wüste
Nahte dem Oasenthron;
Daß ein Gott ich, wußt' ich lange
Durch Olympias stolzen Mund,
Und zum kühnsten Thatendrange
Riß mich's hin durchs Erdenrund.

Ließ die Räthsel mich erschließen
Von Chaldäas Sternennacht,
Machte Ströme Blutes fließen
In Arbelas Riesenschlacht,
Denn das Gute wie das Schöne
Muß hier ringen um den Kranz,
Jedem noch der Göttersöhne
Ward der Schmerz des Widerstands.

Zu den übrigen Beispielen genommen spricht diese Probe gewiß beredt genug für die Trefflichkeit der Willatzen'schen Gabe und bürgt dem Leser dafür, daß die Uebertragung der größern und kleinern epischen Dichtungen eine nicht minder vorzügliche ist. Auch braucht aus der obigen bei

dem Gedicht „Der ertrunkene Knabe" gemachten Bemerkung nicht geschlossen zu werden, daß Willatzen bei seiner Auswahl und Würdigung des Dichters unkritisch verfahren sei. Mag ihn auch die Liebe für seinen Gegenstand gegen dessen Schwächen milde stimmen: er verkennt sie darum doch nicht blind und weist beispielsweise den Gedichten aus Tegnér's letzter Periode ganz den ihnen zukommenden geringern Rang ein. Um so freudiger stimmt man ihm dann bei, wenn er den Dichter auf der stolzesten Höhe seines Schaffens aufsucht und ihm Worte begeisterter Bewunderung widmet, deren schönstes Zeugniß er durch die That, eben durch seine Uebersetzung, abgelegt hat. Die dem Werke beigegebenen kleinen Abhandlungen über „Tegnér's Leben", „Tegnér's Poesie", die zahlreichen Anmerkungen, die mythologischen und historischen Erklärungen ergänzen den Eindruck, daß hier ein Berufener einem großen Dichter nachgespürt und nachgedichtet hat.

Heinrich Bulthaupt.

Zwei neue Romane.

1. Fritz Kannacher. Historischer Roman von Arthur Hobrecht. Zwei Bände. Berlin, Hertz. 1885. 8. 9 M.

Seit es dem greisen Hohenzollernfürsten gelungen, uns das Reich zu schenken und in drei ruhmvollen Kriegen das moralische Uebergewicht unsers Volks vor allen Nationen der Welt zu offenbaren, haben wir uns daran gewöhnt, Bücher auf Bücher zu lesen, in denen die Tugenden seiner Vorfahren gefeiert werden, in denen um das Hohenzollernsche Herrschergeschlecht eine Aureole gewunden wird. Daß dies in manchen neuern Publicationen kritiklos und auf Kosten der Wahrheit geschieht, daß man den Lebenden durch eine Verherrlichung seiner Ahnen zu verehren gesucht hat, auch wo die unbefangene Forschung keinen Anlaß dazu bot — wer wollte das leugnen? Der Uebereifer war verzeihlich, aber er war auch zuletzt nicht mehr ohne die Gefahr, das Gegentheil des gewünschten Erfolges zu erreichen. Da ist es denn um so wohlthuender, in Arthur Hobrecht's neuem, umfangreichen Roman — irren wir nicht, so ist es auf diesem Gebiet ein Erstling — einer Charakteristik des Großen Kurfürsten zu begegnen, welche die mancherlei Schattenseiten, Mängel und Schwächen dieser glänzenden Herrscher- und Heldengestalt gebührend hervorhebt und gegen welche die historische Forschung und Kritik schwerlich etwas einzuwenden haben dürfte.

Schon um dieses schönen Wahrheitsstrebens, dieser fein abwägenden Gerechtigkeit willen ist uns Hobrecht's Werk von vornherein ein sympathisches, so zweifellos es auch Eiferer geben wird, denen in diesem Bilde eines der volksthümlichsten Fürsten des Lichts zu wenig und des Schattens zu viel erscheint; die trefflich verarbeitete Fülle geschichtlichen Materials macht es zugleich zu einem bedeutenden. Der Kampf des Kurfürsten gegen die preußischen Stände nach dem Frieden von Oliva bildet den Inhalt des breit angelegten Werks; Friedrich Wilhelm auf der einen und Ludwig von Kalckstein auf der andern Seite sind seine eigentlichen Helden: die Vertreter der zwei feindlichen Richtungen, beide einander ebenbürtig in allen ritterlichen Künsten und geistigen Gaben, voll hochfliegender Ideen, voll brennenden Ehrgeizes, muthig, eigenwillig, stolz und starrköpfig, die Söhne ihres Zeitalters; und der Unterliegende ist nicht der Schwächere, er büßt nicht einmal unsere Sympathien ein, als er zu Grunde geht: sein Tod wirft vielmehr einen häßlichen Schatten auf die Lichtgestalt des Fürsten, wenn auch die Staatsraison dies Opfer heischte und in dem Obersten Kalckstein der ganze trotzige Widerstand des übermüthig herrschsüchtigen Adels getroffen werden sollte und zum Besten Preußens, zum Besten des heranblühenden, vielumdrohten jungen Kurbrandenburg getroffen wurde.

Neben diesen beiden Figuren treten alle übrigen mehr in den Hintergrund. Der Titelheld selber ist für die ihm widerfahrene Ehre viel zu unbedeutend. Er ist eigentlich nur deshalb zum Helden geworden, weil doch irgendeiner da sein mußte, und weil er gleichsam vermittelnd zwischen den beiden mächtigen Antipoden dasteht, zwischen denen es keine Versöhnung gibt und geben kann: als Offizier des Kurfürsten und als Sohn von Kalckstein's bestem Jugendfreund Heinz Kannacher. Im Grunde ist er sonst ein junger Mann wie es viele gibt, nicht besser und nicht schlechter, manchmal ein bischen langweilig in seinem Handeln und nie hervorragend genug, um für sich zu interessiren. Daß er seine Anna, Kalckstein's Nichte, einmal bekommen wird, wissen wir schon nach dem dritten oder vierten Kapitel ganz genau; und daß es in Wahrheit erst nach so langen Jahren und am Schluß des ganzen Werks geschieht, ohne daß etwas Dauerndes eigentlich zwischen ihnen beiden stände, das ist eben nur der Oekonomie des Buchs wegen so eingerichtet worden, obschon diese nothgedrungene und doch nicht innerlich motivirte Hinauszögerung uns den Titelhelden nicht sympathischer macht. Im ganzen wird er überall mehr geschoben, als daß er selber schiebt, ja er spielt manchmal eine ziemlich klägliche Rolle.

Vielleicht hat der Verfasser es in dieser Selbsterkenntniß gerade für nöthig befunden, Fritz Kannacher mehrmals „unser Held" zu nennen, ein Verfahren, durch das er seine Absicht zwar bekundet, aber deshalb doch nicht begründet, den jungen Dragoneroffizier zum eigentlichen Mittelpunkt der reich bewegten Handlung zu machen, und zugleich ein solches gegen das vom ästhetischen Standpunkt aus Verwahrung eingelegt werden muß. Zusammen mit etlichen Schnitzern, wie: „wir müssen noch einmal zurückkehren", „wir haben gesehn" u. s. w., involvirt dies „unser Held"

einen groben Verstoß gegen das Gesetz der Objectivität im Roman und muß als ein Mangel an künstlerischem Takt aufgefaßt werden. Ob wir den Helden des Verfassers auch als „unsern" Helden annehmen wollen und können, das muß der Verfasser schon uns, den Lesern, überlassen; er selbst hat sich in seine Schöpfung auch nicht mit dem kleinsten Hauch hineinzumischen, sondern soll sie uns als etwas durchaus Selbständiges, von seiner Person völlig Losgelöstes, eben als ein Kunstwerk vor Augen stellen. Mit einem „unsere Freunde" fällt er ganz aus der Rolle und ruft uns zu: „Das alles passirt gar nicht wirklich und wahrhaftig vor euch, sondern ich, Arthur Hobrecht, habe meine Leute am Dräthchen und mache es nun so und so mit ihnen." Durch so muthwillige Zerstörung der Illusion, die des Kunstwerks bester Theil ist, bringt sich der Verfasser um schöne Wirkungen.

Mit dem eigentlichen Apparat des „nichthistorischen" Romaneiers weiß Hobrecht überhaupt nicht recht umzugehen. Es gibt keine einzige Liebesgeschichte in dem ganzen Werke. Das zwecklose Hin- und Herzerren zwischen Fritz und Anna ist nicht so zu nennen, und als es zwischen Fritz und Frau von Keller im Anfange der Geschichte einmal gefährlich werden will, da hat der Autor ganz rasch die Fäden wieder abgerissen, und Hedwig von Keller wird die liebend sorgliche Gattin ihres stark verbummelten Rittmeisters. Und dann heirathet Gustav Matern noch Fränlein Crusius: eine Verbindung, gegen die niemand etwas einzuwenden hat, und weiter ist in dem ganzen Roman nicht von Liebe die Rede. Für die Durchschnittsleser, besonders weiblichen Geschlechts, ist da also nicht viel zu holen. Wenn es der Autor trotzdem verstanden hat, hochgradige Spannung im feinsten Sinne des Wortes zu erwecken und dieselbe, wenn sie auch stellenweise, sogar auf längere Zeit, verloren geht, immer wieder zu beleben, so erreicht er das durch viel werthvollere Mittel und gibt dadurch abermals einen Beweis seines reichen und schönen Talents.

Läßt sich gegen Hobrecht's Werk also von rein dichterischem Standpunkte aus mancherlei einwenden, so wird man dem Verfasser dennoch dichterische Qualitäten nicht abstreiten dürfen. Die Hauptstärke seines Buchs aber liegt nach einer andern Seite hin als der rein ästhetischen. „Fritz Kannacher" ist ein im größten Stil entworfenes, mit der höchsten Liebe und peinlichsten Sorgfalt bis ins Kleinste und Feinste ausgeführtes Culturbild, dem wir in unserer Literatur wenige an die Seite zu stellen wüßten und das sicherlich von keinem übertroffen wird. Auf Grund der eingehendsten Studien einerseits und der liebevollsten Vertiefung in Land und Leute andererseits, wie sie wol nur demjenigen in solchem Grade möglich ist, der seine eigene Heimat schildert, ist hier ein Gemälde entstanden, das bis auf jeden kleinsten Zug treu ist und das Localcolorit in einer unübertrefflichen Art wiedergibt. Dazu kommen Charakterskizzen, die wir nicht genug bewundern können, und die bei der fast übergroßen Gestaltenfülle doppelt anerkennenswerth erscheinen; denn so scharf und energisch umrissen hebt sich hier jede einzelne Figur innerhalb des Rahmens der Dichtung heraus, daß es niemals schwer wird, jede von der andern zu unterscheiden. Und das will hier wahrlich etwas bedeuten. Nennen wir unter den gelungensten die Gestalten der beiden königsberger Advocaten Lau und Crusius, von denen besonders der letztere eine Kernfigur, ganz im Sinne der Zeit ist, den Oberburggrafen von Kalnain, den kleinen Kurprinzen, der in einer einzigen Scene meisterhaft gezeichnet ist, Montgomery, und die Frau des Obersten Kalckstein, die weitaus gelungeste unter den sonst sehr zurückstehenden weiblichen Porträtskizzen. Humoristische Figuren, bis auf den Auditeur Tegeder und den Reitknecht Roßchen, welche wenigstens einen Anflug von Humor haben, bringt der Autor leider gar nicht — der Rathsherr Sporke ist etwas Caricatur —, und dadurch hätte doch gerade der etwas dumpfe und traurige Gesammtcharakter des Buchs in wohlthuender und echt dichterischer Weise gemildert werden können. Der Humor scheint aber außerhalb der Begabung Hobrecht's zu liegen; jeder Anlauf dazu in vereinzelten Scenen mislingt ihm.

Der ganze Roman ist in jener behaglichen Breite nach allen Seiten hin ausgesponnen, die früher beinahe als unerläßlich galt, neuerdings aber von einem unruhigen, schnell lesenden, allzu beschäftigten Publikum, das nicht die Ausdauer besitzt, wochenlang sich mit dem nämlichen Autor zu beschäftigen — es wird heute so vieles geschrieben, und man muß doch alles kennen, um mitsprechen zu können! — geradezu perhorreseirt wird und als eine Art Attentat gegen die Geduld gilt. Daß Hobrecht hin und wieder des Guten etwas zu viel gethan, ist freilich unleugbar; der ungewöhnlich dick angeschwollene zweite Band enthält, besonders um die Mitte, entschiedene Längen, in denen von einem Fortschreiten der Handlung nicht mehr die Rede ist. Man muß aber immer den Intentionen des Verfassers gerecht werden, der uns ein lückenloses Bild der Zustände im Herzogthum Preußen nach allen Richtungen hin zu geben trachtete, und darf es dem gewissenhaften Mosaicisten nachsehen, wenn er hin und wieder zu viele und zu unbedeutende Steinchen herbeiträgt, die ihm zur Ausfüllung des ganzen großen Aufbaues unerläßlich erscheinen, manchmal aber wol auf specielle Neigungen des Verfassers zurückzuführen sind, der über dem Juristen, dem Historiker, und dem Forscher den Dichter allzu sehr in den Hintergrund treten ließ, von dem wir eine gedrungenere und fester gegliederte Composition des zweiten Theils gewünscht hätten. Freilich war der Stoff hier auch äußerst spröde und viel schwerer zu bemeistern als im Anfange; denn nach zu vielen Seiten hin fließt er auseinander, und um alle Ereignisse der Jahre, die der Rahmen der Erzählung umspannt, gleichmäßig in diesen miteinzubeziehen, muß sehr viel durch Gespräche dem Leser vor Augen geführt werden, sodaß schließlich mehr geredet als gehandelt wird. Immer aber, auch wo uns leichte Ermüdung anwandelt, fühlen wir uns

durch den krystallklaren, echten Erzählerstil Hobrecht's durch seine edle, warme und ruhig fließende Sprache angeheimelt. Heutzutage, wo unsere „modernen" Novellisten den neufranzösischen Feuilletonstil oder den Straßenjargon eines Zola für allein nachahmenswerth halten, ist dieser Vorzug nicht hoch genug anzuschlagen, und wer sich so sichtlich an den besten Mustern herangebildet hat wie Hobrecht, verdient, daß man seine Prosa rühmend hervorhebe; was früher selbstverständlich war, ist heute ein Triumph. So gelingt es dem Autor auch, uns so scharf umrissene Bilder vor die Seele zu zaubern, daß wir sie in ihrer ganzen Gegenständlichkeit gewahren und behalten. Hören wir z. B. ein paar Schilderungen des Kurfürsten! So, wo die große königsberger Revue beschrieben wird:

Während die Geschütze krachten und ihre weißen Rauchwolken, dem leisen Winde folgend, langsam zur Seite zogen, sprengte der Kurfürst auf seinem schweren flandrischen Apfelschimmel mit dichter Mähne und langem Schweif quer über die freie Ebene dem äußersten Flügel der Truppenaufstellung zu. Der einfache blaue Rock von holländischem Tuch, den er trug, hatte keinen andern Schmuck als die von allen Offizieren getragene Schleife auf der Schulter mit flatternden Bändern. Unter dem Rock war ein wildledernes Collet sichtbar, die Füße steckten in hohen Stiefeln. In dem bunten Reiterhaufen, der ihm in einiger Entfernung folgte, zeichneten sich die polnischen Gäste durch ihren reichen Schmuck, den Glanz ihrer fliegenden Gewänder und die nickenden Reiherbüsche auf den viereckigen Mützen aus.

Und während des Schwedenkriegs, als der Kurfürst auf der Jagd hinter den flüchtigen Feinden in ein kleines verschneites ostpreußisches Dorf kommt:

Der Offizier wurde einer Antwort überhoben; ein Schlitten mit schnaubenden Pferden hielt vor der Thüre, und bevor die Anwesenden hinaustreten konnten, stand der Kurfürst unter ihnen. „Die Herren Schweden machen uns das Leben schwer", sagte er, sich in die Höhe reckend, „so tief haben wir uns lange nicht verneigen müssen! Soll ich hier bleiben?" Das Gefolge des Kurfürsten bestand nur aus einem Kammerherrn, der ihm den mit Pelz gefütterten Mantel abgenommen hatte, und einem Adjutanten. „Euere Kürfürstliche Durchlaucht wird doch gut thun, nach dem letzten Dorfe zurückzukehren", meinte der erstere; „es war zwar eine lange Fahrt — aber hier ist es ganz unmöglich." — „Und diese Stube soll die beste im ganzen Dorfe sein", setzte der Adjutant hinzu, der ein paar Worte mit dem Offizier der Trabantengarde gewechselt hatte. „Es muß schon gehn!" sagte der Kurfürst; „meine Brustschmerzen quälen mich wieder und das Reißen in der linken Schulter — welche Truppe liegt hier?" — „Wybranzen des Kreises Fischhausen, zu Euerer Durchlaucht Befehl!" antwortete Fritz. — „Ah! Die Herren vom Landesaufgebot! Ich bemerkte keinen Posten vor dem Dorfe, wir befinden uns also in vollster Sicherheit!" Eine Antwort schien er nicht zu wünschen, denn er fuhr sogleich in verändertem Ton und mit einem freundlichen Lächeln fort: „Die Herren hatten sich hier wol zur Nacht eingerichtet? Werden sie ein anderes Unterkommen finden?" — „O!" rief Georg, „ich wünschte, wir könnten Euer Gnaden ein anständigeres Quartier verschaffen! Unsereins findet schon ein Unterkommen — wenn's nur was zu beißen gäbe! Aber seit wir die Grenze hinter uns haben, wird es mit jeder Meile miserabler!" — „Es würde bei uns nicht besser aussehn", sagte der Kurfürst, „wenn es nach dem Willen mancher Herren ginge! Ist Quasebart da?" wandte er sich an den Adjutanten. „Noch nicht, Durchlaucht!" war die Antwort. „Der Schlitten mit der Dienerschaft hatte schlechte Pferde, ich verlor ihn schon vor einer Stunde aus den Augen." — „Da können wir euch nicht helfen, guter Freund!" sagte der Kurfürst zu Georg — „werden selbst hungern müssen!"

Stellt sich hiernach „Fritz Kannacher" als ein bis ins Kleinste getreues, von echt historischem Geist durchwehtes, das Zeitcolorit meisterhaft widerspiegelndes Culturbild mit mancherlei dichterischen Schwächen, aber auch großen Vorzügen dar, so muß man:

2. Um eine Perle. Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1885. 8. 7 M.

viel mehr als einen italienischen Abenteuerroman im Stil mittelalterlicher Chronisten denn als ein wirkliches Culturbild bezeichnen, obwol es ihm an einzelnen reizvollen Genrebildern nicht fehlt, die ganz im Sinne der geschilderten Zeit gehalten sind und auch den heutigen Kenner Italiens anheimeln werden. Seit seinem vortrefflichen, lange nicht genug gewürdigten „Don Adone", mit dem Waldmüller das Publikum ebenso mystifieirte, wie er es amusirte, liebt er es, uns ins Land der Goldorangen zu führen, und will uns weiß machen, daß er seine Geschichten immer alten Chronisten, Improvisatoren oder Gott weiß wem sonst nacherzählt. Das meiste erzählt er aber weitaus der Phantasie Robert Waldmüller's nach.

Die vorliegende Geschichte soll um das Jahr 1612 in Mantua sich abgespielt haben und hat eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit mit der von Romeo und Julia seligen Angedenkens, auf welche zum Ueberfluß auch noch wiederholentlich ausdrücklich hingewiesen wird. Hier heißt er Giuseppe Gonzaga und sie Fiorita Buonacolsi. Beide Geschlechter leben in Todfeindschaft, seit ein Gonzaga die bis dahin in Mantua herrschende Familie der Buonacolsi gestürzt hat. Die Tochter des letzten Buonacolsi soll nun einen entfernten Vetter Tybalt — pardon! — Abbondio heirathen. Aber auf dem Wege zwischen Mantua und Verona, wohin Marcello Buonacolsi mit seiner Tochter reist, um eine werthvolle Perle für den Familienschmuck einzuhandeln, sieht Giuseppe Gonzaga, einer von den veroneser Gonzagas, die schöne Fiorita und verliebt sich Knall und Fall in sie. Und das spröde Jungfräulein, dem der Liebhaber als verkleideter Juweliergehülfe naht, ist natürlich sehr entrüstet; aber schon bei der ersten heimlichen Zusammenkunft geht es ihr wie ihrer Vorläuferin vom Geschlecht der Capuletti: sie wird im Nu Feuer und Flamme, ja, die berühmte Abschiedsseene zwischen Julia und „ihrem Montague" spielt sich ungefähr hier in Prosa noch einmal ab:

Während er so seinem Herzen Luft machte, hatte Fiorita, von seinen Worten ergriffen, aber auch beängstigt, sich mit bittend beschwichtigendem Händefalten erhoben. Ehe sie es hindern konnte und wollte, hielt er sie in seinen Armen, sie fühlte es: in seinen starken Armen, und ein fester Kuß besiegelte den verheißungsvollen Bund. Es pochte an der Wand. „Herrin", mahnte die Stimme Eufemia's, „bedenkt, wenn Euer Vater erwacht und den Prinzen in Euerm Zimmer findet, so bin ich um

meinen Posten!" — „Geht, Giuseppe Gonzaga", bat Fiorita; zum ersten mal dünchte ihr der verhaßte Name Gonzaga allen Wohlklang der Welt in sich zu bergen. „Geht! Geht!" Aber sie meinte wie durch Zaubermacht an dem Geliebten zu haften, und daß sie ihn lassen sollte, füllte ihre Augen mit Thränen. „Macht geschwind!" mahnte im Nebenzimmer Eufemia von neuem. Giuseppe Gonzaga öffnete seine um das holde Mädchen geschlungene Arme. „Wo sehen wir uns wieder?" fragte er. „Ach, erst in Mantua!" schluchzte Fiorita. „Was hast du aus mir gemacht? Alles dreht sich um mich im Kreise." — „Ich höre den Herrn Vater!" drängte die Stimme im Nebenzimmer. Giuseppe horchte. Dann raffte er seinen Mantel vom Boden auf. „Lebwohl", rief er und nahm ihr thränenüberströmtes Gesicht in beide Hände, indem er ihre Stirn mit Inbrunst küßte. „Lebwohl!" — „Wie kannst du sagen: Lebwohl?" schluchzte Fiorita, „eben erst gabst du mir das Leben, und schon raubst du mir es wieder!"

Und etwas weiter:

„So muß es denn sein!" seufzte sie tonlos, indem sie die Augen mit den Händen bedeckte. „Trage wenigstens meinen Ring, trage ihn Tag und Nacht, Giuseppe Gonzaga, trage ihn wie ein Stück von mir, und wenn du betest, drücke ihn, als drücktest du meine Hand; ich trage den deinen."

Schneller ging es bei Julia auch nicht. Und Eufemia ist natürlich „die Amme", die den Zusammenkünften Vorschub leistet. Sie hat auch ein Liebesverhältniß mit Giuseppe's Diener, und ganz zuletzt kriegen sich diese beiden sogar. Fiorita und Giuseppe kriegen sich übrigens auch, aber erst als der letztere auf dem Todtenbette liegt — der alte Marcello Buonacolsi hat ihn nämlich erstochen, als er Fiorita rauben wollte, und wäre beinahe dafür hingerichtet worden — und Fiorita wird zuguterletzt Nonne und Aebtissin.

Im übrigen kommt dann noch allerlei von Verschwörung, Gift und Dolch vor, wie sich das für eine echte italienische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert schickt; die schwarzen Blattern und die Pest fehlen auch nicht, und wer sich dafür näher interessirt, der lese den Roman. Er ist stellenweise recht unterhaltend geschrieben, aber so über die Gebühr in die Länge gezerrt, daß der Verfasser sich dadurch muthwillig um seine besten Wirkungen bringt. Besonders die Dialoge sind oft geradezu unendlich, als ob der Autor uns den Beweis erbringen wollte, wie viel Worte man um ein Geringes machen kann. Daher kommt es denn auch, daß oft mitten in der Unterhaltung ein neues Kapitel anfängt, weil das alte nun lang genug geworden ist: eine Unart, die der in den Reden seiner Personen auch unerschöpfliche Felix Dahn eingeführt hat. Des weitern streut der Verfasser viel zu viel italienische Brocken und Floskeln in seine Dialoge ein. Wir sind der Meinung, daß hin und wieder eine solche Einfügung ganz am Platze ist und zur Belebung und Individualisirung des Gesprächs beiträgt; aber Waldmüller übertreibt außerordentlich darin. Wenn z. B. statt Gott beharrlich „Iddio" gesagt wird, so ist das komisch. Dazu kommt, daß jeder Italienkenner bald einsieht, daß Waldmüller seine italienischen Einschaltungen streng nach der Grammatik macht; das Volk gebraucht die Redensarten, die der Autor ihm in den Mund legt, zum allergrößten Theil nicht.

Wer Mantua kennt, der wird trotzdem durch die lebendige und farbenfrische Schilderung des Verfassers manche Erinnerung aufgefrischt sehen. Auch Verona ist ansprechend skizzirt, so wenig das an sich in den Rahmen der Geschichte gehörte, mit der doch z. B. die berühmten Scaliger-Gräber wirklich nichts zu thun haben. Auch sonst finden sich getreue und anmuthende Bilder aus dem italienischen Volksleben, wie das des öffentlichen Schreibers u. a. m. Nur der Humor, den der Autor bei einigen Nebenpersonen, besonders bei dem Diener Beppo erzwingen wollte, hat ihm diesmal gar nicht gelingen mögen; wogegen die Figuren des Herzogs und des Rechtsgelehrten Andrea Primaticcio trefflich herausgearbeitet sind. Im allgemeinen möchten wir von dem Buche sagen, daß weniger mehr gewesen wäre!

Konrad Telmann.

Dichtungen und Gedichte.

1. Cunita. Ein Gedicht aus Indien von Leopold Jacoby. Hamburg, J. F. Richter. 1884. Gr. 4. 10 M.

Keine Literaturgeschichte der Neuzeit, kein Schriftsteller-Lexikon führt den Namen Leopold Jacoby auf. Der Träger desselben ist in den literarischen Kreisen ein durchaus neuer Mann. Auch uns, die wir hier seine Dichtung zu besprechen haben, ist er vollkommen unbekannt. Wir wissen nicht das Mindeste von seinem Leben, seiner Stellung, seinem Schicksal. Wir haben nur sein Gedicht, aber dies Gedicht genügt, uns Theilnahme für den Verfasser einzuflößen und ihm Achtung entgegenzubringen, er sei auch wer er sei.

Die Verlagshandlung, die sein Werk gedruckt hat, theilt den Ausspruch eines unserer ersten Kunstkritiker mit, der wie folgt lautet: „«Cunita» ist ein vollendetes Meisterwerk der epischen Dichtkunst, welches den Namen des Dichters zu einem der gefeiertsten unter den Dichtergrößen der Jetztzeit machen wird. Ueber ein Kurzes wird «Cunita» in jedem Salon, in jeder Bibliothek sein, deren Besitzer noch Sinn und Empfängniß für wirkliche Poesie hat."

Dieses warme und begeisterte Urtheil erfreut uns in hohem Grade deswegen, weil es beweist, daß es auch unter den Kritikern noch Köpfe gibt, die sich von einer edeln Dichtung erregen und hinreißen lassen. „Cunita" ist einer solchen Begeisterung und einer solchen Erregung durchaus werth, wennschon wir das poetische Werk nicht gerade ein vollendetes Meisterstück der epischen Dichtung zu nennen im Stande sind. Dazu fehlt ihm allerdings

noch manches, und zwar zunächst in der Ausgestaltung der Fabel, die an sich fein und sinnig, doch in der Ver- und Entwickelung zu lose, gleichsam zu eben bleibt, um eine sich mehr und mehr steigernde Theilnahme erwecken zu können. Wir wissen freilich, daß die Lebensbedingungen Indiens, wenigstens des poetischen Indiens, mit dem wir es hier zu thun haben, sehr einfache und natürliche sind. Von diesen sehr einfachen und natürlichen Lebensbedingungen läßt sich selbstverständlich kein Sensationsroman erwarten. Und den verlangen wir auch nicht. Wir wünschten nur die Ereignisse und Vorgänge dieser Dichtung ein wenig bewegter, hier und da mit einem Anfluge dramatischer Lebendigkeit durchhaucht. Ein Epos, selbst ein indisches, schließt diese Durchhauchung nicht aus. „Sakuntala" und „Nal und Damajanti" liefern dafür den schlagenden Beweis. Wie schlicht und naiv ist deren Handlung, und doch wie spannend, wie fesselnd zugleich durch lebhafte Behandlung einzelner Momente in der sich abrollenden Begebenheit! Es enthüllen sich dabei Züge von einer wahrhaft ergreifenden und man darf sagen: drastischen Darstellungsweise. Es ist zu bedauern, daß „Cunita" solche Züge fehlen. Das Gedicht bleibt in dieser Hinsicht zu blaß, zu langsam, zu sehr zu ebener Erde. Es erhebt sich nicht, es gewinnt keinen thatsächlichen Aufbau. Die Wirkung wird schon dadurch einigermaßen beeinträchtigt, daß die beiden Liebespaare, die seine Hauptheiden bilden, in ihrem Liebesgeschick sich zu sehr gleichen, wenn auch mit entgegengesetztem Ausgange. Amrn rettet Khûri aus den Wellen des Ganges und erringt durch diese Rettung ihre Liebe; Cunita wird von Siddhar ebenfalls aus den Wogen des heiligen Stromes gezogen, aber nur als Leiche. Die Liebe des einen ersteht aus dem Ganges; die des andern versinkt darin. Wir erkennen wohl, daß in dieser Gleichheit gerade die Verschiedenheit des Menschenloses bekundet sein soll, aber es fragt sich am Ende doch, ob diese Bekundung sich nicht etwa durch andere Schickung hätte geben lassen können. Etwas mehr Wechsel dürfte der Sache schon günstiger gewesen sein. Allein reizend bleibt sie immerhin. Sie ist mit einem eigenen Duft und Glanz umwoben, und zwar mit dem einer weichen und üppigen, aber dabei durchweg gesunden Natur und Poesie. Hier kommen wir auf den großen Vorzug des Werks: es will nicht mehr sein, als es ist — es tritt an den Leser ganz ohne Anspruch, ohne Vorbehalt, sozusagen mit der ganzen Unbefangenheit reiner Menschlichkeit heran. Es gibt sich rückhaltslos an sich selbst hin; es verstimmt nicht durch irgendeine Absichtlichkeit; es gewinnt und nimmt für sich ein durch einen starken Zug von Wahrheit und Unverkünsteltheit sowol in Bezug auf Empfindung als Sprache. Es athmet den heißen Athem der Sinnlichkeit, indem es zugleich auf die Stimme der Weisheit lauscht. Es ist durchaus orientalisch, blühend in Farben, brennend in Licht, träumerisch im Wesen, ausdrucksvoll und dabei weich, voll Leidenschaft und im Ausbruch dieser Leidenschaft unschuldig wie ein Kind.

Die Verse sind nicht tadellos. Der Reim ist zuweilen unrein, der Rhythmus manchmal schleppend und gezwungen. Hier und da länft eine platte Wendung dazwischen; Worte wie probiren, gestienliren und andere sollten nicht gewählt sein, ebenso Abkürzungen wie: manch, welch, die unschön sind, und sich wohl hätten vermeiden lassen. Einige Stellen lassen Klarheit des Ausdrucks vermissen, wie etwa:

Wie Wellen den Uferbaum unterwühlend,
So richten Frauen spielend
Den stolzen Mann, die Familie zu Grunde.

Dieser Vergleich ist nicht voll und richtig ausgetragen, wie man uns einränmen wird: es fehlt ein Glied daran. Er soll doch heißen: wie Wellen, den Uferbaum unterwühlend, ihn von seinem Standort hinwegreißen und fortspülen, so richten Frauen mit ihrem spielenden Wesen den Mann, selbst eine Familie zu Grunde. Des Reimes wegen eine Karavane statt weiter ziehen, weiter „steigen" zu lassen:

Aber sein Heer verneinend schwieg,
Und die Karavane mühsam weiter stieg —

dürfte als ungeeignet zu erachten sein.

Noch manches andere wol ist zu rügen; aber allen Rügen gegenüber bleibt im ganzen und großen das unleugbare Zugeständniß zu verzeichnen: „Cunita" ist ein Gedicht, ein wirkliches Gedicht, eine literarische Schöpfung, aus der eine poetische Seele blickt und spricht.

2. Rothe Rosen. Neue Gedichte von Herbert Harberts. Hamburg, J. F. Richter. 1885. 8. 6 M.

In Herbert Harberts' Dichtungen pulsirt ein frisches, keckes Blut. Er singt nicht nach der vorgeschriebenen Regel, nach der ästhetischen Schnur, er singt auf seine Weise, mehr im Volksliedton als nach dem Muster der Kunstpoesie. Gleich das erste Gedicht in seiner Sammlung gibt den Beweis dafür:

Wo sich der Nordsee Wogen
Hinwälzen an den Strand,
Da liegt in lichter Schöne
Ein reichgesegnet Land;
Ein Land mit grünen Wiesen,
Mit Städt' und Dörfern drein —
Das ist das Land der Friesen,
Das ist die Heimat mein!

Das ist das Land der Freiheit,
Des Muthes und der Kraft,
Die selber sich den Boden,
Auf dem sie wirket, schafft!
Hier herrschte nie die Frohne,
Hier war der Bauer Graf,
Und aller Friesen Wahlspruch
Hieß: Lieber todt als Sklav'!

Es schlägt in stolzem Takte
Mein Herz, o Friesenland,
Daß meiner Kindheit Wiege
In deinen Auen stand.
Dir klopfen meine Pulse,
Dir schlägt mein warmes Herz;
Ich theil' in deine Freuden,
Ich theil' in deinen Schmerz.

1886. **Literarischer Anzeiger.** Nr. 2.

Dieser Anzeiger wird den im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Unsere Zeit“ beigegeben.
Monatlich erscheint 1 Nummer. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Verlag von Ed. Anton in Halle.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bernhardy, G., Grundriß der griechischen Literatur. 4. Bearbeitung.
I. 1875. 13 M. 50 Pf. II. Theil: Geschichte der griechischen Poesie. 1. Abth. 3. Bearbeitung. 2. Abdruck 1876. 12 M. 2. Abth. 2. Abdruck 1880. 13 M. 50 Pf.

Preisermäßigung:

Leo, Heinr., Lehrbuch der Universalgeschichte. 5 Bde. 3. Auflage. 1849—55. 51 M.
Für 20 M.

Dasselbe. Band 3—5. Geschichte der neueren Zeit bis 1830. 1850—53. 35 M. 25 Pf.
Für 10 M.

Leo, Heinr., Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. 5 Bde. 1854—67. 77 M. 55 Pf.
Für 30 M.

Dieselben. Bd. 4. 5.: Die Territorien d. deutschen Reiches im Mittelalter seit d. 13. Jahrh. 2 Bde. 45 M.
Für 20 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lieder des Giovanni Meli von Palermo.

Aus dem Sicilianischen von
Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Gregorovius hat das Verdienst, die anmuthigen, zarten Gedichte von Giovanni Meli, dem größten Nationalpoeten Siciliens, uns in deutscher Sprache vermittelt zu haben. Seine Uebersetzung, der eine geschichtliche Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens vorangeht, fand lebhaften Beifall und liegt jetzt in zweiter verbesserter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft.

8. Geh. 2 M.

Unparteiisch und ohne Voreingenommenheit, aber auch mit rücksichtslosem Freimuth bespricht der Verfasser — der sich aus naheliegenden Gründen nicht genannt hat — die Zustände in Bosnien, wie sie sich unter der nun beinahe achtjährigen österreichisch-ungarischen Herrschaft gestaltet haben. Seine Mittheilungen und Enthüllungen, die offenbar auf gründlichster Kenntniß der Verhältnisse beruhen, werden nicht blos in Oesterreich-Ungarn, sondern in allen staatsmännischen und politischen Kreisen Aufsehen erregen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserm Verlage wöchentlich:

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. J. Bernstein, Dr. A. v. Koenen, Dr. Victor Meyer, Dr. B. Schwalbe und anderer Gelehrten herausgegeben von

Friedrich Vieweg & Sohn.

Preis pro Quartal 2 M. 50 Pf. Probenummern gratis und franco.
Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst
im Zusammenhang der Culturentwickelung
und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage. Fünf Bände. 8. Geh. 56 M. Geb. 63 M. 50 Pf.

Inhalt:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum** in Religion, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
2. Band: **Hellas und Rom** in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
3. Band: **Das Mittelalter** in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 14 M. Geb. 15 M. 50 Pf.
4. Band: **Renaissance und Reformation** in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.
5. Band: **Das Weltalter des Geistes im Aufgange.** Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

Carriere's Geschichte der Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit ist als eins der werthvollsten Werke unserer Literatur anerkannt. Dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher wie jedem Gebildeten bietet es eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte: denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und betrachtet die Kunstschöpfungen als Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes. Alle fünf Bände liegen bereits in dritter vermehrter Auflage vor; dem fünften Bande ist ein Generalregister zum ganzen Werke beigefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugen Rey

herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Zwei Bände in je zwei Abtheilungen.

Mit 58 Separatbildern und 1519 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 18 M. Geb. (in vier Bände) 24 M.

1. Band:

1. **Abtheilung:** Säugethiere, bearbeitet von P. L. Martin. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.
2. **Abtheilung:** Vögel, bearbeitet von P. L. Martin. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

2. Band:

1. **Abtheilung:** Kriechthiere und Lurche, bearbeitet von Dr. F. Knauer. — Fische, bearbeitet von Dr. F. Heincke. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.
2. **Abtheilung:** Insekten, Tausendfüßer und Spinnenthiere, bearbeitet von Dr. E. Rey. — Krebse und niedere Thiere, bearbeitet von Dr. Heincke. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie für das Haus. Mit überaus zahlreichen charakteristischen und naturgetreuen Thierbildern illustrirt und zu außerordentlich billigem Preise dargeboten, wird dem höchst beifällig aufgenommenen Werke, das bereits viele tausend Abnehmer gefunden, ohne Zweifel immer weitere Verbreitung zutheil werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zu Moses Mendelssohn's 100jährigem Todestag 4. Januar 1886.

Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von
Prof. Dr. **G. B. Mendelssohn.**

Neue wohlfeile Ausgabe.

Acht Theile in sieben Bänden. 8. Geh. 16 M.

Vorliegende Originalausgabe enthält die sämmtlichen Werke Moses Mendelssohn's, herausgegeben von seinem Enkel, und empfiehlt sich durch die Correctheit der Texte wie durch den billigen Preis von nur 2 Mark für jeden Theil. Dem ersten Theil ist Mendelssohn's Bildniß und Facsimile beigefügt.

Phaedon. — Jerusalem.

Von
Moses Mendelssohn.

Mit Einleitung und Anmerkungen
herausgegeben von **Arnold Bodek.**

8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

„Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele" und „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum", die beiden Hauptwerke Moses Mendelssohn's und zugleich diejenigen, welche dem gegenwärtigen Geschlecht noch vollkommen verständlich sind, ja im Punkte der Denk- und Glaubensfreiheit auch jetzt wieder als leuchtende Wegweiser dienen können, erscheinen hier zum ersten mal in einem Bande vereinigt, zu wohlfeilem Preise und von einer ausführlichen Biographie Mendelssohn's begleitet.

Moses Mendelssohn.

Lichtstrahlen aus seinen philosophischen Schriften und Briefen.

Nebst Biographie und Charakteristik Mendelssohn's.

Von **Moritz Brasch.**

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine sorgfältige Auswahl von Gedanken und Maximen Moses Mendelssohn's, namentlich von solchen, die sich auf die philosophischen und ethischen Fragen der Gegenwart sowie auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche beziehen. Durch einen Essay des Herausgebers über „Mendelssohn und seine Philosophie" wird die Sammlung würdig eingeleitet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von **F. von Raumer.**

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Krisis der letzten Friedensverhandlung mit Napoleon I. Von Wilhelm Oncken. — Cornelius Tacitus. Von Julius Asbach. — Irmengard von Hammerstein. Eine rheinische Geschichte. Von Karl Menzel. — Der Aufstand Siciliens 1516. Von Konrad Häbler. — Tridentiner Concil. Vorspiel und Einleitung. Von W. Maurenbrecher. — Pfalzgräfin Elisabeth und Descartes. Von Max Heinze. — Geschichte des päpstlichen Archivs bis zum Jahre 1817. Von S. Löwenfeld.

Dem „Historischen Taschenbuch" hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden, Leopold von Ranke gewidmeten neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu besonders mannichfachem und gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Nordenskiölds
Vegafahrt um Asien und Europa.

Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von

E. Erman.

Mit 200 Abbildungen, einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Auf Grundlage des berühmten Werks „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega", in welchem Nordenskiöld über seine Expedition zur Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt mehr tagebuchartigen Bericht erstattet, bietet die vorliegende Bearbeitung eine zusammenfassende, abgerundete Schilderung jener denkwürdigen, vom glücklichsten Erfolge gekrönten Entdeckungsreise. Das außerordentlich reich illustrirte Buch ist zumal bei seinem wohlfeilen Preise den weitesten Kreisen des Publikums, ebenso Volks-, Schul- und Jugendbibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen. Es reiht sich den folgenden in demselben Verlage erschienenen und bereits vielverbreiteten Werken an:

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt, in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Volz. Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

DE SCULPTURA
von
POMPONIUS GAURICUS.

Mit Einleitung und Uebersetzung neu herausgegeben

von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. phil. und Privatdocent an der Universität Leipzig.

8. Geh. 6 M.

Das 1504 zu Florenz erschienene, in lateinischer Sprache verfasste Lehrbuch der Bildhauerkunst von Pomponius Gaurieus gehört zu den hervorragendsten kunsttheoretischen Schriften aus der Zeit der italienischen Renaissance. Durch vorliegende neue Ausgabe, welche den vollständigen Originaltext mit deutscher Uebersetzung und einen einleitenden Commentar des Herausgebers enthält, wird das selten gewordene Buch Künstlern und Kunstforschern wieder zu erleichtertem Gebrauche dargeboten.

Ersch und Gruber's
Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section (H—N). 38. Theil. (**Kocher — Köppen.**)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Das Werk ist in der Ersten Section (A—G), die 99 Theile umfaßt, vollständig erschienen die Zweite Section (H—N) gelangte jetzt zum 38. Theil; von der Dritten Section (O—Z) liegt Theil 1—25 vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen **156 Theile** (Preis 1794 M.) zum Preise von **600 Mark** geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu **6 M.**, von mehr als 50 Theilen zu **5 M.**, von mehr als 100 Theilen zu **4 M.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vor einem deiner Gärten,
Da steht ein Lindenbaum,
An dessen Fuß ich träumte
Den ersten Liebestraum.
Da hat sich auch das Feuer
Der Poesie entfacht,
Da sind die ersten Lieder
In meiner Brust erwacht.

Ich habe später manches
Mir fremde Thal durchstreift,
Wo lachend am Gelände
Die goldne Traube reift,
Wo stolze Ritterburgen
Vom hohen Felsen schaun,
Doch immer galt mein Sehnen
Den grünen Heimatsaun.

Die kann ich nie vergessen,
Die liegen mir im Sinn,
Wo ich auch immer weile,
Wo ich auch immer bin. —
O herrlich Land der Friesen,
Gen Norden Deutschlands Thür,
Es mög' der Herr des Himmels
Dich segnen für und für!

Es läßt sich manches gegen diese Strophen einwenden. Sie sind lose in der Fügung, nicht immer vermittelt und steigend genug in der Zuspitzung der individuellen Empfindung und dem Ausdruck der gehobenen Stimmung am Schlusse; „Ich theil' in deine Freuden, ich theil' in deinen Schmerz" ist wol eine volksthümliche Redeweise und von einer gewissen poetischen Plastik, allein doch immerhin richtiger in „Ich theile deine Freuden, ich theile deinen Schmerz" umgesetzt — aber allen diesen Einwendungen zum Trotz, tragen sie in sich doch einen fortreißenden Schwung und eine gewinnende Wärme des Gefühls, sodaß man sie gern liest und in sich aufnimmt. Und wie es uns mit diesem Einleitungsgedicht ergeht, ergeht es uns mit dieser ganzen Sammlung von Gedichten. Sie haben im allgemeinen etwas Anmuthendes, Gefälliges, etwas von dem gesunden Felddufte der Natur. Es ist nichts Abgelebtes, nichts gekünstelt Empfindsames in ihnen; wo sie zur Wehmuth und Trauer neigen, da ist diese Neigung eine volksthümlich knappe und herbe, die sich meist immer epigrammatisch abschließt, wie z. B. in „Er schloß die Maid an seine Brust", worin der Liebesschwur einer Geliebten in die sarkastische Meldung ausläuft:

Kennt ihr das Lied so weh, so weh?
Er lag erstarrt im tiefen See
Und ihren Leib so blühend warm
Umschloß des Buhlen frecher Arm.

Des neuen Buhlen Arm natürlich! Recht sinnig und gefühlvoll ausgetragen erscheinen: „Die letzte Rose" mit der am Anfang und Schluß jeden Verses kunstvoll wiederkehrenden Zeile: „Noch eine Rose glüht im Laub'"; „Das Mutterherz vergißt dich nie"; „Ein schöner Traum", worin nur:

Es zog mich mit Verlangen
Zu jenem stillen Haus,
Wo einstens ich gegangen
Ein paar mal ein und aus —

die gesperrt gedruckten Worte gar zu gewöhnlich klingen und die Stimmung stören. Manches andere wäre rühmlich hervorzuheben. Daß eine Dichterseele, der es an Humor nicht fehlt, sich der Heine'schen Richtung zuwendet, darf nicht befremden. Harberts gibt in dieser jedenfalls manches Ergötzliche, so z. B. in „Erinnerst du dich noch der Stunde", worin er eine glückliche Schäferstunde mit der Geliebten schildert, der er sein Herz zu Füßen legt und die ihm ergriffen die Hand drückt:

Schon wollt' ich jauchzen. Banger Tage
Verflossner Streit ward Harmonie,
Da traf mich wie ein Blitz die Frage:
„Wieviel Gehalt beziehen Sie?"

Die Poesie von Herbert Harberts hat jedenfalls einen artigen Schelm im Nacken, der sich besonders in den „Liedern vom Rhein" zeigt. Darin waltet ein burschikoser und ziemlich übermüthiger Ton. Der sogenannte „Ulk" treibt darin sein tolles und zuweilen ein recht vorlautes Wesen. Einer hübschen Kellnerin, von der er verstohlen ein Küßchen fordert, ruft er zu:

Der Wirth im hies'gen Gasthof,
Der ist im ganzen Land
Als obergrober Flegel
Allmänniglich bekannt.

Am „Godesberg" erfassen ihn romantische Erinnerungen und er ist eben dabei wie Fouqué zu singen, als sein „rüder Freund" ihn in die Seiten stößt:

„Ach sieh!" So ruft er höhnisch,
Der Materialist,
„Wie die famose Jule
Heut aufgedonnert ist."

Auch sonst hat er Heine'sche Anfälle. „Auf den Berg bin ich gestiegen" schildert seine Lust an der süßen Luft der Freiheit, an dem Schwinden aller Erdensorgen, an dem Hervorfluten poetischer Regungen und fährt dann fort:

Und im Thal hab' ich gesessen,
An den Tisch bin ich gesunken,
Habe Kaffee dort getrunken,
Kuchen auch dazu gegessen.

Hab' geschwatzet mit den Alten
Und getrieben mit den Bäschen
All die landgewohnten Späßchen,
Ihnen gar das Garn gehalten.

Lächeln that ich viel und nicken,
Sagte immer Ja und Amen
Und versprach den alten Damen,
Nächstens Strümpfe auch zu stricken.

Das ist ganz lustig, aber im ironischen Austrage doch nicht bedeutend genug. Das läßt sich auch von „Faustiade" und „'s war eine hübsche Soirée" sagen. Es sind muntere poetische Dosenstückchen, bunt gemalt und heiter ausgeführt, aber doch nur Nachahmungen, Nachahmungen bis auf die gesuchten Unebenheiten des Stils und der Metrik. So heißt es z. B. in „'s war eine hübsche Soirée":

Sie spielte gar nicht ohne Glück
Und nahm gehörig voll die
Accorde; 's war ein hübsches Stück
Von Mendelssohn-Bartholdy.

Das ist Heine mit allen Sommersprossen und Warzen. Was uns betrifft, so ziehen wir Lieder „Wie Haß und Liebe" und ähnliche vor, weil uns der Inhalt kerniger und ungesuchter erscheint. „Erzählendes" bietet des Anziehenden manches. Die Darstellung ist meist drastisch und wirksam, die Form gedrungen und fest. „Zeit, Streit, Gelegenheit" zeigt durchweg tapfere und gute Gesinnung.

3. Kojenspritzer in Reimen für deutsche Seeleute von Nautilus. Berlin, Schwarz.

Die See und ihr Schiffsleben und -Treiben ist für die deutsche Dichtung noch ein neues und ungewohntes Feld, das bisher gleichsam nur versuchsweise von ihr betreten worden ist. Nautilus ist wol der erste, der für seine Muse eine Specialität daraus macht und wohlthuend wahrnehmen läßt, daß sie mit Meerwasser getauft und darauf zu Hause ist. Sie weiß mit Schiff und Wogen Bescheid und hat den Katechismus der Seeleute vortrefflich inne. Sie dichtet gewissermaßen in ihrer Fachsprache, und das gibt ihren Versen sofort etwas Eigenartiges und Selbstbewußtes, schon deswegen weil sie sozusagen in ungebundener Matrosentracht, mit Strohhut, flatterndem Halstuch, offener fliegender Jacke und weitbaumelnden Hosen auftritt. Die Poesie, die uns hier entgegenkommt, ist keine Poesie, die eine sorgsame Toilette gemacht und sich auf Salonmanieren eingeübt hat. Im Gegentheil, sie erscheint mit breitspurigem Gange, die Hände in den Hosentaschen und die Kopfbedeckung in den Nacken gezogen. Zierlich thun und den Hof machen, ist ihre Sache nicht. Sie gibt sich ungezwungen, derb, meist frohgemuth und deutsch bis auf die Knochen. Noch ist nicht alles wohlgelungen, was sie bringt. Und das ist auch kein Wunder. Die deutsche Dichtung muß sich hier erst Uebung, ja, sie muß sich erst ein poetisches Idiom dafür schaffen. Bedenkt man diese Umstände und Schwierigkeiten, so wird man immerhin sagen müssen, daß Nautilus schon ganz Anerkennenswerthes leistet und noch Besseres erwarten läßt. Er bekundet das Zeug, uns ein lyrischer Marryat zu werden. Die Widmung „Der deutschen Schiffahrt", „Die deutsche Flagge", „Germania und Hansa", „Deutschland in Amerika", „Neuyork in Sicht", „Von der Marine" sind Gedichte, die, von warmer Vaterlandsliebe und gesunder Seelust beseelt, einen günstigen Eindruck auf „Landratten" hervorzubringen nicht versäumen werden. Möge Nautilus Ermunterung werden, in seinen Bestrebungen fortzufahren, und wir eines schönen Tags Anlaß erhalten, in ihm einen Dichter zu begrüßen, der, um zeitgemäß zu sprechen, auf dem Meere unserer Lyrik neue Colonien erobert und begründet hat.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" vom 31. October v. J. widmet Karl Hillebrand's letztem Werke: „Zeiten, Völker und Menschen", einen längern Artikel, der so interessant ist, daß wir uns veranlaßt fühlen, ihn mit nur geringen Auslassungen hier wiederzugeben. „Es liegt stets etwas Wehmuthsvolles darin, wenn man das letzte Werk eines hervorragenden Schriftstellers in die Hand nimmt; im vorliegenden Falle aber empfindet man größeres Bedauern als gewöhnlich. Als Karl Hillebrand noch ein junger Mann war, erkannte Heinrich Heine mit voller Klarheit seine Geistesrichtung und sagte ihm, auch er werde in den Strudel der Schriftstellerei hineingezogen werden; zugleich aber rieth er ihm ernstlich, vor seinem vierzigsten Jahre nichts zu veröffentlichen. Der junge Mann befolgte diesen Rath fast buchstäblich, und daher kommt es, daß man in seinen Schriften nichts Unreifes und blos Tastendes findet. Man mag mit seinen Ansichten übereinstimmen oder nicht, jedenfalls kann man nicht umhin anzuerkennen, daß sie mit Bedacht und nach voller Erwägung der Frage, um die es sich handelt, gebildet worden sind. Andererseits hingegen war die Selbstbeschränkung seiner frühern Lebensjahre nicht ganz so glücklich. Wie die meisten Mitarbeiter an Zeitschriften, fand auch er bald, daß die engen Grenzen eines Essays, der vorübergehende Erfolg eines Artikels weder seinem Talent noch seinem Ehrgeiz genügte, und so wählte er sich nach einigem Zaudern die Geschichte des heutigen Frankreich zu seinem Vorwurfe. Außerhalb Deutschland haben die Vorzüge der zwei Bände, welche davon erschienen sind, nur dürftige Anerkennung gefunden, gleichwol wüßten wir nicht, wo eine so treue, lebendige und zugleich unparteiische Darstellung der Lehren der verschiedenen Socialistenschulen vor 1848 anzutreffen wäre, wie Hillebrand sie gibt. . . . Er gehörte zur alten classischen Schule in Deutschland, die nur zu rasch im Aussterben begriffen ist. Sie hat natürlich Lippenverehrer genug und zählt Schriftsteller, die ganz bereit sind, ihr Knie zu beugen, sobald der Name Goethe genannt wird; wo aber findet man die alte freisinnige Duldung für die Verschiedenheiten der Meinungen, des Charakters und Zwecks? Karl Hillebrand besaß sie vollständig. . . . Sein geistiger Gesichtspunkt kann nicht genauer geschildert werden als mit Goethe's Worten:

Wer nicht von drei tausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt in Dunkel, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Er sah stets das Vor- und Nachher in jedem Ereigniß, die Staatsmänner, Dichter und Schriftsteller der Vergangenheit nicht als einzelne Gestalten, sondern in der ganzen sie umgebenden geistigen und gesellschaftlichen Atmosphäre. Er trug ein Verlangen danach, über diejenigen, denen er, sei es in der Geschichte, Poesie oder dem wirklichen Leben begegnete, ein Urtheil zu fällen; sein einziges Verlangen war, sie zu verstehen. Er konnte den überlegenen Genius eines Shakspeare anerkennen, ohne Molière oder Camoens das ihnen gebührende Lob vorzuenthalten. Wenn wir Goethe beiseite lassen und Heine, den er als Menschen und Dichter liebte, waren seine Lieblingsautoren Rabelais, Montaigne, Addison, Sterne und Schopenhauer in seinen kleinern Abhandlungen, und von diesen zogen ihn alle außer Rabelais viel mehr durch ihre Darstellungsweise als ihren Stoff an, denn er hatte ein außerordentlich feines Stilgefühl, wie jeder Satz in seinen eigenen Schriften es beweist. Auch Fielding war einer seiner großen Lieblinge, und doch schätzte er, trotz all seiner Liebe zu den Humoristen und der Literatur des 18. Jahrhunderts, Ariosto, Tasso und Milton weit höher, als fast jeder andere deutsche Kritiker der Gegenwart. Wie er dazu kam, einen so universellen Geschmack zu besitzen, das erklären uns zum großen Theil die

zwei Essays im vorliegenden Bande: «Das Conventionelle in der französischen Literatur» und «Der alte und der neue Roman». Er war Historiker aus Instinct, selbst mehr als aus Wahl. Niemand hat mehr als er dazu beigetragen, Herder in der guten Meinung seiner Landsleute wiederherzustellen, wenngleich Newinson, wie viele Deutsche, die weniger Entschuldigung dafür haben, seine Bemühungen in dieser Hinsicht beharrlich ignorirt, und was er an Herder bewunderte, war der historische Sinn — die dunkle, unbestimmte und doch stets gegenwärtige Ueberzeugung, daß alles Leben eine beständige Entwickelung sei, worauf Buckle zuerst hinwies, was Herder zuerst aussprach und Darwin zuerst bewiesen hat. Dies wenigstens glaubte Hillebrand, und diese Ueberzeugung war ihm auch stets gegenwärtig. Jeder literarische und politische Zeitraum war ihm eine Sache, die er weder zu loben noch zu tadeln, sondern einfach zu verstehen habe, und er ließ sich keine Mühe verdrießen, um zuverlässige Belehrung über die Umstände, welche die Periode beeinflußt hatten, zu erlangen. Dies war seine Stärke als Historiker und Essayist; doch läßt sich kaum leugnen, daß es auch seine Schwäche war. Er war zu sehr geneigt, sein eigenes Zeitalter für eine historische Periode zu halten; er konnte den Einflüssen nachspüren, die sie hervorgebracht und gestaltet hatten; er empfand stärker als die meisten von uns, daß sie vorübergehend sei; doch vermochte er ebenso wenig, wie wir andern «die Keime der Zeit zu durchschauen und zu sagen, welcher sich entwickeln werde und welcher nicht», und daher scheint es uns, er sei gegenüber vielen Bestrebungen des heutigen Lebens, besonders in England, ungerecht gewesen. Man darf indessen nicht glauben, daß wir etwa geneigt seien, Hillebrand's Ansichten, in Sachen der Literatur oder der Kunst, zu unterschätzen, so lange er sich darauf beschränkte, ein einzelnes neueres Werk zu beurtheilen; wo wir hauptsächlich von ihm abweichen, das ist, wenn er eine Ansicht über allgemeine Bewegungen ausspricht. Er besaß von Natur einen richtigen und feinfühligen Geschmack: er verdankte dessen Ausbildung nach seinem eigenen Geständniß weit mehr seinem Umgang mit Heine als der Universität. Später erlangte er eine ganz ungewöhnliche Kenntniß der neuern Literatur, besonders der Frankreichs, Italiens und Englands und eine Bekanntschaft mit der italienischen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts, die man selten antrifft, außer bei denen, die ihr das ganze Leben widmen. Und diese Kenntnisse waren für ihn keine todte Last; sie beleuchteten ihm den Geist der Zeit, in welcher der Dichter oder Maler gelebt hat, und bildeten einen Theil seines eigenen Gefühlslebens. Dabei war es natürlich, daß ein solcher Mann für Hergebrachtes Duldung hatte und etwas geneigt war, auf Neuerungen mit Argwohn zu blicken. Auf die Herausgabe des vorliegenden Bandes scheint die größte Sorgfalt und Mühe verwandt worden zu sein. Die Uebersetzung der ursprünglich im Englischen erschienenen Artikel ist mit großem Takt und Geschick ausgeführt worden. Frau Hillebrand darf wol zu der Art und Weise beglückwünscht werden, mit welcher sie ihr Liebeswerk vollbracht, und zu den Mitarbeitern, die sie in Isolde Kurz, Hornberger und Conrad gefunden hat. Das Werk selbst ist vielleicht den frühern Bänden an Vollständigkeit und Vollendung der einzelnen Essays nicht ganz ebenbürtig; dagegen aber ist es noch reicher an eigenartigen Gedanken und an Anregungen. Es wird jetzt von der ganzen gebildeten Welt in Deutschland mit großem Interesse gelesen werden, und da diese etwas oberflächlich liest und das Buch diese Eigenschaft nicht besitzt, so wird es sich künftig vortrefflich dazu eignen, geplündert zu werden."

Bibliographie.

Barsch, P., Auf Straßen und Stegen. Lieder. Mit einem Vorwort von R. Schmidt-Cabanis. Herausgegeben von K. v. Klarenthal. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1885. 16. 1 M. 50 Pf.

Barth, E., Die Reform der Gesellschaft durch Neubelebung des Gemeindewesens in Staat, Schule und Kirche. Leipzig, Reichardt. Gr. 8. 3 M.

Baumann, J. K., Dämon Alkohol. Votiv-Tafeln. Frauenfeld, Huber. 1885. 8. 80 Pf.

Biedermann, W. Freih. v., Goethe-Forschungen. Neue Folge. Mit 2 Bildnissen und 2 Facsimiles. Leipzig, v. Biedermann. Gr. 8. 12 M.

Brosch, M., Oliver Cromwell und die puritanische Revolution. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. Gr. 8. 10 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 7ter Bd. 2tes Hft.: Unionsversuche zwischen Katholiken und Protestanten Deutschlands. Von A. Röttscher. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. 1885. Gr. 8. 50 Pf.

Collins, W., Herz und Wissen. Erzählung aus der Gegenwart. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Cron, Clara, Das Glückskind. Eine Erzählung für junge Mädchen. Leipzig, Bredow. 1885. 8. 4 M.

Dehlen, A., Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1885. Gr. 8. 2 M.

Derenburg, F., Berliner Geschichten. Berlin, Springer. 8. 3 M.

Düntzer, H., Goethes Verehrung der Kaiserin von Oesterreich, Maria Ludovica Beatrix von Este. Mit dem Bildnisse der Kaiserin. Köln, A. Ahn. 8. 1 M. 60 Pf.

Kord Dusenddahler. En snaksch Geschich ut Karlsbad. Hameln, Fuendeling. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Ebner, H., Die Vermittlung geographischer Begriffe und Vorstellungen. Graz, Goll. Gr. 8. 40 Pf.

Elbe, A. v. d., Brausejahre. Bilder aus Weimars Blüthezeit. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil's Nachf. 1885. 8. 6 M.

Eucken, R., Beiträge zur Geschichte der neuern Philosophie, vornehmlich der deutschen. Gesammelte Abhandlungen. Heidelberg, Weiß. 8. 3 M. 20 Pf.

Fuchs, M., Die geographische Verbreitung des Kaffeebaumes. Eine pflanzengeographische Studie. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Gebhardt, B., Geschichtswerk und Kunstwerk. Eine Frage aus der Historik. Breslau, Preuss u. Jünger. 1885. Gr. 8. 50 Pf.

Hofmann, F., Nach 55 Jahren. Ausgewählte Gedichte. Leipzig, Keil's Nachf. 12. 5 M. 25 Pf.

Hörschelmann, E. v., Im Banne der Schmach. Roman. Leipzig, F. Duncker. 1885. 8. 2 M.

Hürlimann, A., Müller-Friedberg, erster Landammann des Kantons St. Gallen. Ein kurzes Lebensbild. St. Gallen, Müller. 1880. 8. 50 Pf.

Knopp, J. N., Dr. Philippus Krementz, Erzbischof von Köln. Ein Lebens- und Zeitbild. Mit Porträt. Trier, Paulinus-Druckerei. 1885. 8. 25 Pf.

Kohut, A., Moderne Geistesheroen. Biographisch-kritische Charakterbilder und Porträt-Skizzen aus der Gegenwart. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 6 M.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. 12ter Bd. München, Oldenbourg. 1885. 8. 1 M.

Scheidel, G., Franz Karl Leopold Freiherr von Seckendorff in seinen literarischen Beziehungen, hauptsächlich zum Weimarschen Dichterkreise, nach einer ungedruckten Korrespondenz. Nürnberg, Heerdegen-Barbeck. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schulze-Smidt, Bernhardine (E. Oswald), Russische Sagen. In freier Nachdichtung. Zeichnungen von F. v. Kortzfleisch. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Lex.-8. 5 M.

Silberstein, A., Frau Sorge. Eine Märchen-Dichtung. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M. 50 Pf.

Spielhagen, F., An der Heilquelle. Novelle. 4te Aufl. Leipzig, Staackmann. 8. 6 M.

Storm, T., John Riew'. Novelle. Miniatur-Ausgabe. Berlin, Paetel. 12. 3 M.

— — Dasselbe. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Strand, G., Hadrian. Eine Tragödie. Lübeck, Dittmer. 1885. 8. 3 M.

Suttner, Bertha v., Daniela Dormes. Roman. München, Heinrichs. 8. 3 M.

Kleines Theater. (Familien- und Vereinstheater.) Nr. 141: Der neue Gutsherr. Lustspiel. Nach dem Französischen frei bearbeitet von F. A. Biermann. Paderborn, Kleine. 1885. 12. 60 Pf.

Geographische Universal-Bibliothek. Nr. 3: Im Reiche des Fo. Eine Charakteristik des chinesischen Volkes. Von A. Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld. Weimar, Geographisches Institut. 1885. Gr. 16. 20 Pf.

Vambéry, H., Der Zukunfts-Kampf um Indien. Aus dem Englischen von B. Walden. Mit 1 Karte in Farbendruck, das Fortschreiten Russlands gegen Indien darstellend. Autorisirte Uebersetzung. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 M.

Volk und Heer — unsre Wehr! Entwurf einer Wehrorganisation auf der Basis einjähriger Präsenz-Dienstzeit. Ein Mahnruf an die deutsche Volksvertretung zur Septennatsberathung. Von einem preußischen Offizier. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 80 Pf.

Volkelt, J., Erfahrung und Denken. Kritische Grundlegung der Erkenntnisstheorie. Hamburg, Voss. Gr. 8. 13 M.

Volz, B., Geographische Charakterbilder. Mit mehr als 300 Illustrationen. 1ste Lfg. Leipzig, Fues. Gr. 8. 50 Pf.

Wendt, H. H., Die Lehre Jesu. 1ster Thl. Die evangelischen Quellenberichte über die Lehre Jesu. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 7 M.

Ziegler, E., Mein Debut, mit einem photolithographirten Vorrede-Brief von Emile Zola. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 12 bis 18.

Deutscher Reichstag. — Das Jahr 1885. (VII.) — Socialpolitische Glossen zur Spiritusmonopol-Vorlage. — Fernere Bedenken gegen das Spiritusmonopol. — Deutsch-österreichische Zukunftsbetrachtungen.

Birma und die Birmanen. — Francisco Serrano y Dominguez, Herzog de la Torre. (Nekrolog.) Von R. von Bardeleben. (II/IV.) — Zwei neue Goethe-Bildnisse und einiges Andere. Von Fr. Zarncke. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Dr. R. Kittel. — Das Nachlaßvermögen von Schillers Eltern und die Erbtheilung im Jahre 1802. Von Dr. von Schloßberger. — Mommsens Römische Geschichte. — Die Frage nach den Gründen von Tiryns. — Eine neue Beaumarchais-Biographie. Von F. Lotheißen. — Eine Beleuchtung französischer Zustände. — Dr. Samuel Birch. (Nekrolog.) Von Prof. Dr. A. Eisenlohr.

Zur Frage der Finanzreform. — Deutscher Landwirthschaftsrath.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Krisis der letzten Friedensverhandlung mit Napoleon I. Von Wilhelm Oncken. — Cornelius Tacitus. Von Julius Asbach. — Irmengard von Hammerstein. Eine rheinische Geschichte. Von Karl Menzel. — Der Aufstand Siciliens 1516. Von Konrad Häbler. — Tridentiner Concil. Vorspiel und Einleitung. Von W. Maurenbrecher. — Pfalzgräfin Elisabeth und Descartes. Von Max Heinze. — Geschichte des päpstlichen Archivs bis zum Jahre 1817. Von S. Löwenfeld.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden, Leopold von Ranke gewidmeten neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem, gediegenem Inhalt.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserm Verlage wöchentlich:

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. **J. Bernstein,** Dr. **A. v. Koenen,** Dr. **Victor Meyer,** Dr. **B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Friedrich Vieweg & Sohn.

Preis pro Quartal 2 M. 50 Pf. Probenummern gratis und franco. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Zweite Section (H—N). 38. Theil. (**Kocher—Köppen.**)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Das Werk ist in der Ersten Section (A—G), die 99 Theile umfaßt, vollständig erschienen; die Zweite Section (H—N) gelangte jetzt zum 38. Theil; von der Dritten Section (O—Z) liegt Theil 1—25 vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen **156 Theile** (Preis 1794 M.) zum Preise von **600 Mark** geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu 6 M., von mehr als 50 Theilen zu 5 M., von mehr als 100 Theilen zu 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DE SCULPTURA

von

POMPONIUS GAURICUS.

Mit Einleitung und Uebersetzung neu herausgegeben

von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. phil. und Privatdocent an der Universität Leipzig.

8. Geh. 6 M.

Das 1504 zu Florenz erschienene, in lateinischer Sprache verfasste Lehrbuch der Bildhauerkunst von Pomponius Gauricus gehört zu den hervorragendsten kunsttheoretischen Schriften aus der Zeit der italienischen Renaissance. Durch vorliegende neue Ausgabe, welche den vollständigen Originaltext mit deutscher Uebersetzung und einen einleitenden Commentar des Herausgebers enthält, wird das selten gewordene Buch Künstlern und Kunstforschern wieder zu erleichtertem Gebrauche dargeboten.

(Mit einer Beilage von **Hermann Hucke** in **Leipzig** und dem **Literarischen Anzeiger,** 1886 Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 4. Februar 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Illustrationen zu deutschen Dichtungen. Von Reinhard Mosen. — Erzählungen und Sagen. Von Adalbert Schroeter. — Bei Türken und Malaien. Von Alfred Kirchhoff. — Vermischte Schriften. Von Otto Henne Am-Rhyn. — Ein lyrischer Roman. Von Freiherrn K. von Richthofen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Illustrationen zu deutschen Dichtungen.

Wie alljährlich ward auch im vorigen Jahre der literarische Weihnachtsmarkt mit sogenannten Prachtwerken übersäet, von denen die meisten Illustrationen zu ältern oder neuern Dichtungen bringen, und von denen eigentlich keins, wie die landläufige Phrase geht, „auf dem Weihnachtstische einer gebildeten Familie fehlen darf". Die „Bildung" ist ein eigenes Ding, oder vielmehr das, was im Gesellschaftsjargon Bildung genannt wird, ist ein fast undefinirbares Etwas, das seine Bedeutung mit der Mode des Tags wechselt. Ehedem gehörte es zur Bildung, die Werke der zeitgenössischen Dichter (das waren freilich auch Goethe und Schiller!) zu besitzen und genau zu kennen, obgleich sie auf abschreckendem grauen Papier mit häßlichsten Lettern gedruckt waren. Heute heißt Bildung, die moderne Romanliteratur aus den abgegriffenen Leihbibliotheksexemplaren, die der bücherkaufende Engländer so treffend mit dem Epitheton „thumbed" beehrt, zu genießen, dagegen den neuen Erscheinungen der Lyrik und Epik nur dann den Zutritt in die Salons zu gestatten, wenn sie von einem oder womöglich gleich von mehrern unserer besten und berühmtesten Illustratoren gesellschaftsfähig gemacht und eingeführt wurden. Ist das Buch auf den Tisch des Salons gelangt, so hat es doch das Glück, dann und wann auch geöffnet zu werden, natürlich zunächst nur weil die Bilder besehen werden sollen, dabei bleibt aber das Auge wol auch einmal am Texte haften und liest die auf das Bild bezüglichen Verse. Da soll es auch schon vorgekommen sein, daß die Schönheit einer so aus dem Zusammenhang gerissenen Strophe das empfängliche Gemüth eines jungen Lesers derart ergriff, daß er das ganze Werk gelesen, durchdacht und in sich aufgenommen hat. Aber wenn er sich dann wieder einmal mit den Illustrationen seiner geliebten Dichtung beschäftigte, dann wird er sicher in den meisten Fällen die Erfahrung gemacht haben, daß ihm diese nicht nur nichts boten, sondern sogar unangenehm waren, weil sie dem Bilde, das sich der Künstler im eigenen Herzen und in eigener Phantasie von den Gestalten des Dichters gemacht hatte, nicht entsprachen oder ihm gar direct widersprachen. Denn nur äußerst selten und nur im allerglücklichsten Falle wird es dem Zeichner gelingen, sich so selbstvergessen in die betreffende Dichtung zu vertiefen, daß er nicht allein des Dichters ureigenste Intentionen erkennt, sondern dieselben auch ohne allen Beisatz seiner eigenen, umgestaltenden Phantasie in seiner Illustration wiedergibt. Gelingt ihm dies aber nicht, so muß sich nothwendig ein Zwiespalt aufthun, der den beabsichtigten Eindruck schädigt und geradezu zerstört, wenn sich starke Abweichungen zwischen Dichtung und Bild finden. Würde es uns schon bei einem Oelgemälde unangenehm berühren, wenn dasselbe irgendeine Scene aus einer Dichtung im Widerspruch mit deren Sinn darstellte, so könnte man diesen Eindruck doch vor der Schönheit der Malerei zurücktreten lassen; bei einer Illustration im Buche selbst würde dies aber unmöglich sein, weil hier das Bild gerade nur dazu da ist, um den von dem Dichter beabsichtigten Effect zu fixiren oder zu erhöhen. Dies zeigt sich natürlich am schärfsten da, wo vollständiges Misverstehen der dichterischen Intentionen seitens des Zeichners vorliegt und sich dann die Sache zur aufplatzenden Blüte unfreiwilliger Komik steigern muß. Von den unzähligen Beispielen, die man leicht in jedem Buchladen sammeln kann, will ich zur Illustration misverständlicher Auffassung nur folgende anführen.

In einer vor kurzem in elfter Auflage erschienenen,

sonst verdienstlichen Anthologie findet sich auch das Gedicht von Heine:

Die schlanke Wasserlilie
Schaut träumend empor aus dem See:
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen blassen Gesell'n.

Die einzige Möglichkeit, dieses Gedicht zu illustriren, dessen Wirkung allerdings nun und nimmer durch eine Illustration gehoben werden kann, liegt ja auf der Hand: ein stimmungsvolles Landschaftsbild. Aber der findige Illustrator in Scherer's „Deutschem Dichterwald" hat sich's anders herausspintisirt! Oben rechts auf dem Bilde zieht der Vollmond über dem Gewölk dahin, auf dem Wasser schwimmen einige Nymphäen, und aus dem Kelche einer derselben beugt sich eine zierliche Elfe über die Wellen und späht auf den Grund des Sees hinunter, wo unten links in der Ecke des Bildes ein ertrunkener Jüngling wie in Schlaf versunken liegt. Das ist ein starkes Stück, nicht wahr? Die arme Wasserlilie! Sie will dem indiscreten Blicke des Mondes ausweichen und muß nun — nicht, wie Heine will, das Spiegelbild des Mondes, sondern den unglücklichen Jüngling sehen, der sich ohne Zweifel aus hoffnungsloser Liebe zu ihr ertränkt hat. Eine sehr peinliche Situation! Und solche völlig verfehlte Illustration geht durch elf Auflagen eines sonst geschmackvoll geordneten Buchs! Kann sich deutlicher die Gedankenlosigkeit aussprechen, mit welcher solche Bilder gemacht und angesehen werden? Und dergleichen passirt, wenn auch nicht leicht in gleichem Grade, nicht blos den diis minorum gentium, sondern manchmal auch den besten und genialsten Zeichnern. Ist doch von einem solchen das Wettlaufen zwischen dem Hasen und dem Igel so illustrirt worden, daß an einem Ende des Ackers „den Swinegel sin Fro" im Costüm einer schwäbischen Bauerfrau sitzt, während ihr Gatte von dem andern Ende im Costüm eines Tagelöhners stolz daher kommt. Der blödsinnige Hase, der dann den schlauen Pfiff nicht gemerkt hätte! Und daneben steht im Texte: „Er (der Hase) meinte nicht anders, es wäre der Swinegel selbst, der ihm das zurufe, denn bekanntlich sieht den Swinegel seine Frau gerade so aus wie ihr Mann." (!) Man werfe mir bei diesem Bilde nicht vor, daß es sich nur in einem Märchenbuch für Kinder finde! Gerade weil es für Kinder zunächst bestimmt ist, kann es dazu dienen, uns zu dem Punkte zu führen, von welchem aus derartige Illustrationen zu beurtheilen sind. Ihr Zweck ist, wie schon oben gesagt, den vom Dichter beabsichtigten Eindruck zu fixiren und zu erhöhen dadurch, daß sie durch sichtbare Darstellung des Gelesenen und Gehörten der Phantasie zu Hülfe kommen, ein dauerndes Bild in die Seele aufzunehmen. Wenn dieses Bild nun aber ein schiefes ist, so wird auch der Eindruck ein falscher: der nachdenkende Erwachsene schiebt die Illustration misfällig beiseite, die Phantasie der kleinen und großen Kinder aber wird durch solche widerspruchsvolle Illustration verwirrt. Das Kind findet in dem Bilde sein Märchen nicht wieder, es fühlt sich unsicher geworden in seinen Vorstellungen, und über diesem Gefühl geht ihm oft Freude an Bild und Märchen verloren. Denn die unbewußte Kritik, die es übt, wenn es vor solchem Widerspruch steht, kann nur zerstören, weil sie nichts anderes an die Stelle setzt, und darum ist alles, wodurch eine Kritik dieser Art hervorgerufen wird, schädlich.

Bei großen Kindern, worunter ich hier alle naiven Gemüther verstanden wissen möchte, die sich vertrauensvoll der Führung eines Illustrators hingeben, liegt aber bei solchen Bildern wie dem zur Wasserlilie außer dem verwirrenden Widerspruch noch eine Gefahr nahe: das Falsche, weil es überrascht und frappirt, erst für geistreich und schließlich für das einzig Richtige zu halten.

Darum ist an den Illustrator die strenge Anforderung zu stellen, daß er sich genau an das Wort des Dichters halte, wenn er nicht diesen, den Beschauer und sich selbst schädigen will. Mit dieser Anforderung machen wir den Künstler keineswegs zum Sklaven des Dichters, sondern weisen ihm nur, bei aller Anerkennung seiner eigenen schöpferischen Thätigkeit, den Platz an, welcher ihm in diesem Verhältniß zukommt. Hier wird mit Hinsicht auf den Text auch dem einfachsten Laien gestattet sein zu sagen, ob das betreffende Bild gut oder schlecht sei. Natürlich gilt die obige Anforderung aber nur da in vollem Maße, wo sich die Illustration in engster Verbindung mit dem Texte findet. Größtmögliche Annäherung an die darzustellende Scene und Situation bleibt natürlich bei allen Bildern, die ihren Stoff aus einer Dichtung nehmen, wünschenswerth, doch ist selbstredend dem Künstler größere Freiheit zu gewähren, wenn er sich der unmittelbaren Vergleichung mit dem Text durch die Art seines Bildes entzieht. Aber die größte Gefahr liegt in dem Uebermaß von Illustrationen überhaupt, weil dadurch die Phantasie des Publikums, der gar zu viel zu Hülfe gekommen wird, erschlafft, da sie nicht mehr nöthig hat, sich anzustrengen, ebenso wie man sie durch die Ausstattungspracht im modernen Theater verwöhnt und verdirbt. Vielleicht bringt man noch einmal in den illustrirten Prachtwerken Spieldosen an. Wie hübsch würde sich eine Ausgabe von Goethe's „Faust" machen, deren Illustrationsblätter man nicht aufschlagen könnte, ohne sofort von Gounod's oder Boito's Klängen umrauscht zu werden!

Reinhard Mosen.

Erzählungen und Sagen.

Der Genius der Geschichte saß auf dem hohen Berge am Strande des Meeres und betrachtete die Welt. Es war Winter, das Morgenroth färbte die Wolken des südöstlichen Himmels, ein bleicher Strahl desselben flog über die Wogen der Ostsee. Auf den Bergen glühte der Schnee, die dunkeln Kronen der Tannen leuchteten purpurroth, die Spitze eines fernen Kirchthurms strahlte wie Gold, während das kleine Fenster einer niedrigen Hütte im Thale wie Feuer glänzte. Die Gestalt auf dem Berge schenkte dem grauenden Morgen ihre Aufmerksamkeit nicht. Ihr Blick hatte das Dunkel der Nacht und die verborgensten Tiefen des menschlichen Herzens durchschaut; und da sie die Erde im weiten Himmelsraume schweben sah, konnte sie dieselbe ja auch, ganz wie sie wollte, bald im Lichte des Tags, bald im Dunkel der Nacht betrachten. Aber sie hatte sich müde gesehen an den ewigen Kämpfen der Völker, die miteinander um die Herrschaft stritten; ihr Blick schien blutroth, wenn sie auf den Balkan sah, und hellglänzend wie Schnee, wenn sie sich von den Bergen Afghanistans nach Nordost wandte, um ein Dampfschiff zu entdecken, das an der Behringstraße eingefroren war. Still und gedankenvoll schlug sie die Augen nieder und berührte das mit Schnee leicht bedeckte Moos des Berges zu ihren Füßen mit dem eisernen Stift, den sie in ihrer Hand hatte. Der Felsen ward entblößt, vielleicht wollte sie eine lang vergessene Runenschrift, die in den Granit geschrieben war, wiederfinden. Nein, sie fand nicht, was sie suchte; einer der Riesen vergangener Zeiten hatte seine Spur auf dem Felsen zurückgelassen, aber die kahle, einförmige, graue Fläche zeigte keine Spuren menschlicher Hände. Endlich erblickte sie etwas weiter unten am Abhange ein Kind, das mit seinem hölzernen Stäbchen in den eben gefallenen, glänzenden Schnee Bilder zeichnete. „Was machst du da", fragte der Genius der Geschichte. „Ich schreibe Märchen in den Schnee", antwortete das Kind. „Wie?" sagte die hohe Gestalt auf dem Berge, „du läßt dich die Mühe nicht verdrießen, Runen zu zeichnen, die der erste Wind verweht, die die ersten wilden Thiere, welche des Wegs kommen, zertreten, und die im ersten Strahl der Frühlingssonne schmelzen?" — „Ja", sagte das Kind, „das ist meine Freude. Ich habe diese Kunst von der Woge des Meeres gelernt, welche Linien in den Sand zeichnet, von den Wolken des Himmels, die in der Luft ihre Schlösser bauen, von den trockenen Blättern, die leichte Spuren im Schnee zurücklassen, wenn der Wind sie jagt." — „Und das alles für das Spiel einer Minute?" fragte der Genius der Geschichte. Das Kind sah verwundert auf. „Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die Wogen, die Wolken und die Blätter es zu allen Zeiten so gemacht haben, und daß das Werk aller Zeiten ein Werk für alle Zeiten ist. Schreibst du mehr?" Der hohe Genius der Geschichte lächelte und sagte: „Mehr kann ich nicht schreiben. Ich erkenne dich wieder. Du bist das Märchen, das schon von Anfang an zu meinen Füßen saß und mich schreiben lehrte. Ich schreibe in Marmor wie du im Schnee, und dabei laß es nur bis ans Ende der Zeiten beharren." Und das Märchen schrieb im Schnee, den der Wind verwehte, den der Luchs zertrat und der in der Frühlingssonne schmolz. Am nächsten Tage war die Schrift fort, aber dann schrieb es im frischen Schnee neue Runen.

Diese schöne Parabel, welche das erste, sehr anziehende der mir vorliegenden Bücher einleitet, bildet auch den Eingang ihrer Besprechung. So bunt die Reihe der Erzählungen an uns vorüberziehen wird, die Dichtung hat sie mehr oder minder tief in Schnee geschrieben. Jenem ersten Buche zwar, einem Erzeugniß des Auslandes, wünschen auch wir von Herzen ein längeres Leben in unserer Literatur, aber der Geist des Absoluten hat auch dies nur gestreift. Es erscheint als zweiter Band einer Sammlung: „Aus hohem Norden. Von Zacharias Topelius." Der erste Band folgt nach Angabe des Verlegers sonderbarerweise erst später. Der zweite führt den Titel:

1. Jugendträume. Erzählung von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. Gütersloh, Bertelsmann. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.

Das Buch schildert uns zwei jugendliche Liebesverhältnisse, „Jugendträume", Gustav Adolf's. Aus dem Hintergrunde des erlöschenden tritt das andere, um gleichfalls zu erlöschen wie ein Jugendtraum und mit des Königs Werbung um die brandenburgische Prinzessin abzuschließen. Trotzdem fehlt der Dichtung sowol der Held wie die Heroine. Es mangelt eine energische Concentration der Vorgänge. Mehrere Figuren beanspruchen nahezu das nämliche Interesse und den gleichen Rang im Vordergrunde. Aber das geschichtliche Colorit ist ausgezeichnet und die Redeweise der Charaktere vorzüglich abgestuft. Die Personen sind mit knappen Mitteln, aber plastisch gezeichnet, und treten nie — eine Hauptschwierigkeit der historischen Novelle — aus dem Rahmen ihrer Zeit. In einzelnen Dialoger, wie in dem folgenden des jungen Königs mit Christian Fleming, offenbart sich seine Kunst. Man vergleiche:

„Hans Stabhandske war also ein glücklicher Bräutigam?" fragte der König, dem man von der Hochzeit in Perna erzählt hatte. „Sehr glücklich, Euer Gnaden", antwortete Fräulein Christine. (Der Titel „Majestät" wurde wol bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht, aber in vertraulicher Unterhaltung über dem ältern und einfachern Titel „Euer Gnaden" vergessen.) „Er ist glücklich", fährt die Dame fort, „da er seinem Herzen folgen konnte. Ich kenne andere, die das nicht dürfen. Kennt Ihr auch jemand?" — „Ich wüßte nicht. . . . Vielleicht. . . . Was würdet Ihr in solchem Falle thun?" — „Meine Pflicht, wenn ich ein Mann wäre." — „Und was müßte ein Weib thun?" — „Dasselbe, Euer Gnaden, immer ihre Pflicht." Der König sah sie lächelnd an. „Wißt Ihr wohl, daß nicht viele in Enerm Alter wie Ihr denken? Ihr redet wie ein Mann von dreißig Jahren, aber ich sehe auch auf Enerm Gesicht die Fleming'schen Züge. Ihr seid nicht furchtsam. Ich sah Euch, als Ihr 1614 bei dem Schloßbrand in Abo im Thurm stehen bliebet, weil Ihr ein kleines Mädchen aus den Flammen retten wolltet. Euers Vaters Verwandter, Klas Fleming, kannte auch nichts anderes als seine Pflicht und ward darum des seligen Königs Todfeind, obgleich die beiden Männer gleich ehrenfest und wacker waren und miteinander ein großes Reich hätten gründen können. Glücklicherweise sind wir Freunde, und deshalb kann ich Euch offen sagen: sind die rechtmäßigen Ansprüche des Herzens nicht die höchsten aller Pflichten?" — „Ich weiß nicht, was Enere Gnaden unter den rechtmäßigen Ansprüchen des Herzens verstehen. Aber wäre ich ein König" . . . — „Fahret fort! . . . Wenn Ihr König wäret?" — „Würde ich niemals täuschen. Mein Wort müßte ein Königswort sein und mein Eid mir heiliger als meine

Krone", antwortete Fräulein Christine mit leiser Stimme, aber so kühn und fest, wie es sich für eine Fleming ziemte. Der König schien überrascht zu sein und blickte finster. „Erklärt Euch deutlicher", sagte er. — „Ich würde das Mädchen nicht täuschen können, dem ich mein Herz gegeben und das mir ihre Liebe geschenkt hätte. Sagte man mir, die Wohlfahrt eines Reichs beruhe darauf, daß ich mein Wort bräche, so würde ich antworten: Die Wohlfahrt des Reichs beruht auf Treue und nicht auf Untreue." — „Ah! So meintet Ihr es?" rief der König, und sein Blick klärte sich so auf, daß Fräulein Christine fast erschrak. „Wahrhaftig, ich fürchtete schon, Ihr wäret auf ein anderes Thema gekommen, und ich möchte Euch nicht einmal für eine russische Festung zur Feindin haben. Ihr würdet fürchterlicher sein als eine ganze Armee." — „Ich bitte um Gnade, falls ich zu aufrichtig war. Ich bin stolz, daß die, deren Namen zu nennen meine unterthänige Ehrerbietung verbietet, mich mit ihrer Freundschaft ehrt. Welches Herz! Euer Gnaden ... so hoch und edel, so voller Liebe und Geduld! Schon länger als ein Jahr verzehrt sie die grausamste Ungewißheit. Sie weint selten, sie klagt niemals, aber sie betet viel. Ich weiß, was sie leidet. Kann dieser Ungewißheit kein Ende gemacht werden?" Der König ging im Zimmer auf und nieder; endlich blieb er stehen und sagte: „Sagt Ihr das von Euch selber, oder hat Euch jemand darum gebeten?" — „Keiner, und am allerwenigsten sie! Bin ich strafwürdig, so trage ich allein die Schuld." Des Königs finstere Stirn klärte sich wieder auf und er nahm einen scherzenden Ton an.

Auch ein Liebeslied des Königs an Christine Fleming wird uns mitgetheilt im Urtext und in der Uebersetzung. Diese, sonst fließend und im Ton wohlgetroffen, hinkt hier dem Wohllaut des Originals freilich nach:

Fugelen uppa grönan qviste,
Diuren uti mercken villa
Skulle, hver de min sorgh viste,
Mig hiälpa taarer att förspilla.
Echo mitt rop
Förmehrer med sitt ljudh en stor hop
Emellan tässa bärgh och dalar.

Fürwahr, der Vogel auf dem Baum,
Der wilden Thiere Scharen,
Sähn sie mein Leid, sie würden kaum
Die heißen Thränen sparen.
Das Echo auch
Es ruft am Quell so manches mal
Das Lied von meiner Lieb' und Qual.

Wäre der Dichter, welcher sonst den objectiven Erzählungsstil vortrefflich beherrscht, sparsamer gewesen mit subjectiven Reflexionen und Gefühlsergüssen, und hätte er mitunter besser verstanden, statt mit directen Mitteln die Zeit mehr historisch zu charakterisiren, die Charaktere zu ihrem Spiegelbilde zu machen, und hätte er vor allem Motive und Handlungen straffer zu schürzen vermocht, dann würde diesem Werke „aus hohem Norden" ein unbedingtes Lob zu spenden sein. So aber wird die Objectivität der Erzählung durch die persönliche Antheilnahme des Autors zu oft durchbrochen und der Gesammteindruck durch die zerstückte Form beeinträchtigt. Um auf seine einleitende Parabel nochmals zurückzukommen, so erlauben wir uns die Einschränkung, daß das Märchen, wenigstens wie er es auffaßt, in dem weitern Sinne von Sage oder Dichtung, im Grunde doch minder vergänglicher schreibt, als dies oft die Geschichte thut. Das eigentliche Märchen schreibt seine Erzählungen tief in die Volksseele, und sie leben hier fort, während die Annalen der Volkschronik, d. h. der Geschichte, sich verwischen. Man denke nur an Homer. Die Alltagserzähler und Alltagserzählerinnen kommen hier freilich nicht in Frage. Das Märchen von „Frithjof" aber wird weiter leben ebenso wie viele Lieder der alten Skalden, trotz allem nordischen Schnee. Die Sache ist nur die: unter den vielen, welche für den Heroldsdienst des Märchens sich berufen glauben, sind gar wenig auserwählt; die andern freilich schreiben dann wol in den Schnee, und kein „Luchs" braucht erst zu kommen, um die richtige Spur zu verwischen.

Dem Uebersetzer ist aller Dank zu zollen. Aus dem hohen Norden führt uns das nächste Buch in die mexicanische Tropenwelt.

2. Hacienda Felicidad. Von H. Keller-Jordan. Stuttgart, Kohlhammer. 1886. 8. 1 M. 60 Pf.

Einen deutschen Gelehrten führen Empfehlungen in eine mexicanische Hacienda, von wo aus er nahe gelegene Trümmerstätten der alten indianischen Cultur zu studiren denkt. Dies bildet die Grundlage der Novelle, und die Perspectiven, welche sich dem gespannten Leser zu eröffnen scheinen, sind reich und bunt genug. Reizende, glutäugige Creolinnen, wie wir sie auf dem Lido und in Montreux kokettiren sahen und in Meran ihre wundervollen Lieder singen hörten; mexicanische Offiziere und Cavaliere, die einst mit oder gegen Juarez stritten; die ganze reiche Handelswelt des Golfs und die Zauber der tropischen Landschaft wie die vom Urwald überwucherten Ruinen der Azteken, tragisch contrastirt mit den verkommenen, tyrannisirten Nachkommen ihrer Stämme — solche und ähnliche Phantasiebilder mochte der Titel der Novelle bereits erwecken. Vor allem aber durfte man nach den ersten Seiten, welche uns die Zwecke des Helden darlegen, sich darauf freuen, in jene geheimnißvolle Welt der alten aztekischen Skulptur- und Architekturstätten tiefer eingeweiht zu werden. Dank der Munificenz der französischen Regierung liegen uns Désiré Charnay's Forschungen in den „alten Städten der neuen Welt" ja seit kurzem in prächtiger Ausstattung und reichem Bilderschmuck vor und erschließen uns so genuß- wie lehrreiche Einblicke in das Wesen jener wunderbaren Werke einer durch die spanischen Eroberer zerstörten Kunst.*) Uebrigens enthält der kürzlich erschienene erste Band des außerordentlich dankenswerthen Friedrich von Hellwald'schen geographischen Jahrbuchs: „Die weite Welt" (Stuttgart, Spemann), einen von mir verfaßten Auszug des Werks unter dem Titel: „Indianer und indianische Bauwerke in Mexico", welcher über die Charnay'schen Entdeckungen freilich nur in Kürze orientirt.

*) Les anciennes villes du nouveau monde. Voyages d'explorations au Mexique et dans l'Amérique Centrale par Désiré Charnay (Paris 1885).

Die Verfasserin obiger Novelle enttäuscht uns in dieser Hinsicht sehr zum Bedauern und hat sich dadurch eine Gelegenheit entgehen lassen, den Inhalt ihres Buchs zu vertiefen und zu bereichern. Wir sagen nicht, daß sie sich in Beschreibungen hätte verlieren sollen, aber die alten Paläste und Heiligthümer hätten sich in ihrer Erzählung sehr wohl plastisch veranschaulichen lassen, statt daß sie, wiewol sie ein Hauptmotiv der Verwickelungen bilden, nur gestreift werden. Die psychologischen Vorgänge sind sorgfältiger durchdacht und ausgeführt; aber die Personen reden durchgängig in dem gleichen, etwas sentimental angehauchten Stil, und die so nothwendige Abstufung ist unterblieben. Auch der Gang der Begebenheiten ist weniger folgerichtig; sie sind breit angelegt und schleppen sich weiter fort, bis sich der Schluß dann überstürzt. Was die Charaktere angeht, so werden sie fast ausschließlich in Dialogen gezeichnet. Der Held selbst tritt kaum einmal in Action, außer daß er mit einem Straßenräuber Kugeln wechselt; hierin hat er Aehnlichkeit mit Byron's Don Juan. Es ist freilich die einzige. Sonst kann man von Charakteren, d. h. ethisch ausgeprägten Individuen von festem eigenthümlichen Stempel, deren Reactionen bei gegebenen oder angenommenen Motiven aus diesen mit vorher zu sagender Gewißheit folgerichtig positiv oder negativ hervorgehen, nicht wol reden. Eine bestimmtere Individualität haben nur Anastasia, die jüngere der schönen dialogisirten Creolinnen, und der burschikose Amanuensis des Forschungsreisenden, dessen Forschungen sich so sehr hinter der Coulisse halten. Wohl treten auch andere Figuren in den Rahmen, aber diese werden mehr äußerlich unterschieden, als daß sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit selbst zeichneten. Die landschaftlichen Farben scheint die Verfasserin durch Autopsie gewonnen zu haben, und die Kunst ihrer Schilderung ist hier ausreichend, während die Räsonnements in flachem Alltagsgleise laufen. Die Schreibart ist im ganzen glatt. Als Muster der Schreib- und Charakterisirungsweise der Verfasserin möge das Folgende dienen:

Sie war ein auffallend schönes Mädchen, ein selten reiner Typus creolischer Rasse, von den blauschwarzen Haaren an bis zu der braunen Hautfarbe, den feurigen Augen, rothen Lippen und blendenden Zähnen. Das Gepräge dieser Art von Schönheit war für den Doctor eigentlich eher ein interessantes Studium, als besondere Liebhaberei. Die Linien des Gesichts waren ihm zu scharf, der Schnitt der Augen zu orientalisch, die Haut zu broncefarben, aber als sie lebhafter wurde und den Witzen und Neckereien des alten Herrn, der hauptsächlich die Kosten der Unterhaltung trug, mit Humor parirte: da begann sich Herr von Felden fast ebenso sehr auf die Erholungsstunden in der Familie zu freuen als Barthels. Er liebte wie die meisten Gelehrten die naiven Frauen, die sich, wenigstens scheinbar, lieber belehren lassen als Meinungen aufstellen, und eher mit dem Herzen und der Phantasie entscheiden, als mit dem Kopfe.

Ob die Prototypen Faust und Gretchen so allgemein maßgebend sind? Faust fühlte sich ja nicht minder beglückt in den Armen der geisteshohen Helena.

So viel von Villa Felicidad. Die Scenen, die sich in ihr abspielen, haben, wie gesagt, einen schleppenden Gang, und ihre Vergangenheit, die uns episodisch mitgetheilt wird, ist wenig erquicklich. Wolle uns die Verfasserin, deren Erzählungsgabe der Erzählungskunst entgegenreifen möge, eine neue bauen, in welcher auch der Kritiker sich wohler fühlen dürfe, als in einer — Villa Felicidad.

Immerhin ist diese Welt der „Haeienda Felieidad" um vieles anmuthiger als die Atmosphäre reizlosester Alltäglichkeit des folgenden Buchs:

3. Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat. Zweite Auflage. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1884. 8. 5 M.

Die Verfasserin ist nicht genannt. Ein seitens der Verlagsfirma dem Werke beigefügter Zettel nennt aber als Autornamen nicht nur Adelheid von Rothenburg, geb. von Zastrow, sondern ertheilt zugleich eine Art compendiöskritischer Auskunft über die Eigenschaften sowol dieser als vorhergegangener literarischer Publicationen der Verfasserin. Daß diese Angaben in dem üblichen geschäftsmäßig panegyrischen Stil gemacht werden, ist nicht befremdend; wir können es aber überhaupt nicht gutheißen, daß derlei anticipirende Recensionen den Recensionsexemplaren beigefügt werden.

Das Buch der Frau von Rothenburg ist eine Glorificirung, nahezu eine literarische Heiligsprechung ihrer heimgegangenen Mutter, und sie führt uns in deren Biographie ein Frauenleben vor, das, höchst alltäglich, schlecht und recht nach den Normen der zehn Gebote und der christlichen Heilswahrheiten und überhaupt der deutschen Familie dahinläuft, indem die Frau, fromm und ehrbar, nach Schuldigkeit in ihrem Manne, ihren Kindern und Kindeskindern aufgeht und ebenso pflichtgemäß hier und dort auch außerhalb des Hauses Gutes thut. Ein ausgeprägtes religiöses Bewußtsein, das sich scharf zu geistlichem Selbstbewußtsein zuspitzt, verleiht der Dame vor andern die einzige Sonderart. Sie ist bibelfest und treu und strenge bibelgläubig, geht sonntäglich zur Kirche und schwärmt — natürlich! — für die Schriften einer Marie von Nathusius: eine charakteristische Eigenschaft, welche die geistige Höhe der Dame vollauf kennzeichnet, während sie nicht begreifen kann und unangenehm davon berührt bleibt, daß Goethe und Schiller über Dinge correspondiren, die freilich außer dem ärmlichen Gesichtskreis der Verfasserin des „Tagebuchs eines armen Fräuleins" lagen. Wie sehr sich jenes geistliche Selbstbewußtsein, von dem ich eben sprach, in der Mutter Adelheid's von Rothenburg zuspitzte, geht aus folgender Aeußerung in einem ihrer Briefe hervor: „Wie so menschlich, wie so gar so menschlich mir die großen Männer (i. e. Goethe und Schiller) erscheinen!" Nichts kennzeichnet treffender die fromme Superiorität unserer Heiligen. Goethe's Antwort an die Gräfin Stolberg mit seinem „In unsers Vaters Hause sind viele Wohnungen" hat sie wol nicht gekannt; ihre literarische Autorität war eben Marie Nathusius.

Dies also ist das geistige Gepräge der apotheosirten Dame; die Sublimität ihres geistlichen haben wir eben-

falls kennen gelernt. Jedenfalls aber genießt sie in reichem Maße alle die beglückenden Consequenzen eines häuslichen christlichen Frauenlebens, das nie der Zweifel mit seinen verzehrenden Martern streifte, und entschlummert schließlich gottselig im Glauben an ihren Heiland. Diese gegebenen Thatsachen nun, welche nach keiner Seite durch außergewöhnliche Erlebnisse und hervorragende Bethätigung oder durch besondere, extraordinäre Potenzen gehoben werden, vielmehr nur der Heldin das Gepräge jeder andern gottesfürchtigen Hausfrau und Mutter geben und, wie wir sehen, vielmehr eine enge geistige Begrenztheit in sich schlossen, reichen doch wahrhaftig nicht aus, um sie zu einem Buche von 357 Seiten ausspinnen zu dürfen und eine literarische Kanonisirung zu inscenircn! Und das geschieht durchaus. Selbst das Exterieur der Heldin der Biographie wird mit einer Aureole umgeben, die mit dem beigefügten Porträt mit reicher Perlenkette, decolletirtem Kleide und höchst sorgfältig und kunstgemäß arrangirter Lockenfrisur nicht sonderlich harmonirt:

Sie muß, dünkt mich, auch in ihrer äußern Erscheinung etwas nicht von dieser Erde Stammendes gehabt haben, es machte sie jenen alten Heiligenbildern ähnlich, welche so viel Würde und weibliche Anmuth in sich vereinen. Ganz wie diese trug sie den Kopf ein wenig auf die rechte Seite geneigt, und wenn sie, was sie gern zu thun pflegte, um die Sonne untergehen zu sehen, einen kleinen Hügel am See hinaufstieg, schien sie mehr zu wandeln als zu gehen. Mit verklärtem Angesicht schaute sie in die Ferne nach den rothglühenden Wolkengebirgen, sehnsuchtsvoll, eine Welt zu verlassen, in welcher sie nach dem verborgenen Rathschluß Gottes noch so viele Jahre schaffen und kämpfen sollte.

Die Stilart ist krankhaft himmelnd, pietistisch exaltirt fast überall, wo die Schilderung aus der Banalität eines geistig so einseitigen Alltagslebens heraustritt. Durch dieses selbst sich hindurchzuwinden, ist bei seiner poetischen Interesselosigkeit selbst für ein geduldiges Gemüth, das religiöse Erbauung anderswo als in der weiblichen Erzählungsliteratur sucht, ein wahres Kreuz. Die Verfasserin scheut es nicht, uns die bekanntesten und banalsten Bezüge und die unwillkommensten pathologischen Erscheinungen des täglichen Lebens aufzutischen. Man vergleiche:

Man avancirte zu jener Zeit nicht so schnell wie jetzt; nachdem Napoleon niedergeworfen war, schien für Europa ein ewiges Friedensreich angebrochen. Es gab Lieutenants, welche bereits ergrauten und in einer verhältnißmäßig unthätigen Existenz ihre schönsten Jahre aussichtslos verstreichen sahen.

Und ebendort:

Es hatte sich ungeachtet einer vollkommen normal erscheinenden Gesundheit ein Leiden, eine nur selten auftretende nervös-rheumatische Gicht bei ihm eingestellt. Nicht infolge übertriebener Genüsse, denn er war eine solide Natur und trank z. B. nie ein Glas Wein, wenn er nicht Besuch hatte. Die Krankheit zeigte sich darin, daß er an einer winzigen Stelle des Körpers, meist nicht größer als ein Stecknadelkopf, die bohrendsten Schmerzen empfand, welche sich bis zur Raserei steigerten. Der Anfall dauerte gewöhnlich einige Tage und kehrte nach drei bis vier Wochen wieder. Im Laufe der Zeit ward das Herz in Mitleidenschaft gezogen, vergrößert und der Körper zu Wassersuchten geneigt gemacht. Wenn er dabei auch ein hohes Alter erreichte, so war es für ihn und die Seinigen doch ein sehr schwer zu ertragendes Uebel. Die Schmerzen traten hauptsächlich im linken Fuß auf und hinderten ihn am Gehen. Sein Großvater mütterlicherseits ist infolge desselben Leidens gestorben; er hat es demnach von diesem geerbt.

Man begreift schlechterdings nicht, woher die Verfasserin das Recht nimmt, mit Darstellungen solcher abscheulichen Misèren von Alltagsexistenzen vor die Leserwelt zu treten. Wie anders weiß Frau von Schwartzkoppen die Biographie ihres Vaters zu schreiben, selbst wo die Romantik seiner Jugend längst verbraust ist. Ebenso werden die verschiedenen Wochenbetten der gefeierten Dame mit penibler Ausführlichkeit vorgeführt und die Geburten geschildert, als ob es „Königen von Rom" oder Isaaks gegolten hätte. Noch eingehender aber wird das geistliche Leben der Heldin dargestellt und mit zahllosen Bibelsprüchen, Gesangbuchs- und sogar einmal mit Redwitzischen Versen von der schalsten Art verbrämt und glossirt. Das religiöse Leben des Individuums ist ein peinlicher Gegenstand für die Unterhaltungsliteratur. Die Verquickung der banalen Vorgänge der Alltäglichkeit mit dem Heiligsten streift da zu scharf an Profanation. Im geistlichen so gut wie im physischen Dasein gibt es Dinge, die in ihrer Nacktheit widerlich berühren und besser unter dem Schleier bleiben, dort um ihrer Heiligkeit, hier um ihrer Gemeinheit willen, dort, weil ihre transcendente Zartheit und ihre überirdischen Relationen, hier, weil ihre obscöne Roheit das Licht der ästhetischen Welt nicht vertragen. Der Naturalismus — denn um diesen handelt es sich hier — ist beide mal vom Uebel und der Todtengräber des ästhetisch-erhebenden Eindrucks. Es gibt Dinge in den religiösen, ethischen wie physischen Lebenszonen, die sich besser hinter dem Vorhang halten. Die absolute Nacktheit wirkt in allen gleich unästhetisch. Und so macht die Prosection der geistlichen Lebensfasern des Individuums im vorliegenden Falle minder einen erbaulichen als einen indiscret profanirenden zudringlichen Eindruck — wie eine Zolasiade des extremen Genres, wie eine Zolasiade der Frömmigkeit; ich sage nicht der Frömmelei. Sonst aber ist eine derartige Glorification und biographische Apotheose einer sehr einfachen, engbegrenzten christlichen Existenz so wenig poetisch wie evangelisch. Dort fehlt die klare vergeistigte Idealität und hier die Demuth. Bedecke das Buch der Weihnachtsschnee!

Nach der unerquicklichen Wanderung durch eine genußlose Biographie wirkt die bunte, wenn auch leichte Poesie des folgenden Buchs um so erfrischender.

4. Das Meerweibchen. Roman von Emile Erhard. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1886. 8. 5 M.

Eine Undine freilich darf man nicht erwarten. Unser Meerweibchen hat wenig Melusinenhaftes. Eine junge Witwe metamorphosirt sich unter verschiedene Masken, um einen jungen Gelehrten mit allerlei Neckereien zu bestrafen, der ihr, ohne sie zu kennen, einen (übrigens sehr gut seitens

der Autorin motivirten) Heirathsantrag gemacht hat. Das ist in Kürze der Inhalt. Den Hintergrund bildet ein kleines Ostseebad. Das Buch ist leicht und behend geschrieben. Launige Munterkeit entschädigt für den Mangel einer tiefern Anlage, irgendwelcher bedeutenderer Complicationen oder schwierigerer seelischer Conflicte. Aber es ruht über dem Ganzen ein Hauch poetischer Wahrscheinlichkeit und frischer Natürlichkeit, munterer Laune und auch etwas Humor. Die Charaktere, nirgends, wie gesagt, vertieft und ohne dichterische Bedeutung, wissen ein anspruchsloseres Unterhaltungsbedürfniß hinreichend zu fesseln und bleiben sich innerhalb ihrer bescheidenen Schranken immer treu. Nixenhaften Reiz entfaltet freilich die Heldin der Erzählung, die zu kunstlos ist, um den Namen Novelle führen zu dürfen, nirgends außer in den Augen ihres Liebhabers, und diese sind bekanntlich blind. Aber die kleine Frau erfreut sonst durch ihr bestimmtes, neckisches Wesen und durch anmuthige Weiblichkeit. Die Hauptmotive ihrer Maskeraden mag sie uns selber nennen:

„Genug der Komödie. Sie haben mich erkannt. Ich leugne es nicht, daß ich es war, die an jenem Gewitterabend Ihr Laboratorium betrat. Schon vorher hatte ich durch das offene Fenster Ihr Gespräch mit Maruschka und deren Warnungen vernommen; daher mein plötzlicher Einfall, mir den Namen des Meerweibchens beizulegen. Außerdem aber will ich Ihnen gestehen, daß ich eigens das drohende Wetter benutzte, um das Häuschen am Teufelsfelsen und seine Bewohner kennen zu lernen. Ich bin sogar nur zu diesem Zweck nach Helgevil gekommen und habe, durch den Zufall bei der ersten Begegnung dazu bestimmt, die Rolle des Meerweibchens weitergespielt in den verschiedenen Masken, mit denen ich Sie fesselte. Aber nicht aus Laune, oder um Sie zu necken, oder aus Koketterie, sondern um Sie zu strafen. Ich wollte Ihnen zeigen, daß Sie mehr schuldig sind als einen flüchtigen Gedanken oder eine kühle Berechnung. An Ihrem Herzen, Ihrer Phantasie, an Ihrem Sinnen, Ihrem Fühlen und Denken wollte ich mich rächen, denn dies alles sind Sie mir schuldig geblieben. Ich bin so wenig die arme Arbeiterin noch die Diakonissin, oder was ich Ihnen sonst schien, auch nicht die Frau Mijnheer Mermen's, sondern seine Nichte, und zwar Gertrud von Olschewska, die Witwe Ihres Onkels, der Sie die unerhörte Schmach anthaten, ihr die Hand anzubieten, ohne sie zu kennen." Theodor Aland wurde durch die letzten Worte ins Herz getroffen. Er stützte sich auf die Lehne des Stuhls, nahm die Brille ab und legte die Hand über die Augen.

Zum Glück gibt die Schriftstellerin dem armen Theodor Gelegenheit, die unversöhnliche Geliebte aus einem Schiffbruch zu retten, dadurch ihr Herz endlich zu erweichen und — last, not least — Docent der Chemie in Heidelberg zu werden.

Das Buch sei Liebhabern einer leichten Lektüre, und wer möchte eine solche zu zeiten nicht willkommen heißen, bestens empfohlen. Adalbert Schroeter.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Bei Türken und Malaien.

1. Das Türkenvolk in seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen geschildert von Hermann Vámbéry. Mit zwei Tafeln und mehrern Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 18 M.

Der gelehrte und in den weiten Landen der durch drei Erdtheile verbreiteten Türkenvölker vielgereiste Verfasser schildert in diesem bedeutenden Werke zum ersten mal die sämmtlichen Glieder der großen turko-tatarischen oder, wie man viel einfacher und richtiger fortan sagen sollte, der türkischen Völkergruppe nach einheitlichen, ethnographischen Gesichtspunkten, nachdem er sich in dem einleitenden Kapitel über den Ursprung der Türken im allgemeinen, ihre früheste Cultur, die Wanderungen des Türkenvolks und die Stellung der Türken im ural-altaischen Stamme ausgesprochen. Obwol das Buch durchaus wissenschaftlich gehalten ist, auch die Quellennachweise nicht vermissen läßt, liegt ihm doch der Plan zu Grunde, eine volksthümliche Fassung des bisher durch so viele Einzelwerke und Zeitschriftenaufsätze zerstreut gewesenen Untersuchungsstoffs über den Gegenstand zu geben. Der Verfasser hat es, wie ein paar Proben beweisen mögen, recht wohl verstanden, seine Darlegungen jener Absicht gemäß „den Freunden der Völkerkunde in einer leichtfaßlichen Form" hier vorzulegen.

Die ältesten Wohnsitze der Türken findet Vámbéry in den Quell- und obern Stromgebieten der Angara, des Jenissei, Ob und Irtisch; aus diesen Gegenden seien zwar manche Scharen schon sehr früh gen West und Südwest vorgedrungen, dagegen wären nördliche und östliche Wanderstraßen von den Türken nur ganz selten und immer nur unfreiwillig betreten worden. Für jene Annahme der Stammsitze sprechen allerdings neben geschichtlichen Ueberlieferungen auch manche den verschiedensten und jetzt weit voneinander zerstreuten Türkenvölkern gemeinsame Ausdrücke. Für das Elenthier z. B., das doch nur im Norden heimisch ist, besitzen die türkischen Sprachen ein eigenes Wort: bulan, für Ziege und Panther dagegen persische Lehnworte. Der Winter ist den Türken „die Zeit des Schneegestöbers", was nicht möglich wäre, wenn sie am Mittelmeer ihre Ursprungsstätte gehabt hätten; sie benennen den Schneeschuh gleichmäßig kangaj — ein Wort, das seltsam genug auch im Ungarischen begegnet, hier aber in der Bedeutung von Steigbügel. Hauptnahrung dieser Urtürken muß Fleisch gewesen sein, denn das türkische Urwort für Fleisch: et, bedeutet Nahrung überhaupt; ihre älteste Nahrungspflanze war die Hirse, denn ihr Name heißt soviel wie „Angebautes" überhaupt. Das Meer schauten die Urtürken noch nicht; sie kannten von stehen-

den Gewässern nur kleine Seen (köl) und große (tengis); das Wort für letztere übertrugen sie nachmals, als sie gen Südwest vordringend das Schwarze und Mittelländische Meer kennen lernten, auf die Meeresfläche. Sogar Ströme wie Amu und Sim hatten sie in ihrer alten Heimat nicht gekannt und bezeichneten sie daher mit dem persischen Ausdruck derja, nur für kleinere Flüsse hatten sie die eigenen Bezeichnungen irmak, tschai.

Sehr vorsichtig äußert sich der Verfasser über das körperliche Aussehen der Türken, er weist vor allem die Thorheit zurück, im Osmanen den „echten" Türken zu erkennen. Denn zum besondern Ruhme müssen wir es diesem Sprachforscher anrechnen, daß er nicht dem bekannten Philologenübermuth huldigt, aus der Sprache die Abkunft der Völker ohne weiteres zu deuten. Rein indogermanische und rein semitische Stämme, bekennt er freimüthig, sind versteckt in der ansehnlichen, osmanisch nur redenden Volksmenge der südöstlichen Landesstriche der Balkanhalbinsel und vornehmlich Kleinasiens:

Das Aufstellen eines speciell türkischen Nationaltypus ist angesichts der vielartigen und vielfachen Beimischung fremden Blutes, welche die Türken auf ihren jahrhundertelang dauernden Wanderungen bis heute durchgemacht, allerdings kein leichtes Ding; doch glauben wir der Wahrheit so ziemlich nahe zu kommen, wenn wir den Kirgisen als den eigentlichen typischen Türken hinstellen, den Kirgisen, der noch heute am supponirten Ursitze sich befindet, der in den Strom der weltgeschichtlichen Begebenheiten nicht so stark und nicht so häufig hineingerissen wurde, und daher auch der primitiven türkischen Lebensweise viel treuer geblieben ist als seine übrigen Stammesbrüder. Die vorherrschenden Momente dieses türkischen Typus nun bilden bekanntermaßen der kurze gedrungene Körperbau mit breiten starken Knochen, ein großer Kopf von brachycephaler Form, kleine Augen mit schrägem Zuschnitt, eine niedere Stirn, ein spärlicher Bartwuchs, schwarze oder braune Kopfhaare und eine dunkle, fast gelbliche Hautfarbe. Stellen wir nun einen solchen Türken dem Mongolen zur Seite, so werden wir finden, daß auch letzterer durch sämmtliche erwähnte Merkmale sich hervorthut, mit dem Unterschiede jedoch, daß diese Charakteristik bei ihm schärfer und in einer prägnantern Weise hervortritt, und demnach dem Türken gegenüber den eigentlichen Urtypus repräsentirt.

Die Steppen des Innern von Westasien machen den Satz unsers geographischen Altmeisters Karl Ritter wahr, daß die Erde nicht nur der Wohnraum, sondern auch die Erzieherin der Menschheit sei. Lange genug nämlich müssen die Türken vor ihrem Auszug in fremde Lande dort ihre Heerden geweidet haben, sodaß die nomadischen Neigungen ihnen tief ins Blut drangen. Noch heute leben vom Altai bis zur Wolga die Türken am liebsten unter ihren Pferde-, Schaf- und Kamelheerden, kleiden sich in die Häute ihrer Thiere, nähren sich von ihrer Milch, ihrem Fleisch und Fett, wohnen im so leicht zu bauenden wie abzubrechenden Zelt. Sie haben die abgehärtete Natur des Nomaden, verleugnen dessen natürliche Roheit nirgends, sind aber auch charakterfest, nicht angekränkelt von der Schlauheit, wie sie sich so leicht schachernden Volksstämmen gleich einem rasch sich verbreitenden Giftstoff einimpft. Ein echtes Türkenwort ist es, was der Kirgise im Munde führt: „Am Kamel ist die Krümmung, im Worte die Geradheit schön."

Lassen wir uns vom Verfasser ins Land der Jakuten geleiten, dieser nordöstlichsten Türken, welche, zwar nur 80000 Köpfe zählend, das wichtigste Volk Ostsibiriens geworden sind, weil sie sich vortrefflich an die Naturbedingungen dieses winterkältesten Landes der Erde anzuschmiegen wußten, dem gegenüber die Gegend am Nordpol ein Raum gemäßigten Klimas erscheint.

Die Heimat der Jakuten steht unter dem Einflusse der furchtbarsten polarischen Natur; der Boden thaut selbst gegen Ende des Sommers nur bis zu einer Tiefe von 3½ oder 4½ Schuh auf, sodaß in den Kellern der Häuser von Jakutsk alles Flüssige, selbst im heißesten Sommer, schon nach zwei Stunden gefroren ist, trotzdem die Temperatur im Juli bisweilen + 36° beträgt (also so hoch steigt wie kaum je in Kamerun!). Im südlichen Theile dieses Gebiets sind Urwälder von Cedern, Lärchen und Tannen, die in ihrer ganzen Herrlichkeit prangen, anzutreffen, doch vom 68. oder 69. Grade angefangen hört der Wald auf und die arktische Natur tritt in ihre vollen Rechte. Nach der Aussage Schtschukin's beginnt die eigentliche fürchterliche Kälte in der Mitte des December, wo dann Eisen und Balken in den Zimmern gefrieren und sich mit Reif bedecken. Das Glas zerspringt, die Wände platzen, und ein frostiger Nebel verhüllt die Atmosphäre; je kälter, desto dichter wird letzterer, der Rauch aus den Kaminen verbreitet sich über den Häusern und vergrößert die Dunkelheit. Um 11 Uhr morgens erhebt sich die Sonne über den dunkeln Nebelhorizont, geht aber alsbald auch wieder unter, sie leuchtet nicht, sie wärmt nicht, sondern scheint nur gleich einer düstern Fackel in weiter Ferne, und selbst zu Mittag kann das Auge des Himmels kaum sichtbar werden. Es gibt eigentlich gar keinen Tag, und man muß immer in der Wohnung verweilen. Man sieht keine Sperlinge, keine Elster, keine Raben, auch keine Tauben, und nur der Flachsfinke und die schwarze Krähe halten den dortigen Winter aus. Das Thermometer fällt unter — 40°, daß das Queckfilber im Freien gefriert und dann wie Blei mit dem Messer geschnitten werden kann. Der Athem des Menschen gefriert und fällt mit einem Geräusch gleich dem des trocknen Grases zu Boden. Und dennoch leben die Menschen gesund und wohlerhalten unter diesen grausamen klimatischen Verhältnissen! Der äußern Erscheinung nach sind die Jakuten zumeist von mittlerm Wuchs mit breiten Schultern. Jakutische Fuhrleute können bei der schrecklichsten Kälte unter freiem Himmel übernachten, sie nehmen gemüthlich ihren Thee ein, entkleiden sich theilweise, aus der Oberkleidung sich eine Decke machend, und wenden, im Schnee liegend, bald die eine bald die andere Hälfte ihres Körpers dem Feuer zu. In Jakutsk halten sie oft bei 40° Kälte ihre Waaren auf dem Marktplatze feil, nur in ihre „Parka" gekleidet, und lachen und scherzen ganz gemächlich, als ob es das schönste Frühlingswetter wäre, während andern Menschenkindern der Athem im Munde gefriert. Um diese alles starr machende Kälte zu ertragen, wird der Jakute schon im zartesten Alter abgehärtet: das kaum drei Tage alte Kind wird täglich mehreremal mit Schnee gerieben und mit kaltem Wasser übergossen, indem man dabei ausruft: „Dulde Kälte und du wirst Kälte ertragen, dulde Hitze und du wirst Hitze ertragen." Dermaßen abgehärtete Menschen können daher allen Widerwärtigkeiten des Klimas trotzen, und man trifft bisweilen unter ihnen Leute an, die über 100 Jahre alt sind.

Wir werden darauf eingeweiht in die große Kunst der Jakuten, ihren so trefflich abgehärteten Körper auch durch passende Kleidung und Wohnweise, durch Auswahl der

Nahrung trefflich zu waffnen in demjenigen Kampf ums Dasein, den wir alle ununterbrochen kämpfen: in dem mit der Athmungsluft. Ganz wie den Eskimo hat den Jakuten der völlig richtige Instinct auf reichliche Fettnahrung geführt, denn mit Fett heizt sich der Mensch innerlich wie durch den Ofen äußerlich. Auch wir Deutschen lieben daher mehr im Winter als im Sommer fette Speisen. Im übrigen aber ist der Jakute wenig wählerisch in seiner Kost:

Das Essen wird als die höchste Glückseligkeit von den Jakuten betrachtet; man erinnert sich am liebsten derjenigen Momente des Lebens, in welchen man an fettem Fleische sich gesättigt hat. Sie essen bei freudigen und kummervollen Gelegenheiten, und selbst am Sterbebette kann der Jakute sich eines Stückes Fett nicht enthalten. Kommt der Monat Mai ins Land, so ziehen die Jakuten auf die Inseln der Lena, um sich an Maulwürfen zu sättigen, welche, infolge der Ueberschwemmung aus ihren Löchern getrieben, nun auf den Bäumen Rettung suchen. Ob roh oder halbgekocht, ob Fische oder andere Fleischgattung: dem Geschmacksgefühl des Jakuten ist alles eins, nur die Menge entscheidet. Als eigentliches Nationalgericht gilt bei ihnen das bitter oder ranzig gewordene Fett, und je mehr einer davon verzehren kann, desto größer seine Glückseligkeit.

Manch hübsche, obschon nicht metrische Uebersetzung türkischer Volkspoesien würzt die, wie man sieht, recht eingehende, aber niemals ermüdende Völkerschilderung. In den Liebesliedern macht sich eine bezeichnende Bevorzugung der Blondinen geltend, offenbar nach dem Satz, daß Völker mitunter beim Weibe das für besonders schön halten, was ihnen selten begegnet, weshalb ja die altrömischen Damen der Kaiserzeit rothblonde Perrüken trugen, deren Haar rheinischen, hessischen oder schwäbischen Mädchenköpfen abgeschnitten worden. Hier einige Verse eines baschkirischen Liebesergusses:

O Liebchen mein, deine Augenbrauen
Gleichen dem noch dünnen Neumonde!
O Liebchen mein, deine Brüste
Gleichen den noch warmen Butterknollen!

Auf hohen Bergen habe ich Feuer angezündet,
Und es brannte die Flamme den Berg entlang,
Auf deine Wange hab' einen Kuß ich gedrückt,
Und die linke Wange erbebte davon.

O Blonde, Blonde, allerliebste Blonde,
In meinen Träumen hab' ich dich gesehen,
Im Traume hab' ich mich in dich verliebt
Und bis zu meinem Tode verlass' ich dich nicht.

Wenn man eine Schwalbe gefangen, lass' sie los,
Solche That hat viel Verdienst,
Wenn du mich gefangen nimmst und einmal küssest,
So ist dafür die Erlaubniß wohl vorhanden.

Bei aller echten Forscherliebe, welche der Verfasser seinen Türken in Jahren rastloser Arbeit, lebengefährdender, mühseliger Wanderung reichlich bewährt hat, gelangt er doch zu folgendem tragischen Schluß:

Der Ethnograph des Türkenvolks kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er das Bild eines solchen Menschengeschlechts gezeichnet, das mit all der weltgeschichtlichen Bedeutung in der Vergangenheit, mit all den riesigen Umwälzungen, die es hervorgerufen, unfähig, seine nationale Existenz zu begründen, nun theils einer gänzlichen Vernichtung, theils einer wesentlichen Umgestaltung entgegeneilt. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen unter den Völkern des Alterthums als die Repräsentanten des steten Kriegs und der rohen Gewalt auftretend, haben die Türken ihre Machtstellung in drei Welttheilen nur so lange zu behaupten gewußt, bis die Lichtstrahlen der neuen bessern Weltordnung die dunkeln Schatten staatlicher und gesellschaftlicher Verkommenheit zum Weichen gebracht, und in dem Maße, als diese Lichtstrahlen an Intensität zunahmen, mußte ihre Rolle auch zu Ende gehen.

2. Wanderungen eines Naturforschers im Malayischen Archipel im Jahre 1878 bis 1883. Von H. O. Forbes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von R. Teuscher. Mit sehr zahlreichen Abbildungen nach den Skizzen des Verfassers, einer Farbendrucktafel und drei Karten. Erster Band. Jena, Costenoble. 1886. Gr. 8. 8 M.

Wer kennt nicht das classische Werk von Alfred Russel Wallace über den Malaiischen Archipel! Demselben schließt sich das vorliegende nächstverwandt und keineswegs nutzlos an. Wieder ist es ein englischer Naturforscher, der wie Wallace hauptsächlich als Zoolog den arealreichsten der tropischen Archipele bereist hat; wieder erhalten wir von seinen Kreuz- und Querzügen durch jene Inselande eine Schilderung, wie sie auch der gebildete Laie gern liest: klar, anschaulich, keineswegs einseitig naturkundlich gehalten, sondern über den nächstinteressirenden Forschungszweck weit hinaus Land und Leute malend, dabei gut illustrirt mit Abbildungen und Karten. Auf den bereits vor ihm von Wallace beschrittenen Wegen, erklärt der Verfasser bescheiden, sei ihm zwar nur eine Nachlese übriggeblieben, aber eine Inselwelt von der Größe dieser malaiischen (man könnte sie fast auf ganz Europas Boden decken, daß sie von Spanien bis an den Ural reichte) ließ unserm Reisenden noch genug kaum betretene, auch von Wallace nicht betretene Pfade frei.

Wir landen mit dem Verfasser in Javas Hauptstadt Batavia. Die Altstadt Batavia erhebt sich nur wenig über den Meeresspiegel, ist staubig und erstickend heiß, obwol sie nach der Weise holländischer Städte in allen Richtungen von Kanälen durchschnitten wird. Diesen europäischen Kern der Stadt umgibt das Eingeborenen-Dorf nebst den arabischen und chinesischen „Camps".

Batavia enthält viele Tausende chinesischer Einwohner, und ohne dieses Element könnte die Stadt geradezu ihre Magazine schließen und die Schiffe, die ihre Rhede füllen, anderswohin senden; denn jedes kaufmännische Geschäft hängt direct von ihnen ab. Sie sind fast die einzigen Käufer für alle Waaren, die in den Handel kommen. Sie kaufen selten anders als auf Credit, und so lange ihr Name in den Büchern der Firma steht, darf man sie nicht aus den Augen lassen, denn sie sind pfiffige, unverbesserliche Schurken, die immer nach einer Gelegenheit zum Betrug auslugen. In jedem Handelszweig ist der Chinese ganz unentbehrlich und trotz seinem gänzlichen Mangel an moralischem Sinn, seiner Schurkerei und seinen gefährlichen, revolutionären Bestrebungen verdient seine beharrliche Arbeitsamkeit, seine unbezähmbare Energie und Ausdauer großes Lob. Es gibt keinen Handelszweig in der Stadt, ausgenommen vielleicht Buchhandel und Droguerie, mit dem er sich nicht beschäftigte. Viele von ihnen besitzen große und elegant eingerichtete Tokos (Kaufläden)

mit den besten europäischen, chinesischen und japanischen Waaren; als Handwerker sind sie dem Europäer ganz gleich, und in jedem Fall verkaufen sie viel billiger als ihre Nebenbuhler aus dem Occident. Der Araber, welcher, ebenso wenig als der Chinese, wegen seiner Neigung zur Intrigue, das Innere der Insel betreten darf, beschäftigt sich mit etwas Ladenverkauf und Geldgeschäften auf ruhige und wenig auffällige Weise; gewöhnlich aber ist er Eigenthümer irgendeines kleinen Küstenfahrzeugs, mit welchem er von Hafen zu Hafen oder nach den naheliegenden Inseln Handel treibt. Die Eingeborenen der Stadt, d. h. Malaien und Sundanesen, thun die niedrigste Arbeit: sie sind Kutscher, die intelligentern sind Bediente oder kleine Händler und Gehülfen der Chinesen, aber die Mehrzahl sind Kulis. Sie besitzen keine Ausdauer und wenig Intelligenz, sind sehr faul, ziemlich unehrlich und unverbesserliche Spieler, im übrigen aber unschädlich.

Im December 1878 wurde Java von so unausgesetzten und so furchtbaren Regengüssen heimgesucht, daß dem Verfasser das Reisen ins Innere der Insel unmöglich erschien. Er nahm deshalb Passage in einem kleinen Segelschiff, um dem Unheil zu entrinnen und besuchte die einsam in hoher See gelegenen Kokos- oder Keeling-Inseln, diese durch Darwin's Untersuchungen berühmt gewordenen Koralleneilande. Danach erst begann er seine Forschungsreisen auf den großen Sunda-Inseln, auf Java zunächst und in ausgedehnterm Maße auf Sumatra; seine Reisen und Beobachtungen in den Lampongs und in der Regentschaft Palembang bilden den Hauptinhalt des vorliegenden ersten Bandes dieses Reisewerks.

Eine stattliche Reihe interessanter botanischer und zoologischer Forschungsergebnisse füllt den Band. Wir erwähnen davon nur eine ganz überraschende Art von „Mimicry", d. h. von Nachahmung irgendeines andern Gegenstandes durch ein Thier, welches dadurch im Daseinskampf seinen Vortheil erzielt. Eine von Forbes im Dickicht des javanischen Waldes erst entdeckte Spinne sieht nämlich, indem sie sich lauernd auf der Oberseite eines Blattes auf den Rücken legt und die schwarzen Beine über dem weißen Leib kreuzweise zusammenlegt, so vollkommen einem Vogelexcrement ähnlich, daß sich nicht nur der Mensch dadurch täuschen läßt, sondern auch Schmetterlinge, auf deren Fang es die arglistige Spinne eben absieht und die ihr also ahnungslos ins Garn flattern.

In wechselnder Folge fügt der Verfasser in seine naturhistorischen Beobachtungen völkerkundliche ein. Nicht überall erschienen ihm die gar verschiedenartigen Malaienstämme so wenig anziehend wie in Batavia. In ihrer Unberührtheit von Europäer- und Chinesenthum zeigen die fernab von den großen Seeplätzen wohnenden braunen Inselvölker dieses Archipels manchen achtbaren Zug in Sitte und Brauch. Nur einer wüthenden Spiellust sind sie fast alle ergeben, sodaß oft ihr ganzes Hab und Gut beim Wetten drauf geht und die niederländische Regierung den so kindisch sich ausnehmenden und doch so ernhaft gefährlichen Sport in möglichst enge Festzeitgrenzen einzuschränken sich verpflichtet fühlte: dem Wetten auf den Sieg miteinander kämpfender und dafür eigens abgerichteter Hähne.

Zu Passumah in Palembang war der Verfasser Zeuge des folgenden sittengeschichtlich merkwürdigen Vorgangs:

Ein junges Mädchen hatte heimlich ein Kind geboren (bei diesen Malaien ein schweres Vergehen), und das Dorfhaupt war verpflichtet, den Vater desselben zu entdecken. Demzufolge wurde ein Gerichtshof, bestehend aus den beiden Beamten des Dorfes und den Häuptern der benachbarten Dörfer, zusammengerufen, welchem ich beiwohnte. Das Mädchen wurde aufgefordert zu erscheinen und nahm in Begleitung ihrer Mutter auf einer Matte vor den Richtern Platz. Der Häuptling ihres Dorfes setzte sich auf den Boden, warf sich vor einer kleinen Rauchpfanne mit brennender Benzoë nieder und sang eine Anrufung an verschiedene Gottheiten, welche schloß: „Ihr Wesen, welche ihr die Welt regieret, macht es klar, wer die Schuld trägt!" Darauf streute er in tiefem Schweigen einige Hände voll gelbgefärbten Reis über das Mädchen und fragte nach dem Namen ihres Mitschuldigen. Sie antwortete und gab den Namen eines Mannes aus einem entfernten Dorf an, und als sie ermahnt wurde, die Wahrheit zu reden, erklärte sie: „Verbannt mich, wenn ihr wollt, hängt mich, wenn ihr wollt, ich kann nichts anderes sagen: dies ist die Wahrheit." Damit endete die Untersuchung. Am nächsten Morgen ging eine Commission, bestehend aus den Chefs, welche das Gericht gebildet hatten, mit mehrern bewaffneten Dörflern in Begleitung des Mädchens aus, um ihre Anklage gegen das Dorf, welches dem ihrigen Unglück gebracht hatte, vorzutragen. Wenn die von dem Mädchen genannte Person die Anklage eidlich zurückweist, wird heutzutage die Sache vor den Districtsbeamten gebracht; in früherer Zeit wurde die Entscheidung dem Krieg (Gottesgericht!) überlassen. Wenn die von dem Mädchen bezeichnete Person sich schuldig bekannte, wie sie es in unserm Falle that, und sich bereit zeigte sie zu heirathen, dann wurden beide Dörfer sowol als der Dewa durch eine kleine Geldstrafe für befriedigt erklärt.

Alfred Kirchhoff.

Vermischte Schriften.

1. Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Herausgegeben von O. Sutermeister. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1884. 8. In Heften von 50 Pf.

Von dieser in d. Bl. wiederholt besprochenen Sammlung volksthümlicher Erzählungen und Gedichte in den Mundarten der deutschen Schweiz sind acht neue Nummern in vier Heften erschienen, mit welchen dem Vernehmen nach das hübsche Sammelwerk bald vollendet sein wird. Nr. 26—28 binden sich an keine besondere Gegend, sondern enthalten Kinderlieder mit einem Anhange von Märchen, Sprichwörtern u. s. w. aus verschiedenen Cantonen: eine wahre Schatzkammer der Kinderpoesie, in welcher wol nicht nur der Schweizer, sondern auch der eigentliche Deutsche alte Bekannte, wenn auch in anderm Dialekt, finden dürfte. Der Inhalt umfaßt Wiegenlieder, Abend- und Morgenlieder, Schosreime und Plaudereien (Reiter-

liedchen, Fingerzählen), Kinderfreunde aus der Thierwelt (Hund, Katze, Frosch, Vöglein), Tanz und Spiel, Haus, Schule und Leben, Jahreszeiten, Heimat und Vaterland, Märchen u. s. w. Nr. 29 und 30 führen uns in eine specielle Gegend Graubündens, in das Vorder-Prättigau, aus welchem Michael Kuoni Volksgeschichten aus alter und neuer Zeit erzählt, theilweise in einem ziemlich fremdartigen Dialekt, der aber für Sprachfreunde ungemein interessant ist. Nr. 31 und 32 spielen am wundervollen Gestade Luzerns, dessen Naturschönheiten begeistert besungen werden, enthalten aber ebenso plastische Bilder aus dem Volksleben wie Nr. 33, das in der Mundart des Thurgaues, das Bodenseeufer und seine Bewohner schildernd, eine auch dem Nichtschweizer sehr leicht verständliche Sprache redet.

2. Aus dem alten Pitaval. Französische Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwig's XIII., XIV. und XV. Ausgewählt und erläutert von Hans Blum. Zwei Bände. Leipzig, C. F. Winter. 1885. 8. 10 M.

Den „Neuen" Pitaval kennt jedermann, den „alten" sozusagen niemand. Ja es wären wol die meisten Deutschen in Verlegenheit gekommen, wenn sie über die Herkunft des Namens Auskunft hätten geben sollen. Es ist daher ein guter Gedanke und ein glücklicher Griff Hans Blum's, uns in gedrängter Kürze eine Auswahl des Interessantesten „Aus dem alten Pitaval" vorzulegen. Wie uns die Einleitung belehrt, war François Gayot, genannt de Pitaval, 1673 in Lyon geboren und starb 1743 in Paris, war also ein Augenzeuge der letzten Zeit Ludwig's XIV., der Regentschaft des Herzogs von Orleans und der Anfänge des „Hirschpark-Louis". Sein Leben war ein unruhiges und wechselvolles. Zum Geistlichen erzogen, verließ er diesen Stand, nicht aus Freigeistigkeit, sondern aus Heirathslust, war dann Soldat, aber ohne Lorbern, darauf Advocat ohne Clienten, und scheint endlich als Schriftsteller mit seiner zwanzig Bände umfassenden Sammlung von Rechtsfällen („Causes célèbres") Glück gemacht zu haben. Seine Manier ist breit, weitschweifig, seine Tendenz einseitig und streng katholisch, aber nicht religiös, was damals durchaus kein Widerspruch war. Die Sammlung beschränkt sich nicht streng auf Frankreich, sondern behandelt unter andern auch die Geschichten des Don Carlos, der Maria Stuart, Karl's I., ihres Enkels und Schicksalsgenossen, und des russischen falschen Dmitri. Blum theilt uns nur französische Fälle und einen piemontesischen mit, der in die Zeit französischer Occupation dieses Landes (1703—10) fällt. In der Regel schaudert uns bei diesen Criminal- und zum Theil auch Civilfällen, die aber meist ins Criminale spielen, vor der Bestechlichkeit, Unwissenheit, Unfähigkeit und Oberflächlichkeit und vor der abergläubischen Bigoterie der französischen Richter in der Zeit, da ihr Vaterland die erste Rolle in Europa spielte. Gleich der erste Fall, „Ein Opfer des Cardinals Richelieu", ist gräßlich genug, indem ein Geistlicher, der allerdings ein zuchtloses Leben geführt, aber nicht deshalb, sondern weil seine geistlichen Feinde den großen Staatsmann zum Protector hatten, aus dem grauenhaften Grunde, daß er die Besessenheit einiger Nonnen durch böse Geister herbeigeführt habe, lebendig verbrannt wurde. Der Fall des „Falschen Herrn de Caille" zeigt uns, was nach der Aufhebung des Edicts von Nantes gegen die vertriebenen Protestanten erlaubt war, indem es einem Abenteurer gelang, sich für den bekehrten Sohn eines jener Unglücklichen auszugeben und dessen zurückgelassene Güter durch richterlichen Spruch in Besitz zu bekommen: eine Rolle, welcher allerdings durch ein das erste aufhebendes Urtheil des Parlaments von Paris ein jähes Ende gemacht wurde. Ein ähnlicher Wechsel von Unrecht und Recht begegnet uns bei Anlaß des „geheimnißvollen Mordes" an der Inhaberin einer Spielhölle, als deren angeblicher Mörder ihr treuer alter Diener zu Tode gefoltert wurde; zu spät ist der wahre Thäter in einem entlassenen Lakaien der Ermordeten entdeckt und nach damaliger Praxis gerädert, die Ehre des todten falsch Angeklagten aber hergestellt worden. „Auf den Spuren der Frau von Maintenon", auf welche an der Hand des Historikers von Noorden ein lichtvoller Blick geworfen wird, wandelte ein trotz klösterlicher Erziehung leichtfertiges Fräulein, das mit ihrem alternden Pathen, einem verliebten Marquis, in Zärtlichkeit und Frömmelei spielte, aber ganz gegen ihre Berechnung die Hälfte des ihr von dem Freunde vermachten Vermögens wegen unerlaubten Verkehrs mit dem Erblasser gerichtlich verlor. Die erwähnte piemontesische Geschichte ist die des „Fräuleins von Sfroedate", das von den Seitenverwandten ihres Vaters mit raffinirter Schlauheit durch eine romantisch erdachte Geschichte für ein untergeschobenes Kind erklärt wurde, aber dennoch zuletzt siegte und ihre Erbschaft gewann. Eine antisemitische Greuelthat, an einem Juden von Metz verübt, der auf elende Juzichten hin beschuldigt, ein Christenkind getödtet zu haben, das im Walde von Thieren aufgezehrt worden war, dafür nach fruchtlosen Bekehrungsversuchen erwürgt und verbrannt wurde, und eine von einem überschlauen Bauer ersonnene Schatzgräber- und Gespenstergeschichte, die ihn aber lebenslang auf die Galeeren brachte, schließen den ersten Band.

Ein Kampf „Um einen Sitz der Unsterblichen", d. h. der Französischen Akademie, eröffnet den zweiten Band. Ihn fochten der letzte große Lyriker der classischen Schule, Jean Baptiste (nicht der weit jüngere genfer Jean Jacques) Rousseau, und der Gegner dieser Schule, der Dichterling Lamotte, aus, und letzterer gewann nicht nur den Sieg mit Hülfe eines Menschen von anrüchiger Vergangenheit, des bekehrten Hugenottenpredigers Saurin, der den Dichter anklagte, satirische Couplets gegen bedeutende Personen verfaßt zu haben, die er aber wahrscheinlich selbst verfertigt hatte, sondern es gelang überdies, die Verbannung Rousseau's aus Frankreich zu bewirken, in welcher der Verfolgte starb. Auch dieser Fall zeigt, welcher Protection damals Apostaten ohne Rücksicht auf ihren Charakter sich erfreuten.

„Don Juan im Schleier", eine komische Episode, führt uns einen verlebten Marquis des ancien régime vor, welcher, um die Ansprüche eines von ihm verführten Mädchens zu beseitigen, dasselbe durch eine frech erlogene Geschichte als raffinirte Verführerin darzustellen suchte, aber den Proceß verlor und der Verlassenen und ihrem Kinde ein Jahrgehalt zahlen mußte. Ein hübsches Gegenstück zu diesem Falle bildet „Der Bankier und die Tanzfee", die Herzensgeschichte eines jungen Finanzmannes, den eine verblühte Tänzerin, in die er sich verliebte, in allen Richtungen an der Nase herumführte, bis er, nach dreimaligen Beweisen ihrer Untreue, sie endlich verließ. Nichts weniger als komisch ist dagegen die Leidensgeschichte des Fräuleins von Kerbabü, welche in leichtfertiger Weise und ohne Beachtung irgendwelcher Vorsichtsmaßregeln einen Seeoffizier heirathete: eine Ehe, die, als er bald danach starb, seine Erben als nichtig betrachteten. Sie mußte vor ihren Verfolgern unter merkwürdigen Abenteuern fliehen, verlor den Proceß in erster Instanz und erhielt im zweiten nur eine mäßige Entschädigung, die im Vergleich zu ihren Kosten und Leiden so gut wie keine war.

Den Rest des Buchs bilden zwei historische Ereignisse. Das eine ist der Untergang des jungen Heinrich von Montmorency, des letzten seines Stammes, der sich verleiten ließ, an der Empörung des elenden Prinzen Gaston von Orleans gegen seinen Bruder Ludwig XIII. und den Cardinal Richelieu theilzunehmen, ja der darin die Hauptrolle spielte, wofür er nach tapferm Unterliegen auf dem Blutgerüst büßte. Gegen denselben großen Staatsmann richtete sich mit Beihülfe desselben elenden Prinzen, doch nicht gegen den König, sondern anscheinend für ihn, um ihn von des Cardinals lästiger Vormundschaft zu befreien, die zweite in dem Buche Blum's dargestellte Verschwörung, die des Marquis Cinq-Mars und des Auguste de Thou. Schon vielfach erzählt, tritt sie doch hier in ein neues Licht. Den Verschworenen fehlte es an jedem Ideal; nackter Ehrgeiz beseelte sie und Haß gegen wirkliche Größe, und ein landesverrätherisches Einvernehmen mit Spanien unter schmählichen Bedingungen kennzeichnete ihre Gewissenlosigkeit. Höchst interessant sind die Mittheilungen über den Hergang der Entdeckung des Complots. Das Ende der Unglücklichen ist bekannt.

Blum's „Alter Pitaval" ist mit lichtvollem Verständnisse geschrieben; nur der Stil leidet hier und da an Unklarheiten.

3. Markgräfin Barbara von Brandenburg. Das Leben einer Fürstin im 15. Jahrhundert von E. Biller. Leipzig, Reißner. 1886. 8. 4 M.

Die Verfasserin, die sich in kurzer Zeit nicht nur unter der Jugend, der sie so reizende Märchen und Puppengeschichten zu erzählen weiß, sondern auch im nüchternen Reiche der Erwachsenen einen sichern Boden erworben hat, setzt hier ihrer „Barbara Ittenhausen" die Markgräfin gleichen Namens, der süddeutschen bürgerlichen eine norddeutsche fürstliche Barbara entgegen. Wir dürfen wohl sagen, daß Frau Biller mit diesen beiden Büchern ein neues Genre, dasjenige des culturhistorisch-biographischen Romans, in Aufnahme gebracht hat. Vielleicht aber dürfte man dasselbe eher als die romanhaft angehauchte culturhistorische Biographie bezeichnen. Es handelt sich hier um das auf die Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts, auf jene bewegte Zeit des Uebergangs vom Mittelalter zu einer neuen Periode menschheitlicher Entwickelung fallende Leben Barbara's, einer der Töchter des kräftigen Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Obschon von ihren Aeltern zärtlich geliebt, traf sie das bittere Los, ein Opfer der Politik ihres Hauses zu werden. Nach damaliger, für uns jetzt empörender Unsitte im kindlichen Alter von acht Jahren an den hinfälligen Herzog Heinrich von Groß-Glogau vermählt, wurde sie, noch immer Kind, mit zwölf Jahren „Witwe"; aber schon nach kurzer Zeit mußte sie (durch Procura) eine zweite Scheinehe schließen, nämlich mit dem König Wladislaus von Böhmen aus dem polnischen Hause der Jagjellonen, der aber aus politischen Gründen die Ehe nicht vollzog, ja seine „Gattin" ebenso wenig je gesehen hat wie sie ihn. So war sie zweimal verheirathet und blieb doch Jungfrau: so war sie erst Herzogin, dann Königin, ohne je einen Thron getheilt zu haben. Doch des Schicksals grausame Ironie sollte sie nicht verlassen. Der König betrieb die Scheidung von seiner Scheingattin, während das Haus Brandenburg die wirkliche Heirath und damit die seiner Ehre schuldige Genugthuung verlangte. Diejenige aber, um die es sich handelte, die indeß von ihren Familienhäuptern nie um ihren Willen gefragt, ja nach des Vaters Tode von seinem Nachfolger in Franken, wo sie meist lebte, tyrannisch und lieblos behandelt wird, lernt den jugendlichen und tapfern, schönen und edeln Ritter Konrad Haideck und damit gleich ihm die Macht der Liebe kennen. Sie ist aber zu stolz und er zu bescheiden, die Gefühle des Herzens zu offenbaren. Nur einmal kommt es in Gesellschaft zu einem Reim- und Singspiel, in dem sie sich verstehen, wobei indeß niemand die Bedeutung ahnt, und nur einmal, auf einer Jagd, treffen sie sich allein und gestehen sich nach langem Zögern ihre Liebe; es ist ihr letztes Zusammentreffen. Das Verhältniß wird ruchbar, und die doppelte „Verbrecherin" gegen die Standes- und Hausehre und gegen die noch nicht geschiedene „Ehe" wird von dem herzlosen Bruder gefangen gesetzt. Um sie zu befreien, zerreißt mit blutendem Herzen der Geliebte öffentlich das mit ihr eingegangene Verlöbniß und heirathet ein häßliches, aber braves Fräulein seines Standes, während die vom Schicksale so grausam heimgesuchte Fürstentochter ihr Leben als „Geschiedene" traurig und einsam vollendet.

Den Kern des Buchs bilden Briefe und Tagebuchblätter in einer an die der behandelten Zeit sich anlehnenden treuherzigen Sprache. Die Charaktere sind vortrefflich geschildert: außer dem Heldenpaare der im Leben

joviale alte Kurfürst, seine schwache und wetterwendische, aber als Hausfrau und Mutter, solange sie den Compaß nicht verliert, treffliche Gattin Anna von Sachsen, sein herrischer Sohn Friedrich, dessen leichtfertiger, aber gutmüthiger Bruder Sigismund, Friedrich's hochmüthige polnische Gattin Sophie (die Schwester des wortbrüchigen Königs von Böhmen), die unerschütterlich treue Pflegerin Barbara's, Frau Vite, die durch ihre „unangenehme" Eigenheit, stets offen die Wahrheit zu sagen, überall anstößt, die üppige, bei einem leichtfertigen Abenteuer die „weiße Frau" spielende Hofdame Bertha von Rosenau u. a. An culturhistorischen Bildern ist das Buch reich. Der polnische Schmuz im damaligen Schlesien, das Turnier zu Ansbach, wo sich die Liebenden zum ersten male sehen, der Fürstentag in derselben Stadt, auf dem über die „Schuldigen" gerichtet werden soll, aber nicht wird, sind alles farbenprächtige Bilder, um die sich zahlreiche bescheidenere Situationen gruppiren. Von einem „Roman" kann im Grunde kaum die Rede sein; es ist entschieden mehr Wahrheit als Dichtung in dem Buche, das uns in angenehmer Weise an die Schilderungen des Flamänders Hendrik Conscience aus dem mittelalterlichen Leben erinnert. Es sind in letzter Zeit so viele historische Romane erschienen, welche die Gefühle und Gedanken der Gegenwart in vergangene Jahrhunderte verlegen, daß es ordentlich wohl thut, einmal die Gedanken und Gefühle der Vorzeit unübersetzt und in anspruchsloser Weise ohne alle Prätention wiedergegeben mit erleben zu können. Möge die Verfasserin auf diesem Wege mit willkommenen Variationen fortfahren das Publikum zu unterhalten und zu belehren, und dieses, ihre Werke zu lesen und zu schätzen!

Otto Henne Am-Rhyn.

Ein lyrischer Roman.

Juanita. Roman von Karl Bergen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1884. 8. 10 M.

Nordseewogen, Sturm, grauer Nordlandshimmel. Dazwischen das winzige Eiland, ein verwehtes, losgelöstes Blatt auf unendlichen Wassern. Die Wogen spülen ab, reißen ab — langsame, sichere Vernichtung. Auf dem trügerischen Triebsand haben Menschen ihre Hütten gebaut, wetterharte, stiernackige Leute, die fern von ihresgleichen dem gewaltigen Meer, das sie bald begräbt, in stetem Kampf die karge Fristung des Lebens abringen. Was will am öden nordischen Strand das zarte, träumerische Kind des Südens mit seinem feinen Gliederbau unter den Reckengestalten, mit dem süßen Schmelz seines glockenhellen Gesanges, den der dumpfe Anprall der Wogen und das wilde Sturmgeheul übertönt? Auf der Seereise hatte ein Zufall die Aeltern hergeführt, die Welt fliehend waren sie geblieben, hier gestorben. Jetzt war ihr Töchterlein des Pfarrers Pflegling und sang am Strande ihren Schmerz und ihre Sehnsucht aus, ihre Sehnsucht nach sonnigen Zonen, ihren Schmerz um die gestorbene Mutter. Sie sang viele Lieder, aber eins konnte sie nicht finden, und hätte doch alles darum gegeben: das Lied, das ihr Mütterlein sang im Sterben, so schön wie kein anderes und Mütterleins letzter Hauch. Ihre Träume, ihre Wünsche malt sie mit goldiger Farbe auf den grauen Himmel, aber die Stürme wehen darüber hin, die Bilder fliehen, die düstern Wolken bleiben nur zurück. Nach dem Unbekannten, dem Unerreichbaren zieht sie die Sehnsucht, weit fort von hier, von dem unwirthbaren wüsten Eiland; auf das Nächste achtet sie nicht; unmöglich würde es ihr scheinen, daß ihr Herz hier nicht nur von der Mutter Grab, sondern auch von frischkeimendem Leben einen Gruß der Heimat empfangen könne. Was ist ihr der blonde, hünenhafte Nordlandsknabe! Ein lieber Spielgefährte, ihres Pflegevaters, des Pfarrers, Sohn, sonst nichts! Gewiß nicht. Aber wenn sie nicht träumt, dann spielt sie so glücklich mit ihm, als fehle ihr nichts bei ihm. In dies, vom Sehnsuchtshauch getrübte Kinderparadies dringt die Außenwelt, Reisende, Kunstverständige, Kunstmäcene. Juanita ist der berühmten Sängerin Margherita Stella Tochter, ihre Stimme ist noch schöner, sie soll Künstlerin werden. Der Pfarrer ist empört: „niemals!" Sie fühlt sich ja so glücklich hier in der Abgeschiedenheit, weshalb sie herausreißen? „Und Sie glaubten es ihr, Herr Pfarrer?" sagt eiskalt Graf Warnau, der tiefe Kenner des menschlichen und besonders des Frauenherzens. Sehr schön und psychologisch mit ebenso feinen wie richtigen Zügen ausgeführt ist die aus dem Herzen des Pfarrers sich allmählich zu seinem Bewußtsein emporringende Erkenntniß, daß ihn die Selbstsucht zur Abwehr des Vorschlags trieb, daß er sich von dem wunderholden Kinde nicht trennen kann, daß er das Schönste, was seine Augen gesehen, dem Liebsten, was er auf Erden hat, geben möchte, Juanita seinem Sohne Gerdt, der von ihr nicht wird lassen können. Aber er hat kein Recht auf sie; er läßt sie ziehen; der sterbenden Mutter hat er versprochen, ihre Ausbildung zur Künstlerin zu fördern, wenn ungesucht die Möglichkeit dazu heranträte. Juanita erschrickt anfangs. „Glücklicher als hier kann ich nirgends werden!" ruft sie mit dem Aufschrei des erwachenden Herzens; aber dann naht mit schmeichelnden Bildern die Phantasie und die Sehnsucht und die heiße Liebe zur Kunst; sie schwankt, und als der menschenkundige Graf Warnau sagt: „Draußen in der Welt und als berühmte Sängerin finden Sie noch am ersten das, wonach Ihre Seele verlangt und von dem Sie mir erzählten, der Mutter Lied" — da schreit laut auf in wildem Schmerz der blonde Nordlandsknabe, denn Juanita ist für ihn verloren. Sie zieht fort in die Welt, und ihr nach zieht treues Gedenken, und ihr nach zieht der Haß, der rächen will an der Tochter,

daß die Mutter ohne Verschulden ein Herz gebrochen, das Herz eines wahnsinnig gewordenen Italieners, welcher der Mutter auf das wüste Eiland folgte, wo er verborgen blieb, und welcher der Tochter auf ihre Bahn zum Ruhme folgt, um sie vor erreichtem Ziele zusammenbrechen zu lassen. Eine Stunde vor ihrem Auftreten lockt er sie durch die ersten Accorde von der Mutter Lied mit seiner Geige in die Winterkälte des Gartens, hält sie dort fest — als sie dann auf der Bühne singen will, ringt sich nur ein gebrochener, klangloser Laut aus ihrer Brust, das Publikum zischt, sie hat ihre Stimme verloren. An ihr Krankenlager eilt Gerdt. Sie hat nicht Künstlerruhm gefunden, nicht Glück, nicht der Mutter Lied, nur verloren hat sie, verloren die Heimat, verloren den Gesang, verloren der Kindheit Lust. „Wer doch wieder ein Kind sein könnte! Wie glücklich waren wir damals an unserm öden Strande." Um völlig zu gesunden zieht sie in die Heimat zurück. Dort hat der treue Gerdt unter dem Nachlaß der Mutter das letzte Lied gefunden, hat viele Monate hindurch immer wieder die Melodie auf der Geige zu spielen versucht, bis er, als sie auf der Düne träumt, aus dem Versteck es ihr vorspielen kann. In gewaltiger Erregung lauscht das Mädchen, zum zweiten male tönt die Geige und jetzt — jetzt öffnen sich die lange geschlossenen Lippen, leise, süße Sangestöne, immer voller, immer stärker, jauchzend und schmetternd von jubelndem Glück. Nicht in der Ferne, hier in der Heimat hat sie alles gefunden, mit der Mutter Lied auch des Gesanges Kunst und den Heißgeliebten, den Vielgetreuen, der mit der Liebe Hand Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihr ineinanderwob.

Sehr stimmungsvoll sind die Schilderungen, überaus poetisch ist das ganze Werk. Eine Fülle von Personen gruppirt sich, in die Handlung mittelbar oder unmittelbar eingreifend, um die Helden der Erzählung, aber nur zwei Gestalten repräsentiren den Schatten, der rachsüchtige Italiener und eine boshafte Stiftsdame, giftig, klatschsüchtig, ganz nach dem Leben, wie es uns in männlicher und weiblicher Gestaltung allerorten entgegentritt. Auch diese beiden dunkeln Flecke lösen sich unter der Wirkung der andern in Licht auf. Es ist recht schwer, das Gute und Schöne zu malen und zu schildern, ohne langweilig zu werden. Deshalb wird das Gegentheil so oft zum leichtern Vorwurf genommen; in „Juanita" wird der Verfasser niemals langweilig, obgleich er sich fast ausschließlich der lichten Farben bedient. Obwol es an einzelnen psychologischen Feinheiten in dem Werke nicht fehlt, zeichnet sich dasselbe doch mehr durch stimmungsvolle Schönheit als durch eine in die Tiefe dringende Lebenswahrheit aus. „Juanita" ist mehr Gedicht als Roman.

Freiherr K. von Richthofen.*)

*) Aus dem Nachlaß unsers leider verstorbenen hochgeschätzten Mitarbeiters. D. Red.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Arthur Schopenhauer war nicht blos ein großer Denker, sondern auch ein vorzüglicher Populärphilosoph; ja sehr viele sind zum Studium seiner größern Werke erst durch die Lektüre seiner Essays und Aphorismen zur praktischen Lebensweisheit angeregt worden. Es war daher ein glücklicher Gedanke der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, in Separatausgaben aus seinen philosophischen Werken eine Reihe von Aufsätzen auch dem größern Publikum zugänglich zu machen. Der kundige Biograph des Philosophen, Wilhelm Gwinner, hat zunächst „Aphorismen zur Lebensweisheit" (2 Bändchen) herausgegeben und mit einem Vorwort versehen, in welchem in geistvoller Weise die Eigenart des frankfurter Weisen charakterisirt wird. Diese Betrachtungen bieten eine Propädeutik zum Eintritt in den Gedankenbau der „Welt als Wille und Vorstellung". „Sie bieten außerdem eine Probe", fährt Gwinner fort, „von der Art Schopenhauers zu schriftstellern und zu philosophiren, deren eigenthümlicher Werth auf den drei schwesterlichen Cardinaltugenden unsers Philosophen beruht: seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, seiner naiven Offenherzigkeit und seiner Anschaulichkeit, d. h. seinem stets auf die Sache gerichten Denken, im Gegensatz zu dem von seinen berühmten Nebenbuhlern zur höchsten Blüte gebrachten unfruchtbaren Spiel mit Allgemeinbegriffen. So ist Schopenhauer, von seinen Zeitgenossen ignorirt, der nachfolgenden Generation auch durch seine Lebensweisheit ansprechend geworden; trotzdem daß dieser nichts fremder sein kann als die gerade in ihrer Rastlosigkeit selbstgenugsame Vielgeschäftigkeit des modernen Fortschrittsphilisters. Von dem, was einer ist, hat und vorstellt, nicht von dem, was einer thut, redet Schopenhauer; denn als Grunderkenntniß aller Lebensweisheit soll jener Satz Chamfort's illustrirt werden, den er an die Spitze dieser Aphorismen gestellt hat: das Glück ist keine leichte Sache; es in uns selbst zu finden ist sehr schwer, es anderswo zu finden unmöglich. Hiernach läge vom Standpunkte der Glückseligkeitslehre die einzig mögliche Lebensbefriedigung nur in der auf uns selbst gerichteten Thätigkeit. Alle Bethätigung im Leben, soweit sie nicht der Ausbildung unserer eigenen Person gewidmet ist, geht aber nach außen, hat deshalb gar keinen direeten Bezug auf unser Lebensglück, wie es Schopenhauer eonstruirt. So betrachtet er auch den Erwerb von Vermögen, von Ehre, Rang und Ansehen nur im Verhältnisse des Werthes derselben für das innere Leben, sodaß das Glück, welches aus unserer Thätigkeit als solcher und aus deren objeetiven Resultaten entspringt, kaum mit in Erwägung gezogen wird." Zu den interessantesten Aufsätzen der Sammlung gehört im ersten Bändchen derjenige über das Duell und im zweiten der über den Unterschied der Lebensalter. Während die „Aphorismen" aus Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena" genommen sind, hat Gwinner drei Abhandlungen aus „Die Welt als Wille und Vorstellung" unter dem Titel „Ueber den Tod u. s. w." als drittes Bändchen der Separatausgaben veröffentlicht.

— Von Joseph Kürschner's „Deutschem Literaturkalender" liegt der Jahrgang 1886 vor (Stuttgart, Spemann). Er ist eine überaus fleißige Arbeit, wie die frühern, und in seinen Ergänzungen bis auf die allerjüngste Gegenwart fortgeführt. Eine nicht unbeträchtliche Zahl neuer Schriftsteller ist mit aufgenommen worden: ein solcher Literaturkalender ist ja kein Pantheon und keine Walhalla, sondern ein Adreß- und Nachschlagebuch und er-

füllt diesen Zweck vollständig; denn auch die Adressen der Verleger und Theaterdirectoren finden sich darin. Nur das eine gefällt uns nicht recht, daß dieser Jahrgang insofern keine rechte Selbständigkeit besitzt, als er zahlreiche Hinweise auf die frühern enthält, in denen die literarische Thätigkeit der ältern Autoren in umfassenden biographischen Angaben berücksichtigt worden war. In dem vorliegenden Jahrgang sind nur die neuesten Werke derselben mit aufgenommen und die im Laufe des Jahres neu aufgetauchten Schriftsteller. Gewiß würde der „Literaturkalender" alljährlich wesentlich an Umfang wachsen, wenn neben dem unverkürzten Alten das Neue Aufnahme fände. Doch dies Uebel müßte mit in den Kauf genommen werden; man kann von den Käufern des neuesten Jahrgangs doch nicht den Nachkauf der frühern verlangen: ohne diese ist er aber unvollständig; denn er ist, was die bereits in jenen erwähnten Schriftsteller betrifft, nur eine Sammlung von Nachträgen.

— Das große fünfbändige Werk Moritz Carriere's: „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit" (Leipzig, F. A. Brockhaus) liegt jetzt abgeschlossen in dritter vermehrter Auflage vor. Daß ein so umfassendes Werk eine solche Verbreitung finden konnte, erklärt sich aus der geistvollen und warmen Darstellung, und aus der glücklichen Verschmelzung des Cultur- und Kunsthistorischen von einem idealen Standpunkte aus. Der vorliegende fünfte Band, der Schlußband, behandelt „das Weltalter des Geistes im Aufgange", die Literatur und Kunst im 18. und 19. Jahrhundert: er ist bis zur unmittelbaren Gegenwart fortgeführt, vermehrt durch Urtheile über neuerschienene Dichtungen und Kunstwerke, durch einen eigenen Abschnitt über die Erhebung des Slawenthums und ein vollständiges Generalregister aller fünf Bände; auch bringt er einige Nachträge zum ersten und zweiten Bande.

— Von dem „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", herausgegeben von Ernst Gettke (Kassel, Voigt), liegt der vierzehnte Jahrgang, 1886, vor. Der Reinertrag des Unternehmens fällt der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger zu. Auch dieser Jahrgang zeigt alle Vorzüge der frühern auf. Sehr reichlich ist besonders die Jahreschronik des deutschen Theaters; die Gedenktage und Jubiläen, die Neuaufführungen, die Todtenschau, die allgemeinen Notizen über die Statistik des Theaterwesens sind Abschnitte, welche für eine künftige eingehende Theatergeschichte unentbehrliche Hülfsmittel bieten. Der geschäftliche Theil enthält ein Verzeichniß sämmtlicher Bühnen, ihrer Vorstände und Mitglieder und der an jeder neuaufgeführten Stücke.

Ernst Gettke, der unermüdlich thätige Oberregisseur des leipziger Theaters, gibt gleichzeitig, in Gemeinschaft mit Adolf Oppenheim, ein „Deutsches Theaterlexikon" heraus, eine „Encyklopädie alles Wissenswerthen der Schauspielkunst und des Bühnenlebens" (Leipzig, Reißner). Hervorragende Gelehrte und Fachmänner haben den Herausgebern ihre Unterstützung zugesagt. Seit dem Marggraf-Herloßsohn'schen „Theaterlexikon" besteht eine Lücke mit Bezug auf ein solches umfassendes Unternehmen, die unsers Wissens Herr Kürschner auszufüllen gedachte; doch stieß sein Plan auf Hindernisse. Im Vorwort sagen die Herausgeber: „Das «Deutsche Theaterlexikon» bezweckt: den Zugehörigen der Bühne wie den Freunden des Theaters in gedrängter Kürze Aufschluß über alle die Darstellungskunst und ihre Beziehungen betreffenden Fragen zu ertheilen, den Kunstangehörigen das für die Ausübung ihres Berufs Nothwendige in leicht faßlicher Darstellung aus den Gebieten des Wissens zusammenzustellen und den Freunden des Theaters das künstlerische und technische Getriebe des gesammten Bühnenwesens klarzulegen. In Verfolg dieser Absicht, ein praktischer Führer durch die bunte Welt des Lampenlichts zu sein, mußten sich die Herausgeber uneingeschränkte Freiheit in Bezug auf Auswahl und Behandlung des aufzunehmenden Inhalts gestatten. Es mußte ihrer eigenen praktischen Erfahrung anheimgestellt bleiben, allgemeine Belehrung mit sachlicher Erläuterung zu verbinden, geschichtlichen Begebenheiten und Personen, je nach ihrer poetischen und dramatischen Bedeutung größern oder geringern Raum anzuweisen, zu erkennen, wie weit das Seibstverständliche entbehrlich, das Fernerliegende zu knapper oder ausführlicher Beschreibung geeignet sei." Namentlich legen sie Gewicht darauf, daß das Werk dem Theatergeschäftsverkehr in ausgiebiger Weise diene durch Angabe aller deutschen Kunststätten und ihrer geschäftlichen wie künstlerischen Bedeutung. Ueber 3000 Theaterorte, vorzüglich in Deutschland und Oesterreich, von 2000 Einwohnern an sind aufgenommen mit genauer Angabe, welche Theater und Concertsäle in denselben vorhanden sind, unter welchen Bedingungen sie vergeben werden, wie hoch sich die etwaigen Tageskosten belaufen, welche Einnahmen zu erzielen sind. Die vorliegenden Lieferungen enthalten manchen gediegenen Artikel: hin und wieder finden sich allerdings einige überflüssige oder auch flüchtige und unrichtige Begriffsbestimmungen, wie z. B. wenn die Ballade ein historisches Lied, oder wenn Baron die erste Stufe des hohen Adels genannt wird, während bekanntlich Edelleute, Barone und Grafen, wenn sie nicht aus früher reichsunmittelbaren Familien stammen, staatsrechtlich zum niedern Adel gehören. Auch eine gewisse Ungleichheit der Behandlung und Raumeintheilung tritt hier und dort hervor: doch wird sich diese in einer zweiten durchgesehenen Ausgabe, in welcher die erste Lieferung vorliegt, leicht verbessern lassen.

Bibliographie.

Aurep-Elmpt, R. Graf, Australien. Eine Reise durch den ganzen Welttheil. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 24 M.

Bartsch, K., Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 8 M.

Fürst Bismarck und der Antisemitismus. Wien, Engel. Gr. 8. 2 M.

Bitterling, R., Die Zwillinge von Kamerun. Schwank. Neumünster i. H., Brumby. 1885. Gr. 8. 1 M.

Bock, E. J., Aeneas auf der Flucht aus Troja. Die ersten sechs Gesänge der Aneis Virgils, zur Veranschaulichung der poetischen Kunst des Dichters übersetzt. Berlin, Issleib. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Bodenstedt, F., Neues Leben. Gedichte und Sprüche. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Du Bois-Reymond, E., Reden. 1ste Folge. Litteratur. Philosophie. Zeitgeschichte. Leipzig, Veit u. Comp. 1885. Gr. 8. 8 M.

Bonnet, J., Der Fabeldichter Wilhelm Hey, ein Freund unserer Kinder. Ein Lebensbild. Gotha, F. A. Perthes. 1885. 8. 4 M.

Bremer, Fredrika, Das Haus oder Familiensorgen und Familienfreuden. Aus dem Schwedischen. 9te verb. Aufl. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und J. H. Albertsma, herausgegeben von B. Sijmons. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1885. Gr. 8. 80 Pf.

Deutsche Bücherei. 38stes Hft.: Die Russen in Turkestan. Von W. Geiger. Breslau, Schottländer. 1885. Gr. 8. 60 Pf.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. VI. Nach der Schablone. Das Vorrecht der Frau. Wien, Graeser. Gr. 8. 60 Pf.

Honneger, J. J., Allgemeine Kulturgeschichte. 2ter Bd.: Geschichte des Altertums. Leipzig, Weber. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

Noeldechen, W., Romfahrt. Prettin. 1885. Gr. 8. 8 M.

Stoll, O., Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—1883. Mit 12 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Wehl, F., Funfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung. Ein Abschnitt aus meinem Leben. Mit dem Porträt des Verfassers und einer Abbildung des Stuttgarter Hoftheaters. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 6 M.

Wichert, E., Der Sohn seines Vaters. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 1885. 8. 3 M.

Wießner, E., Herbarts Pädagogik. Dargestellt in ihrer Entwicklung und Anwendung. Bernburg, Bacmeister. 1885. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wildenradt, J. v., Schön-Düweke. Eine Geschichte aus dem XVI. Jahrhundert. Leipzig, Elischer. 8. 4 M.

Winkler, J., O. Präm., Ein Besuch in Kairo, Jerusalem und Konstantinopel. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wychgram, J., Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich. Leipzig, Reichardt. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Zur Frage der Regulierung der Lehrergehalte. Eine zeitgemässe Erörterung von A. Freimund. Wien, Sallmayer. 1885. Gr. 8. 04 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 19 bis 25.

Deutscher Reichstag. — Die päpstliche Encyklica an die deutschen Bischöfe. — Serbien nach dem Kriege. (I/III.) — Die Collectivnote der Mächte an Serbien und die serbische Antwort. — Die englische Thronrede. — Die russische Kirchenpolitik in den Ostseeprovinzen.

Christoph Hoffmann, Vorsteher der Tempelgemeinden. (Nekrolog.) — Physiognomica. Von R. Kleinpaul. (I/IV.) — Dr. James Fergusson. (Nekrolog.) — Berliner Briefe. (IV.) — Die „kleinen Schriften“ von Hermann Lotze. Von H. Sommer. — Von der Sawa nach Sarajewo. Von Karl Braun-Wiesbaden. (V/VI.) — Aus den Papieren eines großdeutschen Diplomaten. — Der neue Balkan. Von Prof. L. von Stein. — Ein wiedergewonnenes Werk. Von H. Welti. — Moderne Sprachwissenschaft. — Römische Münzen im Innern China's.

Ein einheitliches Schuldbetreibungs- und Concursgesetz für die Schweiz. — Southern Pacific Company. — Jahresbericht des Münchener Handelsvereins. — Conversion deutscher Staatspapiere.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lieder des Giovanni Meli von Palermo.

Aus dem Sicilianischen von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Gregorovius hat das Verdienst, die anmuthigen, zarten Gedichte von Giovanni Meli, dem größten Nationalpoeten Siciliens, uns in deutscher Sprache vermittelt zu haben. Seine Uebersetzung, der eine geschichtliche Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens vorangeht, fand lebhaften Beifall und liegt jetzt in zweiter verbesserter Auflage vor.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserm Verlage wöchentlich:

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. **J. Bernstein**, Dr. **A. v. Koenen**, Dr. **Victor Meyer**, Dr. **B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Friedrich Vieweg & Sohn.

Preis pro Quartal 2 M. 50 Pf. Probenummern gratis und franco. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Türkenvolk

in seinen ethnologischen u. ethnographischen Beziehungen geschildert von

Hermann Vámbéry.

Mit zwei Tafeln und mehrern Holzschnitten. 8. Geh. 18 M.

Zum ersten mal erscheint hier eine ethnographische Darstellung, welche das gesammte Türkenvolk umfasst und die Beziehungen seiner einzelnen, vielverzweigten Stämme zueinander klarzulegen unternimmt. Professor Vámbéry, im Besitz ausgebreiteter Sprachkenntnisse und durch wiederholte Reisen mit den localen Verhältnissen Mittelasiens genau bekannt, war wie kein anderer zu einer solchen Darstellung berufen, und da die Türken bei den gegenwärtigen politischen Conflicten in Asien wie in Europa eine so wichtige Rolle spielen, darf um so mehr das allgemeinste Interesse für das vorliegende Werk erwartet werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

O Polsce

napisał

Generalfeldmarszałek Hr. Moltke.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Der in vieler Hinsicht höchst interessante Essay des Generalfeldmarschalls Graf Moltke über Polen, vor kurzem durch eine deutsche Zeitschrift veröffentlicht, liegt hier vollständig in polnischer Uebersetzung vor, die mit Zustimmung des Verfassers unternommen wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aphorismen zur Lebensweisheit.

Von

Arthur Schopenhauer.

Separatausgabe aus „Parerga und Paralipomena“.

Zwei Bändchen.

Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Ueber den Tod

und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich.

Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.

Von

Arthur Schopenhauer.

Separatausgabe aus „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Durch diese handlichen Separatausgaben der vorstehenden, besonders interessanten und allgemein verständlichen Schriften aus Schopenhauer's Werken werden dieselben größern Kreisen des Publikums zugänglich gemacht. Jedes der drei Bändchen ist mit einer Einleitung von Dr. Wilhelm Gwinner, dem Biographen Schopenhauer's, versehen und wird auch einzeln geliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 11. Februar 1886.

Inhalt: Aus der Hochflut deutscher Bücher. Von Alfred Friedmann. — Erzählungen und Sagen. Von Adalbert Schroeter. (Beschluß.) — Zur Culturgeschichte. Von Feodor Wehl. — Vermischte Schriften. Von Otto Henne Am-Rhyn. — Der ideale Mensch. — Ethnographisches. Von Albert Landenberger. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus der Hochflut deutscher Bücher.

1. Märchen von Anna Lindau. Mit Illustrationen von Woldemar Friedrich, Arthur Langhammer, Fanny Römer, Karl Rothe, Friedrich Wittig und Alexander Zick. Berlin, Grote. 1885. 8. 3 M.

Man sollte meinen, wenn unserer Zeit etwas unmöglich sei, so müsse es das Märchenerfinden sein. Wir sind so gebildet und hyperklug, so naturalistisch, so naturwissenschaftlich, das Märchen ist so kindlich und naiv, so einfach und harmlos, so losgebunden von Gesetz, Raum, Zeit und jeder Kategorie des Verstandes! Das Bild des höchsten Unverstandes, ein altes Weib, das von der Jetztzeit nichts weiß, das die Erinnerungen halb vergessen und keinen Raum im Gehirn mehr für neue Eindrücke hat, däucht uns die beste Märchenerzählerin. Vielleicht weil das Alter wieder kindisch wird, wie das Märchen es ist.

Da setzt sich nun eine junge berliner Mutter mitten im Geräusch der Großstadt hin und schreibt neue Kindermärchen, und siehe da, es gelingt ihr. Es gelingt ihr sogar, etwas ganz Neues zu schaffen, was weder mit dem deutschen Volksmärchen der Gebrüder Grimm, noch mit der „Mère l'Oie", noch mit Perrault's „Contes de fèe", noch mit dem vielfach herbeigeholten Andersen identisch ist, mit diesen allen nichts gemein hat und doch alle gebraucht, citirt, an alle absichtlich erinnert. Wir begreifen ganz gut, daß eine gebildete Mama, deren enfants terribles die landläufigen Märchen schon bis zum Ueberdruß gehört haben, sich hinsetzt, eine feine Stickarbeit in der Hand — nun allerlei Selbsterfundenes erzählt. Erfunden? Nein! Das alte Märchen bildet den Stickrahmen mit einer bereits vorgezeichneten Arbeit. Nun lauscht sie ihren Erinnerungen, behorcht ihre eigenen Gedanken, ist noch einmal auf der gestrigen Soirée, wo so viel medisirt und persiflirt wurde; die großen Narren mischen sich unter die kleinen Närrchen, die Grafen, Barone, Künstler, Dichter werden ganz kleine Menschenkinder, mit denen sich um so besser plaudert, als sie nicht widersprechen, fast stumm, mit offenem Munde zuhören, nur ein „Ach" und „Oh" als Gegenantwort habend. Und so entsteht das berliner Märchen. Es hat Feenkleider an, und ein Frackschoß, ein Kate-Greenaway-Costümchen macht sich irgendwo zwischen den Elfenfalten bemerklich. Das Feenland, in das uns Frau Anna Lindau hineinlockt, ist eine Fata-Morgana, wir befinden uns fast überall auf dem heißen Boden modernen Lebens.

Wie reizend ist gleich das Märchen vom „Musiktenfel":

> In der Klavierstunde war es wieder einmal sehr schlecht gegangen. Fräulein Rohrschlägel, die Klavierlehrerin, hatte ärgerlich den Takt mit dem Bleistift auf das Holz des Klavierdeckels geklopft und immer heftiger und lauter gezählt: „Eine, zweie, dreie, viere, tap, tap, tap — ua, e, eis, tap!"

Zwei Striche und man sieht sofort die ganze Situation:

Ole Luk Oie führt nachts im Traume das Kind zum Musikteufel. Der wird Raths wissen. Der Musikteufel wirft dem Kinde zwei Schlüssel zu, den Violinschlüssel und den Baßschlüssel. Es steigt eine Treppe hinauf, ohne die schwarzen Stufen zu betreten, fünfzehn weiße Stufen, und bei jeder klang ein Ton, und es merkte, daß es zwei Octaven C-dur gegangen war. Oben laufen lauter kleine dünne Wesen mit schwarzen, koboldartigen Köpfen umher. Es lernt das hohe C kennen, das jahrelang in der Kehle eines Schützlings des Meisters war. Eines Abends, die Oper war aus, der Besitzer des hohen C stand einen Augenblick unter dem Thorweg des Theatergebäudes, da kam ein furchtbarer Luftzug und fegte C aus der Kehle seines Herrn. Der Mann, in dessen Kehle C sich jetzt befindet, weiß nichts davon. Er sitzt auf einem Bock und fährt durch die Straßen der Stadt bei Wind und Wetter.

So geht es fort und überall führen die Märchentraumwege durch die Gehege der modernen Wirklichkeit.

Endlich bittet das Kind den Musiktenfel: „Ich möchte

Musik machen können, ohne mich anzustrengen und ohne etwas zu lernen!" „Zu Weihnachten aber erhielt es einen Leierkasten. Da konnte es ohne Mühe Musik machen, ganz wie es — und alle Welt heutzutage — gewünscht." Welch artiger Sinn in der harmlosen Dichtung!

In dem „Ferienmärchen" fragt ein wißbegieriger Kindermund: „Gemahlin, was ist denn das?" — „Was Mama von Papa ist", sagt Bruder Karl, möglichst kurz erklärend, und Mariechen nickt verständnißvoll.

„Auf dem Eßtisch" halten die Aepfel und Birnen und Trauben Gespräche mit Caraffen und Gläsern. Jedes bleibt in seiner Rolle, seiner Maske, wie die Menschen um den Tisch herum:

„Der Kaiser kommt gewiß heut zu Tisch!" sagt der Mostrichttopf, der stets gern seinen Senf dazu gab. „Ich sterbe, ich sterbe!" rief eine Rose, „mein Draht drückt mich todt!" — „So helfen Sie doch der Dame, schnüren Sie sie auf!" rief galant der Apfel den Zahnstochern zu. Die blieben aber steif und kalt stehen und thaten, als hätten sie nichts gehört, denn sie waren eben hölzerne Gesellen, ohne jede Bildung und Erziehung. Die Rose seufzte noch einmal tief auf und ließ dann traurig einige Blätter fallen. „Ja, ja, das kommt von den Corsets", meinte spöttisch die Wassercaraffe, die sich auf ihre dicke Taille noch etwas einbildete.

Das ist doch wirklich reizend gedacht und gesagt.

Ebenso lesenswerth ist das Geschichtchen „Warum die Kartenkönige keine Beine haben", worin sich die Verfasserin bis zum politischen Humor versteigt.

Ein lesenswerthes Buch ist auch:

2. Ein Manuscript von B. von Suttner. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 4 M.

Eine Dame schreibt ihrer jung verheiratheten Tochter Briefe, die in ebenso geistreicher wie humorvoller Weise alle möglichen Dinge des Lebens behandeln. Das Kapitel „Eigensinn und Wille", welche zwei Begriffe junge Damen so gern verwechseln, ladet sofort zum Weiterlesen ein. „Da wo die Kraft nicht ausreicht", sagt die moderne Madame de Sevigné, „zur Entfaltung des Willens, da begnügen sich die Frauen meistens mit der Bethätigung des Eigensinns. Starrköpfe nennen sich immer charakterfest." Eine reiche Lebenserfahrung ertheilt hier die vernünftigsten Rathschläge zu einer weisen Lebensführung; einzelne Kapitel sind in Dialogen verfaßt, und es macht sich in der Form französischer, beinahe Gyp'scher Einfluß kenntlich, doch in günstiger Weise, weil zum Guten und nicht zum Lasciven benutzt. Die Briefe plaudern über Lektüre, Erziehung, Spiel, und während man über Romanlektüre liest, wird das „Manuscript" selbst zu einem Roman. Die Mutter verliebt sich selbst noch einmal, oder vielmehr — sie erzählt eine Geschichte von verbotener Liebe. Die Verfasserin ist mit den russischen Sitten vertraut und hat es auch hier verstanden, ihren Charakteren ein entsprechendes Nationalcostüm, ihren Landschaftsschilderungen die nöthige Localfarbe zu geben. Das philosophische Element in B. von Suttner tritt auch bei diesem Werke stark hervor, ohne indessen je störend und aufdringlich zu werden.

3. Spruchbüchlein von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1885. 12. 3 M.

Die größten Dichter aller Zeiten haben es nicht verschmäht, die Erfahrungen ihres Lebens in kleinen Sprüchen niederzulegen. Im „Faust" ist mehr Spruchweisheit als in tausend Epen, Romanen, Novellen der Epigonen. Geflügelte Worte, schweben die Zwei- und Vierzeiligen nun von Mund zu Mund. Es sind Goldkörner, die beim Guß eines Riesenbildes dahin und dorthin rollen. Auch das abgeschlagene Stück carrarischen Marmors, dem Michel Angelo seine Pietà, seine Medicäerbilder entringt, sind werthvoll, und ein Künstler kann noch eine feine Statuette daraus machen.

So hat auch Paul Heyse, dem die deutsche Dichtung manch herrliche Gestalt verdankt, einige Goldkörner in Xenienform, einige kleine Tanagrafigürchen in Marmor auf den Weihnachstisch gestellt. Die Spruchdichtung ist zu allen Zeiten geübt worden. Die Weisheit der Inder steckt in solch kleinen Kernen, die mohammedanischen Perser und die Meister des Schlagworts, die Griechen, deren feine und bittere Epigramme das byzantinische Zeitalter zu Anthologien gesammelt, bieten solch kleine duftende Blumensträuße. Simonides von Keos, der römische Martialis, die Bibel, die Evangelien, Logau, Lessing, Goethe und Schiller, Geibel, Hebbel, Bodenstedt: das sind die Ringe einer Kette von fein ciselirten Gliedern, von Epigrammen, Sinnsprüchen, Sprichwörtern.

Die kleinen Münzen, die uns Paul Heyse bietet, tragen ein verschiedenes Gepräge. Bald sind sie zart und sinnig, bald treffend, schlagend; sie greifen in alle Gebiete des Lebens, sie sind Bilder der Lebensweisheit, aus dem Verkehr mit Frauen genommen; sie zeichnen Persönliches, beschäftigen sich mit Literatur und Kunst, mit Theater, Kritik, Wissenschaft, Politik, Philosophie, Gott und Welt. Leider geht durch die meisten ein stark pessimistischer Zug; man ist ein wenig erstaunt, daß derjenige Dichter in Deutschland, dem die meiste Anerkennung ward, der sich für seinen endlosen Fleiß schon in jungen Jahren durch allgemeine Gunst belohnt sah, mit „Gott und der Welt" so wenig zufrieden ist. Doch wir begreifen es auch ein wenig. In der deutschen Literatur bricht eine Epoche an, die Heyse wahrlich am wenigsten vorbereitete. Die ungenirteste Sprachverrenkung und Inversion wird für Formgewandtheit, titanisches Genie ausgegeben, und die jungdeutsche Novellen- und Romanliteratur nimmt nach französischem Beispiel kein Blatt mehr vor den Mund, wenn sie das Letzte, Unsagbarste aussprechen will. Die Dichtung aber kennt ein Unsagbares, und gerade das Unsagbar-Geheimnißvolle war stets ein Prüfstein für echte Poesie. Jedes Ding beim Namen nennen, die Tempelhallen der Muse zum dumpfigen Kuhstall, zur rauchigen Schnapskneipe machen, das ist dem zur Neige gehenden 19. Jahrhundert vor-

behalten geblieben, und man braucht kein so feinfühliger Poet wie Paul Heyse zu sein, um sich angeekelt und verstimmt zu fühlen. Zuerst ist das deutsche Gefühl für Poesie todtgewitzelt worden, und die jetzige Generation wird schon in einer verderblichen Geschmacksrichtung erzogen. Mit Besorgniß muß man sich fragen, was denn die nächsten Jahrzehnte bringen sollen, wenn nicht eine Liga solcher, die es ernst mit der deutschen Poesie meinen, sich dem tollen Treiben muthig entgegenstellt!

Liegt Heyse's Misstimmung vielleicht nur in dem Wesen der menschlichen und vorzüglich der deutschen Natur? Immerhin besteht die Thatsache, daß der Grundton des Spruchbüchleins ein schwermüthiger, tief klagender ist. Aus den hier abgedruckten Xenien wird am besten die Berechtigung des Gesagten erhellen:

Das sind die Traurigen, Flachen,
Die tief und stark sich scheinen:
Die Männer, die nicht lachen,
Die Frauen, die nicht weinen.

Nie wird das schöne Geschlecht
Zum Amt der Geschworenen passen.
Sie glauben, sie seien schon höchst gerecht,
Wenn sie verdammen, ohne zu hassen.

Daß es dir nur nicht gleich Bedenken mache,
Horcht eine Frau zerstreut auf deiner Stimme Ton.
Vielleicht ist sie nicht völlig bei der Sache,
Doch desto mehr — bei der Person.

Wie trefflich Weib und Mann
Sich mit einander ständen,
Fingen wir schwerer an,
Und könnten sie leichter enden.

Wer ist von beiden der ärmere Mann:
Der nicht im Schmerze weinen kann,
Oder der nie ein Glück genossen,
Davon die Augen ihm überflossen?

Was hilft's, daß man die Ohren verstopf'
Beim Lärmen der grünen Jungen?
Sie haben zwar nicht den hellsten Kopf,
Aber die hellsten Lungen.

„Alles verstehn, heißt alles verzeihn!"
Im Sittlichen gilt das freilich;
Tragt ihr's jedoch in die Kunst hinein,
So wird es unverzeihlich.

Halte nur Maß im Geltenlassen,
Stumpfe nicht ab dein Lieben und Hassen.
Willst du zum Künstler dich erziehn,
Habe den Muth deiner Antipathien.

Steck' dir das Ziel nur nicht zu weit,
Und mach' den Schritt nach deinen Schuhn.
Mit seiner verfluchten Schuldigkeit
Hat jeder schon genug zu thun.

Und streust du noch so hochgesinnt
Wohlthaten achtlos in den Wind,
Undankbarkeit kannst du ertragen,
Undank wird dir am Herzen nagen.

Dem Büchlein sind jedenfalls zahlreiche Leser zu wünschen. Sprachliche Verrenkungen, Flickworte, falsche oder bei den Haaren herbeigezogene Reime finden sich in dieser Mustersammlung nicht; dafür bürgt die musterhafte Form.

4. Gereimtes und Ungereimtes. Skizzen und Epigramme von Jeremias Deutlich. Berlin, Freund u. Jeckel. 1885. 8. 2 M.

Der Verfasser ist ein Geistesverwandter unsers Spruchdichters; unter dem Pseudonym Jeremias Deutlich verbirgt sich einer der beliebtesten wiener Musikschriftsteller. Ich habe indessen keine Veranlassung, den Schleier seines Incognitos zu heben. Das Buch besteht aus Skizzen verschiedenen Inhalts und Werths. Der Verfasser verfügt über eine große Formgewandtheit in Prosa wie in gebundener Rede, ich möchte aber in diesem Buche den novellenartigen, feuilletonistischen Skizzen in Prosa den Vorzug geben. Es ist immer mislich, Namen zu nennen und zu vergleichen, trotzdem fordert so manche Stelle die Parallele mit Heine, Börne und unsern besten streitlustigen Kämpen von der Feder heraus. Ein bald beißender, bald unter Thränen lächelnder Humor und Witz, eine große Neigung zu Persiflage und Satire finden sich auf jeder Seite, und manchmal ist die Dosis Scheidewasser so stark, daß es mir am liebsten wäre, wenn das beste, witzigste, aber unbarmherzigste und rücksichtsloseste Stück im Buche: „Ein verheiratheter Don Juan", über das ja Wien schon beim Lesen der „Presse" gelacht, weggelassen worden. Der Angegriffene hat so manche Verdienste „hüben und drüben", und sündigen wir nicht alle ein wenig — intra muros et extra?

Reizende Sächelchen sind dagegen: „Ein Original", „Geschichten ohne Pointe". Von den Epigrammen seien einige Stichproben den Heyse'schen gegenübergestellt:

Einem Reiseschriftsteller.

Ihm war das Kilometer
Das Maß der Ruhmesbahn,
Er fuhr zu Paul und Peter
Und starb am Längenwahn!

Einem Vegetarianer.

Nur Grünzeug aß er und Spinat,
Auch Kukurutz mit Hindernissen,
Jedoch trotz Kräuticht und Salat
Hat ungern er ins Gras gebissen.

Einem Bierverfälscher.

Zur ew'gen Ruhe mußte gehen
Ein Brauer, dem das Bier verdarb;
Nur einmal trank er aus Versehen
Sein eigenes Getränk und starb.

Einem Reclamemacher.

Er wollte nichts als einen Namen haben,
Der eitle Narr, wie glücklich würd' er sein,
Könnt' er in goldnen Lettern eingegraben
Ihn lesen hier auf seinem Leichenstein.

Einem Witwer.

Dem Weib, das ihm vorangegangen,
Ist er gefolgt am nächsten Tag;
Er wollt' erst an zu erben fangen,
Da traf vor Freuden ihn der Schlag.

Man sieht, eine etwas derbere, kräftigere, schärfere Tonart als Paul Heyse schlägt Jeremias Deutlich, der Epigrammatiker, doch an.

5. Daredjan. Mingrelisches Sittenbild von A. G. von Suttner. München, Heinrichs. 1885. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser führt uns in das „Land der tausend Bäche", in das fruchtbare, wasserreiche, mit allen Reichthümern der Natur gesegnete Mingrelien. Am reißenden Ingur wird heute noch mit wolligen Schaffellen das Gold der strömenden Welle aufgehalten und dann ausgewaschen, wie zur Zeit als Jason mit den Seinen nach dem goldenen Vließe auszog. Nun, wie zu allen Zeiten in allen Landen gibt es auch dort noch halt- und charakterlose Frauen, die aus Berechnung heirathen, kein Glück in der Ehe ohne Liebe finden und dann in die Arme eines Liebhabers gerathen. Hier ist es ein Fürst, der die schöne Tochter des Hausvaters Jason Gobaschwili, die Gattin des realistisch gezeichneten und ebenso sich gehabenden Ingenieurs Iwan Petrowitsch, zuerst zu einem etwas ideal angehauchten Ehebruch bringt; dann gelingt es einem französischen Maler, sie, die Nichtwiderstrebende, zu umgarnen; er malt sie in dem Costüm, das auf den Bildern des pariser „Salons" zumeist zu sehen ist — nämlich nackt. Das Bild wird später ihr Verhängniß. Sie taumelt ohne Gewissensbisse, nur den Eingebungen ihrer Laune und Langeweile folgend, von Fall zu Fall, und ihr erster Jugendfreund, der einzige, den sie, der sie unschuldig geliebt, findet die Tiefgesunkene zuletzt als Straßendirne. Er führt sie in das väterliche Haus zurück, und sie stirbt romanhaft. Die Geschichte ist durchweg naturalistisch durchgeführt. Daredjan ist eine mingrelische Manon Lescaut, die man nicht lieb gewinnt, die nicht unser Mitleid erzwingt, weil sie nicht eine Spur von Charakter zeigt und den Fehltritt nicht aus Liebe, sondern nur aus lüsterner Sinnlichkeit thut. Vortrefflich sind dagegen einzelne Schilderungen von Land und Leuten, obwol uns das Saisonleben in Tiflis nach des Verfassers Zeichnung eigentlich nicht anders erscheinen will, als etwa ein solches in Paris oder Wien. Die Menschen, ihre Thorheiten und Eitelkeiten sind sich eben überall gleich. Wir hoffen, der Verfasser hat mit dem Buche einen sogenannten Abschreckungsroman schreiben wollen. Denn was soll uns sonst die Geschichte eines hysterisch-sinnlichen Frauenzimmers, das aus einem Ehebruch in den andern fällt, nirgends jene elementare Liebe empfindet, wie sie Romeo und Julia unwiderstehlich aneinanderzieht, und endlich im gemeinsten Lasterpfuhle erstickt. Das Entschädigende ist die Reise nach Mingrelien; die nackten Thatsachen stehen in jedem pariser Boulevard-Roman.

6. Kalypso von Xanthippus. Mit einem Lichtdruck nach einer Zeichnung von Frank Kirchbach. München, Heinrichs. 1886. 8. 1 M.

Man hat hinter Xanthippus den Herausgeber der münchener „Gesellschaft" wittern wollen. Wer indeß je eine Seite von dem keulenbewehrten Verfechter des pornographischen Genres in der Novelle gelesen hat, wird die „Kalypso" niemals Conrad zuschreiben. Der Verfasser erzählt in einem kurziambigen Versmaß seine Griechenreise. Er miethet ein Schiff und einen Schiffer und rudert fröhlich in den Archipel hinaus:

Die Zehrung,
Taback und Wein war bald an Bord,
Und warme Decken auch, versteht sich.

Dann legt' ich, sagt er:

meine Ruder
Mir auf die Kniee, ließ den Schiffer,
So lang' er mochte, noch sich mühn.
Ich hüllte, da die Nacht sich kühlte,
Mich in die Decke, schien zu schlafen. . . .
Indeß der Kahn im zauberhaften
Doppelt gestirnten Himmel schwebt.

Da sieht er auf einem Felsen ein nacktes Weib. Es ist Kalypso, die von Odysseus Verlassene. Sie sagt zum modernen Wanderer ganz modern:

Dich hat dein Schicksal hergeleitet.
O hätt'st du nimmer mich gesehn. . . .
Denn aller Vor- und Nachwelt Jammer
Zum eignen sollst du nun verdauen. . . .
Der süße Arzt, mir bleibt er fern,
Und so mein Jammer stirbt mir nicht, . . .
Wie nie in diesen klaren Fluten
Orion's strahlend Bild erlischt.
Ach, neu ersteht's mit jedem Anblick
Des Manns, der fern vorübersegelt.

Wie Faust Helenen in jedem Weibe, sieht sie also Odysseus in jedem Manne. Sie ist:

So einsam wie im Ei das Leben.

Sie erinnert sich, wie sie sagte:

Odysseus mein, und ich bin dein,
Kalypso dein, du lieber Mann! . . .
Wie selig, ihm die Menschenspeise
Nach Menschenweise zuzurichten,
Die er mich lehrte kochverständig.

Odysseus hat sie aber aufgeklärt. Er war nie der Ihre. Er dachte an Frau und Kind, die Spinnerin Penelope und den kleinen, nun zum Helden erwachsenen Telemach. Sie verschwindet. Der Schiffer erklärt:

Dort, Herr, die Insel ist Theaki.
Ich denke, daß wir dort mal landen.

Zum Schluß heißt es:

Was mir die Nymphe prophezeite,
Wie bald ist es mir wahr geworden!
Doch davon will ich dir erzählen
Ein andermal. Und jetzt schenk' ein!

Ich gestehe, daß es mir nicht recht klar geworden, was der Verfasser mit dieser Publication, die zwanzig Seiten

Text und fünf Seiten Zeitungskritiken der „Xenien" u. s. w. enthält, bezweckte. Ist es eine Satire, eine Parodie? In einem starken Bande hätte sich das Gedicht gut gemacht, allein ist es doch gar zu dünn. Frank Kirchbach hat eine treffliche Originalzeichnung dazu gedichtet, die sogar dem fünften Gesang der Odyssee zur Zierde gereichen würde, den ich bei dieser anregenden Gelegenheit nicht ohne Nutzen wieder gelesen. So hat alles sein Gutes.

7. Die Versuchung des heiligen Antonius. Von Oskar Linke. Minden, Bruns. 1885. 8. 3 M.

Etwa 300 Seiten, auf jeder sieben vierzeilige Strophen in vierfüßigen Trochäen, macht 2100 Strophen. 8400 Verse! Alle Achtung vor solcher Ausdauer. Wird der Leser ihr auch folgen?

Ich erinnere mich noch sehr wohl, welch mächtigen Eindruck das Buch G. Flaubert's: „La Tentation de Saint-Antoine", vor einigen Jahren auf mich machte. Viel später erst fiel mir R. Hillebrand's Buch: „Wälsches und Deutsches", in die Hände. Darin heißt es gelegentlich einer Würdigung der französischen Formvollendung: „Unserer unmaßgeblichen Ansicht nach ist die vollendete französische Prosa überhaupt die schönste, die je geschrieben worden. Nun ist aber keine Literatur der Welt, welche eine größere Masse Ideen, neuer Facten, eigener Empfindungen in die Circulation geschleudert hätte, als die deutsche; denn Klopstock's, Wieland's, Herder's, F. Schlegel's und so vieler anderer Werke leben doch nicht mehr, während die Gedanken, die Gefühle, die ans Licht gebrachten Thatsachen, welche in jenen Werken enthalten waren, nicht nur Deutschland, sondern die Welt durchdrungen, erneuert, ja revolutionirt haben. Dies kommt doch wol einzig von der mangelhaften Form!"

Die prächtige Form, die wundervolle Ausdrucksweise war es zunächst, die mich bei Flaubert's „Antonius" so sehr fesselte. Es war von Anfang an eine Bezauberung. Hillebrand sagt von dem Buche, dem er ein Kapitel, „Delirium tremens" überschrieben, widmet: „Ein sonderbareres Buch ist wol nie geschrieben worden als dieses, und ganz sonderbar ist auch die Wirkung, die es auf den Leser hervorbringt. . . . Es ist als habe man Hatschisch geraucht und sei fortgetragen in den heißen Orient und in die fernen Jahrhunderte, wo sich Neuplatonismus, Christenthum, ägyptischer Geheimdienst und buddhistische Weisheit im Schatten der Pyramiden und Sphinxe begegneten. Die Luft ist geschwängert mit geiler Wollust und spitzfindiger Dogmatik, eine Riesenvegetation steigt betäubend aus dem fetten Boden. . . . Nach und nach kommt Sinn und Zusammenhang in den Traum, manchmal sogar ein recht tiefer Sinn. «Die Atmosphäre des Infernalischen ist durch das Mittel des Absurden um Mephistopheles wie um Antonius gebracht.» «Le bien public» vom 8. April 1874 stellte die Lucubrationen Flaubert's über Goethe's «Faust»! Flaubert behauptet, 27 Jahre an dem Werke gearbeitet zu haben: es ist jedenfalls das Resultat einer ganz ungewöhnlichen Erudition. Dabei gehört Flaubert zu jenen leider immer seltener werdenden Franzosen, die einen Cultus für ihre Sprache haben und einen Satz zehnmal umzuschreiben bereit sind, bis er ihrem Ohr, ihrem Geschmack und ihrem Gedanken ganz genuggethan. Es ist eine göttliche Tragödie, in der alle Religionen der Kritik, der Analyse, dem Rationalismus erliegen. Und was ist der Schluß, das Endresultat aller Wandlungen und Wanderungen des Helden? «Antonius macht das Zeichen des Kreuzes und beginnt wieder zu beten!»" Hillebrand macht sich darüber lustig und schließt: „Auch kann man nicht wissen! Sicher sind wir doch nie! Schaden kann's ja nicht! Und wenn es nun doch wahr wäre!"

Ist der heilige Antonius nun nicht aber ganz einfach der Mensch, der immer wieder von neuem da beginnt, wo sein Vorfahr begonnen hat, auch „wenn der das Leben aus der Zelle entspringen, die Monere entstehen sah und an allem Göttlichen gezweifelt"? Nicht nur der Franzose ist Flaubert's Modell, wie Hillebrand es auslegt; der Mensch ist's auf dem ganzen Erdenrund, und was wird dem anderes übrigbleiben, als immer wieder niederzuknien und nach dem Urgrund der Dinge antwortlos zu fragen.

Daß ein solches Buch von unserer Kritik gelegentlich der Dichtung Oskar Linke's von oben herab behandelt, oft auch gar nicht erwähnt wurde, wen sollte das noch wundernehmen? Linke sagt in seiner Vorrede, nichts sei ihm ferner gelegen, als ein culturhistorisches Seelengemälde zu liefern. Dennoch hat er dies gethan. Freilich nicht im Flaubert'schen Sinne, der es versuchte, das Karthago der Salammbo, die Thebaïde, das Alexandrien Anton's des Heiligen zu schildern. Linke gibt bewußt ein culturhistorisches Bild seiner Zeit und ein Seelengemälde seines eigenen Ich. „Tatwam asi, Das bist du", ist das Motto der grandios angelegten Dichtung. Es hätte heißen können: „Das bin ich!" Und das bedeutet eigentlich auch das sanskritische Tat wam asi. Eine Stelle bei Linke heißt:

> Fliegt mein Geist, so darf er auch nicht
> An der Erde klebend haften . . .
>
> Soll nach meines Kopfes Pfeife
> Tanzen wie ein alter Brummbär,
> Wie ein Petz? Gleich einer leichten
> Tanzmänade zu Kanopus!

So anachronistisch spricht Antonius überall. „Mein Held Anton ist so ewig wie die Menschheit." Dem Büßer Anton-Linke erscheinen nun allerlei Visionen: Ammonaria, die Jugendgeliebte und Märtyrerin, das versinkende Hellas mit seinen „alten" Göttern, welches selbst schon von „neuen" Göttern gewußt und seinen Besten Verbannung und Schierlingsbecher gab, wenn sie von jenen redeten; Buddha, die Königin von Saba, Ahasver, Kleopatra, der Kosmos, welches Kapitel am meisten Aehnlichkeit mit Flaubert's transcendental sein sollenden Expectorationen hat; Herodias und Jesus von Nazareth! Alle diese Erscheinungen symbolisch-allegorischer Art versuchen den heiligen Antonius, dem Geiste und dem Fleische nach, und werden

durch Selbstgeißelung und das Schlußwort der meisten Kapitel: „Führ' uns, Herr, nicht in Versuchung", verjagt. Es ist der selbstgefälligste Spaziergang durch alle Weltliteratur, der Spaziergang eines vom Hundertsten ins Tausendste gerathenen Ich. Man wird bei der ganzen Lektüre Atta Troll und den „übrigen" Heine nicht los. Wenn Linke eine weisere Beschränkung gezeigt, hätte er sich als Meister erwiesen. Die Sprache ist oft sinnverwirrend, üppig in ihrer Bilderpracht, es sind Perlen, in großen Zwischenräumen an eine endlose Schnur aufgereiht — aber oft haut der Autor über die Schnur. Mancher Vers entzückt, mancher ist weder nach meinem Geschmack noch für mein Verständniß. Anton's Rücken ist:

Wie ein Miniaturgebirge
Uebersät von vielen Narben.
Blaue, rothe, grüne Streifen,
Braune Flecken, dran noch kleben
Trocken ein'ge schwarze Tropfen
Dickgewordnen, echten Blutes.

Venus, die ihn wahrscheinlich von vorne sieht, sagt zu ihm:

O du liebesschönster Mönch,
O du herzensbester Erdsohn!

Endlich träumt er den süßen Traum, daß er sterbe:

Wie ein alter schmuz'ger Kittel
Fällt der Leib an ihm in Stücke,
Liegen bleibt er auf des Bodens
Feuchte, tief im Schmuz verwitternd.

Aber aus dem dunkeln Unrath
Glänzt es auf gleich einer Perle;
Diese flimmernd weiße Perle
Ist sein staubverlöstes Herz.

Er kommt in den Himmel, allwo gerade die Neunte Symphonie vom Meister selbst dirigirt wird. Und wenn alles singt: „Freude, schöner Götterfunke, diesen Kuß der ganzen Welt", muß St. Anton wol einsehen, daß sein ganzes entsagungsvolles Büßerleben eine langathmige Verirrung war.

8. Der Zigeunerbaron und andere Novellen von Moritz Jókai. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M.

Dieses Buch weist alle Vorzüge und liebgewonnenen Fehler des ungarischen Alexander Dumas auf. Der Verfasser hat eine ungezügelte Phantasie. Mit dieser zaubert er uns Märchen herauf, in denen sich Dinge zutragen, wie sie unglaublicher kaum in dem Reiche Scheherazadens geschehen können. Zauberspuk, verbrannte Hexen, vergrabene und wiedergefundene Millionen und eine Unzahl anderer antinaturalistischer Dinge erinnern uns daran, daß Ungarn näher bei Konstantinopel liegt als — nun, als das im Naturalismus schwelgende Berlin. In diese mondbeglänzte Zaubernacht, die Jókai in der alten Pracht aufsteigen läßt, stellt er nun wirkliche, originelle lebenswahre Menschen, die vielleicht und sammt und sonders entweder zu edelmüthig oder zu schurkisch sind. Sie sprechen ganz anders als wir, sie haben einen trockenen, ungarischen Humor; dazu kommt das fremdländische, halbasiatische Colorit — und die ungeheuere Beliebtheit des pester Romanciers ist erklärt. Freilich, manchmal, wenn man ein wenig kratzt, kommt das Hunnenthum seiner Menschen wol noch immer zum Vorschein, so wie, wenn man durch die Radialstraße geht und ein wenig nach rechts oder links einbiegt, noch alte Lehmhütten, Spuren einstiger, nicht allzu fernliegender Uncultur auftauchen.

Der „Zigeunerbaron" hat unterdessen dem Walzerkönig zu einem Libretto herhalten müssen und ist erst nachträglich bekannter geworden. Die Novellen „Traum und Leben", „Fürst und Fra Diavolo", „Barak Hageb und seine Weiber", „Zwei Hochzeiten" sind aber vielleicht noch interessanter und origineller; besonders die letztere gibt einen tiefen Einblick in eine Zeit, wo noch recht viele Lehmhütten in dem gesegneten Tokayerlande standen.

Der ungenannte Uebersetzer hat seine Aufgabe trefflich gelöst. Julian Weiß, einer der witzigsten und anregendsten französischen Feuilletonisten Pests, der zwei Sprachen gleich gut schreibt, hat die Feinheiten des Originals nicht verwischt.

9. Der Graumönch von Königsberg. Eine alte Stadtgeschichte von Paul Block. Leipzig, Denicke. 1886. Gr. 16. 1 M.

Paul Block ist einer der Preisgekrönten des von Paul Heinze trefflich geleiteten „Deutschen Dichterheim". Die vorliegende kleine Erzählung, eine Klagmär von einem Jungfernzwinger, ist auf eine ältere Version gebaut, und man müßte dies Vorbild kennen, um über Erfindungsgabe und Compositionstalent des Neudichters urtheilen zu können. Der Held der Geschichte ist ein Prior, ein mittelalterlicher Blaubart, der sich einen Harem mit Töchtern benachbarter Gutsherren füllt, athletische Kräfte besitzt und das Streben hat, in Ostpreußen ein Papstthum zu gründen, schließlich aber, als seine saubern Künste verrathen werden, den Schlußpfeiler eines Gewölbes herausreißt und sich und seinen Angreifer im Pregel begräbt. Es ist alles Handlung, gar keine psychologische Motivirung in dem Büchlein. Der Autor bemüht sich, Localcolorit in die kleine Geschichte à la Arbinghello zu bringen. Aufgefallen ist mir das Wort „verdrüß" für verdrießlich. Vielleicht sammelt der noch junge Autor derartige und andere Sachen zu einem stärkern Bande und gibt so Gelegenheit, en bloc und doch ausführlicher über ihn zu sprechen.

Alfred Friedmann.

Erzählungen und Sagen.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Noch fröhlichere, ausgelassenere Genien als in dem „Meerweibchen" von Emile Erhard walten in folgender Erzählung:

5. Ut de Demokratentid. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Von Johann Segebarth. Pasewalk, Schnurr. 1885. 8. 2 M.

Der Verfasser schickt seinem Werke ein anspruchloses Vorwort voraus, das durch liebenswürdige Bescheidenheit einnimmt:

Ik hadd den gauden Vörsatz, min Gemälde in fründlich hellen Sünnenschien, in lichte, leiwliche Farben uns klor un dütlich vör Ogen tau füren, äwer wat is den Minschen sin Will? — De Will is stark, dat Fleisch is swack! — Nu dat mine Geschichte farrig, is't gor kein Gemälde, dat is man ne Farbenklackseri, un wer sick de Meuh nimmt, dit tau lesen, de möt sick notwendiger Wis' ne Brill upsetten, üm dörch den dichten Nebelflener tau dringen, de dat in etwas undütliche Umrisse verhüllt. Mi wär dat natürlich leiw, wenn man 'ne blage Brill nehm, darmit man nich tau nipp in alle Ecken und Winkel 'rüm snückern künn, denn ick befürcht, det würd mi flicht bekam'n.

Wir können nicht sagen, daß diese „blage Brille" überall nöthig sei. Man kann sich an dem Gemälde, das der Autor stellt, auch mit klarem Auge freuen. Sein Buch ist eine humoristische Satire auf die Freiheits- und Gleichheitsträume der vierziger Jahre und schildert uns mit derber Komik das tolle Unheil, welches diese weltbeglückenden Ideen in ein paar niederdeutschen Bauernköpfen anrichten. Manche Aeußerungen dieses Weltverbesserungstaumels schmecken stark nach schildaer und schöppenstedter Streichen, und ihre Narrheit scheint das selbst in der Literatur Polizeiwidrige hart zu streifen. Aber der Bauer, der politisirt, wird immer Gefahr laufen, in ein lächerliches Licht zu treten, weil er mit geistigen Potenzen spielt, für welche er nicht erzogen und denen er mithin nicht gewachsen ist. Das ist beiläufig der wundeste Punkt unsers Wahlsystems, der natürlich unserm unsterblichen Staatsmann, wie er ja selbst sagt, in erster Linie bewußt ist. Die ganze Socialdemokratie wurzelt in einer solchen wahlberechtigten, geistigen Unmündigkeit oder Unzurechnungsfähigkeit, die blindlings von Führern sich gängeln läßt, für deren Motive und Bedeutung der Gefolgschaft jeglicher Maßstab fehlt. Unser Buch nun schildert Resultate einer ähnlichen Misère, eigentlich sehr trauriger Natur für den, der durch die Oberfläche tiefer schaut in des Wesens Kern der beschränkten Leute, die nicht einmal ihr Plattdeutsch beherrschen. Und von diesem Standpunkte aus macht das Buch weniger einen heitern als einen pathologischen Eindruck, den es sicher am wenigsten hervorrufen soll, aber bei dem ernstern Leser hervorrufen muß. Doch dafür kann der Autor nicht, sondern seine Modelle, nicht der Maler des Zeitbildes, sondern dessen Epoche. Der Romanschriftsteller, der künftig etwa die heutige prineipielle Opposition einem Staatslenker gegenüber, dessen eminent patriotischer Wille seinem geistigen Können so durchaus congenial ist, zum Hintergrunde seiner Darstellungen macht, wird ganz die nämliche Empörung und Entrüstung wecken. Es ist dies einmal das Los des politischen Romans, bei dessen Schaffen Seelenkräfte mitthätig werden, die nicht mehr rein ästhetische sind. Sehr passend erinnert man hier an Fritz Reuter's „Ut mine Festungstid", wo freilich die Entrüstung sich nach der entgegengesetzten Seite richtet. So grausam, wie der beklagenswerthe Student büßen mußte, werden die Demokraten wegen ihrer Excesse im vorliegenden Buche allerdings nicht bestraft, kaum mehr als der Fluch der Lächerlichkeit fällt auf sie zurück. Zu guterletzt werden sie von ihren schönern Hälften aus ihren politischen Sitzungen nach Hause gejagt: eine Scene, welche der politischen Rüpelkomödie ein Ende macht, wie die „Lustigen Weiber von Windsor" Falstaff's Liebesaventüren.

Um schließlich auch den Stil des Buchs zu charakterisiren, so ist derselbe minder traulich und präcis als der Reuter'sche, vor allem ermangelt er ganz der poetischen Farbe; aber der Hanswurstiade, die der Verfasser in Scene setzt, ist er völlig adäquat. Ich gebe eine Probe aus der Schlußpartie:

Acht Dag' nach den iwersüchtigen Abend, as sei alle wedder as gewöhnlich nah'n Verein wiren, beroden de sös Frugenslüd sick, den Schulten sinen Wenk un ehren Entschluß von wegen de Kattenmusik uttauführen, wil de Mannslüd sick jo äwerall nich bekihren wullen. Abends, in'n Düstern, güngen denn dese Frugens mit sös Katten — jede ein för sick in einen Sack — un Fiken ehren Piekduß noh den Demokraten-Verein hentau. In de oll lütt Stuw, de so vull von Demokraten proppt was, as wenn Hiring dorin instau't wiren, stunden wegen de Hitt un ok wegen den dichten Tobaksqualm de Finstern apen. De Herr Direktor schwadronirte eben grad wedder von „Freiheit", as mit einmal de sös Säck', de apen bunnen wiren, mit ehren lebendigen Inholt, in't Finster herinner flogen. Dor de Dire nu eben von Freiheit hatten predigen hürt, makten sei sick desülwige ok glik tau Nutzen un verleten ehre ungewohnten Schalen. As sei sick dornah äwer in 'ne Uemgewung befunden, an de sei för gewöhnlich irst recht nich gewöhnt wiren, un de Herrn Demokraten ok för gewöhnlich nich an so vel von dese Ort Gesellschaft gewöhnt wiren, wurd dat ein ganz grugliches Konzert von Katten- un Minschenstimmen und de Hund jaulte dor ok mit mang. Weck von de Katten stöwten endlich ut dat Finster, de annern mitsammt de Hund ut de Döhr herut un as de Luft von dese virbeinigen Freiheitshelden un reigen was, güngen de sös Frugenslüd driftig in det Hus un de Stuw herin un stellten sick preislich, mit Fru Klistern an de Spitz vör de Stubendähr up, so dat keine lebendige Seel bi ehr herut kum un repen: „Hurrah! de Demokraten sälen lewen un ehr Herr Direktor dorneben!" De Mannslüd', de noch garnicht recht tau Besinnung kamen wiren, wurden hirdörch noch mihr verblüfft, blot Unkel Jakob fot sick un säd mit'n Diner: „Des is mal brav und verehrungswürdiglich vur uns!" Fru Klistern let nun äwer ok keinen wire tau Wurd' kamen un begunn also: „Herr Aron, Sie

werden entschuldigen, da wir Frauen draußen Ihre Lehren von Freiheit u. s. w. vernommen, daß wir uns die Freiheit genommen, Ihnen, mein Herr, sowie gleichzeitig unsern Männern eine Katzenmusik, und noch dazu eine lebendige, darzubringen. Ferner predigen Sie auch Gleichheit, woraus folgt, daß wir Frauen gleiche Rechte mit den Männern haben und somit thun und lassen können, was uns beliebt."

Wir kommen zu der bedeutendsten der uns vorliegenden Schriften:

6. Atalanta van der Hege. Roman von Gabriel Strand. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M.

Ein echter deutscher Roman, auf der Höhe unserer Zeit stehend, in vielen Klassen der Gesellschaft fußend, figurenreich und gedankenvoll, gesinnungsstark, spannend und trefflich geschrieben.

Wir alle kennen den Mythus von Atalanta der Böotierin, welche in glühender Ruhmsucht die Schranken ihres Geschlechts durchbricht und vermessen den Wettstreit mit Männern wagt, um wie jene ihr verwandten Heroinen, Prünhild und Penthesilea, ein tragisches Fiasco zu machen.

Dasselbe ist das Schicksal der Heldin des Romans, einer reich und stolz veranlagten Natur, die sich medicinischen Studien ergibt, welchen ihre weibliche Kraft bei aller Stärke des Geistes und Willens nicht gewachsen ist, sodaß sie im Wettstreit mit dem männlichen Rivalen tragisch unterliegt. Man wird von Tendenzroman reden, denn es ist ersichtlich, daß entschiedene Negation der modernen Frauenemancipationsgelüste die ideelle Dialektik des Buchs bildet, aber die Tendenz ist hier völlig aufgegangen in der poetischen Idee und somit das Werk über jeden Vorwurf erhaben: alle Doctrin ist peinlich gemieden und die Idee erhebt sich in klarer Reinheit aus den Begebenheiten und dem Wechselspiel der Charaktere. Aus diesen resultirt allerdings der Satz: daß es der geistes- und willensstarke Mann wol wagen darf, die Fesseln seines äußern Berufs zuweilen zu zerbrechen (Adalbert von der Hege entflieht dem Klosterzwang, wird Journalist, Protestant, studirt Medicin und promovirt), falls er die Kraft in sich spürt und sie zu bethätigen weiß, in neuen Lebenssphären Wurzel zu fassen, während das in seinem Wollen vielleicht nicht minder hochfliegende Weib an das Bedingtsein ihres Geschlechts durch eine minder stählerne Elasticität des Geistes und der Nerven und eine feinere und weichere Sensibilität und Delicatesse auf das engste und festeste gebunden bleibt, wie solches begabte Schriftstellerinnen unserer Zeit selbst einzusehen und auszusprechen begonnen haben, z. B. die von Paul Heyse so außerordentlich hochgeschätzte Mariot. Dieses Zeitproblem hat unser Roman in solchem Sinne gestellt und gelöst; ich gebe zu, daß seine Erfolge deshalb an die Zeit gebunden bleiben mögen; daß er sich indeß so gar schnell „im Schnee" verwischen werde, dafür schützt ihn schon die weite Verbreitung der Spemann'schen „Hand- und Haus-Bibliothek", welche wir zu dieser neuen Bereicherung ihres Verlags aufrichtig beglückwünschen.

Den äußern Verlauf des Romans vorzuführen, halten wir bei der allgemeinen Zugänglichkeit des Buchs für überflüssig; das Problem selbst und seine Lösung haben wir ja angegeben. Die überhastete, geradezu illegale eheliche Vereinigung der Hauptpersonen erklären wir allerdings für einen schweren Fehler, welcher der Decenz und der sonstigen Anlage der bezüglichen Charaktere bei aller ihrer Leidenschaftlichkeit Hohn spricht, des religiösen Gewissens ganz zu geschweigen. Wir müssen aber auch hier dem Dichter insoweit gerecht werden, daß er dieser Schuld seines Paares eine gewisse Sühne bereitet.

Als Stilprobe geben wir die kleine Lection, welche der alte Kritiker Ries dem jungen Recensenten Adalbert von der Hege vor Antritt seiner kurzen kritischen Laufbahn ertheilt:

„Ja so", sagte Ries, indem sein Blick von ungefähr auf das Zifferblatt fiel, „die Frist ist bald wieder abgelaufen. Da will ich Ihnen doch noch einen Leitfaden mit auf den Weg geben, auf dem sich's leicht in der Irre läuft, wenn man jung ist und unerfahren wie Sie es sind, in der Belletristik zumal noch durchaus sind; drei Wahrheiten, an die Sie sich halten mögen bei Ihrer Kritik, wenn's Ihnen beim Lesen so eines Buchs, in das Sie zum ersten und meist auch zum letzten mal die Nase stecken, himmelangst werden möchte, wenn Sie dem Verleger wie dem Autor zugleich mit Ihrem Urtheil gerecht werden mögen. Also zum ersten: Begegnet Ihnen auf den ersten dreißig Seiten kein origineller Gedanke, der Sie in seiner Neuheit überrascht; zum zweiten: wird's bei den folgenden dreißig Seiten Ihnen kein mal im Kopfe oder im Herzen warm; zum dritten und letzten: haben Sie nach weitern dreißig Seiten noch nicht vergessen, daß Sie das Buch nur lesen, um seine Mängel und Vorzüge zu beleuchten — dann, Herr, liegt's an Ihnen, weil Sie überhaupt zum Referenten über solche Bücher nicht taugen, oder aber an dem, was Sie lesen, und da mögen Sie denn getrost einem Machwerk, von dem nichts für den Verleger, wenig für das große Publikum zu hoffen ist, ein ephemeres Dasein versprechen. Steineck u. Comp. aber sind solide Leute, die sich mit Eintagsfliegen ungern befassen."

Und als dann der junge Recensent sein erstes kritisches Elaborat in die Welt geschickt hat, belehrt ihn der erfahrene Kritiker des Weitern, sein obiges Recept mit gleicher goldener Weisheit ergänzend:

„Jedenfalls", fügte er hinzu, „wäre das Lob in kürzere Worte zu fassen, dafür aber der eingehenden kritischen Beleuchtung mehr Raum zu gönnen gewesen, damit der Chef die Ueberzeugung gewinne, daß Sie mit Nachdenken lesen und mit genügender Sorgfalt zu Werke gehen. Was Sie loben oder tadeln, darauf wird es ihm vorderhand weniger ankommen, als wie Sie es thun. Der Geschmack bildet sich mit der Zeit, unter Umständen sehr schnell, wie für manche Speisen so auch für manche Bücher, zumal wenn man viel davon zu sich nehmen muß; das weiß Herr Steineck so gut wie ich. Daß Ihnen dies — Geschreibsel solchen Eindruck hat machen können, gönne ich Ihnen; es zeugt von einem noch unverdorbenen Gemüth, eine schätzenswerthe Eigenschaft, selten in unserm Beruf, überraschend in einem jungen Mann von Ihren Jahren, diese — wie soll ich's nennen — Jungfräulichkeit der Empfindung."

Diese Worte zeugen für die ästhetische Klarheit und Reife des Dichters wie für die Einfachheit und Gediegenheit seines Stils und seiner Schreibart.

Diesen Werken selbständiger Conception oder Composition schließt sich folgende Compilation an:

7. Sieben Bücher deutscher Volkssagen. Eine Auswahl für jung und alt von Gotthold Klee. Zwei Theile. Mit 8 Bildern. Gütersloh, Bertelsmann. 1885. 8. 7 M.

Wenn man unter Volkssagen, wie den Begriff die Poetik formulirt und wie derselbe im Volksbewußtsein feststeht, Sagen versteht, die im ganzen Volke leben, wie etwa die von Kaiser Rothbart und Doctor Faust und Luther's Tintenfaß-Attaque auf den Teufel, so ist der Titel des obigen Buchs falsch, da bei weitem die meisten seiner Stücke reine Localsagen und über ihre Territorien hinaus nicht bekannt sind. Wer darf die Märchen vom „Teufelsbad von Osterode", von der „Lilie im Kloster zu Corvei", von der „Jungfrau von Ottenstein", vom „Traum einer Frau in Heppenheim" (ich höre den Namen hier zum ersten mal), vom „Grafen von Nurburg", von den „Raubrittern am Laachersee", vom „Templer Raoul" u. s. w. Volkssagen nennen? Das sind ja pure Localgeschichten, wie jedes Dorf und jedes Schloß, ja manches Haus und mancher Baum die ihre haben. Aber der Verfasser confundirt überhaupt die Begriffe Sage und Märchen auf das wunderbarste, als ob das nicht ganz verschiedene Dinge wären, jene ein Kind der Wahrheit, diese der Phantasie, jene ein Kind der Geschichte, diese ein Kind der Dichtung. Ja, nicht genug, er dehnt sogar seinen Begriff der Volkssage auf die pure geschichtliche Anekdote, ja auf allerhand Schnurrpfeifereien aus. Denn man findet hier die Streiche der Schöppenstädter so gut wie das Reiterstückchen, durch welches Seydlitz — doch wol sehr historisch! wenigstens sind derartige Stückchen in der preußischen Armee nichts Sagenhaftes — Rittmeister wurde. Das Märlein von „Lorelei", das übrigens sehr unglücklich aus dritter oder vierter Hand statt aus erster bei Brentano oder dem Grafen Loeben geschöpft ist, figurirt hier so gut wie die Historie des „Merseburger Raben": beide haben aber mit der Volkssage absolut nichts zu thun; die poetische Gestalt der Lorelei ist ein Kind unserer Romantik, und den Raben tragen die Trothas noch heute im Siegelring. Er ist historischer Abkunft und eine wirkliche traurige Reminiscenz des edeln Geschlechts, von dem es in Kruse's Trauerspiel „Moritz von Sachsen" heißt:

> Die Trothas sind urälter als die Raben,
> Die sie auf offnem Markt zu Merseburg
> Zu ewigem Gedächtniß füttern müssen.

Der Herausgeber hat eben allerlei Volksgeschichten, Märchen und Anekdoten, Legenden und Schwänke gesammelt und sie mit der unrichtigen Vignette „Volkssagen" in die Welt geschickt. Wenn er sich im Vorwort für andere offenbare Misgriffe mit Wünschen seines Verlegers entschuldigt, so bewahrt ihn das nicht vor Vorwürfen, die den Autor treffen. Sein Autorthum ist leider mit dem Sammeln und Zusammentragen selbst nahezu am Ende. Die Stücke zu bearbeiten, selbständig zu gestalten, wie etwa Componisten ein bereits vielseitig componirtes Lied von neuem setzen, hat er unterlassen; vielmehr läßt er den Nummern seiner Sammlung die Façon oder wenigstens den Stil, in dem er sie vorfindet. Dadurch verliert denn sein Buch alle einheitliche Signatur. Es schillert aufs vielfarbigste. Die Darstellungsart wird dadurch noch krauser oder auffälliger, daß die Erzählungen nicht der Zeit oder irgendwelchem geistigen und ethischen Zusammenhange nach gruppirt werden, sondern einfach nach den localen Districten. Das ist an sich ohne Frage ein Vorzug. Will man nun etwa eine Sage der Schweiz aufsuchen, z. B. die „deutsche Volkssage" vom Tell, so wird man sie alsbald finden. Hingegen gebricht aber der Sammlung jener einheitliche trauliche Grimm'sche Ton und die immer frische, bei aller Einfachheit der Mittel unerschöpfliche Darstellungskunst Gustav Schwab's, welche die verschiedenartigsten Stoffe wol mit stets entsprechenden wechselnden Farben, aber immer mit dem Geiste derselben reproducirenden Individualität — wie könnte sich dieselbe bei selbständiger Arbeit auch verleugnen? — zu beleben und zu erwärmen wußte.

Was die Auswahl selbst angeht, so ist dieselbe so sparsam nicht ausgefallen, wie der Verfasser im Vorwort prophezeite. Manche Stücke sind uns als sehr nichtig erschienen. Aber wir wollen unsere Kritik auf diese ehrwürdigen Aeußerungen des Volksgeistes an und für sich nicht ausdehnen. Der Verfasser hat sich durch das reiche Material an Specialarbeiten, das ihm vorlag, offenbar verführen lassen, seine Sammlung mit Werthlosem aufzubauschen. Aber was in Specialwerken nothwendig wiedergegeben werden muß, darf oder muß in Collectivwerken streng gesichtet werden, sonst verliert sich eins im andern. Und so faßt sich das Résumé über die sehr fleißige Arbeit in die beiden Hauptausstellungen zusammen: der Verfasser hat seine Grenzen zu weit und nicht scharf genug gezogen und die Begriffe Sage, Legende, Märchen, historische Anekdote, Schwank nicht auseinandergehalten. Er hat eine einheitliche Gestaltung und feinere organische Verbindung nicht erstrebt und selbst fehlerhafte Quellen nicht corrigirt. So liegt beispielsweise der Edelacker, auf welchem Ludwig der Eiserne seine Edelleute pflügen ließ, nicht bei Naumburg an der Saale, sondern bei Freiburg an der Unstrut, hoch hinter dem Schlosse; ich habe dort als Kind gespielt. Und die Geschichte von „Landgraf, werde hart!" ist so wenig sagenhaft, daß ich noch vor einigen Jahren den Amboß in Ruhla selber gesehen. Ob es der historische war, will ich bezweifeln, aber jedenfalls lebt der Schmied im historischen Bewußtsein. Eine vollständige, erschöpfende Sammlung innerhalb so unbestimmter und weiter Rahmenstellung zu geben, war andererseits natürlich unmöglich, und so wird mancher in der ausgedehnten Sammlung manchmal suchen und nicht finden, z. B. die meraner Sagen, die vom hildburghäuser Dünkelgrafen, vom Schloß Rachod u. s. w., während doch andere böhmische Sagen aufgenommen wurden.

Nach beiden Seiten also, für engere und weitere Be-

dürfnisse, ergeben sich leider Defecte selbst für billige Anforderungen. Denn Meran-Bozen beispielsweise durfte nicht außer Acht gelassen werden. Der Jugend das Buch zu empfehlen, halten wir wegen der Principlosigkeit der Zusammenstellung für bedenklich; es läge die Gefahr nahe, ganz landläufige Begriffe in den jungen Köpfen zu verwirren. Die Erwachsenen, die eine ausgedehnte Sammlung deutscher Sagen, Märchen, Legenden u. s. w. in Einem Werke vereinigt zu besitzen wünschen, werden sich mit dem Gebotenen vielleicht befreunden.

Wir wünschen dem Sammler, daß ihm möglich werde, sein Werk, das er nun besser übersieht, umzugestalten; möchte er aber für diesen Fall mehr sein „wissenschaftliches" Gewissen, das er ja diesmal auf Wunsch seines Verlegers leider überhört hat, als diesen zu Rathe ziehen.

Und so war es das Los dieser Revue, wie wir im Eingange andeuteten, vorwiegend Ephemeres passiren zu lassen, aber auch dieses hat einen relativen Reiz. Und so werden manche der vorgeführten Erscheinungen für Stunden, wo man eine leichtere Erholung sucht und anspruchsloser genießen will, immerhin willkommen sein. Am wenigsten aber wird der fabulirende Trieb sich durch solche kritische Bedenken unterbinden lassen, und das „Märchen" wird weiter träumen und schreiben, wie wir in Zacharias Topelius' Parabel es prophezeit finden:

Und das Märchen schrieb in Schnee, den der Wind verwehte, den der Luchs zertrat und der in der Frühlingssonne schmolz — d. h. vor immer neuen Nachwuchs verging. Am nächsten Tage war die Schrift fort, aber dann schrieb es im frischen Schnee neue Runen.

Adalbert Schroeter.

Zur Culturgeschichte.

1. Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte. Von H. Simonsfeld. Mit einem Vorwort von Franz von Holtzendorff. Hamburg, J. F. Richter. 1885. Gr. 8. 1 M.

Dieses bereits in zweiter Auflage erschienene Schriftchen ist ein mit aufrichtigem Dank entgegenzunehmender Versuch, der Lesewelt eine Vorstellung von den deutschen Colonisationsbestrebungen früherer Zeit zu erwecken. Mit Recht und sehr treffend sagt Franz von Holtzendorff von demselben in seinem Vorwort:

Dr. Simonsfeld orientirt uns durch ein in den engsten Rahmen gefaßtes, höchst anziehendes Geschichtsgemälde über den historischen Verlauf der von Deutschland seit dem Mittelalter ausgegangenen Colonialunternehmungen. Die Lektüre seiner Darstellung wird, wie ich hoffe, nicht nur anregend und belehrend wirken, sondern möglicherweise auch praktischen Nutzen auf politischem Gebiete stiften können. Dies würde dann der Fall sein, wenn sie die Ueberzeugung bestärkte, daß die neuere im deutschen Volksgeiste hervortretende colonialpolitische Strömung kein Werk künstlicher Agitationen darstellt, sondern aus denselben, lange Zeit verdeckt gebliebenen Quellen hervorging, aus denen die Idee des neuen deutschen Kaiserreichs ihre mittelalterliche Weihe bezog, indem sie sich in der Berührung mit den imponirenden Gestaltungen der Hohenstaufenzeit verjüngte.

Dieser einleitende Fingerzeig ist für das Werkchen sehr glücklich gewählt und gibt dem Leser sogleich den richtigen Standpunkt, von dem aus es zu betrachten ist. Simonsfeld erwähnt zunächst kurz die deutschen Ansiedelungen und Missionen in der Mark Schleswig und in der Mark Meißen unter Heinrich dem Vogler, in den slawischen Staaten (Böhmen und Polen); unter den Ottonen das Vorschieben der deutschen Reichsgrenzen in Nordosten bis zur Oder und in Südosten durch Gründung der Ostmark (Oesterreich) mit Kärnten und Steiermark. Dann erörtert er die colonisirenden und germanisirenden Bestrebungen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg unter den Wenden, ebenso diejenigen Heinrich's des Löwen, des Grafen Adolf von Holstein und des Domherrn Albert von Buxhövden 1200 in Livland. Hierauf schildert er die civilisatorische Thätigkeit des deutschen Ordens unter den heidnischen Preußen und Litauern, die Besiedelung Siebenbürgens durch Deutsche (Sachsen genannt) und endlich die Hansa, die ihre Contore über einen großen Theil der Erde verbreitete und so mächtig war, daß sie sich in allen Ländern, selbst in England, die Theilnahme am Gericht zu wahren wußte.

So wurden in London z. B. bei Criminalsachen die Geschworenen zur Hälfte aus Engländern und zur Hälfte aus Deutschen gewählt. Im übrigen aber besaß das Contor seine eigene Gerichtsbarkeit nach heimischem deutschen Recht; die fremden Gerichte sollten sich in keiner Weise in die innern Angelegenheiten des Contors mischen dürfen. Den russischen Polizeibeamten war es sogar verboten, den St.-Petershof in Nowgorod nur zu betreten, damit innerhalb der Mauern seines Besitzthums der deutsche Kaufmann jeder Controle entzogen bleibe.

Solche Contore hatte die Hansa in Schweden und namentlich auch in Venedig, das damals als Handelsmacht den ersten Rang einnahm. Die Hansa allein konnte sich mit dieser Macht messen, und sie bildet denn auch ein Hauptkapitel in unserer Schrift. Diese stellt neben die Hansa die oberdeutschen Städte (Augsburg, Nürnberg u. s. w.), welche durch die Welser, Fugger, Imhof, Höchstetter, Hirschvogel, Vöhlin u. a. dem deutschen Handel Ostindien eröffneten. Die Welser erhielten die Provinz Venezuela (so viel als Klein-Venedig, weil die ersten Entdecker hier einen auf Pfählen errichteten Ort fanden) und begannen dort eine deutsche Colonie zu stiften, die aber durch Habsucht und Streitigkeiten wieder verloren ging. Es fehlte ein festes Deutsches Reich, diese Anfänge deutscher Colonien in Amerika mit seiner Flagge zu decken.

Die ersten Keime zu einer deutschen Flotte legte der Große Kurfürst von Brandenburg. Schon im Jahre 1647 — sieben Jahre nach seiner Thronbesteigung — dachte er an die Gründung einer ostindischen Gesellschaft und leitete

1650 Unterhandlungen zum Kauf der dänischen Colonie Tranquebar in Ostindien ein, der nur wegen Fehlen der Geldmittel unterblieb. Die äußern politischen Verhältnisse drängten diese Ideen dann in den Hintergrund, aber schon der Krieg mit den Schweden gab Anlaß zur Gründung einer kleinen brandenburgischen Marine.

Und wie erstaunte nun die Welt — sagt Droysen in seiner „Geschichte der preußischen Politik" —, als durch die Zeitungen im Sommer 1680 die Nachricht lief, daß sechs Kriegsschiffe mit dem Rothen Adler auf weißem Felde in der Flagge dicht vor Ostende ein reich beladenes spanisches Schiff von 50 Kanonen aufgebracht hätten, womit sich der Große Kurfürst für eine Subsidienschuld Spaniens bezahlt machen wollte. Nicht blos der Hof zu Madrid war über diese Insolenz einer Marine, von deren Dasein man nicht einmal gewußt, außer sich: in England, Schweden, den Generalstaaten zeigte sich eine solche Aufregung und Erbitterung, die nur zu sehr verrieth, wie ihr größtes Interesse sei, keine deutsche Marine aufkommen zu lassen. Und erst als nun wirklich in Guinea und Angola an der afrikanischen Küste Fuß gefaßt wurde, wie wuchs da die Eifersucht der Holländer!

Der Kurfürst ließ in der That 1682 eine afrikanische Handelsgesellschaft begründen mit dem Recht auf dreißig Jahre unter brandenburgischem Schutze auf den noch freien Küsten Afrikas Handel zu treiben. Und daß man die Angelegenheit ernst nahm, beweist eine Schrift, die unter dem spätern König Friedrich Wilhelm II. vom Grafen Heinrich von Borcke erschien: „Die brandenburgisch-preußische Marine und die Afrikanische Compagnie". Es wird darin unter anderm erzählt, daß man schon 1681 Unterhandlungen mit dem Schah von Persien wegen Handelsbeziehungen anknüpfte.

Dies ungefähr ist der Inhalt der Schrift, die sich zur Aufgabe gemacht hat, auf die vereinzelten und meist erfolglos gebliebenen Colonialbestrebungen Deutschlands in frühern Zeiten einen Rückblick zu werfen. Daß diese Erfolglosigkeit aber zunächst ihre Ursache in der politischen Zerrissenheit und Ohnmacht unsers Vaterlandes hatte, liegt außer Zweifel.

Wo war das Deutschland, von dem der Deutsche im Auslande wirksamen Schutz erhoffen konnte? Und warum haben sich also bisher keine unabhängigen, selbständigen deutschen Colonien im Auslande bilden können? Weil nur starke, unabhängige, in sich geeinte, nationale Staaten mit Erfolg eintreten können in den Welthandelskampf, mit dem eine äußere Colonialpolitik heutzutage unzertrennlich verbunden scheint. Erst jetzt ist Deutschland wieder ein Staat, eine Großmacht geworden.

Jetzt, das ist gleichsam die innerste Idee und der Kern der ganzen Darlegung, jetzt ist es an der Zeit, die Colonialbestrebungen von ehedem aufzugreifen und neu ins Leben zu rufen, denn jetzt ist Deutschland einig, stark und mächtig genug, ihnen den zu wünschenden Nachdruck und Rückhalt zu leihen. Es ist zugleich auch wol besonnen und zielbewußt genug, um sich nicht Ueberstürzungen dabei hinzugeben und mit jener „kühlen Berechnung" zu verfahren, die F. von Holtzendorff in seinem Vorwort anempfiehlt.

2. Die Réfugiés. Blätter zur Erinnerung an den zweihundertjährigen Jahrestag der Aufhebung des Edicts von Nantes. Von Otto Wedekind. Hamburg, J. F. Richter. 1886. Gr. 8. 2 M.

Die vorliegende Abhandlung ist ein mit Liebe und Sorgfalt gebotener Beitrag zur Geschichte der französisch-reformirten Gemeinden in Hamburg-Altona. Der Verfasser derselben wollte in ihr keine bloße Gelegenheitsschrift, sondern vielmehr eine kurzgefaßte, aber treue Erzählung aller derjenigen Ereignisse und Vorgänge geben, die sich im Schose der französischen Colonie in Hamburg und Umgebung im Laufe der Jahre zugetragen haben. Die kirchlichen Verhältnisse sind ihm dabei die Hauptsache gewesen, und die Schilderung derselben ist denn in der That auch ebenso eingehend wie licht- und pietätvoll. Hätte der Verfasser nicht verschmäht oder die nöthigen Unterlagen dazu gefunden, auch das mehr Weltliche und Gesellschaftliche der Colonie in Betracht zu ziehen, so würde er seiner Schrift noch ein weiteres Verdienst und ohne Zweifel zugleich einen höhern Reiz verliehen haben. Die Tage der Emigranten z. B. in der Periode der Revolution hätten da entschieden ein günstiges Feld dafür eröffnet. Gab es doch eine Zeit, wo in und um Hamburg gegen 40000 Franzosen lebten und Franzosen nicht der gewöhnlichen Art. Es befanden sich Frau von Genlis dort, Rochefoucauld, Lameth, Choiseul, Vergennes, Delille, Dumouriez, Beaumarchais, der Verfasser von „Figaro's Hochzeit", Rivarol und viele andere. Von ihrem Thun und Treiben müßte sich mancherlei Anziehendes melden lassen. Vielleicht findet sich dafür noch einmal ein befähigter Chronist, der die Geschichte der Réfugiés auch nach dieser Seite hin ergänzt und bereichert.

Feodor Wehl.

Vermischte Schriften.

1. Das Schichtbuch. Geschichten vom Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig 1292—1514. Nach dem Niederdeutschen bearbeitet von Ludwig Hänselmann. Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz. 1886. 8. 1 M. 30 Pf.

Es ist gewiß ein höchst verdienstliches Unternehmen, die alten deutschen Chroniken einem weitern Publikum bekannt und genießbar zu machen. Die Herausgeber der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" haben sich das Verdienst erworben, die lateinischen Chronisten Deutschlands aus ihrer in den Gelehrtenkreisen verborgenen Existenz an das Tageslicht zu ziehen. Es könnte sich nur fragen, ob es besser ist, die deutsch schreibenden Erzähler vergangener Ereignisse in ihrer Originalsprache oder im heutigen Deutsch auftreten zu lassen. Es ließen sich für

beides gute Gründe anführen. Werden ja Fritz Reuter's Humorperlen in Süddeutschland ebenso gewürdigt, wie Hebbel's Gedichte und die kerndeutschen Reden in Jeremias Gotthelf's Bauerngeschichten in Norddeutschland. Dennoch enthalten die mittelalterlichen Geschichtschreiber so vieles Alterthümliche und Veraltete im Ausdruck, daß der heutige Leser ohne Glossar sich kaum hindurchschlagen könnte. Und da hat denn Ludwig Hänselmann eine recht glückliche Hand bewiesen, indem er die Berichte des Zollschreibers Hermann Bothen über die Kämpfe zwischen dem höhern und niedern Bürgerthum in seiner Vaterstadt Braunschweig in einer so treuherzigen Sprache wiedergibt, daß man sich in die Illusion hineinträumen kann, man lese den mittelalterlichen Originaltext.

Der Verfasser dieser urprünglich in älterm Plattdeutsch geschriebenen Berichte war ein überzeugungstreuer Aristokrat, ein fester Anhänger der in seiner Heimat althergebrachten Verfassung und der Herrschaft der alten Geschlechter, und daher ein entschiedener und unerbittlicher Gegner aller Demagogie, die mit thatlosen Phrasen ihre nackte Herrschfucht übertüncht und die er mit dem vernichtendsten Hohn überschüttet. Die Erzeugnisse seiner Feder umfassen zwar auch zwei Perioden innerer Unruhen der gegen den Rath aufsätzigen Zünfte oder Gilden, die eigenthümlicherweise an den Herzogen des Landes Beschützer hatten — welche vor die Zeit seines Lebens fielen. Den meisten Werth aber hat unstreitig die ausführliche Darstellung jener Katastrophe am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, deren Zeuge und theilweises Opfer er war, nämlich der demokratischen Bewegung unter dem Kürschner („Pelzer") Lüdeke Hollant, die aber auf jämmerliche Weise scheiterte, ohne irgendetwas zum Besten der Stadt gewirkt zu haben, und deren Urheber als Verbannter in der Fremde endete.

Den Schluß des hübsch ausgestatteten Buchs bildet die kürzere Geschichte eines Aufstandes der Proletarier Braunschweigs im Jahre 1513, der ähnlich andern gleichzeitigen Bewegungen als einer der Vorläufer des großen deutschen Bauernkrieges und als eine der letzten Unruhen in dem von da an verknöcherten Stadtleben betrachtet werden kann.

2. Zeiten, Völker und Menschen. Von Karl Hillebrand. Siebenter Band: Culturgeschichtliches. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Jessie Hillebrand. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Holzstich. Berlin, Oppenheim. 1885. 8. 6 M.

Der vorliegende, aus dem Nachlasse des berühmten, zu früh hingeschiedenen Essayisten und Literaturhistorikers von seiner Witwe veröffentlichte Band enthält folgende neun Aufsätze: „Zur Entwickelungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung"; „Zur Entwickelungsgeschichte der abendländischen Gesellschaft"; „Jungdeutsche und Kleindeutsche (1830—1860)"; „Die Werther-Krankheit in Europa"; „Ueber die Convention in der französischen Literatur"; „Vom alten und neuen Roman"; „Ueber die Fremdensucht in England"; „Ueber das religiöse Leben in England"; „Der Engländer auf dem Continent".

Der Verfasser hat sich bekanntlich durch längern Aufenthalt in England, Frankreich und Italien eine so eingehende Kenntniß unserer Nachbarvölker erworben wie wol wenige Deutsche, damit aber auch vielleicht zu viel von der seinem Vaterlande gebührenden Werthschätzung abgestreift. Neben dieser Schattenseite spricht ferner aus den Essays des nachgelassenen Bandes eine gewisse Verallgemeinerungsfucht, die den Verfasser nicht selten zu gewagten oder gar schiefen Urtheilen verleitet, durch die sich der Leser zum Widerspruche herausgefordert fühlt. Zu solcher Herausforderung bedarf es aber allerdings Geist, und diesen offenbart der Verfasser reichlich, er äußert Gedanken, die ebenso sehr über die alltäglichen Meinungen wie über jede Rücksicht auf hergebrachte Vorurtheile erhaben sind. So durfte im fünften Aufsatze das Lob der französischen Literatur im Zeitalter Ludwig's XIV. auf zahlreiche Gegner stoßen, sowol was den Grund als was den Inhalt des Lobes betrifft. Ebenso wenig Anhänger dürfte der folgende Essay: „Vom alten und neuen Roman", finden, namentlich da er nichts Geringeres unternimmt, als die gesammte Romanliteratur unserer Zeit mit wenig Ausnahmen in den Papierkorb zu werfen, was doch gewiß eine arge Versündigung gegen den herrschenden Geschmack ist! Der neue Roman ist nach Hillebrand „von des Gedankens Bläße angekränkelt"; aber mit Verlaub, das sind seine Essays auch; statt auf Thatsachen beruhen sie auf souveränen Urtheilen! Ganz unverantwortlich finden wir es z. B., wenn er sagt, der Deutsche lese, „wie bekannt", ein Buch nur dann, wenn er selbst ein anderes schreiben will, welches das erstere verdrängen soll. Das mag witzig sein, aber es ist nicht wahr, und Hillebrand wußte, daß es nicht wahr ist, und hätte es daher nicht schreiben sollen. Ebenso schief ist der auf den ersten Anblick blendende Ausspruch, daß die eigentlichste Quelle der Geschichte das Leben sei (nämlich nicht die Urkunden). Gut, aber wer kennt denn das Leben? Und wer faßt das wenige, was er vom Leben kennt, nicht einseitig auf? Und woher wollten die Geschichtschreiber das Leben der Vergangenheit kennen, wenn nicht aus Urkunden? Und selbst wenn sie sich nach Hillebrand's Rath auf zeitgenössische Geschichte beschränkten, wie können sie das Leben außerhalb des Kreises ihrer Erfahrung erfassen? Da wäre am Ende keine Geschichtschreibung berechtigt als die Memoirenschreiberei, deren „Objectivität" ja hinlänglich bekannt ist! Von weniger Belang, aber auffallend ist, daß der Verfasser es vorzieht, alle fremden und sogar manche deutsche Namen in französischer Form zu schreiben, statt in ihrer nationalen, wie z. B. Mahomet, Don Quichote, Turguénief, Aix-la-Chapelle, statt Mohammed, Don Quijote, Turgenjew und Aachen.

Otto Henne Am-Rhyn.

Der ideale Mensch.

Ein ehrlicher Mann voll der edelsten Gesinnung hat die folgende höchst anziehende Schrift verfaßt und unter angenommenem Namen veröffentlicht:

Ich suche einen idealen Menschen. Eine Art Selbstbiographie nebst einer Charakteristik der civilisirten Menschen. Von Otto Humanus. Berlin, Edler. 1885. 8. 1 M. 30 Pf.

Leute gibt es sehr viele, Menschen sehr wenige, und die in Wahrheit idealen Menschen sucht man mit der Laterne des Diogenes. Das socialwirthschaftliche System des Eigennutzes und der individuellen Erwerbsarbeit drückt mit seinen Eigenthumsgesetzen, mit seinem Arbeitermarkt und Kapitalismus jede ideale Regung zu Boden und läßt sittlich wohlgeartete Individuen und Mehrheiten wenig aufkommen. Der auf sich selbst angewiesene Mensch, in der allergrößten Zahl der Fälle sich aufreibend, indem er um sein Bestehen kämpft, verliert in diesem Kampfe und unter Einfluß der sinnlichen Verlockungen, welche wieder ureigentlich aus der Lebensnoth ringender und sich windender Proletarier den Ursprung herleiten, die letzten Spuren des sozusagen ihm angeborenen und weiter durch Schule und Kirche in ihm gepflegten Idealismus und wird in mehr oder minder bedeutendem Grade Materialist, Materialist des Erwerbes oder des Bauches oder beider zusammen. Nur die seelenkräftigsten Individuen haben den Muth und das Vermögen, dem Wogengange des unabsehbaren, reißenden Stromes zu widerstehen, und von diesen wenigen haben nur einige Auserwählte die Kraft, ihrer Ueberzeugung, ihrer Vernunft, ihrem veredelten Gefühl und Willen gemäß zu leben, allen hemmenden Einflüssen, allem Spott und Hohn der Menge und ihrer Marktschreier zu widerstehen.

Ein gesellschaftliches System der Sympathie und Gegenseitigkeit, welches die Lebensnoth und das Elend entfernte, würde mit seiner guten Erziehung und allgemeinen Ehrenhaftigkeit der Staatsbürger Wandel schaffen; es würde die menschlichen Tugenden aufkommen lassen, und man brauchte die wirklich activen Tugendhaften nicht mehr mit der Laterne zu suchen. Weiter würde der Durchschnitt der Menschen sich heben, der Materialismus des Erwerbes und Besitzes vollkommen erlöschen und der des Genusses sehr bedeutend sich vermindern. Hiermit wären Laster und Entartung von der Erde ausgetilgt.

Das Bild der Erwerbs-, Genuß- und Elendsgesellschaft von heute ist ein trostloses. Doch, wer emsig sucht, findet auch in der Gegenwart noch volle, ganze, ideale Menschen und braucht darum auch nicht an der Welt zu verzweifeln.

In dem vorliegenden Werkchen, welches jeder Gebildete ohne Ausnahme lesen und wieder lesen sollte, wird ein Gemälde der Leute und Menschen von heute entrollt, einfach, ungeschminkt, wahr und trefflich. Der Autor theilt die Menschheit in Materialisten und Idealisten, die erstern wieder in Durchschnittsmenschen und in crasse Materialisten, welche ihrerseits wieder in Götzendiener des Magens, der Trägheit, des Ehrgeizes, der Eitelkeit, des goldenen Kalbes und der Sinnlichkeit zerfallen. Bei den Idealisten unterscheidet er solche des Wortes und solche der That. Letztere sind „die edelsten Menschen der Welt".

Man kann die vortrefflichen Schilderungen des Autors mit gutem Gewissen sammt und sonders unterschreiben, und man muß herzlich wünschen, daß seine von edeln Absichten dictirte Arbeit in die weitesten Kreise dringe und an der Besserung der gesellschaftlichen Zustände sich erfolgreich wirksam erweise.

Soll das System des socialen Zusammenseins ein besseres werden, so müssen auch die Einzelwesen, deren Gesammtheit der Organismus der Gesellschaft ist, sich bessern. Einkehr in sich selbst wird erwirkt, wenn man sich selbst treu im Spiegel sieht. Otto Humanus hält den civilisirten Menschen den treuesten Spiegel vor.

Ethnographisches.

Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde, von Franz von Löher. Erster Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1885. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Es ist eine Reihe verschiedener Schilderungen und Reisefrüchte in Verbindung mit Studien aus der Geschichte, insbesondere aus der Culturgeschichte, die uns hier aus der gewandten Feder des viel gereisten Forschers in ebenso klarer und anziehender, oft durch wirkliche Schönheit der Darstellung ausgezeichneter Form wie mit ungemein instructivem, auf den sorgfältigsten Studien beruhendem Inhalt dargeboten wird. Franz von Löher versteht es in hervorragender Weise, scharfe Beobachtung und liebevolle Beurtheilung von Land und Leuten mit philosophischem Scharfblick und mit einem durch seine reiche Geschichtskenntniß unterstützten Ueberblick über das Leben der verschiedenartigsten Nationen zu verbinden. So gibt uns schon dieser erste Band, dem noch drei weitere nachfolgen sollen, ein durch die Reichhaltigkeit und anschauliche Schilderung fesselndes Gemälde aus aller Herren Länder. Es sind 21 Abhandlungen, an deren Spitze der durch seine warme patriotische Begeisterung und seine tiefen Blicke in das äußere und innere Leben des deutschen Volks uns besonders anmuthende Aufsatz über „Deutschland Weltstellung" steht. Löher betrachtet hier in geistvollster Weise Deutschlands Stellung zu Europa vom geographischen, ethnographischen und historischen Gesichtspunkt aus, die nähern

Bezüge der mitteleuropäischen Länder, und versucht sodann die natürlichen Folgerungen daraus zu ziehen für die Entwickelungen und Aufgaben der nächsten Zukunft. Ebenfalls auf Deutschland bezieht sich die zweite Abhandlung, die uns das anerkennende Urtheil des amerikanischen Staatsmanns und frühern berliner Gesandten Dr. White, des Präsidenten der berühmten Cornell-Universität in Ithaca (Neuyork), auf Grund eines Vortrags desselben bringt, sowie die dritte, „Im neuen Reichs- und Grenzlande", welche noch mitten unter dem überwältigenden Eindruck der großen Kriegsereignisse von 1870 verfaßt ist. Hierauf folgt eine interessante Vergleichung von Tirol und Baiern, welche die tiefgreifenden Unterschiede der beiden Länder ins Licht stellt. Dann führt uns der kundige Geschichts- und Naturforscher bald nach Norden, bald nach Süden, bald nach Osten, bald nach Westen, nach Holland, in die durch Natur und Bewohner uns so seltsam anmuthende Provinz Seeland, wie nach Italien, dessen stille Leiden und Gefahren, dessen Fortschritte und Hoffnungen uns ergreifend geschildert werden, während uns die Vesuvfahrt angesichts der damaligen Eruption die Darstellung eines großartigen Naturschauspiels darbietet. Der gedankenreiche Artikel „Russische Aussichten" ist im Hinblick auf das furchtbare Attentat in Petersburg im März 1881 und die darauf folgende entsetzensvolle Hinrichtungsscene abgefaßt.

Nun folgen in buntem Wechsel fast kaleidoskopische, aber doch scharf und klar gezeichnete Skizzen über Neugriechen, Armenier, Albanesen und Chioten. Es wird die Herrschaft der Engländer auf Cypern und der bisjetzt dort errungene, noch so klägliche Fortschritt der Gesittung beleuchtet und im Anschluß daran türkische Haus- und Staatssitte und die Möglichkeit von Reformen in der Türkei besprochen. Sodann gibt uns der Verfasser, nachdem er uns über den Atlantischen Ocean hinübergeführt hat, eine sehr belehrende Parallele zwischen den Amerikanern und ihren Rivalen, den Russen. Er schildert „Recht und Gericht in den Vereinigten Staaten", die zwei berühmten Staatsmänner Bolivar und Clay, der Indianer trauriges Leben und Schicksal, und schließt die bunte Reihe mit einer prachtvollen Darstellung des Niagaragebiets.

Wir müssen es uns leider versagen, aus dieser reichen Fülle auch nur das Wesentlichste noch herauszuheben. Aber einen hohen Genuß bieten diese Blätter dem Freunde der Natur wie dem der Geschichte und Geschichtsphilosophie, und selbst für den, der in Bezug auf die angedeutete künftige Entwickelung und Gestaltung des nationalen und culturgeschichtlichen Lebens jener Völker hier und da anderer Anschauung sein möchte, sind sie doch im höchsten Grade spannend und belehrend. Wir können nur wünschen, daß es dem feinen Beobachter und geistvollen Schriftsteller bald ermöglicht werde, die noch verheißenen drei Bände dem deutschen Volke zu schenken. Albert Landenberger.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Der Schwank beherrscht die Bühne: das ernste Drama und das feinere Lustspiel gehören zu den Ausnahmen; es gehört schon eine festtägliche Stimmung des großen Theaterpublikums dazu, wenn es den Erzeugnissen höhern Stils seine Theilnahme zuwenden soll. Alle Schwänke haben indeß nicht das gleiche Glück; es kommen zu viele verbrauchte Motive darin zum Vorschein, und man will nicht immer über dasselbe lachen. Auch namhafte Autoren ziehen nicht lauter Treffer aus dem Glückstopfe; überdies hat jede Bühne in den Hauptstädten eine eigenthümliche Geschmackssphäre, und ein Misgriff in der Wahl einer solchen pflegt sich in der Regel zu rächen. So ist G. von Moser's „Bureaukrat" den Habitués des Deutschen Theaters, abgesehen davon daß dieser Schwank ein schwaches Stück ist voll der gröbsten Unwahrscheinlichkeiten und Possenreißereien, schon an und für sich durchaus nicht genehm gewesen, weil das dramatische Genre desselben ein zu niedriges ist gegenüber der am Deutschen Theater bisher verfolgten Richtung. Umgekehrt hat das Lustspiel von Oskar Blumenthal: „Sammt und Seide", am Wallner-Theater keinen oder nur einen sehr bestrittenen Erfolg gehabt; das Wallner-Theater, dessen neuer Director Hasemann seine Directionsära im Vertrauen auf das Renommée Blumenthal's mit diesem Stücke eröffnete, schien nicht der geeignete Boden für ein Lustspiel, dem, nach den Berichten der Zeitungen, der eigentliche Nerv der dramatischen Handlung fehlen soll und das dafür durch einen witzigen Dialog zu entschädigen sucht. Man darf nicht behaupten, daß das Stück mit dem Pinsel Ming's geschrieben sei; aber es soll im ganzen doch einen Ton tiefer greifen als die am Deutschen Theater aufgeführten Lustspiele des Autors und mehr die Physiognomie seiner ersten dramatischen Productionen tragen. Gewiß ist der Grundgedanke des Stücks und die darin liegende Satire ganz berechtigt; aber es scheint dem Autor nicht gelungen zu sein, sie in packende dramatische Handlung umzusetzen. Vielleicht ist das Werk nicht ganz neu, sondern nur ein früher von der Bank gefallenes Stück, jetzt legitimirt durch Adoption und Adaption.

Ein Lustspiel: „Durchlaucht haben geruht" von Fritz Brentano hat schon die Runde über mehrere Bühnen gemacht und ist jetzt auch mit gutem Erfolg auf derjenigen des leipziger Stadttheaters erschienen. Es handelt sich in dem Stücke um ein allerdings etwas verbrauchtes Motiv, und das ist noch dazu in verschwenderischer Weise zur Anwendung gebracht. Das Incognito eines Fürsten, der sich mit der Prinzessin eines Nachbarstaats vermählen soll, während er sich in eine Baronesse verliebt, die aber eben jene incognito reisende Prinzessin ist. Die Scene, in welcher diese ihr eigenes Bild als das Bild der letztern vorzeigt, erinnert durchaus an „Die Diplomaten", ein Lustspiel des Herausgebers d. Bl., an die Hauptscene zwischen Elisabeth Farnese und dem König von Spanien. Um diese sich erst allmählich aus einer Menge komischer Genrebilder herauslösende Haupthandlung gruppirt sich nun allerlei Groteskes und Burleskes, ehrgeizige Medicinalräthe, Hofmarschälle nach der Schablone der Kalb und Gurten, und Durchlaucht muß in Bezug auf das Interesse, das er dem Publikum einzuflößen geruht, hinter einem etwas albernen Oberkellner zurückstehen, der durch seine Mätzchen und liebenswürdigen Thorheiten der Hauptträger des Erfolgs ist. Im ganzen zeugt das Stück indeß von einem ernsten Streben, das über das Niveau der alltäglichen Lustspielschwänke

hinaus auf etwas höhere Ziele gerichtet ist und verdient deshalb auch mit Wohlwollen aufgenommen zu werden.

Ganz dagegen auf diesem Niveau, ja unter demselben bewegt sich der neue Schwank von Franz und Paul von Schönthan: „Frau Director Striese", der an mehrern Bühnen Erfolg hatte, an andern abgelehnt wurde, je nach den Maßstäben, die das Publikum an Bühnenerzeugnisse anzulegen gewohnt ist. Der Theaterdirector Striese aus dem „Raub der Sabinerinnen" ist eine so volksthümliche Figur geworden, daß es den Verfassern jenes sehr ergötzlichen und erfolgreichen Schwankes keine Ruhe ließ, bis sie in einem neuen Stücke seine Biographie weiter fortgeführt. Es ist das nichts Neues, der Barbier Schelle spukt in vielen Raupach'schen Stücken. Auch läßt sich dagegen nichts sagen. Nur haben die Autoren den Fehler begangen, in der Heldin des Stücks, Frau Director Striese, eine widerwärtige und geradezu ordinäre Frau zu zeichnen, die ohne allen Humor nur abstoßend wirkt. Wie sie ihren Mann behandelt, sogar mit schnöden Handgreiflichkeiten, die den Effect eines Actschlusses bilden, wie sie ihre Tochter an den Mann zu bringen sucht, wie sie den vermeintlich armen Freier schnöde behandelt, und kriechend als sie erfährt, daß er vermögend ist: das ist alles so unsympathisch wie möglich und auch beim besten Spiele ohne vis comica. Striese selbst kann in diesem Stücke, trotz aller hineinverwebten Theateranekdoten, kein sonderliches Interesse einflößen: dazu spielt er eine zu klägliche Rolle, und der pathetische Lerche ermüdet zuletzt durch seine Komödiantenmanieren.

Aus der Schriftstellerwelt.

O. F. Berg (ein Pseudonym für Oskar Franz Ebersberg), der beliebteste wiener Volkstheaterdichter, ist dort am 16. Januar im Irrenhause gestorben. Schon längere Zeit zeigte er gestörten Geist, wie die Komödie bewies, die er stets mit seinen zahlreichen Hunden aufzuführen pflegte. Am 10. October 1833 zu Wien geboren, wollte er sich der Beamtencarrière widmen, gab aber dieselbe bald auf, um ausschließlich der Schriftstellerei zu leben. Im Jahre 1854 erschien sein erstes Stück; seitdem hat er deren über hundert geschrieben, lauter wiener Volksstücke; mehrere davon wurden von Kalisch und andern für Berlin zurechtgemacht; wir erwähnen: „Einer von unsre Leut", „Die Probirmamsell", „Wiener Dienstboten". Alle diese Stücke sind in Holzschnittmanier gehalten, haben einen derb volksthümlichen Zug, der das Publikum an der blauen Donau fesselte. Wie groß der äußere Erfolg derselben war, dafür spricht die Thatsache, daß der Verfasser eine halbe Million Gulden hinterließ.

Bibliographie.

Asbrand, V., gen. v. Porbeck, Geschichte des Garde-Fuß-Artillerie-Regiments, seiner Stammtruppentheile und Stämme. Im Auftrage des Regiments mit Benutzung dienstlicher Quellen verfaßt. 1ster Bd. Mit 2 Portrait, 1 Uniformbilde, 3 Skizzen und 2 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1885. Gr. 8. 12 M.

Bauch, H., Quietschvergnügt. Schnoten in schlesischer Mundart. Mit einem Vorwort von M. Heinzel. Breslau, Max u. Comp. 8. 1 M. 60 Pf.

Berlepsch, G. v., Ledige Leute. Zwei Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Bettelheim, A., Beaumarchais. Eine Biographie. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. Gr. 8. 10 M.

Biedermann, K., Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte. Eine Ergänzung zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte". 1ster Bd. 1812—1849. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Bierbaum, J., Die Reform des fremdsprachlichen Unterrichts. Kassel, Kay. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Block, P., Der Grauwöuch von Königsberg. Eine alte Stadtgeschichte. Leipzig, Demicke. Gr. 16. 1 M.

Blumenthal, O., Theatralische Eindrücke. Berlin, Hofmann u. Comp. 1885. 8. 5 M.

Boehn, M. U. v., Ave Maria! Der Roman eines Protestanten. Mainz, Kirchheim. 1885. 8. 2 M.

Breidenbach, E. v., Natur- und Lebensbilder. Berlin, Jßleib. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Brinckman, J., Ausgewählte plattdeutsche Erzählungen. 3ter Bd. Höger up. Mottje Spinkus un der Pelz. De Generalreder. Rostock, Werther. 12. 2 M. 40 Pf.

Buchholtzens in Paris. (Von A. Mennell.) 1ste bis 6te Auflage. Leipzig, Unflad. Gr. 8. 3 M.

Bund, L., Freudvoll und leidvoll. Perlen der Liebe, gesammelt durch L. B. Illustrirt von C. Gehrts. Leiden, Sijthoff. 1885. 8. 6 M.

Deutsche Dichter der Gegenwart. Biographisch-literarische Charakterbilder. 2ter Bd.: Julius Wolff und seine Dichtungen von A. Ruhemann. Mit dem (Stahlstich-)Porträt des Dichters. Leipzig, Schloemp. 8. 3 M.

Düfflipp, L. v., Clölia. Operndichtung. München, Th. Ackermann. 8. 80 Pf.

— — Die Rose von Irun. Operndichtung. München, Th. Ackermann. 8. 60 Pf.

Domanig, K., Josef Straub, der Kronenwirth von Hall. Eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe, dramatisch nacherzählt. Innsbruck, Wagner. 1885. 12. 3 M.

Dostojewskij, F. M., Junger Nachwuchs. Roman. Nach dem russischen Original übersetzt von W. Stein. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 12 M.

Ehrlich, O., Mene Tekel! Harmlose Reimereien eines Modernen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 20 Pf.

Elben, O., Geschichte des Schwäbischen Merkurs 1785—1885. Stuttgart, Neff. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eschstruth, Nataly v., Katz' und Maus. Berlin, Paetel. 8. 3 M.

Finsch, O., Ueber Bekleidung, Schmuck und Tätowirung der Papuas der Südostküste von Neu-Guinea. Wien, Hölder. 1885. Gr. 4. 2 M.

Fischer, W., Mantenffel in Elsaß-Lothringen und seine Verdeutschungspolitik. Politische Betrachtungen. Basel, Bernheim. 1885. Gr. 8. 1 M.

Flegel, E. R., Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde und Reisegefährten, übersetzt, eingeleitet, mit allgemeinen Schilderungen des Volkscharakters und der socialen Verhältnisse der Haussa's, sowie mit kurzer Lebensgeschichte des Mai gasin baki versehen. Mit einem Porträt Flegel's und seiner beiden Haussa-Freunde. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1885. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Fleischer, E., Gesunde Luft. Eine Abhandlung über die Feuchtigkeit der Luft als wichtigen Factor unseres Wohlbefindens. Nebst einem Vorwort über den Luftprüfer. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1885. Gr. 8. 80 Pf.

Flexel's, L., Lobspruch des fürstlichen Freischießens zu Innsbruck im Oktober 1569. Herausgegeben und eingeleitet von A. Edelmann. Innsbruck, Wagner. 1885 Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Franzos, K. E., Tragische Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 6 M.

Frenzel, K., Des Lebens Ueberdruß. Eine Berliner Geschichte. Minden, Bruns. 8. 2 M. 40 Pf.

— — Neue Novellen. 2 Bde. (Die Mutter. Die Verlobung. — Der Spielmann. Das Kind.) Berlin, Waldern. 8. à 5 M.

Gaedertz, K. T., Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten. Berlin, Friedrich Nachf. Gr. 8. 4 M.

Gebhardt, E., Perlenschatz für Albumschreiber. Bremen, Verlag des Tractathauses. 1885. 12. 2 M. 25 Pf.

Gedenkblätter aus dem Havelwinkel. Von U. v. A. Rathenow, Haase. 1885. 12. 50 Pf.

Gietmann, G, S. J., Klassische Dichter und Dichtungen. 1ster Thl.: Das Problem des menschlichen Lebens in dichterischer Lösung: Dante, Parzival und Faust, nebst einigen verwandten Dichtungen. 1ste Hälfte. Freiburg i. Br., Herder. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Glaser, K., A. Vaníček. Biographische Skizze. Mit dem Porträt Vaníček's. Wien, Konegen. 1885. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hagen, R., Die erste deutsche Eisenbahn mit Dampfbetrieb zwischen Nürnberg und Fürth. Gedenkschrift zu deren 50jährigen Jubiläum am 7. Dezember 1885. Beitrag zur Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Mit 6 Kunstbeilagen in Lichtdruck. Nürnberg, J. L. Schrag. Gr. 8. 4 M.

Hahn, L., Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken, urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt. 4ter Bd.: 1879—1885 bis zur Nationalfeier des 70. Geburtstages des Fürsten. Berlin, Hertz. Gr. 8. 11 M.

Heichen, P., Illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten. Auf Grundlage des Lossing'schen Geschichtswerks und mit Berücksichtigung der neuesten Quellen bearbeitet. Mit circa 380 Text-Illustrationen, 45 Tonbildern und 3 Karten. 2 Bde. Leipzig, Unflad. Lex.-8. 10 M.

Heman, C. F., Der Ursprung der Religion. Basel, Detloff. 8. 1 M. 20 Pf.

Ein Königswort. Von Hector Sylvester †. Herausgegeben und eingeleitet von M. Stempel. Leipzig, Rust. 8. 3 M.

Legerlotz, G., Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen. Salzwedel, Klingenstein. 8. 4 M. 50 Pf.

Leibniz, G. W., Philosophische Schriften. Herausgegeben von C. J. Gerhardt. 6ter Bd. Berlin, Weidmann. 1885. Lex.-8. 20 M.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. 23ster u. 24ster Bd.: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman von K. Ph. Moritz. — Ueber meine theatralische Laufbahn von A. W. Ifflaud. Heilbronn, Henninger. 8. 5 M. 80 Pf.

Plaumann, E., „Markgraf Rüdeger von Bechelaren" von F. Dahn und das Nibelungenlied. Graudenz. 1885. 4. 1 M.

Post, A. H., Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ringseis, H. N. v., Erinnerungen, gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis. 2ter Bd. Amberg, Habbel. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wagner, W., Die Brautfahrt. Stenographisches Lustspiel. Ohne Berücksichtigung des Systems. Elberfeld, Faßbender. 1885. Gr. 16. 40 Pf.

Anzeigen.

Neu!

Deutsches Bürgerleben Bd. I.
Das Schichtbuch.

Geschichten von Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig 1292 bis 1514.

Nach dem Niederdeutschen des Zollschreibers Herm. Bothen und anderen Ueberlieferungen
bearbeitet von
L. Hänselmann.

Preis: Brosch. 4 M. 30 Pf., in eleg. Einbd. 5 M. 50 Pf.

Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes.

Die Sammlung, deren erster Band hier vorliegt, gilt dem Versuche eine Auswahl derjenigen geschichtlichen Ueberlieferungen aus dem Mittelalter, welche sich ebenso sehr durch die Lebendigkeit ihrer Auffassung, wie durch die Beredsamkeit ihrer Schilderung auszeichnen, durch Uebertragung in unser heutiges Deutsch und eine dem Stoffe angemessene Bearbeitung weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Das farbenreiche Bild von dem Leben, den Interessen und Kämpfen unseres damaligen Bürgerthums ist geeignet, den Leser gleichsam mitten in die Scene zu versetzen und ihn in belehrender und fesselnder Weise mit dem Wesen der guten alten Zeit bekannt zu machen.

Für jede private und öffentliche Bibliothek geeignet und bestens empfohlen.

Braunschweig. **Goerlitz & zu Putlitz.**

Die „Allgemeine Zeitung"
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 26 bis 32.

Deutscher Reichstag. — Die Lage der liberalen Partei in Belgien. — Die Lage in Peru. — Zur polnischen Frage. — Das russische Budget für 1886.

Peter Candid. Von Dr. M. Zimmermann. — Eine englische Bismarck-Biographie. — Zur naturwissenschaftlichen Literatur. — Berliner Briefe. (V.) — Die „Ritter der Arbeit" in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — General Klapka's Memoiren. — Neue Schriften zur schwäbischen Literatur- und Culturgeschichte. — Bilanz der Weltwirthschaft. — Die Jungfrau von Orléans und ihre Zeitgenossen. Von Dr. H. Bloch. — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XVI.) — Neue Briefe zur Charakteristik Philipps II. von Spanien. Von Dr. E. J. Groth. — Die griechische Gesellschaft der Wissenschaften in Konstantinopel. Von Dr. K. Sittl.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Budget pro 1887. Auswege und Reformen. Börsenpessimismus und Haussebewegung. Lage der Bank von Frankreich. Eisenbahnerträgnisse. Suez-Canal-Actie und Panamá-Canal-Actie.) — Zur Währungsfrage.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Nordenskiölds
Vegafahrt um Asien und Europa.

Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von
E. Exman.

Mit 200 Abbildungen, einem Porträt und einer Karte.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Auf Grundlage des berühmten Werks „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega", in welchem Nordenskiöld über seine Expedition zur Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt mehr tagebuchartigen Bericht erstattet, bietet die vorliegende Bearbeitung eine zusammenfassende, abgerundete Schilderung jener denkwürdigen, vom glücklichsten Erfolge gekrönten Entdeckungsreise. Das außerordentlich reich illustrirte Buch ist zumal bei seinem wohlfeilen Preise den weitesten Kreisen des Publikums, ebenso Volks-, Schul- und Jugendbibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen. Es reiht sich den folgenden in demselben Verlage erschienenen und bereits vielverbreiteten Werken an:

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt, in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Volz. Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

GUATEMALA.

Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—1883
von
OTTO STOLL,
Dr. med. und Docent an der Universität Zürich.

Mit 12 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die centralamerikanische Republik Guatemala bietet hervorragendes, vielseitiges Interesse sowol in ethnographischer wie in naturgeschichtlicher, politischer und commerzieller Beziehung. Der Verfasser hat während seines fünfjährigen Aufenthalts daselbst das Land und dessen aus verschiedenen Mischrassen zusammengesetzte Bevölkerung gründlich kennen gelernt und entwirft im vorliegenden Werke von beiden ein vollständiges und höchst anschauliches Bild.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 18. Februar 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Realistische Novellen. Von Alfred Friedmann. — Volkelt's Erkenntnißtheorie. Von Eduard von Hartmann. — Eine Sammlung deutscher Musternovellen. Von Reinhold Ortmann. — Zur Socialwissenschaft. Von Eduard Reich. — Neue Gedichte. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Realistische Novellen.

Anläßlich des unter diesem Titel in Nr. 52 d. Bl. f. 1885 von mir veröffentlichten Aufsatzes sind mir aus nah und fern zustimmende Schreiben zugegangen. Edelgesinnte freuten sich meines Muthes, der nur Entrüstung war. Schadenfrohe meinten, ich holte nur die Kastanien für unsere ersten Romandichter aus dem Feuer; gemeine Seelen würden mir schon heimleuchten.

Ich möchte, wenn die jungen Umstürzler überhaupt einen Rath hören oder annehmen wollten, ihnen den ertheilen, einmal Karl Hillebrand's Kapitel „Stil und Gedankenmoden" („Wälsches und Deutsches." Berlin, Oppenheim) zu lesen. Hillebrand beklagt da den Verfall der französischen Prosa; der Verderb der Sprache, sagt er, sei eins der bedauerlichsten Symptome des Niedergangs der französischen Traditionen. Selbst die nachlässigsten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, selbst die affectirtesten Sprachkünstler aus der Zeit der „Précieuses" blieben doch im Grunde dem Geiste der Sprache treu, wenn sie auch alles Maß überschritten in der Licenz oder der Geziertheit. Michelet's zweite Manier und Taine's Stil dagegen drohten die ganze Eigenart der französischen Sprache zu zerstören. Hillebrand fragt sich nun, was einem literarischen Kunstwerke Dauer sichert. Es sei keine Literatur der Welt, welche eine größere Masse neuer Ideen, neuer Facten, eigener Empfindungen in die Circulation geschleudert habe als die deutsche. Und wiederum gebe es keine Literatur, die weniger langlebige Bücher besitzt als die deutsche: denn Klopstock's, Wieland's, Herder's, Friedrich Schlegel's und so vieler anderer Werke leben doch nicht mehr, während die Gedanken, die Gefühle, die aus Licht gebrachten Thatsachen, welche in jenen Schriften enthalten waren, nicht nur Deutschland, sondern die Welt durchdrungen, erneuert, ja revolutionirt haben. Dies kommt doch wol einzig von der mangelhaften Form.

Nun möchte ich fragen, ob die neuern deutschen „naturalistischen" Werke wirklich Gedanken, Gefühle, Thatsachen enthalten, die geeignet sind, auf ähnliche Weise wie die Klopstock's, Wieland's, Herder's filtrirt zu werden, in das deutsche Bewußtsein aufzugehen; ich möchte wissen, ob sie durch ihren ethischen, ästhetischen, philosophischen oder naturwissenschaftlichen Inhalt Anspruch auf längeres Leben haben oder ein Anrecht besitzen, in mangelhaftester Form zu erscheinen, etwa als gingen sie im Schlafrock zu einem Balle.

Ich habe leider ein gut Theil dieser so anspruchsvoll auftretenden Literatur gelesen und muß die gestellten Fragen mit einem entschiedenen Nein beantworten. Auerbach hat in seinem heiligen Zorn von „großsprecherischem Spelunkenthum und bettelhafter Erfindungskraft" gesprochen, wogegen die französischen Romane Muster von Grazie und Sittlichkeit seien. Am besten haben mir noch die Arbeiten zugesagt, welche das Leben der Arbeiter und Armen schildern. Es ist aber unendlich viel Koketterie dabei; nicht alles, was aus Haß gegen den ererbten oder wohlerworbenen Reichthum geschrieben wird, ist von der echten Liebe zur Welt der Mühseligen und Beladenen dictirt! Es bleibt da wieder ein Wort des Verfassers von „Edelweiß" wahr: früher, in den Dorfgeschichten mußte den höhern Klassen das Leben des Volks erst erschlossen, als überhaupt vorhanden gezeigt werden, „jetzt sollte man dahin wirken, dem Volke zu zeigen, daß nicht alle Besitzenden und Gebildeten verworfene Menschen sind".

Und das will doch die ganze naturalistische Literatur in Deutschland den Deutschen weismachen.

Der Ueberschätzung einer Richtung — und die neue Strömung wird vielfach überschätzt, weil manche kritische bemooste Häupter sich vor den mit Brandfackeln drohenden jungen „Kraftgenies" fürchten — folgt gewöhnlich sehr bald ihre richtige Bewerthung. Man könnte daher den jungen Most sich absurd geberden lassen. Man könnte sogar mit Hegel'schem Optimismus den Satz anwenden: alles, was ist, ist vernünftig. Es gibt nun aber doch sehr viel absolut Unvernünftiges, das nur Geltung haben mag, weil es als ein Correctiv angesehen werden kann. So der Hypernaturalismus als ein corrigirender Damm gegen die Ausschreitung der romantischen, hyperclassischen und formschönen, inhaltslosen Poesie. Auch den Unvernünftigen soll es Ernst mit der Kunst sein! Aber aus unbedachten Geständnissen habe ich die Ueberzeugung geschöpft, daß es sehr oft mit der heiligen Entrüstung gegen andere Religionen oder Geschmacksrichtungen den Gegnern nicht Ernst ist, daß sie ganz bestimmte und oft sehr selbstische Zwecke mit ihren angeblichen Tempelreinigungen verbinden.

Nur was aus heiligster Ueberzeugung geschieht, ist, selbst wenn verderblich, noch zu entschuldigen. Vielleicht war Torquemada überzeugt? Sind es unsere Naturalisten? Sie sind keine Pfadfinder, sondern Nachtreter. Und in Betreff dessen, was sie uns bringen, muß ich nochmals zum Citat greifen, da ich nichts Besseres darüber zu sagen weiß als der entrüstete Autor der „Profile":

„Wir fühlen uns keineswegs wohl im Kuhstall oder in der dumpfigen Schnapskneipe; wir leben in einer gereinigten Atmosphäre. Wir, die Gebildeten des 19. Jahrhunderts, sind nicht mehr «Volk». Vom Volk hat nur das Menschliche, was wir mit ihm gemein haben, ein Interesse für uns, insofern es unmittelbarer und frischer bei ihm als bei uns, den Gebildeten, immer ein wenig Verbildeten, zu Tage tritt, wir uns selber unverdorbener darin wiedererkennen; das Menschliche, sage ich, aber nicht das Thierische: dies gehört der Naturwissenschaft an; die Kunst läßt . . .

im Staub die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück!

„Es gibt auch eine Poesie des Schmutzes, wer wollte das leugnen? Doch es wird erlaubt sein, zu erklären, daß man zu der Menschenkategorie gehört, welche dieselbe nicht goutirt. Vermeide ich doch auch die Straßen, in welchen gewisse nächtliche Operationen von etwas zu beleidigendem Realismus vor sich gehen!

„Ich glaube, daß außerhalb der Politik und der Tagesliteratur eine gewählte Gesellschaft, eine unsichtbare Freimaurerei der Bildung entstehen wird, die den Schatz der höhern traditionellen Geistescultur über die demokratische Sündflut der nächsten Geschlechter hinaus retten wird. Versiegen dann einst die Gewässer und landet die Arche auf Berg Ararat, so wird sie dort von den großen erobernden Geistern empfangen werden, die mittlerweile in dem reinen Aether der wissenschaftlichen Forschung neue Horizonte eröffnet, und so werden die erhaltenden und die erneuernden Kräfte der Menschheit wieder gemeinsam aus hohe Werk reinmenschlicher Cultur gehen können, das uns heute dank ihrer Entzweiung, dank vor allem der alles überflutenden Halbbildung, so gefährdet erscheint."

Man könnte sich dabei beruhigen, daß die Literatur, von der ich redete, ebenso verschwinden wird wie Clauren, den sie so sehr verhöhnt, der aber seinerzeit mehr gelesen wurde als sie. Es ist aber traurig, daß so viele unkritische Köpfe und Herzen sich vorübergehend mit Schmutz beflecken, denn semper aliquid haeret. Es sollte daher keiner gleichgültig bleiben, jeder sollte Stellung nehmen, sua res agitur. Am traurigsten ist es aber, daß Cliquen hypernaturalistische Banner hochhalten, eine schmuzige Hand die andere schmuzigere wäscht. Wenn sich Coterien Edelgesinnter bilden und auf das gegenseitige Gute aufmerksam machen, wenn reine Hände sich drücken, so ist das ein Gewinn für alle; hier aber sehe ich nur Schatten und Schaden.

Alfred Friedmann.

Volkelt's Erkenntnißtheorie.

Erfahrung und Denken. Kritische Grundlegung der Erkenntnißtheorie von Johannes Volkelt. Hamburg, Voß. 1886. Gr. 8. 13 M.

Wie ich vor sechs Jahren Volkelt's Buch über „Kant's Erkenntnißtheorie" als das beste Werk seiner Art und als einen vorläufigen Abschluß der Kant-Literatur empfehlen konnte, so kann ich auch heute dessen systematische „Grundlegung der Erkenntnißtheorie" als die beste Arbeit bezeichnen, welche bisher auf diesem Gebiete vorliegt. Das Buch zeichnet sich aus durch scharfe Präcisirung des Erkenntnißproblems, durch meisterhafte Kritik aller verfehlten Lösungsversuche, durch Behauptung des nach meiner Hinsicht allein haltbaren Standpunkts (des transscendentalen Realismus), durch saubere Abgrenzung der Erkenntnißtheorie von der Metaphysik und Psychologie, durch erschöpfende Gründlichkeit der Behandlung, durch vorsichtige und umsichtige Behutsamkeit der Beweisführung und durch lichtvolle Darstellung. In dem echt philosophischen Bestreben, nichts als selbstverständlich gelten zu lassen, was nicht im allerstrengsten Sinne des Wortes dafür gelten kann, geht der Verfasser vielleicht etwas zu weit, sodaß er selbst für nöthig findet, sich im Vorwort wegen seiner allzu peinlichen Gründlichkeit und allzu häufigen Rückkehr zum Fundamentalproblem zu entschuldigen; in der That wird man bei der grenzenlosen Verwirrung, in welche die eifrige Pflege der Erkenntnißtheorie in den letzten beiden Jahr-

zehnten uns geführt hat, diesem Zuviel eine gewisse geschichtliche Berechtigung zugestehen dürfen. Verfehlt ist meines Erachtens nur die eigentliche principielle Lösung, d. h. die Art und Weise des Uebergangs von dem richtig gestellten Erkenntnißproblem zu dem richtigen Endresultat des transscendentalen Realismus, und dieser Mangel wird dem Buche viel von seiner überzeugenden Kraft bei den darin bekämpften Gegnern rauben. Aber der Werth der Kritik der übrigen verfehlten Lösungen bleibt von diesem Mangel ebenso unberührt wie der Werth der speciellern Untersuchungen des zweiten Theils im Gebiete der erkenntnißtheoretischen Logik; denn die erstere ist von keiner positiven Voraussetzung abhängig und die letztern fußen auf einem Standpunkt, den ich für richtig halten muß, gleichviel wie er errungen ist.

Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile, deren erster die Aufstellung und Lösung des Erkenntnißproblems zur Aufgabe hat, während der zweite die kritische Grundlegung der Erkenntnißtheorie durch die Erörterung der wichtigsten Punkte der erkenntnißtheoretischen Logik vervollständigt, d. h. das Verhältniß von Erfahrung und Denken, die Lehre von dem Urtheil, der Urtheilsverknüpfung und dem Begriff soweit als nöthig untersucht, um die blos subjectiven und die objectiv bedeutsamen Factoren des Denkens zu sondern und die Gründe der Ungewißheit des Erkennens festzustellen. Der Verfasser erblickt in diesem zweiten Theil den Schwerpunkt seiner Arbeit; so verdienstlich ich denselben aber auch finde, so meine ich doch, daß der Schwerpunkt einer kritischen Grundlegung der Erkenntnißtheorie ausschließlich in der Stellung und Lösung des Grundproblems der Erkenntniß gesucht werden muß. Hätte Volkelt nicht von vornherein darauf verzichtet, die erkenntnißtheoretische Logik (als Lehre vom Begriff, Urtheil und Schluß, als Lehre von den Kategorien und Anschauungsformen und als Methodenlehre) in spätern Bänden selber auszuführen, so würde ihm der Anreiz gefehlt haben, seine Ansichten über dieses Gebiet in den Hauptpunkten schon in der „Kritischen Grundlegung der Erkenntnißtheorie" niederzulegen, und er würde dann diesen zweiten Theil viel kürzer behandelt haben. Gerade auf dem Gebiet der erkenntnißtheoretischen Logik gehen aber, wie er selbst als Grund seines Verzichts auf weitere Fortsetzung anführt, die Ansichten durchaus nicht so sehr auseinander wie in Bezug auf das Grundproblem des Erkennens, da wir in den Werken von Lotze, Sigwart, Wundt und vielen andern sehr tüchtige Bearbeitungen dieses Gebiets besitzen. Desto dringender thut eine Klärung der Ansichten in Bezug auf das Grundproblem der Erkenntniß noth, und ich wende deshalb nur dem ersten Theil des vorliegenden Buchs eine genauere Betrachtung zu. Was ich an diesem dem Stoffe nach vermisse, ist eine Beantwortung der Frage, „ob und in welcher Weise die apriorischen Formen der Anschauung, vor allem Zeit und Raum, transsubjective Gültigkeit haben"; denn da wesentlich von der Beantwortung dieser Frage „das Schicksal des Erkennens abhängt", so gehört dieselbe auch recht eigentlich als unentbehrlicher Bestandtheil zu einer kritischen Grundlegung der Erkenntnißtheorie. Daß Volkelt diese Frage seinen Prämissen nach, ebenso wie diejenige nach der transsubjectiven Gültigkeit der Kategorien, wesentlich im bejahenden Sinne entscheiden müßte, kann keinem Zweifel unterliegen.

Der erste Theil des Buchs beginnt mit einem einleitenden Abschnitt über die Nothwendigkeit, die Voraussetzungslosigkeit, den Ausgangspunkt und die Methode der Erkenntnißtheorie. Der Ausgangspunkt kann nur das absolut Selbstverständliche und Gewisse, der empirisch gegebene Inhalt des Bewußtseins sein; die Methode kann nur in einem Aufzeigen und Constatiren des thatsächlich im Bewußtsein Gegebenen bestehen, wobei aber eine nach leitenden Gesichtspunkten zu treffende Auswahl aus der Fülle des Gegebenen nicht nur keine Schädigung der Gewißheit, sondern Bedingung des wissenschaftlichen Erfolgs ist. Der Ausgangspunkt ist also die reine, d. h. durch keine subjective Zuthat entstellte Erfahrung; die nächste Aufgabe ist, zu untersuchen, was denn diese „reine Erfahrung" sei, was sie uns zu bieten habe, und was principiell außerhalb ihrer Grenzen falle. Da dieses Erkenntnißprincip der reinen Erfahrung mit demjenigen des reinen Bewußtseinsinhalts zusammenfällt, so muß sich die Untersuchung seiner Grenzen zugleich zu einer Kritik des Positivismus und des consequenten subjectiven oder Bewußtseinsidealismus gestalten. Eine solche Untersuchung war gegenüber der vordringlichen Herrschsucht jener philosophischen Zeitströmungen ein dringendes Erforderniß, und Volkelt hat diese Aufgabe in einer so durchschlagenden Weise erfüllt, daß dies allein hinreichen würde, dem Buche seine Bedeutung zu sichern.

Die Kritik des Positivismus und Bewußtseinsidealismus ist geradezu vernichtend für beide, denn sie zeigt, daß dieselben nur aus einem unmerklichen inconsequenten Hinausgreifen über ihr Princip eine scheinbare Existenzmöglichkeit schöpfen. Volkelt thut unwiderleglich dar, daß die reine Erfahrung weder Stoff noch Kraft, weder unbewußte Materie noch unbewußten Geist, weder ein transscendentales Subject der eigenen Bewußtseinsvorgänge noch andere geistige Subjecte und deren Bewußtseinsinhalt, weder Allgemeinheit noch Allgemeingültigkeit, weder Continuität noch Regelmäßigkeit, weder Nothwendigkeit noch Gesetzmäßigkeit, noch Causalität enthält, sondern nur eine regellose Masse zusammenhangsloser Einzelheiten, die ganz innerhalb der Sphäre des eigenen Bewußtseins eingeschlossen bleibt. Er geht allen Schlichen und Kniffen nach, vermittels deren die Positivisten und Bewußtseinsidealisten sich selbst über die vollkommene Sinnlosigkeit der reinen Erfahrung hinwegzutäuschen bemüht sind, z. B. den Ausflüchten des „eventuell oder begrifflich Wahrnehmbaren" (Schuppe), der „Wahrnehmungsmöglichkeiten" (Mill), der „Empfindungsmöglichkeiten" (Laas), des „möglichen Bewußtseins" (Albrecht Krause), der „gesetzlichen Wahrnehmbarkeit" (Leclair), und zeigt wie alle diese Conceptionen

über das Princip der reinen Erfahrung oder des thatsächlichen Bewußtseinsinhalts hinausgreifen in ein jenseit desselben gelegenes, transscendentes oder transsubjectives Gebiet, also baare Verstöße gegen das eigene Princip sind.

Was insbesondere vom Standpunkt der reinen Erfahrung unmöglich ist: das ist das Begründen und Beweisen, ohne welches alle Bemühungen um theoretische Erkenntniß vergeblich und namentlich alles Schreiben und Veröffentlichen von philosophischen Werken widersinnig wird. Es bleibt beim Anfang der Erkenntnißtheorie nichts übrig, als sich versuchsweise auf den positivistischen Boden der reinen Erfahrung zu stellen; das Ergebniß aber ist, daß man dann die Philosophie als Illusion ansehen muß. Aber nicht blos der Erkenntnißtrieb wäre dann Illusion, sondern auch das sittliche Handeln und das praktische Verhalten zur Außenwelt, welche beim Wegfall der Realität der letztern und ihrer Gesetzmäßigkeit völlig sinnlos würden; denn wollte man die reale Außenwelt auch blos als übereinstimmende Bewußtseinsvorstellungen in verschiedenen Subjecten gelten lassen, so bliebe nicht nur die prästabilirte Harmonie dieser Vorstellungsabläufe unerklärlich, sondern bliebe auch die Annahme vieler Bewußtseinssubjecte (welche sich ja nur auf Schlüsse aus den Veränderungen der realen Außenwelt stützt) immer noch eine grundlose Illusion. So ist es also die reductio ad absurdum des positivistischen Ausgangspunktes in Verbindung mit dem theoretischen, praktischen und ethischen Bedürfniß des Menschen nach der Annahme einer realen Außenwelt, welche uns nöthigen, uns in unserm Bewußtsein weiter umzusehen, ob nicht irgendwo ein Anknüpfungspunkt für die Möglichkeit transsubjectiver Erkenntniß geboten ist.

Dieses etwaige transsubjective Erkenntnißprincip müßte einerseits innerhalb der reinen Erfahrung, d. h. im eigenen actuellen Bewußtseinsinhalt anzutreffen, dürfte also insofern nichts principiell Heterogenes und Neues sein; andererseits müßte es sich von allem sonstigen Inhalt dadurch unterscheiden, daß es als reale dynamische Relation des Subjectiven und Transsubjectiven, als „Schwungbret" oder Brücke von einem zum andern zu dienen geeignet ist, also in dieser Hinsicht im Vergleich mit dem übrigen hierzu ungeeigneten Bewußtseinsinhalt etwas Neues sein. Genau in diesem Sinne gilt auch mir die Brücke vom Subjectiven zum Transsubjectiven als ein neu hinzukommendes Erkenntnißprincip*), und es ist ein Irrthum, wenn Volkelt das Gegentheil annimmt, blos weil ich die Kraft der reductio ad absurdum des subjectiven Idealismus und die Kraft des daraus folgenden indirecten Beweises für das allein unter allen übrigbleibende transsubjective Erkenntnißprincip stärker als er betone. Wenn das neu hinzukommende Erkenntnißprincip nicht sich selbst als Sprungbret ins Transsubjective dem Bewußtsein ankündigte, so würden wir nie darauf kommen können, es als das Gegentheil des subjectiven Idealismus anzusehen und ihm die reductio ad absurdum des letzteren zum Benefiz, d. h. zum indirecten Beweise werden zu lassen; läge aber nicht diese reductio ad absurdum vor, so würde gar kein wissenschaftlicher Grund gegeben sein, die Sphäre der reinen Erfahrung zu überschreiten und der Selbstankündigung eines über dieselbe hinausgreifenden Erkenntnißprincips irgendwelches wissenschaftliche Vertrauen zu schenken. In diesem Sinne bedient sich Volkelt gerade so gut wie ich des indirecten Beweises, und ich erkenne gerade so gut wie er das transsubjective Erkenntnißprincip als etwas Neues, sich selbst als Sprungbret darbietendes an; der Unterschied zwischen unsern Ansichten betrifft nur zwei Punkte: erstens was dieses neu hinzukommende Erkenntnißprincip sei, und zweitens ob es sich blos mit höchster Wahrscheinlichkeit oder mit Gewißheit anfdränge.

Bevor wir in diese Erörterung, welche die Lösung des Erkenntnißproblems einschließt, eintreten, scheint es rathsam, einen Blick auf die anderweitigen Lösungsversuche zu werfen, deren Besprechung Volkelt in den Schlußabschnitt seines Werks verwiesen hat, während sie offenbar in dessen ersten Theil und zwar zwischen den Bankrott des subjectiven Idealismus und die positive Begründung des transscendentalen Realismus hingehören. Als solche Lösungsversuche führt Volkelt drei an: das Erkenntnißprincip der moralischen (beziehungsweise religiösen) Gewißheit, das der intuitiven Wahrnehmung und das der intuitiven Selbsterfassung.

Das Princip der moralischen (und religiösen) Gewißheit ist nur regulatives Erkenntnißprincip für die Sphäre des moralischen und religiösen Bewußtseins, aber nicht constitutives Erkenntnißprincip für die Sphäre des theoretischen Bewußtseins, weil es isolirte Offenbarungen aus der dunkeln Tiefe des Gemüthslebens schöpft, welche es unfähig ist zu begründen oder zu vermitteln oder gar mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit hinzustellen. Diese Principien können deshalb nicht einen einzigen wissenschaftlichen Satz aufstellen, wohl aber können sie erstens von heuristischem Werthe sein, zweitens „rohe Bausteine", d. h. eine verbreiterte empirische Basis für die Induction liefern, und drittens bestätigend für die aus anderweitigen Grundlagen abgeleiteten Erkenntnisse wirken. Genau in diesem Sinne habe ich die Phänomenlogie des sittlichen und religiösen Bewußtseins aufgefaßt und bearbeitet, und es ist ein bloßes Misverständniß Volkelt's, wenn er glaubt, daß ich mich derselben in einem andern Sinne als Beweismittels bedienen wolle. *)

Das Princip der „intuitiven Wahrnehmung" würde ich lieber als das Princip des „instinctiven naiv-realistischen Glaubens" bezeichnen, als welches auch Volkelt es erläutert. Jeder Mensch hat eine lange Reihe von naiven Realisten zu directen Vorfahren und hat selbst in seiner

*) „Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus", 3. Auflage, S. 54—61.

*) Vgl. meine ausdrücklichen Erklärungen in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" S. 775 und in der „Religion des Geistes" Vorwort S. VI.

Kindheit und Jugend die von diesen ererbten naiv-realistischen Hirnprädispositionen in diesem Sinne ausgebildet; daher ist es kein Wunder, daß der instinctive Glaube an die Realität der Wahrnehmungsbilder unausrottbar fest im Menschen Wurzel geschlagen hat. Wir könnten ohne diesen Glauben an die Realität und Continuität des Wahrgenommenen keinen Augenblick leben, und darum ist dieser naiv-realistische Glaube, der mit der Wahrnehmung selbst intuitv in einen und denselben Act verschmolzen ist, ein unentbehrlicher, praktisch unaufhebbarer Bestandtheil unsers geistigen Besitzes. Kein Positivist oder subjectiver Idealist vermag diesen Glauben praktisch abzustreifen, wenn er ihn auch theoretisch consequenterweise für eine Illusion erklären muß, und gerade von der Unentrinnbarkeit dieses realistischen Glaubens stammen einerseits alle Inconsequenzen der positivistischen und subjectiv-idealistischen Erkenntnißtheorie und andererseits die Möglichkeit einer auch nur zeitweiligen und versuchsweisen Geltung dieser Standpunkte her. Was kann deshalb näher liegen, als der Versuch, diesen dem Menschen als praktisches Gewißheitsprincip unentbehrlichen und unabweislichen naiv realistischen Glauben auch ausdrücklich zum theoretischen Gewißheitsprincip zu proclamiren! Dies ist z. B. von Reid geschehen, der den Glauben an die reale Existenz des Wahrgenommenen für ein Bestandstück des common sense erklärte, und von Kirchmann, der den Satz: „Das Wahrgenommene ist" an die Spitze seiner „Philosophie des Wissens" stellt und sogar die Consequenz nicht scheut, daß die Licht-, Schall-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen ganz in derselben Weise wie in unserm Bewußtsein auch in der Luft und in dem Aether, welche uns die physikalischen Reize zuführen, existiren müssen.

Die ganze Aufgabe der kritischen Selbstbesinnung des Denkens besteht darin, die naive Unbesonnenheit dieses instinctiven Glaubens zum Bewußtsein zu bringen, und die ganze geschichtliche Bedeutung des subjectiven Idealismus liegt in dem Nachweis, daß sehr vieles von dem, was wir wahrnehmen, unmöglich außer uns so existiren kann, und daß überhaupt ein solcher blinder Glaube kein theoretisches Erkenntnißprincip sein darf. Die Unwahrheit und Ueberspannung des subjectiven Idealismus hingegen besteht darin, das Kind mit dem Bade auszuschütten und dem instinctiven realistischen Glauben jeden Wahrheitskern abzusprechen, weil er ein formell unbegründeter und sachlich in vieler Hinsicht irriger Glaube ist. Das wissenschaftlich allein correcte Verhalten kann nur sein, diesen Glauben ganz ebenso wie die moralische und religiöse Gewißheit als eine erklärungsbedürftige psychologische Thatsache zu nehmen, welche für eine bestimmte erworbene Anpassung unserer Geistesorganisation spricht und deshalb wohl geeignet scheint, als heuristisches Princip verwerthet zu werden — sich aber auch ebenso entschieden gegen jede wissenschaftliche Folgerung aus diesem Glauben zu verwahren, insofern derselbe nicht mit dem Maßstabe der denkenden Kritik geprüft und bewährt befunden ist.

Ganz ähnlich ist es mit dem Princip der „intuitiven Selbsterfassung". Wie ich bei der äußern Wahrnehmung in die thatsächliche Erfahrung etwas Unerfahrbares, nämlich die transscendentale Beziehung des dem Bewußtsein immanenten Wahrnehmungsobjectes auf ein hinzugedachtes reales, constantes, transscendentes Ding an sich, intuitiv hineinschaue; so auch in die innere Selbsterfassung im Selbstbewußtseinsact, in den augenblicklichen Bewußtseinsinhalt „Ich", die transscendentale Beziehung auf ein reales, constantes, transscendentes „Ich an sich". Die Vorstellung oder das Vorstellungsbündel im Bewußtsein, welches wir „Ich" nennen, wird unwillkürlich, unausweichlich und nothwendig als Bewußtseinsrepräsentant eines an sich seienden, reell existirenden Ich aufgefaßt. Diese erworbene, ererbte und befestigte Anpassung unserer Geistesorganisation ist ebenso zweckmäßig und praktisch unentbehrlich wie diejenige in Bezug auf die Außenwelt, aber zunächst ebenso theoretisch unbrauchbar, bevor sie sich vor der Kritik bewährt hat, beziehungsweise von derselben auf den ihr zu Grunde liegenden Wahrheitskern zurückgeführt ist. Gleichwol haben sowol speculative Denker wie empirische Psychologen (Benecke), sowol Mystiker (Jakobi) wie Rationalisten (Fichte) und Willensphilosophen (Schopenhauer, Bahnsen, Peters) auf diese intuitive Selbsterfassung als auf ein zweifelloses Gewißheitsprincip ihre Erkenntnißtheorie aufgebaut und sind erst von der Selbsterfassung des Ich mit Hülfe der Analogie zum Geltenlassen anderer Ichs fortgeschritten.

Auch hier kann man die heuristische Bedeutung des Princips gelten lassen und darf die Bestätigung nicht unterschätzen, welche eine bestimmte Erkenntnißtheorie daraus zu schöpfen vermag, wenn sie diese Organisationsanpassungen als zweckmäßige Anpassungen und als wesentlich übereinstimmend mit der Wirklichkeit begreiflich macht. Aber man darf darüber niemals vergessen, daß nur dasjenige wissenschaftliche Geltung beanspruchen darf, was nicht mit dem unmittelbaren und darum zunächst uncontrolirbaren Anspruch auf Gewißheit hervortritt, sondern was sich im Kampf ums Dasein aller möglichen Hypothesen als die mit den geringsten Schwierigkeiten behaftete und mit der größten Erklärungskraft ausgerüstete erwiesen hat. Gerade diese Prüfung zeigt, daß der Glaube an die den genannten Erkenntnißprincipien unmittelbar anhaftende Gewißheit eine Illusion ist, welche sich durch die phylogenetische und ontogenetische Entstehungsgeschichte derselben erklärt, daß sie selbst, soweit als sie sachlich berechtigt ist, in Bezug auf die Form ihrer Unmittelbarkeit eine diese geschichtliche Vermittlung übersehende Illusion ist, und daß ihr formell illusorischer Charakter auch in einem breiten Gebiet illusorischen Inhalts zu Tage tritt.

Gerade das führt Volkelt in einem besondern Kapitel mit Nachdruck aus, daß die ideelle Einheit der absoluten logischen Nothwendigkeit sich geschichtlich in eine Vielheit von nacheinander folgenden und nebeneinander bestehenden relativen subjectiven Denknöthigungen von historischer und

individueller Bedingtheit und Färbung spaltet, und daß die geschichtliche Verwirklichung der absoluten logischen Nothwendigkeit eben durch den Kampf dieser relativ berechtigten und in ihrer Einseitigkeit doch wieder relativ unberechtigten subjectiven Denknothwendigkeiten hindurchgeht. Die wahrhafte Eine Denknothwendigkeit liegt also immer erst als Ideal am Ziel der Entwickelung und nicht am Anfang derselben, nicht in der Unmittelbarkeit des subjectiven Gewißheitsglaubens, der mit so viel Illusionen behaftet ist. Ohne durch dieses Läuterungsfeuer des historischen Kampfes ums Dasein unter den verschiedenen möglichen Hypothesen hindurchgegangen zu sein und in dem Für und Wider der Argumente ihre Kraft und Tragweite erprobt zu haben, kann kein einzelnes Erkenntnißprincip Anspruch auf unmittelbare Gewißheit erheben, und ohne diesen „indirecten Beweis" der Geschichte kann jedes angeblich unmittelbare Gewißheitsprincip nur den theoretischen Werth einer noch unerprobten Hypothese neben andern Hypothesen beanspruchen. Dies gilt nicht nur für das subjectiv-idealistische Princip und die drei eben erwähnten, sondern auch für das sogleich zu besprechende Volkelt'sche Princip der „logischen Nothwendigkeit" und für das meinige der „transscendenten Causalität".

Die Lösung, welche Volkelt bietet, besteht nämlich in nichts anderem als darin, daß er die objective logische Nothwendigkeit, welche nur Resultat aller von der Geschichte geführten indirecten Beweise sein kann, an den Ausgangspunkt, d. h. in das denkende Bewußtsein des mit dem Philosophiren beginnenden Subjects legt. Nun hat ja allerdings das Subject beim Denken das Gefühl, daß nicht seine Subjectivität, sondern die sachliche Nöthigung aus ihm spricht; aber Volkelt bekennt ja selbst, wie viel an diesem Glauben Illusion ist. Es gibt, wie er einräumt, Widersprüche, die, wenn sie auch später überwunden werden und sich in bloßen Schein auflösen, doch auf einer bestimmten geschichtlichen Stufe und bei einer gewissen individuellen Veranlagung dem subjectiven Denken unvermeidlich sind, also darum noch nicht beweisen können, daß eine entsprechende transsubjective Wirklichkeit nicht existire; wie kann nach solchem Zugeständniß die subjective Denknöthigung noch als transsubjectives Gewißheitsprincip hingestellt werden? In der That existirt aber nicht einmal eine unmittelbare logische Nothwendigkeit, welche uns zwänge, das Transsubjective anzunehmen; sondern alle logische Nothwendigkeit ist an und für sich das Zubehör einer rein formalen, unproductiven Denkthätigkeit, d. h. sie bezieht sich nur auf die Verknüpfung von Vorstellungen untereinander und sagt gar nicht das Mindeste über die transsubjective Sphäre aus, außer wenn eine dieser Vorstellungen oder alle schon vor Eintritt der logischen Verknüpfung mit der transscendentalen Beziehung auf das Transsubjective behaftet sind. Haben wir solche Vorstellungen mit transsubjectiver Bedeutung vor uns, so erscheint uns das Resultat der logischen Verknüpfung allerdings auch zwingend für die entsprechende Beschaffenheit des Transsubjectiven, und insofern muß freilich die logische Nothwendigkeit ein transsubjectives Erkenntnißprincip genannt werden, als welches es sich in jeder Art der Begründung und Beweisführung (unter andern im indirecten Beweise) bewährt. Aber die Brücke oder das Sprungbret vom Subjectiven ins Transsubjective ist sie nicht, oder kann sie nicht sein, weil sie für eine transsubjective Gültigkeit ihrer Resultate die transsubjective Bedeutung der verknüpften Vorstellnngen schon voraussetzt, sodaß letztere dieselbe anderswoher empfangen haben müssen.

Davon hat denn auch Volkelt ein gewisses Gefühl. Er räumt nämlich ein, daß aus der Form der logischen Verknüpfung nur das Was oder der Gehalt des Transsubjectiven stammt, aber nicht das Daß oder die Form desselben, d. h. die Existenz und Bedeutung dieses logisch bestimmten Gehalts als eines Transsubjectiven, daß hingegen dieses Daß oder die Form des Transsubjectiven von einem mit der logischen Nothwendigkeit intuitiv verknüpften Glauben herrühre. „Dieses bedeutsame Plus, auf das alles ankommt", weil es das Unerfahrbare verbürgen soll, diese „intuitive Gewißheit" stammt also nicht aus der logischen Nothwendigkeit der Vorstellungsverknüpfnng, sondern findet sich schon vor allem Denken als „mystischer Glaubensgrund" in der Wahrnehmung, welche erst dem urtheilenden Denken als Ausgangspunkt dient. Ohne dieses Plus käme die logische Verknüpfung niemals zu Vorstellungsmaterial mit transsubjectiver Bedeutung; durch dieses Plus kommt die Wahrnehmung zu ihrer transsubjectiven Bedeutung ohne alle logische Verknüpfung, also auch ohne alle logische Nothwendigkeit.*) Es ist klar, daß wir hier mit nichts anderm zu thun haben als mit dem oben besprochenen Princip der „intuitiven Wahrnehmung" oder des naiv-realistischen Glaubens, der eben erst der Rechtfertigung durch das Denken bedarf. Volkelt vermengt und verwechselt die logische Nothwendigkeit der Verknüpfung und das zu ihr hinzukommende Plus des naiv-realistischen Glaubens beständig trotz ihrer anfänglichen Sonderung, und nur durch diese Verwechselung gelangt er dazu, der logischen Nothwendigkeit das zuzuschreiben, was eingestandenermaßen nur jenes Plus des Glaubens vermag, nämlich die Verbürgung des unerfahrbaren Transsubjectiven.

Es bleibt mir nur noch übrig zu bemerken, daß Volkelt das wahre transsubjective Erkenntnißprincip wiederholentlich streift, aber immer daran vorbeigeht, ohne es zu ergreifen, weil er sich in dem Irrthum befindet, in der logischen Nothwendigkeit das Gesuchte bereits zu besitzen.

---

*) Nur die Kategorien machen insofern eine Ausnahme, als sie im Unterschiede von allen übrigen rein formalen und subjectiven Denkverknüpfungen unmittelbar auf ein Transsubjectives hinausweisen, ohne erst die transsubjective Beziehung von dem Wahrnehmungs- und Vorstellungsmaterial empfangen zu müssen; ob aber diese Kategorien im concreten Falle anwendbar sind oder nicht, hängt doch wieder von dem gegebenen Wahrnehmungsmaterial ab, und ob die ihnen in abstracto anhaftende transsubjective Bedeutung nicht doch blos eine unvermeidliche psychologische Illusion sei, das ist eben die Streitfrage, die nicht durch Hinweis auf ihre psychologische Unausweichlichkeit entschieden werden kann.

Er sagt einmal, das gesuchte Princip müsse so beschaffen sein, daß das Transsubjective und das Subjective sozusagen in dynamischer Weise zusammenkommen; dies ist aber nur möglich, wenn ein unbewußtes reales dynamisches Verhältniß zwischen beiden zu Stande kommt, welches vom Bewußtsein aus seinem Resultat gefühlsmäßig erschlossen wird. Ein solches Verhältniß ist allein die transscendente oder transsubjective Causalität, welche Volkelt als ein reales Bestimmtwerden durch das wirkende transsubjective Agens der Kraft definirt. Wie unter allen subjectiven Denkformen nur den Kategorien unmittelbar der Hinweis auf das transsubjective eignet, wie die Kategorien wieder je nach ihrer größern oder geringern Ursprünglichkeit und je nach ihrer nähern oder fernern Beziehung auf das Transsubjective in verschiedene Gruppen zerfallen, so gibt es auch in derjenigen Kategoriengruppe, welche in der relativ engsten Beziehung zum Transsubjectiven steht, doch schließlich nur eine einzige, welche für sich allein ohne Hülfe einer andern im Stande ist, die Brücke zum Transsubjectiven zu schlagen, durch welche auch für alle übrigen erst die Beziehung zu demselben vermittelt wird. Darum ist es nicht die logische Nothwendigkeit im allgemeinen, auch nicht diejenige der Kategorien im besondern, sondern es ist lediglich die einzelne und einzige Kategorie der transscendenten Causalität, welche die instinctive Beziehung des Wahrnehmungsobjects auf ein Ding an sich (und des Ich auf ein Ich an sich) rechtfertigen kann; in dieser Kategorie der Causalität ist es wiederum nicht der innere, subjective logische Zwang meines eigenen Denkens, was mich über die Sphäre meiner Subjectivität hinauszugreifen nöthigt, sondern lediglich der dynamische Zwang des auf mich einwirkenden und mich bestimmenden transsubjectiven Agens, den ich als einen von mir nicht gewollten, von außen, d. h. aus dem transsubjectiven Gebiete herkommenden empfinde. Der dynamische Zwang von außen ist es also, der jenes allein bedeutsame Plus, jenen zur innern logischen Nöthigung hinzukommenden Glauben an einen transsubjectiven Befehl erklärlich macht, und da dieser dynamische Zwang allein in der transscendenten Causalität an das Bewußtsein herantritt, so ist auch die Causalität die einzige Verbindungsbrücke zwischen ihm und dem Transsubjectiven.

Wie die Uebereinstimmung des „Was" im Transsubjectiven mit dem Inhalt und Ergebniß der subjectiven logischen Verknüpfungen auf eine gleichmäßige Herrschaft des Logischen in beiden Gebieten, d. h. im transsubjectiven und subjectiven Gebiet hinweist, so setzt die Empfindungsfähigkeit des Subjects für den dynamischen Zwang, mit dem das Ding an sich afficirend auf seine Sinnlichkeit einwirkt, die Gemeinsamkeit der dynamischen oder Willensnatur in beiden Gliedern der transscendenten Causalität voraus. Das Ich würde einerseits niemals dazu kommen, sich selbst als real wollendes zu erfassen, wenn es nicht in seinem zunächst bewußtlosen Wollen auf dynamische Widerstände in einer realen Außenwelt stieße; es würde andererseits den dynamischen Zwang transsubjectiver Willenskräfte gar nicht zu empfinden vermögen, wenn es nicht selber Kraft oder Wille wäre.*)

Die transscendente Causalität als transscendentales Erkenntnißprincip ist hiernach weder ein einseitig logisches, noch ein einseitig dynamisches Princip, sondern beides in Einem, weil kein Was ohne Daß und kein Daß ohne Was uns helfen könnte; sie ist aber auch in dieser Gestalt kein Princip, das Anspruch auf unmittelbare Gewißheit macht, sondern blos eine Hypothese, welche sich im Kampf ums Dasein der Hypothesen selbst dann siegreich erweisen würde, wenn sie nicht so frei von Schwierigkeiten wäre, wie sie ist, blos darum, weil sie dem theoretischen Erklärungsbedürfniß zu genügen vermag, und alle andern Hypothesen das nicht vermögen. Wie die Erkenntnißtheorie versuchsweise zuerst den Standpunkt der rein immanenten Erfahrung oder des subjectiven Idealismus einnehmen und dann versuchsweise den sonst noch aufgestellten Erkenntnißprincipien sich zuwenden mußte, so muß sie nun versuchsweise das Princip der transscendenten Causalität an die zu erklärende Erfahrung halten, um zu probiren, ob ihr mit diesem gelingt, was mit den übrigen mislang, d. h. ob dieses das Princip sein wird, dem der indirecte Beweis aus der reductio ad absurdum der übrigen zugute kommt.

Eduard von Hartmann.

*) Vgl. „Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus", 3. Auflage, S. 90—94; „J. H. von Kirchmann's erkenntnißtheoretischer Realismus", S. 38—60.

Eine Sammlung deutscher Musternovellen.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Band 10: Mandel Gibbon von A. Bernstein. Manuele von R. Artarin. Band 11: Woans ik tau ne Fru kam von Fritz Reuter. Das Sündkind von Ludwig Anzengruber. Der Hamlet von Tusculum von Richard Voß. Die Geschichte eines Genies von Ossip Schubin. Band 12: Diebesgelüste von Joseph Friedrich Leutner. Der Schmuck des Inka von Karl Frenzel. Nach den höhern Gesetzen von Karl Emil Franzos. München, Oldenbourg. 1885. 8. Jeder Band 1 M.

Je weiter die Publication des in seinen ersten Bänden an dieser Stelle bereits besprochenen „Neuen deutschen Novellenschatzes" vorrückte, desto klarer zeigte sich die Berechtigung der von vornherein geltend gemachten Bedenken

und desto deutlicher trat die Anspruchslosigkeit der Herausgeber zu Tage. So wie sich das an und für sich recht dankenswerthe und zeitgemäße Unternehmen in den jetzt vorliegenden zwölf Bänden darstellt, ist es eine fast durchweg mit gutem Geschmack ausgewählte Novellenanthologie, die weder von annähernd erschöpfender Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit ist, noch überhaupt irgendeine Methode erkennen läßt, die bei der Zusammenstellung maßgebend gewesen sein möchte. Eine literarhistorische Bedeutung wird die Collection also niemals für sich in Anspruch nehmen können, wenn auch ein Passus in der Vorrede Paul Heyse's fast auf eine derartige Tendenz der Herausgeber schließen läßt; ihr Werth wird sich vielmehr lediglich auf den einer meist recht guten Unterhaltungslektüre beschränken, die mehr oder weniger Gelungenes von bekannten und unbekannten Autoren in planlosem, aber abwechselungsreichem Durcheinander vereinigt, und die im großen und ganzen als eine schätzenswerthe Bereicherung der Zahl unserer Volksbücher angesehen werden kann. Warum nicht wenigstens in einigen besonders naheliegenden Fällen ein gewisses System innegehalten wurde, warum es die Herausgeber zum Beispiel verschmäht haben, Bernstein, Kompert und Franzos, die Novellisten des Ghetto, in Einem Band zu vereinigen, ist allerdings schwer verständlich, da dem Ganzen dadurch sicherlich nichts von seinem unterhaltenden Charakter genommen worden wäre; aber das Ganze gibt sich in seiner Buntheit und der Sorglosigkeit seiner Auswahl so einfach und anspruchslos, daß ernste ästhetische Bedenklichkeiten durchaus unangebracht erscheinen. Der Beurtheiler kann es sich darum auch sehr wohl ersparen, einige Namen aus der stattlichen Reihe derer aufzuzählen, die bisher von den Herausgebern übersehen worden sind und die doch gewiß ein ebenso wohlgegründetes Recht auf die Beachtung ihres novellistischen Talents gehabt hätten wie Gandy, Bernstein, Artaria und Laistner, welcher letztere freilich um so weniger vergessen werden konnte, als er ja mit einem der Herausgeber identisch ist. Die Einleitungen, welche Heyse und letzterer jeder der kleinen Novellen vorausgeschickt haben, sind von recht verschiedenem Werthe, und nicht mit jeder der hier ausgesprochenen ästhetischen und kritischen Bemerkungen wird man sich ohne weiteres einverstanden erklären können, wenn auch selbstverständlich bei dem unbestreitbar feingebildeten Geschmack und dem gründlichen Wissen der beiden Schriftsteller viele ihrer Urtheile unbedenklich von jedem Literarhistoriker unterschrieben werden dürfen.

Auf den Inhalt der zuletzt erschienenen drei Bände im einzelnen einzugehen, hieße im vollsten Sinne des Wortes Eulen nach Athen tragen, denn sie setzen sich mit verschwindend wenigen Ausnahmen aus Beiträgen zusammen, die in Zeitschriften und in Buchform bereits die weiteste Verbreitung im Publikum gefunden haben und über welche die Acten der Kritik längst geschlossen sind. Am wenigsten gilt dies vielleicht noch von den Novellen zweier jüngern schriftstellerischen Talente, von dem „Hamlet von Tusculum" von Richard Voß und der „Geschichte eines Genies" von Ossip Schubin. Von ersterm, dessen schönes Talent aus vielen sehr begreiflichen Gründen leider noch immer nicht die rechte Würdigung findet, sagt Heyse ebenso treffend wie feinfühlig, nachdem er seine Thätigkeit als Dramatiker flüchtig berührt hat:

Daneben hat seine rastlos gestaltende Phantasie eine lange Reihe von Novellen und Romanen erzeugt. Noch leiden fast alle an jugendlicher Ueberschwenglichkeit, an einer gewissen Unfähigkeit, Charaktere und Hintergründe, psychologische Entwickelungen und geistige Kämpfe mit ruhigen Zügen zu schildern, ohne die Bescheidenheit der Natur zu verletzen; noch umspielen die Flatterfeuer subjectiver Lyrik vielfach die reine epische Form. Doch hat längerer und wiederholter Aufenthalt in Italien aufs wohlthätigste dazu mitgewirkt, den Sinn für das Echte und Einfache in dem jungen Dichter zu wecken und zu befestigen. Während die Romane „Bergasyl" und „Rolle" noch tief in seiner Sturm- und Drangperiode stecken, haben die „Römischen Dorfgeschichten" bewiesen, daß sein Talent sich schon der Reife nähert, und das Aufleuchten des Humors in ihnen dürfen wir als untrügliches Symptom geistiger Genesung begrüßen. Mit Vorliebe wählt Richard Voß seit einiger Zeit seine Stoffe aus dem Volksleben der Römischen Campagna, die er freilich noch allzu gern in der phantastischen Beleuchtung sieht, wie sie uns etwa in Lindemann-Frommel's Landschaften vor Augen steht. Aber wenn auch noch immer mancherlei deutsche Züge den vertrauten Kenner jener Gegenden bedenklich machen, in der Erfindung und Durchführung der novellistischen Probleme bewährt sich ein starkes und sehr eigenthümliches Talent.

Das ist in der That eine in jedem Zuge porträtähnliche Charakteristik des reichbegabten jungen Dichters.

Auch Ossip Schubin — oder Lulu Kirschner, wie ihr bürgerlicher Name lautet — rechtfertigt durch den Werth ihrer hier veröffentlichten Novelle „Die Geschichte eines Genies" die schmeichelhafte Charakteristik, welche Paul Heyse von der Eigenart und Bedeutung ihrer novellistischen Begabung entwirft. Allerdings kann die Anerkennung, welche hier mit Recht gespendet wird, nicht in demselben Maße andern, umfangreichern Arbeiten derselben Verfasserin gezollt werden. Die Wahl war in diesem Fall eine sehr glückliche, und Heyse sagt mit voller Berechtigung:

Die „Geschichte eines Genies", die nicht (gleich den meisten andern Arbeiten der Verfasserin) in aristokratischen Kreisen, sondern in der Künstlerwelt spielt, ist außer ihren andern Eigenthümlichkeiten auch dadurch bedeutsam, daß sie die Neigung der Verfasserin zu scharfen tragischen Conflicten und ungelösten Schicksalsfragen erkennen läßt. Doch steht Ossip Schubin nicht unter dem Bann des landläufigen Pessimismus, ist nicht in dem Vorurtheil befangen, das Turgenjew durch die socialen Zustände seines Volks aufgedrungen wurde, als sei eine Entwickelung in aufsteigender Linie mit den Bedingungen der Wirklichkeit im Streit, die sogenannte poetische Gerechtigkeit demnach eine fable convenue der Idealisten. Zu wünschen bliebe nur, daß ihr Talent sich auch einmal an einem Stoffe versuchte, der einen von dem modernsten Gesellschaftston nicht angekränkelten Stil erforderte, da die Virtuosität, mit der sie diesen handhabt, die Gefahr in sich trägt, mit der Zeit in Manier auszuarten.

Im Interesse der künftigen Entwickelung Ossip Schubin's kann man sich diesem Wunsche nur anschließen, wennschon

beinahe zu fürchten ist, daß es der jungen Schriftstellerin kaum noch möglich sein wird, denselben zu verwirklichen. Gerade der Manierirtheit und Unnatur ihres Stils verdankt sie ja ihre Erfolge bei dem leicht zu verblüffenden Publikum jener Familienblätter, durch welche sie zuerst in die Oeffentlichkeit eingeführt wurde, und es bekundet wol so ziemlich den höchsten Fortschritt, welchen Ossip Schubin nach dieser Richtung hin bisher erreicht hat, wenn sie Sätze mit so wenig Fremdworten und ungewöhnlichen Wendungen schreibt wie die nachfolgenden:

Gese fuhr zusammen, er betrachtete das Mädchen stumm vor Bewunderung. Nur in Italien hatte er noch Züge mit zugleich so regelmäßigen und doch so eigens (?) abgerundeten Linien gesehen. Des Mädchens kleiner Kopf ruhte auf ein paar classisch kräftigen Schultern, ihr monoton (?) blasses Gesichtchen war von ein paar unheimlich dunkeln Augen und tiefrothen Lippen durchglüht. (sic!) ... Die Tochter Deliler's hatte, trotzdem sie damals kaum siebzehn Jahre zählen mochte, nichts von der eckigen Anmuth modischer Adolescentinnen (!); ihre ganze Gestalt athmete etwas Frühreifes, wundersam Ueppiges, Beranschendes — italienische Morbidezza!

Möge der Himmel unsere arme deutsche Sprache davor bewahren, daß Ossip Schubin's stilistische Seltsamkeiten und Originalitäten auch noch Schule machen!

Reinhold Ortmann.

Zur Socialwissenschaft.

Bis zu diesem Augenblick hat noch niemand den Begriff der Socialwissenschaft genau festgestellt; denn einige Gelehrte verstehen darunter blos die Lehre von der nationalen Wirthschaftspflege, während andere unter jenem Namen alles begreifen, was in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens gehört. Die socialwissenschaftliche Literatur ist in Frankreich, England, Nordamerika, Italien, Rußland, weniger in Deutschland und im Norden gepflegt worden; zumal Frankreich, England und Nordamerika haben grundlegende Werke geliefert.

Je beschränkter der geistige Gesichtskreis der Bearbeiter dieser Wissenschaft war, desto mehr beschränkten sie diese letztere auf das Gebiet der nationalen Wirthschaftslehre und verfuhren gerade so, als ob der Mensch eine Arbeitsmaschine wäre, in welcher nur Selbstsucht und trockener Verstand walten. Aus dieser naturwidrigen Gesellschaftslehre erwuchsen geradezu unzählige Nachtheile und Gefahren für das menschliche Dasein. Ganz besonders wurde das Leben aller vom Glücke nicht begünstigten Erdensöhne auf das entsetzlichste erschwert und diese Armen selbst allen Leiden preisgegeben, welche an Elend und Verachtung geknüpft zu sein pflegen.

Weil die Socialwissenschaft mit den Zuständen der Gesellschaft es zu thun hat und der gesellschaftliche Organismus aus Individuen besteht, denen eine denkende, fühlende und wollende Seele eigen ist, und denen ein Körper zukommt, welcher ebenso wie die Seele der Sorgfalt und Pflege bedarf, um zu gedeihen: aus diesem Grunde muß die Socialwissenschaft nicht blos Wissenschaft, sondern auch Humanismus sein, nicht blos nach den Normen der Vernunft, sondern auch nach den Gesetzen des fühlenden Herzens sich entwickeln und Anstoß zur Praxis geben.

Kommt es der Socialwissenschaft auf einer Seite zu, das materielle Leben und Weben der Gesellschaft in seinen Beweggründen, Erscheinungen und Wirkungen zu ergründen, so hat sie es auf der andern Seite nicht minder mit dem moralischen Leben der Gesellschaft zu thun. Hierbei muß sie jederzeit vom Individuum den Ausgang nehmen, dessen natürliche und historische Entwickelung auf das genaueste zu erkennen suchen, dessen wahre Bedürfnisse sorgfältig ermessen, und die Thatsache stets vor Augen behalten, daß das Einzelwesen Glied der Familie ist und ein unersetzliches Mitglied der Gemeinschaft ausmacht.

An diesen Gesichtspunkten festhaltend, wollen wir eine Arbeit betrachten, welche kürzlich veröffentlicht wurde und die Gesellschaftslehre als Wissenschaft und Ausübung zum Gegenstand hat:

Grundriß der Sociologie. Von Ludwig Gumplowicz. Wien, Manz. 1885. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Wir verdanken Gumplowicz mehrere Werke von Bedeutung. Im vorigen Jahre kam mir ein Buch: „Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen" (Innsbruck, 1883), in die Hände. Dasselbe bahnt eine neue Richtung in der Socialwissenschaft an und möge als der Impuls zu dem „Grundriß der Sociologie" betrachtet werden. Enthält es auch manche Punkte, die vor dem Richterstuhl einer Wissenschaft der Zukunft nur theilweise die Probe bestehen dürften, so ist es doch so gewichtvoll im großen und ganzen, daß es unsere vollste Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nimmt. Das Gleiche gilt von dem heute uns vorliegenden „Grundriß der Sociologie", der natürlichen Fortsetzung und Weiterentwickelung der Arbeit über den Rassenkampf.

Zwischen 1877 und 1882 veröffentlichte Gumplowicz: „Philosophisches Staatsrecht" (Wien); „Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Oesterreich-Ungarn" (Innsbruck); „Rechtsstaat und Socialismus" (Innsbruck); „Verwaltungs-Lehre" (Innsbruck). Wir haben es also mit einem sachkundigen Autor von wirklichem Beruf zu thun.

In dem „Grundriß der Sociologie" liefert Gumplowicz einen etwas zu bescheidenen, ja zum Theil misrathenen, theilweise aber auch glücklichen Versuch einer Skizze der Geschichte dieser Wissenschaft; sodann handelt er von den Grundlagen und Grundbegriffen, von den socialen Elementen und den Verbindungen derselben, vom Individuum

und den social-psychischen Erscheinungen, und schließt mit der „Geschichte der Menschheit als Leben der Gattung". Alle diese Hauptstücke sind reich an Wahrheit und gründen sich auf großentheils reine Auffassung der Dinge und Verhältnisse des persönlichen und socialen Lebens. Zu genauerer Kennzeichnung der Standpunkte des Verfassers sei einiges hervorgehoben und kritisch betrachtet, wobei wir aber die geschichtliche Einleitung wegen ihrer Lückenhaftigkeit und mehrfach allzu wenig begründeter Kritik übergehen.

Dieser Gelehrte hält es für passend, den philosophischen Dualismus zu bekämpfen und enthusiastisch für den Monismus zu streiten. Eine Mühe, die er füglich sich ersparen konnte; denn die Dualisten sind ebenso wenig die wahren Evangelisten wie die Monisten. Wie ließe sich bei der Kleinheit des Horizonts unsers bewußten Geisteslebens und der Geringfügigkeit menschlicher Erfahrung die Frage, ob Monismus oder Dualismus, überhaupt entscheiden! Doch hören wir ihn selbst:

> Der auf dem Gebiete der rein geistigen Erscheinungen geschlagene Dualismus hat sich auf das Feld der socialen Erscheinungen zurückgezogen und hält sich da noch in seinen mächtigen Verschanzungen. Solange aber der Feind nicht aus diesen letztern verdrängt wird, ist der Triumph des Monismus kein vollständiger. . . . Die Kernfrage des Monismus nun auf socialem Gebiete, von deren günstiger Entscheidung seine Berechtigung abhängt, ist die nach der Existenz allgemeiner Gesetze, welche nicht nur auf dem Gebiete der physischen und geistigen, sondern auch auf dem der socialen Erscheinungen Geltung haben. Gibt es solche Gesetze, so ist die monistische Lehre richtig und begründet; sind solche Gesetze unauffindbar, dann ist der Monismus eine ebenso unbewiesene Hypothese wie der Dualismus.

Für die Wissenschaft des gesellschaftlichen Zusammenlebens ist es absolut gleichgültig, ob die Gelehrten auf dem Steckenpferde des Dualismus oder des Monismus reiten. Ob ich mir Leib und Seele als Einheit oder als zur Einheit organisch verbundene Zweiheit denke, ist an sich höchst einerlei; die Normen, nach denen der gesellschaftliche Organismus erscheint und lebt, lassen von mehr als einem Gesichtspunkte aus sich betrachten, erklären, auffinden. Monismus ist ein modernes Schlagwort, in welches die wenigsten Leute den rechten Sinn legen, weil ihnen selbst der erforderliche Sinn fehlt. Dualismus wird als überwundener Standpunkt betrachtet, obgleich er dies noch lange nicht ist; es gehört nur nicht zum guten Ton, von Dualismus zu sprechen. Seele und Leib, oder aetiver Aether und Formelemente, sind zwei ganz getrennte Dinge, welche aber in den Organismen zur Einheit verbunden sind. Es gibt also keinen abstracten Monismus und keinen abstracten Dualismus, sondern beide Ismen zugleich.

Wenn wir hieran festhalten, wird uns nicht blos die Betretung des Wegs zu wahrer Erkenntniß leicht, sondern auch die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt am wenigsten schwierig; denn eine dualistische und gleichzeitig monistische Auffassung des menschlichen Wesens entspricht am besten den Voraussetzungen des religiösen, familiären und gesellschaftlichen Zusammenlebens und gibt jenen Idealen Raum, ohne die Egoismus und Materialismus den Erdensohn peinigen und foltern.

Gumplowicz versucht es, die allgemeinen Gesetze des gesellschaftlichen Lebens zu ermitteln, zu benennen und aufzuzählen; so spricht er von einem Gesetz der Causalität, der Entwickelung, der Regelmäßigkeit der Entwickelung, der Periodicität, der Complicirtheit, des Parallelismus u. s. w. Nun, wer viel Zeit übrig und an solchen Spielereien Freude hat, dem sei die Beschäftigung damit wärmstens empfohlen. Wenn aber Gumplowicz ausspricht: „die Existenz dieser allgemeinen, alle Erscheinungsgebiete beherrschenden, überall gültigen Gesetze ist einer der mächtigsten und schlagendsten Beweise eines einzigen einheitlichen Princips, auf dem die ganze Welt der Erscheinungen ruht, die wichtigste Stütze des Monismus, die gründlichste Widerlegung des Dualismus", so stützt er den Monismus schlecht und widerlegt den Dualismus nicht, geschweige denn gründlich. Alle jene Gesetze sind reine Phantasmen; wir glauben blos, daß dieselben walten, sind aber weit davon entfernt, dies mit Sicherheit zu wissen. Und gesetzt den Fall, jene Normen wären Abstraetionen der Wirklichkeit: vermöchten sie da den geringsten Beweis dafür zu erbringen, daß Geist und Materie dasselbe bedeuten? Niemals.

Man strebt danach, aus der Socialwissenschaft eine mechanisch-mathematische Naturwissenschaft zu machen. Das ginge ganz leicht, wenn der Mensch eine Arbeitsmaschine wäre; aber es geht nicht, weil er ein beseeltes Wesen ist, nicht blos denkt und will, sondern auch fühlt.

Auch im Organismus der Gesellschaft walten die Normen der Natur; dies steht ganz außer Zweifel. Aber wer vermöchte es heutzutage schon, diese Normen im Gesellschaftsleben genau festzustellen, wo man in der allgemeinen Naturkunde noch nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen ist! Und wie unvollkommen ist auch all diese Gesetzesfabrikation für den socialen Menschen, wenn man dessen Gemüthsleben außer Acht läßt und ihn als Arbeitsmaschine auffaßt, über deren Sein und Nichtsein der Monist entscheidet!

Nein, die Förderer der Socialwissenschaft dürfen nicht dem Materialismus sich in die Arme werfen und auch nicht von der Phraseologie des augenblicklich herrschenden Monismus sich breitschlagen lassen. In dem einen wie in dem andern Fall thun sie der Wissenschaft Zwang an und gelangen schließlich zu falschen, die allgemeine Wohlfahrt schädigenden Folgerungen, weil sie mit der Seele die Sympathie aus der Welt nehmen und die Menschheit zur Maschine machen.

Gumplowicz gedenkt der Fehler, welche in der Socialwissenschaft von deren Führern bisher gemacht wurden und als mehr oder minder große Hemmnisse zur Geltung kamen. In diesem Punkte wird jeder Parteilose gern ihm beipflichten, und es kann zugestanden werden, daß folgende Erkenntniß naturgetreu ist:

Jede Veränderung in dem Zustande einer socialen Gruppe muß immer einen zureichenden socialen Grund haben, und ein solcher liegt immer in der Einwirkung seitens einer andern socialen Gruppe. ... Daß wir bei jeder wahrgenommenen Veränderung des Zustandes einer socialen Gruppe immer danach fragen, durch welche Entwickelung seitens einer andern Gruppe dieselbe hervorgebracht werde, und sodann, daß eine rasche und mannichfaltige Entwickelung, d. h. eine wechselnde Aufeinanderfolge verschiedener socialer Zustände nur dort möglich ist, wo die Möglichkeit des fortwährenden gegenwärtigen Einflusses mannichfacher und heterogener socialer Gruppen möglich und thatsächlich gegeben ist, d. h. im Staate und in Staatensystemen. ... Diese sociologischen oder eigentlich socialen Momente, welche subjectiv das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer Gruppe erzeugen und objectiv als Grundlage der Anerkennung der Zugehörigkeit zu einer Gruppe gelten, sind aber folgende: erstens das Geborenwerden in der Gruppe, also aus Angehörigen derselben; sodann die Erziehung innerhalb der Gruppe. Diese letztere ist es vornehmlich, welche durch Beibringung der Sprache, der Sitte, der Religion, der Anschauungen und Gewohnheiten der Gruppe den Einzelnen subjectiv und objectiv als einen Angehörigen derselben erscheinen läßt. Aus allen diesen Momenten zusammen erwächst ein gewisses gemeinsames Interesse, welches alle Mitglieder der Gruppe und daher jeden Einzelnen an dieselbe bindet. Und das Gefühl dieses gemeinsamen Interesses ist der Patriotismus in seiner ursprünglichsten Form.

Aus der Betrachtung der ursprünglichen Verhältnisse der Menschheit, wie solche natürlich nur auf Grund einer Zahl von Thatsachen construirt werden können, schließt der Verfasser — ob berechtigt, müssen wir noch dahingestellt sein lassen —, daß bei der primitiven Menschenhorde Gemeinschaft der Weiber bestand, kein Individuum aber seinen Vater kannte. In spätern Zeiten erst habe sich aus der Vielweiberei Einweiberei entwickelt, aus dem Mutterrecht das Vaterrecht. Weiter bemerkt Gumplowicz:

Daß die einstige Weiberherrschaft überall in Männerherrschaft überging, ist Thatsache; auf welche Art und Weise aber dies geschah, welche natürlichen Momente und Factoren diese Umwälzung der ursprünglichen Gesellschaftsverfassung herbeiführten, ist bisher unsers Wissens nicht beachtet worden. Und dennoch berichten uns sowol prähistorische als auch ethnologische und anthropologische Forschungen von einer Thatsache, welche uns diese Umwälzung zur Genüge erklärt, ja dieselbe als nothwendige Folge erscheinen läßt. Diese Thatsache ist die Raubehe.

Ich möchte auf die von Gumplowicz vorgebrachten Beweise nicht schwören; denn Weiber anderer Stämme wurden in den Urzeiten nicht geraubt, weil bei den Rändern etwa die Frauen herrschten, sondern deshalb, weil man Sklavinnen, Arbeiterinnen, Beischläferinnen unentgeltlich haben wollte. Weiberraub und die sogenannte Raubehe betrieb keineswegs der eigentliche wilde Mensch, sondern bereits ein von einem gewissen Maße der Civilisation angehauchter Zweihänder. Und Weiberraub hat mit Frauenherrschaft keinen Zusammenhang, setzt diese gar nicht voraus, sondern ist eine Erscheinung der natürlichen Zuchtwahl und der nationalen Wirthschaftspflege aus der Zeit der Kindheit des Menschengeschlechts.

Dagegen hat der Verfasser ungemein viel Richtiges über den Staat ausgesprochen. Trefflich faßt er denselben auf als sociale Erscheinung, indem er sagt: „All und jeder Staat ist der Inbegriff von Einrichtungen, welche die Herrschaft der einen über die andern zum Zweck haben, und zwar wird diese Herrschaft immer von einer Minorität über eine Majorität geübt. Der Staat ist daher eine Organisation der Herrschaft einer Minorität über eine Majorität."

Dies ist in Wirklichkeit das Gemeinwesen. Der ideale Staat freilich bedeutet etwas anderes, nicht die Herrschaft weniger über die große Mehrheit, sondern die Wohlfahrt des ganzen Volkskörpers, die Gegenseitigkeit und gemeinsame Arbeit aller Mitglieder, die Lenkung und Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch die persönlich am vollkommensten entwickelten Einzelwesen, die Beschützung des Individuums und der Familie durch die bürgerliche Gesammtheit, die Pflege der obersten Interessen, der Ideale und zugleich des materiellen Daseins. Und diesem Idealstaat muß die Menschheit in ihrer fortschreitenden Entwickelung immer mehr sich nähern; es macht die eigentlichste Aufgabe aller Gesittung aus, dahin zu wirken, daß solche Ziele erreicht werden.

Bezüglich der Staatenbildung kann Gumplowicz's Satz: „nie und nirgends sind Staaten anders entstanden als durch Unterwerfung fremder Stämme seitens eines oder mehrerer verbündeten und geeinigten Stämme", als allgemeine Regel betrachtet werden. Und ferner: „Nicht durch einfache Vermehrung und einfaches Wachsthum Eines Stammes, sondern lediglich durch Zusammentreffen mehrerer Stämme kann eine Nation entstehen." ... „Dieses Zusammentreffen nun geschieht nach unserer Auffassung immer mittels der gewaltsamen Unterwerfung der einen Stämme durch die andern." Auch diese Auffassung stellt den wahren Sachverhalt in der überwiegend großen Mehrzahl der Fälle dar.

Indem der Verfasser die wirthschaftlichen Triebfedern im Dasein des Staats betrachtet und hierbei mancherlei höchst Bedeutungsvolles ausspricht, kommt er zu der Erkenntniß: „Ruhe und Friede sind also ebenso wie der zeitweise wiederkehrende Krieg ein allgemeines Bedürfniß." Hierüber läßt sich philosophiren.

Wenn man unter Krieg nicht allein das blutige Raufen, sondern auch den Kampf der Geister versteht, so ist der soeben citirte Ausspruch auch für die Nationen höchster Gesittung wahr; denn so wie es im Organismus des Individuums das Bedürfniß von Ruhe und Bewegung gibt, so auch im Organismus der bürgerlichen Gesellschaft. Und während ungeistige, rohe Persönlichkeiten, Klassen, Völker aufeinander losprügeln, um ihren Ueberschuß an Kraft abzugeben, geschieht dies bei den veredelten Menschen durch den Wettkampf der Geister. Demgemäß verwandelt die höchste Gesittung das Unheil des Kriegs in den Wettlauf der Seelen nach den obersten Endzielen, zu den Idealen.

Diesen Punkt hat Gumplowicz nicht des Genauern gewürdigt, obgleich er auch den friedlichen Kampf in das Auge faßt. Derselbe zielt ihm indessen nur nach „Wohl-

stand und Aufklärung". Was aber hier im höchsten Grade in Betrachtung kommt, ist die Veredelung des Gemüths, ohne welche weder Wohlstand noch Aufklärung nützt und jeder Kampf um diese beiden fruchtlos ist.

Weil es mir an Raum fehlt, um auf alle Theile des neuen Werks von Gumplowicz einzugehen, will ich nur noch einiges in gedrängter Kürze hervorheben. Zunächst über das Denken des Individuums und der socialen Gesammtheit. Der Verfasser sagt:

Der größte Irrthum der individualistischen Psychologie ist die Annahme: der Mensch denke ... was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine sociale Gemeinschaft; die Quelle seines Denkens liegt gar nicht in ihm, sondern in dem socialen Medium, in welchem er lebt, in der socialen Atmosphäre, in welcher er athmet, und er kann nicht anders denken als so, wie es aus den in seinem Gehirn sich concentrirenden Einflüssen des ihn umgebenden socialen Mediums mit Nothwendigkeit sich ergibt.

Für den Menschen des Durchschnitts und für den unter dem Durchschnitt hat das Ausgesprochene die vollste Gültigkeit; nur theilweise aber für den in höherm Grade persönlich entwickelten Menschen oder den Aristokraten der Seele. Wenn auch dieser zwar ununterbrochen von dem Geiste der Gesammtheit in gewissem Maße beeinflußt wird, so ist er es doch, der weit mehr an die Volksseele abgibt, als diese an ihn, und der eigentlich der Volksseele den Inhalt liefert und die Richtung weist, in welcher sie sich gestaltet und entwickelt.

Behauptet nun ferner Gumplowiez, „die Moral ist nichts anderes als die durch die sociale Gruppe dem Geiste ihrer Angehörigen eingepflanzte Ueberzeugung von der Statthaftigkeit der ihnen durch dieselbe auferlegten Lebensführung", so kommt hier doch in Betrachtung, daß die bewegenden und moralerzeugenden Elemente die persönlich höchstentwickelten Individuen der socialen Gruppe sind, daß die Menschheit von jeher geführt wurde von politisch-moralisch-socialen Leithämmeln, denen jederzeit die ganze Heerde nachtrampelte, und daß es ohne diese Leithämmel noch weit mehr Mord und Todschlag gäbe als mit denselben.

Es bleibt mir nur noch übrig, das Werk von Gumplowiez auf das beste zu empfehlen. Obgleich es nicht blos helle und glänzende Lichtseiten in großer Zahl, sondern auch einige Schattenseiten bekundet, verdient es doch, von jedem Eingeweihten aufmerksam studirt zu werden.

Eduard Reich.

Neue Gedichte.

Bunte Blätter. Vier Bücher neuer Gedichte von Julius Sturm. Wittenberg, Herrosé. 1885. 8. 5 M.

Der Sammlung von Gedichten meist weltlichen Inhalts, die Julius Sturm im Anfang des Jahres 1884 unter dem Titel „Natur, Liebe, Vaterland" (Leipzig, F. A. Brockhaus) hatte erscheinen lassen (vgl. auch Nr. 22 d. Bl. f. 1884), folgt hier unter dem Titel „Bunte Blätter" eine neue Sammlung ähnlichen Inhalts. Auch hier tritt der geistliche Liederdichter hinter dem weltlichen Poeten zurück, und wenn uns auch hin und wieder Stoffe begegnen, die in das Religiöse hinübergreifen, so ist doch des Dichters Auge im ganzen der Welt und ihren Erscheinungen zugewendet.

Von den vier Abtheilungen, in welche die Sammlung zerfällt, bringt die erste „Balladen und Verwandtes". Der Dichter erzählt — sei es daß er in der Ballade seinen Stoff liedartig in Empfindung auflöst, in der Romanze ihn episch vorführt, oder in der Idylle uns das Glück des Kleinlebens malt. Das erste Gedicht der Abtheilung: „Der Sultan und die neue Sklavin", ist von dem Dichter im Jahre 1883 gedichtet, als er in der Klinik unter großen Schmerzen an das Bett gefesselt lag; hier hat er sich auch unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen als Dichter bewährt; zur Recitation verwendet, hat das Gedicht bereits die Probe bestanden. Ansprechend sind die Gedichte mit einem derben, volksthümlichen Humor, wie „Der Schmied zu Putzeber" oder „Zu Mainz im Keller". Ergreifend ist in dem Gedicht „Dem Tode geweiht" die Schilderung einer Jungfrau, die unter einer hektischen Jugendblüte den Keim eines frühen Todes verbirgt, erschütternd das letzte Gedicht der Abtheilung: „Des Trinkers Weib". Die meisten Gedichte dieser Abtheilung holen ihre Stoffe aus entlegenen Zeiten und Ländern, doch befindet sich auch eine größere Anzahl darunter, die dem Leben der Gegenwart entnommen sind, und hier zeigt es sich wiederum, daß das Leben am interessantesten da ist, wo man es unmittelbar packt.

Die „Vermischten Gedichte", die den Inhalt der zweiten Abtheilung bilden, sind zu einem guten Theil wol dem poetischen Tagebuch des Dichters entnommen. Sie sind der Ausdruck einer liebenswürdigen Offenheit, die sich ohne Hehl gibt, wie denn überhaupt die Wahrheitsliebe ein unverkennbarer Zug seines poetischen Charakters ist. Hier ist z. B. ein solches Gedicht:

Einsam bin ich nie, wenn ich allein,
Denn dann kehrt die Muse bei mir ein;
Trauriger Vereinsamung Gefühl
Ueberkommt mich nur im Weltgewühl.
Für das Treiben fehlet mir der Sinn,
Das der Menge dünket als Gewinn;
Abseits wandr' ich gern auf stiller Bahn,
Denn auf ihr gehör' ich mir nur an.

Sonst bietet die Abtheilung noch Kinderlieder, Ständchen, Musik in Worten, die des Componisten harren, Naturbilder oder -bildchen, an die sich gern ein verwandter Zug aus dem Leben des Geistes anknüpft, alles voll Anmuth

und Natürlichkeit. Von großer Innigkeit sind die „Lieder eines Verlassenen", die an Chamisso's „Frauenliebe und Leben" erinnern und diesem Liedercyklus keineswegs nachstehen; mit tiefern Farben gesättigt ist das Gedicht „Im Märchenwalde". Eine Anzahl der Gedichte dieser Abtheilung ist von jener Formvollendung, der gegenüber man den Ausdruck Meisterschaft in Anwendung zu bringen pflegt. Wir meinen damit nicht jene Formenglätte oder Sauberkeit des metrischen Gewandes, die keinen Tadel zuläßt, sondern in reiner Form jene innere Fülle, die, aus der Seele des Dichters sich ergießend, die des Lesers oder Hörers mit innerm Wohlsein füllt.

Die dritte Abtheilung bringt „Humor und Satire". Das ist eine ganz neue Seite, die wir an dem Dichter kennen lernen. Es ist aller Ehre werth, wenn das Herz eines Siebzigjährigen jung bleibt, wie der Dichter mit vollem Recht von sich rühmen darf; aber es ist mehr, wenn seine Productionskraft noch neue Schößlinge treibt. Seine humoristische und satirische Ader fließt ergiebig, und es bleibt zu bedauern, daß er ihr nicht schon früher freiern Lauf gelassen hat. Die erste Frage, die hierbei zu erheben ist, mag die sein, welches die Gegenstände sind, gegen die sich die Spitze seiner Pfeile oder der Wasserstrahl seines Humors richtet. Da darf man sagen, daß sie einen Zug auf das Wesentliche bekunden, sich gegen Erscheinungen von einem öffentlichen Charakter richten und sich nicht an kleinliche und unbedeutende Gegenstände fortwerfen. Seien es die Schattenseiten des deutschen Charakters, die Pedanterie und das Philisterthum, oder die Verkehrtheiten der modernen Jugenderziehung, die Ueberhebungen des Adels- und Standesstolzes, seien es wissenschaftliche Einseitigkeiten oder künstlerische Ausschreitungen, immer trifft er eine Stelle, die der satirischen Beleuchtung werth ist. Daß seine Pfeile scharf sein können, auch wenn sie mit gelassener Hand vom Bogen losgeschnellt werden, möge das folgende Epigramm zeigen:

Du schreibst, du fühltest den Beruf zu dichten
Und bittest mich, dein Manuscript zu sichten;
Ich möchte gern gefällig sein, indeß
Bedenke, Freund, ich bin kein Herkules.

Das folgende Gedicht heißt:

Tantalus.

O Mond, du Tantalus im Sternensaal,
Du hebst in deines Riesendurstes Qual
Das ganze Meer empor, doch ewig sinkt
Die Flut zurück, die dir verlockend winkt.

Wenn das Humor ist, so wollen wir ihn kosmischen Humor nennen. In dem Gedicht „Fort mit ihm":

Vor Gott ein Heuchler,
Vor Großen ein Schmeichler,
Vor Niedern ein Grobian:
Laßt euch den Kerl nicht nahn!
Betritt er euer Haus,
Hinaus mit ihm, hinaus!
Bevor euch noch der Schuft
Verpesten kann die Luft —

läßt ein starker sittlicher Unwille den Dichter aus der Rolle fallen, denn wir finden in diesem Gedicht weder Humor noch Satire. Ganz köstlich ist „Moderne ars poetica". Solch einen Spiegel darf der Nestor der Poesie dem jungen Poetengeschlecht vorhalten. Interessanter wird dieses Gedicht noch durch einen Vergleich mit dem inhaltverwandten Goethe'schen „Deutscher Parnaß".

Die vierte Abtheilung bringt noch eine Gattung von Gedichten, die seit langem mit Unrecht stiefmütterlich behandelt worden ist, die Fabel. Wie der Dichter darüber denkt, glauben wir am besten zu zeigen, wenn wir das Eingangsgedicht hersetzen, das zugleich als Probe für die Gattung gelten möge.

Die Fabel und der Dichter.

Die Fabel klagte: „Niemand achtet mein,
In Kinderstuben sperren sie mich ein,
Und doch war ich vor Zeiten hochgeehrt!"
Da hat der Dichter freundlich sie belehrt:
„Die Zeit ist eine andre, als sie war,
Da sie dich für ein schlichtes Volk gebar;
Du sammeltest bisher nur Honig ein,
Der Biene ähnlich: doch ihr gleich zu sein,
Mach' auch vom Stachel, thut es noth, Gebrauch:
Wenn man dich fürchtet, achtet man dich auch."
Da rief die Fabel: „Freund, was fällt dir ein?
Ich darf, du weißt es, nicht satirisch sein!"
Der Dichter aber sprach: „Ein neu Geschlecht
Macht neue Regeln auch für dich zurecht!"

Wir werden also auch in den Fabeln den Ton der Satire antreffen, und fügen noch hinzu, daß der Dichter der Lessing'schen Theorie folgt, die, jeden nebensächlichen Zug zur Ausschmückung des Bildes vermeidend, in epigrammatischer Kürze auf ihr Ziel losgeht. Auch hier sind es wieder Gegenstände von Wichtigkeit, über die er satirisch fabulirt. Eine ganze Reihe von Gedichten behandelt das Treiben in schriftstellerischen Kreisen, ihr Coterienwesen, ihre Beräucherungssucht oder ihren Neid, das Geschäft in der Poesie und Literatur. Dahin gehören Gedichte wie „Der Rabe und der Adler", „Der Gimpel und die Nachtigall", „Der Kanarienvogel", „Die Frösche und der Aal", „Kukuke" u. s. w. Die Moral spricht sich nicht immer in scharf pointirter Weise aus, sondern bleibt oft latent; auch erscheint sie, anstatt einen einzelnen Fall ins Auge zu fassen, gern in einer gewissen Vieldeutigkeit, die zum Nachdenken zwingt.

Es ist nicht allein die Pietät gegen einen bewährten Dichter, die dem Referenten die Feder geführt: diese neueste Sammlung von Gedichten spricht für sich selber und läßt sowol den Dichter als den Menschen in unsern Augen gewinnen.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Wie man in den Salons der heutigen pariser Gesellschaft spricht — davon liefert charakteristische Proben ein neues Buch von Gyp: „Le plus heureux de tous" (Paris, Calman Levy, 1886), so betitelt nach der ersten von einer Reihe kleiner Causerien, die hier zu einem Bande vereinigt sind. Es ist wahr, der modernste pariser Jargon beweist in der Wahl seiner Ausdrücke oft geringen Respect vor dem Dictionnaire de l'académie, und mit Vorliebe balancirt er auf der äußersten Grenzscheide zwischen dem Schicklichen und Frivolen; aber ebenso unverkennbar ist, daß er die eigenthümlichen Reize der französischen Umgangssprache: graziöse Leichtigkeit und schlaghafte Prägnanz, so glänzend wie je zu entfalten versteht. In der Kunst, mit welcher diese Reize vom Autor ins günstigste Licht gestellt werden, liegt darum auch der Hauptwerth der vorliegenden Skizzen.

— Von dem rastlos thätigen Angelo de Gubernatis liegt uns schon wieder ein neues Werk vor: „La Hongrie politique et sociale" (Florenz, Pellas), das ein neues Zeugniß von seiner Vielseitigkeit ablegt. Es enthält Schilderungen der im Titel gedachten Zustände Ungarns, wo er sich zwei Monate aufgehalten hat, um Land und Leute, Sitten und Einrichtungen zu studiren. Das vorliegende Resultat seiner Forschungsreise beweist, daß er gründlich zu Werke gegangen ist und das, was er betrachtet, erfahren und ermittelt hat, in anziehender Weise darzustellen versteht. Unsers Wissens existirt noch kein ähnliches Werk über Ungarn und wir können dasselbe, ohne Gefahr auf Widerspruch zu stoßen, den Leistungen eines Franz Löher an die Seite stellen. Die Ausstattung ist höchst elegant, was Druck und Papier betrifft. Es soll diesem Bande übrigens noch ein zweiter folgen.

— Aus der Sammlung der „Chefs-d'œuvre du théâtre russe", aus welcher wir unlängst über das meisterhafte, von A. Legrelle übersetzte „Le malheur d'avoir de l'esprit" von Gribojedow zu berichten hatten, haben wir heute ein neues Stück: „L'orage", Drame en cinq actes et en prose von A. N. Ostrowskij, aus der Feder desselben Uebersetzers vor uns. Der Verfasser wurde im Jahre 1824 zu Moskau geboren und schon früh entwickelte sich in ihm die Neigung zum Theater; doch trat er erst 1850 mit einem Lustspiel: „Man söhnt sich stets mit den Seinigen aus", auf, und dieses begründete sofort seinen Ruf. Es folgte darauf eine ganze Reihe von Dramen und Lustspielen, bis endlich im Jahre 1859 das hier angezeigte erschien, in welchem Kenner sein Meisterstück begrüßen zu dürfen glaubten. Er hat seitdem noch vieles geschaffen, doch scheint er den „Sturm" nicht übertroffen zu haben. In diesem Stücke kennzeichnet er sich als eine Art Dickens; wie bei diesem liegt seine Stärke in der Schilderung der mittlern und niedern Klassen der Gesellschaft und in der photographischen Detailmalerei. Das Drama hat übrigens Aehnlichkeit mit dem französischen „Madame Bovary", doch nur, wie der Uebersetzer sagt, etwa in derselben Weise wie Auerbach's „Barfüßle" mit George Sand's „La petite Fadette" verwandt ist, welches erstere er ein kleines männliches und letzteres ein kleines weibliches Meisterstück nennt.

— Vor kurzem erschien „Les derniers jours du Consulat. Manuscrit inédit de Claude Fauriel, publié par Ludovic Lalanne". Die Schrift wirft ein ganz neues und höchst ungünstiges Licht auf das Benehmen Napoleon's vom Sturz des Directoriums bis zur Hinrichtung derjenigen, die als Theilnehmer an der Verschwörung Pichegru's und G. Cadoudal's verurtheilt wurden, und enthält eine weitere Anzahl wichtiger Thatsachen, die bisher zuerst auf Befehl Bonaparte's und seiner Agenten und später von parteiischen Historikern entweder verheimlicht oder entstellt worden sind, nebst den Eindrücken, welche die Begebenheiten seiner Zeit auf das Gemüth eines Mannes von Ehre, Bildung und kritischer Begabung hervorgebracht haben. Als Fouché's Secretär von 1799 bis 1802 spricht Fauriel mit Autorität über vieles, was bisher zweifelhaft war, und wenngleich diese Blätter nicht von ihm selbst veröffentlicht worden sind, so hat er sie doch corrigirt und mit Anmerkungen versehen, sodaß sie seine wohlüberlegten Ueberzeugungen aussprechen. Dann scheinen sie verloren gegangen und vergessen worden zu sein. Wie sie nun, vortrefflich von Lalanne edirt, vorliegen, bilden sie die schwerste Anklage gegen Bonaparte und seine Creaturen, die bisjetzt erhoben worden ist. Auf einzelnes können wir hier natürlich nicht eingehen, wollten aber angelegentlich auf diese wichtigen Enthüllungen hingewiesen haben.

— Wir erwähnten in unserm letzten Referat über ausländische Literatur, daß wir nächstens über eine bedeutende neueste Erscheinung in der englischen zu berichten haben werden. Wir kommen heute mit Vergnügen unserm Versprechen nach und nennen das neue, auch in der Tauchnitz'schen Sammlung erschienene pseudonyme Werk „Colonel Enderby's Wife". A Novel von Lucas Malet. Als vor etwa zwei Jahren „Mrs. Lorrimer", das Erstlingsproduct dieser Schriftstellerin — denn daß es abermals das weibliche Geschlecht ist, welches hier bewiesen hat, daß es mit der neuesten englischen Romanliteratur noch nicht zu Ende geht, wie ein Artikel in einem gewissen deutschen Blatte das Publikum glauben zu machen versucht hat, ist offenes Geheimniß — erschien, erkannte die englische Kritik sofort, daß hier ein neuer Stern am Horizont der Romandichtung aufgegangen sei, und das nun vorliegende Werk hat die Erwartungen nicht getäuscht. Die Verfasserin schreibt ganz in der Manier des unbedingt bisher größten englischen Schriftstellers Thackeray, der ihr Vorbild gewesen zu sein scheint — oder vielleicht auch nicht; denn es ist ja wohl möglich, daß zwei dieselbe Ader haben: wir reden hier namentlich vom Cynismus, der beiden eigen ist. Vor dem Malet's besteht absolut nichts; sie ist der schärfste Gegensatz zur englischen Heuchelei in jeder Richtung, wo sie herrscht. Gleichwol beweist ihre Schilderung des Oberst Enderby, daß sie nicht alles Idealismus bar ist; denn der edle Mann wird als der romantischsten Liebe fähig gezeichnet, nur daß er allerdings der Schwächling ist, während seine im Grunde sehr unliebenswürdige junge Gattin, die vom crassesten Egoismus beseelt, ja die verkörperte Selbstsucht ist, in eben dieser gehässigen Eigenschaft stärker, ihm überlegener ist. Das Werk mag zu mancherlei Ausstellungen Anlaß geben; nichtsdestoweniger unterschreiben wir vollständig, was das „Athenaeum" am Schluß seiner Besprechung desselben sagt: „Lucas Malet erscheint hier in so vortheilhaftem Lichte, daß es keine Uebertreibung ist zu sagen, daß, sollte ein dritter Roman aus ihrer Feder einen so großen Fortschritt gegen den zweiten zeigen, wie ihn dieser gegen den ersten aufweist, er sie fast an die Spitze der lebenden englischen Romandichter stellen würde." Nur das „fast" möchten wir streichen.

— Ungetheilten Beifalls hat sich das neueste Werk des greisen Dichters Alfred Lord Tennyson „Tiresias, and other Poems" zu erfreuen. Wir sagen das neueste, wenngleich nur die eine Hälfte desselben wirklich so bezeichnet werden kann, während die andere bereits vor funfzig Jahren verfaßt, doch kürzlich erst veröffentlicht worden ist. Die bedeutendste Dichtung in dem neuen Bande ist indessen wol nicht diejenige, welche im Titel genannt ist und allerdings, was Ton und Rhythmus betrifft, zu den hervorragendsten Schöpfungen des gekrönten Sängers gehört, sondern die „The Ancient Sage" betitelte philo-

sophische, ein raisonnirendes Gespräch, welches auf einen der aphoristischen Aussprüche Laoutse's, des Stifters des Taouismus, sich gründet. Und wie diese die bedeutendste ist, so sind das humoristische Gedicht „The Spinster's Sweet-arts" und die tiefergreifende irische Erzählung „To morrow" die ansprechendsten. In Anbetracht des vorgerückten Alters des Dichters sind diese neuen Erzeugnisse seiner Muse, wie die seines noch ältern verstorbenen französischen Zeitgenossen Victor Hugo es waren, nach dem Urtheil des „Athenaeum", wahre Wunder der Literatur.

Außer diesem Bande Gedichte sei noch ein neuer: „Firdausi in Exile and other Poems" von dem begabten Edmund Gosse erwähnt. Neben der gelungenen, im Titel genannten Hauptdichtung, die ebenfalls, wie ein Theil des „Tiresias" von Tennyson, bereits früher in anderer Form veröffentlicht worden, zeichnen sich besonders mehrere Sonette in diesem Bande als ebenso gelungen aus.

— Sehr getheilt sind die Ansichten der englischen Presse über „Prince Bismarck, an Historical Biography" von Charles Lowe. Es wird zwar allgemein anerkannt, daß es die erste vollständige Biographie des großen Staatsmannes sei, die bisher erschienen, und daß der Verfasser (beiläufig erwähnt, der berliner Correspondent der „Times") an Fleiß in der Forschung es nicht habe fehlen lassen. Ueberhaupt also findet wol der Stoff oder der Inhalt verdiente Anerkennung; man stößt sich aber ziemlich allgemein an der Form, der Behandlungsweise, kurz dem Stil, der nur zu oft über die Maßen schwülstig und geschraubt ist, sodaß er wol dem gefeierten Helden selbst ein Lächeln abnöthigen dürfte.

— Die Engländer haben nicht lange gesäumt, sich Wilhelm Scherer's „Geschichte der deutschen Literatur" durch eine Uebersetzung anzueignen, die soeben unter dem Titel „A History of German Literature" von Mrs. F. C. Conybeare, herausgegeben von F. Max Müller, in zwei Bänden erschienen ist. Da es hier nicht nöthig, über den Inhalt oder den hohen Werth des Originals etwas zu sagen, so sei nur erwähnt, daß, nachdem die Kritik drüben die Uebersetzung bemängelt und auch die vorgenommenen Kürzungen nicht gebilligt hatte, der genannte Herausgeber erklärte, daß die Uebersetzung unter seiner besondern Beaufsichtigung ausgeführt worden sei und er für deren Richtigkeit einstehe, während die Kürzungen mit Erlaubniß und dem Gutheißen des Verfassers vorgenommen wurden. Das „Athenaeum" rühmt übrigens besonders Scherer's Behandlung der ältern Periode der deutschen Literatur, deren Charakter und Beziehung zum Nationalleben, wie das Blatt meint, noch nie mit solcher Genauigkeit und Lebendigkeit geschildert worden seien. Aeußerlich habe die englische Uebersetzung noch den Vorzug vor dem Original, daß der Inhalt jedes Paragraphen am Rande angedeutet ist.

Bibliographie.

Amerlan, Frieda, „Erfungen!" Eine Erzählung für junge Mädchen. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M. 50 Pf.

Arent, W., Kunterbunt. Lyrische Federzeichnungen. Mit einem offenen Briefe an Carl Bleibtreu. 2te völlig veränd. u. verm. Aufl. von „Aus tiefster Seele". Berlin, Thiel. 8. 2 M. 50 Pf.

Arx jgr., A. v., Die Dornacher Schlacht. Schauspiel. Aarau, Sauerländer. 8. 1 M. 40 Pf.

Aus dem „Capua der Geister". Lieder eines Wieners von Chillonius. München, Callwey. 8. 3 M.

Bauer, H., Der verzauberte Apfel. Eine Seminaristengeschichte. Stuttgart, Lutz. 12. 1 M. 50 Pf.

Bender, F., Elisabeth, Prinzessin Carl von Hessen und bei Rhein, geb. Prinzessin von Preußen. Ein Lebensbild. Mit 2 Porträts und 4 Ansichten. Darmstadt, Waitz. Gr. 8. 5 M.

Biller, E., Markgräfin Barbara von Brandenburg. Das Leben einer Fürstin im 15. Jahrhundert. Leipzig, Reißner. 8. 4 M.

Brakl, F. J., Moderne Spielopern. Mit 12 Beilagen. München, Franz. 4. 4 M.

Bulthaupt, H., Eine neue Welt. Drama. Oldenburg, Schulze. 1885. Gr. 8. 2 M.

Deussing, G., Der Anschauungsunterricht in der deutschen Schule von Amos Comenius bis zur Gegenwart. Historisch-kritische Darstellung. Frankenberg, Rossberg. 1885. Gr. 8. 2 M.

Euler, L., Der Commerzienrath. Original-Roman aus der Neuzeit. Würzburg, Stahel. 8. 3 M.

Fabri, H., Gedichte. Berlin, Scheller. 12. 1 M. 80 Pf.

Fischer, L., Blumen aus dem Klostergarten. Dichtungen. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. 8. 2 M.

Fontane, T., Unterm Birnbaum. Berlin, Grote. 1885. 8. 3 M.

Brennende Fragen. Herausgegeben von T. Frey. Red.: R. Habs. In zwanglosen Nrn. Leipzig, Th. Fritsch. 1885. Gr. 8. Pro 10 Nrn. 80 Pf.

Fricke, W., Wupperthaler Novellen oder geschichtliche Erzählungen aus der Vorzeit Elberfelds und Barmens. 2ter Bd.: Im Roßkamp. Peter Mertens. Der Garnmeister. Barmen, Steinborn u. Comp. 1885. 8. 1 M. 20 Pf.

Goethe, Die Vögel. In der ursprünglichen Gestalt herausgegeben von W. Arndt. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 2 M.

Götzendorff-Grabowski, Helene v., Schmetterlinge. Novellen und Stimmungsbilder. Wiesbaden, Bechthold u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Grashalme. Dreißig Bilder aus dem Leben Jesu. Von F. B. Berlin, Prochnow. 8. 3 M.

Groß, F., Aus meinem Wiener Winkel. Bilder. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 2 M.

Grube, M., Strandgut. Schauspiel. Oldenburg, Schulze. 1885. Gr. 8. 1 M.

Heimburg, W., Trudchens Heirath. Roman. Leipzig, Keil's Nachf. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Heilmann, Der Feldzug von 1800 in Deutschland. Mit besonderer Bezugnahme auf den Anteil der bayerischen Truppen bearbeitet. Berlin, Wilhelmi Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Heinrich, E., Max von Schenkendorf. Ein Sänger der Freiheitskriege. Mit einem Vorwort von W. Baur. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 1 M. 50 Pf.

Unsere Helden. Lebensbilder für Heer und Volk. I. Feldmarschall Erzherzog Albrecht von J. E. Emmer. Mit Porträt nach einer Photographie von V. Angerer in Wien. Salzburg, Dieter. 1885. 8. 60 Pf.

Helfert, J. A. Freih. v., Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1484. IV. Der ungarische Winter-Feldzug und die octroyirte Verfassung. December 1848 bis 1849. 2ter Thl. Prag, Tempsky. Gr. 8. 10 M.

Hellinghaus, O., und J. Truge, Aus allen Erdteilen. Neue geographische Charakterbilder, für Schule und Haus zusammengestellt und herausgegeben. Mit vielen Vollbildern und zahlreichen kleineren Holzschnitten im Texte. 1ste Lfg. Münster, Schöningh. Gr. 8. 45 Pf.

Heussler, H., Der Rationalismus des 17. Jahrhunderts, in seinen Beziehungen zur Entwicklungslehre dargestellt. Breslau, Koebner. 1885. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Clodwig Karl Victor Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, Statthalter von Elsaß-Lothringen. Eine biographische Skizze. Mit Porträt. Metz, Scriba. 1885. 8. 50 Pf.

Homer's Odyssens-Lied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von E. J. J. Engel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. 12. 3 M.

Kaler, E., Die Ethik des Utilitarismus. Hamburg, Voss. 1885. Gr. 8. 2 M.

Keller-Jordan, H., Hacienda Felicidad. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 1 M. 60 Pf.

Keppler, F., Vier Erzählungen. München, Franz. 1885. 8. 4 M.

Kipper und Wipper. Drei Zornlieder aus dem Jahre 1621 über die Münzverschlechterung: Wachtelgesang, Münzgespräch, Ein schönes newes Lied. Von Neuem gedruckt. Frankfurt a. M., Lehmann u. Lutz. 1885. 4. 3 M.

Koch, F., Leben und Werke der Christine de Pizan. Goslar, Koch. 1885. Gr. 8. 2 M.

Klopp, O., Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. 12ter Bd. Die Kriegsjahre 1706 und 1707. Wien, Braumüller. 1885. Gr. 8. 15 M.

Koeppel, Geschichte des 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 63. Im Auftrage des Regiments verfaßt. Mit 5 Karten und Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Kreibig, J., Epikur. Seine Persönlichkeit und seine Lehre. Eine Monographie in populärer Fassung. Wien, Halm u. Goldmann. Gr. 8. 1 M.

Lindau, R., Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 3 M. 50 Pf.

Löhn-Siegel, Anna, Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdner. Letzte Theatertagebuchblätter. Oldenburg, Schulze. 1885. 8. 3 M.

Macherl, P., Alpenblumen aus Steiermark. Graz, Moser. 1885. 16. 1 M. 50 Pf.

Pappenheim, M., Die altdänischen Schutzgilden. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte der germanischen Genossenschaft. Breslau, Koebner. 1885. Gr. 8. 13 M.

Paulus, E, Stimmen aus der Wüste. Sonette. Stuttgart, Kröner. 8. 2 M.

Pädagogische Revue und General-Anzeiger für das gesamte Unterrichtswesen des Deutschen Reiches, unter Redaction von J. Beeger. 1ster Jahrg. Oktober 1885 bis September 1886. 12 Nrn. Leipzig-Reudnitz, O. Schmidt. 1885. Gr. 4. Vierteljährlich 30 Pf.

Ritter, H., Alpengrüsse. Dichterworte über die Hochgebirgs-Natur, gesammelt. Würzburg, Stahel. 8. 1 M. 80 Pf.

Schmidt, A., Grundriss der Geschichte der europäischen Litteraturen. 1stes u. 2tes Bdchn. Leipzig, Hucke. 1885. Gr. 8. à 2 M. 50 Pf.

Schwarzkopf, G., Die Bilanz der Ehe. Novellistische Studien. 2ter Bd. Dubiosa. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 33 bis 39.

Deutscher Reichstag. — Die abgelaufene Session des böhmischen Landtags. — Die politische Lage in Spanien. — Actenstücke zur Colonialpolitik. — Das griechische „non possumus“. — Zum Gesetzentwurf über die Flurbereinigung. — Militärische Rückblicke auf das Jahr 1885. (I.)

Die Beziehungen zwischen den Römern und den Chinesen. — Ralph Waldo Emerson. Von E. P. Evans. (I/III.) — „Tartarin in den Alpen.“ (Neuester Roman von Alphons Daudet.) — Die christliche Muse. Von C. W. Th. Fischer. — Ethnologisches aus Südost-Europa. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Zur politischen Literatur. — Wiener Briefe. (CXCV.) (Burgtheater. Künstlerhaus: Canon-Ausstellung. Kunstverein: Kanitz' „Donau-Bulgarien.“) — Religionsschwärmer in Oesterreich. Von G. Wolf. — Savorgnan de Brazza. Von Dr. M. Wollmann. — Ueber Pflanzenkrankheiten. Von Prof. Dr. E. Wollny. — Ein Wörterbuch der Bihari-Sprache. Vom Wiener Hofburgtheater.

Die Enquête über die österreichische Handelsmarine. — Ueber Gegenwart und Zukunft des deutschen Notenbankwesens. — Das Personenporto.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DE SCULPTURA

von

POMPONIUS GAURICUS.

Mit Einleitung und Uebersetzung neu herausgegeben

von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. phil. und Privatdocent an der Universität Leipzig.

8. Geh. 6 M.

Das 1504 zu Florenz erschienene, in lateinischer Sprache verfasste Lehrbuch der Bildhauerkunst von Pomponius Gauricus gehört zu den hervorragendsten kunsttheoretischen Schriften aus der Zeit der italienischen Renaissance. Durch vorliegende neue Ausgabe, welche den vollständigen Originaltext mit deutscher Uebersetzung und einen einleitenden Commentar des Herausgebers enthält, wird das selten gewordene Buch Künstlern und Kunstforschern wieder zu erleichtertem Gebrauche dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lieder des Giovanni Meli von Palermo.

Aus dem Sicilianischen von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Gregorovius hat das Verdienst, die anmuthigen, zarten Gedichte von Giovanni Meli, dem größten Nationalpoeten Siciliens, uns in deutscher Sprache vermittelt zu haben. Seine Uebersetzung, der eine geschichtliche Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens vorangeht, fand lebhaften Beifall und liegt jetzt in zweiter verbesserter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bosniens

Gegenwart und nächste Zukunft.

8. Geh. 2 M.

Unparteiisch und ohne Voreingenommenheit, aber auch mit rücksichtslosem Freimuth bespricht der Verfasser — der sich aus naheliegenden Gründen nicht genannt hat — die Zustände in Bosnien, wie sie sich unter der nun beinahe achtjährigen österreichisch-ungarischen Herrschaft gestaltet haben. Seine Mittheilungen und Enthüllungen, die offenbar auf gründlichster Kenntniß der Verhältnisse beruhen, werden nicht blos in Oesterreich-Ungarn, sondern in allen staatsmännischen und politischen Kreisen Aufsehen erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden, Leopold von Ranke gewidmeten neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem, gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von

A. Bolze, Reichsgerichtsrath.

Erster Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das von einem Mitgliede des Reichsgerichts bearbeitete periodische Werk, von welchem hier der erste Band vorliegt, gibt dem Richter wie dem Rechtsanwalt, dem theoretischen wie dem praktischen Juristen ein vollständiges und übersichtliches Repertorium in die Hand, das ihn in Betreff der gesammten Rechtsprechung des Reichsgerichts in Civilsachen stets auf dem Laufenden erhält und sich als bequemes Nachschlagebuch bald unentbehrlich machen wird. Alljährlich soll ein Band in gleichem Umfange (30 Bogen) und Preise erscheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 25. Februar 1886.

Inhalt: Schriften über Goethe. Von Wilhelm Buchner. — Zur publicistischen Literatur. Von Friedrich Hemminger. — Belletristik. Von Lina Vagt. — Religiöse Literatur. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften über Goethe.

1. Goetheforschungen. Neue Folge. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Leipzig, von Biedermann. 1886. Gr. 8. 12 M.
2. Göthe. Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgarten, S. J. Erster Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1885. 8. 7 M.

Der engern Goethe-Gemeinde ist der Name des Freiherrn Woldemar von Biedermann seit lange bekannt als derjenige eines der eifrigsten Forscher über Goethe's Leben und Dichten. Nicht blos in umfassendern Werken, wie „Goethe und Leipzig", „Goethe und Dresden", „Goethe und das Erzgebirge" u. a., hat er einzelne Abschnitte aus seines Helden Leben eingehend dargestellt, auch in einer großen Anzahl von Abhandlungen beleuchtete er diese oder jene Werke oder Freundschaftsbeziehungen des Dichters. Erscheinen derartige Aufsätze in einer Zeitschrift, so liegt die Gefahr nahe, daß die Ergebnisse mühsamer Forschung übersehen oder vergessen werden; es ist daher zweckmäßig, sie in einem Sammelwerke engster Begrenzung, wie etwa dem „Goethe-Jahrbuch", zusammenzustellen; ebenso wohl aber kann der Verfasser solche in ihrer Vereinzelung möglichenfalls bald verschollene Arbeiten selbst zu einem Buche sammeln. Das letztere ist in vorliegendem Werke (Nr. 1) der Fall. Vor sechs Jahren erschien der „Goethe-Forschungen" erster Band, welchem sich nun die „Neue Folge" anschließt. Eine Reihe von Aufsätzen zur Goethe-Kunde, im Laufe dieser letzten Jahre in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung", im „Archiv für Literaturgeschichte", im „Goethe-Jahrbuch", in den „Akademischen Blättern" veröffentlicht, finden wir hier zu einem stattlichen Bande zusammengeordnet, welcher in seiner äußern Erscheinung dem „Goethe-Jahrbuch" ganz gleich ist, sodaß die beiden Werke ihrem innern Wesen und ihrem Gewande nach sehr wohl als Geschwister nebeneinander stehen können.

Der Inhalt des Buchs ist ungemein mannichfaltig. Die erste Abtheilung ist überschrieben: „Dichtungen Goethe's". Ein kurzer Bericht bezieht sich auf das beigegebene Facsimile eines unterm 5. December 1774 an Merck gerichteten poetischen Briefes, welchen Goethe später für den Druck derart umgestaltete, daß er die fünf Schlußstrophen unter der Ueberschrift „Künstlers Abendlied" aussonderte, die drei Anfangsstrophen als Eingang eines andern Gedichts, „Sendschreiben", benutzte, wobei freilich die beiden Bestandtheile wenigstens in ihrer Form nicht recht stimmen wollten; andererseits hat das „Abendlied" durch diese Sonderung sehr gewonnen. Die Thatsache selbst ist lange bekannt, doch wird der Blick in des Dichters Werkstatt, welchen das Blatt mit den Schriftzügen des jungen Goethe gewährt, sehr willkommen sein. Ein zweites Facsimile bringt einen nicht eben werthvollen Beitrag zu „Götz", der dritte kleine Aufsatz eine handschriftliche ältere Fassung des Chorliedes auf Hermes, „Faust", zweiter Theil, dritter Act: „Nennst du ein Wunder dies?"

„Quellen und Anlässe Goethe'scher Dramen" ist der Titel der zweiten Abtheilung. Der „Satyros" hat seit lange den Scharfsinn der Schriftgelehrten zu der Untersuchung herausgefordert, welche Persönlichkeit aus der Schar der Zeitgenossen wol unter dem „vergötterten Waldteufel" vom Dichter verstanden worden sei. Man hat unter ihm Rousseau, Basedow u. a. gesucht, und ganz neuerdings hat bekanntlich W. Scherer die Vermuthung ausgesprochen und eingehend zu begründen versucht, daß Goethe unter dem Satyros Herder gemeint habe. Wie alles was Scherer schreibt, fein und wohlerwogen, eine sauber ausgearbeitete, wohlgegliederte, anscheinend kaum anfechtbare Reihenfolge

von Beweisgründen, hatte jene Darstellung doch das Bedenkliche, daß sie einigermaßen unerklärt ließ, warum Goethe gerade denjenigen seiner Jugendfreunde, dem er für so manche Anregung zu lebhaftem Danke verflichtet war, dem er selbst die Wege nach Weimar bahnte, der uns unbeschadet einiger Schwächen doch immer als ein ernster ehrenwerther Mann erscheint und dessen er in „Dichtung und Wahrheit" mit so warmer Anerkennung gedenkt — warum er gerade Herder im Jahre 1773 oder 1774 in so herber Weise als einen falschen Propheten von gröbster Ungeschlachtheit der äußern Erscheinung, von wahrhaft empörender Unsittlichkeit dargestellt haben sollte. Indeß Scherer berief sich auf einen Brief der Herzogin Anna Amalia an Merck, demzufolge Herder im Jahre 1779 im Kreise der Eingeweihten den Spitznamen Satyros getragen zu haben scheine, und entwickelte in seiner geist- und kenntnißreichen Weise diese Vermuthung. Woldemar von Biedermann dagegen, ausgehend von der Ansicht, daß diese Deutung nicht richtig sei, prüft zunächst jene räthselhafte Briefstelle und kommt in sehr sorgsamer Beweisführung zu dem Ergebniß, daß die Herzogin unter dem Satyros durchaus nicht Herder, sondern allenfalls Wieland verstanden haben könne, spricht dagegen die Vermuthung aus, daß unter dem in derselben Briefstelle erwähnten Jupiter Sus etwa Herder zu verstehen sei. Nachdem auf diese Weise der Vermuthung Scherer's eine Hauptgrundlage entzogen worden, entwickelt Biedermann in eingehender Darstellung, daß der Goethe'sche Satyros sich sehr wohl auf Basedow beziehen könne, dessen unsauberes marktschreierisches Auftreten Anstoß gab, obwol Goethe selbst im Sommer 1774 der Anziehungskraft seiner genial erscheinenden Persönlichkeit bis nach Ems und Köln folgte; er weist ferner nach, daß Goethe in „Dichtung und Wahrheit" bei Erwähnung des Satyros denselben als die derbe Verspottung einer Art herumziehender Geniemenschen bezeichnet, als deren Hauptvertreter Herder gar nicht, wohl aber Basedow gelten könne; er entwickelt schließlich, wie allem Anscheine nach der „Satyros" aus der Anschauung einer Anzahl von Gemälden und plastischen Bildwerken erwachsen sei, welche der Dichter als Jüngling zu Leipzig, Dresden und Mannheim gesehen oder bei Winckelmann und Lippert kennen gelernt habe.

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, zwischen zwei derartige Goethe-Kenner wie W. Scherer und W. von Biedermann als Schiedsrichter oder auch nur als Vermittler hinzutreten, besonders wenn man nicht in der Lage ist, jeden einzelnen Grund, der vorgebracht wird, für und wider zu beleuchten, anzuerkennen oder zurückzuweisen. Für Scherer spricht nicht sowol jene Briefstelle als der Umstand, daß Goethe ab und zu mit Herder in scharfen brieflichen Zusammenstoß gerieth, daß er, der sonst nicht gewohnt war, die tollen Ausgeburten der ersten frankfurter Jahre zu verbergen, den „Satyros" sorgfältig zurückhielt und nur den Vertrautesten mittheilte: eine Rücksicht, welche einem Basedow gegenüber wahrlich nicht nothwendig war; ferner der Umstand, daß eine persönliche Bekanntschaft Goethe's mit Basedow erst im Sommer 1774, also geraume Zeit nach der Entstehung des „Satyros" nachweisbar ist. Für Biedermann spricht, daß im Jahre 1773—74 — die Entstehungszeit des Werks scheint mir nicht ganz sichergestellt — Herder nicht mehr als Hauptvertreter des kraftgenialen Evangeliums gelten konnte, weit eher Basedow, welcher in jenen Jahren seine Rundreisen nach dem Ruf eines Apostels der neuen Pädagogik und zugleich nach Geld unternahm; ferner daß solche Plumpheiten und Roheiten, wie sie dem Satyros zugelegt werden, auf Herder gar nicht passen; wie sollte überhaupt Goethe, welcher im Frühling 1773 bei Herder's Hochzeit als Freund und Gast erschien, in demselben Spätjahr 1773 oder Eingang 1774 dazu kommen, den „Satyros" zu schreiben mit der bewußten Absicht, damit, wenn auch nur im engsten Kreise der Freunde, sich auf Kosten Herder's zu ergehen? Eines Mannes, dessen „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" Goethe im Sommer 1774 mit begeisterter Verehrung aufnimmt?

Vielleicht liegt die Wahrheit in der Mitte. Allerdings hat Goethe in den derben Scherzspielen der frankfurter Jahre mehrfach Persönlichkeiten unumwunden geradeaus aufs Korn genommen, Wieland, Bahrdt, dann Herder, Merck und Leuchsenring im „Pater Brey", andere im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" u. s. w.; aber ist damit gesagt, daß alle die rasch hingeworfenen Kraftscherze jener Zeit sich auf bestimmte Persönlichkeiten beziehen, auf Herder, den er kannte und verehrte, auf Basedow, den er bei Abfassung des „Satyros" noch nicht kannte? Sollen wir nicht das Recht haben, auch auf den scherzenden, verhöhnenden, mit Skorpionen züchtigenden Dichter Goethe's eigenes Wort, wenn auch in umgekehrtem Sinne anzuwenden, wenn er im „Tasso" des Dichters Aufgabe dahin deutet:

> Uns liebt er nicht — verzeih, daß ich es sage! —
> Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
> Auf einen Namen nieder, den wir führen.

Hätte Goethe einen ganz bestimmten hervorragenden Mann der Genieperiode aufs Korn nehmen wollen, so hätte er denselben auch sicherlich deutlich bezeichnet, oder doch deutlich genug, um nicht zu verschiedenartigen Deutungen Anlaß zu geben. Nun ist aber der Satyros derartig ins Rohe und Thierische gezogen, daß eine directe vollständige Beziehung weder auf Basedow, noch weniger aber auf Herder anzunehmen ist. Biedermann selbst deutet am Schlusse seiner übrigens sehr eingehenden Darstellung an, daß seine aus dem Hinblick auf antike oder niederländische Kunstwerke geschöpfte Erklärung mancher Stellen des „Satyros" auch diejenigen befriedigen werde, „welche das Drama nicht auf eine Person, sondern auf gewisse Zeitrichtungen beziehen wollten"; es wird damit die Möglichkeit anerkannt, daß Goethe weniger eine bestimmte Person jener Zeit als die groben Ausgeburten des Genietreibens in derbster Weise gekennzeichnet und mit der lebendigen Gestaltungskraft, welche ihm in diesen Jugendjahren eigen

war, in einer etwas ungeschlachten, etwas ins Thierische herabgezogenen Persönlichkeit dargestellt habe. Nimmt man diese Deutung an, so fallen damit auch die weitern Vermuthungen, z. B. wer Psyche gewesen. Jedenfalls scheint mir durch die neue Deutung der eingangs erwähnten Briefstelle, wenn dieselbe als begründet angenommen wird, der Vermuthung Scherer's zum guten Theil der Boden entzogen zu werden, und als Handschriftensammler möchte ich den Wunsch aussprechen, daß der hoffentlich irgendwo zu Darmstadt noch vorhandene Briefwechsel Merck's einmal genauer darauf angesehen werde, ob mein verehrter Lehrer Karl Wagner auch alles richtig gelesen hat, was mir unter anderm in Bezug auf den Jupiter Sus etwas fraglich erscheint.

Ueber den Abschnitt „Einzelnes zu Faust" dürfen wir wol hinweggehen, jedoch mit Hervorhebung des umfassenden Schlußaufsatzes „Das Aeußere im zweiten Theile des Faust".

Der dritte Abschnitt bespricht „Dramatische Entwürfe Goethe's"; die Abhandlungen über „Elpenor" sowie den über die Anfänge nicht hinausgediehenen „Cäsar" sind dabei vornehmlich herauszuheben.

„Goethe und seine Zeitgenossen" ist der vierte Abschnitt überschrieben. Auch hier können wir nur das Hauptsächlichste erwähnen. Die Schauspielerin Karoline Schulze, deren jugendliche Erscheinung uns ein schöner Lichtdruck zeigt, war eine der zahlreichen Jugendflammen des Dichters; die Zweiundzwanzigjährige spielte 1767 zu Leipzig scherzhafte und tragische Rollen, und Goethe äußerte noch sechzig Jahre später, daß er in die Schulze als Student zum Sterben verliebt gewesen. Sie war Mitglied mehrerer geachteten Wanderbühnen und genoß eines bedeutenden Rufs und allgemeiner Achtung. Ein paar Jahre war sie mit dem hamburger Bankbeamten Kummerfeld verheirathet; sein Tod nöthigte sie 1777 wieder die Bühne zu betreten; 1784 kam sie mit Bellomo's Gesellschaft nach Weimar; im folgenden Jahre beschloß sie ihre Bühnenlaufbahn und begründete eine Nähschule für die vornehme Mädchenwelt; Anna Amalia nahm sich ihrer freundlich an und ebenso mehrere Spitzen der weimarer Gesellschaft. Karoline starb am 15. April 1815.

Bedeutungsvoller ist der zweite Aufsatz „Goethe und Lessing". Der Verfasser selbst bezeichnet ihn als „eine Zusammenstellung dessen, was jeder der beiden vom andern und von seinen Werken hielt". Eine solche Zusammenstellung kann uns nur willkommen sein, wenn dieselbe auch die beiden großen Männer in etwas verschiedener Weise erscheinen läßt. Goethe zollt, abgesehen etwa vom letzten Lebensjahrzehnt, in seinen zahlreichen Aeußerungen dem Vorgänger jederzeit Gerechtigkeit, indem er dessen allumfassenden Verstand, seine die deutsche Literatur und Kunstanschauung umwandelnde kritische Begabung warm anerkennt; Lessing dagegen, der Aeltere, der mehr verstandesmäßig als dichterisch Veranlagte, hebt die künstlerische Bedeutung von Goethe's Jugendwerken nicht hervor, wohl aber tadelt er ihre Regelwidrigkeit und andere uns heutzutage ganz nebensächlich erscheinende Mängel. Eine briefliche oder persönliche Begegnung der beiden gewaltigen Männer hat nie stattgefunden. Der Aufsatz ist sehr hübsch und übersichtlich geschrieben.

Zwischen die Reihe der wissenschaftlichen Abhandlungen drängt sich im fünften Abschnitt eine humoristische: „Goethe und zwei Müller. Beiträge zur Goethe-Literatur. Zu Goethe's einhundertfünfundzwanzigstem Geburtsfest den Vierzehnern gewidmet von ihrem Referenten im Goethefach", im Verzeichniß als „Druck für Freunde" aufgeführt. Wenn wir unter den Vierzehnern einen Kreis von Freunden verstehen, welchen der Goethekenner ein vergnügtes Scherzspiel darbieten wollte, möchten wir wol nicht irregehen. Es sind zwei Beiträge zur Goethe-Literatur, der erste anknüpfend an ein weder mit Tag noch Adresse versehenes völlig bedeutungsloses Blatt von Goethe's Hand, mit den Schlußfragen:

1. Wer war Madame Giseke? 2. Was hatte Goethe mit derselben? 3. Wer war der Adressat des Briefes und sein Vater? 4. Wann ist der Brief geschrieben? Dem Oedipus dieser Fragen stelle ich den Dank der deutschen Nation in Aussicht.

Bedeutender ist der zweite Beitrag. Unter Goethe's Briefen erscheint auch einer an den Geheimen Kanzleisecretär Ernst Müller zu Weimar, einen dunkeln Ehrenmann, welchen der Dichter brieflich befragte um die bei einem Schreiben an den Prinzen Christian von Hessen zu beobachtenden Formeln. Wir können uns nicht versagen, den Eingang dieses Aufsatzes hier mitzutheilen:

Aufgejagt ist wieder ein Müller! Goethe ist durch sein ganzes Leben ummüllert gewesen, von der Hebamme Müller an, die ihn ungeschickt genug ans Licht der Welt förderte, bis zum Kanzler von Müller, der sein Testamentsvollstrecker und sehr ungeschickter Berichtiger seiner Schriften war. Hier ist aber die Rede vom Geheimen Seeretär Müller. Durch einen vorliegenden Brief Goethe's an denselben lassen wir uns bestimmen zu einem im Geiste des neuesten Standes der Goethe-Literatur geschriebenen Lebensbilde:

Ernst Müller.

In den Schreibstuben der Geheimen Staatskanzlei zu Weimar bewegte sich ein untergeordneter Beamter, der nicht so bald in den Gesichtskreis Goethe's gekommen sein dürfte. Bis dies geschah, existirt er auch für uns nicht. Er hieß Ernst Müller und entstammte den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ein aufgeweckter Kopf wie er war, wird er aber seinerseits in Goethe nicht blos den Wirklichen Geheimen Rath und den Freund seines Landesherrn, sondern auch den großen Dichter und wissensreichen Weisen zu verehren gewußt haben. Ihm trat er schon eine Stufe äußerlich näher, als der Großherzog am 18. December 1815 den seitherigen Geheimen Registrator zum Geheimen Kanzleisecretär ernannte. Goethe konnte die amtliche Bekanntmachung der Ernennung nicht entgehen, und er, der das Vorwärtskommen jedes Aufstrebenden begünstigte, wird sich derselben gewiß recht gefreut haben. Vielleicht nahm Goethe auch bei zufälliger Begegnung Gelegenheit, den Beförderten zu beglückwünschen. Goethe war damals beschäftigt, den Bericht seiner vorjährigen Reise in den Rhein- und Maingegenden, sowie die Gedichte zum „Divan" zusammenzustellen. Die Neujahrsfeier 1816 wird in Erwiderung einer Aufmerksamkeit Goethe's nunmehr Müller nicht haben vor-

übergehen lassen, ohne Goethe die ehrerbietigsten Glückwünsche darzubringen. Führten auch weder gesellige noch dienstliche Verhältnisse Müller sehr mit Goethe zusammen, so haben doch beide während der schönen Jahreszeit im Park oder nach Belvedere lustwandelnd unstreitig einander oft begegnet, und Goethe hat die Begrüßung Müller's nicht unerwidert gelassen.

So geht der Aufsatz die Schicksale des wackern Ernst Müller, welcher in seinem Leben einen Brief Goethe's empfing und sonst völlig unbekannt ist, weiterhin durch mit der eingehenden Betrachtung, was genannter Müller etwa gethan oder gedacht haben möchte, und schließt endlich mit den Worten:

Der dieser Festschrift gesteckte Raum reicht bedauerlichsterweise nicht aus, das Lebensbild, das wir schon bisher unverantwortlich in die Enge gezogen haben, fortzuführen, und wir gedenken daher nur noch kurz, daß Müller, zum Wirklichen Kanzleirath aufgerückt, dem weimarischen Staatshandbuch, auf dessen Bearbeitung er sich viel zugute that, seiner Raritätensammlung, deren Vorzeigung er mit allerhand Geschichtchen zu würzen verstand, und seinen Nichten, mit denen er fortwährend keifte, in den sechziger Jahren durch den Tod entrissen wurde und seine grauen Locken nun nicht mehr mit Papierröllchen wickeln kann, sonst hätten wir ihm empfohlen, dazu gegenwärtige Schrift mit zu verwenden, die hauptsächlich den Zweck hat, zu lehren wie man Bücher macht.

Wer einigermaßen mit der Goethe-Forschung der letzten Jahrzehnte vertraut ist, wird auch wissen, auf wen sich dieser witzige Aufsatz bezieht, auf jenen sonst so verdienten, so fleißigen Goethe-Forscher, welcher aber, mit einem erstaunlichen horror vacui behaftet, wenn er sonst nichts weiß — und das ist vielfach gar kein Unglück —, zu Vermuthungen greift und uns mit Aufbietung einer ausbündigen Gelehrsamkeit darlegt, was Frau von Stein an diesem oder jenem Tage gethan, wo Goethe geweilt, gegessen, geschlafen haben möchte, dürfte und könnte. W. von Biedermann weist damit in aller Scherzhaftigkeit hin auf eine kranke Stelle der zünftigen Goethe-Forschung, welche dieselbe leider in nicht geringen Miscredit gebracht hat, auf die Quälerei um geringe und geringste Dinge, bei welcher Arbeit das Ergebniß selten genug der aufgewandten Mühe entspricht. Der Aufsatz ist ein Cabinetstück von Witz, welches zwischen den übrigen Abhandlungen ernster Art gar wohlthätig wirkt.

Die Beziehungen des Professors Göttling in Jena (des Philologen, manchem Leser d. Bl. vielleicht in unlieber Erinnerung durch sein Buch über den griechischen Accent) zu Goethe bilden den Gegenstand des folgenden Aufsatzes. Wie jeder Gewaltige seine Herrscherstellung theilweise der Gabe verdankt, Kleinere zu Mit- und Hülfsarbeitern zu machen, so verstand auch Goethe diese Kunst in aller Liebenswürdigkeit zu üben, und die Kleinern fühlten sich durch diese Mitarbeiterschaft hoch geehrt. So war Göttling Goethen bei der Durchsicht seiner „Gesammelten Werke" behülflich und gab sonst Auskunft und Rath philologischer Art, stand auch als Bibliothekar zu Jena unter Goethe's nächster Einwirkung. Der Aufsatz ist nicht sowol eine Darstellung des Verhältnisses zwischen den beiden Männern, als eine Kritik des von Kuno Fischer 1880 herausgegebenen Briefwechsels zwischen denselben, mit einigen Spitzen gegen den seine Aufgabe etwas bequem betreibenden Herausgeber.

Eingehender ist der folgende Aufsatz, welcher Goethe's Verhältniß zu Kotzebue behandelt. Der letztere war bekanntlich ein weimarer Kind, zwölf Jahre jünger als der Dichter, welcher dem aufgeweckten begabten Knaben sich mannichfach freundlich erwies. Nachdem Kotzebue als Bühnendichter aufgetreten, hat Goethe gleichermaßen sein glänzendes Talent anerkannt, wenn er gleich tadeln mußte, daß er nicht den gehörigen Fleiß auf die Ausbildung desselben gewendet; als „ein vorzügliches, aber schluderhaftes Talent" bezeichnet er ihn 1817 in einem Briefe an Knebel. So ließ Goethe auch während seiner weimarer Bühnenleitung nicht weniger als 69 Stücke von Kotzebue über die Bretter gehen, wobei er sich allerdings vorbehielt, die bei Kotzebue sehr beliebten spitzigen Anspielungen auf die literarischen Richtungen der Zeit zu streichen oder abzuschwächen; 1817 wandte er sogar vier Wochen Zeit daran, den zu umfänglichen „Schutzgeist" durch Kürzung für die Bühne brauchbar zu machen. Beweist dies, daß Goethe als Dichter und Bühnenleiter für Kotzebue's Begabung ein liebevolles Verständniß besaß, so war ihm doch die Dreistigkeit, mit welcher derselbe in seinen jüngsten Veröffentlichungen Goethe selbst, Schiller und die junge Romantik verspottete, lästig, besonders auch daß Kotzebue, nachdem er 1801 nach Weimar zurückgekehrt war, hier eine Art Nebenbuhlerrolle neben Goethe zu spielen gedachte. Da Goethe eine Aufnahme Kotzebue's in seinen engern Freundeskreis, das Mittwochskränzchen, ablehnte, eröffnete Kotzebue ein Gegenkränzchen am Donnerstag, zu welchem er auch Goethe's Gäste heranzog; ja er gedachte durch eine glänzende Verherrlichung Schiller's am 5. März 1802 Goethe in der allgemeinen Werthschätzung herabzudrücken. Aber das prächtig vorbereitete Fest fand nicht statt, weniger weil Goethe die Dannecker'sche Schillerbüste der Bibliothek dafür herzuleihen sich weigerte, als weil der Bürgermeister den Rathhaussaal nicht einräumte. Schiller selbst war damit ganz einverstanden, und die beiden Freunde scherzen in ihren Briefen über den dreisten Versuch, Unfrieden zwischen ihnen zu säen; aber Goethe's Mittwochskränzchen hatte den Todesstoß empfangen, und Kotzebue, welcher Weimar alsbald danach verließ, rächte sich fortan durch hämische Angriffe in der berliner Zeitschrift „Der Freimüthige". Goethe ließ Kotzebue, Böttiger und Genossen schimpfen und schwieg; nur eine Anzahl scharfer, erst später veröffentlichter Stachelgedichte zeigt, daß ihm diese Nichtsnutzigkeiten nicht gleichgültig waren. Als Kotzebue eingangs 1818 vorübergehend in Weimar verweilte, wich ihm Goethe um so geflissentlicher aus, als der alte Unfriedenstifter damals in russischen Diensten gegen die jenaer Hochschule arbeitete. Andererseits war Goethe tief erschüttert durch die Kunde, daß Kotzebue im März 1819 durch den jenaer Studenten K. L. Sand erdolcht worden sei. Aber er erkannte in Kotzebue's Tod eine gewisse nothwendige Folge einer höhern Weltordnung.

Und noch 1831 äußerte er gegen Eckermann: „Der Haß schadet niemand, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzt. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen.“ So hat Goethe in den „Biographischen Einzelheiten“ sein Schlußurtheil über Kotzebue dahin zusammengefaßt:

Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend, und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden.

Aus den fünf Aufsätzen der fünften Abtheilung: „Vermischtes zur Goethe-Forschung“, seien hier als die bedeutendsten hervorgehoben, jedoch ohne näher darauf einzugehen: 3) „Goethe und das Volkslied“ sowie 4) „Goethe's Verskunst“; eine genaue Mittheilung ihres Inhalts oder eine Betrachtung des Einzelnen würde eine ganze Abhandlung werden. Auch die kürzern Mittheilungen „Goethe als Freimaurer“ und „Goethe's Tanzlehrer in Straßburg“ sind nicht ohne Interesse.

Den letzten Abschnitt des Buchs bilden Berichtigungen und Nachträge zu Goethe-Schriften des Verfassers, nämlich zu seiner Ausgabe der „Briefe Goethe's an Eichstädt“, zu „Goethe und Dresden“, zu „Goethe und das sächsische Erzgebirge“, zu „Goethe's Gedichten“, von welchen besonders die letzte umfassende Arbeit werthvolle Beiträge zur Deutung von Gedichten des Meisters darbietet. Es handelt sich dabei vielfach um Einzelheiten, welche nur der engern Gemeinde der Goethe-Forscher bedeutsam erscheinen werden; jedoch darf man hier wol die sinnreiche Deutung des „Stiftungsliedes“ hervorheben.

Die vorstehende Darlegung des Inhalts des stattlichen Bandes zeigt zur Genüge, daß W. von Biedermann in diesen gesammelten Aufsätzen uns eine Gabe reicht, welche nicht blos für den zünftigen Goethe-Gelehrten Bedeutung hat; gerade die umfassendern Arbeiten wenden sich keineswegs an den Kreis der ausschließlichen Goethe-Forscher, sondern an den weitern aller Gebildeten. Der Werth des Buchs wird erhöht durch die beiden eingangs erwähnten Facsimilien und das Bildniß der Karoline Schulze sowie durch die Erneuerung eines aus dem Anfange der achtziger Jahre herrührenden Schattenrisses, welcher den damals etwa zweiunddreißigjährigen Dichter in ganzer Figur zeigt; das charakteristische Profil, das Haar noch im Beutel zusammengefaßt, stramme fast rückwärts gebogene Haltung, die Arme auf der Brust gekreuzt, Kniestiefel mit Sporen. So mögen wir uns etwa den Dichter auf der Harzreise im Winter denken.

Der Berichterstatter hat schon die Aufgabe gehabt, in den Jahrgängen 1880 und 1883 über die beiden Hefte des Buchs „Göthe. Sein Leben und seine Werke“ von Alexander Baumgartner S. J. (Nr. 2) zu sprechen. Das Publikum, für welches diese Darstellung unsers größten Dichters vom Standpunkte des Jesuitenordens bestimmt ist, scheint anderer Meinung zu sein als wir und zahlreiche andere Beurtheiler derselben; das beweist die in einem stattlichen Bande vorliegende zweite Auflage, welcher wol bald ein ähnlicher Band über „Göthe's Leben und Dichten von 1790—1832“ folgen wird. Wir haben keinen Anlaß, nochmals auf das Buch einzugehen, welches nur ein trauriges Zeichen ist, wie die herrschende ultramontane Strömung nicht blos völlig pietäts- und poesielos, sondern auch völlig vaterlandslos ist und die edelsten Gestalten und Hervorbringungen deutscher Dichtung als willkommenen Gegenstand ihrer Feindseligkeit gegen deutsche Cultur betrachtet.

Als gewissenhafter Mann sah der Berichterstatter auch die dem Bande beigegebenen Urtheile der Presse durch und war höchlich überrascht, an erster Stelle vor einer Reihe von preisenden Kundgebungen von Johannes Janssen, A. Reichensperger, Nathusius, der „Historisch-politischen Blätter“ auch den Baumgartner's Geist, Schlagfertigkeit und Kenntniß anerkennenden Eingang der von mir in Nr. 20 vom 13. Mai 1880 d. Bl. gebrachten umfassenden Beurtheilung zu finden. Der Verleger hat es gemacht wie das Bienchen in der alten Pfeffel'schen Fabel: den Honig hat er aus der Blume geholt, das Gift aber darin gelassen. Er hat damit den Schein erweckt, als ob ein Blatt wie das unsere mit den genannten Herren im Lobe des Buchs übereinstimme. Es mag dies Verfahren öfter vorkommen, wenn ich es auch nicht schön finden kann, daß aus einem sonst aufs schärfste verurtheilenden Aufsatz allein die Stelle, welche die guten Fähigkeiten des Verfassers anerkennt, hervorgehoben wird; nur erwähnt sei zur Steuer der Wahrheit, daß auf den anerkennenden Vordersatz der Nachsatz folgt: „Und dennoch macht das Buch für jeden, der an Goethe groß geworden ist, in ihm einen der höchsten und edelsten Genien der Menschheit verehrt, einen schlechthin widerwärtigen Eindruck.“

Wilhelm Buchner.

Zur publicistischen Literatur.

1. Die kleine aber mächtige Partei. Nachtrag zu „Erlebtes“. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848—1866 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagener. Berlin, R. Pohl. 1885. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Infolge von Aufforderungen, welche ihm von verschiedenen Seiten zukamen, die Mittheilungen über den Personenbestand und die Thätigkeit der „kleinen, aber mächtigen Partei“, wie die Kreuzzeitungspartei damals genannt wurde, zu vervollständigen, läßt der ehemalige erste Chefredacteur der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung“, Wirkl. Geh.

Oberregierungsrath Wagener, als Nachtrag zu seinem „Erlebten" eine Auswahl aus Briefen und Schriftstücken folgen. Dieselben sollen, wie er hofft, dazu beitragen, den schiefen und ungerechten Urtheilen über die Thätigkeit der alten conservativen Partei noch mehr, als bisher bereits geschehen ist, den Boden zu entziehen. Unter diesen ungerechten Urtheilen wird namentlich eins: die „kleine, aber mächtige Partei" habe stets und von Anfang an in Reaction gearbeitet, mit der Thatsache zurückgewiesen, daß die „Kreuzzeitung" gleich in den ersten Anfängen manchmal mit ihrer offenen Sprache in leitenden Kreisen Anstoß erregt und z. B. allein den Muth gehabt habe, dem damals fast allmächtigen und stolzen Polizeipräsidenten Hinkeldey entgegenzutreten. Die Folgen von alledem waren Verwarnung und Bedrohung mit Entziehung des Postdebits. Eine Adresse der pommerschen Freunde an den Chefredacteur, die mit den Worten beginnt: „Undank ist der Welt Lohn", und von einer Ehrengabe begleitet war, sollte ihm dagegen die Anerkennung für seine Haltung ausdrücken. Dieselbe ist mit sämmtlichen Unterschriften abgedruckt. Unter diesen, und zwar unter der Rubrik: „Aus andern Gegenden zufällig anwesend", finden wir den Namen „von Bismarck-Schönhausen, auch ein Pommer". Briefe, Zuschriften, Adressen und Unterschriften füllen einen großen Theil des Buches aus. Unter den Briefen befinden sich auch einige Bismarck'sche, von Frankfurt aus im Jahre 1853 an Wagener geschrieben.

Neben dem obenangegebenen ist ein weiterer Zweck des Schriftchens der, den unumstößlichen Beweis zu liefern, daß die conservative Partei und keine andere, auch nicht die katholische Partei, deren Führer damals noch tief im Manchesterthum steckten, es gewesen sei, welche schon in den funfziger Jahren die sociale Reformpolitik in den Vordergrund gestellt habe. Zum Beweise dessen werden Bruchstücke aus dem im Jahre 1855 als Manuscript gedruckten Entwurf zu einem Programm der Rechten abgedruckt, welche darthun sollen, daß in diesem Entwurf im Kern alles enthalten war, was man heute als sociale Frage und als Beitrag zu deren Lösung bezeichnet.

Es scheint, der einstige Chefredacteur hat noch verschiedene interessante Actenstücke aus alter Zeit im Papierkorb. Für die Veröffentlichung derselben, wenn sie wie die hier mitgetheilten ein Licht auf die vergangenen Tage und Kämpfe werfen, könnte man ihm nur dankbar sein.

2. Evangelische Polemik gegen die römische Kirche. Von Paul Tschackert. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 8 M.

Das Buch will einen Beitrag liefern zu dem Glaubens- und Geisteskampf gegen die katholische Kirche und gegen römischen Irrthum, der seit dem Vaticanischen Concil doppelt ernst geworden und heftiger als je entbrannt ist. Letzteres bedeutet ja nichts anderes als den Triumph des Jesuitismus, und der ist bekanntlich der Todfeind jeder selbständigen Regung des Geistes, der freien Forschung und der Denkfreiheit, der Selbständigkeit unsers modernen Staats, kurz unserer ganzen, von protestantischer sittlicher Freiheit getragenen Cultur, aller jener idealen Güter, welche dem modernen Menschen heilig und theuer sind, für welche die Edelsten der protestantischen Welt gerungen und gelitten haben.

Trefflich und in einer allgemein, für jeden Gebildeten faßlichen Form wird, nachdem in der Vorrede der Standpunkt fixirt, eine Uebersicht gegeben und der beiden Kirchen noch gemeinsame Boden festgestellt ist, „der Katholicismus der Gegenwart nach seiner dogmatischen, ethischen und ästhetischen, gottesdienstlichen, rechtlichen und allgemein culturellen Seite dargestellt und mit den Mitteln der Bibelwissenschaft, der Kirchengeschichte und Moralstatistik bekämpft. Denn mit der Bibel in der einen, mit der Kirchengeschichte in der andern Hand ist der Protestantismus seines Sieges gewiß".

Wir wüßten, zumal für den Nichttheologen, kein Werk, in welchem die hauptsächlichsten Unterschiede beider Kirchen, ihrer Verfassung und ihrer Lehren in so übersichtlicher, umfassender, ruhiger und sachlicher Weise dargestellt sind, und keins, in dem er sich besser hierüber orientiren könnte, als das vorliegende. Aber auch der Theolog wird gewiß immer wieder gern zu demselben greifen, da es nur mit streng wissenschaftlichen Nachweisen operirt und zudem in einem Anhange eine Fülle von Quellen, von authentischen Citaten und von Hinweisen auf die einschlägige moderne Literatur bietet.

3. Die völkerrechtliche Stellung des Papstes. Von F. Heinrich Geffcken. (Aus: Handbuch des Völkerrechts. In Einzelbeiträgen. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff.) Berlin, Habel. 1885. Gr. 8. 2 M.

Auch eine Polemik, und zwar eine gegen das Centrum der katholischen Kirche, das Papstthum, gerichtete. Nur ist sie nicht vom theologischen Standpunkt aus unternommen, sondern vom völkerrechtlichen Standpunkte. Da wird denn nun sofort anerkannt, daß die Religionsgenossenschaften, die nothwendigerweise ihr Gemeinschaftsleben in Institutionen ausbilden müssen, zu den Staaten in ein Verhältniß mit einem überwiegend öffentlich-rechtlichen Charakter treten sollen. Diese Beziehungen haben jedoch mit dem Völkerrecht nichts zu thun, seien vielmehr kirchenrechtlicher oder staatsrechtlicher Natur. Eine Ausnahmestellung nimmt nun das Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche ein, sofern der Papst erstens bis 1870 als Regent des Kirchenstaats zugleich Souverän war und auch nach Verlust der weltlichen Macht gewisse Rechte ausübt, welche sonst nur den Inhabern der Souveränetät zustehen, weil er zweitens beansprucht, kraft seines geistlichen Amtes gewisse Regierungsrechte in fremden Staaten auszuüben. Wie steht es nun mit dieser Rechtsbefugniß, welche er sich heute noch vindicirt?

Das wird in der Broschüre eingehend untersucht. Dieselbe zerfällt in zwei Theile, welche sich den oben angegebenen Gesichtspunkten anschließen. Der erste Theil, betitelt „Die souveräne Stellung des Papstes", bespricht

zunächst die geschichtliche Entwickelung derselben bis zur Französischen Revolution; sodann die Ergebnisse dieser Entwickelung, den Kirchenstaat von 1815 bis zu seinem Untergang, die Stellung der italienischen Regierung während des Conflicts und nach dem Sturz der weltlichen Herrschaft, das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, die Bewährung desselben und endlich die Zukunft der Stellung des Papstes. Ueber letztere sagt der Verfasser:

Eine normale Lösung für die Frage gibt es nicht; Papstthum und Königthum sind an Rom gebannt. Als das Menschenmöglichste erscheint, den modus vivendi, den das Garantiegesetz eingeführt hat, aufrecht zu erhalten und den latenten Antagonismus, zu dem die beiden feindlichen Mächte durch ihre Nachbarschaft verdammt sind, nicht acut werden zu lassen. Diese Aufgabe stellt offenbar die Zukunft der Weisheit beider.

Im zweiten Theil, der von den geistlichen Regierungsrechten des Papstes in fremden Staaten handelt, wird zunächst die geschichtliche Entwickelung dieser Rechte, sodann die Geltung dieser Rechte besprochen. Da wird insbesondere dem Staat das Recht eingeräumt, dagegen zu protestiren, daß die Curie ihm in seine Angelegenheiten dreinspreche. Der Vortheil einer ständigen diplomatischen Verbindung mit dem Papst, ebenso wie der einer diplomatischen Vertretung des Papstes bei andern Regierungen wird als sehr zweifelhaft bezeichnet. Auch seien die sogenannten Concordate beim Licht betrachtet ein Unding. Das sind völkerrechtliche Verträge zwischen souveränen Regierungen; mit dem Papst aber werden solche nicht abgeschlossen, weil er Regent des Kirchenstaats ist oder war, sondern weil er Oberhaupt der katholischen Kirche ist. In solcher Weise wird die völkerrechtliche Stellung des Papstes nach allen Seiten hin aufs eingehendste beleuchtet, und jede der aufgeworfenen Fragen erhält eine gründliche bestimmte Antwort.

4. Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann zur Ergänzung der „Quintessenz des Socialismus". Von Albert L. F. Schäffle. Tübingen, Laupp. 1885. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Diese drei Briefe des ehemaligen österreichischen Ministers an einen österreichischen Freund bilden eine nothwendige kritische Ergänzung und ein positives Gegenprogramm zu des Verfassers 1874 zum ersten mal erschienenen „Quintessenz des Socialismus". Aus der letztern Schrift konnte jedermann erfahren, was der Socialismus besagt und bedeutet; die Welt weiß aber noch lange nicht genug, daß und wie der Socialismus zu bekämpfen ist. Ausnahmegesetze helfen nichts, das hat der Verfasser schon längst behauptet und das hat auch die Erfahrung bewiesen. Trotz allem aber braucht man vor der rothen Internationale keine Angst zu haben. Denn zieht man die Consequenzen aller verschiedenen Nuancen der Socialdemokratie, so findet man, daß die Hauptschreier selbst nicht klar wissen, was sie wollen, und daß, wenn man Ernst machte mit der Erfüllung ihrer Forderungen, nichts anderes als Unsinn herauskäme.

Der erste Brief hat zum Inhalt eine sehr interessante vergleichende Charakteristik der Socialdemokratie, der zweite enthält eine wissenschaftliche Kritik derselben, der dritte und ausführlichste handelt von der positiven Bekämpfung der Socialdemokratie und theilt wichtige Beiträge und Vorschläge in dieser Beziehung mit.

Der Collectivismus, das wird Punkt für Punkt an einer ganzen Reihe von Betrachtungsgegenständen nachgewiesen, kann nicht halten, was er verspricht. Dann wird gezeigt, daß das, was in der Richtung seiner Glücksverheißungen erreichbar ist, durch Fortbildung des liberalen Rechts im Wege der Reform wirklich und voll erreicht werden kann. Der Verfasser ist dabei bemüht, jede Verzerrung der Forderungen und Folgerungen der Socialdemokratie zu vermeiden. Die Methode, die er zur Widerlegung der umstürzenden socialen Weltanschauung verfolgt, ist die der denkbar verständigsten und zweckmäßigsten Ausführung des gegnerischen Gedankens. Das ist sein Positivismus der praktischen Reformen, von denen er eine ganze Menge auf allen Gebieten des Lebens vorschlägt. Mit Freude und Anerkennung wird Bismarck's Vorgehen auf diesem Wege (Arbeiter-Krankenversicherung u. s. w.) begrüßt. Schäffle ist der Ansicht, daß trotz aller Beweisgründe die Führer der Socialdemokratie noch nicht so bald die Segel streichen werden. Das würden sie nicht thun und wenn sie mit Engelzungen widerlegt würden. Er bedauert das auch gar nicht:

Die Socialdemokratie muß so lange bleiben, sogar wachsen, bis sie die bestehende Gesellschaft gezwungen hat, auf der ganzen Linie die positive Socialreform auch wirklich in Angriff zu nehmen und vorbehaltlos durchzuführen, was noch lange nicht geschehen ist. Hat sie diese geschichtliche Sendung erfüllt, dann wird sie selbst bewirkt haben, daß auch das Proletariat die Zukunftstaube auf dem Dach des Socialistenstaats sitzen lassen und mit den greifbaren Früchten der unter dem Angriff der Socialdemokratie hervorgetriebenen Reformpolitik sich befreunden wird. Auch dann wird das heutige Heerlager der Socialdemokratie nicht ganz abgebrochen werden. Die Mehrzahl wird die streitende Armee der radicalsten Reformrichtung werden, und diese äußerste Linke einer positiven Socialpolitik wird als Sauerteig des Fortschritts und als Gegengewicht gegen den Rückfall in den geschehen lassenden Liberalismus dem wahren Fortschritt die besten Dienste leisten können.

Das Werkchen ist sehr lesenswerth und insbesondere unsern Reichstagsabgeordneten zu empfehlen. Ob der Verfasser mit seinen Zukunftsgedanken recht behalten, oder ob die rothe Internationale am Ende doch, nachdem sie übermächtig geworden, es probiren werde, den „nackten Unsinn" den „wüsten Traum" zu verwirklichen, wer kann das sagen? Sache der Gesetzgebung, einer gesunden stets fortschreitenden Reformpolitik ist es, letzteres unmöglich zu machen. Das will aber ja auch der Verfasser, und hierin hat er recht.

5. Der Kampf um den Besitz. Von F. L. Chleborad. Wien, Manz. 1885. Gr. 8. 4 M.

Das dem Grafen Egbert Belcredi, als dem Vertreter des vaterländischen Gewerbestandes, gewidmete Buch soll

auch ein Beitrag sein zur Lösung der socialen Frage. Um den „Kampf um den Besitz" dreht sich ja dieselbe einzig und allein. Die Socialisten bestreiten, daß die heutige, auf dem Princip des Eigenthumrechts basirte Gesellschaftsordnung den Staatsbürgern die Möglichkeit offen halte, die der Natur und der Sitte gemäß entwickelten Bedürfnisse zu befriedigen und zu diesem Zweck das nothwendige Maß von Besitz zu erwerben. Sie sind darum auch der Ansicht, diese heutige Gesellschaftsordnung sei werth und sei reif dazu, daß sie zu Grunde gehe. Die Gegner der Socialisten trauen jedoch derselben die Kraft und die Fähigkeit zu, das sociale Uebel des zugespitzten Gegensatzes von Kapital und Arbeit aus sich selbst und ohne Beseitigung des Eigenthumrechts, des unentbehrlichen Grundpfeilers jeder socialen Ordnung, zu heilen.

Letzterer Ansicht ist auch der Verfasser, und diese seine Ansicht legt er in unserm Buche nun des Nähern dar auf Grund von praktischen Versuchen, mit denen er an seinem Theil versucht hatte, zur Lösung der socialen Frage beizutragen. In seinem ersten Theil bespricht das Buch den Anlaß zu dem Kampf um den Besitz, und zwar zunächst zu dem des Menschen mit der Natur, als dem allerursprünglichsten, sodann zu dem der Menschen untereinander, wie er mit der Zeit gleichfalls mit Nothwendigkeit eintreten mußte. In dem zweiten, eingehend und detaillirt disponirten Theil wird die Taktik des Kampfes um den Besitz behandelt und derselbe ins Auge gefaßt als Kampf der Gegenwart oder das Vorherrschen des Kampfes der Menschen untereinander, und als Kampf der Zukunft oder das Vorherrschen des Kampfes der Menschen gegen die Natur. Der dritte Haupttheil ist betitelt: „Die Continuität des Kampfes um den Besitz".

Man muß es dem Verfasser lassen, daß er seinen Gegenstand nach allen nur denkbaren Seiten hin untersucht und behandelt. Und solcher Seiten und der nothwendig zu besprechenden Punkte gibt es in dieser Frage sehr viele. Möge der Appell nicht ungehört bleiben, den er am Schlusse seines Werks an alle richtet, die es wohl meinen mit sich und ihren Nebenmenschen:

> Organisiren wir die Gesellschaft nach dem christlichen Dogma von der Gleichberechtigung der Menschen und erheben wir uns zu dem durch das Christenthum der Welt gebrachten Gerechtigkeitsideal. Dann werden auch die von mir vorgeschlagenen und auf dem Princip der Gerechtigkeit basirten Reformvorschläge nicht lange ihrer Verwirklichung harren, sondern in dem Maße, als das wahre Christenthum unser Rechts- und Billigkeitsgefühl durchdringen und die ordnende Kraft der menschlichen Gesellschaft werden wird, wird auch die Menschheit den Krieg aller gegen alle aufgeben und sich zum gemeinschaftlichen Kamf um den Besitz einigen — zum Kampf gegen die Natur.

6. Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft. Von Georg Dahlen. Berlin, P. Lentz. 1885. Gr. 8. 3 M.

Ein außerordentlich interessantes Werk voll der geistreichsten Bemerkungen, dessen Lektüre wir nicht genug empfehlen können und das vornehmlich Männer, die auf der Höhe der Zeit stehen und selbst mit denkendem Blick ins Leben schauen, mächtig anregen wird. Es sind Aufzeichnungen, gemacht theils auf Grund autoptischer Beobachtung, theils auf Grund vertraulicher Mittheilungen, welche dem Verfasser auf seinen verschiedenen langjährigen Studienausflügen zutheil geworden sind. Der Verfasser sagt selbst darüber:

> Die europäische Gesellschaft befindet sich in einer Entwickelungsphase, wo die Strömungen der Geister nicht minder als die alltäglichen Reibungen in den eigentlichen Werkstätten des Staats- und Volkslebens bereits auf das Herannahen eines neuen Zeitalters hindeuten. Wer jahrelang ohne Voreingenommenheit beobachtet: dem entgeht der sonst kaum merkbare Vorschatten nicht, den die werdenden Typen eines verjüngten gesellschaftlichen Daseins auf unsere gegenwärtigen ererbten Verhältnisse wie auf die Denkweise derjenigen unter unsern Zeitgenossen werfen, welche allem Anschein nach die Gestaltung der nächsten Zukunft nach Menschenmöglichkeit mehr oder minder beeinflussen werden. Inmitten eines solchen Andrangs sind diese Aufzeichnugen entstanden.

Dieselben betreffen alles mögliche und erstrecken sich auf die verschiedensten Punkte des politischen und insbesondere socialen Lebens der Gegenwart. Der erste Abschnitt handelt von den Vorrechten der Geburt und weist nach, wie die Standesunterschiede trotz aller gegentheiligen Wahrnehmungen mehr und mehr sich verwischen und das demokratische Prineip sich mehr und mehr Bahn bricht in der heutigen Gesellschaft. Der zweite Abschnitt hat zur Ueberschrift: „Aristokratie, Plutokratie und Demokratie in den verschiedenen europäischen Staaten". Die demokratische Monarchie hat die Zukunft — in diesem Satz dürften die Bemerkungen des Verfassers mit Bezug auf die Verfassungsformen gipfeln. Wir können den Inhalt der sieben Abschnitte des Buchs nicht im einzelnen aufführen, sondern bemerken nur noch, daß auch die Wissenschaft, Literatur und Kunst in Staat und Gesellschaft, die Frauen, ihre Sitten, ihre Erziehung und ihr Einfluß auf Staat und Gesellschaft, die russische Verfassungsfrage, Negeremancipation und Paschawirthschaft zum Gegenstand der Besprechung gemacht werden. Es ist schwer zu sagen, welchem von diesen Abschnitten man die Palme zuerkennen, und was man mehr bewundern soll, die ungemein feine und scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers, oder die geistreiche, fesselnde Behandlung und Darstellung. Wer das Buch in die Hand nimmt, legt es nicht sobald wieder weg, und manchmal wird er erstaunt sein, einen Gedanken hier in klare Worte gefaßt und in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung verwebt zu sehen, der ihm selber wol schon manchmal dunkel durch die Seele gezogen ist.

7. Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität. Nach den von Adolf Fischhof gesammelten Daten und gemachten Andeutungen dargestellt. Wien, Manz. 1885. Gr. 8. 2 M.

Wieder ein österreichisches Product, diese Schrift, eine von den vielen, welche den gegenwärtigen bedauerlichen Verhältnissen in unserm befreundeten Nachbarstaat ihr Dasein verdanken. Das sagt uns schon der erste Satz des Vorworts:

1886. **Literarischer Anzeiger.** Nr. 3.

Dieser Anzeiger wird den im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Unsere Zeit“ beigegeben. Monatlich erscheint 1 Nummer. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

GUATEMALA.

Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878 — 1883

von

OTTO STOLL,

Dr. med. und Docent an der Universität Zürich.

Mit 12 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die centralamerikanische Republik Guatemala bietet hervorragendes, vielseitiges Interesse sowol in ethnographischer wie in naturgeschichtlicher, politischer und commerzieller Beziehung. Der Verfasser hat während seines fünfjährigen Aufenthalts daselbst das Land und dessen aus verschiedenen Mischrassen zusammengesetzte Bevölkerung gründlich kennen gelernt und entwirft im vorliegenden Werke von beiden ein vollständiges und höchst anschauliches Bild.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserm Verlage wöchentlich:

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. **J. Bernstein**, Dr. **A. v. Koenen**, Dr. **Victor Meyer**, Dr. **B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Friedrich Vieweg & Sohn.

Preis pro Quartal 2 M. 50 Pf. Probenummern gratis und franco. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanley

und

Dr. Pechuël-Loesche.

Von **H. von Wobeser,**

Uebersetzer von Stanley's Werk:

„Der Kongo und die Gründung des Kongostaates“.

8. Geh. 80 Pf.

Eine unparteiische Würdigung der Bemängelungen, welche Stanley's Berichte über die Verhältnisse am Kongo von seiten des Herrn Dr. Pechuël-Loesche theils in der „Gartenlaube“, theils in einer eigenen Broschüre erfuhren. Es kommen dabei viele neue Thatsachen zur Sprache, sodaß die Schrift auch ein außergewöhnliches stoffliches Interesse besitzt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum Osterfest und zur Confirmation.

Die Bibel.

Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments.

Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

Mit Holzschnitten

nach Originalzeichnungen von E. Bendemann, J. Fischer, G. Jäger, F. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schubert, E. Steinle, A. Strähuber, F. v. Straßlendorf, L. Völlinger.

Dritte Auflage. 4. Geh. 15 M. Geb. in Lwd. m. Goldschn. 22 M., in Leder m. Goldschn. 30 M.

Pracht-Ausgabe. Geb. in Leder m. Goldschn. 36 M.

Diese mit gegen 250 Abbildungen illustrirte Bibel hat sich in den deutschen Familien wie in Kirche und Schule schon seit langer Zeit heimisch gemacht. Was den Werth der bildlichen Darstellungen betrifft, so genügt es darauf hinzuweisen, daß sie sämmtlich von deutschen Künstlern ersten Ranges herrühren, von Meistern im Gebiete der religiösen Malerei, die sich in die Geschichte der Heiligen Schrift mit ernstem Sinn vertieften und sie in gleichem Geiste, fern von der Sucht nach blendendem Effect, rein und wahr zur Anschauung brachten.

Die Bibel.

Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments.

Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

4. Geh. 10 M. Geb. in Lwd. 13 M., in Leder 16 M., in Leder m. Goldschn. 18 M., in Chagrinleder m. Goldschn. 20 M. und mit zwei silbernen Schließen 35 M.

Eine mit großen scharfen Lettern auf milchweißes Papier gedruckte, auch für schwache Augen ohne Anstrengung lesbare Bibel, die vornehmlich zum Gebrauch bei der Hausandacht geeignet und darum Hausbibel benannt ist.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von

Friedrich Adolph Strauß und **Otto Strauß.**

Zweite verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbilde in Stahlstich, 130 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karten.

4. Geh. 20 M. Geb. in Leinwand 24 M., mit Goldschnitt 28 M.

Prachtausgabe auf Velinpapier.

Mit 30 farbigen Stahlstichen, 112 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karten.

Geb. in Lwd. m. Goldschn. 40 M., in Leder m. Goldschn. 48 M.

Das in zweiter Auflage vorliegende reich illustrirte Prachtwerk bildet eine höchst werthvolle Ergänzung zu jeder Bibel, indem es den Schauplatz der Heiligen Schrift in landschaftlichen und Architekturbildern, in Trachten und Hantierungen vorführt und in dem erläuternden Text alles zusammenstellt, was durch Wissenschaft und Kunst für das Verständniß der Bibel nach dieser Seite hin bis auf die neueste Zeit erforscht und dargeboten wurde.

Auf vorherige Bestellung werden die obigen Werke auch in noch kostbarern Einbänden, in Sammt, Seide, mit silbernen oder goldenen Beschlägen ꝛc. zu angemessenen Preisen geliefert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum Osterfest und zur Confirmation.

Predigten und Andachtsbücher.

Predigten aus der Gegenwart

von

Carl Schwarz,

weil. Oberhofprediger u. Generalsuperintendent in Gotha.

Acht Sammlungen (Bände).

Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

Religiöse Reden und Betrachtungen.

Von

Adolf Hausrath,

Professor der Theologie in Heidelberg.

Zweite Auflage. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Akademische Predigten

von

Heinrich Holtzmann,

Professor an der Universität Straßburg.

Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ausgewählte Predigten

von

Clemens F. Brockhaus.

Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Die Religion im gemeinen Leben.

Predigt von

John Caird.

Fünfte Auflage. Geh. 60 Pf.

Aus den Papieren einer Verborgenen.

Von

Cäcilie Zeller.

Zweite Auflage. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 60 Pf.

Für stille Morgenstunden.

Von

Cäcilie Zeller.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Gedichte und Lieder.

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von

Julius Hammer.

30. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Jubelausgabe. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Fromme Lieder

von

Julius Sturm.

Erster Theil. Zehnte Auflage.

Zweiter Theil. Dritte Auflage.

Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.

Gott grüße dich!

Religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

Zweite Auflage.

Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Gedichte

von

Paulus Gerhardt.

Herausgegeben von Karl Goedeke.

Geb. m. Goldschn. 5 M.

Hausaltar.

Kirchenlieder in mehrstimmigem Tonsatz, der Hausandacht bestimmt.

Für das Pianoforte eingerichtet

von

Wilhelm Volckmar.

Zweite Auflage. Cartonnirt. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schriften von Oscar Schmidt,

gest. zu Strassburg 19. Januar 1886.

Descendenzlehre und Darwinismus.

Dritte Auflage. Mit 26 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 2. Band.)

Durch dieses bereits in dritter Auflage vorliegende Werk wird der Leser in den Stand gesetzt, über das vielverzweigte und verwickelte Problem der Abstammungslehre sowie über ihre Begründung durch Darwin sich vollständig zu unterrichten und alle Cardinalpunkte desselben zu verstehen. Professor Haeckel, der berühmte Verfasser der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", nennt das Buch eine der besten Darstellungen der gesammten Descendenztheorie und der damit zusammenhängenden Probleme und wünscht ihm die weiteste Verbreitung.

Die

Anwendung der Descendenzlehre

auf den Menschen.

8. Geh. 80 Pf.

Ein inhaltreicher Vortrag, welchen der Verfasser in der öffentlichen Sitzung der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Wiesbaden am 18. September 1873 gehalten und auf vielseitig geäusserten Wunsch in Druck gegeben hat.

Die

naturwissenschaftlichen Grundlagen

der Philosophie des Unbewussten.

8. Geh. 1 M. 80 Pf.

In dieser Schrift werden die naturwissenschaftlichen Anschauungen, die Eduard von Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewussten" und in andern seiner Schriften darlegte, einer gründlichen Prüfung und Beurtheilung unterzogen.

Die Säugethiere

in ihrem Verhältniss zur Vorwelt.

Mit 51 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 65. Band.)

Der Verfasser bezeichnet dieses neue Buch als eine Ergänzung seines bereits in dritter Auflage vorliegenden Werks „Descendenzlehre und Darwinismus", zugleich aber als ein für sich bestehendes Ganze, das die zerstreuten Forschungen auf diesem Gebiete der Thierkunde zum ersten male in übersichtlicher Form zusammenfasst. Naturforschern wie jedem Naturfreunde bietet die Schrift eine Fülle der interessantesten Anregung und Belehrung.

Soeben erschien:

Beiträge zur Descendenztheorie

und zur Methodologie der Naturwissenschaft.

Von

Hugo Spitzer,

Doctor des Philosophie und der gesammten Heilkunde, Docent der Philosophie an der Grazer Universität.

8. Geh. 12 M.

Mit diesem Werke übergibt der Verfasser dem wissenschaftlichen Publikum wie allen Gebildeten, welche sich für die wichtige Frage der Lebensentwickelung interessiren, die Resultate seiner eingehenden Untersuchungen über Descendenztheorie und Naturzüchtungsprincip, Teleologie und Selectionsprocess: Untersuchungen, an denen die Naturforschung und die Philosophie gleichen Antheil haben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Buch über Sprachenrechte schreiben, heißt sich hineinwagen in das Kampfgewühl des Tags, heißt Stellung nehmen zur Nationalitätenfrage, die nun einmal von der Sprachenfrage nicht zu trennen ist. Und wer hier eintritt, der muß, falls er Scheu vor Verketzerung hat, entweder Welf oder Waibling sein. Kann man in Oesterreich der nationalen Bewegung gegenüber sich auf eine höhere Zinne stellen als auf die der Partei?

Der Verfasser will es versuchen; nur von einem solchen Standpunkte aus seien die verschiedenartigsten Ansprüche gerecht zu beurtheilen. Durch eine kluge Rücksichtnahme auf die sprachlichen Ansprüche der einzelnen Völkerschaften ließe sich der gefährlichste Conflictsstoff beseitigen und allmählich die Beilegung des nationalen Streits herbeiführen. Es handle sich um die ehrliche Anerkennung unveräußerlicher Menschenrechte. So bringt denn der Verfasser zunächst die in andern Staaten rücksichtlich der Sprachenfrage herrschenden Rechtsbegriffe zur Darstellung; er gedenkt damit ebenso sehr einem allgemein wissenschaftlichen wie einem besondern patriotischen Interesse zu dienen, indem er ein Spiegelbild nicht nur der fremden Vorzüge, sondern auch der eigenen Irrthümer und Mängel vor das Auge der Politiker stellt. Das ist in allgemeinen Umrissen Zweck und Ziel des vorliegenden Werkchens. Im einzelnen werden nun die Verhältnisse bezüglich der Sprachenfrage in den Ländern Ostindien, Kanada, Capcolonie, Belgien, Schweiz, Finland, russische Ostseeprovinzen, Ungarn, Elsaß-Lothringen, Russisch- und Preußisch-Polen besprochen und bewiesen, daß bei der überwiegenden Mehrzahl derselben das Bestreben sich kundgebe, durch ein gesetzliches Ausmaß sprachlicher Berechtigung den nationalen Conflictsstoff möglichst zu beseitigen. Die zwei letzten Abschnitte handeln von dem böhmischen Sprachengesetz von 1871 und vom österreichischen Sprachenconflict. Seinen obenangedeuteten Standpunkt wahrt der Verfasser, wenn er schließlich sagt:

> Nur die Mäßigung, nur die Erkenntniß, daß selbst da, wo das Princip der Gleichberechtigung gilt, die völlige Gleichstellung nur bei Gleichbefähigung möglich ist, kann zu einer friedlichen, den Interessen der Gesammtheit wie der einzelnen Theile dienenden Lösung der nationalen Frage führen.

An bestimmten Hinweisen, wie die Lösung in einigen heiklen Punkten praktisch durchgeführt werden könnte, fehlt es nicht. Jene Mäßigung empfiehlt er wie den Deutschen, so ihren Gegnern an.

8. Aus den Mysterien des russischen Nihilismus. Aufzeichnungen eines ehemaligen Nihilisten. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 3 M.

Iwan Jegoroff, aus einem bessarabischen Städtchen gebürtig, erzählt hier seine Lebensgeschichte. Mit siebzehn Jahren kommt er, von einem Lehrer unterstützt — seine Aeltern sind gestorben —, nach Petersburg und tritt in die dortige Malerakademie ein. Kaum aber ist er dort, so fällt er auch schon den Nihilisten in die Hände und läßt sich ganz in ihr Netz ziehen. Er wird verführt, an Leib und Seele verdorben, macht alle ihre schändlichen Orgien mit und ist schließlich auch einer der Hauptmitwisser des Attentats, das dem Zaren Alexander II. das Leben kostete. Endlich ist er so heruntergekommen, daß ihm vor sich selber ekelt, und daß er den Entschluß faßt, sich in die Newa zu stürzen. Eben will er den Entschluß ausführen, da erscheint der deus ex machina in der Gestalt eines vornehmen Herrn. Der hält ihn zurück, nimmt ihn in sein Haus auf und widmet sich ihm und ähnlichen Unglücklichen, die Jegoroff in dessen Hause antrifft, mit vollster Hingebung bis zu seiner leiblichen, seelischen und geistigen Wiederherstellung. Jetzt lebt Jegoroff, vom Kaiser begnadigt, als Lehrer in einem kleinen südrussischen Dorfe, ernstlich darauf bedacht, durch ein neues Leben vergessen zu machen, was er gesündigt, und insbesondere die Jugend vor ähnlichen Verirrungen zu warnen und davon abzuhalten. Interessant ist namentlich die Geschichte der Verfolgungen, die er durchmachen mußte, sobald er der Polizei einmal als Nihilist bekannt war.

Das Werkchen ist in einfachem, leicht verständlichem Erzählerton gehalten. Unwillkürlich kommt einem indeß der Gedanke, dieser Jegoroff hat wol schwerlich gelebt, wenn auch das Lebensbild als solches gewiß auf manches Nihilistenleben passen mag; hätte er wirklich solche Geständnisse gemacht und solche Aufklärungen über Lehre, Tendenz, Nichtigkeit und Schlechtigkeit des Nihilismus in die Welt hinausgesandt, so hätten seine einstigen Freunde gewiß dafür gesorgt, daß er jetzt nicht mehr lebte. Wir haben es wol mit einer Tendenzschrift zu thun, die, von geschickter Hand entworfen, zur Aufklärung des Volks dienen soll. Das muß man insbesondere denken, wenn man hört, jener Herr, der Iwan Jegoroff vom Selbstmord abhält, sei der Leibarzt des Kaisers gewesen, der auf kaiserliche Weisung hin und mit kaiserlichem Gelde derartige Unglückliche zu retten suche, in Bäder schicke u. s. w., und wenn mit Emphase und mit fetten Lettern mitgetheilt wird, wie viel Gutes Unzähligen geschehe durch des jetzigen Kaisers Gnade, der darum Liebe, Treue, Anhänglichkeit und Verehrung vom geringsten seiner Unterthanen bis zum höchsten verdiene.

Natürlich soll mit unserer Vermuthung nicht gesagt sein, daß das Schriftchen nicht trotzdem wirksam und erfolgreich sein könne.

9. Parlamentswissenschaft. I. Die parlamentarische Taktik. Von Sigmund Figdor. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1885. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wie der Verfasser dieser Broschüre in der Vorrede sagt, ist bisher noch kein Versuch gemacht worden, die Lehre vom Parlament systematisch zu bearbeiten. Nunmehr soll dies in einer Reihe von Einzelschriften geschehen, deren grundlegende, „Die parlamentarische Taktik", hier vorliegt. Die Bedürfnißfrage müssen wir von Fachleuten beantworten lassen. Diese wird wol auch das Werkchen allein interessiren, ja wir gehen noch weiter und sagen: Fachmänner werden es überhaupt nur studiren und benutzen. Wie dies bei einer grundlegenden Arbeit nicht anders zu erwarten ist, enthält dieselbe zunächst nichts an-

deres als eine streng logische Zergliederung der in Frage kommenden Begriffe. Die parlamentarische Taktik wird bezeichnet als Wissenschaft von den Mitteln und Wegen, durch das Parlament möglichst vollkommene Normen zu erlassen oder Gesetze zu geben. Zu diesem Behuf wird eine Thätigkeit entfaltet, die sich in vier Theile zerlegen läßt. Diese heißen: Das Wollen; Das Gestalten; Das Erklären; Das Reihen. Die einzelnen Theile werden nun in einzelnen Büchern streng wissenschaftlich behandelt. Es herrscht ein trockener Ton in dem Vortrag, der stark an den Katheder erinnert.

Friedrich Henninger.

Belletristik.

1. Novellenmappe. Salon-Novellen von Heinrich Köhler. Dresden, Steffens. 1884. 8. 5 M.
2. Tagebuch aus Abbazia von Heinrich Noé. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Auf dem Watzmannshof. Roman von A. Dom. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 5 M.
4. Soldatenschicksal von Alfred de Vigny. Nach der 13. Auflage des französischen Originals übertragen von Johannes Karsten. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 8. 3 M.
5. Unter der harten Hand. Culturhistorisches Zeitgemälde von E. Diethoff. Mit einer Einleitung von Hans Ziegler. Stuttgart, Spemann. 1884. 8. 1 M.
6. Japanische Märchen und Sagen von David Brauns. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 8 M.

Die „Novellenmappe" von Heinrich Köhler (Nr. 1) enthält: „Wahlverwandt"; „Ein Irrthum"; „Im Tode getreu"; „Der Troubadour"; „Der neue Ekkehard."

Alle diese fünf Novellen durchweht ein Zug von sinniger Vertiefung in das Gemüthsleben. In der ersten entwickelt sich aus der Wahlverwandtschaft zweier Herzen ein Conflict, welchem das Leben des einen, vielleicht das Glück beider, zum Opfer fällt. Lucie Besserer ist mit dem Assessor Berg verlobt; ihr jugendlich beflügelter Geist, in der seligen Welt der Ideale lebend, hält dennoch vorsichtig die zu ungestümen Wünsche fern und sucht genügsam mit dem auszukommen, was die alltägliche Welt fordert. Der Doctor Alfred Regence, der Verfasser der letzten Novität im Schauspielhause, stößt dann das bedächtig aufgerichtete Glück des Assessors vom Piedestal und entführt Lucie — freilich nicht ohne die neidischen Götter zu erzürnen, denn ihn zerschellt ein Wurf des Geschicks. In der zweiten Novelle droht ein Irrthum das Liebesglück von zwei füreinander bestimmten Seelen zu vernichten. Dieser jagt sie gleich einem lachenden Dämon umher, vereinigt sie jedoch endlich: die Verlobung des Rittmeisters von Schilda und der Baronin Wally von Tornau bildet die abschließende Situation der Erfindung. Das Ganze ist flott erzählt. „Im Tode getreu" ist eine fast zu einfache Geschichte, welche von den armen hungerigen Pilgern handelt, bei deren Erscheinen die Welt vergeben war, wie Schiller berichtet, die jedoch, so oft sie kommen, den Himmel offen finden. „Der Troubadour" ist eine recht scherzhafte Erzählung, den schüchternen und doch nur zu selbstbewußten Männern, welche nicht zur rechten Zeit das Pförtlein des Glücks sich aufzuschließen wagen, zum Nutzen geschrieben. Im „Neuen Ekkehard" wird die Wahlverwandtschaft von einem andern Gesichtspunkt als in der ersten Novelle behandelt. Hier tritt als Klippe nicht die Prosa des Daseins, sondern die gewaltige Schranke auf, welche Rang und Stand aufrichten, und an dieser chinesischen Mauer rennt sich der arme getreue Ekkehard den Kopf ein.

Das „Tagebuch aus Abbazia" von Heinrich Noé (Nr. 2) erzählt von dem schönen Landstrich im südlichen Theil Istriens, der sich am Adriatischen Meere hinzieht. Der Verfasser rechtfertigt in einer Einleitung die Form, welche er seinen Aufzeichnungen gegeben hat:

> Die Gestalt eines Tagebuchs habe ich im allgemeinen beibehalten, weil sie mir anspruchslos vorkommt und den Leser mit den Erscheinungen der Jahreszeit und des Lebens vertraut macht. . . . Alles ist frisch — die Studien wurden nicht im Atelier aus- und eingearbeitet. Der Leser soll sich sagen können: „So ist das alles gesehen worden und so habe ich es vor mir."

Der Verfasser beseelt die Gegend, die er zwanglos schildert, mit einer Harmonie, welche seine von der Natur angeregte Stimmung erschafft. Weil er in sich die zart gebildeten und leicht widerhallenden Saiten einer dichterischen Leier hat, entlockt die leblose Natur ihm allenthalben eigenartige Klänge. Nicht Abbazia, das wirkliche, ist es, was er schildert, sondern das geträumte süße Land der Poesie, welches entsteht, sobald die Factoren, die dazu nöthig sind, erscheinen: eine vergeistigte Menschennatur und Licht, Luft, Sonnenschein, das starre stumme gleichgültig vegetirende Leben der Flur neu erweckend. Darum ist das Buch so interessant. Was ist uns Abbazia? Doch Noé macht eine Symphonie daraus, eine Dichtung, ein Bild, und so fesselt es uns, weil wir etwas darin wiederfinden, was wir auch einmal sahen und genossen. Noé's Schilderungen sind so durchathmet von Poesie, daß seine Prosa wie Verse ertönt. In dem Periodenbau seines Stils herrscht häufig ein Schwung wie in den Versen des Psalmisten vom Alten Testament. Z. B.:

> An den Thujen hängt gelber Blütenstaub, und die blauen Kelche des Sinngrün bedecken den Boden. Die Rosmarinsträucher haben noch ihre kleinen blauen Blumen wie im Winter, aber der verschönernde Gärtner hat sie, die einst den längsten Mann überragten, zusammengeschnitten, sodaß sie einer anständigen, gebändigten Hecke gleichen — gute Erziehung, der Schere folgsam. Dort hinter dem Lorber glühen Kohlen, so scheint es. Es sind aber Camellien, von der Sonne getroffen. Die Magnolie steht blätterlos da, aber weiß, wie angeschneit von den großen Blüten. Die Azaleen blühen, goldgelb und feuerroth die Scorpionswicke. Es ist unbestreitbar Frühling. O schönes Schweizerhaus, mein altes Lorbergefängniß — einst umblüht von Bigno-

nien, Glycinen — mit der dichten Weinlaube, mit den Zweigen des delphischen Baumes, die an die Stube hinanlangten ... was haben sie dir angethan. ... Weiter. Das Meer schlägt noch klar an die Felsen, drinnen auf dem Rinsplatz zwischen den japanischen Pfaffenkäppchen und den Thujen höre ich die alte Musik. Blätterlos neigt sich noch die Eiche, unter der ich einen Sommer hindurch arbeitete, über das Meer hinaus. Aber drüben steht ein mächtiger Bau. Dort war einst nur Rebengelände, Baumgarten, der Strand und das Geklipp war von Lorber beschattet. Jetzt ragen Mauern und es wimmelt von Gästen. Denkst du noch, unvergessener Freund, an die gastliche Herdflamme im Erdgeschoß des Schweizerhäuschens? Dort saßen wir so oft an Abenden des Lenzmonats zusammen, wenn unversehens noch irgendein Ausläufer des Winters verschlagen noch über diesen Strand hineilte. Denkst du der Abende, an denen wir uns gegen das Feuer drängten, nachdem wir uns am Tage der Sonne, der Blüten und des Vogelsanges gefreut hatten, jener Abende, an welchen es wie halb wehmüthige, halb frohe Ahnung durch die Frühlingswelt geht? Schon hat der am Himmel erschienene Arcturus den Lenz angesagt — der Schiffer aber kennt ihn als das „Schauer bringende" Gestirn. Weißt du noch, wie wir dort auf Schemeln und leeren Kisten saßen und uns, wenn die Thüre aufging, die auf den Rasenplatz hinausführte, auf dem die hohen Distelgewächse der Artischocken sich in den Rosmarin, unter die blühenden Kirschbäume hineingedrängt hatten, über die Vermengung des Scheins von unserm Herde mit dem Mondlicht freuten?

„Auf dem Watzmannshof" von A. Dom (Nr. 3) ist eine Familiengeschichte, und die Verfasserin gehört zu den nicht unbegabten Nachtreterinnen der E. Marlitt und anderer Dichterinnen der „Gartenlaube". Man merkt es an Einzelheiten des Romans, daß der Autor zum weiblichen Geschlecht zählt. Alles, was allgemein dem menschlichen Gemüthsleben entspricht, ist wahrscheinlich dargestellt; jedoch die äußerlichen Begebenheiten, die Zeichnung einiger nicht ganz landläufiger Charaktere scheitern an Uebertreibung. Die Verfasserin beherrscht die ihr zugänglichen Gebiete demnach sehr wohl; wo aber ihre Lebenserfahrung durch die ihrem Geschlecht social gezogene Schranke etwas eingeengt ist und sie sich auf ihre Phantasie verläßt, da werden ihre Gestalten carikirt.

Die Fabel nimmt ihren Ausgang von Mützelbach, einem „stattlichen Dorfe" im „fruchtbarsten Landstriche des Deutschen Reichs". Hier ist es der Watzmannshof, welcher dem beginnenden Roman zum Schauplatz dient. Die Verfasserin hat die Lehre sehr gut beherzigt, daß die ästhetische Wirksamkeit einer Erfindung von der Gruppirung des Stoffs abhängt. So fängt sie trefflich mit einer Scene an, worin die Hauptpersonen der Geschichte, ihre Eigenartigkeiten, ihre Charaktere scharf hervortreten, und in welche in dämmernden Umrissen der Conflict derselben hereinspielt. Der Watzmannsbauer, auf dessen Hof sich eine Posthalterei befindet, wo die Pferde der Durchreisenden gewechselt werden, erwartet mit seinen Kindern im Festschmuck den Landesvater; die Bäuerin liegt derweil im mit buntgeblümten Kattunvorhängen verzierten Himmelbett, weil das jüngste Kind, ein Bube, erst in der allerletzten Frist die Reihenfolge von sieben vorher geborenen Töchtern unterbrach. Von letztern ist das älteste ein „Feenkind", ein aus anderm Stoff als die übrigen gebildetes Wesen. Der König findet Wohlgefallen an ihrer lieblichen Erscheinung; er spricht dies aus gegen seinen Begleiter, den Baron von Torpaten, der vier Wochen später als Vertreter des Landesvaters auf dem Bauerhof bei der Taufe des Jüngsten, dem jener natürlich die Gevatterschaft zugesagt hat, erscheint mit einem silbernen Pokal als Pathengeschenk für den Buben, und mit einem goldenen Medaillon, welches das Bildniß des Königs trägt, für das „Feenkind", die kleine Sophie. Das bestimmt das Schicksal der Heldin, die, von ihren dem Bauernhof wenig entsprechenden Eigenartigkeiten fortgerissen, in mannichfache bunte Wirrsale geschleudert, dem Theater sich widmet, berühmt wird und endlich den Baron von Torpaten heirathet. Während die Glücksgöttin so zuerst im Bauernhof einkehrt, liegt die Wöchnerin, eine starrsinnige durch nichts von ihrem traditionellen Standpunkte zu bringende Bauernnatur, die Hände gefaltet unter der Bettdecke und folgt der Erzählung ihres Gatten von der Ehre, welche der König dem Buben zu erweisen gedenke, und von dem Erfolge der kleinen „Fieke" mit Interesse. Dann rechnet sie weiter, und ihr höchstes Facit bleibt die Verheirathung aller sieben Mädel an Bauerhofsbesitzer, damit dem Jungen nicht zu viel vom Hof genommen werde und er die Wirthschaft dereinst ungetheilt erhalte. Höheres erstrebt sie nicht für ihre Kinder, und für mehr sind die andern auch nicht geboren; aber über Sophie schwebt der Bethlehemsstern der Ideale, und sie macht den mütterlichen Bauerncalcül zu Schanden.

Das ist der Conflict der Geschichte, hier eine tüchtige, aber begrenzte Natur, dort eine hochgespannte alle Schranken durchbrechende Individualität. Sophie findet in dem Gatten nicht das Ende ihrer Schicksalsverwirrungen; sie geräth in Conflicte, die aus Familienverhältnissen hervorgehen, wird der Spielball von widrigen und traurigen Ereignissen, in denen ein Neffe des Gatten, ein von der Verfasserin etwas allzu schwarz dargestellter dämonischer Charakter, der deus ex machina ist. Endlich heirathet sie einen Professor Reinhard, der ihr Herz gewinnt, versöhnt sich mit ihrer Mutter und wird glücklich.

Auch der vom König mit der Gevatterschaft ausgezeichnete Knabe hat wunderbare Schicksale: er geräth nach Amerika und entwickelt sich dort zu einem echten Antipoden bäuerlicher Beschränkung; auch ihm gelingt erst nach vielen Querzügen die Gründung der seiner Eigenartigkeit entsprechenden Heimat. Diesem bunten und vielfach wechselnden Stoff weiß die Verfasserin durchweg künstlerische Gliederung zu geben — ein immerhin erwähnenswerther Vorzug.

„Soldatenschicksal" von Alfred de Vigny (Nr. 4), ein in Frankreich bereits in dreizehnter Auflage erschienenes und von Johannes Karsten übersetztes Buch, erfüllt den Leser mit einer gewissen Wehmuth. Auch die Literatur hat ihre Leichensteine; hier ist ein solcher. Innerhalb dieser Blätter lebt eine andere Welt als unsere heutige. Indem wir diese Reflexionen, diese Novellenstoffe durchfliegen, schaudert es einen wie vor den Schemen, die um

Morvens Hügel schweben. Wie viel ist schon begraben, überflügelt, vergessen worden! Einst erzwangen sich die Emotionen dieser kleinen reizend erzählten Geschichten Einlaß in die Seele; sie machten Eindruck, sie hatten eine Wirkung, sie lebten. Heute sind sie so todt wie die Mumie des Königs Ptolemäus Energetes II. Und was weiter? Eines Tags — und nicht fern — werden wir ebenso bleiern, so versteinert wie sie aus den Blättern irgendeiner Ecke der Literatur hervorsehen und den fröhlichen Bewohner der dann gegenwärtigen Welt erschrecken. Unser Jetzt ist eine schnell lebende Welt und überholt mit Eisenbahneile die eben vollendete Stunde.

Alfred de Vigny sendet seinen Erzählungen Reflexionen über den Soldatenstand voraus, die sich seltsam in einer Zeit ausnehmen, wo dieser in so hohem Ansehen steht. Er sieht in dem zur Maschine gewordenen kriegerischen Einzelwesen einen Unglücklichen, einen um seinen edelsten Besitz, das Selbstbestimmungsrecht, betrogenen Mann. Der Soldat ist ihm ein Märtyrer, der um eines Irrthums, einer Thorheit, eines Verbrechens willen abgeschlachtet wird; die Pflicht heißt der Fetisch, dem zu Liebe man ihm mordet. Alfred de Vigny sah das Vaterland von heute nicht; zu seiner Zeit war man zu kosmopolitisch, um das zu begreifen, was in unsern Jahrzehnten die Menge elektrisirt. Ihm ist die Welt nicht die von Grenzpfählen nach der Farbe abgetheilte Erde, und die Aufgabe der so gezeichneten, einer anders gezeichneten gegenüber sich todtschießen zu lassen, nicht ein Cultus, dem zu dienen ewigen Ruhm gibt — er ist ein internationaler Weltbürger, ein Träumer vielleicht, ein edler geistvoller Vorgänger der heutigen Zeit gewiß, der allerdings auch jetzt noch seine ihm beistimmende Minorität besitzen dürfte; darum ist dem Uebersetzer — der freilich die Grazie des Vigny'schen Stils, wie sie das französische Original zeigt, nicht immer erreicht und öfter mit seinem Periodenbau unverständlich, verworren wird — die Wiedereinführung des Buchs gern verziehen.

„Unter der harten Hand" von E. Diethoff (Nr. 5), ein Band der Collection Spemann, ist mit einer Einleitung von Hans Ziegler, dem bekannten Essayisten in Stuttgart, versehen. Diese enthält einige geschichtliche Thatsachen, welche dem Roman zu Grunde liegen. Vielleicht ist eine Aufzählung der Ursachen, welche den Einfall der Franzosen in die Pfalz herbeiführten — um diesen handelt es sich in „Unter der harten Hand" —, nur eine Art Kriegslist, eine Form für die Einführung der Verfasserin, die noch unbekannt zu sein scheint. Sie bedurfte übrigens keines Chaperons, denn sie ist eine sehr tüchtige Schriftstellerin und ihr Werk stellt sich den bessern historischen Erzählungen unserer Tage ebenbürtig an die Seite.

Ziegler sagt in der erwähnten Einleitung:

> Für die Leser, die sich für die wirklichen, im Roman meist nur flüchtig skizzirten Vorgänge jener traurigen Jahre, in denen durch Verwüstung jenes herrlichen Bauwerks, des heidelberger Schlosses, von welscher Hand dem deutschen Volk ein Schlag in das Gesicht versetzt wurde, orientiren möchten, will ich einige interessante Daten nach überlieferten Quellen zusammentragen.

Auch in objectiv künstlerischer Hinsicht jedoch ist dem Stoff, wie uns scheint, keine Erweiterung der nur „skizzirten Vorgänge" nöthig. Geschichte und Roman streben bekanntlich nach verschiedenen Wirkungen und wenden dazu verschiedene Mittel an. Die erstere reiht die Thatsachen aneinander, und „interessante Daten" müssen ihr, um jene eindrucksfähiger zu machen, sehr willkommen bleiben. Die andere stellt die Geschichte dar, sie gibt dieselbe als Erlebniß, sie beseelt die Factoren, sprengt ihre Gruft, reißt sie empor, zeigt ihren Herzschlag, ihre Physiognomie, setzt an die Stelle der schattenhaften pragmatischen Zeichnung und Nutzanwendung die Bestandtheile des Daseins, das Colorit der Stunde, das Costüm des Augenblicks. Von dergleichen kann man nicht sprechen, ohne an Lessing zu denken. Insofern ein Kunstwerk sich mit einem historischen Stoff befaßt, enthebt es diesen der Verpflichtung, wahr zu sein; nur wahrscheinlich muß er in der Darstellung hervortreten. Die Welt des Scheins, welche die der poetischen Erfindung ist, hat es nicht mit der historischen, sondern mit der menschlichen Wahrheit zu thun.

Die Verfasserin versteht in ihrem „Unter der harten Hand" das künstlerische „Es werde"! sehr wohl. Aus dem Chaos treten knapp, farbensatt und lebendig die Gestalten hervor, und der Leser liest ihren Roman mit vielem und warmem Interesse. Sie bedarf nirgends einer Zurechtrückung ihres Stoffs, denn es gelingt ihr, ein Bild jener traurigen Zeit zu geben, wie es packender und interessanter nicht gedacht werden kann.

„Japanische Märchen und Sagen" von David Brauns (Nr. 6) ist eine Sammlung gut gegliederter Sagen des eigenartigen ostasiatischen Culturvolks, die in ethnographischer Beziehung recht verdienstvoll erscheint. Der Verfasser führt sie mit einem Vorwort ein, das sich in fesselnder Weise über ihren Werth in objectiver und subjectiver Hinsicht verbreitet. Er lebte längere Zeit in Tokio, eignete sich die Sprache des intelligenten Volks an und sammelte dann, mit echt germanischem Fleiße alles erfassend, ergründend, klassificirend, diese Gestaltungen der regen Phantasie eines uns fremden und doch menschlich nahe stehenden Volksgeistes. Das Buch ist dem Andenken der Brüder Grimm gewidmet. Wie diese in die Tiefen der naiv producirenden Seele hinunterblickten und damit die individuelle deutsche Art befestigten, so bringt auch Brauns mit seinen japanischen Sagen ein Material ans Licht, das psychologisch jenes seltsame Seelengebiet anderer Anschauungen, anderer Abstammung und anderer Geschichte abrundet und deutlicher macht.

Das sehr werthvolle Buch dürfte in vielfacher Beziehung brauchbar sein, nicht blos für den Leser, der Unterhaltung sucht, sondern auch für den Forscher, der die Verwandtschaft der Völker in ihren Lebensadern, in ihrer Sitte, ihrer Religion, ihrer Moral zum Gegenstand seines Studiums macht.

Lina Vagt.

Religiöse Literatur.

1. Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. Von Wilhelm Bender. Bonn, Cohen u. Sohn. 1886. Gr. 8. 6 M.
2. Die echte Bibel und die falsche. Von C. Radenhausen. Hamburg, O. Meißner. 1885. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Freier Glaube. Religiöse Blätter für protestantische Christen. Von J. R. Hanne. Hamburg, Seippel. 1885. Gr. 8. 2 M.
4. Im Jenseits. Von Elisabeth Stuart Phelps. Aus dem Amerikanischen. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Leipzig, Lehmann. 1885. 8. 3 M.

Die Reihe der religionsphilosophischen Schriften, die sich mit der Frage nach Ursprung und Wesen der Religion beschäftigen, ist mit dem Buche „Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung" von Wilhelm Bender (Nr. 1) um eine neue vermehrt worden, deren Meinung um so mehr wird gehört werden müssen, als sie sich aus Schleiermacher'schen und Kant'schen Grundgedanken herleitet, wenngleich sie den Anspruch erhebt, zur Erklärung des religiösen Phänomens mehr zu leisten als die Theorien jener beiden Männer. Nach der Bender'schen Hypothese bethätigt sich in der Religion der Glückseligkeitstrieb des Menschen, der in dem Kampf um das Dasein das Lebensideal, das er sich gebildet, um jeden Preis gerettet sehen möchte und nach Garantien sucht, die ihm die Erreichung desselben gewährleisten. Wir können es uns nicht versagen, eine Stelle aus dem Buche anzuführen, die seine Ansicht deutlich ausspricht:

> Mag es sich um ein zeitliches oder ewiges Lebensideal, mag es sich um die Glückseligkeit der Person oder der Gattung handeln — die religiöse Action stellt sich hier und dort ein, wo der Mensch bei Verfolgung seiner Lebensinteressen auf Hemmnisse stößt, deren Ueberwindung außerhalb seines Machtbereichs liegt. Die praktische Religion ist immer der Versuch, die menschliche Ohnmacht zu compensiren und die Uebel, welche die menschliche Lebensentwickelung durchkreuzen, aufzuheben oder — wo diese Versuche mislingen — den Menschen durch den Verweis auf die fortschreitende Weltbeherrschung der menschlichen Gattung einerseits, sowie durch eine zu erhoffende jenseitige Seligkeit seiner Person andererseits zu entschädigen.

Bei dieser Ansicht der Dinge wird es jedoch utcht hinreichend klar, ob der fromme Wunsch, der den Menschen zur Bildung der Religion treibt, einen realen Hintergrund hat. Wir wollen noch einige Sätze aus dem Buche anführen, die uns mit dem hier entwickelten System vertrauter machen werden. Nicht die Frage nach Gott ist die centrale Frage der Religion, sondern die Frage nach der Bestimmung des Menschen. Moral und Cultur sind nicht von der Religion erzeugt, sondern gehen ihr stets voran und folgen eigenen Gesetzen; die Religion selbst hat keine andern Interessen als sie; nur ihre Bethätigung ist eine verschiedene. Die religiöse Weltanschauung ist immer der Reflex der praktischen Lebensrichtung des Menschen und verändert sich mit der Vorstellung vom Lebensideal. Uns scheint die Weltanschauung der Bender'schen Hypothese ein religiöser Optimismus zu sein, der von dem Darwinismus nicht unberührt geblieben ist; aber wir können nicht zugeben, daß mit dem Eudämonismus, dem sie das Wort redet, das Wesen der Religion erschöpft sei.

C. Radenhausen, der in zwei voraufgegangenen Schriften: „Isis" und „Osiris", den Entwickelungsgang der Menschheit und der Erdbildung besprochen, auch eine polemische Schrift mit dem paradoxen Titel „Christenthum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre" veröffentlicht hat, enthüllt sich in seiner neuesten Publication: „Die echte Bibel und die falsche" (Nr. 2), als einen ausgesprochenen Antisemiten, nur daß er viel gründlicher zu Werke geht als seine judenfeindlichen Gesinnungsgenossen. Er wendet sich nicht gegen das geschäftliche Treiben der Kinder Israel, sondern greift ihre religiöse Urkunde, das Alte Testament, an, und der catonische Spruch, den er unermüdet wiederholt, lautet auf völlige Beseitigung derselben. Nach seiner Ansicht würde es ein großer Gewinn für die Menschheit gewesen sein, wenn die Verwüstungen des Alterthums alles verschlungen hätten. Stärker ist die Abneigung gegen das Alte Testament vielleicht noch nie ausgesprochen worden. Er schießt doch wol über das Ziel hinaus. Gerechte Beurtheiler haben immer noch die Hebräer das classische Volk der Religion genannt, und es heißt allzu rauh ihnen auch den letzten Lorber entreißen, wenn, wie hier, behauptet wird, daß sie in keiner wesentlichen Richtung etwas Eigenthümliches besessen oder hervorgebracht hätten, auch nicht in der Religion. Im übrigen darf die Tendenz des Buchs nicht falsch verstanden werden; dasselbe ist kein religionsfeindliches, im Gegentheil, es arbeitet im Interesse des Christenthums und will dasselbe nur vor schädlichen Einflüssen bewahren.

Die Schrift „Freier Glaube. Religiöse Blätter für protestantische Christen" von J. R. Hanne (Nr. 3) ist bereits im „Deutschen Protestantenblatt" veröffentlicht gewesen und hier nochmals zusammengestellt, um sich einen weitern Leserkreis zu suchen. Ihren Standpunkt bezeichnet der Verfasser als den des undogmatischen schlichten Christenthums Christi, den er schon früher in einer kleinen Schrift „Die Bedeutung des kirchlichen Liberalismus" besprochen hat. Wer den Wein nicht nach dem Etikette und die Frömmigkeit nicht nach der theologischen Richtung beurtheilt, wird hier einen Mann finden, dem das Herz warm schlägt für die Sache des Christenthums und der an den Sieg der christlichen Ideen mit Ueberzeugung glaubt. Allerdings ist seine Auslegung der biblischen Schriften eine freisinnige und vielfach eigenthümliche; wer daran Anstoß nimmt, möge sie dahingestellt lassen; er wird des Guten immer noch genug in dem Buche finden, das edle Gedanken in gewählter Form bringt.

In dem Buche „Im Jenseits" von Elisabeth Stuart Phelps (Nr. 4) finden wir ein Gegenstück zu

den bekannten und vielbesprochenen „Briefen aus der Hölle" eines dänischen Theologen (s. auch Nr. 34 d. Bl. f. 1884). Für diejenigen, die etwa dem Buche ein stoffliches Interesse entgegenbringen und von ihm positive Aufschlüsse über das Jenseits erwarten, wollen wir kurz den Gang der Erzählung skizziren. Eine Dame in Nordamerika, vierzig Jahre alt, unverheirathet, erkrankt an Gehirnentzündung und stirbt am funfzehnten Tage der Krankheit, wie sie uns selbst berichtet. In ihrer Sterbestunde erscheint ihr der Geist ihres Vaters, der sie in das Jenseits einführt. Was sie hier sieht und erlebt, bildet den Inhalt der Erzählung. Da, an einem Wendepunkte ihrer jenseitigen Erlebnisse, erwacht sie auf ihrem Krankenlager zu neuem Leben, und es zeigt sich, daß sie dreißig Stunden im Starrkrampf gelegen. Wir werden uns gegen die Offenbarungen und Gesichte einer Gehirnkranken von vornherein ein wenig skeptisch verhalten dürfen, und das um so mehr, als ihre Aussagen über das Jenseits keineswegs eine Reproduction biblischer Anschauungen sind; trotz der religiösen Färbung, die das Buch zeigt, könnte es ebenso gut von einem Spiritisten geschrieben sein. Wenn nun auch eine verzeihliche Neugier nach Enthüllungen über unser Leben nach dem Tode in dem Buche nicht ihre Rechnung findet, so wird sich unser Urtheil wesentlich anders gestalten, wenn wir es als einen Roman aus dem Jenseits nehmen. Da dürfen wir der Verfasserin ein ungetheiltes Lob zuerkennen. Ist sie auch weniger begabt als der Verfasser der „Briefe aus der Hölle", so bleiben wir hier auch vor den Ausschreitungen dieses Talents bewahrt. Ihr Buch zeichnet sich durch Reinheit der Gesinnung, Zartheit der Empfindung und einen nicht gewöhnlichen Reichthum an Phantasie aus.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Daß der Dichter von „Mein Leopold" und „Doctor Klaus", der schon die Schwenkung vom berliner Volksstück mit Gesang zum gesanglosen Conversationslustspiel durchgemacht hat, auch als Tragödiendichter auftreten würde, war eine Ueberraschung für das berliner Publikum, welches indeß das romantische Trauerspiel von L'Arronge: „Lorelei", nicht mit ungetheiltem Beifall aufnahm, so glänzend die Ausstattung und so vorzüglich das Spiel der Darsteller war. Dem Stücke, das einen romantischen Sagenstoff behandelt, dessen Handlung im Mittelalter spielt, fehlt vor allem die Einheit der Handlung, die sich nach verschiedenen Seiten hin zersplittert. „Wir wissen nicht", sagt der Kritiker der „National-Zeitung", „wohin wir mit unsern Sympathien sollen, denn jeden Augenblick werden sie für etwas anderes in Anspruch genommen, bald für den Loreleiwahnsinn, bald für das Seelenleiden des Bruders Philippus, der eigentlich auf dem Throne seiner Väter sitzen mußte, und in demselben Momente, als er die Priesterweihe empfängt, auch zur Herrschaft gelangt, bald endlich für eine gar nicht motivirte und vorbereitete Eifersuchtstragödie zwischen dem Grafen und einem Maler, welcher dessen Gattin auf einem Altarbilde dargestellt hat. Der vierte Act, ein wildes Hinundher, endigt mit der Befreiung des Grafen aus dem Gefängniß." Andere Kritiker rühmen den dramatischen Nerv, besonders in einzelnen Scenen des zweiten Acts, der dem Talent des Autors auch auf diesem Gebiete ein günstiges Zeugniß ausstelle. Alle aber sind darin einig, daß sich das Stück in der zweiten Hälfte in ein Ausstattungsstück verflüchtige, bei welchem der decorative Zauber eine Hauptrolle spiele; ja es fehlt auch nicht an Anklagen, welche den Director des Deutschen Theaters tadeln, daß er dasselbe auf ein Niveau mit dem Victoriatheater gestellt habe. Das Publikum scheint indeß an den bunten Schaustellungen dieser „Lorelei" und ihrer scenischen Romantik Geschmack zu finden, denn das Stück behauptet sich auf dem Repertoire des Deutschen Theaters.

— Das Schauspiel von Alexandre Dumas: „Denise" hat am wiener Burgtheater keinen Erfolg gehabt; wir berichteten schon über das Stück, als es am hamburger Stadttheater gegeben worden war. Alexandre Dumas war bisher der Burg ein Fremdling: auch Laube hat nicht gewagt, den Versuch mit einem Dumas'schen Stück zu machen. Die Art und Weise, wie dieser Autor seine socialen Probleme anfaßt, hat etwas Sanglantes; das Blut das Kreolen, das in ihm pulsirt, mag seine Vorliebe für das Grelle und Gewaltsame erklären. Das Burgtheaterpublikum ließ sich Hebbel's „Maria Magdalena" gefallen, trotz einer Heldin, die sich in interessanten Umständen befindet, in einer in dramatischer Hinsicht unzulässigen pathologischen Situation; aber sie geht tragisch unter, und das Motto des Stücks bleibt der Ausspruch des Secretärs: „darüber kann kein Mann hinweg". In „Denise" wird das alles auf den Kopf gestellt: André setzt sich über diese Antecedentien weg und das Stück findet einen versöhnlichen Ausgang, indem Denise seine Gattin wird. Die Beispiele einer derartigen Toleranz in den Kreisen der Gesellschaft sind nicht gerade selten; aber als aufdringliches Dogma will man dies nicht gerade auf der Bühne glorificirt sehen. Auch fehlt dem Stücke vielfach innere Wahrheit, welche der dramatischen Mache aufgeopfert ist.

— Paul Heyse cultivirt jetzt die dramatischen Einacter mit großem Fleiß, und zwar nicht blos die heitern Bluetten und Proverbes, sondern auch die ernsten Schauspiele in einem Aufzuge. Er hat sich mit diesem Genre eine Specialität geschaffen und schon am Deutschen Theater in Berlin nachhaltige Erfolge davongetragen. Neuerdings sind seine Dramolets „Frau Lucretia" und „Ehrenschulden" auch am münchener Hoftheater mit großem Beifall gegeben worden. Weniger Erfolg hatte „Die Hochzeit auf dem Aventin" in Frankfurt a. M.

— Das Schauspiel „Treu dem Herrn" von Richard Voß, dessen Inhalt wir schon früher hier angaben, ist am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen. Die Kritik erkennt das eigenartige Talent des Verfassers an, macht aber mancherlei Ausstellungen an der Motivirung der Handlung.

— Die Operette „Der Zigeunerbaron" von Johann Strauß hat am Theater an der Wien einen sehr schönen Erfolg davongetragen und ist nun auch in andern Städten, wie in Berlin und Leipzig, gegeben worden. Nach einem Motiv des ungarischen Dichters Jókai hat ein Autor, Schnitzer, den Text gedichtet, der an der blauen Donau, theils wegen der nahen Beziehung zu dem zigeunerreichen Transleithanien, theils wegen der patriotischen Gefühle, welche der Einmarsch siegreicher österreichischer Truppen, die vom Feldzug aus der Iberischen Halbinsel heimkehren, bei den Wienern hervorruft, bei weitem größere Sympathien erwecken muß als an deutschen Theatern. Der Text ist sehr undramatisch, ohne rechte Entwickelung und Spannung

und die Handlung erlahmt im letzten Acte, der nur ein Kehraus mit Parademarsch und sonstigen Schauscenen ist, vollständig. Mit dem Textbuch des „Bettelstudent" verglichen, der eine wahrhaft dramatische, bis zum Schluß spannende Handlung enthält, steht der Text des „Zigeunerbarons" weit zurück. Einzelne barbarische Verse und witzhaschende Trivialitäten des Dialogs gereichen ihm nicht zur Zierde. Der Componist der „Fledermaus" wagte diesmal mit seinen musikalischen Schwingen einen höhern Flug. Vieles im „Zigeunerbaron" erinnert an die komische Oper; einzelne Duette und Finales, auch ein künstlerisch fein ausgeführtes Quintett sind aus dem Bereiche der Operette herausgewachsen. Die ungarische Zigeunermusik in ihrer Eigenart gibt der Operette eine bestimmte Physiognomie, die sie von andern Erzeugnissen dieser Kunstgattung unterscheidet. Strauß hat einige wilde Ensembles componirt, in welchem dramatische Action, Tanz und Lied sich in berauschenden Rhythmen ablösen; doch der letzte Act, arm an Handlung und Spannung, lähmte auch seinen musikalischen Aufschwung. Die farbenbunten Genrebilder mit einer oft glücklichen musikalischen Illustration werden der Operette einen vorübergehenden Erfolg verschaffen: mit dem „Bettelstudent" wird sie nicht wetteifern können, und das ist nicht die Schuld des wiener Maëstro. Auch eine Operette muß ein festes dramatisches Rückgrat haben — und gerade das fehlt dem „Zigeunerbaron".

— Victor Neßler's „Trompeter von Säkkingen", welcher die Runde über fast alle deutschen Bühnen gemacht, ist nun auch an der wiener Hofoper zur Aufführung gekommen, unter enthusiastischem Jubel des Publikums, während die Kritik in merkwürdigem Widerspruch mit der vox populi sich sehr ablehnend verhält, die Reminiscenzen und Banalitäten, die Liedertafelmusik rügt und nur in dem durcheomponirten Dialog ein modernes dramatisches Element findet, das an Gounod und Wagner erinnere.

Bibliographie.

Baier, J., Die Naturehe in ihrem Verhältnis zur paradiesischen, vorchristlichen und christlich-sakramentalen Ehe. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Bar, L. v., Cavour. Eine historisch-politische Skizze. Berlin, H. S. Hermann. Gr. 8. 75 Pf.

Bastian, A., Die Seele indischer und hellenischer Philosophie in den Gespensteru moderner Geisterseherei. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 M.

Berger, A. Freih. v., Raumauschauung und formale Logik. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M.

Philosophische Bibliothek. 314tes u. 315tes Hft.: Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Von F. Kirchner. 1ste u. 2te Lfg. Heidelberg, Weiss. 8. 1 M.

Bliedner, A., Karl Volkmar Stoy und das pädagogische Universitätsseminar. Leipzig, Reichardt. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Bothwell, Julie v., geb. Loewe, Thomas der Rhymer. Loewe'sche Ballade aus dem Altschottischen. Studie. Mit einem Vorwort von M. Runze. Berlin, C. Duncker. 1885. 8. 60 Pf.

Böhmert, V., Der Pfarrer von Roßwein. Ein Lebensbild. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Crowe, J. A., und G. B. Cavalcaselle, Raphael, sein Leben und seine Werke. Aus dem Englischen übersetzt von C. Aldenhoven. 2 Bde. Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig, Hirzel. 1885. Gr. 8. 14 M.

Duncker, M., Geschichte des Alterthums. Neue Folge. 2ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 M.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Zweite Section. H—N. Herausgegeben von A. Leskien. 38ster Thl. Leipzig, Brockhaus. 1885. Gr. 4. 11 M. 50 Pf.

Enzberg, E. v., Kadettenlust, Kadettenleid. Humoristisches Tagebuch in Reimen aus Bensberg, Berlin und Lichterfelde. Stuttgart, Lutz. 12. 1 M. 20 Pf.

Epigramme von Logau redivivus, mit einer Original-Zeichnung von O. Seitz. München, Palm. 8. 1 M. 50 Pf.

Eschner, Adele, Unter schattigen Bäumen. Ein Idill. Rostock, Hinstorff. 8. 1 M.

Fliedner, F., Blätter und Blüten. Heidelberg, C. Winter. 12. 3 M.

Fraknói, W., Ungarn vor der Schlacht bei Mohács (1524—1526.) Auf Grund der päpstlichen Nuntiaturberichte. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von J. H. Schwicker. Budapest, Lauffer. Gr. 8. 6 M.

Godefroy, Reminiscenzen. Gedichte. Leipzig, Barsdorf. 8. 3 M.

Hackland-Rheinländer, E., Van de Waterkant bit an de Alpenwand. Die Dialect-Dichter der Gegenwart. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1885. 12. 4 M.

Haendcke, B., Berthold Furtmeyer. Sein Leben und seine Werke. Hamburg, Haendke u. Lehmkuhl. 1885. 8. 2 M.

Heinzelmann, W., Wie ist der Religions-Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu erteilen, damit derselbe seine erziehliche Aufgabe nicht verfehle? Vortrag. Leipzig, Teubner. 1885. Gr. 4. 60 Pf.

Hertz, W., Spielmanns-Buch. Novellen in Versen aus dem 12. und 13. Jahrhundert, übertragen von W. H. Stuttgart, Kröner. 8. 6 M.

Heusenstamm, T. Graf v., Maske und Lyra. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 M.

Hobrecht, M., Hutten in Rostock. Rathenow, Haase. 8. 2 M.

Holzhausen, F. v., Sorathi. Epische Dichtung in 12 Gesängen. Leipzig, Brauns. 8. 2 M.

Ibsen, H., Gedichte. In deutschen Nachbildungen von H. Neumann. Wolfenbüttel, Zwißler. 12. 1 M. 80 Pf.

Jüngst, A., Der Tod Baldurs. Episches Gedicht. Paderborn, F. Schöningh. 12. 1 M. 50 Pf.

Kingsford, Anna, Unwissenschaftliche Wissenschaft. Guben, Koenig. 1885. 8. 30 Pf.

Kingsley, C., Aus der Tiefe. Worte für die Betrübten. Uebersetzt von Anna v. Köckritz. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M.

Königsbrunn-Schaup, F., Der Mond. Ein Gedicht. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Koppmann, K., Aus Hamburgs Vergangenheit. Kulturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten. 1ste Folge. Hamburg, Voß. Gr. 8. 6 M.

Krause, K. C. F., Reine allgemeine Vernunftwissenschaft oder Vorschule des analytischen Haupttheiles des Wissenschaftgliedbaues. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Kuhač, F. S., Südslavische Volkslieder. Aus der Sammlung von K. übertragen von E. Harmening. Jena, Mauke. 8. 1 M. 80 Pf.

Kurth, O., Landulf der Aeltere von Mailand. Ein Beitrag zur Kritik italiänischer Geschichtschreiber. Halle, Niemeyer. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Lammers, Mathilde, Hausbackenes. Bremen, Roussel. 8. 2 M.

Löber, R., Die beste aller Welten. Ein Wort gegen phantastische Glückseligkeit und Unzufriedenheit. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 2 M.

Löher, F. v., Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde. 2ter Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Lotze, H., Kleine Schriften. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. 1885. Gr. 8. 6 M.

Maaß, G., Der Einfluß der Religion auf das Recht und den Staat. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 5 M.

Mainländer, P., Die Philosophie der Erlösung. 2ter Bd. 12 philosophische Essays. 5te Lfg.: Kritik der Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten. Frankfurt a. M., Koenitzer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Mann, F., Grundzüge einer Undulationstheorie der Wärme. Durch Anwendung elementarer Mittel dargestellt. Neue Bearbeitung. Würzburg, Stahel. 1885. Gr. 8. 1 M.

Martin, K., Dewin und Hammersee. Eine heimathliche Sage in Versen. Prag, Dominicus. 12. 1 M. 60 Pf.

Mathé, Bertha, geb. Hüffell, Lebenswege. Geschichte zweier Pensionsfreundinnen. Für erwachsene Töchter erzählt. Karlsruhe, Reuther. 8. 3 M. 25 Pf.

Maurice, F., Leben von Frederick Denison Maurice. Nach dem Wortlaut seiner eigenen Briefe erzählt von seinem Sohne. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Maria Sell. Darmstadt, Bergsträßer. 1885. Gr. 8. 8 M.

Meyer, M. W., Die Königin des Tages und ihre Familie. Unterhaltungen über unser Planetensystem und das Leben auf anderen Erdsternen. Mit einem Titelbild und 3 Text-Illustrationen. Teschen, Prochaska. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Migault, J., Tagebuch oder Leiden einer protestantischen Familie aus dem Poitou vor uud nach der Aufhebuug des Edictes von Nantes. Zur Feier der 200jährigen Wiederkehr des 29. October 1685, des Tages des Edictes von Potsdam, aus dem Französischen übersetzt uud herausgegeben von J. L. Mathieu. Berliu, Plahn. 1885. Gr. 8. 1 M.

Mitregenten und fremde Hände in Deutschland. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 60 Pf.

Möller, F., Biographische Notizen über die Offiziere, Militärärzte und Beamten der ehemaligen Schleswig-Holsteinischen Armee und Marine, herausgegeben nach Aufzeichnungen des verstorbenen k. preuß. Major Lübeck und im Auftrage der Versammlung Schleswig-Holsteinischer Offiziere und Beamten, Altona, den 4. Juli 1884. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1885. Gr. 8. 2 M.

Novellen einer Pastorwitwe und Pensionsmutter. Herausgegeben von der Verfasserin. Freiburg a/U., Keller. 12. 2 M.

Platter, J. C., Josef Eisenstöcken. Ein Lebensbild aus dem Jahre 1809. Meran. Jandl. 1885. 16. 60 Pf.

Ranke, L. v., Weltgeschichte. 6ter Thl. in 2 Abthlgn. Zersetzung des karolingischen, Begründung des deutschen Reiches. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885. Gr. 8. 17 M.

Rudolf, M., Für wen? Gedichte. Leipzig, Baldamus. 12. 4 M.

Schröder, R., Glaube und Aberglaube in den altfranzösischen Dichtungen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Mittelalters. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Schwebel, O., Hier gut Brandenburg alleweg! Eine märkische Geschichte aus dem Zeitalter der Reformation. Frankfurt a/O., Trowitzsch u. Sohn. 1885. 8. 2 M. 40 Pf.

Seeler, Geschichte des 1. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 17 vom 6. November 1819 bis 1. Januar 1885. Mit 5 farbigen Kunstbeilagen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1885. Lex.-8, 7 M. 50 Pf.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. 26ster Bd.: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert von H. v. Treitschke. 3ter Bd. Bis zur Juli-Revolution. Leipzig, Hirzel. 1885. Gr. 8. 10 M.

Taylor, G., Elfriede. Eine Erzählung. Leipzig, Hirzel. 1885. 8. 6 M.

Wobeser, H. von, Henry M. Stanley und Dr. Pechuël-Loesche. Leipzig, Brockhaus. 8. 80 Pf.

Zwei Monate in Spanien. Reisetagebuch von Th. v. K. Wiesbaden, Rodrian. 1885. 8. 5 M.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hetsch, Albert. Mit einer Einleitung von Bischof **Perraud** von Autun, Mitglied der französischen Akademie. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Mit Hetsch's Bildniß. 8. (XXXVI u. 508 S.) 5 M.; geb. in Leinwand mit Lederrücken 6 M. 60 Pf.

Dieses Werk ist die Biographie eines deutschen Protestanten, welcher in Tübingen die Strauß-Hegel'sche Philosophie studirte und die Medicin, Assistenzarzt am Katharinenspital in Stuttgart wurde, dann, von der Regierung entsandt, um die Pariser Spitäler zu besuchen, nach Frankreich kam, der Reihe nach aus einem Pantheisten ein Deist, Christ, Katholik, Priester, Director des Seminars von Orléans, Generalvikar des Bischofs Dupanloup und — ein Heiliger wurde. Er verdient also eine Biographie und seine Biographie verdient Leser.

Die „Allgemeine Zeitung"
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 40 bis 46.

Der Bukarester Friede und die Balkanstaaten. — Ein neuester Justizgesetzentwurf. — Deutscher Reichstag. — Eine fürstliche Studienreise. — Militärische Rückblicke auf das Jahr 1885. (II.) Mehr Licht über den dunklen Erdtheil. Von W. Götz. — Ralph Waldo Emerson. Von E. P. Evans. (IV.) — Capri. Von Dr. R. Schöner. (XI. Schlußartikel.) — Die Vornamen der Bürger und Bauern in Schlesien. Von E. Wernicke. — Ein Schöngeist in der Sontane vor hundert Jahren. — Die Correction des deutschen Oberrheins. Von O. Ammon. (I/II.) — Pariser Kunst. — F. Bodenstedt: „Neues Leben". Von G. Ebers. — Der erste Atlas der gesammten Weltgeschichte. Von H. Blum. — Wiener Briefe. (CXCVI.) Das Personenporto. (Schluß.) — Der Außenhandel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Das Petroleum vom Tegernsee.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren des Generals U. S. Grant.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen.

In zwei Bänden.

Erster Band. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Neueste Romane

der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Rosenthal-Bonin, H., Das Haus mit den zwei Eingängen.
Geheftet 5 M.; fein geb. 6 M.

Suttner, A. von, Der Lattono.
Geheftet 5 M.; fein geb. 6 M.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Samarow, Gregor, Schwere Wahl.
4 Bde. Geheftet 15 M.; fein geb. 17 M.

Vosmaer, K., Amazone. Mit einem Vorwort von **Georg Ebers.** Geheftet 5 M.; fein geb. 6 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanley
und
Dr. Pechuël-Loesche.

Von **H. von Wobeser.**

8. Geh. 80 Pf.

Eine unparteiische Würdigung der Bemängelungen, welche Stanley's Berichte über die Verhältnisse am Kongo von seiten des Herrn Dr. Pechuël-Loesche theils in der „Gartenlaube", theils in einer eigenen Broschüre erfuhren. Es kommen dabei viele neue Thatsachen zur Sprache, sodaß die Schrift auch ein außergewöhnliches stoffliches Interesse besitzt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

GUATEMALA.

Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—1883

von

OTTO STOLL,

Dr. med. und Docent an der Universität Zürich.

Mit 12 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die centralamerikanische Republik Guatemala bietet hervorragendes, vielseitiges Interesse sowol in ethnographischer wie in naturgeschichtlicher, politischer und commerzieller Beziehung. Der Verfasser hat während seines fünfjährigen Aufenthalts daselbst das Land und dessen aus verschiedenen Mischrassen zusammengesetzte Bevölkerung gründlich kennen gelernt und entwirft im vorliegenden Werke von beiden ein vollständiges und höchst anschauliches Bild.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, 1886 Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 4. März 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Wer ist heutigentags ein Dichter? Von Otto Weddigen. — Neue Romane. Von Rudolf von Gottschall. — Zur mittelalterlichen Spruchpoesie. Von Adalbert Schroeter. — Ueber Homöopathie. Von Eduard Reich. — Eine classische Anthologie. Von Feodor Wehl. — Ein französisches Volksbuch in deutschem Gewande. Von Karl Siegen. — Culturhistorisches. Von Otto Henne Am-Rhyn. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Wer ist heutigentags ein Dichter?

Die Frage mag im ersten Augenblick paradox erscheinen, und doch ist sie zur zeit nicht minder gerechtfertigt, wie ihre Beantwortung von Wichtigkeit für die Literaturgeschichte der Gegenwart ist.

Man hat es nicht müssig gefunden, Fragen aufzuwerfen und zu erörtern wie: ist das weibliche Element von Natur befähigt, auf dem Gebiete der schönen Literatur mit zu schaffen und hervorragende Früchte zu zeitigen? Welches ist das Verhältniß der Kunst zum Sittengesetze? Wie ist dem überhandnehmenden Dilettantismus in der Literatur zu steuern? Oder endlich: Wer ist ein Schriftsteller? Nun, wir wollen daran noch die weitere Frage knüpfen: Wer ist heutigentags ein Dichter? d. h. wer verdient den Namen eines solchen? Wir betonen das Verbum, denn wie viele — und haben sie auch nur für Localblättchen einige Dutzend Gelegenheitsgedichte geliefert oder auf eigene Kosten ein Bändchen Poesien veröffentlicht — nehmen nicht stillschweigend für sich den schönen Namen in Anspruch! Wer verdient denn den Namen eines Dichters? Welches sind seine charakteristischen Merkmale?! Ist derjenige ein Dichter von Gottes Gnaden, dessen Gedichtsammlung bereits die fünfte oder gar die sechzehnte Auflage erreicht hat? der bei jedem Volksfest seine Leier ertönen läßt? dessen Name einer solchen Popularität bei der versammelten Menge genießt, daß sie schon bei seinem Erscheinen in ein Vivat ausbricht?

Die Zeichen sind trüglich und charakteristische Merkmale sind sie nicht. Aeußere Umstände bedingen in vielen Fällen die Zahl der Auflagen, die Popularität des Verfassers. Der Verleger, welcher zugleich im Besitz eines Weltblattes ist, wird seinem Verlagswerke leicht ausgedehnten Eingang verschaffen können; die Geselligkeit des Autors, seine Theilnahme an allen möglichen Festlichkeiten breitet unfehlbar den Nimbus der Popularität um ihn. Liegt also das charakteristische Merkmal des echten Dichters in dem von ihm Geschaffenen selbst? Unzweifelhaft! Etwa in der Form, in den sorgfältig geglätteten und gefeilten Versen? Es wäre absurd, dies behaupten zu wollen. Wir sind in der Technik so weit fortgeschritten, daß es unschwer hält, ein formal vollendetes Gedicht zu schaffen. Die Form, so sehr sie auch heutigentags beobachtet sein will, kann niemals das Kriterium für den Werth einer Dichtung abgeben. Das Gedicht muß, um mit Herder zu sprechen, eine Seele haben. Und der Dichter seine Schöpfungen — so setzen wir hinzu — müssen ein individuelles Gepräge besitzen. Derjenige nur verdient den Namen eines wirklichen Dichters, dessen Erzeugnissen eine eigene, bestimmte Physiognomie aufgedrückt ist. Es gibt in unserer zeitgenössischen Literatur wenige Gestalten von charakteristischer Individualität: Eklekticismus ist vielfach die Signatur der Gegenwart. Vor mir liegt eine ganze Reihe moderner Gedichtsammlungen, welche zum Theil zahlreiche Auflagen erlebt haben, aber die Physiognomie der einen gleicht derjenigen der andern; nirgends eine hervorstechende Eigenthümlichkeit. Der eine wie der andere von den Dichtern hätte jedes der Bücher verfassen können, so sagen wir uns nach ihrer Lektüre. Aber nicht nur eine ausgeprägte Physiognomie müssen wir von dem wirklichen Dichter verlangen. Wir schätzen ihn auch nach der Vielseitigkeit seines Talents. Gewiß zeigt sich in der Beschränkung erst der Meister; allein damit ist nicht gesagt, daß der echte Dichter etwa nur auf dem Gebiete der Lyrik oder nur auf dem des Romans seine schöpferische Kraft bethätigen soll, mag sein Talent auch für eine

bestimmte Gattung besonders veranlagt sein. Goethe, Schiller und andere Classiker haben in der lyrischen, epischen und dramatischen Dichtung Früchte gezeitigt, und neben ihren poetischen Schöpfungen haben sie uns sogar noch mit wissenschaftlichen Werken beschenkt. Wie nehmen sich gegen sie die Dutzendlyriker unserer Tage aus und hätten sie mit ihren Gedichtsammlungen selbst die sechzehnte Auflage erlebt! Und doch finden wir, daß die beschränkte und einseitige Kritik unserer Tage die letztern dem Publikum immer und immer wieder als die größten Dichter der Gegenwart anpreist, daß sie es gar zu oft unterläßt, die geistigen Gesammtleistungen eines Autors bei einer Beurtheilung in Betracht zu ziehen. Ein solches Verfahren muß naturgemäß zu Consequenzen führen, wie sie unsere Literaturgeschichten auf ihren Blättern häufig aufweisen. Ein wirklicher, ein großer Dichter ist nur der, welcher eine bestimmte Individualität, eine charakteristische Physiognomie aufweist, und sein Ansehen wächst in dem Maße, als sein Schaffen Proben von der Universalität seines Talents ablegt.

Otto Weddigen.

Neue Romane.

1. Aphrodite. Roman aus Alt-Hellas. Von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1886. 8. 6 M.

Nachdem Ernst Eckstein den altrömischen Roman mit vielem Erfolg angebaut, sodaß unser durch alle Länder des Alterthums geführtes Lesepublikum fast in Gefahr kam, den Nil über den Tiber zu vergessen, hat er sich jetzt dem alten Hellas zugewendet und läßt die Sonne Homer's aufgehen über Gerechte und Ungerechte. Die deutschen Musen und Grazien hatten sich lange Zeit nicht unter dem jonischen Himmel getummelt: erst neuerdings hat Oskar Linke milesische Novellen und andere im Alten Griechenland spielende Erzählungen und Romane veröffentlicht. Aus unserer classischen Epoche tritt uns, abgesehen von Gottlieb Meißner's und Ignaz Aurelius Feßler's romanhaften Historien, als Altmeister hellenischer Romandichtung Wieland entgegen; doch hatten die griechischen Grazien dieses productiven Schriftstellers einen französischen Zug, und es kam ihm durchaus nicht darauf an, die archäologische Weisheit seines Freundes Böttiger in Poesie umzusetzen und griechische Vasengemälde mit der Feder zu schreiben: was die Ilm mit dem Ilisos und Kephisos verknüpfte, war bei ihm die Lebens- und Liebesweisheit, die sich in antiker Gewandung so bequem, so fesselos zeigen durfte, während der damalige Zeitroman etwas nach Puder und Perrükenstaub schmeckte. Wieland war es, wie allen unsern Classikern, in erster Linie darum zu thun, ihre Weltanschauung zur Geltung zu bringen, wenn auch die seinige sich an jenen Grenzen bewegte, wo des Epikur leichtgeschürzte Weisheit beginnt: sie waren weder poetische Archäologen noch Akademiker, denen der Formencultus das Höchste war: sie waren, um es mit einem Worte zu sagen, große Dichter, weil sie große Geister waren.

Unsere Zeit der exacten Forschung, der Realwissenschaften, der Specialitäten, der Ausgrabungen schlägt neuerlich einen andern Weg ein: der archäologische Roman als solcher ist ihr Selbstzweck; eine frei erfundene Handlung mit den Sitten- und Lebensbildern des Alterthums einzurahmen, ja die Handlung schon so zu erfinden, daß sich in ihr die Cultur oder der Cultus des Alterthums spiegelt: das gehört zu den Aufgaben der neuen Romandichtung. Recht einleuchtend wird uns dies aus dem neuesten Werke Ernst Eckstein's, eines talentvollen Schriftstellers, der als Lyriker, Novellist, Romandichter und Humorist ebenso oft moderne Stoffe gewählt hat und für den daher des Archäologische keine Specialität ist, die für sein dichterisches Schaffen den allein denkbaren Boden gewährt. Er hat es nicht nöthig, derartige Romane zu schreiben. Wenn er es doch thut, so lockt ihn der Wechsel und die Ueberzeugung, daß, was dem geistesdumpfen Aegyterthum in romanhafter Einkleidung so seltene Erfolge verschafft hat, für die dem modernen Geiste verwandten Griechen und Römer sich noch erfolgreicher bewähren müsse.

„Aphrodite" ist nicht nur ein Roman, der im griechischen Alterthum spielt; auch das Hauptmotiv der Handlung gehört durchaus einer Weltanschauung an, in die wir uns erst durch künstliche Hebel gelehrter Vermittelung hineinversetzen müssen, die unserm Denken und Empfinden gänzlich fern steht; es ist ein dem griechischen Cultus entnommenes Motiv; ein Aberglauben, der sich an den Dienst der Aphrodite knüpft, bestimmt das Schicksal der Heldin des Romans. Das hat zwar etwas Eigenartiges und Originelles; man kann diesem Motiv nicht nachsagen, daß es verbraucht sei; aber das Eigenartige ist zugleich etwas Fremdartiges. Wäre diese oder eine ähnliche Sitte bei einem mehr oder minder schwarzen Volke der Gegenwart zu finden, so würde man von einer ethnographischen Marotte sprechen können, und unsere Romanschriftsteller würden gewiß Bedenken tragen, sie zur Grundlage einer Erzählung zu machen.

Im Jahre 551 v. Chr. spielt die Handlung. Ein junger Künstler, Akontios aus Mylasa, der in Ateliers zu Athen seine Studien gemacht, wandert nach Milet. Wir erfahren, daß dies im Monat Boedromion geschieht, wie überhaupt im Verlaufe der Erzählung auch andere, nur mit Hülfe der Mnemotechnik zu behaltende griechische Monate, wie z. B. der Monat Elophobolion, auftauchen. Wir finden dies archäologische Colorit wenig geschmackvoll und etwas wohlfeil, da es aus jedem Handbuch griechischer Alterthümer entlehnt werden kann; der wunderschöne Monat Mai Heinrich Heine's ist uns lieber: da weiß man doch

ohne Commentar, daß die Knospen springen und die Vögel singen. Als Akontios an einem Landhaus vorübergeht, wird er Zeuge, wie der Besitzer desselben, Konon, der eben ein Symposion gefeiert, zwischen den Lorberhecken einer Flötenspielerin, Neaira, die mit ihrer Kunst die Gäste erfreut hatte, mit Gewalt seine Liebkosungen aufdrängen will. Er nimmt sich ihrer an und wehrt Konon ab, wandelt dann mit Neaira in die Stadt. Als er später ein Modell für seine Hirtin sucht, trifft er Neaira als Blumenverkäuferin und gewinnt sie als sein Modell. Die Statue erregt Aufsehen, der Archont Charidemos kauft sie, und als der Bildhauer zu ihm kommt, um sich das Kaufgeld zu holen, lernt er Kydippe kennen, des Archonten schöne Tochter. Er entbrennt in Liebe zu ihr, und Neaira hat allen Grund zur Eifersucht. Auch Kydippe ist ihm hold, aber wie kann er das vornehme Mädchen erobern? Da legt sich ein Aphroditepriester, Melanippos, an den er von Athen aus empfohlen worden, ins Mittel, und verspricht ihm, durch eine List beim Frühlingsfest der Göttin ihm den Besitz Kydippe's zu sichern, und zwar mit Hülfe eines Apfels:

Das Werkzeug, das ich dir biete, ist einfach, aber dennoch, wenn alles nach Wunsch geht, wirksamer als du denkst. Einfach wie das Werkzeug ist auch die Handhabung. So hielt ich es denn für überflüssig, dir vorher eine Erklärung zu geben: die wenigen Worte, die ich dir jetzt zu sagen habe, sind ausreichend. Du weißt, seit mehr als anderthalb Stunden halten die drei Jungfrauen sich im Heiligthum auf. Ihre Andachtsübungen sind jetzt beendet. Sie rasten ein wenig. Wie ich vorhin gewahrte, sitzt Kydippe rechts vom Eingange auf dem goldenen Sessel, während ihre beiden Gefährtinnen die Plätze links auf dem purpurnen und dem silbernen Sessel innehaben. Nun wird dir bekannt sein, daß nach uralter Sitte jedes Gelübde und jeder Schwur, der im Heiligthum der Aphrodite geleistet wird, unverbrüchlich zu halten ist, wenn nicht Unheil über die Familie des Wortbrüchigen und, falls nicht sofortige Sühnung eintritt, über die Stadt und die gesammte Bevölkerung hereinbrechen soll. Eifersüchtig wacht daher ganz Milet über der Heiligkeit solcher Schwüre. Wohlan: es gilt, deiner Kydippe im Sekos der Göttin den Schwur zu entlocken, daß sie dein Weib werden will. Die Leistung dieses Gelübdes wirst du, aller menschlichen Voraussicht zufolge, erreichen, wenn du die Seitenthüre des Heiligthums öffnest und dem geliebten Mädchen diesen Apfel vorsichtig vor die Füße rollst. Ich umhülle ihn jetzt von neuem hier mit dem Tuche, da du so deinen Wurf sicherer in der Gewalt hast. Glatt, wie sie ist, möchte die Frucht ohne die Hülle zu weit kugeln: Kydippe aber, nicht eine der beiden andern Jungfrauen, muß den Apfel vom Boden nehmen. Oeffne so sacht, daß kein Geräusch zu vernehmen ist, schleudere dann und halte dich ruhig. Ich denke, was du vernehmen wirst, soll dir das Herz mit Wonne erfüllen.

Also begibt es sich: Akontios schleudert den Apfel der Kydippe vor die Füße. Er trug aber eine Inschrift, welche diese nach längerm Sträuben auf den Wunsch der Gefährtinnen las: „Ich, Kydippe, die Tochter des Charidemos, schwöre bei der unsterblichen Aphrodite: Akontios, der Bildhauer aus Mylasa, wird mein Gemahl."

Das ist der große Wendepunkt der Handlung des Romans. Damit ist nach dem Aberglauben des griechischen Volks Kydippe gebunden; sie ist in die Falle gegangen, welche Priesterlist ihr gestellt hat. Allerdings war dies keine Intrigue gegen sie, denn ihr Herzenswunsch war damit erfüllt, sondern gegen ihren Vater, den Archonten, der zu ihrer Vermählung mit dem armen Bildhauer nicht seine Zustimmung geben wollte und außerdem gesunden Menschenverstand genug besaß, um ein solches abgelistetes Geständniß nicht für gültig zu erklären. Daraus gehen neue Verwickelungen hervor: Volksaufstand, Verbannung des Akontios auf einem Gesandtenschiff nach Griechenland, Ueberfall des Schiffs durch Seeräuber, aus deren Gewalt Akontios wieder entkommt auf die Insel Ikaria zu Philostratos. Die Piraten haben inzwischen Milet erobert: Philostratos landet mit seinen Scharen und verjagt sie. Akontios und Kydippe werden ein glückliches Paar. Neaira stürzt sich in die Flut des Meeres.

Das Motiv des feierlichen Gelübdes im Tempel und seiner bindenden Kraft ist die Achse der Handlung; es ist althellenisch, während die Priesterlist allen Zeiten angehört; doch ist der Betrug des wackern Melanippos etwas grober Art, und unser modernes Denken und Fühlen sträubt sich gegen die Voraussetzung, daß derartige abergläubische Meinungen und priesterliche Machinationen auf ein Menschenschicksal so bestimmenden Einfluß ausüben können.

Damit ist aber auch der Tadel erschöpft, den wir über das Werk des begabten Dichters aussprechen müssen: ein Tadel, der mit unserer Misbilligung des archäologischen Romans überhaupt zusammenhängt. Alles andere verdient Anerkennung und Lob: die Darstellung ist von durchsichtiger Klarheit, von warmer Färbung. Die Gestalten alle treten plastisch vor uns hin; die liebliche Neaira und die vornehm schöne Kydippe sind in ansprechendem Contrast gestellt; die Schilderungen sind durchweg anschaulich, der Stil edel und correct; ein Bild aus dem Straßenleben Milets mag das beweisen:

So schritt er (Akontios) durch die engen, winkeligen Gassen, bis sie mit einem mal in ihrer leuchtenden Pracht vor ihm lag: die unermeßliche Hafenstraße, die sich nach Osten jenseit des Rundplatzes weit hinaus in das Land verlor, der Mittelpunkt des Handelsverkehrs und des großstädtischen Getümmels, da sich die stillern Geschäfte der Bürgerschaft, insbesondere auch die städtischen und staatlichen Angelegenheiten, mehr auf den Markt concentrirten. Offenen Auges starrte Akontios auf die zahllosen Zwei- und Dreireiher, die hier zwischen den schön gemauerten Hafendämmen vor Anker lagen, auf die prächtigen Kauffahrteischiffe mit dem kunstvoll geschnitzten Kielbild, und weiter hinaus auf die blinkenden Segel der Fischerböte, die zu Hunderten das weite Blau des offenen Archipels und des hügelumsäumten Golfs bedeckten. Seefahrer aus allen Theilen der damals bekannten Erde: ungeschlachte Heniochen, Männer aus dem entlegenen Kolchis, Phönizier mit scharfgeschnittenen Adlernasen und blauschwarzem Haar, kilikische Matrosen und ägyptische Kaufherren, Barkenführer, Obstverkäufer und Makler, alles dies drängte sich hier im flirrenden Sonnenlichte oder suchte den Schatten der lang hingestreckten Häuserreihen, die hier ein sonderbares Gemisch vornehmen Prunks und volksthümlicher Behaglichkeit darboten: üppige Bauten reich gewordener Großhändler neben den verräucherten Garküchen und den dicht umlagerten Schenken; Pa-

läste neben den Wechslerbuden. Akontios verfolgte das bunte Schauspiel mit dem Interesse des Neulings; denn zu Athen lag der Hafen weitab von dem Mittelpunkt der Stadt, und andere Dinge fesselten dort die Aufmerksamkeit des Beschauers. Er wandelte vorwärts. Das Treiben ward eleganter und minder geräuschvoll. Eine Querstraße, an deren äußerstem Ende man die Langseite des großen Zeustempels erblickte, schien den lärmenden Theil der Hafenstraße von dem ruhigern und vornehmern zu trennen. Eine Biegung des Ufers bewirkte hier, daß zwischen die Straße und die vor Anker liegenden Fahrzeuge ein immer breiter werdender Zwischenraum trat; auch waren es nur noch vereinzelte große Schiffe, die hier vor Anker gingen; der Rest bestand aus Flachkähnen für den Localverkehr und die Küstenschiffahrt im Golfe. Eine Reihe von Platanen und Ahornbäumen schützte hier auch denjenigen Theil der Straße, der nicht im Schatten der Häuser lag.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein! werden wir ausrufen, wenn wir den folgenden Roman in die Hand nehmen:

2. Am Ausgang des Reiches. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Leipzig, Elischer. 1886. 8. 12 M.

Gegenüber jener Klarheit des ionischen Himmels, der über dem Aphroditetempel von Milet und über den Gestalten des Eckstein'schen Romans sich ausbreitet, herrscht hier ein träumerisches romantisches Zwielicht, welches die im Grunde wenig romantischen Figuren des Rococozeitalters umschwebt: eine Beleuchtung, die mehr aus der Eigenart des Dichters als aus dem Charakter der geschilderten Epoche herstammt. Der traumhafte Zug in Wilhelm Jensen's Romanen verleugnet sich nie, er mag seine Stoffe nehmen aus welcher Zeit er immer will. Keineswegs aber leidet darunter die Gabe frappanter Charakteristik. Es kommt uns nur vor, als ob seine Gestalten im Scheine der Abendsonne wandelten und so einen längern, größern Schatten würfen, den Schatten der Reflexion und des Traumlebens; doch sie selbst werden dadurch nicht verschattet und verdüstert.

Der neue Roman Jensen's spielt im Rococozeitalter, welches der Dichter im ersten Bande seines hervorragendsten Romans, „Nirwana", so lebensvoll geschildert hat. Die Sphinx der Revolution steht dort anfangs schon im Hintergrunde, bis sie mit allen ihren Schrecken hereinbricht. Der neue Roman, der nicht in Frankreich, sondern in Deutschland spielt, zeigt uns das Leben an den kleinen Höfen zur Zeit, wo jenseit der Seine die Katastrophe sich drohend nähert, bis zuletzt die Republikaner auch die deutschen Fürstensitze aus ihrer Ruhe aufstören. Es ist dies eine Epoche, die auch ein älterer deutscher Romanschriftsteller mit besonderer Vorliebe geschildert: Heinrich König in seinen zwei Hauptromanen: „Die hohe Braut" und „Die Clubisten in Mainz". Der Kampf zweier entgegengesetzten Weltanschauungen, der die Völker aufrüttelt, gibt für den Romanschriftsteller einen willkommenen geschichtlichen Hintergrund.

Es ist ein weltverlorener Winkel, wo die Handlung des Romans beginnt: die Reichsfestung Philippsburg, die, vom Fürstbischof von Speier erbaut, während des Dreißigjährigen Kriegs ein Zankapfel der Kaiserlichen und der Schweden war, bald den einen, bald den andern in die Hände fiel, später sich unter dem Schutze Frankreichs befand, das von hier aus meistens seine Verwüstungszüge in die Rheinpfalz antrat, bis sie nach dem Siebenjährigen Kriege wieder dem Fürstbischof von Speier frei von dem Servitut des französischen Schutzes überlassen wurde. Dafür aber erklärte der Kaiser die Festung für eine Reichsfestung. Die Geschichte der Festung Philippsburg und der Stadt gleichen Namens, die mit etwa anderthalbtausend Insassen an der Grenze des vorigen Jahrhunderts ziemlich als der verfallenste, jammervollste und verrufenste Häuserhaufen des gesammten Deutschen Reichs dalag, bildet das erste Kapitel des Jensen'schen Romans — es ist eine Jammergeschichte, aus der man ersieht, welche Fülle von Elend sich an einen einzigen Fleck Landes knüpfen kann. Und dieser Fleck Landes, diese wasserbrüchige, sumpfige Umgebung der Festung mit ihren Dämmen und Weidendickichten wird uns gleich darauf sehr stimmungsvoll geschildert, als hier die Begegnung zwischen der Haupthelden des Romans, Verena Schwanefeld, und dem jungen Arnulf Wendemar stattfindet: diese Begegnung ist reizend geschildert, die hinter Trotz und anscheinender Feindschaft sich versteckende Liebe des Burschen trefflich charakterisirt. Welch ein hübsches Bild, als er ihr Seillablumen bringt mit der Farbe ihrer blauen Augen! Da in der Ouverture eines Romans sich gleich die durchgehenden Melodien ankündigen müssen, so ist es von dem Autor auch wohlangebracht, daß hier in einem Reisewagen französische Gäste des Kurfürsten der Rheinpfalz erscheinen, Pamela, die nächst Verena die Heldin des Romans wird, Madame de Genlis und Lord Fitzgerald: sie kommen gerade auf einer Fähre über den Rhein. Am nächsten Abend führt Arnulf Verena zu einem Gelage in der Burg, wo unter dem Schutz des kaiserlichen Schloßhauptmanns sich allerlei Gesindel lärmend zusammengefunden hat: auch ein Freiheitsapostel tritt auf; es kommt zu lärmenden Scenen. Der Schloßhauptmann schützt die Seinigen indeß gegen den bischöflichen Amtmann, der die Ruhestörer verhaften will: nur Arnulf ist ein Unterthan des Fürstbischofs, er wird verhaftet, entflieht mit Verena den Wächtern; er wendet sich nach Frankreich, sie soll ihren Vater aufsuchen. Sie lebt bei einer armen Frau in Philippsburg; doch sie weiß, wer ihr Vater ist: es ist der Pfarrer Bibermann, genannt Cajus Castorius, und er wohnt im Dorfe Bruchhausen bei Schwetzingen.

Wir können dem Roman hier nicht Scene für Scene weiter folgen. Schloß und Park von Schwetzingen werden jetzt auf lange Zeit hinaus die Bühne der Handlung. Der Park wird mit der größten topographischen Genauigkeit geschildert, da dies zum Verständniß vieler Begegnungen unerläßlich ist: gleichwol verfällt Wilhelm Jensen niemals in den trockenen Ton der Architekten und Gartenkünstler, die bisweilen aus unsern Romanschriftstellern hervorschauen: alles, was er schreibt, ist stimmungsvoll.

Und auf auf dieser Bühne entrollt sich uns nun ein Bild der Zeit des ancien régime, wie es Jensen nur noch einmal so glänzend im ersten Bande von „Nirwana" gezeichnet hat. Deutsche Reichsfürsten und Bischöfe, französische Emigranten, darunter der vornehmste, der Graf von Artois, galante Abbés und Höflinge aus Paris bewegen sich hier in bunten wechselnden Gruppen: der geistreich witzelnde Esprit des französischen Hoftons mit seinen Picanterien und Frivolitäten ist vorzüglich getroffen; doch auch für die ernstere Gefühlswelt findet sich Raum, und die Geschicke des Deutschen Reichs, zuletzt die hereinbrechende Revolution mit ihren siegreichen Scharen und ihrer gebieterischen Allmacht geben dem Treiben des zuletzt auseinandergesprengten Hofs und den Geschicken der Hauptpersonen einen geschichtlichen Hintergrund.

Wenn wir dem eigentlichen Grundriß der Handlung nachspüren, so finden wir freilich, daß die romanhaften Verwickelungen aus einem Motiv hervorgehen, welches in der Romanliteratur etwas verbraucht ist, aus dem Motiv der zweifelhaften Descendenz. Verena und Arnulf sind natürliche Kinder fürstlicher Herkunft, Pamela ist die Tochter des Herzogs von Orleans; doch ist dies Motiv durch eine originelle Einkleidung so verdeckt, daß selbst das Triplicat nicht störend wirkt. Verena sucht zunächst ihren Vater auf, den Pastor Bibermann, der, als Schriftsteller unter dem Namen Cajus Castorius, im Dorfe Bruchhausen lebte und dort nur mit dem Reichsfreiherrn von Sinsburg, einem sonderbaren Kauz, verkehrte. Kaum hatte die Tochter sich dem Vater genähert, als dieser sie mit einem Fluche wieder aus dem Hause stieß: im Park von Schwetzingen zusammenbrechend, wurde sie dort von Pamela gefunden, als Dienerin und Begleiterin aufgenommen, zuletzt als Freundin und Genossin betrachtet.

Cajus Castorius hatte allen Grund, seine Tochter nicht anzuerkennen, sie war es zwar nach dem alten Rechtssatz: „Pater est, quem nuptiae demonstrant", doch die Mutter hatte ein Verhältniß mit dem Kurfürsten gehabt, und um die Folgen desselben zu verdecken, war die Ehe mit dem Pastor Bibermann geschlossen worden: daher der Haß des Vaters, der gleich darauf die Frau verstoßen, gegen die aufgedrungene Tochter. Diese Enthüllungen gehen allmählich im Laufe des Romans vor sich und führen zu einigen sensationellen Scenen. Die Mutter lebt noch als Wahnsinnige, die bisweilen ihren Hütern entwischt und so in den Park kommt. Ihre Manie, sich selbst und sogar die Täubchen der Bildhauer mit mouches zu bepflastern, gibt ihrem Wahnsinn gleichsam ein gewisses Rocococostüm und eine originelle Eigenart. Sie hindert zuletzt ein Rendezvous des Kurfürsten mit Verena, indem sie Castorius und den Freiherrn von Sinsburg herbeiruft. Der Kurfürst erkennt seine eigene Tochter: bald darauf muß er vor den Republikanern fliehen. Verena wird, nachdem ihr Vater im Kampf gefallen, vom Freiherrn auf sein Schloß genommen, zur Erbin eingesetzt; doch diese Erbschaft erkennt das Reich nicht an. Zweimal ist sie schon dem französischen Obersten Arnulf Wendemar begegnet: ein drittes Zusammentreffen in dem beschossenen Philippsburg führt die beiden Fürstenkinder auf immer zusammen.

Pamela, des Lords Fitzgerald angetraute Gattin, die dieser aber gleich nach der Traunng verläßt, um, vom Gelde des Kurfürsten unterstützt, den Aufstand der Irländer gegen England zu leiten, kehrt Schwetzingen den Rücken nach einem nur halbverschleierten Attentat des Kürfürsten auf die Scheingattin des Lords; sie eilt, Lord Fitzgerald, der ein Gefangener ist, im Kerker zu trösten, zu pflegen, zu befreien: da, als sich in seinem kalten, nur für das Vaterland glühenden Herzen die Liebe zu regen beginnt, macht sein Geständniß, daß er sie in Schwetzingen verkauft hat, um mit dem Gelde der Befreiung des Vaterlandes zu dienen, so tiefen Eindruck auf die Gattin, daß sie ihn plötzlich verläßt und aus New-Gate entflieht. Als sie sich eines Bessern besinnt und wiederkehrt: da hat er in einem Fieberanfall mit Glasscherben sich getödtet.

Eine grellbeleuchtete Scene des Romans ist diejenige, in welcher Arnulf Wendemar als Offizier der Französischen Republik dem Fürstbischof Damian von Speier gegenüber steht, und dieser in dem Republikaner seinen Sohn erkennt, der sich aber mit revolutionärem Trotz und schnöder Verachtung von dem neu gefundenen Vater abwendet.

Der Roman Wilhelm Jensen's überragt an ursprünglicher Genialität sehr viele den Markt beherrschende Werke. Es ist wahr, daß die Eigenart des Dichters sich oft nicht mit den Anforderungen des epischen Stils deckt. Schon das traumhafte, fast visionäre Licht, in welches Jensen oft seine Gestalten rückt, entspricht nicht der Klarheit und Plastik der großen epischen Muster: er liebt das Unausgesprochene, das oft errathen werden muß, und seine Vorliebe für die Magie des Seelenlebens erinnert an die Jünger der Romantischen Schule. Auch liebt er einen möglichst weiten geschichtlichen Rahmen und füllt die dadurch entstehenden Lücken der Handlung mit Schilderungen der allgemeinen Weltlage und der nationalen Bewegungen wie derjenigen in Frankreich und Irland aus. Diese Darstellungen sind durchweg geistreich, im Rhapsodenton gehalten, geschichtsphilosophische Parabasen, wie die folgende:

In der Tiefe des Erdinnern verbirgt sich eine ungeheuere, unbekannte Kraft. Alle wissenschaftliche Forschung hat nur ihr Bestehen festzustellen, doch über ihren Ursprung, die Art und Gründe ihrer zeitweiligen Bethätigung nichts weiter als Conjecturen zu geben vermocht. Diese Muthmaßungen widerstreiten sich, obwol kein absichtlich verdunkelnder Parteistandpunkt dabei in Frage kommt, sondern allen an der Aufhellung des wirklichen Zusammenhangs gelegen ist. Solange die Sinne und das Denkvermögen von Menschen Prüfungen anstellen, wird die Verschiedenheit ihrer Individualität abweichende Meinungen zwischen ihnen mit sich führen. Doch zweifellos enthält die Erde in ihrem Innern eine in feuerigem Zustande befindliche Masse. Der einzelne Mensch und selbst Geschlechter können ihr Leben darüber von der Wiege bis zum Grabe vollenden, ohne etwas davon zu bemerken, allein die Geschichte lehrt das Vorhandensein jenes Glutflusses in scheinbar unveränderter Fortdauer. Er ist un-

berechenbar, wie von seltsamer Laune abhängig, die er heute ebenso bethätigt wie am ersten Anfang des menschlichen Wissens. Jahrhundertelang erregt er den Eindruck eines stillen, unbewegten Meeresspiegels, dann peitscht ein Sturm ihn plötzlich zu wilder Wuth auf, aber was diesen Orkan veranlaßt, weiß niemand. Ist es eine Gärung, die sich lange in der Tiefe vorbereitet, die unwiderstehliche Ausdehnungskraft entwickelter Gase, in Dämpfe verwandelten Wassers? Man kennt nicht die Ursache, nur die Folgen. Ein dumpfes Rollen dringt von unten herauf, der Boden wankt, die beweglichen Dinge auf ihm schwanken. Es ist die Kraft, die, von dem unbekannten Impuls getrieben, ihre Fesseln zu sprengen sucht. Nicht immer gelingt es ihr, die ihr entgegengesetzten Schranken erweisen sich stärker als je, und murrend legt sie sich nach dem vergeblichen Ansturm wieder zur Ruhe. Doch zu zeiten entwickelt sie einen, vermuthlich so weit ausgedehnten, allseitig zusammenwirkenden Expansionsdrang, daß ihm nichts Widerstand leistet. Dann spielt sie als unbändige Naturgewalt mit den kleinen Hemmnissen von Menschenhand. Der Fels muß ihr, auseinanderklaffend, weichen, sie läßt Flammen emporschlagen, um das wilde Schauspiel zu beleuchten, wie sie auf der weithin gleich Wogen wallenden Erdfläche alles zuvor Aufragende, Hütten, Paläste, Thürme niederstürzt, Städte mit ihren jammernden Bewohnern in Schutt vergräbt. Denn sie ist eine aufbrechende Elementarkraft, die nicht denkt, fühlt, abwägt, kein Ohr des Erbarmens besitzt, die nur will. Und wo dieser unbeugsame Wille sich am gewaltigsten concentrirt, da reißt er einen gähnenden Kraterschlund auf und schleudert aus der brodelnden, pressenden, glutzischenden Abgrundsmasse erstickende Dämpfe, Rauchwolken, luftverfinsternde Asche, weißglühendes Gestein, eine Feuersäule gleich einer in den Himmel lodernden Riesenfackel auf. Dann stürzen mit rasender Schnelligkeit ringshin, schon mit ihrem Anhauch versengend, begrabend und verkohlend, die Lavaströme ins Land, löschen Felder und Wälder, Dörfer und Städte aus. Ein Land, von der dämonischen Gewalt aufbrechender unterirdischer Glut erschüttert, bebend, mit allem, was auf ihm bestanden, zusammenstürzend, ist Frankreich, und sein Kraterschlund heißt Paris. Ein aufgerissener, unermeßlicher Abgrund schleudert alles Furchtbarste aus der Tiefe gärenden Menschenblutes herauf. Prasselnd und heulend stiebt der Auswurf empor: Wuthgebrüll, Geifer, Blut, Brand, Mord, das Richtbeil, die Marter, der lechzende Hohn, Neid und Rachsucht, die Erbarmungslosigkeit, der Wahnsinn. Die Menschheit, zur Bestie umgewandelt, packt mit den Zähnen und zerreißt; die Faust des Stärkern, die List des Klügern, Tücke und Verruchtheit des Gewissenlosern thronen als Sieger, von den Schultern blindwüthenden Pöbels getragen. Nicht der Zorn, die Empörung aller menschlichen Gefühle hat diesen gigantischen Ausbruch veranlaßt, nicht Erkenntniß der Vernunft noch Gerechtigkeitsdrang, nicht einmal der Trieb der Leidenschaft. Nichts als der unwiderstehliche Wille einer Kraft, die sich selbst unbekannt ist. Und es ist ebenso zwecklos, ihn zu fragen, ob er recht oder unrecht handle, wie das Erdbeben, den Vulkan, ob sie mit Recht oder Unrecht ein Land verheert, seine Bevölkerung vernichtet haben.

Nach den Regeln der epischen Objectivität sind solche selbständige Ergüsse, die man als Chorgesänge des Romans bezeichnen könnte, Auswüchse, und sie würden z. B. in Spielhagen's Romantheorie keinen Platz finden. Doch wenn man auch die subjective Färbung des Romans, wie sie unsere großen Humoristen liebten, misbilligen sollte, so wird man bei Jensen reichen Ersatz dafür finden in einer vorzüglichen Charakteristik, in einer überaus stimmungsvollen Auffassung, bei welcher Landschafts- und Naturbilder und Lebenssituationen verschmelzen, und in der markigen Kraft, mit welcher erschütternde Scenen ausgemalt sind. So die vorhin erwähnte Scene zwischen Arnulf Wendemar im Palast des Fürstbischofs in Bruchsal: der junge Offizier steht vor dem Bilde desselben, als wäre es sein eigenes Bild:

Er sah's, doch ohne es zu begreifen und ohne einen Gedanken daran zu knüpfen. Seine Augen hafteten nur wortlos auf dem Gemälde, und eine halbe Minute lang lag athemlose Stille über dem Gemach. Da sagte mühsam eine Stimme hinter ihm: „Arnould Vendémiaire — so hießen Sie nicht immer. Sie sind ein Deutscher und hatten vorher andern Namen — wie war er?" — „Arnulf Wendemar." Noch immer ohne zu denken, versetzte er's. Doch der alte hagere Mann vor ihm stieß mit einem keuchenden Brustton aus: „Wendemar? So hieß dein Vater nicht — deine Mutter hieß Anna Wendemar." — „Ich weiß es nicht, sie ist verhungert, eh' ich sie kennen gelernt habe. — Was ist, Herr Fürstbischof?" Der Befragte hatte die dürren Finger krampfhaft um den Uniformsärmel des jungen Offiziers zusammengezogen. Es kam nur wie ein Hauch von seinem Munde, doch bebend flüsterte seine Stimme: „Arnulf Wendemar — das Bild war ich vor vierzig Jahren." Das war wie ein Blitz, und wie von ihm getroffen zuckte Arnould Vendémiaire zurück. Es bedurfte keiner Beweise, um die Wahrheit unwiderleglich zu bestätigen. Fleisch und Bein redeten, dort die Wiedergabe der Kunst, hier die Natur. Doch sein Mund war noch unfähig, mit mehr als einer Silbe zu antworten. Er starrte dem Fürstbischof ins Gesicht und sagte nur: „Du?" — Damian August von Limburg-Styrum hatte die Hand wieder von dem Arm des Offiziers losgerissen. Er stammelte: „Ein Kind — mein Sohn" — und seine Hände hielten zaudernd in der Luft. Dann schlangen ihre zitterndrn Finger sich ineinander und er stieß aus: „Ein Sohn — ich werde nicht hülflos verlassen sterben — mein Kind — mein Blut! Gott, ich danke dir! Gott, ich glaube wieder an dich und bete zu dir! Aus der Sünde hast du mir Segen bereitet — du rechnetest sie nicht, vergabst sie, wandeltest sie um in das einzige Gut meiner Einsamkeit" — Da schnitt ein eisiges Lachen durch sein Gebet. Seine Besinnung sammelnd, war Arnulf Wendemar zurückgetreten; er stand hoch aufgerichtet und sprach, doch die Worte kamen im Beginn nur langsam, wie fallende Tropfen, von seinen Lippen: „Du mein Vater? Du schuldigst dich ungerecht an, Fürstbischof von Speier, ich habe keinen Vater gehabt. Er starb, ehe er mir Leben gab, und ich trage kein Blut von ihm in mir. Hätte er gelebt, da wäre meine Mutter nicht verhungert und ich kein Hund geworden, den dein letzter Knecht mit Fußtritten von dem Knochen gestoßen, daran er sich groß genagt. Es wäre nicht gut gewesen, wenn er gelebt hätte und ich wäre ihm begegnet. Denn ein Hund weiß nicht, wer ihn in die Welt geworfen, und beißt auch nach seinem Vater." Schreckhaften Blicks, ohne Athem, starrte der Fürstbischof ihn an, sein Mund stotterte nur: „Was sagst du?" Die Züge Arnulf Wendemar's hatten sich während des Sprechens verdüstert, seine Brauen sich krampfhaft gegeneinander gezogen, daß ein tiefer, unjugendlicher Einschnitt die Mitte seiner Stirn durchgrub. Es war eine dunkle Furche, in der die Erinnerung alles Elend, alle stumpfe Verwahrlosung, allen ziellosen Haß seiner Kindheit sammelte. Finster und kalt wie seine Worte hob sein Gesicht sich in den Sonnenglanz, nur in der Tiefe der Augen glomm ein Funkeln auf, das mit dem Ueberwinden der ersten, halb sinnbetäubenden Erkenntniß ein heiß anwachsendes Lodern in seinem Innern verrieth. Es gärte etwas drin, ein Glutdrang vom Ursprung der großen unterirdischen Feuerwerkstatt zu Paris, und es preßte sich zum Aufbruch in die Höhe. Er stand noch reglos wie zuvor, doch in einer schnellern, sich stoßenden Hast brachen jetzt die Worte über seine

Lippen: „Das war mein Vater, sagst du? Sein Gesicht redet's, daß er's war, und mein Herz auch! So muß ich ihm wol einmal mit Sohnesgruß begegnen und ihm für das Leben danken, das er mir gegeben — für mich und für meine Mutter!" Damian August flog entsetzt zurück, ein Flammenstrahl schoß aus den Augen des jungen Offiziers und zugleich fuhr sein Säbel blitzend aus der Scheide. Einen Moment funkelte die Klinge in der Luft, dann durchschnitt sie mit zwei scharfen Kreuzhieben das Porträtbild an der Wand, und der Zerstörer desselben stieß aus: „Der Maler vergaß das Kreuz des Erbarmens und des Gehorsams vor den Gelübden der Priesterweihe auf der hochwürdigen Brust. Da schmückt's ihn — sein Sohn hat's ihm verliehen!" Er machte einen Schritt gegen die Thür, doch nun raffte der Fürstbischof sich aus seiner Betäubung zusammen, stürzte ihm nach und schrie: „Mein Kind — mein Blut, das ich gefunden, will mich verlassen? Wieder allein lassen! Ich will vergelten, was ich an dir gesündigt — fordere von mir, was du verlangst — alles — aber bleib! Ich wußte nicht, daß du lebtest — kannte dich nicht —" Der Fortgehende hielt den Fuß und drehte das Gesicht. Der wilde Sturm in seiner Brust hatte ausgetobt und er antwortete ruhig, kalt wie zuvor, nur gleichgültigern Tones: „Was willst du von mir und sollte ich von dir wollen? Du kanntest mich nicht, sagst du, und ich kenne dich nicht, alter Mann. Wir beide gehören nicht zusammen. Ich war das Kind deines Landes, der Rechtlosigkeit, der Schande und des Jammers, die du ihm gebracht — ich bin der Sohn der Revolution, die deinesgleichen ins Grab wirft. Das ist die Verbindung unsers Lebens, sonst nichts. Welche Antwort, Herr Fürstbischof, haben Sie für meinen General? Wenn Sie sich noch nicht zu entscheiden vermögen, senden Sie Ihre Erwiderung nach Kehl. Mich ruft meine Pflicht weiter." Er wandte sich abermals zur Thür, doch Damian August rief mit stöhnendem Munde: „Warte!" Er stürzte auf seinen Schrank zu, riß eine Cassette hervor und kam zurück, daß in der fieberhaften Hast seiner Bewegung Louisd'ors wie überschüttendes Wasser aus dem Kasten zu Boden rollten. „Nimm alles — du sollst mein Erbe sein — ich will dich vom Kaiser zum Reichsstand erheben lassen — komm wieder, daß ich nicht allein bin!" Aber Arnould Vendémiaire warf nur einen Blick der Verachtung auf die in den zitternden Händen des Greises klirrenden Schätze. „Gold und Adel!" Ein bitteres Hohnlachen wollte sich ihm über die Lippen drängen, doch er zwang es zurück. „Ich war Frouknecht in Philippsburg und Gassenkehrer in Paris und hab's entbehren gelernt. Glauben Sie, man kaufe Liebe für den Plunder und verkaufe seine Vergangenheit dafür? Ein menschlicher Herzschlag in Ihrer Brust, Herr Fürstbischof, hätte Ihnen einstmals ein Kind geboren — behalten Sie heute Ihr Gold!" Der Sprecher verließ das Zimmer; fest und hallend wie bei der Ankunft durchklangen seine Schritte die prunkenden Vorsäle. Er vernahm hinter sich einen dumpfen, den Boden erschütternden Niedersturz, den ein Prasseln auseinanderrollender Goldstücke begleitete, doch er wandte sich nicht um. Rasch schwang er sich im Schloßhof auf sein wartendes Pferd, winkte seiner Escorte und sprengte in nördlicher Richtung aus Bruchsal davon.

Wilhelm Jensen's geistsunkelnde Originalität und sein schöpferischer Phantasiereichthum bewähren sich in diesem seinem neuesten Roman, der zugleich ein farbenreiches Culturgemälde deutscher Zustände gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts ist, abermals in erfreulicher Weise.

Rudolf von Gottschall.

Zur mittelalterlichen Spruchpoesie.

So wie die Ritter des Mittelalters ihren Schwertern, den getreuen Gefährten und Bundesgenossen ihrer Aventiuren und Heldenthaten, sinnreiche Namen und damit eine gewisse vergeistigende Personification verliehen, so blieb auch die Zeit der ersten Geschütze dieser Gewohnheit treu und vererbte sie auf die nächsten Jahrhunderte, nachdem die neue Feuerwaffe im kriegerischen Bewußtsein des deutschen Volks den Rang eingenommen hatte, welcher dem Schwerte verloren gegangen war. Und nicht genug, der Personificirung folgte sogar eine gewisse poetische Charakterisirung, eine Glorificirung der neuen oft wahrhaft monströsen Mordwerkzeuge, deren kunstreicher Ornamentik der Schmuck der Dichtkunst ebenbürtig zur Seite trat, der in Sinnsprüchen, Devisen und allerlei humoristischen oder erbaulichen Sentenzen aus jenen Transfigurationen herauswuchs und sich zu einem originellen Genre deutscher Volkspoesie entfaltete. Diese merkwürdigen dichterischen Aeußerungen des waffenfrohen Selbstbewußtseins unsers Volks hat Hans Ziegler mit sorgsamer und zarter Sichtung gesammelt, er legt sie nun als ein sehr wesentliches Correlat seiner verdienstvollen Ausgabe der „Deutschen Soldaten- und Kriegs-Lieder" in folgender von der Verlagshandlung sehr würdig ausgestatteten Anthologie vor unter dem Titel:

Alte Geschütz-Inschriften. Von Hans Ziegler. Mit einem Anhang: Das königliche Zeughaus zu Berlin. Berlin, v. Decker. 1886. 12. 2 M.

Der Herausgeber gibt sich der Hoffnung hin, mit seiner mühevollen Leistung einen „nicht ganz werthlosen Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte" geliefert zu haben, und mit aufrichtigem Dank für seine Funde und mit hoher Anerkennung seiner Arbeit, Sorgfalt und feinen Scheidung des Stoffs dürfen wir ihm bestätigen, daß er die Gebiete der deutschen Literatur um eine zwar nicht ausgedehnte, aber in sich darum nicht minder wichtige Provinz bereichert hat. Denn die vorliegende Sammlung alter Geschütz-Inschriften ist nichts weniger als eine Ergänzung der deutschen Spruchpoesie, wie sie mit dem Spervogel begonnen und hier aus dem Terrain der „frommen Landsknechte" bis in das 17. Jahrhundert in origineller Sonderart fortwucherte. Diese eigenthümliche Strömung einer buchstäblich in Erz und Eisen geschriebenen Literatur, deren Humor und Gemüthlichkeit mit den mörderischen Monstren, deren poetische Aeußerungen sie bilden, wundersam contrastirt, wird von dem Herausgeber selbst in prägnanter Anschaulichkeit mit folgenden Worten charakterisirt:

Je nach den Zeitläuften sind diese Sprüche und Reime bald ernst und gemessen, bald wieder keck und übermüthig. Während

der Religionskriege spricht sich auf protestantischer Seite der Haß und Spott gegen den Papst und die Papisten frei und offen aus. Aus den Flugblättern jener von Parteihaß getrübten Tage verirren sich die scharfen Spottverse wie die noch beißendern Antworten selbst bis auf diese ehernen Sprachwerkzeuge der Völker und Confessionen.

Die Gruppirung der Sinnsprüche vollzieht sich nach der Art ihrer Symbolik und ihres historischen Inhalts mit der dem Herausgeber eigenen klaren Systematik; da wir es hier aber ausschließlich mit historischen Momenten zu thun haben, so scheint uns allerdings die Abgrenzung einer speciellen Rubrik von Inschriften „historischen Inhalts" überflüssig, auch die Sonderung „nach abstracten Begriffen" und „nach Personen".

Der Name der Geschütze selbst enthält denn meistens die Devise, oder diese ergibt sich einfach aus des Namens symbolischer Bedeutung. Zwei- und viersilbige Formen überwiegen, sofern die Sprüche nicht in lateinischer Sprache abgefaßt sind, deren schneidiger und schnaubender Epigrammatik sich die deutsche oft gleichwol hier gewachsen zeigt. Vgl.: „Vim vi repellere licet"; „Fide sed cui vide"; „Trau schau wem"; „Treu ist wildbrett"; „Hochgemueng macht alte Kriegsleut". Unter jenen, den lateinischen Inschriften befindet sich auch Bismarck's bekannter Wahlspruch mit geringer Modificirung (aliis statt patriae): „Aliis inserviendo consumor." Es ist dies die Inschrift eines Geschützes im berliner Zeughaus, und in der That eignet diese Devise vor andern dem „chancelier de fer", wie man ihm in der französischen Tagespresse auf jeder Seite begegnet. Auch Inschriften französischer und italienischer Sprache sind in die Sammlung aufgenommen, soweit sie sich auf Waffen des berliner Zeughauses finden, mit deren Inschriftenregister das Buch abgeschlossen wird. Auch dieser Appendix ist uns willkommen und dient literarischen Zwecken verschiedenster Natur.

Die deutschen Sprüche variiren in bunter Fülle wie die reiche Nomenclatur der Geschütze. Da begegnet man zunächst Fabelthieren, wie dem Drachen, dem Greifen, dem Phönix, dem Einhorn und den drei Höllenhunden. „Dvrch alle Dach Fach Gewölb in Grvnd" — redet letzteres Geschütz — „Fahr ich vnd mein gesell die Helhund." Als Löwe, Elefant, Rhinoceros, Bär, Wolf, Leopard u. s. w. stellen sich andere vor, eins auch als ein gar artiges „Eslein" unter Karl V.:

Ich hais das Eslein,
Bin ich im Spil,
Meine Feind ich strafen wil.

Aber auch anmuthigern Repräsentanten aus der Vogelwelt begegnet man, dem „witten Struß", der „wilden Goes", dem Kukuk, dem „Bockfinken", der „Drussel", dem „grvenen Specht", dem „Tunschlicker" (Zaunschlüpfer) und sogar der drolligen captatio benevolentiae einer Nachtigall, welche da behauptet:

Lieblich vnd süß ist mein gesangk,
Den ich zusinge, ist die Zeit langk.

Minder gemüthlich annoncirt sich ein Rabe:

Ik hete de swarte Raven,
Wen min ey drapet,
De strecket de klawen —

oder der Kauz:

Ich bin genant der kleine Kavz,
Hav manchen sehr hart vf die schnavz —

und conciser als sonst lautet hier das Starenlied:

Ich heis der sprenclige schwartze Staar,
Mit dem ich red: der wirts gewahr.

Jedoch der eiserne Alliirte der „frummen" Landsknechte erhielt auch geradezu persönliche und mit Vorliebe Mädchennamen. Bald heißt er „Lavrpfeiff", „Frue auf", „Unverdrossen"; bald sehr anschaulich „Schnurrhindurch" und „Schernteufel", und ein anderes mal nennt er sich sehr einschmeichelnd sogar „Schen Hans":

Schen Hans heiß ich,
Schen Liedlein sing ich,
Singe ganz unverdrossen,
Ambros Vsch hett mich gossen.

Bald cujonirt er den Feind als „Nar von Hal mit seiner Geigen" oder als „Scharpe Metze Burlebus, Thum einen end in, thum andern us"; bald spielt er ihm als Meerfräulein auf der Harfe auf, oder singt ihm als „Singerin", oder pflügt ihn als „Sedlbauer", „Diren und Mair" um, und das, was vor ihm stehen geblieben ist, egget dann die Bäuerin mit bespannter Egge vollends nieder:

Lieber Bauer ich volg dir nach
Mit meiner Egen. Ist mir gach
Was vor dir ist stehn blieben,
Das ich werfe nieder.

Die Erfindungsgabe spielt hier reicher als innerhalb der Thiersymbolik, und die Sprüche steigern ihre drastische Komik; nur mitunter tritt Name und Devise außer Beziehung und das organische Band geht verloren, wie auf der „Barbara" in Bremen (1548), welche da philosophirt:

Lat dine gedanken
Vor Got nicht wanken.
He foret den piel
Nach rechten Ziel.

Die „Els von Nürnberg", die „Kateri", die „scharpe Grete", die „scharpe Metze", die „dicke Margret" indessen halten sich um so correcter innerhalb der concreten Situation:

Ik bin genant ein scharppe Metze,
Tore und mure ik nedeter setze —

oder:

Scharpe Grete bin ik geheten,
Wan ik lache, det werd den viend vordreten.

Sehr lieblich wissen auch „Martha" und „Margarete" ihre Reize zur Geltung zu bringen. Anmuthig läßt die erstere sich verlauten:

Martha is de Name min,
Von art kan ik nicht stille sin,
Und wo mi viend vor ogen stan,
Lat ik min ey hen in se gan —

und zum Schluß mag „Margarete" epilogisiren:

Margarete is min name,
Wen ik min viende sehe herkamen,
So do ik se fründlik gröten,
Det se verleren hende und vöte.

So möge das Gegebene genügen, um darzuthun, ein wie anmuthiges und historisch merkwürdiges Terrain der deutschen Literatur durch Ziegler's Arbeit gewonnen worden ist. Der Inhalt seines Buchs ist so originell wie interessant und lehrreich, und man darf hinzusetzen, ebenso neu. Die Sporaden, auf denen er seine Entdeckungen gemacht hat, liegen weit auseinander, die Fahrt war mühevoll und langwierig und keiner vor ihm hatte sie unternommen. Das ist Ziegler's Verdienst. Nun liegen die aufgefundenen Schätze wie in einem zierlichen Museum geschmackvoll gruppirt vor uns, und glauben wir auch, daß Ergänzungen nicht ausgeschlossen sind, so werden dieselben dennoch kaum wesentlicher Natur sein und die Grenzen des hier Zusammengestellten kaum erweitern, da die Gedankensphäre dieser Poesie von Hause aus zu scharf begrenzt und zu eng an ihre stofflichen Ausdrucksmittel gebunden bleibt. Und so wünschen wir dem Herausgeber von Herzen Glück, daß er seinen „Soldatenliedern" ein so ebenbürtiges Pendant zur Seite zu stellen wußte, und zollen ihm den Dank, der seinem Verdienst gebührt. Eine dereinstige „Geschichte der deutschen Volksseele" wird dem Buche Ziegler's unter ihren Materialien einen wesentlichen Rang einräumen müssen. Seinen Platz im Bücherschrank des deutschen Hauses wird es schnell gewinnen; in militärischen Bibliotheken und auf den Repositorien der deutschen Literaturgeschichte wird es eine Lücke ausfüllen.

Adalbert Schroeter.

Ueber Homöopathie.

Betrachten wir die Dinge der Welt von höhern Gesichtspunkten aus, so gewinnen wir bald Verständniß für dasjenige, welches von niedern Standpunkten aus uns paradox vorkam; wir erfassen leichter den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen; wir dringen mehr in das Wesen ein und lassen durch die Offenbarung uns nicht so leicht beirren. Was der große Haufe der niedrig Stehenden sofort verketzert, wird uns Gegenstand tiefern Nachdenkens und gewissenhaften Studiums und ist weit davon entfernt, unsern Groll, Spott, Hohn herauszufordern. Höhere Standpunkte machen uns duldsamer, leidenschaftsloser, ruhiger, einsichtsvoller, gerechter und bestimmen uns, jeder menschlichen Richtung Grund und Berechtigung zuzugestehen.

Und in der That, jedes uneigennützige, der Wahrheit und Wohlfahrt zugewandte Streben hat seinen tiefen Grund und seine volle Berechtigung, möge es auch noch so sehr in Widerspruch sein mit herrschenden Theorien und überlieferten Meinungen. Es kann nicht alles in den Rahmen irgendeiner Theorie gezwängt werden; es kann nicht alles mit überlieferten und augenblicklichen Meinungen übereinstimmen. Soll man dasjenige, was in ein bestimmtes System oder was einem Tonangeber nicht paßt, oder gar den materiellen Interessen dieses Einzelnen wirklich oder scheinbar zuwiderläuft — verwerfen, verdammen, als lebensunfähig bezeichnen und todtschweigen? Dies wäre nicht blos Unrecht, sondern Verbrechen!

In der Heikunst kamen mancherlei Richtungen und Strebungen zu Tage, die von den herrschenden in mehr oder minder bedeutendem Grade abwichen. Weil dieselben nun den gewohnten Anschauungen und den mit Sorgfalt gepflegten Interessen entgegenliefen, hatten sie das Unglück oder auch das Glück, angefeindet und verfolgt, dadurch aber erst recht bekannt zu werden. Die Quelle, aus der sie entsprangen, war seltener Eitelkeit und Ehrgeiz eines oder mehrerer Individuen, vielmehr zumeist die Erkenntniß oder das Gefühl, daß die bisherigen Kräfte der Heilkunst nicht ausreichend waren, das gesteckte Ziel zu erreichen, der Menschheit den erwarteten Nutzen zu bringen; ja, daß das bisherige Treiben der Heilkünstler, die auf dem Steckenpferde falscher Theorien reiten und am Narrenseile der Ueberlieferung tanzen, geradezu geeignet sei, das Ziel zu verfehlen und der Menschheit zu schaden.

Als die Homöopathie geboren wurde, vollführten die Heilkünstler ein etwas tolles Concert. Man möchte fast glauben, ein Gott habe den Vater der Homöopathie begeistigt zu seinem Werke und dieses dazu bestimmt, den Albernheiten der damals herrschenden Medicin die Spitze abzubrechen.

Abgesehen davon, daß die homöopathischen Arzneien nicht blos magisch durch den festen Glauben des Kranken, sondern auch materiell durch ihre eigene Substanz wirken, geht die Homöopathie mit der Hygieine Hand in Hand, macht von den Mitteln der Gesundheitspflege in reichem Maße Gebrauch. Und dies bestimmte uns schon allein, auch wenn wir gar nicht an die materielle und magische Wirkung der Verdünnungen glaubten, der Homöopathie unsere vollste Aufmerksamkeit zu widmen und ihren Vertretern Gehör zu schenken.

In der That mögen wir annehmen, daß die Homöopathie die Vermittlerin, ja gleichsam Bahnbrecherin der persönlichen und therapeutischen Gesundheitspflege war und wesentlich dazu beitrug, dem Verderben der Polypharmacie und hygieinelosen Heilkunst beträchtlich Einhalt zu thun. Und an sich selbst bedeutet die Homöopathie einen Fortschritt sowol in moralischer Hinsicht, indem sie strenge Diät erfordert, wie auch in wissenschaftlicher Beziehung, indem sie auf die Thatsache der Wirkungen kleinster Mengen unsere Auf-

merksamkeit richtet und diese Thatsache ganz einfach als bestehend nachweist.

Aus welchem Grunde sollten auch minimale Mengen von Stoffen nicht wirksam sein, besonders bei Menschen, die streng naturgemäß leben, Alkohol und scharfe Gewürze nicht in sich aufnehmen, von Taback und ähnlichen Genußmitteln nicht Gebrauch machen? Ich habe von der Wirkung homöopathischer Mittel selbst mich überzeugt, und ich sage mir: wenn die Homöopathie streng naturgemäße Lebensweise voraussetzt, um zu voller Wirkung zu gelangen, so ist sie schon deshalb der vollsten Beachtung werth und wird heilbringend in der Hand jedes kundigen, gewissenhaften Arztes. Kein solcher, möge er nun den Verdünnungen Wirkung zuerkennen oder nicht, wird auf die Homöopathie einen Stein werfen, sondern allermindestens dieselbe um ihrer trefflichen Diät willen dulden, ja von dieser letztern Gebrauch machen auch bei Nichtanwendung homöopathischer Arzneien.

Wir entnehmen aus dem Bisherigen, daß es nicht blos für jeden Gebildeten anziehend, sondern für jeden Arzt höchst nothwendig ist, mit der Geschichte der Homöopathie sich bekannt zu machen. Hierzu gibt ausnehmend günstige Gelegenheit das Werk:

Die Entstehung und Bekämpfung der Homöopathie. Von Wilhelm Ameke. Mit einem Anhang: Die heutige Universitäts-Medicin. Berlin, Janke. Gr. 8. 6 M.

Was mich sofort zu Gunsten des Werks von Ameke einnimmt, ist die Gerechtigkeit der Urtheile. Ich bin weder Homöopath noch Allopath, sondern einzig und allein Hygieiniker; ich habe also nicht das geringste Interesse daran, der Homöopathie oder der Allopathie Lob zu reden, jemand zu der einen oder zu der andern zu bekehren. Mein ausschließliches Interesse ist die Wahrheit und weiter die allgemeine Wohlfahrt. Blos weil dem so ist, spreche ich über Homöopathie und speciell über das vorliegende Buch.

Der Verfasser citirt im Vorwort einen Ausspruch Hufeland's über Hahnemann, den Vater der Homöopathie: Worte, im höchsten Grade beachtenswerth und vorzüglich zu beherzigen von denen, welche über Richtungen, die ihnen unbekannt sind, den Stab brechen und die Vertreter dieser Richtungen wissenschaftlich und menschlich zu schädigen, zu brandmarken, zu vernichten suchen.

Im ersten Theile seines Buchs beschäftigt sich Ameke mit der Entstehung der Homöopathie. Er hebt Samuel Hahnemann's Verdienste in der Chemie und Pharmacie hervor, betrachtet ihn sodann als Arzt, seine Leistungen in der Medicin, seine reformirende Thätigkeit und Erfindung der Homöopathie, und schließt mit einer Beleuchtung Hahnemann's als Mensch. Im zweiten Theil ist die Geschichte der Bekämpfung der Homöopathie Gegenstand der Betrachtung. Im Anhang wird die gegenwärtige officielle Medicin der deutschen Universitäten in sehr gerechter, anständiger und begründeter Weise geprüft und beurtheilt. Man gestatte uns, nur einige wenige Punkte hervorzuheben.

Aus dem Leben Hahnemann's verdient bemerkt zu werden, daß derselbe am 10. April 1755 zu Meißen geboren wurde, der Sohn eines armen Porzellanmalers und das älteste von zehn Geschwistern war. Seine Lehrer erkannten seine große geistige Befähigung und ermöglichten ihm den Besuch der Fürstenschule zu Meißen, nach dessen Beendigung er seine Studien an der Universität zu Leipzig begann, freilich in hartem Kampf wider die Lebensnoth, und sie dann zu Wien fortsetzte. Nachher finden wir ihn fast zwei Jahre lang in Siebenbürgen, als Hausarzt und Bibliothekar eines Barons, unter anderm mit chemischen Studien beschäftigt, und alsdann zu Erlangen, woselbst er die Doctorwürde in der Heilkunde erwarb. Von da ging er nach Obersachsen zurück, war eine Zeit lang Physicus in der Nähe von Magdeburg, verheirathete sich, übersiedelte nach Dresden und leitete dort später die städtischen Krankenhäuser, zog aber schließlich nach Leipzig. Sodann wohnte und wirkte er in der Nähe von Gotha, in Pyrmont, Braunschweig, Königslutter, Hamburg, Altona, Eilenburg, Machern bei Leipzig, Wittenberg, Dessau, Torgau; nachdem er an letzterm Orte sein „Organon der rationellen Heilkunst" verfaßt, ging er nach Leipzig, um sich als Docent an der Universität daselbst niederzulassen.

Hier beschäftigte er sich eifrig mit Hülfe seiner Schüler mit der Prüfung der Arzneien am eigenen Körper und der weitern Ausbildung seiner Lehre. Seine zunehmende Praxis erregte indessen immer mehr den Neid der Aerzte und, wegen seines Selbstdispensirens, die Besorgniß der Apotheker. Es wurde 1819 von letztern eine Klage wegen Selbstausgebens der Arzneien eingereicht. Vergebens setzte Hahnemann in einer gehaltvollen Rechtfertigungsschrift auseinander, daß sein ärztliches Handeln den bestehenden Medicinalverordnungen nicht unterliege, daß seine therapeutischen Werkzeuge nicht unter den gewöhnlichen und den Verordnungen zu Grunde gelegten Begriff von Arzneien gestellt werden könnten. Vergebens! Das Selbstdispensiren wurde Hahnemann verboten und damit sein ärztliches Wirken in Leipzig unmöglich gemacht. Der Herzog Friedrich Ferdinand zu Anhalt bot ihm in Köthen ein Asyl an mit völliger ärztlicher Freiheit.

Und der Vater der Homöopathie ging dahin als Leibarzt des Herzogs und Hofrath, im Jahre 1821. Im Alter von neunundsiebzig Jahren verheirathete sich Hahnemann mit einer jüngern Dame aus Frankreich, ging mit derselben 1835, achtzig Jahre alt, nach Paris, wurde daselbst überaus glänzend empfangen, und starb acht Jahre später in der Weltstadt an der Seine, treu geliebt und gepflegt von seiner jungen Gattin. Hahnemann war einer der vielseitigst gebildeten Gelehrten aller Zeiten, ein tiefer Denker, ein edel gearteter Mensch.

Wer eine Wissenschaft, einen Zweig ihrer Ausübung umzugestalten bestrebt ist, sie auf neue Grundlagen setzt, der sticht in ein Wespennest und hat die gesammten Zunftgenossen gegen sich. So ging es Hahnemann, der unzählige Thorheiten in der Medicin und bei den Aerzten bekämpfte und dadurch wesentlich zu Reinigung und Läuterung der Arzneikunde beitrug. Ameke sagt:

Ein Haupthinderniß der Verständigung war der Aderlaß, an dem die Gegner mit der Zähigkeit des religiösen Glaubens

hingen. Die Verwerfung des Aderlasses trug dem unerschrockenen Hahnemann die größte Erbitterung, die heftigsten Angriffe und rücksichtslosesten Beschimpfungen ein. Die Blut entziehenden Widersacher sind jetzt bis auf einen kleinen Rest verschwunden, die Beschimpfungen und Verleumdungen aber, die sie in blindem Haß gegen ihren gefährlichen Feind geschleudert, sind haften geblieben, haben sich fortgeerbt und sind von den nachfolgenden Streitern immer weiter ausgedehnt (worden). Zu Anfang sprach jeder Gegner noch voll Hochachtung von Hahnemann's frühern Verdiensten.... Allmählich aber verschwanden die frühern Verdienste Hahnemann's in der sorgfältig gehüteten Vergessenheit, und man konnte jetzt frisch darangehen, durch Verdrehungen und Entstellungen ihn als Schwindler, Betrüger, Charlatan hinzustellen.

Aus der Geschichte des Lebens und Wirkens von Samuel Hahnemann lernen wir ein gutes Stück der Geschichte der Reformatoren und Reformationen kennen, ein gutes Stück der bösen Leidenschaften, die das Erscheinen edel gearteter, für die Wahrheit und gegen den Irrthum kämpfender Geister bei den von Egoismus befangenen Seelen hervorruft; wir lernen daraus, wie diese bösen Leidenschaften gegen das Ganze der Reformation sich aufbäumen und den Reformator zu vernichten suchen.

Ich bin weit davon entfernt, an die Unfehlbarkeit menschlicher Principien zu glauben; ich bin überzeugt, daß im Laufe der Zeit in der Homöopathie ebenso viel Einzelheiten dem Meere des Nichts anheimfallen werden wie auf allen andern Gebieten; aber ich halte felsenfest dafür, daß das Erscheinen der Homöopathie ein Glück für die praktische Heilkunst und für die Menschheit war, indem dadurch die Hygieine vorbereitet und die Medicin geläutert wurde, und indem für alle unbefangenen Geister die Thatsache der Wirkung kleinster Mengen an das Licht trat. Schon aus allen diesen Gründen sollte niemand der Homöopathie seine Aufmerksamkeit versagen, mag er auch über die Einzelheiten dieser Lehre denken wie es ihm beliebt.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß Ameke's Beurtheilung der heutigen Universitäts-Medicin in hohem Grade beachtet zu werden verdient schon um ihrer Parteilosigkeit und innern Berechtigung willen. Ich empfehle seine ausgezeichnete Arbeit allen Aerzten und höher Gebildeten dringend; alle werden daraus lernen, und wäre es nur — richtig denken und gerecht urtheilen! Ich empfehle sie, nicht als Homöopath, nicht als Allopath, sondern als Hygieiniker und Menschenfreund.

Eduard Reich.

Eine classische Anthologie.

Die Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergültigen Inhaltsangaben. Eine Sammlung erlesener Darstellungen herausgegeben von Maximilian Kohn. Hamburg, J. F. Richter. 1886. Lex.-8. 3 M.

Dies außerordentlich sauber ausgestattete Buch ist ein eigenartiges Werk. Der Herausgeber desselben hat außer einem ganz kurzen Vorwort und einer 18 Seiten langen Einleitung: „Hauptmomente der Geschichte der deutschen Literatur", nichts Selbstgeschaffenes hinzugethan, sondern nur aus den Schriften mehr oder weniger hervorragender Schriftsteller Inhaltsangaben der Meisterwerke unserer deutschen Literatur von der ältesten bis auf die Neuzeit zusammengestellt.

Diese Zusammenstellung ist aber so glücklich und gibt so sehr von dem gesunden Takt und der Einsicht des Herausgebers Zeugniß, daß man dafür dankbar zu sein alle Ursache hat. Die knapp und entschieden gehaltene Einführung entrollt ein übersichtliches und in leichtfaßlichen Zügen hingeworfenes Bild von dem Entwickelungsgange unserer Dichtung. Man erfährt von ihren Anfängen und ersten Versuchen, begleitet sie zu ihrem glänzenden Höhepunkte in der Hohenstaufenzeit, beobachtet ihren Verfall während des Dreißigjährigen Kriegs und erfreut sich an ihrem mächtigen Aufschwunge, der mit Klopstock, Lessing, Herder, Wieland beginnt und in Goethe und Schiller gipfelt. Die Romantische Schule wird nur noch als Anhang gegeben, Heinrich Heine aber und der „Literatur seit 1832" die Thüre gleichsam vor der Nase zugemacht.

Dieser spröde und etwas wegwerfend erscheinende Abschluß, der sich in den Worten vollzieht: „Hunderte von Namen zu nennen, die alle Welt kennt, und sie in eine Unmasse von Schubfächern («bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt») einzupferchen, möge andern überlassen bleiben", wird wahrscheinlich vielfach übel empfunden und dem Herausgeber verdacht werden. Man wird es so auslegen, als ob er damit habe erklären wollen, daß in der „Literatur seit 1832" überhaupt von Meisterwerken nicht mehr die Rede sein könne: ein Ausspruch, den man ja bereits öfters vernommen und welcher immer sein Verletzendes hat und haben muß, weil er kurzweg und in schneidiger Weise dichterischen Bestrebungen den Stab bricht, die im Sturm und Drange einer tumultnarischen Zeit unser Volk aus tiefer nationaler Versunkenheit auf die Machthöhe politischer Bedeutung gehoben haben. Diese Hebung zu vollziehen war keine leichte Sache, und unsere Literatur stand dabei lange unter trüben Gestirnen und unter dem Drucke von Umständen, die eine ruhige und schöne Entfaltung ihres Schöpfertriebes kaum gestatten mochten. Das Junge Deutschland und alles, was damit zusammenhängt, wird erst spät nach uns seine volle Würdigung finden können. Für jetzt ist es vielleicht nur gut, wenn man mit einem Urtheil darüber zurückhält. Einem solchen aus dem Wege zu gehen, hat Maximilian Kohn daher für seine Zwecke entschieden gut und weise gethan, weil er dadurch seiner Unternehmung eine Abgeschlossenheit und Ruhe bewahrte, die er in den Inhaltsangaben

der neuesten Schriftwerke wol nicht zu bieten vermocht hätte. Hader und Streit sind ihnen vielfach aufgeprägt. Der Veranstalter einer Sammlung mustergültiger Inhaltsangaben deutscher Literaturmeisterwerke, der dabei besonders wesentlich auf die Jugend und das Ausland rechnen mußte, hatte sich vorzusehen, diesen Elementen nichts Verwirrendes und Lärmendes, nichts die Geister Beunruhigendes beizumischen. Diese Vorsicht kann man loben, und es ist einzig zu bedauern, daß er sie nicht bis auf den Titel ausgedehnt hat. „Die Meisterwerke der deutschen Literatur von ihrem Beginn bis zum Jahre 1830 in mustergültigen Inhaltsangaben" — dieser Titel würde alle Misverständnisse unmöglich gemacht haben.

Die Inhaltsangaben selbst bieten des Trefflichen viel. Sie sind von Männern wie Vilmar, Uhland, Prutz, Heinrich Kurz, Wilhelm Wackernagel, Adolf Stahr, Kuno Fischer, David Strauß, Paul Heyse, Hettner, Rosenkranz, Koberstein, Adolf Wilbrand, Friedrich Hebbel, Paul Lindau, Emil Kuh und manchen andern tüchtigen Literatoren gegeben. Sie sind eine schätzenswerthe Grundlage zu literarischer Bildung und eine sichere Anleitung zum innigern Verständniß unserer poetischen Meisterwerke, die — wie das Waltharilied, das Nibelungenlied, Gudrun, Parzival, Tristan und Isolt, Reineke Fuchs, die Schildbürger, das Faustbuch, Simplicissimus, der Messias, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, die Hamburgische Dramaturgie, Oberon, Schiller's und Goethe's großartige Schöpfungen, einige Werke von Heinrich Kleist — die allgemeine Anerkennung und den Platz in dieser Sammlung durchaus verdienen. Ob dagegen „Sturm und Drang" und „Die Zwillinge" von Klinger, „Julius von Tarent" von Leisewitz, „Otto von Wittelsbach" von Babo, ob selbst „Die Ahnfrau" von Grillparzer und „Herodes und Mariamne" von Hebbel zu den Meisterwerken unserer Literatur zu zählen sind, das ist doch wol noch die Frage. Diese Schöpfungen können, wie uns scheinen will, nur als mehr oder weniger merkwürdige und epochemachende Erzeugnisse angesehen werden, nicht als unbeanstandete Meisterwerke. Wenn Hebbel mit einem Werk von 1851 zugelassen wurde, so hatten wol auch noch andere Dichter neben ihm gleiche Berechtigung in Anspruch zu nehmen. Feodor Wehl.

Ein französisches Volksbuch in deutschem Gewande.

Ein französisches Volksbuch, noch dazu ein solches, dessen Geschichte sich zur Zeit des grauen Alterthums im fernen Babylon abspielt, in deutschem Gewande? Ein merkwürdiges Zusammentreffen, wird mancher sagen. Doch, das Unbegreifliche, um einen deutschen Verherrlicher der Antike zu citiren, hier wird's Ereigniß. Das Buch, von dem ich spreche und in welchem sich das Unbegreifliche oder wenigstens das uns Deutschen Ungewohnte zum Ereigniß gestaltet und das der baseler Universitätsprofessor Jakob Mähly — selber den Lesern d. Bl. als ein ebenso geist- wie pietätvoller Interpret des classischen Alterthums, besonders der poetischen Literatur desselben, bekannt — in fließendes Deutsch musterhaft übertragen hat, betitelt sich:

Pendragon. Geschichtliche Erzählung aus der Zeit Alexander's des Großen. Aus Assolant's gleichnamigem französischen Original übersetzt und mit einer Einleitung versehen von J. Mähly. Leipzig, Spamer. 8. 3 M. 50 Pf.

Wer ist Assolant? Jean Baptiste Assolant, jetzt nahezu ein Sechziger, ist dem großen deutschen Publikum wol so ziemlich noch ein Fremdling, obgleich er außer mit seiner Novellensammlung „Scènes de la vie des États-Unis" (Paris 1858) die Welt mit einer ganzen Reihe Romane beschenkt hat. Weshalb gerade er im deutschen Publikum sich weniger eingebürgert hat, dessen ganzem Denken und Fühlen wol wenige französische Dichter so nahe stehen als Assolant, das mag der Himmel wissen. Daß es diesem Autor bisher nicht gelungen ist, uns vertrauter zu werden, das kann ich mir eben nur daraus erklären, daß er, wenngleich Vollblutfranzose — schon die Wahl des Galliers Pendragon als Held dieser in Babylon sich abwickelnden Geschichte und die damit verknüpften patriotischen Auslassungen beweisen das —, doch eine Tugend besitzt, die nicht allen Franzosen beschert sein soll, die einer fast allzu großen Bescheidenheit, vermöge deren es ihm genügt, seinen Landsleuten Anerkennung abzugewinnen, den besten seiner Landsleute eine Herzensfreude zu bereiten. Daß er aber sein Licht so unter den Scheffel stellt und sich bisher nach Kräften der Anerkennung des Auslandes und speciell Deutschlands entzogen hat, das ist immerhin eigentlich gar nicht schön und heißt auf alle Fälle die Bescheidenheit oder das Nationalgefühl, wie wir das Motiv des Verfassers nun nennen mögen, zu weit treiben. Professor Mähly hat sich daher den warmen Dank des deutschen Volks verdient, daß er uns eine unstreitig bedeutende Schöpfung des französischen Poeten in unserm geliebten Deutsch vermittelt hat, und ich bin überzeugt, daß das Buch, das ich eingangs und mit gutem Grunde ein Volksbuch genannt habe, seinen Weg in Deutschland, fast noch mehr als in Frankreich selber machen wird. Ein Roman freilich, als welchen Mähly das Buch wiederholt in der Einleitung bezeichnet, ist Assolant's „Pendragon" streng genommen nicht; dazu ist mir wenigstens der Faden der ganzen Erzählung, trotz mancher kleinen Verwickelungen besonders gegen das Ende hin, zu durchsichtig; andererseits hat indeß auch Mähly wieder recht, wenn er in der Einleitung erklärt, daß die Erzählung streng genommen keine geschichtliche sei, und doch ist mir die letztere Bezeichnung für diese Dichtung noch lieber. Der Titelheld

ist zwar vom Dichter erfunden; erfunden sind ferner die meisten Personen der Erzählung, und theilweise sind die geschichtlichen Personen, so in erster Linie Hephästion und Perdikkas, in eine neue, uns etwas befremdliche, dem Dichter aber unentbehrliche Beleuchtung gerückt; auch die Erzählung von der Zerstörung des Baalstempels zu Babylon, der zu Alexander's des Großen Zeit längst ein Trümmerhaufen war, hat, wie wir sehen, in geschichtlicher Beziehung ihren Haken. Nichtsdestoweniger ist dem Geist der Geschichte in keiner Weise Gewalt angethan, vielmehr auf den Gang derselben mit einer Treue, wie sie der Roman nicht nur nicht verlangt, sondern eher zurückweist, Rücksicht genommen, sodaß Mähly vollkommen recht hatte, „Pendragon" auf dem Titel eine geschichtliche Erzählung zu nennen.

Die Form, in welche der Verfasser seine Erzählung gekleidet hat, ist nicht neu, trotzdem aber interessirt die Dichtung gerade in dieser Einkleidung ganz ausnehmend. Er läßt die ganze Erzählung durch einen Athener Sosikles vortragen, der, selber eine interessante Figur, keine kleine Rolle darin spielt. Dieser Sosikles, dessen Vorfahren an den verschiedenen Ruhmeskämpfen theilgenommen haben, wie er selber mit seinem Vater bei Chäronea König Philipp bekämpfte, um nachher dessen Geheimschreiber und dem nicht geliebten Herrn allerdings schließlich abtrünnig zu werden, berichtet nun als getreuer und doch phantasievoller Chronist, wie der edle und unerschrockene Gallier Pendragon als ebenbürtiger Rival des großen Alexander auftritt, als dessen Bundesgenosse und nachherige Gegner Wunder der Tapferkeit vollbringt und am Ende, während Alexander's Uebermacht den berühmten Baalstempel bedroht, mit seiner Geliebten Drangiane, des mächtigen Priesters Amalek Tochter, trotz der Ränke des eifersüchtigen Hephästion sich siegreich durchschlägt und der Ahnherr eines neuen Königsgeschlechts in Indien wird: eine wahrhaft rührende, in ihrer Einfachheit und keinigen Sprache namentlich uns Deutsche wunderbar anheimelnde Erzählung.

Wollte ich aus dem Ganzen eine einzelne Scene herausreißen, ich würde dem Dichter damit einen schlechten Dienst thun. Das Ganze muß, wenn irgendwo so hier, als Ganzes genossen werden, und daß dieser Genuß recht vielen Deutschen zutheil werde — auch den Franzosen dürfte die Lektüre der Dichtung eines ihrer keuschesten Dichter nicht schaden —: das ist mein innigster Wunsch. Da nun ein solches illustrirtes Volksbuch — das Buch ist auch hinsichtlich des Bilderschmucks alles Lobes werth — in Leihbibliotheken wol nicht vorhanden ist, so steht zu erwarten, daß „Pendragon" ebenso viele Käufer finden wird, als das Werk Bewunderer verdient. Erwähnen will ich nur noch zum Schluß, um wenigstens einige Vorzüge des trefflichen Werks hier anzudeuten, daß die Charaktere der einzelnen Personen, so namentlich des jugendlich überschäumenden Königs Alexander, des dicken Perdikkas, des eifersüchtigen Hephästion, des mannhaften Pendragon selber, des geschäftskundigen, verschlagenen, dabei doch liebenswürdigen Juden Samuel, des peinlich gewissenhaften Erzählers Sosikles, des nur seinem Gott lebenden Oberpriesters Amalek und seiner schönen Tochter sowie der treuen Amme derselben, ferner der vier kalidonischen Brüder Bull und auch die der mehr nebensächlichen Personen sich bewunderungswürdig und malerisch voneinander abheben, und daß das Zeit- und Localcolorit zu treffen dem Verfasser durchweg in hohem Grade gelungen ist. Möge das deutsche Volk dem Dichter wie dem Uebersetzer, jeder ein Meister in seiner Art, den verdienten, den schuldigen Dank abtragen, indem es Gelegenheit nimmt, sich mit diesem französischen Volksbuche voll deutscher Eigenart zu befreunden. Berenen wird es dieses Wagniß, wenn anders es ein Wagniß ist, ein gutes und gediegenes Werk eines Ausländers zu kaufen, jedenfalls nicht.

Karl Siegen.

Culturhistorisches.

1. Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Karl Binz. Mit den Bildnissen Weyer's und seines Lehrers Agrippa. Bonn, A. Marcus. 1885. Gr. 8. 3 M.

Wie der Hexenwahn, der so manche Jahrhunderte der Geschichte europäischer Civilisation befleckte, eine der abscheulichsten und beklagenswerthesten Verirrungen des unberechenbaren Menschengeistes war, so gehören seine Bekämpfer, namentlich jene, welche die ersten Breschen in das wurmstichige Gebäude des Aberglaubens zu schießen den Muth hatten, gewiß zu den verdienstvollsten, wenn auch leider nicht berühmtesten Gestalten der Geschichte. Der erste derselben war der Held dieses Buchs. Johann Weyer oder Wyer, ist 1515 oder 1516 in Brabant geboren und gestorben 1588 in Tecklenburg. Es war damals, als der Unfug der Hexenprocesse noch nicht einmal seinen Höhepunkt erreicht hatte, wahrlich nichts Leichtes und nichts Ungefährliches, gegen die bombenfesten Vorurtheile der Menge anzukämpfen, und Weyer verdient daher wohl, der Vergessenheit entrissen zu werden. Das vorliegende Buch von Karl Binz schildert sein Leben und analysirt seine (lateinischen) Schriften wie die seiner Gegner und der ihm nachfolgenden Gesinnungsgenossen, unter denen sich auch zwei Jesuiten, Tanner und Spee, befinden, die einzigen ihres Ordens, die diesen Weg einschlugen. Es ist schlicht, aber mit Sachverständniß geschrieben, faßlich und ohne gelehrte Prätensionen.

2. Geschichte der jüdischen Literatur von Gustav Karpeles. Berlin, Oppenheim. 1886. Gr. 8. 15 Lieferungen à 1 M.

Dieses erst im Erscheinen begriffene Buch können wir hier nur anzeigen und behalten uns ein näheres Eingehen auf seinen reichen Stoff und dessen allem Anschein nach tüchtige Bearbeitung nach seiner Vollendung vor. Wir erfahren indessen, daß sich Autoritäten wie Franz Delitzsch, Georg Ebers, Lazarus und Steinthal über das ihnen vorgelegte Manuscript höchst anerkennend ausgesprochen haben, und aus dem Erschienenen, welches die biblische Literatur umfaßt, kann bereits auf eine lichtvolle Darstellung und parteilose Haltung geschlossen werden. Otto Henne Am-Rhyn.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue des deux Mondes" vom 1. Januar d. J. bespricht G. Valbert die von J. Wychgram veröffentlichte Schrift: „Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich", mit viel Zustimmung und Befriedigung; er sagt unter anderm: „Wychgram hat seine Forschung mit jener deutschen Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit angestellt, die sich nicht mit der Hälfte begnügt, nicht bei der Oberfläche stehen bleibt, sondern tief ergründet und nachforscht, um sich zu vergewissern, ob die Dinge im Grunde dem Scheine und der oft trügerischen Schönheit des Aeußern und der Verheißungen entsprechen. Wir haben in ihm einen ebenso fähigen wie unparteiischen und vorurtheilslosen Richter gefunden. Er achtet unsere Vergangenheit, glaubt an unsere Zukunft und läßt uns Gerechtigkeit widerfahren, ohne uns zu schmeicheln. Er bewundert nicht rückhaltslos alles, was wir thun, sondern bemängelt an mehr als einem Punkte unsere scholastischen Gebräuche und Programme; im ganzen aber bewundert er, was er gesehen hat, und es kostet ihm wenig, dies zu sagen. Er erklärt unumwunden, daß Frankreich, welches früher mehr als ein Volk sich hat im weiblichen Unterrichtswesen zuvorkommen lassen, eine kräftige Anstrengung gemacht habe, das Versäumte nachzuholen, und daß seine Nachbarn es um einige seiner jüngsten Einrichtungen beneiden können, deren Gedeihen für die Zukunft gesichert zu sein scheine." Der Artikel schließt mit der Bemerkung, Wychgram habe als aufgeklärter und gut berathener Mann anzuerkennen verstanden, Frankreich sei dasjenige Land auf der Welt, von dem man mit der größten Wahrheit sagen könne, daß der Lärm dort nichts Gutes und das Gute keinen Lärm mache.

— Ueber „Arnold Ruge's Briefwechsel und Tagebücher aus den Jahren 1825—1880. Herausgegeben von Paul Nerrlich" (zweiter Band) sagt die „Saturday Review", Nr. 1578: „Es wäre zu wünschen gewesen, daß Nerrlich bei der Herausgabe dieses Briefwechsels dem Beispiele Stanley's in dessen Memoire Arnold's gefolgt wäre und diese Schriftstücke durch eine verbindende Erzählung aneinandergereiht hätte. War Ruge auch ein in der Geistesgeschichte Deutschlands bemerkenswerther Mann, so war er doch keine so hervorragende Persönlichkeit, daß jedermann alles über ihn wissen müßte, und die Würdigung der Briefe seitens des Laien wird häufig durch Unkenntniß der Umstände, unter denen sie geschrieben wurden, beeinträchtigt werden. Der Uneingeweihte dürfte sich wundern, wenn er die ersten fünf Briefe, die sich über einen Zeitraum von drei Jahren erstrecken, von Colberg aus datirt findet und erst aus einem autobiographischen Rückblick an einer viel spätern Stelle im Buche erfährt, daß dies nicht anders sein konnte, da der Schreiber derselben damals Staatsgefangener in jener Festung war. Während 1834 und 1835 hören die Briefe ganz auf; weshalb, können wir weder errathen, noch wird es uns gesagt. Wir würden gern die minder interessanten Theile des Briefwechsels gegen eine solche verbindende Erzählung eingetauscht haben, für welche letztere die wenigen, wiewol gut angebrachten Anmerkungen des Herausgebers einen nur unvollkommenen Ersatz bieten. Es würde immer noch genug übriggeblieben sein; denn ungeachtet dieses großen Mangels ist das Werk von nicht gewöhnlichem Werth und Verdienst. Ruge war ein Vertreter nicht blos einer Schule, die längst aufgehört hat viel Einfluß auszuüben, sondern auch von Richtungen des Nationalgeistes, die niemals aussterben werden. Wie Strauß und Feuerbach, hat er sich von einem abstracten Hegelianismus, der zwar scharfsinnig als Dialektik, aber ohnmächtig in seinem vergeblichen Anspruch ist, dringende praktische Probleme durch bloße Wortgaukelei zu lösen, zu einem Glauben emporgearbeitet, der kaum vom Materialismus zu unterscheiden ist. Er beginnt mit der Erklärung, daß die speculative Philosophie der einzig wahre Empirismus sei, und endet damit, daß er Buckle, den Anhäufer von statistischen Angaben und Apostel der Thatsache, übersetzt. In dieser Entwickelung faßt er die eine Phase der Geistesgeschichte seiner Nation zusammen. «Er ist das Ende unserer Theorie», sagt Nerrlich, «und der Uebergang zu unserer Praxis.» In einer andern Hinsicht ist er höchst anziehend, und die Rolle, die er gespielt, ist derjenigen Lessing's nicht unähnlich. Als Gründer und Herausgeber der «Halleschen», später «Deutschen Jahrbücher», zog er gegen das Philisterthum in jeder Gestalt und besonders gegen die officielle Unterdrückung des freien Gedankens zu Felde. Das Unternehmen trug indessen die Keime des Miserfolgs schon von Anfang an in sich: wie die Hegel'sche Schule selbst, hatte es einen rechten und einen linken Flügel. Ruge fand sich wider Willen dem letztern zugetrieben; nicht nur Schwab, sondern selbst Strauß traten zurück, und als Marx und Herwegh hervorragende Mitarbeiter wurden, da war es hohe Zeit, die Sache aufzugeben. . . . Alle diese Autoren sind in den Briefen mit bedeutender Schärfe geschildert, wie auch Heine, dessen leichte Grundsätze den Hohn des ernsten Ruge hervorriefen, und Schelling, der Ruge eine Zeit lang mit seiner erheuchelten Theilnahme für Gedankenfreiheit zu täuschen vermochte. Es ist schwer, Ruge's Feindseligkeit gegen Rahel zu verstehen, die ja keinen andern Fehler besaß als den, daß sie gänzlich unverständlich war. Es gibt auch zu denken, daß wir Schopenhauer, der damals die noch unbekannte Größe in der deutschen Philosophie war, nicht erwähnt finden. Der nächste Band dürfte besonders interessant werden, da er den Einfluß des langen Aufenthalts Ruge's in England auf ihn selber beleuchten wird. Nerrlich's Anmerkungen und Vorwort sind sehr gut, und es darf ihm kaum als Fehler angerechnet werden, wenn er seinen Helden etwas überschätzt."

Es heißt dann weiter in der „Saturday Revue": „An «Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen» von Georg Brandes lassen sich zwei Ausstellungen machen: der Mann ist zu sehr mit seinem Zeitalter vermischt, und der Bericht über ihn und sein Lebenswerk ist nicht präcis genug. Brandes, der in erster Linie für Dänen schreibt, setzt natürlich bei seinen Lesern eine Kenntniß dänischer Zustände voraus, welche dem zahlreichern Publikum, dem sein Werk nur in der deutschen Uebertragung bekannt werden kann, abgehen muß. Dänemark am Anfang des 18. Jahrhunderts ist eine vollkommene terra incognita und scheint in

der That sehr wenig Wissenswerthes geboten zu haben. Die soliden Eigenschaften seiner Bevölkerung waren freilich damals die nämlichen wie jetzt; seit der Reformation jedoch hat kein belebender Hauch das Land erfrischt, und es hat sowol in Waffen wie in den Künsten gleich stagnirt, ohne sich irgendwie auszuzeichnen. Es gab keine Literatur mit einem classischen Stempel, die Sprache war bäuerisch und ungeschliffen geworden, der Accent der gewöhnlichen Unterhaltung erschien sowol dem Engländer Molesworth wie dem Franzosen Reguard wie ein fortwährendes Gewinsel. Da trat Holberg auf und innerhalb der Dauer eines Menschengeschlechts hatte das Genie eines einzigen Mannes die Sprache verfeinert, der dänischen Literatur einen Stil gegeben und Muster der Composition in dem Epos, der Satire, dem Lustspiel und dem Roman hinterlassen. Ein solcher Wohlthäter darf seinen Landsleuten wohl als eine heroische Gestalt erscheinen, und dies in der That war er; der Leser aber, dem dänische Zustände unbekannt sind, muß ihn unwillkürlich mit einem andern Maßstabe messen, als den, welchen Brandes anwendet. Dieser Mangel an einem gemeinsamen Maße läßt die Begeisterung des Kritikers etwas zu groß erscheinen, wenngleich seine menschliche Aufrichtigkeit sie davor schützt, für übertrieben gehalten zu werden. Man kann es bedauern, daß der Bericht über Holberg's Werke, besonders seine Lustspiele und Romanzen nicht gründlicher und pragmatischer ist und die Uebersetzungsproben nicht zahlreicher sind. Es würde unter allen Umständen zweifelhaft sein, ob Holberg außerhalb seines Vaterlands vollständig naturalisirt werden könnte, nicht so sehr wegen seiner Individualität oder nationalen Eigenthümlichkeiten als aus einem entgegengesetzten Grunde — wegen des streng classischen Charakters seines Stils. Er ist nämlich dem romantischen Geiste, der nach seiner Zeit über Europa sich verbreitete und der die skandinavische Literatur so mächtig beeinflußt hat, ganz fremd. Die glänzende Schule eines Oehlenschläger und Paludan Müller, so reich an Motiven, die allen Literaturen und Mythologien entlehnt sind, ebenso die realistische und doch poetische Schule des neuen norwegischen Romans und Dramas verdanken ihm wenig oder nichts. Er gab den Dänen viel mehr einen allgemein intellectuellen als einen bestimmten literarischen Anstoß und bleibt in der Geschichte seines Vaterlandes eine große einsame Gestalt, die keinem Vorläufer verpflichtet war und der wenige Jünger gefolgt sind."

Bibliographie.

Berling, G., Lustig un trurig. Plattdeutsche Gedichte. Neue Ausgabe, besorgt von K. T. Gaedertz. Berlin, Klönne Nachf. 12. 1 M. 80 Pf.

Boy-Ed, Ida, Dornenkronen. Roman. Berlin, Waldern. Gr. 8. 4 M.

Breul, K., Sir Gowther. Eine englische romanze aus dem XV jahrhundert, kritisch herausgegeben, nebst einer literarhistorischer untersuchung über ihre quelle, sowie den gesamten ihr verwandten sagen- und legenden-kreis, mit zugrundelegung der sage von Robert dem Teufel. Oppeln, Franck. Gr. 8. 8 M.

Brugsch, H., Die Muse in Teheran. Frankfurt a/O., Trowitzsch u. Sohn. 8. 6 M.

Deutscher Bühnen-Almanach. 50. Jahrg. Herausgegeben von T. Entsch. Berlin. 12. 5 M.

Carlsberg, E., Kaiserlied. Festgedicht zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Königs Wilhelm von Preußen, Kaiser des Deutschen Reiches. Mühlhausen i. Th., Lange. Lex.-8. 20 Pf.

Götze, Auguste, Zwei Mal Christnacht. Dramatisches Märchen in 8 Bildern. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Grotthuß, J. E. v., Am Strome der Zeit. Dichtungen. Riga, Kymmel. 1885. 8. 2 M. 50 Pf.

Henckell, K., Quartett. Dichtungen. Unter Mitwirkung von A. Gutheil, E. Hartleben, A. Hugenberg herausgegeben. Hamburg, O. Meißner. 8. 3 M.

Hofäus, W., Askania. Vaterländische Gedichte. Köthen, Schettler. 1885. 8. 3 M.

Kühn, K., Die Einheitsschule, eine Forderung des praktischen Lebens. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1885. Gr. 8. 50 Pf.

Lagarde, P. de, Gedichte. Göttingen, Dieterich. 8. 1 M. 20 Pf.

Langer, E., Das Mohhorn oder die Injurien-Klage. Komische dörfliche Scene. 4te Aufl. Schweidnitz, Brieger u. Gilbers. 8. 50 Pf.

Nitsche, R., Realunterricht und Reallesebuch. Unter Zugrundelegung der Dörpfeld'schen Anforderungen. Breslau, Goerlich. 1885. 8. 50 Pf.

Oelschläger, H., Engel Kirk. Eine Geschichte in Versen. Dresden, Minden. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Oettinger, P., Unter kurbrandenburgischer Flagge. Deutsche Kolonial-Erfahrungen vor 200 Jahren. Nach dem Tagebuche des J. P. Oettinger unter Mitwirkung von Henk herausgegeben. Berlin, Eisenschmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Otto, F., Unser Kaiser. Ein Lebensbild zum 25jährigen Königs-Jubiläum des Kaisers Wilhelm. Unter Benutzung eines Manuskriptes von W. Wägner bearbeitet. Mit einem Porträt des Kaisers und 43 Text-Abbildungen. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Pardo, M., George Washington. Ein Lebensbild nach Washington Irving und George Bancroft, für die reifere Jugend. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Pechuel-Loesche, E., Die Bewirthschaftung tropischer Gebiete. Vortrag. Strassburg, Trübner. 1885. Gr. 8. 1 M.

Penck, A., Zur Vergletscherung der deutschen Alpen. Halle. 1885. Gr. 4. 80 Pf.

Poestion, J. C., Lappländische Märchen, Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter. Nach lappländischen, norwegischen und schwedischen Quellen. Mit Beiträgen von F. Liebrecht. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 M.

Die Reise S. M. Corvette „Aurora" nach Brasilien und den La Plata-Staaten in den Jahren 1884—1885. Mit Benützung der Berichte des Commandos der Corvette bearbeitet von der Redaction der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens". Mit 1 Karte und 2 lith. Tafeln Beilage zu Heft X 1885 der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens". Pola 1885. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 M.

Rethwisch, E., Der Stein der Weisen. Roman. Norden, Fischer Nachf. 8. 5 M.

Ring, M., Unterm Tannenbaum. Eine Weihnachtsgeschichte. Berlin, A. Reinecke. 1885. 8. 3 M.

Rothenburg, Adelheid, Drei Erzählungen. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins. 8. 1 M. 60 Pf.

Rodt, E. v., Bernische Stadtgeschichte. Mit 9 Abbildungen. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Rüdiger, O., Die letzten Marienbilder. Eine Lübecker Künstlererzählung. Hamburg, Voß. 8. 3 M. 50 Pf.

Ruge's, A., Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880. Herausgegeben von P. Nerrlich. 1ster Bd. 1827—1847. Mit einem Porträt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 10 M.

Schanz, Pauline, Gedichte. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 3 M.

Scholl, C., Meine Sterne. Stunden der Weihe. Eine Sammlung auserlesner Gedichte und Denksprüche. Mit 1 Titelbilde. Leipzig, Cavael. 1885. Gr. 8. 6 M.

Schönthan, F. v., und P. v. Schönthan, Der Raub der Sabinerinnen. Schwank. Berlin, Lassar. 1885. 8. 4 M.

Schopenhauer, A., Aphorismen zur Lebensweisheit. 2 Bdchn. Leipzig, Brockhaus. 8. à 2 M.

— — Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. Leben der Gattung. Erblichkeit der Eigenschaften. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Schuchardt, H., Ueber die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker. Berlin, Oppenheim. 1885. Gr. 8. 80 Pf.

Schwärmereien eines Junggesellen. Von Carl Einsam. Berlin, Stuhr. 8. 2 M. 50 Pf.

Semmig, H., Schlesiens Reformirung und Katholisirung und seine Rettung durch Friedrich den Großen. Nebst einem Anhang: Die Zukunft der katholischen Völker. Leipzig, Peterson. 8. 2 M. 25 Pf.

Sommerwerck, gen. Jacobi, W., Der heilige Bernward von Hildesheim als Bischof, Fürst und Künstler. Mit 1 Lichtdruck der Bernwardsthüren. Hildesheim, Borgmeyer. 1885. Gr. 8. 1 M.

Kosmopolitische Spaziergänge des Corpsburschen Kurt von Terzenheim. I. Stuttgart, Bonz' Erben. 8. 5 M.

Spitzer, D., Wiener Spaziergänge. 6te Sammlung. Leipzig, Klinkhardt. 8. 4 M. 50 Pf.

Stengel, E., Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Aktenstücken, als Festschrift zum 100. Geburtstag Wilhelm Grimms den 24. Februar 1886 zusammengestellt und erläutert. 1ster Bd.: Briefe der Brüder Grimm an hessische Freunde. Marburg, Elwert. 8. 5 M. 40 Pf.

Strantz, M. v., Fest und Treu. Gedenkblätter. Berlin, A. Duncker. 1885. 8. 3 M.

Strnadt, J., Die Geburt des Landes ob der Ens. Eine rechtshistorische Untersuchung über die Devolution des Landes ob der Ens an Oesterreich. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 3 M.

Sutermeister, O., Dichtungen in Basler Mundart. Gesammelt. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885. 8. 6 M.

— — Dichtungen in Graubündner Mundart. Gesammelt. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885. 8. 4 M.

— — Dichtungen in Luzerner Mundart. Gesammelt. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885. 8. 4 M.

— — Dichtungen in Thurgauer Mundart. Gesammelt. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.

— — Dichtungen in Züricher Mundart. Gesammelt. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885. 8. 6 M.

Sylva, Carmen, Astra. Roman von Dito und Idem. Bonn, Strauß. 8. 7 M.

Thayer, W. M., Abraham Lincolns Leben. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Telmann, K., Vom Wegrand. Novellestische Skizzen. Leipzig, Mutze. 8. 3 M.

Urban, M., Phrenologie und Erziehung. Eine pädagogische Studie. Berlin, Parrisius. Gr. 8. 60 Pf.

Ziegler, H., Alte Geschütz-Inschriften. Mit einem Anhang: Das Königl. Zeughaus zu Berlin. Berlin, v. Decker. 12. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 47 bis 53.

Deutscher Reichstag. — Die Selbstzersetzung der Socialdemokratie. — Der Entwurf eines Sprachgesetzes für Oesterreich. — Die Begründung der preußischen kirchenpolitischen Vorlage. — Der neue Stern im Unionsbanner. — Der Proceß Sarauw. — Das norwegische Demokraten-Regiment. — Militärische Rückblicke auf das Jahr 1885. (III.)

Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XV.) — Die Correction des deutschen Oberrheins. Von O. Ammon. (III. Schlußartikel.) — Brief aus Thule. Von F. Dahn. — Aus der Revolutionszeit in Oesterreich. — Ralph Waldo Emerson. Von E. P. Evans. (V/VI.) — Eine Reise durch Centralasien. — Mimik und Physiognomik. (I.) — Berliner Briefe. (VI.) — Zur deutschen Romanliteratur. — Die Schreckenstage Londons im Jahre 1780. Von Dr. M. Landau. — Zur culturgeschichtlichen Literatur. — Pariser Chronik. (CXXX.) — Ein neuer Führer durch die moderne Philosophie. — Das Staatsmuseum für vorgeschichtliche Funde aus Bayern.

Bayerische Pfandbriefe. — Die bayerischen Industriepapiere an der Münchener Börse. — Zur Mobiliar-Feuerversicherungsfrage in Bayern.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Massai-Land.

Forschungsreise in Ostafrika

zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von

Joseph Thomson.

Aus dem Englischen von W. v. Freeden.

Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Joseph Thomson hat als der erste Europäer das von raub- und mordsüchtigen Volksstämmen bewohnte Massai-Land in seiner ganzen Länge durchreist und dadurch ein geologisch wie commerciell höchst wichtiges Stück Innerafrikas unserer Kenntniss erschlossen. Die frisch und anziehend geschriebene Schilderung dieser Reise, mit Abbildungen und Karten reich illustrirt, reiht sich den werthvollsten Werken an, welche die Aufhellung des dunkeln Welttheils für die europäischen Nationen vermitteln.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Nordenskiölds Vegafahrt um Asien und Europa.

Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von

E. Erman.

Mit 200 Abbildungen, einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Auf Grundlage des berühmten Werks „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“, in welchem Nordenskiöld über seine Expedition zur Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt mehr tagebuchartigen Bericht erstattet, bietet die vorliegende Bearbeitung eine zusammenfassende, abgerundete Schilderung jener denkwürdigen, vom glücklichsten Erfolge gekrönten Entdeckungsreise. Das außerordentlich reich illustrirte Buch ist zumal bei seinem wohlfeilen Preise den weitesten Kreisen des Publikums, ebenso Volks-, Schul- und Jugendbibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen. Es reiht sich den folgenden in demselben Verlage erschienenen und bereits vielverbreiteten Werken an:

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt, in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Volz. Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ILIOS
STADT UND LAND DER TROJANER

FORSCHUNGEN UND ENTDECKUNGEN IN DER TROAS UND BESONDERS AUF DER BAUSTELLE VON TROJA.

VON

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von **Rudolf Virchow** und Beiträgen von **P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H Sayce** und **R. Virchow.**

Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie.

Gr. 8. (XXIV und 880 S.) Cartonnirt 42 M. Geb. 45 M.

In diesem umfassenden, reich ausgestatteten Werke gibt Schliemann eine vollständige Darstellung seiner Ausgrabungen in der Landschaft Troas sowie der staunenswerthen Funde, welche dadurch aus jahrtausendelanger Verborgenheit wieder ans Licht gezogen wurden. Von grösster Wichtigkeit für Archäologen und Philologen, wird das Werk, wie Professor Virchow in seiner Vorrede sagt, auch für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung werden. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 11. März 1886.

Inhalt: Neue lyrische Gedichte. Von Ernst Ziel. — Vermischte Schriften. Von Rudolf Doehn. — Zur Geschichte der Wiedertäufer. Von Eduard Reich. — Staats- und socialwissenschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue lyrische Gedichte.

1. Deutsche Elegien von Stephan Milow. Neue, stark vermehrte und veränderte Auflage des Elegiencyklus „Auf der Scholle". Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 3 M.
2. Vorwinter von Adolf Pichler. Gera, Amthor. 1885. 12. 50 Pf.
3. Lyrisches Tagebuch von Karl Bleibtreu. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Steinitz u. Fischer. 1885. 8. 2 M.
4. Aus tiefster Seele von Wilhelm Arent. Mit Geleitswort von H. Conradi. Berlin, Kamlah. 1885. 8. 2 M.
5. Lieder von Peter Sirius. Freiburg i. Br., Kiepert u. Bolschwing. 1885. 8. 2 M.
6. Neues Buch der Lieder von Paul Bachr. Bevorwortet von C. von Leistner. Oeynhausen, Ibershoff. 1885. 8. 3 M. 50 Pf.
7. Ausgewählte Gedichte von Ludwig Giesebrecht. Herausgegeben von Konrad Telmann. Stettin, Saunier. 1885. 12. 4 M.
8. Ein deutscher Liederstrauß. Eine Festgabe zum siebzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck allen deutschen Patrioten dargebracht von Wilhelm von der Mulde. Zwickau, Werner. 1885. 8. 75 Pf.
9. Politische und unpolitische deutsche Lieder von Eugen Schwetschke. 1. Politische Lieder. Ehrenlieder. Spott- und Kampflieder. 1879—1885. Halle, Schwetschke. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.
10. Stefan Fadinger. Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern. Von Franz Keim. Wien, Graeser. 1885. 8. 2 M.

„Unter Larven die einzige fühlende Brust!" möchte der Kritiker oft genug ausrufen, wenn er hinabsteigt in die Abgründe der modernen Lyrik und neben anmaßendem Dilettantismus und geist- und seelenlosem Schablonenthum wirklich einmal einer wahren Dichternatur begegnet, der poetisches Schaffen Herzensbedürfniß und innere Lebensnothwendigkeit ist. Stephan Milow ist so eine mit echtem kastalischen Wasser geweihte Poetenseele — eine große Seele, die ins Große strebt. Kaum in einem der frühern Werke unsers Dichters tritt das mit so evidenter Augenfälligkeit hervor wie in den uns heute vorliegenden „Deutschen Elegien" (Nr. 1), die eine neue, stark vermehrte und veränderte Auflage des Elegiencyklus „Auf der Scholle" bilden. Vom engen Kreise stiller Häuslichkeit, von der kleinen Welt der Ehe und der Familie ausgehend, erweitern diese im Gewande feingeschliffener Distichen einherschreitenden Poesien ihren Horizont bis zu unendlichen Perspectiven in das Leben der Menschheit, in die großen Fragen der Gesellschaft und des Staats, der Wissenschaft und der Kunst und umfassen so das All im Brennpunkte der Idylle. Milow ist ein Philosoph von vorwiegend pantheistischem Gepräge und vielfach durchklingender weltschmerzlicher Gemüthsstimmung im classischen Sinne eines Lord Byron und Leopardi, nicht im sentimentalen unserer Romantiker. Ein classischer Zug gehört zur geistigen Signatur unsers Elegiensängers; alles in seiner Dichtung ist abgeklärt, getragen, prägnant. Man höre ein Beispiel, das zugleich seinen politischen Standpunkt klar kennzeichnet:

Gerne vermeidet der Dichter das lärmende Treiben des Marktes,
Das ihm die Leier verstimmt, wie's ihm die Seele beengt.
Nur beim Dauernden weilt sein Auge; dem Streit der Minute
Leiht er besser den Arm als die Accorde des Lieds.
Dennoch erpreßt ihm oft der Anblick lastenden Irrthums
Klage und Mahnung laut, ob sie umsonst auch verwehn.
Ich, nicht wend' ich mich gegen die Welt, ein tadelnder Eifrer,
Dir, mein Knabe, jedoch schütt' ich das Innere aus,
Schütt' es dir aus, mich selbst zu erleichtern und dich zu belehren,
Daß dich gewappnet dereinst finde die Stunde der Noth.
Sammle bei zeiten die Kraft: du wirst viel Schmerzliches sehen,
Das von den Sternen uns nicht, das von den Menschen nur kommt.
Oftmals leidet ein Volk, dem alles zum Glücke sich einte,
Zwäng' es ein Einzelner nicht rauh in ein drückendes Joch.
Ach, wer kann sie verstehn die gewalt'gen Beherrscher der Erde,
Daß sie der Macht nicht auch dauernd vereinen den Ruhm!
Auf dem Throne geboren zu sein, viel ist es dem Edeln,
Welcher, erwählt vom Geschick, rings nur zu segnen bestrebt.

Ohne verzehrendes Ringen vermag er zu wirken, zu schaffen,
Was er des Guten ersinnt, spiegeln ihm Tausende gleich.
Jeglicher sieht ihn und drängt ihm zu, nicht braucht er sich Liebe
Erst zu gewinnen, genug, wenn er sie sich nicht verscherzt.
Wenige fassen es aber! Wie mancher besudelt mit Blut sich,
Während der Purpur tilgt leuchtenden Glanzes den Fleck;
Andere säen Verrath und Streit und jegliches Unheil,
Wär's unwissentlich auch, eben nur weil sie so klein.
Denn wo Schwächliche herrschen, zerspalten sich alle in Hader;
Nur die Größe vereint alles in Liebe um sich,
Und wer Falsches bezweckt, braucht Helfer und schädigt die Sitten;
Niedrige findet er leicht, welche ihm dienen um Lohn.
Alles verwirrt sich da; bald sinkt das Verdienst in der Schätzung;
Schurken erheben das Haupt; Würd'ge verschmachten in Qual.
Statt froh strebenden Kräften ein freundlich gebreiteter Ringplatz,
Liegt, in Trauer gehüllt, bange verödet das Land.
Ja, so wirst du's sehn, und magst du dich selber vergessen,
Fordert den Antheilszoll stündlich der anderen Weh.
Aber du harre nur aus, was immer das Herz dir beklemme;
Schwindet dir jeglicher Halt, richte und lenke dich selbst!
Suche in allem als Lohn die Labe des inneren Friedens,
Und den Kleineren laß ruhig das kleinere Glück!
Wanket um dich das Recht, so trag' es auf rüstigen Schultern
Schirmend der Zukunft zu durch die Verwirrung der Zeit!
Wuchert um dich die Lüge, so pflanze dazwischen die Wahrheit,
Und es geziemt dir meist, was du am schwersten vollbringst.

Wie er in seiner politischen Anschauung durchaus frei, so ist Milow auch nach jeder andern Richtung hin ein unabhängiger Denker, und den mit den Gedanken der Freiheit und Schönheit reich gesättigten Inhalt seiner Elegien versteht er in eine vollendete Form zu gießen: seine Distichen fließen leicht und anmuthig, und seine Sprache ist durchweg vornehm und edel. Möchten diese „Deutschen Elegien" des österreichischen Dichters eine Stätte finden, so weit die deutsche Zunge klingt!

Neben Stephan Milow stellt sich in unserer heutigen Revue als ein Lyriker von gleichfalls vornehm edler Physiognomie ein anderer österreichischer Poet, der bekannte tiroler Sänger Adolf Pichler, der uns in seinem kleinen Heft „Vorwinter" (Nr. 2) eine Reihe sinniger Achtzeiler bietet, welche in zwangloser Mischung Reflexionen und Stimmungen, Liedartiges und Spruchhaftes, Aperçus und Tagebuchblätter, Genrebildchen und Satirisches nebeneinanderstellen und immer ein dem Gedanken nach scharf und fest Umgrenztes in je einer Strophe festzuhalten verstehen. Sehr bescheiden sagt Pichler von diesen lyrischen Kleinigkeiten:

Nicht dem Lied der Nachtigallen,
Nur mit dem der Alpenmeise
Will ich meinen Sang vergleichen
Und die kurze Strophenweise.
In des Südens Lorberhainen
Hörst du ihren Sang erschallen;
Möge dir im rauhen Norden
Dieses rauhe Lied gefallen!

„Rauh" dürfte nun freilich nicht das richtige, nein, das denkbar falscheste Wort für diese im Gegentheil höchst anmuthigen lyrischen Nippsachen sein, die man bei uns in Deutschland als einen Gruß aus dem schönen Tirol und als ein Lebenszeichen des wackern, nun schon hochbetagten Sängers gewiß herzlich willkommen heißen wird.

Trifft das Epitheton „rauh" auf die Pichler'schen Dichtungen ganz und gar nicht zu, so ist es dagegen zur Charakteristik von Karl Bleibtreu's „Lyrischem Tagebuch" (Nr. 3) ganz an seinem Platze — „rauh" sind diese Gedichte, insofern das Wort die nahezu gänzliche Abwesenheit des lyrischen Tons, das Fehlen von Grazie, Schmelz und stimmungsvollem Duft bedeutet. Bleibtreu, der sich auch in andern Veröffentlichungen als ein geistvoller, auf durchaus moderne Ziele gerichteter Autor bekundet hat, zeigt sich hier als ein eigenartiger, gedankenvoller Lyriker — nein, nicht als ein Lyriker; das Lyrische spreche ich ihm gerade ab —, als ein Dichter, der sein bedeutendes, oft faustisch angehauchtes, aber noch an jugendlicher Ueberfülle des Inhalts laborirendes Wesen nur zufällig oder, wenn man will, aus Capriee in lyrische Rhythmen und Maße ausströmt. Er bietet uns in der vorliegenden Sammlung, die in sieben Abschnitte: „Aus drei Hochlanden", „Historische Hieroglyphen", „Physiologie der Liebe", „Merlin", „Eros und Psyche", „Stimmungsbilder" und „Im Kampf ums Dasein", zerfällt, wie er ausdrücklich in der Vorrede sagt, „diejenigen lyrischen Aufzeichnungen der wechselnden Seelenstimmungen, Lebens- und Natureindrücke, welche schlichten Tagebuchblättern entsprechen", und läßt dabei seine „zahlreichen balladesken und didaktischen Gedichte" fort. Nun aber scheinen mir — wunderbar! — gerade die wenigen Balladendichtungen, die sich trotz der gegentheiligen Absicht Bleibtreu's in diese Sammlung eingeschlichen haben, im Vergleich mit dem übrigen Inhalt des Buchs am meisten stimmungsvolles Colorit und Duft der Empfindung, will sagen lyrische Signatur zu haben. Die Balladen — kein Mensch kann diese Gedichte anders bezeichnen — „König Olaf's Brautfahrt" und „Seegespenst" sowie einige verwandte Stimmungsbilder, z. B. „Verfehltes Leben", sind von bestrickendem lyrisch-epischen Reiz, während vieles andere in dem „Tagebuch" mir unpoetisch und barok, nicht selten ein bischen manierirt und gemacht vorgekommen ist. Das Barocke und Bizarre gehört zu den Eigenarten unsers talentvollen Poeten. Die Substanz seines Wesens ist zu schwerflüssig, zu gedankenbefrachtet, zu kritisch-nüchtern, zu analytisch-spitzfindig, als daß ihm der eigentlich lyrische Wurf und Chic in der Conception und Formung anders als zufällig und gelegentlich gelingen könnte. Seine schöne und eigenartige, markige Begabung weist ihn mit Entschiedenheit von dem eigentlich Lyrischen ab und auf zwei lyrische Nebengebiete hin: auf die Reflexions- und die descriptive Lyrik. So kommt es, daß seine reine Lyrik, wofern man bei Bleibtreu überhaupt von einer solchen sprechen kann, etwas Schwerfälliges, Verknöchertes hat (der Gedanke fällt dem Gefühl hier fortwährend ins Wort), während die von vornherein philosophisch concipirten Gedichte und die balladesken Schilderungen uns sein dichterisches Können im Zenith zeigen und eine

originelle Physiognomie von eigenem Reize bekunden. Dafür ist unter andern das bereits oben erwähnte Gedicht „Verfehltes Leben" ein Beleg. Es möge hier einen Platz finden:

Der Thurm ist quaderdick und bemoost;
Der Eulen Kanon tönt in den Luken;
Der Nordwind über die Heide tost
Und will die Disteln ducken.

Rings brandet die blaue Unendlichkeit.
Mit fliegendem Haar und bloßen Füßen
Am Strand hinpilgert die Gälenmaid,
Als müsse sie Sünden büßen.

„O, säß' ich im Süden bei Tea und Toast
Am warmen Kamin in Piccadilly!"
Doch dort im Themsedampfer erbost
Murrt ihr Bruder, der Steuermann Willy:

„O, löst' ich doch lieber mein Boot vom Pflock
Im wildesten Wettergebrüll der Hebriden,
Als hier zu verschmachten im London Fogg,
Wenn die Kohlen im Kessel sieden."

Sie sammelt Muscheln im sprühenden Gischt;
Das Blut in den Adern will ihr stocken.
Ihr Bruder drunten verdrießlich wischt
Den Nebel aus seinen Locken.

Man merkt diesem Stimmungsbilde und einer Reihe verwandter Gedichte unsers Poeten die Schule englischer und schottischer Vorbilder an, und die Nachdichtungen Byron'scher, Tennyson'scher und Poe'scher Themata, deren die Sammlung mehrere enthält, gehören nicht zu den schlechtesten Stücken Bleibtreu'scher Dichtung.

Der bereits erwähnte, in der Vorrede enthaltene Ausspruch unsers Dichters, daß er die „didaktischen" und „balladesken" Erzeugnisse seiner Muse von der vorliegenden Sammlung ausgeschlossen, also gerade diejenigen Gattungen, in denen ohne Frage seine Hauptkraft wurzelt, läßt uns hoffen, gelegentlich einen weitern Band Gedichte von ihm dargeboten zu erhalten, in dem er sein dichterisches Können noch glänzender entwickelt als in dem „Lyrischen Tagebuch".

Recht wenig gemein hat Bleibtreu mit dem Dichter, zu dem ich mich nunmehr wende, mit Wilhelm Arent, dem Verfasser von „Aus tiefster Seele" (Nr. 4). Ein gewisser Zug jugendlichen Stürmer- und Drängerthums ist das einzige tertium eines Vergleichs zwischen beiden. Die Arent'schen Gedichte, die Hermann Conradi mit einem geist- und stimmungsvollen Geleitsworte von nahezu Storm'schem Schmelz der Sprache begleitet, sind bei allem Talent und allem edeln Streben, das sie documentiren, im ganzen noch allzu unausgereift, als daß sie über die poetische Leistungsfähigkeit ihres Autors schon ein abschließendes Urtheil zuließen. Arent ringt noch mit sich selbst — seine Gedichte sind hoffnungerregende Entwickelungsproben, Anläufe zu Großem, aber selbst noch nichts Großes. Ein Symptom der Unfertigkeit der Arent'schen Muse ist, daß sie bald ins einseitig und ungesund Sinnliche, bald ins verschwommen Abstracte und Unkörperliche verfällt, statt ihre Zelte in der idealen Mitte zwischen diesen beiden Extremen aufzuschlagen, wo allein die wahre Kunst, freilich aber auch nur die Kunst eines ausgereiften Geistes gedeiht. Arent ist ein pessimistischer Pantheist oder pantheistischer Pessimist im Stadium der Gärung; man darf aber hoffen, daß der Most seines Geistes später einmal einen gesunden Wein geben werde. Die Abtheilung „Pantheismus" ist es namentlich, auf welche diese Hoffnung sich stützen darf und welche einige Gedichte enthält, die man geradezu als eine Art Programm der pantheistischen Weltanschauung bezeichnen kann; so die nachstehenden Strophen:

Unnennbar.

Unnennbar ist die große Gotteskraft,
Die in den Höhen und den Tiefen schafft.

Stets neu ringt sich aus ihrem Liebesschos
Der Sehnsucht Keim in ewigem Schmerze los.

Im Menschen lebt er odemgleiches Sein;
Im Thiere ist er wesenloser Schein.

Stumm in der Pflanze er zum Lichte strebt,
Laut aus der Menschenbrust er jauchzt und bebt.

Doch ungesprochen bleibt das letzte Wort,
Und Sein und Nichtsein dämmern ewig fort.

Formell läßt sich manches in den Arent'schen Gedichten beanstanden. Es möge hier nur auf Wortvergewaltigungen hingewiesen werden, wie „des Alles Unermessenheit" statt des Alls, und an einer andern Stelle „des Nichtses" statt des Nichts: Genitive, die im Misbrauch der poetischen Licenz denn doch gar zu weit gehen und den guten Geschmack allzu sehr verletzen.

Völlig ins Gebiet der dilettantischen Unbedeutendheit und physiognomischen Allgemeinheit fallen die blos nach der Seite der Formgewandtheit anerkennenswerthen „Lieder" von Peter Sirius (Nr. 5), unter denen wol nur das Gedicht „Horatius" einige Beachtung verdient.

Höher steht Paul Baehr's „Neues Buch der Lieder" (Nr. 6), obgleich es ihm ebenfalls an markanter Signatur gebricht — und in solcher Signatur liegt doch der Hauptwerth einer lyrischen Hervorbringung; hierin muß zumal unsere Zeit, die Zeit des Dilettantismus auf allen Gebieten des Schaffens und der daraus resultirenden Ermüdung der Leserwelt, in erster Linie einen Maßstab zur Bemessung jedes neu auftauchenden Dichtertalents erblicken. Die Baehr'sche Sammlung gliedert sich in die Rubriken: „Blumen aus meinem Liebesfrühling", „Vermischte Gedichte" und „Eichenkränze", unter denen die letzte Abtheilung das relativ Werthvollste enthält, während die Liebeslieder, obgleich aus warmem Gemüth geflossen, einigermaßen matt gemahnen und die „Vermischten Gedichte" eine mittlere Stellung zwischen den andern beiden Serien einnehmen. Als Probe der Baehr'schen Dichtweise stehe hier:

Schwedische Sage.

Herab stieg aus des Himmels Auen
Die schönste Fee, den Arm beschwert
Mit einem Füllhorn, um den Frauen
Zu spenden, was ihr Herz begehrt.

„O, gib mir Haare, schwarze, lange",
Die Kastilianerin begann,
„Daß mich das Haupthaar voll umfange,
Daß ich darein mich hüllen kann."

„Gib Augen mir, die hell erglühen",
Die Italienerin nun bat,
„Die wie des Aetna Flammen sprühen
Und leuchten wie das Sonnenrad."

„Und mir die Anmuth der Bewegung",
Ins Wort ihr die Französin fiel,
„Daß ich manch Herz mit süßer Regung
Erfüll' bei Tanz und Reifenspiel."

„Dornröschen's Farb', die zarte, reine,
Hauch' sie auf meine Wangen lind
Mit ihrem holden Frühlingsscheine!"
So sprach zur Elfe Englands Kind.

Und endlich naht mit stolzem Schritte
Erhobnen Haupts die Russin ihr:
„Die königliche Haltung bitte
Als beste Gabe ich von dir."

Nur ein Weib blieb im Hintergrunde;
Es stand bescheiden, still und scheu;
Da sprach die Fee mit holdem Munde:
„Ein Herz voll Liebe und voll Treu —

„Wer will die letzte aller Gaben?"
Die Frauen lachten ringsumher:
„Die soll das arme Weib dort haben,
Denn unser ist nicht solch Begehr."

Da rief die Fee: „Dich soll beglücken,
Was schöner als der schönste Leib,
Die Treu und Liebe soll dich schmücken —
Tritt näher, du germanisch Weib!"

Es ist viel wackere und tüchtige Gesinnung, viel warmes und edles Empfinden und vor allem eine aller Schönfärberei und Koketterie abholde Ehrlichkeit des Denkens und Fühlens in diesen Gedichten: Eigenschaften, die mit dem Mangel an Eigenartigkeit einigermaßen versöhnen. Aus der Reihe der Baehr'schen Poesien seien hier noch mit Anerkennung hervorgehoben: „Verweil', o Augenblick!", „Meinem Hunde", „Sedan" und „Versailles".

In den Reigen der lebenden und rüstig schaffenden Dichter, die wir jetzt Revue passiren lassen, mischt sich der Schatten eines Sängers, der nicht mehr unter den Lebenden weilt: Konrad Telmann, der feinsinnige Novellist und Lyriker, hat aus den vor Jahren in zwei Bänden erschienenen poetischen Werken seines 1873 verstorbenen Großvaters Ludwig Giesebrecht „Ausgewählte Gedichte" (Nr. 7) herausgegeben. Der Name Ludwig Giesebrecht hat in der deutschen Literaturgeschichte als der eines reichbegabten Dichters längst einen guten Klang. Namentlich in der dichterischen Interpretirung von Lust und Leid des häuslichen Lebens wie in der poetischen Verherrlichung des patriotischen Gedankens war Giesebrecht ungemein glücklich, und es ist ein dankenswerthes Unternehmen, dem sich Konrad Telmann unterzog, indem er unter den, wie er selbst ausspricht, vielfach allzu privat gehaltenen Dichtungen seines Großvaters diejenigen auswählte und dem heutigen Publikum darbot, welche Anspruch auf allgemeines Interesse und Verständniß erheben dürfen. Giesebrecht tritt uns im Rahmen seiner „Ausgewählten Gedichte" als ein zwar nicht großes und markant eigenartiges, immerhin aber als ein liebenswürdiges und feinfühliges Talent entgegen, und namentlich in der pommerschen Heimat des Todten — er lebte als Lehrer am Gymnasium in Stettin — werden diese neu erstandenen Gedichte (die alten sind im Buchhandel längst vergriffen) sicher warm willkommen geheißen werden. Auch in dieser Auswahl sind es die schon von uns betonten Lebensgebiete, auf denen sich die Giesebrecht'sche Muse besonders heimisch fühlt und auf denen sie ihre schönsten Lorbern pflückt, die Welt des Hauses und des Vaterlandes; diese Gebiete documentiren sich auch hier sowol nach Umfang wie nach Werth des Geleisteten als die eigentliche Domäne seines poetischen Schaffens. Die etwas abrupte und dadurch nicht immer klar und leicht verständliche Darstellungsweise unsers Poeten, die sich — ob aus Neigung oder aus unzulänglicher Kraft, vermag ich nicht zu constatiren — in Anakoluten und Ellipsen gefällt, tritt in diesen beiden Bereichen weniger störend hervor, und so begegnen uns hier lyrische Gebilde, die sich manchem verwandten Erzeugnisse Rückert's getrost an die Seite stellen dürfen, eines Dichters, mit dem Telmann in seiner Vorrede unsern Sänger mit Recht vergleicht. Ich weise nur auf das originelle „Das Vaterhaus", auf das sinnige „Draußen und drinnen", auf das warmherzige „Stettin" wie auf die von der Weihe eines tiefen Schmerzes verklärten Lieder hin, in welchen der alternde Dichter den Tod seiner geliebten Gattin betrauerte. Tief empfunden ist auch:

Muttersegen.

„Muß mich Schwertes unterwinden,
Ziehen mit der Kriegerschar!"
Also sprach ich zu der blinden
Heil'gen Frau, die mich gebar.
Thränen in dem Angesichte,
Sprach sie: „Lies mir die Geschichte
Vom erweckten Lazarus!"

Und ich las. Das war der Segen,
Den sie auf den Weg mir gab;
Sei es noch auf allen Wegen
Bis hinunter in mein Grab,
Da ich ruhen und verwesen
Und erwachen und genesen
Und verkläret werden soll!

Noch ist Arbeit zu bestehen,
Noch muß mancher bittre Schmerz
Mit des Nordes eis'gem Wehen
Stürmen durch das wunde Herz;
Aber dich in allen Tagen
Will ich tief im Herzen tragen,
Muttersegen, Lazarus.

Und neben diesen rein lyrischen Hervorbringungen weist die Sammlung eine ganze Anzahl nicht blos sangbarer, sondern plastisch gestalteter Gedichte auf, wie die der alten

griechischen Geschichte entnommenen und wie ferner „Josephine", „Der Mekkapilger", „Cäcilie" u. a.: Bilder von künstlerischer Rundung und poetischem Duft. Ein besonderes Interesse aber erwecken die politischen Gedichte Giesebrecht's, welche die großen deutsch-nationalen Vorgänge, von den Zeiten der Befreiungskriege gegen den ersten Napoleon an, in denen unser Dichter selbst mitfocht, bis zum letzten Deutsch-französischen Krieg von 1870—71, mit ihren mannichfaltig erklingenden Accorden begleiten. So darf denn die Kritik mit gutem Gewissen den Wunsch nachsprechen, mit dem der Herausgeber seine Vorrede schließt: „Dem heranwachsenden Geschlechte ist dies Liederbuch gewidmet; möchte es eine gute Stätte finden und überall jenen Segen stiften, den nur der Zauber des Schönen in sich trägt!"

Trat in den bisher hier besprochenen lyrischen Novitäten mehr das subjective Element in den Vordergrund, so bewegen sich die zum Schluß noch zu würdigenden drei Liedergaben vorwiegend auf dem objectiven Boden der Geschichte und der Zeitgeschichte.

Da ist zunächst „Ein deutscher Liederstrauß. Eine Festgabe zum siebzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck" von Wilhelm von der Mulde (Nr. 8). Frisch und farbig aus warmen Herzen gesungen, haben diese Lieder etwas Keckes und Ursprüngliches, das der Sympathie vieler gewiß sein darf. Der Verfasser, hinter dessen Pseudonym sich ein in Sachsen lebender Norddeutscher verbirgt, stellt neben anspruchsvollere Gesänge von pathetischem Aufschwunge einfache Genrebilder zu Ehren Deutschlands und Bismarck's, die mit wenigen knappen Zügen eine festumrissene Situation plastisch und augenfällig zeichnen, und in dieser letzten Gattung liegt die größere Stärke unsers Dichters. Hier ein solches Situationsbild, das uns allerdings nicht Bismarck, sondern Moltke als Helden vorführt:

Der neugierige Nachbar.

Einst saß der Moltke still und zahm
Auf seinem Gut in Schlesien,
Das einst der alte Fritz abnahm
Im Kampf Marie Theresien.

Da fragt des Gutes Nachbar ihn —
Die Neugier that ihn treiben —
Es sprach der Mann mit ernster Mien':
„Herr Graf, wird Friede bleiben?

„Man sagt, es wäre Krieg in Sicht
Mit Frankreich, gar nicht ferne.
In dieser Sache wünscht' ich Licht
Von Ihnen gar zu gerne."

Der Schweiger zog sein glatt Gesicht,
Die kluge Stirn in Falten.
Das kümmert, dacht' er, dich doch nicht;
Da laß du mich nur walten!

„In diesem Jahre werden wol",
So sprach er, „gut gerathen
Kartoffeln, Klee und Obst und Kohl;
Auch stehen gut die Saaten.

„Es wächst heran uns Rind und Schwein,
Der Schöps auf fetter Weide;
Wir können ganz zufrieden sein
Wol heuer alle beide."

Der Nachbar zog ein lang Gesicht
Und zupfte sich am Kragen,
Vergaß sogleich die Kriegsgeschicht'
Und ließ hinfort das Fragen.

So nett gerundete Anekdötchen läßt jeder Leser sich mit Vergnügen gefallen. Dagegen hätte der im übrigen wohlmeinende Verfasser sich seine Ausfälle gegen den Liberalismus besser erspart. Wir leben doch gottlob nicht im Orient oder in Rußland, wo Bastonnade und Knute als wohlverdiente Strafe von allen selbständigen Köpfen mit Dank hinzunehmen sind. Dem Sänger dieser Lieder scheint aber völliges Aufgeben der eigenen Meinung gegenüber derjenigen des Reichskanzlers die erste Tugend eines guten Patrioten zu sein. Diese Deutung lassen wenigstens die Verse auf S. 25 zu.

Auf dem Gebiete des crassesten Byzantinismus bewegen sich vollends die „Politischen und unpolitischen deutschen Lieder" von Eugen Schwetschke (Nr. 9). Alle Ehre und Ehrfurcht dem Kaiser Wilhelm und seinem großen Kanzler! Aber neben dem deutschen Kaiser und Bismarck gibt es auch noch ein deutsches Volk, das des Kaisers Siege erfochten und für Deutschland geblutet hat. Von diesem deutschen Volke wissen aber die „deutschen Lieder" des hallenser Panegyrikers nichts oder doch blitzwenig. Kaiser und Kanzler werden in einer widerlich speichelleckerischen Weise verhimmelt und angehimmelt, die Männer des Fortschritts und des freiheitlichen Gedankens dagegen wie eine Bande aufdringlicher Lakaien mit Grobheiten regalirt, wobei Verdrehungen nicht gespart werden. So leitet Eugen Schwetschke — um nur eins vorübergehend zu erwähnen — mit ganz unerhörter Logik die Schandthaten Hödel's und Nobiling's vom Liberalismus ab. Bismarck's Verhalten gegenüber der Beileidsadresse des nordamerikanischen Repräsentantenhauses beim Tode Lasker's wird im Bänkelsängertone gefeiert, und die Juden werden gekreuzigt. Wenn das alles wenigstens noch mit Geist und Witz geschähe! Aber nein, im ödesten Leitartikel- und politischen Kannegießertone, breit, pedantisch und langweilig. Eugen Schwetschke ist ein treuanhängliches Gemüth an Kaiser und Kanzler, ein in Ehrfurcht ersterbender Unterthan, ein gewissenhafter Registrator von kleinen und großen Vorgängen im Reiche, und im Dienste alles dessen ein stets bereiter Versifex — aber ein Dichter ist er nicht.

Mit der Besprechung von „Stefan Fadinger" von Franz Keim (Nr. 10), einem trefflichen „deutschen Bauernliede", will ich meine heutige Wanderung durch die neueste Lyrik beschließen. Gegenstand dieser interessanten Dichtung „auf fliegenden Blättern" ist der aus der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs bekannte Aufstand der „schwarzen Bauern" in den vier Vierteln Oesterreichs ob der Enns, ein Aufstand, der sich gegen die Baiern richtete, an deren

Kurfürsten Max der Kaiser Ferdinand das Land verpfändet hatte. Stefan Fadinger, der Held unserer Dichtung, war in jenem Aufstande der Anführer. Es ist ein schwungvolles und kerniges Gedicht im echten Stil der epischen Romanzendichtung, das uns hier in zwanglos wechselnden Strophen vorgeführt wird. Große Geschichtsgemälde und heitere Genrebilder, Lyrisches und Schilderndes, alles auf dem wirkungsvoll abgetönten und scharf gezeichneten Local- und Zeithintergrunde: das ist es, was hier zu einem Kranze geflochten wird, dessen Wirkung die der Mannichfaltigkeit und doch der Einheit ist. Die Form hat künstlerischen Hauch und ist doch in hohem Grade volksthümlich. Neben den in breiter Epik ausgemalten Zeitschilderungen stehen rein lyrisch gehaltene Seelengemälde wie das folgende:

Der Exulant.

Leb' wohl, mein schönes Vaterland,
Von Herzen laß dich preisen!
Ich bin ein armer Exulant
Und muß ins Elend reisen.

Leb' wohl, mein grünes Engelszell!
Den Hut thu' ich hoch schwingen —
Ihr Kirchenglocken rein und hell,
Ich hör' euch nie mehr klingen.

Leb' wohl, du weißes kleines Haus,
Ihr Straßen und ihr Gassen!
Ich muß durchs alte Thor hinaus,
So einsam und verlassen.

Und unterm Thor da fällt mir's ein —
Ich seh' ein Fenster blinken:
Es wird mein liebes Schätzel sein;
Sie thut mir Abschied winken.

Sie winkt und winkt und weint vor Schmerz;
Das will die Kraft mir rauben.
Leb' wohl, mein Glück, mein einzig Herz,
Und bleib' bei deinem Glauben!

Ich muß als fremder Flüchtling gehn
Im Hohlweg und im Schatten;
Lebt wohl auf Nimmerwiedersehn,
Ihr Dörfer und ihr Matten!

Fort muß ich in die weite Welt,
Friedlos und ohne Segen;
Kein Stein ist mein im freien Feld,
Darauf mein Haupt zu legen.

Fahr wohl, mein schönes Oesterreich!
Ihr Brüder in der Runde,
O denkt an mich, wie ich an euch
In meiner letzten Stunde!

Aber das Epische und Lyrische erschöpft nicht die Scala unsers Dichters; er ist auch dramatisch, und an dramatisch zugespitzte Passagen fügen sich humoristische Momente; über dem Ganzen indeß liegt der Hauch und der Glanz patriotischer Begeisterung von echtem Feuer und Leben. Franz Keim's „Stefan Fadinger" ist ein wirkliches Buch fürs Volk, aber auch eine erfreuliche Lektüre für jeden Gebildeten der höhern Gesellschaftsklassen.

Ernst Biel.

Vermischte Schriften.

1. Drei englische Dichterinnen. Essays von H. Druskowitz. Berlin, Oppenheim. 1885. 8. 4 M.
2. Die Letten unter den Deutschen. Von J. von Dorneth. Berlin, Denbner. 1885. Gr. 8. 2 M.
3. China und die Chinesen. Von Tscheng Ki Tong, übersetzt von Adolf Schulze. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 3 M.
4. Goethe und die Werther-Zeit. Ein Vortrag von Karl Knortz. Mit einem Anhange: Goethe in Amerika. Zürich, Verlags-Magazin. 1885. 8. 80 Pf.
5. Ein Genzianenstrauß. Novellen und Reisebilder aus den Schweizer Alpen von Hermann Semmig. Zur Feier der hundertjährigen Mode der Schweizerreisen mitgetheilt. Leipzig, Peterson. 1885. 8. 5 M.

H. Druskowitz, der Verfasser des ersten der vorstehend genannten Bücher, ist kein Neuling auf dem Gebiete der biographischen Literatur, wie sein vor einiger Zeit erschienenes Werk über Percy Bysshe Shelley beweist. Auch das vorliegende Buch: „Drei englische Dichterinnen" (Nr. 1), ist als eine gewissenhafte, aus gründlichen Studien hervorgegangene Arbeit zu bezeichnen. Druskowitz entrollt uns darin zunächst in lichtvoller Darstellung das Leben und die literarische Thätigkeit der schottischen Dichterin Joanna Baillie, deren Werke in Deutschland verhältnißmäßig noch ziemlich unbekannt sind oder doch nur von seiten weniger Kenner und Freunde der englischen Literatur Berücksichtigung fanden. Diese Dichterin, die im Jahre 1851 starb, war in den ersten Decennien unsers Jahrhunderts in England und später auch in der nordamerikanischen Union hoch gefeiert und von den ersten und größten ihrer Zeitgenossen, Sir Walter Scott und Lord Byron an der Spitze, verehrt und bewundert worden. Einige ihrer Dramen kamen wiederholt auf britischen Bühnen zur Aufführung, obschon nur eins derselben, die „Familienlegende" („Family Legend"), einen bedeutenden Erfolg errang. Der Verfasser analysirt mit Sorgfalt verschiedene Stücke von Joanna Baillie, z. B. die Tragödie „Ethwald" und das Lustspiel „The Second Marriage", und läßt sich dann unter anderm also vernehmen:

Mag es als eine liebenswürdige Ueberschätzung betrachtet werden, wenn der ritterliche Walter Scott Joanna Baillie einmal mit edler Selbstverleugnung den größten Genius Schottlands seiner (Scott's) Zeit nennt, so wird man der Dichterin doch trotz mancher Schwächen, die selbst ihren besten Schöpfungen anhaften, folgende Vorzüge nicht abstreiten können: reiches und starkes Phantasiespiel, das mitunter die feinsten dichterischen Gebilde hervorbringt, mächtiges, oft ergreifendes Pathos, starke dramatische Kraft verbunden mit einem seltenen lyrischen Talent, feine Seelenkenntniß sowie die Gabe, lebensfähige Menschen zu

schaffen, und endlich eine seltene Herrschaft über die Sprache. Lord Byron bezeichnete Miß Baillie als die einzige Frau, welche Dramen zu schreiben vermochte, und auch wir Nachgeborenen werden einräumen müssen, daß keine Dichterin Miß Baillie an dramatischer Begabung bisjetzt gleichgekommen sei. Und eine um so merkwürdigere Erscheinung ist die schottische Dramatikerin, da sie in einer Zeit auftrat, wo die dramatische Dichtung in England, das letztere Wort im weitern Sinne genommen, vollständig daniederlag. Ja man darf behaupten, daß England in diesem Jahrhundert keinen zweiten Dichter besessen habe, der den Namen eines Dramatikers in der Weise verdient wie Miß Baillie. Müssen wir in Shelley's „Cenci" und in Coleridge's „Remorse" vielleicht auch das Walten einer stärkern dramatischen Kraft anerkennen, als solche in Miß Baillie's Stücken zu finden, so stehen diese Leistungen unter den Werken jener beiden Dichter doch vereinzelt da, während unsere Dichterin nicht weniger als 28 Stücke geschrieben hat und in der dramatischen Dichtung ihren Beruf fand. Sie bildet in ihrem engern Vaterlande, wo sie auf ihrem Felde keinen Nebenbuhler hat, die Ergänzung zu Burns und Scott; und wenn sie das Drama auch nicht mit so großer Begabung vertrat wie Burns das Lied, Scott die Erzählung, so trennt sie doch keine allzu weite Kluft von diesen Dichtern; auch darf man nicht vergessen, daß Miß Baillie's Gebiet das höhere und schwierigere war.

Ihr schwebte stets ein großes Vorbild vor Augen: Shakspeare. Sie liebte das Höchste und strebte dem Größten nach. Zuweilen schließt sie sich allerdings zu eng an ihr erhabenes Muster an, und dann sind ihre Nachbildungen ziemlich werthlos; gewöhnlich aber sind diese Anklänge bei ihr originelle Rückstrahlungen empfangener Anregungen, die zu den schönsten und besten gehören. Von wohlunterrichteter Seite wird behauptet, daß Franz Grillparzer die schottische Dramatikerin eifrig studirt und sehr hoch gestellt habe.

Die zweite Dichterin, deren Werke Druskowitz einer Kritik unterzieht, ist Elisabeth Barrett Browning. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß Engländer und Amerikaner die Genannte als die größte lyrische Dichterin aller Zeiten bezeichnen; allein der Verfasser bemerkt mit Recht, daß dieses Urtheil einer Einschränkung bedarf, denn wenn Elisabeth Barrett Browning auch unter den lyrischen Dichterinnen ihres Vaterlandes unerreicht dastehe, so sei ihr doch unter denjenigen Deutschlands Annette von Droste-Hülshoff jedenfalls ebenbürtig. Beide Dichterinnen sind übrigens in ihrer Eigenart so verschieden wie möglich. Elisabeth Barrett wurde 1809 als Tocher eines reichen Kaufherrn in der Grafschaft Durham (nicht in London, wie gewöhnlich berichtet wird) geboren; leider war es dem Verfasser nicht möglich, eine genauere Bestimmung ihres Geburtsortes zu ermitteln, sowie auch mancher andere Umstand aus ihrem Leben bisjetzt noch in Dunkel gehüllt ist. Wir müssen darauf verzichten, näher auf ihren Lebenslauf einzugehen, und erwähnen nur kurz, daß sie nach nach längerm Zögern dem Dichter Robert Browning die Hand als Gattin reichte. Die wechselnden Stimmungen der zögernden Angst und der vollen Hingabe an das neue ungeahnte Glück haben in den Gedichten „Life and Love", „A Denial" und in den sogenannten „Portugiesischen Sonetten", die unter einem tänschenden Titel nur ihre eigenen wundervollen Gefühlsergüsse enthalten, einen unvergleichlichen Ausdruck gefunden. Die „Casa Guidi Windows", deren erster Theil 1848 und deren zweiter 1851 entstand, die Sonette und der poetische Roman „Aurora Leigh" bezeichnen wol ihren dichterischen Höhepunkt, während die „Poems before Congress" und die „Last Poems" vielfach eine Abnahme ihrer Kräfte und den ungünstigen Einfluß ihres Gatten verrathen. Das phantasievolle, hochpoetische Gedankengewebe in den „Casa Guidi Windows" zeigt uns die Dichterin auf dem Gebiete der politischen Poesie; mit kindlicher Pietät, mit hochherzigem Mitgefühl umfaßte sie das Land (Italien und namentlich Toscana), das ihr zur zweiten Heimat wurde, und dessen schwere Geschicke. Großes Aufsehen erregte der Roman „Aurora Leigh", welcher 1856 erschien und den die Verfasserin selbst als ihr reifstes Werk bezeichnete. Druskowitz schließt seinen Essay über Mrs. Browning mit den Worten:

> Die Dichterin, welche von ihrem Geschlecht so hoch gedacht, ihm so manches schöne Denkmal geweiht, welche die edelsten Gefühle und Leidenschaften des Frauenherzens ausgeströmt und eine Poesie geschaffen, wie sie nur eine geniale und begeisterte Frau hervorzubringen vermochte, sie verdient alle Liebe und Bewunderung ihres Geschlechts. In vollem Maße bringen die englischen Frauen ihr diese dar; mögen die deutschen Frauen ihnen darin folgen!

Der Verfasser gibt uns theils im Original, theils in deutscher Uebersetzung verschiedene Proben der Dichtungsweise von Mrs. Browning.

In dem dritten Aufsatz, welcher George Eliot und deren Werke behandelt, zieht der Verfasser wiederholt eine Parallele zwischen dieser englischen Dichterin und George Sand. Das Ergebniß derselben ist seine Behauptung, daß nicht mehr George Sand, sondern George Eliot es sei, welcher der erste Platz unter den Frauen gebühre, auf welche die Literatur stolz sein kann. Der uns zugemessene Raum erlaubt es nicht, näher auf diese interessante Frage einzugehen, wir müssen uns damit begnügen, die wesentlichsten Schlußfolgerungen des Autors in aller Kürze wiederzugeben. Das, was den Vorrang eines Romandichters vor einem andern hauptsächlich bestimmt, kann nach der Ansicht von Druskowitz nichts anderes sein als der tiefere Einblick in das Wesen der Erscheinungen, die größere Umsicht, mit welcher der Werth der Dinge bestimmt wird, die größere Wahrheit, Natürlichkeit, Lebendigkeit und Plastik alles Gestalteten. Hiervon ausgehend kommt der Autor zu folgendem Endurtheil:

> Vergleichen wir beide Dichterinnen von diesem höchsten Gesichtspunkte aus, so werden wir keinen Augenblick zögern, George Eliot als den überlegenern Geist, als die bedeutendere schöpferische Kraft, als das größere Genie zu bezeichnen. Wie wir sattsam hervorhoben, waren ihre Dichtungen von sehr verschiedenem Werth, aber selbst in ihren verfehltesten Werken offenbarte sie jene Vorzüge in weit höherm Maße als George Sand. Es ist falsch, George Sand's subjective Tendenz der streng objectiven Richtung George Eliot's als etwas Gleichberechtigtes gegenüber-

zustellen, der letztern gebührt unbedingt die erste Stelle, und ferner ist auch die Bezeichnung jenes Gegensatzes durch „Idealismus" und „Realismus" zu tadeln. Denn einmal ist, wie man mit Recht bemerkt hat, der Gegensatz von Realismus, als der Grundlage der Kunst, keineswegs Idealismus, sondern Falsismus. Sodann ist die Bezeichnung George Sand's als Idealistin im Gegensatz zu George Eliot auch deshalb zu vermeiden, weil sie den Gedanken in sich schließt, es habe George Sand die große Engländerin an Idealismus der Gesinnung übertroffen. Allerdings ist die Moral George Eliot's nicht kühn und nicht revolutionär, aber sie ist gesund, edel, fruchtbar und einer ganz andern Kenntniß der menschlichen Natur und einer weit tiefern philosophischen Einsicht entsprungen, als die Visionen George Sand's es sind. Und während die Wirkung der Lektüre George Sand's die einer flüchtigen idealen Erregung, eines momentanen idealen Rausches ist, bewirkt der Geist, welcher durch George Eliot's Werke weht, eine wahrhafte Erhebung und Bereicherung unsers Wesens.

Wir zögern nicht mit der Erklärung, daß wir in der Hauptsache mit den Ausführungen von Druskowitz übereinstimmen.

Bei den harten Kämpfen, die seit einiger Zeit das Deutschthum in Rußland und Oesterreich-Ungarn zu bestehen hat, ist es nicht ohne Interesse, die Schrift „Die Letten unter den Deutschen" von J. von Dorneth (Nr. 2) zu lesen. In Rußland ist bekanntlich der Hauptangriff gegen die Baltischen Provinzen gerichtet, und der im letzten September dort erlassene Sprach-Ukas ist so rigoros, daß selbst der Gouverneur von Livland, General Sinowjew, bei seinem Chef, dem Grafen Tolstoi, über dringend nothwendige Modificationen vorstellig wurde, weil jener Ukas in seiner ursprünglichen Form nicht gut durchführbar sei. Auch die estnischen und lettischen Volksschulen sind in Gefahr, dem nationalen Terrorismus Rußlands zum Opfer zu fallen. Was nun die Arbeit von J. von Dorneth (ein Anonymus) anbetrifft, so liegen derselben die ältesten livländischen Chroniken zu Grunde, z. B. die aus dem 13. Jahrhundert stammenden Berichte Heinrich's des Letten, der zuerst im Jahre 1211 als Priester und Dolmetscher des Bischofs Philipp von Ratzeburg angeführt wird. Das drei Abschnitte umfassende Buch behandelt in dem ersten die Geschichte der Letten vor ihrer Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft. Die Bewohner der heutigen russischen Ostseeküsten, die Volksstämme der Liven, Esten und Letten, waren bis zum Anfang der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts dem westlichen Europa nur als wilde Seeräuber bekannt, welche die skandinavischen Gewässer und Küsten arg beunruhigten. Da geschah es, daß Kaufleute aus Bremen durch Sturm in die Düna verschlagen wurden, und zwischen 1158 und 1168 betrat zum ersten mal ein deutscher Fuß Livlands Boden. Die Verschlagenen glaubten in dem anscheinenden Unglücksfall einen Glücksfall erkennen zu müssen, insofern es ihnen gelang, mit den am rechten Dünaufer ansässigen Eingeborenen einen vortheilhaften Tauschhandel anzuknüpfen. Zu einer Zeit aber, wo noch die Kreuzzüge alle Gemüther bewegten, war es natürlich, daß bald auch die religiöse Schwärmerei ihren Blick auf diese noch im schlimmsten Heidenthum versunkenen europäischen Länder richtete. So erbat sich denn der Augustinermönch Meinhard aus dem Kloster Sigoberg in Holstein die Erlaubniß, die bremer Kaufleute auf ihren weitern Fahrten in die Düna begleiten zu dürfen, und er beschloß endlich, ganz bei den Liven zu bleiben, um ihnen das Evangelium zu predigen. Zur Unterstützung seines Bekehrungswerks rief er das erste Kreuzheer ins Land, gründete nach Bekehrung einer Anzahl Liven im Dorfe Ykeskola (Uexküll) daselbst auch die erste christliche Kirche, errichtete ein Kapitel von Augustinermönchen, welches vom Bischof Albrecht später nach Riga versetzt wurde, und erbaute danach zum bessern Schutz seiner jungen Gemeinde gegen die feindlichen Litauer das Schloß Ykeskola, wofür er den fünften Theil desselben als Eigenthum zugesprochen erhielt und damit der Kirche das erste Gut gewann. In Anerkennung dieser Verdienste wurde Meinhard vom Papst durch den Erzbischof Hartwich von Bremen erst zum Bischof von Ykeskola, dann zum Bischof von Livland ordinirt. Dem Kampf mit den Liven folgte bald der mit den Esten und Letten. Die Liven und Esten zählt man zu den finnischen Stämmen, die Letten dagegen zu den indogermanischen. Für die Verschiedenheit der Abkunft sprechen nicht nur die Sprache und abweichende Sitten und Gebräuche, sondern auch Körperbildung und Charaktereigenschaften. „Uns können noch die Letten des 19. Jahrhunderts durch ihren schlanken, kräftigen Wuchs, ihr blondes, bis zum Halse herabfallendes Haar, ihre blauen, offen blickenden Augen an die eigenen Altvordern erinnern."

Der zweite Abschnitt schildert die Letten der Neuzeit unter deutscher Herrschaft und hebt die verkehrte Politik hervor, welche es verhinderte, daß Lettenthum und Deutschthum sich miteinander verschmolzen. Der dritte Abschnitt endlich beleuchtet die russische Politik, welche es verstanden hat, das ursprüngliche Hinneigen der Letten zu den Deutschen vielfach in das gerade Gegentheil zu verkehren. Es ist das Verdienst der Deutschen, wenn die Baltischen Provinzen zu den blühendsten des russischen Reichs gehören. Der Verfasser schließt seine interessanten Ausführungen also:

> Mögen die Letten sowie die Deutschen in den Baltischen Provinzen ihre Zeit verstehen lernen und sich zu gemeinsamer Vertheidigung derselben höchsten Erdengüter vertrauensvoll die Hand reichen! Die heutige lettische Bildung wurzelt vollständig im Deutschthum. Mit Vernichtung dieses Deutschthums in den Baltischen Provinzen fällt auch das Lettenthum in sich zusammen als seines nöthigen Culturbodens beraubt. Mit der Vernichtung dieses Deutschthums in den Baltischen Provinzen werden aber auch die reichsten Pflanzstätten der Wissenschaft, des unbestechlichen Rechts, des Fleißes und der Ordnung zerstört, welche seither dem ganzen Russenreiche zugute gekommen sind.

Zu bedauern ist, daß eine übergroße Anzahl von Druckfehlern das Buch verunziert.

Als die Schrift „China und die Chinesen" von Tscheng Ki Tong (Nr. 3) in französischer Sprache zuerst in der „Revue des deux Mondes" und später in Buchform zu Paris erschien, erregte dieselbe ein gewisses Aufsehen.

Dies läßt sich allerdings zum nicht geringen Theil auf die Nationalität des Verfassers und dessen diplomatische Stellung als Militärattaché bei der chinesischen Gesandtschaft in Paris zurückführen; allein auch der Inhalt des Buchs und die Form der Darstellung sind in mancher Hinsicht der Beachtung und Anerkennung werth. Das Streben des Autors war, wie er in der Einleitung selbst hervorhebt, „zu belehren und zu unterhalten", und wenn er sich dabei durch die Liebe zu seinem Vaterlande bisweilen zu einer gewissen Schönfärberei hinreißen ließ, so mag ihm die dafür erbetene Verzeihung gern gewährt werden. Die Schilderung der Familienverhältnisse in China nimmt einen nicht geringen Raum ein und bietet viel Interessantes dar, doch können wir die versuchte Rechtfertigung des Concubinats trotz der Bezugnahme auf Sarah und Hagar als nicht ganz gelungen ansehen; auch haben wir allen Grund, die Wahrheit der Behauptung zu bezweifeln, daß sich in China keine Frau „mit Skandalen und Intriguen beschäftige". Das Verkaufen der Kinder weiblichen Geschlechts will uns ebenfalls als nicht empfehlenswerth erscheinen.

In dem „Die Gelehrten" überschriebenen Kapitel behauptet Tscheng Ki Tong, daß man sich durch Kenntnisse wol in China, nicht aber in Europa, „Ehre und Macht" erwerben könne, und daß die Einrichtungen Chinas „liberaler, gerechter und ersprießlicher" seien als die europäischen; den Beweis für diese Behauptung vermissen wir. Das System des allgemeinen Wahlrechts, aus welchem in vielen europäischen Staaten die Gesetzgeber hervorgehen, findet nicht den Beifall des Autors. Die Nichteinführung der Eisenbahnen in China erscheint ihm entschuldbar, weil „die Locomotive alles über den Haufen wirft und weder Herz noch Gemüth hat". In den Kapiteln, welche über die Zeitungen und die öffentliche Meinung, den Ahnencultus, die classische Poesie, Sprichwörter und Sentenzen, die Vergnügungen u. s. w. handeln, ist manches enthalten, was der Beachtung werth ist.

Die Broschüre „Goethe und die Werther-Zeit" von Karl Knortz (Nr. 4) enthält für den deutschen Leser in Europa wenig Neues, es sei denn die Mittheilung, daß die deutschen Classiker, besonders aber die Werke Schiller's und Goethe's, unter dem deutsch-amerikanischen Publikum verbreiteter seien als im alten Vaterland; dagegen ist der beigegebene Anhang, welcher über den Goethe-Cultus in Amerika Bericht erstattet, nicht ohne Werth. Wie es in England vorzugsweise die Schottländer waren, welche als Pioniere deutscher Literatur auftraten, so waren es in den Vereinigten Staaten hauptsächlich die Neuengländer, die dort im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die gebildeten Amerikaner auf die Geistesschätze Deutschlands aufmerksam machten. Die wenigen Amerikaner, welche um die angegebene Zeit Deutschland besuchten und sich studirenshalber in dem bevorzugten Göttingen aufhielten, haben, da sie später ohne Ausnahme in ihrem Vaterland hervorragende Stellungen bekleideten und sich durch ihre literarischen Leistungen die Achtung ihrer gebildeten Landsleute erwarben, den geistigen Wechselverkehr zwischen Deutschland und Amerika angebahnt. In erster Linie ist hier George Ticknor, der bekannte Verfasser der noch immer lesenswerthen „Geschichte der schönen Literatur in Spanien", zu nennen. Ticknor besuchte als göttinger Student im October 1816 Goethe in Weimar und hat darüber in seinem Tagebuch ausführlich berichtet. Der Dichter Longfellow schätzte Goethe außerordentlich hoch und hat einige der Gedichte ins Englische übertragen. Goethe's „Erkönig" ist von Longfellow in zweien seiner Gedichte, in einem Gesange seines „Hiawatha" und dann in „The Wrack of the Hesperus" nachgeahmt worden. Von andern amerikanischen Goethe-Kennern erwähnt Knortz noch folgende: die Geschichtschreiber George Bancroft und Lothrop Motley, den Schöngeist George H. Calvert und den edeln Ralph Waldo Emerson, der Goethe „die Seele seines Jahrhunderts" nannte. Den Verdiensten Bayard Taylor's um die Goethe-Literatur widmet Knortz die vollste Anerkennung, bemerkt aber, daß außer Taylor's Faust-Uebersetzung H. H. Boyesen's Werk: „Goethe and Schiller; their lifes and works. Including a Commentary on Goethe's «Faust»" (Neuyork 1879), die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der amerikanischen Goethe-Literatur sei. Der Enthusiasmus für Goethe in den Vereinigten Staaten ist noch immer im Wachsen begriffen; populär im engern Sinne des Worts sind indeß dort nur ‚Faust", „Hermann und Dorothea" und dann der in „Wilhelm Meister" enthaltene Aufsatz über „Hamlet" geworden, der in die neuesten Shakspeare-Ausgaben in der Uebersetzung von Carlyle aufgenommen ist.

Das Buch von Hermann Semmig, welches den Titel „Ein Genzianenstrauß" (Nr. 5) führt, ist, wie der Verfasser selbst bemerkt, „zur Feier der hundertjährigen Mode der Schweizerreisen" erschienen und enthält verschiedene Novellen des Savoyers Léon Menabrea und der genfer Dichterin Jeanne Mussard sowie eine Erzählung in Versen von Hermann Semmig; die meisten dieser Dichtungen tragen ein dunkles Colorit. Außerdem sind Skizzen aus Matthisson's „Erinnerungen" und Beschreibungen von Schweizerreisen älterer deutscher Dichter dargeboten. Ein Gedicht von Adolf Stöber: „Abschied von der Schweiz", macht den Schluß.

Rudolf Doehn.

Zur Geschichte der Wiedertäufer.

Jene große sociale und religiöse Bewegung, welche durch die Wiedertäufer zum Ausdruck gelangte, ist von den Gelehrten und Gebildeten bis auf unsere Tage zumeist nicht verstanden oder doch häufig misverstanden worden. Es kommt dies daher, weil man nur höchst ausnahmsweise den richtigen und genügend hohen Standpunkt der Beurtheilung einnahm. Die Wiedertäufer waren nicht blos Fanatiker des Glaubens, sondern auch Menschen, die den innigsten Wunsch hegten, das gesellschaftliche Zusammenleben auf bessere sittliche und auch festere wissenschaftliche Grundlagen zu stellen; denn sie wußten oder fühlten doch, daß ein Ineinandergreifen von Religion, Sittlichkeit und Wissenschaft stattfindet, und daß die naturgemäße Ordnung dieses Ineinandergreifens die Grundlage alles normalen Bestehens ausmacht. Ich glaube, es ist nöthig, alle religösen Bewegungen der frühern Jahrhunderte in Europa auch von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Wie Heinrich Wiskemann in seiner „Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Reformation herrschenden nationalökonomischen Ansichten" (Leipzig 1861) sehr richtig hervorhebt, hatten die Reformatoren, obgleich sie die Wiedertäufer heftig bekämpften, doch keineswegs ein angemessenes Verständniß für deren Wollen und Streben. „Die Hauptführer drr Wiedertäufer sind anfänglich treue Anhänger der Reformatoren und trennen sich erst dann von ihnen, als sie meinten, das große Ziel könne nicht mit den von jenen angewandten Mitteln erreicht werden." In der That, die Reformatoren haben, verglichen mit den Radicalen, etwas Philisterhaftes, welches die Erreichung der letzten und höchsten Ziele verhinderte. Darum ist es auch leicht verständlich, daß die Wiedertäufer und überhaupt die Radicalen jener Zeit von den Reformatoren nicht verstanden wurden und von ihnen sich lossagten.

„Die eigentliche Scheidewand zwischen den Reformatoren und den Wiedertäufern ist", bemerkt Wiskemann schließlich, „durch das Prophetenthum gezogen. Durch dieses wird der Anabaptismus zum Radicalismus des Protestantismus, der «zu kurz», «nicht geistreich», «nicht hoch genug» erschien. Durch das Prophetenthum übertrug man zugleich das katholische Princip von der Unfehlbarkeit der Kirche auf den Einzelnen." . . . „Was die Vertheilung der äußern Güter anlangt, so mußten sie (die Wiedertäufer), da sie in derselben Weise wie die heutigen Socialisten und Communisten alles auf den Einzelnen bezogen, die Gemeinschaft der Güter oder wenigstens eine solche Mittheilung derselben lehren, daß keiner der Brüder Mangel litt. Und so war es denn in Wirklichkeit auch bei den Wiedertäufern." . . . „Wir sehen, es ist ein neuer Gedankenkreis, in den uns die Betrachtung der Wiedertäufer einführt. Sie traten den vorhandenen Verhältnissen und Einrichtungen schroff entgegen. Sie verwarfen, und von ihrem Grundsatz aus folgerichtig, die bestehende Obrigkeit, alle Standesunterschiede und Titel, jede Art von Unterthänigkeit und Knechtschaft, Kriegsdienst, Eidesleistung; sie verwarfen alle Abgaben, Zehnten, Zinsen, Gebrauch des Geldes; sie verwarfen Handel und höhere Gewerbe und wollten, daß alle Güter der Erde gemeinsam seien und einem jeden nach seinem Bedürfniß zugetheilt würden."

Aus diesen Anführungen geht deutlich hervor, wie wichtig gerade heutzutage das Studium der wiedertäuferischen Bewegung ist; denn gegenwärtig ist die sociale Frage in den Vordergrnnd getreten, und es ist zu richtigem Verständniß derselben unerläßlich, sie an ihren ausgeprägten Anfängen zu studiren. Aber auch aus rein geschichtlichem Interesse ist es nothwendig, eingehender mit den Wiedertäufern sich zu beschäftigen. Am erfolgreichsten geschieht dies, indem man das Leben und Weben der Führer dieser Sekte kennen lernt. Hierzu bietet sich im Augenblick sehr gute Gelegenheit durch das soeben erschienene vortreffliche Werk:

Melchior Hofmann, ein Prophet der Wiedertäufer. Von Friedrich Otto zur Linden. Mit 9 Beilagen. Haarlem. 1885. Lex.-8. 6 M.

An Melchior Hofmann studirt man die religiösen, geschichtlichen und socialen Seiten des Anabaptismus und in weiterer Folge einen guten Theil der Geschichte der menschlichen Seele. Man lernt aus dem Sein und Wirken dieses Propheten die Bedeutung erkennen, welche dem Laienthum gegenüber der Handwerkstheologie zukommt, und findet auch hier die Thatsache wieder, daß große Gedanken, Gefühle und Thaten am besten außerhalb der eigentlichen Kasten gedeihen und von diesen am meisten verfolgt werden.

F. O. zur Linden hat mit großem Fleiß und lobenswerther Geschicklichkeit die Thatsachen ermittelt und verwerthet, welche geeignet sind, Melchior Hofmann, das Wiedertäuferthum und dessen Entwickelungsgeschichte hell zu beleuchten und zu klarem Verständniß zu bringen; er hat damit in Wahrheit ein Verdienst sich erworben und ein Werk zu Stande gebracht, welches mit Recht darauf Anspruch erheben darf, auch von Nichtfachmännern der Theologie, Socialwissenschaft und Geschichte gelesen zu werden.

In der Einleitung entwirft er eine Charakteristik des sogenannten Anabaptismus vor Melchior Hofmann's Auftreten, und schildert die Bedeutung dieses Mannes für die radicale Partei der Opposition in der Reformationszeit. Der erste Theil führt dann Melchior Hofmann als Agitator für die Reformation Martin Luther's vor. Es wird seine Herkunft, sein Charakter, seine Wirksamkeit in Livland, zu Stockholm, in Holstein erörtert. Im zweiten Theil sehen wir Hofmann unter den Zwinglianern; wir erfahren von seinem ersten Aufenthalt in Ostfriesland und

zu Straßburg. Der dritte Theil zeigt ihn als Haupt einer enthusiastischen Partei von Wiedertäufern; er bricht mit der straßburger Staatskirche; er richtet in Ostfriesland das Bundeszeichen der Taufe auf; er durchzieht als apostolischer Herold die Lande; er geht wieder nach Straßburg, hält in den Niederlanden sich auf, wirkt auf dem Wege der Schrift im obern Deutschland, macht seine letzte Missionsreise nach den Niederlanden, wird zu Augsburg verhaftet u. s. w. F. O. zur Linden läßt sich nun weiter über das Verhältniß Hofmann's zur Bewegung in Münster aus, über das Lebensende dieses Propheten und über die Schicksale seiner Anhänger.

Ich habe vor mehr als zwanzig Jahren in der großen Bibliothek zu Gotha die Werke und Schriften der Kirchenväter, Vorläufer der Reformation, Humanisten, Reformatoren und ihrer Gegner, der Radicalen jener Zeit, umfassend und im Original studirt (die theologischen Examinatoren in Gotha lasen nur Hase's und höchstens Gieseler's „Kirchen-Geschichte" und Herzog's „Real-Encyklopädie", und waren Examinatoren der Kirchengeschichte! Gott sei Dank, daß ich bei diesen Kirchenlichtern kein Examen zu machen brauchte!), daher verstehe ich sehr wohl, wie viel Arbeit in dem Buche von F. O. zur Linden steckt, und halte keinen Augenblick mit dem vollsten Lobe seines gelehrten Fleißes zurück. Und ich setze hinzu: dieser Fleiß war ein fruchtbarer. Freilich hätte ich eine größere Einschränkung des theologischen Vollgefühls des Verfassers gewünscht und noch wärmere Anerkennung des Sitten- und Gesellschaftsverbesserers Melchior Hofmann. Es heißt über diesen:

Die Bedeutung des Lebenszwecks Hofmann's lag aber weder in diesem noch in irgendeinem andern der von ihm vertretenen Lehrpunkte. Soweit dieselben originell waren, erwiesen sie sich als unhaltbar, und soweit sie haltbar, waren sie nicht originell. Zum Dogmatiker fehlten unserm Propheten fast alle Vorbedingungen, namentlich jene Schulung des Geistes, welche zu einem gesunden Schriftverständniß unerläßlich ist. Aber auf religiösem Gebiete werden nicht in erster Linie durch streng wissenschaftliche Deductionen Erfolge erzielt. Daher begreifen wir es, daß Hofmann trotz seiner mangelhaften Bildung und seiner Inferiorität in dogmatischer Hinsicht durch die Macht seiner reinen, für seine Ideale mit glühender Begeisterung eintretenden Persönlichkeit für die anderswoher entlehnten Grundsätze des Täuferthums so außerordentliche Erfolge erringen und den Anstoß zu einer großartigen Entwickelung jener ascetischen Lebensanschauung in Deutschland, in Holland und weiterhin in England, ja in Amerika zu geben vermochte; und es konnte dann von England und Holland aus jene ascetische Lebensrichtung, welche mit ihrem Dringen auf inneres Glaubensleben, auf werkthätiges Christenthum, auf Heiligkeit der Kirche stets ein heilsames Gegengewicht gegen starren Dogmatismus und äußeres Weltchristenthum gebildet, im Pietismus die deutsche Kirche neu befruchten und beleben.

Was die Menschheit braucht, ist Religion; was die Menschheit entbehren kann, ist Theologie. Religion wird nur dann Wahrheit und möglich, wenn das gesellschaftliche und wirthschaftliche System naturgemäß ist. Dies fühlten die Wiedertäufer; sie förderten die Religion und verbesserten die Gesellschaft, sie machten den einzelnen gegen sich selbst strenge. Als Menschen waren sie nicht frei von menschlichen Schwächen. Verzeihen wir ihnen diese letztern um ihres besten Wollens wegen; verzeihen wir ihnen auch, daß sie zumeist keine geschulten Theologen waren!

Sehen wir uns nun Melchior Hofmann genauer an.

In Schwäbisch-Hall wurde im letzten Decennium des 15. Jahrhunderts armen Aeltern ein Sohn geboren, der ausnehmend geistig befähigt, jedoch wegen Mittellosigkeit und großer Kopfzahl der Familie gezwungen war, dem Handwerk sich zuzuwenden. Melchior Hofmann, dies war der Sprößling, wurde Kürschner und eignete sich durch aufopferuden Fleiß Kenntnisse an, die keinesfalls unbedeutend sein konnten. Doch was manchen intensiv geschulten Theologen versagt ist, hatte Hofmann: Geist und Gemüth. F. O. zur Linden bemerkt zwar, es sei Hofmann später während seiner Thätigkeit als Prediger trotz seiner Strebsamkeit niemals gelungen, „den Mangel einer regelrechten theologischen Schulung zu ersetzen; wäre ihm eine solche zutheil geworden, so hätte er unter den Reformatoren eine hervorragende Rolle spielen können, während so die meisten seiner eigenthümlichen dogmatischen Ansichten lediglich pathologisches Interesse einflößen".

Nun, ein großer Theil der von wirklichen Theologen gelieferten Dogmatik hat doch „lediglich pathologisches Interesse"; andererseits gab es Reformatoren zur Genüge, und es ist sehr die Frage, ob Melchior Hofmann's Feuerseele auch bei normal theologischer Schulung unter den Philistern zum Spielen einer Rolle von Bedeutung hätte gelangen können. Seine mystisch-religiösen Ansichten weichen von denen der Reformatoren ab; aber ich kann hierin kein Unheil sehen, denn ich betrachte sie als den dem Geiste der damaligen Zeit entsprechenden äußern Ausdruck einer strengen Lebensweise, die für das persönliche und gesellschaftliche Sein nur vortheilhaft ist. Was nützt aller eifrige Glaube ohne solche Lebensweise, ohne durchgreifende Besserung der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse! Die Reformatoren sagten nur A, die Radicalen jedoch sagten B und weiter und strebten nach festen Zielen. Unter diesen Radicalen war Hofmann einer der gemäßigsten und humansten. Der Verfasser sagt:

Seine Reformationsmethode hing auf das engste mit seinem Charakter zusammen, und es ist unrichtig, hierin eine Einwirkung des Münzer'schen Geistes zu sehen, gegen den Hofmann in der ersten uns noch erhaltenen Schrift entschieden Front macht. Hofmann gehört ebenso wenig zu jenen gewaltthätigen Fanatikern des innern Worts, welche den Communismus auf ihre Fahne geschrieben und die Zerstörung der bestehenden Ordnungen sich zur Profession gemacht. ... Er trat mit der ganzen Glut seiner leidenschaftlichen Seele für die lutherische Reformation ein, und die Wirksamkeit eines Mannes von seiner Art konnte nicht ohne Erfolg bleiben. Denn er besaß jene rücksichtslose Entschiedenheit des Auftretens, jene stürmische Leidenschaftlichkeit, die, gepaart mit einer hinreißenden Macht der Rede und gehoben durch körperliche Vorzüge, ihn zum volksthümlichen Agitator in hohem Maße befähigten. Wo er auftrat, da sprach eben der Handwerker zum Handwerker, und seine populäre schlagfertige Bered-

samkeit zündete mehr als die regelrecht zugeschnittenen Predigten vieler Zunfttheologen. Und die begeisterte Hingabe, mit der er für seine Ideen eintrat und zum Märtyrer wurde, machte größern Eindruck, als die studirten Theologen es vermochten, welche für Geld predigten und immerhin durch eine Kluft vom Volke geschieden waren. Dazu imponirte er durch seine große Bibelkenntniß der Masse, welche mit gespannter Aufmerksamkeit seinen im Gewande tiefsinniger Speculation auftretenden Lehren, seiner der ganzen Schrift scheinbar gerecht werdenden Exegese und seiner ernsten, auf die Kürze der noch vorhandenen Gnadenzeit hinweisenden Bußpredigt lauschte. ... Bei allem Schwärmerischen aber, was dem Manne anhaftete, muß hier anerkennend seine unbedingte Hochachtung vor der Heiligen Schrift hervorgehoben werden, durch welche er zeitlebens verrieth, daß er durch Luther's Schule gegangen. Der zuversichtliche Glaube, mit allen seinen Aussichten lediglich auf dem Boden der Schrift, und zwar der ganzen Schrift, zu stehen, war die Wurzel seiner Kraft. Zudem steht Hofmann durch die Integrität seines Lebenswandels in allen Phasen seiner Entwickelung groß und achtenswerth da.

Zu weit würde es uns führen, wenn wir auf Lehre und Wirksamkeit Melchior Hofmann's, auf seine Schicksale und Verhältnisse näher eingingen; zu diesem Behufe müssen wir das vortreffliche Werk F. O. zur Linden's auf das beste empfehlen. Wir wollen nur auf einige allgemeine Bemerkungen uns beschränken.

Melchior Hofmann gehört zu der sehr wenig zahlreichen Klasse durchaus edel angelegter Naturen. Er war ein Humanist von echtem Schrot und Korn, ein wahrer Seelsorger, dem die Verbesserung und Läuterung des Menschen zu den innigsten Angelegenheiten des Gemüths gehörte. Seine Aufgabe war die Verwirklichung der christlichen Religion. Die Zeit, in welcher er lebte, gab ihm andere Mittel in die Hand, als z. B. die Gegenwart ihm geboten hätte.

Der Seelsorger aus innerm Beruf, wie Hofmann ein solcher war, ist niemals und nirgends von dem Volke durch eine Kluft getrennt, sondern untrennbar mit demselben verbunden. Und die Menschheit bedarf der wahren Seelsorger, der Geistlichen, welche höhern Interessen dienen als dem Materialismus des Genusses und Gütererwerbs, mit edlern Dingen sich beschäftigen, als über Dogmatik zanken und Andersgläubige verfolgen. Die Menschheit bedarf der Pfleger und Anwälte jener erhabenen Religion, deren Ausübung die Nächstenliebe ist.

Wenn wir alles, was seine Zeit ihm auflegte, die dogmatischen und mystischen Nebensachen uns hinwegdenken und Melchior Hofmann im rechten Lichte als Seelsorger und Socialreformer auffassen, seinen edeln Charakter und seine echte Tugend betrachten, so zeigt sich uns eine über jede Kritik erhabene Persönlichkeit, die so ist, wie wir die geborenen Führer der Menschen uns denken.

Eduard Reich.

Staats- und socialwissenschaftliche Literatur.

1. Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Von Lorenz von Stein. Zweiter Theil. Die Finanzverwaltung Europas. Erste Abtheilung: Der Staatshaushalt, die Staatsausgaben, die wirthschaftlichen Staatseinnahmen und der allgemeine Theil der Steuerlehre. Fünfte, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1885. Gr. 8. 10 M.

Der erste Theil der neuen Auflage dieses bekannten Werks enthält die „Finanz-Verfassung" Europas, und in dem vorliegenden Bande beginnt die Darstellung der „Finanz-Verwaltung". Es wurde nämlich im ersten Theil, nach einer Einleitung über das Wesen der Finanzwissenschaft, das Budgetrecht und die Organisation der obern Finanzbehörden behandelt; im zweiten Theil wird zunächst das Staats-Kassenwesen erörtert, dann kommt die verhältnißmäßig sehr kurz gehaltene Lehre von den Staatsausgaben, und nun wird zu den Staatseinnahmen übergegangen. Unter diesen werden zunächst die Einnahmen aus der Eigenwirthschaft des Staats betrachtet, einschließlich derjenigen Einnahmen, welche man (freilich in einem andern Sinne, als Stein es thut) „Gebühren" nennt, und hierauf wird die Lehre von den Steuern im allgemeinen entwickelt, welcher in der zweiten Abtheilung dieses Theils diejenige von den einzelnen Steuern folgen wird. Die Vorzüge und Schwächen des seine Werke unermüdlich umgestaltenden Verfassers sind so bekannt, daß wir hier nicht wieder darauf einzugehen brauchen. Das Erscheinen einer fünften Auflage seines „Lehrbuch der Finanzwissenschaft" beweist, daß die Anregung, welche das Studium dieses Werks wie anderer Werke des Verfassers durch die Eigenheit der systematischen und geschichtlichen Erfassung des Stoffs gibt, eine dauernde und weithin wirksame ist.

2. Geld und Credit. Von Karl Knies. Erste Abtheilung: Das Geld. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann. 1885. Gr. 8. 10 M.

Das Buch, das zuerst 1873 erschien, würde bei seinem innern Werth gewiß schon mehr als zwei Auflagen erlebt haben, wenn nicht die Unbehülflichkeit der Behandlung des Stoffs und die Schwerfälligkeit des Ausdrucks viele, die ein Bedürfniß nach wissenschaftlicher Erkenntniß der mit dem Geld zusammenhängenden Fragen haben, abschrecken müßte, sich gerade aus diesem Buche Belehrung zu holen, trotzdem es kein anderes gibt, welches dieses Thema mit so gründlicher Wissenschaft behandelt. Sehr willkommen ist es, daß Knies der Währungsfrage mit besonderer Beziehung auf die gegenwärtige Agitation für die Doppelwährung in dieser Auflage eine ausführliche Behandlung angedeihen läßt. Im Interesse der gedeihlichen und ruhigen wirthschaftlichen Entwickelung ist es im höchsten Grade erwünscht, daß alle, die auf Ansehen in wirthschaft-

lichen Dingen Anspruch machen dürfen, dem bei uns leider schon sehr weit eingerissenen Unfug der „Bimetallisten" entgegentreten. Möchte die Stimme von Knies mit allem Gewicht, das ihr zusteht, zur Geltung kommen!

3. Die Landwirthschaftslehre und die jetzige Krisis in der Landwirthschaft. Von Th. Freiherr von der Goltz. Berlin, Parey. 1886. Gr. 8. 1 M.

Th. Freiherr von der Goltz ist der Ansicht, daß die Landwirthschaftslehre bisher zu einseitig als Lehre vom Bodenanbau ausgebildet und zu wenig Gewicht auf die Lehre von der Betriebsorganisation gelegt worden sei. Hierin sowie in dem Uebermaß der Verschuldung und der Lebensansprüche der Landwirthe seien wesentliche, wenn auch keineswegs die alleinigen Gründe der viel bejammerten „Krisis" zu suchen.

4. Grundzüge der Volkswirthschaftslehre. Von Wilhelm Neurath. Leipzig, Klinkhardt. 1885. Gr. 8. 4 M.

Wer sich nicht darauf einlassen kann, eins der ausführlichen Lehrbücher der politischen Oekonomie, von denen jetzt das Gustav Schönberg'sche „Handbuch" unstreitig das brauchbarste ist, anzuschaffen und zu studiren, beziehungsweise für die ihn beschäftigende Frage nachzulesen, dem mag wol ein Grundriß wie der vorliegende willkommen sein, der ihm zwar nicht für eine besondere Frage genügende Auskunft, aber doch eine Andeutung von den Gegenständen gibt, welche zur allgemeinen Theorie der Volkswirthschaft gehören. Trotzdem sich der Verfasser in der Eintheilung des Stoffs an das Herkömmliche gehalten hat, wonach die Volkswirthschaftslehre wie in ein von Philologen zurecht gemachtes dürres Schema eingezwängt und kein Versuch einer Entwickelung der Lehre aus den Thatsachen selbst gemacht wird; trotzdem der Verfasser sogar an der alten, doch längst als unzutreffend erkannten Eintheilung der Volkswirthschaftsgeschichte nach den drei sogenannten „Systemen" (des Merkantilismus, Physiokratismus und Industrialismus) festhält, zeichnet sich das Buch doch dadurch aus, daß mit Unbefangenheit und großer Umsicht auf die gegenwärtige Gestalt und die neueste wissenschaftliche Behandlung der Probleme aufmerksam gemacht, der Leser in passender und zugleich angenehmer Weise zum weitern Studium angeregt wird. Als Grundriß erfüllt das Buch also recht gut seinen Zweck.

Die nachfolgend bezeichneten drei Schriften gehören zu denen, die für den Berichterstatter ebenso schwierig wie unerfreulich zu besprechen sind, indem die Verfasser sich einer bei ihnen gerade vorräthigen Menge lose zusammenhängender Gedanken in Buchform entledigt haben, ohne daß die Eigenartigkeit des Inhalts oder die Art der Mittheilung dazu angethan wäre, die Bemühung des Lesers dieser unfertigen Gedankensammlungen irgendwie zu lohnen.

5. Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft. Von Jos. Frohschammer. München, Ackermann's Nachfolger. 1885. Gr. 8. 8 M.

Der Verfasser gibt unter dem obigen, weltumfassenden Titel philosophische Untersuchungen — richtiger Betrachtungen — über Recht und Staat, sociales Leben und Erziehung. In dem ersten Theil möchte vielleicht die eigenthümliche Rolle, welche er der Phantasie bei Bildung des Rechts zuschreibt, am ehesten als etwas Besonderes gelten können. Im übrigen aber ist mit diesen allgemeinen Bemerkungen über Ursprung und Wesen des Staats, denen der unentbehrliche geschichtliche Untergrund mangelt, nichts gewonnen. Oder sollten etwa Sätze wie diese: „Von den gebildeten Klassen kann allein der Fortschritt der geistigen Cultur der Völker ausgehen", Anspruch auf Verbreitung durch den Druck haben? Ist vielleicht von anderer Seite schon behauptet worden, daß sich die Cultur durch die Ungebildeten fortentwickele? Zudem wird der Verfasser durch seine Neigung für den Culturkampf öfter abgelenkt und zu weit geführt. In dem Abschnitt über „sociales Leben" überraschen mancherlei wunderliche Auffassungen, z. B. die Gegenüberstellung von politischer Revolution, welche die Freiheit, und socialer Revolution, welche deren Gegentheil: die Gleichheit wolle; die Behauptung, daß die geschichtlich gewordenen Ungleichheiten größtentheils durch die natürlichen verursacht worden seien u. s. w. Und ein Professor der Philosophie sollte sich doch solcher Gemeinplätze enthalten, wie: „der gesunde Arme sei glücklicher als der kranke Reiche"! Im socialen Leben darf man nur den kranken Armen dem kranken Reichen gegenüberstellen. In dem Abschnitt über Erziehung schien uns manches Gute zu sein, aber wir fühlen uns zur Beurtheilung dieses Abschnitts nicht zuständig.

6. Forschungen über Staat und Gesellschaft. Von L. Freund. II. Studien und Streifzüge auf socialwissenschaftlichen, juristischen und culturhistorischen Gebieten. Leipzig, Fock. 1885. Gr. 8. 2 M.

Ueber dieses Buch dürfen wir in Kürze sagen, daß es allerlei Unreifes und zum Theil Verworrenes enthält, das selbst der Verfasser wol nach ein paar Jahren nicht mehr wird lesen mögen; wir nehmen indeß das letzte Kapitel: „Die Treue in deutschen Sprichwörtern", aus.

7. Die Socialdemokratie. Ihre Wahrheiten und ihre Irrthümer. Von C. Radenhausen. Hamburg, Hoffmann u. Comp. 1885. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein verehrter Universitätslehrer fing seine Vorlesungen über Nationalökonomie immer mit dem „alten Varro", dem römischen Landbauschriftsteller an; das ließ sich noch hören; aber ein Buch über die Socialdemokratie, eine ganz moderne Erscheinung, mit dem Urzustande, der Frage der Schöpfung, anzufangen, ist verdächtig, und so ergibt sich's denn in der That, daß der Verfasser den Titel seiner Schrift nicht gerade passend gewählt hat, daß er wohlmeinend auf alle socialen Dinge und noch einige andere Ausblicke thut, ohne in die Gegenstände einzudringen. Wie jemand, der nicht einmal weiß, was die Nationalwerkstätten waren, der Schriftsteller wie Mohl, Stirner, Hildebrandt (schreibe: Hildebrand), Engels, L. Stein u. a. unterschiedslos als

solche bezeichnet, die „socialistische" Lehren nach Deutschland einführten, wie ein solcher über Socialdemokratie schreiben will, ist unerfindlich.

Die hier nun noch genannten drei Broschüren sind schon insofern erfreulicher, als sie nicht wie jene obigen drei unter hochtönenden Titeln Unbedeutendes, unter unpassenden Ueberschriften etwas unter der Erwartung Stehendes geben.

8. Die Arbeiterschutzgesetzgebung im Deutschen Reiche. Von M. Quarck. Stuttgart, Dietz. 1886. 8. 1 M.

Diese Schrift sucht den von den socialdemokratischen Abgeordneten an den Reichstag gebrachten Entwurf eines Gesetzes betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung zu erläutern und annehmbar zu machen. Der Leser wird daraus auch den Eindruck empfangen, daß der Entwurf keineswegs die Bezeichnung eines unfertigen Machwerks verdient, als welches er von der Tagespresse dem Publikum häufig dargestellt wird.

9. Die Wirthschafts- und Socialpolitik des Fürsten Bismarck. (Sociale Reform, IX.) Von F. Stöpel. Leipzig, Wigand. 1885. Gr. 8. 1 M.

Fassen wir unsere Betrachtungen zusammen, so ergibt sich als Resultat derselben, daß man den Thaten und Bestrebungen des Reichskanzlers auf dem Gebiete der Wirthschafts- und Socialpolitik zwar unmöglich die Bezeichnung einer socialen Reform beilegen kann, daß aber dem deutschen Staatsmanne auf jenem Gebiete nach verschiedenen Seiten hin Gutes oder selbst Großes zu verdanken ist, während freilich in andern Richtungen durch seine Maßregeln und Anregungen der sociale Forschritt nur gehemmt werden dürfte. In erster Linie wurde durch seinen Einfluß der Götze einer einseitigen Doctrin des Geschehenlassens anscheinend endgültig vom Throne gestürzt und der Staat in sein unveräußerliches Recht der Einmischung in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse wieder eingesetzt.

10. Die Wahlprüfung in den modernen Staaten und ein Wahlprüfungsgerichtshof für Oesterreich. Von H. Jacques. Wien, Manz. 1885. Gr. 8. 3 M.

Die Schrift erbringt den Nachweis, daß auch bezüglich der parlamentarischen Körperschaften nicht von dem Grundsatz abzugehen sei: es solle niemand Richter in eigener Sache sein, und es müsse die Prüfung der Wahlen auf eine richterliche Behörde übertragen werden. Die rechtlichen Verhältnisse in verschiedenen Staaten werden dargestellt, Gesetzentwürfe mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich mitgetheilt. H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine Abhandlung „Ueber Materie und Geist, nebst einem Anhang über den Darwinismus" hat Adolf Steudel geschrieben (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Die Schrift tritt ziemlich anspruchsvoll auf, verdient aber als Motto den Spruch: Parturiunt montes.... Der Verfasser versteht die Kunst, durch den Abdruck gehäufter Citate seine Schrift zu dehnen und dennoch dem Leser das Gefühl eines leeren Magens beizubringen. Der sogenannte Dualismus in der Philosophie ist für ihn ohne weiteres unwissenschaftlich; sowol diese wie die andern vorhandenen Richtungen machen ihm in ihren namhaftesten Vertretern den Eindruck des Unfertigen, sodaß erst Steudel die Grundbegriffe der Philosophie richtig definiren muß. Er hat denn auch die große Entdeckung gemacht, daß „Materie die todte und passive Stofflichkeit, der Geist hingegen etwas durchaus Immaterielles, Lebendiges, Actives und Thatkräftiges" sei. Gleichwol sei weder eine gänzlich todte und kraftlose Materie noch ein reiner Geist denkbar. Die Lösung des Räthsels liege in dem Begriffe Gottes, welchen aber andere viel besser definirt haben als Steudel. Si tacuisses!

— „Die Tonkunst und ihre Meister" nennt sich ein von Rev. Mr. Haweis verfaßtes, von Workhard übersetztes und von Alexander Moszkowski redactionell bearbeitetes Buch, welches in Klemann's Verlag in Berlin erschienen ist. Der Verfasser hat in England große Erfolge mit seinen Arbeiten gehabt und erweist sich auch für uns Deutsche als einen musikalisch geschulten, selbständig urtheilenden und forschenden Laien, dessen Erkenntniß das gewöhnliche Maß weit überragt. Sehr instructiv sind seine Abhandlungen über Geigen, Klaviere und Glocken; von feinem Verständniß zeugen die Aufsätze über das Wesen des Componisten sowie über Musik, Empfindung und Moral; tiefes Eindringen in den Stoff bekunden die Biographien von Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Chopin. Allen denjenigen, welche in Geist und Wesen der Musik eindringen wollen ohne gehäufte gelehrte Studien, können wir diese Schrift aus Ueberzeugung empfehlen; sie ist ebenso klar wie gehaltvoll geschrieben.

— In der „Deutschen Hand- und Hausbibliothek" (Collection Spemann) erschien der zweite Band des hochinteressanten Werks „Fürst Bismarck als Redner", herausgegeben von Wilhelm Böhm (Stuttgart, Spemann). Das Ganze soll eine vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarck's seit dem Jahre 1847 umfassen, vom Herausgeber sachlich und chronologisch geordnet und mit Einleitungen und Erläuterungen versehen. Der uns vorliegende zweite Band enthält die Reden, welche Bismarck als Ministerpräsident 1862—66 gehalten hat. In ihnen treten seine großen charakteristischen Eigenschaften vielleicht am glänzendsten hervor; so wie aber auch die heftigsten rednerischen Ausfälle Bismarck's niemals eines bestimmten Maßes und Rückhalts entbehren, so ist auch in den Reden dieser Periode stets eine gewisse Eleganz und Gewähltheit mit unleugbarer Originalität des Ausdrucks verbunden. Es liegt auf der Hand, welch ein glücklicher Griff schon an sich die Auswahl dieser Reden war; die Redaction derselben ist eine sehr geschickte, das Ganze bedarf unserer Empfehlung nicht erst.

— „Ein Wort zur Verständigung über die Vivisectionsfrage" hat Ernst Gryzanowski veröffentlicht (Hannover, Schmorl u. von Seefeld). Diese kleine Broschüre ist geradezu ausgezeichnet zu nennen, und hat nur den einen Mangel, daß sie an einer Reihe von Stellen blos von wissenschaftlich durchgebildeten Fachleuten verstanden werden kann. Der Verfasser ist im allgemeinen mehr gegen als für die Vivisection, begründet aber seine eminent scharfen Schlußfolgerungen mit einer wahrhaft vornehmen Objectivität. Es sei erlaubt, einige — freilich für die Gesammtbeurtheilung ungenügende — Proben von der Schreibweise desselben zu geben. So sagt er: „Es ist unmöglich, Medicin zu studiren, ohne sich enttäuscht und bedrückt zu fühlen durch den Mangel aller positiven Grundlagen; die experimentelle Methode eröffnete die Aussicht auf die Möglich-

keit einer festern Basis, und hierin lag und liegt ihr sehr verständlicher Zauber. Eine Methode ist aber immer nur der Schlüssel, nicht der zu erschließende Schatz. Die Vivisection erbricht das Schloß, ohne es öffnen zu können. . . . Ob die Continuität der Evolutionsreihe auch an der Grenze zwischen anorganischem und organischem Geschehen so ohne weiteres vorausgesetzt werden darf: das ist eine Frage, die des Studiums wol würdig wäre, wenngleich sie den Dogmen der wissenschaftlichen Kirche gegenüber erzketzerisch erscheinen muß."

— Ein großer Unbekannter (Sz) geißelt den „Romantischen Schwindel in der deutschen Mythologie und auf der Opernbühne" (Elberfeld, Baedeker). Im dritten Heft handelt er über „Odin, Baldur und Hödr" mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit, Selbstbewußtsein und Satire: Eigenschaften, welche in ihrer Vereinigung den Gelehrten einer gewissen Rasse eigen zu sein pflegen. Er bekämpft die herkömmliche Annahme von der Verwandtschaft der Germanen mit den Indiern und läßt als eingewanderte Indier unter uns nur die Zigeuner gelten. Die Nachricht des Verfassers der jüngern „Edda", daß Odin von Tyrkland (Byzanz) nach Sachsenland und von da nach Skandinavien gekommen sei, bezeichne nur den literarischen Weg, welchen die Mythologie der Griechen und Römer genommen habe u. s. w. Wir müssen es den Fachgelehrten überlassen, zu den hier behandelten Fragen Stellung zu nehmen.

— Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S. erscheinen „Deutsche Geschichts- und Lebensbilder" von Armin Stein (H. Nietschmann). Das zwölfte derselben ist „Der große Kurfürst", dessen erster, mit einem Titelbild gezierter Theil uns vorliegt. Dieses dem Kaiser Wilhelm gewidmete Buch erzählt in meisterhaft anschaulicher, meist dialogisirender Form die Geschichte jenes Helden, welcher den Grund zu der Größe Preußens gelegt hat. Es ist von reinster patriotischer Gesinnung erfüllt und läßt ohne alle künstlichen Reflexionen die Gestalten sich selbst aussprechen und darleben. Der reifern Jugend sei es warm empfohlen.

— Nachdem die bekannten „Briefe aus der Hölle" so großes Furore gemacht haben, erschienen bei Siegfried Cronbach in Berlin „Assessor Kranichs Briefe aus dem Jenseits". Während in den erstern trotz des orthodoxen Hintergrundes doch eine achtungswerthe Phantasie und einige geniale Züge nicht zu verkennen sind, macht sich in diesen Briefen aus dem Jenseits nur der Vierzeitungswitz eines Spree-Atheners breit. Eine Zeit lang verträgt man dieses Gemisch von Oberflächlichkeit und Frivolität, bald genug aber wird es langweilig. Eine geistvolle Persiflage der Ausmalungen von Hölle und Himmel, wie solche neuerdings der Orthodoxie Dänemarks und Nordamerikas entschlüpft sind, würden auch wir willkommen heißen; eine blos philisterhafte Witzelei aber ist ebenso ungesund wie jene Misgeburten auf strenggläubiger Seite.

Bibliographie.

Unsere Armee und die Sicherheit des Reichs. Zur Aufklärung über die Anforderungen des Krieges, die Ziele und Mittel des Friedensdienstes. H. v. M. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Berkow, K., Die Söhne Gustav Wasas. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Bloch, J. S., Der nationale Zwist und die Juden in Oesterreich. Wien, Gottlieb. Gr. 8. 1 M.

Bürger, L., Cajus Rungholt. Roman aus dem 17. Jahrhundert. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Dabei, Graf A., Ein zerschelltes Wappenschild. Zeitroman aus unsern Adelskreisen. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Kurze Darstellung der Geschichte des 2. Garde-Dragoner-Regiments 1860—1885. Auf Befehl des Herrn Regimentskommandeurs bearbeitet für die Unteroffiziere und Mannschaften. Mit 1 Porträt in Lichtdruck und 2 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1885. 8. 1 M.

Dehn, P., Deutschland nach Osten! I. Land und Leute der Balkanhalbinsel. München, Franz. Lex.-8. 1 M.

Droysen, J. G., Geschichte der preußischen Politik. 5ter Thl. 4ter Bd. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Friedensburg, W., Landgraf Hermann II. der Gelehrte von Hessen und Erzbischof Adolf I. von Mainz. Ein Beitrag zur deutschen Territorialgeschichte des 14. Jahrhunderts. Marburg, Elwert. Gr. 8. 5 M.

Hall, L., Aus alter Zeit. Eine Geschichte für das neue Deutschland, nebst einigen Beigaben. Freiburg i. Br., Troemer. 8. 3 M.

Hartwig, G., Die Archenbach. Eine Familiengeschichte. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Jaeger, J., Reise-Momente im Osten. Wien, Halm u. Goldmann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Leimbach, K., Ausgewählte Schulreden. Goslar, Koch. 8. 1 M. 50 Pf.

Lenz, M., Der Rechenschaftsbericht Philipps des Grossmüthigen über den Donaufeldzug 1546 und seine Quellen. Marburg, Elwert. Gr. 4. 2 M.

Letnew, P., An ein Haar. Roman. Nach dem Russischen von W. Goldschmidt. München, Heinrichs. 8. 3 M.

Liebenau, T. v., Die Schlacht bei Sempach. Gedenkbuch zur fünften Säcularfeier. Im Auftrage des b. Regierungsrathes des Kantons Luzern verfasst. Mit 10 Illustrationen. 1ste Lfg. Luzern, Prell. Gr. 8. 2 M.

Lilieneron, A. v., Sonnenschein und Sturm. Erzählung aus der Zeit von Schills Erhebung. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Mallachow, C., Das Chamäleon. Lustspiel. Posen, Türk. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.

Marcusen, A., Nachgelassene Gedichte, Skizzen vom Genfersee und Novellen. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Marlitt, E., Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil's Nachf. 1885. 8. 7 M. 50 Pf.

Manthner, F., Berlin W. 3 Romane. I. Quartett. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Meyer, O., Biographisches. Gesammelte Aufsätze. Freiburg i. Br., Mohr. 8. 10 M.

Meyer, C. F., Novellen. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Haessel. 1885. 8. à 4 M.

— — Die Richterin. Novelle. Leipzig, Haessel. 1885. 8. 2 M.

Mohr, J. J., Gedanken über Leben und Kunst. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1885. 8. 2 M.

Moser, E., Sprüche, Sentenzen, Aphorismen und Epigramme lebender deutscher Dichter. Gesammelt und herausgegeben. Brünn, Irrgang. 1885. 12. 2 M. 40 Pf.

Müller, H., Schöne Seelen. Eine Jägerianergeschichte für „Wollene" und solche, welche „Wollene" werden wollen. Leipzig, Werther. 16. 1 M. 20 Pf.

Nordryck, C., Gedichte. Stuttgart, Metzler. 1885. 8. 2 M. 80 Pf.

Pipirs, G., Am Arysee. — Sirenenstimmen. Zwei Novellen. Riga, Jonck u. Poliewski. 8. 2 M. 40 Pf.

Rahstede, H. G., Ueber La Bruyère und seine Charaktere. Biographisch-kritische Abhandlung. Oppeln, Franck. Gr. 8. 2 M.

Riedel, L., 's Bornkinnel. Eine Geschichte in vogtländischer Mundart. Plauen, Neupert. 8. 1 M. 20 Pf.

Ritter, H., Die Aesthetik der Tonkunst in ihren wichtigsten Gründzügen. Würzburg, Stahel. 8. 80 Pf.

Ruge's, A., Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880. Herausgegeben von P. Nerrlich. 2ter Bd. 1848—1880. Mit einem Porträt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 10 M.

Sack, E., Schlaglichter zur Volksbildung. 1stes Hft. Nürnberg, Wörlein u. Comp. 1885. 8. 60 Pf.

Samtleben, G., Geulincx, ein Vorgänger Spinozas. Halle, Schmidt. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schwebel, O., Sagen und Bilder aus Lothringens Vorzeit. Forbach, Hupfer. Gr. 8. 5 M.

Stengel, E., Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Actenstücken, als Festschrift zum 100. Geburtstag Wilhelm Grimms den 24. Februar 1886 zusammengestellt und erläutert. 2ter Bd.: Actenstücke über die Thätigkeit der Brüder Grimm im hessischen Staatsdienste. Marburg, Elwert. 8. 6 M.

Stern, A., Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart. Marburg, Elwert. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Unsere Südgrenze. Ein Mahnwort an die schweizerische Eidgenossenschaft. Zürich, Schmidt. 8. 1 M.

Sutermeister, O., Dichtungen in Berner Mundart. Gesammelt von O. S. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Volbehr, T., Antoine Watteau. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Hamburg, Haendcke u. Lehmkuhl. Gr. 8. 2 M.

Volz, B., Geographische Charakterbilder. 4ter Tl.: Afrika. Aus den Original-Berichten der Reisenden gesammelt. Mit 80 Illustrationen und 1 Karte. Leipzig, Fues. Gr. 8. 5 M.

Voß, R., Die neue Circe. Eine italienische Dorfgeschichte. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Waal, A. de, Valeria oder der Triumphzug der Katakomben. Historische Erzählung. Handausgabe. Regensburg, Pustet. 8. 3 M.

Wagner, T., Das deutsche Centrum. Eine patriotische Mahnung an das deutsche Volk. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 30 Pf.

Wahrmund, A., Die christliche Schule und Judenthum. Wien, Kubasta u. Voigt. 1885. Gr. 8. 1 M.

Widmann, J. V., Spaziergänge in den Alpen. Wanderstudien und Plaudereien. Frauenfeld, Huber. 8. 3 M. 20 Pf.

Zöller, H., Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. 4ter Bd. Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. 3ter Tl. Das südliche Kamerun-Gebiet, die spanischen Besitzungen, das französische Colonialreich und der Congo. Leben und Sitten der Eingeborenen, Klima und culturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Factoreien, auf Grund eigner Anschauung und Studien geschildert. Stuttgart, Spemann. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 54 bis 60.

Deutscher Reichstag. — Die Wahlen im österreichischen Küstenland. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Militärisches aus Frankreich. — Die Verfassungskrisis in Württemberg. — Zur Nationalitäten-Frage in Ungarn. — Montenegro und Rußland. — Militärische Rückblicke auf das Jahr 1885. (IV. Schlußartikel.)

Zur Geschichtsliteratur. Von J. Mähly. — Pariser Chronik. (CXXX. Fortsetzung.) — Zur bayerischen Heeresgeschichte. Von K. Th. Heigel. — Noch einmal die Völter'sche Erklärung der Apokalypse. — Berliner Briefe. (VII.) — Die Zukunft des Burgtheaters. — Grundsteuer und Branntweinmonopol. Von Dr. Vocke. (I/II.) — Mimik und Physiognomik. (II.) — Wiener Briefe. (CXCVII.) — Römische Annalen. (XXII. Nekrolog des Fürsten Alessandro Torlonia.) — Dahlmann. Von H. Baumgarten.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Crédit Foncier-Angelegenheiten.) — Geschäftliche Jahresberichte: Bayerische Notenbank. Vereinsbank in Nürnberg.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Von

Dr. Lorenz von Stein.

Zweiter Theil.

Die Finanzverwaltung Europas.

Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder.

Erste Abtheilung.

Fünfte, neubearbeitete Auflage. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

In dieser fünften Auflage ist das ausgezeichnete Werk sehr wesentlich erweitert worden, sodaß der zweite Theil nun zwei Abtheilungen umfaßt; während die vorliegende erste Abtheilung den Staatshaushalt, die Staatsausgaben, die wirthschaftlichen Staatseinnahmen und den allgemeinen Theil der Steuerlehre behandelt, wird die zweite Abtheilung das positive Recht der bestehenden Steuern in den verschiedenen Staaten Europas und die Grundzüge des Steuercreditwesens enthalten. Der erste Theil, „Die Finanzverfassung Europas“, kostet geh. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf.

Neuer Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Kulturhistorischer Bilderatlas. I. Griechen und Römer, bearbeitet von Professor Dr. Th. Schreiber. 100 Tafeln qu. Fol. mit über 1000 Abbild. und Text. — II. Mittelalter, bearb. von Dr. A. Essenwein. 120 Tafeln mit über 1000 Abbild. und Text. ☞ Jeder Band br. 10 M. geb. 12 M. 50 Pf. ☜

Geschichte der Architektur von W. Lübke. 6. Aufl. 2 Bände mit 970 Illustr. br. 26 M., geb. in Kaliko 30 M., in Halbfr. 32 M.

Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland. Von Carl Laehner. I. Teil. Der norddeutsche Holzbau. Mit 4 Farbendr. und 182 Textillustr. Hoch 4. br. 10 M. — Der II. Teil (Schluss) erscheint im Jahre 1886.

Mythologie der Griechen und Römer von Otto Seemann, 3. Aufl. unter Mitwirkung von Rud. Engelmann bearb. Mit Abbild. 1885. — geb. 3 M. 50 Pf. — Prachtausg., mit Kupfer fein geb. 4 M. 50 Pf.

Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung. Ein Handbuch der Waffenkunde. Von Aug. Demmin. 2. verb. u. verm. Aufl. mit über 1000 Abbild. 1885. — I. Hälfte br. 5 M. (II. Hälfte erscheint Mitte März.)

Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts unter Mitwirkung von H. Lücke, A. Schmarsow, Ad. Rosenberg, K. Eggers, V. Valentin etc. herausgegeben von Rob. Dohme. Mit vielen Abbild. 2 Bde. Hoch 4. br. 40 M.; in reichem Einb. 48 M.; in Saffian 62 M.

Zeitschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbeblatt, nebst Beiblatt: Kunstchronik, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, herausgegeben von C. v. Lützow und Artur Pabst. 21. Jahrgang Oktober 1885—1886. — Halbjährlich 14 Mark. Das Kunstgewerbeblatt mit Kunstchronik kann auch gesondert für 6 Mark halbjährlich bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanley

und

Dr. Pechuël-Loesche.

Von **H. von Wobeser.**

8. Geh. 80 Pf.

Eine unparteiische Würdigung der Bemängelungen, welche Stanley's Berichte über die Verhältnisse am Kongo von seiten des Herrn Dr. Pechuël-Loesche theils in der „Gartenlaube“, theils in einer eigenen Broschüre erfuhren. Es kommen dabei viele neue Thatsachen zur Sprache, sodaß die Schrift auch ein außergewöhnliches stoffliches Interesse besitzt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hypatia,

oder Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Vierte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia“, ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine vierte Auflage nöthig geworden ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 18. März 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ein vergessener Kinderliederdichter. Von Albert Landenberger. — Aus Afrika. Von Alfred Kirchhoff. — Novellen und Essays. Von Leopold Katscher. — Neue Lyrik. Von Alexis Aar. — Eine schweizer Humoreske. Von David Asher. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ein vergessener Kinderliederdichter.

Zu den schwäbischen Dichtern, die durch die anziehende, überall die Herzen gewinnende Kraft ihrer Persönlichkeit, und vor allem durch ihre sinnige Heiterkeit uns heute noch erquicken und fesseln, gehört auch der schon im zweiundvierzigsten Lebensjahre plötzlich dahingerafffte Karl Schmidlin. Er war ein von allen, die ihm nahe standen, wegen seines edeln, sanften Wesens hochgeschätzter würtembergischer Geistlicher. Vier Jahre nach seinem frühzeitigen Tode erschien sein literarischer Nachlaß*), eine Reihe von Gedichten theils ernster, theils fröhlicher Art, sowie verschiedene Bilder aus Natur und Leben enthaltend. Ein schönes Ebenmaß kennzeichnet seine Lieder, welche die weiche, feine, zarte kindliche Art des wackern Mannes widerspiegeln. Seine Frühlingsbilder erinnern uns öfters an Uhland's klare und innige Weisen, seine Naturschilderungen athmen den weihevollen, begeisterten und doch sich stets beherrschenden Sinn des echten Dichters und einzelne dieser Lieder, wie „Die Erinnerung aus Mutterauge" oder das „Abendgebet", sind wirkliche Perlen. Besonders bekannt ist auch das ergreifende Gedicht „Der arme Weber", ein Hülferuf aus dem Jahre 1844, das so allgemeine Theilnahme damals fand, daß nicht nur dem armen Weber selbst, sondern noch mehrern andern Familien in gleich bedrängter Lage geholfen werden konnte.

Der herrliche Humor, der Schmidlin und seine Dichtungen auszeichnet, tritt vor allem in seinen ungemein fein und zart gehaltenen Kinderliedern hervor, deren es zwar im ganzen nur zwölf sind, die aber alle in ihrer Art gleich reizend und anmuthig erscheinen. Es sei mir gestattet, einzelne derselben zur Probe hier mitzutheilen, um die charakteristische, duftige Art des liebenswürdigen schwäbischen Dichters darin vorzuführen.

Das neue Gewissen.

Ich hab', mein Kind, im stillen
Vor dir schon oft gedacht,
Ein jung und frisch Gewissen
Sei mir in dir gebracht.

Denn siehst du eine Weile
Mich ernst und fremde an,
So frägt mich's gleich: „was habe
Ich Böses denn gethan?"

Und sehe ich dich leiden,
Erscheinst du trüb und bleich —
„Was mocht' ich, Gott, verschulden?"
So mahnt es mich sogleich.

Doch seh' ich dein Gedeihen,
Den Frieden, deine Huld,
So bin ich wie genesen
Aus Gnaden von der Schuld.

Das folgende Gedicht ist von köstlichem Humor und kräftiger Wirkung:

Der Hausgötze.

Du bist des Hauses Götze —
Ist das nicht sonnenklar?
Ich werd' es ja, mein Schelmchen,
Tagtäglich mehr gewahr.

Daß jedermann im Hause
Dir diene Tag und Nacht,
Ist längst als Glaubensregel
Für alle ausgemacht.

Daß man dich lieb' und lobe,
Sei nichts als Recht und Fug,
Wie man dich rühmen möge,
Es sei doch nie genug.

*) Gedichte und Bilder aus dem Leben, von Karl Schmidlin, aus dessen Nachlaß herausgegeben (Stuttgart, Metzler, 1851).

Es walten Priesterinnen
Um dich, die je zur Zeit
Geheimnißvollen Cultes
Zu warten sind bereit.

Es wird, seit du hier weilest,
Im Hause dunkel nicht,
Es scheint auch in den Nächten
Der ew'gen Lampe Licht.

Ist über unsre Schwelle
Ein Gast getreten ein,
So muß er gleich vor allem
Zu dir geführet sein.

Und wenn er seine Hymne
Dir darzubringen säumt,
So ist ihm auch nur hälftig
Das Gastrecht eingeräumt.

Der Bessre naht mit Opfern
Und tritt vor dich nicht leer —
Und ist er weg, so fallen
Die Priester drüber her.

Du bist des Hauses Götze!
Wie plappern wir dir vor
Und machen viele Worte
Vor deinem tauben Ohr!

Ob du auch nichts erwiderst,
Kein Zeichen und kein Wort:
Man fährt in gutem Glauben
Mit Bitten, Schmeicheln fort.

Beschwert im Tageslaufe
Ein Kummer oft das Herz,
Beschleichet eins ums andre
Ein Aerger oder Schmerz,

Man mag's nicht grade klagen,
Will nicht empfindlich sein,
Da flicht man's in die Rede
Vor dir ganz schicklich ein.

Und manche goldne Predigt
Für eines Nächsten Ohr,
Sie trägt sich ganz erbaulich
Dir, taubes Götzlein, vor.

Man sagt, es werde vieles
Auf diesem Weg erreicht,
Und immer wird's dem Herzen
Nach solchem Sprüchlein leicht.

Nun denn, wenn's alle treiben
Nach Götzenart mit dir,
So darfst du wol auch bleiben
Mein kleiner Abgott mir.

Reizend ist auch das kleine Gedichtchen:

Du schläfst?

Du schläfst, und just noch wollt' ich
Dir in die Aeuglein sehn,
Auf deiner Züge Wechsel
Mich spielend noch ergehn.

Doch sieh, wie schnell verwandelt
Des Schlafes Zauber dich
Und leitet von dem Spiele
In frommes Schauen mich!

Das Seelenlicht der Augen
Erloschen ist es nicht,
Nur zart verhüllt durchklärt es
Dein ganzes Angesicht.

Es muß wol in dir drinnen
Nur um so lichter sein,
Denn alle deine Züge
Umfließt ein Heil'genschein.

Wie leise haucht der Athem!
Das Händchen lose ruht —
O schwaches, zartes Leben,
O göttlich starke Hut!

Wie fein und lieblich ist nicht ferner:

Das erste Lächeln.

Die Ahnung künft'ger Himmel
Durchzuckt oft vor dem Tod
Ein Antlitz und verklärt es
Wie scheidend Abendroth.

Doch heute sah ich's zucken
Wie ersten Morgenschein,
Vom Himmel freudig fliegend
In diese Welt hinein.

Wie wenn aus hohen Wölkchen
Des Lichts Entzücken blickt,
Ein frühes heil'ges Grüßen
Dem Erdentage schickt:

So zuckt das erste Lächeln
Aus meines Kinds Gesicht,
Ein selig Morgenjauchzen,
Ein grüßend Himmelslicht.

So tagt aus stillen Zügen
Die helle Seele hier,
Und ruft uns zu: „Da bin ich
Und freue mich wie ihr."

O unschuldvolles Freuen,
O Engelsblick, so rein! —
Wer sind wir, Gott, daß unser
Soll dieses Grüßen sein!

Auch eins von den Spielliedern sei uns vergönnt, hier anzuführen, das besonders anmuthig ist:

Jes. 11, 6—9.

Es schaut' einst der Prophete
In goldne Friedenszeit,
Da Wolf und Lamm soll weiden
Zusammen ohne Streit,

Das Rind mit Löwen leiten
Soll eines Kindes Hand,
Und keins das andre letzen
Auf Gottes heil'gem Land.

Mein Kind, so goldne Zeiten,
So friedgeweihte Aun,
Ich darf auf deinem Tischchen
In deinem Spiel sie schaun.

Du führst aus deiner Arche
Die Thierlein, zahm und wild,
Du leitest Schaf' und Wölfe
Auf friedlichem Gefild.

Du fütterst Taub' und Marder
Von einem Restchen Brot

Und frägst dann mild den Löwen
Um seines Herzens Noth.

Das Lamm mit schwachen Beinen,
Das nicht wohl stehen kann,
Du lehnst es an den Tiger,
Daß der es führe, an.

Das Häschen und den Bären,
Den Pardel und das Huhn,
Du heißest sie, sich wärmend,
In Einem Bettchen ruhn.

Ob das nicht heil'ger Boden,
Nicht goldne Zeiten sind?
O rette aus dem Spiele
Den Frieden dir, mein Kind!

Gewiß zeigen diese wenigen Gedichte den echten Kinderliederdichter, der es verstanden hat, sich in der Jugend goldene Zeit liebevoll zu versenken und den poetischen Duft um dieses paradiesischen Alter zu weben. Darum sei auch sein Name wieder, ehe er ganz verhallt, von neuem hier genannt; es sind schlichte, traute Klänge, aber sie kommen vom Herzen und gehen zum Herzen, und das macht ja doch den wahren Dichter. Noch sei zum Schluß das ernste und doch tröstlich milde Trauerlied erwähnt:

Meinem Bruder nach dem Tode seines Kindes.

Du fragtest mich am frohen Feste,
Wo Freud' und Hoffnung um uns glänzte,
Warum denn nicht mit heiterm Liede
Des Kindes Wiege ich bekränzte.

Wie muß ich — ach, mit bitterm Schmerze —
Ihm meine Schuld entrichten heute;
Ich muß aufs Grab mein Kränzlein legen,
Besingen, was des Todes Beute!

Bekränzt doch, glücklich blinde Menschen,
Euch jede eurer guten Stunden;
O säumet nicht, bis Donnerschläge
Der dunkeln Wolke sich entwunden!

O liebet doch, o herzet, habet,
Was heut ihr dürft noch euer heißen,
Bis schaudernd euch des Schicksals Mächte
Für immer auseinanderreißen!

Für immer? Nein, ich kann's nicht denken,
Daß mir gleich eines Lichtes Funken
So liebes Leben sei im Meere
Des dunkeln Nichts — im Nichts versunken.

Was so dem Sein sich eingelebet
Mit Lebensfreud' und Lebensschmerzen,
Was so mit tiefster Sorge Wurzeln
Sich eingesenkt der Seinen Herzen;

Was so sich innig angewöhnet
In unsrer Seele wärmste Liebe,
Was so ein Theil von uns geworden —
Es kann nicht sein, daß es nicht bliebe!

Ja was die Lieb' des ew'gen Vaters
Zu seinem Kinde hat ersehen,
Was Gottes Liebe ist, das lebet
Und, ob es stirbt, muß neu erstehen.

So lebe, holdes Kind, entbunden
Von deinem Leidenslos so frühe!
Und wo es sei, wie tief verschleiert
Auch unserm Sinn, o leb' und blühe!

Und auch den Deinen leb', entkleidet
Von deiner Schwachheit Schmerzensbilde,
Erstehʼ und wohnʼ in ihren Seelen,
Ein lieber Engel, licht und milde!

Albert Landenberger.

Aus Afrika.

1. Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung. Von Henry M. Stanley. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 100 Abbildungen, 2 großen und mehrern kleinern Karten. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 30 M.

In seinem berühmten Reise- und Entdeckungsbericht „Durch den dunkeln Welttheil" hatte uns Henry Stanley von Sansibar nach den großen Nilseen, von da an den Kongo und sodann diesen gewaltigen Strom, an welchen sich für immer sein Name knüpfen wird, herabgeführt bis an die Mündung; Gefahren der Reise, Kämpfe mit den Eingeborenen, wechselvolle Bilder von Volksstämmen und Gegenden, die vorher noch nie ein Weißer zu Gesicht bekommen, spannten die Aufmerksamkeit des Lesers. Das neueste Werk Stanley's, zwei noch etwas stärkere Bände von gleich gediegener Ausstattung als das frühere umfassend, behandelt, wie der Titel zeigt, allein das Kongogebiet; es führt uns an der Hand einer ausführlichen Schilderung der Recognoscirungsfahrt, welche der Verfasser im Sommer 1879, beauftragt vom König der Belgier, begann, sowie der Forschungen und Arbeiten behufs Anlage von Handelsstationen am Kongo umgekehrt den Riesenstrom von seiner Mündung her hinauf und gewährt uns, halb eine Chronik des Unternehmens, halb eine Landes- und Volksschilderung, Einblick in den so überraschend schnell vollzogenen, auf der Berliner Conferenz von allen Großmächten anerkannten Aufbau eines Kongostaats von ungeheuerer Ausdehnung, von zweifellos großer Zukunft, obschon er sich derzeit noch im embryonalen Zustande befindet.

Großartig, still und feierlich, doch keineswegs landschaftlich reizend, tritt uns das Kongoland an der Strommündung entgegen, und es bleibt diesem Charakter weit ins Innere hinein treu. Ungeheuer breit dehnt sich der Flußspiegel aus, zuletzt mehr als 11 Kilometer von Ufer zu Ufer. Weit hinaus färbt das Kongogewässer den blauen Ocean schmuzig grün, braun, bisweilen chocoladenbraun von den röthlichen Thonmassen des an seinen Ufern

so häufigen Laterits. Einförmige Mangrovesümpfe mit ihren bizarren Luftwurzelgestellen reichen an den Ufern des Kongos so weit, als das Wasser durch Eindringen der Meeresflut brackig ist. Dann folgen grasbedeckte, hügelige Gelände; Wald mit Palmen- und Baumfarnwipfeln sieht man meist nur auf den zahlreichen Strominseln. Wir fahren bei Boma vorüber, dem Haupthandelsplatz am untern Kongo, mit ansehnlichen englischen, niederländischen, französischen Factoreien, bis sich erst oberhalb Nokki das Stromthal schluchtig verengt. Wiederholt erklärt dar Verfasser beim Entwurf manches hübschen Stimmungsbildes, daß eine Art von feierlicher Schwermuth über dieser Landschaft ruhe, und zwar nicht blos ihrer Verlassenheit, ihrer Menschenöde halber, die dem hier noch bis vor wenigen Jahrzehnten schamlos getriebenen Sklavenhandel entstammt:

Diese scheinbare Feierlichkeit kann ich nur dem seltsamen Sonnenschein zuschreiben. Derselbe vertieft die Schatten und verdunkelt das schwärzlichgrüne Laubwerk der Wälder, während er den nackten Abhängen und unbewaldeten Spitzen einen unbestimmten Ausdruck oder einen kalten Lichtreflex verleiht. Seine Wirkung ist ein erkältender Ernst, eine unbeschreibliche Feierlichkeit und abstoßende Ungeselligkeit. Die Sympathie erwärmt sich nicht, das Schweigen hat dem Sonnenschein seinen Stempel aufgedrückt und macht den Menschen sprachlos. Man mag die Landschaft bewundern, man mag sie verehren, aber Liebe hat mit dem Gefühl nichts zu thun. Auch von Anmuth und Lieblichkeit ist keine Rede; die Scenerie kann erhaben sein, aber sie ist von einer leidenschaftslosen Erhabenheit. Sie will betrachtet sein, aber nicht angeredet werden, denn der Blick des Menschen richtet sich auf eine stumme, sphinxartige Unbeweglichkeit, die eher einem wesenlosen Traumlande als der wirklichen Erde angehört.

Indem wir nun weiter den Verfasser stromaufwärts begleiten, Zeugen davon werden, wie er zur Umgehung der unfahrbaren Livingstone-Katarakte eine Fahrstraße über Land anlegt, ab und zu für diesen Zweck die Felsen sprengend (was ihm seitens der darüber nicht wenig erstaunten Eingeborenen den Namen „Bula-Matari", d. h. Felsenbrecher eintrug), wie er dann seine Stationen längs des Stromes anlegt bis empor zu der andern Staffelreihe von Stromschnellen, den sogenannten Stanley-Fällen dicht am Aequator, wandert zugleich die lange Reihe verschiedenartiger Scenerien und Völker der Kongoufer an unserm Blick vorüber. Neben der anscheinend überwiegenden Zahl eintöniger Landschaften begegnen denn doch auch reizvollere. So an der seeartigen Erweiterung des Stanley-Pool, welchen sich der Kongo vor seinem Eintritt in das westafrikanische Küstengebirge geschaffen hat:

Ist in der Nacht Regen gefallen und verspricht der bläulich schillernde Himmel einen hellen, klaren Tag, dann findet die Schönheit des Stanley-Pool und der ihn umgebenden Hügel, Berge und bewaldeten Abhänge kaum ihresgleichen. Dann treten die Berge und die von ihnen umschlossene, mit Inseln besäte Wasserfläche, der seeartig verbreiterte Fluß, mit einer solchen Klarheit des Details und Schönheit der Umrisse dem Beschauer entgegen, daß er sie immer von neuem betrachten muß, selbst wenn er jeden Punkt der Landschaft schon bis zum Ueberdruß gesehen zu haben glaubt. Aber auch der Blick nach dem Innern des Landes und nach Westen ist nicht zu verachten. Um einen wirklichen Genuß zu haben, kann ich den Aufstieg auf das Dach eines der Gebäude auf dem Hügel in Wahrheit empfehlen, weil dort die Aussicht auf die ganze Umgegend durch die Kronen der in der unmittelbaren Nachbarschaft stehenden Bäume nicht behindert wird. Man wird von dem weitern Gesichtsfelde, der größern Schönheit der wilden Felskegel und Tafelberge, der gewundenen waldbedeckten Schluchten, der schlangenförmigen Vertiefungen und unregelmäßigen Wellenform des Landes geradezu überrascht. Dort liegt die massive Felsmasse des kahlen Tjumbi-Gipfels, der Kegel des Nsangu und der fast viereckige Kinduta-Berg; zur Linken dehnt sich der düster bewaldete Rücken von Lama-Lankori aus, zur Rechten steigt die hohe Bergkette von Usachi auf. Jenseit des Kongo erstrecken sich die mit üppigem braunen Grase bedeckten Ebenen von Mundele-Masuna bis weit ins Innere, und gerade gegenüber liegen die dichten Haine, welche die Dörfer Buabua-Ndjali's und Gampa's beschatten. Aus den Tiefen des dunkeln grünen Laubwerks schießen die beiden silberfarbenen Ströme des Gordon-Bennett hervor, während ein von der Sonne beschienener langer breiter Wasserstreifen sich in der Ferne immer weiter und weiter nach dem Herzen des Berglandes zu verliert. Meine Gedanken beschäftigten sich bei Betrachtung dieses Anblicks stets schon mit den Möglichkeiten der Zukunft. Es ist mir, wie wenn man in das hübsche, intelligente Gesicht eines vielversprechenden Kindes blickt; wir sehen nichts in den Zügen als Unschuld, bilden uns aber gern ein, die Keime eines künftigen großen Genies zu sehen, vielleicht einen Gesetzgeber, Gelehrten, Krieger, Dichter. Wie würde der reiche, fruchtbare Boden jener von zahlreichen Strömen entwässerten Gegend den Landmann belohnen, der dieselben cultiviren würde! Welche Ueppigkeit würde das Land entwickeln! In dem ganzen großen Mississippithal ist kein Boden, der diesem an Fruchtbarkeit gleichkommt, und dennoch liegt derselbe vernachlässigt als Wüste da und wird wahrscheinlich noch viele Generationen dasselbe schläfrige, träumerische Aussehen behalten, welches er jetzt hat.

Um sich die dauernde Zuneigung von Negerhäuptlingen an solchen Uferstellen zu sichern, welche für die Anlage der Stationen besonders werthvoll erscheinen, kommt es zu einer ganzen Reihe von Abschlüssen der „Blutsbrüderschaften" zwischen ihnen und Stanley. Diese Sitte beruht auf der weit über verschiedene Rassen verbreiteten und aus grauem Alterthum bis auf unsere Tage vererbten Anschauung (wie solche auch noch in deutschen „Liebesbräuchen" abergläubisch gehegt wird), daß wechselseitiges Austauschen von Blut, und sei dessen auch noch so wenig, auf engste zusammenkettet für das ganze Leben. Die Ceremonie verläuft am Kongo immer ungefähr so, wie es das folgende Beispiel verdeutlicht, nämlich das Bruderschaftschließen zwischen Stanley und dem Häuptling Mangombo:

Der Fetischmann stach uns beide mit einer Nadel in den rechten Arm, preßte Blut heraus, streute eine Kleinigkeit von meinem Ladestock abgekratzten Staub, etwas Salz und von einer langen Schote abgeschabten Staub, alles zusammengemengt, über die Wunde und rieb die Arme eine Zeit lang aneinander; dann berührte er uns mit der Schote am Nacken, Kopf, an Armen und Beinen, wobei er zugleich in schnellem Tempo seine Beschwörungslitanei murmelte. Was von der Medicin noch übriggeblieben war, wickelten Mangombo und ich sorgfältig in ein Bananenblatt, um es zusammen ehrfurchtsvoll nach einer nahen Bananengruppe zu tragen, unter deren Schatten der Staub begraben wurde.

Auf der Fahrt nach den Stanley-Fällen sah man plötzlich einen Gegenstand von schiefergrauer Farbe im Strome

daher treiben: es waren die Leichen zweier Frauen, die mit Stricken aneinandergefesselt waren — man erreichte ein ganzes Lager von Gefesselten oberhalb Javunga, ein Lager arabischer Sklavenjäger, die ihr gräßliches Gewerbe von der Ostküste her bis in diesen Westen geführt hatte:

Der erste allgemeine Eindruck, welchen ich von dem Lager erhielt, war, daß dasselbe bei weitem zu stark bevölkert sei, um behaglich zu sein. Da waren Reihen auf Reihen dunkler nackter Formen, unter denen hier und dort die weiße Kleidung ihrer Räuber sich hervorhob; lange Linien oder Gruppen stehender, liegender oder apathisch umhergehender nackter Gestalten; nackte Körper in den mannichfachsten Positionen unter den Schuppen, unzählige nackte Beine der umherliegenden Schläfer, zahllose nackte Kinder, darunter viele ganz kleine, Knaben und Mädchen jeden Alters, hier und dort eine Schar vollständig nackter alter Weiber, welche ächzend unter der Last schwerer Körbe mit Brennholz, Cassaveknollen oder Bananen von zwei oder drei mit Musketen bewaffneten Männern durch die Menge getrieben werden. Die Einzelheiten mehr beachtend, finde ich, daß die meisten gefesselt sind, die Jünglinge mit eisernen Ringen um den Hals, durch die eine Kette von der Stärke unserer Bootsankerketten hindurchgezogen ist, welche die Gefangenen in Trupps von je zwanzig beieinander hält. Die Kinder über zehn Jahren sind vermittels dreier Ringe gekettet, die um jedes Bein geschlossen sind und durch ein Mittelglied zusammenhängen; das erklärt mir die scheinbar apathische Bewegung, welche mir beim Betrachten der seltsamen Scene anfänglich aufgefallen war. Mit kürzern Ketten sind die Mütter gefesselt, um die sich ihre Nachkommenschaft gruppirt, sodaß die grausamen eisernen Ketten, welche in Schlingen oder Festons über die Brüste der Frauen herabhängen, verborgen sind. Nicht ein einziger erwachsener Mann befand sich unter den Gefangenen.

Natürlich, denn die Männer hatten sich gewehrt und den Tod diesem furchtbaren Los der Gefangenschaft in den Händen gefühlloser Sklavenfänger vorgezogen! In jener Lagerumzäunung befanden sich 2300 Gefangene; und um diese armselige Beute von Kindern und Weibern zusammenzurauben, war ein Gebiet größer als Irland der Länge und Breite nach verwüstet und mit dem Blut seiner waffenfähigen Mannschaft gedüngt worden.

Solche Bilder einer glücklich im Schwinden begriffenen Zeit reihen sich im vorliegenden Werk an solche der lebensfrischen Gegenwart, an welche der Verfasser gern Ausblicke in eine große Zukunft anschließt. So beim Marsch über die Ebene zwischen Kinschassa und Kintamo:

Der Marsch über diese 7½ Kilometer breite Ebene legt dem Europäer den Gedanken nahe an die Verschwendung, deren die ihn umgebende tollköpfige Bevölkerung sich schuldig macht. Achthundert muskulöse Sklaven, Krieger und Anhänger der neun Häuptlinge von Kintamo thun absolut gar nichts und hungern lieber, während um sie herum fast 50000 Acker des allerbesten Alluvialbodens liegen, wie man ihn nur irgendwo in der ganzen Welt finden kann. In Kinschassa gibt es fünfhundert kräftige Männer, die ebenso träge sind, während Mikunga, Kimbangu, Kindolo, Lema und andere Dörfer noch weitere funfzehnhundert aufweisen können, deren schwerste Arbeit darin besteht, daß sie sich, auf dem Boden niederkauernd, von ihren Weibern mit Palmöl und Ocker einreiben oder das Haar zu einem prächtigen Knoten oder Chignon frisiren lassen. Während sie einen größern Trupp Leute meilenweit ausschicken müssen, um Lebensmittel für das Volk aufzutreiben, haben sie dieses enorme Areal des fetten Bodens um sich, der reich genug ist, um auf Verlangen jährlich eine halbe Million Reis und unendliche Mengen Weizen, Zucker, Yams, süße Kartoffeln, Hirse, Mais u. s. w. hervorzubringen. Die untern Abhänge der Höhenzüge, welche die Ebene liebreich vor den kühlen Seewinden des Südatlantic schützen, würden auch eine erfolgreiche Cultur von Thee, Kaffee, Cacao, Sago und andern Gewürzen gestatten.

2. Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Volz. Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 5 M.
3. Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Von Henry M. Stanley. Zweite mit einem Lebensabriß Livingstone's vermehrte Auflage. Zwei Bände. Mit 54 Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 20 M.

Diese beiden Werke: „Henry M. Stanley's Reise durch den dunkeln Welttheil" von Volz (Nr. 2) und „Wie ich Livingstone fand" von Henry M. Stanley (Nr. 3), sind den Lesern d. Bl. schon von ihren frühern Ausgaben her bekannt. Beide aber sind in ihrer gegenwärtigen Gestalt erneute Erscheinungen und nicht blos wie schon in den ältern Auflagen mit hübschen Bildern in Holzschnitt versehen, sondern auch bereichert durch eine recht gute Karte des äquatorialen Afrikas, welche den großen Kongostaat nebst dem portugiesischen und französischen Westafrika in den auf der vorjährigen Berliner Conferenz ihnen beschiedenen Grenzen veranschaulicht, zugleich aber, bis an die Küste des Indischen Oceans reichend, als rothe Linie sämmtliche Forschungszüge Stanley's während der Jahre 1871—77 vergegenwärtigt.

Dem zweiten Werk, welches der überraschenden Auffindung des jahrelang verschollen gewesenen Livingstone zu Udschidschi am Tanganjikasee gewidmet ist, wurde auch eine ziemlich ausführliche Skizze von Livingstone's Leben hinzugefügt.

4. Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von Joseph Thomson. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 15 M.

Von Mombas (am vierten Parallelkreis südlicher Breite) führte Joseph Thomson's Forschungsreise nordwestwärts in die Gegend jener hohen Vulkane im Osten und Südosten des größten der Nilseen, des Victoria-Njansa, also gerade in diejenigen Lande, bis zu welchen von der Sansibarküste aus die ostafrikanischen Colonialerwerbungen für das Deutsche Reich jüngst ausgedehnt wurden. Wir haben mithin für das obengenannte, wiederum mit Landschaftsdarstellungen, Völkertypen und Karten wohlausgestattete Reisewerk ein ganz besonders nahe liegendes Interesse.

Eine Probe seiner lebendigen Schilderung der Landesnatur mag uns der Verfasser hier geben. Zur Seite eines hübschen Bildes der flachen Domkuppel des Kilima-Ndjaro, die bei ihrer Erhebung um weit über 5000 Meter so

nahe dem Erdgleicher doch ewigen Schnee trägt, beschreibt er uns den Eindruck, welchen die jenem afrikanischen Montblanc vorgelagerte Ndjiri-Ebene auf ihn gemacht hat:

In unmittelbarer Nähe erblicken wir nicht einen Grashalm, welcher uns über den dürren Anblick des feuchten schlammigen Sandes hinwegheben könnte, der, mit verschiedenen Salzen getränkt, das Wachsen jeder Pflanze verhindert. Hier und da erblickt man jedoch am Horizont einige kleine, von Ringen grüner Gräser umgebene Wasserflächen, einige zerstreute Bäume und armselige Gebüsche. Andere grüne Tüpfel langen, wogenden Schilfgrases und Papyrus bezeichnen den Ort verschiedener Sümpfe. Diese Teiche und Sümpfe zeigen Süßwasserquellen an, welche hier mit aufgelösten Salzen erfüllt entspringen und sich nach Verdunstung des Wassers ihrer Bürde wieder entledigen. Neben ihnen breiten sich weite Strecken aus, die mit einer weißen Kruste von Natron und Salpeter bedeckt sind, die durch die Verwitterung der von den ausgetrockneten Sümpfen der Regenzeit zurückgelassenen Salze entsteht. Diese Flächen erscheinen dem Auge als Tücher von frischem weißen Schnee oder Seen von entzückend klarem Wasser. Zu andern Zeiten erscheinen sie, getroffen von den Strahlen der Sonne, in dem blendenden Glanze polirten Silbers. Ein zauberischer Nebel verhüllt schattig und gespenstisch zugleich die Landschaft, während Luftspiegelung die seltsamen Eindrücke wesentlich vergrößert, sodaß zuletzt alles wie Schein und Täuschung aussieht. Die ungewöhnliche Natur der Erscheinung wird noch gesteigert durch die staunenerregende Masse des Kilima-Ndjaro, die pyramidale Gestalt des Nern, die Doppelspitze des Ndapduk und die schwarzen Höhen des Doenje-Erok, welche von der mattgrauen Helle alle noch eben zu unterscheiden sind. Trotz aller Oede und Unfruchtbarkeit der Landschaft ist Wild in wunderbarem Ueberfluß vorhanden. Die Giraffe, die zu solcher Gegend recht paßt, zeichnet sich am Horizont ab wie ein überirdisches Ungeheuer, welches Bäume und Gebüsche abknuspert. Das Gnu, an sich teuflisch und wüthig von Aussehen, springt in ungeschlachten Sätzen umher oder eilt in raschem linkischen Galop über die Natronflächen dahin. Zebras wandeln in langen Reihen gemächlich von einem entfernten Weidegrund herbei. Hyänen schleichen von ihrem Aasschmaus nach Hause. Löwen drücken ihre Befriedigung über den nächtlichen Raubzug durch widerhallendes donnerähnliches Gebrüll aus. Unwillkürlich fragt man sich, wie so zahlreiche Scharen größern Wildes in dieser offenbaren Wüste leben können.

Eine ganz neue Welt wird uns also hier erschlossen. Gerade da, wo wir früher in nächster Nähe am Aequator und mit ihm gleichlaufend kühn eine ganze Zone von tagtäglichen Regenfällen, den „Kalmengürtel", uns quer durch Afrika dachten, lernen wir nun salzauswitternde Ebenen kennen mit den Luftspiegelungen der Wüste, noch dazu am Fuß der schneegekrönten höchsten Berggipfel, die bisher in Afrika gemessen wurden! Während Thomson's Karawane das Massai-Land (gelegen zwischen dem ersten nördlichen und dem fünften südlichen Parallelkreis) durchzog, d. h. vierzehn Monate hindurch, regnete es kaum zehnmal, und zwar fast ausschließlich vom Februar bis zum April, während in den wenig südlicher gelegenen Landstrichen der Regen wochenlang gar nicht aufzuhören pflegt. Daher jene wüstenähnliche Vegetationsarmuth des Massai-Landes in seinen Niederungen.

Die Massai, nach denen wir dieses Land nennen, sind hochgewachsene und schöngebaute Menschen. Sie haben bis auf die dunkle Hautfarbe nicht viel Negerhaftes an sich, nur die Lippen sind bisweilen wulstig; ihr Haar ist auch nicht wollig, sondern es steht zwischen dem Neger- und Europäerhaar ungefähr mitten inne, ist gewöhnlich dünn. Den jungen Massaimädchen stellt der Verfasser das glänzendste Schönheitszeugniß aus und fügt hinzu: „Sie sind wirklich Damen, sowol wegen ihrer Manieren als wegen ihrer Gestalten." Nur haben sie die Marotte, ihre Beine vom Knöchel bis an das Knie in engen Spirallinien mit — Telegraphendraht zu umwinden. Unter den wunderbaren Sitten der Massai erinnert das Zusammenleben der jungen Mannschaft der Unverheiratheten im Kriegerkraal mit den ledigen Mädchen des Stammes (wobei jeder und jede einen besondern Liebling hat, indessen ohne Eifersuchtserregung seine, beziehentlich ihre Gunst auch an andere verschenkt) auffällig an papuanische Einrichtungen.

5. Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste. Von H. Zöller. Vier Bände. Stuttgart, Spemann. 1885—86. 8. 20 M.

Unter allen über Afrika während der letzten Jahre erschienenen Schriften ragen diese handlichen vier Bände, so bescheiden sie äußerlich erscheinen mögen, an nationalem Interesse hoch empor wie herrlicher Hochwald über niederes Gestrüpp. Denn sie zuerst berichten uns ausführlich, wahrheitsvoll und anschaulich über unsere beiden westafrikanischen Tropencolonien Togo und Kamerun. Im Auftrage der „Kölnischen Zeitung" hat der Verfasser behufs der Berichterstattung Togo, Kamerun und außerdem einige andere Striche der Oberguineaküste sowie das unterste Stück des Kongothals bis Vivi bereist. Selbst kartographisch hat sich hierbei der Verfasser recht glücklich versucht. Seine markigen Kartenbilder von der Küste unsers Togolandes und Kameruns, welche dem vorliegenden Werke mit beigegeben wurden, sind klarer und zuverlässiger als alle andern ihrer Art. Die gleichfalls vom Verfasser selbst aufgenommenen und hier in Holzschnitt nachgebildeten Photographien von Eingeborenen, Landschaften oder Baulichkeiten führen in ungekünstelter Treue ein ins Verständniß des Wesens dieser unserm Vaterland nächstgelegenen überseeischen Besitzungen des Deutschen Reichs und verdeutlichen bei all ihrer schmucklosen Einfachheit wirkungsvoll die stets klare Darstellung des Verfassers.

Kein Patriot sollte diese, obendrein so fesselnd und ohne abstruse Gelehrsamkeit geschriebenen Bände ungelesen lassen; jede deutsche Bibliothek, zumal jede Schulbibliothek, hätte eine sträfliche Lücke, wenn ihr Zöller's „Togo und Kamerun" fehlte.

Der Referent möchte eine Massenauslese von Proben des Textes hier vorlegen, um das Gesagte zu beweisen; denn nicht dies oder jenes ist da geeignet, den Verfasser als trefflichen, vorurtheilsfreien Beobachter und gewandten Schilderer zu erweisen, nein geradezu alles ist insofern classisch, als die Sicherheit des Beobachteten sich immer mit der vollen Durchsichtigkeit der Darstellung deckt und

alles unser höchstes Interesse in Anspruch nimmt. Doch wir können trotzdem nur weniges ausheben.

Der erste Theil des Werks ist hauptsächlich der Togocolonie gewidmet. Betreten wir hier mit dem Verfasser das deutsche Schutzgebiet bei Lome, einem kleinen Oertchen, das erst vor ein paar Jahren an dieser Küste entstand, durch Anbau von Negerhütten um einige europäische Handelsfactoreien herum und das nunmehr Sitz unsers Consuls geworden:

Der Strand von Lome ist, da man erst begonnen hat, Kokospalmen zu pflanzen, und da diese sehr langsam wachsen, noch recht kahl. Dünen gibt es nicht; das Ufer steigt zwar von dort, wo die Brandung es bespült, ein wenig an, bleibt aber dann, wenigstens soweit man das ohne Messungen zu beurtheilen vermag, auf endlose Strecken hin auf demselben Niveau. Der jedes Pflanzenwuches bare Streifen hellgrauen, ab und zu auch gelblichen Sandes ist an einigen Stellen blos 50, an andern bis zu 200 Schritt breit. Dahinter nun beginnt ein ½—1½ Kilometer breiter Streifen 2—10 Fuß hohen, beinahe undurchdringlichen, höchst stachlichten und blos aus Unterholz ohne alle Bäume bestehenden Buschwerks, welches, da jeder, der ins Innere will, hindurch muß, eine der größten Plagen des hiesigen Verkehrs darstellt. Die kleinen, mannsbreiten Pfade, die hindurch führen, winden sich nämlich in solch unberechenbaren Schlangenlinien, daß man aus der Hängematte aussteigen oder aber, wenn reitend, mit allergrößter Behutsamkeit auftreten muß, damit nicht Roß und Reiter zu Schaden kommen. Sogar das Gehen ist kaum weniger beschwerlich als an der Küste, da auch hier blos Sand und kein harter Boden zu finden ist. Es ist nicht leicht, die Landschaft, die sich hinter diesem Dickicht eröffnet, zu beschreiben; nirgendwo auf der Erde habe ich eine Seenerie gesehen, die dieser gliche. Diese Landschaft bietet eine kaum zu beschreibende Fülle von Abwechselung, und doch ist sie eine der eintönigsten, die man sich nur vorstellen kann. Auf einer Strecke von blos wenigen Kilometern Länge kommt man bald durch büschelförmig wachsendes Schilfrohr, bald durch höheres Buschwerk, bald durch Gruppen von Kokospalmen, Oelpalmen und andern hohen Bäumen, bald durch weite Savannen üppig wuchernden Grases, von dem unsere Pferde mit großer Begier fraßen.

Auch jenseit der schmalen Süßwasserlagune, welche sich zwischen diesem Küstensaume und dem Hinterlande ausdehnt (gleichlaufend mit der Küste selbst und nur in der Landesmitte zu dem breiten, etwa elf Kilometer weit gen Nord sich erstreckenden Hakkosee ausgebreitet), vereinigt die Landschaft jene zwei Eigenschaften: Mannichfaltigkeit im einzelnen, Eintönigkeit im ganzen. Immer der nämliche rothe Thonboden ohne festen Fels, immer die nämlichen welligen Oberflächenformen ohne Berg oder auch nur Hügel, immer dieselbe Busch- oder Savannenbedeckung, aus der nur hier und da eine Palmengruppe oder die ungeschlachte Gestalt des Affenbrotbaumes herausragt.

Unser Verfasser muß als der eigentliche Entdecker des innern Togolandes gelten; und vollends was er uns über die achtunggebietende Cultur der Togoneger, ihre saubern Städte und Dörfer, ihren Maisbau, ihre Gewerbs- und Handelsthätigkeit, ihr gutmüthig friedfertiges Gebaren erzählt, ist so neu und anziehend, daß jedermann sich an diesen ungeschminkten Schilderungen erfreuen wird.

Die drei folgenden Theile betreffen wesentlich Kamerun. In mondheller Nacht fährt der Verfasser von der spanischen Insel Fernando Po ab gen Kamerun, an dessen Bai wenige Monate vorher das deutsche Banner entfaltet worden war. Da bricht über das kleine Segelboot ein furchtbarer Gewittersturm aus, daß die Matrosen schleunig die Segel reffen müssen, und trotzdem der Kutter wie ein gescheuchter Vogel vor dem Sturme pfeilschnell dahintreibt, der ganzen Länge nach von den Wogen überspritzt. Endlich athmet man wieder auf, und zwar in einer erquickend aufgefrischten Morgenluft:

Das Ungewitter hat sich verzogen oder vielmehr, wie das an dieser merkwürdigen, von den höchsten Bergriesen Westafrikas überragten Meeresbucht besonders häufig vorkommt, in mehrere Theile zerspalten. Während die eine Hälfte noch weit draußen im Meere durch das elektrische Leuchten der schwarzen Wolken erkennbar ist, umhüllt die andere gleich einer gigantischen Kappe den Gipfel des Götterberges, der, während in dieser Secunde schwärzeste Finsterniß alles umhüllt, schon in der nächsten, von dem Lichte zahlloser Blitze umstrahlt, in beinahe greifbarer Nähe hervortritt. Man wird vielleicht für eine Uebertreibung halten, was dennoch die vollste und buchstäbliche Wahrheit ist, daß ich nämlich den afrikanischen Montblanc mehrfach so dicht vor mir sah, als ob ich nach ihm hätte greifen können, und daß ich dann wieder zu seiner in unnahbarer Ferne erscheinenden Riesenspitze hinaufschaute, als ob sie just im Zenith gestanden hätte. Solche Täuschungen bringt die wunderbare Durchsichtigkeit der Luft mit sich, wie sie ausnahmslos jedem Tornado zu folgen pflegt. Das seltsam fremdartige, nie gesehene Bild hatte mein innerstes Wesen aufgewühlt, hatte eine Stimmung in mir hervorgerufen, die ich nicht besser zu schildern weiß, als indem ich gestehe, daß ich mir selbst in jener Stunde einen Schwur leistete, falls es Menschenmöglichkeit sei, dieses Zauberland oder wenigstens einen Theil davon für mein Vaterland zu retten.

Und doch hatte wenige Stunden vorher sein Reisebegleiter, der vielgenannte Pole Rogoschinski (geschrieben Rogozinski), hämisch triumphirend ihm versichert: gerade vom Kamerungebirge sei der beste Theil für Deutschland verloren. Aber Hugo Zöller machte seinen Schwur wahr. Mit Nachtigal um die Wette schloß er mit zahlreichen Dorfhäuptlingen am Fuße des Kamerungebirges Schutzverträge namens des Deutschen Reichs ab, sodaß es eine kunterbunte Karte von deutschem und durch Rogoschinski vermittelten englischem Schutzgebiet dort gegeben hätte, wenn nicht nachträglich die glücklichen Verhandlungen Herbert Bismarck's in London das gesammte Kamerungebirge bis auf die kleine Besitzung der englischen Baptistenmission zu Victoria in deutsche Hand gegeben hätten.

Es liegt darum eben ein eigenartiger Reiz über diesen schlichten Erzählungen, weil der Erzähler zugleich als eingeweihter politischer Faiseur und doch im übrigen nur als unzünftiger Forscher oder als einfacher Tourist redet. Vornehmlich müssen wir die Nüchternheit und Unbestechlichkeit seines Urtheils über Land und Leute, Klima, Culturwerth unserer Colonie, über das Wesen der Neger und den Werth der Mission rühmen in einer Zeit, wo über Colonien so oft die pure Ignoranz redet, sei es in überschwenglicher Hoffnungsseligkeit ob der uns winkenden vermeintlich mühelos einzuheimsenden Colonialreichthümer, sei es in un-

männlicher Verzagtheit wegen des schlimmen Fiebers, oder gar in elender Verbissenheit gegen alle deutsche Colonialpolitik. Er sagt darüber:

Uns Europäern erscheint der Neger meistens als ein Zerrbild. Wir thun ihm in dieser Hinsicht ein bitteres Unrecht; denn es kann für den, der längere Zeit mit ihm verkehrt hat, keinem Zweifel unterliegen, daß er ziemlich ebenso fühlt und denkt wie wir, daß er alle und jede Anlagen besitzt, deren wir uns rühmen, nur in geringerm Grade oder auf einer niedrigern Stufe der Ausbildung. Und wenn sogar Leute wie Nachtigal thatsächlich und allen Ernstes die Frage, ob weiße oder schwarze Haut schöner sei, erörtern können: was bliebe dann schließlich noch übrig, das als ein wesentlicher Unterschied aufgefaßt werden könnte? Man möge sich doch vergegenwärtigen, daß der plumpste Bauer des abgeschlossensten Gebirgslandes im Grunde die gleichen Geistes- und Charakteranlagen besitzt wie der blaublütige Aristokrat der Residenz. Nur die Ausbildung und Entwickelung dieser Anlagen ist verschieden. Und wäre es nicht auch sehr leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß sich vor anderthalb bis zwei Jahrtausenden die gallischen und germanischen Häuptlinge in ganz ebenso abgeschmackter Weise, wie dies heute der Neger thut, mit den aufgelesenen Brocken einer höhern Cultur lächerlich gemacht haben? Der Neger ist weder ein Zerrbild noch dem Wesen nach so sehr von uns verschieden, wie man in Europa anzunehmen geneigt ist. Aber ich will nicht über das Ziel hinausschießen, ich will an dieser Stelle noch einmal meiner Ueberzeugung dahin Ausdruck verleihen, daß der Neger ebenso wenig jemals ein Europäer werden wird wie der Mops ein Pudel. Der Schwarze mag als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft unter und neben Europäern leben, einzelne bevorzugte Individuen mögen es als Advocaten, Aerzte, Politiker u. s. w. zu einer angesehenen und geachteten Stellung bringen, aber der Weg, auf dem die Negerrasse als solche zu einer höhern Entwickelung gelangen kann, wird keinesfalls derselbe sein, auf dem wir Europäer es zu unserer heutigen Culturstufe gebracht haben. Eines schickt sich nicht für alle.

Ebenso unparteiisch urtheilt unser Verfasser über das Aussehen der Negerrasse:

Es gibt sehr viele Neger, die in körperlicher Hinsicht, von der feinern Ausbildung der Gesichtszüge abgesehen, ein Vorbild für Statuen des Hercules und selbst des Antinous abgeben könnten. Aber Negerinnen, die, von der Hautfarbe abgesehen, mit unsern Venus-, Hebe- oder Psychestatuen verglichen werden könnten, sind die allergrößte Seltenheit. Ich habe deren unter all den Tausenden von Negerinnen, die mir zu Gesicht kamen, blos einige wenige gesehen. Von den ganz jungen, aber auch recht dumm dreinschauenden Mädchen abgesehen, sind so ziemlich alle Negerinnen und namentlich die ältern wahrhafte Scheusale, die mit europäischen Frauen ebenso wenig Aehnlichkeit haben wie eine Fledermaus mit einer Taube. Es ist im höchsten Grade auffallend, wie viel höher in körperlicher und geistiger Hinsicht die männlichen Neger stehen, wie sehr viel näher sie der europäischen Rasse kommen als die Negerinnen.

Verrathen will ich nicht, an welcher Stelle seines Werks der Verfasser die schöne Mundjua schildert, die glänzendste jener ausnahmsweisen Negerschönheiten, „die der schärfste Kritiker nicht anders als griechisch hätte nennen können"; wer die Stelle sucht, wird eben auf der Suche noch viel anderes Schöne finden. Was die „Times" von Zöller's westafrikanischen Skizzen sagte, ist vollberechtigt; sie sind „a source of inexhaustible interest for the Germans".

6. Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Mit 1 Uebersichtskarte und 5 Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1885. Gr. 8. 2 M.

Diese actenmäßige Darstellung führt uns aus der frischen Gegenwart unsers jungdeutschen Coloniallebens in jene Vorepoche deutscher Colonialunternehmungen an der westafrikanischen Küste, welche der seiner Zeit voraneilende Große Kürfürst von Brandenburg ins Leben rief, zugleich aus dem südlichen ins nördliche Afrika.

Wir begrüßen in ihr die erste verläßliche Geschichte dieser wackern Thaten der alten Brandenburger; zu unserm Erstaunen lernen wir aus ihr den damaligen afrikanischen Küstenbesitz Brandenburg-Preußens in seiner bisher unbekannt gewesenen weiten Ausdehnung kennen. Denn er bezog sich keineswegs blos auf Oberguinea (von dessen ältestem und berühmtestem Fort Groß-Friedrichsburg die reiche Beilage an Karten, Bildern und Plänen ein interessantes Facsimile enthält), sondern sogar auf die Westküste der Sahara, welche vom Senegal bis gegen den fünfundzwanzigsten Parallelkreis vor hundert Jahren deutsch wurde, geschützt durch das ungefähr in der Mitte des Küstenzugs angelegte Inselfort Arguin.

7. Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Von Gerhard Rohlfs. Dritte Ausgabe. Norden, Fischer Nachfolger. 1885. 8. 8 M.

8. Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preußen in den Jahren 1868 und 1869 ausgeführten Reise. Von Gerhard Rohlfs. Mit 1 Photographie, 2 Karten, 4 Lithographien und 4 Tonbildern. Zwei Bände. Dritte Ausgabe. Norden, Fischer Nachfolger. 1885. 8. 10 M. 50 Pf.

Diese beiden Werke von Gerhard Rohlfs: „Mein erster Aufenthalt in Marokko" (Nr. 7) und „Von Tripolis nach Alexandrien" (Nr. 8), sind unveränderte Neuherausgaben von Schriften unsers weitest gereisten Afrikaforschers, die man bei der gewandten Darstellungsweise ihres Verfassers immer von neuem gern liest.

9. Eine Woche in Tunis. Tagebuchblätter von J. Hirschberg. Leipzig, Veit u. Comp. 1885. Gr. 8. 2 M.

In harmlosem Geplauder erzählt uns der Verfasser von seiner Reise über Frankreich nach Tunis, insbesondere von seinem Aufenthalt in der Stadt Tunis und den Eindrücken, die er empfing von dieser seit der französischen Schutzherrschaft äußerlich vielfach europäisirten Orientalenstadt und ihrer bunt zusammengewürfelten Bewohnerschaft.

Tunis kann übrigens nicht, wie es der Verfasser thut, als zweitgrößte Stadt von Afrika bezeichnet werden, da außer Kairo doch noch Alexandrien ihr voransteht. Auch in der Schreibung von Personennamen ist der Verfasser nicht immer correct; unser vorzeitig uns entrissener Orientforscher Maltzan schrieb sich nicht Maltzahn, und Nachtigal würde sich wenig erbaut fühlen, hier seinen Namen stets „Nachtigall" geschrieben zu sehen.

Einige Bilder aus dem Volksleben von Tunis ent-

schädigen für manche gleichgültige Vermerke über Logiren, Essen und Trinken, die man mit in den Kauf nehmen muß. Durch Schönheit übertrifft das zahlreiche jüdische Bevölkerungselement in Tunis die übrigen. Der Verfasser wohnte daselbst einer jüdischen Hochzeit bei und berichtet bei dieser Gelegenheit, daß die alte Berbersitte, die Mädchen, besonders die Bräute, fett zu machen (weil Corpulenz als Schönheitsattribut geschätzt wird), auch die Judenschaft ergriffen hat; er versichert, die Wohlbeleibtheit werde bei den in eng anliegende Hosen und hübsch verzierte Jacken gekleideten Mädchen im heirathsfähigen Alter „nach einem System künstlich hervorgerufen, welches dem Nudeln der Gänse einigermaßen ähnlich ist: die beklagenswerthen Geschöpfe dürfen das Zimmer nicht verlassen und werden mit Mehlspeisen (angeblich auch mit Hundefleisch) vollgestopft". Die Braut jenes Festes zeigte reichlich die gute Wirkung des „Freckseus". Auch von den andern Festtheilnehmerinnen „hätten die meisten als dicke Damen in unsern Schaubuden ihr Brot verdienen können".

Alfred Kirchhoff.

Novellen und Essays.

1. Formosa. Roman von Paul Maria Lacroma. Leipzig, Wartig's Verlag. 1885. 8. 3 M.

Die Titelheldin ist trotz ihres schönen Namens ein verkrüppeltes, abschreckend häßliches Mädchen, das aber alle guten Herzenseigenschaften im vollsten Maße besitzt. Den grellsten Gegensatz zu ihr bildet die bestrickend schöne, jedoch höchst herzlose, eitle Schwester Angelika, die ihrem Namen ebenfalls wenig Ehre macht. Verwaist, finden beide Aufnahme im Hause ihrer noch immer schönen, aber sehr gefall- und genußsüchtigen Taute, der verwitweten Majorin von Odenwald. Béla von Odenwald verlobt sich mit Angelika, die ihn jedoch betrügt, in der Noth im Stiche läßt und der böse Dämon seiner ohnehin bösen Mutter wird. Formosa dagegen, die ihn liebt, pflegt ihn — Mutter und Braut wagen aus Furcht vor Ansteckung nicht dies zu thun — während seiner Blatternkrankheit, wobei sie vom Grafen Schreckenstein unterstützt wird, der früher Angelika geliebt hat, aber von ihr ebenfalls hintergangen worden ist und nun seine reine, selbstlose Liebe im stillen der edeln Formosa widmet, die mit ihm am Krankenbette Béla's schwere Tage verlebt. Nach seiner Genesung verlobt sich dieser mit seiner Pflegerin. Als sie erfährt, daß die Ehe für sie bei ihrer Anlage nicht rathsam wäre, verläßt sie den Geliebten heimlich und widmet sich als Graue Schwester der Sorge für die leidende Menschheit. Béla und Schreckenstein suchen sie in ganz Europa vergeblich; endlich finden sie dieselbe während der österreichisch-bosnischen Occupationskämpfe in Serajewo. Sie kommen gerade zurecht, um die — Sterbende noch einmal zu sehen, die sich in ihrem Pflegerinnenberuf durch übermäßige Anstrengungen den Tod geholt hat.

Die seltsame Handlung ist trotz mancher recht unerquicklichen Scene fesselnd, der Stil formvollendet, die Diction feurig, leidenschaftlich, die Charakterzeichnung trefflich durchgeführt. Diesen ein großes Talent bekundenden Vorzügen steht der Fehler gegenüber, daß die handelnden Personen zwar durchweg mit Consequenz, aber mit allzu dicken Farben gezeichnet sind. Sowol die edeln wie die abstoßenden Gestalten sind sehr übertrieben dargestellt. Die Verfasserin — denn es ist eine Dame, die sich nach der leidigen Mode hinter ein männliches Pseudonym versteckt — läßt in diesem Punkte ihrer überaus lebhaften Phantasie allzu sehr die Zügel schießen. Weiser Mäßigung in dieser wie mancher andern Beziehung wird sie sich mit zunehmender Reife wol befleißigen. Geschieht dies, so haben wir von ihr manche hübsche Leistung zu erwarten.

2. Allerlei nette Pflanzen. Heitere Kinderlieder von Richard Schmidt-Cabanis. Mit farbigen Bildern von Lothar Meggendorfer. Zweite Auflage. München, Braun u. Schneider. 1885. 4.
3. Spatzenliebe und Leben. Bilder aus dem Sperlingsdasein. Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis. Federzeichnungen von Paul Heydel. Zweite Auflage. Berlin, Williams. 1885. 8. 10 M.

Welchem Freund eines liebenswürdigen Humors spielt nicht bei Nennung des Namens Schmidt-Cabanis ein freundliches Lächeln um die Lippen? Zu den reizendsten Gaben gehören diese zwei Bücher, die man den besten Erzeugnissen seiner eigenartigen Muse beizählen darf. Sie sind weit harmloser als manches andere, was unser Autor geschrieben, namentlich bleibt die Politik gänzlich aus dem Spiele; sonst aber zeigen sich auch hier die Grundzüge seiner Individualität: Formvollendung, Witz, Satire. In „Allerlei nette Pflanzen" (Nr. 2) kleidet sich die Schilderung menschlicher Verhältnisse in ein botanisches, in „Spatzenliebe und Leben" (Nr. 3) in ein zoologisches Gewand, was uns an desselben Verfassers prächtige „Zoologische Ergüsse" erinnert. Die heitern Verse sind herzgewinnend, und die überaus niedlichen Illustrationen — bei Nr. 2 in ausgezeichnetem Buntdruck, bei Nr. 3 in photographischer Wiedergabe — bilden ebenso künstlerische wie passende Ergänzungen zu den Texten; die hübsche Ausstattung vollendet das ansprechende Ensemble, das jedes der beiden Werke bildet. Frühere Besprechungen — anläßlich des ersten Erscheinens — entheben uns der Nothwendigkeit, auf den Inhalt näher einzugehen.

4. Schatzkästlein der Braut. Eine Verlobungsgabe. Von F. A. Maercker. Berlin, Hempel. 1885. 4. 8 M.

Dieses vornehm ausgestattete Werk ist nicht etwa, wie der Titel vermuthen lassen könnte, eine Anthologie, son-

dern eine Sammlung von lauter eigenen Gedichten des Verfassers. Die Idee, einen solchen Blütenkranz zu bieten, ist eine glückliche. Was deren Ausführung betrifft, so sind die einzelnen Dichtungen von verschiedenem Werth. Nicht jedes derselben ist ein Meisterstück, aber viele verdienen alles Lob, und im großen ganzen kann das Buch als eine recht erfreuliche Gabe nicht nur für Brautleute, sondern für alle Freunde gemüthvoller Herzenspoesie bezeichnet werden. Das Ganze besteht aus drei Abtheilungen: „Ahnung", „Die Wahl" und „Die Erfüllung". Diese Titel sprechen für sich. Den Schluß bildet angemessenerweise ein Hochzeitslied, das übrigens unserm Geschmack nicht gänzlich entspricht. Sehr gut gefällt uns dagegen Nr. 1 der ersten Abtheilung; die zwei Anfangsstrophen lauten:

Des Sängers Gebet.

Allgewaltig herrscht die Liebe!
Sie, der Schöpfung Königin,
Weckt und wirkt des Lebens Triebe,
Birgt der Menschheit Hochgewinn.
Wollt des Himmels Bild ihr schauen,
Müßt der Liebe Reich ihr bauen.

Liebe, hast die Welt verkläret,
Schufst der Einheit Macht im All!
Deiner Sonne Glut es nähret,
Durch die Räume tönt dein Hall.
Hört mein Flehen: strömt, ihr Musen,
Gotteslieb' in meinen Busen!

Eins der hübschesten Stücke findet sich in der ersten Abtheilung:

Unentbehrlich.

Was unentbehrlich ist?
Mußt jeden fragen.
Dir wird es Heid' und Christ
Verschieden sagen.

Fragst du den Tag, er spricht:
„Mir ist's die Sonne."
Des Mondes Glanz und Licht
Gibt Nächten Wonne.

Doch fragst mein Herz du dann
Nach seinem Triebe:
Was es nicht missen kann,
Das ist die Liebe.

Das von einem einundachtzigjährigen Sänger zu hören — Professor Maercker feierte anfangs 1885 seinen achtzigsten Geburtstag —, ist ein wohlthuender Beweis dafür, daß sich der bewährte Dichter sein warmfühlendes Herz bis ins hohe Greisenalter erhalten hat. Diesen Beweis liefert das ganze Buch, das einige Perlen enthält, die trotz manches störenden Formfehlers Perlen bleiben. Ein Mann, der als Achtziger ein derartiges Werk schreiben kann, ist ein echter Dichter, und einem solchen muß man viele Schwächen nachsehen. Das Buch bildet ein allerliebstes, prächtiges Geschenk.

5. Iberia. Bilder aus der spanisch-jüdischen Geschichte. Von M. Levin. Berlin, Dümmler. 1885. 12. 2 M.

Der Sänger dieses Romanzencyklus hat mehrere Jahre Spanien und Portugal bereist und sich dort namentlich von den historischen und literarischen Erinnerungen angezogen gefühlt, die mit so zahlreichen Oertlichkeiten der iberischen Halbinsel verknüpft sind. In dem vorliegenden Büchlein bietet er uns die dichterischen Ergebnisse seiner Vertiefung in eine für die jüdische Bevölkerung Iberiens thränenreiche Zeit. Ein andermal bedenkt er uns vielleicht mit Schilderungen aus der Glanzzeit; vorläufig verweilt er nur bei Jammerscenen. Die an uns vorüberziehenden Gestalten, zumeist die von Märtyrern, treten plastisch in den Vordergrund. Stoffe und Behandlung sind dieselben wie bei Heine („Jehuda ben Halevi" u. s. w.); während aber die wenigen ähnlichen Gedichte, die Heine geschrieben, seinem „Romanzero" einverleibt sind, finden sich die Levin'schen Bilder in einem eigenen Büchlein zusammen. Einen solchen Specialcyklus über diesen Stoffkreis hat vor Levin wol noch niemand veröffentlicht, und man muß ihm für seine Gabe dankbar sein. Besonders hervorgehoben zu werden verdient das gelungene Localcolorit, sowie der Umstand, daß sonst entfernt liegende Geschehnisse hier zu einheitlichen Gesammtbildern verbunden werden. Was die Form betrifft, so mangelt es zwar nicht an Härten; im allgemeinen jedoch wendet der Autor die für derartige Darstellungen so gut geeigneten spanischen Vierzeiler mit Assonanz in recht geschickter Weise an, was bei der Schwierigkeit der Assonanz, die er consequent durchführt, viel heißen will. Die Diction zeichnet sich, dem Stoff entsprechend, durch schmucklose Einfachheit aus.

Dem tiefempfundenen Widmungssonett, in welchem der Dichter die Heimat nach des Reisenden Wiederkehr mit der Fremde, die „ein neues Glück bringen soll", vergleicht und zu dem Schlusse gelangt: „Der trauten Heimat ist nichts gleichzustellen", folgt ein „Gruß an Iberien". Zwischen diesem und dem in Distichen gehaltenen Epilog „Der Ghettojude vor dem Titusbogen in Rom" — den Brauch behandelnd, daß seit alter Zeit bis auf den heutigen Tag kein frommer Jude durch diesen Bogen schreitet, sondern ihn umgeht — stehen die zwölf iberischen Romanzen, mit kurzen erläuternden Anmerkungen versehen. Schon die Titel sind bezeichnend: „Paul de Burgos", „Torquemada", „Juan de la Abadia", „Antonio Joseph da Silva", „Die Disputation zu Tortosa", „Isabel la Catolica", „Toledo", „Mose ben Chanoch", „Ibn Schalbib", „Murillo's Grab" u. s. w. Die besten Gedichte sind unserer Ansicht nach „Der Blitzstreif in Segovia" und „Der Chueta". Einige sind vielleicht etwas zu lang gerathen und würden Kürzungen vertragen, ohne darunter zu leiden. Schade, daß wir es uns versagen müssen, aus dem ebenso eigenartigen wie interessanten Werkchen Citate zu geben.

Ganz anderer Art, sowol der Gattung wie der Form und der Stimmung nach, ist das folgende heitere, ja übermüthige Büchlein:

6. Der kleine Schweninger, oder: Kein Schmerbauch mehr! Ein Reimbrevier für Dicke und solche, die es werden wollen. Von M. Reymond. Illustrirt von J. Schlattmann und F. Jüttner. Berlin, M. Schulze. 1886. 12. 1 M.

Der fidele Verfasser des „Laienbrevier des Haeckelismus", des „Buchs vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer" und vieler anderer lustiger, parodistischer Reimschriften bietet uns jetzt dieses höchst zeitgemäße Büchlein. Die sogenannte Schweningercur gehört zu den gegenwärtig meistbesprochenen, beachtetsten Modeerscheinungen, und es wird Reymond daher durchaus nicht an Lesern fehlen und mit jedem Leser wird er einen Lacher auf seiner Seite haben. Didaktische Gegenstände in humoristische Verslein zu kleiden und diese mit satirischen Hieben zu durchsetzen, ist eine Specialität Reymond's, und seine neueste Leistung auf diesem Gebiete kann seinen großen Ruf nur erhöhen. Er enthält sich anerkennenswertherweise der Pikanterien, die sich an den Namen des halb sagenhaften, obgleich in unserer Mitte lebenden „Cur"=ators der Familie Bismarck geknüpft haben, und beschränkt sich auf die historische und die hygieinische Seite des Themas, das er nach Form und Inhalt gleich meisterhaft behandelt, und zwar im Gewande einer Erzählung der Schicksale des dicken Ehepaares Kugler. Classisch ist schon das beherzigenswerthe Motto:

Vermeide, Mensch, so lang' du kannst,
Dir anzufüttern einen Wanst;
Du ziehst für theures Geld ihn groß
Und wirst nicht leicht ihn wieder los!

Nicht minder ergötzlich finden wir die „Widmung", deren Anfang und Schluß hier noch Platz finden möge:

Allen, die das Heil des Lebens
Suchen in des Magens Füllung,
Denen des Entwicklungstrebens
Höchstes Ziel die Speckumhüllung;
Allen, die sich pflichtvergessen
Crasser Völlerei ergeben,
Die nur leben, um zu essen,
Statt zu essen, um zu leben;
— — — — — — — —
Kurz, dem ganzen, großen, schweren
Troß der Albuminverprasser,
Sowie denen, die's gern wären,
Weiht dies Büchlein der Verfasser.

Die letzte Zeile des Werkchens lautet: „O welches Glück, hübsch schlank zu sein!" Auch manche der Illustrationen sind recht amusant.

Ins Gebiet der humoristischen Literatur gehört auch:

7. Ein Photographie=Album. Augenblicksbilder aus der Gesellschaft von Oskar Justinus. Berlin, Steinitz u. Fischer. 1885. 12. 2 M.

Hier haben wir es zur Abwechselung mit Humor in Prosa zu thun, aber keineswegs mit prosaischem Humor. Im Gegentheil, in diesen „Bildern" äußert sich ein stark ausgeprägtes Dichtergemüth. Der Titel ist natürlich ein Scherz, und zwar ein recht artiger. Literatur und Industrie haben sich da zu einer überaus niedlichen Leistung zusammengethan. Der Buchbinder liefert eine täuschende Albumdeckennachahmung und der Schriftsteller eine bunte Reihe von Charakterskizzen. Auf eine witzige Erläuterung dieser originellen Idee und eine ebenso gemüth= wie humorvolle Widmung in gebundener Rede folgen launig gezeichnete „Einzelbilder", „Gruppenbilder" u. s. w. Neben dem „Gelegenheitsdichter" führt uns der liebenswürdige Photograph den „Schwärmer für neue Erfindungen", „die billige Frau" und „die Schreibselige" vor. Sodann wirft er Porträts des „regalirenden Onkels" und der „zerstreuten Familie" aufs Papier. Er schildert ferner die Plage der „chronischen Besuche", die „Kunst des Einladens", „Eine glückliche Cur", die „Erlebnisse eines ziehenden Junggesellen" („Mietologische Bilder"), plaudert über „Das Vorstellen" u. s. w. Ueberall tritt uns der unserm Autor eigene milde, harmlose, angenehme Humor entgegen, der auch in seinen Possen so wohlthuend berührt und welcher der Lesewelt aus seinen in Zeitschriften und Commersbüchern zu findenden Studentenliedern, Gelegenheitsgedichten und Novellen längst bekannt ist. In diesen „Photographien" läuft begreiflicherweise manche Uebertreibung, mancher verzerrte Zug mit unter, wie denn selbst der beste wirkliche Photograph ab und zu ein misrathenes Bild liefert; im ganzen aber ist die Lektüre des reizenden Büchleins höchst erquicklich und herzerfreuend. Mögen diese „gelungenen Aufnahmen" sich bei allen, die sich „getroffen" fühlen, sowie bei sämmtlichen andern einer freundlichen Aufnahme erfreuen!

Wir schließen mit einem Buche, das zum Theil der jetzt in die Mode kommenden Gattung der berliner Belletristik angehört:

8. Aus dem Leben. Novellen von Henriette von Siedmogrodzka. Berlin, Ißleib. 1886. 8.

Einige der fünf Erzählungen spielen nämlich in der literarisch gegenwärtig nur zu sehr „verewigten" deutschen Reichshauptstadt, und stellenweise ist der Localton auch recht gut getroffen. Im übrigen jedoch könnten die Handlungen ebenso gut anderwärts sich abgewickelt haben, und im Grunde hat das ja auch nichts zu sagen, solange sie naturwahr bleiben. Und das sind die Siedmogrodzka'schen Novellen zum großen Theil. Schon der Titel beweist, daß die Verfasserin sich Goethe's Recept: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" vor Augen gehalten, und ihre Vorwürfe sind in der That interessant. In der Form ist sie noch etwas schwach, im Ausdruck noch etwas unsicher, die Interpunktion ist oft falsch. Dagegen ist die Charakterzeichnung sehr geschickt; das Gefühlsleben der verschiedenartigsten Menschen, die auf den verschiedensten Alters= und Rangstufen stehen, wird in gemüthvoller, anziehender Weise geschildert. Mit Vergnügen sehen wir alles Sensationelle, Aufregende, Phantastische vermieden. Trotz der angedeuteten Mängel ist die Schreibweise im allgemeinen hübsch und fließend. Haben wir es hier auch nicht mit einem Meisterwerk ersten Ranges zu thun — kein Meister fällt vom Himmel —, so doch mit einem lesenswerthen Buche eines recht beachtenswerthen Talents.

Leopold Katscher.

Neue Lyrik.

Neues Leben. Gedichte und Sprüche von Friedrich Bodenstedt. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Unsere Zeit ist der Lyrik und dem Lyriker nicht günstig, das ist eine oft ausgesprochene, fast banale Wahrheit. Wir brauchen uns blos zu erinnern, wie Uhland im ersten Drittel des Jahrhunderts über einen „edeln Skalden", der damals „am Lorberstrauche pflückte", der in aller Munde war und von allen Deutschen gelesen wurde, grollend ausrufen konnte:

Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerrissen Herz.

Heute, wo die Volksseele noch von den gewaltigen Thaten und Geschehnissen der letzten Jahrzehnte erzittert und von neuen Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen aufs tiefste bewegt wird, hat ein zerrissenes Dichterherz keinen Anspruch auf das öffentliche Interesse, und aller Melodienreichthum, in dem die eigenartigen Freuden und Leiden des Einzelnen austönen, begegnet der gleichen stumpfen Andachtslosigkeit. Wer sich keiner Täuschung ergibt, wird bald bemerken, daß es in der Hauptsache nur die allerdings recht zahlreich gewordene Gemeinde der Dichter und Dichterlinge, der Collegen und Concurrenten ist, die wechselseitig an ihren lyrischen Erzeugnissen Antheil nehmen. Hier „schallt" es auch heute noch — manchmal sogar recht aufdringlich — „von allen Zweigen", aber nach außen, für das nichtdichtende Publikum ist dieser Dichterwald abgeschlossen wie eine verwunschene Welt. Selten, daß es einmal einem einzelnen gelingt, diesen Bann zu durchbrechen; geschieht dies aber dennoch, so haben wir es sicher mit einer zwar nicht immer rühmlichen, aber doch eigenartigen Erscheinung zu thun.

Daß und warum Friedrich Bodenstedt zu diesen Auserwählten gehört, bedarf keiner nähern Erklärung. Der Dichter des „Mirza Schaffy" hat einen festen Platz im Herzen unsers Volks, und auch die neue Sammlung, welche uns heute vorliegt, wird ihren Weg finden — vielleicht gerade weil sie wesentlich andere Saiten anschlägt als die frühern. War uns nicht „Mirza Schaffy" die Verkörperung einer heitern Lebensweisheit, die einen tief körnigen Ernst hinter launiger Schalkheit und spielender Anmuth verbirgt? „Neues Leben" fördert einen viel merklicher hervortretenden Ernst zu Tage und auch dunklere Schatten fehlen nicht. Noch rühmt Bodenstedt die Jugend seines Herzens, aber es ist doch nur ein „verjüngend Erinnern". So in dem Gedicht „Jugend und Alter":

Als ich jung war, sang ich voll Jugendlust
So harmlos wie Amsel und Meise,
Meine Schmerzen trug ich geheim in der Brust,
Zu klagen war nicht meine Weise.

Nun ich alt bin, mach' ich's noch ebenso.
Zwar die Täuschung der Jugend besteht nicht,
Nur selten noch stimmt ein Mensch mich froh;
Doch die Jugend des Herzens vergeht nicht.

Auch der alte Baum blüht, wie der junge geblüht,
Doch er kennt kein verjüngend Erinnern
Wie der Mensch, dessen Auge noch Funken sprüht
Versinkender Gluten im Innern.

Was bei den neuen Gedichten Bodenstedt's besonders anziehend wirkt, ist die lebendige Anlehnung an die Gegenwart, das leibhaftige Hervortreten der ihr eigenthümlichen Erscheinungen. Der Durchschnittsdichter bewegt sich mit Vorliebe in einem conventionellen Vorstellungskreise, der über Zeit und Raum erhaben erscheint. Bei Bodenstedt tritt uns das Selbsterlebte in seiner Eigenart entgegen; es sind glückliche Improvisationen, die für die dichterische Kraft ihres Verfassers um so glänzenderes Zeugniß ablegen, als es vielfach ein außerordentlich spröder Stoff ist, dessen sie sich bemächtigen. So spielt z. B. in dem reizenden Gedicht „Rebenblüte" die Gegenwart stimmungsvoll herein:

Früh ging ich hinaus am sonnigen Tag,
Hörte Dampfgezische und Wellenschlag,
Sah Boote mit schimmerndem Segeltuch
Und Wandrer mit Stockschirm und Reisebuch.

In „Draht und Dampf":

Der gesprächigste und gesuchteste Rath
In der Welt ist heut der elektrische Draht —

feiert der Dichter mit sinnigem Humor die großen, angeblich so prosaischen Errungenschaften der Neuzeit. „Der Kirchhof" weckt in ihm die Gedanken:

Wohl besser ist's, in Glut verlodern,
Als in der schmuzigen Erde modern ...
Wir leben, um geläutert zu werden,
Im Kampfe mit dem Schmuz auf Erden,
Und nicht um wieder in Schmuz zu versinken,
Wenn wir den Kelch des Todes trinken.
Zur Tiefe neigt sich das Leben im Schlamme,
Zum Himmel steigt die läuternde Flamme. ...

Auch hier wieder steht er mitten in den bewegenden Fragen des modernen Lebens, seine Dichtung aber ist ohne Tendenz, ist wirkliche Poesie, nichts als Poesie. Von bestrickender Anmuth sind die Bilder, die er in dem Gedicht „Auf dem palatinischen Hügel" der lebendigen Wirklichkeit abgelauscht hat:

Nun rührt mein Fuß den Staub auf in den Resten
Der alten römischen Kaiserherrlichkeit,
Den Staub von Tempeln, Hallen und Palästen,
Die einst in schimmernd weißem Marmorkleid
Als Wunderbauten römischer Kunst erschienen
Und noch Bewundrung wecken in Ruinen.

Hier find' ich einen Freund, der in den morschen
Gewölben eifrig nachspürt bis zum Grund,
Den Plan uralten Bauwerks zu erforschen;
Er spricht von manchem neuen wichtigen Fund;
Sein Auge blitzt dabei von reinerer Freude,
Als je belebt das alte Prachtgebäude.

Ich folge einem langen dunklen Gange
Bis zu der Brücke des Caligula;
Mit großem Skizzenbuch, am Hügelhange,
Seh' ich ein reizend Mädchen vor mir da;
Ich freue mich des lieblichen Gesichtes,
Das eben aufblickt strahlend hellen Lichtes. . . .

Nach einem Mönch, der zwischen Trümmerschutte
Gleichwie dazu gehörig sinnend steht
Und gar nicht merkt, daß er in brauner Kutte
Als Skizze jetzt durch Lilienfinger geht,
Die von der Glatze bis zu den Sandalen
Ihn farbentreu, so gut sie können, malen.

Die Sonne Roms zeigt in Verklärung alles,
Wohin die Augen schweifen, traumhaft schön:
Von tausendjährigen Bildern des Verfalles
Bis zu den frisch beschneiten Bergeshöhn,
Die ihres weißen Kronschmucks sich erfreuen
Wie Bäume, deren Blüten sich erneuen.

Das ist meisterhafter Realismus! Aber ein Naturalist ist Bodenstedt nicht, er ist Idealist als Dichter und Denker. Seine Kunst- und Weltanschauung offenbart der „Prolog"; hier läßt er den Traumgeist sprechen, der ihn nachts in die Welt der Wunder geführt hat:

Den Thoren ist der Traum ein Wahnbild nur,
Den Genius führt er auf des Ewigen Spur:
Wer je ein schönes Traumbild festgehalten
Mit Künstlerhand, schuf ewige Gestalten.
Die Herrschergeister, Seher und Propheten,
Die Bildner alle, die geschaffen Großes,
Die Götter selbst, zu denen Völker beten
Voll heil'ger Scheu — sind Kinder meines Schoßes;
Denn nichts kann Großes in der Welt entstehn,
Was nicht der Geist zuvor im Traum gesehn;
Will Gott der Menschenwelt sich offenbaren,
Muß er mit mir herab vom Himmel fahren.

Er vergißt nicht, daß die Welt der Erscheinungen, deren Fülle seine Dichterseele so tief erfaßt und so fein wiedergibt, doch nur eine Welt des Scheins ist; das bezeugen die Sprüche:

Ein Dunstgebild nur ist das Himmelszelt,
Mit Sonnen-, Mond- und Sternenlicht umwoben;
Und doch, was gibt es Schöneres auf der Welt
Als diesen blauen Dunst mit Licht von oben?

Wir glauben die Dinge zu kennen,
Wenn wir sie verschieden benennen;
Doch statt der Erkenntniß im Leben
Ward uns nur Ahnung gegeben.

Ob der Winter hinter dem Sommer herzieht,
Oder der Sommer hinter dem Winter,
Es ahnt der Mensch, wohin er sieht:
Ein Höheres wirkt dahinter!

Die Weisen nennen das Erhabne Gott,
Die Thoren treiben mit Erhabnem Spott;
Von eigner Wichtigkeit strotzt jeder Wicht:
Daß Höhres als er selbst lebt, faßt er nicht.

So auch das Sonett:

Es kann der Mensch nichts außer sich erkennen,
Was ihm die innre Stimme nicht verkündet. . . .

Den Höhepunkt erreicht unserer Ansicht nach die Sammlung in den beiden Gedichten „Das Leben" und „Der Tod". Namentlich das letztere vereinigt dithyrambischen Schwung mit lapidarer Kürze und klingt fast wie ein Zauberspruch uralter, ergreifender Weisheit:

Ich bin das Ende
Vergänglichen Scheins,
Ich bin die Wende
Urewigen Seins.

Ich komme zu lösen
Die Guten und Bösen
Aus Lebensnoth;
Allen Jammer auf Erden,
Unheil und Beschwerden
Bannt mein Gebot.

Bald nah' ich verstohlen
Auf leisen Sohlen
In stiller Nacht,
Wo am Bette des Kranken
In trüben Gedanken
Die Liebe wacht.

Bald komm' ich in Stürmen,
Wo Wogen sich thürmen
Ueber Mann und Mast,
Bald in Donner und Gluten,
Wo Helden verbluten
Im Schlachfeld — zu Gast.

Ich löse die Bande
Des Ruhms und der Schande
Vom Lebenslauf,
Ich drücke mein Siegel,
Als der Wahrheit Spiegel,
Jedwedem auf.

Die Feigen durchbeben
Vor mir das Leben
In Furcht und Groll;
Die Muthigen schauen
Auf mich von Vertrauen
Und Hoffnung voll.

Ich bringe Befreiung
Aus ird'scher Entzweiung
Von Sein und Schein,
Des Bösen Enthüllung
Im wahren Sein.
Das Leben ist mein Ernährer,
Und ich bin des Lebens Verklärer.

Die Sammlung ist in acht Bücher getheilt: „Vorklänge"; „Aus der Thüringer Sommerfrische"; „Buch der Sprüche"; „Sonette", von denen wir besonders noch das stimmungsvolle „Ein Blick vom Kapitole" erwähnen möchten; „Balladen und erzählende Dichtungen", in welchen das subjective Element vielleicht etwas zu sehr überwiegt; „Aus Italien", darunter das prächtige „Fontana Trevi"; „Gedächtnißblätter" und „Verschiedene."

Dem Inhalt der Sammlung entspricht die elegante und originelle Ausstattung: der Einband bringt in künstlerischer Umrahmung den Titel des Buchs als Autograph. Und so wird die neue Gabe Bodenstedt's auch diejenigen vollkommen befriedigen, denen das Dichterwort nicht nur ein geistiger Schmuck ihres häuslichen Lebens, sondern auch eine Zierde für den Büchertisch sein soll. Alexis Aar.

Eine schweizer Humoreske.

Tartarin in den Alpen. Neue Ruhmesthaten des Helden von Tarascon. Von Alphonse Daudet. Uebersetzt von Stephan Born. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Le Soudier. 1885. Gr. 8. 10 M.

Das neueste Werk von Alphonse Daudet kann mit vollem Recht als eine Bereicherung der Weltliteratur oder, wie man heute gern sagt, der internationalen Literatur begrüßt werden. Es darf sich dieses jüngste Erzeugniß der heitern Muse des französischen Dichters keck dem Dickens'schen Meisterwerk „The Pickwick Club", ja fast dem noch größern und unsterblichen „Don Quixote" an die Seite stellen — gewiß das beste Zeichen, daß des Autors Versuch, die Welt zu erheitern, gelungen ist, und man kann nur bedauern, daß es den Umfang von keinem dieser beiden Werke erreicht. Konnte man das schon von dem ersten glücklichen Wurf mit seinem Tartarin — wir meinen den bereits 1872 erschienenen „Tartarin de Tarascon" — sagen, so dürfte dieser zweite noch allgemeinern Beifall finden, weil er eben von allgemeinstem Interesse ist. Die Alpenwelt ist ja heutzutage der Sammelplatz aller Völker der Erde, aller Klassen und Stände; und gewiß wird von nun an kein Tourist die Schweiz ohne dieses Buch bereisen, vielleicht auch kein Lesezimmer in den unzähligen Hotels daselbst es entbehren. Es ist keine Seite darin, die nicht anziehend wäre, und nur wenige, die nicht das Zwerchfell des Lesers erschütterten. Als echter Künstler hat Daudet es auch wohl verstanden, seinem Gemälde den nöthigen Schatten zu verleihen; oder, um das Werk mit einer Tonschöpfung zu vergleichen, es fehlen ihm nicht die tiefen Baßtöne neben den dünnen und heitern Klängen der Geige und Flöte; ja wir hören selbst oft die dumpfen, uns mit Bangen und Schrecken erfüllenden Paukenschläge in die sonst so fröhliche Musik hineinklingen.

Hat Pickwick seinen Proceß wegen vorgeblichen Wortbruchs oder Eheversprechens zu bestehen, so geräth unser Tartarin in die Gesellschaft der in der Schweiz sich aufhaltenden russischen Nihilisten, unter denen eine hübsche junge Dame, deren Namen wir hier nicht enthüllen wollen, seinem Herzen gefährlich zu werden droht, wie sein Umgang mit den Flüchtlingen ihn sogar später ins Gefängniß bringt. Doch alles: seine Irrfahrten, halsbrechenden Bergbesteigungen, Rutschpartien auf den Gletschern, Liebesabenteuer und Gefangenschaft, endet befriedigend, und der für verunglückt gehaltene Präsident des tarasconer Alpenclubs sowie sein Rival, der Vicepräsident desselben, der darauf ausgegangen war, bei der nächsten Wahl den Vorsitz ihm streitig zu machen, kehren wohlbehalten in die Heimat zurück und feiern ein Versöhnungsfest. Nicht unerwähnt wollen wir die köstliche Episode lassen, wo der unternehmungslustige Tartarin in Chamonix mit einem jungen lebensmüden Schweden zusammentrifft, der in Christiania Philosophie studirt hatte und Schopenhauerianer geworden war:

Am Ende des Dorfes trieb Bompard (der Führer nämlich) sein Maulthier an die Seite des Präsidenten und, die Augen erstaunlich rollend, sagte er: „Tartarin, ich muß mit Ihnen reden." — „Sogleich", sagte der P. C. A., der in ein philosophisches Gespräch mit dem jungen Schweden vertieft war, dessen schwarzen Pessimismus er durch das sie umgebende wundervolle Schauspiel zu widerlegen suchte: hier die Weideplätze mit ihren Schatten- und Lichteffecten, dort die dunkelgrünen Wälder, überragt von den weißleuchtenden Firnen.

Man wäre versucht, noch manche andere Probe aus diesem von echtem und frischem Humor sprudelnden Werke zu geben, wüßte man nicht, daß es von allen, denen diese Besprechung zu Gesicht kommt, selbst gelesen werden wird. Wir können aber nicht umhin, schließlich die Uebersetzung als vortrefflich zu rühmen. Sie liest sich wie ein Original. Ebenso kann die Ausstattung nicht glänzender gedacht werden. Das Buch ist auf Velinpapier und in scharfen Typen gedruckt; außerdem ist es mit zahlreichen Aquarellillustrationen von Aranda, de Beaumont, Montenard, de Myrbach und Rossie, sowie von Stichen in Facsimile von Guillaume Frères versehen, sodaß das Aeußere dem Innern in jeder Hinsicht entspricht. David Asher.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Dem Lustspiel „Die armen Reichen" von Hugo Lubliner, welches am Deutschen Theater in Berlin in Scene ging, rühmt die Kritik einen geistvollen Dialog nach, der nur bisweilen zu sehr in die Abhandlung übergeht, während der Nerv der Handlung kaum ausreichend ist für vier Acte. Der Grundgedanke ist durchaus ein geeignetes Lustspielthema: die innere Armuth der Reichen, der berechtigte Zweifel der reichen Mädchen an der wahren Liebe der Bewerber, besonders wenn diese zu den bankrott gewordenen Cavalieren gehören. Die Liebe der dreifachen Millionärin Melanie Amberg zu dem Baron Rudolf von Schönbühl wird durch solchen Zweifel getrübt; doch führt sie zu einem glücklichen Ende. Getadelt wird das Schablonenhafte der Charakristik, der jede Vertiefung und Originalität fehle. Wie es scheint, hat Lubliner's Stück am Deutschen Theater sich nicht des gleichen Erfolgs zu erfreuen, wie die frühern Stücke des Autors, als er noch unter dem Pseudonym Hugo Bürger schrieb, am Hoftheater. Karl Frenzel schreibt hierüber in der „National-Zeitung": „Ueber Hugo Lubliner's wie über Paul Lindau's Komödien schwebt ein eigener Stern. Während auf der Hofbühne auch schwächere Arbeiten von ihnen, «Gold und Eisen», «Johannistrieb», vom Publikum freundlich aufgenommen wurden und eine längere Reihe von Wiederholungen erlebten, zeigt sich ihnen der Boden des Wallner-Theaters und des Deutschen Theaters gleich starr und spröde. Weder «Der Fourfix» noch «Jungbrunnen» oder «Frau Susanna» haben Wurzel geschlagen, und auch dem neuern Lustspiel dürfte kein glücklicheres Los beschieden sein. Der genius loci widerstrebt ihnen."

— Ein Lustspiel „Tilli" von Francis Stahl hat am berliner Hoftheater, in Leipzig und an andern Bühnen einen freundlichen Erfolg davongetragen: weniger durch den Reiz der Neuheit und Originalität, denn es erinnert sehr lebhaft an andere Stücke, besonders an das Stück „Man sucht einen Erzieher", wohl aber durch seine anständige Haltung und die gute Laune, die es durchdringt, ohne je ins Triviale und Schwankartige zu verfallen. Auch ist die Heldin ein anmuthiger Mädchenkopf von jener unbefangenen Heiterkeit, die echt deutscher Art ist und sich wesentlich von der herausfordernden Unschuld der französischen ingenues unterscheidet. Der Held des Stücks ist ein Hauslehrer, der in einer durch die falsche Vornehmheit der Hausfrau etwas aus den Fugen gegangenen Familie die Ordnung wiederherstellt und zwei Allianzen der jungen Mädchen mit alten ausrangirten Adelichen verhindert. Er hat dabei den guten Geschmack, die Tochter des Hauses sich selbst zu annexiren. Ohne Bekehrung der Bankiersfrau könnte er freilich jenes Ziel nicht erreichen: diese vermag seiner Eloquenz nicht zu widerstehen und thut ihm und dem Dichter den Gefallen, ihre eingewurzelten Vorurtheile noch rechtzeitig aufzugeben, ehe der Vorhang des letzten Acts gefallen ist.

— Am berliner Wallner-Theater wurde ein Schwank von Oskar Klaußmann und Fritz Breutano: „Alfred's Briefe" mit Beifall gegeben; die Situationen sind möglichst unwahrscheinlich, aber von komischer Wirkung, und namentlich die Actschlüsse ließen mit ihrer Purzelbaumkomik das Publikum nicht zur Besinnung kommen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 2. März starb in Wiesbaden der Oberst Otto von Corvin-Wiersbitzki, eine der ältesten Berühmtheiten der deutschen Revolutionsjahre. Die Mehrzahl seiner Genossen hat längst das Zeitliche gesegnet. Wir haben in d. Bl. seinen Lebenslauf eingehend besprochen, in dem Artikel „Memoiren Otto von Corvin's" (Nr. 38 f. 1881), welcher an die Selbstbiographie desselben: „Erinnerungen aus meinem Leben" (vier Bände, dritte Auflage 1880) anknüpfte. In diesen Memoiren tritt uns die ganze Physiognomie des tapfern Vertheidigers von Rastatt durchaus ohne Schleier und Retouche entgegen: der Autor zeigt sich uns als ein in vieler Hinsicht sanguinischer, leichtlebiger Charakter, der seine Entschlüsse rasch nach plötzlichen Inspirationen faßt. Am 12. October 1812 in Gumbinnen als Sohn eines Postdirectors geboren, wurde er für die militärische Carrière bestimmt, trat 1824 in das potdamer, 1827 in das berliner Cadettenhaus, bestand sein Offiziersexamen und wurde nach Mainz versetzt. Hier schloß er Freundschaft mit zwei Offizieren, welche von der damaligen freisinnigen Bewegung mit ergriffen waren: dem Dichter Alfred von Sallet, und dem spätern berliner Volksmann Friedrich Wilhelm Alexander Held. Das verleidete ihm den Dienst und da er bereits ein fünfactiges Trauerspiel: „Die Hunyaden", gedichtet hatte, kam er um seinen Abschied ein. Er gerieth dadurch in bedrängte Verhältnisse, schriftstellerte, experimentirte mit technischen Erfindungen, besonders in Leipzig, wo er seit 1840 sich niedergelassen hatte und im Verkehr mit Laube, Heller und andern Schriftstellern lebte. Im Interesse einer solchen Erfindung reiste er 1848 nach Paris, gerieth aus der Galvanoplastik direct in die Februarrevolution, an der er sich betheiligte, ohne daß ihm Ludwig Philipp jemals eine sonderliche Kränkung zugefügt hatte. Von Herwegh in die deutsche demokratische Gesellschaft eingeführt, wurde er ein Genosse des ersten kläglich endenden badischen Freischarenzugs. Einmal im Fahrwasser der Revolution, blieb er ihr treu, kehrte von Berlin beim Ausbruche des großen Aufstandes nach Baden zurück und spielte als militärischer Führer in demselben eine hervorragende Rolle. Er vertheidigte Rastatt gegen die Preußen tapfer, aber vergeblich, wurde mit andern Leitern der Bewegung zum Tode verurtheilt, aber dann zu Zuchthausstrafe begnadigt. Im Zuchthaus von Bruchsal fand er Muße über seine Betheiligung an der damals gescheiterten politischen Bewegung nachzudenken. Im Jahre 1855 ging er nach London, von dort nach Amerika als Berichterstatter der augsburger „Allgemeinen Zeitung" während des Secessionskriegs; im Jahre 1870 war er als Kriegsreporter der „Neuen Freien Presse" in Frankreich. In jünster Zeit lebte er als Schriftsteller in Leipzig; nach seiner Erkrankung suchte er Heilung in Elgersburg und Wiesbaden.

Das bedeutendste Werk Corvin's sind seine obenerwähnten Memoiren: sie enthalten Mittheilungen eines Augenzeugen über verschiedene denkwürdige Ereignisse der Gegenwart und können bei der Wahrheitsliebe des Autors als geschichtliche Quellen benutzt werden. Als Historiker wird Corvin auf die Fachmänner nur einen dilettantischen Eindruck machen. Seit den Zeiten des seligen Rotteck ist die vom Standpunkte der Partei aus gefärbte Geschichtschreibung in Miscredit gekommen: dennoch hat die Wärme und der volksthümliche Ton der Corvin'schen Geschichtswerke ein großes Publikum angezogen. Sein historisches Hauptwerk ist die „Illustrirte Weltgeschichte", die er im Jahre 1844 mit Held begann und welche damals das eigenthümliche Schauspiel einer aus vormärzlichen Stimmungen heraus illustrirten Universalgeschichte bot; in spätern Umarbeitungen erhielt das Werk eine etwas andere Physiognomie, ohne die stark subjective Grundfärbung zu verlieren. Den Charakter einer Streitschrift tragen die „Historischen Denkmale des christlichen Fanatismus" (2 Bde., 1845), deren fünfte Auflage schon in dem Titel: „Pfaffenspiegel", die Tendenz herauskehrte. Noch erwähnen wir von seinen geschichtlichen Werken: „Der niederländische Freiheitskrig" (6 Bde., 1847—49), „Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II." (1841), „Geschichte der Aurora von Königsmark" (1847).

Bibliographie.

Adelmann, A. Graf, Fenella. Novelle. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

Berkow, K., Vae victis. Roman. 2te Aufl. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Chalmers, J., und W. Wyatt Gill, Neuguinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Dietz, A., Klänge aus dem Elsaß. Gedichte. Straßburg, Heitz. 8. 3 M.

Evers, E., Glockenklänge. Festgeschichten. Norden, Soltau. 8. 3 M.

Feller, J., Viel G'fühl. Gedichtln und Geschichtln in altbairischer Mundart. Leipzig, Findel. 16. 1 M. 60 Pf.

Grosse, E., Un in Jäne läbt sich's beene! Gedichte in Jenenser Mundart. 1stes Hft. Jena, Große Nachf. 12. 75 Pf.

— — Irrlichter. Lieder. Jena, Große Nachf. 12. 2 M. 80 Pf.

Hildeck, L., Silhouetten. Drei Erzählungen aus der Gegenwart. Hameln, Fuendeling. 12. 2 M.

Jugler, A., Sommerfrische. Reise-Erinnerungen. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 12. 1 M.

Kellner, A., Ferdinand von Schill. Ein vaterländisches Trauerspiel. Berlin, Berliner Verlags-Anstalt. 8. 1 M. 50 Pf.

Noack, Ph., Lehrbuch der Japanischen Sprache. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Treller, F., Gela. Ein Bild aus deutscher Vorzeit. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Vilmar, A. F. C., Lebensbilder deutscher Dichter und Germanisten, nebst litteraturgeschichtlicher Uebersicht. 2te verm. u. erweit. Auflage, herausgegeben von M. Koch. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Walleiser, C., Heureka. 150 Rätsel. Berlin, Horrwitz. 12. 1 M. 20 Pf.

Weitbrecht, R., und G. Seuffer, 's Schwobaland in Lied und Wort. Eine Sammlung schwäbischer Dialektdichtungen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ulm, Ebner. 8. 5 M.

Wehl, F., Der Ruhm im Sterben. Ein Beitrag zur Legende des Todes. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 5 M.

Zeh, F., Dichtergrüße aus den schlesischen Bergen. Gedichte und Erzählungen in schlesischer und hochdeutscher Mundart. Schweidnitz, Brieger u. Gilbers. 12. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 61 bis 67.

Deutscher Reichstag. — Eine Verfassungsfeier in Wien. — Zur dänischen Verfassungskrisis. — Das österreichisch-ungarische Landsturmgesetz. — Die irische Frage. (I/II.) — Zur Lage im Sudan. Von C. Kallenberg.

Dr. Heinrich Bassermann „Handbuch der geistlichen Beredsamkeit“. Von R. Ehlers. — Berliner Briefe. (VII.) — Napoléon und Marie Louise. — Erinnerungen eines Achtzigjährigen. Von F. Lotheißen. — Die „Quarterly Review“ über Schliemanns „Tiryns“. — General Hancock †. — Zur neuesten deutschen Lyrik. Von Fr. Muncker. (IV.) — Die Hydroskopie. — Eine Geschichte der neugriechischen Literatur. — Zur französischen Romanliteratur. — Vorgeschichtliche Funde in Kärnten.

Ein Anathem des Deutschen Landwirthschaftsraths. — Geschäftliche Jahresberichte: Bayerische Vereinsbank, München Süddeutsche Bodencreditbank.

Aufträge für Streifbandsendungen an die

Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Massai-Land.

Forschungsreise in Ostafrika

zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von

Joseph Thomson.

Aus dem Englischen von **W. v. Freeden.**

Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Joseph Thomson hat als der erste Europäer das von raub- und mordsüchtigen Volksstämmen bewohnte Massai-Land in seiner ganzen Länge durchreist und dadurch ein geologisch wie commerciell höchst wichtiges Stück Innerafrikas unserer Kenntniss erschlossen. Die frisch und anziehend geschriebene Schilderung dieser Reise, mit Abbildungen und Karten reich illustrirt, reiht sich den werthvollsten Werken an, welche die Aufhellung des dunkeln Welttheils für die europäischen Nationen vermitteln.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von **Karl Bartsch.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Neuer Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Kulturhistorischer Bilderatlas. I. Griechen und Römer, bearbeitet von Professor Dr. Th. Schreiber. 100 Tafeln qu. Fol. mit über 1000 Abbild. und Text. — II. Mittelalter, bearb. von Dr. A. Essenwein. 120 Tafeln mit über 1000 Abbild. und Text. ☞ Jeder Band br. 10 M. geb. 12 M. 50 Pf. ☜

Geschichte der Architektur von W. Lübke. 6. Aufl. 2 Bände mit 970 Illustr. br. 26 M., geb. in Kaliko 30 M., in Halbfr. 32 M.

Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland. Von Carl Lachner. I. Teil. Der norddeutsche Holzbau. Mit 4 Farbendr. und 182 Textillustr. Hoch 4. br. 10 M. — Der II. Teil (Schluss) erscheint im Jahre 1886.

Mythologie der Griechen und Römer von Otto Seemann, 3. Aufl. unter Mitwirkung von Rud. Engelmann bearb. Mit Abbild. 1885. — geb. 3 M. 50 Pf. — Prachtausg., mit Kupfer fein geb. 4 M. 50 Pf.

Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung. Ein Handbuch der Waffenkunde. Von Aug. Demmin. 2. verb. u. verm. Aufl. mit über 1000 Abbild. 1885. — I. Hälfte br. 5 M. (II. Hälfte erscheint Mitte März.)

Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts unter Mitwirkung von H. Lücke, A. Schmarsow, Ad. Rosenberg, K. Eggers, V. Valentin etc. herausgegeben von Rob. Dohme. Mit vielen Abbild. 2 Bde. Hoch 4. br. 40 M.; in reichem Einb. 48 M.; in Saffian 62 M.

Zeitschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbeblatt, nebst Beiblatt: Kunstchronik, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, herausgegeben von C. v. Lützow und Artur Pabst. 21. Jahrgang Oktober 1885—1886. — Halbjährlich 14 Mark. Das Kunstgewerbeblatt mit Kunstchronik kann auch gesondert für 6 Mark halbjährlich bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Japanischen Sprache

von **Philipp Noack.**

8. Geh. 15 M.

Für Deutsche, welche die japanische Schrift- und Umgangssprache erlernen wollen, wird in dem vorliegenden Werke ein treffliches Lehrmittel geboten. Ausser einer vollständigen Grammatik enthält dasselbe passende Uebungsstücke mit Uebersetzung und Erklärung, ein japanisch-deutsches Wörterbuch, sowie eine Reihe von Schrifttafeln, welche die japanischen Originaltypen und deren Zusammensetzung zur Anschauung bringen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DER KONGO

und die Gründung des Kongostaates.

Arbeit und Forschung.

Von

HENRY M. STANLEY.

Aus dem Englischen von **H. von Wobeser.**

Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten.

Zwei Bände. Geh. 30 M., geb. 35 M.

(Auch in 30 Lieferungen zu 1 M. zu beziehen.)

Dieses neue Werk von Stanley wurde allgemein mit Spannung erwartet. Der weltberühmte Forscher schildert hier mit gewohnter Anschaulichkeit den Verlauf und die Ergebnisse seiner 1879—1884 so erfolgreich ausgeführten Expedition von der Mündung des Kongostroms aufwärts bis tief ins Innere des Landes hinein; es ist weitaus das Bedeutendste, was zur Förderung der Colonisation und zur commerziellen Ausbeutung Innerafrikas bisjetzt gethan und geschrieben wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 25. März 1886.

Inhalt: U. S. Grant's Selbstbiographie. Von Rudolf Doehn. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Fromme Belletristik. Von Konrad Alberti. — Schriften zur Astronomie und Physik. — Zur Kriegsgeschichte. Von Hermann Vogt. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

U. S. Grant's Selbstbiographie.

Memoiren des Generals U. S. Grant. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen. In zwei Bänden. Erster Band. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 12 M.

Wenige Bücher haben in der jüngsten Zeit das allgemeine Interesse in dem Maße auf sich gelenkt wie die „Memoiren des Generals U. S. Grant", deren erster Band vor kurzem englisch und gleichzeitig in autorisirter deutscher Uebersetzung erschienen ist. Die Schrift ist, wie eine eigenhändige Bemerkung Grant's besagt, „dem amerikanischen Soldaten und Seemann" (to the American soldier and sailor) gewidmet, aber sie wird ohne Zweifel in den weitesten Kreisen und nicht nur bei dem militärischen Publikum eifrige Leser finden und die regste Theilnahme erwecken. Mag man über Grant's zweimalige Administration denken wie man will, mag man zugestehen, daß er aus Freundschaft für alte Kampf- und Parteigenossen als Präsident der Vereinigten Staaten seinen mächtigen Einfluß in rein sachlicher Hinsicht nicht selten über das richtige Maß hinaus geltend gemacht hat —: seine Beweggründe dabei waren doch keine unlautern. Er folgte dem innern Triebe, als der mächtigste Mann der Union im Glücke thatkräftig der Gesinnungsgenossen und Freunde zu gedenken, die ihm in bangen und schweren Stunden während der jahrelangen und harten Kämpfe für die Erhaltung der Einheit und Freiheit der Union treu und ohne Wanken zur Seite standen. Im Einklang mit seiner streng religiösen Ueberzeugung und in dem Bewußtsein, daß nur wenige wichtige Ereignisse in dem Leben des Menschen durch sein eigenes Zuthun allein herbeigeführt werden, beginnt Grant das Vorwort seiner Arbeit mit den Worten: „Der Mensch denkt und Gott lenkt." Obgleich seine Freunde und Bekannten ihn häufig aufforderten, seine Memoiren niederzuschreiben, war er doch lange Zeit entschlossen, dies nicht zu thun und überhaupt nichts Schriftliches über sein wechselvolles und thatenreiches Leben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Im Alter von nahezu zweiundsechzig Jahren zog er sich jedoch bei einem unglücklichen Falle eine Verletzung zu, welche seine Gesundheit im allgemeinen zwar nicht beeinträchtigte, ihn aber dennoch streng an das Haus gefesselt hielt. Auf diese Weise wurde ihm das Studium zu einem angenehmen Zeitvertreib. Kurze Zeit darauf erfolgte der Bankrott seines Geschäftstheilhabers und drohte den größten Theil seines ihm noch gebliebenen Eigenthums zu verschlingen. In dieser kritischen Lage ward er vom Herausgeber des „Century Magazine" aufgefordert, einige Artikel für dieses Journal zu schreiben; er willigte des Honorars wegen, das er dafür erhielt, ein, denn er lebte damals von geliehenem Gelde. Die Arbeit sagte ihm zu, weshalb er beschloß, dieselbe fortzusetzen; und so entstand das obige Werk.

Als Grant seine Schrift für die Oeffentlichkeit vorbereitete, geschah dies, wie er ausdrücklich hervorhebt, mit dem aufrichtigen Wunsche, niemand auf der nationalen oder der conföderirten Seite eine andere als die oft kaum zu vermeidende Ungerechtigkeit zuzufügen, „daß zuweilen Persönlichkeiten nicht erwähnt werden, wo sie eine besondere Erwähnung verdient hätten". Auslassungen dieser Art waren aber nicht ganz zu umgehen, weil der zu schildernde Gegenstand ein viel zu umfangreicher war, um in zwei Bänden so behandelt zu werden, daß sämmtlichen betheiligten Offizieren und Mannschaften stets durch besondere Erwähnung Gerechtigkeit geschehen konnte. Ein solches Ziel kann nur durch detaillirte Berichte der einzelnen Befehlshaber und durch gute Monographien erreicht werden. Ich selbst lebte während des ganzen Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten, war längere Zeit activer Soldat in

der Unionsarmee und kann nur bestätigen, daß General Grant in allen seinen Schilderungen sich der größten Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe gegen Freund und Feind zu befleißigen gestrebt hat. Den ersten Band sowie einen Theil des zweiten schrieb Grant, bevor er Grund zu der Annahme hatte, daß sein Gesundheitszustand ein äußerst kritischer sei. Später befand er sich dem Tode nahe und war Wochen hindurch zu jeder ernsten Arbeit unfähig. Mit Hülfe seines ältesten Sohnes F. D. Grant und unterstützt von dessen Brüdern gab er sich die größte Mühe, jede mitgetheilte Thatsache aus den officiellen Berichten zu erhärten. „Die Erklärungen", sagt er, „rühren von mir selbst her und zeigen, wie ich den behandelten Gegenstand ansah, oder ob andere ihn in demselben Sinne wie ich betrachteten oder nicht."

Von dem Vorworte abgesehen, umfaßt der erste Band des gut ausgestatteten Werks 39 Kapitel auf 524 Seiten. Wie begreiflich, handelt das erste Kapitel von den Vorfahren, der Geburt und Jugend U. S. Grant's; seine Familie ist amerikanisch und mit allen ihren Zweigen, directen und Nebenlinien, seit Generationen amerikanisch gewesen. Grant sagt in dieser Beziehung:

Mathew Grant, der Begründer desjenigen Zweigs der Familie in Amerika, von welchem ich abstamme, kam im Mai 1630 nach Dorchester in Massachusetts. Im Jahre 1635 verzog er nach der Gegend des heutigen Windsor in Connecticut, wo er länger als vierzig Jahre als Landmesser dieser Colonie fungirt hat. Er war bereits verheirathet, als er in Dorchester anlangte, jedoch wurden seine Kinder sämmtlich in diesem Lande (in Amerika) geboren. Sein ältester Sohn Samuel kaufte sich an der Ostseite des Connecticutflusses, Windsor gegenüber, Ländereien, welche bis auf den heutigen Tag im Besitze seiner Nachkommen geblieben und von denselben bewohnt worden sind. Ich gehöre zur achten Generation von Mathew und zur siebenten von Samuel Grant. Mathew Grant's erste Frau starb wenige Jahre nach ihrer Uebersiedelung nach Windsor, jedoch heirathete er bald darauf die Witwe Rockwell, welche im Jahre 1630 mit ihrem ersten Gatten zugleich mit dem Grant'schen Ehepaare die Ueberfahrt von Dorchester in England auf dem Schiffe Mary und John gemacht hatte. Frau Rockwell hatte mehrere Kinder aus der ersten und andere aus der zweiten Ehe. Infolge von zwei oder drei Generationen später vorgenommenen Zwischenheirathen stamme ich von beiden Gattinnen Mathew Grant's ab.

Von den Vorfahren U. S. Grant's haben sich bereits verschiedene als Soldaten im Kriege ausgezeichnet; so dienten z. B. sein Urgroßvater Noah Grant und dessen jüngerer Bruder Salomon im Jahre 1756 im Kriege gegen die Franzosen und Indianer als Offiziere in der englischen Armee; beide wurden in diesem Jahre getödtet. Auch sein Großvater, der ebenfalls Noah hieß, schloß sich beim Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs nach den Schlachten von Concord und Lexington mit einer Compagnie aus Connecticut der Continentalarmee an und machte die Schlacht von Bunker-Hill mit; er diente bis zum Fall von Yorktown, also während des ganzen Revolutionskriegs. Sein ältester Sohn aus zweiter Ehe, Jesse R. Grant, war der Vater unsers U. S. Grant und hielt sich längere Zeit in der ihm befreundeten Familie des Richters Tod in Ohio auf. Er erlernte das Handwerk der Gerberei und arbeitete bei dem Vater des John Brown, der den waghalsigen Zug nach Harper's Ferry unternahm, um das Institut der Negersklaverei über den Haufen zu werfen. Im Juni 1821 heirathete Jesse R. Grant die Hannah Simpson und am 27. April 1822 wurde U. S. Grant zu Point Pleasant in der Grafschaft Clermont, im Staate Ohio, geboren. Im nächsten Jahre verzog die Familie nach Georgetown, wo der Vater die Lederfabrikation betrieb, außerdem aber auch ausgedehnte Ländereien besaß. Grant läßt sich über seine erste Jugendzeit unter anderm also vernehmen:

Ich verabscheute des Vaters Handwerk, dem ich fast jede andere Arbeit vorzog; dagegen liebte ich den Ackerbau und namentlich jede Beschäftigung, bei welcher Pferde gebraucht wurden. Außer andern Ländereien hatten wir innerhalb einer (englischen) Meile vom Dorfe auch 50 Acker Forst, wo im Herbst Holzfäller genügend Holz zu hauen pflegten, daß wir das ganze Jahr damit ausreichten. Als ich sieben oder acht Jahre alt war, begann ich alles Holz, das im Hause und in den Werkstätten verbraucht wurde, herbeizuholen; ich vermochte es natürlich nicht selbst auf den Wagen zu laden, konnte es aber einfahren, während die Holzfäller das Gefährt zu beladen und im Hause jemand dasselbe abzuladen pflegte. Im Alter von etwa elf Jahren war ich kräftig genug, um einen Pflug zu führen. Von da bis zu meinem siebzehnten Lebensjahre habe ich alle Arbeit gethan, bei welcher Pferde verwendet wurden, wie Aufbrechen des Bodens, Furchenziehen, Pflügen des Getreide- und Kartoffellandes, Einfahren der Ernte, Herbeiholen des Brennholzes, und nebenbei hatte ich zwei oder drei Pferde, eine oder zwei Kühe zu warten, Holz für die Oefen zu sägen, während ich noch immer die Schule besuchte. Für alles dies wurde ich dadurch entschädigt, daß ich von meinen Aeltern niemals gescholten oder bestraft worden bin, sowie daß dieselben nichts gegen vernünftige Vergnügungen einzuwenden hatten, wie Fischen, Baden zur Sommerszeit, einen Ritt zu meinen in der benachbarten Grafschaft wohnenden Großältern, Schlittschuhlaufen oder Schlittenfahren, wenn Schnee lag.

Während U. S. Grant in seinem väterlichen Hause fast niemals gestraft wurde, weder mit Scheltworten noch mit der Ruthe, war es in der Schule anders. Ungefähr die Hälfte seiner in Georgetown verlebten Schulzeit besuchte er die Anstalt von John D. White aus Nordcarolina, der einen reichlichen Gebrauch von dem Stocke machte, dessen Einflusse auch Grant, wie er selbst zugesteht, sich nicht entziehen konnte:

Ich sehe den Schullehrer, John D. White, mit seiner langen Buchengerte, die er stets in der Hand hielt, noch jetzt vor mir. Es war aber nicht immer dieselbe Gerte. Die Stöcke wurden in ganzen Bündeln von den Knaben, zu deren Nutzen sie verwendet werden sollten, aus einem Buchengehölz in der Nähe des Schulhauses geholt. Oft wurde ein ganzes Bündel an einem einzigen Tage aufgebraucht. Ich habe nie gegen meinen Lehrer Abneigung gehegt, weder während meiner Schulzeit, noch in spätern Jahren, als ich über meine Erfahrungen nachdachte. Herr White war ein gutherziger Mann und wurde von seiner Gemeinde hoch verehrt. Er befolgte nur die allgemeine Sitte jener Zeit und diejenige, unter welcher er selbst seine Erziehung erhalten hatte.

Nachdem Grant noch während des Winters 1838—39 die Schule in Ripley (nahe bei Georgetown) besucht hatte, bezog er im Sommer des letztgenannten Jahres die be-

kannte Militärschule zu Westpoint. Das militärische Leben besaß keinen besondern Reiz für ihn, auch stürzte er sich nicht mit Eifer auf die Studien, sondern las viel lieber die Erzählungen und Romane von Cooper, Marryat, Washington Irving u. a.; nichtsdestoweniger bestand er nach Ablauf von vier Jahren (1843) sein Offiziersexamen mit Ehren, namentlich erhielt er in der Mathematik eine gute Censur.

Grant berichtet sehr offen und ausführlich über seine Jugendzeit und zwar mit Recht, denn über sein späteres Leben liegen die verschiedensten Berichte und Arbeiten vor, weniger aber über seine ersten Lebensjahre. Dieser Umstand hat auch uns bestimmt, etwas genauer über jene Epoche Bericht zu erstatten. In elf Kapiteln, vom dritten bis zum vierzehnten, schildert der Autor sein Eintreten in die active Armee, sowie den Anfang, den Fortgang und das Ende des mexicanischen Kriegs. Ende September 1843 trat er in das vierte Infanterieregiment der Vereinigten Staaten, welches damals unter dem Befehl des Obersten Kearney, eines der tüchtigsten amerikanischen Offiziere jener Zeit, in der Jefferson-Kaserne zu St.-Louis im Staate Missouri stationirt war. Von dort aus lernte er die Familie Dent kennen, welche in der Nähe eine Farm besaß; eine Tochter dieses Hauses führte er dann später als seine Frau heim. Die Annectirung von Texas war eine der Hauptursachen zum Kriege mit Mexico. Von hohem Interesse ist die Beschreibung der militärischen Zustände, Anschauungen und Gewohnheiten in der amerikanischen Armee. Obschon selbst strenge Kritiker, welche der ruhmgekrönten preußischen Armee angehören, die Leistungen der Führer und Heere des Nordens und Südens der Union während des langen und blutigen Secessionskriegs vielfach rühmend anerkennen, so erscheinen doch manche Züge und Gebräuche bei Vorgesetzten und Gemeinen in der amerikanischen Armee im Laufe des Kriegs mit Mexico nicht nur auffällig und befremdend, sondern in jeder Hinsicht tadelnswerth. Zunächst ist zu bemerken, daß unter den obersten Führern des Heeres durchaus keine Harmonie und Einstimmigkeit herrschte, weder zwischen den Generalen Taylor und Scott, noch zwischen dem Obersten und Titularbrigadegeneral Worth und dem Obersten Twiggs; dennoch siegten die Nordamerikaner über die Mexicaner. Der Contrast zwischen den beiden Höchstcommandirenden war ein stark hervortretender. General Taylor, ein fähiger Soldat, trug fast niemals Uniform, sondern kleidete sich ganz nach seiner Bequemlichkeit. Oft sah man ihn auf dem Operationsfelde allein, ohne die Offiziere seines Stabes, und wenn er sie in seiner Begleitung hatte, war keinerlei Ordnung vorgeschrieben, in welcher sie ihm zu folgen hatten. Er liebte es, namentlich auf dem Schlachtfelde, seitwärts zu Pferde zu sitzen, sodaß beide Beine auf einer Seite herabhingen. General Scott war in allen diesen Beziehungen das Gegentheil; er trug bei der Inspicirung der Truppen stets die volle Uniform, welche das Gesetz vorschrieb und gestattete; vorher wurde allen Divisions- und Brigadecommandeuren die Stunde gemeldet, wann sie den commandirenden General zu erwarten hatten. Dies geschah, damit die ganze Armee unter Waffen stehen sollte, um den vorüberkommenden Höchstcommandirenden zu salutiren. Bei solchen Gelegenheiten trug er Paradeuniform, d. h. dreieckigen Hut, Epauletten, Säbel und Sporen. So scharf wie in ihren sonstigen Eigenschaften unterschieden sich diese beiden Generäle auch in der Art und Weise, ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen. General Scott führte eine präcise Sprache und pflegte einen ihm eigenthümlichen Stil; er war stolz auf seine Rednergabe, verschmähte es nicht, von sich selbst zu sprechen, oft in der dritten Person, und konnte dann der Person, von welcher er sprach, ohne die geringste Verlegenheit ein Lob ertheilen. General Taylor war nicht redegewandt, wußte jedoch seine Ansichten auf dem Papier so bestimmt auszudrücken, daß sie nicht misverstanden werden konnten. Trotz ihrer widersprechenden Charaktereigenschaften waren beide Männer, nach Grant's Ansicht, „große und erfolgreiche Soldaten"; beide waren in ihrem Thun wahrhaft, patriotisch und aufrichtig. Mit Recht weist Grant darauf hin, daß der mexicanische Krieg in den Generälen Scott, Taylor und Pierce drei amerikanische Präsidentschaftscandidaten schuf, von denen aber nur die letzten beiden, Taylor und Pierce, wirklich gewählt wurden. Aus jenem Krieg gingen auch Gouverneure einzelner Unionsstaaten hervor, Cabinetsmitglieder, Gesandte im Auslande und andere Beamte von hohem Range in der Nation oder in ihrem besondern Staate. Während des Bürgerkriegs wurden indeß zu gewissen kritischen Zeiten wiederholt in einer einzigen Woche, ja an einem einzigen Tage mehr Schlachten und größere Gefechte geschlagen, als im ganzen mexicanischen Kriege binnen zwei Jahren.

Im vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Kapitel schildert der Verfasser die Heimkehr der amerikanischen Armee aus Mexico, seine Reise nach Californien, den Aufenthalt daselbst, sowie seinen Abschied von der Armee und sein Privatleben zu Galena im Staate Illinois. Die folgenden dreiundzwanzig Kapitel beleuchten die Ursachen und den Ausbruch der Rebellion, sowie die Kämpfe, Schlachten und Belagerungen in den Staaten Missouri, Kentucky, Tenessee, Mississippi u. s. w., namentlich die Belagerung und Einnahme von Fort Henry und Fort Douelson, das blutige Ringen bei Pittsburg-Landing und Shiloh, bei Juka und Corinth, schließlich die Operationen gegen das stark befestigte Vicksburg und dessen Eroberung durch Grant am 4. Juli 1863. Wenige Tage darauf, am 9. Juli, wurde auch das letzte Bollwerk der südlichen Conföderation am Mississippi, Fort Hudson, nach einem gründlichen Bombardement bezwungen. Der Mississippistrom war frei; am 16. Juli 1863 fuhr der erste Handelsdampfer wieder unbelästigt von St.-Louis nach Neuorleans. Mit der Einnahme von Vicksburg, durch welche die Hoffnungen auf den endlichen Erfolg der Unionssache aufs neue belebt und gestärkt wurden, schließt Grant den ersten Band seiner „Memoiren", die ebenso interessant wie lehr-

reich sind. Die Darstellungsweise des Verfassers ist vielfach geschäftsmäßig und nüchtern, ohne Floskeln und Redeblumen, aber stets verständig und durchsichtig, sie verräth den klaren Blick des Feldherrn und die warme Vaterlandsliebe des in Glück und Unglück nie übermüthigen oder verzagenden Patrioten. Rudolf Doehn.

Neuere philosophische Literatur.

1. Entweder — Oder. Ein Lebensfragment, herausgegeben von Victor Eremita (S. Kierkegaard). Aus dem Dänischen. Begonnen von A. Michelsen, fortgesetzt von O. Gleiß. Leipzig, Lehmann. 1885. Gr. 8. 6 M.

Es ist dieses ein Werk von persönlicher und zugleich nationaler Eigenart, welchem vollkommen gerecht zu werden wol nicht ohne eine gewisse Verleugnung unserer gegenwärtigen literarischen Begriffe und Anschauungen möglich sein dürfte. Kierkegaard nimmt unter den neuern Schriftstellern Dänemarks eine anerkannte und ausgezeichnete Stellung ein. Adolf Strodtmann in seinem Buche „Das geistige Leben in Dänemark" spricht sich mit besonderer Werthschätzung und wol auch nicht ohne eine gewisse richtige Charakteristik sowol über ihn überhaupt als auch über das vorliegende Werk aus. Der ganze Typus der dänischen Literatur oder künstlerischen und poetischen Geschmacksrichtung ist allerdings naturgemäß nicht ein so bestimmter und scharf ausgeprägter wie bei den größern Nationen der Engländer, Franzosen und Deutschen. Nichtsdestoweniger kann doch das dortige geistige Leben nicht als ein bloßer Anhang und Ausfluß des deutschen angesehen werden, sondern es treten, wie uns scheint, immer gewisse eigenartige Züge in ihm hervor, die neben der germanischen Stammesgemeinschaft in der natürlichen und politischen Sonderstellung des Landes ihren Grund haben dürften. Wir möchten als solchen Zug einen Hang zur sinnigen und spielenden Sentimentalität bezeichnen, die uns auch in diesem Werke etwas fremdartig anmuthet und seiner Würdigung und Verbreitung bei uns vielleicht nicht gerade förderlich ist. Der Verfasser spinnt oft ein sehr langes Garn mit seinen vorbereitenden empfindsamen Einleitungen und Reflexionen, zu dessen Abwickelung es dem jetzigen deutschen Leser wol zuweilen an Geduld fehlen dürfte und durch welches wir uns zum Theil wol auch in gewisse frühere Stimmungszustände unserer Literatur zurückversetzt fühlen. Wir sind jetzt im ganzen mehr gewohnt, derb auf die Sache selbst loszugehen, als in träumerischer und feinsinniger Subjectivität ihr von fern nahe zu treten. Es geht uns hierbei in diesem Werke immer etwas gar zu leise, zart und vorsichtig zu. Der Titel „Entweder — Oder" bezieht sich auf gewisse Conflicte in unserm Empfindungsleben, welche namentlich die Sphäre des Schönen nach ihrem Verhältniß zu der des Guten, Sittlichen oder Religiösen betreffen. Es ist oft schwer, neben dem Gemeinplätzlichen das sich in verschleierten und abschweifenden Andeutungen ergehende Eigene des Verfassers zu entdecken. Das Werk hat keinen einheitlichen Charakter und Plan, sondern besteht in einer Reihe einzelner Abhandlungen, Fragmente oder Essays. Es sind dieses: „1. Διαψάλματα"; „2. Die unmittelbar erotischen Stadien oder das musikalisch Erotische"; „3. Der Reflex des Antik-Tragischen im Modern-Tragischen. (Ein Versuch im fragmentarischen Streben)"; „4. Schattenrisse. (Psychologischer Zeitvertreib)"; „5. Der Unglücklichste"; „6. Die Wechselwirthschaft (Versuch einer socialen Klugheitslehre)"; „7. Das Tagebuch des Verführers"; „8. Die ästhetische Gültigkeit der Ehe"; „9. Das Gleichgewicht des Aesthetischen und Ethischen in der Entwickelung der Persönlichkeit"; „10. Ultimatum"; „11. Das Erbauliche des Gedankens, daß wir vor Gott immer unrecht haben."

Ohne daß wir die ganze Seelenstimmung, aus der alle diese theils kürzern, theils längern Ergüsse und Expectorationen hervorgegangen sind, geradezu eine krankhafte nennen möchten, so ist es doch auch nicht das Bild einer echten, vollen, natürlichen und frischen Gesundheit des Denkens und Empfindens, welches uns aus ihnen entgegentritt. Die Einkleidungen und alles weitere, was sich um den eigentlichen Kern der Sache gruppirt, sind oder erscheinen uns wenigstens zum Theil als gesucht, überflüssig und spielend. Es ist immer, als ob der Verfasser unendlich viel Zeit zu alle dem übriggehabt haben müsse. Dem etwas dithyrambisch gefärbten Urtheile Strodtmann's über das Buch: „dessen ersten Theil ein wahrer Bacchuszug schönheitstrunkener Ideen und Bilder durchtobt", möchten wir uns doch nur sehr bedingt anschließen. Die Moral ist zuletzt diese, daß alles bloße Genußleben schließlich zum Untergang und Verderben führt. Des Eindrucks einer gewissen Weichlichkeit haben wir uns bei diesen Ausführungen nicht erwehren können, und bei aller Anerkennung des relativ Berechtigten jeder Eigenart gehören die Seelenaccorde des Verfassers und seines Werks doch wol der Scala einer etwas zu sehr gesteigerten, nervös subjectiven Empfindsamkeit in der Auffassung der realen Verhältnisse und Fragen des Lebens an.

2. Philosophische Bibliothek. Erste Lieferung. Erstes Heft: Die Lehre vom Wissen als Einleitung in das Studium philosophischer Werkte von J. H. von Kirchmann. Vierte Auflage. Heidelberg, Weiß. 1886. 8. 75 Pf.

Die Stelle einer Lehre vom Wissen findet nach einer alten Tradition in der sogenannten formalen Logik ihre Vertretung. Der Zweck dieses Theils der Philosophie war an sich der, durch Feststellung der allgemeinen Gesetze und Kennzeichen der Wahrheit des Denkens den

Streit der Meinungen aus dem wissenschaftlichen Erkennen hinwegzuschaffen, und insofern nahm die Lehre vom Wissen die Stellung eines obersten neutralen Richteramts ein in allen Zweifeln, Irrungen oder Conflicten des wissenschaftlichen Denkens mit sich selbst. Wie wenig sie aber diesem ihrem Zwecke entsprochen hat, wird durch den immer noch fortgehenden Kampf der Lehren und Ansichten in der Philosophie und Wissenschaft hinreichend erwiesen. Man hat neuerlich den ganzen Standpunkt und Charakter der Logik durch die sogenannte Erkenntnißlehre fortzubilden und zu erweitern versucht. Es bleibt zuletzt doch immer eine Grundfrage der Wissenschaft, welches das entscheidende Kennzeichen der Wahrheit alles denkenden Erkennens sei, und es wird auch aller sogenannte strenge und exacte Empirismus oder Realismus uns über diese Frage nicht hinweghelfen können, da oft aus denselben Thatsachen oder gegebenen Voraussetzungen die entgegengesetztesten Lehrmeinungen oder theoretischen Systeme abgeleitet und aufgebaut werden. Es gibt freilich Gebiete des Wissens, in denen an sich durch Erfahrung und logisches Denken jeder Zweifel an der Wahrheit ausgeschlossen ist, aber die Methoden und die Lebensbedingungen dieser Wissenschaften können nicht ohne weiteres auch für alle andern Fragen und Stoffe des Wissens Geltung beanspruchen. Es ist zuletzt ein leeres Gerede, daß alle Wissenschaft sich nur auf der Grundlage der Erfahrung und des Anschlusses an das Gegebene aufbauen müsse. Ein Gebäude bedarf nicht blos einer festen Basis, sondern auch einer gestaltenden höhern Einheit oder architektonischen Idee. Welches diese Idee im Ganzen der Wissenschaft sei, darüber mag zur Zeit noch Zweifel, Streit oder Unklarheit herrschen. Alle Vertreter des sogenannten Realismus in der Wissenschaft aber, zu denen auch Kirchmann gehört, kommen über das bloße Postulat einer Ableitung alles Wissens aus der Quelle des erfahrungsmäßig Gegebenen nicht hinaus. Der kürzlich verstorbene Verfasser hat sich gewisse äußerliche Verdienste um die Anregung und Beförderung des Studiums der Philosophie in unserer Zeit erworben. Auch die vorliegende Schrift mag ganz ihrem Zwecke einer populären Darlegung der allgemeinen Elemente, Formen und Bedingungen alles Wissens entsprechen. Als eine auf die Erledigung jener Grundfrage sich beziehende Leistung aber kann dieselbe nicht angesehen werden. Ein Philosoph im strengern Sinne ist Kirchmann überhaupt nicht gewesen. Man kann nicht ohne weiteres von der Jurisprudenz zur Philosophie übergehen und diese mit denselben Mitteln und formalen Grundsätzen zu behandeln versuchen wie jene. Das ist auch der Irrthum eines andern Zeitgenossen, A. Steudel, in seinen ausgedehnten und wesentlich vom juristischen Denken beeinflußten Bearbeitungen des Stoffes der Philosophie. Kirchmann will insbesondere nichts wissen von den Systemen der Philosophie und glaubt in seiner realistischen Methode einen hiervon unabhängigen Boden ihrer Bearbeitung gewonnen zu haben. Wenn nur die Philosophie nicht selbst wesentlich in dem Kampfe und Ringen ihrer einzelnen Systeme bestände! Der Lebensnerv aller Philosophie ist zuletzt immer das Suchen nach einer höchsten Wahrheit oder obersten ordnenden Grundidee alles Wissens. Sie ist als solche insofern immer ein Idealismus, dessen wahrhaftes Ziel aber nur in der Erkenntniß der eigenen idealen Einheit und Ordnung im Wirklichen selbst bestehen kann. Es läßt sich wohl sagen, daß die allgemeine Wahrheit der Philosophie für sie selbst eigentlich noch ein Problem sei. Jene Realisten wollen sich breit auf der Basis des Gegebenen in ihr einrichten. Ihr ganzes Denken ist handwerksmäßig, während alle eigentliche und schöpferische Philosophie vielmehr den Charakter einer mit ahnendem Blick in das tiefere Innere der Welt eindringenden Kunstthätigkeit besitzt.

3. Philosopische Bibliothek. Heft 314. 315. Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Von Fr. Kirchner. Erste und zweite Lieferung. Heidelberg, Weiß. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.

Es mag dahingestellt bleiben, ob und inwieweit ein Wörterbuch wie das von Kirchner eine theils nothwendige, theils auch nur mögliche und wahrhaft durchführbare Aufgabe genannt werden könne. Wer ein solches Wörterbuch besitzt, hat deswegen noch nicht die Philosophie selbst, ebenso wenig wie wer ein Lexikon besitzt, auch die Sprache inne hat, deren Worte es umfaßt. Nun ist auch der Wort- oder Begriffsschatz der Philosophie keineswegs ein so fest begrenzter oder umschriebener wie derjenige einer Sprache. Die einzelnen Worte werden auch oft in sehr verschiedenem Sinne gebraucht, und jeder philosophische Kunstausdruck hat gewissermaßen eine eigene und oft sehr verwickelte Geschichte für sich. Die philosophischen Ausdrücke sind im Durchschnitt nicht Münzen mit einem bleibenden und objectiv feststehenden, sondern mit einem vielfach wechselnden und schwankenden Werth oder Gehalt. Die ganze philosophische Terminologie ist eigentlich ein gelehrtes Argot oder eine Art von wüster und ungrammatischer Zigeunersprache, die in ihren einzelnen Brocken nach Ort, Zeit und Person in mannichfacher Weise variirt. Dieses alles genau und historisch zu verfolgen, würde wol eine andere, tiefer liegende und weitschichtigere Aufgabe sein. Hier handelt es sich nur um die Befriedigung eines nächstliegenden äußerlichen und populären Bedürfnisses und Interesses an der Philosophie. Der Verfasser hat sich dieser Aufgabe mit Fleiß, Geschick und im ganzen auch mit anzuerkennender Kürze unterzogen, wenn auch immerhin eine Menge von Begriffen Aufnahme gefunden haben, die weniger der Philosophie als solcher, vielmehr der Sphäre der allgemeinen Bildung und des sonstigen wissenschaftlichen Denkens angehören. Ebenso dürfte nach der andern Seite hin wol manches speeifisch Philosophische vermißt werden und zugleich manches vielleicht Ueberflüssige, wie die scholastischen Benennungen der einzelnen Schlußfiguren, aufgenommen worden sein. Eine feste Grenze zwischen dem allen kann überhaupt nicht gezogen werden, und es

liegt in der Natur dieser Aufgabe, daß sie nur einen ungefähren Ausschnitt aus dem ganzen gegebenen Wort- oder Begriffsmaterial der Philosophie zu liefern vermag. Die vorliegenden zwei ersten Lieferungen umfassen die Artikel von A=A bis Gemeingefühl.

4. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit mehrern Gelehrten gegründet von J. H. Fichte und H. Ulrici, redigirt von A. Krohe und Falckenberg. Neue Folge. Sonderheft des 87. Bandes. Halle a. d. S., Pfeffer. 1885. Gr. 8. 3 M.

Diese älteste unserer philosophischen Zeitschriften tritt in gegenwärtigem Bande mit einem etwas veränderten Programm ihrer Stellung oder Tendenz hervor. Sie war entstanden in der Zeit des frühern idealistischen Aufschwungs der neuern Philosophie. Das neue Programm sucht die alte Tradition mit den veränderten gegenwärtigen Verhältnissen der Philosophie zu vereinigen. Dem Realen in der Welt, der Wissenschaft und dem Leben muß jetzt wol vor allem auch Rechnung getragen werden. Wir möchten es eine zugleich vornehme und gesunde Haltung nennen, welche sich die Zeitschrift von jetzt an zur Richtschnur genommen hat. Der leidenschaftliche Kampf der Systeme und Richtungen der Philosophie ist jetzt ebenso wenig mehr am Ort wie die blos abweisende, negative und zersetzende Kritik. Man muß vor allem klar sein oder es zu werden versuchen über die Stellung, Aufgabe und Bedeutung der Philosophie in der Gegenwart. Das ganze Geschäft des Philosophirens oder Denkens über die Welt kann nicht, wie es leider von unzähligen Unberufenen unter bewußter oder unbewußter Reproduction früherer Gedanken fortwährend geschieht, immer wieder vom frischen angefangen werden, sondern wir stehen hierin auf dem Boden einer reichen und festgegründeten historischen Tradition, die nur weiter entwickelt, aber weder ignorirt noch in misverstandener tendenziöser Weise verwerthet und ausgebeutet werden darf. Mit Recht sagt das Programm, daß jetzt nicht die Naturwissenschaft, sondern die Geisteswissenschaft oder die Geschichte dasjenige weitere Gebiet sei, an welches sich die Philosophie anzuschließen oder in dessen Begreifen sie ihre wahre und echte Aufgabe zu erblicken habe. Die Naturwissenschaft geht ihre eigenen sichern und methodisch gebahnten Wege für sich; sie wird bei allem Fortschritt nicht den Schleier vom letzten Räthsel alles Daseins zu lüften vermögen. Geistes- oder Geschichtsphilosophie ist jetzt für uns eine höhere, wahrhaftere und fruchtbringendere Arbeit oder Aufgabe als bloße Naturphilosophie oder ältere sogenannte Metaphysik. Der Gedanke Kant's, daß der Mensch wesentlich sich selbst und sein eigenes Inneres erkennen müsse, hat seine höhere wissenschaftliche Wahrheit und weitere Vollkommenheit eben nur in der Philosophie oder dem denkenden Begreifen der Geschichte zu finden. Die Geschichte ist der reale Inbegriff aller Phänomene und Lebensäußerungen der Vernunft oder des menschlichen Geistes, und der wahre und wissenschaftlich berechtigte Idealismus der Philosophie kann jetzt nur in dem geordneten Erkennen der Geschichte und ihres uns selbst mit unserm ganzen Streben umschließenden und aus sich bedingenden organischen Entwickelungsgesetzes erblickt werden. In diesem Sinne ist der Zeitschrift jedenfalls ein weiterer für die Philosophie und alle höhere Wissenschaft gedeihlicher Fortgang zu wünschen.

Der vorliegende Band enthält eine Reihe selbständiger Aufsätze: „Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Cultur der Neuzeit" von Rudolf Eucken; „Köstlin's Aesthetik" von Eduard von Hartmann; „Streifzüge durch die Philosophie der Gegenwart"; „Ueber die Bedeutung der Philosophiegeschichte und den Charakter der neuern Philosophie" von Richard Falckenberg; „Ueber Reformversuche der Ethik, speciell Witte's Buch über die Freiheit des Willens" von J. Walter. Ferner Recensionen neu eingegangener Schriften und Bibliographie. Wir möchten insbesondere den frisch und anregend geschriebenen Aufsatz Richard Falckenberg's der Beachtung empfehlen.

5. Die Ethik des Utilitarismus von Emil Kaler. Inaugural-Dissertation. Hamburg, Voß. 1885. Gr. 8. 2 M.

Diese kleine Schrift bietet ein zusammenfassendes Bild der Streitigkeiten und Conflicte in der wissenschaftlichen Ethik unserer Zeit. Auf den starren Idealismus Kant's ist neuerlich der Realismus oder Positivismus der sogenannten Utilitätslehre, namentlich in seiner Vertretung durch die Engländer, gefolgt. Jedenfalls ist die Frage nach den bestimmenden Motiven und dem wahren Werth alles menschlichen Handelns eine weit schwierigere und complicirtere, als sie Kant erschien, der sie in dem einfachen Gegenüberstellen von Pflicht und Neigung oder von einem innerlichen formalen Vernunftgebot und den äußern inhaltlich bestimmten Trieben und Veranlassungen begreifen wollte. Unsere wissenschaftliche Ethik ringt jetzt nach einem Abschluß oder einer Abklärung aller dieser in ihr sich begegnenden Auffassungen und Richtungen über die ganze Sphäre des menschlichen Wollens. Sie strebt vielfach und auch nicht mit Unrecht danach, die Eigenthümlichkeit und das menschlich Wahre gewisser früherer Lebensansichten, wie des Helvetius und der antiken Sittenlehre, in sich hereinzuziehen und zu einem geordneten Ganzen zu verschmelzen. Es darf aber bei all diesem ethischen Empirismus und Eklekticismus doch der wahre ideale Kern und die eigentliche praktische Aufgabe des Sittenprincips nicht aus dem Auge verloren werden, und für die kritische Läuterung der hierauf bezüglichen Auffassungsformen und Ansichten möchte der vorliegenden Schrift nicht aller Werth abzusprechen sein.

6. Die Classiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfaßliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften von Moritz Brasch. Mit Porträts. Leipzig, Greßner u. Schramm. Lieferung 51—57. (Schluß.) 1885. Gr. 8. à 50 Pf.

Der dritte Band dieses bereits früher hier besprochenen

Werks ist hiermit zum Abschluß gelangt. Derselbe umfaßt den jüngsten Abschnitt der Geschichte der neuern Philosophie, von Kant bis auf Schopenhauer. Der Verfasser verspricht, unter Umständen noch einen vierten Band über die allerneueste, die gegenwärtige Philosophie folgen zu lassen. Wir glauben ihn sowol wie das Publikum zu der Vollendung dieses Werks beglückwünschen zu dürfen. Wahre und echte Popularisirung der Philosophie und ihrer Geschichte ist jedenfalls eine schwierige und sich naturgemäß nur innerhalb gewisser Grenzen der Erreichbarkeit ihres Ziels bewegende Aufgabe. Es müssen hierbei nothwendig auch an das Publikum selbst gewisse höhere und über das bloße Bedürfniß und Interesse an einer leicht gefälligen und anmuthigen Lektüre hinausgehende Anforderungen gestellt werden. Die wahre und gesunde Popularität ist überall nicht diejenige, die dem gerade bestehenden Geschmack und Verständniß des Publikums oder der allgemein Gebildeten in schmeichlerischer und innerlich unselbständiger Weise entgegenkommt, sondern nur diejenige, die den Leser zu eigenen Anstrengungen veranlaßt und ihn hierdurch auf einen höhern Standpunkt der Auffassung des Wirklichen im Sinne der Wissenschaft und der allgemeinen Resultate des geistigen Denkens in der Geschichte emporzuheben sucht. Diese echte Popularität erscheint uns hier auf Grund der gegenwärtigen wissenschaftlichen Bearbeitung des historischen Stoffs der Philosophie erreicht, und so mag das Werk in seiner formellen Eigenartigkeit vielleicht auch als eine befruchtende Ergänzung zu andern mehr streng wissenschaftlichen Behandlungen und Darstellungen dieses Gebiets angesehen werden. Die Nation hat ja überhaupt immer ein Interesse und ein Recht auf das Verständniß der Größe und Bedeutung ihrer Heroen in der Philosophie, darum ist es ein löblicher Versuch, zu der Erkenntniß und Würdigung des Menschlichen und Persönlichen in ihnen eine bequem zugängliche Brücke zu schlagen.

Konrad Hermann.

Fromme Belletristik.

1. Bachem's Romansammlung Bd. 6. Die Osteringen-Haldenstein. Roman von Paula Ried. In Treue fest. Eine Hochlandsgeschichte von Th. Messerer. Köln, Bachem. 1885. 8. 2 M.
2. Der Schatzmeister des Herrn von Hesba Stretton. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Daniel. Gotha, F. A. Perthes. 1885. 8. 4 M.
3. Die Nähterin von Stettin. Eine Erzählung aus der Zeit der Thränen und Wunder von Adelheid von Rothenburg, geb. von Zastrow. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1885. 8. 6 M.
4. Christliche Erzählungen des In- und Auslandes, herausgegeben von A. Stern. Bremen, Heinsius. Siebenter Band: Ida May, oder durch Nacht zum Licht. Eine auf Thatsachen beruhende Erzählung. Frei nach dem Englischen von A. Stern. Dritte Auflage. 1885. 8. 3 M. Achter Band: Der Glockenspieler von Gent. Frei nach dem Englischen von A. Stern. Mit 20 Illustrationen. 1885. 8. 3 M.

Von Baden-Baden kommend, hatte ich mich im vergangenen Sommer einige Tage in Frankfurt a. M. aufgehalten und setzte dann von da aus meine Rückreise nach Berlin fort. Der Tag war heiß, ich hatte in Frankfurt eine Anzahl Besuche erledigt und schaute nun müde und abgespannt zum Waggonfenster hinaus oder lehnte mich in eine Ecke und versuchte vergeblich zu schlafen. Um es offen einzugestehen: ich langweilte mich. Die Gegend, durch die wir fuhren, war mir bekannt, und an einem so schwülen Tage das Gehirn anzustrengen, über ein Problem nachzusinnen, wie ich sonst wol unterwegs thue, wird niemand im Ernst verlangen. Mein Gegenüber trug auch nichts dazu bei, mein Interesse zu erregen, mich zu beschäftigen. Es war ein anscheinend dem Bürgerstande angehöriges Mädchen, über das Backfischalter vermuthlich schon längst hinaus, mit schmaler Stirn, blasser Farbe und kleiner, stumpfer Nase. Auch sie schien sich zu langweilen. Da plötzlich zog sie aus ihrer Reisetasche ein ziemlich abgegriffenes Buch hervor und begann emsig darin zu lesen. Bei der Hitze lesen! dachte ich mir im stillen. Da wandte sich, ohne daß ich mich dessen versah, die Dame plötzlich mit der Frage an mich: „Wünschen Sie vielleicht auch etwas zu lesen, mein Herr?" und ehe ich, ganz erstaunt, noch geantwortet hatte, überreichte sie mir ein paar rothe bedruckte Blätter in kleinem Format. Ich verneigte mich dankend und nahm natürlich anstandshalber das Gebotene an. „Das Senfkorn" hieß, wenn ich mich recht erinnere, die Erzählung, die jene Blätter enthielten. Es war eine rührende Geschichte, wie ein an wüstes Leben gewöhnter Jüngling durch die Macht des Gebets seiner Schwester gerettet ward. Herzlich gut gemeint, aber ich habe nie in meinem Leben etwas Oederes und Langweiligeres gelesen, wenn ich vielleicht „Die Familie Buchholz" oder Mauthner's Romane ausnehme. Am Schluß stand eine Aufforderung, sich allwöchentlich in Berlin in einem bestimmten Local zu gemeinsamer Gebetsversammlung einzufinden. Armes Mädchen, — dachte ich mir, der Lektürespenderin verstohlen einen mitleidigen Blick zuwerfend — also auch du! Doch diesmal bist du an einen Unrechten gekommen! Aber ehrlich gestanden, die ganze Art dieser literarischen Agitation ging nicht ohne Eindruck an mir vorüber, und ich dachte mir: wenn die Freunde der wirklichen Aufklärung und der Wahrheit, die Parteien, welche für den echten Freisinn kämpfen, Geschick und Opferwilligkeit besäßen, die Agitation in derselben Weise zu betreiben wie die Pietisten und Mucker, die Freunde der warmfeuchten Dunkelheit, so könnten Vernunft und wahrer Idealismus vielleicht einen etwas größern Bezirk auf

Erden beherrschen als den, mit dem sie sich leider noch immer begnügen müssen. Eine Agitation mit Hülfe populärer Belletristik, das wäre eine würdige Aufgabe! Aber dann empörte sich wieder mein ganzes literarisches Gewissen in mir, mein Kunstsinn, mein Schönheitsgefühl, und ich mußte mir sagen: nein, Erzählungskunst bleibt immer Kunst und ist den Gesetzen der letztern unterworfen; sie mag sich nothgedrungen manchmal in der Form, in der Art des Vortrags den Bedürfnissen, der geistigen Aufnahmefähigkeit des Publikums anpassen, für das sie bestimmt ist — das ist nicht schön freilich, aber die Noth entschuldigt es, denn das Volk will auch Lektüre haben und kann erst allmählich zum Genuß der höchsten Kunstwerke erzogen werden; aber die Kunst zu einer Dienerin der Tendenz, gleichgültig welcher, zu machen, heißt sie misbrauchen, entehren. Die Kunst soll das Leben verschönen, die Menschen versöhnen, aber nicht das Leben spalten, nicht die Lebenden in ihren Vorurtheilen bestärken. Tendenzpoesie, welcher Art sie auch sei, ist keine Poesie mehr, oder sie ist es vielmehr nur dann, wenn die Kunst des Dichters das Tendenziöse, auch wenn es ihm in erster Linie steht, dem Auge des Lesers anscheinend in die zweite Linie zu rücken weiß, sodaß der letztere zunächst die künstlerische Gestaltung bewundert und dann erst zum Nachdenken über die eigentliche Absicht des Dichters kommt.

Diese Gedanken, welche mir damals so im Augenblick durch den Kopf schossen, erwachten aufs neue, als ich an die Besprechung der obengenannten Bücher gehen wollte; lebhaft kam mir jene Fahrt von Frankfurt nach Berlin wieder ins Gedächtniß, und ich knüpfte an den Ideengang, den ich damals zu verfolgen versucht hatte, wieder an. Nachdem ich die fünf Bände frommer Belletristik durchgelesen, überkam mich ein Gefühl des Unbehagens, wie ich es selten in ähnlichem Grade empfunden. Derartiges, sagte ich mir, erlebt zweite und dritte Auflagen: wie weit ist es mit dem Geschmack des deutschen Lesepublikums gekommen, wenn nicht mehr der Kunstwerth poetischer Werke — denn als solche geben jene Bücher sich doch aus —, sondern die „gute Gesinnung" der Verfasser als entscheidend ins Gewicht fällt. Diese Verfasser! Im Leben sind sie mir sehr willkommen mit ihrer guten, staats- und religionserhaltenden Gesinnung, und wäre ich Cultusminister, zweifellos würde ich sie zu Schulinspectoren ernennen, aber in der Kunst sind sie zu nichts zu gebrauchen. Man könnte sich jene fromme Belletristik wol gefallen lassen, wenn sie gut geschrieben wäre, fesselnd, interessant, spannend, künstlerisch gestaltet, den Regeln der Technik entsprechend, wenn sie eine wohlverwickelte, fein zusammengesetzte Handlung, originelle, consequent durchgeführte Charaktere brächte, wenn das Tendenziöse nicht mit klaren Worten wie in einer Predigt vorgeführt, sondern aus der Entwickelung der Handlung und der Charaktere selbst hervorginge. Aber das ist leider nicht der Fall, die fromme Belletristik ist ganz einfach langweilig und geistlos. Ich habe Predigten gehört, in denen mehr Witz und Geist und Lebensbeobachtung steckte als in den meisten dieser Romane. Die letztern sind nichts als trockene Predigten von jener berühmten sonntagnachmittaglichen Art, bei denen die ganze Gemeinde ihr Schläfchen zu machen pflegt. Die einzige hübsch und frisch geschriebene Geschichte ist „In Treue fest" von Th. Messerer (Nr. 1), und merkwürdigerweise ist dies auch die einzige, in welcher die frömmelnde Tendenz fast gar nicht zum Vorschein kommt. Es ist eine anmuthige, fesselnde tiroler Geschichte, die jedermann mit Interesse lesen wird. Namentlich ist die Tonfärbung recht glücklich getroffen, und im Dialog finden sich oft Wendungen von überraschender Eigenart und Naturwahrheit. „Die Osteringen-Haldenstein" von Paula Ried (Nr. 1) ist die Geschichte einer Adelsfamilie, eine der Geschichten, wie sie vor etwa achtzig Jahren Mode waren, zu jener Zeit, wo man glaubte, eine Geschichte sei interessant und spannend, wenn sie so verwickelt als möglich ist und das Gedächtniß gegen den Schluß hin sich bezüglich der Vorfabel und Fabel gar nicht mehr zurechtfindet, sondern alles durcheinander mischt. Diese Ansicht ist gottlob schon längst über den Haufen geworfen; nicht in der Verwickelung, sondern in der Entwickelung beruht die Kunst des Erzählers. Die Handlung sei so einfach wie möglich, aber lebenswahr, und Schritt für Schritt entwickle sie sich vor unsern Augen, sodaß wir in ihr Gewebe hineingezogen werden und wirklichen Antheil daran nehmen, daß wir die psychologische Entwickelung der handelnden Personen fortwährend im Auge behalten. Und vor allem hüte der Erzähler sich vor einer zu ausgedehnten Vorfabel, und wenn er schon einer bedarf, so gebe er sie nicht Bissen vor Bissen, in jedem Kapitel einen, sodaß erst im letzten Kapitel des Räthsels letztes Lösungswort gesprochen wird. Denn nicht darin liegt des Erzählers Aufgabe, die Neugier des Lesers wach und auf dem Sprunge zu halten, sondern seine Theilnahme nicht sinken zu lassen; nicht die äußern Vorfälle sollen ihn interessiren, sondern die innern, er soll eine Geschichte nicht möglichst rasch, sondern möglichst langsam zu Ende lesen und nicht seine Neugier nur auf den Ausgang richten. Der schlechteste Roman ist der, bei welchem der Leser sich fortwährend die Verwickelung im Gedächtniß wiederholen muß, und bei dem er nach dem Schluß früher blickt als nach der Mitte.

Was soll man aber erst gar zu einem Roman sagen, in dem sich unter anderm folgende Stelle findet:

Starr vor Schreck blieb Leo vor der Thür stehen. Herr von Rochow, der ihm gefolgt war, nahm den Knaben sanft bei der Hand und führte ihn fort. „Jede Bewegung könnte deiner Mutter tödlich werden. Geh wieder auf dein Zimmer und bete." Und bete! Leo hatte nicht beten gelernt. Solange er unter der Obhut der alten Bonne gestanden, die jetzt noch bei Lonny war, hatte er regelmäßig sein Morgen- und Abendgebet verrichten müssen und sich schon damals oft genug dagegen gesträubt. Seit er jedoch der Kinderstube entwachsen war, fragte niemand mehr danach, ob er bete oder nicht. Herr von Haldenstein kümmerte sich nicht um die Erziehung seines Sohnes. Wozu hielt er ihm

denn einen Hofmeister? Dieser aber war viel zu aufgeklärt, als daß er seinem Zögling den Kopf mit dummem Aberglauben vollgepfropft hätte. So konnte der antichristliche Geist, der jetzt die meisten Gymnasien beherrscht, ungehindert in das Herz des heranwachsenden Knaben Einzug halten. Frau von Haldenstein wachte zwar mit Interesse über die wissenschaftlichen Fortschritte ihres Sohnes, seine religiöse Erziehung dagegen war ihr völlig gleichgültig. Hatte sie doch selbst so gut wie keine Religion. Wenn sie in der Residenz an Sonn- und Feiertagen zum Gottesdienst ging, so war das eben nur ein Tribut, welchen sie dem „guten Ton" zollte. Wo und wie hätte also Leo beten lernen sollen?

Ein kleines Tractätchen über den Nutzen des Gebets, eine Klage über die Entsittlichung unserer höhern Lehranstalten mitten in der fortlaufenden Erzählung eines Romans! Und derartiges gibt sich als Kunstwerk aus, verlangt eine ernsthafte kritische Würdigung! Man wird es müde, fortwährend zu wiederholen, daß in einer erzählenden oder dramatischen Dichtung das Didaktische, welchen Charakter und welcher Tendenz es auch immer sei, niemals die Handlung und den Dialog unterbrechen, niemals als directe Apostrophe des Verfassers an die Leser eingeschoben werden darf, sondern daß es nur erlaubt ist, wenn es unmittelbar aus der Handlung selbst unausgesprochen hervorgeht oder von den auftretenden Personen als subjective Meinung, aber in einer den Gang des Werks ebenfalls nicht unterbrechenden Art geäußert wird. In dem angeführten Falle kommt noch hinzu, daß daselbst die psychologisch und physisch ganz thörichte Annahme aufgestellt wird, das Gebet eines Menschen könne eine directe Wirkung auf den Zustand eines andern ausüben, während es doch in der That immer nur dem Betenden selbst hilft, seinen Seelenschmerz erleichtert. Eine Wirkung in die Ferne vermittels des Gebets gibt es nicht. Unter der Maske eines Dichters verbreitet der Verfasser dieses Buchs daher pietistische, muckerische und thörichte Ansichten. Ich bin ein großer Verehrer Alessandro Manzoni's, obgleich gerade dieser der strenggläubigste Dichter war, der wol je gelebt hat, und vermuthlich mehr wahres Christenthum besessen hat als Paula Ried und die „Schriftsteller" ihrer Farbe und Gesinnung. Ich liebe Manzoni's „Verlobte", und kein Jahr vergeht, in dem ich sie nicht wenigstens einmal lese, ein Werk, in dem fast alle auftretenden Personen strenggläubige Katholiken sind, zur Beichte gehen, Ungläubige bekehren u. s. w.; ich liebe es, weil es ein echter Dichter geschrieben hat, weil es Scenen voll grandioser poetischer Schönheit enthält, und weil es an keiner Stelle den Versuch macht, auch den weniger strenggläubigen Leser zu bekehren. Der milde Cardinal bemüht sich nur, den ungläubigen „Ungenannten" in den Schos der Kirche zurückzuführen, aber er hält dem Leser keine langathmigen Predigten über die Macht des Gebets und die Sündhaftigkeit der modernen Erziehung — Manzoni war eben ein Dichter, aber Paula Ried besitzt keinen Funken poetischen Feingefühls. Sie so wenig wie ihre mitstrebenden Genossinnen. Denn es ist bezeichnend für diese Art von Belletristik, daß alle fünf mir vorliegenden frommen Romane von Frauen herrühren. In der That, Männer sind kaum fähig, solche Massen von Langeweile und Bombast ohne jedes pikante und anziehende Beiwerk, solch endlose Tiraden über denselben Gegenstand, nicht abreißende nichtige Declamationen im salbungsvoll docirenden Tone auf einmal in die Welt zu setzen, das bekommt nur die weiberliche, und wir dürfen wol dreist sagen, die altweiberliche Geschmacklosigkeit fertig.

Es verlohnt kaum der Mühe, die übrigen Werke einzeln durchzugehen. Wenn eine deutsche Originalschriftstellerin langweilige Romane schreibt, nun so mag ihr das noch hingehen, es werden so viele werthlose Bücher in Deutschland verfaßt, daß es auf ein paar mehr oder weniger ja nicht ankommt, sie schwimmen eben mit dem Strome mit. Wenn aber fortwährend auch noch das Werthloseste aus fremden Sprachen übersetzt wird, so ist es denn doch nothwendig, dagegen einmal Front zu machen. In keinem Lande der Welt wird so viel übersetzt wie in Deutschland, es grassirt eine förmliche Uebersetzungsmanie hierzulande. Jedes Mädchen und jede Frau, die in ihrer Jugend eine fremde Sprache gelernt hat und sich auf keine andere Art, durch keine anstrengendere Arbeit eine Einnahme sichern kann oder will, glaubt sich ein Nadelgeld verschaffen zu dürfen, indem sie schlechte Belletristik des Auslandes übersetzt. So wird der deutsche Büchermarkt überschwemmt, so wird durch diese frauenzimmerliche Uebersetzerconcurrenz den einheimischen Originalschriftstellern das Absatzgebiet verkleinert, die Einnahme verringert. In Frankreich, in England, nirgends wird man es wagen, die einheimische literarische Production durch eine ins Uebertriebene gesteigerte Uebersetzungswuth zu schädigen; dort sorgt man zunächst für die erstere und übersetzt nur das Allerbeste und Ausgewählteste der fremdländischen Production. Und deshalb steht in materieller Hinsicht der Schriftstellerstand jener Länder hoch über dem deutschen. Fort mit dieser weiblichen Uebersetzungsmanie! Man gewöhne eine junge Dame daran, den Strickstrumpf in die Hand zu nehmen, man halte sie zu andern nützlichern, wenn auch anstrengendern Arbeiten an — denn was ist leichter, als mittelmäßig zu übersetzen —, man schütze in vernünftiger und billiger Weise die einheimische Production! Unser Zeitungsverlag, unser Buchhandel müßte seinen Stolz darein setzen, möglichst nur deutsche Originalwerke zu bringen, und endlich einmal von den fortwährenden Uebersetzungen mittelmäßiger Werke absehen, wie wir dergleichen in unserer Production überreich besitzen!

Macht der obenbesprochene Roman von Paula Ried einen verworrenen und langweiligen Eindruck, so wirkt „Der Schatzmeister des Herrn" von Hesba Stretton (Nr. 2) geradezu unsympathisch und zwar infolge einer eigenartigen Mischung von crassem Realismus und pietistischer Frömmelei (ich finde für die Sache keinen passendern Ausdruck als diese Tautologie). Die Verfasserin führt uns in die Höhlen des Lasters und des Verbrechens im

londoner Eastend, jener elendesten und jammervollsten Gegend der Welt; sie schildert uns das Unwesen des Bettels in London in allen seinen Abstufungen und macht uns zu Vertrauten aller Schliche, Kniffe und Sünden des theils nach Verdienst, theils schuldlos unglücklichsten Theiles der Bevölkerung der Millionenstadt; sie enthüllt Bilder so entsetzlicher moralischer Verworfenheit vor unsern Augen, daß uns ein Schaudern überfällt. Und dazwischen läuft eine rührselige moralische Geschichte mit frömmelnder Tendenz, reguet es biblische Citate, religiöse Betrachtungen und Vorlesungen. Diese Verquickung von Lebenselend und Frömmelei entspricht ja nun freilich ganz dem englischen Geschmack und Charakter: denn in keinem Lande ist die religiöse Heuchelei so groß, wird mehr von Religion gesprochen und mehr gegen sie gesündigt als in England; nirgends versteht man die Reclame vermittels der Religion, den Schacher mit dem Ehrwürdigsten, mit Wohlthun und Heiligung so gut wie dort, nirgends stehen auch Jammer, Verbrechen, Elend und wahrer religiöser Edelsinn und Hülfsbereitschaft so eng beieinander wie eben dort. Aber auf deutsche Verhältnisse paßt dies ganz und gar nicht, wir sind bis zu diesem Grade von augenverdrehender Frömmelei noch nicht gesunken — glücklicherweise —, bei uns gibt es sogar noch viele Menschen, welche der Ansicht sind, man könne hülfreich, edel und gut sein nicht um der himmlischen Belohnung, sondern der menschlichen Würde willen, aus reinem Mitleid mit dem Leidenden — und darum sind solche Bücher wie „Der Schatzmeister des Herrn" als Agitationsmittel zur Wohlthätigkeit für uns noch überflüssig, als Kunstwerke aber wegen des Mangels an einheitlichem Ton und dichterischem Werth uninteressant und verwerflich.

Um Adelheid von Rothenburg thut es mir aufrichtig leid. Sie besitzt entschiedenes, ausgesprochenes Erzählertalent. Sie weiß zu beobachten, ihre Erzählung „Die Nähterin von Stettin" (Nr. 3) ist reich an einer Fülle lebendigen, wahrheitsgetreuen Kleinwerks. Die Geschichte spielt im Jahre 1866 in Stettin, die Unruhen des Kriegs, die Drangsale der Choleraepidemie werden vortrefflich geschildert. Der Stoff selbst ist nicht ohne Reiz, ja es sind Scenen von packender Wirkung darin, z. B. jene, in welcher der General von Geldern zum Hauptmann von Elenbach kommt, der seine Tochter gerettet hat, und ihn über die Veranlassung der alten Feindschaft aufklärt, welche zwischen den beiden Familien besteht. Auch die Charaktere sind gut gezeichnet und plastisch hervorgehoben, besonders das niederträchtige Ehepaar Hechterling. Daß die Erzählung reich ist an feinen Einzelzügen und guten Beobachtungen, und daß der Ton des Lebens mitunter in ganz wunderbarer Richtigkeit getroffen ist, möge folgende kurze Stelle beweisen:

„Mit Ihnen läßt sich leben, Fräulein Linchen" (sagt der Diener Friedrich zur Titelheldin). „Lassen Sie es nur klingeln, es ist jetzt das dritte mal, es geht auf die Henriette. Neulich war eine Schneidermamsell hier, mit einem langen Schlepp und Blumen auf dem Hut, eine Kuh hätte sich dran satt fressen können. Die stößt mich aus Versehen, wie ich ihr den Kaffee hinsetze, und wirft dabei den kleinen silbernen Löffel herunter; darauf sieht sie mich ganz von oben herab groß an und spricht: «Sie da, langen Sie mich mal den Löffel auf.» Ich aber legte den Kopf ins Genick, so wie es unser Fräulein Mylitte thut, wenn sie ihre Moirée antique anhat, und ging bolzengerade aus der Stube. Ja! jeder Mensch hat einmal seine Ehre, und daran darf nicht gerührt werden. Von den Herrschaften lasse ich mir am Ende etwas gefallen, du lieber Gott, sie sind es gewöhnt und verstehen es nicht anders; aber um den Schneidermamsells aufzuwarten, dazu bin ich nicht auf die Welt gekommen."

Das ist gewiß köstlich! Diese frische Natürlichkeit in Beobachtung und Ausdruck! So denkt, so spricht die Dienerschaft in vornehmen Familien. Und dergleichen hübsche Züge finden sich mehrfach in dem Buche. Aber die Titelheldin selbst, welch trostloses Conglomerat von Langeweile, Duldung und Ergebung ist sie! Und für eine solche Puppe sollten wir uns interessiren? Als Episode vielleicht, als Nebenfigur, aber niemals als den Mittelpunkt eines ganzen, lebhaft bewegten Bildes. Fortwährend langweilt sie uns mit den dummklugen Aussprüchen einer beschränkten, ergebenen Seele und eines noch beschränktern Geistes. In salbungsvoller Ergebenheit schmachtende alte Jungfern sind eben keine Romanhelden. Wozu dieses ewige Hineintragen evangelischer Liebe in das bewegte Leben der modernen Zeit, das von der letztern doch so weit entfernt ist? Leider, mögen wir hinzufügen. Aber es ist doch einmal so, und der Dichter soll seine Mitmenschen nicht bessern wollen: das ist nicht der Zweck der Kunst, sondern der, ihnen eine reine, edle Unterhaltung und Anregung zu gewähren. Glaubt ihr Romanverfasser denn wirklich, durch euere Arbeiten die Welt zu bessern, die Menschen zu bekehren? Thörichte Einbildung! Das ist noch keinem von euch gelungen und wird euch nie gelingen! Noch kein Dichter hat durch die Schilderung der Reuequalen eines Mörders den vom Morde abgehalten, der mit einem solchen umging, noch keiner durch die Schilderung der Wonnen eines christlich-beschaulich Lebenden einen Atheisten auf die Bahn des Glaubens zurückgeführt. Zeichnet uns die Menschen, die Welt, unterhaltet uns, regt uns zum Nachdenken über uns selbst und das Leben an, aber uns zu bessern überlaßt den Priestern, den Lehrern, den Erziehern, dem Staate und vor allem dem Leben selbst!

Vielleicht sieht die Verfasserin, Frau von Rothenburg, ein, auf einem wie falschen Wege sie sich befindet, auf dem sie niemals zum Ziel einer vollendeten künstlerischen Leistung kommen wird, vielleicht kehrt sie um und benutzt ihre Begabung zu einer tendenzfreien Schilderung und Nachgestaltung des Lebens. Dieses ist so bunt, so mannichfaltig, so anziehend allenthalben, daß es schon in seiner einfachen getreuen, künstlerisch gestalteten Wiedergabe jedermann interessirt und der frommen Verschönerungen und Verbesserungen der Frau von Rothenburg wahrlich nicht erst bedarf.

„Christliche Erzählungen des In- und Auslandes" von

A. Stern (Nr. 4). Ich schüttelte den Kopf, als ich das las. Was heißt das, „christliche Erzählungen?" Erzählungen, poetische Kunstwerke, die nur für den Genuß christlicher Gemüther bestimmt sind, nicht so? O über die, welche naiv genug sind, zu glauben, ein Kunstwerk sei eben daran zu erkennen, darum zu schätzen, weil es schönheitssinnige Menschen jedes Glaubens, jeder Abstammung fessele, anziehe, sinnlich und geistig anrege, den gebildeten Buddhisten so gut wie den gebildeten Israeliten oder Mohammedaner! Denn nun kommt A. Stern und belehrt uns, die, welche dies glaubten, seien im Irrthum befangen gewesen; es gebe Kunstwerke, die ausschließlich dazu bestimmt seien, Christen oder Buddhisten oder Israeliten Freude zu machen. Welche Grausamkeit! Gönnt ihr schon Andersgläubigen den Mitgenuß der zukünftigen himmlischen Freuden, der dereinstigen ewigen Seligkeit nicht, so gönnt ihnen doch wenigstens den Mitgenuß der irdischen, menschlichen Kunstwerke! Sind denn nicht Kunst und Wissenschaft die einzigen geistigen Vermittler zwischen den verschiedenen Nationalitäten und Religionen? So trage man wenigstens nicht auch in diese die confessionellen Gegensätze hinein. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", sagte der Sohn Gottes; aber im Tempel der Kunst ist nur ein einziger Raum, und in diesem sollen alle Menschen ohne jeden confessionellen Unterschied beten. Oder was soll „christliche Erzählungen" sonst bedeuten? Vielleicht Erzählungen, die im christlichen Geiste geschrieben sind? Schreibt Hymnen, Predigten, Tractate darin, aber keine darstellenden Kunstwerke. Die Kunst hat nur ein Gesetz: die Schönheit im Gewande der Wahrheit darzustellen, gleichgültig wo sie dieselbe findet, ob in der Pagode des Dalai-Lama, in Roms Sanct-Peter, oder im Tempel der Vernunft, und der Bischof gilt ihr nicht ein Jota mehr als der Oberbrahmine oder der Wunderrabbi. Warum soll es dem Künstler nicht auch erlaubt sein, strenggläubige Christen darzustellen und unsere Bewunderung für sie in Anspruch zu nehmen? Wir wollen sie gern bewundern, aber nur sofern sie unser künstlerisches, nicht weil sie unser confessionelles Interesse erregen. Die Christen des Dichters müssen, um künstlerisch zu wirken, naiv gläubig sein wie Manzoni's Bräute, Bulwer's Urchristen, oder ihr Christenthum muß ihre Leidenschaft sein, aber dann dürfen sie nur ihre Umgebung bekehren wollen, wie Lubbo aus Xaver in Fitger's „Hexe", nicht aber die Zuhörer. Wenn sich jedoch wie in den vorliegenden Büchern die Helden fortwährend ihres gläubigen Christenthums dem Leser gegenüber rühmen, Bibelstellen citiren und sich mit pharisäerhaftem Prunken an die Brust schlagen, wie schlechte Schauspieler Sentenzen, Betrachtungen über sich selbst nicht zu den Personen auf der Scene oder zu sich selbst, sondern dem Zuschauer ins Gesicht sagen, so kann solchen Erscheinungen gegenüber die Kritik ihren Stab eben einfach niederlegen, die Lippen schließen und diese literarischen Erzeugnisse unter die Rubrik „Tractate und Missionsschriften" einreihen, denn in die Rubrik „Poetische Erzählungen" gehören sie nicht, wenn sie auch die äußere Form des Romans oder der Novelle angenommen haben.

Es gibt wol eine nationale Kunst, ja in Wahrheit muß jede Kunst nationales Gepräge tragen hinsichtlich der Wahl der Stoffe und des Stils der Darstellung. An bestimmte Formen der menschlichen Gesellschaft muß die Kunst sich anlehnen, wenn sie nicht in eine schattenhafte und charakterlose, flache Allgemeinheit verfallen will. Das Vaterland, die Nationalität ist dem Menschen das Theuerste auf Erden; es ist ihm ein Angeborenes, er kann es nicht abschütteln wie eine Feder vom Rock, es drückt seinem Leben, Denken und Handeln einen unauslöschlichen Stempel auf, beeinflußt sein bürgerliches Schaffen und hat darum auch in der Kunst seine Vollberechtigung. Die Confession aber ist etwas Willkürliches oder etwas Aufgezwungenes, etwas rein Geistiges, das auf das Urtheilen des Menschen, auf sein Handeln, sein Leben nur geringen Einfluß übt, er kann sie abschütteln, er kann sie in seinem Leben wechseln, wenn er will. Die Nationalität ist etwas Reales, sie beeinflußt die Realität des Lebens, und da Kunst Nachgestaltung der schönen Realität ist, so beeinflußt sie auch die Kunst. Die Confession ist ein ideales Gut des Menschen, deren Einwirkungen auf die Realität des Lebens nur noch gering sind und von Tag zu Tag geringer werden, und darum hat sie in der modernen, im guten Sinne realistischen Kunst nur eine bedingte Berechtigung, eben nur dann, wenn sie zur Leidenschaft wird. Was bewundern wir am meisten an den Madonnenbildern Rafael's und Murillo's, an den Dramen Calderon's und Lope's, den Gesängen Tasso's, den religiösen Musikwerken Bach's und Mozart's? Daß in ihnen das confessionelle Moment nur die Unterlage ist zur herrlichen und blühenden Entfaltung des künstlerisch Schönen, des allgemein Menschlichen. Kein gebildeter Jude, der nicht in der Sixtinischen Madonna das Urbild des Ewig-Weiblichen verehrte, kein gebildeter Muselman, den Bach's H-moll-Messe nicht im Innersten aufwühlte und erschütterte — aber kein Christ, der bei den Christlichen Erzählungen von A. Stern nicht laut und langathmig gähnte.

Konrad Alberti.

Schriften zur Astronomie und Physik.

1. Die Königin des Tages und ihre Familie. Unterhaltungen über unser Planetensystem und das Leben auf andern Erdsternen. Mit einem Titelbild und drei Text-Illustrationen. Von M. Wilhelm Meyer. Teschen, Prochaska. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Diesmal fesselt uns Wilhelm Meyer, der bekannte Verfasser des „Kosmographischen Skizzenbuchs" (1879) sowie der „Spaziergänge durch das Reich der Sterne" (1885), mittels einer im Salon entstandenen Causerie über die Sonne, ihre Planeten und Trabanten. Ein geistreicher und geschmackvoller Vortrag verbindet sich in diesem Buche mit einer glücklichen Auswahl des Wichtigsten aus dem überreichen astronomischen Material. So kann nur ein gewiegter Fachmann, der selbst in dem behandelten Thema fleißig und gut beobachtet, gedacht und viel gearbeitet hat, und der selbständig zugleich die Feder gewandt zu führen versteht, literarisch schaffen und gestalten. In der That erfreut sich hier der wissensdurstige Leser an der kundigen und sichern Führung durch das obenbezeichnete Gebiet unsers Sonnensystems.

Selbstverständlich beginnt das Werk mit der Herrscherin des Tages, mit der Sonne. Der mächtige und imposante Brand auf derselben wird anschaulich geschildert, und es werden daraus die Sonnenfackeln sowie die Sonnenflecken in einfacher Weise erklärt. Wie die Häufigkeit der letztern nicht ohne Einfluß auf die magnetischen und vielleicht auch meteorologischen Verhältnisse bleibt, ist leicht faßlich dargestellt. Die Spektralanalyse verräth uns, daß die meisten einfachen Stoffe, wie sie auf der Erde vorkommen, auch auf der Oberfläche der Sonne als glühende Gase vorhanden sind. Unterhalb der Photosphäre, d. i. des leuchtenden Gasmantels der Sonne, befinden sich die weißglühenden Materien in jenem eigenthümlichen Aggregatzustande, den man den „kritischen" nennt und welcher als Uebergangszustand von der gasförmigen zur tropfbaren Form weder zu der einen noch zur andern zählt. Woher die Königin des Lichts und der Wärme ihre großen Ausgaben an Strahlung ersetzt, erörtert der Verfasser nach verschiedenen Ansichten, wobei ihn die gesunde Kritik dazu führt, mit Helmholtz anzunehmen, daß die Verdichtung der Sonne infolge der Schwere ihrer Materie die wahre und ausgiebige Quelle der Sonnenenergie ist.

Mit derselben Liebe, welche unser Astronom der Mutter Sonne zuwendet, behandelt er auch ihre Abkömmlinge, das sind ihre Planeten und die Satelliten. Vor allem untersucht er die Frage, ob zwischen der Sonne und dem Merkur ein von Leverrier angenommener und im voraus „Vulkan" genannter Planet existire. Letzterer sollte dazu dienen, die Widersprüche zwischen der wirklichen und der theoretischen Bahn des Merkur aufzuheben. Gestützt auf die von Peters in neuerer Zeit geübte Kritik der Gründe, welche für einen intramerkurialen Planeten sprechen sollten, kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß zunächst die Theorie des Merkur zu verbessern sei, bevor man wieder an das bisher vergebliche Suchen eines fraglichen Planeten zwischen der Sonne und dem Merkur gehe.

In der nun folgenden Behandlung der Planeten und Monde erhalten wir mittels zwingender Schlüsse und in leicht faßlicher Weise Belehrung über das Gemeinsame und Unterscheidende in der Natur jener Weltkörper sowie über ihren vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zustand. In letzterer Beziehung verweisen wir namentlich auf das Schlußkapitel, welches die Entwickelungsgeschichte des Weltgebäudes zum Gegenstand hat. Welche allgemeine und wichtige Bedeutung erhält hier der sonst so räthselhafte Ring des Saturn! Wie glücklich wird hierbei die Milchstraße als Beispiel verwendet! Ueberhaupt macht der Verfasser von der Analogie mit gebotener Vorsicht einen erfolgreichen Gebrauch. Höchst anziehend ist der Beweis für die Existenz von Polarlichtern auf der Nachtseite der Venus. Besondern Dank verdient der Verfasser für die schöne Würdigung der jüngsten Arbeiten Schiaparelli's in Bezug auf den Mars, und der den letztern behandelnde Abschnitt gehört sicher zu den interessantesten des Buchs. Dasselbe läßt sich vom Vortrag über den Saturn sagen, der ja mit Recht ein Liebling des Verfassers ist, und dem er bekanntlich besondere Beobachtungen, specielle Studien und eine Monographie gewidmet hat. Bezüglich der Lebewesen auf andern Planeten geht der Verfasser von dem annehmbaren Axiom aus, daß Leben gewiß überall auftritt, wo die Bedingungen für dasselbe vorhanden sind, was für die meisten Begleitsterne der Sonne zutreffe.

Hoffentlich haben diese Zeilen unsere Leser so weit angeregt, daß sie nunmehr selbst nach dem inhaltreichen Buche Meyer's greifen werden, das auch in feinem, formgewandtem Stil geschrieben ist.

2. Handbuch der mechanischen Wärmetheorie. Von Richard Rühlmann. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Zwei Bände. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1876—1885. Gr. 8. 46 M.

Vor kurzem wurde das letzte Heft dieses Werks ausgegeben, dessen erstes Heft schon vor zwölf Jahren erschienen ist. Obschon also ein langer Zeitraum zwischen Anfang und Ende liegt, so hat doch die Einheitlichkeit der Arbeit nicht gelitten. Die Ursache der Verspätung im Erscheinen des Schlußhefts liegt besonders in dem mit Verzug verbundenen Sammeln, Sichten, Ordnen und Studiren des mächtigen, oft schwer zu erlangenden Materials. Wer die fleißig gearbeiteten beiden Bände dieser Thermodynamik und einige andere inzwischen nothwendig gewordene Publicationen Rühlmann's kennt, der wird gern die Verzögerung im Herauskommen des abschließenden Hefts entschuldigen.

Anfangs lehnte sich das Werk an die Verdet'schen Vorlesungen (1864—65) über die mechanische Wärmetheorie an, später jedoch ging der Verfasser ganz selbständig vor, wozu wir ihm nur gratuliren können. Der erste Band beschäftigt sich mit den Grundlagen der mechanischen Wärmetheorie, mit den beiden Hauptsätzen derselben sowie mit der Anwendung der letztern auf die in die Wärmelehre gehörenden Disciplinen; wir zählen hierzu das thermodynamische Studium der Veränderungen des Volumens und des Aggregatzustandes sowie insbesondere die Ergründung der Natur der Gase, ferner die Anwendung der Thermodynamik auf die Mischungen und Auflösungen fester oder gasförmiger Körper in Flüssigkeiten. Der zweite Band bringt zunächst die Molekulartheorie der Wärme und geht dann in der Anwendung der thermodynamischen Hauptsätze über die Grenzen der engern Wärmelehre hinaus zu den andern Zweigen der Naturlehre, so zur Chemie, die sich zur Thermochemie gestaltet, zur Verwerthung der mechanischen Wärmetheorie in der Elektricitätslehre, in der Witterungslehre und in der Sternkunde. Den Schluß des zweiten Bandes bildet eine sehr erwünschte und werthvolle Geschichte der Thermodynamik.

Mit musterhafter Ruhe und Unparteilichkeit forscht Rühlmann nach den Anfängen der mechanischen Wärmetheorie. Schon die Alten ahnten die Unzerstörbarkeit der Naturkräfte, sowie daß die Wärme in einer Bewegung kleinster Theilchen bestehe, und seit dem 17. Jahrhundert sprechen sich nicht wenige Philosophen und Naturforscher in diesem Sinne aus. Die vorherrschende Vorstellung blieb jedoch immerhin, daß Kräfte vernichtet werden können, und daß die Wärme ein höchst feiner, unwägbarer Stoff sei. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts entkräfteten Rumford (1798) und Davy (1799) die Vorstellung, daß Wärme ein Stoff sei, durch überzeugende Versuche, aus welchen sie schlossen, die Wärme bestehe aus einer immerwährenden Bewegung der kleinsten Körpertheilchen. Nichtsdestoweniger reichte im allgemeinen die Hypothese von der materiellen Natur der Wärme weit in unser Jahrhundert herein. Die Geschichte der Wissenschaft, welche nur die Bahnbrecher im Auge zu behalten hat, muß jedoch schon von Rumford und Davy den exacten Beweis für die mechanische Natur der Wärme datiren, indem der erstere sogar schon eine Berechnung oder richtiger Schätzung der Umwandlung von mechanischer Arbeit in Wärme versuchte. Erst Robert Mayer jedoch sprach deutlich den ersten Hauptsatz der mechanischen Wärmelehre aus, wonach sich Wärme und Arbeit nach einem constanten Werthverhältniß ineinander umwandeln lassen. Dieses Aequivalentenverhältniß suchte er auch experimentell zu ermitteln. Indeß hat ihn nach dieser Richtung James Prescott Joule an Genauigkeit des Verfahrens überholt, weshalb der Engländer Tait und andere letzterm die Priorität in Bezug auf den ersten Hauptsatz der Thermodynamik vindiciren wollen. Ohne das hohe Verdienst Joule's im geringsten herabzusetzen, verbleibt so die Erfindung des ersten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie doch bei Robert Mayer. Ebenso überzeugend und parteilos behauptet Rühlmann die Priorität für Rudolf Clausius in Bezug auf den Verwandlungswerth von Wärme in Arbeit, d. i. auf den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmelehre, gegen die unterliegenden Ansprüche der Engländer Rankine und W. Thomson. Auch auf die Theorie der Gase sowie auf die technische Anwendung der neuen Wärmelehre erstreckt sich die Geschichte der Thermodynamik von Rühlmann, welche durchweg von einem reichen literarischen Nachweis begleitet ist.

Ein solcher bibliographischer Citatenschatz steht überhaupt dem Leser im ganzen Werke zu Diensten, wenn er sich etwa an die Quellen der Thermodynamik zu wenden gedenkt. Allein nicht nur in Bezug auf die einschlagende Bücher- und Schriftenkunde, sondern hauptsächlich in Hinsicht auf den neuen und gegenwärtigen Stand der Thermodynamik bildet das Werk Rühlmann's ein Repertorium, für das man ihm nicht genug danken kann. Sowol das theoretische wie das experimentale Material der gesammten mechanischen Wärmelehre hat der Verfasser aus der Heimat wie aus der Fremde möglichst vollständig gesammelt, mit Kritik gesichtet und einheitlich selbständig behandelt. Der Leser kommt hierdurch in die angenehme Lage, das ganze Gebäude der neuen Wärmelehre, in ihrer Reinheit sowie in ihrer vielseitigen Anwendung, mit einem Blick zu übersehen und auch ohne Schwierigkeit zu beurtheilen, welchen Platz jede der vielen Originalanschauungen im System der Thermodynamik einnimmt. Ueberdies hat man es dann leichter, die in Zukunft nachfolgenden Fortschritte der Thermowissenschaft zu verstehen und eventuell auch selbst mitzuarbeiten.

Daß ein Handbuch der modernen Wärmelehre vom Gebrauch der höhern Mathematik nicht absehen kann und darf, ist selbstverständlich. Es ist jedoch von diesem mächtigen Hülfsmittel nur der nothwendigste Gebrauch gemacht, und es bleibt noch genug, ja sehr viel Lehrreiches übrig für solche Freunde der theoretischen und angewandten Naturlehre, welche mit mathematischem Wissen nur spärlich oder mäßig ausgerüstet sind. Man kann daher mit gutem Gewissen das Rühlmann'sche Werk nicht nur dem Studirenden der Naturwissenschaften, dem Lehrer und Erforscher der letztern, sondern auch dem bloßen Liebhaber der Chemie, Physik, Astronomie und Physiologie bestens empfehlen, vorausgesetzt daß dieser die Anstrengung des Denkens beim Lesen nicht scheut. Ursprünglich war beabsichtigt, das Werk mit einer möglichst vollständigen chronologischen Bibliographie zu schließen. Dies ist jedoch unterblieben, wahrscheinlich weil ohnedies in den Citaten die Bücherkunde ausgiebig vertreten ist, und auch weil es bei der Beendigung des Werks an Raum und Zeit mangelte. Vielleicht erhalten wir solch ein werthvolles Geschenk bei einer baldigen neuen Auflage, die wir diesem nützlichen und vorzüglichen Werke aus vollem Herzen wünschen.

Zur Kriegsgeschichte.

Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung archivalischer Quellen von F. von der Wengen. Erste bis fünfte Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1885—86. Gr. 8. Jede Lieferung 2 M. 40 Pf.

Das kriegerische Drama, das vor nunmehr zwanzig Jahren durch die Schlacht bei Langensalza seinen Abschluß fand, hat die allgemeine Aufmerksamkeit in weit höherm Grade gefesselt, als dies durch die rein militärische Bedeutung der sich im schönen Thüringen abspielenden Begebenheit gerechtfertigt erscheint. Vielleicht haben die politischen Folgen, welche einen mittlern Bundesstaat von der Karte Deutschlands verschwinden ließen, das öffentliche Interesse besonders angeregt, und die verschiedenen Veröffentlichungen wirbelten den Staub immer von neuem auf. Das preußische Generalstabswerk ebenso wie der hannoversche „Officielle Bericht" geben nur eine gedrängte Darstellung der damaligen Vorkommnisse, und die meisten der sonst diese Episode des denkwürdigen Jahres 1866 behandelnden Schriften gehen, theilweise in ziemlich erregter Polemik, immer nur von den auf einer Seite maßgebenden Anschauungen aus. Da ist es denn doppelt erfreulich, daß der Verfasser des vorliegenden Werks sich die Aufgabe gestellt, und wie wir aus persönlicher Erfahrung ihm vorweg mit Freuden bezeugen wollen, in den bisjetzt erschienenen Heften auch glücklich gelöst hat, jene Ereignisse in völlig parteiloser Weise zur Darstellung zu bringen. F. von der Wengen hat es verstanden, aus Actenstücken wie aus den Tagebüchern und Mittheilungen einzelner Persönlichkeiten das denkbar reichhaltigste und durchweg glaubwürdiges Material zusammenzutragen, und hat mit großem Geschick, die sich natürlicherweise vielfach widersprechenden Angaben zu einem anschaulichen und übersichtlichen Bilde verarbeitet. Die Lösung dieser Aufgabe war hier doppelt schwierig, da während des kurzen Operationszugs der Hannoveraner die beiderseitigen militärischen Maßnahmen mit den politischen Erwägungen und Unterhandlungen sich häufig durchkreuzten, während manche im hannoverschen Hauptquartier gewissermaßen unter der Decke spielende Sonderbegebenheiten die an und für sich schon vielfach verschlungenen Fäden der Ereignisse zu einem schier unlösbaren Knäuel verwirrten. Jede Seite des Buchs mit seinen peinlich genauen Zeitangaben und den vielen bis auf die größten Einzelheiten ausgedehnten Mittheilungen — Enthüllungen im guten Sinne des Worts — legt Zeugniß ab von dem liebevollen auf die Zusammenstellung verwendeten Fleiße. Wenn wir in der Gesammtanordnung etwas auszusetzen finden, so sind es die strategischen und taktischen Auseinandersetzungen, die der Verfasser als eigene Ansicht den Schilderungen der thatsächlichen Begebenheiten wiederholt folgen läßt, und deren Berechtigung uns zweifelhaft erscheint. Eine gewisse Breite ist dem Buche überhaupt nicht abzusprechen. Sie erklärt sich in gerader Wechselwirkung meist aus dem eingangs betonten allgemeinen Interesse an diesen militärisch-politischen Irrgängen. Als solche darf man den Verlauf der Kriegsbegebenheiten zwischen Preußen und Hannover bezeichnen. Der umfangreichen Einleitung, welche, von dem Streben nach Klarheit verführt, wol etwas zu weit ausholt, folgt als erster Abschnitt eine übersichtliche Zusammenstellung der Ereignisse bis zur Kriegserklärung 1866. Schon hier lassen viele Einzelheiten, namentlich in der Schilderung der Persönlichkeiten, die genaue Kenntniß des Verfassers mit allen einschlägigen Verhältnissen erkennen. In noch höherm Grade ist dies bei den folgenden Kapiteln der Fall, wenn selbstverständlich auch nicht jedes Urtheil ohne weiteres unterschrieben werden kann. Der zweite Abschnitt schildert die hannoversche Armee; der dritte enthält unter der Ueberschrift „Preußen, seine Gegner und Bundesgenossen beim Ausbruch des Kriegs" einen Ueberblick über die allgemeine Lage; der vierte erzählt die Ereignisse in Hannover vom 16. bis 20. Juni; der fünfte handelt von Kurhessen und der preußischen Occupation; der sechste beschreibt die Operationen gegen die hannoversche Armee vom 21. bis 23. Juni. Die Begebenheiten während der Tage vom 24. bis 26. Juni, die zu der Katastrophe am 27. Juni führten, bilden den Inhalt des siebenten Abschnitts. Dieser ist in dem vorliegenden fünften Hefte noch nicht zu Ende geführt. Vollständig soll das eigenartige und in hohem Grade interessante Werk mit der sechsten Abtheilung werden, deren Erscheinen mit den dazu gehörigen Beilagen wir erwartungsvoll entgegensehen. Wir gedenken dann, an dieser Stelle auf das Buch Wengen's zurückzukommen, können dasselbe aber schon jetzt mit gutem Gewissen den weitesten Leserkreisen empfehlen.

Hermann Vogt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der Büchermarkt des Jahres 1885 brachte 16305 Werke, während im Vorjahr 1884 15607 erschienen sind: ein Zuwachs der Bücherproduction um 698 Nummern. Die Schöne Literatur hat dazu nur 42 Werke beigesteuert; denn im Jahre 1885 zählt sie 1345 Erzeugnisse gegen 1303 im Vorjahr. Allerdings heißt es, ein großes Wort gelassen aussprechen, wenn man in einem Jahre 1345 dichterische Productionen verzeichnen kann. Die Ueberfüllung der Schriftstellerlexika darf uns dabei nicht wundernehmen: denn wenn es auch einige Autoren gibt von einer Productivität, welche alljährlich mehrere Werke aus dem Aermel schüttelt, so wird doch die Mehrzahl jährlich nur ein neues schaffen: unum, sed leonem. Hinter den 1345 Schriften steht also wol eine Zahl von mehr als 1000 Schriftstellern, und daß diese alle Verleger gefunden haben, zeugt doch von einer gewissen Gutmüthigkeit des viel angegriffenen deutschen Verlagsbuchhandels.

Wenn die Natur mit dem Genie kargt, so hat sie auch die Talente nicht so verschwenderisch ausgestreut, daß jene 1000 damit alle beglückt werden könnten. Die bei weitem überwiegende Mehrheit jener Werke gehört der Unterhaltungs-, der Leihbibliotheksliteratur an: Lust zum Fabuliren und das Geschick dazu mag da oft das Talent ersetzen können.

Trotz der alle Nachbarländer in Schatten stellenden Fruchtbarkeit der deutschen Belletristen behaupten sie doch nicht den ersten Platz auf dem Büchermarkte; dieser muß den Pädagogen eingeräumt werden, die ja viel zu sagen und besonders sich viel zu streiten haben. Die Zahl der pädagogischen Schriften erreicht die enorme Höhe von 2169 gegen 2029 im Vorjahr, ist also um 140 gestiegen. Man würde kaum begreifen, woher für diese Production die entsprechenden Consumenten kommen, wenn nicht auch sämmtliche Schulbücher in jener Summe mitzählten — und die vielköpfige Schuljugend spricht ein gewichtiges Wort mit, wo es den Absatz der Bücher gilt. Nach der Pädagogik kommt Jurisprudenz, incl. Politik, Statistik, Verkehrswesen, mit 1483 Schriften gegen 1472 im Jahre 1884: dagegen hat die Theologie eine kleine Baisse von 70 Schriften zu verzeichnen: 1391 gegen 1461 im Vorjahr. Das sind die Wissenschaften, die es zu vierziffrigen Zahlen bringen: die Medicin bringt es blos auf 904 gegen 928 im Vorjahr, die Geschichte auf 773 gegen 807, Sammelwerke, Literaturwissenschaft, Bibliographie auf 409 gegen 438, Schöne Künste auf 712 gegen 643, Kriegswissenschaft auf 435 gegen 380: das Zeichen einer Friedensära, da die Militärs so viel Zeit zum Schreiben haben. Daß bei den Erfolgen unserer Colonialpolitik Geographie und Reisen von 460 auf 495 gestiegen sind, ist begreiflich; einen gleichen Aufschwung aus ähnlichem Grunde nehmen: neuere Sprachen 570 statt 489, Mathematik 252 statt 204, Bau-, Maschinen-, Eisenbahnkunde und Schifffahrt 507 statt 411. Die Jugendschriften haben um mehr als ein Hundert, von 406 bis 520, zugenommen; das Stiefkind der Gegenwart, die Philosophie, balancirt ungefähr auf gleicher Höhe: 136 statt 132.

Die systematische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels in den Jahren 1884 und 1885, welche die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung im „Börsenblatt" alljährlich veröffentlicht, gibt noch zu mancherlei andern interessanten Betrachtungen Anlaß; die eine Thatsache steht aber fest, daß bei der fortwährend im Wachsen begriffenen buchhändlerischen Production das Schöne und Gute neben den oft lauter gepriesenen Nichtigkeiten immer schwerer durchzudringen vermag.

— Ein für Juristen interessantes Werk ist „Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen" von A. Bolze, Reichsgerichtsrath, erster Band (Leipzig, F. A. Brockhaus). Die Anordnung des Werks ist eine durchaus übersichtliche. Das Verdienst desselben ist, die Resultate der Urtheilsfällung kurz und übersichtlich vorzuführen: ein für den Praktiker und Geschäftsmann sehr ins Gewicht fallender Vorzug. In dem ersten Bande sind die Entscheidungen der Monate November, December und theilweise October des Jahres 1884 und die aus den Monaten Januar bis Mai des Jahres 1885 zusammengestellt.

— Von der anmuthigen Novelle von Max Müller: „Deutsche Liebe" (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist die siebente Auflage erschienen: ein gewiß seltener Erfolg für eine einzelne Erzählung. Der berühmte Name des Verfassers hat freilich nicht geringen Antheil daran. Ebenso hat die in demselben Verlag erschienene Erzählung der Fredrika Bremer: „Das Haus oder Familiensorgen und Familienfreuden", in der Uebersetzung aus dem Schwedischen eine neunte verbesserte Auflage erlebt: ein Beweis dafür, daß der Leserkreis, der sich um den „häuslichen Herd" der schwedischen Erzählerin gruppirt, sich keineswegs vermindert hat.

— Das typographische Prachtwerk: „Druckschriften des funfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen herausgegeben von der Direction der Reichsdruckerei" (Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien), das in zehn Heften mit je 10 Tafeln erscheint, nimmt raschen und erfreulichen Fortgang. Bereits liegt uns das sechste Heft vor, die Tafeln 51—60 enthaltend. Wir stehen nicht an, dieses Heft als das werthvollste in der bisher publicirten Reihe zu bezeichnen, das werthvollste, insofern es fast ausschließlich Nachbildungen aus ebenso seltenen wie für die Geschichte und Entwickelung der Buchdruckerkunst hochwichtigen Incunabeln oder Wiegendrucken bringt, deren Originale sich in der berühmten Klemm'schen bibliographischen Sammlung befinden. Das Unternehmen der Reichsdruckerei erfüllt somit in verdienstlichster Weise seinen Zweck, solche theils mustergültige theils in anderer Hinsicht interessante und bemerkenswerthe Drucke aus frühern Jahrhunderten, die ihrer Seltenheit wegen jetzt nur noch wenigen erreichbar sind, durch facsimiletreue Reproduction wieder allgemein zugänglich zu machen. Inzwischen ist uns auch schon das siebente Heft zugekommen, dessen 10 Tafeln (61—70) ebenfalls äußerst seltene und merkwürdige Drucke aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorführen. Ein specielles culturgeschichtliches Interesse knüpft sich an Tafel 66: „Kirchen-Ordnung im Churfürstenthum der Marcken zu Brandenburg", 1540 bei Johann Weis in Berlin gedruckt.

Bibliographie.

Bleibtreu, C., Revolution der Literatur. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Claus, N., Neue theoretisch-praktische Grammatik der italienischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. 3te verb. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Collection Spemann. Deutsche Haus- und Haus-Bibliothek. 94ster Bd.: Das Jubiläum und andre Erzählungen von Luise v. François. — 95ster Bd.: Ausgewählte Erzählungen von F. v. Gaudy. Mit einer Einleitung von Constance v. Gaudy. Stuttgart, Spemann. 8. à 1 M.

Deviloff, P., In Berg und Wald. Gedichte. Salzburg, Kerber. 8. 1 M. 60 Pf.

Dewall, J. van, Im Bivouak. Allerhand Geschichten aus vergangenen Tagen. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Enders, M. A., Falkenried. Aufzeichnungen aus der Feder einer alten Tante. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Funk, E., Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der schwedischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht und namentlich zum Selbststudium für Kaufleute. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Jókai, M., Blitz und Schwertklinge. Erzählung. Aus dem Ungarischen von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Kralik, R., Das Ostaralied. Ein Wintermärchen. Wien, Konegen. 8. 60 Pf.

Meyer, C. F., Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. 2te Aufl. Leipzig, Haessel. 1885. 8. 3 M.

Nordenskiöld, A. E. Freiherr von, Grönland. Seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste. Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition, ausgeführt im Jahre 1883. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 M.

Parlow, H., Vom Guadalquivir. Wanderungen in Sevilla. Wien, Hartleben. 8. 3 M.

Reidemeister, H., Jugurtha. Tragödie. Braunschweig, Wagner. 8. 2 M.

Reuter, W., Sinnen und Singen. Neue Gedichte. Münster, Theissing. 16. 2 M.

Schönfeld, P., Satiren und Epigramme. Kaiserslautern, A. Gotthold. Gr. 8. 5 M.

Stave, L., Auf Bredendorf. Lustspiel. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 1 M. 50 Pf.

Tafel, Eugenie, Im stillen Wald. Novelle. Zürich, Schröter. 8. 1 M.

Tscheng Ki Tong, China und die Chinesen. Uebersetzung von A. Schultze. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 3 M. 60 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 2090: Jede Pott findt sien'n Deckel. De Schoolinspecktschon. 2 plattdeutsche Lustspiele von A. Zinck. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Von der Weichsel zum Dnjepr. Geographische, kriegsgeschichtliche und operative Studie von Sarmaticus. Mit 1 Uebersichtskarte u. 14 Skizzen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 7 M.

Voß, R., Der Sohn der Volskerin. Roman. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Wendlandt, W., Magnus. Geschichtliches Trauerspiel. Berlin, Funcke u. Maeter. Gr. 8. 3 M.

Wigand, A., Grundzüge aller Naturwissenschaft. Marburg, Elwert. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Majunke, Geschichte des **Culturkampfes.** 1. Lieferung zu 75 Pf. soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.
Ferdinand Schöningh in Paderborn und Münster.

Die „Allgemeine Zeitung“
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen
ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).
Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 68 bis 74.

Deutscher Reichstag. — Europa und der serbisch-bulgarische Friede. — Die Frage der Verfassungsrevision in Belgien. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die neuesten Entwicklungen in Japan. — Die deutsche Staatssprache in Oesterreich. Torpedo und submarines Fahrzeug. Von Dr. F. Leist. — Tizians himmlische und irdische Liebe. Von H. Riegel. — Die Autographensammlung Crémieux'. — Die Bildersprache des Volkes. Von R. Kleinpaul. (I/II.) — Im Archiv der Comédie Française. Von A. Bettelheim. — Neapel. Von Th. Trede. (I.) — Homers „Odysseuslied, in Nibelungenstrophen nachgedichtet.“ Von W. Jordan. — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XVI.) — Die neuen Ausgrabungen zu Athen und die Schwerter zu Mykene.

Die Berliner Handelsgesellschaft und die Lage des Bankgeschäfts überhaupt. — Ein Anathem des Deutschen Landwirthschaftsraths. (Schluß.) — Zur Währungsfrage. — Geschäftliche Jahresberichte: Bayerische Handelsbank. Unionbank, Wien. Coburg-Gothaische Creditgesellschaft in Coburg. Frankfurter Bank. Nationalbank für Deutschland, Berlin. Spinnerei und Weberei Erlangen. Bayerische Beamten-Creditbank. Ungarische allgemeine Creditbank.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren des Generals U. S. Grant.
Autorisirte deutsche Ausgabe.
Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen.
In zwei Bänden.
Erster Band. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die hinterlassenen Denkwürdigkeiten des im Juli 1885 verstorbenen Generals Grant, des siegreichen Feldherrn und zweimaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, fanden in Amerika bereits vor dem Erscheinen über 300000 Subscribenten und werden hier in getreuer Uebersetzung von H. von Wobeser dem deutschen Publikum zugeführt. Der zweite Band, welcher das Werk abschließt, befindet sich unter der Presse.

Neuer Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Kulturhistorischer Bilderatlas. I. Griechen und Römer, bearbeitet von Professor Dr. Th. Schreiber. 100 Tafeln qu. Fol. mit über 1000 Abbild. und Text. — II. Mittelalter, bearb. von Dr. A. Essenwein. 120 Tafeln mit über 1000 Abbild. und Text. Jeder Band br. 10 M. geb. 12 M. 50 Pf.

Geschichte der Architektur von W. Lübke. 6. Aufl. 2 Bände mit 970 Illustr. br. 26 M., geb. in Kaliko 30 M., in Halbfr. 32 M.

Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland. Von Carl Lachner. I. Teil. Der norddeutsche Holzbau. Mit 4 Farbendr. und 182 Textillustr. Hoch 4. br. 10 M. — Der II. Teil (Schluss) erscheint im Jahre 1886.

Mythologie der Griechen und Römer von Otto Seemann, 3. Aufl. unter Mitwirkung von Rud. Engelmann bearb. Mit Abbild. 1885. — geb. 3 M. 50 Pf. — Prachtausg., mit Kupfer fein geb. 4 M. 50 Pf.

Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung. Ein Handbuch der Waffenkunde. Von Aug. Demmin. 2. verb. u. verm. Aufl. mit über 1000 Abbild. 1885. — I. Hälfte br. 5 M. (II. Hälfte erscheint Mitte März.)

Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts unter Mitwirkung von H. Lücke, A. Schmarsow, Ad. Rosenberg, K. Eggers, V. Valentin etc. herausgegeben von Rob. Dohme. Mit vielen Abbild. 2 Bde. Hoch 4. br. 40 M.; in reichem Einb. 48 M.; in Saffian 62 M.

Zeitschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbeblatt, nebst Beiblatt: Kunstchronik, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, herausgegeben von C. v. Lützow und Artur Pabst. 21. Jahrgang Oktober 1885—1886. — Halbjährlich 14 Mark. Das Kunstgewerbeblatt mit Kunstchronik kann auch gesondert für 6 Mark halbjährlich bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neuguinea.
Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885
von
James Chalmers und **W. Wyatt Gill.**
Mit Abbildungen und einer Karte.
8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Das Deutsche Reich hat bekanntlich von dem nordöstlichen Theile Neuguineas, der größten unter den Südseeinseln, Besitz ergriffen, und infolge dessen beschäftigt sich die in Berlin gegründete Neuguinea-Compagnie eifrig mit Landerwerbungen und Errichtung von Handelsfactoreien auf diesem neuen Colonialgebiete. Vorliegendes Werk, das über Bodenbeschaffenheit und Klima Neuguineas, wie über Lebensweise und Rasseneigenthümlichkeiten der Eingeborenen im reichsten Maße Aufschluß gibt, wird sonach in der vorliegenden autorisirten Ausgabe gewiß auch dem deutschen Publikum sehr willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Japanischen Sprache
von **Philipp Noack.**
8. Geh. 15 M.

Für Deutsche, welche die japanische Schrift- und Umgangssprache erlernen wollen, wird in dem vorliegenden Werke ein treffliches Lehrmittel geboten. Ausser einer vollständigen Grammatik enthält dasselbe passende Uebungsstücke mit Uebersetzung und Erklärung, ein japanisch-deutsches Wörterbuch, sowie eine Reihe von Schrifttafeln, welche die japanischen Originaltypen und deren Zusammensetzung zur Anschauung bringen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1886. Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 1. April 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ein neuer Zola-Cultus. Von A. Sulzbach. — Dichtungen und Nachdichtungen. Von Robert Waldmüller. — Zur deutschen Literatur. Von Robert Boxberger. — Wundt's philosophische Essays. Von Moritz Brasch. — Erzählende Schriften. Von Johannes Emmer. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ein neuer Zola-Cultus.

Die bedenklichste Art von Cultus, der Zola-Cultus, scheint in Deutschland sich einbürgern zu wollen. Es ist in neuester Zeit wiederholt vorgekommen, daß deutsche Schriftsteller, die sich mit Stolz zu den Realisten oder Naturalisten zählen, ihre Werke Zola dedicirten und dann die artige Antwort des französischen Meisters der Realisten, in welcher die Widmung angenommen und dem wackern Streben des Autors, der unbeirrt die Fahne des Realismus hochhalte, in französischer Sprache die Anerkennung ausgedrückt wird, dem bahnbrechenden Opus als Vorwort vorgedruckt haben. Daß ein deutscher Schriftsteller sein deutsch geschriebenes Werk durch einen französischen Schriftsteller mit einer französisch geschriebenen Empfehlung bei dem deutschen Publikum einführen läßt, gibt ja schon Anlaß zu denken; man braucht noch lange nicht ein franzosenfresserischer Chauvinist zu sein, um an einem solchen Gebaren Anstoß zu nehmen und es nicht sehr empfehlenswerth zu finden. Wenn aber Zola's Name als Flagge aufgesteckt wird, unter welcher ein deutsches Buch auf dem Büchermarkt erscheint, so bedeutet dies noch etwas mehr als ein nicht empfehlenswerthes Benehmen, es ist dies von vornherein als eine Reclame der schlimmsten Art zu betrachten, die mit diesem Namen ein Lesepublikum für Machwerke gewinnen will, welche bisher sich nur eines Ansehens in gewissen abgelegenen Gassen der Großstädte rühmen durften. Es soll dadurch bei uns eine Literatur eingeschmuggelt werden, welche in Paris als pornographischer Schmutz zu einer unerfreulichen Blüte gelangt ist.

Den besten Beweis hierfür liefert uns ein soeben im Verlagsmagazin in Zürich erschienenes Novellenbuch: „Enfants perdus", das von Zola bevorwortet ist.

In richtiger Selbstwürdigung präsentiren sich die Verfasser (zwei haben das Werk zu Stande gebracht) unter dem nom de guerre der Gebrüder Thersites dem Publikum.

Die Herren nehmen in der Vorrede den Mund sehr voll, indem sie erklären, was sie wollen und was sie nicht wollen: sie wollen sagen, was sie denken, und schildern, was sie sehen, sie wollen keine Feuilletons für „Familien" schreiben, sie „geizen nicht nach dem Beifall alter Damen und pedantischer Moralisten im Schlafrock". „Der Naturalismus beobachtet und analysirt" — ja analysirt! — mag er die Zustände der menschlichen Gesellschaft analysiren, mag er die Schäden bloslegen, man wird ihm die Berechtigung einer solchen Analyse nicht bestreiten, man wird ihn als berechtigten Mitarbeiter auf dem Felde der Cultur anerkennen. Gehört aber auch zu dieser Analyse, die im Dienste einer menschenveredelnden Aufgabe stehen will, daß mit behaglicher Breite Vorgänge sinnlicher Art erzählt werden, welche der Schriftsteller, der nur noch ein wenig auf Anstand hält, nur leise anzudeuten wagt? Wie man Gebrechen auch der höhern Stände darlegt, ohne gemein zu werden, haben Schiller in „Kabale und Liebe" und Lessing in „Emilia Galotti" gezeigt. Freilich diese wollten erziehen und bessern, Schriftsteller aber, die in der Art und Weise wie die Gebrüder Thersites schreiben, wollen vor allem verdienen, und für den Schmutz gibt es noch immer ein großes Publikum. Mögen mir es Schiller und Lessing verzeihen, daß ich bei dieser Gelegenheit ihre Namen genannt, aber es packt einen tiefer Schmerz, wenn man sieht, daß nach jenen großen Geistern noch Schmutzschriften wie die in Rede stehende möglich sind, und das Auge wird dabei unwillkürlich auf jene Männer gelenkt, wenn man ermessen will, wie tief die Gegenwart gesunken ist.

Paul de Kock ist reines Kinderspiel gegen das, was hier geboten wird, und Schlegel's „Lucinde" ein Moralbuch gegen die Gemeinheiten, die sich hier breit machen. Die Verfasser wollen erzählen, wie Mädchen fallen. Ein wirkungsvolles Thema, wenn es richtig behandelt wird; die Prostitutionsfrage ist wol einer Erörterung werth; auch der Roman und die Novelle können mit Erfolg an dieselbe herantreten, mit dem Erfolg, den der Menschenfreund wünscht. Dieser Erfolg wird aber nicht erreicht durch lascive Geschichten, durch sinnberückende Ausmalung von Situationen, für welche die Bezeichnung „bedenklich" schon viel zu schwach ist; hier könnte ein Volksschriftsteller viel wirken, wenn er mit dem ganzen sittlichen Ernst, den diese ernste Frage verdient, dieselbe gemüthvoll und eindringlich behandelte. Und welche Persönlichkeiten führen uns nun die Verfasser vor? Nicht unschuldige Mädchen, die den Verführungskünsten der Männer unterliegen, sondern solche, die schon gefallen sind, ehe sie noch verführt werden, Mädchen, die sich den Männern an den Hals werfen und sie um Verführung bitten, und zwar nicht von Elend und Hunger getrieben, sondern aus Wollust. Sollen solche Geschöpfe vielleicht als Typen für die deutschen Mädchen und Frauen gelten? Es mag ja solche Wesen geben, dann aber dürften sie wol nur zu den Ausnahmen zählen; wollten die Verfasser uns aber Ausnahmen vorführen, könnten sie damit beweisen, wie sie im Vorwort mit lauter Emphase verkünden, daß die Gesellschaft überhaupt schlecht sei?

Aber selbst als Ausnahmen können wir die meisten der uns in diesem Buche vorgeführten weiblichen Exemplare nicht gelten lassen; sie sind vielmehr das Erzeugniß einer hirnverbrannten Phantasie. Hierfür ein Beispiel. Eine Dame aus den bessern Ständen geht abends eilig über die Straße; sie wird von einem alten Mann belästigt; die Zudringlichkeiten des Greises werden für sie immer beängstigender, bis ein junger der Dame gänzlich unbekannter Mann in der menschenleeren Straße, durch welche sie, um nach Hause zu gelangen, gehen mußte, ihr als rettender und schützender Engel erscheint. Sie dankt ihm und bittet ihn um seine Begleitung. Vor ihrem villenartigen Hause angekommen, will er sich verabschieden: da ändert sie den sittsamen Ton, und mit der Anrede „Mein Junge" bittet sie ihn, ihr ins Haus zu folgen. Wie sie nun in ihrem Boudoir sich in der Pose einer unbekleideten Hebe dem ihr gänzlich unbekannten Mann darstellt und ihn am andern Morgen mit der Bitte, abends wieder zu kommen, entläßt, wird mit den gehörigen Zuthaten erzählt. Es ist keine Dirne, es ist eine junge Frau aus den besten Ständen, von der uns dies Stückchen mitgetheilt wird. Seltsames Benehmen! Und die Erklärung hierfür? Der Gemahl der Dame ist augenblicklich in Monaco, schon vor dessen Abreise hat sie von seiner Untreue erfahren; sie will nun auch ihre eigenen Wege gehen. Alles wol denkbar und psychologisch zu erklären. Nun sollte man erwarten, daß sie aus dem Kreise ihrer bisherigen Bekannten sich einen Liebhaber aussuchte; nein, sie gabelt einen ihr wildfremden Menschen, den ersten besten von der Straße auf und gibt sich ihm aus Rache gegen ihren untreuen Mann hin. Das ist doch wol mehr als ein psychologisches Räthsel, das ist Unsinn, wenn es auch noch so pikant klingt und noch so verführerisch ausgemalt ist. Von solchen Ungeheuerlichkeiten wimmelt das Buch, nur zwei Novellen desselben: „Gillon" und „Nihilisten", halten sich von gemeinen Nuditäten frei und sind deshalb die einzigen genießbaren Erzählungen.

Der Naturalismus, der in Zola seinen Meister verehrt, thut sich etwas darauf zugute, wahr zu sein; ja, wenn er es nur wäre; wahr ist bei ihm nur die naturalistische Darstellung physischer Vorgänge, nicht aber das psychologische Moment einer Erzählung, auf das es vor allem ankommt. Das ist aber gerade der Unterschied zwischen Zola und seinen Nachtretern: so widrig bei jenem auch die Nuditäten sind, die er sich erlaubt, für die richtige Auffassung der Verhältnisse hat er einen scharfen Blick; seine Personen sind psychologisch wahr, seinen Romanen liegt zumeist eine sittliche Idee zu Grunde, er bemüht sich um die Lösung socialer Fragen. Die Nachtreter Zola's aber suchen ihren Naturalismus nicht in der Zeichnung von Personen und Verhältnissen zur Geltung zu bringen, sondern in dem, wofür es immer ein empfängliches Publikum geben wird, in der natürlichen Darstellung des Schmutzes, das andere ist ihnen Nebensache. Daß nun aber Zola, der es versteht, Charaktere zu zeichnen, zu einem Buche wie das genannte, in dem nur die Obscönitäten an den französischen Meister erinnern, seinen Segen gibt? Nun ja, warum sollte er als Franzose nicht so höflich sein, auf eine schmeichelhafte Dedication eine verbindliche Antwort zu geben, und es den Herren nicht aufs Wort glauben, daß sie als Naturalisten in seine Fußstapfen treten? Denn so viel Verständniß der deutschen Sprache trauen wir Zola gar nicht zu, daß er überhaupt im Stande wäre, ein deutsches Buch auf seinen Inhalt zu prüfen.

Die Verfasser werden mich nun wol auch zu den „pedantischen Moralisten im Schlafrock" zählen, für welche sie nicht geschrieben haben; mögen sie es, es ist besser, als wenn sie mich zu ihren Bewunderern rechnen sollten. Hoffentlich gibt es dergleichen „pedantische Moralisten" noch ungezählte im Deutschen Reiche, die mit mir der Meinung sind, daß es eine heilige Pflicht sei, das Aufkommen einer Schmutzliteratur in Deutschland, die unter Zola's Namen Eroberungen machen will, zu bekämpfen.

A. Sulzbach.

Dichtungen und Nachdichtungen.

Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen von Gustav Legerlotz. Salzwedel, Klingenstein. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat sein Buch Ferdinand Freiligrath zugeeignet in dankbarer Erinnerung an die ihm einst von dem jetzt Verewigten gewordene Aufmunterung. Da das Werk vorwiegend Uebersetzungen enthält (darunter aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Englischen und Schottischen), so sei hier aus den mitgetheilten Briefen Freiligrath's dasjenige angeführt, was die große Herzlichkeit erkennen läßt, mit welcher derselbe die ihm angetragene Zueignung der schon damals — vor zwanzig Jahren — von dem Verfasser geplanten Burns-Uebersetzung annahm: ebenso wird daraus ersichtlich, wie er dem Vorhaben des Uebersetzers zustimmte, bei dieser Uebersetzung einen der deutschen Dialekte mit zu verwenden. Freiligrath schreibt:

Lassen Sie mich Ihnen aufs wärmste und antheilvollste Glück dazu wünschen! Und gleichzeitig von Hand zu Auge bestätigen, was ich Ihnen früher bereits durch meine Schwester mündlich ausrichten ließ: daß ich die Widmung Ihres Werks dankbar annehme. Es ist mir eine große Ehre, und ich bin hocherfreut, daß Sie meinen Namen mit Ihren Bemühungen um den von Ihnen wie von mir gleich innig geliebten Dichter in Verbindung bringen wollen. Ich bin stolz darauf und ich drücke Ihnen fest und treu die Hand! Das Jahr 1865 brachte mir in seinen letzten Monaten die Zueignung von Daniel Sanders, „Wörterbuch der deutschen Sprache", das Jahr 1866 beginnt für mich mit der Widmung des Robert Burns von Legerlotz. Wohl habe ich Ursache, dankbar und erfreut zu sein! Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, habe ich mich mit dem, Sie bei Ihrer Uebersetzung leitenden Princip mehr und mehr vertraut zu machen versucht und bin dabei, mehr noch als früher, zu der Ueberzeugung gelangt, daß Ihre Verdeutschung eine durchaus eigenthümliche und selbständige sein wird. Eine Verdeutschung namentlich vom höchsten sprachlichen Interesse. Sie werden kühn neben alle Ihre Vorgänger treten können. . . . Möge denn Ihre Arbeit bald ans Licht treten und Ihnen die Ihnen gebührende Stellung im Kreise der deutschen Interpreten unsers Robert sichern!

Und ungefähr um dieselbe Zeit schrieb er an seine Schwester:

Mit dem Gedanken einer Dialektübersetzung steht unser Freund bisjetzt allein da, und es wäre ewig schade, wenn er nicht endlich Ernst machte und öffentlich damit hervorträte. Sag' ihm dies vorläufig — ich heize ihm gewiß bald selbst noch ein! Eine so originelle Idee darf nicht auf die Seite gelegt werden.

Legerlotz selbst sagt über den von ihm eingeschlagenen Weg:

Bekanntlich sind Burns' Gedichte theils in reinem Englisch, theils in vorwiegend schottischem Dialekt, theils in einem mit schottischem Sprachgut nur „gesprenkelten" Englisch geschrieben. Wer uns den Burns nachdichten will, hat diese sprachlichen Verhältnisse zu berücksichtigen; denn sie verleihen seinen Dichtungen kaum minder als ihr besonderer Inhalt ein eigenartiges Gepräge, einen Localhauch von wunderbarem Zauber. Ebenso wenig wie einen rein schriftdeutschen Burns kann ich freilich einen rein niederdeutschen gelten lassen. Ein solcher verwischt einerseits jene Mannichfaltigkeit sprachlicher Darstellungsmittel und kleidet andererseits manche Gedichte in ein Gewand, das ihnen fremdartig zu Gesicht steht; das Plattdeutsche taugt für sie ebenso wenig, wie der schottische Dialekt es thun würde, welchen Burns in richtigem Gefühl eben deswegen von ihnen fern gehalten hat. Corrodi hat eine Anzahl von Burns' Gedichten in das „Schweizerdeutsche" übertragen; gegen einen ganz schweizerischen Burns würde aber jenes erstere Bedenken gleichfalls geltend zu machen sein. Ein verdeutschter Burns wird theils in reinem Schriftdeutsch, theils in mehr oder weniger mundartlich gehaltenem Deutsch zu uns reden müssen. In gewissen Schichten der norddeutschen Bevölkerung ist nun freilich eine aus hoch- und niederdeutschen Elementen gemischte Sprache heimisch; wer kennte ihren unsterblichen Vertreter, wer kennte Fritz Reuter's Inspector Bräsig nicht? Aber dieses „Missingsch" ist für eine Burns-Uebersetzung sicherlich nicht zu verwerthen. Man wird vielmehr an eine Mischung von schriftmäßigem Hochdeutsch mit Wörtern und Formen oberdeutscher Volksmundarten denken müssen.

Soweit der Uebersetzer. Freiligrath war anfangs der Meinung gewesen, Burns könne füglich am besten ins Niederdeutsche übersetzt werden, und man weiß, daß ja auch beachtenswerthe gelungene Versuche in dieser Richtung gemacht worden sind, wobei selbstverständlich nur die im schottischen Dialekt geschriebenen Gedichte in Betracht kommen konnten. Später ging er, wie erwähnt, auf den von Legerlotz betretenen abweichenden Pfad mit der ihm eigenen Wärme ein. Er schreibt darüber:

Die ebenso eingehende wie geistreiche Entwickelung Ihrer Ansichten über eine künstlerische Uebersetzung unsers Dichters und das für eine solche Uebersetzung zu verwendende sprachliche Material hat mir große Freude gemacht. . . . Es kommt alles auf den Versuch an. Steht das Ei des Columbus einmal, so muß man es schon stehen lassen. Nur nicht zu ängstlich an der Regel festgehalten. Auch innerhalb des Gesetzes die freie Bewegung.

Da der Raum gebricht, um auf alle Theile des sehr umfangreichen Buchs (es ist nahe an 400 Seiten stark) in ausführlicher Weise einzugehen, so möge das im Vorstehenden Mitgetheilte für diese ungewöhnlich liebevolle Arbeit auch in solchen Leserkreisen Interesse erwecken, welche, von der Mittelmäßigkeit so vieler deutscher Uebersetzungen abgeschreckt, ihre Lektüre auf andern Gebieten suchen. Weiter unten werden einige Proben der Burns-Uebersetzung folgen.

Nächst den Gedichten des schottischen Sängers sind diejenigen Béranger's dem Uebersetzer, wie er bekennt, seit langem lieb und werth gewesen, und er stellt, falls die vorliegenden Proben Zustimmung finden, in Aussicht, nach Abschluß seiner Burns-Uebersetzung sich auch mit Béranger in ausgiebiger Weise beschäftigen zu wollen. Es versteht sich, daß eine kritische Würdigung von Uebersetzungen sich bescheiden muß, nur von einem Eindruck zu reden, wie er durch gewissenhafte Stichproben gewonnen werden kann. Daneben ist die Achtung vor dem nichtfabrikmäßigen Betrieb einer derartigen Arbeit sowol durch Beispiele zu bethätigen, welche von glücklichem Gelingen Zeugniß ablegen, wie durch solche, welche der Verbesserung

bedürftige Einzelheiten betreffen, wobei übrigens selbstverständlich die Frage offen bleibt, ob die Festhaltung des Versmaßes des Originals sich mit einer bessern Uebertragung vereinbaren läßt. Hier aus den Béranger-Gedichten — sie gehen denjenigen des Schotten voran — als eine Probe erfreulichster Art die erste Strophe des Gedichts „Das greise Mühmchen“:

Auch du, mein holdes Kind, wirst älter werden,
Ja älter! Sieh, dann bin ich schon zur Ruh.
Fürwahr, was ich an Zeit verträumt auf Erden,
Zählt mir die Hast der Parze doppelt zu.
Leb' weiter! Doch dem Alter sei noch theuer,
Was dich mein Mund gelehrt, bevor ich schied,
Und wiederhol' am traulich stillen Feuer
Als greises Mühmchen noch des Freundes Lied!

Ebenso die erste Strophe von „Viel Liebe“:

Die Weisheit rühmt der Armuth Segen,
Doch häuft' ich gerne Gold auf Gold,
Um's dir zu Füßen flugs zu legen,
Mein holder Schatz, als Minnesold.
Susanne, sprach' ich, nimm und spar' nichts!
Ich opfr' es jeder Laune Spiel.
Nein, nein, von Habsucht weiß ich gar nichts,
Doch Liebe hab' ich viel, gar viel.

Dagegen, als wol noch nicht völlig auf der Höhe des Originals stehend, das Folgende. In „Adieu, Chansons,“ spricht die Muse des Gesanges zu Béranger. Da heißt es in der dritten Strophe:

Vos orateurs parlent à qui sait lire;
Toi, conspirant tout haut contre les rois,
Tu marias, pour ameuter les voix,
Des airs de vielle aux accents de la lyre.

Die Uebersetzung lautet:

Der Redner spricht zu euern Buchgelehrten;
Du, der den Fürsten den Proceß gemacht,
Hast mit der Leier Tönen wohlbedacht
Drehorgelsang vermählt für die Bekehrten.

Die gesperrten Stellen decken sich nicht mit dem Text. Wer lesen kann, ist noch kein Buchgelehrter, und schon Bekehrten konnten jene revolutionären Lieder keineswegs allein gelten. In derselben Strophe:

Le chant qui vole à l'oreille saisie,
Souffle les vers, même aux plus ignorants.

Die Uebersetzung lautet:

Die Melodie wies deinem Lied die Richtung
Zum trunknen Ohr, das Schrift und Lettern haßt.

Auch hier sagt die Uebersetzung anderes als das Original; unter den plus ignorants sind doch auch solche, die mit Freuden etwas gelernt hätten, wäre ihnen dazu Gelegenheit geboten worden. Die Verächter aller Bildung aufzuwiegeln, wäre kein ruhmwürdiges Verdienst gewesen. In der vorletzten Strophe endlich sagt das Original in maßvoll bescheidener Weise:

Ta part est belle à ces grandes journées,
Où du butin tu détournas les yeux.
Leur souvenir, couronnant les années,
Te suffira, si tu sais être vieux;
Aux jeunes gens raconte en l'histoire;
Guide leur nef; instruis les de l'écueil;
Et de la France, un jour, font ils l'orgueil,
Va réchauffer ta vieillesse à leur gloire.

Die Uebersetzung lautet:

Schön ist dein Theil an jenen großen Tagen:
Du wahrtest jede Hand vor schnödem Raub;
Erinnerung krönt — du magst mit Stolz es tragen! —
Dein greises Haupt dereinst mit frischem Laub.
Der Jugend sprich von diesem Heldenthume
Und führ' ihr Boot durch Sand und Riff zum Port;
Und wird auch sie einst Frankreichs Stolz und Hort,
Erglüh' im Alter neu an ihrem Ruhme.

Hier hat die Begeisterung für Béranger den Uebersetzer vergessen lassen, daß nicht er, sondern daß Béranger sich selbst, wenn auch durch den Mund der Muse, apostrophirt — „du magst mit Stolz es tragen“, konnte er sich nicht füglich selbst anreden, ebenso wenig wie er sich rühmen durfte, „jede Hand“ durch seine Lieder vom Beutemachen abgelenkt zu haben. Es kommt hinzu, daß durch die Wiederholung des Wortes Stolz in der deutschen Wiedergabe die Bezugnahme der letzten vier Zeilen des Originals auf ces grandes journées verdunkelt wird. Aux jeunes gens raconte en l'histoire geht aber auf die Julitage, während die erwähnte allzu starke Betonung der Verdienste des Chansonniers in der Uebersetzung zu der Annahme verführt, die Worte „der Jugend sprich von diesem Heldenthume“ auf Béranger selbst gehen (sonst hieße es doch wol billig „von jenem Heldenthume“), sodaß es nun schwer hält, das „auch“ in dem weitern „und wird auch sie einst Frankreichs Stolz und Ruhm“ anders als auf Béranger zu beziehen, dem eben vorher das Recht zuerkannt ward, den Lorber „mit Stolz zu tragen“.

Die von dem Uebersetzer ausgesprochene Absicht, sich mit Béranger's Gedichten noch weiter zu beschäftigen, rechtfertigt wol die Ausführlichkeit der vorstehenden Bemerkungen. Mit bloßen allgemeinen Andeutungen wird zu wenig genützt.

Was die Uebersetzungen von Burns betrifft, so mögen einige der kürzern Gedichte hier von der Art, wie der Uebersetzer seine Aufgabe zu lösen versucht hat, eine Anschauung geben:

So schön und so falsch.

So schön und so falsch — das schafft mir Schmerz,
I liebt sie so heiß und lang!
Sie brach ihr Wort, und sie brach mein Herz:
Nu geh und nimm den Strang!
Es kam e Gimpel, mit Haufen Geld,
Do war i um mei Herzlieb geprellt;
Das Weib isch Waare nur in der Welt.
Drum laß an dem Dirnli seinen Gang.

Ihr allzemal, seid nimmer blind,
Die ihr um e Weib erglüht;
Kei Wunder, wann sie falsch gesinnt,
's liegt halt im Weibergeblüt.
O Weib, du holdes, du süßes Weib,
Das Los beschied dir en Engelleib;
Noch mehr, 's war gar ze viel, o Weib,
I mein: en Engelgemüth.

Jobbi, ei frag' mi!

Jobbi ei frag mi,
Jobbi ei frag mi:
Möchteſt zum Schätzel mi?
Jobbi ei frag mi!

Böteſt zum Schätzel di,
Meinſt, ich verſag di?
Möchteſt zum Schätzel mi?
Jobbi ei frag mi!

Reichteſt e Schmätzel mi,
Meinſt i verklag di?
Möchteſt zum Schätzel mi?
Jobbi ei frag mi!

Jobbi ei frag mi,
Jobbi ei frag mi:
Möchteſt zum Schätzel mi?
Jobbi ei frag mi!

Endlich auch noch die erſten zwei Verſe aus dem Gedicht „An eine Feldmaus" in der Verdeutſchung wie im Original:

Klein, glatt, bedutzt und ſchench Geſchöpfle,
Wie hält die Angſt di doch beim Schöpfle!
Flitz nit ſo furt, du armes Tröpfle!
'ſ iſch mir ze Leide.
O nei, ſie ſoll dir nit ans Köpfle,
Die blanke Schneide.

'ſ iſch wahrli ſchad! e Menſchenhand
Zerriß der Schöpfung Bruderband.
Scho recht: zur Flucht drum haſt di wandt
Im böſe Glaube
Von eim, der dir doch ſtammverwandt:
Auch Staub vo Staube.

Wee, sleekit, cow'rin', tim'rous beastie,
O, what a panic's in the breastie!
Thou need na start awa sae hasty,
Wi' bickering brattle!
J wad be laith to rin an' chase thee,
Wi' murd'ring pattle!

J'm truly sorry man's dominion
Has broken nature's social union,
An' justifies that ill opinion,
Which makes thee startle
At me, thy poor earth-born companion,
An' fellow-mortal!

Ich muß gründlichern Kennern der bei dieſen und den übrigen Burns-Gedichten zu Hülfe genommenen Mundarten das Urtheil überlaſſen, ob die Verwerthung derſelben in ſolcher Weiſe geſchehen iſt, wie ſie einem mit ihnen völlig vertrauten Ohr anheimelnd klingt. Eine dahin lautende Beſtätigung ſteht hoffentlich bald in Ausſicht. Um ſo freudiger werden wir andern dann der Voreingenommenheit Freiligrath's für die ihm bekannt gewordenen Probeüberſetzungen beiſtimmen können. Vielleicht iſt es übrigens zweckmäßig, noch den Wortlaut deſſen hier einzuſchalten, was der Ueberſetzer über die von ihm befolgte Methode ſagt:

Bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen nach der einen oder andern Seite hin — und hierin hab' ich mich von meiner unmittelbaren Empfindung leiten laſſen — tritt alles das in reinem Schriftdeutſch auf, für deſſen Gedankengehalt und Stimmung dem Schotten in der Sicherheit des echten Genies das reine Schriftengliſch als das geeignetere Ausdrucksmittel erſchienen iſt; und wo er zur Mundart greift, da hab' auch ich es gethan, und ungefähr auch in gleicher Abſtufung. Seltener gewordenes Gut unſerer Schriftſprache von charakteriſtiſchem Gehalt und Gepräge und ſchwäbiſch-alemanniſche Wörter und Formen haben meinem Zweck dienen müſſen. Wer Burns im Urtext kennt, der weiß, daß auch bei meinem Original ſogar innerhalb einer Strophe ein und derſelbe Begriff, eine und dieſelbe grammatiſche Form in ſchriftengliſcher und ſchottiſcher Geſtalt hart nebeneinander begegnet. Miſchſprache hier wie dort! Brauch' ich erſt noch an die Sprache unſerer deutſchen Kanzelreden und Kirchengeſänge, an Gotthelf, Auerbach, Roſegger, an Goethe's „Götz von Berlichingen" ſowie an ſein Lobgedicht auf den wackern nürnberger Handwerks- und Sängermeiſter und an ſeine Legende vom Hufeiſen, an „Wallenſtein's Lager" von Schiller, an Mörike's liebenswürdiges Idyll „vom alten Thurmhahn", an ſo manches herzige Volkslied („Jetzt gang i ans Brünnele", „Mei Mueter mag mi net", „Muß i denn" u. ſ. w.) erinnern? Und wie vielfachen Gebrauch hat die griechiſche Dichtung zu jeder Zeit von demſelben Mittel gemacht!

Eine ganz beiläufige Bemerkung möchte hier noch angereiht werden. Nach dem Beiſpiel Freiligrath's u. a. hat auch in der vorliegenden Ueberſetzung das o als dialektiſch ſchottiſcher Endreim die Ueberſiedelung ins Deutſche mitgemacht. So heißt es in „Beß und ihr Spinnrad":

I lob' mir mei Rad und Rocken o!
Hier ſchaff' an Rad und Rocken, o!...

Und in dem Gedicht „Mei Schatz, mei Leben o!" wird ſogar wie im Original jeder zweiten Zeile dieſes uns doch völlig fremde o angehängt:

Sieht's Obedſternli ob dem Bühl
Zum Pferch die Melkrin ſtreben, o,
Und müd und matt den Ackerſtier
Vom Brach ſich heimwärts heben, o:
Am Fließ do drunten, wo voll Duft
Thauſchwere Birken beben, o,
Do treff i dich am Grasrech,
Mei Schatz, mei Leben, o!

Der Grund dafür iſt wol in dem übergroßen Reſpect vor dem Versmaß des Originals zu ſuchen, ein Reſpect, auf deſſen Rechnung wir leider ſo viele klägliche Verdeutſchungen ſetzen müſſen. Bahnbrechende Ueberſetzer, wie der Verfaſſer des vorliegenden Werks einer iſt, dürften doch endlich ſich entſchließen, dieſe Feſſel nur da gelten zu laſſen, wo ſie die poetiſche Wiedergabe des Originals nicht in Sinn und Schönheit verkürzt.

Es bleibt nicht Raum, auf die eigenen Dichtungen des Verfaſſers einzugehen, ſo ſehr ſie es auch verdienten. Wir geben wenigſtens einen ſeiner kürzeſten Sinnſprüche:

Dogma ſcheidet
Und ſteinigt,
Liebe leidet
Und einigt.

Robert Waldmüller.

Zur deutschen Literatur.

Ob wol unsere heutigen Dichter sich noch mit Recht beschweren können, daß sie von den Geschichtschreibern der deutschen Literatur geflissentlich ignorirt oder wenigstens unverhältnißmäßig kurz bei der Beurtheilung wegkommen im Vergleich mit den Dichtern unserer classischen Periode? Ich bin zu wenig mit den Geschichtswerken, welche die deutsche Literatur der Gegenwart behandeln, und deren wir doch schon mehrere recht gute besitzen, vertraut, um diese Frage entscheiden zu können; das aber getraue ich mir zu behaupten, daß es wenigstens nicht mehr an zu geringem Sammeleifer der Literaturforscher liegt, wenn sie nicht gleiche Berücksichtigung wie jene finden. Allerdings mußte ich mir beim Durchlesen der heute zu besprechenden Werke die Frage vorlegen, ob von den Sternen zweiter Größe, welche im vorigen Jahrhundert die Sonnen unserer Poesie umkreisten, von einem Herder, einem Wieland, ebenso viele sorgfältige Biographien, ebenso vollständige, mehr oder minder kritische Ausgaben besorgt werden würden, wenn sie in unserm Jahrhundert gelebt hätten. Dies läßt sich ebenso wenig annehmen, als daß ein talentvoller Schriftsteller unserer Tage, wenn er einmal ebenso lange todt sein wird, wie Herder oder Wieland es jetzt sind, im Verhältniß zu seinem Talent eine gleiche Würdigung zu hoffen habe. Es gehört schon ein geübtes Ohr dazu, um aus dem Chor, der uns von allen Zweigen des deutschen Dichterwaldes jetzt entgegen tönt, die einzelnen Stimmen zu unterscheiden, um an dem Gesange den Vogel, noch mehr aber, um an der Art des Gesanges sein Singtalent zu erkennen. Die Gesangeskunst und -Lust ist eben zu weit verbreitet. Um so mehr thut es noth, uns einem Führer anzuvertrauen, der auf die einzelnen Stimmen aufmerksam macht und uns auf die Leistungsfähigkeit derselben schließen lehrt. Einen solchen finden wir in dem Buche, dessen ersten Band wir hier schon angezeigt haben:

1. Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Zweiter Band. Kassel, Kay. 1884. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Herausgeber hat sich auch in diesem Bande seiner Aufgabe mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit unterzogen. Die Anordnung ist alphabetisch, und auf den zweiten Band entfallen die Buchstaben F und G, von Rudolf Fastenrath bis Martin Greif, Nr. 51—115, also 65 mehr oder weniger genannte, sämmtlich aber, wenigstens nach den hier mitgetheilten Proben, sehr nennenswerthe Dichter. Wie schon auf dem Titel angedeutet ist, gibt der Verfasser nach den besten Quellen, oft auch nach eigenen Mittheilungen des betreffenden Dichters zunächst eine Skizze seiner Lebensumstände, dann eine Charakteristik seiner Poesie. Wenn er dabei dessen Verhältniß zum Christenthum besonders prüft, was man ihm zum Vorwurf gemacht hat, so ist anzuerkennen, daß dies stets in maßvoller, vom Geiste der wahren christlichen Liebe getragenen Weise geschieht; es ist dies eben der, wenn auch einseitige, doch berechtigte Standpunkt des Verfassers, der dem Buche eine gewisse Individualität verleiht. Auch die Auswahl der Texte ist eine sorgfältige und durchweg von einem geläuterten Geschmack eingegebene, sodaß das Buch auch recht gut als eine Sammlung von „Perlen“ oder „Edelsteinen“ unserer gleichzeitigen Literatur gelten kann. Aber auch die philologische Sorgfalt, mit welcher der Verfasser bei der Wiedergabe der Texte verfahren, ist anzuerkennen. Wo es möglich war, hat er die Handschriften der Verfasser verglichen, ja hier und da auch etwas Ungedrucktes sich beisteuern lassen. Wir geben von solchem als Probe das schöne Gedicht von Karl August Fetzer:

Lieb und Leid.

Wem nie von Liebe leid geschah,
Geschah auch lieb von Liebe nie,
Wer in der Lieb nur Freude sah,
Der kennt nur vom Erzählen sie;
Wer nicht erfuhr, daß Liebesschmerz
Der Liebe Wonnen ist getrant,
Deß Herz blieb ein vereinsamt Herz,
Der hat den Himmel nie geschaut.

In dieser Erdenwünsche Grab,
In dieser Nichtigkeiten Gruft
Steigt wie ein Bote sie herab,
Gleich einer Stimme, die uns ruft,
Gleich einem ahnungsreichen Klang,
Der heimwehweckend uns umrauscht,
Und welchem sehnsuchtsvoll und bang
Die hingegebne Seele lauscht.

O bittre Lust, o süßer Schmerz,
Wenn sich hervor die Knospe drängt,
Bis sich entfalten darf ihr Herz,
Und sie die Blütenhülle sprengt!
O Harren, das nicht enden will,
O Kampf und Mühen ohne Zahl,
Und nach der Stunde, heiß und still,
Des Scheidekusses herbe Qual!

O Lieb' und Leid, o Leid und Lieb',
O Sehnsucht der gepreßten Brust!
Bist du das Erbe, das uns blieb,
Der ungetheilten Himmelslust?
Du bist's, und himmlisch steht sie da,
Die Liebe, die in Leid gedieh;
Wem nie von Liebe leid geschah,
Geschah auch lieb von Liebe nie.

Da der Verfasser bisweilen Anmerkungen gibt, so hätte er wol auch hier erwähnen können, daß Anfang und Schluß der Einleitung zu Gottfried's „Tristan und Isolde“, diesem Hohenliede der Liebe, entlehnt sind. Er hat wirklich den Beweis erbracht, von dem er im Vorwort sagt:

Daß eine derartige Bearbeitung, wie ich sie bisher versucht habe, in ihrer Unabhängigkeit und Eigenartigkeit eine ganz außerordentliche Mühe und Zeit fordert, wenn man sich selbst das Zeugniß ausstellen will, mit allen Kräften dahin gestrebt zu

haben, selbst zu prüfen, statt durch die Brille der zeitgenössischen Reclame oder Kritik, die allzu stark im Lobe oder im Tadel sind, zu lesen und ein thunlichst gründliches Urtheil über alle einschlägigen Literaturdenkmale zu fällen. In verschiedenen Fällen erheischte das Studium der Werke Eines Dichters mehrere Monate.

Aber der unermüdliche Herausgeber hat diese seine Studien auch zu einem andern Werke verwendet, von dem ebenfalls jetzt eine neue Abtheilung erschien:

2. Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert von Karl L. Leimbach. Vierter Theil. Zweite Abtheilung. Dritte, durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage. Kassel, Kay. 1885. Gr. 8. 2 M.

Welcher Art die Verbesserungen der dritten Auflage sind im Verhältniß zur zweiten, läßt sich aus dem Vorwort nicht deutlich ersehen; da wir aber früher nur die erste Auflage hier angezeigt haben, so müssen wir von dem Fingerzeig, den Leimbach selbst seinen Recensenten in dem Vorwort zur zweiten Auflage gibt, Notiz nehmen:

In der ersten fehlten die Texte der Dichtungen, hier sind sie sämmtlich den Erläuterungen vorgedruckt; dort fehlte in der Anordnung jeder Plan, hier ist die alphabetische Folge der Dichter innegehalten und durch fliegende Ueberschriften am obern Rande des Buchs das Aufsuchen wesentlich erleichtert worden. Dort waren 97 Gedichte behandelt, hier finden sich 389 Gedichte, darunter 284 ausführlich erläutert. Das Buch selbst ist von 480 auf 1400 Seiten angewachsen. Erst in der zweiten Auflage findet sich ein authentischer Text der Dichtungen, der leider dem Textbuche der ersten Auflage [A. u. d. T.: „Perlen lyrischer und epischer Poesie", Kassel, Kay. 1876) fehlt. Die Biographien sind wesentlich erweitert und durch selbständige Nachforschungen in vielen Fällen verbessert worden; die Uebersichten über die Schriften der Dichter sind neu hinzugefügt. Endlich habe ich die Einrichtung des zweiten Bandes der ersten Auflage beibehalten und gewissenhaft alle mir bekannten Literaturnachweise unter jeder Erläuterung gebucht.

Dieser alphabetischen Anordnung zufolge enthält die vorliegende Schlußlieferung des Werks die Dichter von A. W. Schlegel bis Wilhelm Zimmermann nebst einigen Beilagen, zunächst über „Das Epos" mit der Anmerkung:

In gedrängter Uebersicht das Wesentliche über das Epos und seine Arten zu geben, ist Aufgabe des nachfolgenden, auf mehrfachen Wunsch meinem Buche anhangsweise zugefügten Abschnitts. Auf Erschöpfung oder nur genaueres Eingehen mußte ich von vornherein verzichten.

Man darf nämlich nicht vergessen, daß das Buch nur „für Lehrer und Freunde der Literatur", nicht für Forscher geschrieben ist. Dann folgt ein Nachtrag über die Onomatopöie, endlich mehrere sehr dankenswerthe Register über die Dichter und deren in allen vier Bänden behandelte Dichtungen; über die Personennamen; über die Gegenstände der Poetik; zuletzt über die erklärten Wörter. Man muß gestehen, daß alles Menschenmögliche in den neuen Auflagen gethan ist, um das Buch recht handlich und lehrreich zu machen; hoffen wir, daß auch hier „Segen der Mühe Preis" sein werde! Die Correctur hätte sorgfältiger geübt werden sollen; in Uhland's „Schenk von Limburg" habe ich sechs Druckfehler gezählt. In „Bertran de Born" hätte, was den durchgehenden Reim an den paaren Stellen betrifft, erwähnt werden sollen, daß dies die Eigenthümlichkeit der provençalischen Poesie ist, und daß zu Uhland's vielen Vorzügen auch der gehört, daß er die verschiedenen Völker auch in ihren nationalen Dichtungsformen vorführt.

3. Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke, K. Bartsch u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 239—266. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Zum Schluß haben wir noch von der rüstig fortschreitenden Kürschner'schen großen Encyklopädie unserer deutschen Literatur eine Reihe neuer Hefte anzuzeigen (Lief. 239—266), die wir diesmal der Uebersichtlichkeit wegen nach ihrem Inhalt chronologisch gruppiren wollen. Wir haben demnach die angenehme Pflicht, gleich zuerst auf eine Leistung hinzuweisen, die, wenn das Unternehmen in der Reihenfolge seiner Publicationen die planmäßige chronologische Ordnung gewahrt hätte, dasselbe mit dem höchsten Ruhme eröffnet haben würde: „Die älteste deutsche Literatur" (Lief. 243—47), herausgegeben von Professor P. Piper.

Man durfte begierig sein, wie es der Herausgeber (oder hier besser gesagt Verfasser) anfangen würde, um ein größeres Publikum für die Lektüre dieser doch immerhin weit entlegenen Partie unserer Literatur, die zwar ein bedeutendes nationales und sprachliches, aber doch kein allgemein menschliches und nur hier und da ein größeres ästhetisches Interesse bietet, zu gewinnen. Ich meine, der von dem Verfasser eingeschlagene Weg war der einzige, der, wenn irgendeiner, zum Ziel führen konnte. Während bei den übrigen Texten die Einleitungen, Anmerkungen, Erläuterungen, Uebersetzungen, schließlich die Biographien nur die Folie des Textes sind, gestaltet sich hier das Verhältniß umgekehrt; der verbindende Text zu den hier gegebenen, immerhin ausführlichen, Proben altdeutscher Sprache und Dichtung liest sich wie eine gut geschriebene, auch das kleinste literarische Denkmal nicht unberücksichtigt lassende, auf den gründlichsten, den neuesten, vielfach selbständigen Forschungen beruhende ausführliche Geschichte unserer ältern Literatur, die wir jedem Deutschen, dem Schüler wie dem gebildeten Publikum, Männern und Frauen, gern in die Hand geben möchten. Es macht dem Leser wie dem Beurtheiler immer eine innige Freude, wenn der Verfasser, von seinem Stoff hingerissen, bisweilen auch über das Ziel hinausschießt, so wenn Piper die altdeutschen Glossare wegen ihrer allerdings recht urwüchsigen sinnlichen Ausdrücke für Gedichte in nuce erklärt, die ihm lieber seien als manches dichterische Kunstwerk. Es versteht sich von selbst, daß für das Verständniß der altdeutschen Texte mit allen Hülfsmitteln gesorgt ist.

Den altdeutschen Dichtungen lassen wir am besten folgen die „Volkslieder", herausgegeben von Rochus Freiherrn von Liliencron. Denn wenn wir auch keine Volkslieder aus der altdeutschen Zeit mehr haben, einmal weil sie lieber mündlich als schriftlich fortgepflanzt wurden,

dann auch weil sie den Anstoß der Geistlichkeit erregten und von der weltlichen Obrigkeit verboten wurden, so bleibt sich doch das Volk in seinem Denken und Fühlen die verschiedenen Jahrhunderte hindurch so ähnlich, daß wir uns nach den vorhandenen recht wohl einen Begriff von den verlorenen altdeutschen Volksliedern machen können. R. von Liliencron, der auf diesem Gebiete als Autorität bekannt ist, hat den eigenthümlichen, aber nicht genug zu lobenden Einfall gehabt, statt einer bloßen Anordnung der Texte nach dem Inhalt, wie dies z. B. in der vortrefflichen Uhland'schen Sammlung der Fall ist, den Inhalt wieder um die wechselnden Erscheinungen der Jahreszeiten, der damit zusammenhängenden kirchlichen und weltlichen Feste, um den Gegensatz von Frühling und Herbst, und damit verknüpft von Liebeslust und -Leid, was ja auch das schier unerschöpfliche Thema der ritterlichen Minnedichtung ausmacht, etwa in einer bedeutenden Stadt des ohnehin sangreichern Südens, wie Augsburg oder Nürnberg, in einer trefflich geschriebenen Einleitung, zu gruppiren. Die epischen Stoffe der Volkslieder, also die Erzählungen von verlassenen liebenden Mädchen, denen das Herz über die Untreue des Geliebten bricht, von der den Unterschied der Stände überspringenden Liebe, von Scheiden und Meiden, von der Rückkehr des todt oder treulos Geglaubten und wie sonst die Themata der Liebesballaden heißen mögen, ferner die Lieder von kühnen Straßenräubern, als der Lindenschmid, Eppe von Geilingen, Hammer von Reistett, von den Seeräubern Stürzenbecher und Gödeke, endlich die historischen Volkslieder, die Lieder der Landsknechte werden denn ganz naturgemäß als „Erzählungen in langen Winternächten" eingeflochten.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß schließlich selbst die Kirche, welche die Volkslieder früher verfolgt hatte, nach dem Worte des Herrn von Benst: „Das deutsche Lied ist eine Macht", sich die Vorliebe des Volks für seine Lieder und Melodien zu Nutze machte und die Lieder entweder geistlich umdichtete, oder wenigstens den Melodien geistliche Texte unterschob. Auch diese Melodien bietet uns der überhaupt aufs sorgfältigste ausgestattete Band, dessen letzte Lieferungen (248 und 253) uns vorliegen. Um die Auffindung derselben hat sich besonders E. Böhme in seinem „Altdeutschen Liederbuch" hohe, auch von R. von Liliencron nach Gebühr gewürdigte Verdienste erworben.

Mit „Fleming, Logau und Olearius", herausgegeben von Professor Oesterley, betreten wir das Gebiet des Neuhochdeutschen. Auch dieser Band liefert nur eine Auswahl; besonders lesenswerth ist die Biographie Fleming's.

„Zweite schlesische Schule", herausgegeben von F. Bobertag. Der Band (Lief. 263, 264, 266) enthält ausgewählte Dichtungen von Hofmann von Hofmannswaldau und Lohenstein's „Cleopatra", zwei Dichter, die, wie mir scheint mit Unrecht, wegen ihrer Schwülstigkeit verschrien worden sind. In jener Periode zopfmäßiger Gelehrtenpoesie kann es sich überhaupt nur um den Grad, niemals um die Gattung handeln. Versemacher sind sie alle, von Opitz bis Lohenstein; der eine macht nur etwas bessere Verse und wird dafür von den Zeitgenossen bis in den Himmel erhoben, der andere etwas schlechtere und wird dafür mit einem Bavius und Mävius sofort in eine Klasse gesetzt; Opitz und Fleming sind schlechter, Hofmann und Lohenstein sind besser als ihr Ruf.

Es folgen nun noch einige Classiker zweiten Ranges aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Eine sehr erfreuliche Erscheinung ist „Herder's Werke", zweiter Band, herausgegeben von Professor Lambel (Lief. 249—262). Besonders ist die darin enthaltene Ausgabe des „Cid", auch nach den Leistungen R. Köhler's über die französische Quelle desselben, nach Vögelin's Ausgabe, in welcher der Herder'sche Text mit der französischen und der spanischen Quelle zusammengestellt wird, und nach Suphan's kritischer Ausgabe, die das Material aus Herder's Nachlaß bietet, als eine dankenswerthe Förderung unserer Kenntniß dieses schönen Gedichts zu bezeichnen. Die mehr als eine ganze Lieferung umfassende Einleitung dazu gibt uns die Geschichte des historischen Cid in einer Anschaulichkeit, in der ich mich nicht erinnere, sie sonst gefunden zu haben. Herder's Bearbeitung charakterisirt Lambel:

> Wir werden in diesen wie in den früher besprochenen Fällen oft genug das feine poetische Gefühl Herder's anzuerkennen haben, aber nur blinde Voreingenommenheit könnte verkennen wollen, daß auch wiederholt der treffende, klare Gedanke und Ausdruck des Originals in der Wiedergabe unnöthig abgeschwächt oder schief und unklar, oder wenigstens verdunkelt wurde, gar nicht zu gedenken der nicht allzu seltenen Fälle ganz unleugbarer, zum Theil recht seltsamer Misverständnisse des Wortlauts und des Sinnes, mehrfach offenbar bloße Füchtigkeiten, die nebst andern kleinen Unebenheiten darauf hinweisen, was uns Herder selbst bestätigt, daß seinem „Cid" doch noch die letzte Feile abgeht.

Eine weniger gelungene Leistung ist: „Wieland's Werke", vierter Band, herausgegeben von H. Pröhle. Schon die Wahl des Inhalts dieses Bandes, des „Aristipp" und zwar nur eines Theils, der beiden ersten Bücher desselben, kann Bedenken erregen. Kann einmal keine vollständige Ausgabe Wieland's geliefert werden, so durfte der „Aristipp" immerhin der Vergessenheit übergeben bleiben. Trotz alles Selbstlobes in der Einleitung und aller Danksagungen an gelehrte Freunde, an die er sich in seiner Verlegenheit um Anmerkungen gewandt hat, beweist Pröhle doch auf Tritt und Schritt, daß er weder mit seinem Autor noch mit dem Gegenstand der Schrift so vertraut ist, wie man von einem Herausgeber erwarten darf; doch ist allerdings ein Fortschritt schon in seiner Ausgabe der „Abderiten" nicht zu verkennen.

„Jean Paul's Werke", zweiter Band, herausgegeben von Paul Nerrlich (Lief. 265, 267, 268, noch nicht abgeschlossen), enthalten zwei Perlen Richter'schen Humors, den „Fixlein" und den „Siebenkäs", mit der Umsicht

herausgegeben, die wir an dem vortrefflichen Forscher gewohnt sind.

Mit Lief. 239, 251, 252, 257: „Kleist's Werke", zweiter Band, Lief. 4, und erster Band, Lief. 1—3, herausgegeben von Theophil Zolling, naht die vortreffliche Ausgabe eines unglücklichen und bisher zu wenig gewürdigten Dichters ihrem Ende. Sie ist die beste und vollständigste der bisjetzt erschienenen. Der Herausgeber zeigt eine Vertrautheit mit dem Leben, den Werken, der Sprache seines Lieblingsdichters, die nicht anders als wohlthuend auf die Leser wirken kann. Von „Die Familie Schroffenstein", die H. von Kleist früher „Die Familie Ghonorez" nennen wollte, ist das vollständig abgedruckte Manuscript auf der berliner Bibliothek und bietet eine lehrreiche Vergleichung mit dem bisher bekannten Text dieser genialen Tragödie. Robert Borberger.

Wundt's philosophische Essays.

Essays. Von Wilhelm Wundt. Leipzig, Engelmann. 1885. Gr. 8. 7 M.

An diesem bemerkenswerthen Buche möchten wir zunächst den Titel als nicht ganz zutreffend bezeichnen. Wir haben wol in Deutschland literar- und kunsthistorische Essays, welche, was die Kunstform anlangt, sich mit dem betreffenden Literaturgenre der Franzosen und Engländer messen können; aber in unserer philosophischen Literatur ist die strengere Essayform noch in den ersten Stadien ihrer Entwickelung. Dies ist sofort ersichtlich, wenn man einen der vorliegenden Aufsätze nach der formellen Seite etwa mit den philosophischen Essays von Emerson vergleicht. Dieser geistvolle amerikanische Schriftsteller bezeichnet gewissermaßen den Gipfelpunkt, bis zu welchem der Essay als literarische Kunstform bis heute überhaupt gediehen ist. Natürlich soll damit über den philosophischen Werth der in diesem Bande gesammelten Abhandlungen nichts entschieden sein; will man hierüber zu einem Urtheil gelangen, so wird man gut thun, sich die Stellung zu vergegenwärtigen, welche ihr Verfasser innerhalb der philosophischen Forschung der Gegenwart einnimmt. In dieser Beziehung gibt uns nun die erste dieser vorliegenden Abhandlungen: „Philosophie und Wissenschaft", vollkommenen Aufschluß.

Wundt möchte das Verhältniß der speculativen Philosophie zu dem ganzen Umkreis der positiven Wissenschaften, wie es sich in unserer Zeit herausgestaltet hat, einer genauen Feststellung und scharfen Begrenzung unterwerfen. Als ein bedeutsames Zeichen der Zeit ist vor allem der jetzt in allen wissenschaftlichen Fächern sich regende Trieb nach philosophischer Vertiefung anzusehen. Die protestantische wie die katholische Theologie sind augenblicklich am Werk, die bisherigen Beziehungen ihrer Dogmatik zur Metaphysik zu revidiren, jene im Anschluß an die Religionsphilosophie Kant's, Hegel's, Schleiermacher's, diese in Anlehnung an die Systeme der großen Scholastiker, unter denen augenblicklich selbst nach einer Erklärung des jetzigen Papstes Leo XIII. Thomas von Aquino die höchste Autorität verdient. Nicht minder bedeutsam erscheinen die Versuche, welche auf dem Gebiete der Staats- und Gesellschaftslehre gemacht werden, um im Anschluß an die sociale Bewegung der Gegenwart die bisherigen gesellschaftlichen Vorstellungen und ihre Begriffe auf ihre Haltbarkeit hin schärfer zu prüfen: Versuche, welche viel mehr von Juristen und Nationalökonomen als von Fachphilosophen ausgehen. Aehnliche Bestrebungen zeigen sich auch in der Geschichte. Denn wie sehr man auch die eigentliche speculative Geschichtsphilosophie ablehnt, so begrüßt man doch um so freudiger alle diejenigen Anläufe, welche unternommen werden, in der Entwirrung des bunten Durcheinander der geschichtlichen Fäden immer mehr die exacte Methode zur Geltung zu bringen und constante gesetzmäßige Vorgänge nachzuweisen.

Insbesondere zeigt sich aber in den Naturwissenschaften das Bestreben nach philosophischer Vertiefung, und dies documentirt sich sowol in Bezug auf die innere Verknüpfung der bisher getrennten Einzelgebiete als auch in Bezug auf die Revision der bisher als unerschütterlich geltenden Grundvoraussetzungen. Wenn in ersterer Hinsicht im Unorganischen die neu gewonnene Lehre von der Erhaltung der Kraft, im Reiche des Organischen der Darwinismus ein wesentliches inneres Band der verschiedenen Zweige der Naturforschung bilden, so hat man in letzterer Hinsicht die Grundprobleme, z. B. über das Wesen der Materie, über das Verhältniß der organischen Zweckmäßigkeit zu der strengen Causalität der Natur u. dgl., in Angriff genommen. Ja die strengste und von der philosophischen Speculation scheinbar am wenigsten berührte Wissenschaft, die Mathematik, fängt an ihren ungenügenden empirischen Raumbegriff durch transscendente geometrische Hypothesen zu erweitern und zu vertiefen, weil sie einsieht, daß, solange ihr Raumbegriff noch mit den alten Fesseln der Anschauung behaftet ist, sie als Wissenschaft gewissermaßen in der Luft schwebt und der wahren Allgemeinheit und Ueberzeugungskraft entbehrt. Und auf denselben Bahnen bewegt sich die neuere Algebra, wenn sie in Abweichung von der naiven Art der frühern Algebristen sich in Untersuchungen über das Wesen und den Ursprung der Zahl und über die logischen Fundamente der allgemeinen Analysis ergeht. Aehnliche radicale Vorgänge beobachtet man sogar im Gebiete der Mechanik, wo von neuem die Herkunft und Sicherheit der mechanischen Gesetze einer Prüfung unterzogen werden.

Diesen „Zeichen der Zeit" legt Wundt eine große

Bedeutung bei, er hält sie geradezu für die Vorboten einer sich bald vollziehenden allgemeinen Umgestaltung unserer gesammten wissenschaftlichen Weltanschauung und zwar nach der Richtung einer Ueberwindung der Epoche des blos Stoff ansammelnden Empirismus. Diese Vorgänge gewinnen aber eine um so größere Bedeutung, als sie sparsam aus der innern Werkstätte der Wissenschaften heraus ans Licht treten.

Dem gegenüber unterwirft dann unser Essayist die Lage und den Charakter unserer heutigen philosophischen Forschung einer kritischen Untersuchung, wobei er zu dem Resultat gelangt, daß das gegenwärtige Verhältniß zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften ein unhaltbares geworden ist. Die Schuld an dieser Lage der Dinge ist auf beiden Seiten. Wenn heute auch nicht mehr so unberechtigte Eingriffe der Speculation in die Einzelwissenschaft wie früher, namentlich zu den Zeiten der Blüte der großen Systeme, stattfinden, so sind die heutigen Vertreter der systematischen Philosophie doch noch nicht ganz frei von dem Anspruch, hineinzureden in das Getriebe der Specialwissenschaften, ohne im Vollbesitz der Erfahrungsthatsachen zu sein, deren Gesammtheit erst ein Urtheil ermöglicht. Andererseits zeigen die oben angedeuteten erfreulichen Spuren philosophischer Vertiefung in den Einzeldisciplinen doch noch nicht die Kraft, daß etwa der Specialforscher schon so weit seinen Blick erweitert hätte, um den Zusammenhang seines eigenen Gebiets mit dem anderer Wissensgebiete so klar überschauen zu können, daß er ein Verlangen nach Erforschung der gemeinsamen Principien in sich verspürte. Weit gefehlt! Die heutigen Juristen, Nationalökonomen und Historiker sind aus sich heraus, und selbst wenn sie zu gemeinsamer Arbeit sich entschließen könnten, ebenso wenig fähig, eine ihre Specialfächer durchdringende und beherrschende Ethik zu begründen, als etwa die heutigen Botaniker, Physiologen und Zoologen aus sich heraus und zusammengenommen eine gemeinsame, wissenschaftlich wahrhaft befriedigende Biologie, viel weniger eine Metaphysik im Sinne einer Philosophie der Natur schaffen könnten.

Wie ist diesem Uebelstande abzuhelfen? Wundt wirft zunächst einen Blick auf die historischen Beziehungen zwischen Philosophie und Einzelwissenschaft und weist nach, wie hier nach mannichfaltigem Wechsel im Laufe der Jahrtausende heute sich eine Art Umkehr des Verhältnisses zwischen den beiden Seiten vollzieht. Während den Alten die Philosophie als solche schon Wissenschaft war und die mathematischen und naturwissenschaftlichen nicht minder als die historisch-ethischen und rechtlich-politischen Zweige derselben (z. B. noch bei dem umfassendsten Kopf des Alterthums, bei Aristoriteles) noch als immanente Theile der Philosophie auftreten, beginnt eine Selbständigkeit der Einzelwissenschaften, die Emancipation derselben von der Speculation erst während des Verfalls der antiken Cultur, im Zeitalter des Alexandrinismus, allmählich sich herauszubilden, und je mehr die Philosophie z. B. im Neuplatonismus phantastische und mystische Wege einschlägt, desto nüchterner und detaillirter wird mit der Zeit die Arbeit der Specialwissenschaften. Und diese Trennung der Gebiete wurde seitdem aufrecht erhalten, wenn auch der mittelalterliche Scholasticismus, in Nacheiferung des Aristotelischen Vorbildes, naturwissenschaftliche und philosophische Studien zu amalgamiren strebte; nur daß die wenig originelle, mehr reproducirende und literarische Form, in der solches geschah, die Gefahr eines vollständigen Rückfalls weniger drohend machte.

Erst im Zeitalter der Renaissance, wo die Philosophie sich aus den Fesseln der Theologie zu befreien sucht, beginnt auch wieder für die positiven Wissenschaften ein neues Leben. Den großen geographischen folgen die astronomischen Entdeckungen, und mit der totalen Veränderung des kosmischen Weltbildes beginnt für beide Seiten ein deutliches Erstarken. Während dort in Anknüpfung an die antike Philosophie sich neue naturphilosophische Systeme mit meist pantheistischem Charakter bilden, nehmen hier die Physik wie die Mechanik, die Anatomie wie die Physiologie und Naturgeschichte einen merklichen Aufschwung. Ja sogar die Anfänge einer wissenschaftlichen Chemie und Geologie zeigen sich. Der wissenschaftliche Fortschritt der folgenden vier Jahrhunderte weist mit der ungeahnten Erweiterung der positiven Disciplinen und der immer größern Vertiefung und schärfern Präcisirung der philosophischen Probleme eine immer weitere Kluft beider Seiten auf, zugleich aber auch das meist ohnmächtig bleibende Bestreben der Speculation, die Hegemonie über die Wissenschaften wiederzuerlangen. Diese Herrschergelüste haben nun freilich seit dem Erlöschen der großen Systeme im Beginn der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts jetzt einer klugen, aber ohnmächtigen Selbstbeschränkung der Philosophie Platz gemacht. Aber diese Signatur der Zeit ist nach Wundt's eigenem Geständniß doch nur der Ausdruck eines unhaltbaren Verhältnisses zwischen Speculation und Empirie, während der Geist des Jahrhunderts wie die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung einen Frieden erfordern, der auf dauerhaftern als den bisherigen Grundlagen errichtet wird. Diese neue Aera einzuleiten und zu dem Erkenntnißbau der Zukunft einige Bausteine zu liefern, hat Wilhelm Wundt als die philosophische Aufgabe seines Lebens angesehen.

Fragen wir nun, welche Wege gedenkt dieser verdienstvolle, wesentlich auf naturwissenschaftlicher und psychologischer Basis operirende Denker einzuschlagen, um sein Ziel zu erreichen, und welche Mittel besitzt er, die ihm die Möglichkeit dazu auch thatsächlich verbürgen?

Wundt hat schon früher einmal in einer Rede, welche er im October 1874 bei Antritt seiner Professur in Zürich hielt, „Ueber die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart" und in einer ein Jahr später gehaltenen Rede, mit der er sein Lehramt in Leipzig eröffnete, „Ueber den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften" die Grundzüge seines philosophischen Programms entwickelt.

Er hat dann später in seinen größern Werken, insbesondere in seiner zweibändigen „Logik und Erkenntnißtheorie", eine speciellere Durchführung seiner Principien versucht, und die vorliegenden „Essays", in welchen Fragen aus den verschiedenen Theilen der Philosophie, wie der Kosmologie, der Experimentalpsychologie, der Sprachphilosophie und der Ethik, behandelt werden, sollen gewissermaßen an einzelnen Problemen das Princip und die Methode bewähren, von denen er sich eine Neubegründung der philosophischen Forschung in der Gegenwart verspricht. „Die Theorie der Materie" und „Die Unendlichkeit der Welt" sind zwei Studien, in denen das Forschungsprincip Wundt's gewissermaßen auf die Naturphilosophie angewendet wird, wenn dieses Wort nicht in dem alten Schelling-Oken-Steffens'schen, sondern im modernen exacten Sinne verstanden wird. Diesen beiden Abhandlungen folgen: „Gehirn und Seele", „Die Aufgaben der experimentellen Psychologie", „Die Messung psychischer Vorgänge", die „Thierpsychologie" und „Gefühl und Vorstellung". Diese Studien gehören der eigentlichen Domäne Wundt's, der Psychologie, an, und zwar erstrecken sie sich sowol auf den von ihm besonders cultivirten experimentellen Theil dieser Wissenschaft als auch auf die sogenannte Psychophysik, aber auch auf die grundlegende psychologische Theorie, also etwa das betreffend, was man früher die „rationale Psychologie" genannt hat: ein Ausdruck, der in dem frühern Sinne als Zweig der allgemeinen Metaphysik, der es mit der Bestimmung des Wesens und der Substanz der Seele zu thun hatte, hier ohne alle Berechtigung wäre. Aber auch die weiter folgenden Aufsätze: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen", „Die Sprache und das Denken", „Die Entwickelung des Willens", sind psychologischer Natur, nur hier in dem bestimmten Gebiete der Willensphänomenologie, dort mehr linguistisch-philosophischen Inhalts. Den Schluß des umfangreichen Bandes bilden dann einige Studien, welche aus Wundt's wissenschaftlicher Polemik her bekannt sind, wie sein offener Brief an den verstorbenen Ulrici in der Spiritismusfrage, ferner eine mehr historisch gehaltene Arbeit: „Der Aberglaube in der Wissenschaft", voll überraschender Parallelen mit gewissen Verirrungen in der heutigen Wissenschaft, und endlich eine interessante Studie, welche die psychologische Experimentalmethode an einem literarhistorischen Gegenstand ausübt und an einem Heros der ästhetischen Kritik bewähren möchte: „Lessing und die kritische Methode".

In allen diesen Arbeiten Wundt's ist eine gemeinsame Methode sichtbar: die inductive und analytische. Das gesammte Gebiet der in der Einzelwissenschaft gegebenen Thatsachen ist ihm der gegebene Stoff, von welchem er ausgeht und aus dem er zu allgemeinen Principien zu gelangen sucht. Die Einzelforschung ist immer die Basis. Sobald sich hier aber ein wichtiges Problem von allgemeiner Tragweite aufthut, wird es mit Hülfe der Psychologie und Erkenntnißlehre zu einer „philosophischen Aufgabe". Die so gewonnenen Principien bilden in ihrer Gesammtheit die Metaphysik, welche Wundt mit dem allerdings schon von andern vorgeschlagenen Namen einer „Wissenschaft der Principien" belegt. Diese hat demnach den ganzen Umfang der Erfahrungswissenschaften, insoweit er eine „principielle Bedeutung" besitzt und zur Gestaltung unserer wissenschaftlichen Weltanschauung beiträgt, zu ihrem Inhalt.

Von dieser so definirten allgemeinen Metaphysik als der allgemeinen Grundwissenschaft, die freilich der frühern auf aprioriſcher Deduction ihrer Principien beruhenden Metaphysik diametral entgegengesetzt ist, zweigen sich nun einige speciellere Gebiete ab, welche ihre Sonderstellung der Eigenthümlichkeit der Thatsachen verdanken, auf denen sie beruhen. So ist es zunächst die Ethik als die Wissenschaft vom sittlichen Leben, welche als gleichberechtigtes und coordinirtes, wenn auch von den allgemeinsten Principien der Metaphysik abhängiges Glied dieser letztern zur Seite steht. Hier sind es wesentlich die Anthropologie und die Geschichte, die Rechtswissenschaft und die Politik, welche die Basis bilden, indem sie theils die Thatsachen der sittlichen Entwickelung der Menschheit für die philosophische Bearbeitung hergeben, theils aber auch sich mit der Anwendung der sittlichen Gesetze auf speciellere Gebiete beschäftigen.

Das zweite Gebiet, das eine gewisse Sonderstellung einnimmt, ist die Kunst, welche psychologisch auf dem Gefühl des Schönen beruht und die ebenfalls eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Zweigen theils historischen, theils theoretischen Inhalts umfaßt. Aber weder die Kunstgeschichte noch die Aesthetik kann der Psychologie ganz entrathen. Und wie die Metaphysik und die Ethik, so wird auch die Wissenschaft des Schönen diesen Namen verdienen, d. h. einen wahrhaft wissenschaftlichen Charakter nur dann beanspruchen können, wenn sie zur Basis die einzelnen Forschungsgebiete nimmt, die dann freilich auch von ihr Einwirkungen erfahren und zwar im gesetzgebenden Sinne.

Umfassen sonach Metaphysik, Ethik und Aesthetik den Inhalt des gesammten menschlichen Erkennens, so entsteht die Frage, wie diese Erkenntniß zu Stande kommt, d. h. durch welche Hülfsmittel der menschliche Geist in den Besitz des Wissens gelangt und welchen innern Gesetzen er hierbei unterworfen ist. Wenn wir von der Technik der Specialforschung absehen, so sind jene Hilfsmittel allgemeingültiger Natur; ebenso finden die Gesetze des Erkennens den verschiedensten Objecten gegenüber ihre Bestätigung. Hieraus ergibt sich das Wesen und die Aufgabe einer besondern philosophischen Wissenschaft: der Logik, die allerdings andere wissenschaftliche Ziele hat als jene alte formale Logik, welche seit Aristoteles und der Scholastik ihre Hauptaufgabe in der Entwickelung einer möglichsten Mannichfaltigkeit ihrem Inhalte nach dürftiger Formeln sah. Dieser zwecklose logische Formalismus ist längst durch die wissenschaftliche Methodik überholt, und die wirklichen Forscher in den Einzelwissenschaften wissen den Werth der letztern sehr wohl zu würdigen.

Ueberhaupt will die neuere Logik nicht Regeln aufstellen, durch die der Lernende befähigt wird, richtig zu denken und Probleme zu lösen. Vielmehr will sie die im thatsächlichen Denken befolgten Gesetze abstrahiren, um durch sie dann wiederum auf das wissenschaftliche Denken klärend und bestimmend zurückzuwirken. Nach zwei Richtungen hin wird also die neuere Logik ihre Aufgabe erfüllen: als Erkenntnißlehre, welche die Bedingungen, die Grundlagen und die Grenzen unsers Wissens festzustellen hat, und als Methodenlehre, welche die Principien und die Methoden zu eruiren hat, deren sich die wissenschaftliche Forschung in ihren verschiedenen Zweigen bedient.

Daß Wundt neben der kritischen und dogmatischen Behandlungsweise der philosophischen Probleme auch die historische nicht ausschließt, wollen wir noch ausdrücklich bemerken. Allerdings wird die veränderte Stellung, die er nun der Philosophie zuweist, auch auf ihre geschichtliche Behandlung von Einfluß sein. Denn je mehr sie dann aufhört blos eine Geschichte der Systeme zu sein, desto mehr wird sie sich dem nähern, was man eine allgemeine Geschichte der Wissenschaften nennen könnte, welche nicht mehr eine wie immerhin auch in sich zusammenhängende Geschichte der philosophischen Meinungen und Theorien, sondern ein Bild von den die Gesammtentwickelung der Wissenschaften beherrschenden Ideen darzubieten haben wird.

Die Anforderungen jedoch, welche eine solche Philosophie der Zukunft an den einzelnen Denker zu stellen hat, werden ganz andere sein als bisher. Nach Wundt's Meinung ist es nicht die Aufgabe jedes Philosophen, ein eigenes System aufzustellen, in welchem alle philosophischen Disciplinen vertreten sind. Vielmehr muß — als Consequenz des ungeheuern Wachsthums der Wissensgebiete — eine Theilung der Arbeit eintreten, wenn er auch eine zu große Zersplitterung ebenso wenig befürworten möchte. Aber der künftige Ethiker muß wenigstens alle in sein Bereich fallenden positiven Wissensgebiete der Geschichte, des Rechts, des Staats beherrschen, wie der Metaphysiker der Zukunft mindestens eine vollkommene Vertrautheit mit den Resultaten der Naturforschung besitzen muß. Dasselbe gilt vom Aesthetiker, dem die Geschichte der gesammten Kunstentwickelung nicht minder als die Technik und die Theorien der Künste geläufig sein müssen: „Aufhören aber muß", sagt Wundt, „der Zustand, daß der Philosoph Philosoph sei und nichts weiter. Man wird von ihm die volle Beherrschung mindestens eines seinen philosophischen Arbeiten nächstliegenden Specialgebiets verlangen müssen."

Wir haben es hier offenbar mit einer Richtung zu thun, die man vielleicht nicht ganz unzutreffend den kritischen Empirismus nennen könnte, so zwar, daß das empirische Element das kritische einigermaßen überwiegt. Aber zugegeben, die Zeit der großen aprioristischen Prachtbauten sei wirklich vorüber und die Entwickelung der positiven Wissenschaften erfordere nun wirklich schon jene Vermählung von Philosophie und Empirie, vor welcher Schiller einst warnte:

Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt —

so ist dieser kritische Empirismus doch nicht ganz von Widersprüchen frei. So z. B. ist es uns nicht recht begreiflich, wie Wundt einerseits aus dem empirischen Material auf analytischem Wege zu höhern Principien aufsteigen und dann doch wiederum die so gewonnenen allgemeinen Normen gewissermaßen regulativ auf die Forschung der Einzelwissenschaft zurückwirken lassen will. Doch hiervon abgesehen ist der Geist, in welchem Wundt seine nicht ganz widerspruchslose Methode bisher zur Anwendung gebracht, ein zwar nüchterner, aber doch gesunder. Und der Ernst, die Umsicht und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher dieser Forscher in seinem Specialgebiet, in der physiologischen und experimentellen Psychologie, verfährt, tritt auch da hervor, wo er auf weitere und höhere Gebiete der Metaphysik und Ethik sich herüberwagt. Und hiervon legen auch die vorliegenden „Essays" ein vollgültiges Zeugniß ab. Alles in Allem ein Buch, das den Leser vorsichtig führt und ihm doch dabei eine Fülle scharfsinniger und interessanter Untersuchungen aus der Philosophie der Natur und der Seele bietet. Moritz Brasch.

Erzählende Schriften.

1. Helldunkel. Roman von Sophie Junghans. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1885. 8. 9 M.

Wir haben hier einen historischen Roman aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege (1650—60) vor uns, der aber nicht ganz die Bedingungen eines solchen erfüllt, nicht etwa deshalb, weil die handelnden Personen und die Handlung selbst frei erfunden sind, sondern weil zu viel modern Gedachtes darin ist und der Geist der Zeit nicht völlig begriffen wurde, daher auch nicht zum klaren Ausdruck kommt. Man ist in diesem Punkte heutzutage etwas verwöhnt; genauere Kenntniß der Geschichte und der Culturzustände früherer Jahrhunderte ist auch in weitere Kreise gedrungen, und es genügt daher nicht, moderne Choristen in alterthümliches Costüm zu stecken und sie ein ritterliches Gefecht aufführen oder in einem altdeutschen Zimmer hantiren zu lassen. Das Bestreben jedoch, die Gestalten wirklich als Kinder ihrer Zeit im Denken, Fühlen und Handeln — die archaistische Sprechweise erläßt man gern — hinzustellen, ist hier unverkennbar vorhanden und theilweise auch von Erfolg

gekrönt. Wenn dies nicht durchweg der Fall ist, so kann man es entschuldbar finden, da nur sehr gründliche Studien und eine von Natur aus vorhandene Disposition zu historisch-praktischer Auffassung der Vergangenheit einen Schriftsteller in Stand setzen können, jene oben erwähnten Bedingungen voll und ganz zu erfüllen. Im übrigen können wir dem Roman nur Gutes nachsagen; er ist spannend, lebhaft und fließend geschrieben, die Form gewählt, und die Charakterköpfe sind fast durchaus gut getroffen.

2. Wessen Schuld? Roman von O. Elster. Breslau, Schottländer. 1885. 8. 4 M.

Wenn man die Frage des Titels „Wessen Schuld?" weiter ergänzt: „wenn zwei Liebende sich trennen müssen", und die Antwort beifügt: „die Vorurtheile der Gesellschaft", so hat man damit das Problem des vorliegenden Romans gekennzeichnet. Es ist nicht neu; auch die Fabel, welche den Satz erhärten soll, ist schon in ähnlichen Variationen zu demselben Zwecke gebraucht worden; dennoch wohnt dem Buche ein gewisser Reiz inne, welcher auch das Bekannte und Abgebrauchte fesselnd erscheinen läßt. Ein Zug nach dem Sensationellen und Effectvollen ist nicht zu verkennen, doch dies allein erklärt nicht, weshalb der Roman wirkungsvoll, insbesondere auf weibliche Gemüther, erscheint; es ist auch der Hauch unverkennbaren Talents vorhanden, und man könnte in der That dem Autor kein besseres Lob spenden, als darin liegt, daß er trotz der angedeuteten Schwächen mit seinem Roman Interesse zu erwecken versteht.

3. Fromm und feudal. Roman von Ludovica Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1886. 8. 10 M.

Der Roman ist nicht ganz frei von Tendenz, deren Charakter in den Titelworten ausgesprochen ist und welche in der unmittelbaren Gegenwart vielleicht weniger auffällig erscheint als noch vor einem Jahrzehnt. Die Handlung spielt zu Beginn dieses Jahrhunderts; die Französische Revolution und die Freiheitskriege üben ihren Einfluß auf das Schicksal der Personen, die dem Kreise des märkischen Adels angehören. An diesen Personen exemplificirt nun die Verfasserin den Gegensatz zwischen den Ideen der Aufklärung und den Grundsätzen des alten Conservatismus, allerdings weder unparteiisch noch mit dem vollen Verständniß der modernen Ideen. Die Moral aus der Geschichte ist mithin selbstverständlich, daß Frömmigkeit und Loyalität — die Verfasserin wählt für loyal das Wort feudal — im Sinne des altconservativen Adels die idealen Ziele der Menschen sein müssen. Das „stramme Preußenthum" schlägt überall durch, und das Axiom, daß der Adel auf einer höhern Stufe stehe als die übrige Menschheit, kann man ebenfalls zwischen den Zeilen herauslesen, sodaß man beinahe auf die Vermuthung kommen könnte, irgendein hoher Feudalherr hätte den Roman geschrieben, um die durch den Zeitgeist bedrohten Standesvorrechte zu vertheidigen. Das Selbstbewußtsein eines Aristokraten hätte aber doch vielleicht angenehmere Töne angeschlagen als der Servilismus. Es berührt etwas eigenthümlich, die schwungvollste Zeit Deutschlands, den Völkerfrühling, im Lichte einer solchen Weltanschauung dargestellt zu sehen, welche ernüchternd auf die Begeisterung wirkt und daher auch diese nüchtern schildert. Der Roman übt deshalb auch wenig Wirkung aus; man kann den Hauptpersonen keine rechten Sympathien entgegenbringen, und die Breite der schwunglosen, wenn auch phrasenreichen Darstellung ermüdet den Leser.

4. Strandgut. Vier Novellen von Bernhard Wagener. Berlin, Wilhelmi. 1886. 8. 4 M.

Wie schon der Titel andeutet, sind die Stoffe der vier Novellen dem Seemannsleben entnommen oder es spielt sich wenigstens die Handlung am Meeresstrande ab. Es ist nicht zu leugnen, daß Geschichten, die ihren Schauplatz an oder auf der See haben, einen eigenen Reiz ausüben, ebenso wie die aus dem Hochlande, man möchte sagen einen Reiz a priori, der sich daraus erklärt, daß nicht nur die Größe und Erhabenheit der Natur sich von selbst in den Schilderungen geltend macht, sondern auch den Menschen eine Eigenart verleiht, die sie über das Gewöhnliche hinaushebt. Der Schriftsteller, welcher diese zwei durch den Stoff an und für sich gebotenen Vortheile auszunutzen weiß, wird daher auch selten des Erfolgs entbehren. Eins aber wird dabei zur unerläßlichen Forderung: eine gewisse Kraft, etwas Dramatisches sowol in der Schilderung wie in der Charakteristik, um dem Schauplatz wie den Menschen gerecht zu werden. Den vorliegenden Novellen darf man nachrühmen, daß sie diese Bedingung erfüllen und daher einen guten nachhaltigen Eindruck hervorrufen. Drei derselben sind tragisch angelegt, eine: „Heimliches Gewerbe", fesselt durch kräftigen, gesunden Humor und erregt lebhaftes Interesse. Von den andern ist „Peter Jürgens" entschieden die beste und kann als literarisch werthvoll bezeichnet werden; ihr reiht sich „Drei Briefe" würdig an; weniger gelungen ist „Zwischen zwei Herzen".

5. Lebensskizzen aus ernsten und heitern Tagen. Von Johannes Renatus. Zwei Bände. Dresden, Zahn u. Jaensch. 1885. 8. 5 M.

Schon die Ueberschrift der einzelnen Kapitel verräth die Manier Jean Paul's, und auch die Erzählung erinnert an diesen Classiker, mehr als für ein modernes Werk gut ist. Diese breite, behaglich in Kleinigkeiten sich ergehende Art der Darstellung ist unsere Zeit nicht mehr gewohnt; sie langweilt sich dabei. Unser Geschlecht hat eben nicht mehr so viel Muße und bequeme Ruhe, um sich an dem Kleinen und Kleinlichen des alltäglichen Lebens, an dem Humor, der auch dem Hausbackenen und Nüchternen sich abgewinnen läßt, zu ergötzen. Das moderne Leben ist durch große Fragen und Ereignisse bewegt, die Menschen sind thätiger und weniger spintisirend und philosophirend, als daß heute noch eine Richtung, wie sie Jean Paul,

Spindler, auch Holtei noch eingeschlagen, Anklang finden könnte. Man will Gehalt, bedeutenden Gehalt und Inhalt in jedem literarischen Erzeugniß, und solcher fehlt diesen Lebensskizzen, so fleißige, liebevolle Zeichnung man ihnen auch zugestehen muß. Wer aber an einem reichumrankten Stillleben mit etwas archaistischen Verschnörkelungen noch Gefallen findet, der wird sich durch diese Skizzen angesprochen fühlen.

6. Fünf neue Novellen. Von Hans Arnold. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 4 M.

Als zwei Vorzüge dieser Novellen darf man das Maßhalten und den humoristischen Grundton, der auch in den ernst gehaltenen durchschlägt, mit Recht hervorheben. Die Themata sind zwar nicht sehr originell — keine besondern Probleme socialer oder phychologischer Natur —, sondern dem gewöhnlichen Leben entnommen, dafür aber ansprechend durchgeführt, und die gewandte Form der Erzählung entschädigt reichlich für den Mangel an Sensation. Keine aufregende, aber eine befriedigende Lektüre, welche bei dem Leser Behagen hervorruft. „Ein Regentag auf dem Lande" und „Der nette Student" sind sehr gute Humoresken, die sich auch durch treffliche Charakterzeichnung hervorheben; weniger ansprechend ist „Der Papagai". Von den beiden andern Novellen, deren Grundstimmung ernst ist, darf „Im Mondlicht" als interessant und fesselnd bezeichnet werden, während „Die junge Frau Doctorin" mit der sympathischen Gestalt des Doctors einen guten Eindruck hervorruft.

7. Neues Geschichtenbuch. Von Ludwig Heveši. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 4 M.

Zwanzig Skizzen, die vorwiegend humoristischen Charakter an sich tragen, werden in diesem Buche geboten; daß da neben geistreichen und fein durchgeführten Arbeiten auch manche flüchtige und flache sich findet, ist wohl zu begreifen. Manchmal wird statt Witz nur Spaß geboten, oder Uebertreibungen verderben die Wirkung. Im ganzen überwiegen jedoch die guten Stücke, die durch feine Wendungen, geistvolle Beobachtungen und graziöse Form überraschen; auch sind manche Stoffe originell gewählt. Zu diesen zählen in erster Linie: „Die Ueberflüssige", „Vater Jost's Geheimniß", „Das geheimnißvolle Ligament" „Der Kuß", „Rothe Pfingsten", „Christbescherung". Dagegen wird man „Pygmalion und Aspasia" oder „Dr. Silberstecher's Weihnachtsabenteuer" kaum geschmackvoll finden können; die Uebertreibung läßt — insbesondere bei so abgebrauchten Stoffen wie die Langeweile der Engländer oder die Pedanterie eines Privatdocenten — den wirklichen Humor nicht zur Geltung kommen. Das gilt auch von dem Epoufeur; die Figur würde, wenn etwas feiner gehalten, gewiß wirkungsvoller sein.

8. Daredjan. Mingrelisches Sittenbild von A. G. von Suttner. München, Heinrichs. 1885. 8. 3 M. 60 Pf.

Das Buch läßt sich nicht besser charakterisiren, als wenn man es „Nana ins Halborientalische übertragen" nennt. Es ist merkwürdig, wie stets das Schlechte am meisten Schule macht, und die Jünger immer mehr die Schattenseiten der „Manier" ihres Meisters nachahmen als die Lichtseiten. Emile Zola ergeht es so; er fand eine Menge Schüler, die ihn aber in Verruf bringen, weil sie das als die Hauptsache betrachten, was bei ihm nur eine nebensächliche Consequenz seines künstlerischen Princips ist. Zola will das Leben und in erster Linie die pariser Gesellschaft „realistisch" schildern, d. h. genau so, wie es ist, nicht verklärt, nicht ästhetisch verschönert, mit brutaler Wahrheit, welche dem Koth und Schmutz wie dem Sonnenlichte in dem Gemälde die gleiche Berechtigung einräumt. Dabei fehlt es nun nicht an dem, was man obscön nennt, weil man sich schämt, dafür ein deutsches Wort zu gebrauchen. Dieses Obscöne ist aber nur eine nothwendige Folge der Wahl des Stoffs und der Manier der Behandlung, keineswegs Selbstzweck. Die große Menge freilich sah — es ist beschämend für die Menschheit — darin die Hauptsache, man liest Zola, nicht weil auch seine nichtobscönen Schilderungen wirklich eine Virtuosität bekunden, sondern weil seine Werke — pikant sind. Seine Nachfolger und Nachtreter misverstehen ihn noch gründlicher: dafür verstehen sie wol die Ursache seiner Erfolge besser — und suchen ihn in Obscönität noch zu überbieten.

Es wurde oben das vorliegende Buch als ein Seitenstück zu „Nana" bezeichnet, und als solches hätte es eine Berechtigung, wenn es — wie der Titel „Mingrelisches Sittenbild" glauben machen soll — wirklich eine Art Photographie mingrelischen Lebens wäre, mit andern Worten, wenn „Daredjan" ebenso ein Product der dortigen gesellschaftlichen Zustände im weitesten Sinne des Worts wäre, wie es „Nana" hinsichtlich der französischen ist. Zola will ja erweisen, daß die französische Gesellschaft in fortwährender Degeneration solche Gestalten naturnothwendig erzeugen müsse, wie es Nana und ihre Umgebung sind. Ob die mingrelische Gesellschaft wirklich auch in ähnlicher Zersetzung und Fäulniß begriffen ist, wissen wir aus andern Quellen nicht; der Autor aber liefert hiersür keine Beweise und motivirt somit auch nicht die Erscheinung seiner Heldin als ein nothwendiges Ergebniß vorhandener socialer Factoren. Damit ist aber nicht nur der wesentliche Unterschied zwischen Urbild und Abklatsch gekennzeichnet, sondern letzterer auch gerichtet. Daredjan ist nichts anderes als — man erläßt uns wol das bezeichnende Wort. Solche Weiber, denen die ganz gemeine Sinnlichkeit im Blute liegt, gibt es allerorten; sie können aber nie Gegenstand eines Kunstwerks sein. Der Maler kann sie als Modell nehmen, wenn er aber nicht einen idealen Zug in sein Gemälde hineinlegt, dann ist daffelbe um nichts besser als jene Photographien, welche die Staatsanwälte confisciren. Noch weniger aber darf ein Schriftsteller ein solches Wesen zur Heldin in der Weise machen, daß er einfach die Excesse der Sinnlichkeit als Selbstzweck seiner Schilderung erscheinen läßt. Und das ist leider hier der

Fall. Daredjan ist eine Mingrelierin, die an Nymphomanie leidet, und wir müssen nun Augenzeuge sein, wie sie von Fall zu Fall zur Dirne herabsinkt. Das ist einfach widerlich, ein Verbrechen nicht an der conventionellen Sittlichkeit, sondern an dem guten Geschmack und an allen Grundsätzen der Aesthetik. Wir bedauern lebhaft die Verirrung eines Schriftstellers, welcher Proben eines schönen Talents abgelegt hat und dieses auch in einzelnen Schilderungen des vorliegenden Buchs bethätigt. Als Ganzes aber ist dieses „Sittenbild" eine Unzier für die deutsche Literatur.

9. Der Kamrad von der Garde. Komischer Soldatenroman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1886. 8. 13 M. 50 Pf.

Der Autor hat sich als Humorist einen Namen erworben und dankt den Schöpfungen seiner bessern Zeit die Nachsicht, welche leider die jüngsten Arbeiten nur zu oft und zu sehr in Anspruch nehmen mußten. Eine gewisse Formlosigkeit und Nachlässigkeit, dann die Neigung zum Uebertreiben und Carikiren machte sich störend geltend, und von diesen Fehlern läßt sich auch der vorliegende Roman nicht ganz freisprechen. Es liegt ein Kern gesunden Humors in dem Ganzen, der insbesondere am Schlusse wohlthuend hervortritt, aber dabei muß man manches hingehen lassen, was nicht nur sehr unwahrscheinlich, sondern auch unschön erscheint. Der Roman hätte wahrlich nichts an humoristischer Wirkung eingebüßt, wenn der Autor etwas weniger seine „Originale" — carikirt hätte. So schädigt aber gerade die Uebertreibung die beabsichtigte Wirkung. Im ganzen ist aber dieses Werk doch etwas besser gerathen als einige unmittelbare Vorgänger, und um der wirklich gelungenen Partien halber mag man das Mislungene schließlich mit in Kauf nehmen.

Johannes Emmer.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Aus einer ganzen Anzahl von Sammelwerken haben wir wieder einzelne Hefte hier zu verzeichnen. In den von Franz von Holtzendorff herausgegebenen „Deutschen Zeit- und Streitfragen" (Berlin, Habel) enthalten Heft 216—219 folgende Themen: „Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart", von Theodor Schönborn; „Das Referendum in der Schweiz", von J. Adolf Herzog; „Das deutsche Kleingewerbe in seinem Existenzkampfe gegen die Großindustrie", von Max Haushofer; „Justus von Liebig und die landwirthschaftliche Lehre", von Johann Pohl. Aus der in demselben Verlage erscheinenden „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Virchow und Holtzendorff, liegen uns vor Heft 466—470, worin folgende Gegenstände erörtert werden: „Schlaf und Traum", von Frensberg; „Giacomo Leopardi", von F. Zschech; „Das Wunderkind am Yellowstone", von K. A. von Zittel; „Aus dem geselligen Leben des 17. Jahrhunderts", von Franz Eyssenhardt; „Das Thermometer", von E. Gerland.

In Wien gibt ein Kreis unabhängiger Männer völlig selbständig zu idealem Zweck die Flugschriften „Gegen den Strom" heraus (Wien, Graeser), welche wir schon früher rühmend in d. Bl. hervorgehoben haben. In überaus geistvoller Weise, als eine Art von deutschem Gewissen in Wien, beleuchten diese Hefte gewisse Uebelstände mit der Fackel der Satire. In diesem Sinne sei auch das sechste Heft hier anerkannt, welches die Themen „Nach der Schablone" und „Das Vorrecht der Frau" behandelt.

Die von Engelbert Pernerstorfer herausgegebenen Monatshefte „Deutsche Worte" (Wien, Pichler's Witwe u. Sohn) enthalten im fünften Jahrgang im achten bis sechzehnten Heft folgende Aufsätze: „Deutschthum und Katholicismus", „Zur Geschichte des ländlichen Proletariats", „Die Arbeiterfreundlichkeit auf Irrwegen", „Zur Lage der Deutschen in Ungarn", „Bahr gegen Schäffle", „Ueber russische Spitzenindustrie", „Mehr Lohn". Geist und Form dieser instructiven Hefte sind sehr empfehlenswerth.

In zwanglosen Heften gibt C. J. Mauersberger in Glauchau als Organ für Gedächtnißkunst die Zeitschrift „Mnemosyne" heraus (Leipzig, Klinkhardt), welche für alle Interessenten außerordentlich erleichternde Vorarbeiten bietet.

Die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Heilbronn, Henninger) enthalten in Heft 5 bis 8 des zehnten Bandes eine sehr umfängliche kunstgeschichtlich-ästhetische Abhandlung von G. Portig über „Das Weltgericht der bildenden Kunst"; ferner Aufsätze „Ueber Shakspeare's Entwickelungsgang", von Julius Schiller; „Ueber das Wunder", von F. Kühn; endlich im ersten Heft des siebenten Bandes: „Unsere Zeit im Lichte des Gemüthslebens betrachtet", von Theodor Schott. Wir greifen bei derartigen Anzeigen nicht gern ein einzelnes Heft heraus; dasjenige aber, welches „Shakspeare's Entwickelungsgang" behandelt, zwingt uns denn doch zu der Bemerkung, daß es eine sehr schwache Leistung ist. Der Verfasser rühmt sich auf dem Titelblatte, alte und neue, in- und ausländische Shakspeare-Literatur benutzt zu haben, und hat doch keine Ahnung von den neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete. Er beschwört den „großen Dichter aus seiner dunkeln Gruft" und schildert dessen Leben, obwol er den Mangel aller Quellen zugibt, à la Elze genauer, als dies wol Shakspeare selbst bewußt war; er weiß, daß Hamlet „zum Leiden prädestinirt" war; daß ferner „die englischen Stücke zur Hälfte Studien menschlicher Kraft, zur Hälfte Studien menschlicher Schwäche" sind; daß sich Shakspeare „viele Jahre lang mit Romeo und Hamlet beschäftigte, bis er an ihre Durchführung ging" u. s. w. Wenn sich das Shakspeare gefallen lassen muß, warum nicht auch der Leserkreis der „Zeitfragen"?

Bibliographie.

Alencar, J. de, Ubirajara. Roman aus den Urwäldern Brasiliens. Nach dem portugiesischen Original übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Th. Hoffmann. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Blankenstein, Amanda M., Reiseskizzen aus Corsica. Zugleich ein Führer durch die Insel. Mit 1 Karte der Insel. Gera, Schulbuchhandlung. 8. 3 M.

Breuning, E., Des Herzens Stimme. Eine Novelle. Bremen, Rocco. 16. 2 M. 50 Pf.

Draper, J. W., Geschichte der geistigen Entwickelung Europas. Aus dem Englischen von A. Bartels. 3te Aufl. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 M.

Militärisches Theater-Album. Nr. 24: Kutschke in Afrika. Schwank von E. Hildebrand. — Nr. 26: Vom Fels zum Meer. Patriotisches Festspiel von A. Volger. Landsberg a/W., Volger u. Klein. Gr. 8. à 1 M.

Schmidt-Stoltenburg, L., Sieben Freier im Hause. Lustspiel. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Wehl, F., Das junge Deutschland. Ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit. Mit einem Anhang seither noch unveröffentlichter Briefe von Th. Mundt, H. Laube und K. Gutzkow. Hamburg, J. F. Richter. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 75 bis 81.

Deutscher Reichstag. — Zur politischen Lage in Spanien. — Die englische Orient-Politik. (I/III.) — Der neueste Stand der Alkohol-Frage in der Schweiz. — Zum Geburtstage des Kaisers. Arnold Ruge. Von K. Grün. — Zur neuesten deutschen Lyrik. Von Fr. Muncker. (V.) — Ein altes deutsches Reisewerk. — Berliner Briefe. (IX.) — Margarethe von Navarra. — Das größte Musik-Kunststück der Welt. Von H. Wichmann. — Ein deutsches Fürstenleben. Von G. Weber. — Frühlingsreisen. (I/II.) — Offener Brief an den Präsidenten der Akademie der schönen Künste von S. Luca in Rom. Von F. Gregorovius.

Deutscher Handelstag. — Die neue Subhastationsordnung und der Credit der Brauereien. — Argentinische Staatspapiere. — Bemühungen zur Hebung des französischen Außenhandels. — Geschäftliche Jahresberichte: Deutsche Reichsbank. Versicherungsgesellschaft Providentia. Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft. Dresdner Bank. Württembergische Hypothekenbank. Rheinische Hypothekenbank, Mannheim.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tiryns.
Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns.
Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen
von
Dr. Heinrich Schliemann.
Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. **F. Adler** und Beiträgen von Dr. **W. Dörpfeld.**
Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen.
8. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Seinen grossen Werken „Ilios“, „Troja“, „Mykenae“, deren Erscheinen für die archäologische Wissenschaft von epochemachender Bedeutung war, lässt Dr. Schliemann jetzt das nicht minder bedeutende, besonders für die Kenntniss altgriechischer Baukunst und Wandmalerei höchst wichtige Werk folgen, in welchem er über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen zu Tiryns in der Ebene von Argos ausführlichen Bericht erstattet. Die Vorrede von Geh. Oberbaurath Adler und die Beiträge Dr. Dörpfeld's erhöhen noch den Werth des Werks. Den reichhaltigen Text begleitet eine grosse Zahl Illustrationen; 24 Chromotafeln bringen die farbigen Fundstücke von Wandbildern, Gefässen, Terracotten u. s. w. zu deutlichster Anschauung, und 4 Pläne sowie eine Karte geben ein klares Bild von der Lage und den Terrainverhältnissen des Ausgrabungsfeldes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neuguinea.
Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885
von
James Chalmers und **W. Wyatt Gill.**
Mit Abbildungen und einer Karte.
8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Das Deutsche Reich hat bekanntlich von dem nordöstlichen Theile Neuguineas, der größten unter den Südseeinseln, Besitz ergriffen, und infolge dessen beschäftigt sich die in Berlin gegründete Neuguinea-Compagnie eifrig mit Landerwerbungen und Errichtung von Handelsfactoreien auf diesem neuen Colonialgebiete. Vorliegendes Werk, das über Bodenbeschaffenheit und Klima Neuguineas, wie über Lebensweise und Rasseneigenthümlichkeiten der Eingeborenen im reichsten Maße Aufschluß gibt, wird sonach in der vorliegenden autorisirten Ausgabe gewiß auch dem deutschen Publikum sehr willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Henry M. Stanleys
Reise durch den dunklen Weltteil.
Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet
von **Dr. Berthold Volz.**
Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die von Dr. Berthold Volz, Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, verfaßte Bearbeitung der berühmten afrikanischen Reise Stanley's hat sich als echtes Volksbuch und vorzügliche Jugendschrift in kurzer Zeit so zahlreiche Freunde erworben, daß bereits eine dritte Auflage nöthig wurde, welche der Verfasser unter Berücksichtigung der inzwischen gewonnenen geographischen Kenntniß sorgfältig revidirt hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grönland.
Seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste.
Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition
ausgeführt im Jahre 1883 von
Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.
Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten.
8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Nordenskiöld, der gefeierte Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt, gibt hier eingehenden Bericht über seine neueste Forschungsreise, welche Grönland zum Ziel hatte und durch die er abermals mehrere wichtige geographische Probleme gelöst, andere der Lösung um vieles näher geführt hat. Das überaus werthvolle, mit Abbildungen und Karten reich illustrirte Werk wird in der ganzen gebildeten Welt das lebhafteste Interesse erregen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1886. Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 8. April 1886.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Dichtungen und Gedichte. Von Rudolf von Gottschall. — Länder- und Völkerkunde. — Zur Einleitung in die Philosophie. Von Eduard Reich. — Neue dramatische Dichtungen. Von Karl Nissel. — Zur Geschichte Venedigs. Von Teodor Wehl. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dichtungen und Gedichte.

1. Memnon. Eine Mythe von A. F. Graf von Schack. Stuttgart, Cotta. 1885. 8. 3 M.

Eine Dichtung des Grafen von Schack darf man immer mit der berechtigten Erwartung in die Hand nehmen, daß in ihr das Niveau der gewohnten Alltagspoesie bedeutend überschritten sein wird, daß sich vor uns geistige Perspectiven aufthun werden, die einen Weltblick über die Völker und die Zeiten gestatten. In der That ist dies auch bei „Memnon" der Fall. Memnon ist der Held der alten ägyptischen Mythe: wir werden in „der Erde erstgebornes Reich", in die Riesenstadt der Rameffiden geführt:

Mit Prachtpaläſten, Tempeln, Steinkoloſſen
Und Säulenſtraßen liegt ſie grenzenlos
Am Saum der bleichen Wüſte hingegoſſen.

Der Palmen Wipfel und der Sykomoren
Umrauſcht ſie in dem Traume, den ſie träumt,
Halb in die große Urnacht noch verloren.

Und Zeichen ſchlingen ſich und räthſelhafte
Gebilde an den Mauern rings empor
Und ſchaun herab von jedem Säulenſchafte.

O, wer erſchließt die Sprache von Granit,
Die von den Wundern des Vergang'nen ſtammelt,
Dem Geiſte ſo, wie ſie das Auge ſieht?

Der Menſchen wechſelnde Geſchlechter haben
Den Sinn zu faſſen ſich umſonſt gemüht,
Den alte Weisheit in den Stein gegraben.

Und doch, was vor Jahrtauſenden geweſen,
Verſuchen will ich, von der Tempelwand,
Der Obelisken Seiten es zu leſen.

Memnon, des Rhamſes Feldherr, kehrt von einem Siegeszuge heim, von dem Könige hochgefeiert: der Triumph wird in glänzenden Farben geſchildert; er erbittet ſich Urlaub von dem König, um ſeine Lieben am obern Nil zu beſuchen, und nimmt dorthin ſeinen Freund Athor mit. Doch ein raſtloſes Sehnen erfüllt ihn; dem Morgenroth der aufgehenden Sonne ſchlägt ſein Herz entgegen. Bei einem Feſte im Tempel des Ammon-Ra, deſſen farbenreiche Schilderung uns nicht mehr fremdartig gemahnt, ſeitdem uns die Romane von Ebers mit dem ägyptiſchen Cultus vertraut gemacht haben, ſucht Memnon den hundertjährigen Prieſter Siamun auf, der für ſeinen Vater gilt. Dieſer erklärt ſich anfangs für unfähig, ihm das Räthſel ſeiner Herkunft zu löſen; doch im Traume der darauffolgenden Nacht erſcheint ihm Ammon und gibt ihm ein Zeichen an, an welchem er einen Sarkophag der Gräberſtadt auffinden werde und zugleich damit jenes Räthſels Löſung. Dort liegt ein Todter und die Inſchrift ſagt, daß er Manetho geheißen, auf ſeinen Fahrten im Morgenlande bis dorthin gekommen, wo der Tag ſich am Horizont erhebt; dort habe Hetho, der Morgenröthe ſchöne Göttin, ihn, den Verirrten, als Gaſt freundlich aufgenommen; doch weil er ſich der Unſterblichen vermählt, hätten die Götter ihn zur Strafe hinweggetrieben und auch von dem Sohn getrennt, den Hetho ihm geboren und den er ſeitdem vergeblich geſucht habe; aber nach dem Spruche des Schickſals kann der Sohn die Schuld des Vaters ſühnen, wenn er die Mutter ſuche und finde, die ſeiner in Sehnſucht harrt.

Und Memnon zieht aus mit dem Heere des Rhamſes, immer dem Oſten zu, dem Sonnenaufgang, um bis dorthin die Welt zu erobern: er überwindet die Babylonier; im Schloſſe des Königs Belus erklingt eines Sängers Lied von der Semiramis, deren Spur auch im fernen Oſten ver

schwunden war. Beim Wüstenmarsch geht sein Heer zu Grunde; mit wenigen Getreuen erreicht er Balkh, wo er von dem Fürsten Chosru freundlich empfangen wird. Dann kommt er in das Land des Kusa, eines vom Norden nach Indien eingewanderten Herrschers, der seine Tochter einem alten Fürsten vermählt, obschon sie einen andern liebte. Nach dem Tode des Gatten soll sie den Scheiterhaufen besteigen: das verlangt sein Erbe, der wilde Durga; doch Memnon besiegt diesen in einer Schlacht, rettet Agra, welche sich dann ihrem Geliebten vermählt, der sich bei dem Kampfe betheiligt hat. Memnon erhält von Kusa ein Empfehlungsschreiben an eine andere, weit gegen Osten wohnende Tochter Matali und macht sich dorthin auf den Weg. Hier begegnen uns einige Glanzstellen der Dichtung; die Schilderung des Zaubergartens erinnert an die schönsten derartigen Gemälde der italienischen Epiker:

Von gold'nem Lichte trunken war die Erde
Und strahlte, von dem Flammenschein berauscht,
Der auf sie niederquoll vom Sonnenherde.

Mit den Genossen über grüne Hänge
Kam er auf Goldsand-überstreutem Pfad
In eines Gartens zauberische Gänge.

Tubas, des Paradieses Bäume, stiegen
In Jubel um ihn auf, in dem Geäst
Sah er sich himmlische Gestalten wiegen.

Vom Flügelschlag von großen Schmetterlingen,
Die hin von Zweig zu Zweigen flatterten,
Scholl an sein Ohr ein süß melodisch Klingen.

Der Boden war ein Blumen-übersäter
Thalgrund und blitzte von des Himmels Thau,
Als sei auf ihn herabgeströmt der Aether.

Im Windeshauche schwankten Silberblüten
Und Feuerlilien tönend auf und ab,
Aus deren Kelchen heiße Flammen sprühten.

Von Beet zu Beeten stob der Duft von Myrrhen,
Und sinnbetäubt sah Memnon tiefer stets
Verstrickt sich in des Gartens Pfadgewirren.

Um ihn wie Laute unverstandner Sprachen
Erscholl der Lüfte Lispeln, der Gesang
Der Quellen, die aus kühlen Grotten brachen.

Da stieg aus Grün und wucherndem Gestäude,
Von Palmen und von Tubas überragt,
Vor dem Erstaunten auf ein Prachtgebäude.

Weitstrahlend leuchtete der Diamanten,
Der Chrysolithe und Smaragde Glanz,
Die sonnengleich auf seinem Dache brannten.

Mit seinen Kuppeln, Thürmen, goldnen Gittern,
Den hangenden Altanen schien das Schloß
So wie ein Wolkenluftgebild zu zittern.

Und der Hymnus, mit welchem die Königin Balkis begrüßt wird und der die Terzinen der Dichtung mit einer andern Reimstrophe unterbricht, die einzige Abweichung von der sonst durchgängigen dichterischen Form, hat priesterlichen Schwung und exotischen Duft:

Sie naht, sie naht, die Herrscherin vom Osten!
Singt, ehrne Bilder an den Jaspispfosten,
Die Flügel schlage, Löwe von Granit!
Sie naht, so wie die Königin der Welten,
Umprangt von Wolkenpurpurzelten,
Durchs goldne Thor des Aufgangs tritt.

Wer ist, o Fürstin, der sich dir vergleiche?
Im schönen Traumland liegen deine Reiche;
Zum Wunsche sprichst du: werde! und er wird;
Ein Lichtstrahl dient dem Fuße zur Sandale;
Vor deines Wagens Muschelschale
Hast du den Blitz als Roß geschirrt.

Dein Thron, o Herrscherin, ist von Rubinen,
In Flammen schwebst du, wie in Palankinen,
Als Schärpe dient dir des Orion Gurt;
In Ringeln schweift um dich die feur'ge Schlange,
Indeß bei mystischem Gesange
Die Spindel deiner Feen schnurrt.

Das Herrlichste von dem, was je gewesen
Und jemals sein wird, hast du dir erlesen;
Die große Welt, jenseit von Zeit und Raum,
Streut dir zu Füßen hin all ihre Schätze,
Daß sich dein Sinn daran ergötze,
Wie an dem Farbenspiel im Schaum.

Vor deinem Schlosse rauscht die Sonnenpalme;
Uralte Weisheit tönt gleich einem Psalme
In ihren Blättern, Morgenlicht-erhellt;
Die Sphinxe, die sich dir zu Füßen krümmen,
Erzählen mit porphyrnen Stimmen
Dir Sagen, älter als die Welt.

Vor dir sind die Jahrtausende Sekunden;
Ein Reich ist aufgeblüht und hingeschwunden,
O Fürstin, während du die Wimpern senkst,
Und Sonnen rinnen hin wie Nebelstreife,
Indeß du abends deine Greife
An deinem Naphthabrunnen tränkst.

Balkis mahnt Memnon, von seinem Plane abzustehen, mit Worten, in denen sich die Tendenz der Dichtung ausspricht:

Du denkst, das Sonnenaufgangsland zu finden,
Allein verschlossen, wisse, ist der Weg
Dorthin den Sterblichen, den ewig blinden.

Und flögst du auch bis an des Weltalls Grenzen,
Doch ferne sähst du, immer ferne noch
Vor dir das Morgenroth am Himmel glänzen.

Ja, tauchtest du das Auge in den Bronnen
Des erstgebor'nen Lichts, dir bliebe doch
Der Blick von trüber Hülle noch umsponnen.

Durchschweiftest du auch alle Himmelssphären,
Der Erde Zonen all, es wär' umsonst,
Nur aus dir selbst kann sich das Licht gebären.

Versinken muß dir alles erst, was sichtbar,
Dann geht im Innern dir die Sonne auf
Und strahlt in deiner Seele unvernichtbar.

Doch Memnon läßt sich nicht abhalten; seine Wanderung durch die tropische Wildniß ist mit glühenden Farben geschildert; sein Freund Athor wird von einer Schlange erwürgt; er selbst bricht mit seinem todten Roß zusammen und erwacht in einem prächtigen Zelte, wo Matali, ein schlankes Weib voll Jugendreiz, ihn pflegt. Sie liebt ihn

und vermählt sich mit ihm, nachdem ihr Gatte von ihr vergiftet worden. Aufruhr tobt gegen die Mörderin, ihren Ohm besiegt Memnon, doch dem Andrang der übrigen muß er unterliegen; er wird gefangen, geblendet, und der Blinde wandert heimwärts von Land zu Land, von einem Knaben geführt, dessen Vater er aus dem Gefängniß gerettet hat. In der That kehrt Memnon zu den Seinen zurück. Oft saß nun der Blinde auf steiler, hoher Felsbank:

Erst nun, da ihm der Blindheit dunkle Hülle
Die Sinne deckte, hob die innre Welt
In seinem Geiste sich in reicher Fülle.

Da flieht er zur Mutter, daß sie ihn aus den Banden der Sinnenwelt erlöse und in ihr lichtes Reich aufnehme. Hier nimmt die Muse Schack's den höchsten Aufschwung: die Mutter erscheint ihm:

Da brach die Windsbraut durch des Ostens Thor,
Und mächtig scholl durch leuchtende Gewölke,
Die sie nach oben trieb, ein Geisterchor.

Und hoch und immer höher aufzuglimmen
Begann der Glanz, und frohen Widerhalls
Ertönten Erd' nnd Himmel von den Stimmen.

Und jubelvoll des Lichtes Sieg verkündend,
Dahin durch alle Räume stürzten sich
Die Feuergeister, Helle ringsum zündend.

Die dunkle Binde sank von Memnon's Blicken,
Des Adlers Sehkraft sah er sich verliehn,
Um an dem Himmelsglanz sich zu erquicken.

Es war, als seien alle Sterne, Sonnen,
Milchstraßen aus der Unermeßlichkeit
Herab zu einem Strahlenmeer zerronnen.

Zu immer vollrer Helle sich zu klären,
Rang fort und fort das Licht, als wollte sich
Ein neues reinres Licht aus ihm gebären.

In ihr lichtes Reich nimmt ihn die Mutter mit sich beim großen Versöhnungsfest der Sterblichen und Unsterblichen.

Eine tiefsinnige Dichtung, deren große Schönheiten durch die mitgetheilten Proben hinlänglich illustrirt werden. Wir hätten allerdings lieber gesehen, wenn sie in echten Terzinen mit den durch das Versterzett sich hindurchwindenden Reimverschlingungen geschrieben worden wäre. Das Versmaß des „Memnon" möchten wir falsche Terzinen nennen oder Terzinen mit blinden Fenstern, indem der mittlere Vers der dreizeiligen Strophe reimlos bleibt und nur von zwei gereimten Versen umrahmt wird. Bei Schack's Meisterschaft in Vers- und Reimbeherrschung wäre ihm ja auch die schwierigere Form keine hemmende Schranke gewesen. Es ist wahr, diese blindfenstrigen Terzinen haben etwas Männliches, Knappes, Geschlossenes — und deshalb mag der Dichter sie gewählt haben.

2. Werner von Kuonefalk. Dichtung von Max Martersteig. Leipzig, Liebeskind. 1886. 8. 3 M.

Einen gänzlich andern Ton als die Schack'sche Dichtung mit ihren tiefen Gedankenmotiven und weiten Weltperspectiven schlägt die poetische Schöpfung von Max Martersteig an: mehr an die Dichtungen von Wolff und Scheffel erinnernd, führt sie uns Bilder aus dem deutschen Volks- und Kriegsleben einer bewegten Zeit vor, aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Der Ton ist ein volksthümlich warmer, wenngleich hier und dort auch schwerere Accente angebracht sind und der leidenschaftliche Ausdruck ebenfalls zu seinem Rechte kommt. Die Form aber ist die jetzt beliebte: in die Erzählung selbst sind Lieder eingelegt; die Lyrik nimmt innerhalb des epischen Rahmens ein selbständiges Recht in Anspruch.

Im poetischen Vorwort singt der Dichter:

In jene Zeit der schwersten Noth,
Die je unsre Väter getragen,
Da volle Ernte hielt der Tod
Und Leiden brachte und Klagen,
Da Krieg und Hunger, Pest und Brand
Durchwühlt das deutsche Vaterland,
Soll euch mein Lied geleiten,
Erzählen vom Lieben und Streiten.

Erzählen soll's von dieser Noth,
Die schon in der heimischen Erden
Das Samenkorn, mit Blute roth
Getränkt, zum Fluche ließ werden;
Die wetterschwer mit jedem Tag
Vor jeder neuen Sonne lag
Und sich auf Städt' und Auen
Entlud zu Verderben und Grauen.

Erzählen soll's von größter Noth,
Als herrschte das Sengen und Morden
Um Christi Lieb' und sein Gebot
Von rohen, thierischen Horden;
Die unsres Volkes Heiligthum
Zerbrach — die Ehre und den Ruhm,
Und was uns ewig bindet
Zu flammenden Haß hat entzündet.

In jener Zeit der bittern Noth
Da hub sich aus nächtigem Grausen
Der neuen Menschheit Morgenroth
Empor mit Wettern und Brausen:
Von einem Kinde jener Zeit,
Geboren unter schwerem Leid,
Will ich die Mär' nun singen
Und Liedeskunde bringen.

Wir werden in ein Kloster am Tegernsee geführt: ein Gedicht in kurzathmigen Rhythmen präludirt stimmungsvoll. In diesem Kloster lebt der Held, der Neffe des Marschalls Kuonefalk, des höchsten klösterlichen Lehnsmannes, der mit dem Abt auf die Jagd reitet — ein fröhliches Jagd- und Waldlied bildet hier die poetische Illustration. Der Onkel hat seinen Neffen, welchem Vater und Mutter im Kriegsgetümmel erschlagen wurden, hierher ins Kloster geflüchtet. Doch Werner fühlt sich nicht mehr wohl in diesen Räumen; der Zweifel hat sein Herz beschlichen; zugleich foltern ihn Qualen brennender Reue, wie er es in einem Hymnus an die Gnadenmutter ausspricht. Er hatte in Reichesspeyern seines Amtes gewaltet und dort in Einsamkeit in der freien schönen Natur sich

heimischer und beglückter gefühlt als in den engen Klostermauern; dann aber ward durch eine zufällige Begegnung ein Funke in sein Herz geworfen, der inzwischen in aller Stille zur Flamme emporgelodert ist:

„Ihr wißt", beginnt er wieder, „wie aus Franken
Die Heimatlosen, von dem Krieg Vertriebnen
Hier Obdach in den stillen Bergen suchten.
Auch hier am See vorüber kam der Zug
Und flehte um Asyl. Doch weh den Armen!
Sie waren Ketzer, und des Klosters Mannen
Vertrieben mitleidlos die Hungernden.
Nicht Armuth, Krankheit, nicht des Leibes Blöße
Vermochten unserm Abt das Herz zu rühren. —
An jenem Tag, Ihr wißt's, kam ich zurück
Und traf auf meinem Weg den Jammerzug
Ohnweit des Klosters an der Straße liegend,
Vom Elend matt die jammervoll Geschlagnen.
Mich aber flohen ihre kranken Blicke,
Als sie mich kommen sahen, denn ich trug
Die Kleidung ihrer Feinde; keine Hand
Erhob sich, den Verhaßten anzuflehen.
Ihr Schicksal ahnt' ich, brauchte nicht zu fragen;
Doch glaubt mir, Vater, meine Seele glühte
Von heißer Scham, ich floh vor diesem Anblick
In jäher Hast. Da hemmte meinen Fuß
Ein Bild des Jammers und der Seligkeit:
Auf nackter Erde, in dem Staub der Straße
Lag hingestreckt ein Weib mit bleichen Zügen —
Ein Weib? — Ach, Lästerung! — ein Engel war's!
Um ihren weißen Nacken floß das Gold
Des lichten Haares, und das bleiche Antlitz —
Schön, wie die Heiligen mir nie erschienen —
Ruht' in dem Schose einer ältern Frau,
Die hülflos zu der Sterbenden sich beugte.
Da, Vater, floh die Scham, ich wurde Mensch —
Hier galt's zu helfen, und — Gott sei gedankt!
Vom Klosterwein hatt' ich zur Wanderung
Die Flasche mir gefüllt — ich kniete nieder,
Bot schnell der Alten meine Labe dar.
Die starrte einen Augenblick mich an,
Dann wie im Wahnsinn schrie sie auf:
Verfluchter! ha! du hast mein Kind getödtet,
Was willst du noch von uns? — Ihr Hülfe bringen,
Entgegnet' ich. Sie wehrte meiner Hand;
Ich aber ließ nicht meinen Eifer irren:
Die blassen Lippen netzt' ich mit dem Weine
Und wusch die Stirne ihr — sie schien zu athmen!
Ich beugte mich hinab auf ihren Mund,
Zu lauschen, ob das Leben wiederkehre —
Sie regte sich — ich jauchzte auf im Herzen
Und stützte mit dem Arm das schwere Haupt.
Da, Allbarmherziger, schlug sie auf den Blick,
Ich sah — und schauderte vor Schmerz und Lust —
Ins Auge ihr!"

Werner flieht aus dem Kloster; ein alter Geiger nimmt ihn oben im Gebirg in einer Sennhütte auf. Haus, der Alte, stammt aus der Rheinpfalz, wo er bei einem Kriegszug durch die Banden Tilly's Hab und Gut, Weib und Kind verloren hat: er weiß es nicht, ob diese noch leben. Haus zieht nun mit Werner, der singend sein Spiel begleitet, als Wandervirtuos durch die Lande. Da findet er Weib und Kind wieder; sein Weib liegt im Sterben, die Tochter aber ist das Mädchen, zu welchem Werner's Herz in Liebe entbrannt ist. Der Vater legt ihre Hände ineinander und segnet sie sub divo.

Wenn die Wetter des Kriegs bisher in der Ferne grollten, so gerathen wir jetzt mitten in sie hinein. Einmal ist der Flüchtige dicht daran, in die Hände der Klosterknechte zu fallen, die ausgezogen sind ihn zu verfolgen; doch er entgeht ihnen noch glücklich. Bittere Noth nöthigt ihn indeß, nach tagelanger Wanderschaft bei Hunger und Entbehrung, zu der Fahne der Schweden zu schwören und ein Dragoner unter dem Commando des Herzogs Bernhard von Weimar zu werden. Seine erste Heldenthat ist der Ueberfall einer bairischen Gesandtschaft an die Spanier; in der Cavalcade befindet sich sein Onkel, der Klostermarschall, der inzwischen diese Würde aufgegeben, weil er sich mit dem Kloster entzweit hat, und mit ihm eine junge schöne Dame, des Marschalls Nichte, Sibylle. Herzog Bernhard vertraut dem Cornet Werner die Festung und die Bewachung der Gefangenen an, als er gegen die Kaiserlichen ins Feld ziehen muß. Sibylle ist eine kokette Potiphar; sie heuchelt dem jungen Cornet Liebe, und er vergißt seiner armen Elsbeth; sie weiß ihn durch Schmeichelworte zu überreden, daß er ihr erlaubt, einen Boten zu ihrer Tochter zu senden: doch sie ruft die Kaiserlichen zu Hülfe, die Festung wird überfallen, Werner zum Gefangenen gemacht. Aus dem kaiserlichen Lager wird er durch Elsbeth befreit, die sich dort eingeschlichen; bei der Flucht wird sie verwundet. Rettung bringt den Flüchtigen der Marschall Kuonefalk, der sie als seine Kinder aufnimmt; doch Werner verläßt noch einmal die neugewonnene Heimat, um den Schweden den Eid zu halten, den er ihnen geschworen, und erst als er mit Ruhm bedeckt nach Hause kehrt, beginnt die Idylle auf der Falkenburg, das friedliche Glück der Kuonefalk.

Das alles geht in lebendig ausgeführten Bildern vor uns vorüber: hin und wieder werden wir an Gustav Freytag's „Ahnen" erinnert, in denen das Vagabondenthum des Dreißigjährigen Kriegs, die Abenteuerfahrten und die Liebe im Feldlager in ähnlicher Weise geschildert ist. Den Autoren schwebte dabei allerdings ein Muster vor, dessen grelle Lebenswahrheit sie nur etwas zu mildern brauchten — der Simplicissimus.

Die Haupterzählung ist meistens in reimlosen iambischen Blankvers, in den Versen der Tragödie gehalten; doch werden diese öfters von Trochäen abgelöst. Dazwischen tummeln sich aber in lyrischen Einlagen allerlei kurzathmige Liederrhythmen, leichtgeflügelte Daktylen, z. B.:

Die blühenden Zweige
Im grünen Revier,
Sie beugen und neigen
Sich nieder zu mir
Und flüstern mir leise
Ins Herz hinein:
Auch du wirst noch glücklich
Und selig einst sein.

Vom Felsen herunieder
Springt munter der Quell
Und spielt mit der Sonne,
Der frohe Gesell,
Und lacht mir so fröhlich
Ins Herz hinein:
Auch du wirst noch wandeln
Im sonnigen Schein.

Hoch über Wolken
Im ewigen Raum
Da schwebet ein Falke —
Ich sehe ihn kaum;
Doch hell klingt sein Jauchzen
Ins Herz hinein:
Entfalte die Schwingen,
Und frei wirst du sein!

O seliges Klopfen,
O heimliche Lust!
Du märchenhaft Bangen
In tiefer Brust!
Ich höre dein Flüstern:
Hab' Acht! Hab' Acht!
Wie balde, wie balde
Das Glück dich umlacht!

oder Hymnenverse im Tone von Gretchen's Gebet:

Gottesmutter!
Unbefleckte!
Die den Heiland uns geboren!
Von mir wende
Ab dein Antlitz!
Sündige Hoffahrt
Trag' ich im Busen —
Straf mit Blindheit
Meine Augen —
Laß mir verdorren
Das sündige Herz —
Heilige Mutter!
Weh! ich vergehe!

Das Volkslied ist das Vorbild dieser Einlagen; auch die Schilderung hat bisweilen eine, wir möchten sagen lyrische Naivetät: wie wenn der wandernde Alte im Sturm ausruft:

Hast du dich noch nicht ausgetobt?
So laß mir nur die Berge stehen!
Ich wenigstens, ich bin erprobt
In Wintersturm und Wetterwehen:
Der Wind und ich, wir sind verwandt,
Wir ziehen paßfrei durch das Land
Und finden nirgends Rast und Ruh' —
Blas, alter Griesgram, blas nur zu!

Doch in der Rahmenerzählung finden sich auch Stellen von dramatischer Kraft.

Die Freunde der jetzt so beliebten Volksdichtung werden den Jünger Wolff's und Baumbach's gewiß mit Vergnügen auf dem Parnaß begrüßen und die unparteiische Kritik wird ihm nachrühmen müssen, daß er nirgends ins Süßliche und Manierirte verfällt.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Länder- und Völkerkunde.

1. Die Wunder der Welt. Europa. Eine malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europas, mit besonderer Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwickelung, ihre culturhistorische Bedeutung und die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten von Land und Leuten. Von Adolf Brennecke. Mit circa 180 Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler. Erste bis achte Lieferung. Straßburg, Schulz u. Comp. 1885. Gr. 4. Jede Lieferung 1 M.

Neben die schönen Prachtwerke, die in dem letzten Jahrzehnt erschienen sind, um dem wohlhabenden, reichbemittelten und kunstliebenden Publikum die Schönheiten einzelner Länder und alles Wissenswerthe, das in ihnen zu finden, in Wort und Bild vorzuführen, die aber freilich um ihres hohen Preises willen sich nur auf den eleganten Tischen der obern Zehntausend einzufinden pflegen, tritt hier ein Werk, das nicht den Anspruch macht, ein Prachtwerk in jenem hocharistokratischen Sinne zu sein, aber doch nach seinen besondern Vorzügen ein prächtiges Werk genannt werden darf und um seines billigern Preises willen auch dem mäßig bemittelten Kunstfreund zugänglich ist. Es will „die Wunder der Welt" in Wort und Bild vorführen, und zwar sollen diesem Unternehmen fünf Bände gewidmet werden. Der erste Band behandelt Europa; davon liegen bisjetzt acht Lieferungen vor, auf welche wir hier zunächst hinweisen. Der Band ist auf funfzehn solcher Lieferungen berechnet, und jedem Welttheil ist ein Band von ähnlichem Umfang und mit ungefähr gleicher Zahl von Bildern zugedacht.

Die Darstellung im ersten Bande beginnt mit dem Westen Europas, mit der Pyrenäenhalbinsel; daran schließt sich die Wanderung durch Frankreich, Italien, die Schweiz und das Deutsche Reich. Die Illustrationen sind gut ausgewählt und durchweg in geschmackvoller, künstlerischer Auffassung ausgeführt. Ob sie auch treffend und ähnlich, genau und richtig sind, und wirklich dasjenige wiedergeben, was sie wiedergeben wollen, darüber haben wir allerdings bei einer ziemlichen Anzahl derselben kein eigenes Urtheil. Immerhin ist uns wenigstens ein großer Theil der dargestellten Gegenden — etwa ein Drittel — durch eigene Anschauung bekannt, und wir können auf Grund hiervon diese fast durchweg rühmen (für etwas minder gelungen halten wir eigentlich nur das Bild von Heidelberg, auf welchem uns die schöne Lage der Stadt nicht völlig zu ihrem Recht zu kommen scheint); und hieraus dürfen wir wol auch auf die Richtigkeit der Auffassung bei den übrigen Bildern schließen.

Der beigegebene Text in großem, schönem, reinem Druck

will außer den Hauptsehenswürdigkeiten, die in den Bildern znr Anschauung kommen, „die Sitten der Bewohner, ihre wichtigsten Entwickelungsstadien, ihre culturgeschichtliche Stellung in Vergangenheit und Gegenwart leichtverständlich und möglichst interessant zu schildern versuchen".

Natürlich kann dies bei dem so umfassenden Stoff nur in Kürze, nur in einem für solch ein Prachtwerk geeigneten gedrungenen Lapidarstil geschehen. Aber es scheint uns auch diese Aufgabe, die der Führer auf der Reise durch „die Wunder der Welt" sich stellen mußte, im wesentlichen glücklich gelöst. Es sind kurze, prägnante, das geschichtlich Bedeutende, wie das ethnographisch, architektonisch und sonstwie Charakteristische kurz zusammenfassende Skizzen. Ueber die Stadt Bern wird z. B. gesagt:

Die Bundeshauptstadt Bern steht zwar an Größe wesentlich hinter Zürich, Genf und Basel zurück, aber bezüglich ihrer Geschichte, ihrer Lage und der Eigenart ihrer Bauten wie ihrer Bewohner darf sie wol als die interessanteste der schweizer Großstädte bezeichnet werden. Im Berührungspunkte der burgundischen und kelto-germanischen Stämme, auf der Grenzscheide von verschiedenen Sprach- und Religionsgebieten, im Mittelpunkte der Ebene zwischen Alpen und Jura gelegen, hat Bern schon frühzeitig die Keime der Bundeshauptstadt in sich getragen; zu der „trutzig-stolzen Behäbigkeit" seines Bürgerthums gesellten sich Kampfesmuth und Waffenglück in Kriegszeiten, weise Umsicht in Friedenswerken und eine allezeit bewährte Opferwilligkeit für das Gemeinwohl der Stadt und des Vaterlandes. So bemerkbar sich auch in der Reisezeit das Touristenelement unter den steinernen „Lauben" oder am „Bärengraben" oder vor dem „Zeitglockenthurm" vordrängen mag: Bern trägt keinen internationalen Stadtcharakter, es ist die ausgeprägte Hauptstadt der Eidgenossenschaft, zwar ohne blendenden Prunk in seinen Bauten und Straßen, aber tüchtig und gediegen in seiner Gesammtphysiognomie. Das klare Quellwasser seiner alten monumentalen Brunnen, die stattliche Aare, welche auf drei Seiten die landzungenartige Stadt umfließt, die großartige Nydeckbrücke, deren Granitbogen die größte Spannung unter den Steinbrücken der Welt hat, die eiserne, elegant geschwungene Kirchenfeldbrücke, das alte Rathhaus und das neue Bundespalais, das Kornhaus mit seinem riesigen Weinkeller, das spätgothische Münster mit dem 1882 gesichteten Kirchenschatz, der zu den reichsten derartigen Kunstsammlungen der Erde gehört, endlich die neuerdings vollendeten Bauten des Museums, der eidgenössischen Bank u. s. w. machen Bern immer mehr zu einer ebenso interessanten wie schönen Stadt. Das Herrlichste jedoch ist seine Lage: es ist gerade weit genug dem Hochgebirge des berner Oberlandes vorgelagert, um (am besten vom „Schänzli" aus) einen unvergleichlichen Blick auf die schimmernde Kette der Schneegipfel zu gestatten, ein Panorama, wie keine Stadt der Erde es bietet.

Noch eine andere Probe der Schilderung wählen wir von jener Perle der Schweiz, dem Vierwaldstättersee:

Ihn in wenigen Sätzen zu charakterisiren, dürfte schwer halten, wenn nicht geradezu unmöglich sein. ... Mit Ausnahme der Firnenweltscenerie, wie sie die Monte Rosa- oder die Bernina-Gruppe aufweisen, drängen sich alle sonstigen Arten von Schweizerlandschaft am Vierwaldstättersee zusammen: grüne Matten und Hunderte von Metern hohe Uferklippen; südliche Ueppigkeit (die sich allerdings nur bis zur Feigenreife erstreckt) und öde, zerklüftete, von rauhen Nebeln umwobene Hochflächen; herrliche Laubwälder, malerische Schluchten; der See selbst in allen Farben spielend, je nach Umgebung, Tageszeit und Gewölk, und die fast zahllosen Ansiedelungen der Menschen an seinen Ufern und in den Becken seiner Flußthäler, alle dieselbe Mannichfaltigkeit zur Schau tragend, welche man überall in der Schweiz antrifft, vom mehrhundertjährigen schwyzer Blockhause mit seinem weitvorragenden First bis zum Prachtbau der Paläste am luzerner Quai oder auf dem Rigi, dem Axenstein oder andern ausgezeichneten Punkten. Für uns Deutsche und vielfach sogar für die Schweizer ist Schiller's „Tell" bis auf den heutigen Tag mustergültig betreffs der Schilderung von Land und Leuten der Urcantone geblieben.... Um jenen Urnersee, die großartigste und ihrer Steilufer wegen am wenigsten vom internationalen Fremdenverkehr berührte Einbuchtung, gruppiren sich fast alle die durch Schiller's „Tell" berühmt gewordenen Stätten. ... Mit so guten Gründen auch die ganze Legende vom Tell ins Reich der Fabel verwiesen worden ist: die poetische Verklärung haftet unauslöschlich an jenen Gestaden des romantischen Sees, sie läßt uns heute jeden Naturreiz desselben doppelt empfinden, und gern stimmen wir Gottfried Keller bei, der von der Tellsthat ebenso schön wie treffend sagt:

Ob sie geschehn, das ist hier nicht zu fragen,
Die Perle jeder Fabel ist der Sinn,
Das Mark der Wahrheit ruhet frisch darin,
Der reiche Kern von allen Völkersagen.

Aber neben solchen poetischen Empfindungen gibt der Darsteller auch den hier ebenso wohl angebrachten trockenen statistischen Aufzeichnungen den gebührenden Raum, wie z. B. bei der Kaiserstadt Berlin:

In dem Vierteljahrhundert, welches seit dem Regierungsantritt König Wilhelm's (2. Januar 1861) nunmehr verflossen ist, hat sich Berlins Entwickelung von der Großstadt zur Weltstadt vollzogen. In diesem Zeitraum hat es an Einwohnerzahl (circa 1,300000; [nach der neuesten Zählung noch zu niedrig geschätzt]), räumlicher Ausdehnung (über 60 Quadratkilometer bei 47 Kilometer Umfang), Einfluß und Glanz ebenso viel wie in den vorhergehenden fünf Jahrhunderten zugenommen. ... Die Gesammtlänge der gepflasterten Straßen innerhalb des Weichbildes der Stadt beträgt 355 Kilometer; ihre Reinhaltung erfordert einen jährlichen Kostenaufwand von 1,400000 M., während für die städtischen Park- und Gartenanlagen über 400000 M. verausgabt werden. Die ungefähr vollendete Anlage der fünf Radialsysteme der Kanalisation kostet 34,600000 M., die zur Berieselung angekauften Güter kosteten bisjetzt 10,763400 M. Aus den städtischen Wasserwerken wurden 59 Liter täglich auf den Kopf der Bevölkerung entnommen. Die Gaswerke haben eine Einnahme von 13½ Millionen, mit etwa ⅓ Reingewinn, ergeben. Die Feuerwehr, auf welche Berlin mit Recht stolz ist, bekämpft 1571 Feuer bei einem Kostenbedarf von 1,386000 M. Auf der Ringbahn, den Pferdebahnen, Omnibussen und Dampfschiffen werden im Jahre etwa 90 Millionen Menschen befördert. Für Armenwesen und Krankenpflege opfert die Stadt Berlin ungefähr 7½ Millionen jährlich. Die Zahl der in öffentlichen Schulen (15 Gymnasien, 1 Progymnasium, 8 Realgymnasien, 2 Oberrealschulen, 6 höhere Töchterschulen und 128 Gemeindeschulen) unterrichteten Schüler wuchs auf 159814 an.

Von diesen Schilderungen, die sich hauptsächlich auf dem Boden des reichen modernen Lebens bewegen, treten wir über auf ein Gebiet des ältesten Alterthums, das mit all seinen Wundern und Geheimnissen in der allerneuesten Zeit ins Licht der hellen wissenschaftlichen Erkenntniß eingetreten ist und für weitere künftige Erkenntnisse noch große Aussichten bietet. Ein trefflicher Führer ist hier das Buch:

2. Assyrien und Babylonien, nach den neuesten Entdeckungen von Fr. Kaulen. Dritte abermals erweiterte Auflage. Mit Titelbild, 78 in den Text gedruckten Holzschnitten, 6 Tonbildern, einer Inschrifttafel und 2 Karten. Freiburg i. Br., Herder. 1885. Gr. 8. 4 M.

Dieses Werk gehört der „Illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" an, über welche wir in Nr. 45 d. Bl. f. 1885 ein paar Worte allgemeinen Urtheils ausgesprochen haben. Es erscheint nun schon zum dritten mal seit wenig Jahren und empfiehlt sich durch seine klare, gute Darstellung, die richtige Auswahl des für Nichtfachmänner Wissenswerthen, durch die zahlreichen guten Illustrationen und den für ein schönes, reichillustrirtes Werk überaus billigen Preis aufs beste. Das Interesse für diese uralten Länder, Assyrien und Babylonien, ist in der neuern Zeit in weiten Kreisen geweckt worden durch die, wie der bekannte Assyriologe Fr. Delitzsch einmal sagt, „geradezu märchenhaften Entdeckungen", welche die letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiete gebracht haben. Die Geschichte dieser Entdeckungen gibt unser Buch in gedrängter Kürze. Wenn wir da unter den Entdeckern meistens außerdeutsche Namen finden, so freuen wir uns doch, daß in der bedeutsamen und entscheidenden Theilnahme, welche der deutsche Gelehrte Julius Mohl, Professor des Persischen und Secretär der asiatischen Gesellschaft in Paris, daran gehabt, auch Deutschland seinen Beitrag zu dem epochemachenden Werk geleistet hat. Als er die ersten, noch sehr bescheidenen und unscheinbaren Funde, die der englische Resident zu Bagdad, Rich, auf den assyrischen Trümmerfeldern gesammelt, bei einem Besuch im Britischen Museum — wo sie in einem einzigen kleinen Schrank damals aufbewahrt wurden — betrachtete, „erfaßte ihn die Ahnung, daß auf den Fundstätten derselben unbedingt noch größere Entdeckungen zu machen seien. . . . Voll von diesem Gedanken reiste er nach Paris zurück und fand hier bald Gelegenheit, seine Hoffnungen zu verwirklichen." Er erweckte in dem im Jahre 1842 als französischer Consularagent nach Mossul geschickten Naturforscher Botta einen großen Eifer zu weitern Forschungen und gab ihm die nöthigen Anweisungen und Aufträge, und so „bleibt es das unbestrittene Verdienst des umsichtigen und bescheidenen Deutschen, daß er den Anstoß zu den Entdeckungsarbeiten gab", die Botta nun in Mossul vornahm. Außer diesen Männern haben weiter Layard, Hormuzd Rassam, Rawlinson, Loftus, George Smith (ursprünglich ein einfacher Kupferstecher, der sich aber für die assyrischen Inschriften ungemein interessirte und sein ganzes Leben auf ihre Entzifferung zu verwenden beschloß), ferner Oppert (ein geborner Deutscher), Taylor u. a. große Verdienste um diese Entdeckungen. In Bezug auf die fast noch schwierigere Arbeit, die Entzifferung der in einer eigentlich gänzlich verloren gegangenen Sprache redenden geheimnißvollen Thontäfelchen, haben sich durch geniale Leistungen und wunderbare Erfolge berühmt gemacht: Grotefend, Burnouf, Lassen, Spiegel, Lenormant, de Saulcy, und in neuester Zeit Schrader, F. Delitzsch, Haupt, Hommel u. a.

Wie es im langsamern und schnellern, auch durch Irrthümer mitunter aufgehaltenen und wieder durch sie beförderten Fortschreiten allmählich dahin kam, daß man jetzt einen großen Theil des gewaltigen Materials von Inschriften in einer Weise entziffert hat, die im allgemeinen als durchaus sicher gelten darf, wenn auch im einzelnen noch Unrichtigkeiten mit unterlaufen mögen und manches wol noch zweifelhaft ist — darüber möge sich, wer Interesse hierfür hat, aus dem Buche selbst belehren.

Ueber die äußere Beschaffenheit der uralten „Bücher", welche die jetzt aufgefundenen Bibliotheken vor Tausenden von Jahren haben, schreibt Kaulen:

Nicht auf Papyrus oder Pergament, sondern auf Thon oder Alabaster ist alles das aufgezeichnet, was aus dem reichen Geistesleben zweier großer Culturvölker zu unserer Kenntniß gelangt ist. Für uns ist dies eine glückliche Eigenthümlichkeit, weil schwerlich ein anderes Material so der Zerstörung und Verwesung getrotzt hätte. Zwar scheinen die Babylonier, welche hierin den Aegyptern gleichstanden, schon frühzeitig den Schilfreichthum ihres Landes zur Papierbereitung benutzt zu haben; aber für uns gibt es keine andere als Thon- und Steinschriften in assyrischer Sprache. . . . Wie bei uns ein Buch aus Bogen und Blättern von gleichem Format gebildet wird, so zeichnete man am Euphrat und Tigris auch die längsten Schriftstücke auf Thontäfelchen von gleicher Größe und Gestalt auf. Man beschrieb jedes auf beiden Seiten. Um die Reihenfolge herzustellen, setzte man an den Schluß jedes Täfelchens die erste Zeile des folgenden. Die Zahl der so zusammengehörigen Täfelchen ist gewöhnlich nicht so groß, als wir denken möchten, weil die Keilschrift großen Inhalt auf kleinem Raum darzustellen verstattet, und weil sie ganz außerordentlich fein ausgeführt werden konnte. Doch finden sich auch Schriftstücke, welche 70 und 100 solcher Täfelchen umfassen. Man schnürte die zusammengehörigen in einen Pack und gab ihnen zum Titel die Anfangsbuchstaben der ersten Tafel.

Es sind also förmliche Bibliotheken, die uns da erhalten wurden. Der Inhalt dieser Schriftstücke ist außerordentlich mannichfaltig. Da sind große mythologische Dichtungen, da ist eine Art von Sittenspiegel, der die Pflichten eines gerechten Königs aufzählt und bei Uebertretungen und Versäumnissen mit dem Fluche der Gottheit droht. Da sind Proceßacten, Rechtsentscheidungen, astrologische Beobachtungen und viele mathematische Berechnungen. Denn „Babylonien war die Geburtsstätte der Mathematik und des Kalenders. Was Griechen und Römer hierüber erzählen, wird durch Assurbanipals Bibliothek bestätigt und in ungeahnter Weise erweitert. . . . Wir finden Verzeichnisse von Quadrat- und Kubikzahlen sowie Reste eines chaldäischen Euklid (!) mit geometrischen Figuren; auch die Zahl π (die Ludolfine) ist auf etwas mehr als 3 berechnet (das richtige ist bekanntlich 3,14159). Solche Berechnungen geschahen im Dienst der Astronomie, welche vor aller andern Geistesthätigkeit in Babylonien und später in Assyrien gepflegt wurde. Sternwarten befanden sich in jeder Stadt. Die königlichen Astronomen mußten alle 14 Tage Berichte über ihre Beobachtungen an den König einsenden. . . . Die babylonischen Beobachter sind unsern Kalendermachern in der Entdeckung eines Zusammenhangs zwischen Mond-

wechsel und Witterung zuvorgekommen; auch den hundertjährigen Kalender haben sie erfunden, indem sie glaubten, daß nach einem Cyklus von 12 Sonnenjahren stets dieselbe Witterung eintreten müsse. Ernsthafterer Natur ist, daß die Babylonier bereits verstanden, die Mittagslinie zu ziehen und aus der Sonnenhöhe die Tageszeit zu bestimmen. . . . Auf einzelnen Thontäfelchen im Britischen Museum steht, wann die Sonne hellgelb und wann sie «gefleckt» gewesen sei."

Auch zu den mit Mathematik und Astronomie verwandten Wissenschaften war in Babylonien schon ein Anfang gemacht. Es finden sich z. B. Verzeichnisse von Städten, Flüssen, Gebirgen, die nach ihrer geographischen Lage geordnet sind. Auch die beschreibenden Naturwissenschaften wurden schon gepflegt, und es kommen z. B. schon gewisse Klassifikationen der Thiere vor; dabei führt jedes Thier einen doppelten Namen, einen landläufigen und einen wissenschaftlichen, ganz wie bei uns die lateinischen Linné'schen Namen zu den volksmäßig deutschen gesetzt werden.

Zahlreich sind ferner Sammlungen von allerlei abergläubischen Sprüchen, und auch hierin stehen diese alten Völker den Kindern unserer modernen Zeit wenig nach. Viele erhaltene Kaufcontracte, mit Namensunterschrift und Siegel feierlich ausgefertigt, häufig in duplo vorhanden, lassen zugleich einen Blick in die damaligen Preise von Häusern und Grundstücken thun, oder lassen erkennen, wieviel Procent Zinsen der Geldverleiher nahm. Eine eigenthümliche Verkaufsurkunde, die in unserer Zeit allerdings nicht ihresgleichen hat, möge hier stehen: „Die Jungfrau Tavat-Hasina, Tochter des Naburichtiusur, wird käuflich erworben von Frau Nitokris für 16 Silberdrachmen (= 48 Mark) zum Zweck einer Heirath mit Siha, dessen Frau sie sein wird." Sehr modern klingt dagegen folgender Stoßseufzer, den wir im Urtext mittheilen:

alaka birkaji
lani ha sepaj
la ras tarikti
ibbira ridani.

Zu deutsch:

Gewandert ist in Hast
Mein müder Fuß so viel;
Ich gönnt' ihm keine Rast,
Doch fern bleibt stets das Ziel!

Noch mögen einige Proben aus der reichen religiösen Literatur hier folgen. Wir finden da z. B. Bußlieder, die fast unverändert auch im Psalmbuch stehen könnten. Gar innig klingt das kurze Bittgebet:

Gott! du mein Schöpfer,
Meine Arme ergreife!
Meines Mundes Hauch leite!
Meine Hände regiere,
O Herr des Lichts!

Da findet sich ein Gebet für einen Sterbenden, das mit den Zeilen schließt:

Empor walle nun dieser Gerechte!
Wie reines Silber schimmere sein Gewand!
Wie Goldes Glanz erstrahle er:
Zur Sonne, dem größten der Götter, steige er empor!
Und die Sonne, der Götter größter,
Empfange seine Seele in ihre heiligen Hände!

Zur Gottesfurcht ermahnt folgender Spruch:

Wer nicht fürchtet seinen Gott,
Wird dem Rohr gleich abgeschnitten;
Wer die Istar nicht verehrt,
Dessen Körperkraft muß schwinden.
Wie der Morgenstern erbleicht er,
Gleich dem Nachtgewölk vergeht er.

Vom höchsten Interesse ist das babylonische Epos von der Sündflut und dem aus derselben geretteten Xisuthros, dessen Berührungen mit dem biblischen Sündflutsbericht im ganzen und in vielen Einzelheiten sofort in die Augen fallen.

Noch nichts haben wir angeführt von den großartigen Ueberresten dieser uralten Baukunst, Malerei, Bildnerei. Ebenso riesengroße wie prachtvolle Paläste sind durch die Ausgrabungen in bedeutenden Bruchstücken blosgelegt worden, und die reconstruirende Phantasie der Gelehrten wird wenig irregehen, wenn sie die Bruchstücke zu ergänzen sucht und die alten Herrlichkeiten wenigstens im Bilde und in eingehender Beschreibung wieder erstehen läßt. Zur höchsten Bewunderung zwingen die alten Wasserwerke, die so zweckmäßig und systematisch angelegt waren, daß sie die Fruchtbarkeit des Bodens unendlich erhöhten, die Ernährung einer ungeheuern Bevölkerung ermöglichten und selbst das Klima, das jetzt so überaus ungünstig ist, zum besten wendeten.

Kurz, das reichhaltige Buch kann als vortrefflicher Führer dienen in diese so fern abliegende, so wunderbar neu erschlossene „großartigste Cultur der Alten Welt".

3. Athen. Historisch-topographisch dargestellt von G. F. Hertzberg. Mit einem Plane von Athen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1885. 8. 2 M. 80 Pf.

„Für gebildete Leser, für reifere Schüler und jüngere Studirende bestimmt, soll dieses Buch die Hauptergebnisse der neuern Forschungen über die architektonische Geschichte und die Topographie von Athen in populärer Form, in kurzer Uebersicht zusammengefaßt geben, ohne auf allzu feines Detail einzugehen." Es ist überaus dankenswerth, wenn hervorragende Gelehrte die Früchte ihrer Forschungen ab und zu auch in populären, für den Gebildeten genießbaren und anziehenden Schriften darbieten und nicht immer nur für ihre Fachgenossen verständlich schreiben. So dürfen wir für diese schöne Frucht ernster wissenschaftlicher Forschung in schöner, anziehender Form — ein goldener Apfel in silberner Schale — dargeboten, herzlich dankbar sein. Die Geschichte Athens, möchte mancher denken, sei ihm bekannt genug; wir glauben, die Lektüre dieses Buchs wird ihm zeigen, wie viel er noch nicht gewußt hat. Denn mag er auch mit der alten politischen Geschichte Athens ziemlich genau bekannt sein, so wird ihm doch sicherlich in dieser historisch-topographischen Schilderung manches

Neue gesagt werden, oder manches Bekannte in neuem Lichte erscheinen. Den Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen Land und Leuten zu studiren und darzulegen — diese erst in der neuesten Zeit erblühte Philosophie der Geschichte und Geographie zugleich —, hat einen ganz besondern Reiz, den auch dieses Buch in seinen ersten Kapiteln auf uns ausübt. In den folgenden Kapiteln, die vieles weniger Bekannte aus der spätern Geschichte Athens mittheilen, erregt die Darstellung freilich vor allem den Schmerz und die Entrüstung über die Barbarei, die wie ein rauher Sturm zerstörend über diese classische Stätte der Schönheit hingefahren ist. Welch seltsame Wandlungen haben doch im Laufe der Jahrhunderte die herrlichen Kunstdenkmale der alten Akropolis erleben müssen!

Im Jahre 1458 zog auf der Akropolis ein türkischer Commandant mit seiner Besatzung ein und schlug in den alten und neuen Bauten der Propyläen, die jetzt als Kaserne und Zeughaus verwendet wurden, seinen Sitz auf, während sein Harem in dem Erechtheion Platz fand. Das Parthenon dagegen, das damals bei den Athenern und den Abendländern als das ursprüngliche Heiligthum des „unbekannten Gottes" der Apostelgeschichte galt, wurde zur höchsten Freude der Griechen der orthodoxen Kirche zurückgegeben.

Freilich schon nach zwei Jahren wurde eine Moschee daraus gemacht. Später kamen wieder andere Gefahren für die Kunstschätze Athens:

Das namentlich seit Anfang des 17. Jahrhunderts im Abendland, besonders auch in England wieder erwachende Interesse an Griechenland wurde für die Alterthümer nachtheilig, indem die Liebhaberei aufkam, Theile derselben nach Europa zu verpflanzen, die Türken aber, die bisher aus religiösem Fanatismus oder aus Muthwillen gern die Skulpturen verstümmelt hatten, nunmehr dieses Geschäft der Zertrümmerung von kostbaren Bildwerken, Tempelfriesen, Abbrechen der Köpfe bei Metopen aus Gewinnsucht eifrig fortsetzten.

Das Schlimmste stand indessen noch bevor. Schon 1656 hatte ein Blitz, der in das Pulvermagazin, zu dem die Propyläen dienten, einschlug und eine große Explosion herbeiführte, vieles zerstört. Im Kriege der Venetianer (unter Morosini), wo die Osmanen mehrfache Niederlagen erlitten, wurde von diesen der Tempel der Nike Apteros abgebrochen und auf dessen Fundamenten aus den Marmorblöcken die Bettungen für die Geschütze erbaut, zugleich das Pulvermagazin in das Gewölbe unter der Cella verlegt. (!) Im September 1687 belagerten nun die Venetianer die auf der Akropolis verschanzten Türken:

Anfangs arbeiteten die Geschütze ohne besondern Erfolg. Da brachte ein Ueberläufer den Angreifern die Kunde, daß die Türken ihr gesammtes Pulvermagazin in den Parthenon verlegt hätten in der Hoffnung, daß die Franken den herrlichen Bau schonen würden. Leider aber war das nicht die Meinung der europäischen Heerführer, die in dem Parthenon nur „eine ruchlose Moschee" erblickten. Und am Freitag den 26. September abends 7 Uhr hatte ein lüneburgischer Artillerielieutenant bei der östlichen Mörserbatterie das unheilvolle Glück, die Bombe zu lenken, die nun wirklich das türkische Pulver erreichte. Freilich hatten die Osmanen in Wahrheit immer nur den für je einen Tag nothwendigen Pulvervorrath in der Cella aufgehäuft, trotzdem war die Wirkung entsetzlich. Die Hauptgewalt der Explosion traf die Cella. ... Die langen Seitenwände wurden niedergeworfen, ebenso viele der äußern Säulen mit ihrem Gebälk, ihren Triglyphen und Metopen. ... Der ganze Tempel erschien seit dieser Zeit durch einen großen gähnenden Spalt in zwei ungleiche Hälften zerrissen. Mit der Explosion im Parthenon verband sich eine ungeheuere Feuersbrunst, die zwei Tage und zwei Nächte auf der Burg wüthete.

So haben Zerstörung durch Greuel des Kriegs, die Naturmächte, Alterthümerraub und brutale Dummheit, welche schließlich die herrlichen Marmorstücke des Parthenon als Material zum Kalkbrennen verwenden ließ, zusammengeholfen, um die Kunstschätze der Akropolis immer trauriger zu reduciren. Es ist eigentlich wunderbar, daß trotzdem noch so viel davon übriggeblieben und sich durch alle diese Stürme hindurch gerettet hat, wie sich jetzt noch zum Entzücken aller Besucher auf jenem hochbedeutsamen Hügel findet. Wenn auch heute Athen wieder einen kräftigen Aufschwung nimmt, so kann doch keine moderne Kraft und Kunst das wiederherstellen, was alte barbarische Zeiten zu Grunde gerichtet haben. Nur im Bilde, im Lichte der Wissenschaft ersteht vor dem geistigen Auge die untergegangene Welt in ihrer ganzen strahlenden Schönheit und weckt die elegische Klage: „Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder!"

Zur Einleitung in die Philosophie.

Die Einleitung in die Philosophie vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie. Von Ludwig Strümpell. Leipzig, Böhme. 1886. 8. 6 M. 75 Pf.

Was ist Philosophie oder Weltweisheit? Eine Wissenschaft? O nein; keine Wissenschaft, sondern eben Weisheit, Erkenntniß, dort beginnend, wo die Wissenschaft aufhört. Die Wissenschaft ermittelt Thatsachen. Die Philosophie aber ermittelt den Geist, der das All durchdringt, und den Zweck ebenso wie den Grund der Thatsachen; sie verknüpft alle einzelnen Wissenschaften miteinander durch die Bande der Erkenntniß; sie führt uns auf eine hohe Warte, von der aus wir den Zusammenhang von Wissen, Glauben und Erkennen begreifen, von der aus uns alle Wissenschaften wie Glieder eines Organismus vorkommen, wie dessen Organe, und die Weltweisheit wie dessen Gehirn und Nervensystem. Ebenso wie ein organisches Wesen aufhört zu sein, wenn Gehirn und Nervensystem vernichtet werden, ganz ebenso wäre es mit allen Wissenschaften zu Ende, wenn die Philosophie ausgelöscht würde. Daher ist das Beginnen derjenigen, welche die Philosophie abschaffen wollen, thöricht

und selbstmörderisch, weil gegen die Wissenschaft selbst gerichtet und gegen deren geistigen Zusammenhang mit dem Wissen überhaupt und mit dem Leben.

Philosophischer Geist muß bei jeder Arbeit auf dem Gebiete der Wissenschaft als conditio sine qua non betrachtet werden. Allerdings bringen wir die Keime desselben mit zur Welt; aber diese wollen ausgebildet, entwickelt sein, um zu voller Bedeutung und Wirksamkeit gelangen zu können. Hierzu gehört Beschäftigung mit Philosophie, also theils intensives Nachdenken über die Welt um und in uns, theils Studium der von den Denkern verfaßten Schriften. Die größte Zahl der Menschen bedarf für beides der Anleitung; nur eine kleine Zahl Berufener ist im Stande, ohne Anleitung dem philosophischen Geiste die Zügel schießen zu lassen und in sich selbst sich zurückzuziehen. Diese Ausnahmen bilden die echten Weltweisen, für die keine Einleitung in die Philosophie gedruckt zu werden braucht.

Doch der philosophische Geist beschränkt sich keineswegs auf eine besondere Klasse der Gesellschaft, sondern erfüllt einzelne Menschen in allen Klassen: es gibt überall Erleuchtete, Weise, Weltweise. Je mehr wissenschaftliche Erkenntniß diesen zu Gebote steht, desto besser. Wir sehen, daß die Erleuchteten auch in den arbeitenden Klassen in andern vom Gelehrtenthum entfernten Gruppen rastlos positive Kenntnisse sich aneignen, um dem philosophischen Geiste in ihnen die angemessenen äußern Grundlagen zu gewähren.

Nun die große Mehrzahl der aus innerm Beruf oder äußerm Zwang zu den Studien und auch zur Philosophie Gedrängten muß professionsgemäß in die Weltweisheit eingeführt werden. Das geschieht aber nicht blos durch Vorlesungen, sondern auch durch Bücher. Von den letztern ist zu fordern, daß sie gut seien, führen und nicht irreleiten, aufklären und nicht betäuben, zu höhern Gesichtspunkten emporheben und nicht in den Schlamm des Parteigetriebes hinabziehen. Der Autor eines solchen Buchs darf eigentlich keiner philosophischen Schule, keiner Partei angehören, sondern muß ein Weltweiser im wahren Sinne des Worts sein.

Als ein sehr gutes Werk dieser Art erscheint uns das vorliegende von Ludwig Strümpell. Dasselbe ist in der That jedem auf das beste zu empfehlen, der die Philosophie zum Gegenstand des Studiums machen und seinen angeborenen Anlagen behufs Ausbildung derselben zu Hülfe kommen möchte. Für denjenigen aber, bei welchem es an solchen Dispositionen mangelt, ist das Strümpell'sche Werk nicht geschrieben, selbst in dem Fall, wenn sein Vater, Großvater oder Onkel Professor der Weltweisheit an einer Universität sein oder gewesen sein sollte.

Strümpell ist nicht parteilos, sondern gehört als Philosoph und Pädagog einer bestimmten Richtung an, nämlich der von ihm selbst zum Theil modificirten Herbart'schen. Aber trotzdem ist sein Buch so gehalten, daß man nicht durch die Eigenart des Verfassers in ein specifisches Fahrwasser hineingelootst wird, sondern die Aufgaben, Endziele und die Bedeutung der Weltweisheit ganz und voll ermessen lernt. Wir dürfen mit Ueberzeugung aussprechen, daß das Strümpell'sche Buch in aller und jeder Weise seinen Zweck erfüllt. Es beginnt mit einleitenden Erklärungen, behandelt im ersten Theil die Fragen und Probleme, den Begriff, die Theile und die Unterscheidung der Hauptrichtungen der Philosophie, faßt im zweiten Theil die Richtungen der theoretischen und im dritten jene der praktischen Weltweisheit in das Auge, und macht im vierten Theil die Religionsphilosophie zum Gegenstand der Darstellung.

„Die Philosophie", sagt Strümpell, „verspricht am wenigsten einen unmittelbaren und handgreiflichen Nutzen. Sie ist vielmehr ihrer Natur nach dazu berufen, zur Befriedigung des reinen Forschungstriebes zu dienen und die Hochschätzung der Erkenntniß um der Erkenntniß willen aufrecht zu erhalten." Zu den einflußreichsten Richtungen der Philosophie zählt er den Skepticismus, den Materialismus und den Pantheismus, und bemerkt da unter anderm: „Der Skepticismus kommt in unserer Zeit vom wissenschaftlichen Standpunkte nur als pseudo-philosophische Tendenz in Betracht. Bei manchen Halbgebildeten oder bei Personen, die gewisse Contraste in ihrem Innern nicht überwunden haben, ist er zu der Lebensmaxime des Pessimismus ausgeartet." Strümpell hält „an dem Grundsatz fest, daß die Entscheidung über einen Widerstreit, der zwischen dem theoretischen Wissen einerseits und den ethischen und religiösen Wahrheiten andererseits stattfindet, stets zu Gunsten der beiden letztern ausfallen muß, weil die theoretischen Erkenntnisse immer problematischer Natur und in ihrem Werth geringer sind als die ethischen und religiösen". Weiter ist es „seine Ueberzeugung, daß die Philosophie einerseits den Unterschied zwischen den bedingungslosen sittlichen Wahrheiten und den nur bedingten Werthbestimmungen des Wollens und Handelns nach dem Nutzen, nach vergänglichen Gütern und deren Genuß, überhaupt nach der Glückseligkeit festhalten und vertheidigen, und andererseits die Religion, wieweit sie eine philosophische Grundlage haben kann und hat, für das Schlußglied des Denkens ansehen muß, in welchem allein sich ein befriedigender Abschluß der philosophischen Doctrinen ermöglichen läßt".

In der Gegenwart strebt alle Welt nach augenblicklichem glänzenden Erfolg, nach handgreiflichem Nutzen. Dergleichen aber gewährt die Philosophie nicht; darum wird sie in den Hintergrund geschoben. Weil nun heutzutage zu gleicher Zeit die Halbbildung ihre Triumphe feiert und der Wasserspiegel leiblichen und sittlichen Elends sowie der seelischen Disharmonie hoch, sehr hoch steht, darum bleiben Unzählige im Pessimismus und Skeptimismus haften, ohne zu höhern und edlern Standpunkten sich empor schwingen zu können, und verwerfen Religion und Ethik, da sie sich von der theoretischen Erkenntniß aus den genannten Gründen allzu überspannte Vorstellungen machen.

Hieraus geht nun deutlich hervor, daß ein gutes Buch über Einleitung in die Philosophie für die größte Mehrzahl der geistig Arbeitenden von tiefster Bedeutung ist, indem es ihnen als Wegweiser dient, die wahren Aufgaben und Ziele der Weltweisheit enthüllt und zahllose Hemmnisse des naturgemäßen Fortschritts beseitigt. Und zu den empfehlenswerthesten Büchern dieser Art gehört das von Ludwig Strümpell.

Eduard Reich.

Neue dramatische Dichtungen.

Wir haben schon früher einmal in d. Bl. die Meinung ausgesprochen, daß die Quelle der wirklichen dramatischen Dichtung in Deutschland so spärlich rinne, als ob sie dem Versiegen nahe sei, und wir möchten dies heute beinahe wiederholen, wenn wir nicht zu besserer Ueberzeugung gelangt wären. Die Ursache dieser sonderbaren, fast abnorm zu nennenden Erscheinung beruht darin, daß sich die Dichter immer mehr von der Bühne abwenden, weil ihnen auf derselben kein Erfolg zutheil wird, und dagegen die fingerfertige Mache, das im Dienste der Speculation stehende geschickt scenirte Feuilleton, das Raffinement des Gedankens und der Situation, der protegirte Dilettantismus, vor allen Dingen aber der sinnlose Schwank und die Operette das ganze Feld so überwuchern, daß in dem Unkraut jede wahrhafte Poesieblüte erstickt. Die Schule des guten Geschmacks und der feinen Sitte wird selbstverständlich geschlossen gehalten — auf wie lange? ist eine schwer zu beantwortende Frage der Zeit, denn nicht jedem Jahrhundert ersteht ein Reformator.

Lebhafte, doch ungeregelte Phantasie und deutliche Spuren dramatischen Talents zeigen:

1. Drei Operndichtungen. Alroy. Tragische Oper in fünf Acten. Der Schmied von Gretna-Green. Romantisch-komische Oper in drei Acten. Meerkönigs Tochter. Märchenoper in vier Acten. Von Bernhard Bajohr. Jena, Pohle. 1885. 8. 2 M.

Obschon der Dichter Phantasie und Talent besitzt, befindet er sich noch im Gärungsprocesse und verschmäht es auch nicht, auf seinem poetischen Ausfluge nach Stoffen passende Anleihen zu erheben. Seine drei Operndichtungen sind indeß nichts anderes als Versuche, und wir wagen nicht, sie gelungene Versuche zu nennen. Arm an Handlung sind sie nicht, es geschieht darin fast zu viel, aber keiner von den drei Operntexten besitzt eine einheitliche festgeschlossene Handlung, sondern sie springt von Tableau zu Tableau. Der Rhythmus entbehrt der Feile, ist mangelhaft und voller Härten, die stellenweise das Lesen erschweren, während die Diction einen saubern leichtfüßigen Vers verlangt, nicht Verse, die über ihre Füße stolpern, sich schwerfällig fortbewegen und aus einsilbigen oder apostrophirten Worten bestehen. Der Verfasser scheint der bei den Bühnen herrschenden Geschmacksverwirrung Concessionen machen zu wollen durch das, was er an scenischer Erfindung bietet, da es die Grenze des Möglichen und Erlaubten streift. Seine Anforderungen an die Inscenirung seiner Dichtungen sind nicht unbedeutend und würden das Maschinenpersonal fortwährend in Athem halten, allerdings auch eine ziemlich hochgespannte Schaulust befriedigen. Die brennenden Scheiterhaufen mit den aus den lodernden Flammen singenden Opfern in der Schlußscene der Oper „Alroy", die bunte Traumphantasmagorie im „Schmied von Gretna-Green", die freilich schwach motivirt ist, und in der Schlußscene von „Meerkönigs Tochter" die in Engelsgestalt sich dem irdischen Körper entwindende und zum Himmel aufschwebende Seele der Perlweiß: dies dürfte zu den noch nicht dagewesenen Dingen gehören, das sind Situationen, wie sie der überreizteste Geschmack sich nicht ausgesuchter wünschen kann. Doch scheint der Verfasser vergessen zu haben, daß auch die Oper eine folgerechte Handlung, seelische Entwickelung und mögliche Charaktere verlangt, denn seine drei Operntexte lassen mehr oder weniger diese Erfordernisse vermissen, nach denen man nur etwa in der Operette nicht frägt. Der Versuch einer Composition dieser Texte würde am Ende nicht unbelohnt bleiben und Erfolg haben; bei der Richtung, welche die Bühne der Gegenwart eingeschlagen hat, ist ja alles möglich. Wir mußten den Dichter auf die vielen Mängel seiner Arbeiten aufmerksam machen, um so mehr, weil er Talent besitzt und poetisch veranlagt ist.

Ebenfalls Talent für das Drama bekundet:

2. Magnus. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Wendlandt. Berlin, Funcke u. Naeter. 1886. Gr. 8. 3 M.

Wendlandt hat sich ein Stück blutdunkler nordischer Geschichte zum Vorwurf seines Trauerspiels erwählt, das in die Dämmerung der Vorzeit gehüllt ist und uns zu fremd anmuthet, um uns warmes Interesse einzuflößen. Wir irren wol kaum, wenn wir eine Erstlingsarbeit in dem Werke erblicken, denn es trägt die deutlichen Spuren einer solchen. Es ist noch gar zu vieles darin unklar und ungesichtet, formlos und unbeholfen; man vermißt Feile und Schliff, obgleich die Diction stellenweise frisch, schlagkräftig und poetisch ist. Doch drängen sich Tropen und Metaphern ohne Auswahl bunt durcheinander, ohne Ordnung und Regel. Die Composition ist noch mangelhaft, die Exposition ermüdend breit, die Motive gehäuft und unklar verarbeitet. Ein Hauptfehler des Trauerspiels sind seine zwei Helden, deren einer den andern nothwendig beeinträchtigen muß.

Knut Lawards ist eine heldische Erscheinung; edel, voll Kraft und Würde, eine Art Siegfriedsnatur, bieder und Falschheit kaum dem Namen nach kennend, nimmt er von vornherein das Interesse gefangen. König Magnus dagegen erscheint von Hause aus als ein thatloser Träumer mit einem leichten Anfluge von Hamletwesen, freilich ohne geistige Vertiefung, der sich an den schillernden Blasen seiner phantastischen Eingebungen ergötzt. Von unklaren Empfindungen und Launen beherrscht, ohne festen Charakterkern, ist er weiches Wachs in den Händen der Feinde Knut Lawards, den er beneidet. Aufgestachelt von seiner Umgebung erwachen Haß und Eifersucht in seiner Brust und steigern sich bis zu wahnsinnigen Ausbrüchen, besonders als plötzlich ein dämonisch schönes, leidenschaftvolles Weib, Alexia, in der Handlung auftaucht und seine Sinnlichkeit entflammt. Alexia's Erscheinung ist zwar nicht motivirt und verwirrt die Handlung nur noch mehr, der sie ein sensationelles Gepräge aufdrückt und mit den Irrlichtern der Romantik durchgaukelt, aber sie belebt die Action und bringt sie in raschen Fluß. Die Ermordung Knut Lawards ist brutal und erinnert an Siegfried's Tod in den Nibelungen und Banquo's Ermordung in Macbeth, doch ohne die genügende Motivirung und nur äußerlich. Aeußerst effectvoll ist die Gerichtsscene im dritten Act, von dem aus die Handlung in schneller Fortbewegung zum Ende geht. Die Charaktere sind meist gut gezeichnet, wenn auch weniger originell, aber der Sünden gegen die Form sind zu viele. Die poetische Begabung des Verfassers müssen wir wiederholt anerkennen, wenn wir auch sein Werk noch kein gelungenes zu nennen vermögen, obgleich wir die Bühnenwirksamkeit desselben nicht bezweifeln. Jedenfalls haben wir von dem Verfasser in Zukunft Besseres und Gelungeres zu erwarten.

Die schöne wohlgelungene Arbeit eines wahrhaften Dichters ist:

3. Eine neue Welt. Drama in fünf Acten von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg, Schulze. 1885. Gr. 8. 2 M.

Wie jedes echte und bedeutende Dichterwerk ist auch „Eine neue Welt" ein Tendenzdrama, doch in dem besten und edelsten Sinne des Worts. In lebensvoller sich steigender Handlung bietet es ein tiefergreifendes Bild des ewigen Kampfes der Wahrheit mit der Lüge, deren Schluß uns die schöne Perspective des siegenden Lichts über die Nacht, den Triumph der Liebe und der Wahrheit zeigt. Doch legen wir entschieden Verwahrung ebenso wol gegen die landläufige als überhaupt gegen jede falsche Deutung des Worts Tendenz ein. Der Dichter hat es sich nicht eben leicht mit der Fabel, dem Entwurf seines Werks gemacht, besonders dadurch, daß er die Handlung in das dunkelste, nur von den Scheiterhaufen brennender Ketzer grell durchleuchtete Zeitalter der Inquisition, in den Beginn des 16. Jahrhunderts und obendrein in das eigentliche Mutterland der Inquisition, nach Spanien verlegte, über welches zur Zeit Isabella, Gemahlin Ferdinand des Katholischen, herrschte. Ein Deutscher, Ludwig Behaim, steht im Mittelpunkt der Handlung, eine stolze Heldengestalt, ein überzeugter begeisterter Kämpfer für die höchsten Ziele der Menschheit, für Wahrheit und Licht. Er liebt die Spanierin Maria mit Hingebung und Innigkeit und scheut keine Gefahren, um in ihren Besitz zu gelangen, aber seine Ueberzeugung gibt er nicht einen Augenblick preis, selbst nicht als ihm der Verlust seiner Liebe droht. Diese hat auch Maria durchdrungen und erhoben; sie läßt sich wol täuschen und täuscht selbst, um den Geliebten aus den Klauen der Inquisition zu retten, aber ehe sie einem verhaßten Manne zu eigen wird, gibt sie sich den Tod, um ihre Liebe rein und lauter zu wahren, erfährt aber noch im letzten Augenblick, daß sie sich nutzlos geopfert und Behaim durch Königin Isabella freigegeben worden ist, um Spanien mit der tiefen Wunde im Herzen, dem Verlust Maria's, zu verlassen. Neben der leuchtenden Gestalt Ludwig Behaim's steht als passiver Mitkämpfer für die heilige Sache ein Schüler Savonarola's, Neri; ihnen gegenüber als Stützer des morschen in allen Fugen krachenden Gebäudes des Wahnglaubens und Luges, das sie mit Blut und Feuer zusammenkitten wollen, damit es dem gewaltigen heraubrausenden Sturme einer neuen lichtvollern Zeit Trotz biete, fast alle übrigen Personen des Dramas, voran Fray Leon, der Richter des heiligen Officiums der Inquisition, sogar die Königin Isabella, deren Eifer jedoch gemildert ist durch das weiche edle Herz des Weibes und der Mutter. In diesen Kreis tritt auch der eben nach Spanien zurückkehrende Entdecker Amerikas, Christoph Columbus, aus dessen Wesen auch nicht ein Funken geistiger Spannkraft und energischen Strebensmuthes mehr leuchtet und der nur noch den Anblick einer bedauernswerthen Ruine gewährt. Das ist eine Enttäuschung, die etwas Verletzendes an sich hat.

Die Composition des Dramas ist gut, die Handlung nimmt einen raschen Verlauf und ist effectreich, die Charaktere sind lebenswahr und markvoll, die Diction, obgleich Prosa, doch mit Poesie gesättigt. Es wäre lebhaft zu beklagen, wenn die deutsche Bühne diesem wirkungsvollen Drama verschlossen bliebe, das vielmehr eine gute Bereicherung ihres Repertoires werden müßte. Nach unserer festen Ueberzeugung können wir das Werk den Bühnen und der Lesewelt bestens empfehlen.

Karl Nissel.

Zur Geschichte Venedigs.

Die deutsche Literatur, die mit fast zu aufmerksamen Blicken die literarischen Erscheinungen aller andern Culturvölker verfolgt, hat auch ein hervorragendes Werk Italiens nicht unbeachtet lassen können:

Die Venetianer. Geschichte und Privatleben. Von der Gründung bis zum Verfall der Republik von P. G. Molmenti. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Bernardi. Hamburg, J. F. Richter. 1886. 8. 5 M.

Der Uebersetzer sagt in seiner Vorrede:

Der glänzende Erfolg, den das Buch nicht nur durch eine alsbald nothwendige zweite Auflage in seinem Vaterlande, sondern auch durch laute Anerkennung der pariser Akademie wie durch eine französische Uebersetzung gehabt, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß es auch dem deutschen Publikum willkommen sein werde, und das um so mehr, als es mit den gewissenhaftesten historischen Belegen den Reiz des Romanhaften, einen Hauch von Poesie verbindet, der diese hochinteressante Bevölkerung der Lagunen des Adriatischen Meeres von ihrem ersten Erscheinen an begleitet. Das tiefe Verständniß des Verfassers für den Charakter und die Gemüthsart seines Volks, die schwungvolle Sprache und Begeisterung, mit denen er dessen Kämpfe und Siege, seine individuellen Leiden und Freuden schildert, verleihen dem Werke nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den Laien einen eigenthümlichen Reiz.

Jeder aufmerksame Leser dieser geschichtlichen Arbeit wird das ihr hier gespendete Lob nicht übertrieben finden. Dieselbe ist, wie man unbedingt einräumen muß, vortrefflich, ja geradezu akademisch abgefaßt und bei dieser akademischen Abfassung, was viel sagen will und besonders hervorzuheben ist, gefällig und liebenswürdig. Bei aller Gewissenhaftigkeit, Strenge und Würde bleibt sie einfach, schlicht und voll maßvoller Anmuth. Sie verfällt nie in Uebertreibungen und Weitschweifigkeiten, sondern bewahrt überall knappe Form und angenehme Geschlossenheit des Stils sowol wie der Darstellung. Ja in der letztern hätten wir gern, wie wir ehrlich eingestehen wollen, ein wenig mehr Ausführlichkeit und eingehendere Mittheilsamkeit gewünscht.

Wenn der Verfasser berühmte Menschen Venedigs erwähnt, seine Helden, Dogen, Seefahrer, seine Dichter, Maler, Bildhauer und Baumeister bespricht, seine geistvollen und bedeutenden Frauen schildert, so hätten die Schilderungen, Besprechungen und Erwähnungen immerhin ausführlicher sein dürfen, als sie es sind, schon deswegen, weil er zur Charakterisirung von Zeit und Umständen in Venedig doch eine Menge von Anekdoten und Vorfällen hat heranziehen müssen, die, auf bedeutsame und epochemachende Persönlichkeiten ausgedehnt, nur um so bezeichnender und erläuternder gewirkt haben würden. Ueber Marco Polo, den Bereiser des innern Asiens, über Tizian, Tintoretto, über Casanova, die beiden Gozzi und Goldoni z. B. wäre eine nähere Auskunft nicht unerwünscht gewesen. Molmenti weiß so geschickt zu erzählen, mit so viel Geist und feinem Takt, daß es ihm nicht schwer gefallen sein dürfte, über sie etwas Anziehendes beizubringen, ohne der künstlerischen Oekonomie seines Werks dadurch Abbruch und Schaden zu thun. Sind seine sonstigen Angaben aus dem Culturleben Venedigs doch in jeder Hinsicht so glücklich gewählt, so lebhaft vorgetragen und so passend verwendet, daß keinen Augenblick zu zweifeln ist, er würde auch in dieser Beziehung das durchaus Richtige getroffen haben.

Daß er eine warme Vorliebe für seinen Gegenstand hegt und Venedig überall mit ziemlich günstigen Augen, selbst noch in der Zeit seines Verfalles, ansieht, wird man dem Schriftsteller wol vergeben können. Man verzeiht es ihm gern, daß er der Republik auch in ihren Lastern und politischen Misgriffen seine volle Theilnahme bewahrt, wenn diese Theilnahme hier und da freilich wol ein wenig zu weit getrieben sein mag. So muß es z. B. auffallen, daß die berüchtigten Bleidächer und die Seufzerbrücke keine besondere Erwähnung finden, die sie doch ohne Zweifel verdient hätten. Im allgemeinen aber hat unser Geschichtschreiber ein treffliches Bild von Venedig und seiner Entwickelung nach allen Richtungen hin gegeben. Er berichtet über die Entstehung Venedigs, über die Abstammung seiner Bewohner, sein Aufblühen, seinen Handel, seine Glanzzeit im 15. und 16. Jahrhundert, seine staatliche Verfassung, seine Regierung, seine Lebensweise, seine Künste und seinen Niedergang. Goethe's Aufenthalt in Venedig wird erwähnt; die schönen Sonette August von Platen's scheint Molmenti nicht zu kennen, sonst würde er ihrer wol gedacht haben. Bei dem wehmüthigen Abschluß seiner Geschichte wäre eine Erinnerung an sie schon am Platz gewesen.

Für Culturstudien ist das Werk von großem Werth und bietet eine reiche Fülle von Stoff. Sitten und Gebräuche, Gesellschaft und Volksleben werden in vielen bezeichnenden Zügen und mit gewinnender Kunst vor Augen geführt. Das Kleinste hat seine Bedeutung und unterrichtet, indem es zugleich unterhält. Ist es z. B. nicht lustig und zugleich charakteristisch, daß in der Blütezeit Venedigs das Kind eines Patriciers 150 Pathen haben konnte; daß die vornehmen Frauen schon im 16. Jahrhundert so hohe Absätze an den Schuhen trugen, daß sie oft hinfielen und sich beschädigten und von zwei Dienerinnen oder zwei Cavalieren sich führen lassen mußten! Auch die in die Stirn hängenden Haare waren schon Mode, und um sich eine frische Gesichtsfarbe zu verschaffen, belegte man des Nachts das Antlitz mit in Milch eingeweichtem Kalbfleisch, wie auch heute noch zuweilen. Im Jahre 1440 mußte man die langen Kleiderschleppen öffentlich verbieten. Daß Venedig um das Jahr 1500 nicht weniger als 11000 Freudenmädchen zählte, ist ein schlimmes Zeichen seiner Lüsternheit und Sinnlichkeit. Von stoischer Größe zeugt dagegen, daß ein Advocat Morosini seinen

Sohn, der seiner Geliebten ein Juwel gestohlen, selbst vor den Richter stellte und bei der Aburtheilung den Spruch that: „Hängt ihn!" Zu derselben Zeit, also schon zur Zeit des Verfalls, war die Musik in Venedig die gepflegteste Kunst. Damals entstand dort auch die erste Spielkartenfabrik in Europa und 1594 die erste Staatslotterie, wobei wie vielfach heute noch Kinder die Lose zogen. Das Theater war gleichfalls schon im Schwange. Im Jahre 1515 fand eine Tragödie „Sofonisba" großen Beifall. Im 17. Jahrhundert gab es in Venedig sechzehn öffentliche Schauspielhäuser. Der Zudrang zu ihren Vorstellungen war so stark, daß 1778 der Inquisitor Nicolo Marino Tiepolo den Schauspielern die entrüsteten Worte ins Gesicht schleuderte: „Ihr Komödianten seid Gott misfällige Leute, welche der Herrscher duldet, um der Hefe des Volks, das sich an euerm unzüchtigen Treiben ergötzt, die Freude nicht zu rauben."

Man lachte ihn natürlich aus. Hatte doch auch jeder Palast sein kleines Privattheater. Die Leichtfertigkeit jener Tage war groß. Schon 1658 sagte der Senat: „Der Aufwand und die Eitelkeit übersteigen gegenwärtig alle Grenzen; das ist ein Zeichen für die Erschlaffung des Geschlechts: die Männer gehen mit der Vergeudung ihres Besitzes zu Grunde." Im Jahre 1781 wurden umsonst neue Verbote gegen den Luxus erlassen. Venedig sank mehr und mehr. Selbst die Klöster wurden Stätten der Unzucht. Casanova war der Ausdruck dieser Zeit. Umsonst erhob sich noch manche einzelne Tugend. Ohnmächtig fiel Venedig vor Napoleon dahin „ohne Größe, ohne Ruhm, an Entkräftigung, nicht aber an Verworfenheit, Lasterhaftigkeit und Thorheit", wie Molmenti glaubt behaupten zu können. Nicht alle Welt wird seinen Glauben theilen, aber ehren wird ihn jeder, der sein Buch gelesen.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Ein neuer berliner Schwank, zuerst am Wallner-Theater gegeben: „Alfred's Briefe" von A. Klausmann und F. Brentano, kam jetzt auch in Leipzig und an andern Bühnen zur Aufführung. Insoweit das Stück eine Satire auf den Reliquienkultus ist, der mit der Hinterlassenschaft berühmter Musiker getrieben wird, mag man es gelten lassen: der Schwank selbst ist indeß mit geringer dramatischer Geschicklichkeit verfaßt; denn die ganze erste Hälfte desselben hat mit Alfred's Briefen nichts zu thun, sondern knüpft sich an die nächtlichen Abenteuer eines über die Schnur schlagenden Weißbierphilisters und Pantoffelhelden und ihre Folgen: ein schon sehr oft behandeltes Thema. Außer dem Versicherungsagenten Lehmann sind die andern Charaktere des Stücks wenig originell.

— Ernest Rossi hat am Wallner-Theater den Gutzkow'schen „Königslieutenant" und zwar zum ersten male in deutscher Sprache gespielt. Daß Graf Thorane gebrochen deutsch spricht, verlockte den genialen Künstler zu diesem Experiment. Ein berliner Kritiker meinte freilich, man müsse einer Sprache gerade vollkommen Herr sein, um sie „gebrochen" sprechen zu können.

Aus der Schriftstellerwelt.

In der Nacht vom 26. zum 27. März starb zu Berlin plötzlich an einem Lungenschlage Julian Schmidt, den der Tod gerade abberief, als er im Begriff stand, durch Verschmelzung und Neugestaltung seiner beiden Hauptwerke seine Thätigkeit als Literarhistoriker zum Abschluß zu bringen.

Er war am 7. März 1818 zu Marienwerder geboren und studirte von 1836 bis 1840 in Königsberg Geschichte und Philologie. Großen Einfluß hatte hier Karl Rosenkranz, ein ebenso vielseitiger wie liebenswürdiger Gelehrter, auf ihn: wie ein rother Faden zieht sich durch alle Werke Julian Schmidt's die Hegel'sche Denkweise, in welche Rosenkranz seine Schüler zuerst eingeweiht hatte. Durch seine Nüchternheit und verstandesmäßige Auffassung trat er schon auf der Universität in scharfen Gegensatz gegen die baltischen Romantiker, wie Albert Dulk, der in der Studentenschaft eine hervorragende Rolle spielte. Seit 1842 wirkte er als Lehrer an der Louisenstädtischen Schule in Berlin, schrieb von dort aus Correspondenzen für die in Leipzig erscheinenden „Grenzboten" Kuranda's und siedelte 1847 nach Leipzig über, wo er Mitredacteur dieser Zeitschrift wurde, welche das Jahr darauf in Gustav Freytag's Hände überging. Die Glanzepoche Julian Schmidt's fällt in die jetzt folgende Zeit; in Gemeinschaft mit Gustav Freytag, aber weit productiver als dieser in Kritiken und literarhistorischen Artikeln, saß er über die zeitgenössischen Dichter mit einer zum Theil rhadamantischen Strenge zu Gericht und war die gefürchtetste kritische Autorität des Jahrzehnts von 1850 bis 1860. Namentlich galten seine Angriffe Karl Gutzkow, der damals wol der tonangebende Dramatiker und Romanschriftsteller war; aber auch die auftauchenden Lyriker wurden grausam zerzaust. Gnade vor ihm fanden nur die Realisten, besonders Freytag und Auerbach. Die erste Auflage seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert" (2 Bde., 1853) war nicht viel mehr als eine Sammlung dieser kritischen Grenzbotenartikel, hatte aber vor den spätern Auflagen des Werks größere Frische des Tons und den Vorzug voraus, daß sie zusammenhängende Charakterbilder der einzelnen Dichtergestalten gab, während die spätern Auflagen sich zwar einer mehr objectiven Darstellung, größerer Ruhe in der Würdigung der Persönlichkeiten befleißigten, aber sich mehr in eine Geschichte der geistigen Richtungen und Strömungen der Zeit verwandelten, wobei das literarische Porträt, das zusammenfassende Charakterbild zu kurz kam. Die vierte Auflage (1858) erschien, da sie etwas weiter, bis zum Jahre 1781 zurückgriff, unter dem Titel: „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod"; in der fünften (3 Bde., 1865—67) mußte man sich aus der geistreichen Darstellung der geschichtlichen und geistigen Entwickelung mit Bezug auf die einzelnen Autoren die disiecti membra poëtae aus den verschiedensten Kapiteln zusammensuchen. Schon vor dieser neuen Literaturgeschichte hatte Julian Schmidt eine „Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution" (2 Bde., 1850), später eine Art von Vorhalle zu seinem Hauptwerke: „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis zu Lessing's Tod" (2 Bde., 1860—64) veröffentlicht. Von seinen andern literargeschichtlichen Werken erwähnen wir: „Uebersicht der englischen Literatur im 19. Jahrhundert" (1882), „Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution" (1873, 3. Aufl. 1879). Wenn er schon in

diesen Werken sich von mancher Einseitigkeit freihielt, die sein deutsches Literaturgeschichtswerk verunzierte, so zeigte er sich als geistvoller Essayist, als Porträtmaler, der auch Charakteristiken mit feinem Geiste zu entwerfen verstand, in den „Bildern aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (1870) und in den „Porträts aus dem 19. Jahrhundert" (1878). Er hat außerdem über „Schiller und seine Zeitgenossen" (1859) geschrieben und Einleitungen zu Dickens' Werken, Heinrich von Kleist, zu Herder's „Cid" und dessen „Ideen" abgefaßt. Nicht geringer war seine Thätigkeit als Publicist: die „Grenzboten" waren ein Organ der damaligen Gothaer, der gemäßigt Liberalen, die für Preußens Vorherrschaft in Deutschland kämpften. Im Jahre 1861 siedelte Julian Schmidt nach Berlin über, um die „Berliner Allgemeine Zeitung", ebenfalls ein Organ dieser Partei, zu redigiren; es bestand nur zwei Jahre. Seitdem trat er noch als Mitarbeiter der Treitschke'schen „Preußischen Jahrbücher" mit politischen und literarischen Artikeln hervor. Er lebte in Berlin bis zu seinem Tode. Kurz vor demselben erschien der erste Band seiner „Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit" (Berlin, Hertz); der zweite und dritte sind in Vorbereitung; doch wie es scheint, wird das Werk ein Torso bleiben, da es auf fünf Bände berechnet war.

— In Tilsit hat sich ein Comité gebildet zur Errichtung eines Denkmals für Max von Schenkendorf, jenen Lyriker der Befreiungskriege, der durch seine schwunghaften Verse sich neben Körner gestellt und namentlich durch seine Begeisterung für Kaiser und Reich, an deren Wiederherstellung er glaubte, ein Vorgänger der modernen Kaiserlyrik und besonders der Heroldrufe Emanuel Geibel's gewesen war. In dem Aufruf zur Errichtung eines Denkmals heißt es: „Vor mehr als hundert Jahren wurde Max von Schenkendorf in Tilsit geboren, aber noch immer fehlt unserm Sänger ein Denkmal in seiner Vaterstadt. An seinem Geburtstage, am 11. December 1885, sind wir zusammengetreten und haben beschlossen, diese Ehrenschuld abzutragen. Unser Max von Schenkendorf regte zuerst zum Wiederaufbau der Marienburg an, er gab in seinen Dichtungen der Verehrung des Volks für die Königin Luise und der Trauer um ihren frühen Tod den schönsten Ausdruck, er sang seine Kriegslieder, welche mit denen von Körner und Arndt noch fortklingen in unserm Heere, er rief auf zum Kampfe und zur Befreiung des Vaterlandes und ging der neuen Zeit voran als deutscher Kaiserherold. Jeder deutsche Mann, den seine Lieder erfreut und erhoben, jede deutsche Frau, in deren Herzen sie Wiederklang fanden, möge unser Beginnen fördern. Beiträge empfängt unser Schatzmeister, Herr Fabrikbesitzer Lutterkorth in Tilsit."

Bibliographie.

Amyntor, G. v. (Dagobert v. Gerhard), Vom Buchstaben zum Geiste. Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 10 M.

Bachem's Roman-Sammlung. 8ter Bd.: Durch Kampf zum Ziel. Roman von J. Flach. Ikarusflügel. Eine Geschichte in 4 Bildern von Elise Polko. Köln, Bachem. 8. 2 M.

Baumgartner, A., S. J., Göthe und Schiller. Weimars Glanzperiode. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 5 M.

Blanqui, Auguste, Kritik der Gesellschaft. Gesammelte national-ökonomische Schriften. Autorisirte deutsche Uebersetzung. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 M.

Bockmühl, P. E., Im Licht der Ewigkeit. Gedichte. Bonn, Schergens. 8. 2 M. 75 Pf.

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. Herausgegeben von E. Ippel. 2ter Bd. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 M.

Briegleb, Elard, Wie's klingt am Rhei'. Mundartliche Gedichte aus der hessischen Pfalz. Gießen, Roth. 8. 1 M.

Bulle, C., Geschichte der neuesten Zeit. 1815—1885. 2te, umgearb. und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. 1ste Lfg. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Burdo, A., Am Niger und Benue. Sechs Monate im Hinterlande von Kamerun. Deutsche Ausgabe von P. Heichen. Leipzig, Unflad. 8. 1 M. 80 Pf.

Busch, W., Kritik des Herzens. 4te Aufl. München, Bassermann. 12. 2 M.

Class, G., Ideale und Güter. Untersuchungen zur Ethik. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 3 M.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. 96ster Bd.: Skizzen aus dem Soldatenleben von E. de Amicis. Uebersetzt und eingeleitet von Agnes Burchard. Stuttgart, Spemann. 8. 1 M.

Conradi, H., Brutalitäten. Skizzen und Studien. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M.

Dahlmann's, F. C., kleine Schriften und Reden. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Darwin, C., Gesammelte kleinere Schriften. Ein Supplement zu seinen grösseren Werken. Herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von E. Krause. 2ter Bd. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 5 M.

Dieckmann, F., Gedichte. Erlangen, Deichert. 8. 1 M.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 7tes Hft.: Der Antheil der kurfürstlichen sächsischen Truppen an der Erstürmung von Prag. 25.—26. November 1741. (Mit 3 Skizzen.) Die Thätigkeit in der deutschen Artillerie in der Schlacht bei Loigny—Poupry am 2. Dezember 1870. (Mit einer Uebersichtskarte u. 7 Textskizzen.) Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Fontane, C., Veni, vidi, vici. Mit dem Extrazuge. Novellen. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Gneist, R., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandelungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhundert. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Gr. 8. 7 M.

Gnevkow, Anna, Das Dorf-Prinzesserl. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Götting, C. F. J., Ein verrückter Papst? (Ganganelli.) Eine Streit- und Zeitschrift. Berlin, Behr. 8. 1 M. 80 Pf.

Heer, C. W., Gottfried. Eine Erzählung aus dem Volksleben. St. Gallen, Kreutzmann. 1885. 16. 2 M.

Hellbach, R., Liebesabenteuer eines alten Junggesellen. Dichtung und Wahrheit. Wien, Neidl. 8. 2 M.

Hermann, K., Der Naturalismus und die Gesellschaft von heute. Briefe eines Modernen an Jungdeutschland. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 75 Pf.

Hersch, H., Minnelieder aus dem Tagebuche eines Glücklichen. Dresden, Pierson. 16. 1 M.

Hertzka, T., Die Gesetze der sozialen Entwickelung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M.

Hofmann-Merian, T., Giuseppe Garibaldi. Ein Liedercyklus. Basel, Schwabe. 16. 2 M. 40 Pf.

Jahn, U., Volkssagen aus Pommern und Rügen. Gesammelt und herausgegeben. Stettin, Dannenberg. Gr. 8. 6 M.

Wider Johannes Janssen und seine Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters von einem praktischen Theologen. 2te Ausgabe, vermehrt durch einen kritischen Bericht des vierten Bandes von Janssens deutscher Geschichte. Frankfurt a. M., Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereins. Gr. 8. 3 M.

Jókai, M., Eine Kaiserin. Erzählung. Aus dem Ungarischen von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Köhler, H., Waldelse. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

König, E. A., Ohne Consens. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

— — Gold und Liebe. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Kötter, G., und E. Czaschke, Hecht im Karpfenteich. Lustspiel. Mühlhausen i/Th., C. Andres. 8. 1 M.

Der Krebsschaden unserer Gymnasien. Von Asmodi Redivivus. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Landois, H., Frans Essink, sien Liäwen un Driewen äs aolt Mönstersk Kind. Komischer Roman in 2 Abthlgn. 2. Satyrischer Tl.: Nao sienen Dand. Mit 12 Illustrationen nach Original-Skizzen des Verf. von G. Sundblad. 5te, auf's Neue verm. u. vergiftete Aufl. Leipzig, Lenz. 8. 1 M. 60 Pf.

Letnew, P., Fremde Schuld. Roman. Nach dem Russischen von W. Goldschmidt. München, Heinrichs. 8. 4 M.

Loewe, T., Ein Königstraum. Schauspiel. Dresden, Minden. 8. 2 M.

Manno, K., Ein süßer Knabe. Eine unartige Geschichte. 2te Auflage. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Menger, R., Gräfin Loreley. Roman. Berlin, Behrend. 1885. 8. 2 M.

Otte, P., Das Gesamtgymnasium, ein pädagogischer Versuch. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 1 M.

Perfall, K. v., Die Langsteiner. Süddeutscher Roman in 2 Bdn. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 4 M. 50 Pf.

Ritter, C. G., Der Raub der Sabinerinnen. Trauerspiel. Leipzig, C. G. Naumann. 8. 3 M.

Roeder, E., Gedichte. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Rühle, F., Das deutsche Schäferspiel des 18. Jahrhunderts. Halle, Niemeyer. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. 26ster Bd.: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert von H. v. Treitschke. 3ter Thl.: Bis zur Juli-Revolution. 2te Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 2091—2095: Rätselschatz. Sammlung von Rätseln und Aufgaben. Herausgegeben von E. S. Freund. — Nr. 2096: Tantchen Rosmarin. Das blaue Wunder. Zwei Humoresken von H. Zschokke. — Nr. 2097: J. C. Gottsched's sterbender Cato. Nach den ältesten Ausgaben von 1732 herausgegeben und eingeleitet von O. F. Lachmann. — 2098. 2099: Unter dem Wasser. Erzählung von G. Rovetta. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von B. und N. Arnous. — Nr. 2100: Treu dem Herrn. Schauspiel von R. Voß. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à 20 Pf.

Verena, Sophie, Von allen Zweigen. Neue lyrische Dichtungen, ausgewählt. Mit 10 Illustrationen. 2te Auflage. Berlin, H. W. Müller. 12. 3 M.

Vollmar, A., Das Pfarrhaus im Harz. Eine Erzählung. 9te Auflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 3 M.

Zenger, K. W., Die Meteorologie der Sonne und ihres Systemes. Mit 5 Abbildungen und 4 Tafeln. Wien, Hartleben. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probennummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 82 bis 88.

Deutscher Reichstag. — Persiens Stellung in der centralasiatischen Frage. — Die orientalische Frage in ihren wechselnden Phasen. — Die wirthschaftlichen Folgen der Annexion von Birma durch die Engländer. — Zur politischen Lage in Spanien. — Die Militärconvention zwischen Preußen und Braunschweig. — Die Arbeiterbewegung in Belgien.

Karl Mayer. Von G. E. Barthel. — Neapel. Von Th. Trede. (III. Schluß.) — Der jüngste Roman Georges Ohnets. — Medaillen der italienischen Renaissance. Von C. v. Fabriczy. — Levin Schücking. Von H. Hüffer. (I/IV.) — Frühlingsreisen. (III.) — Zur bayerischen Landeskunde. — General Normann und der Ueberfall bei Kitzen. Von E. Schneider.

Eisenbahnproject Antwerpen-Brüssel-Mainz. — Localbahn Reichenhall-Berchtesgaden. — Das Sinken der Waarenpreise und dessen Ursachen. — Deutschland und die asiatisch-türkischen Bahnen. — Simplonbahn. — Geschäftliche Jahresberichte: Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Actiengesellschaft Hamburg. Bank für Süddeutschland in Darmstadt. Münchener Industriebank. Deutsche Bank, Berlin. Union-Bank in Wien.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kufra.

Reise von Tripolis nach der Oase Kufra.

Ausgeführt im Auftrage
der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland
von

Gerhard Rohlfs.

Nebst Beiträgen von
P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker.

Mit 11 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Die von Rohlfs 1878—79 unternommene Expedition ins Innere Afrikas war reich an merkwürdigen Reisebegegnissen wie an wissenschaftlicher Ausbeute. Im vorliegenden Werke ist der Verlauf der Expedition von dem Reisenden selbst mit frischen Farben geschildert, während die wissenschaftlichen Resultate in systematischer Bearbeitung durch Gelehrte der verschiedenen Fächer vorgeführt werden. Dasselbe bietet demnach vielseitige, höchst werthvolle Beiträge zur Kenntniss des afrikanischen Continents und reiht sich den frühern Reisewerken des Verfassers wie denen von Livingstone, Barth, Schweinfurth, Stanley, Cameron, Soyaux, Nachtigal u. s. w. ergänzend an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neue theoretisch-praktische Grammatik

der italienischen Sprache

für den Schul- und Selbstunterricht.

Von

Cav. **Nicolò Claus.**

Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M.

Vor andern Lehrbüchern der italienischen Sprache zeichnet sich das vorliegende dadurch aus, daß es dem Schüler Anleitung gibt, möglichst rasch und gleichzeitig italienisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Die seitherigen Erfolge bestätigen die Richtigkeit der vom Verfasser angewandten neuen Methode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grönland.

Seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste.

Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition
ausgeführt im Jahre 1883 von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Nordenskiöld, der gefeierte Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt, gibt hier eingehenden Bericht über seine neueste Forschungsreise, welche Grönland zum Ziel hatte und durch die er abermals mehrere wichtige geographische Probleme gelöst, andere der Lösung um vieles näher geführt hat. Das überaus werthvolle, mit Abbildungen und Karten reich illustrirte Werk wird in der ganzen gebildeten Welt das lebhafteste Interesse erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang zur Erlernung

der schwedischen Sprache

für den Schul- und Privatunterricht.

Von

E. Funk.,

Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur leichten Erlernung der schwedischen Sprache, die bereits in dritter Auflage vorliegt, hat sich als sehr brauchbar, besonders auch beim Selbstunterricht für Kaufleute bewährt. Zur eigenen Prüfung der daraus übersetzten Uebungsstücke dient der „Schlüssel zum Praktischen Lehrgang“ (80 Pf.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 15. April 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die Opfer der Preisausschreibung. Von Alfred Friedmann. — Zur Geschichte der altdeutschen Poesie. Von Adalbert Schroeter. — Pädagogische Schriften. Von A. Sulzbach. — Dichtungen und Gedichte. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Zur griechischen Geschichte. Von J. J. Mähly. — Eine Geschichte der Neuzeit. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Opfer der Preisausschreibung.

Die Preisnovelle war erschienen. Glänzend in Scene gesetzt, hatte die lang angekündigte Ausschreibung des „Unabhängigen Volksboten" sensationell geendet. Wie es mit den Lottonummern geht: nie kommen die heraus, die man setzt — so war es hier gegangen: unerwartete Namen wurden gekrönt. Waren die erhofften Zahlen vielleicht gar nicht im Rade, im Beutel, im Körbchen gewesen? Qui sait?

Die Novelle wurde von der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt verschlungen. Der „Volksbote" gewann einen großartigen Absatz. Die Abonnenten strömten zu. Der Einzelverkauf warf ein Vermögen ab.

Die Leser schüttelten die Köpfe. Die meisten zustimmend: die Mehrheit ist kritiklos. Als Perikles einst nach einer Rede vom Beifallssturm der Athener fast betäubt wurde, fragte er, von der Tribüne herabsteigend: „Habe ich etwas Dummes gesagt?" Die Menge für sich haben, sollte stets bedenklich machen. Das Mittelmäßige hat die Menge für sich. Andere, die den Kopf schüttelten, sagten: „Ganz schön, ganz nett; aber Heyse, Storm, Keller schreiben doch besser. Es ist nicht wahr, daß wir immer neue Namen haben müssen. Die alten Nibelungen sind uns noch gut genug!" Die dritten zuckten die Achseln: „Es ist ja gar nichts daran!" Das waren die kritischen Streber, die Pächter des öffentlichen Urtheils; diejenigen, die gegenseitig von sich sagen: er fälscht die Meinung des Volks, der Leser.

Nun die Novelle war da. Tags darauf erschoß ein Fräulein sich selbst am Eingang eines Kaffeehauses. Ein zweites zielte auf seinen Geliebten und traf einen Gleichgültigen, obwol es für ein Fräulein keinen gleichgültigen Mann gibt. Ein Vater brachte seine sechs Kinder um, und Griechenland gedachte der Tage, da Lord Byron bei Missolunghi kämpfte. Es hatte aber jetzt weder Geld noch Pulver, und das Publikum sprach von etwas anderm.

Aber die Hand des Verhängnisses war nach dem oder der Glücklichen ausgestreckt. Kurda von Sendlingen oder Hans von Zehder, die oder der Gekrönte, kam sich seit dem Tage der Eröffnung der mit je einem Motto versehenen Briefcouverts wie ein gehetztes Wild vor.

Vier Briefträger hatten von früh bis abends zu thun, um der oder dem Gekrönten zu bringen: erstens die aufrichtigen Gratulationen edler und neidloser Freunde, Collegen und anderer; zweitens die anonymen Schmähungen, Kreuzbandsendungen mit misliebigen Bemerkungen in Zeitungen und Wochenblättern, von misgünstigen Kameraden verfaßt und gesandt; drittens die Zuschriften der Journale. Vom feindlichsten Concurrenzblatt des „Unabhängigen Volksboten" bis zum nachdruckenden, nie zahlenden Provinzblättchen wollte jedes einen Roman, eine Novelle, ein Feuilleton, oder doch wenigstens ein zwölfgesangiges Epos, ein fünfactiges Drama, einen Einacter, von Kurda von Sendlingen oder Hans von Zehder bringen. Man versprach unglaubliche Honorare. Die einen sandten Hundertmarkscheine sofort mit, andere Wechsel, die dritte Bittstellerkategorie legte Versprechungen bei. Kurda oder Hans waren deutsche Schriftsteller, das heißt, sie brauchten das Geld. Und nun ging's los. Zuerst ward aufgeräumt mit allen zurückgewiesenen Versuchen, die jahrelang die Post bereichert und den eigenen Beutel geschmälert hatten. Eine erst gestern unfrankirt mit gedrucktem Ablehnungscircular zurückgelangte Novelle erzielte jetzt bei derselben Revue 1175 Mark. Jugendarbeiten, vom eigenen Urtheil für unbrauchbar erklärte Sachen und Sächelchen verwandelten sich in jene nicht ungern gesehenen blauen Scheine.

Das waren die Glanzzeiten.

Nun hieß es aber den sich täglich mehrenden Anforderungen Gnüge leisten und produeiren. Die Anregung, der gewonnene Preis, war ja da. Indeß wer hat alle Tage eine Idee? Ein dreibändiger Roman verlangt immerhin acht bis zehn Tage zur Niederschrift. Man kann nicht alle Stunden ein Feuilleton legen. Nicht einmal ein Ei läßt sich per Dampf herstellen. Und dann, man muß etwas gelesen, gelernt haben. Das bekannte „kurze Gedärm" thut nur zu schnell seine Schuldigkeit — was dann? Aber man muß an der Spitze jedes Journals, jeder Revue, jeder Wochenschrift als Preisgekrönter prangen, man schreibt literarhistorische Aufsätze ohne Kenntniß der Literatur und der Historie, man verdeckt die Flachheit durch Fremdwörter und Kantischen Jargon, ohne Kant je aufgeschlagen zu haben. Kurz in zwei, drei Jahren ist man fertig. Man ist ausgeschieden, abgehetzt, lächerlich . . . vergessen.

Das ist eine Warnung, keine Satire, keine Maliee. Der Preis fällt selten auf des Genius Haupt. Und wie wird der Lorber gewunden? Die erste Siebung besorgt vielleicht ein griesgrämiger, tauber und halbblinder Greis, dem die Perle durch seine Finger rollt. Die „Angekommenen" betheiligen sich an der Werbung nie; sie sagen, es ist ein Unrecht von Risler, Gladiateur, The Ranger, den Turf zu betreten, wenn es ein Ponyrennen gilt!

Wohin sind die Lindner, die Schauffert bei uns gekommen?

Der Franzose ist zäher. Der Preisgekrönte von „Fromont jeune et Risler aîné" hat sich nicht in Aufsätzchen und Feuilletönchen verzettelt.

Das gekrönte Talent ist sich und dem an echten Größen nicht allzu reichen deutschen Vaterland Sammlung und bessere Thaten schuldig. Sonst heißt's einst von ihm, wie Byron zu Southey sagte:

Wegdrängen wolltest du die Vögel alle
Und einz'ge Meise sein auf jenem Tisch —
Doch du verrenktest dich und kamst zu Falle,
Herniederpurzelnd wie ein Fliegefisch!

Alfred Friedmann.

Zur Geschichte der altdeutschen Poesie.

An Großartigkeit der Perspeetiven, an Kraft und einheitlichem Glanz der Darstellung und genialer Fixirung und Contrastirung der Charaktere an das Werk von Gervinus nicht hinanreichend, demjenigen meines Lehrers Koberstein (dessen treues Bild Erich Schmidt in der „Allgemeinen deutschen Biographie" liebevoll skizzirt hat) in Bezug auf Objectivität, Unbefangenheit, Reserve und Wahrheit nicht immer ebenbürtig, besitzt die „Geschichte der deutschen Literatur" von Wilhelm Scherer (3. Aufl. 1885. Berlin, Weidmann) andere Vorzüge, welche sie stellenweise über jene beiden Werke emporheben: der eine ist der Reiz der Neuheit und meisterhafter, klarer Composition; der andere ist der ungemeine Vorsprung, welchen der Lebende, auf der Höhe einer mit unermüdlichem Forschereifer und eminentem Scharfsinn arbeitenden Wissenschaft stehend und mit all den vielen neuen und neuesten Errungenschaften ihrer Vertreter ausgerüstet, über die längst Dahingeschiedenen gewann.

Ich erinnere nur an die Verdienste F. Zarncke's und R. Hildebrand's, dieser ausgezeichneten Forscher und strengen, aber immer hülfsbereiten Lehrer, jeder in seiner Weise und auf seinem Terrain; an die Herausgeber der Brockhaus'schen „Classiker des Mittelalters", Pfeiffer, Bartsch, Bech, Bechstein; an Moritz Heyne und Wilhelm Hertz, den bedeutenden Dichter und Gelehrten; an Bernays, so hervorragend durch eine glanzvolle Vortragskunst wie durch erstaunliches, überall und stets präsentes Wissen; an Goedeke, Weinhold, Wilmanns u. a. m. Diese Männer haben Bahnen gebrochen, jeder in seiner Art, und zahlreiche berufene Schüler ausgesandt nach allen Richtungen des alten und neuen deutschen Dichterwaldes. Und ihre Entdeckungen und Funde haben neben den Resultaten eigener tiefgehender Forschung die Materialien geliefert zu dem, was an Scherer's „Literaturgeschichte", abgesehen von ihrer durchsichtigen Form, neu ist.

Diesen unzweifelhaften Vorzügen, neben denen beispielsweise Robert König's Bilderbuch unsäglich schal und kläglich erscheint, gesellen sich eine effeetvoll stilisirte Architektonik und treffliche Gruppirung, eine subtile, nur in wenigen Fällen gewaltsame Organisation, endlich eine Sprache, die, eigenartig rhythmisch, melodiös bestechend, lichtvoll und elegant, einen künstlerischen Stempel zeigt trotz mannichfacher Einöden der Darstellung und öftern Durchscheinens des ersten Gewebes. Aber — wie herzlich wollte ich mich freuen, wenn dieses „aber" nicht jenem Lobe die Schleppe trüge! — aber das Scherer'sche Werk überspringt an keiner Stelle den Schatten der Schule Lachmann-Müllenhoff, an keiner Stelle, wo sie nur in Frage kommen konnte, und so bewegt sich ein Werk, das durch unbestrittene Originalität der Auffassung und Vortragsweise ausgezeichnet ist, innerhalb der Nibelungen- und Gudrunsphäre, also in Hauptproblemen der altdeutschen Literarhistorie, auf das engherzigste im Banne der Lachmann'schen Fictionen und Phantome. Ja es geht hierin so weit, daß es die schlagendsten Angriffe und überzeugungskräftigsten Repliken der Gegner nicht einmal wenigstens registrirt, sondern sie völlig ignorirt, was im Falle der Zarncke'schen Antwort auf Liliencron's Sendschreiben an Göttling beinahe an ein Verstecken grenzt, während doch selbst die dürftigsten und fragwürdigsten Aeußerungen der eigenen Schildknappen auf das sorgfältigste und herablassendste als Fundamente verarbeitet werden. Und andererseits behandelt Scherer's Buch Fragen,

die kaum in Fluß gekommen sind, als bereits gelöste und stellt Paradoxen auf, die geradezu selbst den schüchternsten Autoritätsglauben zum Widerspruch herausfordern, wie die unglaubliche Thatsache beweisen möge, daß der Nibelungendichter oder die Nibelungendichter unter den Gudrundichter gestellt werden, dessen Talent doch nicht einmal ausreichte, die beiden so andersartigen Bestandtheile der Hilde- und Gudrunsage organisch zu verbinden, und dessen meist ganz directe Charakteristik, so wenig wie seine psychologische Kunst, dem Nibelungendichter nicht entfernt gewachsen ist. Scherer nennt weiter die Periode, in der beide Lieder entstanden, in welcher Figuren wie der grimme Hagen und der wilde Wate die ästhetischen Vorstellungskreise ebenso sehr beherrschten wie Lord Byron's Giaur und Corsar diejenigen seiner Zeitgenossen, in welcher ein Parcival alle Qualen der Mannesnatur durchkämpfte und besiegte — „eine fast weibische Zeit"! Ist das nicht paradox?

Genau dasselbe kehrt noch einmal wieder dort, wo es fast mit denselben Worten von Lessing heißt: „Er war ein Mann in einer weiblichen Epoche." Ist das nicht paradox?

Weiblich das Zeitalter Friedrich's des Großen! Weiblich die Zeit, welche Lessing die Modelle zu seinem Philotas, Spartacus, Tellheim, Just und Tempelherrn stellte!

Nein, das heißt über den Liebesklagen Reinmar's von Hagenau Walther von der Vogelweide, das heißt über den Werther-Thränen und der Anakreontik Klopstock's männliche Oden, Götzens Fluchen und das Mordjo! der „Räuber" vergessen. Das heißt den Revers der Prägung für die Münze selber nehmen, wie es später noch einmal bei Gottfried von Straßburg geschieht.

Aber es ist eine ganz andere Eigenschaft des Werks, welches dem hier einzuführenden Buche Ferdinand Khull's das Leben gab. Khull denkt vom Scherer'schen Werke hoch, ganz wie wir. Aber er hat empfunden und wahrgenommen, die Scherer'sche „Literaturgeschichte" sei zu exclusiv. Es ist wahr, sie ist akademisch vornehm. Sie gibt einfach das Resultat, nicht das Referat. Sie belegt und illustrirt sparsam, später gar nicht. Sie entwickelt weniger, als sie summirt. Das macht sie für weitere Kreise, für Gymnasialzwecke namentlich, zu abstract und sublim. Daraus ist ihr aber nicht der geringste Vorwurf zu machen. Scherer selbst sagt, sie solle ein Lehrbuch erst in zweiter oder dritter Linie sein. Jedenfalls wird er auch kaum an Schulen gedacht haben, sondern nur an seine Wirkungssphäre, an die Universitäten. Für diese ist das Werk ein Lehrbuch in idealstem Sinne, weil es anzieht durch seinen imponirenden Bau und seine blendenden Dicta weil es in jeder Beziehung fesselt. Die Charakteristiken Luther's und Herder's sind herzerhebend und bestrickend, und der Rettungsversuch des zweiten Theils des „Faust" ist nie geistvoller durchgeführt, die Dichtung überhaupt nie großartiger charakterisirt worden. Das Werk ist ein Lehrbuch in eminentem Sinne, weil es reizt und spornt, Andeutungen und Combinationen, oft den Resultaten jahrelanger aufreibender Studien, selbständig nachzugehen, tausend Anregungen zu verfolgen, leicht skizzirte Linien und Fäden ins Weitere zu spinnen; Fingerzeige aller Art durch eigene Kraft auszubeuten. Es erschließt Fundgruben verborgener Schätze. Auch der Anhang gibt in saubersten Systematik eine Ueberfülle des Stoffs. Er bildet einen Grundriß des bibliographischen Summariums der deutschen Philologie überhaupt; allerdings nur innerhalb der oben bezeichneten Grenzen. Und so wird das Buch, das in mancher Hinsicht erst den Anfang seines Endes bezeichnet, ähnlich wie die erste Erscheinung des Koberstein'schen gegenüber seiner heutigen Abrundung, für die folgenden Jahrzehnte in der akademischen Welt eine maßgebende Führerrolle behaupten. Es trägt zum mindesten ein streng und echt wissenschaftliches Gepräge, wie überkühn und haltlos auch manche seiner Aufstellungen und Ideenverbindungen erscheinen und wie selbstbewußt mitunter die gewagtesten Combinationen als Thatsachen auftreten mögen. Es hat nach dieser Seite leider eine sprechende Aehnlichkeit mit dem Mommsen'schen Geschichtswerke. Aber es trägt das Gepräge eines Mannes, den feurige Eloquenz, hohe hermeneutische Begabung, frappirende Divinationskraft und Schlagfertigkeit der Dialektik auszeichnen, an dessen Lehrer- und Führerpersönlichkeit zahlreiche jüngere Gelehrte mit hundert Fasern ihres Wesens hängen.

Die Erkenntniß, wie sehr das Scherer'sche Werk Laien und besonders Gymnasialkreisen unverständlich bleiben müsse, und das Gefühl vielleicht, wie sehr es bei der Neuartigkeit der Auffassungen und seinem absolutistischen Tone wol gar gefährlich werden könne, hat nun in Verbindung mit dem lobenswerthen Wunsche, zwischen ihm und weitern Kreisen zu vermitteln, das folgende Buch hervorgerufen:

Geschichte der altdeutschen Dichtung von Ferdinand Khull. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1886. 8. 16 M.

Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Es war meine Absicht, durch Inhaltsangaben und Uebersetzungen, welche mit einem fortlaufenden Text verbunden wurden, jenen, die nicht in der Lage sind, die alten Dichtungen selbst kennen zu lernen, das Verständniß der Urtheile Scherer's zu erleichtern. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte ich mich natürlich an die genannte „Geschichte der deutschen Literatur" und desselben Gelehrten „Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert" halten; deshalb bin ich nicht nur dort, wo Scherer's Name ausdrücklich genannt ist, sondern auch an vielen andern Stellen von ihm abhängig geblieben, besonders aber in der Darstellung der literarischen Entwickelung vom 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts.

Das Buch stellt sich also geradezu in den Dienst des Scherer'schen, zu dem es sich denn in der That auch verhält wie ein verehrungsvolles ausführliches Glossar zu einem fremden Geisteswerk. Die eigene Betheiligung des Autors an seinem Buch beschränkt sich mithin im allgemeinen auf Excerpte des Scherer'schen Textes, die miteinander verbunden und durch Uebersetzungen der altdeutschen Poesie illustrirt werden. Die Simrock'schen Uebertragungen

werden abgewiesen; nur seine Bearbeitung des „Wartburgkriegs" wird herangezogen: ein Beweis, wie sehr unser neulich in d. Bl. ausgesprochenes Urtheil über ihr allseitiges Ueberholtsein und ihre Antiquirtheit gerechtfertigt ist.

Wir bedauern, daß sich die Abhängigkeit des Autors von seinem Gewährsmann für altdeutsche Poesie nicht auch auf die Gruppirung erstreckt. Blüte und Verfall der zweiten classischen Epoche hätten wir in der Darstellung voneinander geschieden und selbständig bearbeitet gewünscht. Auch die Klassificirung „Der höfische Roman", worunter die epischen Dichtungen der höfischen Welt subsumirt werden, verwerfen wir, wie überhaupt das Hineintragen von modernen Begriffen in fremdartige Sphären. So weisen wir natürlich auch Scherer's „wandernde Journalisten", wie die fahrenden Spielleute des 9. Jahrhunderts prädicirt werden, als unpassend und barock zurück. Mommsen kann hier durchaus nicht maßgebend sein. Der Journalist ist weiter nichts als der Berichterstatter des Tags für den Tag. Das Prosaisch-Ephemere des Alltagslebens ist seine Wirkungssphäre; das künstlerische, das dichterische Element ist seinem Wesen ganz fern und fremd. Die Spielleute waren aber Dichter, waren Künstler. Wußten sie ihre Stoffe selbst dem Alltagsleben zu entnehmen, um so besser für sie und ihre Künstlerschaft. Daß Possenreißer und Gaukler darunter gewesen sein mögen, gebe ich gern zu.

Im Eingang des Khull'schen Buchs hätten wir den Uebersetzungen aus Tacitus u. a. mehr Stil gewünscht. Die Entwickelung des Namens „Germanen", für ein Schulbuch unerläßlich, vermissen wir. Scherer übersetzt das keltische Wort „Nachbarn". Das ist die eine, minder ansprechende Variante; die andere fußt auf dem keltischen Worte gairm, Schlachtruf. Danach wären Germani Rufer im Streit, was sehr mit ihrem Bartgesang, barditus, harmonirt; βοὴν ἀγαθοί! Ich gebe ihr den Vorzug. In den folgenden Ausführungen Khull's wird die Scherer'sche Deduction abgedruckt und behauptet: „daß der alte deutsche Sinn nicht unverändert dem rasenden Meere glich, sondern zuweilen auch ein sanfter Spiegel der Welt war, in welchem die Schönheit erschien". Das klingt sehr anmuthig, aber blendet mehr, als es überzeugt. Zwar die Vordersätze des Schlusses fehlen diesmal nicht. „Die Frauennamen", heißt es, „zerfallen in zwei ganz verschiedene Gruppen. Die eine verbindet Natur und Schönheit, sie sucht das Liebliche, Anmuthige zu bezeichnen, das Wohlthätige und Erfreuende. Die Namen dieser Gruppe reden von Liebe, Treue, Wonne, Heiterkeit und Frieden, von Heiligkeit und Göttlichkeit; sie erinnern an Nymphen und Dryaden (!), an badende Schwäne im Wald und an den lichten schwebenden Nebel auf Wassern und Wiesen. Die andere Gruppe zeigt uns die Frauen des Kampfes, froh, Waffen führend, Fackel schwingend, zum Siege stürmend." Hieraus wird also auf zwei heterogene Geistes- und Culturströmungen im altgermanischen Leben geschlossen. Wenigbeweiskräftig. Denn die Frauennamen sind offenbar aus den Frauencharakteren entstanden. Diese haben den Namen inspirirt. Und die Frauencharaktere werden auch in jenen alten Zeiten ganz ebenso verschieden gewesen sein, wie solches zu allen Zeiten der Fall gewesen. Nicht der geringste Grund zu der Annahme ist vorhanden, daß jene beiden Namensgruppen verschiedenen Perioden eignen. Wo eben Krieg ist, da ist die Idee des Friedens mindestens sehr lebendig. Wie sollten Gestalten wie Medora und Gulnare, Gulbeyaz- und Dudu-Charaktere, Tekmessa- und Penthesilea-Naturen an ganz besondere Epochen gebunden sein? Sie figuriren einfach nebeneinander. Scherer nimmt auch hier den Revers der Münze für die Münze selbst. Die altdeutsche Vergangenheit, von welcher hier die Rede ist, glich eben doch durchaus jenem „rasendem Meere", mit dem er sie so schön vergleicht, jenem Meere, das eine Welt auseinander riß. Ihre Jahrhunderte in Kampf und Sturm zu verbrausen, das war ihre tragische Bestimmung in der Entwickelung der Weltgeschichte.

Unser Buch führt uns nun tiefer hinein in die dunkle Epoche, immer an Scherer's kundiger Hand.

Seine eigenen, sehr klangvollen Prosaübersetzungen mancher alten Denkmäler leuchten durch den Nebel. Er wird lichter, als man dem „Walthari-Lied" begegnet in der Scheffel'schen Neuprägung. Da weht gesunde, würzig erfrischende Luft, und es wird einem wohl; dann begegnet man einem Khull'schen Vergleich zwischen dem Hildebrands- und dem Walthari-Lied, und es wird einem übel. „Der Unterschied", heißt es, „zwischen der Darstellung des Hildebrands- und des Walthari-Liedes ist ein bedeutender, aber kein wesentlicher (!). Es durchweht das letztere ganz derselbe Geist alten Heldenthums wie jenes, die Charakterisirung der auftretenden Heldengestalten durch wenige ihnen in den Mund gelegte Worte ist dort wie hier, in beiden Liedern ist dasselbe Vortreten und breite Ausführen der Gespräche zu finden." Diese widerspruchsvolle Antithese richtet sich selbst. Der Unterschied der beiden Dichtungen ist denn in der That auch ein zu „bedeutender", als daß er kein „wesentlicher" wäre: dort kaum mehr als ein dramatischer, scharf accentuirter Dialog, hier Epik reinster Prägung.

Weiter führt der Pfad zum „Heliand", zu „Otfried". Scherer nennt sie „geistliche Lehrgedichte", wiewol das geistliche Element nicht mehr hervortritt, als dies bei einer Messiade selbstverständlich und unausweichlich ist, und zum Trotz der Thatsache, daß sie aller doctrinären Gespreiztheit und convertirenden Aufdringlichkeit ermangeln, sondern vielmehr Epen von straffer, nur bei Otfried wohlthuend lyrisch-subjectiv angeflogener Haltung sind. Höchstens gemahnt der Ton hier und da ein feineres Ohr an den einer eindringlichen Predigt. Das ist ja so natürlich. Die Iliade war dann in ihrer Art schließlich auch ein Lehrbuch, wenn auch in anderm Sinne als Byron's „Don Juan". Scherer richtet hier uralte Epen zu sehr von dem Piedestal des Lessing'schen „Laokoon" aus und beäugelt sie, wie man etwa eine neue Redwitziade prüft. Einmal rühmt er dem „Heliand" „fertige epische Technik" nach, ertheilt ihm also nahezu das höchste Lob, das er zu ver-

geben hat für eine so obscure Epoche, und am Ende folgt jenes despotische Manifest: „Dieser Heliand ist überhaupt kein Epos."

Doch weiter! „Wol ûf! Hie wirt noch mê getân!"

Man tritt in die Ottonenzeit. Scherer's „wandernden Journalisten" weicht Khull behutsam aus. Sein Autoritätsglaube verläßt ihn hier. Er gibt knappe Schilderungen der Spielmannszeit. Schon naht die Salier-, die Staufferzeit. Khull's Kürze ist hier nachahmungswürdig. Für das Terrain war Scherer mehrfach geradezu Pfadfinder. Aber es ist im allgemeinen steril. Freundliche Stätten bilden: Annolied, dessen Pindarischer Glanz selbst durch die Uebersetzung leuchtet, Alexanderlied und Rolandslied. Die Uebersetzungen befriedigen auch hier. Die Dichtung der Fahrenden wird charakterisirt. Ihr Leben wandelt nicht auf Rosen. Khull hätte Scheffel's unvergleichliches Lied herauholen können. Statt dessen gibt er zur Charakteristik „Seufzer eines Fahrenden":

Trocken ist des Wirtes Fuß
Gar oft, wenn der Gast muß
Die Herberge räumen.
Wer in dem Alter Wirt will sein,
Der soll sich schon in seiner Jugend nicht säumen.

Man vergleiche dazu Scheffel's „Lied der fahrenden Schüler" (Gaudeamus 52):

Pfarrherr, du kühler, öffne dein Thor,
Fahrende Schüler stehen davor.
Fahrende Schüler, unstete Kind,
Singer und Spieler, wirbliger Wind.
Eisern die Kehlen, Mägen von Erz,
Goldklare Seelen ... doch keiner begehrt's.
Kleidung ist dünne, Spreitung ist roh,
Ach und die Minne? ... im Heu und auf Stroh.

Pfarrherr, du kühler, öffne dein Thor,
Fahrende Schüler stehen davor.
Franken und Schwaben kennen uns gut,
Lüftige Knaben, fräßige Brut.
Müssen uns nähren, Gotteserbarm,
Gleich dem verheerenden Heuschreckenschwarm.
Was wir durchstrichen, Bergflur und Thal,
Alles verblichen, abgegrast kahl.

Das schöne Lied würde Khull's Schilderung der Periode, wie man sieht, freundlich belebt haben. Aber man athmet auf, als man zum Nibelungenliede gelangt. Freilich freut man sich zu früh. Nicht nur daß einem auf jeder Seite Lachmann-Müllenhoff's Phantom entgegengrinst, sondern der Verfasser wählt auch mit tragischem Misgriff aus den siebenundzwanzig Uebersetzungen — Scherer gibt nur die antiquirteste, d. h. die von Simrock, an — geradezu die verwerflichste aus, die von Werner Hahn, welche höchstens vor der Engelmann'schen, die prinzipiell verstümmelt und die Motive wandelt, einen kleinen innern Vorrang behauptet. Denn nicht nur daß die Werner Hahn'sche den absolut schlechtesten und jüngsten Text zu Grunde legt, denjenigen der Hohenems-Münchener Handschrift A, von welcher Zarncke (5. Auflage XXI) urtheilt: „wol nach dem 13. Jahrhundert, flüchtig und unschön geschrieben. Der erste Schreiber begann allmählich so zu sudeln, daß er von 263,2[3] an durch einen sorgfältigern ersetzt werden mußte", so ist sie auch formell und sprachlich die ungefügeste unter allen. Man vergleiche selbst:

Da er nicht abstehn wollte, die Maid aufsprang:
„Nicht schickt sich's, zu zerzausen mir das Hemde blank!
Ihr seid ungeschlachtet — Euch soll das werden leid,
Ich werd' es Euch beweisen!" sprach die stattliche Maid.

Sie umschloß mit Armen den herrlichen Degen
Und wollte ihn gebunden wie den König legen,
Damit sie auf dem Bette Ruhe sich brächte.
Daß er ihr Zeug zerzauset, die Frau entsetzlich rächte.

Was half da seine Stärke, was seine Kraft,
Da sie ihm zeigte ihres Leibes Meisterschaft?
Sie trug ihn, übermächtig, als müßt' es also sein,
Und drückt' ihn unsanft bei dem Bette an einen Schrein.

„O weh", dacht da der Recke, „soll ich meinen Leib
Durch eine Maid verlieren, so mag dann jedes Weib
Darnach immer wieder gegen ihren Mann
Sich höhnisch zeigen, die sonst es nicht gethan."

Der König thät es hören, Angst kam ihn an.
Voll Scham war Sifrid, der Zorn in ihm begann.
Mit ungeheuren Kräften setzte er sich zur Wehr,
Zu Aengsten treibend Frau Brünhild nachher.

Den König deucht' es lange, ehe er sie bezwang.
Sie drückte seine Hände, daß aus den Nägeln sprang
Das Blut vor ihren Kräften. Das ward dem Helden leid.
Er machte, daß leugnete bald die herrliche Maid
Ihre ungeheure Stärke, die ihr sonst zukam.

Hier bleibt nichts hinzuzufügen. Wir empfehlen Khull für künftige Auflagen dringend, die Werke von Bartsch und Junghanns zu benutzen. Die Lachmann'sche Theorie, welche er mit Scherer gleichfalls adoptirt, ist bekannt. Scherer, der auf klar hervortretenden Unterscheidungen in Form, Stil und Sprache des Liedes nicht fußen kann, unternimmt es, aus der Heterogenität der Darstellungskunst selbst verschiedene Dichter für die einzelnen Lieder glaublich zu machen. Er verneint einheitliche Perception, Composition, einheitliches Colorit, einheitliche Idee. Es ist ja wahr, daß sich die Schilderungskunst ungleicher Mittel bedient, bald dramatischer, bald rein epischer, bald jubelnd- oder elegisch-lyrischer. Auch mag der Gang des Liedes mitunter selbstgefälliger verweilen, als unserm Geschmack zusagt. Interdum dormitat Homerus, so hier wie überall. Aber der Reichthum und die Modulation seiner Mittel beweisen ja nur die Größe des Meisters; und die Einheitlichkeit des Programms, der Idee, der Gestaltung, der Charakteristik, der Motivirung, der Form, der Sprache, des Stils ist über allen Zweifel selbst in den subtilsten Punkten erhaben, und aus der Verschiedenheit der Inscenirung und Darstellung selbst irgendwelche Schlüsse ableiten zu wollen, das erscheint mir so hinfällig, als wollte man Zweifel erheben, ob der Mann, der die Schlacht bei Bosworth dramatisirte, auch die in der Ebene von Shrewsbury habe inscenireu können; ob der Verfasser der Hexenscenen im „Macbeth" auch derjenige der Elfenscenen im „Sommernachtstraum" sein könne. Wenn die einzelnen

Kampfscenen im Nibelungenliede in ihrer Vortragsweise verschieden sind, so wird ja der Künstler durch solche Contrastirung, die man allerdings in der Ilias zuweilen und im Gudrunlied immer vermißt, nur höher gehoben, oder erfüllt vielmehr sich selbst ergebende künstlerische Ansprüche. Und wenn die Verlobungsscene auf Schloß Bechelaren mit andersartigen Mitteln operirt als die Brandscene des Saales, so ist dies wiederum so höchst natürlich, wie wenn Shakspeare in Romeo's und Juliens Brautnacht andere Töne anschlägt als in der Sturmnacht im Lear, und wie wenn Lord Byron Suleika's Liebesgeflüster andere Laute leiht als Selim's verzehrender Leidenschaft. Noch weniger können wir Scherer in seinem Essay über das Gudrunlied zustimmend folgen, da er sich hier weniger mit diesem selbst als mit einem Gudrunlied seiner Vorstellung befaßt. Unbegreiflich aber erscheint es uns allerdings, wie er den Gudrundichter, den auch wir so deutlich und eigenartig vor uns sehen wie den des Nibelungenliedes, mit Wolfram von Eschenbach vergleichen kann, absolut ohne auch nur einen Vergleichungspunkt. Und wenn er vom Gudrundichter sagt, die „allgemeine wortreiche Redseligkeit" sei ihm fremd, so verläßt er einfach den Boden des Thatsächlichen und zieht in den Bereich seiner historischen Darstellung eine subjective Imagination. Fern sei es von mir, das eine Epos auf Kosten des andern zu apotheosiren, wie er es thut, aber an Großartigkeit des Stoffs und Gewalt der Conflicte, an Tiefe der Charakteristik, deren feinere Züge sich doch wahrhaftig in der „Gudrun" fast allein auf die Hauptfigur beschränken, sowie an Durchsichtigkeit, vor allem aber an Symmetrie und Ueberlegenheit des Organismus und der Composition steht das Nibelungenlied doch unvergleichlich höher als die Gudrun.

Khull gibt seine Auszüge aus Klee's Uebersetzung. Wir haben nichts daran auszusetzen, aber ihrer sind zu wenige, und die schöne Stelle:

Das war in den Tagen, da der Winter Abschied nimmt
Und der Vogel mit Zagen seine Kehle wieder stimmt —

ist fortgeblieben.

Richard Weitbrecht hat neuerdings versucht, die Zerflossenheit und Verschwommenheit des Gudrunliedes durch scharfe Ein- und Wegschnitte zu curiren. Seine schöne Arbeit basirt auf K. H. Keck's Schrift „Die Gudrunsage" (Leipzig, 1867), die Scherer nicht zu kennen scheint, da er auch im Anhang im Verzeichniß der Gudrun-Literatur sie zu registriren unterläßt. „Sie thut die Mangelhaftigkeit des mittelhochdeutschen Gedichts", sagt Weitbrecht („Das Gudrunlied. In neuhochdeutschen Versen nachgedichtet". Stuttgart 1884), „ebenso unwiderleglich dar wie die Herrlichkeit der Sage, welche immer wieder durch die mittelalterliche Hülle leuchtend durchbricht." Sein Recht aber, den Stoff durch Beschneidungen und rücksichtslose Concentrirung aus der Aufbauschung seines Dichters zu erlösen, leitet er aus Müllenhoff's und Plönnies' Vorgängen ab. Bekanntlich unterfing sich Müllenhoff, besonders an dem Gudrunlied ähnlich herumzuseciren, wie es Lachmann, von der Idiosynkrasie der famosen Siebenzahl verblendet, mit dem Nibelungenlied unternommen hatte. Die Thatsache übrigens, daß Lachmann jedes Lied aus Heptaden bestehend annahm, überall Producte der Siebenzahl witterte und an der Hand dieses Phantoms seine Reconstructionen des „Echten" anhub, hatte er selbst, wie Zarncke mit Recht ihm vorwirft, unverantwortlicherweise völlig verheimlicht. Erst von Jakob Grimm wurde ihm diese „abergläubische Grille" nachgewiesen. Freilich wurde das bodenlose Müllenhoff'sche Verfahren sehr bald „mehr als ein Spiel des Witzes, als eine Arbeit für ernste, Wahrheit und Wissenschaft und feste Grundlagen der Erkenntniß suchende Männer zurückgewiesen, aber die Blößen des Gudrundichters und seiner Manier blieben einmal eclatant, und durch Wegschnitte des „Vergänglichen" glaubte Weitbrecht das Lied für unsere Tage retten zu können. „Was er im Geiste der Sage gedichtet hat, habe ich treu und wörtlich beibehalten", sagt er. „Andererseits bin ich aber weit entfernt, in jedem seiner Worte den großen Dichter zu sehen. Man braucht nicht Anhänger Lachmann's zu sein, um sich diese Einschnitte zu erlauben; ist man es aber, welche Rücksicht besteht dann noch für einen Uebersetzer gegenüber jenen Stümpern, zu welchen Lachmann und seine Schule die Dichter unserer Nationalepen gemacht haben?" Dem gegenüber gewinnt es fast den Anschein, als habe Scherer das, was er dem Nibelungenlieddichter Leides zugefügt, am Gudrundichter wieder sühnen wollen. Leider konnte es nur auf Kosten der historischen Wahrheit geschehen.

Doch „Vorbei! Vorbei!"

Adalbert Schroeter.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Pädagogische Schriften.

1. Pädagogische Erinerungen von C. F. Krabbe. Minden, Aschendorff. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Literarische Correspondenz des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow mit seinen Freunden. Neu herausgegeben und vermehrt von F. Jonas. Berlin, Oehmigke. 1884. Gr. 8. 4 M.
3. Dr. Karl Kehr. Ein Meister der deutschen Volksschule und Lehrerbildung nach Erinnerungen und Briefen an Freunde den deutschen Lehrern gezeichnet von J. C. Gottlob Schumann. Mit dem Porträt von Dr. Kehr in Stahlstich. Neuwied, Hauser. 1886. Gr. 8. 3 M.
4. Schlaglichter zur Volksbildung. Von E. Sack. Erstes Heft. Nürnberg, Wörlein u. Comp. 1885. 8. 60 Pf.

Die Geschichte keiner andern Disciplin hat eine so große Bedeutung wie diejenige der Pädagogik. Wir glauben

nicht, sie als Wissenschaft herabzusetzen, wenn wir sie vornehmlich als eine Erfahrungswissenschaft bezeichnen, insofern ihre in der Praxis zur Geltung kommenden Grundsätze nicht durch ein im Augenblick auszuführendes Experiment beweisbar sind, wie es bei denen der exacten Wissenschaften möglich ist. Die Experimente, welche die Wahrheit pädagogischer Lehrsätze zu erweisen im Stande sind, liegen in der Vergangenheit und haben, um Beweiskraft zu erlangen, eines langen Werdeprocesses bedurft, es ist eben die Geschichte, die dann zur Richterin der Thatsachen geworden. Gute Werke über die Geschichte der Pädagogik, Werke, die zu deren bessern Kenntniß, zur Vertiefung oder Bereicherung derselben beitragen, darf man daher stets als einen Gewinn begrüßen. Zu diesen Werken zählen wir besonders Biographien und die Briefwechsel hervorragender, auf dem Felde der Pädagogik thätiger oder thätig gewesener Männer. Solche lehren uns nicht allein die Einzelpersönlichkeit, die besprochen wird oder welche die Briefe geschrieben hat, kennen, sie gestatten uns auch einen Blick in die Verhältnisse und Umgebungen der betreffenden Person und führen uns somit in ein Stück der Geschichte der Pädagogik ein. Die Reihe von Werken, die wir heute dem Leser vorzuführen haben, gehören dem eben bezeichneten Gebiete an und verdienen es, daß die Aufmerksamkeit auf sie hingelenkt werde.

Die „Pädagogischen Erinnerungen" von C. F. Krabbe (Nr. 1) sind ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte der Pädagogik in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts. Krabbe, geboren am 21. October 1794 und gestorben am 4. April 1866, war ein Mann von hellem und scharfem Geiste, von unermüdlicher Thatkraft und biederm, ehrlichen Charakter, dem die Pflege des katholischen Schulwesens im Münsterlande eine Herzenssache war. Bernard Overberg, den Regenerator der katholischen Schulen im Münsterlande, dem er in einer besondern Schrift ein ehrendes Denkmal setzte, und dessen nicht minder berühmten Collegen Natorp nahm er sich für seinen Beruf zum Muster. Als Pfarrer, Regierungs- und Schulrath hat er segensreich gewirkt. Interessant ist, was er über den Zustand der Schulen zur Zeit seiner Kindheit erzählt. Er wurde zuerst einer Mädchenschule übergeben; von einem Klassenunterricht war da nicht die Rede; die Kinder traten eins nach dem andern an den Tisch der Lehrerin, die sich mit Spitzenklöppeln beschäftigte, während die Kleinen ihre Lection bei derselben buchstabirten oder lasen. Schreibtische gab es nicht; die größern Mädchen legten ihre Lade, in welcher ihre Bücher und Schreibmaterialien lagen, umgekehrt auf die Knie, sodaß sie ihnen als Schreibtisch diente. Die Mädchen lernten nur mit lateinischen Buchstaben schreiben; Krabbe erinnert sich, daß seine Mutter und Tante ihre Briefe mit lateinischen, sein Vater die seinigen mit deutschen Lettern schrieb. Für die pädagogischen Ansichten, welche er später zur Geltung brachte, waren die Eindrücke, die er als Kind in der Schule empfing, vielfach maßgebend. Er war kein Freund von Strafen; in der Schule, die er als Kind besuchte, gab es mancherlei Strafmittel; „sie hatten das Gemeinsame, daß sie keine besondere Wirkung erzielten". Er war ein Feind alles Mechanisirens im Unterrichte; er erinnert sich der Religionsstunde bei einem Pater, die ihm die langweiligste in der ganzen Woche war; nicht etwa weil er für den Gegenstand kein Interesse gehabt — er hatte schon in früher Jugend ein sehr frommes Gemüth, und seine strenge Kirchlichkeit war nicht erst das Product eines reifern Alters —, sondern weil der Pater mechanisch für Kinder Unverständliches lehrte, und das machte dem geweckten Knaben den Unterricht langweilig. Krabbe hörte nicht auf, an sich selbst zu arbeiten; bereits gereift an Jahren, versucht er noch Griechisch zu lernen und gibt uns so das Beispiel eines nach steter Vervollkommnung ringenden Mannes, der mit seinem Wissen niemals abgeschlossen hat und die erreichte Stellung nicht als den glücklichen Hafen ansieht, der ihm gestattet, behaglicher Ruhe zu pflegen. Eine warme Anhänglichkeit bewahrte er stets seinem Lehrer Hermes, selbst zu der Zeit, als der Fanatismus diesen Mann mit Schmähungen verfolgte: gewiß ein gutes Zeugniß für seinen Charakter. Der Herausgeber der „Erinnerungen" hat zwar in einer Note diese Anhänglichkeit zu erklären versucht, um sie damit gleichsam zu entschuldigen. Sonderbare Angst! Wir können diese Schrift nur warm empfehlen.

Ein funfzig Jahre älteres Stück Geschichte der Pädagogik als die Erinnerungen Krabbe's erzählt uns die „Literarische Correspondenz Friedrich Eberhard von Rochow's" (Nr. 2). Wem, der auch nur einen Blick in die Entwickelung des deutschen Schulwesens gethan, wäre der Name des edeln Edelmanns Rochow unbekannt, des Mannes, der ein warmes Herz für das Volk hatte, der seine ganze Lebensthätigkeit der einen Aufgabe gewidmet, den Aermsten, den Unwissenden, zu helfen. Auf seinen Gütern machte er den Anfang; seine Schule zu Reckhan erwarb sich einen gewissen Ruf; durch diese sowol wie durch die Lehrbücher, welche er selbst für die Schüler ausarbeitete, wurde man auf ihn aufmerksam, und er hatte das Glück, in Minister von Zedlitz einen Förderer seiner Pläne zu finden. Rochow wird nun ein vielumworbener Mann; an ihn wendet man sich als an eine Autorität; sein Rath wird gesucht. Der vorliegende Briefwechsel, in dem wir Briefen von und an Gleim, Basedow, Gellert, Nicolai, Felbiger, Büsching u. a. begegnen, läßt uns nicht allein die Bedeutung und das Ansehen Rochow's erkennen, er zeigt uns auch einen Mann angestrengtesten Fleißes und edler Denkungsart. Die zwischen ihm und Zedlitz gewechselten Briefe sind für die Geschichte der Volksschule in Preußen jedenfalls die bedeutendsten und lehrreichsten der Sammlung. Was hätte alles aus der preußischen Volksschule werden können, wenn nicht auf Zedlitz ein Wöllner gefolgt wäre, wenn sie sich auf dem Wege, den Zedlitz, beeinflußt durch Rochow, eingeschlagen, weiter entwickelt hätte! Wir würden heute nicht die berechtigten Klagen hören über Volkslehrerelend und über

die noch vielfach mangelhaften Erfolge der Volksschule. In den Briefen zwischen Zedlitz und Rochow wird die Befreiung vom Schulgelde und die Einführung einer Art Schulsteuer angeregt, auch sogar von einem fast confessionslosen Unterrichte gesprochen: alles Wünsche, die heute noch auf der Tagesordnung stehen und noch nicht erledigt sind. Der ganze Briefwechsel übt eine erfrischende Wirkung auf den Lehrer, und wir können es nur dankbar anerkennen, daß der berliner Stadtschulinspector F. Jonas sich entschlossen hat, diese fast verschollene und wenig gekannte Correspondenz — sie erschien zuerst 1798 — zum einhundertundfunfzigjährigen Geburtstage Rochow's (11. October 1884) neu und wesentlich vermehrt und mit einer trefflich geschriebenen biographischen Einleitung herauszugeben.

Die Biographie Karl Kehr's (Nr. 3) führt uns in die Geschichte der Pädagogik der Gegenwart. J. C. Gottlob Schumann hat mit diesem Werke dem Freunde ein Denkmal gesetzt, das nicht minder diesen wie ihn selbst ehrt. Er macht uns mit dem Lebensgange eines Mannes bekannt, dessen Wirken von nachhaltigem Einfluß bleiben wird, und dessen ganzes Leben eine Kette ununterbrochener Arbeit und treuer Pflichterfüllung war. Dem Dienste der Menschheit war seine Arbeitskraft gewidmet, und in diesem Dienste hat er redlich ausgeharrt, bis er am 19. Januar 1885 von seiner irdischen Thätigkeit abgerufen wurde. Diese Biographie schildert Kehr nicht allein als Erzieher, als pädagogischen Schriftsteller und tüchtigen und umsichtigen Organisator; ihr ganz besonderer Werth liegt darin, daß wir durch den regen Briefwechsel, den der Verfasser mit dem Verstorbenen unterhielt, den ganzen innern Menschen kennen lernen, sein edles, reines Gemüth, sein für das Wohl der Menschheit schlagendes Herz. An dem Aufschwung der Volksschule unter Falk hat er sein redlich Theil mitgewirkt, sein Rath war von bedeutendem Einfluß in den maßgebenden Kreisen. Daß dieser Aufschwung in seinen Erfolgen hinter den Erwartungen der großen Menge zurückblieb, daß er nicht weit über den ersten Anlauf hinauskam, das hat gewiß niemand mehr als Kehr selbst bedauert. Bei der vollen Anerkennung, die wir der Arbeit des Verfassers zollen, und die wir wegen ihres ethischen Werths im Besitze jedes Lehrers wünschten und ganz besonders der jüngern, die nach allen Richtungen viel aus derselben lernen können, hätten wir doch in der Wiedergabe des brieflichen Materials dem Verfasser mehr Selbstbeschränkung in Interesse des Buchs selbst gewünscht. Da es ihm nicht möglich war, den Briefwechsel Kehr's mit allen seinen Freunden zu verwerthen und ihm von den nicht an ihn selbst gerichteten Briefen nur wenige zu Gebote standen, hätte er aus seinem Briefschatz nur die hervorsuchen sollen, die zur Charakteristik des Mannes dienen, dessen Leben das Buch uns beschreiben will, nicht aber auch diejenigen, die einzig und allein, ohne alle Beziehung auf Kehr, uns nur von dem Verfasser etwas erzählen. Es hält sich das Buch dadurch nicht von einer gewissen Einseitigkeit frei, die den Leser stört. Daß wir durch diese Bemerkung den Werth des Buchs nicht herabsetzen wollen, brauchen wir wol nicht noch besonders zu versichern.

Eine Kritik unserer Schulzustände, also auch einen Beitrag zur Geschichte des Schulwesens, liefert Eduard Sack in einer Reihe von Aufsätzen, die unter dem Titel „Schlaglichter zur Volksbildung" (Nr. 4) heftweise erscheinen. Wir haben nur das erste Heft vor uns; es steht uns also kein abschließendes Urtheil über das Ganze zu; doch enthält dasselbe schon so viel Bedeutsames, Anregendes, des Nachdenkens Werthes, daß es uns geboten erscheint, schon jetzt auf das Unternehmen aufmerksam zu machen. Der Grundton, der durch die ganze Darstellung unsers Volksschulwesens hindurchgeht, ist der der Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Schulzuständen, besonders denen der Volksschule; kein belebender und erquickender Sonnenstrahl erfreut das Auge, überall Dunkelheit und Duster. Es wird dies selbst manchen, der nicht getäuscht sein will, dem eine ernste Kritik willkommen ist, mit einem Vorurtheil gegen die Auseinandersetzungen des Verfassers erfüllen; mancher möchte eine Tendenz wittern, die absichtlich das Auge dem Guten verschließe und aus Freude am Bekritteln oder aus Gegnerschaft gegen die herrschenden Factoren nur das Schlimme, das ja am Ende unter allen Verhältnissen sich erhält, hervorsuche, und deshalb auch das augenfällig durch Daten belegte Wahre anzweifeln und als tendenziös gefärbt ansehen. Die Welt mistraut einem Kritiker, der an dem zu beurtheilenden Gegenstande gar nichts Gutes herauszufinden weiß. Doch man würde alsdann sehr ungerecht urtheilen. Wir werden nachweisen, daß der Verfasser in der Beurtheilung der Zustände allerdings sich nicht immer den Blick frei zu halten verstanden hat; dies aber hat seinen Grund in dem Idealismus, der ihn ganz und gar gefangen hält. Der Idealist verfällt gar oft in den Fehler, gegebene Faetoren außerhalb des Kreises seiner Berechnungen zu lassen; unerbittlich will er die Schranken, die der Erfüllung seiner Ideale entgegenstehen, niedergerissen sehen; der Gang einer natürlichen Entwickelung ist ihm zu langsam; er sieht nicht auf das, was im Reifen begriffen ist, er sieht überall nur den Widerstand, nirgends das bereits Ueberwundene; er sieht nicht die Strecke Wegs, die bereits zurückgelegt, es schmerzt ihn, daß das Ziel noch gar so weit, noch immer nicht sichtbar ist. Darum zieht er oft ein falsches Faeit seiner Berechnungen, nicht aus Böswilligkeit, sondern aus einer alles ausschließenden Liebe zu seinem Ideale. Wenn Sack beispielsweise bemerkt, die „Aera Falk" habe mehr geschadet als die Periode, die mit Rammer und Stahl bezeichnet ist, so wird er dies, nämlich das „mehr" geschadet, wol schwer beweisen können. Die Artikel über die Aera Falk enthält das vorliegende Heft noch nicht; wir haben also kein Urtheil über dieselben; doch wenn auch die Erwartungen, die man an diese Aera geknüpft, sich nicht ganz erfüllt haben und die „Allgemeinen Bestimmungen" noch lange nicht das Ideal einer durchgreifenden Reform bedeuten, so können wir doch nicht glauben, daß diese Epoche

geradezu mehr geschadet habe als die vorangehende, und daher ist es auch unsers Dafürhaltens nicht gerechtfertigt, wenn der Verfasser sagt: „Ein Fortschritt von einem Punkte, der hinter uns liegt, zu dem, auf welchem wir stehen, von dem Veralteten zum Neuen, von dem Schlechten zum Bessern ist nicht zu erkennen, nicht zu ermessen.“ Dies darf uns aber nicht zurückhalten, mit dem ganzen Ernst, den eine heilige Sache verdient, die Ausführungen des Verfassers entgegenzunehmen, in denen er die Verhältnisse der Volksschule untersucht und, auf statistisches und anderes Material gestützt, uns handgreiflich den Beweis führt, daß wir in einem schweren Irrthum befangen sind, wenn wir die deutsche Volksschule für eine mustergültige halten. Das Traurige der Volksschulverhältnisse liegt schon in dem Umstande begründet, daß vielfach die Lehrergehalte noch äußerst dürftig sind, eine bedeutende Menge einklassiger Schulen mit übervoller Schüleranzahl besteht und eine Reihe von Schulen ohne Lehrer sind oder höchst mangelhaft „versehen“ werden. Unter solchen Umständen kann man sich dann auch nicht wundern, daß die Volksbildung trotz des Schulzwangs noch sehr bedenkliche Lücken aufweist. Als das wenigste an Durchschnittsbildung, die durch achtjährigen Besuch einer Volksschule erzielt werden sollte, ist zu verlangen: geläufiges Lesen und Verstehen eines gut stilisirten Satzes, das Niederschreiben von Gehörtem oder Selbstgedachtem in guter lesbarer Schrift ohne grobe Verstöße gegen Grammatik und Orthographie, das Lösen einfacher im Verkehr vorkommender Rechnungen, so viele Kenntnisse in den Realien, wie zum Verständniß der gewöhnlichen Lebensverhältnisse erforderlich sind. Wird dieses Ziel erreicht? Man sehe sich einmal die Geschäftsschilder in einer großen Stadt an, man durchgehe einmal den Annoncentheil der Tagesblätter, oder man frage einmal die Lehrer, welcher Art mitunter die Entschuldigungszettel für Versäumnisse der Schüler sind. Der Verfasser führt eine Reihe solcher Stilblüten, Affichen u. dgl. an, die ein sehr zweifelhaftes Licht auf die Volksbildung werfen. Auch von Bekanntmachungen amtlicher Personen, zu denen doch wol die intelligentesten der bezüglichen Bevölkerung genommen werden, läßt sich manches Ergötzliche berichten. Der Schulze eines Ortes in der Nähe Berlins (wir lassen Namen und Ort weg) verübte folgende „Bekanntmachung: vom heutigen Tage ist der Termin zu Musterung Militärpflichtigen hiesige Ortschafte auf Donnerstag den 28t März 1878 Morgens 8 Uhr im Schutzenhause zu Alt Landsberg festgesetzt wozu Mannschaften aus den Jahrgangen 1858 un 1857. 1856 geboren sein und nocht hinzu wen noch Mannschaften der Jahrgangen welche noch keinen Entlassung haben bis 1853/54 zu rick gestellt seien haben sich auch zu gestellen haben sich Sofot bei den unter zechen zu Melden.“

Dieses eine Beispiel für viele. Entscheidender ist, wie sich höhere Militärs über die Bildung der eingestellten Rekruten aussprechen; hier sieht man, daß aus den statistischen Aufstellungen der Analphabeten nicht die richtigen Schlüsse auf die allgemeine Volksbildung gezogen werden können. Die Anzahl der Analphabeten gewinnt man aus den Zusammenstellungen des Standesamts; die Brautleute, die ihre Unterschrift mit drei Kreuzen markiren, werden diesen zugerechnet: wie viele aber sind, die ihren Namen nur unleserlich zu kritzeln vermögen, und deren einzige Schreibekunst sich auf diese den Namen vorstellenden Züge beschränkt! Auch von vielen, die als lesekundig gelten, wird man das nur behaupten, wenn ein Radebrechen und Herstottern eines Satzes, während dessen Sinn unverstanden bleibt, noch Lesen genannt werden kann. Die Prüfungen der Rekruten geben ein anderes Bild als dasjenige, das man aus dem statistischen Material des Standesamts gewinnt; sie zeugen nicht von der Vorzüglichkeit der Schule, und wir können dem Verfasser nur dankbar sein für die freimüthige Offenheit, mit welcher er die vorhandenen Schäden bespricht; es gibt nichts Gefährlicheres als Selbsttäuschung; seine Mitbürger vor einer solchen zu schützen, ist ein verdienstliches Werk. Um so verdienstlicher aber ist es, als es gemeiniglich statt Dank Verkennung einträgt. In einer Zeit, da jeder, der nicht alles schön und gut im deutschen Vaterlande findet, sich leicht gehässigen Vorwürfen und Kränkungen aussetzt, kann nur die Liebe zur Sache einen Mann zu dem Wagniß ermuthigen, so zu schreiben, wie der Verfasser es gethan, und sein Vorgehen ist desto anerkennenswerther. Pädagogen und Staatsmännern aber ist hier ein großes Feld zum Denken und Handeln geboten.

A. Sulzbach.

Dichtungen und Gedichte.

(Beschluß aus Nr. 14.)

3. Trotz alledem! Gedichte von Johannes Proelß. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1886. 8. 3 M. 50 Pf.

Es geht ein frischer Zug durch diese Sammlung von Gedichten, und schon in ihrem Titel, den das Widmungsgedicht erläutert, tragen sie den Protest gegen Blasirtheit und Pessimismus zur Schau. Gleich die ersten Strophen lauten:

Ob ihr des Lebens Werth verneint —
Die Welt ist schön! ... Trotz alledem!
Des Glückes helle Sonne scheint
Für jedes Aug' trotz alledem.
Trotz alledem und alledem,
Trotz Sorg' und Noth und alledem —
Das schwärzeste Gewölk durchbricht
Die Sonne doch — trotz alledem!

Und klügelt ihr auch noch so fein:
Des Daseins Lust — trotz alledem —
Sei Wahn und wesenloser Schein —
Die Schönheit lebt! Trotz alledem.
Trotz alledem und alledem —
Sie lebt und wirkt trotz alledem —
In Herzen, drin Begeisterung
Und Liebe wohnt trotz alledem.

So ertönt auch der Refrain von „Hutten's Schwanengesang" in jeder folgenden Strophe wie in der ersten dieses Liedes:

Wohl ist sie groß der Feinde Macht,
Die Welt gar reich an Thoren;
Doch selig, den zur Fahnenwacht
Die Wahrheit sich erkoren!
In ihrem Zeichen wohnt der Sieg,
's ist ein gar frohgemuther Krieg,
Dem sich mein Herz ergeben!
Drum jubl' ich laut durchs Kampfgebraus
Zur Welt hinaus:
— 's ist eine Lust zu leben!

Hier möchte man freilich mit einem gewissen Skepticismus ausrufen: Trotz alledem; denn wir zweifeln, daß der durch verzehrende Krankheit innerlich gebrochene, in feindlichem Schicksal hin- und hergejagte Ulrich von Hutten eingestimmt hätte in diesen Refrain: „'s ist eine Lust zu leben."

„Den Nüchternen" erklärt der Dichter den Krieg, der ganzen „kraftrealen Richtung", deren Programm lautet:

Wer noch die Welt zu schildern
Verlange echt und wahr —
Der könn' es nur in Bildern,
Die aller Schönheit bar.

Und auch in den Liebesliedern, die schon den bezeichnenden Titel „Junge Freuden" tragen, herrscht Lebensfreudigkeit und Lebensmuth, wie das folgende Lied beweisen mag:

Fort mit den Thränen!

Fort mit den Thränen aus deinem Auge,
Weg von der Stirne, ihr bösen Falten!
Freude soll aus dem Aug' dir glänzen;
Auf der Stirne soll Frohsinn walten.

Freude? — Hast du nicht Grund zur Trauer?
Frohsinn? — Wich er nicht bittern Qualen?
Wohl; doch siehe, durchs Wolkengedränge
Leuchten am hellsten der Sonne Strahlen!

Fort mit den Thränen, fort mit den Falten!
Noch sind wir jung! Und Jugend soll leben,
Lieben und hoffen und freudig genießen
Jegliches Glück, wie die Götter es geben!

Sieh mir ins Auge! — Immer noch Thränen?
Liebe lehrt mir, was doch dich rettet:
Trocken küss' ich die nassen Augen,
Bis die Stirne sich freundlich glättet!

Gleich in dem ersten der „Zeit- und Streitgedichte" hören wir einen Maurer, von Haß und Neid auf die Reichen beseelt, den Umsturz predigen; doch ein anderer, ein braunlockiger Gesell, stimmt nicht in den ernsten Chorus ein, sondern ruft von seiner luftigen Höhe aus:

„Fürwahr, solch hochgelegner Platz
Er lohnt gar reich des Steigens Mühe —
Nah ist der Himmel dann uns, Schatz,
Wenn wir einst hausen so, Marie!

„Was frag' ich nach dem sammtnen Pfühl,
Wenn ich an deinem Hals mich bette?
Was soll des Goldes gleißend Spiel,
Wenn ich dich liebesfroh umkette?
Viel eher grüßt die Sonn' uns hier,
Der Lerche Lied tönt uns hier näher!
Uns ganz allein gehören wir —
Hier oben lauschen keine Späher.

„Und wird dann einst der Werkgesell
Ein Meister unter seinesgleichen,
Dann soll vom hohen Dachgestell
Frau Meisterin herniedersteigen!
Dann soll im Häuslein vor dem Thor
Sie sanft auf weichen Kissen liegen . . .
Schon blinkt dies Bild dem Auge vor,
Wenn um mich her die Späne fliegen."

Auch in dem Abschnitt „Trotz Sturm und Drang" mit seinen Lebens- und Wanderbildern heißt es:

Träumendes Herz — schweifender Sinn,
Meines Lebens Gesellen,
Lenket den Nachen nur immer hin
Ueber die schäumenden Wellen!
Denn läßt das Herz auch trauernd zurück
Liebes und Theures mit Zagen —
Freudig entgegen künftigem Glück
Mich die Sinne ja tragen —

und froh und frei will der Sänger durch die Lande ziehen.

In den meisten Gedichtsammlungen werden die verschiedenartigsten Töne angeschlagen; es ist mit Freuden zu begrüßen, wenn durch eine Sammlung der gleiche Grundton hindurchgeht und ihr eine bestimmte Physiognomie gibt. Wir sprechen hier nur von dem ethischen Grundton; denn daß der dichterische durch die verschiedenen lyrischen Formen wesentlich modificirt wird, ist selbstverständlich. Das Lied ist zwar vorwiegend, doch es finden sich auch Gedichte im Hymnenstil, in reimfreien Rhythmen, wie „Der Wildbach", oder in der Nibelungenstrophe, wie „Am Meer", dann zahlreiche Festgedichte, zum Theil dramatisirt, im Stil des Hans Sachs oder in langathmigen Rhythmen mit oratorischer Weihe, zuletzt auch vier Balladen, oder wenn man lieber will, Romanzen, denn sie haben eine gewisse epische Breite; „Don Juan's Erlösung" erscheint uns als die stimmungsvollste. Es ist dies natürlich nicht alles gleichwerthig; besonders die Gelegenheitspoesie, bei der ja auch großen Meistern bisweilen der Griffel aus der Hand glitt, schlägt hier und dort einen vollen Ton an, dem die geistigen Accente fehlen.

So reich das Repertoire der Proelß'schen Muse auch ist: die eigentlichen Perlen der Sammlung sind doch unter den Liedern zu suchen; hier finden sich einige von glücklichem Wurf, von stimmungsvollem Hauch. Wie reizend ist „Rosen im Schnee" oder „Der Entfernten" und das folgende Lied:

Die Liebe will gegeben,
Nicht nur empfangen sein!
Die Sonne und die Reben
Vereint erst spenden Wein.
Beseligend ist nur der Kuß,
Der zweier Seelen Glücksergnß . . .
Die Liebe will gegeben,
Nicht nur empfangen sein!

Gar mancher sucht die Minne,
Und trifft doch Liebe nie,
Ob auch ein Rausch der Sinne
Sich ihren Namen lieh.
Nicht jedes Herz die Liebe kennt,
Das doch ein Lieb sein eigen nennt . . .
Gar mancher sucht die Minne,
Und findet Liebe nie!

Schon manch ein Herz erglühte
Und wähnte sich geliebt,
Es gibt manch schöne Blüte,
Die keinen Duft uns gibt.
Ein schwaches Herz darüber bricht,
Das starke läßt die Hoffnung nicht . . .
Schon manch ein Herz erglühte
Und wähnte sich geliebt.

Du hast dich mir ergeben,
Dir will ich ganz mich weihn.
Schein, Sonne, auf mein Leben,
Und Liebe ist mein Sein.
Du mein, ich dein! so — allezeit!
Dann endet nie die Seligkeit. —
Die Liebe will gegeben,
Doch auch empfangen sein!

4. Gedichte von Hermann Friedrichs. Leipzig, Friedrich. 1885. 12. 5 M.

Mehr zu den Stürmern und Drängern, die jetzt eine neue Epoche der Literatur heraufführen wollen, die Revolution in der Dichtung predigen und die Thronsitze des heutigen Parnasses in die Luft sprengen möchten, gehört der Verfasser dieser Gedichte. Gewiß hat sich viel Philisterthum, Geist- und Leidenschaftslosigkeit in der Literatur eingebürgert; doch man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und nicht gleich jeder Richtung, die Tüchtiges leistet und für bestimmte Kreise des Publikums in berechtigter Weise schreibt, den Krieg erklären. Ob die neue Sturm- und Drangliteratur schon ein Publikum hat außerhalb der gleichstrebenden Kreise, erscheint uns überhaupt zunächst fraglich.

In der Lyrik von Hermann Friedrichs ist ein leidenschaftlicher Zug unverkennbar; doch nur hier und dort sind jene kecken sinnlichen Lichter aufgesetzt, die aus einer Renommage mit der Freigeisterei der Leidenschaft hervorgehen. Eine neue Aera der Lyrik kündigt sich damit nicht an; das sogenannte Kraftgenialische sind wir von einer großen Zahl unserer Dramatiker gewöhnt, und auch viele Lyriker, besonders lyrische Epiker wie Hamerling, zeigen die Spuren desselben. Die große Mehrzahl der vorliegenden Gedichte hat nichts Titanisches oder markerschütternd Gewaltiges; es spricht sich darin ein mittleres Talent aus, dem mancher Wurf wohlgelungen ist.

In dem Land, wo die Citronen blühen, fühlt sich Friedrichs' Muse vorzugsweise heimisch: Italien gibt das landschaftliche Colorit und die Stimmung für viele lyrische Blüten und Blätter her; das alte Rom, das Rom der Kaiserzeit, bietet den geschichtlichen Hintergrund. Die Heldin der ersten größern Dichtung ist Nero's verstoßene Gattin Octavia: ein Cyklus von Gedichten, theils in Terzinen, theils in ottave rime, ist locker aneinandergereiht; außer Octavia tritt Poppäa als die dämonische Unheilstifterin in den Vordergrund. Aus den zahlreichen Nero-Dichtungen sind uns die meisten hier zur Verwendung kommenden Züge schon wohlbekannt; einzelne geschmacklose Wendungen des hypergenialen Schwulstes hätten wir gern vermißt. Poppäa sagt:

In meinem Herzen lodern Weltenbrände,
Dir schlägt's entgegen, treu in jedem Stück.

Der erste Vers ist ebenso überschwenglich wie der zweite trivial. Weiterhin strömt ihr „das Blut wie siedend Erz zum Herzen"; dann „stöhnt sie in wilder Raserei der Lust", später „flammen Küsse heiß durch seine Glieder". Das alles ist Lohenstein redivivus — Parallelstellen in seinen Dramen aufzufinden wäre ein Leichtes.

Auch in der zweiten Abtheilung: „Erloschene Sterne", findet sich eine große Zahl von Gedichten aus der römischen Kaiserzeit; so „Die Verheißung der Venuspriesterin" in Herculanum, die vor den Flammen das Heiligenbild auf die höchsten Trümmer flüchtet und dann sterbend ausruft:

Wenn verglüht des Weltenbrandes letzter reinigender Funken,
Wirst du steigen aus der Asche, hehre Göttin, wonnetrunken,
Und dem neuen Weltgeschlechte mit der Allmacht heil'gem Triebe
Froh verkünden, daß gekommen: Zeit und Reich der ew'gen Liebe! . . .

Donner rollen, Stürme brausen — und vom Wirbelwind gehoben,
Schwingt der Priestrin heil'ger Schleier aus dem Chaos sich nach oben.

„Julia's Landung auf Pandataria". Die Kaisertochter leidet an Nymphomanie:

„Und mein Verbrechen?" ruft sie, „Liebeslust!
Warum, ihr Himmlischen, muß dies ich dulden?
Was senktet ihr, wenn Liebe ein Verschulden,
Den nimmersatten Trieb in meine Brust?

„Auch hier noch streck' ich meine Arme aus,
Durchglüht von unbezähmbarem Verlangen.
Belebt die Oede! Fort mit Schreck und Graus!
Auch hier will liebend ich die Welt umfangen!
Centurio, komm, mein Kuß bringt dir Gewinn!
Du bebst zurück, willst mich verschmachten lassen?
Weh dir! Ich muß in Liebe dich umfassen,
Dieweil der Venus echtes Kind ich bin!"

Hohnlachen rings — die Arme starrt umher,
Rollenden Auges, das voll Gluten lohet.
Scribonia ringt die Hände sorgenschwer,
Der Hauptmann naht, er zückt das Schwert, er drohet:

„Hinweg! Zu Rom war mancher Edle blind,
Doch nimmermehr bethörst du unsre Sinne!"
Sie rast — die Götter fordert sie zur Minne:
„Nah' mir, o Jupiter, in Sturm und Wind!"

Ferner: „Erfüllt", „Aprippina und Germanikus" . . . Dann blättert der Dichter andere Seiten der Weltgeschichte auf: Torquemada und Galilei erhalten lyrische Gedenkblätter; in der Ballade „Das Weib von Granada" erscheint der Maurenkönig Boabdil, doch nicht so warm beleuchtet wie in Pfizer's „Der letzte Seufzer des Mauren"; Masaniello und Konradin treten auf der Weltbühne auf, drapirt in das Pathos, das wir von der andern Bühne her kennen.

Der dritte Hauptabschnitt der Sammlung: „Gestalt und Empfindung", enthält eine große Zahl von Gedichten von ungleichem Werth. Einige, wie „Menschenleben", „Unter Blitzen", „Die Madonna auf dem Lande", „Mutterlos", „Die erste Lotosblume", „Die harrende Schwalbe", sind sinnig und auch in der Form gereift und ausgetragen; die italienischen Genre- und Lebensbilder haben zum Theil lebendiges Colorit. Dann finden sich aber Gedichte, die an Genialitätssucht und gewaltsamer Aufbauschung leiden. So erscheint „die Leidenschaft" als ein gewaltiges, hehres Weib, die an dem Widerstrebenden ein im Strafgesetzbuch nicht besonders vorgesehenes stuprum violentum ausübt:

„Unholdin! fort! Ich will's! Was suchst du hier?!"
Ihr Flammenblick versengte mir die Seele,
Ich ahnte ihres Wesens Allgewalt;
Doch reizte mich zum Trotz die Willenskraft.
„Zurück!"
— Sie lachte. —
„Nun so lerne weichen
Dem hehren Drang, der meine Brust beseelt! —
Kraft gegen Kraft!"
Wir rangen Leib an Leib,
Ich fühlte ihrer Glieder mächt'gen Bau,
Die Sinne schwanden mir in ihren Armen —
Sie triumphirte . . .
Taumelnd sank ich hin —
Und lang' noch tönte mir im Ohre nach
Ihr lachend Wort:
„Was ist dein Wille, Mensch!
Vor mir, o Staubgeborner, nur ein Wahn,
Der nimmer meiner Herrschaft sich entwindet!"

Und als Pendant zu diesem den guten Geschmack beleidigenden Bilde dient das Schlußgedicht „Und dennoch, Weib!":

„Begehr mich nicht!"
So steht's mit Flammenschrift
Auf deiner Augen dunkelm Grund zu lesen.
„Begehr mich nicht!"
So grub's ein Geisterstift
In deine Stirn; so spricht dein ganzes Wesen.

„Laß ab von ihr!"
Raunt's heimlich streng im Flor
Der Blüten, die an deinem Busen lachen.
„Laß ab von ihr!"
Droht rings ein Geisterchor:
„Dem Rausch der Wonne folgt ein bös Erwachen!"

Und dennoch, Weib!
Mich schreckt kein Drohn zurück,
Der Liebe Leidenschaft läßt sich nicht halten!
Und dennoch, Weib!
Nur eine Spanne Glück . . .
Dann mag der Höllenschlund vor mir sich spalten!

Das sind Proben dieses modernen Titanenthums, bei denen die banale Kraftsprache eine große Rolle spielt. Wir wünschen dem jedenfalls talentvollen Dichter, daß er seine lyrische Ergüsse von dergleichen Auswüchsen läutern möge, die ihm gewiß selbst sehr imponiren, die aber seinem Emporstreben zu dichterischer Bedeutung nur hinderlich sind.

Rudolf von Gottschall.

Zur griechischen Geschichte.

Griechische Geschichte bis zur Schlacht von Chaironeia. Von Georg Busolt. Erster Theil. Bis zu den Perserkriegen. Gotha, Perthes. 1885. Gr. 8. 12 M.

Man darf jetzt schon sagen, ohne den Verfassern der übrigen in der großen Perthes'schen Sammlung erschienenen und noch zu erwartenden Geschichtswerke zu nahe zu treten, daß das Buch von Professor Busolt in Kiel, das die griechische Geschichte darstellt, eine Zierde derselben bilde, und zwar in mehr als einer Hinsicht. Den Vortheil, daß der Gebildete gerade so gut wie der Fachgelehrte aus dem Werke Belehrung schöpfen kann (insofern jener das stupend gelehrte, unter dem Text in Noten und Anmerkungen aufgespeicherte Material einfach ungelesen zu lassen braucht), wollen wir nicht besonders hervorheben, da es ja auch, wenigstens für den Geschmack mancher Leser, Nachtheile im Gefolge hat: ein Buch wird durch die massenhafte Notenflut weder handlicher für den Gebrauch noch schöner für den Anblick noch einheitlicher für den Eindruck. Wohl aber darf der Leser, sei er wessen Standes er wolle, sicher sein, daß er in einfacher und schmuckloser Darstellung hier alles beieinander findet, was wir seit dem Wiedererwachen der classischen Studien von der griechischen Geschichte wissen, und sogar noch mehr. Der Verfasser hat nämlich seinen Horizont sehr weit gespannt, vielleicht über Gebühr, jedenfalls über das Herkommen weit, indem er unter den Begriff Geschichte auch die sogenannten Staatsalterthümer faßt und diesen demgemäß einen ausgedehnten Raum gönnt, nicht beiläufig als entbehrliches, wenn auch für manchen erwünschtes hors d'oeuvre, sondern ex professo, wie die Gelehrten sagen. Freilich, auch wer diese breite Ablagerung von Alterthümern nicht billigt und ein knapperes Maß für dieselben gewünscht hätte,

wird doch andererseits zugeben müssen, daß ganz besonders in den frühern Perioden der griechischen Geschichte, als es überall noch gärte und brauste und ein klarer Staatsorganismus sich aus dem turbulenten Gemisch noch nicht herausgebildet hatte, eben die Staatsalterthümer ein recht wichtiges Element, gleichsam das Agens waren, das die politische Geschichte in Bewegung setzte und ihren Lauf beschleunigte. Man denke an Lykurg, an Solon, an Klisthenes. Aber auch was sonst der Culturgeschichte zugewiesen wird und die größten und wichtigsten Segmente ihres Kreises bildet, Kunst und Literatur, erfreuen sich hier der vollsten Berücksichtigung, sodaß also beispielsweise wer sich über die geographische Lage Olympias, oder über seine Nationalspiele, oder über seine Kunstschätze, beziehungsweise seine archäologische Bedeutung orientiren will, den ganzen Quellenreichthum hier beisammen findet. Ferner ist es nur billig, daß in einer Geschichte Griechenlands auch der ehrwürdigen Gestalt Homer's gedacht werde, der ja, wenigstens in dem, was er besingt, an der Schwelle der Geschichte steht; er darf nicht nur als ein integrirendes Glied in der Culturentwickelung, er muß auch als Quelle behandelt werden.

Ob nun aber in letzterer Beziehung von einer geschichtlichen — nicht literargeschichtlichen — Darstellung erwartet werden kann, daß die Specialliteratur der sogenannten Homerischen Fragen vor dem Leser ausgebreitet, die Echtheit von Buch so und so auf Grund dieser und im Anschluß an diese Literatur bejaht, die spätere Entstehung eines andern mit gewissenhaftester Anwendung desselben Rüstzeugs verfochten werde, dürfte doch bezweifelt werden. Es sind nun bald dreißig Jahre, seit Ernst Curtius den ersten Band seiner „Griechischen Geschichte" erscheinen ließ, und volle dreißig Jahre, seit Max Duncker's groß angelegte „Geschichte des Alterthums" mit dem dritten Bande die der Griechen eröffnete. In beiden Werken ist anerkanntermaßen das ganze damals vorhandene Quellenmaterial verarbeitet, und es tritt auch in Anmerkungen (sei es unter, sei es hinter dem Text) theilweise zu Tage, aber eben nur theilweise und mit dem Charakter einer beiläufigen Zugabe. Damit war ausgesprochen, daß der Text die Hauptsache sei. Und so sehen wir denn, wie beide, ganz besonders aber Curtius, diesem Theil auch durch formelle Ausgestaltung sein Uebergewicht zu sichern und ihn zu der Höhe eines Kunstwerks zu erheben bestrebt sind. Anders Busolt. Allerdings, was ist nicht alles seit dreißig Jahren an inschriftlichem Material hinzugekommen und an andern, noch imposantern Zeugen, die aus dem Schos der Erde hervorgezogen oder doch vergebens aus ihrer unterirdischen Ruhe aufgestört worden sind! Von alle dem ist dem Forscherblick des unermüdlichen und wachsamen Verfassers nichts entgangen, auch das Neueste und Letzte, was der Boden des Mutterlandes und der Inseln zu Tage gefördert hat, ist gewissenhaft verwerthet — und dennoch wäre es möglich gewesen, auch diese Fülle zu destilliren und gleichsam das Sublimat derselben in den Text einfließen zu lassen, wenn es dem Verfasser beliebt hätte. Aber er wollte nicht; er wollte lieber eine Arbeit liefern, an welcher jedes einzelne Stück, jeder Faden und jeder Fleck controlirt und verificirt werden könne. Und dafür kann man ihm nur dankbar sein. Denn in dieser Art der Geschichtschreibung, der exacten nämlich, leiden wir noch (ich meine die Alterthumsforscher) durchaus nicht an Ueberproduction. Und wenn die Alterthümer des öffentlichen und des privaten Lebens schon lange in jener exacten Gestalt sich eingebürgert haben, so ist kein Grund abzusehen, warum die politische Geschichte sich nicht auch in diesem dem Forscher so willkommenen Ornat sollte präsentiren dürfen. Was verschlägt es, wenn auch dieser Ornat ein oder das andere mal werthvoller ist als das Corpus, dem es zum Schutz und zur Beglaubigung dient? Er ist ja nicht künstlerisch — denn dann allerdings wäre das Verhältniß fehlerhaft —, er ist gelehrt, und wir können ihn auch Apparat nennen. Ein Fehler wird er erst, wenn er der Kritik hinderlich oder gar zur Klippe wird, an der sie Schiffbruch leidet. Hiervon weiß die Gelehrtengeschichte mehr als genug zu erzählen, aber Busolt vermehrt die Zahl der Beispiele nicht, hier so wenig wie in seinen frühern geschichtlichen Arbeiten und Forschungen. Seine Kritik ist weder entschieden positiv noch auch vorzugsweise negativ, sie will nicht originell und brillant, nicht neuerungssüchtig oder paradox sein; ihr Charakteristikum ist: maßvoll. Zwar ist bekannt, daß dies in manchen Schichten der neuen Generation nicht mehr unbedingt wie ein Lob klingt, in denjenigen nämlich, die ihren destructiven und aggressiven Drang auch auf andern Gebieten der Kritik sein Wesen treiben lassen. Wir halten es indeß einstweilen noch lieber mit dem alten Aristoteles und seinem Princip von der goldenen Mitte, und sollte diese Mitte, dies Maßhalten wirklich ein Fehler sein, nun, so befinden wir uns wenigstens in anständiger Gesellschaft. J. Mähly.

Eine Geschichte der Neuzeit.

Geschichte der Jahre 1815 bis 1871. Kurz zusammengefaßt von J. Tauscher. Zweite und dritte Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1885—1886. Gr. 8. Jede Lieferung 2 M.

Von diesem Werke ist die erste Lieferung in Nr. 27 d. Bl. f. 1885 besprochen worden; die beiden vorliegenden Lieferungen bringen uns bis zum Jahre 1864, mit dem „das Zeitalter der That" begann. Beide Lieferungen sind den Vorzügen wie den Fehlern der ersten treu ge-

blieben: frisch und fließend geschildert, tragen die Begebenheiten bei Tauscher häufig einen Stempel, der ihnen an sich fremd ist; wir begegnen in allen Betrachtungen einer einseitig und eng denkenden christlich-nationalen Auffassung, wie sie in Politik und Staatsleben keinen Raum haben sollte; wo es nur irgend angeht, wird den Juden ein Hieb versetzt: sowol in der wiener Revolution von 1848 wie in der preußischen Presse sollen sie ihre Verworfenheit bewiesen haben. Tauscher schwärmt für Friedrich Wilhelm IV., erkennt selbst die olmützer Politik als berechtigt und weise an, wettert gegen den Liberalismus in Preußen mit naiver Gehässigkeit und erhebt das kurzsichtige Raumer'sche Kirchen- und Schulregiment mit den berüchtigten Schulregulativen Stiehle's in den Himmel. Bei der Darstellung des mexicanischen Kaiserthums erwähnt er mit keinem Wort des so einflußreichen Jecker'schen Finanzschwindels, welcher der folgenden Episode das Gepräge einer Wechselexecution gab, und ebenso wenig der Niederträchtigkeiten Bazaine's.

Leider enthalten beide Lieferungen wieder wie die erste eine lange Reihe falscher Daten und Bemerkungen, die in einem zum Unterricht bestimmten Buche unbedingt vermieden sein sollten. Ich will einige berichtigen. Der Slawencongreß in Prag wurde am 2. Juni eröffnet, Schwarzenberg am 21. November Ministerpräsident, Schmerling im Juli 1848 Reichsminister des Innern; die österreichische Verfassung datirt vom 4. März 1849. Der Fürstencongreß in Frankfurt wurde zum 16. August 1863 eingeladen. Bakunin's Auslieferung erfolgte 1850 an Oesterreich, 1851 an Rußland. An der italienischen Geschichte ist zu berichtigen, daß Karl Albert am 28. Juli starb, Pius IX. am 12. April 1850 nach Rom heimkehrte, die Gefechte bei Montebello und Palestro am 20. und 30. Mai 1859 stattfanden, Franz II. von Neapel und Sicilien am 22. Mai succedirte und im September 1860 nach Gaeta flüchtete, Victor II. Emanuel am 17. März 1861 König von Italien wurde. Christian VIII. von Dänemark war der Vetter Friedrich's VI., und am 5. Juni 1848 wurden die Deutschen von den Dänen bei Düppel geschlagen. Während Großbritannieus innere Geschichte unerwähnt bleibt, stellt der Verfasser recht lebendig die indische Erhebung dar, doch läßt er sich auch hier Irrthümer zu Schulden kommen: Wilson eroberte Delhi am 20. September, Campbell Lucknow am 21. März. Wol der bestgelungene Abschnitt der dritten Lieferung ist die Erzählung des Krimkriegs, aber irrigerweise läßt sie die Türkei das österreichische Ultimatum im Januar anstatt im Februar 1853 bewilligen, die französisch-englische Flotte am 23. anstatt am 25. Mai im Piräus landen, und Paskiewitsch, der eben in Podolien weilte, anstatt Gortschakow's die Belagerung von Silistria im Juni 1854 aufheben.

Auch die Darstellung der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexicos zeigt manchen Fehler: nicht M'Clellan, sondern M'Dowell wurde von den Conföderirten zweimal bei Bulls Run besiegt; die Schlacht bei Gettysburg fand am 1. bis 3. Juli statt, die bei Wilderneß am 5. und 6. Mai, die von Tauscher nicht erwähnte bei Spottsylvania vom 10. bis 12. Mai, und der Fall von Vicksburg am 4. Juli; das Finanzdecret Juarez's datirt vom 17. Juli; die mexicanische Notabelnversammlung vom Juli 1863 zählte 250, nicht circa 180 Mitglieder und faßte am 10. Juli ihre wichtigen Beschlüsse; Juarez entwich vor Bazaine nicht in das nordamerikanische Texas, sondern nach Chihuahua u. s. w. Möchten die folgenden Lieferungen des Buchs von derartigen Mängeln frei sein!

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Nach anerkennenden Worten über die Werke: „Franz von Assisi und die Kunst der Renaissance in Italien" von Henry Thode, „Aus dem Alten Pitaval. Französische Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwig's des XIII., XIV. und XV.", ausgewählt und erläutert von Hans Blum, und „Voltaire's Leben und Werke" von R. Mahrenholtz, sagt die „Saturday Review" über „Deutsche Puppenspiele", herausgegeben von Richard Kralik und Joseph Winter: „Seit kurzem hat man in Deutschland dem alten Puppentheater große Aufmerksamkeit geschenkt und mit gutem Grunde, denn die Volksliteratur keines andern Landes kann so viele Puppenspiele aufweisen, und eine dieser bescheidenen Dichtungen hat den Impuls zu Goethe's und Lessing's «Faust» gegeben. Wir in England sollten uns freuen zu erfahren, was für eine Art Drama der Mrs. Pepys Genuß bot, als ihr Gatte sie zum Puppenspiel Holofernes führte; im allgemeinen indessen ist der Dialog dieser Stücke, der von den Darstellern extemporirt wurde, unwiederbringlich verloren gegangen. Wir sind daher den obigen Herausgebern sehr zu Dank dafür verpflichtet, daß sie die Hülfe der Stenographie in Anspruch genommen haben, um die vortreffliche Darstellung eines umherziehenden Puppenspielers in Niederösterreich aufzubewahren. Wieviel des Verdienstes dem ungewöhnlichen Talent des Darstellers zuzuschreiben ist, erfahren wir zwar nicht; allein der ganze Guß der Stücke deutet darauf hin, daß sie, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, überlieferungsweise von viel früherer Zeit auf uns herabgekommen sind. Sie erinnern uns stark an den „Fortunatus" und ähnliche Erzeugnisse Tiecks, die unstreitig seiner Bekanntschaft mit dem Volksdrama viel verdanken." Es folgen dann noch Bemerkungen über die einzelnen Stücke, die wir, da sie fast nur den Inhalt angeben, füglich übergehen können.

— Ueber „Caesar im Orient" von Walther Judeich sagt die „Academy" vom 6. Februar: „Judeich's kritischer Ueberblick der Ereignisse zwischen dem 9. August 48 und October 47 v. Chr. hat augenscheinlich drei Ziele: die Daten der letzten Bewegungen des Pompeius und der Reisen und Operationen Caesar's genau festzustellen, den Beweis zu erbringen, daß der Bericht des letztern nicht mit blindem Vertrauen aufzunehmen sei, und die Originalquellen zu entdecken, deren unsere Autoritäten sich bisher bedient haben. In Bezug auf das erstere dieser Ziele,

welches Judeich mit großer Sorgfalt und Discretion verfolgt hat, scheint er uns sehr erfolgreich zu sein, und wo immer es sich um genaue Daten handelt, werden künftige Historiker seine Berechnungen in Anschlag zu bringen haben. Auch was den zweiten Punkt betrifft, dürften die meisten Gelehrten sich ihm anschließen, wenn er sagt, die Thatsachen in Caesar's Darstellung seien künstlich gruppirt, nicht einfach erzählt, und könne man ihm auch nicht grobe Entstellungen der Thatsachen nachweisen, so sei doch sein Bericht einseitig und unehrlich, weil der Verfasser wußte, was er verschweigen wollte. Nur der dritte Punkt zeigt die allgemeine Unsicherheit aller solcher Forschung. Was ein Schriftsteller heute mit großer Originalität aufstellt, das stößt ein anderer mit großem Scharfsinne morgen wieder um."

— In einem dem kürzlich erschienenen Buche „Beaumarchais, eine Biographie" von Anton Bettelheim, gewidmeten Artikel in der „Revue des deux Mondes" von J. Valbert sagt derselbe: „Ein Oesterreicher, Anton Bettelheim, der in der Geschichte unserer Literatur sehr bewandert ist, hat soeben in einem schönen Bande, welcher der frankfurter Presse, aus der er hervorgegangen, Ehre macht, eine Biographie von Beaumarchais veröffentlicht, die man als endgültig ansehen könnte, wenn es irgendetwas Endgültiges auf der Welt gäbe. Leidenschaftlich für seinen Gegenstand eingenommen, hat er sich keine Mühe verdrießen lassen, um die dunkelsten Theile der Biographie aufzuklären. Er hat zu diesem Zwecke die Archive unsers auswärtigen Amtes und der Comédie Française sowie andere öffentliche und Privatsammlungen durchstöbert; nichts war zu viel für seine Geduld, und seine Forschungen sind denn auch nicht vergeblich gewesen. Bettelheim hat als Jurist Geschmack an Untersuchungen; er verbindet damit die Erzählungskunst und die Darstellungsgabe. Er ist keiner jener Finder, die sich so viel auf ihre Entdeckungen zugute thun, daß sie das Interesse an den alten Wahrheiten den neuen zweifelhaften, dem Aberglauben des noch nicht Veröffentlichten opfern. Er versteht es vielmehr, auszuscheiden und zu wählen, er mistrant der Kleinigkeitskrämerei, den müßigen Einzelheiten, dem, was Voltaire das Ungeziefer genannt hat, das die großen Werke zerfrißt. Sein Werk empfiehlt sich unserer Aufmerksamkeit, und wir zweifeln nicht, daß man es bald ins Französische übersetzen wird." Ganz ohne Ausstellungen läuft es freilich nicht ab. An einer weitern Stelle sagt Valbert, Bettelheim, der die Lebensgeschichte Beaumarchais' besser als irgendein anderer erzählt habe, habe sich zu kurz gefaßt in dem Urtheil, das er darüber fällt; es liege in Schriftstellern von großem Talent etwas Complicirtes, was sich den summarischen Definitionen entziehe. Und weiterhin: „Bettelheim versichert, Beaumarchais sei nie aufrichtig gewesen; Dinge, die er mit der größten Wärme und Heftigkeit vertheidigt, seien ihm sehr gleichgültig gewesen; er habe nur daran gedacht, sich dem Geschmack des Publikums zu fügen, und sei sein ganzes Leben hindurch ein großer Komödiant gewesen. Man könnte ihm darauf erwidern, daß Beaumarchais zuweilen die Höhe der Beredsamkeit erreicht habe, und daß in dieser stets ein wenig Aufrichtigkeit (?) liege. Dann hat er seiner mächtigen Phantasie nicht genug Rechnung getragen; sie stellte ihm die Wirkungen, welche eine aufrichtige Ueberzeugung hervorzubringen vermag, so lebhaft vor Augen, daß er sie zu fühlen glaubte; er benebelte sich mit seiner Rolle und hatte, mindestens die Aufrichtigkeit der Nerven. Dann glaubt Bettelheim behaupten zu dürfen, Beaumarchais habe das Thema und die Verwickelung des «Barbier von Sevilla» Panard entlehnt und Cherubin in einer der Contes moraux von Marmontel gefunden; doch hat der gewandte Kritiker anerkannt, daß sowol «Der Barbier» wie «Die Hochzeit» tief persönliche Schöpfungen seien, und daß der Mann, der diese beiden Stücke geschaffen, sein ganzes Wesen darin offenbart habe."

— Am Schluß einer eingehenden Besprechung des neuesten Werks von Heinrich Schliemann: „Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen", in der „Revue des deux Mondes" vom 1. März d. J., aus der Feder des berühmten Orientalisten Emile Burnouf, heißt es: „Wir loben jedoch Schliemann ohne Rückhalt, nicht allein weil er fortfährt, diesen kostspieligen Forschungen jährlich einen Theil seiner Einkünfte zu widmen, sondern weil er zugleich Sorge trägt, die Ergebnisse der Ausgrabungen in vortrefflicher Ausstattung zu veröffentlichen. Seine eingestandene Leidenschaft für Homer hat ihn dahin geführt, seine Bemühungen denjenigen Städten zuzuwenden, welche die Literatur und die Künste Griechenlands am berühmtesten gemacht haben. Troja und Mykenae sind die Gipfelpunkte des antiken Epos; man kannte sie nicht, man machte sich eine ganz andere Vorstellung von ihnen, als sie in Wirklichkeit waren. Heute kennt man sie. In Mykenae hat man sogar eine ganze Familie von Fürsten und Fürstinnen mit ihren Waffen, ihren Diademen und ihrem Schmuck in ihren Gräbern wiedergefunden. Die Ausgrabungen von Tiryns waren eine natürliche Ergänzung derjenigen von Mykenae; sie haben gewisse Probleme der ältesten Architektur gelöst, Argolis in Beziehung zu mehrern andern Punkten der Alten Welt gesetzt, besonders zu den Inseln des Archipel und durch sie zu der Ostküste des Mittelländischen Meeres. Sie haben mittels eines neuen Beweises festgestellt, daß das als heroisch bezeichnete Zeitalter dasjenige ist, welches man in einer andern Wissenschaft das bronzene nennt. Mit andern Ausgrabungen verbunden, die anderswo und ohne die Mitwirkung Schliemann's ausgeführt worden sind, gestatten sie uns zu glauben, daß dieses Zeitalter, welches in Aegypten sehr weit zurückliegt, in Griechenland bis zur dorischen Invasion gewährt habe, und anzunehmen, daß die militärische Ueberlegenheit der Dorer dem Gebrauche des Eisens, welches sie kannten, zu verdanken war. So bildet sich ein Netz von Thatsachen, welches sich in einigen Jahren in eine fortlaufende Geschichte verwandeln wird. Jede Entdeckung, sei sie klein oder groß, ist wie eine jener unzähligen Stecknadeln, welche die Spitzenfabrikantinnen auf ihrem Rahmen ordnen; die daraus hervorgehende Arbeit ist ein Wunder."

Bibliographie.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. 97er Bd.: Neuland. Roman von J. Turgenjew. Uebersetzt von C. B. Stuttgart, Spemann. 8. 1 M.

Janssen, J., Geschichte des des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 2ter Bd.: Vom Beginn der politisch-kirchlichen bis zum Ausgang der socialen Revolution 1525. 13., verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Ouida, Fürstin Napraxine. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 8 M.

Rethwisch, C., Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. 2te, durch einige auf Fragen der Gegenwart bezüglichen Aktenstücke und Anmerkungen verm. Ausg. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 3 M.

Rosenthal-Bonin, H., Das Haus mit den zwei Eingängen. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Schmidt-Weißenfels, Die Meineidigen. Roman. Berlin, Behrend. 8. 2 M.

Schweichel, R., Camilla. Eine römische Novelle. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Stieler, K., Ein Winter-Idyll. 3te Aufl. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Suttner, A. v., Der Battono. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Vogler, M., Der Herr Kommerzienrath. Eine moderne Geschichte. München, Viereck. 8. 3 M.

Warden, Florence, Das Haus im Moor. Roman. Aus dem Englischen. 2 Bde. Basel, Bernheim. 8. 1 M. 50 Pf.

Wendt, E., Die Entwickelung der Leibnizischen Monadenlehre bis zum Jahre 1695. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M.

Wilbrandt, A., Jugendliebe. Lustspiel. 3te Aufl. Wien, Künast. 8. 2 M.

Winckler, A., Die deutsche Hansa in Rußland. Berlin, R. L. Prager. Gr. 8. 4 M.

Wollny, F., Der Materialismus im Verhältniß zu Religion und Moral. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 89 bis 95.

Deutscher Reichstag. — Maria Theresia von Oesterreich-Este, Gräfin von Chambord. — Das Gespenst unserer Tage. — Wetterzeichen von Ost und West. — Die soeiale Bewegung in Belgien. — Die Gesellschaft für deutsche Colonisation und das deutsche Ostafrika. Von O. Kienitz. (I.)

Robert Schumanns Jugendbriefe. Von H. Klein. — Ein französisches Werk über deutsche Museen. Von H. Riegel. — Frühlingsreisen. (IV/V.) — Iwan Aksakow. (Nekrolog.) Von W. Henckel. — Wiener Briefe. (CXCVIII.) — Zur Geschichte der Verwaltungslehre. — Eine antike Nilfestung. Von A. von Warsberg. — Eine Biographie Amiels. — Eine neue Geschichte des Islam.

Die Ernährung und die Nahrungsmittel. (I.) Die Küche. — Die neue Subhastationsordnung und der Credit der Brauereien. — Geschäftliche Jahresberichte: Deutsche Effecten- und Wechselbank, Frankfurt a. M. Württembergische Bankanstalt, vorm. Pflaum u. Comp.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

TECHNICAL VOCABULARY

ENGLISH AND GERMAN.

Technisches Vokabular

für technische Lehranstalten und zum Selbststudium für Studierende, Lehrer, Techniker und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 3 M. Cart. 3 M. 20 Pf.

Der Director der Technischen Hochschule in Aachen Geh. Reg.-Rath von Kaven bezeichnet dieses englisch-deutsche Vokabular in einem Vorwort dazu als ein treffliches Hülfmittel beim Studium der technischen Literatur wie für den mündlichen Verkehr, das sich auch durch praktische Einrichtung und Handlichkeit zur Einführung empfiehlt. Vorliegende zweite Auflage wurde vom Verfasser vielfach erweitert und vervollständigt.

In demselben Verlage erschien:

Wershoven. Vocabulaire technique français-allemand. Geh. 1 M. 80 Pf. Cart. 2 M.

——— The Scientific English Reader. Englisches naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch. 3 Theile. Geh. 5 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tiryns.

Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns.

Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen

von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. **F. Adler** und Beiträgen von Dr. **W. Dörpfeld.**

Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen.

8. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Seinen grossen Werken „Ilios“, „Troja“, „Mykenae“, deren Erscheinen für die archäologische Wissenschaft von epochemachender Bedeutung war, lässt Dr. Schliemann jetzt das nicht minder bedeutende, besonders für die Kenntniss altgriechischer Baukunst und Wandmalerei höchst wichtige Werk folgen, in welchem er über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen zu Tiryns in der Ebene von Argos ausführlichen Bericht erstattet. Die Vorrede von Geh. Oberbaurath Adler und die Beiträge Dr. Dörpfeld's erhöhen noch den Werth des Werks. Den reichhaltigen Text begleitet eine grosse Zahl Illustrationen; 24 Chromotafeln bringen die farbigen Fundstücke von Wandbildern, Gefässen, Terracotten u. s. w. zu deutlichster Anschauung, und 4 Pläne sowie eine Karte geben ein klares Bild von der Lage und den Terrainverhältnissen des Ausgrabungsfeldes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Caesar im Orient.

Kritische Übersicht der Ereignisse vom 9. August 48 bis October 47.

Von

Walther Judeich.

Mit einer Karte und vier Plänen.

8. Geh. 5 M.

Der Verfasser legt in dieser Schrift die kritischen Resultate nieder, zu welchen er durch vergleichende Quellenforschungen über Caesar's Feldzug gegen Pompejus und die Aegypter gelangte, und vermag auf Grund derselben mannichfache neue Gesichtspunkte zur Richtigstellung der geschichtlichen Daten zu eröffnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

Drei Abtheilungen:

1. **Vor dem Sturm.** Geh. 6 M. Geb. 7 M.
2. **Das Jahr 1866.** Geh. 6 M. Geb. 7 M.
3. **Im Exil.** Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Meding's Memoirenwerk enthält eine Menge politischer Enthüllungen, namentlich über die braunschweig-hannoversche Welfenfrage. Auch die jüngst von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Briefe des König Georgs von Hannover sind großentheils hier bereits veröffentlicht, ebenso wie ähnliche Actenstücke.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 22. April 1886.

Inhalt: Aus allerlei Ländern. — Publicistische Schriften. Von Friedrich Henninger. — Zur Geschichte der altdeutschen Poesie. Von Adalbert Schroeter. (Beschluß.) — Zur ägyptischen Alterthumskunde. Von J. J. Mähly. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus allerlei Ländern.

1. Natur- und Lebensbilder aus den Alpen von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Aus dem Nachlaß des leider so früh verstorbenen Karl Stieler hat Heigel die schönen „Culturbilder aus Baiern" herausgegeben (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1885), und daß sich auch noch manches andere darin findet, das ebenso der Veröffentlichung werth ist, zeigt das vorliegende Buch. Der Herausgeber sagt im Vorwort:

K. Stieler hat sich seinen Namen hauptsächlich durch seine Gedichte in oberbairischer Mundart erworben. Wer diese kleinen, aus tiefster Seele des Volks geschöpften Lieder liest, ahnt nicht, welcher umfangreiche Apparat von Volkskenntniß, von Lebenserfahrung und Naturanschauung dazu gehörte, sie zu schaffen. ... Der Mann, der diese Gedichte schrieb, hatte zuvor sein ganzes Leben in die Seele des Volks versenkt, dessen Poesie er wiedergab. ... Diese Prosaarbeiten bieten gewissermaßen einen Einblick in die geistige Werkstätte, aus welcher jene Dichtungen hervorgegangen sind; sie sind ein Theil jens unerschöpflichen Schatzes an Volkskenntniß, den Stieler sich erworben hatte.

Wenn es freilich höchst bedauerlich ist, daß Stieler das Meiste dieser wunderbaren Kenntniß seines Volks mit sich ins frühe Grab genommen, so muß man doch das, was er hinterlassen hat, um so dankbarer aufnehmen. So ist auch dieses Stück aus seiner Hinterlassenschaft ein hochwillkommenes, werthvolles Erbe, und wenn wir, um die Leser zum Genuß desselben einzuladen, einzelnes herausgreifen möchten, so wissen wir in der That nicht, wo anfangen und wo aufhören! Die Großartigkeit der Gebirgswelt, besonders in ihrem winterlichen Gewande, weiß Stieler wie kaum ein anderer zu schildern; ebenso fein und treu geht sein Beobachten dem Thierleben nach, das sich droben auf der Alp im kurzen Sommer entfaltet, und dem innigen Zusammenhang, in welchem dort oben der Mensch mit seinen geliebten Thieren steht; aber das Wichtigste ist doch, wie er die Menschen selbst in ihrem innersten Wesen belauscht und mit welcher unübertrefflichen Lebenswahrheit, sozusagen in psychologischen Photographien, er das Beobachtete uns darbietet. Nehmen wir z. B. „Die Kirchweih in der Kaiserklause". Da wird zuerst der Gottesdienst besucht, aber bereits in recht fröhlicher Stimmung, denn „dem lieben Gott sein die lustigsten Leut' die liebste". Der Ernst hält kaum vor, bis die Kirchenthüre sich wieder öffnet:

„Sakrament, spielt's auf oder net?" ruft der erste der Frommen, die aus dem Kirchlein herniedersteigen, und wirft ein Guldenstück auf den Tisch, indeß er das zögernde Mädchen nach sich zieht ... und bald drehen im wilden Takt sich die beiden; und der Bursche jauchzt:

Und a wilder Bua bin i,
Bei'n Leuten veracht't,
Und jetzt bin i's scho g'wohnt,
Daß 's mir gar nix mehr macht.

Der Festplatz füllt sich mehr und mehr, die Bursche mit ihren geschmückten Mädchen kommen von da und dort herbei, und auch „die Herrischen", d. h. vornehme Gäste, die sich dieses Schauspiel ansehen wollen und ihr „C'est charmant" einander zuflüstern:

Allein die Holzknechte kümmern sich wenig um dies vornehme Publikum; sie wissen nur allzu gut, daß ihnen der Tag gehört, und daß die „Geduldeten" diesmal die Herren sind. Wenn sie sich leutselig zeigen, desto besser für sie, aber wehe denen, die kritisiren! „Den schaugt's an", sprach einer der Bauern auf die vorlaute Frage eines Fremden, „der is schon so gscheid, als hätt' er 'n heiligen Geist mitsammt die Federn g'fressen." ... Unter den grünen Buchen, die das Haus umgeben, ist die Schenke errichtet; dort liegt auf dem Schragen das riesige Eimerfaß, allein ehe man sich's versieht, ist's immer wieder geleert. „Steffel, a Maß! Steffel, a Maß!" heißt es von allen Seiten, und mit knurriger Reflexion murmelt der Steffel: „No, dös wird schöne Räusch geben bis heut' auf d' Nacht." ... Auch auf dem Tanzplatz geht's immer wilder zu. ... O wie die Augen

der Gustei glänzen und wie die rosigen Lippen lachen, wenn sie sich wirbelnd im Kreis dreht! Immer wilder stampft der Jägerbursch, der sie zum Reigen geführt, immer wilder klingen die Geigen. . . . Bis nach Mitternacht dauert in der Regel der Tanz, die „Herrischen" freilich gehen schon früher weg, aber „um die is ja nit schad". Dagegen bleiben die Holzknechte und Sennerinnen gewöhnlich, bis sie der grauende Morgen zur Arbeit ruft. Dann, wenn's mit dem Tanzen „a bissel müssig" geht, rücken die einzelnen Tische zusammen, und bald beginnt jenes Singen und Johlen, in dem sich der wilde Uebermuth des bairischen Bergvolks am vollsten ausprägt. „Tragt mich die Bank noch, wo ihr schon droben hockts mit euren Todsünden?" ruft einer den Burschen zu, in deren Mitte er sich setzen will. „Oh mei, an Kerl, der nix werth is, tragt s' noch alleweil", erwidern die andern. Und dann erklingen Trutzlieder hüben und drüben, die einzelnen aber rücken enger zusammen und raunen sich flüsternd ins Ohr, denn auch der Bauer hat seine Mysterien. „Zwölfe hots g'schlogn, jetzt gehn ma hoam", so sprach ein alter knorriger Geselle, und da mir sein Rath allmählich zeitgemäß schien, so gingen wir gemeinsam von dannen. Noch etwa vier Stunden betrug der Weg nach Hause. „No, hat's Enk taugt auf'n Kirda?" frug ich den Alten, der raschen Schritts an meiner Seite dahinzog. „Ja, taugt hat's mi schon, aber so schön is halt doch nimmer jetzt wie dazumal, wo i dös erste mal da drin in der Klausen am Kirda tanzt hab." — „Und wie lang is dös her, daß du's noch so gern denkst?" — „Ja es is nit lang her, es wird so a 70, a 72 Jahrl sein; jetzt bin i 89, und dazumal bin i so a sechszehn, a siebzehni g'wen. Mit 'n Marschire geht's halt schlecht. Heut auf d' Nacht bin i eini, und jetzt geh i hoam; sind lumpige acht Stündl, und doch g'spür i's, daß i g'maschirt bin. Tanzt hab' i grad zwei oder dreimal, aber mein Gott, jetzt können s' ja nimmer tanzen, 's hat ja koaner koa Schneid' mehr." So sprach der Alte, als wir um 4 Uhr morgens nach Hause kamen. — Das sind die Gestalten vom „Kirda in der Kaiserklausen".

Gleich prächtig sind andere Schilderungen, wie die eines „Jahrmarkts im bairischen Hochland", der uralten Feier des „St.-Leonhardstags", der „Bittgänge im bairischen Hochland" u. s. w. Im höchsten Grade drollig sind die „Kunststudien aus dem bairischen Gebirge", d. h. die Schilderung, wie und in welcher Gestalt die Kunst der Malerei und Kleckserei mit ihrem enorm bildenden Einfluß in die abgelegenen Hütten der Hinterwäldler und Hochgebirgler dringt; ja selbst die Photographie sucht dort jetzt ihre Kunden:

Fast in jedem Dörflein taucht jetzt über Sommer ein Photograph auf und stellt seinen Zauberkasten unter dem Wirthshaus oder dem Schulhaus hin. Die stattliche Pfarrersköchin ist die erste, die Courage hat und sich aufnehmen läßt; dann kommt der schiefgewachsene Herr Registrator und der Kaminkehrer Franzl mit seiner Ziehharmonika. Welcher Effect, wenn nun am nächsten Sonntag diese drei unter Glas und Rahmen ausgestellt werden! Sofort findet sich ein Dutzend Nachahmer und die Breterbude des Photographen wird schier von den Kunden eingedrückt. . . . Freilich der Bauer ist zu ungelenk, zu eckig und unsicher; es wird ihm gleich unbehaglich vor der schwarz verhüllten Maschine, die aussieht wie das Diminutivum von einem Schaffot, obschon sie die Köpfe gemüthlicher abnimmt. Krampfhaft spreizt er die Arme und Beine auseinander, gleich als ob die Maschine einen unbewußten Angriff auf ihn vorhätte, aber während er so denkt, ist schon alles vorüber. Die gespreizten Arme und Beine sind indeß auf dem Porträt geblieben, und die Kameraden sagen: „Schaugt's den an, wie stolz daß er dasteht!"

Aber auf einem andern Gebiete der Kunst da sind auch diese Naturkinder Meister, und gerade eben in ihrer von keiner Cultur beleckten Natur sind sie's, im Singen und Jodeln und „Juchezen", das da von den Bergen klingt, daß es eine Lust ist. Und daß solches Klingen der einfachsten Musik vom großen Schlachtenlenker Moltke so freundlich honorirt wurde, als ihm anno 70 ein bairischer Componist einen Moltke-Marsch widmete und nach Frankreich hinein schickte, und daß Moltke mit einem eigenen Handschreiben den Künstler beehrte, das gönnen wir dem Wackern von Herzen. Vor allem ist dieses Bergvolk groß in den unnachahmlichen und unübertrefflichen „Schnadahüpfln", die aus Mund und Herz der Jugend als aus einem unerschöpflichen Quell aufsprudeln und hinausgejauchzt werden in die Berge. Das ist „die lautere Freude und Lustbarkeit", eine Lebensfrische, um die man den Charakter dieses Volks beneiden könnte. Jauchzend springt der Bursche in die Höhe, dem sein Mädel entgegenkommt, und singt:

I bin scho so lusti,
So steht's in koan Buch,
Und mir hupfen glei d' Füß auf
Von selm in die Schuch.
Und die sakrische Schneid' *)
Und die laßt wir koan Ruah,
Kunnt' die Hälfte verschenken
Und hätt' allweil no gnua.

Das Mädel aber erwidert ihm mit Lachen:

Und die richtigen Dirnd'ln
Die bußeln so gern,
Und wie mehra daß s' bußeln,
Wie schöner daß s' wern.

Denn die Mädchen in diesen frischen Bergen sind allezeit aufgelegt, lustig und schlagfertig, und das ist's gerade, was die Buaben bei ihnen anzieht, selbst mehr als hervorragende Schönheit. Ein Mädchen, das nicht so lustig „hinausgeben", das nicht so prächtig Schnadahüpfln improvisiren kann, das nicht energisch, frisch und heitern Sinnes ist, ist „ein Bild ohne Gnad" (d. h. wie ein Heiligenbild, das wol schön sein mag, aber keine Wunder zu wirken im Stande ist), und ein solches findet keine Gnade vor den Augen der derben Jungen.

Von hohem Interesse in diesen Aufsätzen ist besonders noch eine ausführliche Vertheidigung und Schilderung der bekannten Oberammergauer Passionsspiele.

Gegenüber dem Vorwurf rücksichtsloser und schrankenloser Aufklärung, den man oft unserer Zeit macht, wendet Stieler ein: „Unsere Zeit gerade ist es, die mehr als je die Spuren der Vergangenheit suchen und verstehen lernte, welche die Sitte der Väter ehrt und pflegt, statt vornehm darüber hinwegzublicken. In diesem Geiste wird auch das Oberammergauer Passionsspiel von den Tausenden betrachtet

*) Schneid' ist ebenso die fröhliche, lustige, übermüthige Sinnesart, wie die gesunde strotzende Körperkraft und die volle Gewandtheit, auf welcher jene erstere beruht; kurz das Uebersprudeln der leiblichen und seelischen Kräfte, das dem Bergler eignet.

und aufgefaßt, die aus allen Ländern herbeikommen, weß Sinnes und Glaubens sie auch sein mögen ... jeder fühlt leise den Zauber, daß hier ein letztes Stück von altem deutschen Leben vor uns liegt ... wo sich der Volksgeist noch in seiner alten Naturkraft regt, wo ein Volk aus dem Herzen handelt."

Stieler führt sodann ein höchst beachtenswerthes Urtheil Goethe's aus dem Jahre 1830 an, der diesem Spiel damals seine Bewunderung nicht versagte, der die Durchbildung der Gruppen vortrefflich fand und offen den „Verstand und Kunstsinn" anerkannte, womit das Ganze geordnet sei. Er schildert ferner den Strom der Wallfahrer, die zu dem Festspiel reisen, die mancherlei Abentener, die ihre Reise mit sich bringt, das ganze Bild, das Schauspieler wie Zuschauer darbieten; er urtheilt ruhig und nüchtern über die einzelnen Theile des Spiels und findet: „nicht alle derselben sind gleich werthvoll, manche erscheinen ein wenig überladen oder gar zu sehr stilisirt, aber im ganzen sind auch sie mit einem feinen künstlerischen Sinn gefaßt und zeigen neben großer Innigkeit der Empfindung eine merkwürdige Bewältigung der Massen".

Das letzte Geheimniß aber dieser unvergleichlichen Gesammtwirkung bleibt nach Stieler doch immer „der Stoff, der mit tiefer Gewalt an die ersten Eindrücke unserer Jugend sich wendet, der das Ergreifendste ist, was je auf Erden geschah, der selbst für den, welcher ohne Glauben kommt, das größte Moment in der Gestaltung der Geschichte darstellt ... dieser Eindruck aber wächst dadurch, daß er in so schlichten Händen ruht".

Nun schildert er die einzelnen Stücke, in denen das große Drama so würdig sich abspielt vor den Augen und Ohren des andächtigen, zur Andacht durch den überwältigenden Eindruck gezwungenen Zuschauers, und er rechnet dieses Schauspiel „zum merkwürdigsten, was uns die Wanderschaft in deutschen Landen bietet".

Auf diese großartig ernsten Bilder, die Stieler hier vor uns aufrollt, folgen dann in unserm Buche abwechselnd wieder lustige und komische, so die köstliche Schilderung der Freuden und Leiden, die man in einem bairischen Stellwagen durchleben kann und muß; und doch ist auch all das Derbe, das man hier zu sehen, zu hören, zu riechen und zu fühlen bekommt, für den, der die Volksseele erforschen will und ihr innerstes Wesen belauschen möchte, ein unerläßliches Stück; für den Leser wird es aber vom liebenswürdigen Schriftsteller verklärt und in der Hülle des schönsten Humors dargeboten.

Von anderm, was wir hier nicht angedeutet haben, und was den Leser ebenso ergötzen und anziehen muß, wie das, auf welches wir ihn in den vorstehenden Zeilen hingewiesen, wollen wir nichts weiter verrathen, sondern das eigene Genießen jedermann empfehlen.

Das einzige, was wir bei dem prächtigen Buche bedauern, ist das, daß es Stieler nicht vergönnt war, selbst mit den Früchten seiner bairischen Studien uns zu beschenken.

2. Neue Welschlandbilder und Historien. Von Woldemar Kaden. Leipzig, Elischer. 1886. Gr. 8. 6 M.

Allerlei Studien, Essays, Abhandlungen, da und dort schon erschienen und hinausgestreut in die Winde, will der Verfasser zu einem bunten Strauß gesammelt dem Leser bieten:

Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging, es zu finden.

Auch in diesem Buche, das in manchem dem vorhin besprochenen ähnlich ist — wie denn Kaden in ähnlicher Weise Italien zu seinem Studienfeld gemacht hat wie Stieler das bairische Gebirgsland —, findet sich des Interessanten genug. Der erste Theil führt uns an die Küsten Italiens, und da begleiten wir Kaden z. B. auf seinem Besuch in Monte-Carlo. Mit Schmerz und Entrüstung müssen wir einstimmen in die ernsten, scharfen Worte, mit denen Kaden seinen Anklagen gegen die Spielhölle Ausdruck gibt. Als der Gründer der Spielhölle im Jahre 1878 starb, hinterließ er ein Vermögen von 60 Millionen Francs. Und wie viel ist außerdem allen möglichen andern von der „sich mästenden nobeln Domestikenschar, die man Administration nennt", zugeflossen! Und woher? Tausende von ruinirten Existenzen, die Geld und Gut, dann die Ehre und endlich Leib und Leben hier verloren, haben die ungeheuern Reichthümer den Blutsaugern von der Spielbank zugeführt. Ein französischer Beobachter sagt: „Ich habe hier Männer gesehen, Männer in weißen Haaren, gekommen, dieses Weltwunder zu beschauen. Sie betraten die Spielsäle des Casinos mit Gleichgültigkeit, setzten «zum Spaß» ein paar Napoleons, nur um zu sehen, wie die Sache geht, eine Stunde danach machten sie Anleihen bei ihren Freunden, schickten sie Depeschen über Depeschen in alle Himmelsgegenden. Ich habe Damen gesehen, welche mich fragten: «Aber kann man wirklich hier eintreten?» Sie nahmen meinen Arm, um jene Säle mit dem Ausdruck höchster Indignation zu durchschreiten; und am Abend fand ich sie an jene Tische gefesselt zwischen einem fortgejagten Hoteldiener und einer Dirne, die um das Geld stritten und sich gegenseitig insultirten."

Welche Gegensätze zwischen der entzückenden Natur, die sich um das Casino herbreitet, und dem Menschentreiben im Innern desselben! Hier draußen ist der Himmel heiter, von milden Sternen durchglüht; die Decke des Saales ist vergoldet, aber das Gold ist falsch und getrübt durch Lampenrauch, durch den unreinen Athem der Menschen. Hier draußen weht der Duft eines ewigen Frühlings: Reseden, Magnolien, Lavendel und Rosen, eingeschlummert eine neben der andern, träumen unter dem Kusse des Schöpfers, dem frischen Thau der Nacht ... drinnen eine schwere, drückende Schwüle von Eau-de-Cologne, von Patchouli und glimmenden Cigarren, von Gasflammen und schwitzenden Menschenleibern. Draußen das Geräusch der Wellen, das Schweigen einer Natur, die sprechen möchte, das traumgeflüsterte Wort einer Natur, die schlafen will. Drinnen das lüsterne Klappern und Klirren von Gold- und Silberstücken und um das Gold her eine Handvoll menschlicher Fragmente, elende Trümmer der Hunderte im Meer des Lasters Gescheiterten, die um einen grünen Tisch her die letzten Funken eines müden und kranken, unter der

Asche versunkenen Lebens verbrauchen! Ja, grausamere Gegensätze vermögen die kühnsten Dichter nicht zu erfinden: draußen das Paradies, drinnen die Hölle!

Freilich ist das nicht die einzige Hölle, die auf dem Boden des schönen, gesegneten Italiens sich findet. Begleiten wir unsern Schriftsteller auf einer seiner Forschungsreisen in dem Häusergewimmel von Neapel, so lernen wir bald noch eine andere Art Hölle kennen:

In jeder großen Stadt gibt es ein Proletariat. Neapel aber übertrifft sie alle. Seine Armee des Elends zählt zwei Drittel seiner Bevölkerung, also mehr als 300000 Seelen! Dieser Armee des Elends sind bestimmte Kasernen angewiesen, das sind die sogenannten Quartieri bassi. Am dichtesten sitzen diese Unglücklichen in der verrufenen Section Mercato, wo Licht und Luft auch für schweres Geld nicht zu haben wären. Auf dem Raum eines Drittel Quadratkilometer wohnen 56000 Proletarier. Dieser Raum wird durchkreuzt, in der Weise wie Ratten und Mäuse ihre Gänge wühlen, von 147 „Straßen", von denen nur vier oder fünf diesen Namen verdienen, die übrigen sind „Vicoletti", meterbreite, schmuzig nasse, ungesunde, stinkende Gäßchen schrecklicher Art. Fast jedes Haus dieser Art ist ein „Fondaco", d. h. ein wüstes, mit tausend unterirdischen Kellerwohnungen und Wohnlöchern durchsetztes, ungetünchtes, nasses, dumpfes, Jahrhunderte altes Gebäude, das fast hermetisch gegen Luft und Sonne abgesperrt ist, eine Pesthöhle schlimmster Art, aber bewohnt von Hunderten von Proletarierfamilien, die hier für wenige Lire des Jahres hausen und seit Jahrhunderten ihren Koth und Schmuz in Höfen und Winkeln abgelagert haben. ... Die Gassen sind meist Sackgassen. Zutritt hat man durch eine Art Tunnel, einen Bogen, den das Volk Supportico nennt, der ihm als öffentliche Latrine dient, denn die Foudaei besitzen deren nicht, besitzen auch keine Kloaken. Hier stehen Sommer und Winter in den Löchern des Bodens schwarze stinkende Pfützen, über denen das Volk an Festtagen auf seinen Strohstühlen mit heraufgezogenen Beinen sitzt. Bei Regenwetter wird der Schmuz geradezu entsetzlich.

Welches Gesindel in diesen schauerlichen Höhlen und Höllen lebt, kann man sich wol denken. Kaden widmet eine lange Studie diesem interessanten Gegenstand. Wir wollen aber nicht bei den allertraurigsten dieser unglücklichen Geschöpfe, die uns seine Feder vorführt, verweilen, sondern ins humoristische Genre greifen, und hören, wie er einen dieser Schelme zu seiner Selbstrechtfertigung also reden läßt:

Ich bin das Opfer eines unglücklichen Zufalls geworden. Eines Tags lief ich, was ich laufen konnte, durch die Straße, und da wollte das verdammte Geschick, daß ein Knopf meiner Jacke sich verfing in der goldenen Kette eines Herrn, der seines Weges ging; ich merkte das nicht und lief weiter, und hinter mir drein kam die Kette und hinter der goldenen Kette auch die Uhr. Sie wissen ja, wie das mit den Uhren geht; wenn sie einmal im Laufen sind, stehen sie nicht mehr still. Ich aber wurde vor den Richter gestellt, dem ich die Geschichte von dem Knopf ganz offenherzig erzählte; aber die Richter, alles Leute von gutem Humor, begannen zu lachen und verurtheilten mich, 45 Tage im Schatten zu sitzen. Und wenn das wenigstens das Letzte gewesen wäre! Nach dieser Gewaltthätigkeit habe ich in wenig Jahren noch achtzehn andere herunterschlucken müssen. Sie nennen das Rückfälligkeiten, ich aber nenne es Gewaltthätigkeiten, denn sie berauben den freien Bürger seines kostbarsten Rechts, nämlich jenes, nicht ins Gefängniß zu gehen. Uebrigens habe ich, der ich auch die Zeitungen lese und jeden Tag aufs Schwurgericht gehe, um mich zu belehren und zu lernen mich zu vertheidigen, immer gesagt, daß es Unsinn ist, von Freiheit zu reden, solange es auf dieser Welt Gensdarmen und Polizeidiener gibt. Diese muß man durchaus abschaffen. Hat man einmal dieses Aergerniß beiseite geschafft, so, glauben Sie mir, wird auch jener Parteihaß und Bruderkrieg zwischen Spitzbuben und Biedermännern aufhören, der eine Schmach unserer Zeit und der Ruin Italiens ist.

Kaden führt uns unter anderm auch in die Küchen des italienischen Volks, und dieses interessante Kapitel möchten wir besonders unsern lesenden Damen zum Studium empfehlen; sie werden gewiß manches daraus lernen. Zwar nicht das Recept, aber doch ein großartiges Loblied der Nationalspeise Italiens, der berühmten Maccaroni, möge hier stehen:

Maccaroni! Ach wir armen, nüchternen, kalten, leidenschaftslosen Nordländer wissen gar nicht, mit welchem Schmelz der Stimme der Neapolitaner dies Götterwort ausspricht. Wie verklärt sein dunkles Auge leuchtet, wie seine Muskeln schwellen und jeder Nerv in ihm ein hundertfaches Echo empfindet. Und wie könnte es anders sein! Liegt doch schon im Namen Maccaroni die unbeschreibliche Seligkeit angedeutet, die sie jedem ihrer Verehrer so leicht und täglich bereiten. ... Gib dem elendsten neapolitanischen Bettler eine Kappe voll Maccaroni, und vergessen ist all sein Erdenjammer. Maccaroni, auf dem Sterbebett gereicht, entzücken den Halbtodten und rufen ihn noch einmal zurück ins Leben.

Und noch etwas aus diesem Kapitel, eine Lösung eines Räthsels, das wol schon manche beschäftigt hat. Was soll es bedeuten, wenn es im Schifferlied heißt: „Das Schiff streicht durch die Wellen! Fridolin!" Antwort: das Lied ist falsch übersetzt. Der Uebersetzer hat nicht gewußt, was er aus „Fidelin" machen solle, und hat ihm das ganz sinnlose Fridolin substituirt. „Fidelini" heißt aber eben eine feine Art Maccaroni. Die Schiffer begleiten ihr eintöniges Rudergeschäft oder sie rufen sich selber in ihrer Ermüdung neuen Muth und darum neue Kraft zu durch das Intoniren des melodischen Zauberworts Maccaroni oder seiner verwandten Worte, wie Fidelini; denn nach vollbrachter Arbeit erwartet sie dieses köstliche Gericht, und sie genießen es schon lange im voraus in der Sehnsucht des Singens, in der vom hungernden Magen angestachelten Phantasie.

In dem oben besprochenen Buche von Stieler hat uns der Beobachter des Volkslebens, wie erwähnt, auch die für Baiern so überaus charakteristischen Oberammergauer Passionsspiele vorgeführt. Kaden weiß aus seinen italienischen Beobachtungen von Aehnlichem zu berichten; und doch wie ganz anders sind diese religiösen Schauspiele in Italien! Dort in Baiern der ernsteste Gegenstand, vorgeführt mit künstlerischem Geschmack, in heiligem Ernst, in religiöser Stimmung und zur religiösen Erhebung; hier in Italien Stoffe aus der heiligen Geschichte ins Bizarre gezogen, in einer für ein feineres Gefühl ungenießbaren, ja fast frivol erscheinenden Weise dargestellt, und doch von einem in seiner Art gleichfalls frommen Publikum, das aber eben aus lauter „erwachsenen Kindern" besteht, mit einer ähnlichen Wirkung auf Gefühl und

Glauben aufgenommen und genossen wie dort in Baiern. Die Italiener sind zum Theil große Kinder, naiv neugierig und schaulustig wie diese und ebenso leicht zu befriedigen:

In dichten Scharen drängt sich das Volk vor einem Hause zusammen, aus den Seitengassen läuft es herbei, man streckt den Hals und starrt zur Höhe. Was ist geschehen? Ein Mord? ... Nein. Ein Kanarienvogel ist seinem Bauer entflohen! Ein Kanarienvogel: das ist ja interessanter als ein Mord! Wo ist er? Da — dort auf dem Balcon, wo die Rosen blühen! Seht nur, eben hat er sich den Schnabel gewetzt! Jetzt fliegt er auf den Balcon gegenüber! Wird man ihn kriegen? Diese Frage ist gar zu wichtig, und die Antwort muß abgewartet werden, wir haben Zeit. Ja, alle haben sie Zeit: der Padulano hält seinen mit Grünwaaren belasteten Esel an, der Carretiere seinen Karren, die Limonenverkäuferin setzt ihren Korb ab, der ambulante Wasserverkäufer lehnt sich geduldig an die Wand, die Schulkinder vergessen die Schulzeit, aber auch Herren und Damen finden die Sache des Anschauens werth und bleiben gern stehen. Conjecturen werden in Menge gemacht — was ist Afrika, was die täglich sich wiederholende Ministerkrisis gegen ein solches Ereigniß? Da! Der Vogel fliegt über die Dächer davon — ah! Addio! Man athmet auf, und wie im „Dornröschen", da die Entzauberung geschehen, nimmt jeder seine Beschäftigung genau da wieder auf, wo er sie gelassen. Aber die Nachbarinnen unterhalten sich noch lange über den ucciello scappato.

Wo und wie stillt ein solches Volk seine Schaulust, die so mächtig in ihm stecken muß? Begleiten wir unsern Führer auf einen solchen Schauplatz, wo das Mysterium „La nascita del verbo umanato" oder die Geburt Christi aufgeführt wird. Schon das Publikum, das zum Zuschauen beisammen ist, bietet ein besonderes Schauspiel. Aber gern hören wir das Zeugniß:

So armselig, so verkommen, ja wild dieses Volk aussah, Unanständiges oder Gemeinheiten, Zoten und Flegeleien wurden nicht laut. Man knabberte sein Spassatiempo, seine Kürbiskerne und Lupinen, die Weiber säugten ihre Kinder, und dabei erging man sich in ruhiger Unterhaltung.

Nun geht der Vorhang auf. Zuerst hat Puleinella das Wort, da gibt's drastische Witze genug. Dann treten Joseph und Maria auf; sie sind von der langen Reise ermüdet und suchen hier Herberge. Besonders Maria ist übel dran; ihr Zustand erweckt zahlreiche Ausrufe des Mitleids im andächtigen Publikum: „Povera madonna! Poverella! Non chiagnere! Gott wird dich trösten! O du Freude der Menschen, du!" Man wohnt noch dem Abendessen der beiden Reisenden bei und sieht, wie sie über ihren Lieblingsspeisen Streit bekommen. (!) Dann wird es Nacht; man sieht die Hirten auf dem Felde herumliegen und hört sie schnarchen. Eine Trompete ertönt. Die Hirten erwachen, hören gähnend die Verkündigung des Engels an und machen sich dann auf, „zu sehen die Geschichte, die da geschehen ist". Diese selbst geschieht in einer Grotte, aber der Vorhang ist herabgelassen. Man hört Aechzen und Stöhnen; endlich zeigt ein lauter Schrei die Erlösung an, die Musik beginnt einen feurigen Hymnus, der Vorhang geht auf und — da sitzt die Heilige auf einem hohen Stuhl und hält triumphirend einen tüchtigen Jungen aus Papiermaché auf der grünen Schürze. Das Publikum hält sich nun nicht länger, nun bricht der Beifallsjubel los und donnerndes Händeklatschen erschallt, vor dem sich die Madonna lächelnd neigt. Dann kommt die Anbetung der Könige, die Geschenke bringen, und da fehlt es nicht an schlechten Witzen, und diese werden kräftig belacht, „aber der hehren Stimmung that das keinen Eintrag". Endlich geht das Publikum, wohl erbaut, anständig auseinander.

Aehnlich gibt es Darstellungen der Kreuzabnahme, des heiligen Abendmahls u. s. w. Ein Lieblingsstoff des Volks ist auch die Opferung des Isaak, von welchem Drama sich Drucke schon aus dem Ende des 15. Jahrhunderts finden.

Und nun noch eins aus dem interessanten Buche! Ein Kapitel ist überschrieben „Pasquino und Marforio". Was ist das? Wir können uns denken, daß es mit der Preßfreiheit in frühern Zeiten im päpstlichen Rom sehr schlecht bestellt war:

Aber das päpstliche Rom hatte trotz aller pfäffischen Knechtung zwei feste Vertreter der Preßfreiheit, zwei Persönlichkeiten, die sich der Sache des Lichts mit unerschütterlicher Kühnheit annahmen, die stets unverrückt auf dem Platze waren, die, so oft man ihnen auch im wörtlichen Sinn ein Blatt vor den Mund klebte, sich im moralischen doch nie eins vor denselben nahmen und immer die vox populi repräsentirten.

Das sind die Vorgänger der Schulze und Müller, der Eisele und Beisele in den deutschen Witzblättern. Sie führen Discurse über politische Angelegenheiten. Jetzt, d. h. seit 1870, sind sie pensionirt, ihre Stellen sind durch wirkliche moderne Zeitungsredacteure besetzt. Aber wer waren Pasquino und Marforio?

Um 1500 lebte in Rom ein Schneider, Pasquino, dessen boshaftes Herz sich häufig in Witzen Luft machen mußte, dessen Witze allmählich in die Mode kamen und Pasquinaten genannt wurden. Als er gestorben, fand man einmal beim Straßenpflastern in der Nähe seiner Bude eine Statue ohne Nase, ohne Arme und Beine. Der Witz des Volks erkannte sofort — während die Kunstkenner nicht einig darüber werden konnten, wen die Statue vorstelle —, daß das der auferstandene Schneider Pasquino sei, und um dessen witzigen Geist lebendig zu erhalten und fortzupflanzen, hefteten ungenannte Witzbolde an die Brust dieser Pasquino-Statue allerhand Satiren und Epigramme, wie der verstorbene Schneider sie bei Lebzeiten häufig von sich gegeben hatte. „Weil aber Eines Mannes Rede keine Rede ist und der Dialog mehr interessirt als der Monolog, so mußte man sich nach dem zweiten umsehen, der mit Pasquino das politische Duett anstimme, und man fand Marforio." Das ist eine Kolossalstatue des Oceans, die man auf dem Foro di Marte (daher der Name Marforio) ausgegraben hatte und die noch heute auf dem Kapitol zu sehen ist.

Die berühmten Pasquinaten, die Satiren und Epigramme, welche der römische Volkswitz diesen stummen,

geduldigen Statuen aufgeklebt und so „in den Mund gelegt" hat, sind erst vor ganz kurzem in einer höchst humoristischen Sammlung herausgegeben worden, und Kaden theilt hieraus manche ergötzliche Probe mit. Viele der Witze und Satiren beziehen sich freilich auf jetzt völlig vergessene Persönlichkeiten und können zum Theil gar nicht mehr oder nicht mehr recht verstanden werden. Viele der Epigramme enthalten mehr plebejische, giftige, zum Theil gemeine Schmähungen, „giftige Angriffe, ausgeworfen von dem ohnmächtigen Zorn eines jahrhundertelang durch die schwerste und grausamste, durch die sacerdotale Tyrannei unterdrückten Volks". Aber viele sind auch noch sehr wohl verständlich, sind überaus witzig, geistreich und treffend, und haben vielfach die hervorragendsten und bekanntesten Gestalten oder Epochen der Geschichte Roms zum Gegenstand.

Da wird in der That nichts geschont, alles wird von diesem geheimnißvollen Volkswitz angegriffen. Am meisten hatten zu leiden die Päpste und „solche, die es werden wollten", die Cardinäle. Schlechte Päpste und moralisch zweifelhafte Kirchenfürsten boten ja Stoff genug für derartige Angriffe. Wir geben ein solches Wort als Probe. Nach dem Tode eines Papstes Alexander fragt Marforio: „Was hat Alexander in seinen letzten Augenblicken gesprochen?" Pasquino antwortet: „Sehr viel von sich, viel von seinen Verwandten, etwas von den Fürsten, Uebles von den Cardinälen, wenig von der Kirche, nichts von Gott." Weitere Pasquinaten möge der Leser in Kaden's Buch selbst nachlesen, wo noch höchst pikante und originelle Proben dieser aus dem innersten Herzen des Volks heraus geschöpften Epigrammatik in Menge zu finden sind.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Publicistische Schriften.

1. Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 2 M.

In der ganzen so verwickelten orientalischen Angelegenheit nimmt neben der bulgarischen Frage und dem serbisch-bulgarischen Streite, der ja nun glücklich beigelegt ist, immer noch die bosnische Angelegenheit und der Umgestaltungsproceß, wie er seit mehr als acht Jahren in Bosnien sich schrittweise vollzieht, unser reges Interesse in Anspruch. Graf Andrassy brachte Bosnien und die Herzegowina gleichsam als ein Geschenk der Mächte vom Berliner Congresse mit heim, indem er dort Oesterreich das Mandat ertheilen ließ, in jenen Ländern Ruhe zu schaffen. So erwünscht seinem Souverän und seinen Landsleuten im allgemeinen diese günstige Abrundung der Grenzen der Monarchie nach den Balkanländern hin war, eine mächtige Partei in Oesterreich und das gesammte politische Ungarn hätte doch am liebsten diese ganze Errungenschaft mit Protest zurückgewiesen. Indeß Andrassy blieb fest und Oesterreich bemächtigte sich in kurzer Zeit jener Gebiete. Dort wird es auch bleiben; denn so wenig der Sultan daran denken kann, angesichts des Liquidationsprocesses, in welchem die Türkei eigentlich jetzt schon sich befindet, die auf Bosnien und die Herzegowina österreichischerseits verwendeten, nunmehr etwa 300 Millionen Gulden betragenden Kosten zu bezahlen und die Oesterreicher aus dem Lande hinauszucomplimentiren, so wenig denkt jetzt ein vernünftiger Mensch in der Monarchie selbst mehr an ein Aufgeben jener neuen Provinzen.

Wie sieht es nun in jenen Ländern aus? Wenn man die officielle und officiöse Presse darüber hört, geht alles vorzüglich; bei dem letzten und jüngsten Besuche des Reichsfinanzministers widerhallte die österreichische und ungarische Presse von Lobeshymnen über die glänzende Zukunft, welcher Land und Volk unter dem jetzigen Regime entgegengehe.

Der Verfasser vorliegender Schrift, der selber seit Jahren in Serajewo lebt, ist anderer Ansicht; er weiß, und hofft daß es auch andere wissen, was man von solchen Preßstimmen zu halten hat; er weiß, daß die Sache in Wirklichkeit sich anders verhält, daß Andrassy's Nachfolger sein so trefflich eingeleitetes Werk nach allen Richtungen hin verpfuscht haben, daß das eigentliche Volk in seiner geistigen Entwickelung nicht vorwärts kommt, in seinem physischen Wohlbefinden unbestreitbar zurückgeht, daß die allseitige Verarmung immer allgemeiner und intensiver um sich greift.

Diese Wirklichkeit wahrheitsgemäß und unparteiisch, wenn auch mit Liebe und Vertrauen zu Land und Volk, darzustellen, wie er sie aus längern gründlichen und umfassenden Beobachtungen an Ort und Stelle kennen gelernt hat, dann aber aus derselben wohlbedacht und mit aller Umsicht Schlüsse auf die Gestaltungen der nächsten Zukunft zu ziehen, das setzt sich der ungenannte Verfasser hier zur Aufgabe. In einer nach Form wie Inhalt ausgezeichneten Darstellung kommt er dieser Aufgabe nach. Er bespricht zuerst die confessionellen Verhältnisse im Lande und zeigt, daß mit dem von der Regierung so oft betheuerten „obersten" und „Hauptgrundsatz" vollkommener Objectivität hier nicht auszukommen sei. Die Türken wissen ihr dafür keinen Dank; mit stoischer Ruhe, aber innerm Grimm nehmen sie alle derartigen Versicherungen auf. Sie haben nur den einen Gedanken: so bald als möglich verkaufen und nach dem geliebten Asien auswandern! Das ist auch das Gescheiteste, was sie thun können in ihrem wie in anderer Interesse. Mit den Serben, den Bekennern der griechisch-orientalischen Confession, läßt sich gleichfalls nicht viel anfangen. Sie sind intellectuell ungemein zurück; ebenso stehen sie in religiöser Beziehung auf einer überaus niedern Stufe. Von Evangelischen kann natürlich dort keine Rede sein. Also bleibt nur noch ent-

schiedenes Eintreten für die Katholiken, ohne daß man dabei den Andersgläubigen wehe thut. Die Errichtung von Bildungsstätten für Geistliche und Lehrer, die durch ihren steten unmittelbaren Verkehr mit dem Volke am meisten geeignet sind, rechte Bildung unter dem Volke zu pflanzen und zu pflegen und dasselbe sittlich und geistig zu heben, ist nothwendiges Erforderniß. Es fehlt aber offenbar der Regierung an einem klaren feststehenden Programm und an der Erkenntniß des richtigen anzustrebenden Ziels.

Ein zweiter Abschnitt behandelt die wirthschaftlichen Zustände Bosniens. Da wird zunächst constatirt, daß es wol kein zweites Land in Europa gebe, wo die Landwirthschaft bei so ganz außerordentlich günstigen Verhältnissen so allgemein und so gründlich vernachlässigt werde wie bis zur Stunde in Bosnien. In drastischen Schilderungen beweist der Verfasser diese seine Behauptung und zeiht so die Regierung auch in dieser Hinsicht des Unverstandes, der mangelnden Einsicht und der Verkennung der Pflichten, die sie dem Lande gegenüber habe.

Ein dritter Abschnitt handelt von dem ungarisch-österreichischen Regiment im Lande. Es ist das ewige Rücksichtnehmen auf die selbst so rücksichtslosen Ungarn, was die leitenden Kräfte zu halben oder ganz verkehrten Maßregeln verführt. Der Zwitterzustand, das Provisorium sollte einfach aufgegeben werden, damit jeder wüßte, woran er ist. Dann käme auch besseres Beamtenmaterial in die neuen Provinzen. Die Colonisationsversuche sind bisjetzt fast alle kläglich gescheitert, weil die Regierung die Colonisten nicht gehörig schützt und in unbegreiflicher Verblendung dieser Frage nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenkt.

So sind es denn viele wunde Punkte, die offen und ehrlich untersucht, geprüft und den maßgebenden Kreisen vorgehalten werden. Wir sind überzeugt, daß diese Mahnungen, die stets den Eindruck machen, daß ein warmer Freund seines Vaterlandes wie des bosnischen Volks sie ergehen läßt, dort nicht verhallen und unbeachtet bleiben werden. Ein auf dem Boden durchaus praktischer Anschauung stehender Mann, ein scharf und fein blickender Beobachter, ein trefflicher Zeichner von Culturzuständen begegnet uns Schritt für Schritt in der Person des Verfassers. In zehn beachtenswerthen Schlußbemerkungen faßt er noch einmal alle die einzelnen Thatsachen zu einem anschaulichen Bilde von den Zuständen und Verhältnissen des heutigen Bosniens kurz zusammen.

2. Politische Gedanken aus Lettland. Aus dem Lettischen übersetzt. Leipzig, O. Wigand. 1885. Gr. 8. 2 M.

Ueber die Baltischen Provinzen Rußlands sind in den letzten zwei Jahrzehnten zahlreiche Broschüren politischen Inhalts erschienen und zum Theil auch schon in d. Bl. besprochen worden. Auch gegenwärtig wieder richten sich viele Blicke in Deutschland hin zu unsern deutschen Stammesbrüdern, was kein Wunder ist, da ja ein Nothschrei nach dem andern von dort zu uns herübertönt, eine Klage nach der andern über rohe Vergewaltigung durch Rußland. Hierin erblickt man in der Regel den Kern der sogenannten baltischen Frage. Wer aber mit den baltischen Verhältnissen näher bekannt ist, der weiß, daß die Deutschen dort noch einen ganz andern Kampf zu kämpfen haben, ja daß vielmehr die wahre baltische Frage das Verhältniß des Deutschthums zum Lettenthum, resp. Estenthum betrifft. Wer hierüber sich noch nicht klar geworden sein sollte, der kann aus vorliegender Broschüre sich die nöthige Aufklärung holen. „Politische Gedanken aus Lettland", so betitelt sich dieser politische Tractat, der im vorigen Jahre bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig in lettischer Sprache erschienen ist. Wir wissen es dem Uebersetzer Dank, daß er denselben ins Deutsche übersetzt und so dem allgemeinen Verständniß zugänglich gemacht hat. Mehr als aus allen noch so objectiv gehaltenen Schilderungen und Darstellungen lernen wir ein Volk und einen Volksgeist, seine Bestrebungen und Ziele kennen aus den Geistesproducten des Volkes selber. Die Broschüre enthält sieben Abhandlungen historischen und politischen Inhalts: „Ueber die Französische Revolution"; „Ueber den englischen Aufstand im 17. Jahrhundert"; „Ueber Religionsunruhen"; „Ueber höhere Stände"; „Ueber die englische Aristokratie"; „Brot und Ehre" und „Aus Lettland".

Die ersten sechs Artikel geben uns ein Bild von der Entwickelung, welche die politische Denkweise der Letten genommen. Der letzte Artikel behandelt speciell die baltische Frage und veranschaulicht die Ziele und Bestrebungen der Letten. Wir begegnen in diesen Abhandlungen theilweise ganz eigenthümlichen Anschauungen und Darlegungen. Wie ein rother Faden zieht sich durch alle hindurch der Gedanke: jeder Bewegung von größerm Umfang in der Weltgeschichte, sei sie nun eine politische, sociale oder religiöse, liegt nichts anderes zu Grunde als der Kampf und Streit der untern Klassen und Stände mit den höhern. Worauf alle, gleichsam vorbereitenden Deductionen in den sechs ersten Artikeln abzielen, das wird im siebenten Haupt- und Schlußartikel klar: Die Letten haben lange genug zu den untern Ständen in den Baltischen Provinzen gehört, obwol sie die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung sind; nun regt sich auch bei ihnen der nationale Geist, der nicht blos Brot, sondern auch Ehre, Antheil am Regiment verlangt. Die Wissenschaftlichkeit ist ihnen jetzt nichts Fremdes mehr: davon geben ihre Geistesproducte Zeugniß. Das einzig Mögliche, wodurch unabsehbar heftigen socialen Stürmen in den Provinzen vorgebeugt werden kann, ist, daß das politische Uebergewicht in der localen Selbstverwaltung von den Deutschen auf die Letten übergehe. Mit einer Bestimmtheit und Klarheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, werden so die lettischen Bestrebungen und Forderungen aufgestellt.

Wir aber meinen, es wäre besser, die Letten würden sich auf friedlichem Wege mit den Deutschen, deren geistige Superiorität auch dort unverkennbar ist, verständigen angesichts der gemeinsamen Gefahr, die infolge des „großen,

einheitlichen russischen Staatsgedankens" schließlich ihnen beiden droht. Sonst dürfte die alte Geschichte sich nur zu bald wiederholen, daß die neun Zehntel Letten, wenn sie das eine Zehntel Deutsche in sich aufgenommen haben, selbst auch von einem noch Stärkern, der über sie kommt, verschlungen werden. Denn zum mindesten zweifelhaft erscheint uns einer der letzten Sätze des Verfassers: „Daher muß man mit Sicherheit hoffen, daß jene große russische Partei (die Slawophilen) mit den Bestrebungen der Letten sympathisiren wird." Vorläufig ja — aber was später?

3. Fürst Bismarck und der Antisemitismus. Wien, Engel. 1886. 8. 2 M.

Fürst Bismarck läßt den Kaiser in der bekannten Botschaft vom 17. November 1881, in welcher den deutschen Staatsbürgern die Absicht staatssocialistischer Reformen mitgetheilt wurde, sagen: „Für diese Fürsorge (für die Arbeiterklassen) die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht."

Diese Stelle wird nun von den Antisemiten ausgebeutet; sie behaupten, daß Bismarck einer ihrer Vorkämpfer geworden, Vorkämpfer von Leuten, „die im Gefühl ihrer Majorität über andere brave, fleißige Staatsbürger herfallen und sich mehr und mehr als eine staats- und menschenfeindliche Partei entpuppen". Die Vorwürfe, die man den Juden macht, sind unbewiesen, und die Arier — sie sind zum mindesten nicht besser als die Semiten. So argumentirt der Verfasser vorliegender Broschüre.

Im weitern Verlauf seiner Auseinandersetzungen kommt der anonyme Verfasser auf andere „Kämpfer", einen Wagner, Zöllner, Dühring, Hartmann, zu sprechen, und schlägt sich nun mit diesen, indem er besonders bezeichnende Stellen aus ihren Veröffentlichungen citirt und bestreitet, ziemlich erbittert herum. Schließlich ergibt sich ihm das Resultat: es gibt keine Judenfrage, so wenig es eine Polen-, Elsässer-, Masuren- oder Kassubenfrage gibt; es gibt nur eine Antisemitenfrage. Nun, so mag er von seinem Standpunkte aus urtheilen; er wird aber wol gestatten müssen, daß andere Leute anderer Ansicht sind. Die Erregung, in der das ganze Schriftchen geschrieben, ist eine hochgradige und läßt wol auch den Verfasser entweder die Dinge in zu schwarzem Lichte erblicken oder gar zu Schlußfolgerungen kommen, bei denen einer, der sie mit ruhigem Blute liest, nur bedenklich den Kopf schütteln kann. Damit, daß jene Stelle in die kaiserliche Botschaft aufgenommen wurde, in der andere vernünftige Menschenkinder nichts anderes erblicken als den spontanen Ausfluß eines tiefen religiösen Gemüths, ist Bismarck sicher nicht unter die Antisemiten gegangen. Wie kann man ihn für alle Auswüchse des Volkslebens, für alle möglichen Uebelstände deshalb verantwortlich machen wollen? Wir geben in dieser Hinsicht nur noch eine Probe, und an dieser werden unsere Leser genug haben:

Die allgemeine gesellschaftliche Gesittung ist ganz besonders in letzter Zeit nur dadurch (wenigstens in Deutschland und Oesterrrich-Ungarn) so rasch gesunken, daß der Antisemitismus an Intensität zunahm; es hat sich seither eine Verrohung und Verwilderung der Sitten, des Umgangs, der Art, Menschen zu beurtheilen und zu agitiren, entwickelt, wie sie im Verhältniß zur sonstigen gleichzeitigen Cultur in der Geschichte niemals, selbst nicht in der Renaissancezeit, so allgemein vorhanden gewesen war. Und dies alles infolge der Erstarkung jener verwerflichen Bewegung, und diese Erstarkung infolge dessen — weil die deutsche Reichsregierung beziehungsweise Fürst Bismarck die „socialistische Strömung" auf den „antisemitischen Draht" leiten wollte und noch immer leiten will, und weil sie, wie sowol Antisemiten als andere es annehmen, in jener Stelle der Thronrede und dem, was ihr sonst folgte, gewissermaßen durch die Blume nicht allein ein christliches, sondern ganz besonders ein antisemitisches deutsches Kaiserthum zu proclamiren beabsichtigte.

4. Mitregenten und Fremde Hände in Deutschland. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. 8. 60 Pf.

Der Verfasser dieser kleinen Broschüre ist sehr ungehalten darüber, daß trotz der Jahre 1870—71 die Zeit der Beeinflussung von außen in Deutschland noch nicht vorüber sei. Ja die Art und Weise, wie die fremden Einflüsse in Deutschland seit Jahrzehnten sich geltend machen, sei so merkwürdig und mannichfaltig, daß sie eine Art von naturhistorischer Beschreibung verdiene. Oft schon habe sich gezeigt, daß das, was man den politischen Einfluß, das politische Uebergewicht zu nennen pflegte, nichts anderes war als eine eigenthümliche Combination von menschlichen und Familienbeziehungen, welche auf das Staatswesen ihre gewaltige Rückwirkung ausübten.

Er ist insbesondere auf die Frauen nicht gut zu sprechen. Où est la femme? ist auch seine Frage, wenn er politisches Unheil wittert oder kommen sieht. Nachdem er den russischen Einfluß geschildert, der bis vor etwa dreißig Jahren in Deutschland so mächtig gewesen sei, nachdem er die Thätigkeit der vier berühmten Schwestern des bairischen Hauses und ihre vielgepriesenen Verdienste in der Concordatspolitik beschrieben, und auf die Intriguen der Kaiserin Eugenie hingewiesen, kommt er nun in der eingehendsten Weise auf die englische Politik und die Königin Victoria zu sprechen. Den Engländern und ihrer Königin traut er gar nichts Gutes zu; überall haben sie ihre Agenten, überall die Hand im Spiele. Gegen diese Beeinflussung von seiten Englands sollte sich das ganze deutsche Volk erheben, wie es dies seinerzeit Rußland gegenüber so erfolgreich gethan.

Es ist nicht recht abzusehen, welchen Zweck und Erfolg das Schriftchen haben soll. Wol wünscht jeder Patriot, daß Deutschland Herr im eigenen Hause sei und bleibe. Aber wir glauben, wir sind das jetzt auch. Der Mann, der an der Spitze unsers Reichs steht, bürgt uns dafür und wacht darüber. Das hat er in so manchen Conflicten mit England in Sachen der Colonialpolitik in den letzten Zeiten bewiesen. Derlei Aufforderungen, das Volk solle sich gegen den englischen Einfluß erheben, sind schnell ausgesprochen. Aber mancher, der sie leichthin ausspricht,

würde, wenn der, in dessen Hand die Fäden deutscher Politik zusammenlaufen, ihm einen Einblick in das politische Getriebe gewähren würde, davon wieder abstehen und derlei Sorgen eben jener bewährten Hand getrost überlassen.

5. Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte. Von Karl Biedermann. Eine Ergänzung zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte". Erster Band: 1812—1849. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 5 M.

Wie der Titel sagt, soll dies ansprechende Buch des in einer langen Reihe von Jahren erprobten Vorkämpfers der liberalen und nationalen Partei in Deutschland eine Art von Ergänzung bilden zu seinen „Dreißig Jahren deutscher Geschichte 1840—70" (Breslau, Schottländer, 1881—82; 2. Aufl. 1883). Was in letzterm Werke nur streng objectiv geschichtlich dargestellt werden konnte, soll hier theilweise eine weitere Ausführung, Vervollständigung oder Erklärung erhalten durch Eingehen auf manche mehr persönliche und intime Seiten der betreffenden Zeitereignisse.

Der vorliegende erste Band geht bis zum Frühjahr 1849 bis zur Auflösung des Frankfurter Parlaments und zum Scheitern der auf dasselbe gesetzten Hoffnungen. Der zweite, der noch vor Ostern 1886 erscheinen soll, wird dann bis zur Gegenwart reichen.

In einundzwanzig Kapiteln führt Biedermann in vortrefflichen Schilderungen uns seine Jugendzeit, seinen Eintritt in die publicistische Laufbahn, seine Kämpfe um die Sache der Freiheit, seine Betheiligung an allerhand Tagesfragen, sein Heraustreten in die Oeffentlichkeit, die Märzbewegung von 1848, seine Betheiligung am Vorparlament und am Parlament vors Auge. Es sind überaus anschauliche Schilderungen, die uns da geboten werden, wie sie nur ein Augenzeuge, der diese Sturm- und Drangzeit selbst miterlebt und durchgemacht hat, von derselben geben konnte. Hier bekommt das Geschlecht von heutzutage eigentlich erst einen rechten Einblick in jene sturmbewegten Tage. Wir können das frisch und anmuthig geschriebene Buch, das immer zum Weiterlesen anregt, nur bestens empfehlen.

6. Geschichte des Elsasses. Von Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer. Dritte verbesserte Auflage. Mit einem Bildnisse Jakob Sturm's von William Unger. Berlin, Weidmann. 1886. Gr. 8. 7 M.

Das Lob, das wir dem zuletzt besprochenen Buche spendeten, können wir nach bester Ueberzeugung und mit wärmster Empfehlung auch auf die „Geschichte des Elsasses" ausdehnen, die nun in dritter Auflage vor uns liegt. In schöner, eleganter Sprache und fließender Darstellung wird uns hier eine alle Seiten des Volkslebens berücksichtigende, auf streng wissenschaftliche Forschungen sich gründende Geschichte unserer wiedergewonnenen deutschen Provinzen geboten, an der man nur seine Freude haben kann. Wir wüßten nichts namhaft zu machen, was wir in dieser Darstellung der Geschichte des Elsasses von Cäsar's Zeiten an bis zu seiner Wiedervereinigung mit Deutschland vermissen, und schwer haben die gelehrten Herren Verfasser es uns gemacht zu sagen, welchem der vierundzwanzig Kapitel, die das Buch umfaßt, wir die Palme zuerkennen sollen. Die angestammte Art und Tüchtigkeit, überhaupt die ganze Eigenthümlichkeit unsers Bruderstammes jenseit des Rheins ist allenthalben ins helle Licht gesetzt. Wenn ein Buch, so ist dieses geeignet, den Elsässern, dem Wunsche der Verfasser entsprechend, die Liebe ihrer neuen Landsleute zu gewinnen und zu erhalten und so in seinem Theile zur Wiederverschmelzung der alten und der jüngsten Deutschen beizutragen. Möge es links wie rechts des Rheins recht viele Leser finden; es wird keiner ohne sehr hohe Befriedigung dasselbe aus der Hand legen.

Als Anhang sind werthvolle Anmerkungen und Zusätze, die Quellenliteratur betreffend, sowie ein praktisches Register beigegeben. Friedrich Henninger.

Zur Geschichte der altdeutschen Poesie.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Geschichte der altdeutschen Dichtung von Ferdinand Khull. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1886. 8. 16 M.

Khull führt uns zu den Gedichten von Dietrich von Bern. Auch „Alphart's Tod" wird nach Klee's Uebersetzung gegeben:

Alphart, der junge Degen,
Gab Wittig einen Schlag,
Daß er auf grüner Heide
Ihm vor den Füßen lag.
Da schwang der grimme Heime
Sein Schwert von Zorn entbrannt;
Da hielt die schwache Leiste
Dem schweren Hiebe nicht mehr Stand.

Ach, wie er durch den Schleier
Des Blutes traurig sah!
Da war dem jungen Recken
Die letzte Stunde nah:
Die beiden liefen wüthend
Ihn an mit Schwert und Schild
Und warfen ihn darnieder,
Den wunden Mann auf das Gefild.

Nun lag er bleich und müde
Von unerhörter Wehr,
Des Kampfes auf der Warte
Konnt' er nicht pflegen mehr.
Da sprang der schlimme Wittig
Noch einmal auf ihn ein,

Wo Alphart's Panzer klaffte,
Da stieß er tief sein Schwert hinein.

Man gelangt nun in „Luarins Rosengarten". Wohl schwebt über dem Liede ein Rosenhauch der Paradiese Merans. Aber wie machtlos erweist sich doch diese Spielmannskunst jenen zauberschönen Landschaften gegenüber!

In Blüte standen auf dem Rain
Manch helle bunte Blümelein
Von jeder Farbe, jeder Art,
Die dufteten gar süß und zart.
Von allen Vögeln in der Welt
Erklang Gesang auf diesem Feld.
Ein Wunder wurde offenbart:
Sie sangen da von jeder Art
(Man hörte wohl sie singen
Und süße Töne klingen),
Lieblich durcheinander klang
Ueberall der Vöglein Sang;
Mancherlei Gethiere viel
Trieben friedlich da ihr Spiel,
Vertraulich zahm sie waren
Hierher gewöhnt seit Jahren.

Die Uebersetzung ist von Büchmann und Hesse. Den schlummernden Schatz der Sage zu heben, ist dem Spielmannslied nicht gelungen. Aber das moderne literarische Tirol ist beflissen, das Schloß der Zwerge wieder aufzubauen. Die Versuche, die ich in Meran beobachtete, lassen freilich wenig hoffen.

Weiter führt der Weg in die höfische Dichtung. Der Stern Hartmann's von Aue erhebt sich. Wir gedenken mit pietätvoller Dankbarkeit der Verdienste Fedor Bech's um den Dichter (Brockhaus' „Classiker des Mittelalters"). Die Uebersetzungen, die herangezogen werden (es ist störend, daß man die Namen der Uebersetzer erst immer im Vorwort aufsuchen muß), sind die von Fistes (Erek), von Koch (Iwein) und Wolzogen (Armer Heinrich). Die Feinheit und Glätte der Originale verliert sich in allen dreien, und sie schauen uns aus dem Rahmen der modernisirten Formen an wie verblaßte Bilder vergangener, längst begrabener Schönheit.

Durch die sonnigen Gärten dieser classischen Epik unsers Mittelalters ist Scherer ein überall heimischer, berufener Führer, und alle ihm zu Gebote stehende Sprachkunst setzt er ein, die glänzende Epoche widerzuspiegeln in ihrem Glanz. Und nirgends wird hypostasirt. Im Gegentheil, die Scherer'sche Rhetorik contrastirt Licht und Dunkel mitunter früher, als nöthig scheint. So wird Hartmann bereits als Höhe bezeichnet und Gottfried als Uebertreibung, d. h. Niedergang. Das historische Verhältniß ist dahin zu corrigiren, daß Hartmann die Vorstufe, Gottfried den Culminationspunkt bezeichnet. Wo nahezu Byron'sche Glut von Anfang bis zum Ende lodert und überall Byron'scher Farbenschmelz brillirt, da verspürt Scherer ein „Element der Kälte in dem empfindungsvollen Stoff" und redet von „frostigen Einfällen", wie denn überhaupt Arabeskenhaftes und Accidentielles zu häufig als Wesen und als das Ding an sich aufgefaßt erscheint. Es versteht sich, daß Khull den „Tristan" nach W. Hertz' ausgezeichneter Erneuerung citirt. Wie unbestritten dieselbe auf dem ganzen so sandigen wie reizlosen Gebiete unserer Uebersetzungen der altdeutschen Dichtungen den ersten Rang behauptet, belege folgender Passus:

Waldeinwärts von dem Felsenbau
Lag eine grüne Wiesenau;
Da floß ein frischer, klarer Quell,
Durchleuchtend klar und sonnenhell.
Diesen hielten überdacht
Drei Linden, die mit voller Pracht
Die Aeste schirmend ausgespannt
Vor Regen und vor Sonnenbrand.
Bunte Blumen, grünes Gras,
Wie sich eins am andern maß
Auf dieser lichten Stätte!
Sie glänzten um die Wette
Einander an in holdem Streit.
Auch fand man da zu seiner Zeit
Der Sommervögel süß Getön,
Und dies Getöne war so schön
Und schöner dort als irgendwo.
Aug' und Ohren hatten so
Weid' und Wonne beide:
Die Augen ihre Weide,
Die Ohren ihre Wonne.
Die Lüfte und die Winde,
Die waren sanft und linde.
Und rings in tiefer Einsamkeit,
Wol eine Tagereise weit,
War alles öde, wüst und wild,
Nur kahle Felsen, kein Gefild;
Wie weit das Auge mochte spähn,
Nicht Weg noch Steg war hier zu sehn.
Hier mag der Fürwitz manchen plagen,
Daß er mich wird verwundert fragen,
Wie sich die zwei Gefährten
In dieser Wüste nährten.
Dem bin ich gleich zu Willen,
Den Fürwitz ihm zu stillen:
Die beiden sahn einander an,
Und davon lebten Weib und Mann.
Die Ernte, die das Auge trug,
Bot ihnen Speis' und Trank genug;
Da schlürften alle Sinne
Nur hohen Muth und Minne.

Für den „Pareival" wählt Khull die reimlose Uebersetzung Böttticher's, und so zeigt denn allerdings die Wolfram'sche Dichtung ein kläglich verzerrtes Gesicht. Auch hier vergleiche man und belege sich das Urtheil selbst:

Da trat in den Saal
Der lichtgestalte Parcival
Und ward gar wohl empfangen
Von dem, der ihn dahin gesandt.
Er ließ ihn da nicht länger stehn
Und bat ihn, näher doch zu treten
Und nah bei ihm zu sitzen.
Um Siechthums willen hatt' der Wirth
Groß Feuer stets und warme Kleider.
Weit und lang von Zobel,
So mußte außen sein und innen

Der Pelz mitsammt dem Mantel drüber.
Er trug auch eine Kappe
Mit Zobel beiderseits gefaßt,
Den man theuer schätzen mußte;
Ringsum sah man oben drauf
Borten von Arabien laufen
Und in der Mitte einen Kopf,
Das war ein leuchtender Rubin.
Mancher schmucke Rittersmann
Saß da, als nun Jammer einzog.
Ein Knappe sprang zur Thür herein,
Der trug eine Lanze,
Das schuf den Leuten Trauern.
Von dem Eisen löst' sich Blut
Und lief am Schaft bis auf die Hand
Und ward vom Aermel aufgenommen.
Da ward geweint und laut geschrien
In dem weiten Saale.

Für „Walther von der Vogelweide" nennt Scherer die Uebersetzungen von Simrock, Koch, Weiske, Pannier. Khull indeß legt seiner Vorführung der Walther'schen Poesie meine Nachdichtung zu Grunde. Schulbücher sind ihm hierin vorangegangen. Für das ganze weite Gebiet des Minnesangs blieb der Herausgeber auf Pannier's „Minnesänger" (Leipzig 1881) angewiesen, die ich seinerzeit im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie" besprochen habe. Um so mehr wundert es mich, daß Khull Absurditäten, wie ich sie dort zurückgewiesen habe, von neuem in Scene führt. Ein Klang dieser Pannier'schen Zauberflöte möge auch hier sein Echo finden. Man vergleiche:

Des Minnesangs Frühling.

Swenne ich stân aleine
in mînem hemede,
Und ich gedenke ane dich,
ritter edele,
so erblüejet sich mîn varwe,
als rôse an dorne tuot,
und gewinnet mir das herze
vil manegen trûrigen muot.

Panniers „Minnesänger".

Wenn ich steh' alleine
Im Nachtgewande
Und sehnend dein gedenke,
Du Mann von Stande (!),
So erblühet meine Farbe,
Wie die Ros' am Dorne thut,
Und überkömmt mein Herze
Gar schmerzlich banger Muth.

Das Lied bildet übrigens in seiner Naivetät ein Pendant zu Walther's bekanntem Gedicht „Unterm Lindenbaum". Es ist einzig an Naivetät, Grazie, Schalkhaftigkeit, sagt Scherer; aber er fügt hinzu: „Und man wäre geneigt, es für das schönste Lied des ganzen Minnesangs zu erklären, so voll von Leben und überraschendem Reichthum ist es, wenn nicht die Grundvoraussetzung eine conventionelle wäre: denn ein Mädchen so beschaffen, wie dieses gedacht ist, wird ein solches Erlebniß überhaupt nicht oder nicht so erzählen." Ganz gewiß nicht, so wenig Julia in Gesellschaft seufzen wird:

Komm, holde liebevolle Nacht, komm, gib
Mir meinen Romeo!

Aber ein Mädchen, wie es Walther vor Augen hat, wird in naiver Unschuld gern in Gedanken und Träumen bei einer Scene wie der unter der Linde erlebten verweilen. Man muß sich das Mädchen vorstellen in menschenferner Einsamkeit, vielleicht auf stillem Waldpfad, das Lied vor sich hinträllernd. Walther wird allerdings nicht an die Möglichkeit gedacht haben, daß jemand auf den Einfall kommen könnte, als habe er es sich so gedacht, daß sie das Lied am Flügel vortrage. Hätte Scherer recht, so würde allerdings Walther in seinem schönsten Liede den schwersten künstlerischen Fehler gemacht haben, der ihm nachgewiesen werden kann. Freilich haben wir umsonst nach einer Wiederkehr des Motivs in der Folgezeit gesucht, wenn man nicht Goedeke's „Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert" (2. Aufl. Leipzig 1881) zur Vergleichung heranziehen will:

Der erste der that mir winken,
Der andre mein gedenken,
Der drit der trat mir auf den fuß,
Der viert bot mir ein freundlichen gruß,
Der fünft bot mir das fingerlein,
Der sechst der muß mein eigen sein,
Der siebent bot mir das rote gold,
Der acht was mir von herzen hold,
Der nennt lag mir an meinem arm —

wo allerdings das neunte Erlebniß der erfahrenen Maid an das der Walther'schen anklingt und die Mittheilsamkeit die gleiche ist.

Doch es sei genug. Man folge Khull an Scherer's Hand dann weiter. Trotz meiner Ausstellungen denke ich hoch von dem Werke des letztern. Man lasse sich nicht durch den akademischen Hauch, der dem Leser hier und dort entgegenweht, beirren. Man lerne das Buch lesen, und es werden Genüsse hoher und edelster Natur reichlich lohnen. Es hat meisterliche Partien; es schöpft überall aus eigenem Brunnen; es spiegelt selbständig wider, oft in brillanter Beleuchtung; ob mehrfach mit unsern Anschauungen und Ueberzeugungen auseinandergehend und zu eng im Bann seiner Schule befangen — je nun, niemand springt über seinen eigenen Schatten, so virtuos man über denjenigen anderer springen mag.

Was Khull's Werk angeht, so sind wir ihm dankbar; aber wünschen ihm eine schärfere Kritik seinem Gewährsmann gegenüber und sorgfältigere Schulung seines Auges für die in Frage kommende Uebersetzungsliteratur. Arbeiten wie die seine, besonders wenn sie etwas selbständiger auftreten, können nur willkommen sein in Zeiten, wo man die mittelhochdeutsche Sprache aus den Gymnasien verbannt. Es ist recht so. Man gebe dem Abiturienten statt ihrer lieber den Vollbesitz einer lebenden Sprache mit in das Leben hinaus. Man ersetze das Mittelhochdeutsche durch das Englische, und man wird die Realschulen wieder

zuschließen dürfen. Die Kenntniß der altdeutschen Werke (mit subtiler Auslese) muß durch Uebersetzungen vermittelt werden, welche eine geraume Zeit hindurch von der Germanistik selbst perhorrescirt wurden. So kam es denn, daß Scheffel im Vorwort zu seinem „Ekkehard" zu jenem Spott das Recht fand: „Ein Schwarm fröhlicher Maulwürfe hat den Boden des Mittelalters nach allen Richtungen durchwühlt und in fleißiger Bergmannsarbeit eine solche Masse alten Stoffs zu Tage gefördert, daß die Sammelnden oft selbst darob erstaunten: eine ganze, schöne, in sich abgeschlossene Literatur . . . Und doch ist es all der guten auf diese Bestrebungen gerichteten Kraft kaum gelungen, die Freude am geschichtlichen Verständniß auch in weitere Kreise zu tragen; die zahllosen Bände stehen ruhig auf den Bretern unserer Bibliotheken, da und dort hat sich schon wieder gedeihliches Spinnweb angesetzt, und der Staub, der mitleidlos alles bedeckende, ist auch nicht ausgeblieben, sodaß der Gedanke nicht zu den undenkbaren gehört, die ganze altdeutsche Herrlichkeit, kaum erst ans Tageslicht zurückbeschworen, möchte eines Morgens, wenn der Hahn kräht, wieder versunken sein."

Dem „Treiben und der Methode" der Germanistik selbst, in ihrer hier und dort abstoßend selbstgefälligen Abgeschlossenheit (der Germanist Müllenhoff schrieb z. B. jezuweilen noch lateinisch!) gibt der Dichter die Schuld an der Misère. Er selbst und Wilhelm Hertz haben dann einen Pfad der Vermittelung zwischen altdeutscher Literatur und weitern Kreisen eingeschlagen, der schnell und glänzend zu andern Resultaten führte als die schwächlichen Nachdichtungen Simrock's.

Wir wünschen, daß unsere jungen Dichter sich diese beiden Vorbilder zum Muster nehmen und sich lieber um die Neubelebung unserer Sagenwelt und der schönsten Schöpfungen unserer alten Poesie verdient machen, als daß sie, kaum der Doctorprüfung entronnen, „realistische Novellen" schreiben.

Adalbert Schroeter.

Zur ägyptischen Alterthumskunde.

Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum, geschildert von A. Erman. Erste bis achte Lieferung. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. Tübingen, Laupp. 1885. Lex.-8. 8 M.

Wenn es in jeder Wissenschaft nicht blos darauf ankommt, was, sondern auch von wem es geschrieben wird — wenigstens ist es so Sitte, obschon die beiden Fragen durchaus nicht in nothwendigem Zusammenhang stehen —, so drängt sich die letztere stets in den Vordergrund, wenn es sich um esoterische Gebiete des Wissens handelt, d. h. um solche, die nur von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Gelehrten angebaut und gepflegt werden. Zu diesen Gebieten gehört heute noch die Aegyptologie (ägyptische Alterthumskunde) — heute noch, sagen wir, obschon nicht in dem Grade wie vor funfzig Jahren, wo die Gelehrten, die der „heiligen Weisheit" jenes räthselhaften Volks auf die Spur zu kommen suchten, selber wie halbe Heilige angestaunt wurden. Jetzt zwar umgibt sie dieser Nimbus nicht mehr: die Sprache ist erschlossen, Land und Leute haben ihren Schleier gelüftet, und gleichwol ist das Häuflein der Aegyptologen, verglichen mit dem Heerbann der Orientalisten, noch klein, aber darum nicht unansehnlich: man kennt und anerkennt die Elite, die es bildet, es zählt erlauchte und erlauchteste Namen. Einer der letztern ist vor kurzem aus dem Leben geschieden: Richard Lepsius (wir haben jüngst in d. Bl. sein von einem Fachmann gezeichnetes Lebensbild besprochen); er war der akademische Vorgänger des Mannes, der das uns vorliegende Buch geschrieben hat: A. Erman's. Ungefähr gleichzeitig mit diesem ist, ebenfalls über Aegypten, ein anderes Werk eines bekannten und vielgenannten Fachgenossen, G. Ebers, erschienen mit dem Titel: „Cicerone durch das alte und neue Aegypten", auf das wir demnächst zurückkommen werden. Der Inhalt beider Werke deckt sich in einzelnen Partien, aber Plan und Zweck sind doch bei beiden, wie schon die Titel beweisen, verschieden. Erman hat jedenfalls nicht blos ein Publikum von Gebildeten, sondern auch seine speciellen Fachgenossen im Auge gehabt: anders wüßten wir uns die Literaturangaben unter dem Text, die in ihren Abbreviaturen absolut nur Fachleuten und Eingeweihten verständlich sind, nicht zu erklären, auch nicht zu rechtfertigen. Dagegen ist es ganz begreiflich, daß auch Aegyptologen sich interessiren für ein Werk, das auf den besten und neuesten Specialforschungen beruht; die leidige und fabrikmäßige Ueberproduction ist für den Artikel „Aegypten" noch nicht eingetreten. Ein solches Werk sollte von Rechts wegen nur von Fachgenossen besprochen, kann jedenfalls auf seinen rein wissenschaftlichen Werth nur von solchen geprüft werden; indessen gibt es doch auch, besonders an einem nicht ausschließlich für Gelehrte geschriebenen Werk, gewisse Seiten und Partien, gleichsam Charakterzüge, die auch dem Urtheil des Laien erschlossen sind; so, was die Alten den „Color" eines Werks nennen. Nun hat die Fähigkeit, gemeinverständlich zu schreiben, unter den gelehrten Kreisen gegen früher merklich, und zwar quantitativ wie qualitativ, zugenommen; man verlangt es eben, und siehe da, es geht! Merkwürdig, gerade die größten Gelehrten sind Virtuosen des schönen und klaren Stils geworden; aber Allgemeingut der Gelehrten ist diese Eigenschaft darum noch lange nicht. Uns scheint nun, Erman habe den Fehler, allzu gelehrt, d. h. abstrus und sublim, zu schreiben, glücklich vermieden, ohne doch zu tief herabzusteigen und seine Ausdrucksweise auch dem halb- oder gar nicht gebildeten Leser anzubequemen. Die nöthige

Klarheit hat der Referent nur in Einem Punkte vermißt, wo andere Leser vielleicht glücklicher und findiger sein werden: nämlich in der Beschreibung des ägyptischen Wohnhauses.

Bei den verschiedenen graphischen Bildern, die dem Text beigegeben sind, hat der Verfasser es leider unterlassen, hier und dort genau anzugeben, auf welches Bild sich seine Schilderung bezieht; man muß es errathen, und das ist, abgesehen davon, daß man dagegen sollte geschützt sein, gar nicht so leicht. Bei der von dem Verfasser mit Recht hervorgehobenen Eigenthümlichkeit der Aegypter, ihre Zeichnungen nicht perspectivisch zu entwerfen, sondern auch die Seitenflächen in die Face zu stellen, hintere Räume, die mit den vordern in der gleichen Horizontale liegen, schlankweg über die vordern zu zeichnen u. a., sollte Stück für Stück auf das genaueste durchgegangen und besprochen werden, damit nach und nach die richtige stereometrische Anschauung sich bilde. In andern Kapiteln ist die einfache klare Darstellung wohlthuend. Eine „gewisse Herbe des Urtheils", welche man, allerdings als Vorzug, darin entdecken wollte, ist dem Referenten nirgends aufgefallen; daß man Ungeheuerlichkeiten und Geschmacksverirrungen, sei es bei den alten Aegyptern, sei es bei modernen europäischen Typen, mit dem richtigen Namen und nicht „durch die Blume" bezeichne, kann doch nicht als „herb" gelten; das Gegentheil (will sagen Süßholzraspeln) wäre ja, besonders bei einem Gelehrten, eine recht unangenehm berührende Schwäche. Wer diesen Vorwurf, im Gegensatz zu Erman's Eigenthümlichkeit, den Ebers'schen Darstellungen Aegyptens — es sind ja deren mehrere, prächtige und einfache — machen wollte, würde zwar dem Schriftsteller Unrecht thun; doch ist nicht zu leugnen, daß ein gewisser Idealduft von Schönheit über Ebers' Schilderungen ausgehaucht ist, welcher die Realität nicht immer entspricht; Erman ist nüchterner und „sehniger".

Wie Bender's in demselben Verlag erschienenes und, wie der Titel „Rom und römisches Leben im Alterthum" zeigt, mit Erman's Werk parallel gehendes Buch, so kann auch letzteres für ein praktisch angelegtes Lehrbuch der ägyptischen Privatalterthümer gelten, und wir zweifeln nicht daran, daß diesen beiden nach dem Plan der Verlagsbuchhandlung noch andere „Leben im Alterthum" (griechische, persische, indische, jüdische u. s. w.) an die Seite treten werden, alle, versteht sich, illustrirt; treten doch jetzt Darstellungen der politischen Geschichte, die gar nicht für die Jugend berechnet sind, in diesem Gewande vor das Publikum, wie Duruy's „Geschichte Roms", die in demselben Prachtkleide nun auch deutsch einem deutschen Publikum geboten worden ist. Man begreift es einigermaßen, wenn unparteiische Stimmen, die nicht der Sippe irgendeiner speculativen Verlagsfirma, wohl aber einer wissenschaftlichen und darum strengern Schule angehören, gegen den Luxus des Illustrirwesens eifern, denn er ist allerdings zur Unsitte ausgeartet und hat das richtige Verhältniß schmählich auf den Kopf gestellt: der Text ist zur elenden Ausrede, zum Mannequin herabgesunken, der Anstands wegen der aufgedonnerten, aufgebauschten Dame Illustration als cavaliere servente an die Seite gegeben wird, damit diese in publico einherstolziren kann! Auf der andern Seite aber darf man doch gegen eine Verallgemeinerung des Bildersturms den Umstand geltend machen, daß bei der heutigen Leichtigkeit und stetigen Vervollkommnung der Herstellungsmittel ein Mehrerers in dieser Sache nicht blos gestattet, sondern sehr erwünscht und erspießlich, in einzelnen Fällen sogar nothwendig ist. Ueberall wo die Illustration thatsächlich zur Veranschaulichung dienen kann, ist sie ohne weiteres zuzulassen; wo sie dagegen nur als Prunk wirkt, soll sie wenigstens so ehrlich sein und die wissenschaftliche Affiche beiseite lassen. Auf Grund dieses, wir glauben richtigen Princips lautet das Urtheil über die Illustrationen zum Erman'schen Buche: sie gehören zu der guten Kategorie, d. h. sie sind nützlich, theils sogar nothwendig, und die Hauptsache, sie sind bloßes Accessit zur substantia principalis, dem Text.

Der erste Band (nur dieser liegt einstweilen und zwar in entsprechend schöner „ägyptischer" Einfassung vor uns) macht uns in elf Kapiteln mit Land und Leuten, mit der staatlichen Einrichtung und am eingehendsten mit den Privatalterthümern bekannt; im folgenden zweiten werden uns, wir können uns wenigstens nichts anderes denken, die gottesdienstlichen sammt der Mythologie vorgeführt werden. Ein allerdings sehr verbreitetes und sogar in gelehrten Kreisen eingewurzeltes Vorurtheil ist es ganz besonders, vor welchem der Verfasser immer und immer wieder warnt, nämlich die Aegypter des Alterthums für ein in Staat, Religion und Leben stabiles Volk zu halten, an welchem die Jahrhunderte, sogar Jahrtausende spurlos vorübergegangen seien. Aegypten ist nicht wie früher China gegen alle Einwirkungen von außen abgeschlossen geblieben, von links und rechts, von Norden wie von Süden ist es im Laufe der Zeiten erschüttert, gedrängt, überflutet worden, hat auch selber die Initiative ergriffen und ist mit andern Völkern aggressiv zusammengeprallt.

Drei große Perioden sind es, in welche der Verfasser, nach dem den Aegyptologen geläufigen System, die Geschichte des Landes eintheilt, die des „alten", des „mittlern" und des „neuen" Reichs. In diese ordnen sich dann die dreißig Dynastien, welche bis auf die Zeit Alexander's des Großen angenommen werden. Von diesen kommt aber für den Verfasser nur ein Bruchtheil in Betracht, sowol vorn wie in der Mitte und am Ende der Reihe. Weiter hinunter als das Jahr 1000 v. Chr. erstreckt sich seine Schilderung nicht, und jenes Jahrhundert (1000 v. Chr.), also eine Zeit, wo berühmte Staaten des Alterthums noch nicht einmal begonnen haben, reicht noch tief in das „neue" Reich hinein! Sähe es freilich in den ägyptischen Alterthümern so öde und steril aus wie in der politischen Geschichte, die sich meist mit den Namen und der Reihenfolge der Herrscher zufrieden geben, auf weite Strecken sogar dieser kümmerlichen Schemen entbehren muß, so

könnten sie ohne Schaden auch ungeschrieben bleiben. Aber hier ist es besser bestellt. Das Volk der alten Aegypter kennt man jetzt, nachdem uns seine Denkmäler sich erschlossen haben, genau, und zwar ganz anders als noch vor hundert Jahren, wo Goethe und seine Zeitgenossen an ein besonders weises Volk an den Ufern des Nils glaubten und das Land nur in einem Nimbus „heiliger Dämmerung" zu erblicken vermochten. Dieser Nimbus ist jetzt unwiederbringlich dahin. „Der Einblick in die graueste Vorzeit, den uns die ägyptischen Denkmäler gewähren, ist in hohem Grade lehrreich; er macht dem Wahn, in dem bisher auch wissenschaftliche Kreise befangen waren, als müßten die zwei Jahrtausende, denen dieses Volk den Uranfängen der Menschheit näher steht als andere Völker, sich nun auch in seinem Wesen eigenartig kundgeben, für immer ein Ende. Die Aegypter des dritten Jahrtausends v. Chr. sind in keinem Punkte anders geartet, als moderne Völker auf der gleichen Culturstufe und unter gleichen Verhältnissen sind." Gewiß. Und warum sollte auch dieses Land — es ist noch etwas kleiner als Belgien! — zu einem von den ewig gültigen Culturgesetzen abweichenden Entwickelungsgang bestimmt gewesen sein?

Wer waren sie aber diese Aegypter, und zu welchem großen Völkerstamm gehören sie? Sind sie Autochthonen, d. h. „von Anfang an" in ihrem Lande seßhaft gewesen? oder sind sie eingewandert? Der Verfasser stellt diese Fragen auch, sie gehören zu den wichtigsten, aber ohne sie kategorisch zu beantworten; blos was die letztere Frage betrifft, so glaubt er „mit gutem Gewissen" die Aegypter als die angestammten Besitzer ihres Landes, als Kinder ihres Bodens betrachten zu dürfen; eine Einwanderung aus irgendeinem fernen Winkel Asiens anzunehmen sei „nicht nöthig". Uns scheint, der Verfasser hätte besser gethan, die Frage ganz offen zu lassen. Denn mit demselben guten Gewissen darf man, was „nicht nöthig" ist angenommen zu werden, dennoch als geschehen betrachten; „nicht nöthig" ist blos eine Kategorie der Möglichkeit, neben welcher die entgegengesetzte Möglichkeit ebenso wohl berechtigt ist. Auch das Aperçu des Verfassers über Einwanderung im allgemeinen möchten wir nicht unbedenklich unterschreiben. Er meint nämlich:

> Die Ansicht, wonach es ursprünglich einzelne alte Volksstämme gegeben habe, die in irgendeiner möglichst unwirthlichen Gegend zufrieden gesessen hätten, bis sie dann plötzlich auf die Idee gekommen wären, ihre „Urheimat" zu verlassen und mit Kind und Kegel in die Welt zu ziehen und ein besseres Land zu suchen — diese noch immer verbreitete Annahme kann heute wol als eine recht zweifelhafte Hypothese gelten. Gewiß hat es solche Wanderungen eroberungslustiger Barbarenvölker gegeben ... aber ihre Wirkung ist immer eine sehr geringe gewesen.

Denkt denn der Verfasser, um von Ungarn oder von England zu schweigen (welch letzteres Land er anführt als Beispiel, daß „wenige" [Angelsachsen] ein ganzes Volk [die Kelten] zu einem andern [zu Engländern] gemacht haben — aber die Normannen?, denkt er denn nicht an die große indogermanische Einwanderung, ob sie nun von Europa oder von Asien ihren Ausgang nahm? Oder wie will er denn die indogermanische Spracheinheit sonst erklären? Zu dem Princip allerdings, das der gelehrte Verfasser des vorliegenden Buchs wenigstens indirect zu billigen scheint, bekennt sich auch der Referent: man soll jedes Volk, wo nicht zwingende Gründe zu der gegentheiligen Annahme vorhanden sind, als Kind desjenigen Bodens betrachten, wo man es findet und wo seine Geschichte beginnt.

Eine eingehendere Analyse des trefflichen Buchs ist nicht unsere Aufgabe. J. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Briefe moderner Dunkelmänner" hat der Pseudonym Eckart Warner herausgegeben, deren zweiter Theil bei Otto Wigand in Leipzig erschienen ist. Das Buch enthält eine Anzahl Briefe, welche Theologen aller Grade, resp. deren Frauen aneinander richten; es soll eine Satire auf die gesammte orthodoxe protestantische Theologie sein. Der Verfasser versteht darunter alle diejenigen, welche nicht völlig links stehen, und anerkennt eine wissenschaftliche Richtung nur innerhalb der Fraction des Protestantenvereins. Ohne Zweifel läßt er seine Feder gewandt dahintanzen und macht alle Schwächen der Orthodoxen lächerlich. Man erkennt so manchen lieben Bekannten und freut sich wol ein Stündchen dieser „pikanten" Unterhaltung. Gleichwol müssen wir zweierlei bedauern. Der Verfasser übertreibt, malt nur Grau in Grau und geißelt die gesammte evangelisch-positive Theologie als ein Sodom und Gomorrha. Hätte er an seine Leute den gleichen Maßstab angelegt; hätte er nicht blos witzelnde Persiflage und rohe Verhöhnung, sondern auch einen von edelm Schmerz und sittlichem Zorn erfüllten Humor an den Tag gelegt: so hätte er unsers Erachtens mit zehnfach gewundener Geisel den Tempel des Herrn reinigen mögen. Von einer solchen Satire aber in großem Stile findet sich hier keine Spur: das Ganze besteht aus famosen Bierzeitungswitzen und übergießt die Kirche mit ätzender Lauge um einzelner ungesunder Glieder willen.

— „Die Renaissancedecke im Schlosse zu Jever" hat Staatsarchivar Herquet zu Aurich einer streng wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen (Emden, Haynel) rücksichtlich ihrer Entstehungszeit und ihres Verfertigers. Der Verfasser will auf rein historischem Wege beweisen, was bereits Lübke als Kunstkritiker ausgesprochen: daß nämlich die genannte Decke ein Werk der deutschen Spätrenaissance sei. Der Nachweis ist hier geführt, daß der Meister Everdt Statius in Jever 1610 diese Decke verfertigt haben muß. Herquet ist auf dem Gebiete der Kunstgeschichte recht wohl zu Hause und durfte an eine solche Einzeluntersuchung seine Kraft setzen, weil die betreffende Decke im Schloß zu Jever zu den besten Schöpfungen der deutschen Renaissance gehört. Seine Arbeit ist ein Muster hinsichtlich der neuzeitigen Würdigung vaterländischer Kunstalterthümer.

— „Das Gebet" hat Wilhelm Wiener historisch, dramatisch, ethisch, liturgisch und pastoral-theologisch betrachtet (Gotha, F. A. Perthes). Die Lehre vom Gebet ist in dieser umfassenden, zusammenhängenden Weise noch nicht behandelt

worden; hier aber ist es mit wissenschaftlicher Durchdringung des Gegenstandes geschehen. Die Studie stützt sich zunächst auf die Bibel, dann aber auch auf die Religions- und Kirchengeschichte. Sie ist populär in der Sprache, knapp in der Form, geschlossen in der Gedankenentwickelung geschrieben, sodaß sie zwar nicht direct, wohl aber indirect erbauend wirkt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Aus Karlsruhe kommt die Trauernachricht, daß Joseph Victor von Scheffel am 9. April gestorben ist: eine Nachricht, die nicht mehr überraschend kam, da die Zeitungen schon in den letzten Wochen von seiner schweren hoffnungslosen Erkrankung gesprochen hatten. Von Heidelberg hatte er sich etwa acht Tage vor seinem Tode nach Karlsruhe hinüberbringen lassen, weil er die Sehnsucht hatte, in seiner Geburtsstadt zu sterben. Seinen sechzigjährigen Geburtstag im Februar d. J. hatte er noch gesund verlebt und die zahlreichen Huldigungen und Ausdrücke der warmen Hingebung noch frischen Muths entgegennehmen können.

Scheffel ist am 26. Februar 1826 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater als Major und Oberbaurath lebte; er studirte in Heidelberg, München und Berlin Rechts- und deutsche Sprachwissenschaft. Im Jahre 1848 begleitete er den deutschen Reichscommissar Welcker auf einer Reise nach Skandinavien als Secretär; dann widmete er sich kurze Zeit der juristischen Praxis in Säckingen und Bruchsal (1850 und 1852). Doch schied er bald aus der Staatscarrière aus, reiste nach Italien, hielt sich mehrere Jahre hindurch an den verschiedensten Orten auf, bis er 1857 einem Rufe des Fürsten Egon von Fürstenberg als Bibliothekar in Donaueschingen folgte. In die Zeit seines Wanderlebens fallen diejenigen Werke, welche noch heutzutage die Grundsäulen seines literarischen Rufs sind und mehr als hundert Auflagen erlebten. Im Jahre 1852 erschien sein „Trompeter von Säkkingen", 1855 sein Roman „Ekkehard". Er war noch nicht dreißig Jahre alt, als er diese seine beiden Hauptwerke schon verfaßt hatte. Nehmen wir dazu einige Gedichte aus „Gaudeamus! Lieder aus dem Engern und Weitern", die zum Theil auch aus älterer Zeit stammen, wenngleich die Sammlung erst 1867 erschien, so haben wir eigentlich die Summe seiner poetischen Leistungen beisammen; denn alles, was er später schrieb, ist zwar nicht gerade mit dem Pinsel Ming's gedichtet, reicht aber doch nicht an diese ersten dichterischen Thaten. Es sind Werke der Jugend, und die Jugend, besonders die akademische, hat den Dichter auch zu ihrem Liebling erkoren. Im Jahre 1859 gab Scheffel seine Stellung als Bibliothekar auf, gründete sich 1872 ein Heim in Radolfszell am Bodensee. Hier wohnte er, als sein funfzigjähriger Geburtstag 1876 in Baden und ganz Deutschland festlich begangen wurde. Bei dieser Gelegenheit erhob ihn der Großherzog von Baden in den erblichen Adelsstand. In Radolfszell lebte er beschaulicher Muße und dichterischen Entwürfen, obschon das letzte Jahrzehnt nichts Bedeutendes mehr aus seiner Feder brachte. Von seinen nach „Ekkehard" erschienenen Dichtungen erwähnen wir „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit" (1863), „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers" (1868), „Bergpsalmen" (1870), „Waldeinsamkeit" (1881).

Scheffel ist in vieler Hinsicht tonangebend geworden, obgleich die Jünger und Nachbeter, die er gefunden, oft sich in eine einseitige Zech- und Kneippoesie oder in eine halbgelehrte germanistische Dichtung verloren, welche gegenüber den berechtigten modernen Tendenzen der neuesten Literatur einen unerfreulichen Rückschlag bedeuten. Dichtungen wie die „Frau Aventiure" sind wenig genießbare, mit alterthümlichen Initialen verschnörkelte Poesien. Frisch empfunden und gestaltet, ein glücklicher Wurf ist der „Trompeter von Säkkingen", dessen Lieder neuerdings sogar die deutsche Opernbühne erobert haben, indem der auf Grundlage der Scheffel'schen Dichtung verfaßte Text der gleichnamigen Oper nicht wenig zu dem überaus glänzenden Erfolge beitrug, den sie auf allen deutschen Bühnen gefunden. Sein „Ekkehard" nimmt unter den archäologischen Romanen durch Frische der Darstellung, glückliche Belebung der überlieferten culturgeschichtlichen Thatsachen und humoristische Einkleidung wol den ersten Rang ein, wenn auch das Verdienst, dieses Genre von zweifelhafter Berechtigung in die Literatur eingeführt und in Mode gebracht zu haben, von den Vertretern des modernen Prineips bestritten wird. Jedenfalls ist „Ekkehard" in Aufbau und Durchführung eine künstlerische That gewesen. Durch seine frischen studentischen Lieder aber hat sich Scheffel auf lange hinaus das dankbarste Publikum gesichert.

Bibliographie.

Bismarck in Versailles. Erinnerungen an Versailles 1870—71. Von *_* Mit einem Titelbild (in Holzschn.). Leipzig, Renger. Gr. 8. 6 M.

Bloch, J. S., Aus der Vergangenheit für die Gegenwart. Social- und literarhistorische Vorträge und Essays. Wien, Engel. Gr. 8. 2 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 7ter Bd. 5tes Hft.: Das christliche Paris. Von H. Kuhn. Frankfurt a. M., Foeffer Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Christ, H., Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln. Mit 26 Ansichten nach Skizzen des Verfassers. Basel, Georg. 8. 6 M.

Eckstein's humoristische Bibliothek. Nr. 1: Karlsbad im Schnee. Erlebnisse des Lieutenants von Runkelberg. Humoreske von E. Arnsfeld. Mit 15 Federzeichnungen von M. Ränike. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Eucken, R., Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Kultur der Neuzeit. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf

Felix, L., Entwicklungsgeschichte des Eigenthums unter culturgeschichtlichem und wirthschaftlichem Standpunkte. 2ter Thl. A. u. d. T.: Der Einfluss der Sitten und Gebräuche auf die Entwicklung des Eigenthums. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M.

Forbes, H. O., Wanderungen eines Naturforschers im Malayischen Archipel von 1878 bis 1883. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von R. Teuscher. Mit sehr zahlreichen Abbildungen nach den Skizzen des Verfassers, einer Farbendruck-Tafel und 4 Karten. 2ter Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 6 M.

Gundlach, A. v., Das Krokodil bei Warnemünde oder Ehestands-Quarantäne. Lustspiel. Nach dem Französischen. Rostock, Stiller. 8. 50 Pf.

Heiberg, H., Eine vornehme Frau. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Kretzer, M., Im Riesennest. Berliner Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Der serbisch-bulgarische Krieg bis zum Waffenstillstand. Vier Vorträge von einem preußischen Offizier. Mit 2 Uebersichtskarten. Minden, Bruns. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Lippert, J., Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. 1ste Lfg. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 1 M.

Mackay, J. H., Anna Hermsdorff. Trauerspiel. Minden, Bruns. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Majunke, P., Geschichte des Culturkampfes in Preußen-Deutschland. 1ste Lfg. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 75 Pf.

Meyer, C. F., Der Heilige. Novelle. 5te Aufl. Leipzig, Haeffel. 8. 3 M.

Pachler, Faust, das Geheimnis des Dichtens. Eine lyrische Symphonie. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1885. 8. 2 M. 50 Pf.

Proelß, R., Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften, nach den neuesten Quellen dargestellt. Mit Illustrationen und einem Handschrift-Facsimile. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Ramann, A. M. B., Ein Wachtstuben-Abenteuer. Lustspiel. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M.

Reile, E. v., Die Zukunft der Polen und ihre Politik in Rücksicht auf eine einstige Wiederherstellung des Königreichs. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 80 Pf.

Reumont, A. v., Charakterbilder aus der neueren Geschichte Italiens. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 5 M.

Richthofen, F. Freih. v., Führer für Forschungsreisende. Anleitung zu Beobachtungen über Gegenstände der physischen Geographie und Geologie. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 16 M.

Salzmann, Geschichte des Oberschlesischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 21 und seiner Stamm-Truppentheile. Auf dienstliche Veranlassung zusammengestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Spengel, J. W., Die Stellung des Menschen in der Reihe der Organismen. Vortrag. Mit 1 lith. Tafel. Bremen, Rocco. 8. 1 M.

Trinius, A., Recht für Recht. Schauspiel. Minden, Bruns. Gr. 8. 60 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 2101: Wien. Herausgegeben von E. Pötzl. 2tes Bdchn.: Alt-Wiener Studien von E. Hoffmann. — Nr. 2102: Der Jesuit und sein Zögling. Lustspiel von A. Schreiber. Herausgegeben von C. F. Wittmann. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à 20 Pf.

Zoozmann, R., Neue Dichtungen. Berlin, Parrisius. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 96 bis 102.

Deutscher Reichstag. — Die Italiener in Abessinien. — Ausbau der Agrargesetzgebung in den süddeutschen Staaten. — Das ungarische Regiment in Croatien und die Regnicolar-Deputationen. — Anzeichen einer veränderten Lage in Oesterreich. — Dänische Befestigungspläne.

Das Farnese-Schloß im Ciminischen Walde. Von Dr. R. Schöner. (I/IV.) — Eine neue ägyptische Bibliographie. Von G. Ebers. — Neueres über amerikanische und indische Concurrenz. Von Dr. A. Peez. — Die Gesellschaft für deutsche Colonisation und das deutsche Ostafrika. Von O. Kienitz. (II.) — Neues aus Abusina (Eining). Von F. Ohlenschlager. — Eine Entwicklungsgeschichte des Eigenthums. — Die nachgelassenen Werke Victor Hugo's. Von H. Klein. — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XVII.) — Das Münchener Künstlerhaus. Von Fr. Pecht.

Deutschland und die asiatisch-türkischen Bahnen. (Fortsetzung.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bosniens

Gegenwart und nächste Zukunft.

8. Geh. 2 M.

Unparteiisch und ohne Voreingenommenheit, aber auch mit rücksichtslosem Freimuth bespricht der Verfasser — der sich aus naheliegenden Gründen nicht genannt hat — die Zustände in Bosnien, wie sie sich unter der nun beinahe achtjährigen österreichisch-ungarischen Herrschaft gestaltet haben. Seine Mittheilungen und Enthüllungen, die offenbar auf gründlichster Kenntniß der Verhältnisse beruhen, werden nicht blos in Oesterreich-Ungarn, sondern in allen staatsmännischen und politischen Kreisen Aufsehen erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Japanischen Sprache

von **Philipp Noack.**

8. Geh. 15 M.

Für Deutsche, welche die japanische Schrift- und Umgangssprache erlernen wollen, wird in dem vorliegenden Werke ein treffliches Lehrmittel geboten. Ausser einer vollständigen Grammatik enthält dasselbe passende Uebungsstücke mit Uebersetzung und Erklärung, ein japanisch-deutsches Wörterbuch, sowie eine Reihe von Schrifttafeln, welche die japanischen Originaltypen und deren Zusammensetzung zur Anschauung bringen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grönland.

Seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste.

Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition

ausgeführt im Jahre 1883 von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Nordenskiöld, der gefeierte Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt, gibt hier eingehenden Bericht über seine neueste Forschungsreise, welche Grönland zum Ziel hatte und durch die er abermals mehrere wichtige geographische Probleme gelöst, andere der Lösung um vieles näher geführt hat. Das überaus werthvolle, mit Abbildungen und Karten reich illustrirte Werk wird in der ganzen gebildeten Welt das lebhafteste Interesse erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neue theoretisch-praktische Grammatik

der italienischen Sprache

für den Schul- und Selbstunterricht.

Von

Cav. **Nicolò Claus.**

Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M.

Vor andern Lehrbüchern der italienischen Sprache zeichnet sich das vorliegende dadurch aus, daß es dem Schüler Anleitung gibt, möglichst rasch und gleichzeitig italienisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Die seitherigen Erfolge bestätigen die Richtigkeit der vom Verfasser angewandten neuen Methode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang zur Erlernung

der schwedischen Sprache

für den Schul- und Privatunterricht.

Von

E. Funk.

Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur leichten Erlernung der schwedischen Sprache, die bereits in dritter Auflage vorliegt, hat sich als sehr brauchbar, besonders auch beim Selbstunterricht für Kaufleute bewährt. Zur eigenen Prüfung der daraus übersetzten Uebungsstücke dient der „Schlüssel zum Praktischen Lehrgang“ (80 Pf.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 29. April 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Der Kampf um Rom. Von Rudolf von Gottschall. — Episches und Lyrisches. Von Fritz Lemmermayer. — Aus allerlei Ländern. (Beschluß.) — Zur Ethnologie. Von Th. Achelis. — Zur Witterungskunde. Von Friedrich Traumüller. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der Kampf um Rom.

In allen großen Hauptstädten, welche die Denkmäler einer ruhmreichen Geschichte umschließen, mag diese nun blos bis ins Mittelalter oder selbst bis ins Alterthum zurückreichen, vollzieht sich jetzt ein Kampf zwischen den Anforderungen der heutigen Nationalökonomie, der communalen Fürsorge für Luft und Licht, für Neubauten, neue Straßenfluchten, die Verwirklichung neuer den Gesundheitsrücksichten entsprechender Stadtpläne einerseits, und den Wünschen der Alterthumsforscher und Historiker, welche die lehrreichen und ehrwürdigen Trümmer alter Zeit erhalten zu sehen wünschen und in dem Vorgehen der radicalen städtischen Reformer eine verdammenswerthe Barbarei erblicken. Schon als Napoleon III. durch das Häusergewirr des alten Paris seine schnurgeraden Boulevards zog, welche zum Segen der Bevölkerung sowol wie zum Schutze seiner Herrschaft bei Volksaufständen dienen sollten, indem sie den Geschützen ermöglichen, große Entfernungen zu bestreichen, erhob sich gegen ihn der Vorwurf, daß manches denkwürdige Gebäude dem wenig pietätvollen Radicalismus des Seinepräfecten zum Opfer gefallen sei. Auch die grünen „Squares", Ruheplätze für die Arbeiter und Spielplätze für die Kinder, verschlangen manches durch seine geschichtlichen Traditionen interessante Bauwerk. So war schon früher der alte Temple, das Gefängniß König Ludwig's XVI., vom Erdboden verschwunden, und die Geschichtschreiber der Stadt Paris jammerten über eine Menge von Expropriationen, denen viele in ihren Werken ausführlich beschriebene Denkstätten wichtiger Ereignisse hatten weichen müssen.

Immerhin handelte es sich in Paris nur um mittelalterliche Bauwerke, denen ein Localcultus gewidmet wurde, welcher die übrige gebildete Welt nicht sonderlich interessirte. Ganz anders steht die Sache jetzt in der ewigen Roma, wo die städtischen Behörden ernstlich daran gehen, die gegenwärtige Hauptstadt Italiens den andern großen Residenzstädten ebenbürtig zu machen, verworrene Gassenlabyrinthe zu lichten, den Schutt von Jahrtausenden, wo er im Wege liegt, eben aus dem Wege zu räumen. Dieses in nationalökonomischer Hinsicht lobenswerthe Unternehmen droht aber geschichtliche Denkmäler zu vernichten, welche der Alterthumsforschung und Geschichtschreibung seit mehr als einem Jahrtausend heilig gewesen sind; der Radicalismus der römischen Commune, die allerdings nicht mit Petroleum arbeitet, aber der pariser in Hinsicht auf die Zerstörung ehrwürdiger Bauwerke nahe kommen könnte, hat diesseit der Alpen einen Nothschrei entfesselt, der in immer weitern Kreisen ein Echo findet; denn Rom gehört nicht blos den Römern, nicht blos den Italienern; es gehört der ganzen gebildeten Welt und vor allem den Deutschen, welche weit mehr für die Geschichte Roms, für die Culturgeschichte der Stadt in Alterthum und Mittelalter, für die archäologische und künstlerische Würdigung seiner Denkmäler gethan haben als die eingeborenen Söhne der Tiberstadt und der Apenninenhalbinsel selbst.

Zuerst hat der Biograph Michel Angelo's, ein Fachmann auf dem Gebiete der italienischen Kunstgeschichte und genauer Kenner Roms, Hermann Grimm, in der „Deutschen Rundschau" seine Stimme erhoben, um gegen das zum Theil beabsichtigte, zum Theil schon ausgeführte Zerstörungswerk des römischen Magistrats zu protestiren; ihm folgte in der „Allgemeinen Zeitung" Ferdinand Gregorovius, der Verfasser der vorzüglichen „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", Ehrenbürger der Stadt und seit langem dort heimisch, berufen wie wenige, in dieser Frage

das Wort zu führen, und dazu ein Meister des Wortes; denn auch sein Protest athmet die schöne Beredsamkeit, die alle Schriften dieses Autors auszeichnet; sie ist abgefaßt in dem vornehmen und doch lebendigen, farbenreichen Stil, dessen Reiz auch anscheinend trockenen Stoffen, die er behandelt hat, die Theilnahme der großen Lesewelt zu sichern wußte.

In diesem offenen Briefe, mit welchem Gregorovius sich an den Präsidenten der Akademie der schönen Künste von San Luca in Rom wendet, hebt er hervor, daß das übereinstimmende Europa, nachdem des Papstes weltliche Herrschaft erloschen, die ewige Stadt naturgemäß in den Schutz des geeinigten Italiens gestellt und daß niemals ein Volk der Erde eine erlauchtere Hauptstadt und mit dieser eine gleich schwere Verantwortlichkeit übernommen habe. In den funfzehn Jahren der italienischen Herrschaft sei in Rom vieles umgewandelt, viel Neues geschaffen worden; doch erhebe man diesseit der Alpen schwerwiegende Vorwürfe gegen die heutige Umwandlung der Stadt.

„Es hat sich die Ueberzeugung gebildet", fährt Gregorovius fort, „daß man in Rom zu viel zerstört, um zu fieberhaft neu zu bauen, und es sträubt sich die Vorstellung aller, die Rom lieben, dagegen, den geschichtlichen Charakter der Stadt, die zaubervolle Schönheit und die einsame Majestät so vieler ihrer Locale für immer verschwinden zu sehen, an deren Stelle dann, um das Colosseum her, auf dem Coelius und Aventin, auf den Wiesen Nero's, um den Vatican, ein Gedränge gleichförmiger Straßen mit ihren geistlosen Zinshäusern entstehen soll. Ich bin aufrichtig genug, Ihnen zu erklären, daß ich das Gewicht dieses Vorwurfs nicht entkräften kann. Denn diejenigen, welche behaupten, daß die Ausfüllung des innern Stadtgebiets bis an die Mauern Aurelian's mit neuen Straßenvierteln durch die wachsende Bevölkerung der Hauptstadt Italiens geboten sei, werden durch das Dasein jener weiten Räume widerlegt, welche die weise ädilicische Verwaltung der Alten in der Stadt immer offen gelassen hat. Das cäsarische Rom umfaßte eine so große Volkszahl, daß die moderne Hauptstadt Italiens sie kaum in Jahrhunderten erreichen kann, und dennoch gab es in jenem ausgedehnte Strecken, wo vereinzelte Prachtmonumente, Tempel, Säulenhallen, Thermen und Theater dem landwirthschaftlichen Reiz, den Villen und Gärten freien Raum ließen, wie das Marsfeld, der Pincius, die Carinen, der Esquilin und Viminal, der Vatican und Trastevere beweisen. Niemand begreift diesseit der Berge, welche zwingende Nothwendigkeit es geboten hat, die herrlichsten festlichen Villen Roms in Bauplätze für das gemeine Bedürfniß des Werkeltags umzuwandeln. Die Villa Ludovisi wird jetzt schonungslos zerstört, sie aber war ein Park für Könige und Weise, so zauberhaft und weihevoll, daß im Schatten ihrer Lorberhaine und Cypressengänge auch Horaz und Virgil, Marc Aurel und Dante mit Andacht würden gewandelt haben, und so classisch schön, daß sie würdig war, dem erhabenen Götterbilde der Juno zwei Jahrhunderte lang zur Zufluchtsstätte zu dienen. Ich glaube, daß dort jeder von der Axt des Bauunternehmers getroffene Baum einen Schmerzensschrei ausgestoßen hat, peinvoller als jener des verwundeten Baums Piero's delle Ville, welchen Dante klagen hörte:

Warum zerreiß'st du mich?
Lebt denn in deiner Seele kein Erbarmen?

Nichts hat, dessen seien Sie versichert, die öffentliche Empfindung in Deutschland so schwer verletzt als die Vernichtung dieser weltberühmten Villa."

Weiterhin sagt er: „Jeder Gebildete sieht mit Pein, daß die Ruinen Roms ihrem geschichtlichen Rahmen und ihrer reizvollen Verbindung mit der Natur für immer entrissen sind, und jeder trauert über den heutigen Anblick des Forum und des an dieses grenzenden Palatin. Jeder beklagt, was an Monumenten des Mittelalters hingeschwunden ist oder noch schwinden soll, wie der letzte der Thürme der Orsini-Anguillara in Trastevere; was an Opfern die Tiberregulirung schon gefordert hat; wie kläglich die Tiberinsel heute aussieht, wo das schöne Kloster San-Bartolommeo sogar durch den häßlichen Anbau einer Morgue entstellt wird. Jeder fürchtet jetzt für das Schicksal des erhabensten aller Denkmäler der Welt neben der Akropolis Athens, des Capitols. Denn trotz des Gutachtens der Municipalräthe, deren Protokolle mir bekannt sind, trotz des Urtheils auch der Akademie der schönen Künste, hat jenes Project den Sieg davongetragen, durch dessen Ausführung die hundertjährige Gestalt des Capitols die modernste Umformung erhalten soll. Man beginnt das Kloster Aracoeli und den Thurm Paul's III. einzureißen. So wird dieser mächtige, das Capitol und die Stadt burgartig überragende Bau verschwinden, an welchem noch die Traditionen der Mirabilien Roms vom Palatinm Octaviani haften, und auch das Los der dann isolirten Basilika Aracoeli, der Kirche des römischen Senats im Mittelalter, wird früher oder später entschieden sein. Ist auch diese gewaltsame Zerstörung von einer unabwendbaren Nothwendigkeit geboten? Das fragt man diesseit der Alpen mit Verwunderung."

Er wendet sich an den berühmten Vorstand der berühmten Körperschaft, welche die Ueberlieferungen der großen Meister und das Palladium der Kunstschönheit in Rom hütet, um ihm von diesen Befürchtungen, welche die öffentliche Meinung in Deutschland aufregen, Kunde zu geben.

Im Anschluß an die Proteste der lebenden deutschen Gelehrten brachte die „Allgemeine Zeitung" vom 1. April die folgende von namhaften münchener Künstlern, Cultur- und Kunsthistorikern, Geschichtschreibern und Dichtern, wie Carriere, W. von Giesebrecht, Franz von Löher, Franz von Lenbach, C. von Piloty, Paul Heyse, Hermann Lingg, unterzeichnete Erklärung: „Der Nothruf für die Erhaltung Roms, welchen Hermann Grimm in der «Deutschen Rundschau» und Gregorovius in der «Allgemeinen Zeitung» erhoben, ist aus dem Herzen der ganzen gebildeten Welt

gesprochen und findet in Deutschland lebhaften Widerhall. Wir, und Tausende mit uns, die dem Aufenthalte in der ewigen Stadt edelste Lebenserinnerungen verdanken, möchten jene weihevolle Anschauung des Großen und Schönen auch den kommenden Geschlechtern so unangetastet als möglich bewahrt wissen. Wir erklären das Selbstverständliche ausdrücklich, weil wir vernehmen, daß da, wo jene Darstellungen wirken sollen, man sich bemüht, sie für vereinzelte Stimmen auszugeben. Nie war das Urtheil aller Einsichtigen einmüthiger. Wir freuen uns der Einigung Italiens und seines Aufschwungs; wir verkennen das Recht der Lebenden nicht; aber wir warnen, es dort zu missbrauchen, wo es den Forderungen des Gemüths und der Geschichte aus blos materiellen Rücksichten feindselig entgegentritt. Rom ist eine ideale Haupt- und Vaterstadt aller Männer der Kunst und Wissenschaft, ein Reiseziel für Freunde des Erhebenden und Schönen aus allen Ländern, und indem wir erwägen, was auch das heutige Rom so vielen von denen, die zu ihm wallfahrten, schuldig geworden ist, dürfen wir uns wol den hochherzigen Italienern selbst anschließen, welche das Erbe der Vergangenheit auch der Zukunft in würdiger Gestalt überliefern wollen."

Doch auch die andere Partei fand bei uns ihren Vertreter. Zwei Artikel der „National-Zeitung": „Abbruch und Neubau in Rom", wenden sich zwar mit scharfem Tadel gegen die Stadtverwaltung, welche diese Neubauten zum Theil im klerikalen Interesse ausführe, so sehr die Blätter des Klerus den Aufsatz Grimm's gegen die italienische Regierung ausbeuten; sie tadeln scharf viele geschmacklose Neubauten; aber sie nehmen besonders gegen die Grimm'sche Warnung vor der Vernichtung Roms die Neugestaltung der Stadt in Schutz. Und in der That, Rom hat der Stadttheile genug, welche die Welthauptstadt als ein zum Theil „schauerliches Nest" erscheinen lassen, und das Recht, daß die Hauptstadt Italiens auch eine moderne Culturstadt werde, kann ihr doch niemand nehmen. In jenen Artikeln heißt es: „Zu persönlicher Befriedigung einiger hundert ausländischer Historiker und Archäologen die päpstliche Herrschaft zu ertragen, den Schmuz des päpstlichen Roms zu erhalten und sich als Eigenthum der ganzen Welt ansehen zu lassen, ist denn doch eine absonderliche Zumuthung, die nicht einmal an eine geistig und moralisch so niedergehaltene Bevölkerung wie die Roms gestellt werden kann, ohne Erbitterung und Entrüstung zu erregen. Nachdem Mittel- und Süditalien ihre der päpstlichen ähnliche, wenn auch minder schmachvolle Misregierungen abgeschüttelt hatten, mußte früher oder später die weltliche Papstherrschaft an die Reihe kommen. Hygienische und mit der Bevölkerung der neuen Hauptstadt wachsende Verkehrsbedürfnisse machten die bauliche Umgestaltung der päpstlichen Stadt zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit. Ich habe gezeigt, wen die Schuld trifft, wenn diese Umgestaltung nicht so ausfällt, wie zu wünschen gewesen wäre. Aber von Vernichtung zu sprechen, ohne dies Wort auf einige Villen einzuschränken, ist eine um so größere Uebertreibung, als kein, sage nicht ein einziges monumentales Bauwerk aus dem Mittelalter oder der Renaissancezeit durch die Haußmannisirung Roms beschädigt oder niedergerissen wurde, wenn man die durchaus nicht zu beklagende Demolition des Klosters — wohlgemerkt nicht der Kirche — Aracoeli und des ebenso bedeutungslosen Thurmes Paul's III. ausnimmt."

Jedenfalls gehört Rom den Römern, und „der Lebende hat recht". Hoffentlich wird die Stadtverwaltung historische Monumente und künstlerische Denkmäler bei der Neugestaltung der Stadt schonen und besonders das ruhm- und interesselose Häusergewirr lichten, dort wo es nur einen malerischen Reiz hat, aber als ein Hohn auf alle berechtigten Ansprüche der Hygieine und der Volkswohlfahrt erscheint.

Die Antwort, welche neuerdings der Präsident der Akademie von San Luca in der „Allgemeinen Zeitung" seinem berühmten Mitbürger Gregorovius ertheilt, beweist, daß die künstlerischen Kreise in Rom davon überzeugt sind, die städtischen Behörden würden bei ihrem Vorgehen jeden Act von Vandalismus vermeiden. Rudolf von Gottschall.

Episches und Lyrisches.

1. Der Tod Baldur's. Episches Gedicht von A. Jüngst. Paderborn, F. Schöningh. 1886. 12. 1 M. 50 Pf.
2. Auf Straßen und Stegen. Lieder von Paul Barsch. Mit einem Vorwort von R. Schmidt-Cabanis. Herausgegeben von K. von Klarenthal. Großenhain, Baumert u. Rouge. 1885. 16. 1 M. 50 Pf.
3. Südslawische Volkslieder. Aus der Sammlung F. S. Kuhač übertragen von E. Harmening. Jena, Manke. 1886. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Ein zweiter deutscher Liederstrauß. Eine patriotische Dichtung für Schule und Haus von Wilhelm von der Mulde. Zwickau, Werner. 1886. 8. 60 Pf.
5. Mene Tekel! Harmlose Reimereien eines Modernen von Otto Ehrlich. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Aus dem Capua der Geister. Lieder eines Wieners von Chillonius. München, Callwey. 1886.
7. Gedankensplitter. Gesammelt aus den „Fliegenden Blättern". München, Braun u. Schneider. 1885. Gr. 16. 3 M. 40 Pf.
8. Drei Buschen. Weil's mi' freut. Habt's a Schneid. Um Sunnawend. Gedichte in oberbairischer Mundart von Karl Stieler. Illustrirt von Hugo Engl. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. Gr. 8. 12 M.

Das Feierlichste und Ernsteste zuerst; es ist das epische Gedicht „Der Tod Baldur's" von A. Jüngst (Nr. 1). Die Götter Griechenlands, welche in den Dichtungen des vorigen Jahrhunderts eine hervorragende Rolle gespielt, wurden in unserer Zeit von den germanischen Gottheiten aus der

Literatur nahezu verdrängt. Gefördert wurde die neue literarische Bewegung durch die nationale Erhebung der Deutschen gegen Napoleon, und diese wiederum hat von jener eine starke Anregung empfangen. Eine neue Wissenschaft ward begründet, die Germanistik, zu deren Zweigen die Lehre von den Göttern und Heroen gehört. Seit Feststellung der germanischen Mythologie durch berufene, poetisch inspirirte Gelehrte haben sich ihrer die Dichter bemächtigt, und sie scheint für den Baum der Dichtung eine ebenso erhaltende und erfrischende Quelle geworden zu sein wie der heilige Urds-Brunnen für die Welt-Esche. Eine Frucht dieses Baums ist das genannte Werkchen. Es behandelt die sinnige Geschichte Baldur's, des lieblichen, schönen, der Sonne unter den Göttern, welchem der Haß Loki's, des finstern, haßbrütenden Unholds, einen für Götter und Menschen verderblichen Tod bereitet. Wo kein Licht ist, ist auch kein Leben: der Untergang Baldur's bedeutet für alle ein nahes Ende, auch für die Götter, die sterblich und ewigen, unergründlichen Gewalten unterthan sind wie die Menschen. Das heidnische Gedicht nimmt am Schlusse eine christliche Färbung an: die Nornen prophezeien, daß an die Stelle des Lichtgottes der Nazarener treten werde:

Sein sanft versöhnend
Und liebliches Lächeln
Heilet die Herzen,
Beschwichtigt die Seelen,
Die sehnsuchtswund.
O zittert und zaget
Verzweifelnd nicht länger
Um Leben und Liebe,
Ihr tödtlich Getroffnen —
Der Retter ist da.

In knappen iambischen Quinaren, die manchmal von anders gebauten lyrischen Versen unterbrochen werden, erzählt der Verfasser jene Episode der germanischen Mythologie, welche grandioser, phantastischer und ungeheuerlicher ist als die griechische, ein echtes Kind des düstern Nordens, tiefsinnig symbolisirte Natur. Der Verfasser ist in seinem Gedicht zu allgemein; er hat es unterlassen zu individualisiren und hat die Gegensätze, die in seiner Fabel liegen, mit zu wenig Kraft und Kunst ausgenutzt. Die poetische Behandlung solcher uralten Stoffe hat wirklichen Reiz und Werth nur dann, wenn der Dichter eine Idee hineinzulegen weiß. In dem gewählten Stoffe, dem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß, ist eine solche zwar implicite enthalten, doch vermöchte die Dichtung Jüngst's ein regeres Interesse einzuflößen, wenn ihn der Verfasser mit modernem Geiste durchdrungen und erfüllt hätte. Auch in unserer Zeit gibt es Lokis genug, welche das Licht verhängen und verdrängen möchten, um gleich den Maulwürfen im Finstern wühlen und schaffen zu können, das Licht, das nicht allein die Wahrheit ist, sondern alles Ideale, Schöne und Edle in der Welt. Solche Lokis sind nicht zuletzt die das moderne Leben materialisirenden Streber und Utilitarier, welche, selbstsüchtig und gemein, nur sich kennen, ihre Begierden und heillosen Ziele, und zu deren Sättigung und Erreichung jedes Mittel für erlaubt halten.

Ein idealer und frischer Zug geht durch die Lieder „Auf Straßen und Stegen" von Paul Barsch (Nr. 2). Es gereicht dem schmucken Bändchen zum Vortheil, daß es der liebenswürdige Schmidt-Cabanis bevorwortet hat. Es enthält auch eine biographische Skizze, aus der hervorgeht, daß Paul Barsch, obwol noch sehr jung, vom Schicksal schon arg gezaust wurde und kreuz und quer durch Deutschland abenteuerliche Wanderzüge gemacht hat, welche fast an das Leben fahrender Gesellen im Mittelalter gemahnen. Ohne hervorstechende Eigenart, bisweilen an die Gedichte einiger herzinniger Lyriker des 17. Jahrhunderts, dort und da auch an Uhland anklingend, zeichnen sich diese Lieder durch Gemüthstiefe und milde, abgeklärte Denkart aus. Von Sturm und Drang, tiefen Kämpfen und Mühen des Geistes und Herzens finden sich keine Spuren; auch der aufgewühlte Geist unserer Zeit, der dunkel und ungewiß spukt und irrlichtelirt, hat in ihnen keinen Ausdruck gefunden. Der Kreis der Anschauungen und Gedanken des Dichters ist eng begrenzt und seine Welt ist klein, aber was er singt, kommt aus innerster Brust, ist erfahren und erlebt. Seine Gedichte sind wirklich Lieder eines Fahrenden, der auf seinen Wegen und Stegen bald gedarbt und bald geliebt und, wie es der Augenblick erheischt, Freud und Leid in Reime gebracht hat, nicht affectirt, wie es jetzt Mode ist. Und wie die Gefühle echt, so ist auch das Kleid, das sie angezogen, schmucklos, schlicht und recht. Mitunter wird ein humoristischer Ton angeschlagen; die Lieder sind sanglich und volksthümlich. Besonders hat mir das Gedicht „Marie" gefallen, welches also anhebt:

In stiller Abendfeier,
Wenn sanftes Mondenlicht
Am spiegelklaren Weiher
Durch das Gezweige bricht,
Erfüllt mich stets ein Bangen,
In Sehnsucht denk' ich dein,
Die früh du heimgegangen,
Mein trautes Schwesterlein!

Sind die Lieder von Barsch volksthümlich gedichtet, so stammen die von Ernst Harmening übertragenen „Südslawischen Volkslieder" (Nr. 3) direct aus dem Volke. Es sind der Hauptsache nach Liebesgedichte, wie sie in Kroatien und Slawonien, in der Herzegowina, in Bosnien, Serbien, Bulgarien und andern von slawischen Völkerschaften bewohnten Ländern des Südens gesungen werden. Die Anmuth, die Innigkeit und der drastische Humor der deutschen Volkslieder fehlen ihnen, ebenso die tiefe Melancholie der russischen, also gerade jene Eigenschaften, welche dieser poetischen Gattung so eigenartigen und unvergleichlichen Reiz und Zauber verleihen. Was ihre Herkunft aus dem Volke erkennen läßt, ist die Einfalt des Inhalts und die Einfachheit der Form. Das Gesuchte und Gekünstelte ist ihnen fern, und darum sind sie theilweise recht ansprechend. Kräftige Naturbilder lassen sie ebenso wie Leidenschaft der

Empfindung vermissen; das Colorit ist ziemlich einförmig, die Grundstimmung sentimental. Das eine oder andere erinnert an die Lieder unsers Volks, z. B. „Echte Liebe" an unser keusch-holdes „Es sah eine Linde ins tiefe Thal". Das Volkslied, dessen charakteristische Färbung zumeist in der Sprache besteht, verliert durch die Uebertragung in eine fremde mehr als jede andere Dichtung. Ein übersetztes Volkslied gleicht häufig einem Falter, von dessen Flügeln der zarte und bunte Staub, sein schönster Schmuck, geblasen ward. Was übrigbleibt, ist nur ein geflügelter Wurm. Im ganzen hat sich Harmening seiner Aufgabe mit Geschick entledigt: er bietet Schmetterlinge, dazwischen freilich auch manchen solchen Wurm. Als hübsche Probe stehe hier:

Böser Reif hat sich gebettet
Auf die sommergrüne Au,
Hat die Gräser all getödtet
Und die schönen Blümlein blau.

Doch mir ist's nicht um die Blümlein,
Wenn der kalte Reif sie deckt —
Daß mein Mädchen mich verlassen,
Ist's, was mir im Sinne steckt.

In der Mitte meines Herzens
Blüht ein Röslein, zart und fein,
Wenn ich's nicht mehr werd' begießen,
Wird es bald verdorret sein.

Womit werd' ich es begießen?
Hab' nicht Wein, nicht Wasserquell;
Dennoch reich begießen werde
Ich's mit meinen Thränen hell.

Keiner fremden, sondern der deutschen Erde ist der „Liederstrauß" entsprossen, den Wilhelm von der Mulde (Nr. 4) gebunden hat. Er besteht aus sechs patriotischen Gesängen, welche in dem volltönenden Nibelungenversmaß und leider auch in iambischen Siebenfüßlern geschrieben sind, also in Versen, deren monotoner Fall auf die Dauer einschläfernd wirkt. Manche Strophen sind frisch, herzhaft, gelungen und enthalten Spuren von Poesie. Aber — nicht ohne Zaudern schreibe ich dies Aber hin, denn ich möchte nicht misverstanden werden — die Gedichte sind sammt und sonders sehr patriotisch. Der Patriotismus ist ohne Zweifel eine schöne, unter Umständen eine erhabene Sache, aber man braucht ihn ebenso wenig wie sein Herz immer im Munde zu tragen. Welcher deutsche Mann wird nicht gern mit einstimmen, wenn es gilt, die Göttin Germania, die Helden Hermann, Luther und Bismarck, wenn es gilt, die Hohenzollern zu preisen — indessen alles zu seiner Zeit und alles in Gerechtigkeit und Wahrheit. Zur Zeit großer, entscheidender Kriegsthaten, nach umwälzenden Siegen, von denen eine ganze Nation erfüllt ist, wenn alles hochgestimmt ist und brüderlich fühlt, wenn alle Herzen voll sind und der Mund davon übergeht: dann mag auch der Poet zum Psalter greifen und von der Größe und Sieghaftigkeit der Deutschen singen. Jetzt aber liegt kein Grund vor, das deutsche Volk als Ausbund von Tugend hinzustellen. Was der Autor sagt, sind meist nur Worte, selten Begriffe, noch seltener Thatsachen.

Es steht vor allen Landen so hehr und hochbeglückt,
Mit Kriegesruhm und Tugend und Einigkeit geschmückt.

Ist es mit der Einigkeit der Stämme wirklich so vortrefflich bestellt, findet man nirgend ein Schwanken und Wanken? Hängt der deutsche Himmel wirklich voller Geigen, die frohe Liebeslieder aufspielen, ohne Dissonanz, ohne herbe Mistöne? Haben wir Grund, uns kritiklos und selbstzufrieden Lorberkränze aufzusetzen? Ist alle Arbeit gethan? Ist das furchtbare Räthsel der socialen Sphinx gelöst? Dürfen wir uns mit leichtem Optimismus bethören? Und haben die Deutschen wirklich nur Tugenden? Hat von der Mulde nie etwas vom Philister in Deutschland vernommen? Er lese darüber den ergreifenden Aufsatz in den „Literarischen Stoßvögeln" von Treitschke. Und haben wir annoch das Recht, unsere Nachbarn „welsche Wölfe und Füchse", „welsche Finsterlinge" zu nennen? Wir leben mit unsern Nachbarn in Frieden. Sie sind nicht mehr unsere Feinde; unser gefährlichster Feind wohnt mit uns unter einem Dache, ja sitzt in unserm eigenen Blute. Wer auf die Wunden seines Volks hinweist, ist zum mindesten ein ebenso großer Patriot wie derjenige, der sie verdeckt. Wer möchte einem Tacitus oder Juvenal diesen Ehrennamen versagen? Wenn die Tiraden des begeisterten und darum blinden Lobredners zu weit gehen, hört man um so lieber die Worte des Satirikers.

Eine satirische Tendenz haben die „Reimereien eines Modernen", welche Otto Ehrlich unter dem Titel „Mene Tekel!" (Nr. 5) veröffentlicht hat. Die grandiose Geschichte des Mene Tekel steht bekanntlich im Buche des Propheten Daniel. Es sind warnende Flammenzeichen, welche etwa so viel bedeuten als: Du bist gewogen und zu leicht befunden worden. Auch Ehrlich legt das Deutsche Reich und seine Bewohner in die Wagschale und findet vieles zu leicht. Er geiselt die Schäden und Schwären der Zeit scharf und muthig; er hat witzige Einfälle und Wendungen und spricht manch kräftig Wörtlein gegen alle die buntscheckigen Eitelkeiten, Thorheiten und Niedrigkeiten der modernen Menschen, gegen manche Erbfehler der Deutschen, gegen Byzantinismus, Leisetreterei, Junkerthum, unlauteres Streberthum und andere Teufelswerke. Die Gedichte machen den Eindruck des specifisch Preußischen, manche sind auch direct gegen Preußen gerichtet. Einzelne, wie „Conventionell", „Kloakologie", „Christlich", „Pseudonym" und andere, sind sehr zu loben. Neben dem Weizen findet sich auch manche Spreu. Der Verfasser liebt es, mitunter allzu burschikos zu bramarbasiren, und verwechselt Derbheit mit Witz. Allerdings darf man bei der Beurtheilung eines Satirikers nicht nach dem Aesthetiker rufen; denn oft muß der Satiriker in die künstlerische Form Breschen schlagen, wie der Krieger, wenn er eine Stadt bestürmt, in deren Mauern.

Auch Chillonius, der Verfasser der Lieder „Aus dem Capua der Geister" (Nr. 6), hat gedacht: „difficile

est satiram non scribere". Im Vergleich mit den schneidigen Gedichten Ehrlich's sind die des genannten wiener Pseudonymus zahm und weich: jener ist preußisch, dieser österreichisch — das ist ein bezeichnender Unterschied. Es fehlt ihm das scharf Pointirte, es fehlt ihm wie den meisten Oesterreichern die Selbstzucht. Er hätte auf größere Reinheit der Verse und Reime achten und allzu flüchtiges Zeug in das Buch nicht aufnehmen sollen. Seine Gedichte umfassen einen Zeitraum von etwa zwanzig Jahren. Er besingt Frau Minne, erzählt manches Localereigniß Wiens und richtet seine satirischen Pfeile gegen den unwürdigen Parlamentarismus, die faule Reaction, gegen die Czechisirung und die Anfeindung und Unterdrückung des Deutschthums in seinem Vaterlande. In allem zeigt er sich als echter Wiener. Er besitzt einen beweglichen, wachsamen Geist, eine naive Begeisterung für das Echte und Wahre; er weiß mit jener tändelnden Grazie, die ihren künstlerischen Ausdruck in Straußens Walzern, ihren natürlichsten in den Bewegungen der Wienerinnen gefunden hat, auf dem verhängnißvollen Boden Wiens hinzuflattern, lebensvoll und lebenslustig, indem er dort und da raisonnirend und zürnend verweilt, einen Augenblick wol auch sentimental seufzt, um gleich wieder liebenswürdig lächelnd und genußfroh weiter zu hasten. Dem beweglichen Geist entspricht das leichte, spielende, gefällige Auf- und Abwogen der Sprache, der warmen Empfindung die sinnige Ausdrucksweise. Der Autor hat, wie gesagt, in allem die hingebende, aufgeknöpfte Art des Wieners.

Einen weit bedeutendern Gehalt besitzen die aus den „Fliegenden Blättern" gesammelten „Gedankensplitter" (Nr. 7). Es ist eine der schönsten Aufgaben des Humoristen, lachend bittere Wahrheiten zu sagen, wie die Narren Shakspeare's unter der Maske der Narrheit weise zu sein. Die „Gedankensplitter" gehören größtentheils dieser Art des Humors an. In Vers und in Prosa abgefaßt, beweisen die Sprüche und Aphorismen, welch ein Schatz an wahren und darum guten Gedanken in den Jahrgängen des genannten vortrefflichen Witzblattes verborgen ist; und solchen Schatz zu heben, war eine glückliche und dankenswerthe That. Die witzige Logik dieser Sprüche, aus denen ich nur einige banale ausgeschieden wünschte, ist von unanfechtbarer Richtigkeit. Sie sind kurz, denn „Kürze ist des Witzes Seele", sie enthalten manches ernste, ja herbe Mahnwort, manchen klugen Rath, manche Wahrheiten, die einem so natürlich erscheinen, daß man erstaunt ist, sich ihrer nicht längst bewußt zu sein. Aufs gerathewohl seien etliche herausgegriffen:

Je leichter du bist, um so besser trägt dich die Woge des Lebens.

Wer in der Gegenwart recht schnell zu etwas gelangen will, der gehe auf den Knien.

Die Welt ist ein großes Schauspielhaus, in welchem auf die ersten Plätze immer abonnirt ist.

Es gibt Celebritäten, die einem füglich das Berühmtsein verleiden können.

Warum setzt man die Brille auf die Nase? Weil immer der Untere die Fehler der Obern tragen muß.

Die Theilnahme vieler Menschen documentirt sich darin, daß jeder sein Theil nimmt.

Die Gesinnung wird durch den Wechsel schmuzig.

Das ist der Fluch der bösen That, nach dem Vater wird der Sohn Verwaltungsrath.

Das Leben ist ein Räthsel. Und die Auflösung? Die Auflösung.

Doch um das Beste mitzutheilen, müßte ich fast das ganze Buch abschreiben, das Alt und Jung, das allen Freunden der Wahrheit und des Humors angelegentlich zu empfehlen ist, das ein Dutzend und auch mehr der modernen Spruchbüchlein aufwiegt.

Theilweise humoristisch und ebenfalls empfehlenswerth ist die stattliche und hübsch illustrirte Gedichtsammlung „Drei Buschen" von dem verewigten bairischen Dialektdichter Karl Stieler (Nr. 8). Mundartpoesien haben, auch wenn sie gehaltvoll sind, doch niemals den Werth wie gelungene Dichtungen in der Schriftsprache. Naturgemäß auf einen bescheidenen Leserkreis angewiesen, nehmen sie auch in der Literaturgeschichte nur ein bescheidenes Plätzchen ein. Das idealste und heiligste Besitzthum eines Volks ist seine Sprache. Sie ist das Band, welches die ungleichen Stämme und Individualitäten verbindet, die Stückwerke zu einer Einheit fügt; sie ist die feinste, kräftigste und bedeutendste Schöpfung eines Volks, und ihm dieselbe rauben, heißt seinen Lebensnerv durchschneiden. Bei allen Culturvölkern machte sich das Bestreben geltend, die Schwankungen der Sprache aufzuheben, durch Gesetz und Regel die Willkür zu verdrängen, die mundartliche Zerrissenheit durch eine allen nationalen Stämmen gemeinsame, einheitliche Schriftsprache zu beseitigen. Die große That der Begründung und Festsetzung einer solchen Schriftsprache verdankt Deutschland seinem Martin Luther. Verwahrlost und verwildert wie die Nation selbst war auch ihre Sprache; die Dialekte hatten sich vorgedrängt, vermischt und das deutsche Idiom zu einem Chaos gemacht, aus welchem der Reformator durch seine unvergleichliche Bibelübersetzung, das Hoch- und Niederdeutsche zusammenfügend, die neuhochdeutsche Schriftsprache schuf, deren reinste und edelste Blüte in das Zeitalter der Classiker fällt. Die Mundart wird gesprochen, die Schriftsprache wird geschrieben, sie ist die Sprache der Schriftsteller, der Literatur. An der Kräftigung und Entwickelung dieser Sprache haben die Dialektdichter keinen Antheil; ihr Streben ist ein separatistisches, die mühsam errungene Einheit lösen sie wieder in eine Vielheit auf. Trotzdem kann der eine oder andere unter ihnen ein Souverän sein in seinem engen Reiche, dem größere Huldigungen gebühren, als manchem vermeintlichen literarischen Fürsten auf hochdeutschem Gebiete. Wer möchte die Bedeutung eines Klaus Groth leugnen, dieses ditmarsischen Nestors der Dialektdichtung, dessen aus der Tiefe eines unverdorbenen Volkslebens und aus der Tiefe der eigenen vollen Mannesbrust geschöpfte Lieder und Naturbilder in plattdeutscher Sprache unver-

gessen bleiben werden. Eine liebenswürdige Erscheinung ist Stieler. Der oberbairischen Mundart gemäß blos die Berg- und Dorfwelt, also ein viel kleineres Gebiet beherrschend als Klaus Groth, in dessen dialektischem Bereich auch die Stadtbevölkerung liegt, ist Stieler doch ein wirklicher Poet. Wie er in der anregenden Vorrede seines Buchs sagt, ist nicht die Echtheit des Ausdrucks der Prüfstein für den Werth dialektischer Producte; was sie echt, was sie interessant macht, ist: daß der Dichter die Psyche des Volks erfasse und uns dieselbe personificirt in charakteristischem Kleide schauen lasse. Den volksthümlichen Worten, der Ausdrucksweise müssen die Anschauungen, die Gefühls- und Denkweise des Volks entsprechen, dem die Gedichte angehören, aus dem sie geschöpft sind; der formellen Einheit muß die ideelle entsprechen, dem Gefäß der Inhalt. Die Dialektdichtung erhält einen culturgeschichtlichen Anstrich, wenn es ihr gelingt, die innere und äußere Artung der Menschen, unter denen sie spielt, darzustellen. Sie ist Copie des Gehörten und Gesehenen, und um so besser ist sie, je getreuer die Copie, je lebendiger und realistischer das Wort, die Gestalt, die Scenerie. Aus der abgegrenzten und eigenartigen bäuerischen Welt darf und soll der Dialektdichter alles, von der rauhen und derben Form bis zu den zartesten Regungen des Seelenlebens, herausheben, ohne zu fälschen, ohne diese Welt für den ästhetischen Salon zu präpariren, ohne von der eigenen Culturwelt etwas hineinzutragen, wodurch die Reinheit und Echtheit des dichterischen Bildes befleckt würde. Ein Dialektdichter dieser Art war Stieler. Weil das vorherrschende Geisteselement des Volks der Humor ist, wie Sprüche und Schwänke des Volks beweisen, ist auch in seiner Sammlung der Humor der Grundton, seltener werden elegische Töne angestimmt. Deutlich läßt er die oberbairische Bauernwelt vor unserm Auge erstehen. Wir lernen diese Bauern in allen ihren Eigenschaften neuerdings kennen: sie sind auch bei Stieler naiv und doch klug, verschmizt und doch gutmüthig, mistrauisch und doch zutraulich, listig und doch unbeholfen, fatalistisch und doch fromm. Neben Derbheit, ja Roheit finden sich bei ihnen auch zarte Züge des Gemüths. Wir erfahren oft Geschildertes: die Vorliebe der Bauern für „Knödel", überhaupt ihre Unmäßigkeit im Essen und Trinken, ihre Neigung zum Fluchen, ihre Raufluft; wir gewahren eine abwechselungsreiche Galerie von Gestalten: groteske, innerlich verwahrloste, wie sie häufig in den Bergen hausen, und anmuthige, ja edle. Diese Eigenschaften machen das Buch schätzbar. Wol irrte Stieler, wenn er sagte, daß der Dialekt mehr als jede hochdeutsche Dichtung die Eigenart und das innerste Wesen der einzelnen Stämme zum Ausdruck bringe, denn er vergaß, daß Jeremias Gotthelf seine unübertrefflichen literarischen Bilder aus dem Schweizerleben in der Schriftsprache entworfen, daß der Meister der Dorfgeschichte, Gottfried Keller, sich nur des neuhochdeutschen Idioms, dort und da kaum merklich helvetisch gefärbt, bedient; aber hat die Dialektdichtung eine so kräftige Lebensfülle wie bei Stieler, so soll sie uns willkommen sein.

Fritz Lemmermayer.

Aus allerlei Ländern.

(Beschluß aus Nr. 16.)

3. Bilder aus dem berliner Leben. Von Julius Rodenberg. Berlin, Pätel. 1885. 8. 6 M.

Der Redacteur der „Deutschen Rundschau" bietet hier einzelne Aufsätze, die er in seiner Zeitschrift veröffentlicht hat, zu einem Ganzen vereinigt dar. Er ist nun seit sechsundzwanzig Jahren in Berlin ansässig und hat stets auf zahlreichen Spaziergängen und Wanderungen die Beobachtung, das Studium Berlins als eine Lieblingsaufgabe betrieben. Daher ist er wol competent zur Schilderung des neuen Berlins. Aber besonders haben „die rapiden Veränderungen, welche während der letzten funfzehn Jahre das ehemalige Berlin fast ganz unter einem neuen dahinschwinden ließen", ihm die Feder in die Hand gegeben. Es schien ihm „des Versuches werth, diesen Moment der Entwickelung von der preußischen Residenz zur deutschen Reichshauptstadt mit der Unmittelbarkeit des empfangenen Eindruckes festzuhalten". Er will dieser ersten Sammlung bald eine weitere folgen lassen, in welcher die „Bilder aus dem berliner Leben" sich abrunden sollen zu „einem Bilde", wie es während dieser merkwürdigen Uebergangsperiode dem Blick eines Zeitgenossen sich gezeigt hat.

Naturgemäß ist manches in diesem Buche von speciellerm oder auch von alleinigem Interesse für den Berliner selbst oder für den, der wenigstens in Berlin etwas genauer bekannt ist. Aber auch wer die Stadt nur aus kürzerm Aufenthalt kennt, selbst wer niemals dort gewesen ist, wird in hohem Grade angezogen werden von den allgemein, nicht nur persönlich interessanten Bildern, wie von den geschichtlichen Schilderungen ihres Wachsthums. Dieses letztere, das außerordentliche Emporwachsen Berlins zur Weltstadt, ist in Europa ohne Beispiel. Am Ende des 16. Jahrhunderts war es ein Städtchen von 12000 Einwohnern; um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte es nur noch 6500. Im Jahre 1712 zählte es 61000, vor dem Siebenjährigen Kriege 126000 Einwohner; während desselben fiel die Bevölkerungszahl auf 98000. Sie betrug beim Tode Friedrich's des Großen 145000, beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. (1797) 165000,

und bei dessen Tode (1840) 330000. Als König Wilhelm den Thron bestieg, zählte Berlin nicht ganz 500000, 1877 mehr als eine Million, 1880 schon 1,125000, die allerneueste Zählung vom 1. December 1885 ergibt nun gar über 1,300000 Seelen. Das ist ein selbst in amerikanischen Städten nicht erlebtes Anschwellen. Die traurige Kehrseite, bestehend in Wohnungsnoth und größerer Sterblichkeitsziffer, verschweigt Rodenberg nicht (im Jahre 1875 gab es schon über 23000 Kellerwohnungen; im Jahre 1881 hatten 74000 Wohnungen nur einen Wohnraum und 77000 nur zwei Wohnräume), aber er datirt vom Jahre 1876 eine neue Aera, als die volle und ganze Selbstverwaltung der Stadt begann, und gibt derselben das Zeugniß, „daß sie die ihr gestellten Aufgaben mit dem größten Geschick und der höchsten Energie gelöst hat".

Ueber die Angriffe, welche die „Kölner Zeitung" kürzlich gegen die verfehlte und unglückliche berliner Art zu bauen erhoben hat, wird sich Rodenberg vielleicht in der versprochenen zweiten Reihe seiner „Bilder aus dem berliner Leben" äußern.

Es ist eine interessante Erwägung, welche er anstellt, indem er auf die Eigenthümlichkeit des Charakters eines richtigen Berliners zu reden kommt. Er findet zwei typische Züge des Berliners: „eine gewisse absprechende Sicherheit, welche von Fremden so leicht für Selbstüberschätzung gehalten wird, und eine gewisse Art, die Dinge ironisch zu nehmen, welche den Berlinern mehr Feinde gemacht hat, als sie verdienen". Er findet diese Züge erklärlich; denn:

welche Summe von Arbeit, jahrhundertelanger Arbeit steckt in diesen Heiden und Morästen, über welchen sich heute die glanzvolle Reichshauptstadt erhebt! und welches Mittel besaß der Vorfahr des heutigen Berliners, der ein ganzer Mann war, um sich über die Misère seines scheinbar hoffnungslosen Unternehmens hinwegzusetzen? Wenn man es so betrachtet, dann werden diese beiden hervorstechenden, nicht immer liebenswürdigen Züge des Berliners erklärlich, sein starkes, zuweilen trotziges Selbstgefühl respectabel und sein meistens doch recht gutmüthiger Spott, der sich nicht einmal selber schont, verzeihlich.

Unser Buch enthält aber neben derartigen Philosophemen oder neben den statistischen Zahlen auch allerlei hübsche Genrebilder. Gehen wir z. B. mit dem Verfasser in einen der so gemüthlichen Weißbiergärten:

O die Weiße! Man fühlt sich doch eigentlich erst als Berliner, wenn man die Weiße vor sich stehen hat! Und die Eleganz zu bewundern, mit welcher der Kellner das breite Glas, einer kleinen Tonne ähnlich, zwischen Daumen und Zeigefinger auf der Hand balancirend daherträgt! Dieses Ding muß nach allen Regeln der Kunst behandelt werden, wenn man nicht Aufsehen erregen will in diesem kleinen Biergarten. So etwas will gelernt sein. Daran erkennt man den Berliner.

4. Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen von Max Eyth. Zweite Ausgabe. Erster Band: Europa, Afrika und Asien. Heidelberg, C. Winter. 1886. 8. 4 M.

Die erste Auflage dieses „Wanderbuchs" begann im Jahre 1871. Dasselbe war entstanden, indem der jüngere Bruder des Verfassers die von Max Eyth in die Heimat, meist an seine Aeltern gesandten Briefe mit Erlaubniß des Briefschreibers für die Veröffentlichung zusammenstellte. Jetzt nach funfzehn Jahren ist der wandernde und vielgereiste Ingenieur in die deutsche Heimat zurückgekehrt und läßt nun selbst das „Wanderbuch" einen zweiten Gang in die Welt antreten. Vermuthlich wird es ebenso viel wandern und ebenso weit herumkommen in allen Welttheilen wie sein Verfasser. Denn dieser ist zu einem in allen Welttheilen genannten und bekannten Mann geworden. Mit dem Dampfpflug und der Kabelschiffahrt, diesen zwei wichtigen Errungenschaften der neuern Zeit, ist für immer der Name von Max Eyth verknüpft. Aber nicht nur als Ingenieur wird er immer und überall genannt werden, sondern auch als Schriftsteller. Es liegt in diesem „Wanderbuch" ein ganz eigenartiger Reiz. Die Briefe sind ursprünglich nur für die Familie bestimmt, daher völlig unmittelbar aus dem Herzen heraus, ohne alle und jede Berechnung geschrieben, oder vielmehr meistens hingeworfen, denn der vielbeschäftigte, viel reisende, viel umher getriebene Mann hatte zum ruhigen Schreiben eigentlich nie Zeit. Aber gerade in dieser Flüchtigkeit zeigen sie die ganze Genialität ihres Verfassers.

Noch etwas anderes kommt dazu, und das verleiht wol dem Buch die größte Anziehungskraft: nämlich der unversiegliche, stets neu sprudelnde prächtige Humor, der dem Briefschreiber niemals versagt: die ernstesten Situationen, die fatalsten Augenblicke werden mit einer so unverwüstlichen guten Laune geschildert, daß selbst der griesgrämigste Hypochonder bei der Lektüre für sein Zwerchfell zu fürchten hat, denn er wird unwiderstehlich hineingezogen werden in diesen lustigen Strom des harmlosesten, fröhlichsten, schalkhaftesten Humors. Dieser unversiegliche Humor ist zugleich ein Beweis von der ganz außerordentlichen Elastieität des glücklich beanlagten Mannes, der, wenn ihm etwas fehlschlägt, gleich zehn andere Pläne dafür bereit hat, wie er einmal einen Brief, in welchem er eine fehlgeschlagene Hoffnung berichtet, mit den Worten schließt:

Macht nichts; das Leben und seine Hoffnungen sind wie die Hydra: zehn Köpfe für jeden, der abgeschlagen wird!

Oder ein anderes mal:

Aber ein gesundes Menschenherz ist aus Kautschuk und durch keine gewöhnliche Säure angreifbar.

Die neue Auflage zeigt sich in dem ersten Bande, der uns vorläufig allein vorliegt, eigentlich gar nicht verändert (die etwas größere Seitenzahl rührt nur von dem weitläufigern Druck her), und der Verfasser hat gewiß recht gethan — wenn ihm auch manches, was er vor zwanzig Jahren schrieb, jetzt anders erscheinen mußte als damals —, seine frühern Eindrücke, Stimmungen, Urtheile und Schilderungen in ihrer ganzen frischen Ursprünglichkeit zu belassen.

Obwol das Buch also keine wesentlichen Veränderungen (wir haben solche nur an einigen Stellen, wo ein etwas anderer Ausdruck gewählt wurde, bemerken können)

bietet, wollen wir doch aus demselben für diejenigen, die es noch nicht kennen, ein paar Proben herausgreifen. Da möchten wir freilich gleich mit seiner „Kesselflickergeschichte" beginnen, da Eyth als ganz junger Angestellter einer württembergischen Fabrik ein paar Dampfkessel, die im badischen Nachbarländchen, statt ihrem Vaterland und ihrem Erbauer Ehre zu machen, sich als misrathene Kinder zeigen wollten, bald mores lehrte und nebenbei sich die Herzen all der betreffenden Fabrikbesitzer gewann, während diese vorher ein bischen schwierig gegenüber der schwäbischen Firma zu werden drohten. Oder wir könnten ihn begleiten auf seinen Gängen in London, wo er, mit Empfehlungsbriefen wohl ausgestattet, von Fabrik zu Fabrik ging und keine Anstellung fand, sondern überall mit einem neuen Empfehlungsschreiben an ein anderes Haus weitergeschickt wurde. Als alles andere fehlschlug, war es ihm nicht zu gering, als gewöhnlicher Arbeiter in ein Etablissement in Leeds einzutreten. Er hatte aber glücklicherweise auch zu Hause schon von der Pike auf arbeiten und dienen gelernt, und

die Hand, dieser treue, von den Gelehrten, welche sie nicht zu gebrauchen wissen, so oft verachtete Knecht, verlernt nicht so schnell wie der Kopf. Mit Vergnügen bemerkte ich dies gleich am ersten Tage, und mit Stolz empfand ich's, wenn mich mein Obermonteur, dem ich scheint's nur als ein herumbestelnder Gentleman vorgestellt worden war, fragte: „It seems, you have been in the trade before?" Ich habe im Augenblick wieder eine harte Zeit, aber sie wäre fast nicht durchzumachen ohne das harte Jahr in meinen frühern Werkstätten. Darum ist's immer gut, wenn man etwas mehr gelernt hat, als den Virgil übersetzen!

Er brauchte sich einer solchen niedern Arbeit durchaus nicht zu schämen, denn er schreibt von seinem Chef z. B. einmal:

Fowler (so hieß derselbe) war gewöhnlich bei uns, und freut es mich stets, wenn er, mit einer Schaufel in der Hand, neben seinem geringsten Tagelöhner in die Wette schafft, Wagenräder schmiert u. s. w. — der Mann, der über mehr als eine Million gebietet und Reitpferde hat zu 400 Pfd. St. das Stück. Das ist eine der schönsten Seiten des englischen Charakters, wenn darüber nicht, was freilich auch hundertfach geschieht, die Cultur des Geistes vernachlässigt wird.

Häufig vertraut der Briefschreiber originelle Reflexionen über deutschen und englischen Nationalcharakter seinen Briefen an. Von der londoner Weltausstellung von 1862, auf der er monatelang die von seiner Firma — in welcher er längst nicht mehr gewöhnlicher Arbeiter war — ausgestellten Maschinen zu bedienen und überhaupt seinen Chef zu vertreten hatte, schreibt er:

Deutschland macht mit Dampfpflügen, wie mit allem, höchst bedächtig und langsam voran. Araber, Neufundländler (nicht die Hunde!), die Schwarzen vom Kongo steuern die Hebel unserer Maschinen lustig über ihren heimatlichen Boden und pflanzen Zuckerrohr, Arrowroot und Mais. Der deutsche Bauer wird jedoch vorderhand von competentester Seite für unfähig erklärt, mit dem „complicirten" Apparat näher vertraut gemacht werden zu können. O Deutschland! Deutschland! wo sind die Früchte deiner Gelehrsamkeit und deiner salomonischen Weisheit? Was wird aus der Saat deiner gerühmten Volkserziehung und deiner Tausende von Kleinkinderschulen? Die Bauern von Oxfordshire können nicht schreiben, und die Rekruten aus der Languedoc können nicht einmal lesen; aber die einen regieren mit Säbel und Kanonen die halbe Welt, und die andern führen Maschinen über ihre Felder, machen Geld aus Kohlen und regieren, was mehr ist, sich selbst. Das politische Leben dieses merkwürdigen Volks wird mir mit jedem Tage ein Gegenstand größerer Bewunderung.

Begleiten wir den Wandersmann, dem sich indessen allerlei Möglichkeiten eröffnet hatten — bald sollte er nach Kalkutta, dann handelte es sich um eine Stellung in China, dann wieder um eine solche an einer südamerikanischen Eisenbahn oder um eine civilisatorische Aufgabe im weiten Rußland —, auf die Station seiner Wanderungen, wohin ihn endlich „sein Schicksal" schickte, nach Aegypten. In überaus unterhaltender Weise schildert er seine Reise, seine Eindrücke vom ersten Blick nach Afrika hinein, seine seltsame Stellung und die mannichfaltigen Schwierigkeiten und Kämpfe, die sie mit sich brachte. Er schreibt an einen Freund:

Wie ich hier hängen geblieben, wie man mit einem ägyptischen Pascha haust, wie man mit nie geträumten Schwierigkeiten kämpft und andere, unter deren Wucht man in civilisirten Ländern fast erlag, hier rein vermißt und vergißt, ist schwer in Kürze auseinanderzusetzen. Genüge es dir, daß ich ... mich sehr wohl und zufrieden fühle. Umgeben von stets neu auftauchenden, theilweise kolossalen Unternehmungen, als moderner Dampfnomade heute in Alexandrien, gestern in der Wüste, morgen im Nilschlamm steckend, die freundliche Aussicht, Dampfpflüge nach Nubien und Palästina zu verpflanzen, da und dort freilich eine Explosion oder sonst ein kleines Malheur, aber stets Geld genug und die fürstlichste Bereitwilligkeit, es für Sinn und Unsinn herzugeben, um den Schaden wieder gut zu machen: das sind die hellern Grundzüge meines ersten Jahres im Lande der Pharaonen. Ich hatte allerdings und habe noch zu arbeiten wie ein Roß mit Feile, Hacke, Bambus, Bleistift und Feder. Aber man sieht hier doch, daß man etwas schafft. Als ich ins Land kam, war ein einziger Dampfpflug da, und dieser nicht gehörig im Gange. Nächste Saison habe ich 26 Maschinen nur für diesen Zweck thätig, während der Vicekönig, veranlaßt durch meine — mit Bescheidenheit möchte ich es erwähnen — Erfolge, allein im Augenblick 200 Maschinen bei Fowler bestellt hat.

Die vierthalbjährige Arbeit im Pharaonenland wurde ab und zu unterbrochen durch einen Ausflug nach Jerusalem, nach Syrien, aufs Libanongebirge u. s. w. Besonders interessant ist die Beschreibung einer Besteigung des Attakeberges, die er mit einem Landsmann, Dr. Fraas von Stuttgart, den seine geologischen Studien hierher führten, unter allerlei wirklich ernstlichen Gefahren glücklich vollbrachte. Höchst ergötzlich sind die Abenteuer, die er mit den ägyptischen Großen wie mit den Kleinen, bis zu seinem diebischen Koch und Hausvogt herab, zu bestehen hatte. Aber endlich konnte er ans Heimreisen denken. Er kündigt das den Aeltern an:

Ob ich einen Moment nach Athen gehe, um von dort aus das delphische Orakel zu befragen? Ob ich über Brindisi, über Marseille, über Triest nach Hause stürze? Ich weiß es selbst nicht; aber „heim muß i", das ist klar.

Und endlich kann er Genaueres berichten:

Etwa am 10. Juni könnte ich am Horizont aufsteigen und bei hellem Wetter mit bloßem Auge hinter einem schwäbischen Bierglas gesehen werden. Aber alles hängt von allem ab.

Damit endet der erste Band des „Wanderbuchs". Jedem Leser wird es sicherlich gehen, wie es uns ging: er wird auf die Fortsetzung gespannt sein, wie wenn's ein Roman wäre. Und es ist doch kein Roman, sondern es sind einfache, schlicht erzählende Briefe eines Sohnes an seine Aeltern. Aber dieser Sohn schreibt nicht nur als Ingenieur, sondern als ein Genie, und darum ingeniös, und Romanhaftes und Romantik brachte sein Wanderleben genug mit sich: darum liest sich das „Wanderbuch" spannend wie ein Roman.

5. Ein Spaziergang um die Welt. Von A. Freiherr von Hübner. Vierte Auflage. Wohlfeile Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, T. O. Weigel. 1882. Gr. 8. 6 M. Fünfte Auflage; mit drei Abtheilungstitelbildchen von Rudolf Cronau. Leipzig, T. O. Weigel. 1885. 12. 5 M.

Wie in dem vorhin besprochenen Buch aus drei Welttheilen gar mannichfach wechselnde Bilder uns vorgeführt werden, so kommen wir an der Hand dieser Schrift des Freiherrn A. von Hübner gleichfalls in der ganzen Welt, ja um die ganze Welt herum. Es sind Tagebuchblätter, die Hübner hier zusammenstellt. Sie sind schon in verschiedenen Ausgaben erschienen. Wir freuen uns hier auf eine billige Volksausgabe mit großem, schönen Druck hinweisen zu können. Aber die andere, hochfeine, mit drei Titelbildern geschmückte wird in andern Kreisen auch viele Freunde finden und als elegantes Geschenk verwendet werden. Weiterer Empfehlung bedarf eigentlich das Buch nicht; wenn eine Reisebeschreibung fünf Auflagen erlebt, so hat sie ihr Existenzrecht zur Genüge bewiesen.

Der „Spaziergang um die Welt", den Hübner gemacht hat, ist nicht eine vollständige Reisebeschreibung; Nordamerika, das Reich der aufgehenden Sonne (Japan) und das Reich der Mitte (China) zu sehen und seine Eindrücke und Beobachtungen niederzuschreiben, das stellte er sich zur Aufgabe. Und beobachtet hat er scharf mit dem geübten Blick eines hochgebildeten Mannes, und er urtheilt auch über das, was er beobachtete; dem Leser drängt sich unwillkürlich die Bedeutsamkeit und das Gewicht dieser Beobachtungen und Urtheile eines aristokratischen Geistes auf. Und zu der Bedeutsamkeit des Inhalts kommt die Schönheit der Form, der Darstellung, in welcher diese Tagebuchblätter sich uns bieten. Der Inhalt ist so reich und mannichfaltig, daß wir nur aufs gerathewohl einzelnes herausgreifen können.

Ueber das Familienleben in dem empor- und vordringenden Volk Nordamerikas z. B. schreibt Hübner:

Die dem Angelsachsen so theuere Häuslichkeit zählt wenig im Leben seiner überseeischen Vettern. Die Erklärung ergibt sich von selbst. In der Neuen Welt erblickt der Mann als Eroberer das Licht. Sein ganzes Leben ist ein ununterbrochener Kampf, ein Wettlauf über furchtbare Hindernisse hinweg, um einen Preis von unberechenbarem Werth. Er muß auf der Rennbahn erscheinen. Er kann nicht innehalten auf die Gefahr hin, von den Nachfolgern zertreten zu werden. Er dringt in die Urwälder, lichtet sie, wo er kann, bereitet die Wege den nachkommenden Geschlechtern, den Brüdern der Zukunft. Den grünen Ocean der Prärien verwandelt er in Ackergrund, die Rothhäute entreißt er der Barbarei (indem er sie vertilgt!); der Gesittung, dem Christenthum erschließt er die Wege. Er besiegt die wilde Natur und erobert einen Welttheil. Dies ist seine Bestimmung. Sein Leben ist ein Feldzug, eine Reihe von Schlachten, von Märschen und Gegenmärschen; die sanften Freuden, das traute Zusammensein, die Gemüthlichkeit des Familienlebens bilden nur Episoden*) in seinem fieberhaften, kampfbewegten Dasein. Ist er glücklich? Sein müdes, trauriges, unruhiges, zuweilen kränkliches Aussehen gestattet den Zweifel. Uebermäßige Arbeit ist selten zuträglich. Sie erschöpft die physischen Kräfte, sie verschließt gegen geistige Genüsse und verhindert die Sammlung der Seele. Aber mehr noch leidet unter diesen Verhältnissen die Frau. Sie sieht ihren Mann den Tag über nur einmal, höchstens während einer halben Stunde, und abends, wenn er übermüdet heimkommt, um sogleich den Schlaf zu suchen. Sie kann ihm nicht beistehen, nicht mit ihm die Bürde des Lebens tragen, seine Hoffnungen, Mühen und Sorgen theilen. Kaum daß sie sie kennt; denn zu traulichen Mittheilungen, zu geistigem Verkehr fehlt die Zeit. Auch als Mutter ist ihre Thätigkeit beschränkt. An der Erziehung der Kinder nimmt sie nur geringen Antheil. Letztere sind meist außer Hause und erziehen sich selbst. Gehorsam und Ehrfurcht für die Aeltern kennen sie nicht. Dagegen lernen sie sehr frühzeitig die Fürsorge und Unterstützung des Vaters und der Mutter entbehren. Sie reifen rasch und bereiten sich schon im zartesten Alter für die Kämpfe vor, für die Stürme und Abenteuer, die ihrer harren.

Vielleicht ist es in dem Paradies der „Auserwählten", der Mormonen, anders und besser? Ihnen hat Hübner einen Besuch gemacht, der ihn in Stand setzte, ein competentes Urtheil abzugeben. Er hatte mit einem „Bischof" derselben folgendes Gespräch:

Der Mormone: „Ich habe drei Frauen und befinde mich wohl dabei." — „Und Ihre Frauen?" — (Laut lachend.) „Ei, das ist ihre Sache." — „Finden Sie nicht, daß die Vielweiberei die Frau herabwürdigt?" — „Nicht im geringsten." — „Fühlen Sie mit Ihren drei Gattinen niemals Gewissensbisse?" — „Ich würde deren empfinden, wenn ich nicht Polygam wäre. Ich erfülle ein ausdrückliches Gebot Gottes. Ich nähre meine Kinder und schicke sie in die Schule. Punctum. Satis. Sie können das nicht verstehen, denn Sie sind kein Auserwählter. Wir andern sind nicht nur Auserwählte, sondern sogar Privilegirte. Gott gewährt uns als solchen die Offenbarung, die Inspiration. Was wir also thun, ist wohlgethan."

Das Haupt der Mormonen, Brigham Young, bei welchem Hübner einen Besuch machte, schildert er so:

Er hatte soeben sein siebzigstes Jahr zurückgelegt, sah aber bedeutend jünger aus. Er war über mittlere Größe, hielt sich sehr gerade und schien eine treffliche Gesundheit zu besitzen. Die Augen, welche den Blick anderer nicht ertrugen, verriethen mehr Schlauheit als Geist, der Mund grobe Sinnlichkeit, das übergroße, eckige Kinn Thatkraft, wenn nicht Grausamkeit. Alles in allem eine auffallende Erscheinung. Zugleich anziehend und abstoßend. Man begriff, daß der Mann seine Opfer fascinirte wie eine Schlange, daß, hatte er sie einmal in seiner Gewalt, er sie

*) Aber freilich, ist es bei uns anders? Ist nicht mehr und mehr auch bei uns die Klage der Frauen häufig, daß sie von ihren vielbeschäftigten Männern „nichts haben"?

beugte unter das Joch seiner Schreckensherrschaft, daß er sie ohne Zögern und ohne Barmherzigkeit zermalmte, wenn sie Miene machten, sich seiner Umarmung zu entziehen. Ich sage nicht, daß Brigham so war. Ich sage nur, daß er diesen Eindruck auf mich machte sowie auf die meisten seiner Besucher. ... Was ich hier sagen will, ist nur, daß mir Brigham im höchsten Grade missiel. Auch sein geziertes Wesen hatte nichts Gewinnendes. Abwechselnd pomphaft und zuthunlich, salbungsvoll und schäkernd, streng und süßlich, vergaß er keinen Augenblick die Rolle des Propheten. Ehe er einen orakelhaften Ausspruch that, neigte er das Haupt, legte sein Gesicht in majestätische Falten und heftete den stieren Blick auf den Boden. ... Nach seinem Aeußern, nach seinem Benehmen, nach dem Unsinn beurtheilt, welchen er die Stirn hatte vorzubringen, erschien mir Brigham als ein frecher Betrüger ... aber zu bewundern sind die verschwenderischen Gaben, mit welchen die Vorsehung diesen merkwürdigen Mann überschüttete, seine Menschenkenntniß, sein heller, obgleich ungebildeter Verstand, seine Ausdauer, seine unbezähmbare Thatkraft und als Wirkung und endlicher Erfolg die unumschränkte geheimnißvolle Herrschaft über seine Anhänger.

Der „Spaziergang um die Welt" führt uns weiter in das „Land der aufgehenden Sonne". Dem interessanten Kampf zwischen Altem und Neuem, der gegenwärtig in Japan spielt, widmet Hübner verschiedene Bemerkungen:

Ich billige die in den obern Schichten der Nation zu Tage tretende Sehnsucht nach Fortschritt, nach Verbesserung, nach Aufklärung. Auch die Versuche, durch Nachahmung des Auslandes die Wohlthaten der europäischen Gesittung zu erreichen, haben ihre löbliche Seite. Aber die Art, wie man zu Werke geht, scheint mir, auf das gelindeste gesagt, unpraktisch. Viele finden, der Weg sei gut, nur schreite man allzu rasch vorwärts. Ich halte auch den Weg nicht für gut. Ich glaube, daß die wahre Reform vor allem die Herzen rühren muß. Sie muß in sie die Keime der Nächstenliebe legen und der Verzichtung auf sich selbst. Erst wenn das geschehen, wird man Gewaltthaten und Blutrache mit Erfolg verpönen und philanthropische Anstalten gründen können. Durch die Anerkennung der Frauenwürde wird das Eheband geläutert und gestärkt, die Sitten gehoben, die Familie wiedergeboren werden. Dann werden sich die Achtung des Eigenthums und die nöthigen Bürgschaften der öffentlichen Ruhe von selbst ergeben. Ohne diese Bürgschaften ist aber ein wahrer und dauerhafter Aufschwung ein leerer Wahn. ... Wie dem auch sei, unter lärmendem Beifallgejauchze, welches sich aber beim ersten Unfall in bittern Hohn und Tadel verwandeln wird, ist der Nachen, der die Geschicke eines großen Reiches trägt, vom Ufer gestoßen. Rasch gleitet er mit der Strömung hinab. Wird er den Hafen erreichen? Möglich. Wird er umschlagen und versinken? Wahrscheinlich. Wer weiß es? Nur das ist sicher, daß er nicht anhalten, nicht stromaufwärts zurückkehren kann. Also auf gut Glück voran!

Wir wären versucht, auch noch aus der dritten Abtheilung, „China", allerlei mitzutheilen. Von hohem Interesse ist z. B. der Besuch Hübner's in einem chinesischen Gefängniß und die Schilderung der chinesischen Gerichtsverhandlung, der er beinwohnte. Aber wir wollen nicht zu weitläufig werden und verweisen auf das Buch selbst. Nur noch zwei Sätze aus demselben.

Ueber die Versuche, europäischer Civilisation in China Eingang zu verschaffen, heißt es:

Um die Chinesen zu unserer Civilisation zu bekehren, müßte man mehr auf ihr Herz zu wirken wissen als auf ihren Geist. ... Den Willen müßte man umzukehren im Stande sein. Die Chinesen sind nicht wie die Japaner gute Kinder; sie sind ernste Männer, befähigt, unsere Civilisation anzunehmen, wenn sie uns verstehen werden, und verstehen werden sie uns am Tage, wo sie wollen.

Zur Ethnologie.

Zur zeit ist es schon möglich, wenn auch zunächst nur in allgemeinen Umrissen, den Ausbau der auf vergleichend ethnologischer Basis begründeten Weltanschauung nach den verschiedenen Sphären der menschlichen Erkenntniß zu beginnen und somit dem Gefüge ein immer solideres Fundament zu verleihen. Am fruchtbarsten hat sich die neue Perspective wol auf dem Gebilde der Moralphilosophie gezeigt, wo bereits erhebliche Wandlungen in den grundlegenden Principien zu verzeichnen sind und mit dem täglich anwachsenden und der Verbreitung harrenden Material noch bevorstehen. Auch die Rechtsgeschichte (hier in universellem Sinne genommen) läßt dem unbefangenen Beobachter schon mächtige Einwirkungen jener naturwissenschaftlich-genetischen Behandlung erkennen. Einer der rüstigsten Arbeiter auf diesem Felde (in Sammlung von Thatsachen wie in theoretischer Verwendung, was beides hier ganz besonders unerläßlich ist) ist A. H. Post, der schon in verschiedenen systematischen Werken, zuletzt in den „Grundlagen des Rechts", die Entwickelung und soweit möglich auch den Ursprung der socialen Organisationen der menschlichen Rasse festzustellen versucht hat. In seiner vorliegenden Schrift unternimmt er es, die Beziehung der Jurisprudenz zu der Ethnologie im allgemeinen zu begründen:

1. Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz. Von A. H. Post. Oldenburg, Schulze. 1886. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die ethnologische Jurisprudenz, der jüngste Zweig der unter Benutzung aller möglichen wissenschaftlichen Methoden aufs reichste angebauten Rechtswissenschaft, hat zur Zeit noch um ihre Existenz zu kämpfen. Weite Kreise in der juristischen Gelehrtenwelt ignoriren sie noch oder stehen ihr feindlich oder doch wenigstens rein skeptisch gegenüber. Sowol von rechtshistorischer wie von rechtsphilosophischer Seite wird ihr eine wissenschaftliche Berechtigung überhaupt noch abgesprochen, oder es wird doch die Haltbarkeit der Fundamente, auf denen sie beruht, als eine durchaus zweifelhafte bezeichnet.

Wie der Verfasser richtig bemerkt, wird die wahre und dauernde Legitimirung dieser Disciplin durch den Umfang der erreichten, d. h. außer Zweifel gestellten Resultate beschafft, und das ist natürlich Sache und Aufgabe der

Detailforschung. Für uns handelt es sich hier zunächst um eine Klarlegung der Methode, d. h. der leitenden Grundsätze in der Forschung, die deshalb in kurzen Umrissen von uns zu skizziren sind. Die einfachste Ableitung des Rechts beruht auf individuell-psychologischer Grundlage, d. h. auf den seelischen Trieben und Affecten, welche bei der Ausbildung rechtlicher Anschauungen wirksam gewesen sind. Aber da die Wissenschaft keine weitere exacte Analyse dieser individuellen Momente kennt und die vielgerühmte Selbstbeobachtung ebenfalls jede Aussage hartnäckig verweigert, so bedarf es eines universalern und untrüglichern Materials, um daraus die bezüglichen Rückschlüsse für das fragliche Problem zu gewinnen. Dies Material bietet sich in den socialen Organisationen, die als ein Niederschlag der unbewußt wirksamen psychischen Kräfte des Menschen anzusehen sind, da ja das Individuum sich mit dem persönlichen und bewußten Ich nicht sieht, sondern dieses nur einen kleinen Ausschnitt jenes Princips darstellt:

So sind denn die Niederschläge der unbewußten menschlichen Seelenthätigkeiten in den Sitten und Anschauungen der Völker eine unendlich wichtige Quelle für die Erkenntniß der menschlichen Seele, und die Geschichte der socialen Lebensgebiete liefert ein unendlich reichhaltigeres Material für die Erkenntniß der menschlichen Seele, als es durch introspective Selbstbeobachtung und durch Beobachtung des Seelenlebens eines einzelnen Menschen gewonnen werden kann. Ein bedeutender Theil unsers Seelenlebens, welcher uns überall nicht unmittelbar zum Bewußtsein kommt, kann aus den Sitten und Anschauungen der Völker abgelesen werden.

Das Recht entsteht insbesondere nur im geselligen Zusammenhang und kann schon deshalb nicht allein als Product einer angeborenen Vernunft gelten, abgesehen davon, daß dem Rechtsbewußtsein als solchem jede biologische Basis fehlt. Nicht die gleiche intellectuelle Höhe der Entwickelung bedingt auch eo ipso eine entsprechende Conformität der rechtlichen Begriffe, sondern lediglich die Gleichartigkeit eben der socialen Organisationen:

Hiernach ist der individuell-psychologische Standpunkt, wie er sich dem rechtswissenschaftlichen Forscher zunächst aufdrängt, nach allen Seiten hin unzulänglich für die Erklärung der Thatsachen des Rechtslebens, und es sind nur von einer social-psychologischen Bearbeitung des Rechtsgebiets wirklich werthvolle wissenschaftliche Resultate zu erwarten. Die social-psychologische Forschung geht bei Erforschung der Ursachen des Rechtslebens nicht vom menschlichen Individuum aus, sondern von den socialen Erscheinungsformen des Rechts, von den Rechtssitten, Rechtsanschauungen, den rechtlichen Institutionen, wie sie im Völkerleben uns entgegentreten. Alle diese Erscheinungen haben ihren ersten Ausgangspunkt von Aeußerungen des Rechtsbewußtseins individueller Menschen, welche auf socialen, durch das Zusammenleben in socialen Verbänden erzeugten Instincten beruhen. Solche Aeußerungen lösen sich durch häufige Wiederholung und Ausscheidung concreter Momente allmählich vom individuellen Boden. Sie werden zu Aeußerungen des Gesammtrechtsbewußtseins eines concreten socialen Entwickelungsgebiets. Es gewinnt ein Volk auf diesem Wege eine Reihe von Rechtsgewohnheiten und herkömmlichen Rechtsanschauungen, nach welchen gehandelt und geurtheilt wird und deren Aufrechterhaltung zur Aufgabe der Regierung des Kreises wird, in welchem sie sich gebildet haben. In diesem sogenannten positiven Recht nimmt das lebendige Volksrecht eine objective Gestalt an. Es schlägt sich analog in einer socialen Form nieder wie das religiöse Bewußtsein in Culthandlungen, Göttergestalten und Glaubenslehren, oder wie das menschliche Denken in der Sprache. Es liegt im positiven Recht einer bestimmten Epoche im wesentlichen das normale Rechtsbewußtsein der Gesammtheit der in einem socialen Entwickelungsgebiete verbundenen Einzelmenschen auf der Basis des von den frühern Generationen überkommenen Rechtszustandes.

Die auf diesen Grundsätzen fußende comparative Analyse des Rechts aller Völker für die gleichen Entwickelungsphasen hat bekanntlich namentlich für die ersten Stufen der Gesittung eine überraschende Aehnlichkeit erwiesen, die sich in ganz bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Institutionen und Rechtsanschauungen ausdrückt. Gegenüber dem solitären Charakter sprachlicher Bildungen erscheint hier, ähnlich wie bei gewissen allgemein menschlichen mythologischen und religiösen Ideen, eine seltsame Correspondenz dieser primitiven Structur, welche über jeden chronologischen und historischen Zusammenhang hinausreicht. Dennoch versteht es sich fast von selbst, daß für gewisse beschränkte Sphären die landläufigen Hülfsmittel der topographischen und exact geschichtlichen Forschung unentbehrlich sind, und zwar immer dann, sobald der specifisch ethnographische Typus eines Volks sich eigenthümlich in irgendeiner Weise fixirt hat. Deshalb ist auch der so vielfach noch heftig geführte Streit zwischen Ethnologie und Historiographie, oder in unserm Falle zwischen allgemein vergleichender und specifisch historischer Rechtswissenschaft, nur das Resultat einer gegenseitigen Verkennung der leitenden Principien und einer damit verknüpften unwissenschaftlichen Animosität. Freilich mag im einzelnen auch von der comparativen Richtung gesündigt werden, wie ja jede neue und bahnbrechende Idee in ihrer Krisis gewissen normalen Schwankungen unterworfen ist; aber gerade hier darf man sich mit der tröstlichen Gewißheit beruhigen, daß mit unvermeidlicher Nothwendigkeit durch das Anwachsen und die kritische Sichtung des ungeheuern Materials diese Fehlgriffe auf ein immer kleineres Gebiet eingeschränkt werden.

2. Die Seele indischer und hellenischer Philosophie in den Gespenstern moderner Geisterseherei. Von A. Bastian. Berlin, Weidmann. 1886. Gr. 8. 6 M.

Gerade der letzterwähnte Umstand, die Dringlichkeit einer möglichst umfangreichen Stoffsammlung, also die exacte Fundamentirung der inductiven Basis, ist für den berühmten berliner Gelehrten, diesen Allwisser der modernen Ethnologie, ein Gegenstand unaufhörlicher Sorge. Es bedarf keiner langen Erörterung, um den hervorragenden, man kann geradezu sagen, einzigartigen Antheil zu erweisen, den Bastian in seinen jahrelangen Streifzügen über den Erdball hin und in der stattlichen Reihe seiner Schriften für die Begründung und Entwickelung seiner Disciplin bekundet hat. Aus dieser fortwährenden Anspannung erkläre ich mir auch die so heftig von der Kritik gerügte und doch bei

Lage der Dinge so leicht begreifliche Incorrectheit seines Stils; eben bei dem staunenswerthen, über alle Zweige der alten und neuen Literatur verbreiteten Wissen des seltenen Mannes ergeben sich ganz von selbst in der Darstellung Analogien und Gegensätze verwandter und conträrer Ideenkreise, die einer weniger umfassenden Kenntniß nothwendigerweise entgehen. Diese Gedanken drängen sich mit elementarer Gewalt in den Zusammenhang der Exposition und stören — das muß allerdings zugegeben werden — nicht selten den ruhigen Genuß der Lektüre. Daß auch die Neuheit der Disciplin selbst zum Theil diese Lockerheit des Gefüges erklärt, wie sie den in langer kritischer Schulung erwachsenen Wissenschaften fremd ist, hat unser Autor übrigens mit Recht entgegnet, wie denn überhaupt nicht zu vergessen ist, daß er sich selbst dieser formellen Schwäche sehr wohl bewußt ist.

Die besonders von Tylor entwickelte Theorie des Animismus enthält, wie ich wol als bekannt voraussetzen darf, eine Reihe von religiösen Ideen und Grundsätzen, welche sich in auffallender Weise mehr oder minder getreu in den barbarischen Theologien wiederholen, ja die nicht selten noch in ihren charakteristischen survivals, wie Tylor es nennt, sich in den speculativen Systemen der Philosophen erhalten haben. Die Richtung des menschlichen Denkens vom Concreten, sinnlich Faßbaren bis zum Abstracten, Imaginären durch alle phantastischen Stadien hindurch läßt sich instinctiv und anschaulich an dieser freilich erst embryonalen allgemeinen Religionsgeschichte verfolgen. Und so muß, wenn anders diese Perspective überhaupt richtig ist, auch der moderne Ausläufer des uralten, fast möchte man sagen, aprioriischen Geisterglaubens, der gegenwärtig so großartig auftretende Spiritismus, seine prähistorischen Keime in fossilen, längst für steril gehaltenen Schichten des menschlichen Empfindens besitzen. Die vergleichende Uebersicht der Ethnologie bestätigt diese Vermuthung auf das glücklichste und lehrt in diesem vielbestaunten und angeblich originären Product unserer Zeit nur eine ziemlich unverfälschte, mit modischem Aufputz umgemodelte Imitation des bekannten vulgären Schamanismus primitiver Rassen erkennen:

> Je tiefer wir zu den untern Stufen der Naturstämme herabsteigen, desto wilder und wirrer trifft sich der Seelentanz, aus dem in wohlbekannten Masken jene Misgeburten hervortauchen, welche in der Civilisation des 19. Jahrhunderts in spiritistischen Cirkeln eine Heimat nicht nur, sondern selbst begeisterte Anhänger gefunden haben. Sobald, wie jetzt als nahe bevorstehend erachtet werden darf, die Ethnologie dem allgemeinen Verständniß der Gebildeten vertrauter entgegengetreten ist, wird dem gesunden Menschenverstand der Beweis geliefert sein, daß es sich hier nicht um ein Herüberzittern aus jenseitiger Welt, sondern um die niedersten Regungen instinctiv psychischen Lebens handelt, auf der Grenze des Thierischen und Menschlichen — um Beobachtungsobjecte also, die bei den Wilden etwa als normale zu studiren wären, bei uns dagegen als pathologische zu behandeln sind (in den Irrenhäusern oder den psychiatrischen Abtheilungen der Kliniken).

Dieses Verständniß kann sich nur ergeben aus der, wie Bastian es nennt, naturwissenschaftlichen Durchbildung der Psychologie, mit ihrer Begründung auf dem Völkergedanken, d. h. also mit der exact vollführten Rubricirung der bezüglichen Probleme und ihrer Lösungen in einen psychogenetischen Zusammenhang, der organisch die einzelnen Glieder miteinander verknüpft. Denn auch die Philosophenschulen schließen keine Weisheit länger ein für naturwissenschaftliche Weltanschauung; aber hier liegt genugsam psychologisches Interesse vor im Studium psychischer Schaffensthätigkeit, welche Jahrhunderte hindurch auf dasselbe Ziel gerichtet war. Es existirt für die streng pragmatische Wissenschaft eben keine supranaturale Offenbarung, bestehe diese auch nur in den Erleuchtungen der berüchtigten intellectuellen Anschauung unsers deutschen Idealismus, sondern es muß sich eben, soll anders von einem Causalgesetz und einer ihm adäquaten Erkenntniß überhaupt die Rede sein, alles naturgesetzlich erklären lassen. Wie seltsam und für die historische Forschung unerfindlich sich übrigens dieselben Ideenkreise und Grundvoraussetzungen in völlig verschiedenen Hemisphären und Zeiten wiederholen; das mag unter anderm die Thatsache erweisen, daß sich die Platonische Präexistenz der Seele und anderweitige kosmogonische Dichtungen bei den Südseeinsulanern wiederfinden. Auch die indische Speculation, sowol die des vielgegliederten Brahmanismus wie des ursprünglich oppositionellen Buddhismus, verräth eine merkwürdige Verwandtschaft sowol mit der griechischen als auch mit der modernen speculativen Philosophie, namentlich des subjectiven Idealismus. Die Geschichte des menschlichen Bewußtseins, diese höchste und einzige Aufgabe aller Wissenschaft, kann nicht mehr rein metaphysisch und deductiv, sondern muß empirisch und inductiv durch systematische Vergleichung und causale Verknüpfung der verschiedenartigen Manifestationen des menschlichen Geistes vorbereitet und verwirklicht werden. In diesem Sinne schließt Bastian sein Werk mit den Worten:

> Unsere Zeit, nach deutlicher Anschauung strebend, sieht eine Richtungslinie nur vor sich, ihre Aufgabe zu erfüllen: auf dem dornigen Pfade langsam beschwerlicher Arbeit, wie von der Induction verlangt, um ihre Methoden zur Verwendung zu bringen. Immer unabsehbar weiter weisen sich die uns geöffneten Perspectiven bei naturwissenschaftlicher Behandlungsweise der Psychologie, aber ermuthigend schon beginnt es zu klingen aus den Gesetzlichkeiten eines harmonischen Kosmos, dessen Tempel zu krönen der Zukunft einstens mag vorbehalten sein.

Th. Achelis.

Zur Witterungskunde.

Handbuch der ausübenden Witterungskunde. Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Wetterprognose. Von W. J. van Bebber. Zwei Theile. Erster Theil: Geschichte der Wetterprognose. Mit 12 Holzschnitten. Stuttgart, Enke. 1885. Gr. 8. 8 M.

Nachdem die Meteorologie eine selbständige Wissenschaft geworden, ist auch das Bedürfniß nach einer Darstellung ihrer geschichtlichen Entwickelung allmählich hervorgetreten. Alle diejenigen, welche sich für Meteorologie interessiren, werden daher W. J. van Bebber Dank wissen, daß er durch die Herausgabe dieses Buchs eine in der meteorologischen Literatur schon lange gefühlte Lücke in so ausgezeichneter Weise ausgefüllt hat. Nicht nur der Fachmann, sondern auch der Laie wird seine in elegantem Stil geschriebene „Geschichte der Wetterprognose" mit Interesse lesen. Der Inhalt des Buchs ist in zehn Abschnitte gegliedert. Der erste handelt von dem Glauben an willkürliche Einflüsse höherer Wesen und übernatürlicher Kräfte auf die Witterungserscheinungen; der zweite beschäftigt sich mit der Astrometeorologie, d. h. mit der Vorherbestimmung der Witterung aus dem Stand der Planeten. Im dritten Abschnitt, der von dem Einfluß des Mondes auf die Witterung handelt, wird gezeigt, daß es erst in der neuern Zeit möglich geworden ist, den althergebrachten Aberglauben, daß der Mond das Wetter beeinflusse, durch das Licht der Wissenschaft einzuschränken und zu zeigen, daß der Mond auf unsere Witterungserscheinungen einen außerordentlich geringen, kaum festzustellenden Einfluß ausübt. Am Schluß dieses Kapitels stellt der Verfasser folgenden Satz auf: „Es ist nach dem jetzigen Stande der Mondmeteorologie durchaus verfehlt und jeder Wissenschaftlichkeit widersprechend, auf Mondeinflüsse Wetterprognosen zu gründen, und ist ein solches Vorgehen den astrologischen Bestrebungen fast gleich zu achten." Er hält es im Interesse der Wissenschaft wichtig, erneute umfangreiche Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Witterung. auszuführen, zumal da die frühern Untersuchungen mangelhaft waren. Nachdem im vierten und fünften Abschnitt der Einfluß der Kometen und Meteoriten kurz besprochen ist, wendet sich der sechste Abschnitt der Betrachtung des Einflusses der Sonnenflecken auf die Witterung zu. Der siebente Abschnitt beschäftigt sich mit der Prüfung der alten Wetterregeln. Die drei letzten Abschnitte bringen ausführliche Darstellungen der Entwickelung der modernen Meteorologie und der Wettertelegraphie in den verschiedenen Culturstaaten, sowie eine Zusammenstellung der auf den meteorologischen Conferenzen und Congressen gefaßten Beschlüsse. Die 394 Anmerkungen, welche an den Schluß des sehr gut ausgestatteten Werks verwiesen sind, geben äußerst werthvolle Literaturnachweise für weitere Studien auf dem Gebiete der Geschichte der Meteorologie.

Friedrich Traumüller.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der Briefwechsel des verstorbenen Premiers Lord Beaconsfield mit seiner Schwester, den sein Bruder Ralph Disraeli unter dem Titel „Lord Beaconsfield's Correspondence with his Sister, 1832—1852" veröffentlicht hat, wird für noch interessanter erklärt, als die früher von demselben herausgegebenen „Home Letters". In diesen Briefen an die Schwester nämlich erfahren wir noch Näheres über die innern Gefühle und die Ansichten des damals in seiner Entwickelung begriffenen Staatsmanns und Schriftstellers, und da sie an eine Schwester gerichtet sind, die völlig an ihn glaubte, so enthüllt er sich eben ihr gegenüber ganz wie er war und läßt seinem Egoismus ungehindert freien Lauf. Jedenfalls bilden diese Briefe das beste Material zu seiner künftigen Biographie.

— Das merkwürdige Tagebuch des genfer Professors Amiel hat in Mrs. Humphrey Ward eine Uebersetzerin gefunden, welche es unter dem Titel „The Journal Intime of Henry Frédéric Amiel" mit einer Einleitung und Anmerkungen erscheinen ließ.

— Ueber Victor Hugo sind soeben zwei englische Werke erschienen und zwar „Victor Hugo: his Life and Work" von G. Barnett Smith, und „Victor Hugo: a Memoir and a Study" von James Cappon, von denen das letztere entschieden das bedeutendere, weil auf strengerer Kritik beruhende ist. Damit soll indeß nicht etwa gesagt sein, daß Cappon die wahre Bedeutung Victor Hugo's, seinen hohen, dem Cynismus Frankreichs und Englands so entgegengesetzten Idealismus, verkennt; im Gegentheil zollt er diesem bei der Besprechung seiner Romane volle und verständige Anerkennung.

Auch von dem nun verstorbenen Landsmanne des großen Dichters, Paul de Saint-Victor, ist ein kritischer Essay: „Victor Hugo", erschienen, in welchem ebenfalls die Kritik der Romane das Lesenswertheste sein dürfte.

— Nicht unerwähnt darf ein neues Werk des berühmten Historikers James Anthony Froude bleiben, der seine auf einer Reise in Australien gesammelten Erfahrungen und seine Ansichten über das englische Colonialwesen in „Oceana; or England and her Colonies" niedergelegt hat. Daß die Ansichten eines Froude einsichtsvoll und beachtenswerth sind, ist selbstverständlich; gleichwol werden sie cum grano salis aufgenommen werden müssen, da er durch den ihm überall zutheil gewordenen glänzenden Empfang und die wahrhaft fürstliche Huldigung, die ihm bei unsern Antipoden von allen Seiten dargebracht worden, wol alles in zu rosigem Lichte gesehen und dargestellt hat.

— In der Tauchnitz-Sammlung ist soeben ein neuer Band: „A Laughing Philosopher" &c., von der Verfasserin des köstlichen „The Three Sisters", L. D'Estrelle Keeling, erschienen, welcher die ebengenannte Erzählung und einige kleine Possen enthält. Diese letztern sind zwar sehr spaßhaft, aber unbedeutend;

der „lachende Philosoph" hingegen, welcher die Erlebnisse und Beobachtungen eines Säuglings, von ihm selbst erzählt, enthält, ist ebenso originell und glücklich der Idee wie der Ausführung nach und von einer so das Zwerchfell erschütternden Wirkung, daß wir es allen, die des Lebens und seiner Misèren überdrüßig sind und jene Erheiterung suchen, die uns, frei von übeln Nachwirkungen, über das Kleinliche und Gemeine des alltäglichen Daseins erhebt, nicht dringend genug empfehlen können. Die kleine Schöpfung ist ein wahres Meisterstück und dürfte manche größere, ernste Werke der Belletristik unserer Zeit überleben; ja es ist eine Perle des echtesten, gesundesten Humors, ähnlich der, die uns kürzlich Daudet in seiner „Schweizer Humoreske" geboten hat. Das Buch ist, nebenbei erwähnt, Felix Dahn gewidmet.

— Obgleich es kein Originalwerk, wollen wir doch nicht unterlassen, das von Victor Derily aus dem Russischen Fedor Dostoieffsky's übersetzte Buch „Le Crime et le Châtiment" seiner Bedeutendheit wegen hier anzuzeigen. Es enthält die Geschichte eines Mordes und dessen Bestrafung, welche dem Mörder auf dem Fuße nachfolgt. Dies wäre zwar nichts Neues; wunderbar aber und vielleicht beispiellos ist der Eindruck, den die Darstellung hervorbringt. Sie ist realistisch im besten Sinne: der Leser lernt die geschilderten Personen genauer kennen, als wenn er jahrelangen Umgang in Wirklichkeit mit ihnen gehabt hätte, und macht deren Erlebnisse in eigener Person mit ihnen durch. Ueber jeden der zahlreichen Zwischenfälle und der Charaktere, deren mindestens ein Dutzend vorgeführt wird, ließe sich ein langer Commentar schreiben, so bedeutend und gelungen sind sie alle. Kurz es ist ein vollendetes Kunstwerk von ganz eigenthümlicher und mächtiger Wirkung, das trotz seines grauenhaften Inhalts eine veredelnde Tendenz hat. Wenngleich nicht direct politisch, ist es dennoch zugleich die beste und ausführlichste Erklärung des Nihilismus, die bisjetzt gegeben worden.

— In seinem neuen Roman „L'aventure de Mlle. de Saint-Alais" hat Henry Rabusson die durch seine „Madame de Givré" erregten Erwartungen nicht enttäuscht, ja eher noch übertroffen. Es ist ein verdienstvolles Sittengemälde, das durchaus kein Aergerniß gibt, und zugleich einer der ersten französischen Romane, in denen eine Yachtfahrt eine Rolle spielt.

— Paul Bourget setzt in seinen „Nouveaux essais de psychologie contemporaine" seine verdienstvollen und interessanten, halb kritischen, halb moralisirenden Schilderungen zeitgenössischer französischer und ausländischer Schriftsteller fort. Diesmal sind es Dumas Sohn, Leconte de Lisle, die Gebrüder Goncourt, Turgenjew und Amiel, mit denen er sich beschäftigt. Der werthvollste Essay dürfte der über de Lisle sein.

— Trotz des Erfolgs, welchen F. Coppée's „Les Jacobites" auf der französischen Bühne gehabt, kann die literarische Kritik dieses historische Drama nur als verfehlt bezeichnen. Nicht blos gebricht es demselben an der Localfärbung, sondern auch das Versmaß, die Charaktere und das gesammte Stück sind so mittelmäßig ausgefallen, wie man es dem geachteten Verfasser der „Contes en prose" nicht zugetraut hätte.

— „Un matrimonio in provincia" von der Marchesa Colombi ist eine frisch geschriebene, aber nicht über das Niveau des Gewöhnlichen sich erhebende Novelle.

Bibliographie.

Alberti, C., Ludwig Börne. (1786—1837.) Eine biographisch-literarische Studie zur Feier seines 100jährigen Geburtstages. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 M.

Anger, G., Illustrirte Geschichte der k. k. Armee in ihrer kulturhistorischen Bedeutung von der Begründung an bis heute. Unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller und Künstler mit Benützung der besten literarischen und manuscriptlichen Quellen herausgegeben. Mit vielen, theils mit den Epochen gleichzeitig, theils neuen Illustrationen hervorragender Künstler. 1ste Lfg. Wien, Anger. Gr. 8. 60 Pf.

Becker, B., Zinzendorf im Verhältnis zur Philosophie und Kirchentum seiner Zeit. Geschichtliche Studien. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 8 M.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Ausgewählt, herausgegeben und erläutert von H. Riotte. Nr. 3: Mit dem Strome. Schauspiel von C. Walther. Die Dramaturgie und das Leben. Ein Essay als Nachwort. Leipzig, Bieweg. 8. 50 Pf.

Boecker, W., Der wilde Kanarienvogel und seine Veredelung in der Gefangenschaft. Ilmenau, Schröter. 8. 1 M.

Böhm, G., Philipp von Jolly. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit einem Lichtdruck der Büste Jolly's und einem Verzeichniß seiner Schriften. München, Fritsch. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Brabber, C., Im Banne des Herzens. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Brunner, S., Denk-Pfennige zur Erinnerung an Personen, Zustände und Erlebnisse vor, in und nach dem Explosionsjahre 1848. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 3 M.

Byr, R., Dora. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 8 M.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Eye, A. v., Wesen und Werth des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesammtbewußtseins der Menschheit. 2te Aufl. Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur. Gr. 8. 4 M.

Farner, U., Die Bettel-Urschel. Volks-Schauspiel. Zürich, Schmidt. 8. 1 M. 60 Pf.

Fels, R. v., Neidoscha. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Fester, R., Die armirten Stände und die Reichskriegsverfassung. (1681—1697.) Frankfurt a. M., Jügel. Gr. 8. 3 M.

Das Freßtournier. Ein ritterliches Schaustück. Text von Coque; Musik von Wetperi. Lohr a/M., Liebe. 8. 50 Pf.

Friedrich, F., Das Pflegekind der Junggesellen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Fournier, A., Napoleon I. Eine Biographie. 1ster Bd.: Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich. Prag, Tempsky. 8. 1 M.

Genschen, O. F., Vier Erzählungen. (Frühlingsstürme. Lucretia. Finale. Weihnachtsglocken.) Berlin, Grosser. 8. 2 M.

Georgens, Der Arbeits-Unterricht in der Volksschule. Mit einem internationalen Formenschatz. 1stes Hft.: Die social-pädagogische und politische Nothwendigkeit der Arbeits-Uebung in organischer Verbindung mit dem Mittheilungsunterricht. Kritik, Grundsätze, Methode und Lehrplan. Berlin, Mittag. Gr. 8. 1 M.

Gotschling, Geschichte des 1. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 75 von seiner Gründung im Jahre 1866 bis zum Ende des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Zusammengestellt für das Regiment. Mit 6 Skizzen und 1 Marschkarte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Grabinski, L., Die Sagen, der Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlesien. Mit einem Anhang über Prophezeihungen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben. Schweidnitz, Brieger u. Gilbers. Gr. 8. 1 M.

Hartmann, J., Chronik der Stadt Stutgart. 600 Jahre nach der ersten denkwürdigen Nennung der Stadt (1286). Mit zahlreichen Abbildungen. 1ste Lfg. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Gr. 8. 50 Pf.

Hegewald, Die Heidelberger Chronik. Festgabe zum Heidelberger Universitätsjubiläum 1886. Meiningen, v. Eye. Gr. 8. 50 Pf.

Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln und Farbendruck. 1ste Abtlg. Berlin, Grote. Gr. Lex.-8. 4 M.

Joachim, Ueber die Zuchtmittel der Mädchenschule, namentlich der höheren. Leipzig, Siegismund und Volkening. Gr. 8. 50 Pf.

Kienzl, W., Miscellen. Gesammelte Feuilletons und Aufsätze über Musik, Musiker und musikalische Erlebnisse. Leipzig, Mathes. Gr. 8. 4 M.

König, E. A., Spuren im Sande. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Kremer, A., Gedichte. Würzburg, Stahel. 1885. 12. 3 M. 60 Pf.

L'Arronge, A., Dramatische Werke. 7ter Bd.: Die Sorglosen. Lustspiel. — 8ter Bd.: Der Weg zum Herzen. Lustspiel. Berlin, Lassar. 8. à 4 M.

Limpurg, F. v., Die Lotosblume. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Lorm, H., Die schöne Wienerin. Roman. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Meding, O., 89 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers. Mit Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von C. Hallberger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Hoch 4. 2 M.

Meyer, R. M., Jonathan Swift und G. Ch. Lichtenberg. Zwei Satiriker des 18. Jahrhunderts. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Morre, C., Der Glückselige. Posse mit Gesang. Graz, Goll. Gr. 8. 1 M.

Musäus, F., Comment und Cerevis! Humoristische Erzählungen aus dem Studentenleben. Leipzig, Unflad. 8. 1 M. 50 Pf.

Salzmann, E., Hinter Klostermauern. Eine Erzählung aus Grafenheim. Tübingen, Osiander. 8. 3 M. 60 Pf.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. 1ster Bd. 1670—1763. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Souchay, T., Frisch vom Herzen! Lieder und Dichtungen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 4 M.

Soyka, K., Veilchen im Schnee. Gedichte. Reichenberg, Fritsche. 1885. 16. 3 M.

Strich-Chapell, F., Aus'm Herze'. Schwäbische Volksklänge. Eine Auswahl der besten Gedichte in schwäbischer Mundart. Mit vielen Illustrationen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 3 M.

Thilo, C. A., und O. Flügel, Dittes über die praktische und theoretische Philosophie Herbart's. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Weisbrodt, Das Litthauische Ulanen-Regiment Nr. 12 von der Formation bis zur Gegenwart. Mit Illustrationen und 2 Marschkarten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Päpste

seit dem Ausgang des Mittelalters.

Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet von **Dr. Ludwig Pastor,** a. o. Professor der Geschichte an der Universität Innsbruck.

Erster Band. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II. Gr. 8. (XLVIII u. 723 S.) 10 M.; in Original-Einband, Leinwand mit Deckenpressung 12 M.

Das ganze Werk ist auf sechs Bände berechnet, wovon jeder ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet und einzeln zu beziehen ist. — Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Carls V. Aus den Quellen dargestellt. Gr. 8. (XVI u. 507 S.) 7 M.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 103 bis 109.

Deutscher Reichstag. — Das ostrumelische Abkommen. — Griechenland und die Mächte. — Fürst Bismarck über den Ausgleich mit der Curie. — Botschaft des Präsidenten Cleveland über die Chinesen-Frage. — Rußland und der Abschluß der ostrumelischen Frage. — Von den technischen Regierungsbeamten im Reiche und in Preußen. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Schuldknechtschaft und Exemtionsbefreiung.

Die Gesellschaft für deutsche Colonisation und das deutsche Ostafrika. Von O. Kienitz. (III. Schlußartikel.) — Die Unechtheit der Königinhofer und Grüneberger Handschrift. — Anglofranzösische Herzoginnen. — Zur italienischen Kunstgeschichte. Von W. Lübke. — Brüsseler Eindrücke. Von Dr. Freiherrn von Thüna. (I/II.) — Rhetorische Kunststückchen. Von R. Kleinpaul. (I/III.) — Der neueste Roman von Maurus Jokai. Von J. Weiß. — Ueber antike Baukunst. Von H. Semper. — Busiri's Antwort an Gregorovius. — Der Schlachtenmaler Albrecht Adam. (Ein Gedenkblatt zum ersten Centenarium seiner Geburt.)

Deutschland und die asiatisch-türkischen Bahnen. (Schluß.) — Geschäftliche Jahresberichte: Discontogesellschaft in Berlin. Oesterreichische Länderbank.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DE SCULPTURA

von

POMPONIUS GAURICUS.

Mit Einleitung und Uebersetzung neu herausgegeben

von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. phil. und Privatdocent an der Universität Leipzig.

8. Geh. 6 M.

Das 1504 zu Florenz erschienene, in lateinischer Sprache verfasste Lehrbuch der Bildhauerkunst von Pomponius Gauricus gehört zu den hervorragendsten kunsttheoretischen Schriften aus der Zeit der italienischen Renaissance. Durch vorliegende neue Ausgabe, welche den vollständigen Originaltext mit deutscher Uebersetzung und einen einleitenden Commentar des Herausgebers enthält, wird das selten gewordene Buch Künstlern und Kunstforschern wieder zu erleichtertem Gebrauche dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuguinea.

Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885

von

James Chalmers und **W. Wyatt Gill.**

Mit Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Das Deutsche Reich hat bekanntlich von dem nordöstlichen Theile Neuguineas, der größten unter den Südseeinseln, Besitz ergriffen, und infolge dessen beschäftigt sich die in Berlin gegründete Neuguinea-Compagnie eifrig mit Landerwerbungen und Errichtung von Handelsfactoreien auf diesem neuen Colonialgebiete. Vorliegendes Werk, das über Bodenbeschaffenheit und Klima Neuguineas, wie über Lebensweise und Rasseneigenthümlichkeiten der Eingeborenen im reichsten Maße Aufschluß gibt, wird sonach in der vorliegenden autorisirten Ausgabe gewiß auch dem deutschen Publikum sehr willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Krisis der letzten Friedensverhandlung mit Napoleon I. Von Wilhelm Oncken. — Cornelius Tacitus. Von Julius Asbach. — Irmengard von Hammerstein. Eine rheinische Geschichte. Von Karl Menzel. — Der Aufstand Siciliens 1516. Von Konrad Häbler. — Tridentiner Concil. Vorspiel und Einleitung. Von W. Maurenbrecher. — Pfalzgräfin Elisabeth und Descartes. Von Max Heinze. — Geschichte des päpstlichen Archivs bis zum Jahre 1817. Von S. Löwenfeld.

Dem „Historischen Taschenbuch" hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden, Leopold von Ranke gewidmeten neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem, gediegenem Inhalt.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1886. Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 6. Mai 1886.

Inhalt: Zur Lessing-Literatur. Von Robert Boxberger. — Sicilianische Lieder. Von Robert Waldmüller. — Zur Volksethik und Volkswirthschaft. — Neue Romane und Novellen. Von Frida Brasch. — Die Naturvölker. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Lessing-Literatur.

1. Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Erster Band. Stuttgart, Göschen. 1886. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von Alfred Schöne. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit dem Porträt von Frau Lessing und einem Facsimile. Leipzig, Hirzel. 1885.

An guten Lessing-Ausgaben ist noch immer kein Ueberfluß. Ja es geschah mir einmal zu der Zeit, als die erste und die zweite, von Maltzahn besorgte Lachmann'sche Ausgabe nicht mehr im Buchhandel zu haben waren, daß ich einem jungen Manne, der auch an der Hempel'schen etwas auszusetzen hatte, keine andere zu empfehlen wußte als die älteste von Karl Lessing besorgte, an deren sauberer Herstellung schon Goethe seine Freude hatte, und die freilich auch nur noch antiquarisch zu beschaffen war. Dem ist nun zwar in neuerer Zeit abgeholfen worden; und doch muß es einen Freund des Lessing-Studiums freuen, wenn ein Verleger sich noch zutraut, eine lohnende Anzahl Käufer für eine Ausgabe zu finden, die nicht blos für das große Publikum noch blos für die Lektüre, sondern auch für das Studium bestimmt ist, also für eine sogenannte kritische Ausgabe, wenn auch diese Benennung, wahrscheinlich in Rücksicht auf das große Publikum, auf dem Titel vermieden ist. Die Grundsätze einer solchen wollen wir für eben dieses große Publikum ganz kurz recapituliren, indem wir, von der kleinsten Kleinigkeit anfangend, zum Wichtigsten fortschreiten. Dabei ist zu bedenken, daß der Herausgeber dieser neu durchgesehenen Ausgabe (Nr. 1), Professor Franz Muncker in München, der sich über seine erfolgreichen Lessing-Studien schon öffentlich ausgewiesen hat, jedenfalls ebenso wol auf Wunsch des Verlegers wie aus eigener Ueberzeugung sich an Lachmann's Grundsätze gebunden erachtete; denn es ist nur eine Privatmeinung des Recensenten, daß man mit dem Namen Lachmann zu viel Staat macht. Dem großen Publikum gegenüber vertritt dieser Name immer noch den gelehrten Nimbus, den man nun einmal für eine kritische Lessing-Ausgabe für nöthig erachtet.

Was nun zunächst „der Kleinigkeiten kleinste", die Interpunktion und die Orthographie betrifft, so war es Lachmann's wohlerwogener Grundsatz, über den sich nicht weiter rechten läßt, sich an die Lesart der Originaldrücke streng zu halten und diese nicht nach einem einheitlichen System zu regeln. Denselben Grundsatz wird man auch hier beobachtet finden. Das Zweite ist dann die Anordnung der Schriften. Hier war Lachmann's durchaus richtiges Princip: größere Gruppen zu bilden und innerhalb derselben die chronologische Reihenfolge zu beobachten. Selbst Gödeke, der in seiner kritischen Schiller-Ausgabe die chronologische Reihenfolge allein maßgebend sein lassen wollte, hat sich doch genöthigt gesehen, dem Lachmann'schen Princip mancherlei Zugeständnisse zu machen. Demnach beginnt diese neue Ausgabe wie alle Ausgaben Lessing's zunächst mit den poetischen Werken, von denen der vorliegende erste Band die Gedichte und von den Jugenddramen, insofern diese Lessing später noch gelten ließ, den „Jungen Gelehrten" und „Die Juden" enthält.

Drittens gehört zu einer kritischen Ausgabe die Vergleichung der verschiedenen Originaldrucke und die dadurch bedingte Variantenlese. Mit Bezug hierauf hat Muncker — und es ließ sich das von ihm erwarten — eine den jetzigen Anforderungen entsprechende größere Sorgfalt versprochen, und allerdings hat Lachmann, wie ich bei Gelegenheit meiner Arbeit an der Grote'schen Ausgabe gemerkt habe, eine reichliche Nachlese, wenigstens für den Inhalt der nächstfolgenden Bände übriggelassen.

Der wichtigste und interessanteste Punkt ist für mich die Vollständigkeit des Textes. Und auch in dieser Hinsicht wird die neue Ausgabe durch die vereinten Bemühungen des Verlegers und des Herausgebers allen Anforderungen Genüge leisten. Ueber die Textvermehrung des vorliegenden Bandes gegenüber der ersten Lachmann'schen Ausgabe sagt Muncker:

Der Zuwachs an vollkommen neuen Stücken ist überhaupt bei diesem ersten Bande gering, geringer wenigstens als die Vermehrung, die ich schon jetzt einigen der spätern Bände versprechen kann. Eine Fabel in Prosa und der Entwurf eines unvollendeten Sinngedichts ist alles, was ich an ungedruckten poetischen Erzeugnissen in den Papieren des Nachlasses fand. Dazu kommt ein Sinngedicht, das mit andern, unebenbürtigen Versen im Anhange zu den ersten, bisjetzt unbekannten, aber ohne Zweifel von Lessing besorgten Sammlungen der Gleim'schen Grenadierlieder veröffentlicht ist. Vergebens suchte ich nach einem von Lachmann ausgeschlossenen unzüchtigen Gedicht Lessing's aus dem Jahre 1750.

Dieser Zuwachs zum Lessing-Text, dem wir der vorliegenden neuen Ausgabe verdanken, ist also folgender:

Sinngedicht auf Se. Preußische Majestät.
Jupiter an die Götter und Menschen.

Viel tausend tausend Donnern gleich,
Verkündigte Zeus durch sein weites Reich:
„Bewohner des Olymps und Erdenbürger wißt,
Was nie gedacht und nie gesehen ist!
Durch eigne Kraft und Wahl
Vermindert sich der Götter Zahl;
Minerv', Apoll' und Mars vereinten sich,
Noch mächtiger zu sein, und sind nun Friederich!

Unvollendeter Entwurf eines Sinngedichts.

. . . auf heut zu mir zu Gaste dich zu bieten,
Und du, Procill, du kömmst. In Zukunft will
Ich mich für so ein gut Gedächtniß hüten.

Der Wolf und das Schaf.

Der Durst trieb ein Schaf an den Fluß; eine gleiche Ursache führte auf der andern Seite einen Wolf herzu. Durch die Trennung des Wassers gesichert und durch die Sicherheit höhnisch gemacht, rief das Schaf dem Räuber hinüber: „Ich mache dir doch das Wasser nicht trübe, Herr Wolf? Sieh mich recht an; habe ich dir nicht etwa vor sechs Wochen nachgeschimpft? Wenigstens wird es mein Vater gewesen sein." Der Wolf verstand die Spötterei; er betrachtete die Breite des Flusses und knirschte mit den Zähnen. „Es ist dein Glück", antwortete er, „daß wir Wölfe gewohnt sind, mit euch Schafen Geduld zu haben", und ging mit stolzen Schritten weiter.

Unter den breslauer Lessing-Papieren befindet sich auch das schwer lesbare Concept einer Fabel (?) „Der Schäferstab", von welchem der Herausgeber im Vorwort sagt:

Am erheblichsten dürfte der Gewinn für die prosaische Fabel „Der Schäferstab" ausfallen, deren Manuscript zu der unleserlichsten Autographie Lessing's zählt. Trotz mehrstündigen Bemühens, wobei mich bewährte Handschriftenkenner gelegentlich unterstützten, gelang es auch mir nicht, alles darin zu entziffern; doch vermochte ich einige Lücken, die Danzel und die spätern Herausgeber dieser Fabel gelassen, zu ergänzen und den bisher widersinnigen Schluß zu berichtigen.

Dieser Schluß nun lautet nach Muncker mit den von ihm beigesetzten Fragezeichen und den von mir gesperrten Worten:

Gesättigt trennt sich mein Paar. — „Morgen sind wir doch wieder hier?" sagte das Mädchen — und der Hirte ging und warf sich auf sein Lager von Fellen. — Er schläft, er erwacht. — Und was wird das erste sein, als seinen Stab zu kerben? — Doch er sahe die Unmöglichkeit, sie alle zu merken (?) — und diese Unmöglichkeit, alle Küsse zu behalten, verwundete (?) sie — Daphnis sprach kaltsinnig: „Schade, daß ich den schönen Stab so verdorben, ich will ihn nicht weiter verderben."

Zunächst erscheint wir Muncker's Lesart „verwundete", wie er es nennt, widersinnig. Ich habe in meiner Ausgabe in Kürschner's National-Literatur vermuthet: erkältete. Fechner in Breslau, der für mich eine Abschrift nahm, las dann weiter: „Daphnis, sprach Corisia, Schade, daß ich dir den schönen Stab so verdorben", und diese Lesart halte ich für die richtige. Die Fabel erhält erst dann einen vollkommenen Schluß, wenn das pedantische Ankerben zunächst den Liebenden erkältet und die Kälte des Liebenden dann die Geliebte, sodaß nun beide den Schäferstab verwünschen. Auch eine Moral wäre dann leicht herauszufinden.

Uebrigens ist der Name der Schäferin in allen Ausgaben, auch bei Muncker und mir, falsch „Corisia" geschrieben; er muß „Corisca" heißen; vgl. Wieland, Hempel's Ausgabe XI, 179. Danach scheint der Erfinder dieses Namens Guarini in seinem „Pastor fido" zu sein. Hoffentlich wird das Original des „Schäferstabes" noch einmal aufgefunden werden; denn mir scheint Lessing's Entwurf nur eine Uebersetzung zu sein, wie auch, nebenbei bemerkt, „Orpheus" eine solche aus dem Spanischen ist (Nachweis von Redlich in Hamburg).

Endlich möchte ich noch einige poetische Kleinigkeiten anführen, die auch in meiner Ausgabe zum Theil nicht an der rechten Stelle stehen, zum Theil fehlen, wie sie hier fehlen. Zunächst National-Literatur IV, 2, S. 237 die Uebersetzung von Samuel Werenfels' Epigramm, welches dieser in seine Bibel schrieb:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque;
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Davon sagt Nicolai in seinem „Sebaldus Nothanker", 3. Bd. (Berlin 1776), S. 60: Der ehrliche Sebaldus hat diese Verse nach seiner Art folgendermaßen übersetzt:

Von Gott gemacht ist dieses Buch,
Daß jeder seine Lehr' drin such',
Und so gemacht, daß jedermann
Auch seine Lehr' drin finden kann.

Aber in der vierten Auflage vom Jahre 1799, also nach Lessing's Tode, führt er S. 68 dieselben Verse mit den Worten an: Lessing hat diese Verse folgendermaßen übersetzt. Demnach ist Lessing's Autorschaft wenigsteus wahrscheinlich. Endlich bin ich selbst erst später auf ein Gedicht aufmerksam geworden, für das Lessing's Urheberschaft bei der Zweifelhaftigkeit des Gewährmannes allerdings nicht ganz gesichert scheint. Der Gewährsmann ist nämlich der vielgenannte „Freund Ubique", C. A. Böttiger in Dresden, der es liebte, Anekdoten von gefeierten

deutschen Dichtern zu sammeln und es dabei mit der Echtheit nicht allzu genau nahm. Dieser berichtet in der „Zeitung für die elegante Welt" 1829, Nr. 27, von einer Feier, die zu Lessing's hundertstem Geburtstage, dem 22. Januar 1729, im Local der „Albina" auf der Brühl'schen Terrasse zu Dresden stattgefunden habe, „woran viele angesehene Männer aus den Landescollegien, Dichter, Gelehrte und Fremde, theilnahmen". „Ein anderes Mitglied dieses Kreises", sagt er später, „theilte ein ihm einst von Gleim gegebenes, als wirklich von Lessing gedichtetes und in seiner ganzen Rundung noch nicht bekanntes Skolion mit, welches auch hier mitgetheilt wird." Dieses lautet so:

Es ließen sich die Fürsten
Am Nil dort mumisiren,
Es ließen die Cäsaren
Sich apotheosiren,
Es lassen unsre Fürsten
Ihr Herz noch balsamiren
Und das einbalsamirte
Mit goldnen Kapseln zieren,
Um desto länger todt zu sein!
Mich soll man nicht als Leiche mumisiren,
Mich soll kein Adler in die Wolken führen,
Mich soll man nicht im Tode balsamiren;
Ich balsamire mich mit Wein
Lebendig ein,
Um desto länger lebendig zu sein!
Auf, Freunde, schenket ein!
Dort ward aus Wasser Wein,
Wein soll hier Balsam sein!

Zu dem Verse „Mich soll kein Adler in die Wolken führen", der den vorigen entspricht:

Es ließen die Cäsaren
Sich apotheosiren —

wäre als Erläuterung hinzuzufügen, daß bei der feierlichen Leichenverbrennung der spätern römischen Kaiser ein hölzerner Thurm errichtet wurde, auf welchem die Leiche, umgeben von allerhand Specereien, lag. Dieser Thurm ward in Brand gesteckt, und wenn sich die Flamme dem obersten Stock nahte, aus demselben ein Adler losgelassen, von dem es dann hieß, er trage die Seele des nunmehr zum Gott gewordenen („apotheosirten") Kaisers gen Himmel. Wenn Böttiger das Skolion „in seiner ganzen Rundung" noch nicht bekannt nennt, so bezieht sich dies darauf, daß eine Art Auszug daraus allerdings bekannt genug ist und wol auch schon zu Böttiger's Zeit bekannt war, ein Skolion, welches in meiner Studentenzeit den Text hatte:

Es lassen sich die todten
Fürsten balsamiren,
Um desto länger im Tode zu sein.
Wir aber wollen uns im
Leben balsamiren,
Um desto länger im Leben zu sein!

Woher stammt nun dieser Auszug? Darauf gibt Hoffmann von Fallersleben Antwort in „Unsere volksthümlichen Lieder" („Weimarisches Jahrbuch" VI, 132), indem er als den Verfasser desselben Gleim nennt. Bei ihm lautet der Text (Ausgabe von Körte I, 124):

Befehl an die Erben.
(1749.)

Es lassen sich die todten Fürsten balsamiren,
Um desto länger todt zu sein!
Ich balsamire mich mit Wein
Im Leben ein,
Um desto länger lebendig zu sein!

Vielleicht rührt die Fassung des Textes in den studentischen Commersbüchern von Ramler her, dessen „Lieder der Deutschen" ich mir notirt habe, aber jetzt nicht einsehen kann.

Eine ebenso erfreuliche Erscheinung wie die neue kritische Ausgabe von Lessing's Werken ist die neue Auflage des „Briefwechsels zwischen Lessing und seiner Frau" (Nr. 2), die wir (die Ausgabe meine ich) ebenfalls eine kritische nennen können, und die wir wie die erste dem sorgfältigen Forscher Alfred Schöne verdanken. Vielleicht ist es auch wirklich besser, das Publikum liest und erfreut sich an diesen Briefen im Original als an einer Lebensbeschreibung der würdigen Lebensgefährtin eines unserer größten Geister. Naturgemäß kann ja eine solche im wesentlichen auch nur aus dem vorliegenden Briefwechsel gewonnen werden und hat auch nur von der Zeit an Interesse, wo sich die Lebensbahn Eva's mit derjenigen Lessing's berührt und verschlingt; alle frühern Erlebnisse und Briefe, vielleicht aus ihrer Mädchenzeit oder aus der Zeit ihrer Ehe mit dem Kaufmann König, die aber bisjetzt noch nicht einmal aufgefunden worden sind, könnten bequem in einer Einleitung oder unter dem Text der Briefe an Lessing angebracht werden. Ein solcher Versuch einer selbständigen Biographie ist wirklich schon von Richard Thiele gemacht worden, hat aber durch die Schuld der Kritik und, wie mir scheint, ohne die Schuld des Verfassers beim Publikum und infolge dessen beim Verleger so wenig Anklang gefunden, daß die zweite Abtheilung der Schrift wol gar nicht an das Tageslicht treten wird. Ob die angekündigten „Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Literatur" von Professor A. Sauer, bei dem man sich freilich von vornherein nur des Besten zu versehen hat, und die auch ein Lebensbild von Eva Lessing bringen sollen, besseres Glück machen werden, ist abzuwarten. Einstweilen freuen wir uns der hier aufs neue gebotenen Gabe, die mit allen Hülfsmitteln, welche die seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe gemachten Forschungen, besonders die musterhafte Auflage der Lessing'schen Correspondenz im zwanzigsten Bande des Hempel'schen Lessing von Redlich, gewähren, genießbarer und lehrreicher gemacht worden ist. Wenn man von Berufs wegen — denn glücklicherweise findet jetzt kein Laie mehr Geschmack an diesen Geisteskindern — genöthigt ist, den süßlichen Briefwechsel unserer schönen Geister des vorigen Jahrhunderts zu durchlesen, wo ernste Männer sich wie verliebte Mädchen geberden, wo fast immer nur von Umarmungen und Küssen die Rede ist und jede Freundschaftserklärung wie ein Liebesbrief aussieht, so ist es eine wahre Herzstärkung, unsern Briefwechsel zur Hand zu nehmen. Zwei bedeutende

Personen beiderlei Geschlechts im reifern Alter, die gleich beim Beginn ihrer Correspondenz, wenn es auch vorderhand noch unausgesprochen bleibt, gesonnen sind, den ernsten Bund für das Leben zu schließen, tauschen hier ihre Gefühle aus, ohne daß der Mann sich wie ein verliebter Jüngling geberdet, während das Weib sich zu der Manneswürde insoweit emporhebt, daß sie stolz auf das Bewußtsein ist, die Freundin gerade eines solchen, gerade dieses Mannes zu sein. Die Freundin, sage ich, denn von verliebter Tändelei ist in dem ganzen Briefwechsel keine Spur zu finden. Wo wäre auch Zeit und Stimmung dazu? Denn es galt für Eva gleich nach dem frühzeitigen und plötzlichen Tode ihres Mannes, gleichfalls eines würdigen Freundes Lessing's, den ernsten Kampf mit dem Dasein für sich und ihre Kinder, ja in gewissem Sinne auch sogar für den Freund ihrer Seele, eben für Lessing, aufzunehmen. Sie muß in der schlimmsten Jahreszeit auf unwegsamen Pfaden durch den Thüringer Wald, oft in Lebensgefahr, selbst kränklich, nur in Begleitung eines unzuverlässigen Dienstmädchens die Reise nach Wien antreten, um dort nach dem Rechten zu sehen und das Vermögen ihrer Kinder zu retten, welches durch den plötzlichen Tod ihres Mannes und die Stockung in dessen Geschäften bedroht ist. Ehe nicht diese Geschäfte geordnet und die Bestände ohne zu bedeutenden Verlust verkauft sind, ist sie entschlossen, ihre Hand dem Geliebten ihrer Seele nicht zu reichen; sie will seine aufrichtige Freudin und treue Lebensgefährtin werden, aber nicht ihm mit ihren Kindern zur Last fallen. Und wahrlich, der Sorgen hatte Lessing schon ohnedem genug. Er, der wie sein Sultan Saladin niemals recht mit dem Gelde zu sparen verstand, der in Berlin und Hamburg Schulden hinterlassen hatte, der — hier kann man sich so recht in seine Lage und Stimmnng versetzen — von seiner zahlreichen Familie unaufhörlich, und besonders seit dem Tode seines Vaters von seiner Schwester, einer unverheiratheten „ältern jungen Dame", um Geldspenden angegangen wurde, fühlte sich in Wolfenbüttel so einsam und gedrückt, so misanthropisch, daß er freilich auf jede Gefahr hin den Bund für das Leben mit der Herzensfreundin geschlossen haben würde, hätte diese nicht zugleich für ihn selbst die nöthige Besonnenheit gehabt. Sie muß ihn aufrichten, trösten, von unbesonnenen Schritten abhalten, und sie thut es immer mit gleichem Zartgefühl, mit gleicher Unverdrossenheit, selbst wenn Lessing in seinem Umuth und seiner nervösen Aufregung, wie dies auch bisweilen vorkommt, den Briefwechsel vernachlässigt, ihre einzige Freude. Und als sie endlich alle Hindernisse überwunden hat, Lessing in seiner, ihm bisher neuen Häuslichkeit sich ganz glücklich fühlt, da trennt nach einem Jahre der glücklichsten Ehe der Tod der Gattin die beiden Liebenden für immer auf dieser Welt — wahrlich ein Los, welches darum nicht minder tragisch ist, weil es so gewöhnlich ist. „Er wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen, es ist ihm aber schlecht bekommen." Mit diesem Eindruck entläßt uns das Buch. „Auch ein Menschenschicksal!" könnte man als Motto darüber schreiben.

Robert Boxberger.

Sicilianische Lieder.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferdinand Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 4 M.

Die erste Ausgabe dieser Uebersetzungen hat vor Jahren in dem engern Kreise der Freunde fremdländischer Volkspoesie berechtigtes Aufsehen erregt. Das Vorwort der neuen Auflage erinnert hieran, und es mag zweckmäßig sein, daraus das Folgende mitzutheilen. Der Verfasser schreibt:

Seit 1853 war ich viel mit der Volkspoesie der Italiener beschäftigt; ich hatte eben erst aus der Insel Corsica die seltsamen Vôceri oder Todtenklagen mitgebracht, welche ich übersetzte und im Jahre 1854 in meinem Buch „Corsica" veröffentlichte. Ich übersetzte demnach eine Reihe der besten Gedichte Meli's, fügte dazu einen Abriß der poetischen Literaturgeschichte Siciliens in ihrer nachgriechischen oder italienischen Zeit, und widmete dies im Jahre 1856 erschienene Bändchen meinem verehrten Lehrer Karl Rosenkranz. Dieser unvergeßliche Mann, ein Denker von universalem Geist und wahrhaft attischer Beredsamkeit, hatte mich, als ich in Königsberg studirte und lebte, nicht nur zu philosophischen, sondern auch zu literargeschichtlichen Studien angeregt. Er selbst war einer der Begründer der modernen, philosophischen Behandlung der Geschichte der Literatur, und noch im Jahre 1855 schrieb er sein bekanntes Werk „Die Poesie und ihre Geschichte". Rosenkranz nun begrüßte die Uebersetzung von Liedern Meli's als eine Bereicherung unserer Kenntniß fremdländischer Literatur, und ich selbst betrachtete sie als die beste Frucht meines sicilianischen Aufenthalts. Indeß meine Sammlung verbreitete sich wenig und langsam in Deutschland, nicht allein aus Grund des gewöhnlichen Schicksals von Uebersetzungen, sondern auch infolge der eigenen Natur der Poesien des Dichters.

Nachdem Gregorovius auf die Schwierigkeit hingewiesen hat, welche wir „moderne, nordische Menschen" zu überwinden haben, um „diese Kinder einer glühenden, doch fremdartigen Muse mit den Gesichtszügen Anakreon's, Aesop's und Theokrit's" unbefangen auf uns wirken zu lassen, glaubt er den Dialektdichter Meli doch den „Burns Siciliens" nennen zu dürfen, und so hat er denn auch die Mühe einer Ueberarbeitung jedes einzelnen Stücks seiner früher veröffentlichten Verdeutschung nicht gescheut.

Um dem des Italienischen kundigen Leser einen ungefähren Begriff von der Abweichung zu geben, welche zwischen dem Schriftitalienisch und dem Sicilianischen be-

steht, seien hier die ersten vier Verse aus Meli's Gedicht „Lu Pettu" hergesetzt

Ntra ssu Pittuzzu amabili,
Ortu di rosi e ciuri,
Dui mazzuneddi Amuri
Cu li soi manu fà.

Cci spruzza poi cu l'ali
Li fiocchi di la nivi;
Ntriccia li vini e scrivi:
Lu paradisu è ccà.

Ma un' importuna nuvula
M'ottenebra lu celu;
Appena 'ntra lu velu
Na spiragghiedda ccè.

Armata d'una spingula,
Cui pari na laparda,
Modestia si lu guarda,
Ch'è rigurusa oimè!

Und ebenso die Verdeutschung dieser vier Verse.

Der Busen.

In diesem lieben Busen
Sitzt wie im Gartenhäuschen
Herr Amor, und zwei Sträußchen
Macht er mit seiner Hand.
Und auf den Busen streut er
Mit seinem Flügel lustig
Schneeweiße Flocken duftig
Und knüpft manch buntes Band.

Doch eine böse Wolke
Birgt mir die Himmelsfülle,
Kaum daß durch ihre Hülle
Ein Fensterlein sich beut.
Da wacht mit spitzer Nadel,
Sie gleicht gar einem Speere,
Argwöhnisch die Frau Ehre,
O wie sie mich bedräut!

Man wird bemerken, daß die zierliche Endung des zweiten Verses: „Lu paradisu è ccà", bei der Uebersetzung verloren ging: ein Beweis für die von Laien so oft unterschätzte Größe der Mühseligkeiten, welche sich unter Umständen selbst dem gewandtesten Uebersetzer entgegenstellen. Daß der Verfasser die Idyllen Meli's mit einer gewissen Freiheit behandelte und sie sogar in die Form des Hexameters umgoß, ist durchaus zu billigen. Namen wie Fillis, Chloris, Jole, Ergastus, Menalcas u. a. treten uns im Hexameter weniger fremd entgegen als in irgendeinem andern Versmaß, und in Meli's Idyllen haben wir uns ja doch mit solchen an die Idyllen Theokrit's gemahnenden Geschöpfen seiner Phantasie zu befreunden. Um eine Probe von dem Realismus zu geben, zu welchem dieser Dialektdichter, jedenfalls im Sinne seiner sicilianischen Landsleute, hie und da hinabsteigt, sei hier aus der Winteridylle „Das Schlachtfest" eingeschaltet:

Aber an uns nun gedacht! Allerst mir unter den Kessel
Reiser gelegt! aufpraßle die Flamm' zu erwärmen das Wasser,
Uns und die Hütte zugleich. Zeit ist's, daß irgendein Hausthier
Für uns sterb', doch welches? so fragt ihr — wahrlich der Ochs wol,
Ziege und Esel und Kuh, jahrdurch stets theilten mit uns sie
Jegliche Mühe, gewiß, wir danken von unserem Gute
Ihnen das Meiste; belohnt man so die empfangene Wohlthat?
Aber das häßliche Schwein, das stets nur unserer Arbeit
Faul zusah, mißbrauchend die Sorge der andern, es hat nie
Selber die Flanke gerührt vom kotigen Lager, und immer
Liegend erwartet die Kost, schamlos dann, wenn sie verzögert,
Uns angrunzend, das freche; das Schwein, das immer vom Leben
Nur das Gemächliche kannte, und andern die bittere Müh' ließ,
Gleich als wären zu seinem Bedienste wir einzig geboren,
Das im Schlamme der Trägheit versank, und von einer zur andern
Seite sich wälzend, vom Schweiß fett ward der bemüheten Andern,
Ja, dies sterb', und es mache nun fett mit dem Fette uns selber.
Tod dem gemästeten Schwein! ja sterbe das schändliche Großmaul!
Als der Proceß nun gelesen, und unter dem Freudenapplaus die
Todessentenz verkündet, im Nu da über das Schwein gleich
Fielen sie her, anschleppten's und warfen's und würgten's, im Nu gleich
Tief in die Gurgel hinab taucht' ein sich das Messer, das Herz ihm
Suchend, und löste den Knoten des Lebens; und gräßlich Geschrei scholl
Auf, grausames, die Luft und die Ohren der Menschen zerreißend.
Rings in die Näh', in die Fern', ja selbst zu den Sternen des Himmels
Trug es die fröhliche Kunde der riesigen Schweinabschlachtung.
Aber das Messer genug auswühlend, es öffnete jetzo
Räumiges Thor dem entströmenden Blut und der schweinischen Seele.
Jenes entstürzt in die Wann', Blutwürste verheißend, die andre
Fährt in die Luft von den Winden entrafft, ja Fama sagt es,
Daß hierauf sie zur Wohnung sich wählt' eines geizigen Alten
Hageren Leib, weil nimmer auf Erden sie irgend vermöchte
Schnöderen Mist zu entdecken und häßlicher stinkenden Unflat.

Gleich darauf heißt es mit dem ganzen Liebreiz antiker Schilderung:

Sieh, dort kommt in den Mantel gehüllt, in den rothen, die blonde
Chloris; es schimmert hervor aus den Falten der wogenden Hülle
Hell ihr bläuliches Auge, so wie in dem Nebel ein Mondstrahl.

Und wieder:

Sieh, dort kommt das gebräunte, das liebliche Mädchen Jole,
Welches bei jeglichem Schritt sich bewegt in gefälliger Anmuth.

Und nochmals:

Sieh, dort kommt mit den schwarzen, versengenden Augen Licoris,
Trutzend dem schneidenden Frost, nicht leidet die Haube der Hitzkopf.

Man sieht, welche interessanten Einblicke in die Gefühlswelt des sicilianischen Volks diese Dichtungen uns bieten. Den Schönheitssinn des Italieners hat Vasari als ein Geschenk des italienischen Himmels gepriesen; die Luft Italiens spende ihn, meinte er. Daneben besteht

aber, wie obiges Citat von neuem erkennen läßt, ein uns Nordländern immer wieder fremd anmuthender Mangel an Mitgefühl für die Schmerzen der Thierwelt. Der londoner Verein gegen Thierquälerei hat bei seiner neulichen Eingabe an den Papst vor allem jene italienische Nationalunsitte im Auge gehabt. „Ma non è un christiano!" — er ist ja doch kein Christ! — ist bekanntlich die Antwort, die man in Italien zu hören bekommt, wenn man sich einfallen läßt, einen Esel oder ein Pferd gegen seinen grausamen Herrn in Schutz zu nehmen. Auch „Das Schlachtfest" in Meli's Winteridylle hat ohne Zweifel bei keinem der zahlreichen sicilianischen Verehrer des Dialektdichters Anstoß erregt. Ein Schwein ist ja ebenso wenig ein christiano.

Und hier möchte wol der oben erwähnte Vergleich mit dem schottischen Nationaldichter, abgesehen von der unvergleichlich weichern und vielseitigern Begabung des letztern, zu einem Hinweis auf Burns' inniges Verhältniß zur Thierwelt berechtigen. Erinnert sei zu solchem Zwecke nur an einige seiner Gedichte, „The death and dying words of poor Mailie", „Poor Mailie's Elegy", „The auld farmer's New Year Morning Salutation to his auld mare Maggie", „The twa dags", endlich an das bekannte Gedicht „To a mouse on turning her up in her nest with the plough". Will man die Parallele zwischen den beiden Dialektdichtern weiter verfolgen, so wären wol Burns' vielcommentirte „Jolly Beggars" und Meli's „Weinschwelg-Dithyrambus" dazu besonders geeignet, doch würde ein tieferes Eingehen auf den Gegenstand hier zu weit führen. Sowol über die Vorbilder des „Dithyrambus" wie auch über Meli's sonstige poetische Leistungen und die auf ihn wirksam gewesenen Einflüsse findet man Näheres in der sehr lesenswerthen Einleitung, in welcher der ortskundige Uebersetzer die ganze poetische Nationalliteratur Siciliens bespricht. Da die Theilnahme der Nachlebenden sich vorzugsweise solchen Dichtern zuzuwenden pflegt, welchen hienieden nicht mit Glücksgütern und klingendem Erfolg gelohnt wurde, so mögen hier noch einige Gedichte Platz finden, welche Meli auch von dieser Seite dem allseitigen Interesse empfehlen; sie werden zugleich als Empfehlung der fließenden Uebersetzung dienen können.

Auf eine Büste des Dichters,
welche Freunde im Wege der Subscription wollten anfertigen lassen, und die darauf auf Kosten des Prinzen von Trabia ausgeführt wurde.

Es sahn Siciliens Genien und Geister,
Wie hoch geehrt die Flöte ward und Zither,
Und wie so wenig Achtung fand ihr Meister;
Sein Leben schleppt er hin, durch Armuth bitter,
Erhält sein Alter nur mit Müh und Pein;
Doch sie, von Mitleid innerlich erfaßt,
Daß fühllos er des Leides habe Rast,
Verwandelten den Meister jetzt in Stein.

Sonett,
gedichtet auf die Hoffnung, daß der König und die Königin, da sie die sicilianischen Poesien wohl aufgenommen, auch dem Dichter gleiche Aufnahme gönnen würden.

Ein besser Schicksal wär' mir zugefallen,
Wär' ich nicht Meli, meines Lieds Erfinder,
Wär' ich vielmehr nur eines meiner Kinder,
Dann würd' auch ich den Gönnern wohlgefallen.

Hoch nimmt mein Lied man auf in Fürstenhallen,
Ich selber leide Hunger, Durst nicht minder,
Und sitz' im niedern Staub, ein armer Sünder,
Und lasse Klag' auf Klage laut erschallen.

Ach, so belohnt das Glück mein Kind mit Ehren,
Doch bei dem Vater will es nicht verweilen!
Darf, Majestät, Natur sich so verkehren?

Nein, solchen Widerspruch, Ihr müßt ihn heilen;
Nicht dürft Ihr kleine Gunst dem Dichter wehren,
Gönnt Ihr sie reichlich seinen Liedeszeilen.

Robert Waldmüller.

Zur Volksethik und Volkswirthschaft.

Dunkle Bilder aus dem Wanderleben. Aufzeichnungen eines Handwerkers von D. Rocholl. Bremen, Wiegand. 1885. Gr. 8. 2 M.

Das Buch ist eins der lesenswerthesten, die in diesem Jahre erschienen sind. Es kann Großes wirken in einer überaus wichtigen Zeitfrage, der Frage der Vagabundennoth, denn an diese Vagabundennoth glauben Millionen in Deutschland noch immer nicht, und andere Millionen, die daran glauben, kennen sie noch nicht in ihrem ganzen Umfang, kennen den Schaden nicht in seiner ganzen Tiefe, ahnen nicht, wie schwer die Krankheit ist, welche die Sittlichkeit unsers Volks in diesem Stromerthum heimsucht. Rocholl's Schrift wird vielen die Augen aufthun; ja sie hat wol schon vielen ein Licht aufgesteckt, denn sie findet rasche Verbreitung. Schon ist, nachdem kaum die erste Ausgabe in Lieferungen ausgegeben worden, eine zweite Auflage erschienen. Man kann die Schrift auch rein zur Unterhaltung lesen; sie ist so humoristisch abgefaßt, daß man manchmal beim Lesen hellauf lachen muß. Aber diese „dunkeln Bilder" haben auch etwas ernst Packendes; sie tragen den Stempel der Wahrheit und Wirklichkeit an sich; man muß davon ergriffen und erschüttert werden. Sehen wir einzelne derselben etwas genauer an. Der Verfasser zeigt uns zuerst „die Centralpenne auf dem Land". Wer die eigenthümliche Terminologie der „Kunden" (Stromer) nicht versteht, für den ist am Schluß ein kurzes Wörterbuch dieser originellen Stromersprache zusammengestellt. Eine Penne ist danach eine Herberge. In die Centralpenne auf dem Land strömt's am Abend eines ungemüthlich nassen, kalten Wintertags von allen Seiten zusammen. Vielleicht

sechzig Obdachlose suchen und finden hier Nachtquartier. In einer großen Stube liegen sie auf Stroh beisammen. Es wird endlich Morgen. Und wie nun an diesem Morgen die armen Stromer wieder aufwachen, wie sie sich rüsten zu ihrer heutigen Bettelfahrt, wie sie gekleidet, gestimmt und verstimmt sind, jammervolle, catilinarische Existenzen, das malt uns in schauerlichem Realismus das erste Bild unsers Buchs. — Wie sieht es aus, wenn es Morgen wird, in der großen Stube der Penne?

Die Schläfer liegen sämmtlich barfuß, mit dem ausgezogenen Rock haben sie sich zugedeckt. Das Schuhwerk (und was nennt sich alles noch Schuhwerk!) liegt unter dem Kopf. In diesem Schuhwerk wird abends als relativ sicherstem Platz für die Dauer der Nacht (falls abends noch etwas Besinnung vorhanden ist) erstens die vor dem Schlafengehen nochmals gefüllte Schnapsflasche und dann, wenn noch vorhanden, Messer, Kamm, Taschenspiegel und Schnupftuch aufgehoben. . . . Noch liegen die Meisten im schweren Schlaf des Fuselrausches. . . . Durch das Aufschließen der Fensterladen und das dadurch hereinfallende Morgengrauen wird ein Theil der Schläfer aus seinem Schlummer gestört. . . . Auf den Bänken, auf den Tischen, unten im Stroh am Boden regt sich's; die Röcke werden vom Kopf entfernt, und der Bruder Stromer nebst seinen Kameraden schlägt die müden Augenlider in die Höhe und blickt stieren und blöden Auges um sich herum. Kann er sich doch im ersten Augenblick nicht besinnen, wie er auf dieses Lager gekommen ist, und zu seiner geheimen Verwunderung findet er dann, daß er sich trotz seiner ans Bewußtlose grenzenden Trunkenheit die Ueberreste seines Schuhzeugs gestern Abend richtig unter den Kopf gelegt und sich mit dem Rock zugedeckt hat. Aber nun liegt er da, mit wunden, schmerzenden Füßen, das Schuhwerk ist durch die Wärme hart geworden und so entzwei, daß er es sich mit Bindfaden an die Füße binden muß. Ueberall rappelt sich's nun vom Lager unter Seufzen und Stöhnen langsam in die Höhe; . . . alles sieht sich stumm mit einem Katzenjammergesicht an.

Aber nun gilt es, für den heutigen kalten Wintertag des Leibes Nahrung und Nothdurft sich zu verschaffen. Durch Arbeit geschieht das nicht, Gott bewahre, aber durch Fechterkünste. Wie es gemacht wird, zeigt uns sofort „eine Bettlerfamilie". Mann und Frau — ob sie wol einen Trauschein aufweisen könnten? — sind auch in dieser Penne über Nacht gewesen mit zwei Kindern. Die Frau hat sich nicht genirt, unter funfzig bis sechzig Stromern hier ihr Nachtlager zu halten. Jetzt rüstet sie sich zum Ausmarsch, sie allein. Denn der Mann braucht nicht mitzubetteln; das würde die Sache nur verderben. Aber wenn die Frau mit den zwei bleichen frierenden und hungernden Kindern die Häuser der Bauern besucht und ihre Erzählung zum besten gibt, daß nämlich ihr Mann vor zwanzig Wochen verunglückt und seither ohne Verdienst, die ganze Familie daher der äußersten Noth anheimgegeben sei, wenn sie dann „um Gotteswillen" etwas Warmes für sich und die armen Würmlein — eins davon hat sie auf dem Arm, das andere klammert sich schüchtern und traurig flehend an ihren abgerissenen Rock — erbittet, das wirkt, da kann keine mitleidige Bauernfrau im Westfalenland widerstehen, und die schlaue Stromerin erhält Geld und Geldeswerth, Lebensmittel und Kleidungsstücke und trägt das alles in dem Tragkorb, den sie auf dem Rücken hat, als reiche Ernte nach Hause, d. h. in die Centralpenne, wo ihr Mann indessen seine Pfeife rauchend, seinen Schnaps trinkend, ein Kartenspiel mit andern „Kunden" machend, oder auch schlafend den Tag hingebracht hat.

Freilich, wer keine Frau für sich betteln lassen kann, der muß eben selbst gehen. Von den letzten Pfennigen, die das wüste Gelage von gestern Abend vielleicht noch übriggelassen hat, wird zuerst ein „fester" Schnaps (die Kunden sagen etwa: Soroff, es gibt aber noch unzählige andere technische Ausdrücke für dieses Lebenselixir) gekauft, damit man doch Muth und Kraft hat zu seinen Fechtübungen. Aber wer nicht einmal die wenigen Pfennige für dieses Frühstück besitzt, wer am Abend vorher alles „verschmort" (vertrunken) hat: der hat nur die Wahl, entweder nüchtern in den kalten Morgen hinauszuziehen auf die Bettelfahrt, oder einen günstiger situirten Collegen, der mit seinem „Draht" (Geld) haushälterischer umgegangen ist, mit allerlei einschmeichelnden Worten anzugehen, um einen Antheil von dessen Frühstücksschnäpschen zu ergattern. Doch nein, ein anderes ist noch möglich. Wenn man klug und pfiffig ist, so hilft man dem Hausknecht (der Kunde heißt ihn Viceboos) beim Zusammenraffen des Strohs, das zum Nachtlager gedient hat, und da gelingt es vielleicht, unbemerkt ein Paar Stiefel oder sonst etwas Werthvolles ins Stroh einzupacken und hinauszuschmuggeln, und draußen verhandelt man dieses Beutestück an den Viceboos um einige Pfennige, und so hat man sich doch sein Frühstück zu Stande gebracht. Freilich, wenn's von andern Kunden bemerkt wird, wie man so gründlich aufgeräumt hat, dann sind diese andern so voll sittlicher Entrüstung und bezeugen dieselbe so drastisch mit ihren Fäusten, daß der Missethäter sich bald auf sehr unsanfte Weise an die Luft gesetzt sieht und nun seine Bettelfahrt ohne Frühstück antreten muß.

Eine Art von „Kunden" bleibt bei solchem Hundewetter auch lieber zu Haus, sie findet ihr Verdienst unter den in der Penne Zurückgebliebenen, denen ihre Baarmittel erlauben, das schlechte Wetter „zu Hause" abzuwarten, ohne zu „arbeiten".

Da wickelt einer, jetzt, wo man ganz entre nous ist, . . . ein ganzes Arsenal von Hilfsmitteln zur Herstellung von frischen „echten Legitimationspapieren" heraus, alles am Leibe, im Halstuch, im Rockkragen, oder auch an noch geheimeren Orten verborgen. Da sieht man in Schiefer sauber gravirt (der „Kunde" war ursprünglich und einstens Lithograph) die Stempel der verschiedensten Polizeidirectionen, der mannichfachsten Gemeindeämter vertreten; ferner packt er ein Büchschen Wagenschmiere aus, Wachs, Siegellack, verschiedene Sorten Tinte, ein Stümpfchen Licht, das nöthige Papier. . . . In kurzer Zeit sind die verschiedensten Behörden auf dem Papier vertreten. Abends wird dann die „Flebbe" (Legitimationspapier) mit dem vom Käufer gewünschten Text versehen und verkauft für 10—20 Pf.

Wie es dann abends in der Penne aussieht, kann man sich denken. Die meisten von denen, die heute Morgen

„auf die Fahrt gegangen" sind, kommen, mehr oder weniger glücklich und reichbeladen, wieder hierher; dazu finden sich neue „Kunden" ein, vollendete Stromer und solche, die noch nicht tiefer in den Sumpf des Vagabundenthums gesunken sind, die aber doch das schlimme Wetter heute nöthigt, hier einzukehren. Je nach dem Stand des Geldbeutels wird nun Nachtessen bestellt, oder auch nur Schnaps getrunken, etwaige übrigbleibende Lebensmittel werden von den Besitzenden versteigert, und der Erlös sofort in Schnaps umgesetzt. Wer nichts hat und nichts kaufen kann, geht betteln und schmarotzen bei den Reichern, und wenn der Hunger gestillt ist und die Kälte des ganzen Tages etwas überwunden, so beginnt wol auch in der großen Stube der Penne ein lustiges Leben: es wird gesungen und gejohlt, es werden Witze gerissen und Schelmenstreiche unter allseitigem Applaus zum besten gegeben, und meistens drehen sich derartige Anekdoten um Ueberlistung der „Polente", des „Teckel", des „Putz" (lauter Ausdrücke für Polizei und Gensdarmen), kurz, es beginnen Orgien, zu denen die Bettelpfennige der heutigen Fahrt die Mittel liefern, bis der Hausknecht kommt, von allen Anwesenden die fünf bis zehn Pfennige Schlafgeld einsammelt und die betrunkene, jammervolle Gesellschaft in der schauerlichen Atmosphäre zur Ruhe verweist —. Am andern Morgen wird derselbe Jammer sich von neuem abspielen.

In einem andern Bilde führt uns unser Photograph der Stromergeheimnisse in die Centralpenne in der Stadt. Was wir hier sehen, ist nur eine Variation des vorigen. Es ist jetzt nicht mehr Winter, sondern lauer Frühling, die Vagabunden können sich also viel weniger damit entschuldigen, daß sie keine Arbeit finden. Im übrigen stehen die Verhältnisse auf einem etwas höhern, dem städtischen Niveau: die Preise sind höher, es wird in dieser Stadtpenne etwas besser gegessen, denn man hat in den guten Häusern der reichen Stadt auch mehr erbettelt oder zusammengestohlen, es geht etwas weniger schmuzig her, aber die Gemeinheit und der Leichtsinn, der ganze Jammer und die Sklaverei des Schnapses sind hier genau ebenso wie in der Penne auf dem Land. Aber wo bleibt denn die Polizei? sieht sie denn gar nicht nach in einer solchen Gaunerherberge? O doch, freilich; gerade heute Abend:

Ein Schreckensflüstern geht durch das große Zimmer. „Die Putzerei (Polizei) ist da!" ... Während der eine Polizist sich mit kurzen Worten das Fremdenbuch geben läßt, bleibt der andere still, aber aufmerksam das Zimmer durchblickend, an der Thür stehen. Jetzt darf niemand hinaus. Da wird's manchem etwas übel zu Muth. Plötzlich bleibt der suchende Finger des Polizisten im Fremdenbuch haften und: „Friedrich Carl Grisebras, Arbeiter aus Torkitten", schallt es scharf und bestimmt durch das Zimmer, „ist der hier?" Tiefe Stille ... endlich sieht der Beamte, daß eine Gruppe von Kunden etwas verdächtig eng im Winkel zusammensteht. ... „Gehen Sie mal hier etwas zurück!" befiehlt der Polizeimann kurz und fest; zögernd wird ihm Folge geleistet. Die Bank wird frei. Sieh, darunter liegt ja ein längliches dunkles Etwas, ein Bündel Sachen, nein, ein Mensch! „Na, Grisebras", sagt kalt der Beamte, „stehen Sie auf! es nützt Ihnen nichts mehr." Zögernd kriecht der Angeredete, ein Mensch mit einem höchst gefährlichen Blick, hervor, er erhebt sich langsam, als wolle er sich drein ergeben, da ein Blick zur Seite und ein gewandter Sprung nach der Thür zum Hof — aber schon sitzt ihm die gewaltige Faust des Polizisten im Genick. Es folgt ein kurzes heftiges Ringen, begleitet von Zähneknirschen und wilden Flüchen des unterliegenden Arbeiters.

Die guten Freunde des so Entführten, die in der Besprechung eines verbrecherischen Plans so unsanft gestört worden sind, unterhalten sich nach dieser fatalen Episode halblaut:

Aber eins freut mich nur, daß die Polente (Polizei), die doch immer so schlau sein will, nicht dem rothen Karl sein Schränkzeug (Werkzeuge zum Einbrechen) mitgekriegt hat! — Das Schränkzeug, wo ist denn das? — Na, habt ihr's denn nicht gehört, wie der das ganze Geschirr, wie er noch unter der Bank lag und der Putz schon vor ihm stand, noch schnell hinter sich in die Ecke drückte? Ich hab's ganz deutlich rasseln und klirren gehört. Hört mal zu: wenn niemand um uns groß aufpaßt, hole ich mir's da drunter schnell vor und nehm's zu mir.

Und der Rest des edeln Kleeblatts, dem sein Freund entrissen wurde, verläßt bald darauf die Penne, findet sich dann in einem wohlbekannten Local, einem Verbrecherkeller, wieder zusammen, wo nun Orgien gefeiert werden, an denen hier auch „fixe Deerns" (Dirnen) theilnehmen; hier wird der Plan, einen Juwelierladen heute Nacht auszuplündern, weiter in Ruhe verabredet, und nachts 1 Uhr wird zu dieser dunkeln Unternehmung aufgebrochen. Aber auch hier geht's schlimm. Trotz aller Vorsicht und Schlauheit gibt es doch in dem Gewölbe, nachdem schon alles gelungen schien, Lärm, der Besitzer und seine Hausknechte kommen, es fallen Schüsse, es entsteht ein Ringkampf auf Leben und Tod; der eine der Einbrecher wird von der Uebermacht überwältigt, der andere bleibt auf der Flucht am Staketenzaun hängen und findet ein gräßliches Ende.

Fast schauerlich wird es einem zu Muthe, wenn uns unser Führer in eine dritte Art von Pennen führt: in die „Schicksenpenne". Darunter ist eine Herberge zu verstehen, welche hauptsächlich von weiblichen Vagabunden (Schicksе = Mädchen, Weibsbild) frequentirt wird. Aber natürlich haben auch männliche Kunden Zutritt. Hier finden sich die saubern „Ehepaare" zusammen, die dann ihre gemeinsamen Beutezüge verabreden, bei denen besonders die Schicksе erfolgreich arbeitet, wenn sie, womöglich mit ein paar für diesen Zweck nöthigenfalls geborgten Kindern ausgerüstet, das Mitleid der biedern Bauerfrauen zu erregen weiß durch ihre traurige Geschichte, und mit ihren „vaterlosen armen Waislein" so viel erbettelt, daß sie und ihr fauler „Rinaldini", der unterdessen schlafend, trinkend, spielend und rauchend die Rückkehr seiner Genossin abgewartet hat, mindestens einen Tag in Saus und Braus zu leben haben. Wahrhaftig, das Herz empört sich einem bei dem Gedanken, daß alle diese lügnerischen Vorspiegelungen, die hier so unbarmherzig in ihrer ganzen Nacktheit enthüllt werden, auch uns schon bisweilen betrogen und daß unsere Gabe, mit der wir eine rechte

Wohlthat an einer armen Unglücklichen zu üben meinten, am Abend noch zu einem abscheulichen Schnapsrausch mitgeholfen hat.

Freilich dessen wenigstens haben wir uns nicht schuldig gemacht, die Zigeunerkünste, die Wahrsagungsschwindeleien, welche „die krumme Jette" betreibt, durch unsere Gaben und unsere Leichtgläubigkeit zu honoriren. Gestern Abend hat die edle Jette sich mit einem beliebigen, eben zugereisten Kameraden, nennen wir ihn Wilhelm, für ihr heutiges Zigeunertagewerk associirt; die beiden sind auf Grund dieses saubern Bündnisses nun Mann und Weib, wenigstens für einige Tage, sie operiren und speculiren miteinander auf das mitleidige Herz der Bäuerinnen und die Neugier der Bauerntöchter, und lachen hintennach über die Dummheit derer, die sich von ihnen beschwindeln lassen.

Heiterer und harmloser sind die Bilder, die unser „Handwerker" uns vorführt, wenn er vom „Gensdarm und Landstreicher" und ihrem gegenseitigen Verhältniß erzählt. Vor dem Herrn „Wachtmeister" hat der Stromer gewaltigen Respect. Ist es Sommer und gutes Vagabundenwetter, so ist für ihn der Uebel größtes, wenn der Wachtmeister ihm auf seiner Wanderschaft begegnet, wenn er demselben seine Thaten gestehen, vielleicht seine erst gestern um schweres Geld erkauften oder schlau fabricirten „echten Flebben" (Legitimationen) übergeben muß und von ihm auf Numero Sicher gebracht wird. Es geht dabei oft ganz merkwürdig zu: der Kunde hat vielleicht ungestört ein ganzes Dorf oder eine ganze Straße, Haus für Haus, abgesucht; jetzt kommt er gerade aus dem letzten Hause heraus, um weiterzuziehen; da heißt es plötzlich neben ihm:

Na, alter Freund, was Teufel haben Sie denn da drin gemacht? — Ach, Herr Wachtmeister, ich, ich habe blos ein bischen Wasser getrunken. — J, das ist ja aber merkwürdig, was Sie dann für einen schrecklichen Durst haben müssen, denn ich habe Sie schon beobachtet, wie Sie die ganze Reihe herab in jedem Hause waren! Da haben Sie wol überall blos Wasser getrunken? Und wie kommen Sie denn zu dem Quarkbrod? Na, geben Sie mir nur Ihre Papiere 'raus, und kommen Sie mal mit! Oder sollen wir erst noch hier hineingehen und fragen?

Das Resultat dieses Zwiegesprächs ist, daß unser Freund Stromer sich wieder für einige Zeit „ausruhen" darf, er ist stecken geblieben. Nun das ist ihm vielleicht, besonders im Winter, und wenn das „Kittchen" (Gefängniß) „duft" (gut, angenehm) ist, nicht so unlieb, und möglicherweise empfängt ihn der Gefangenwärter, (Kittchenboos) als alten Bekannten mit den Worten: „Ob ich mir's nicht gedacht habe! Gestern erst sagte ich zu meiner Frau: nun wird's kalt, da wird August auch nicht lange ausbleiben. Na, gehen Sie nur voraus in Ihre Zelle! Sie wissen ja, wo sie ist, ich komme gleich nach." Er sitzt drin und ist sofort wieder darin heimisch.

So sind es vielfach recht ergötzliche Bilder, die der Verfasser an uns vorübergehen läßt. Doch

unbefriedigt von der Wirkung seiner Schrift muß der Verfasser bleiben, wenn diese nicht als ein dringender, unabweisbarer Mahnruf zu ausgedehntester Werkthätigkeit gegen die Vagabundennoth, die ja eine Welt des Mangels, eine Fülle von Kummer und Elend in sich schließt, sich geltend macht.

Unter den Factoren, die am meisten zum Elend beitragen, steht in erster Linie der Schnaps.

Welche Branntweinfluten werden von den circa 200000 Wanderbettlern, die sich im Deutschen Reich umhertreiben, täglich, jährlich durch die Kehle gejagt! Ein einfaches Rechenexempel: der Wanderbettler verbraucht im Durchschnitt . . . täglich 2 Mark. Gering angeschlagen werden davon täglich 50 Pfennige für Schnaps ausgegeben. Also legen 200000 Vaganten zusammen täglich 100000 Mark in Branntwein an; das macht in einem Jahr . . . 36 Millionen Mark für Branntwein! Dieses „Trinkgeld" wird dem deutschen Publikum im Laufe eines Jahres „bischenweise" von den Wanderbettlern abgelockt. Der Bettler ruft Mitleid wach, der Angebettelte setzt dasselbe in Geld um, und der Kunde verflüssigt dieses zu Branntwein; das ist der einfache Proceß, vermittels dessen der Vagabund aus einem abstrakten Gegenstand, dem Mitleid, Branntwein gewinnt! . . . Beiläufig sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß unsere 200000 Kunden, wenn sie im Durchschnitt täglich à Person 2 Mark zusammenbetteln, im ganzen täglich 400000 Mark Kasse machen, in einem Jahr also 144 Millionen Mark baar einnehmen.

Unser Verfasser kommt zum Schluß auf die Mittel zu sprechen, mit welchen gegen die Vagabundennoth angekämpft wird. Er findet: die Vereine gegen Bettelei, die Naturalverpflegungsstationen („verdammte Suppenstationen" sagt hier der „Kunde"), die Herbergen zur Heimat, die Volksküchen, die Volkskaffeehäuser, die Arbeitercolonien u. s. w. haben schon manches Gute gestiftet und werden mit den Jahren immer größere Erfolge zu verzeichnen haben. Indeß ein Radikalmittel ist eben bisjetzt noch nicht gefunden und wird nicht gefunden werden, „solange die Menschen eben — Menschen bleiben". Aber „das ist klar: energischer muß noch vorgegangen werden gegen das Vagabundenthum". Und hiefür möchte der Verfasser „einige wohlgemeinte Fingerzeige" geben. Vor allem wünscht er, daß „das große Publikum sich der Sache besser annehme".

Das Publikum unterstützt das Vagabundenübel durch sein gedankenloses mitleidiges Geben. Man will den Bettler möglichst bald wieder los werden, darum gibt man ihm. Man gibt vielleicht gegen die eigene bessere Ueberzeugung, aber man gibt eben doch. Man gibt, ohne irgendwie zu prüfen, wem man gibt und wozu man gibt. Es sollte dahin kommen, daß man jeden Bettler mit gutem Gewissen an die Vereine gegen Bettelei weisen könnte. Dazu wäre freilich nöthig, daß man sich viel ernstlicher an diesen Vereinen gegen Bettelei betheiligte, und daß man dann sich geradezu verpflichtete, direct den Bettlern nichts mehr zu geben. Ferner müßte und könnte dann auch viel gründlicher mit der Prüfung der Legitimationspapiere verfahren werden, was als höchst nöthig erscheint angesichts der Enthüllungen unsers Buchs über die gewerbsmäßige Fabrikation von falschen „echten Papieren". Ganz besonders müßte aber auch gegen den Misbrauch des Branntweins auf irgendeine Weise energisch und nachhaltig vorgegangen werden.

Wenn alle Maßregeln, die gegen die ungeheure Vagabundennoth ergriffen werden sollten und könnten, allerdings Geld, viel Geld erfordern werden, so verweist unser Verfasser mit Recht darauf, daß die Summen, die ohnedies, in jedem Fall, von den Wanderbettlern consumirt werden, noch viel, viel größer sind als diejenigen, die zur Bekämpfung des Uebels nöthig wären. Aber das Wichtigste scheint ihm:

zunächst allgemeines Interesse für die Beseitigung des Wanderbettels, für die Rettung der Wanderbettler wachzurufen, einen allgemeinen guten Willen für diese edlen Zwecke zu erwecken und so eine auf dieselben hinzielende freudige Werkthätigkeit zu erzeugen.

Neue Romane und Novellen.

1. Liebeszauber. Ein Schönheitsroman aus der Zeit des Perikles von Oskar Linke. Minden, Bruns. 1886. 8. 4 M.

Glaukippos, ein athenienſiſcher Jüngling von gutem Geſchlecht, liebt die Hetäre Athenaidion. Philanor, der Vater des Glaukippos, fürchtet, der ſchwärmeriſche Jüngling, der im Bann des Liebeszaubers ſteht, könnte die frühere Hierodule als ſeine Hausfrau heimführen, und ſucht durch Ränke, ja durch eine Gewaltthat die Liebenden zu trennen. Die Götter ſchützen den Bund. Philanor aber, der bei nächtlicher Fahrt den leichten Kahn der Athenaidion in den Grund bohren will, fällt ſelbſt als ein Opfer des Poſeidon und ſühnt dadurch eine doppelte Schuld, da er es war, der einſt das hülfloſe Kind Athenaidion ausſetzen ließ, um das Erbe ihres Vaters antreten zu können. Athenaidion, von der alten Schließerin Heliodora erkannt, überdies durch einen Siegelring beglaubigt, zieht als Gattin in das Haus des Glaukippos, an deſſen Altar auch ihre Väter einſt geopfert.

Der Verfaſſer, der den Liebeszauber in ſeiner ganzen Macht offenbaren wollte, bedurfte kaum dieſer Löſung. Der elementare Zauber des Eros mußte ohne jede bürgerliche Moral bis zum Schluſſe fortwirken, getreu dem Programm des Dichters. „Denn nur ein einziger beherrſcht die Menſchen auf Erden, der gewaltige Eros, und vor dem Zauberſchilde der Götter und Menſchen beherrſchenden Schönheit ſinkt im Staub alles hin, was Menſchen erſannen, was ſie aufrichteten, die Langeweile zu ſcheuchen.“

Nicht immer iſt es dem Verfaſſer gelungen, Eros gleich, das ominöſe Wort Langeweile vom Leſer fernzuhalten. Zu Anfang ſchon, beim verſammelten Sympoſion vermiſſen wir den leichten übermüthigen Ton der griechiſchen Gaſtmähler. Weder die obligate Bekränzung noch die Weinmiſchung, auch nicht Improviſation und erotiſche Geſpräche vermögen eine überſprudelnde Weinlaune zu erzeugen, ja mit dem Gaſtgeber fürchten wir: „wenn das Sympoſion einſchliefe und alle darüber erwachend, ſich verwundert anſähen“. Da endlich ſtürzt Athenaidion, die von Glaukippos Erſehnte und vergebens Geſuchte, ins Gemach, Zuflucht erflehend vor Verfolgung — und Morpheus flieht, wo Eros Einzug hält.

Es iſt zu bedauern, daß der Dichtung trotz all der correcten Schilderungen des griechiſchen Lebens, die gewiß auf ernſten Studien beruhen, dennoch das eigentliche Colorit fehlt. Der „Schönheitsroman“ ſpielt in ſo eng umſchloſſenem Rahmen, daß wir faſt gar keinen Ausblick haben auf das Athen des Perikles. Wohl werden die Namen eines Pheidias, Kalikrates, Thukydides und Perikles als Staffage hingeſtellt, aber in ſo nebelhafter Ferne, daß wir von ihrem Geiſteshauche nur wenig verſpüren.

Vor allem aber wird die Dichtung durch die ungleichmäßige Behandlung der Sprache beeinträchtigt. Eine ſeltſame Miſchung von Pathos und Trivialität, welche unfreiwillige Heiterkeit erregt; ja wir begegnen ſogar oft Redewendungen ſo moderner Art, daß es uns dünkt, es lugte der Kreuzberg von Spree-Athen allzu ſichtbar über den Hymettos hervor. So, wenn der Verfaſſer ſagt: „Einer der auf glänzender Schale liegenden rothwangigen Aepfel mußte ſein Leben laſſen, damit die ſtummen Augen der beiden ſich gegenſeitig ihre Seeleneinigkeit geſtehen konnten“. Ausdrücke wie: „über die Stränge hauen“, „Schnippchen ſchlagen“, wechſeln mit Wendungen, die pathetiſch antik einherſchreitend oft reich an dichteriſcher Schönheit ſind. So heben wir vor allem die Scene hervor, wo Glaukippos von Eiferſucht entbrannt ins Haus der Geliebten ſtürmt und dort, als Lauſcher durch ihre Schönheit überwältigt, jeden unedeln Verdacht aus ſeiner Seele verbannt:

Auf den Zehen ſchlich Glaukippos durch die Aula hin, die Sandalen von den Füßen mit raſcher Bewegung des Leibes abſtreifend. Er ſtand hinter dem Thürvorhang und gewahrte, durch einen Spalt blickend, eine Erſcheinung, ein lebenathmendes Gebilde, ſodaß er im erſten Augenblicke wähnte, die himmliſche Aphrodite wäre ſelber vom Olymp herabgeſtiegen auf roſigem Glanzgewölke, um einen götterbegnadeten ſterblichen Künſtler durch den Anblick ihrer unſterblichen Schöne zum höchſten Seelenleben und Kunſtſchaffen zu begeiſtern. Der von Eros entflammte Jüngling glaubte die himmliſche Kypris zu ſchauen. Allein nur einen Augenblick dauerte die Verzücktheit. Bald ſah er wieder hinter dem göttlich ewigen Scheine die vergängliche Blüte des irdiſchen Weibes, ſeine bis zur Liebestollheit angebetete Athenaidion. Und dennoch, beim Anblick dieſes farbenklaren Bildes packte ihn zuerſt nicht blind ſtürmendes Raſen voll dunkler Sehnſucht, ſondern ihn beſänftigte, erhob und trug ein heiliges Entzücken, er „ſchaute“ mit den Augen des Künſtlers; der Gedanke, daß jetzt ein anderer das Wonneglück des Anſchauens theilte, dieſer die meiſten Seelen in gleicher Lage qualvoll peinigende, empöreude Gedanke regte ſich nicht in ihm oder entſchlummerte auf Augenblicke. Als Tänzerin in lichtverklärter Haltung ſtand Athenaidion da. Nur ein einziges, gleichſam aus grün-goldig zitternden Meereswellen zuſammen-

gehauchtes Gewebe, voll schillernden Glanzes und doch fast durchsichtig, umwallte den schlanken Bau der marmorweißen Glieder.

Selbst in der Ekstase jedoch bleibt der Verfasser nicht frei von Geschmacklosigkeit. „Ein Hals, der umhalsenswerth dünkt", „ihre vom Gewande umhüllten Beine umfassend", heißt es unter anderm. Nächst Glaukippos und Athenaidion sind vom Verfasser mit Liebe behandelt die Episodenfiguren Nikeus, der gewandte jede Lage beherrschende Pylades, und Tyra, die liebreizende Schwester des Glaukippos.

Es ist zu bedauern, daß der letztere, der eigentliche Held, sich so wenig die Sympathie des Lesers erwirbt. Dieser „reine Thor" schmachtet seufzend durch beinahe 200 Seiten, als sollte an diesem Opfer des Liebeszaubers magische Gewalt ad oculos demonstrirt werden.

Mit Vorliebe hat Oskar Linke bisher seine Stoffe auf althellenischem Boden gesucht; seine „Milesischen Märchen", seine „Leukothea" bewegen sich in Altgriechenland. Sollte der Dichter seinem Versprechen gemäß uns mit „Alarich" noch einmal über den Hellespont führen, dann hoffen wir einer heldenhaftern Jugend zu begegnen.

Echter von Colorit, frisch pulsirend sind

2. Sicilianische Novellen von Nahida Remy. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1886. 8. 4 M.

Dem süditalienischen Volksleben unmittelbar entnommen, fesseln uns diese Kinder des Südens durch die seltsame Mischung von Liebe und Haß, Opfermuth und Rache. Hier gilt kein Vermitteln, keine Reflexion, die gemäßigte Charaktertemparatur fehlt den Menschen wie der Natur: Eruption und Sturm, oder blauer Himmel und sengende Sonnenglut. Der Volksredner kennt aber auch seine Beichtkinder, kennt ihren Uebermuth, ihren Trotz, ihre Reue. Und daß und wie es ihm gelingt, die brandenden Wogen der improvisirten Volksversammlung zu glätten, den Sturm zu beschwören, ja durch seine Rede das Herz zweier Banditen derart zu rühren, daß sie ein gefangenes Weib ohne Lösegeld freigeben, das zu erfahren verlohnt der Mühe. „Der Volksredner" ist ein kleines Cabinetsstück und steht mit Recht an der Spitze der Sammlung.

Die andern Novellen haben nicht minder den Reiz des Exotischen, sei es im ernsten Sinne, wie „Der Hochwürdige", „Die Wahrsagerin", oder im heitern Gewande, wie „Das Weibercomplot" oder „Coca der Tollkopf". Ueberall feine Pinselführung, oft ergreifende Seelenmalerei wie in „Angioletta".

Auf höherm Gesellschaftsniveau bewegen sich die

3. Charakterstudien. Vier Novellen von Corvus. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4. M.

Die Verfasserin bietet uns hier psychische Studien, die meist „das Kind" zum Mittelpunkt der Handlung oder zum Gegenstand des Problems haben. Seit Baron Roberts durch seine Preisnovelle „Es" den kleinen Schreihals literaturfähig gemacht, und Ferdinand Groß in seinen anmuthigen Feuilletons die Macht des Kindes über die Gemüther in den mannichfachsten Variationen uns vermittelt hat, ist ein neuer frischer Quell der Novelle erschlossen. Ob Corvus wie im „Professor" die Nacht eines einsamen verrathenen Menschenherzens durch den Strahl aus dem Kinderauge zu neuem Leben erweckt, oder ob in der Erzählung „Um eines Kindes willen" ein gekränktes edles Frauenherz durch das Kind die Liebe ihres Gatten wiederfindet: überall bleibt die Verfasserin die feine Seelenkennerin, die zu ergreifen versteht, ohne je das künstlerische Maß dem Effect unterzuordnen. Nur in der ersten Novelle „Die Mutter" erscheint es uns, als ob der Reiz des Originellen die Verfasserin in ihrer Studie zu weit geführt. — Ein junges Mädchen, von der zärtlichsten Aelternliebe behütet, kommt aus der Landeinsamkeit, in der sie bisjetzt aufgewachsen ist, in die Stadt. Dort begegnet Käthe im Hause der Freundin dem jungen Reinhard, und im Jubel ihres Herzens schreibt sie ihrer Mutter: „Es ist eine Himmelsgabe, daß er mich liebt, daß er mich zu lieben vermag." Von Reinhard erfährt aber auch Käthe, daß ihre Mutter, die sie seit Jahren geliebt, nicht ihre Mutter ist, daß ihre rechte Mutter bei ihrer Geburt gestorben, und daß ihre Pflegeältern ein ganzes Netz von Vorrath gesponnen, um das Kind wie später die Herangewachsene von der Großmutter fern zu halten, aus Furcht, durch die Offenbarung der Thatsachen das Maß der Liebe für die zweite Mutter zu schmälern. Das ist die tragische Schuld der Aeltern in diesem kleinen Familiendrama. „Es ist ein Gewebe von Schuld und Liebe, meine Tochter", schließt der Vater bewegt seine Selbstanklage. Die Tochter aber wendet ihr Herz von der zweiten Mutter ab. „Ich kann sie nicht lieben", ruft sie, „mit dieser ungeheuern Lüge hat sie alle Gutthat wieder ausgelöscht, die sie mir hat zutheil werden lassen." Jahre sind darüber vergangen; Käthe ist Frau Reinhard geworden, ihr Kind lallt schon das erste „Ma — ma", aber noch immer verharrt sie in unerbittlicher Härte gegen ihre Mutter. Hierin liegt nach unserm Empfinden der Fehler. Verletzt wenden wir uns von diesem herzlosen Eigensinn ab; unnatürlich erscheint uns dieser Haß, den der Jubel der ersten Liebe, den das Lallen des Kindes nicht zu schmelzen vermochte. Da endlich naht die Krisis: die Leiche des ertrunkenen Kindes löst den Bann. In der Nacht des Jammers erkennt die Zerknirschte, „daß die ewige Gerechtigkeit ihr das Mutterglück genommen, weil sie sich am Mutterglück versündigte". Eine verspätete Erkenntniß, die peinlich wirkt.

Der Raum verbietet uns, auf die erste Novelle „Der rechte Platz" hier näher einzugehen. Es mag nur auf sie als auf eine der interessantesten der Sammlung hingewiesen sein.

4. Ein Vierblatt. Erzählung für junge Mädchen von Elisabeth Klee. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Für junge Mädchen erscheint uns das Beste gerade gut genug. Wir bedauern, uns dieser Erzählung gegen-

über ablehnend verhalten zu müssen. Die Erlebnisse eines Vierblatts von Confirmandinnen während eines Zeitraums von funfzehn Jahren werden uns mit minutiöser Ausführlichkeit erzählt. Auf nicht weniger als 341 Seiten sind diese Schicksale ausgesponnen, der Ballast an Namen wie an Ereignissen erschwert es selbst dem erfahrenen Leser, sich hinlänglich zu orientiren. Auch ist dem Pathologischen ein zu breiter Raum gewährt. Endlich begrüßen wir die leibliche wie die seelische Genesung der hysterischen Fanny durch die Liebe: da stürzt ihr Gatte von der Höhe des Reichthums nicht blos, ein Sturz vom Pferde macht ihn zum Invaliden, und wieder sind wir am Krankenbett. Die löbliche Absicht der Verfasserin, ihre kleinen Heldinnen in allen Lebenslagen zu erproben, ist ja anerkennenswerth, aber man merkt die Absicht. Weniger wäre mehr.

Frida Brasch.

Die Naturvölker.

Allmählich geht der sogenannte Naturzustand über in den sogenannten Culturzustand. Aber dieser Uebergang geschah bereits vor unserer Zeit; denn eigentliche Naturvölker gibt es heutzutage nur noch ausnahmsweise. Die meisten der Wilden sind nicht mehr wild, sondern bereits mehr oder weniger gesittet. Australien beherbergt noch Menschen, denen nichts von Gesittung eigen sein soll; aber wer mag wissen, ob da nicht Entartung einer ehedem vollkommenern Rasse durch Elend und Vereinsamung vorliegt. Hunderttausend Jahre vor unserer Zeit dürfte auf Erden der wilde Mensch gehaust haben. Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß dieser eigentliche Wilde ein Sprößling des Affen war; aber ich glaube, Menschen und Affen entstammen einem Urthiere, welches man Urhandsäugethier nennen möge. Für diese Auffassung sprechen zahlreiche Analogien im Thierreich und viele Erscheinungen des Körperbaues und der Thätigkeit von Menschen und Affen.

Ganz gleichgültig für Moral und Wohlfahrt ist es, ob der Mensch unmittelbar vom Affen oder vom Urhandsäugethier abstammt. Ich verstehe gar nicht, wie über diesen durchaus nebensächlichen Punkt jemand sich erhitzen kann. Was hat die Abstammung des Menschen mit Religion und Seelsorge zu thun? Unter den Nachkommen der ärgsten Räuber findet man oft die vorzüglichsten und edelsten Charaktere.

Alle heutigen Völker, möge man dieselben Cultur- oder Naturvölker nennen, sind organisch miteinander verbunden; kein Glied der großen Kette der Menschheit ist von dem ihm zunächst stehenden durch eine Kluft getrennt; es findet allmählicher Uebergang statt; jedes Volk, jede Rasse ist wild und gesittet zugleich; in dem Verhältniß von Wildheit und Gesittung wurzelt der moralische und gesellschaftliche Unterschied der einzelnen Glieder.

Innerhalb höchst gesitteter Gesellschaften findet man Barbarei und Wildheit; bis heute noch gab es keine absolut civilisirte Gesellschaft. In der kürzlich erschienenen Schrift:

Die Naturvölker. Misverständnisse, Misdeutungen und Mishandlungen. Von Wilhelm Schneider. Erster Theil. Paderborn, Schöningh. 1885. Gr. 8. 4 M.

werden manche Streiflichter auf diesen Gegenstand geworfen. Wir wollen einiges hervorheben. Schneider sagt:

Der sogenannte Wilde, obschon er oft genug die Schranken der Menschlichkeit durchbricht, steht doch innerhalb der Menschheit, ist Anthropos, ein „nach oben Schauender", transcendentale Beziehungen erspähend. Derselbe ist in körperlicher wie in geistiger Hinsicht ein Mensch wie alle andern, daher nicht Affen-Mensch, nicht ein anthropogenetisches Mittelglied zwischen Mensch und Affe, weder im anatomisch-morphologischen noch im psychisch-culturellen Sinne. Selbst die Schreckbilder der Menschheit, welche erregungsbedürftigen Naturen den Kitzel des Pikanten und den höchsten Reiz des Haarsträubenden bereiten, sind im Besitz der Culturgrundlagen, sohin culturfähig; sind nicht culturlos, sondern blos culturarm. Ihre Abneigung gegen unsere Civilisation entspringt größtentheils einem Mangel an Interesse oder an Vertrauen, und dieses Mistrauen ist durch Verführung und Mishandlung seitens der europäischen Händler und Colonisten leider zu sehr gerechtfertigt; daher konnten wir nicht umhin, die Sünden Europas gegen die verschrienen Wilden als schweres Culturhinderniß zu erwähnen. Unser Handel corrumpirt die Naturmenschen, aber er civilisirt sie nicht; letzteres vermag allein der Missionar, der dieselben christianisirt.

Und weiter bemerkt der Verfasser:

Die Naturvölker, in der materiellen Gesittung theils regressiv, theils progressiv, theils stationär, sind in sittlich-religiöser Hinsicht sämmtlich gesunken oder, um die Bezeichnung „Wilde" zu entschuldigen, verwilderte Menschen, für die es ohne fremde Fürsorge und Führung keine Rettung gibt.

In diesen Worten steckt ungemein viel Wahrheit. In der heutigen Welt sind Menschen und Affen ziemlich deutlich gesondert; vielleicht gab es vor hunderttausend Jahren Wesen, die zwischen diesen beiden Arten von Handsäugethieren in der Mitte standen. Ja, ich möchte glauben, daß es der Fall war. Indessen, hierauf kommt gar nichts an; denn fassen wir nur die jetzige Welt in das Auge, so können wir getrost behaupten, auch der höchstgesittete Mensch habe etwas mehr oder weniger Affenartiges und der unterste Affe etwas mehr oder weniger Menschenartiges. Ja, die leiblichen und seelischen Krankheiten mit dem, was man Rückschlag und Entartung nennt, beweisen, wie unter naturwidrigen Lebensverhältnissen Entwickelungen stattfinden, deren letztes Ergebniß Zustände des Individuums sind, wie wir solche bei den Affen, bei den Wiederkäuern, bei den Raubthieren unter normalen Verhältnissen wahrnehmen.

Culturfähigkeit und Organisation stehen im genauesten

Zusammenhang: die Civilisation hat ebenda ihre Grenzen, wo die Organisation ihre Grenzen hat. Die sogenannten wilden Völker sind nur nach Maßgabe ihrer organischen Entwickelungsfähigkeit cultnrfähig. Es muß entschieden zugegeben werden, daß ohne die leibliche und seelische Mishandlung, welche ihnen durch die Selbstsucht der europäischen Händler bereitet wurde, ohne den Einfluß des Branntweins und anderer Pestgifte, welche diese gewissenlos den Naturvölkern einflößten, die letztern ganz gewiß fähiger für wahre Gesittung geworden wären, indem sie ihre ursprüngliche Gesundheit bewahrt hätten. Es ist auch zuzugeben, daß gut geleitete und recht ausgeführte Missionen den Naturvölkern in hohem Grade zu nützen vermögen, zunächst indem sie dieselben von ihren grausamen Gewohnheiten abbringen und ihre Lebensumstände verbessern, sodann indem sie sie geistig bilden und ihr Gemüth veredeln. Nicht blos die Sendboten der christlichen Religion, sondern auch die der mohammedanischen, buddhistischen und persischen haben als wahrhaftige Civilisatoren sich erwiesen. Die erbarmungs- und gewissenlosen, selbstsüchtigen Handelsleute der sogenannten gesitteten Welt aber zeigten sich als Henker der Wilden, und ihre Schandthaten stehen im Buche der Geschichte mit blutigen Lettern verzeichnet.

In seinem verbrecherischen Eigennutz entwickelte der europäische Händler auch den Eigennutz des Wilden. Und dies sowie die Erweckung und Pflege grobsinnlicher Begierden bei den Naturvölkern zerrüttete deren Gesundheit, erzeugte Gebrechlichkeit und verursachte das rasche Aussterben so vieler außereuropäischen Nationen. Hätten die Europäer ihnen nicht Alkohol und Opium gebracht, nicht ihre Leidenschaftlichkeit und Selbstsucht entzündet, sondern deren bessere Natur entwickelt, deren edlere Triebe, so konnte von Gebrechlichkeit, Entartung und Aussterben nicht die Rede sein; vielmehr würden unter solchen günstigen Verhältnissen die Naturvölker jenen Grad der Gesittung erreicht haben, deren sie überhaupt fähig sind.

In dem uns vorliegenden ersten Bande seines Werks betrachtet Schneider die Stellung der Naturvölker in der neuern Ethnographie im allgemeinen, zeigt, daß der Naturmensch nicht der Idealmensch ist, erörtert die angeblichen Vorzüge des Naturmenschen und enthüllt dessen Verirrungen und Laster in der ausführlichsten Weise.

Ich bin weit davon entfernt, alle Standpunkte und Ansichten des Verfassers zu theilen; ja ich hege vielfach gegentheilige Meinungen. Aber ich empfehle sein Werk aus bester Ueberzeugung allen denen, welche es als ihre Aufgabe betrachten, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung mit Kritik aufzunehmen und der menschlichen Wohlfahrt zu dienen.

Aus der Fülle des gebotenen und verarbeiteten Materials wollen wir einiges herausgreifen. Zunächst die Menschenfresserei. Als Beweggründe dieses Lasters erscheinen dem Autor „der Aberglaube, nicht blos im specifisch religiösen, sondern auch im weitesten vulgären Sinne, ferner die Rachsucht und endlich die Leckerei", und er glaubt, „daß schnöde Feinschmeckerei, diese äußerste Entartung in den kannibalischen Gewohnheiten, erst später das vorherrschende Motiv geworden sei". Ferner heißt es:

> Glühende Rachsucht, das natürliche Erbtheil des wilden Zustandes, haben wir als das verbreitetste und wirksamste Motiv des Kannibalismus kennen gelernt. Erst dann hat der Naturmensch seinen Rachedurst gestillt, wenn er seinen Feind dauernd unschädlich und ganz vernichtet, namentlich die Seele desselben zerstört zu haben glaubt. In dem physiologischen Wahn befangen, durch den Genuß des Blutes, insbesondere des Herzblutes, oder des Knochenmarkes und des Fleisches, der Seele habhaft werden zu können, weiß er nichts von Blutscheu, desto mehr aber von Blutdurst in des Wortes verwegenster Bedeutung. ... Der Egoismus hat bei vielen Kannibalen den vorhin erwähnten physiologischen Wahnglauben mit einer Speculation beschenkt, die dem Menschenfresser den gesammten geistigen Besitz seines Opfers verheißt. Nicht die Vernichtung schlechthin, sondern die nutzbare Einverleibung der Seele des Feindes, die Erbschaft ihrer Vermögen und Vorzüge galt als Krönung des süßen Rachewerks. Was der Wilde an seinem Todfeind haßt und doch schätzt, ist dessen Thatkraft und Tapferkeit. Die Lebenskraft und den Muth desselben durch Auffessen seines Fleisches sich anzueignen, erscheint ihm als köstlicher Genuß und Gewinn, und an die moralischen Schwächen und Untugenden, die er bei solcher realen Seelenverschmelzung in den Kauf nehmen müßte, denkt er nicht.

Aberglaube und Rachsucht vereinigen sich organisch und führen den Menschen dazu, seinesgleichen aufzuzehren. Aber der eigentliche Wilde, also der Mensch der Urzeit, war kein Anthropophage; obgleich er ohne Zweifel auch rachsüchtig war, fehlte ihm doch der Aberglaube, welcher erst auf niedern Stufen der Gesittung zum Vorschein kommt, und außerdem war er als Pflanzenesser nicht leckerhaft. Die Menschenfresserei ist also nicht eine Erscheinung des wilden Lebens, sondern Ausdruck von Entartung auf niedern Stufen der Civilisation. So fasse ich diesen Gegenstand auf.

Weshalb sterben die sogenannten Wilden aus, wenn sie mit Europäern in Berührung kommen? Mit vollster Berechtigung beantwortet der Verfasser diese Frage also:

> Nicht deshalb erliegt die wilde Urbevölkerung dem Andringen der europäischen Civilisation, weil sie etwa in diesem Culturzustande nicht leben könnte, sondern weil die Entziehung des Bodens und der Nahrung, Pulver und Blei, Strychnin und Branntwein, Pocken und Lustseuche, Sklavenjagd und Sklavenhandel ihr nicht die Zeit lassen, daß sie sich allmählich in fremde Bildungsformen hinein lebe. So oft ein wilder Volksstamm in das Grab sank, ward die Natur von der Kunst überwunden, leider aber auch gleich oft die moralische Ordnung von der physischen Gewalt zu Boden getreten: das ist das einzige „Verhängniß", von dem beim Aussterben der Naturvölker geredet werden darf.

Nur der Niederträchtigkeit des Europäers verdanken die Naturvölker ihr Elend, ihr vorzeitiges Erlöschen. Im Alterthum sehen wir zahlreiche und höchst gesittete Nationen mit sogenannten Wilden in genauere Berührung kommen; aber die letztern nahmen von diesem Verkehr keinen Schaden, sondern hatten davon eher noch Nutzen. Und wer wagte

es wol, zu behaupten, Juder, Aegypter, Griechen seien weniger civilisirt gewesen als die heutigen Engländer und die Spanier vor vierhundert Jahren! Sie waren weit gesitteter, unendlich weniger selbstsüchtig und grausam, und bedienten sich auch nicht des Branntweins zur Ausrottung ihrer Mitmenschen.

Ich glaube, der sogenannte Naturmensch sei vielfach der Entartung theilhaftig; denn derselbe ist kein echter Wilder und kein wirklich Civilisirter; er lebt heutzutage nur allzu oft unter normwidrigen Lebensverhältnissen, welche durch den Einfluß der europäischen Händler immer noch verschlechtert, immer mehr verdorben werden. Der Despotismus der Könige, Häuptlinge und Priester der Wilden zeigt in den allermeisten Fällen das Bild gänzlicher Entartung, und diese wird durch den Alkohol, welchen die Fremden den Häuptlingen in reichlichstem Maße zur Verfügung stellen, auf das bedeutendste vermehrt. Weiter kommt dann der Sklavenhandel als das größte Unheil in Betracht.

Nicht ganz mit Unrecht sagt Schneider über die Naturvölker unter anderm:

Sieht schon ihr Culturbesitz im allgemeinen mehr Abfällen denn frischen Ansätzen ähnlich, so tragen ihre sittlich-religiösen Zustände die offenkundigsten Spuren nicht einer überwundenen Wildheitsstufe, sondern des traurigsten Verfalls, aus dem nur fremde Hülfe erlösen kann.

Und weiter:

Hatten sie im Umgange mit den Weißen eine Gesinnungs- und Handlungsweise kennen gelernt, die von ihrer eigenen Unbefangenheit und Unbesonnenheit grell abstach, so übten sie sich fortan in der Kunst, ihre Gedanken und Gefühle zu verheimlichen, zu lügen und zu heucheln. Der Verkehr mit einem rohen und zügellosen Schiffsvolke, mit Colonisten, welche die Zuchthausjacke getragen oder das Zuchthaus „mit dem Aermel gestreift" hatten, und mit beutegierigen Eroberern, welche die natürlichsten und heiligsten Menschenrechte herzlos mit Füßen traten, löste vollends die lockern Bande der Ordnung und Zucht.

Und endlich:

Freude und Schmerz, lustiger Leichtsinn und düstere Furcht, überspannte Hoffnung und wahnsinnige Verzweiflung, zügellose Leidenschaft und schüchterner Zartsinn, rohe Begier und bescheidene Genügsamkeit, glühende Liebe und wilder Haß, hülfebereites Wohlwollen und unmenschliche Herzlosigkeit: sie beherrschen nacheinander und in oft verblüffend raschem Wechsel das bewegliche Gemüth. Der sogenannte Wilde ist ein Kind des Augenblicks, steht vornehmlich unter der Herrschaft der Sinnesreize, der augenblicklichen Impulse und Affecte, die derselbe selten verbirgt, noch seltener bekämpft, zuweilen zur Schau trägt. Die guten wie die schlechten Seiten der menschlichen Natur brechen unversehens und regellos aus seiner Seele hervor wie die Rosen und die Dornen aus dem Boden seiner Wildniß.

Finden wir auch bei Wilden, die angeblich niemals mit Europäern in Berührung kamen, entartete Zustände, so erstaunen wir über diese Thatsache nicht, wenn wir bedenken, daß die sogenannten Naturvölker von Stamm zu Stamm miteinander verkehren und auch einander anstecken, und ferner daß berauschende Getränke überall ihre verhängnißvollen Wirkungen ausüben.

Man ist berechtigt, mit Gewißheit zu behaupten, daß die Naturvölker ihr ganzes Unglück den Weißen verdanken, mittelbar oder unmittelbar, und daß der Alkohol dem sogenannten Wilden noch weit mehr zusetzt als dem Civilisirten.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlag der Rieger'schen Universitätsbuchhandlung in München erschien das Buch „Johann Andreas Schmeller's Leben und Wirken" von Johannes Niklas. Die mit dem Bildniß des großen bairischen Sprachforschers ausgestattete Schrift darf als die beste Lebensbeschreibung Schmeller's angesehen werden, soweit es sich um Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des rein statistischen Materials handelt; eine Biographie aber im höhern Sinne des Wortes ist sie nicht, denn die Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen jenes berühmten Gelehrten ist auffallend schwach. Allen Freunden Schmeller's sei dieser erste Versuch dringend empfohlen.

— Ueber „Charles George Gordon's Leben und Wirken" haben R. H. Barnes und C. E. Brown eine Skizze zusammengestellt, welche Hans Tharau veröffentlicht (Gotha, F. A. Perthes). Das tragische Schicksal Gordon's hat auch in Deutschland ein so großes Interesse gefunden, daß dieser Lebensabriß gewiß manchem nicht unwillkommen sein wird. Die beiden Verfasser haben sich in die Arbeit getheilt: der eine schildert den Christen, der andere den Feldherrn in Gordon's Charakter. Die einleitenden „Erinnerungen" zeigen den General nach dem unmittelbaren Eindruck seiner Erscheinung im Verkehr; dann werden sein äußeres und sein inneres Leben und die Tage von Khartum ganz besonders besprochen. Ueber die Katastrophe von Khartum wird so viel mitgetheilt, als sich bei der Unbestimmtheit der Nachrichten eben sagen läßt. Ehrenhaftigkeit und Seelengröße erscheinen als die hervorragendsten Eigenschaften Gordon's und machen sein Charakterbild zu einem erhebenden.

— Georg von Gizycki hat eine vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von William Mackintire Salter's „Die Religion der Moral" herausgegeben (Leipzig, Friedrich). Der Herausgeber meint, daß die unsere Zeit bewegende sociale Frage nur auf moralischem Wege wahrhaft gelöst werden könne, und daß dieses Buch einer der werthvollsten Beiträge zur Moral der Zukunft sei. Salter hält die Verpflichtung zur Gerechtigkeit und Liebe für das Absolute in der Moral. Er beschäftigt sich eingehend mit der Sittenlehre Jesu, dem Wesen des Protestantismus, dem socialen Ideal, dem Problem der Armuth; schließlich kämpft er für eine „ethische Bewegung", von welcher die moderne Gesellschaft ergriffen werden müsse. Das Ganze ist jenes dem philosophischen Engländer seit Jahrhunderten eigenthümliche System der Moral, dessen Abstraetionen wol dem geschulten Denker, aber nicht dem Volke zugänglich sind; darin aber pflichten wir dem Herausgeber bei, daß Salter zu den besonnensten und empfehlenswerthesten Vertretern dieses Standpunktes gehört. Allen Moralgläubigen werden Salter's zwar langathmige, aber einfach und klar geschriebene Auseinandersetzungen eine große Freude bereiten.

— Im Verlage von Franz Ebhardt in Berlin erscheint eine

„Jugendbibliothek", aus welcher uns vorliegt: „Mozart. Leben und Schaffen eines großen Künstlers, der reifern Jugend geschildert von W. Lackowitz." Das mit sechs Holzschnittillustrationen ausgestattete Buch zerfällt in siebzehn Abschnitte, in welchen die geschichtlichen Partien aus dem Leben Mozart's mit einer so handgreiflichen Anschaulichkeit erzählt werden, als wäre der Verfasser dabei gewesen. Nach dieser Seite hin ist das Werk recht lebendig abgefaßt; zu bedauern ist, daß die rein musikalische Würdigung von Mozart's Hauptwerken geradezu in den ersten Anfängen stecken bleibt, ganz abgesehen davon, daß eigentlich nur die Geschichte seiner Opern und des Requiems eine Rolle spielt, während die übrigen Schöpfungen des Meisters kaum beiläufig erwähnt werden. Unter diesen Einschränkungen wird aber das Buch jedenfalls seinen Zweck erfüllen und die Jugend für den großen Tonkünstler begeistern.

— Die Verlagsbuchhandlung von Benno Schwabe in Basel gibt eine Sammlung „Oeffentliche Vorträge" heraus, welche von den tüchtigsten Gelehrten in der deutschen Schweiz gehalten worden sind. Darunter findet sich eine ganze Reihe von Abhandlungen, welche bleibenden wissenschaftlichen Werth haben. Wir müssen uns begnügen, unter lebhaftester Befürwortung des Gesammtunternehmens, die Titel der in den letzten zwei Jahren erschienenen Nummern hier aufzuzählen: „Der Reichthum und das Himmelreich", von Hotz-Osterwald; „Das Thierleben in großen Meerestiefen", von Konrad Keller; „Ueber das Bewegungsvermögen der Pflanzen", von C. Cramer; „Lord Byron", von Stephan Born; „Martin Disteli", von G. Zehnder; „Das Feuer", von K. Heumann; „Aus der Geschichte der Gifte", von E. Schär; „Leben und Streben vergangener Zeiten in germanischen Landen", von Wilhelm Goetz; „Der Parzival Wolfram's von Eschenbach", von Karl Meyer; „Der Indienfahrer Anquetil Duperron", von Hermann Brunnhofer; „Die Alpenflora", von C. Schröter; „Die Entwickelung der Landwirthschaft in den letzten hundert Jahren", von A. Kraemer; „Die Mode im alten Rom", von Franz Fröhlich; „Karl Maria von Weber", von S. Bagge; „Leonhard Euler", von F. Rudio; „Die Arzneimittel", von A. Kottmann; „Ueber den Ursitz der Indogermanen", von Hermann Brunnhofer; „Flut und Ebbe", von W. Ritter; „Goethe und Lavater", von R. Steck; „Die naturwissenschaftliche Bedeutung der zwecklosen Organe im Thierreich", von R. Keller; „Die Quellen", von A. Heim; „Der Wald in der Culturgeschichte", von A. Bühler. Voranstehendes Verzeichniß läßt schon erkennen, wie geschickt die interessantesten und mannichfaltigsten Themen zu einem reichen Ganzen zusammengestellt sind; die Behandlung ist eine wahrhaft gediegene, sodaß ein weiter Leserkreis Belehrung und Erfrischung aus Inhalt wie Form dieser Vorträge mit hinwegnehmen wird.

— Ueber „Die Handschrift und ihre charakteristischen Merkmale" hat Friedrich Scholz (Bremen, Roeco) einen Vortrag gehalten, welcher durch viele chemigraphische Tafeln erläutert ist. Der Verfasser dieser kleinen Broschüre beleuchtet vom Standpunkt des Arztes aus den Zusammenhang, in welchem die Handschrift eines Menschen mit dessen Geistesrichtung und Zustand sowie mit dessen Nervensystem steht und gewährt besonders interessante Einblicke in die Handschrift der Irren.

— In dem „Tagebuch eines Winzers" von Ernst Rethwisch (Norden, Fischer Nachfolger), werden Erlebnisse der katholischen Bevölkerung am Rhein ebenso anmuthig wie ergreifend schildert.

— Als einen künstlerisch werthvollen Katalog dürfen wir Georg Hirth's „Publicationen aus den Werken alter Kunst und alten Kunstgewerbes" empfehlen. Der Genannte hat sich ein großes Verdienst um das deutsche Volk dadurch erworben, daß er die künstlerischen Schätze unserer Vergangenheit demselben erschlossen hat. Berühmt ist ja das monumentale Werk „Der Formenschatz der Renaissance", wozu dann weiter treten: das große „Culturgeschichtliche Bilderbuch", „Das deutsche Zimmer der Renaissance", „Die Randzeichnungen Dürer's zum Gebetbuch Kaiser Maximilian I." u. s. w.

Bibliographie.

Arendt, O., Der Währungsstreit in Deutschland. Eine Antwort auf Erwin Nasse's gleichnamige Schrift. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 3 M.

Bernhardi, Th. v., Reise-Erinnerungen aus Spanien. Blätter aus einem Tagebuche. Berlin, Hertz. 8. 7 M.

Bülow, Margarethe v., Jonas Briccius. Erzählung. Leipzig, Grunow. 8. 4 M.

Diezmann, A., Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Carl August und seinen Musenhof. Eine geschichtliche Schilderung. 1ste Lfg. Leipzig, Schmidt u. Günther. Fol. 75 Pf.

Altfranzösische Dramen in deutschem Gewande. Deutschen Schauspielern gewidmet. Wien, Manz. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Elsas, A., Der Schall. Eine populäre Darstellung der physikalischen Akustik mit besonderer Berücksichtigung der Musik. Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und 1 Porträt. Prag, Tempsky. 8. 1 M.

Fata Morgana. Lyrisch-choreographisches Drama. Text von S. H. Mosenthal. Musik von J. Hellmesberger jun. Wien, Künast. 12. 50 Pf.

Fernand, M., Feindliche Gewalten. Vaterländisches Schauspiel. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gilles, F., Bureaukratische Mißgriffe. Eine Denkschrift in Sachen der Maßregelung demokratischer Blätter auf Grund des Sozialistengesetzes, sowie über des Verfassers Stellung zur Sozialdemokratie. Leipzig, F. Duncker. Gr. 8. 40 Pf.

Hallier, E., Die welterobernde Macht. Ein Mahnruf an die deutsche Nation. Leipzig, M. Hesse. Gr. 8. 50 Pf.

Hoffmeister, H, Wilhelm der Einzige. Ein Sang auf Deutschlands ersten deutschen Kaiser. Mit 1 Titelbilde: Königin Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen von Paul Thumann. Minden, Bruns. 8. 5 M. 50 Pf.

Jókai, M., Blumen des Ostens. Neue Erzählungen und Schilderungen. Einzig ermächtigte Uebersetzung von L. Wechsler. Berlin, Reinecke. 8. 4 M. 50 Pf.

— — Der Mann mit den zwei Hörnern. Romantische Erzählung. Einzig ermächtigte Uebersetzung von L. Wechsler. Berlin, Reinecke. 8. 4 M.

Klee, F., Unser Sonnensystem, oder das Feuer und die Rotation der Sonne, der Ursprung uud die Bewegungen der Kometen, Meteoriten, Planeten uud Monde im Zusammenhang mit ihren Ursachen. 3te, umgearb. u. sehr verb. Aufl. Mit 1 Abbildung des Sonnensystems. Mainz, Frey. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Kleinpaul, R., Florenz in Wort und Bild. Geschichte — Kulturgeschichte — Kunstgeschichte. 1ste Lfg. Leipzig, Schmidt. Fol. 1 M.

Küchling, H., Novellen. (Mephistos Schwiegersohn. Wildauer. Liebesopfer.) Breslau, Trewendt. 8. 6 M.

Lorentzen, C., Dieryck Volkertszoon Coornhert, der Vorläufer der Remonstranten, ein Vorkämpfer der Gewissensfreiheit. Versuch einer Biographie. Jena, Pohle. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Meister, O., Oesterreichische Garnisons-Erinnerungen. Hannover, Helwing. 8. 1 M. 60 Pf.

Noer, Carmen Gräfin v., Friedrich August Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Noer. Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlass. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Planta, P. C. v., Dramatisirte Geschichten. 2tes Hft. Bern, Wyß. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Pruffe, U., Rudolf von Habsburg. Historisches Schauspiel. Mit freier Benutzung von J. L. Pyrker's gleichnamiger epischer Dichtung. Berlin, Rentzel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Roman-Bibliothek der Deutschen Illustrirten Zeitung. 1ster u. 2ter Bd.: Gänseliesel. Eine Hofgeschichte von Natalie v. Eschstruth. Berlin, Berliner Verlags-Comtoir. 8. 10 M.

Sartorius Freih. von Waltershausen, A., Die nordamerikanischen Gewerkschaften unter dem Einfluss der fortschreitendeu Productionstechnik. Berlin, Bahr. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Veilchengrüße. 3 Novellen. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M. 50 Pf.

Segebarth, J., De irste Seemannsreis'. Poetische Erzählung, und Up Frigensfäut, Erzählung in niederdeutscher Mundart. Berlin. 8. 2 M. 70 Pf.

Serao, Mathilde, Die Märtyrer der Phantasie. Roman. Autorisirte deutsche Uebertragung von Hulda Meister. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Siedmogrodzka, Henriette v., Aus dem Leben. Novellen. Berlin, Ißleib. 8. 3 M.

Steinmeyer, Halbbildung und Gymnasium. Vorschläge zu einer einheitlichen Organisation unseres höheren Schulwesens. Grünberg, Weiß' Nachf. Gr. 8. 60 Pf.

Walter, G. E., Kandidat Müller. Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Weiß, K., Meine Reise nach dem Kilima-Ndjarogebiet im Auftrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Mit einer lith. Karte und einer Zusammenstellung der meteorologischen Beobachtungen und Höhenangaben. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M.

Welck, Marie v., Novellen. Leipzig, Lehmann. 8. 4 M.

Woldřich, J. N., Die ältesteu Spuren der Cultur in Mitteleuropa, mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs. Mit 35 in deu Text gedruckteu Figureu. Eiu Vortrag. Wien, Hölder. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ehses, Dr. St., Landgraf Philipp von Hessen und Otto von Pack.

Eine Entgegnung. Gr. 8. (XI u. 164 S.) 3 M. —

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Geschichte der Pack'schen Händel.

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Reformation. Gr. 8. (VIII u. 280 S.) 3 M. 60 Pf.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 110 bis 115.

Die französischen Flottenübungen und der Stand der Hochsee-Torpedo-Frage. — Die Landsturmvorlage im österreichischen Abgeordnetenhause. — Die Lage in Serbien. — Kleine Glossen zu großen Staatsreden. (I.) — Reserve-Officiere in Rußland. — Die griechische Armee. — Avant la bataille.

Das Fest der Feuererfindung am Osterabend. Von Professor Dr. Sepp. — Ein Ritt durch Cilicien. Von Karl Graf Lanckoronski. — Musikgeschichtliches. Von W. Freystätter. — Berliner Briefe. (X.) — Zum Jubiläum der Universität Heidelberg. Von Georg Weber. — Dr. Otto Scherzer. (Nekrolog.) — Franz Deák von 1848—1861. — Zur Geschichte der Entwicklungsidee. — Ein neues Lehrbuch der Anthropologie. Von Dr. M. Bartels. — Zur neuesten Geschichte der Völkerrechtslehre. Von Lorenz von Stein. — Zur neuesten deutschen Lyrik. (VI.) Von Franz Muncker.

Das russische Convertirungsproject. — Jahresberichte der bayerischen Fabrikinspectoren für 1885.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo.

Aus dem Sicilianischen von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Gregorovius hat das Verdienst, die anmuthigen, zarten Gedichte von Giovanni Meli, dem größten Nationalpoeten Siciliens, uns in deutscher Sprache vermittelt zu haben. Seine Uebersetzung, der eine geschichtliche Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens vorangeht, fand lebhaften Beifall und liegt jetzt in zweiter verbesserter Auflage vor.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Pitaval.

Vierteljahrsschrift

für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.

Herausgegeben von **Hans Blum.**

Erster Jahrgang. Erstes Heft.

8. Geh. Jährlich 4 Hefte. Ladenpreis à Heft 3 Mark.

Diese neue Zeitschrift verfolgt den Zweck, die culturhistorisch oder criminalpolitisch interessantesten Strafrechtsfälle zu sammeln und in actentreuer, sowohl den Fachleuten, als auch dem gebildeten Lesepublikum verständlicher Darstellung vorzutragen. Die zur Aufnahme gelangenden Rechtsfälle, welche sämmtlich in objectivster Form gehalten sein werden, sind hauptsächlich der Gegenwart entnommen; es werden jedoch auch Fälle aus älterer Zeit Aufnahme finden, insofern dieselben culturhistorisch besonders interessant und lehrreich sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottfried von Herder's

Ideen zur Geschichte der Menschheit.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von

Julian Schmidt.

Drei Bände. 8. Geh. 3 M. 60 Pf. Geb. 6 M.

Der umfängliche scharfsinnige Essay über Herder, den Julian Schmidt dieser neuen wohlfeilen Ausgabe von Herder's Hauptwerk als Einleitung vorangestellt hat, bildet eine werthvolle Ergänzung seiner eigenen kritischen und literaturgeschichtlichen Schriften.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von

Rudolf von Gottschall.

Elfter Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Inhalt des elften Theils: Friedrich II., König von Preußen. Von M. Philippson. — Gotthold Ephraim Lessing. Von Julian Schmidt.

Die in diesem neuesten Bande des beliebten Sammelwerks enthaltene Biographie und Charakteristik Lessing's, welche alle bedeutsamen Züge unsers classischen Kritikers, Denkers und Dichters in einem prägnanten Bilde zusammenfaßt, war die letzte größere Arbeit von Julian Schmidt und nimmt schon um deswillen besonderes Interesse in Anspruch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Magyaren.

Eine ethnologische Studie

von

Hermann Vámbéry.

8. Geh. 15 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 13. Mai 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Auch eine Statistik. Von M. von Roskowska. — Neue philosophische Literatur. Von Moritz Brasch. — Episches. Von Alexis Aar. — Kleine Erzählungen. Von Konrad Alberti. — Vom Büchertisch. Von Wilhelm Buchner. — Volkssagen und Märchen. Von Rudolf Dochn. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Auch eine Statistik.

Vor einem Vierteljahrhundert erzählte man, in Elbflorenz lebten dreihundert Schriftstellerinnen; in Wahrheit sind dort jetzt wenig mehr als das Drittel eines Hundert, soviel wie in Breslau, das doch weder Naturreize noch Kunstschätze besitzt und gleichwol als Wohnort weiblicher Autoren die Residenz der kunstsinnigen deutschen Ludwige überflügelte und der Metropole des deutschen Buchhandels nur um zwei nachsteht. In Leipzig finden sich zwanzig, in dem durch seinen Buchverlag so hervorragenden Stuttgart sieben literarisch thätige Frauen.

Die Großstädte, als Brennpunkte des öffentlichen Lebens und zugleich Raum gewährend für die individuelle Entfaltung, ziehen natürlich viele weibliche Schriftsteller an. Da tritt indeß doch wieder die große Verschiedenheit zwischen uns und unsern überrheinischen Nachbarn hervor, denen Paris — Frankreich ist. Der „Allgemeine Frauenkalender für 1886" von Lina Morgenstern, dem wir die betreffenden Zahlen entnehmen, aber auch die Verantwortlichkeit für die mancherlei Ungenauigkeiten überlassen, führt etwa sechshundert lebende deutsche Schriftstellerinnen auf. Und von diesen wohnen in dem Capua der Geister, als welches man die Kaiserstadt an der blauen Donau zu bezeichnen liebte, mitsammt ihren Vororten, nur ein gutes halbes Hundert, in der neuen Kaiserstadt, die längst nicht mehr die zweite ist, kaum dreiviertel Hundert, mit den in Charlottenburg und Potsdam Ansässigen etwa achtzig!

Als charakteristisch ist nicht zu übersehen, daß die Personification des seefahrenden und handeltreibenden Germanenthums, oder richtiger: dessen imposante Ueberbleibsel, die drei Freien- und Hansastädte, zusammen nur sechzehn literarisch beschäftigte Frauen aufweisen, die zweitgrößte Stadt Deutschlands, das reiche Hamburg, wie Bremen, ihrer sieben. Dieselbe hoffentlich nicht böse Zahl findet sich in der Stadt der „Kritik der reinen Vernunft"; doch liegt die Stadt Kant's, wie allgemein bekannt, im preußischen Sibirien, mithin in keinem schönen Klima. Das kleine, doch luftcurortlichen Ruf genießende Wiesbaden schwang sich um eine Schriftstellerin über Königsberg, Hamburg und Stuttgart hinaus, um weitere zwei das rührige Darmstadt. Die Residenzen des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen und der Welfenkönige zählen in ihren Mauern je ein Dutzend weibliche Autoren, ebenso die Stätte, an der Goethe geboren ward und der Deutsche Bundestag seinen Sitz hatte. Besonders Norddeutsche beweisen ja mit ihrem Zuzug, daß es — keine Mainlinie mehr gibt, und für Norddeutschland sind solche moralische Eroberungen nicht überflüssig — im Gegentheil!

Die in den erwähnten Orten Aufgezählten bilden die größere Hälfte der Schriftstellerinnen überhaupt; die kleinere lebt zerstreut in Schlössern und Villen, Flecken und Städten; „so weit die deutsche Zunge klingt" nicht nur, sondern darüber hinaus singen sie Gott im Himmel Lieder. Auf der Pyrenäischen Halbinsel und bei den Pyramiden, am Goldenen Horn und an den Gestaden des Mittelländischen und Agäischen Meers, in Budapest und Petersburg, in Paris wie jenseit des Atlantischen Oceans vertreten deutsche Schriftstellerinnen ihr Volksthum und ihren Beruf: im Seinebabel und der Zarenstadt jedoch nur vereinzelt, in Rom und Italien, wie am Bosporus mehrfach. Der Ausdruck „in Schlössern" ist keine Metapher: mehr als eine Fürstin, und eine nicht unbeträchtliche Zahl von Gräfinnen und Freiinnen führt die Feder, obschon „sie es nicht nöthig hätte" und schwerlich solche Honorare erzielt, wie die Angehörigen des englischen Königshauses. In

jeder der kleinen Residenzen, selbst in Weimar, findet man, nach dem „Frauenkalender", höchstens zwei Schriftstellerinnen, mit Ausnahme Koburgs, das die heilige Dreizahl aufweist. „Das läßt tief blicken!" möchte man ausrufen, besonders da die fürstlichen Hauptstädte ja wegen ihrer Wohlfeilheit günstigen Ruf genießen. Bestimmend wirkt hier freilich, daß die Schriftstellerin gewöhnlich noch weniger frei ist in der Wahl des Wohnorts als der Schriftsteller; sie folgt dem Gatten, wohin Beruf und Neigung ihn führt, oder sie haftet an der heimischen Scholle, wenn ihr Talent sich nicht etwa erst entfaltete durch Verhältnisse, die sie nicht zu dessen Förderung erkor, in die sie hineingedrängt wurde. So erklärt es sich, daß in Skandinavien zufällig keine deutsche Schriftstellerin sich befindet und daß die Gesandtschaften und Consulate in Granada, Kairo, Konstantinopel und an andern Orten die Heimstätten unserer Colleginnen sind.

Sehen wir ab von der Schweiz, in der die Propaganda für die weibliche Emancipation ihr Hauptasyl findet, so erscheint es doch beachtenswerth, daß gerade in den Grenzmarken des bedrohten Deutschthums die Frauen von der Feder stark vertreten sind: in Steiermarks Hauptstadt durch sechs, und durch ebenso viele in der des Czechenthums; Zürich mit der einzigen deutschen Universität, an der das weibliche Geschlecht studiren darf, zählt ja auch nicht mehr Schriftstellerinnen, während man doch das Gegentheil vermuthen sollte. In den von uns seit Jahrhunderten losgerissenen östlichen Provinzen leben etwa zehn weibliche Autoren, von denen einige allerdings aus Deutschland stammen. Nach Töchtern unsers Schmerzenskindes, das sich so innig der Nation hingab, die es gewaltsam an sich gerissen hatte, sucht man vergebens im „Allgemeinen Frauenkalender"; es leben zwar im Reichslande einige deutsche Schriftstellerinnen, allein nicht dort stand ihre Wiege!

Uebrigens ist der „Allgemeine Frauenkalender" weder vollständig noch genau. Namhafte Schriftstellerinnen fehlen in dem Verzeichniß, andere befinden sich darin, wol ohne selbst zu wissen, wie es geschah. Dergleichen „Verzeichnisse" gemahnen mich stets an einen Literaturbeflissenen, der in einem Orte im deutschen Osten seine eigenen Werke, zwei oder drei Broschüren, im Selbstverlag herausgab und — durchaus einen Schriftstellerverein gründen wollte. Es lebte dort damals eine Schriftstellerin von anerkanntem Ruf und eine zweite begann solchen eben zu erstreben; auch gab es einige Literaten von der Bedeutung des „Gründers". Wer in Stadt und Umgegend, durch das Medium des Wochenblattes, so viel Gedichte, Theaterkritiken oder „Eingesandts" veröffentlicht hatte, daß sie insgesammt einen Vierteldruckbogen ausmachten, sollte befähigt und berechtigt sein, Mitglied dieses „Kränzchens" zu werden. Aber die „Berühmte" wollte sich mit solchen Größen nicht „vereinen" und die schöne Idee konnte, wie manche andere, nicht verwirklicht werden.

Den grausamen Vorwurf, daß schon unsere jungen und jüngsten Mädchen schriftstellern, widerlegt der „Allgemeine Frauenkalender" glänzend: fast die Hälfte aller Genannten hat das kanonische Alter überschritten. Und zwar sind hundert und einige 40—50, hundert 50—60, ein Drittelhundert 60—70 und ein Viertelhundert 70—80 Jahre alt, drei gelangten ins neunte Jahrzehnt. Dagegen findet man nur 7, schreibe *sieben*, die augenblicklich das fünfundzwanzigste Lebensjahr noch nicht überschritten, und zwar drei davon in Oesterreich; unter zwei Decennien ist keine! Das erscheint doch kaum glaublich; es bergen sich unter den 155, also einem reichlichen Viertel, deren Alter nicht angegeben ist, gewiß viele sehr jugendliche Frauen und Mädchen. Ist das noch unglaublicher? . . . „Wer weiß die Wahrheit?" läßt C. E. Franzos einen alten mosaischen Grübler und Schriftstudirenden beständig fragen.

Es ist wahrlich bewundernswürdig, daß von fast drei Viertel der Schriftstellerinnen ihr Geburtsjahr verzeichnet werden konnte. Ob in allen Fällen zuverlässig? Wer wollte da rechten mit einer kleinen Gedächtnißschwäche solcher, deren Tauf- oder Geburtsschein nicht zufällig amtlich beglaubigt worden? Gibt es doch Männer, und berühmte, deren Alter sich nicht genau feststellen läßt. Ein gewisses Halbdunkel bleibt stets interessant, und da es mit der Anonymität in unserer Zeit nichts ist, der wirkliche Name gleich genannt wird neben dem Pseudonym, dessen manche Autoren sich mehrfach, ja drei- und vierfach bedienen, um der leidigen Concurrenz zu begegnen, oder das zum Unterhalt nöthige Vielschreiben zu verschleiern, reizt es, wenigstens das Alter in ein Mysterium zu hüllen. Nur that das hier nicht allein eine große Anzahl der „Hochgeborenen", welche Romane schreiben, sondern auch der Damen, welche sich der Poesie und den ernstern, den lehrhaften Fächern geweiht: Drama, Epos, Lyrik, Pädagogik, Volkswirthschaft, Frauenfrage u. a. Für die Angehörigen der „Gesellschaft" mag es ebenso peinlich sein wie für Nichtliteratinnen, daß sie im Begriff sind die fatalen Dreißig zu überschreiten oder sie gar überschritten haben sollen, und mancher Dichterin läßt sich auch die Scheu nachempfinden, ihr Alter öffentlich durch den Druck für ewige Zeiten gleichsam festgenagelt zu sehen. Die Poesie ist ja der eigentliche, innere Jungbrunnen, wie schon Sappho bewies, die nur äußerlich etwas angejahrt wurde — im Herzen nicht.

Wenn es indeß ausgezeichnete Reiterinnen gibt, die noch als Großmütter hoch zu Roß die Jüngsten nicht nur an Schule, sondern auch an Feuer und Anmuth übertreffen: warum sollen diejenigen, die sich auf das bewußte, zeitweilig recht hartmäulige Flügelroß schwingen, wenn sie es zu zügeln verstehen und sattelfest bleiben, nicht auch im Alter „Ritte ins romantische Land" unternehmen? Etwa, weil die Natur da eine Grenze setzte zwischen Mann und Weib sowol wie zwischen Poesie und Wissenschaft?

Wir sind nicht galant gegen Frauen, die sich der Literatur, und vollends der nicht schönwissenschaftlichen, nicht belletristischen, widmen. Theils darum nannten wol die meisten der Fräulein Doctores, und sogar die einzige schriftstellernde Studentin, die inzwischen allerdings auch schon

den Doctor gemacht hat, nicht ihr Geburtsjahr. Dennoch weiß jeder, daß sie noch ziemlich jung sein müssen, obschon sie den akademischen Grad gewiß nicht so früh erlangen konnten wie die männliche studirende Jugend. Bei andern mag liebenswürdige Bescheidenheit oder auch eine kleine, nicht minder liebenswürdige Bosheit ins Spiel kommen; sie wollten entweder die Welt nicht herausfordern zur Feier ihrer Wiegenfeste oder ihren künftigen Biographen das Leben nicht so leicht machen. Weiblicher Takt redet gleichfalls mit. Schön oder vertrauenerweckend ist es nicht, steht eine pädagogische, volkswirthschaftliche, culturgeschichtliche u. s. w. Schriftstellerin noch in den Jahren, in welchen der Mensch überhaupt selbst der Erziehung und die Frau vorzüglich der Unterweisung in der Haus- und Küchenwirthschaft bedarf — womit indeß nicht gesagt sein soll, alle Angejahrtern bedürften deren nicht mehr.

Mancher wird sich wol doch zu der Ansicht bekehren lassen: es befänden sich unter denen von ungenanntem Alter viele jugendliche Schriftstellerinnen. Die Achtung vor dem weiblichen Taktgefühl nöthigt ja dazu. Denn daß sich junge weibliche Autoren, nur um als Autoritäten respectirt zu werden, absichtlich älter machen, das geht doch nicht. Abgesehen davon, daß in unserer pietätlosen Aera das graue Haar nicht immer Ehrfurcht einflößt: wer gedenkt da nicht des frappanten Falles, daß ein Gerichtshof die Angeklagte freisprach, weil sie sich für zehn Jahre älter ausgegeben hatte, und etwas so Unerhörtes selbst schwerer Schuld Strafloſigkeit zu erwirken verdiene? Freilich französische Richter! Die unserigen wären nimmer so galant. Drum lieber keine Jahreszahlen, die, auch wenn sie sich auf historische Daten beziehen, viele nicht behalten und noch weniger lieben!

Möglich übrigens, daß manche Archäologinnen u. dgl. das Alter wie etwas ganz Unbedeutendes und nicht Beachtenswerthes betrachten; bei andern ist diese Auffassung nicht vorauszusetzen. Aber warum sollten die, welche Fächer bearbeiten, in denen man gleich bejahrt, d. h. erfahren geboren sein müßte, sich scheuen, ihr vielleicht schon etwas vorgerücktes Alter anzugeben? Denn finden auch die Forscher der Neuzeit mit ihren auf Bacillen von $^{15}/_{000}$ Millimeter Größe oder Kleinheit construirten Mikroskopen nicht eher Ruhe, bis sie alles bisher Geglaubte in Zweifel verkehrt, das, was Jahrhunderte und länger felsenfest stand, untergraben und in Trümmer gestürzt haben; ist der Tell zur bloßen Mythe geworden und droht dasselbe Schicksal dem schönen uralten Glauben, auf den Wein wenigstens wirke das Alter nicht störend, sondern verbessernd (die Tradition von der Güte alten Weins ist bekanntlich nach der Weinzeitung nicht mehr unbestritten, weil in den berühmtesten Sorten altehrwürdigster Rathskeller die unliebsame Zunahme von Essig- und Schwefelsäure constatirt sei): eins bleibt gleichwol unantastbar. Und zwar die unumstößliche Wahrheit: eine gute alte Köchin ist besser als eine junge, ja als die jüngste. Trotzdem fehlt unverantwortlicherweise im Verzeichniß der deutschen Schriftstellerinnen, ausnahmslos die Altersangabe der im Grunde verdientesten, am meisten aufgelegten und geschmackvollsten Colleginnen, nämlich der — Kochbücherverfasserinnen! Der gebildete Theil unsers Volks würde gewiß die Geburtstage mancher derselben gern feiern, und zwar nach deren eigenen erprobten Recepten, wobei der Hausvater in festlich gehobener Stimmung den weiblichen Mitgliedern der Familie dringend die regste Nacheiferung auf diesem Gebiete ans Herz legen könnte: eine Ehre und Anerkennung, die sonst Schriftsterinnen selten genug zutheil zu werden pflegt.

M. von Roskowska.

Neue philosophische Literatur.

1. Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes. Anthropologie. Von Gustav Hauffe. Minden, Bruns. 1886. Gr. 8. 7 M.

Die Anthropologie ist jetzt an den Punkt angelangt, sich immer mehr aus dem Rahmen und der Abhängigkeit von der Philosophie loszulösen. Es hängt dies mit dem immer mehr wachsenden Umfang ihrer Objecte und der größern Selbständigkeit ihrer grundlegenden Principien aufs engste zusammen. Nichtsdestoweniger werden die Anthropologen ihre Wissenschaft von den Beziehungen mit der Philosophie nicht ganz frei machen können. Gerade die Mittelstellung ihrer Wissenschaft zwischen den organischen Naturwissenschaften, insbesondere der Physiologie und den eigentlichen Geisteswissenschaften, macht es ihnen unmöglich, aus den vielfachen Verschlingungen ihrer Disciplin mit der Naturphilosophie und der Psychologie sich herauszuwinden. Insbesondere werden Anthropologie und Psychologie immer in einer gewissen Wechselwirkung bleiben, und die Beantwortung der Fragen der erstern wird immer bis zu einem gewissen Grade von der Lösung der Probleme der letztern und umgekehrt abhängig sein. Es entspricht dieses sowol den Verhältnissen in dem Entwickelungsgange beider Zweige als auch der innern Verwandtschaft ihres Objects. Scheinbar ist ja die Anthropologie umfassender als die Psychologie, da diese es nur mit dem „Geiste", der „Seele" des Menschen, jene hingegen mit dem ganzen Menschen in der Vereinigung von „Leib und Seele" zu thun hat. Aber Leib und Seele für sich genommen sind bloße theoretische Abstractionen. Thatsächlich existiren sie nur in concreter Verschmelzung. „Leib" für sich ohne Beseelung ist „Leichnam" und „Geist" ohne reine leibliche Organisation ist für uns bisher kein Gegenstand der Erfahrung. Ueberall im ganzen Weltall treten beide Seiten nur in concreter Vereinigung auf. Demnach werden beide

wissenschaftlichen Zweige stets aufeinander Bezug nehmen müssen.

Diesen Gesichtspunkt hat auch Gustav Hauffe durch sein ganzes Werk hindurch festgehalten. Er sagt:

Wir haben es mit uns selbst zu thun. Unser Leib aber ist im eigentlichen Sinne nicht unser Selbst; und wenn er freilich auch zu unserm Selbst mitgehört, so behält er doch immer eine Seite der Aeußerlichkeit gegen unsere Person. Wir sind unser Ich, unsere Seele; und dies Vortrefflichste in uns ist, wie Aristoteles sagt, am meisten unser Selbst. ... Der Gegenstand unserer Betrachtung ist unser eigenes Selbst. Er liegt uns nahe und wird nach zwei Seiten begrenzt, nämlich nach oben und unten. Unter uns liegt die sinnliche Natur. Auch unsern Leib können wir derselben zurechnen, wiewol er die köstlichste Perle, die Krone und das wahre Meisterwerk der Schöpfung ist. Die übrige Natur dient dem menschlichen Leib und seinen Bedürfnissen wie er der Seele, die seine Herrin ist. Die sinnliche Natur, wiewol sie bis ins kleinste auch aufs künstlichste construirt ist, steht doch tief unter unserm Selbstbewußtsein. Der Grund liegt darin, daß sie nicht zu der Innerlichkeit oder Selbstbetrachtung gelangen kann, die der Mensch erreicht. Wie die Natur sogar in gewissem Sinne selbst uns äußerlich ist, so bleibt sie sich selbst aber ganz und gar äußerlich und unbekannt. Dies ist der Sinn des Mythos vom Schleier der Isis: sie ist sich selbst verschleiert, nicht, daß wir sie nicht erkennen könnten.... Außerdem sind wir wenigstens momentan in gewissem Grade begrenzt von dem, was über uns ist, nämlich von demjenigen, was absolut zur Innerlichkeit durchgedrungen ist, dem nichts äußerlich geblieben, sondern alles zur Klarheit und Durchsichtigkeit seines eigenen Wesens und Selbst geworden ist. Das ist der absolute Geist, Gott, der reine Gedanke, das absolut Freie, dessen Thätigkeit das ganze Universum durchdringt. Dies Wesen nun ist der Endzweck des menschlichen Geistes.

Klingt dies alles in einer modernen Anthropologie nicht allzu sehr spiritualistisch? Wer denkt bei solchen Stellen, wo Seele die „Herrin" des Leibes genannt wird, nicht an analogische platonische Wendungen, oder wenn die Inferiorität der Natur gegenüber dem Geiste damit motivirt wird, daß sie noch nicht zur „Innerlichkeit" kommen könne: erinnert man sich nicht jenes Jakob Böhme'schen Ausspruchs von der Creatur, die da seufzt, weil sie nicht zum Lichte sich zu erheben vermag? Doch kommen solche mystische Anklänge in dem Buche nur selten vor. Vielmehr scheint, wenn man näher zusieht, ein anderer Geist hier das Scepter zu führen: es ist der Schatten Hegel's, der hier umgeht, obgleich auch fortwährend andere philosophische Größen, wie Leibniz, Fichte, Schopenhauer, citirt werden. Schon die Stellung, die Hauffe der Anthropologie anweist, erinnert an die Art, wie Hegel (und nach ihm Michelet, Rosenkranz u. a.) diese damals freilich noch sehr dürftige Wissenschaft unmittelbar an das letzte Glied der Philosophie der Natur anreiht und damit als den ersten Moment die Philosophie des Geistes, und zwar des subjectiven Geistes eröffnet. Bei Hegel gliedert sich die Lehre vom subjectiven Geiste in drei wissenschaftliche Zweige: die Anthropologie, die Phänomenologie und die Psychologie, insofern der menschliche Geist sich aus dem dreifachen Gesichtspunkte, als Seele, als Bewußtsein und als Geist (im engern Sinne), betrachten läßt, das erste Glied, die Anthropologie, als die eigentliche Seelenlehre, dagegen sich wiederum in drei Zweige theilt, in die Lehre von der natürlichen Seele, von der fühlenden Seele und von der wirklichen Seele. Man braucht diesem Hegel'schen Schematismus nicht durchaus zuzustimmen, und thatsächlich sind einige Psychologen dieser Schule, wie Rosenkranz, auch in der Anordnung des Stoffs abgewichen. Aber man ist doch erstaunt und überrascht über die tiefen Blicke, die Hegel in das Bereich der auf dieser Stufe noch halb im Naturleben befangenen Menschenseele wirft und wie er diese in dem dunkeln Schacht der Psyche webenden Massen in eleganter Architektonik gliedern und dialektisch zu bemeistern versteht.

Nach dieser Richtung hin, d. h. in Bezug auf die klare, übersichtliche Anordnung, läßt nun das Hauffe'sche Werk sehr viel zu wünschen übrig. So belehrend diese breiten historischen Excurse zur Geschichte der Psychologie sein mögen, so sind sie doch, abgesehen davon, daß der Gegenstand in den Werken von Carus, Siebeck u. a. bereits zur Genüge behandelt worden ist, für den Fortgang der Darstellung sehr störend. Dazu kommt ein Mangel, der gerade in einem grundlegenden Werke wie dieses sehr empfunden wird: das ist die Undurchsichtigkeit der das Ganze beherrschenden Principien. Die einzelnen Kapitel haben oft wenig oder gar keinen Zusammenhang. Hier eine Abhandlung über die Rassen, dann sofort eine über den Sitz der Seele. Die Unsterblichkeitsfrage, die in zwei Abschnitten behandelt wird, gehört kaum in diesen Zusammenhang. Probleme wie das Wesen der Vorstellung und der Erkennbarkeit des Dinges an sich sind doch wesentlich erkenntnißtheoretischer Natur und gehören schwerlich in eine Anthropologie. Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit Darwin und der Descendenzlehre, als deren überzeugten Anhänger sich der Verfasser erweist, indem er sogar Ernst Häckel's „Monismus" gegen den Vorwurf des Materialismus vertheidigt. Aber bei dem allen sieht man nicht recht den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ein. Es ist gewiß aller Anerkennung werth, daß Hauffe, der hier eine speculative Grundlegung der Anthropologie darbieten wollte, das naturwissenschaftliche Material, insbesondere die Psychologie und die Entwickelungsgeschichte, in reichem Maße heranzieht. Aber es macht doch den Eindruck, als wenn ihm die Kraft gefehlt hätte, dies alles nun auch an der rechten Stelle einzufügen, das Ganze zu bewältigen und in einen lyrisch-systematischen Zusammenhang zu bringen.

Diesen schwer wiegenden Mängeln des Hauffe'schen Werks stehen freilich einige nicht unwesentliche Vorzüge gegenüber. In erster Linie ist die klare, hier und dort nur etwas zu bilderreiche Sprache des Verfassers hervorzuheben. Hiermit hängt die Neigung desselben zu poetischen Citaten zusammen, die, wenn sie auch nicht einem philosophischen Gedanken neue Beweiskraft verleihen, so doch oft ihn treffend illustriren und in phantasievoller Einkleidung unserer Anschauung näher bringen. Schopenhauer selbst z. B.

ging in seinem Hauptwerke in dieser Beziehung voran; nur wäre es zu wünschen, daß seine Nachahmer in Bezug auf dichterische Decorationen nun auch mit seinem Geschmack verfahren.

Gustav Hauffe verspricht uns als die Fortsetzung und Ergänzung dieser Anthropologie noch zwei weitere Bände, von denen der zweite die Psychologie, der dritte die Pädagogik enthalten wird. Hoffen wir, daß dieselben möglichst wenige der hier gerügten Mängel, dagegen alle wirklichen Vorzüge der vorliegenden Publication darbieten werden.

2. Die Unsterblichkeit der Seele naturwissenschaftlich und philosophisch begründet. Von J. H. Schmick. Zweite, wesentlich vermehrte Auflage der Schrift: „Ein Wissen für einen Glauben." Leipzig, Reißner. 1886. 8. 2 M. 40 Pf.

Seitdem vor dritthalb tausend Jahren Plato zuerst im „Phädon" Sokrates mit seinen Schülern und Freunden das Problem der Seelenfortdauer discutiren läßt, ist die Frage nicht mehr von der philosophischen Tagesordnung verschwunden. Spiritualisten und Materialisten, Dualisten und Monisten, Pantheisten und Deisten, und überdies auch noch die verschiedenen theologischen Schattirungen vom buchstabengläubigen Orthodoxen bis zum zweifelsüchtigsten Rationalisten: alle haben sich an der Debatte betheiligt und je nach ihrem Standpunkte für oder wider die Unsterblichkeit der Seele plaidirt. Man müßte selbst ein ewiges Leben haben, wollte man alle diese Schriften lesen und ihre Argumente prüfen.

Aber im Grunde lassen sich die letztern allesammt auf einige wenige reduciren, welche sich auf die Vorstellung beziehen, die wir uns vom Wesen der Seele machen. Halten wir sie mit Plato, Malebranche, Leibniz für eine ursprüngliche Substanz, so muß man auch ihre Unzerstörbarkeit, also ihre individuelle Fortdauer zugeben, wiewol man dann immer noch nicht weiß, unter welchen Bedingungen und Verhältnissen eine derartige Ewigkeit des Lebens zu denken sei. Wenn man hingegen eine Seelensubstanz leugnet und mit Giordano Bruno und Spinoza den Geist für einen Hauch der Weltseele, für einen bloßen Modus in dem Leben der ewigen Substanz erklärt, oder wenn man, wie einige wollen, denselben als eine Vorstellung in dem unendlichen Intellect Gottes definirt, oder wenn man gar, wie die Materialisten annehmen, die Seele für eine Function des Organismus, d. h. für eine Wirkung der einfachen und der combinirten Bewegungen der Hirnatome halten will: wird man in Bezug auf die Frage der Unzerstörbarkeit des seelischen Wesens, also der sogenannten Seelenfortdauer, zu einer ganz verschiedenen Antwort gelangen müssen, wenn man nicht etwa wie Kant dem ganzen Problem ausweicht und in der Voraussetzung seiner philosophischen Unlösbarkeit die individuelle Unsterblichkeit für ein sittliches Postulat erklärt.

Und das Gewicht und die Evidenz der Gründe auf dieser wie auf jener Seite? Diese scheinen uns gleich schwer wiegend, hier wie dort. Oft ist es freilich nichts als eine Wiederholung, oder doch wenigstens Modificirung schon früher entwickelter Beweise, die in der neuen Unsterblichkeitsliteratur vorgeführt werden. Nur wird derjenige, der seinen Lieblingsglauben in die Form einer philosophischen These kleidet und diese nun auch „naturwissenschaftlich" begründen will, in der That alles beibringen müssen, was die moderne exacte Forschung Beweiskräftiges liefern kann. Hier ist es nur der alte Begriff des „Ich" und der „Persönlichkeit", aus dessen genetischem Ursprung in uns der Grund der Einheit des Bewußtseins und demnach die von der materiellen Mannichfaltigkeit der Außenwelt unabhängige Natur der Seele hergeleitet wird. Solches wird immer auf einen Dualismus hinauslaufen. Und in der That bemüht sich auch der Verfasser des vorliegenden Werks, das dualistische Princip auf verschiedene Weise zu erhärten. Die „Doppelheit" und „Zweigetheiltheit" des menschlichen Wesens wird nun theils aus allgemeinen anthropologischen Erwägungen (z. B. aus der Stabilität der Körperlichkeit gegenüber wachsender intellectueller Reife und umgekehrt aus der Unwandelbarkeit des intellectuellen Besitzes bei wechselnder Materie), theils aus gewissen physiologischen Erscheinungen wie aus der Thatsache des einfachen Empfindens bei paarigen Sinneszugängen und Perceptionsorganen erklärt. Einen andern Beweis für den Dualismus findet der Verfasser z. B. in dem Mangel einer Proportionalität zwischen Gehirngröße in den verschiedenen Lebensaltern und gedanklichen Leistungen in denselben, ebenso zwischen der Gehirngröße und der Culturscala bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeitaltern. Manche andere Argumente, die der Verfasser beibringt, und theils auf die Physiologie, theils auf die Thatsachen der psychologischen Erfahrung basirt, können hier nicht näher verfolgt werden. Alles dieses sind aber nur indirecte Beweise, darauf gerichtet, die Seele als ein gesondertes immaterielles Etwas zu erklären. Der directe Beweis der seelischen Unvergänglichkeit wird dann gewissermaßen als natürliche Consequenz angesehen. Aber so ganz selbstverständlich ist die Sache doch nicht. Kann es nicht auch immaterielle Substanzen vergänglicher Natur geben? Ja und nein. Je nachdem! Vorher mußte also der Begriff des Veränderlichen und Vergänglichen festgestellt werden. Und damit kämen wir wieder auf Plato zurück, der dies im ersten Theil seines „Phädon" versucht hat. Den eigentlichen directen Beweis hat eigentlich erst Mendelssohn in seiner berühmten Bearbeitung des platonischen Dialogs geliefert, und zwar im zweiten Theile desselben. Mendelssohn geht da von dem Begriff der Seele als „vorstellenden Wesens" aus. Vorstellen aber heiße die Kraft ein materiell Mannichfaltiges in eine ideelle Einheit zusammenzufassen. Folglich könne die Seele, deren Natur eben in der zusammenfassenden Thätigkeit bestehe, nicht dem Gesetze der materiellen Vergänglichkeit, d. h. des Auseinanderfalles der Theile unterliegen. Dieser berühmte Beweis ist später vielfach (auch von Heinrich Ritter) wiederholt worden.

Und in der That hat er, wenn man ihm seine Prämisse zugibt, den Vorzug der Bündigkeit und einer gewissen logischen Evidenz.

Die Schrift des Professors Schmick wird manche befriedigen: es herrscht ein warmer, überzeugungskräftiger Ton in derselben. Viele hingegen werden mit Recht in dem „naturwissenschaftlichen" Theil der Begründung doch wol den Mangel an hinreichenden Thatsachen, mehr aber noch an Exactheit des Verfahrens empfinden.

3. Die Illusion der Willensfreiheit. Ihre Ursachen und ihre Folgen. Von Paul Rée. Berlin, C. Duncker. 1885. Gr. 8. 1 M.

Eine kleine, aber sehr scharfsinnige Untersuchung. Der Verfasser, der sich schon früher durch einige psychologische Arbeiten bekannt gemacht hat, versucht es hier, durch eine höchst exacte psychologische Analyse die Gründe darzulegen, aus denen uns der menschliche Wille frei zu sein scheint. Dieses setzt freilich die Unfreiheit des Willens voraus, und so zerfällt die ganze Untersuchung in drei Theile, von denen der erste die Argumente entwickelt, aus denen die Unmöglichkeit der Willensfreiheit resultirt, der zweite dann die Ursachen der scheinbaren Willensfreiheit (der „Illusion") darlegt, der dritte endlich die sittlichen Consequenzen derselben nachweist. Die beachtenswerthe Schrift ist wesentlich gegen Kant's Grundlegung der Ethik gerichtet. Da die Hochflut der neuern Kant-Literatur wesentlich nur apologetische und commentirende Arbeiten bringt, bietet die vorliegende, abgesehen von ihren sachlichen Vorzügen, wenigstens einmal die Abwechselung, daß sie gegen Kant auftritt. Ob sie aber dem offenbar immer noch wachsenden Neu-Kantianismus unserer Zeit erheblichen Abbruch thun wird?

Moritz Brasch.

Episches.

1. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in 30 Gesängen von Karl Weise. Bevorwortet von Friedrich von Bodenstedt. Wittenberg, Herrosé. 8. 2 M. 40 Pf.

Bodenstedt beginnt sein empfehlendes Vorwort mit den Worten:

Dieses Büchlein erscheint gewissermaßen als Festschrift, da seine Veröffentlichung mit der Feier des siebzigsten Geburtstags seines Verfassers zusammenfällt, und zwar nicht zufällig, sondern auf Veranlassung älterer und jüngerer Freunde, deren der treffliche Volksdichter auf seinem dornenvollen Gange durch's Leben sich viele gewonnen hat. Es gewährt mir eine herzliche Freude, zur Feier des würdigen Mannes auch mein Scherflein beitragen zu können durch Erfüllung des an mich ergangenen Wunsches, ein Vorwort zu seiner neuesten Dichtung zu schreiben.

Unser Dichter ist ein braver Handwerksmeister, der in seinem Leben „fleißig mit dem Meißel geschafft" hat, Sohn eines armen Zimmergesellen und Veteranen aus den Kriegen der Deutschen mit Napoleon I. Von seinem Vater hat Weise einst in winterlichen Abendstunden, an die er noch jetzt mit stiller Freude zurückdenkt, die seltsamen Schicksale des braunschweiger Herzogs und seiner schwarzen Schar vernommen. Schon als elfjähriger Knabe „verliebte" er sich in diesen Gegenstand; er wußte ihn mit solchem Feuer wieder zu erzählen, daß er schon damals aufgefordert wurde, alles aufschreiben und drucken zu lassen. Aber erst nahezu sechzig Jahre später ist es wirklich geschehen. Im schlichten Volkstone, aber voll Innigkeit und patriotischer Begeisterung führt er die Tragödie des unglücklichen Herzogs vor, den Rückert sagen läßt:

Ich kämpf' um meiner Ahnen Schloß
Um meiner Väter Stadt,
Bis daß der Feind mit Mann und Roß
Mein Herz zertreten hat.

Wie sie in der Volksseele lebt, leutselig und tapfer, tritt die edle Gestalt des Helden uns vor Augen: es ist als hörte man zuweilen noch den Vater des Dichters heraus, den Kriegsveteranen, der „selbst mit dabei war". Zart und keusch ist auch ein Liebesroman in die Erzählung hineingesponnen. Der junge Herzog, der, nachdem sein Vater den bei Jena empfangenen Wunden erlegen war, mit dem Anspruch auf Braunschweigs Thron zugleich den Haß Napoleon's und die Verbannung erbte, war gleichwol zu wiederholten malen in wechselnder Verkleidung in sein Land zurückgekehrt, um mit seinen Getreuen zu rathschlagen. Als reisender Kaufmann, als Handwerksbursch kommt er gezogen — in letzterer Gestalt gewinnt er wider Wissen und Willen das Herz eines braunschweiger Wirthstöchterleins, das für den angeblichen Freund und Anhänger des von ihr nicht gekannten, aber mit Begeisterung verehrten Herzogs tiefinnige Neigung faßt und mit Schmerzen, aber voll hoher Gesinnung auf ihren Jugendtraum verzichtet, als sie gewahr wird, daß der von ihr Geliebte der Herzog selbst ist. Als eine Probe der Weise'schen Dichtung möge folgende Stelle dienen. Der Herzog ist, als Handwerksbursch verkleidet, auf dem Wege nach Braunschweig unerkannt in einer ärmlichen Hütte eingekehrt, um dort die Nacht zu verbringen. Nach dürftigem Mahle hat er sich aufs harte Lager gestreckt:

An all sein Trübsal denkend, das ihn bisjetzt betraf,
Seufzt er, an Gott verzagend, fern jeder Spur von Schlaf:
„Verlassen und vergessen, ist jetzt mein irdisch Los,
Drum öffne mir zum Frieden sich bald der Erdenschos."

Da hebt es an zu beten im nahen Kämmerlein,
Es ist der Wirth der Hütte, doch auch sein Weib stimmt ein:
„Du lieber Vater droben, du hilfst aus aller Noth
Und gibst voll Vaterliebe uns unser täglich Brot.

„O schenk' auch dein Erbarmen dem Herzog, unserm Herrn,
Daß er einst wiederkehre, dem Volk ein Segensstern,
Wo er sich heut' auch bette zur nächtlich stillen Ruh',
Sei du sein Schutz und decke mit deiner Gnad' ihn zu."

Der Wandrer hört's und richtet ſich andachtsvoll empor;
Denn wie aus Engelsmunde tönt's ihm an Herz und Ohr.
Was für den armen Fürſten ein armes Paar empfand,
Den Frankreichs Macht geriſſen von Volk und Vaterland.

2. Einhard und Imma. Eine rheiniſche Sage aus der Zeit Karl's des Großen. Von J. Thikötter. Heidelberg, C. Winter. 1885. 12. 6 M.

Die rührende Sage von der Liebe der ſtolzen Kaiſertochter zu dem Schreiber Eginhard oder Einhard hat hier abermals einen Dichter gefunden. In behaglicher Breite erzählen uns die meiſt recht flüſſigen und ſtimmungsvollen vierfüßigen Spondäen die Schickſale der Liebenden von dem Tage an, wo Einhard aus der Enge der Kloſterſchule heraustritt bis zu dem Tode der Gatten. Die Abiturientenreden der beiden Kloſterſchüler ſind etwas lang ausgefallen, Einhard's Lebensrichtung mußte durch ſeine ſpätern Thaten und Schickſale, nicht aber durch die einſtudirten Worte eines ſolennen Schulacts charakteriſirt werden. Sehr ergötzlich und, wie überhaupt das ganze Gedicht, von dem fröhlichen, leichten Sinne des rheiniſchen Weſens durchweht, iſt die Weinprobe. Die Sage iſt zu bekannt, als daß wir ſie dem Dichter nochmals nacherzählen dürften. Doch wollen wir als Beiſpiel ſeiner Vortragsweiſe die Scene herausgreifen, wo Kaiſer Karl, allein und auf der Jagd verirrt, nicht wiſſend die tief im Odenwalde gelegene Hütte ſeiner mit ihrem Gatten verbannten Tochter betritt:

In dem Hauſe ſah der Kaiſer
Eine wunderſchöne Frau,
Golden wallt herab das Haar ihr,
Auf dem Arm trug ſie das Kind.

„Kannſt du einen Trunk mir geben
Aus des Waldes kühler Quelle?"
Bat er ſie, „gar ſehr ermüdet
Bin ich von der langen Jagd."

Als die Worte hört Frau Imma,
Lauſchte ſie voll freud'ger Ahnung,
Doch ſie holt den Trunk behende
Für den Mann im grauen Bart.

Aber als ſie drauf ihn reichte
Und dem Fremdling voller Hoheit
Tiefer in die Augen ſchaute,
Wußte ſie, wer vor ihr ſtand.

Wie das Herz ihr mochte klopfen,
Imma konnte ſich beherrſchen
Und mit freundlichem Willkommen
Lud ſie ihn zu Gaſte ein:

Seltſam ward bei ihrem Anblick
Auch dem Kaiſer es zu Sinnen;
Als allein ſie ihn gelaſſen,
Dacht' er ſehnend alter Zeit.

Mittag war es, und Frau Imma
Hatt' den Gatten ſchon erwartet,
Fertig war des Wildes Braten,
Den ſie auf den Tiſch ihm trug.

Ihr zur Seite war der Knabe,
Mit dem Schwerte in der einen
Hand und mit der andern brachte
Er die Beeren für den Tiſch,

Ganz wie Karl daheim es liebte,
Der zum Braten ſtets die Früchte
Aus dem Walde oder Garten
Bei dem Mahle geben ließ.

Aber als er nun bemerkte,
Wie Imma das Wildpret theilte,
Kunſtgerecht, wie ſich's gehörte,
Wie er ſelber ſie's gelehrt,

Blieb ihm länger nicht verborgen,
Wohin ihn der Weg geführet:
„Imma, theure Imma", ſpricht er,
„Endlich hab' ich wieder dich!"

„Vater, lieber Vater", klingt es
Selig drauf aus Imma's Munde,
Und ein inniges Umarmen
Eint die lang Getrennten dann.

Proſaiſche Wendungen, wie die an den Kochbuchſtil erinnernde Bemerkung, daß Kaiſer Karl „zum Braten ſtets die Früchte geben ließ", kommen hin und wieder vor; öfter noch ſtören proſodiſche Unrichtigkeiten wie z. B.:

Ihre Wände ließ er zieren
Von der Hand römiſcher Meiſter
Mit herrlichen Wandgemälden
Aus der Weltgeſchichte Lauf.

3. Hogia. Altpreußiſches Epos in ſechs Geſängen von Heinrich Nitſchmann. Mit zwei Illuſtrationen nach Originalzeichnungen von H. Laasner. Danzig, Bertling. 1885. 12. 1 M. 20 Pf.

Der Dichter iſt kein Unbekannter. Vielmehr begrüßen wir in ihm den verdienſtlichen Dolmetſcher polniſcher Poeſien, als welcher er uns unter anderm in der 1880 erſchienenen „Iris; Dichterſtimmen aus Polen" entgegentrat. Hier iſt es ein eigenes Werk, das er uns bietet, ein „Epos", wie er es nennt, eine epiſche Novellette in Verſen, wie wir die Dichtung mit Rückſicht auf ihren Umfang und den Charakter der Darſtellung lieber bezeichnen würden. Der Fabel, welche den Kämpfen der heidniſchen Preußen gegen die in ihre öſtliche Heimat eindringenden chriſtlichen Deutſchen entnommen iſt, liegt das alte, traurige Motiv zu Grunde, wie die Liebe zu einer und derſelben Jungfrau zwei Brüder verfeindet und zu blutiger Fehde und gegenſeitiger Vernichtung antreibt. Hogia iſt die Tochter eines preußiſchen Fürſten; als Weidelotin hütet ſie mit ihren Schweſtern das heilige Feuer auf dem Herde Romowes. Aber mit der Liebe, die ihr der deutſche Ritter Kurt von Raimond einflößt, dringt auch das Chriſtenthum ſiegend in ihr Herz. Sie läßt das heilige Feuer verlöſchen und flieht vor den zürnenden Heiden zu der Mutter des Geliebten. Dort faßt auch deſſen Bruder Horſt eine heftige Neigung zu Hogia, die ſie nicht erwidert. Horſt, gewaltſamer und verſchlagener als Kurt, zwingt letztern, nächtlich mit ihm zu kämpfen und fällt durch des Widerſtrebenden Schwert. Aber der Bruder-

mord trennt nun auch die Liebenden auf immer, die in klösterlicher Abgeschiedenheit ihr Leben beschließen.

Das Gedicht ist in Hexametern geschrieben; wenn dieses Versmaß dem Verfasser zum Verhängniß wurde, so hat er den allerdings leidigen Trost, daß er nicht der erste ist. Daktylen wie z. B.: „Eingehen werden sie dann" u. s. w. oder: „Selbständig wurzelt ein jeglicher Baum" sind namentlich am Versanfange schlechthin unzulässig. Schlimmer noch steht es mit der Vernachlässigung, welche die Gesetze der Cäsur erfahren. Verse wie:

Also zog Pogesamiens liebliche Fürstentochter
Hogia jetzt aus dem Buchwald unter das gastliche Schutzdach —

sind überhaupt keine Hexameter und leider kommen derartige unlesbare Verszeilen oft genug vor.

Sind nun auch in der Poesie wie in jeder Kunst Form und Inhalt nicht zu unterscheiden, so dürfen wir doch sagen, daß Hogia trotz der mislungenen Form von dem Können des Dichters einen erfreulichen Beweis gibt. Es geht ein eigenartig fesselnder Zug durch das Ganze; wie frischer Erdgeruch wirkt die poetische Stimmung, die Nitschmann Land und Leuten seiner scheinbar doch so öden und poesiearmen Heimat abgewonnen hat. Und das ist immer ein Zeichen wahrer Befähigung.

4. Cunita. Ein Gedicht aus Indien von Leopold Jacoby. Hamburg, J. F. Richter. 1884. Gr. 4. 10 M.

Von jeher hat das indische Wunderland eine besondere Anziehungskraft auf die deutschen Dichter und das deutsche Publikum ausgeübt. Das gilt auch heute noch, trotzdem die blaue Blume der Romantik längst von den Gänseblumen, Disteln und Tollkirschen des modernen Naturalismus überwuchert worden ist. Hier, am Fuße des Himalaya, ist ja aber auch die „mondbeglänzte Zaubernacht" nicht bloße Dichterphantasie, sondern eine Coulisse von unbestreitbarer Echtheit; hier ist die Lotosblume kein Symbol eines kranken Dichterherzens, sondern eine Realität; hier verläuft das Menschendasein thatsächlich in träumerischem Schwelgen, in auf- und abwogenden Wechsel von glühender Sinnlichkeit und tiefernster Willensverneinung. Das Naturell des Inders, wie er uns aus Sage und Poesie des Landes entgegentritt, ist eine seltsame Mischung von Leidenschaft und Passivität. Kein Wunder, daß uns die Männer wenig Interesse einflößen, während treuduldende Frauengestalten, wie z. B. Damajanti, Savitri u. a., in ihrer zu jedem Opfer bereiten Beharrlichkeit zu dem Schönsten gehören, was irgendeine Poesie der Welt hervorgebracht hat.

Jacoby's Gedicht trifft den Localton nicht unglücklich; die im vorliegenden Falle kaum zu tadelnde freie Behandlung der Verse und eine gewisse Sprödigkeit der Diction geben ihm auch in der Form einen fremdartigen Anstrich, sodaß man zuweilen zweifeln kann, ob man es nicht mit einer Uebersetzung zu thun habe. Doch ist dies offenbar nicht der Fall; wir vermuthen sogar fast, daß selbst der Stoff die eigene Erfindung des Verfassers sei.

Dem Großvater Cunita's, einem vornehmen Rajah, ist prophezeit worden, daß die Enkelin früh sterben, ihr Leben aber „der Ewigkeit angehören und des irdischen Unrechts Herrschaft zerstören" werde. Aus Furcht vor dem räthselhaften Schicksalsspruch hat er das Kind auf dem Gange ausgesetzt, der es in die Hütte eines armen, in seinem Elend fast verzweifelnden Himalayabewohners trägt. Dort wächst es zur wunderschönen Jungfrau heran. Indessen hat ihr Pflegebruder in Benares die Schwester des Rajah Siddher, die herrliche Khêri, entführt. Siddher verfolgt die Liebenden, ein furchtbares Ungewitter trennt ihn von seinem Gefolge, matt und verwundet liegt er im Urwalde des Gebirges. Dort findet ihn Cunita. Sie pflegt und heilt ihn und beide verbindet eine tiefe Liebesneigung. Aber kaum sind sie an ihr Ziel gelangt, so raubt der Ganga dem Gatten sein Weib, sie ertrinkt in den Fluten. Der verzweifelnde Siddher findet seinen Trost und Lebensmuth wieder in dem begeisterten Vorsatze, nunmehr seine Liebe auf die Millionen armer und elender Brüder auszudehnen und wider „des irdischen Unrechts Herrschaft" zu streiten.

Das Buch ist prächtig ausgestattet und daher zu Festgeschenken besonders geeignet. Alexis Aar.

Kleine Erzählungen.

1. Wie sich Herzen finden! Novelle von Anton Ohorn. Zweite Auflage. Dresden, Höckner. 1886. 8. 2 M. 25 Pf.
2. Bündner und Schwaben. Eine Geschichte aus Schiller's Jugendzeit von Paul Lang. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Rutland. Eine Erzählung von der See. Von Jonas Lie. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1885. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Zu Vaters und Mutters Zeit. Aus dem Jahre 1816 von Marin. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der dritten Auflage des Originals. Gütersloh, Bertelsmann. 1885. 8. 2. M.

Die vier Bändchen haben dies gemeinsam, daß in ihnen die Herzensschicksale einfacher und lieber Menschen in feiner und anziehender Weise, aber ohne einen besondern Aufwand von Genie kurz und gedrängt dargestellt werden.

Anton Ohorn's „Wie sich zwei Herzen finden" (Nr. 1) enthält fünf Novellen, welche wie der Titel errathen läßt, Liebesgeschichten mit glücklichem Ausgang erzählen, nur die letzte, „Fürstentreu", klingt tragisch aus, sie ist auch die kürzeste. Die übrigen verzichten zwar

nicht auf das tragische Element, allein dasselbe spielt in ihnen nur eine zweite Rolle; es tritt nur episodisch auf oder ermöglicht die Verwickelungen, der Ausgang ist immer ein guter. Man muß den Novellen eine feinsinnige und in der Form sehr gewandte Darstellung nachrühmen, wenn man auch zugestehen muß, daß man so recht eigentlich warm bei keiner Geschichte wird. Die Personen und die Verwickelungen muthen uns an wie alte gute Bekannte; wir kennen sie aus hundert andern Erzählungen, diese starren hartherzigen Väter, welche dem Glück ihrer einander liebenden Kinder hindernd im Wege stehen, weil sie unter sich eine Geschichte aus frühern Jugendtagen auszumachen haben. Diese starrköpfigen Bauern und trockenen Geschäftsmänner, diese riesigen, eisenherzigen Thurmwärter, wie oft sind wir ihnen schon begegnet — und wie oft werden wir leider noch ihre Bekanntschaft machen müssen! Diese naiven, unschuldigen Kinder, die einander lieben, ohne vom Haß ihrer Väter etwas zu wissen, dann mit Schmerzen einander entsagen, da sie von den Aeltern in den Familienhaß, die Schuld des in Aussicht genommenen Schwiegervaters eingeweiht werden und nach langer Prüfung schließlich doch zusammenkommen, diese Großhofbauern, Laborauten und Wilderer, die gestohlenen und ausgesetzten Kinder, die nach mannichfaltigen Abenteuern ihre Aeltern wiederfinden, diese goldblonden, reizenden Töchter, welche von väterlichen Brummbären in Glockenthürmen oder Mooshütten eingesperrt gehalten werden und eines schönen Tags mit einem hübschen, braunlockigen Burschen auf- und davonfliegen — seit wieviel Jahrzehnten sehen wir sie nicht schon in der Literatur herumspuken? Und wenn wir meinen, sie müßten schon längst todt sein und den modernen Menschen, den Leuten vom Dampf und Eisen und vom elektrischen Draht Platz machen, dann tauchen sie eines schönen Tags wieder in den Spalten unserer ersten Familienblätter auf und grinsen uns höhnisch lispelnd zu: „Vertheilt ihr nur des Bären Haut, so lange er noch lebt! Noch sind wir an der Tagesordnung, noch beherrschen wir die Literatur, noch streichen wir die fetten Honorare ein, und Ihr sogenannten Modernen könnt lange warten, bis ihr dran kommt, bis Backfischchen und alte Jungfern, unser einziges Lesepublikum, sich an euch und eure Roheiten gewöhnt haben werden, die ihr moderne Poesie nennt! Wartet nur noch ein Weilchen, noch herrschen wir, die ihr längst für todt ausgeschrien habt!“ Und wir können ihnen nicht widersprechen! Es thut doch so wohl sich immer im altgewohnten Bekanntenkreise zu bewegen, jedem, der einem begegnet, bevor er noch ein Wort gesprochen, zuzurufen: „Du, ich kenne dich! Ich kenne dein ganzes Schicksal! Erst gestern habe ich dich ja da und dort gesehen — im Feuilleton jenes großen Journals, in den Regalen dieser reichhaltigen Leihbibliothek! Du bist eines reichen Mannes Sohn — nicht wahr? — eines Fabrikanten — du wirst dich in das goldlockige Töchterchen eines armen Handwerkers oder Nachtwächters verlieben, — ist's nicht so? — dein Vater, der auf nichts in der Welt stolz ist als auf sein Geld, wird dich davon jagen — ja ja, das steht dir bevor — und wird deiner Liebsten Vorstellungen machen, wird ihr sagen, daß sie dich angelockt habe, sich in die reiche Familie habe einschleichen wollen und in einer Aufwallung edlen weiblichen Stolzes wird sie dir dein Wort zurückgeben — und du wirst hinausziehen in die Welt, durch eigne Kraft dir dein eigenes Glück erringen; dann wird dein Vater erkranken, und auf seinem Todtenbett dich um Vergebung für seine Hartherzigkeit bitten und euern Bund segnen. Nun, bin ich nicht ein guter Prophet? Und du armer, müder Handwerksbursch, der du im Sonnenbrand im Schweiß deines Angesichts dein Felleisen auf der Landstraße einherschleppst — dich kenne ich auch! Verzweifle nicht, es geht dir zwar im Augenblick sehr schlecht, aber die Sonne des Glücks wird dir wieder scheinen. Eine reiche Grafentochter wird sich in dich verlieben — gewiß, du brauchst gar nicht ungläubig den Kopf zu schütteln; der Vater, der strenge, adelsstolze Graf wird dich zwar aus dem Hause jagen, und du wirst wieder in der weiten Welt hülflos umherirren; aber bald wirst du auf eine Bande Seiltänzer oder Zigeuner treffen, dem Hauptmann derselben das Leben retten, er wird dich aufmerksam fixiren, dann dir zum Dank gestehen, daß er dich als Kind deinem Vater geraubt, und vor dem Hause eines Bauern ausgesetzt habe, aus Haß, weil dieser ihn mit Hunden von seinem Gutshofe gehetzt habe, daß du demnach der Sohn eines vornehmen Mannes seiest; er wird dir ein Medaillon, das er dir einst abgenommen, als Beweisstück überreichen; du wirst zu deinem Vater eilen, der dich fast schon völlig vergessen, du wirst dich ihm vorstellen — er empfängt dich mit offenen Armen, und in seiner Carosse eilst du zu deiner geliebten Comtesse, deren Hand dir der Vater nun nicht mehr verweigert. Du lachst noch immer, ungläubiger Handwerksbursche? Geh, frage nur den Dichter Ohorn oder den Dichter Müller oder den Dichter Schulze oder hundert andere moderne Dichter, sie werden es dir alle bestätigen — oder frage tausend empfindsame und geneigte Leserinnen, sie kennen dich alle recht wohl, sowie dich ihre Aeltern und Großältern und Urgroßältern u. s. w. bereits gekannt haben; du bist uns ein lieber alter Freund, einer von denen, die uns nie oft genug besuchen können, du bist uns stets willkommen. Im Gespräche mit dir und deinesgleichen, all den alten guten Bekannten, wird uns wohl; wir wissen wie wir uns dir gegenüber zu verhalten haben; du regst uns nicht auf, wir wissen schon im voraus, wovon du uns sprechen wirst; wir halten die Antworten schon längst in Bereitschaft; es sind noch dieselben von deinem letzten Besuch her, sie passen ganz genau, denn du machst keine Seitensprünge, keine Extravaganzen, Du nimmst es nicht einmal übel, wenn uns in deiner Gegenwart nach Tisch eine kleine Müdigkeit befällt, und wir uns zurücklehnen und ein Stündchen schlafen und dann das Gespräch wieder da aufnehmen, wo wir es unterbrochen — vor dir brauchen wir uns nicht zu geniren,

du bist ja unser Hausgenosse, unser alter lieber Freund aus hundert wohlbekannten Schmökern!

Ohne Umschreibung gesprochen, die Novellen Ohorn's enthalten manch Hübsches und Niedliches; aber es fehlt ihnen der moderne Geist, es fehlt den auftretenden Personen vor allem, was man heutzutage zuerst von einer Erzählung verlangt, die Individualisirung; sie sind Typen, zum Theil alte und verbrauchte Stereotypen, aber gerade darum werden sie bei der Masse des Lesepublikums auf Erfolg rechnen dürfen. Am besten hat uns „Der alte Thurmfalk" gefallen. Hier meint man von Zeit zu Zeit doch einmal das Rauschen des modernen Geistes zu hören, freilich nur so dumpf und verworren, wie das Brausen einer großen Volksmenge, einer Weltstadt bis hinauf in die Glockenstube des Thürmers der höchsten Kirche dringt; aber immerhin spürt man doch den Hauch und fühlt sich schon von ihm gekräftigt. Im übrigen glauben wir, daß die halb moderne, halb romantische Poesie Ohorn's auf der bunten, belebten Bühne, im Reich der Schminke vielleicht noch einen bessern Eindruck machen möchte, als im kalten, nüchternen Buche, in dem weit mehr die Lebenswahrheit herrschen muß als in jenem.

„Bündner und Schwaben" von Paul Lang (Nr. 2) lehnt sich an die bekannte Stelle in Schiller's „Räubern" an, in welcher von den Graubündnern als von geborenen Räubern gesprochen wird und schildert die Ungelegenheiten, in welche der junge Dichter dadurch geräth, daß ein am Hofe des Herzogs von Würtemberg angestellter Graubündner, der Tanzmeister Colombazzo, eine vom Verfasser frei erfundene Persönlichkeit, aus Rache im Bunde mit dem Obergärtner Walter, einem Feinde des Vaters Schiller's, gegen den Dichter und Feldscheer conspirirt. Das Hauptmotiv für die Rachsucht Colombazzo's ist aber weniger beleidigter Patriotismus als Eifersucht; Colombazzo liebt Philippine Walter und wünscht sie zu heirathen, während diese eine geheime Neigung für Schiller empfindet. Colombazzo spielt dem Herzog die „Räuber" in die Hände und verräth Schiller, als dieser nach Mannheim geflohen. Philippine weiß in einer Unterredung mit dem Herzog diesen zu bewegen, von der Verfolgung Schiller's abzustehen und ihm die Freiheit zu geben. Der Herzog, Franziska von Hohenheim, die Eleven der Militärakademie treten in der Geschichte auf, die, wie man sieht, dasselbe Motiv behandelt wie Laube's „Karlsschüler". Nur daß Philippine dort Laura heißt und die „Karlsschüler" sich durch eine sichere und bewegte Führung der Handlung, durch energische Charakterzeichnung, Wärme der Sprache und einem Glanzhauch der Poesie auszeichnen: Eigenschaften, die der vorliegenden Erzählung durchaus fehlen. Eine trockene Philisterhaftigkeit klebt der letztern von Anfang bis zu Ende an; Menschen, Verhältnisse, Erzählungston sind weder auf eine ideale Höhe erhoben, noch mit realistischer Treue gezeichnet, sondern einfach töchterschulenhaft geschildert. Der Herzog ist das Musterbild eines hausbackenen Philisters und vom Schiller ist nichts echt — als die Sommersprossen in seinem Gesicht und die faulen Aepfel auf seinem Schreibtisch. Dagegen soll der Geschichte nachgerühmt werden, daß sie anmuthig und in gutem Deutsch geschrieben ist, und das ist heutzutage auch kein geringes Lob.

Jonas Lie gehört zu denjenigen nordischen Erzählern, welche schon seit einigen Jahren mit bestem Erfolg in Deutschland eingeführt sind und sich eines immer wachsenden Anhängerkreises erfreuen. Seine Erzählung „Rutland" (Nr. 3) zeigt verschiedene der hervorragenden Eigenschaften, welche an ihm gerühmt werden: Frische und Lebendigkeit der Darstellung, realistische Lebenswahrheit, gut gezeichnete und eigenartige Charaktere. „Rutland" ist der Name eines Schiffes, welches dem Ehepaar Christensen gehört. Die Schicksale der letztern, welche unmittelbar mit dem Schiffe verknüpft sind, werden in dem Buche erzählt. Dem engen Gesichts- und Berufskreise entsprechend, sind sie nicht sehr bedeutend; aber die Frische der Darstellung, die natürliche Art, in der der Verfasser seine Menschen auftreten läßt, wirkt wohlthuend. Es handelt sich hauptsächlich um die Berufswahl des Sohnes jenes Schifferehepaares, Bernt. Der Vater will ihn zum Schiffsbaumeister ausgebildet haben, während es den muntern, wilden Jungen hinaus in den praktischen Seedienst treibt. Nach langen Umherfahrten in allen Meeren kehrt er zurück, folgt dem väterlichen Wunsche, versöhnt sich mit den Aeltern und heirathet seine Jugendgespielin. Das Ganze macht von Anfang bis zu Ende den Eindruck schlichter, herzerfrischender Wahrheit.

„Zu Vater und Mutters Zeit" (Nr. 4) führt uns eine Reihe von Typen aus der vergangenen Generation Norwegens vor, zumeist interessante und originelle Gestalten. Allen voran der Bergrath Muuthe, ein alter, stolzer Bureaukrat, dessen hauptsächlichster Vorzug sein reizendes Töchterchen Laura ist. Wie sie und ihr Jugendgespiele, Gabriel, der Sohn eines armen liederlichen Handwerkers, einander schon von früher Jugend an lieben, durch die Strenge des Vaters aber nicht zusammen können, wie Gabriel sie in mancher Gefahr beschützt, wie er zuerst seinem Nebenbuhler, dem wohlhabenden und vornehmen Römer, feindlich gegenüber tritt, dann aber ihn in seiner Krankheit pflegt und ihn rettet und schließlich, da er ihn von Laura begünstigt weiß, entsagt und in die weite Welt hinaus zieht: das ist manchmal ein wenig sentimental aber doch im ganzen liebenswürdig, naiv und fesselnd erzählt. Eine Reihe origineller nordländischer Typen, namentlich kleinstädtischer, umgibt die handelnden Hauptpersonen und verleiht dem Buche den Werth einer anziehenden und geschmackvollen Culturschilderung.

Konrad Alberti.

Vom Büchertisch.

1. Die Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergültigen Inhaltsangaben. Eine Sammlung erlesener Darstellungen, herausgegeben von Maxmilian Kohn. Hamburg, J. F. Richter. 1886. Lex.-8. 3 M.
2. Literatur und Kunst im Wupperthal bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts. Von Friedrich Roeber. Iserlohn, Baedeker. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

„Mit den herkömmlichen Literaturgeschichten, die so oft nur eine Geschichte der Bücher sind", spricht Maxmilian Kohn im Vorwort der „Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergültigen Inhaltsangaben" (Nr. 1):

hat die vorliegende Sammlung nichts gemein. Statt der abgestandenen Schulranzenweisheit, die so billig ist wie Brombeeren, statt des üblichen historischen Entwickelungsprocesses unserer Nationalliteratur werden die Meisterwerke selber inhaltlich wiedergegeben. Bei der Fülle ausgezeichneter Leistungen in dieser Hinsicht schien es an der Zeit, diese erlesenen Darstellungen zu sammeln und sie dem größern Publikum darzubieten. Was Meister Meistern meisterlich nacherzählen, hat wol ein gewisses Interesse. Daß durch diese liebevollen Analysen in dem Leser nicht das täuschende Gefühl erweckt werden soll, der Lektüre der Werke selber entrathen zu können, ist selbstverständlich.

Wir sehen, der Verfasser geht mit der „abgestandenen Schulranzenweisheit der herkömmlichen Literaturgeschichten" nicht sehr gnädig um, setzt an ihre Stelle in Prosa gefaßte Inhaltsangaben der hauptsächlichen Erscheinungen der deutschen Literatur. Es sind ohne Zweifel in der Behandlung der Literaturgeschichte durch die Schule Fehler gemacht worden; daß die heutzutage beliebte Zerpflückung des literargeschichtlichen Stoffs in Einzelbiographien, zwischen welchen bisweilen Jahrzehnte und Jahrhunderte liegen, zweckmäßiger sei, kann ich bis auf weiteres nicht einsehen. Vollends nicht, wem ein Buch dienen soll, welches eine Reihenfolge von Prosadarstellungen des Inhalts deutscher Gedichte vom Walthari-Lied bis zu Hebbel's Herodes bringt. Allerdings leitet der Verfasser das Buch durch einen achtzehn Seiten umfassenden literargeschichtlichen Leitfaden ein, welcher von den Liedern der alten Germanen auf Tuisco bis zu den Nachromantikern, als Schlußpfeiler Platen, Rückert und Chamisso, eine Anzahl Gedichte, Schulen und Namen aufzählt. Es folgen dann Waltharius, Nibelungen und Gudrun, der Arme Heinrich und Iwein, Parzival und Tristan, Reineke Fuchs, Hans Sachs, Fischart's Gargantua, Glückhaft Schiff, Schildbürger und Doctor Faust, A. Gryphius und Simplicissimus, der Messias, Lessing und Klinger, Leisewitz und Babo, Oberon, Cid, die Hauptwerke von Schiller, Goethe, H. von Kleist, schließlich Grillparzer's „Ahnfrau" und Hebbel's „Herodes und Mariamne", Inhaltsangaben in Prosa, lang und kurz, eingehend oder dürftig, je nach Umständen. Es sind theilweise gute Namen, die hier auftreten, W. Hertz, Vilmar, Uhland, Roquette, Prutz, Kurz, Stahr, K. Fischer, Hettner, Rosenkranz, Hebbel, Wilbrandt u. a., um von den Schriftstellern für die Schule abzusehen. Die auf solche Weise zusammengetragenen Aufsätze sind wol jeder in seiner Weise gut; aber wir fragen uns doch immer wieder: wem soll das Buch, welches einigermaßen mit dem Selbstbewußtsein des Baccalaureus im „Faust" auftritt, eigentlich dienen? Aehnliche Inhaltsangaben, wenngleich kürzer, bringt jede leidliche Literaturgeschichte; dem Lernenden können diese Prosaaufdröselungen das eigentliche Werk nicht entfernt ersetzen; dem Kundigen sind sie, wenigstens nach meinem Ermessen, werthlos; jedenfalls kann ich, um an einigen Beispielen den Sachverhalt zu erläutern, nicht verstehen, wem mit einer dritthalb Seiten umfassenden Inhaltsangabe von „Hermann und Dorothea", mit einer Druckseite über „Kabale und Liebe", mit zwei Seiten über „Don Carlos", mit dritthalb Seiten über die „Jungfrau von Orleans" geholfen sein mag. Ich will nicht bestreiten, daß in unsern literargeschichtlichen Leitfäden allerlei leeres Stroh gedroschen wird; aber mich dünkt, eine solche Prosabearbeitung unserer bedeutendsten Dichtungen begünstige nicht wenig die Gefahr, daß derjenige, welcher das Buch gelesen, nun auch etwas zu wissen meine. Da scheint es mir doch besser, der Jugend auf die Gefahr hin, daß sie nicht alles ganz verstehe oder sich an den Ueberschwenglichkeiten der Schiller'schen Jugendwerke ein bischen den Magen verderbe, zur rechten Zeit die Dichtungen selbst in die Hand zu geben, kräftigen Wein statt laulichen Thees. *)

Gar mancher unserer Leser wird einigermaßen verwundert sein, von Poesie und Kunst im Wupperthal zu hören, welches ihm bisher nur bekannt geworden als Sitz eines mannichfachen weit ausgedehnten Gewerbfleißes oder auch als Sitz eines ebenso mannichfaltigen, aber herzlich engen Confessionalismus. Man thut damit indeß dem fleißigen Thal unrecht, wenn auch Sterne erster oder auch nur zweiter Größe bisher aus den trüben Fluten der Wupper nicht hervorgetaucht sind. Friedrich Roeber selbst erkennt an, indem er die Schrift „Literatur und Kunst im Wupperthal" (Nr. 2) veröffentlicht, daß seine Darstellung des geistigen Lebens im Wupperthal ihrer Natur nach vorwiegend nur ein örtliches Interesse in Anspruch nehmen könne; indeß glaubt er auch in weitern Kreisen auf einige Theilnahme rechnen zu dürfen, da von den auftretenden Erscheinungen viele im engsten Zusammenhang mit unserer Gesammtliteratur und den politischen Bewegungen in Deutschland stehen. Indem er daher, was bis an die Schwelle der Gegenwart im Wupperthal dichterisch und künstlerisch hervorgebracht worden ist, verfolgt und zusammenstellt, müssen wir auch für diese Gabe dankbar sein. Allerdings tritt uns alsbald die Beobach-

*) Wir glaubten dieser von einem andern Standpunkte ausgehenden Besprechung des Kohn'schen Werks nach der frühern von Feodor Wehl auch einen Platz gönnen zu dürfen. D. Red.

tung entgegen, daß die ältern und bedeutendern der hier aufgeführten Namen nicht diejenigen wirklicher Söhne des Wuppergebiets sind, sondern meist rasch vorüberfliegenden Gästen angehören, welche ihres Aufenthalts zu Elberfeld oder Barmen nachmals nicht immer mit freudigsten Empfindungen gedachten. Erst die letzten Jahrzehnte haben im Wupperthal eine literarische und künstlerische Eigenthätigkeit höherer Art hervorgebracht, deren Betrachtung der Verfasser, welcher selbst dichterisch thätig inmitten des Kreises steht, wol aus guten Gründen, um nicht vor kurzem Gestorbener oder noch Lebender zu gedenken, dem Rahmen seiner Darstellung der literarischen Thätigkeit des Wupperthales nicht eingefügt hat: so vermissen wir freilich manchen geachteten Namen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit.

Abgesehen von einigen verschollenen ältern Dichtern gelehrten Standes, welche noch der lateinischen Sprache sich bedienen, ist der erste in weitern Kreisen bekannt gewordene Schriftsteller Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, eigentlich ein Siegerländer, aber eine Reihe von Jahren als Arzt zu Elberfeld ansässig. Gerhard Friedrich Strauß, der Verfasser der „Glockentöne", war ein iserlohner Kind, aber im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts Prediger in Elberfeld, ehe er Hofprediger zu Berlin ward; der Hesse Adolf Follen, einer der Liederdichter der Burschenschaft, war 1818 und 1819 kurze Frist Redacteur der „Elberfelder Zeitung", ehe ihn die Demagogenhetze ins Gefängniß warf; er verweilte später lange Jahre und starb in der Schweiz. Auch Immermann's ward gedacht, weil während der wenigen Jahre seiner Bühnenleitung die düsseldorfer Schauspieler abwechselnd in Elberfeld auftraten. Ferdinand Freiligrath, der Sohn des Teutoburger Waldes, saß ein paar Jahre lang auf einem barmener Cantorstuhl und ward ohne sein Zuthun Mittelpunkt eines Kreises junger Gelehrter und Kaufleute, unter welchen allein der aachener F. W. Hackländer nachmals durch sein frisches Erzählertalent reichen Beifall gefunden hat. Hermann Püttmann, der Dichter der „Tscherkessenlieder", und Adolf von Marées waren in den vierziger Jahren als Lyriker nicht unbekannt und sind längst vergessen; Roderich Benedix leitete um dieselbe Zeit eine Weile die elberfelder Bühne; Rudolf Nielo, zur Abwechselung einmal ein wirklicher Wupperthaler, genoß vor fünfundzwanzig Jahren eines gewissen Rufes als dramatischer Vorleser. Der Leser sieht, daß die Zahl der wahrhaft bedeutenden Namen nicht groß ist, die allermeisten sind Wandervögel flüchtiger Art, nicht zu gedenken einer erheblichen Anzahl von landsässigen Poeten und Künstlern bescheidensten Ranges, deren Namen niemals über die Höhen, welche das Thal von Elberfeld und Barmen umschließen, hinausgeflogen ist. Wie bereits erwähnt, ist der Verfasser an der Dichtergenossenschaft, welche in den letztvergangenen Jahrzehnten im Wupperthal aufwuchs, an A. Schults, C. Siebel, E. Rittershaus, an der dem Verfasser nahe stehenden Malerin gleichen Namens vorüber gegangen, obwol gerade sie uns zeigen, daß inmitten eines Thales, wo die Dampfschlöte rauchen und die Maschinen schnurren, auch Poesie und Kunst nicht heimatlos zu sein brauchen.

Gewinnen wir demgemäß nicht den Eindruck, als ob das Wupperthal eine seiner Bedeutung als Fabriks- und Handelsstätte einigermaßen entsprechende dichterische Entwickelung gehabt, treten uns neben manchen bekannten Namen der Gäste auch eine weit größere Reihe unbekannter Namen der Einheimischen entgegen, denen es an Geist sicherlich nicht gefehlt hat, wohl aber an der Fähigkeit eines über die engen Grenzen der Wohnstätte hinausgreifenden literarischen und künstlerischen Wirkens, so müssen wir doch anerkennen, daß der Verfasser, was überhaupt an derartigen Leistungen des Wupperthales hervorzuheben sein mag, fleißig zusammengetragen und in anmuthiger Weise zusammengestellt hat, ehe so manche Erinnerung, deren jetzt nur noch das ältere Geschlecht sich erfreut, spurlos verweht ist.

Wilhelm Buchner.

Volkssagen und Märchen.

1. Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Gesammelt von Otto Knoop. Posen, Jolowicz. 1885. Gr. 8. 5 M.
2. Irländische Märchen. Wiedererzählt von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. 8. 1 M. 60 Pf.

Das Buch von Otto Knoop (Nr. 1) handelt von Volkssagen, Erzählungen, Märchen und abergläubische Gebräuche, wie sich solche in den östlich gelegenen Gegenden Hinterpommerns vorfinden. Namentlich ist dies in dem Regierungsbezirk Köslin der Fall, den Temme in seinen „Volkssagen aus Pommern und Rügen" (Berlin, 1840) weniger, als er es verdient, berücksichtigt hat; und doch ist es gerade dieser östliche Theil, welcher die Kreise Stolp, Lauenburg und Bütow umfaßt, in dem sich interessante, für die Ethnologie nicht unwichtige Ueberreste der einstigen slawischen Bevölkerung Pommerns noch bisjetzt erhalten haben. Temme beklagte sich, daß es ihm nicht habe gelingen wollen, von den vor einiger Zeit noch vielfach in mittelalterlicher Eigenthümlichkeit abgeschlossen lebenden Kassuben mehr Sagen zu erhalten, weil bei ihnen die innere Verschlossenheit auch in Betreff ihrer Sagen ganz ihrer äußern Abgeschlossenheit entspreche, und so vermochte er aus jenem Gebiete, wenn wir das von ihm in den „Volkssagen Ostpreußens, Litauens und Westpreußens" (Berlin, 1837) aus den einst mit Westpreußen verbundenen Landen Lauenburg und Bütow Mitgetheilte

einschließen, noch nicht funfzehn Sagen zu bringen. Dieser Mangel veranlaßte nun Otto Knoop vor mehrern Jahren, das ihm aus seiner Heimat, dem Kreise Stolp, bekannte Material zu sammeln, und ein längerer Aufenthalt in einem in der Nähe des sogenannten „Lebamoores" gelegenen Dorfe gab ihm Gelegenheit, auch dem Kreise Lauenburg seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Laufe der Zeit wurde er genöthigt, seine Sammlung auf das ganze Land östlich vom Gollenberge auszudehnen, und ein weiteres Fortschreiten nach Westen ergab sich dann von selbst. In manchen Ortschaften der bezeichneten Gegenden schwindet der Glaube an die Sagen und Märchen; dafür aber hält das Volk, wie Knoop berichtet, noch vielfach fest an seinen abergläubischen Gebräuchen, obschon hier die Kirche und mit noch besserm Erfolge die Schule stark aufgeräumt haben. In Hinterpommern nennt man die evangelischen Bewohner slawischer Abkunft in den Kreisen Stolp und Lauenburg „Kassuben", während die katholischen Slawen im bütower Kreise und in Westpreußen als „Pollacken" bezeichnet werden. Im ganzen verliert die kassubische Sprache von Jahr zu Jahr mehr an Boden, auch die kassubischen Eigenthümlichkeiten sind im Schwinden begriffen. Beispiele rohen Aberglaubens bietet die Sammlung in Menge. Noch im Jahre 1883 öffnete ein Arbeiter in Woblause (Kreis Rummelsburg) das Grab seiner verstorbenen Schwiegermutter, die er für einen Neuntödter hielt; doch kam es zu dem beabsichtigten Abhauen des Kopfes nicht, da der Neuntödter sich nicht mehr rührte. Auch der Glaube an den Alf ist, wie verschiedene mitgetheilte Beispiele beweisen, noch ziemlich verbreitet; so heißt es z. B.:

Viele Familien sind im Besitz des sogenannten „Männchens", welches auch „Fenrich" oder „Michel" genannt wird. Es erbt sich in der Familie fort, und zwar hat es der jedesmalige Besitzer des Hofes, doch muß der Erbe oder die Erbin es freiwillig übernehmen; wollen sie dies nicht, so kann es auch an andere Verwandte oder an einen Freund übergehen, wenn dieser es freiwillig nimmt. Sobald sich ein Mädchen mit dem Besitzer des Hofes verheirathet, ist es verpflichtet, das Männchen in Pflege zu nehmen, und die Frau, welche ein Männchen in Pflege hat, kann nicht eher sterben, als bis sie weiß, wer nach ihr das Männchen bekommt; doch muß sie dafür sorgen, daß es in gute Hände kommt. Ihm muß in einer Ecke ein guter trockener Platz angewiesen werden; es müssen ihm gute Gerichte vorgesetzt werden, auch von den Erstlingen der Früchte muß es erhalten, und zwar immer das Beste. Dafür sorgt es dann aber auch für alles, was in der Familie noth thut, für Kinder, Geld, Korn, Leinwand u. s. w. Wird es nicht gut gepflegt, so rächt es sich durch allerhand Unglücksfälle in der Familie. Gewöhnlich sterben Menschen und Vieh oder Familienmitglieder werden durch böse Krankheiten geplagt. Einmal soll das Männchen sogar eine Frau, die ihm eine schlechte Wirthin gewesen war, mit dem Ausruf „Schinken hoch!" in einen Morast gesteckt haben. In manchen Familien gibt es auch mehrere solcher Männchen; eine Frau in der Nähe von Bütow hatte sogar neun. Gegen die Bosheit des Männchens kann man sich dadurch schützen, daß man stets ein Kräutersäckchen mit allerlei Gewürzen auf der bloßen Brust trägt.

Was das Männchen seinem Herrn bringt, trägt es nicht selten als Alf andern fort. In dem Dorfe Wendisch-Buckow sagte man von einem Bauern, der sich ganz gut stand: „Doa truck de Alf rinne, doarim hewwe dei immer so väl" (dort zog der Alf hinein, darum haben sie immer so viel). In dem Dorfe Groß-Machmin lebte ein Mann, von dem man sagte, daß ihm der Alf Garben von fremden Feldern zutrage. Einem Bauern in einer andern Ortschaft nahm er am hellen Tage zwei Enden Leinwand von der Bleiche. Gewöhnlich aber zieht er in der Nacht aus. Er erscheint dann als ein großes, helles Licht am Himmel, der nachfolgende Strahl ist sein Schwanz. Wenn er so zieht, ist er mit Geld, Korn, Stroh, Erbsen u. s. w. beladen, womit er plötzlich hinter einem Gebäude oder in einem Schornstein verschwindet.

Das Buch von Otto Knoop zerfällt in vier Haupttheile, von denen der erste 307 Sagen und Erzählungen aus zwölf Kreisen von Hinterpommern enthält; nicht selten ist diesen Sagen und Erzählungen etwas Mythologisches beigemischt. Der zweite Theil berichtet uns über abergläubische Gebräuche bei Geburten, Taufen, Hochzeiten, Krankheiten, Begräbnissen u. s. w.; was hier dargeboten wird, ist größtentheils kassubisches Eigenthum; der dritte Theil enthält eine Anzahl (15) von Märchen, wie sie namentlich in früherer Zeit an den langen Winterabenden, an Sonntagen und in den Spinnstuben erzählt wurden.

Die von Karl Knortz, der bekanntlich in Neuyork lebt, mitgetheilten „Irländischen Märchen" (Nr. 2), es sind deren 59, tragen in mancher Hinsicht einen andern Charakter als die von Knoop gesammelten hinterpommerschen Märchen; sie sind weniger naiv und deuten nicht selten auf die Besiegung und Unterdrückung Irlands durch die Engländer hin. Knoop gibt uns fünf Erzählungen über den „dummen Hans", der indessen meistens glücklicher ist als seine klügern Brüder und zuweilen eine Prinzessin als Gattin heimführt; mit diesen Erzählungen haben drei irländische Märchen: „Hans der Herr und Hans der Knecht", „Das nächste mal werde ich klüger sein" und „Die drei Schwestern", einige Aehnlichkeit; die letztgenannte Erzählung schildert indessen vorzugsweise die Wirkungen des Fluches und des Segens der Mutter. Manchen der irländischen Märchen fehlt auch die rechte Pointe, doch sind sie immerhin lesenswerth und tragen zum Verständniß des irischen Charakters bei.

Rudolf Doehn.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine neue Zeitschrift ist der geschichtlichen und experimentalen Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage gewidmet. Es ist das die „Sphinx", herausgegeben von Hübbe-Schleiden (Leipzig, Grieben). Unter den Mitarbeitern befinden sich außer gefeierten Namen der spiritistischen Wissenschaft in Europa auch zwei Brahminen Babu Mohini Mohan Chatterdji und Krischna Swami Babadji Dharbagiri Nath. Es liegen bisjetzt drei Monatshefte vor. In dem Vorwort heißt es, daß die Sphinx nach wie vor am Lebensweg des Menschen stehe und das Räthsel, das sie zu lösen aufgibt, sei der Mensch selbst und sein Verhältniß zur Natur, zum Weltall. Nicht auf der Basis des Materialismus soll die Lösung dieses Problems versucht werden, sondern auf derjenigen der transscendentalen Psychologie, der mystischen und magischen Erscheinungen des Seelenlebens. Auskunft über die Richtung, in welcher diese Lösung versucht wird, geben die Titel einzelner Aufsätze: „Monistische Seelenlehre", von Karl du Prel; „Spiritismus und Wissenschaft in Deutschland", von C. W. Sellin; „Experimente übersinnlicher Gedankenübertragung", „hypnotisches Hellsehen", über „die Rosenkreuzer", über „das Lebenselexir", über den „Astralleib" u. a. Als Curiosum erwähnen wir noch, daß der erste der beiden mitarbeitenden Brahminen hier, wo man es am wenigsten suchen würde, einen Beitrag für das „Shakspeare-Jahrbuch" gibt, einen Aufsatz über „Hamlet's esoterische Bedeutung", einen Commentar, der durch den sonderbaren Tiefsinn, mit dem er die Charaktere des Dramas symbolisirt, die verwegensten Interpretationsversuche der Shakspeare-Erläuterer hinter sich läßt.

— Von der großen „Realencyklopädie der gesammten Heilkunde, medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte", herausgegeben von Professor Albert Eulenburg (Wien und Leipzig, Urban u. Schwarzenberg), liegt uns die 21. bis 40. Lieferung vor, beginnend mit „Birmensdorf" und endend mit „Czigelka", womit der vierte Theil des umfassenden Werks zum Abschluß gekommen ist. Ueber Plan, Tendenz und Vorzüge dieser Encyklopädie haben wir uns bereits eingehend ausgesprochen; auch diese Lieferungen enthalten eine Reihe ins wissenschaftliche Detail gehender Aufsätze, vom Standpunkte der neuesten medicinischen Forschung aus.

— Für Freunde der neuern Sprachen weisen wir auf zwei Werke des F. A. Brockhaus'schen Verlags in Leipzig hin: E. Funk's „Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der schwedischen Sprache", ein bewährter Leitfaden, der in dritter Auflage vorliegt, ebenso wie die „Neue theoretisch-praktische Grammatik der italienischen Sprache" von Nicolò Claus; außerdem empfehlen wir Angelo de Fogolari's „Italienisches Conversations- und Taschenwörterbuch", herausgegeben von Hermann Moudschein (Leipzig, Fock), ein sehr praktisches und anschaulich geordnetes Dictionnaire.

— Zwei vorzügliche Chromobrustbilder des Kaisers Wilhelm und des deutschen Kronprinzen sind im Kunstverlag der Hofbuchhandlung von Hermann Meidinger in Berlin erschienen. Durch Treue und lebensvollen Ausdruck hervorragend, eignen sie sich zum Zimmerschmuck.

Theater und Musik.

Wir werden in der nächsten Nummer unserer Bl. eine eingehende Besprechung der poetischen Schriften von Detlev Freiherrn von Liliencron bringen. Ein Drama desselben: „Knut der Herr", über welches unser Referent ein sehr günstiges Urtheil fällt, hat bei der Aufführung in Leipzig keinen Beifall gefunden. Der Inhalt des Stücks, ein Streit des dänischen Thronprätendenten und die Rache eines Weibes, deren Liebe verschmäht wird, vermochte das Publikum nicht genugsam anzuziehen: die etwas spröde, herbe Behandlungsweise und der Lakonismus, dessen sich der Dichter in einigen Hauptsituationen befleißigt, brachten auf der Bühne dieselben nicht zur Geltung. Einzelne Charaktere, wie der Prinz Heinrich Hinkefuß, nehmen einen Anlauf, der dramatisch erfolglos bleibt; dieser Prinz hat weitaussehende Pläne, will einen Richard III. spielen, bringt es aber im Verlaufe der Handlung nur dazu, einen Anhänger Knut's verhaften zu lassen und als er ihn martern und blenden lassen will, ergreift dieser die Flucht: dämonische Charaktere können aber nur durch große Thaten und Erfolge fesseln. Die lügnerische rachesüchtige Königin ist auch nicht groß genug in ihrer Leidenschaft: sie erreicht zwar durch die schamlose Lüge, die sie vor allem Volk ausspricht, daß sich der Bruch im Königshause vollzieht, daß es zum Kampf kommt zwischen dem Vasallen Knut und seinem dänischen Oberkönig, daß dieser Knut meuchlings von Magnus umgebracht wird, wie sie auch selbst in der Schlacht fällt, die einen letzten Act ausfüllt, nachdem der Held schon im vorletzten aus dem Stücke verschwunden ist; aber sie steht, wegen der niedrigen Mittel, deren sie sich bedient, nicht auf dem Piedestal tragischer Größe. Der Held des Stücks gehört zu den gutmüthigen und leichtgläubigen dramatischen Helden, die zwar Edelmuth, aber zugleich geringe Menschenkenntniß beweisen und deshalb mehr in ihr Verderben rennen, als dasselbe durch eine entscheidende That heraufbeschwören. In einzelnen Scenen des zweiten Acts herrscht ein leidenschaftlicher Zug und dramatische Kraft; später zersplittert sich die Handlung; an einer nach den dramatischen Grundgesetzen entscheidenden Stelle finden wir sich breitmachendes episodisches Beiwerk. Der dramatische Stil ist scharf geschliffen, aber zu lakonisch: dagegen enthält die Dichtung schöne Proben epischen Stils, einige markige Kampfschilderungen und Erzählungen.

— Das Trauerspiel „Timandra" des Grafen von Schack ist jetzt wie in München auch am berliner Hoftheater gegeben worden, vermochte aber nicht die Abneigung zu überwinden, mit welcher Publikum und Kritik den antiken Dramenstoffen gegenüberstehen. Der Erfolg des ersten Abends war indeß ein lebhafter.

— Ein Trauerspiel von Richard Voß: „Alexandra", ist in Frankfurt a. M. und später in Magdeburg, wo Franziska Ellmenreich die Titelrolle spielte, gegeben worden. Es ist ein Sensationsstück, welches ein ähnliches Problem behandelt wie Hebbel's „Maria und Magdalene" und „Denise" von Alexandre Dumas. Ein verführtes Mädchen wird von ihrem Verführer im Stich gelassen, nachdem er ihm eine Geldausstattung mit auf dem Weg gegeben. Sie will ihr Kind umbringen, wird durch eine Ohnmacht daran verhindert: als sie daraus erwacht, ist das Kind gestorben. Als Kindesmörderin wird sie vor Gericht gezogen: sie nimmt, ihres bösen Willens eingedenk, die Schuld auf sich und wird zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Ein Rechtsanwalt nimmt sich ihrer an: sie hat indeß nur den einen Gedanken, sich an ihrem Verführer zu rächen und glaubt dies am besten durchzusetzen, wenn sie, die Entehrte, ihm ihre Hand reicht. Natürlich weiß er nicht, daß sie im Zuchthaus gesessen hat. Ihr Haß wandelt sich indeß in Liebe und als des Geliebten Herz sich von der Zuchthäuslerin abwendet und er selbst, nachdem sie eine fingirte Geschichte ihm erzählt hat, ihr zu verstehen gibt, daß eine Ehe mit einer Zuchthäuslerin unmöglich ist, gibt sie sich, obschon

ihre Unschuld inzwischen an den Tag gekommen, den Tod. Um einem auf solcher Grundlage, die einem Roman entnommen ist, aufgebauten Conflict auf der Bühne Erfolg zu sichern; dazu bedurfte es des leidenschaftlichen Zugs, der das Dichtertalent von Richard Voß charakterisirt: der Stoff mit seinen gewagten Voraussetzungen hat eine zu complicirte Vorgeschichte, die sich als Drama nicht genugsam motiviren läßt und leidet an einer Menge von Unwahrscheinlichkeiten, ja Unglaublichkeiten. Nach dem glänzenden Erfolg der drei ersten Acte wirkte in Frankfurt der letzte mit seinem melodramatischen Abschluß herabstimmend.

— G. von Moser's Muse ist von einer Productivität, an deren Berechtigung wir bei Lustspieldichtern nicht zweifeln dürfen. Etwas mehr Selbstkritik würde ihr freilich mehr zu statten kommen: ihre Bühnenscherze wenden sich doch in letzter Zeit an ein Publikum, bei dem sie eine allzu große Genügsamkeit voraussetzen. „Alfred", ein in Leipzig und Breslau aufgeführter Schwank, ist doch zu harmloser Art; wiederum wie so oft hat G. von Moser einen glücklichen Lustspielgedanken in einem bunten Scenenwirrwarr vergeudet. Die blöde Jugendeselei einer thörichten Backfischliebe darzustellen, die ihr Herz an einen abgeschmackten adolescentulus hängt, der den Blasé und Don Juan spielt, ist ein gutes Thema, aus dem ein naiver Dichter etwas machen könnte: doch Moser hat das Grundmotiv so unter lauter andern mehr oder weniger ergötzlichen Scenen verschüttet, läßt die Neigungen der Männer und Mädchen so plötzlich unmotivirt wechseln, bringt so triviale Küchenscherze aufs Tapet, daß die Hauptsache geradezu eine Episode wird. Die Compositionslosigkeit, der Mangel an innerer Einheit, der auch bei einem Schwank nicht entbehrt werden kann, ist der Fehler des „Alfred" wie sehr vieler neuer Stücke von Rosen und Moser. Mit Bezug hierauf mochten diese keck und bisweilen glücklich zugreifenden Talente bei Benedix in die Schule gehen, der gerade durch den soliden Aufbau seiner Lustspiele ihnen auf der Bühne eine Dauer gesichert hat, welche jenen Ephemeren ohne Zweifel versagt ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 2. Mai starb in Berlin Hermann Kletke, ein würdiger Veteran der Publicistik und Lyrik. Geboren am 14. März 1813 zu Breslau als Sohn eines Rechtsanwalts, der für seine vielseitigen geistigen und literarischen Interessen sich eine große Bibliothek angeschafft hatte, welche nicht ohne Einfluß auf die geistige Entwickelung des Sohnes blieb, schrieb er früh für einzelne Feuilletons und verfaßte Gedichte, deren erste Sammlung 1836 erschien. Darauf ließ er sich in Berlin nieder, wurde Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung", Mitredacteur seit 1849 und 1867—1880 Chefredacteur dieser Zeitung, der er eigentlich sein ganzes Leben gewidmet hatte. Als er von der Chefredaction zurücktrat, redigirte er noch das „Sonntagsblatt" der Zeitung, bis er sich in den letzten Jahren ganz zur Ruhe setzte. Hermann Kletke hat sich nicht nur als ehrenhafter und tapferer Publicist einen Namen gemacht, sondern auch als Dichter, und zwar stand er als solcher nicht auf der Warte der politischen Partei, gehörte nicht zur ecclesia militans der Lyrik, sondern zu den stillen Sängern schlichter Gefühle, die in seinen Gedichten (Gesammtausgabe 1881) einen anmuthenden, warmen Ausdruck fanden: seine Gemüthsinnigkeit sprach sich besonders auch in den „Kinderliedern" (1846) aus. Daneben war Kletke ein fleißiger, erfinderischer Märchenerzähler, wie seine „Deutschen Kindermärchen" (1849), „Märchen meiner Großmutter" (1851), „Märchen am Kamin" (1871), „Märchenbuch" (5. Aufl. 1882), „Neues Märchenbuch" (4. Aufl. 1882) beweisen. Auch als Sammler von Anthologien hat er ausgebreitete Literaturkenntniß bewiesen; wir erwähnen hier sein „Album deutscher Dichter" (12. Aufl. 1882), „Märchensaal aller Völker" (3 Bde., 1843), „Deutsche Geschichte in Liedern" (1854), „Deutschlands Dichterinnen" (1855). Für die Interessen des Schriftstellerstandes hat Kletke noch in den letzten Jahren fleißig gewirkt und stand besonders an der Spitze derjenigen Bestrebungen, welche die Invaliden- und Altersversorgungen der Literaten ins Auge gefaßt hatten.

Bibliographie.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Ausgewählt, herausgegeben und erläutert von H. Riotte. Nr. 4: Die Braut. Dramatische Soloscene von F. Rüffer. Ein moderner Don Juan. Lustspiel von H. Stempfle. Blinde Liebe. Lustspiel von P. Perron. Leipzig, Vieweg. 8. 50 Pf.

Chattopâdhyâya, Bunkim Chandra, Kopal-Kundala. Ein bengalischer Roman. Deutsch von C. Klemm. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Corvin, Midas. Eine antike Märchen-Extravaganza. Berlin, Thiel. 8. 1 M. 50 Pf.

Cosack, Vor fünfzehn Jahren aus französischer Quelle und eigener Erinnerung. Ein Vortrag. Danzig, Kafemann. 8. 1 M.

Dittrich, F., Gasparo Contarini. 1483—1542. Eine Monographie. Braunsberg, Peter. 1885. Gr. 8. 16 M.

Eckstein, E., Violanta. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Erdmann, G. A., Holda. Ein Elfentraum in 9 Gesängen. Wien, Konegen. 8. 2 M.

Faschings-Brevier für 1886. Herausgegeben von J. Bohne und H. Conradin. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 50 Pf.

Freudenberg, R., Verknüpft und getrennt. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Hosäus, W., Die Auferstehung Christi. Ein Osterspiel. Paderborn, Kleine. 8. 60 Pf.

Jókai, M., Lebenswirren. Roman. Aus dem Ungarischen von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 2 M.

— — Die Barchoniten. Romantische Erzählung. Aus dem Ungarischen von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Kahl, W., Ueber Gewissensfreiheit. Populärwissenschaftlicher Vortrag. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 80 Pf.

Krause, K. C. F., Abriss des Systemes der Philosophie. Herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Lange, F., Home, sweet home. Gedichte. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Laverrenz, V., Ein Jahr im bunten Rock. Militärische Humoresken. Mit einem Titelbild und 8 Vignetten. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Mating-Sammler, Textbuch zu den Schwind'schen Fresken des Landgrafensaales der Wartburg. Rochlitz, Pretzsch. 4. 60 Pf.

Mayer, G., Heraklit von Ephesus und Arthur Schopenhauer. Eine historisch-philosophische Parallele. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M.

Räder, A., 50 Jahre deutscher Bühnen-Geschichte 1836—1886. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Richter, V., Vorschlag zur Beseitigung der Armuth und zur Verwirklichung des Rechtes auf Arbeit. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ring, M., Das Kind. Ein falscher Name. Zwei Stadtgeschichten. Berlin, Reinecke. 8. 4 M. 50 Pf.

Roman-Bibliothek der deutschen Illustrirten Zeitung. 3ter Bd.: Namenlos. Roman von C. Lionheart-Zoeller. — 4ter Bd.: Onkel Hermann. Novelle von E. Erhard. Berlin, Berliner Verlags-Comtoir. 8. à 1 M.

Sales, P., Eine dunkle That. Roman. Nach dem Französischen. Bearbeitet von E. Pfaff. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mannheim, Bensheimer. 8. 4 M.

Schalk, G., Doktor Biedermann und sein Zögling. Roman in 4 Büchern. Leipzig, Dürselen. Gr. 8. 6 M.

Schneegans, A., Aus fernen Landen. Novellen. (San Panerazio von Evolo. Eurikleia. Sirenengold. Auge um Auge.) Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Schneider, A., Der troische Sagenkreis in der ältesten griechischen Kunst. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 5 M.

Scholtze, A., Die Anfänge des deutschen Realschulwesens. Vortrag. Frankenberg i. S., Rossberg. 8. 40 Pf.

Sonnenburg, F., Auf der Grenzwacht. Roman aus der baltischen Geschichte des 16. Jahrhundert. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Straßer, G., Das Berner-Oberland im Spiegel der Dichtung. Interlaken. 1885. 8. 80 Pf.

Stühlen, P., Deutsche Feierklänge in Frieden und Krieg. Zum Gebrauche für höhere und niedere Schulen, Seminare, Kriegervereine und für die Familie gesammelt und ausgewählt. Jena, Costenoble. 8. 5 M.

Turner, A., Die Kraft und die Materie im Raume. Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie. Mit 10 Tafeln. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 6 M.

Unger, S., Fortschritt und Socialismus. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Verleumdung des Nordpolfahrers Capitän W. Bade durch den Schweizer Schulinspector Landolt in Neuveville. Barmen, Inderau. Gr. 8. 60 Pf.

Weber, C. v., Vier tragische Novellen. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Wiese, L., Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. 2 Bde. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 9 M.

Winterfeld, A. v., Lebenskämpfe. Erzählungen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 116 bis 122.

Avant la bataille. (II.) — Zu den Unruhen in Galizien. — Die deutsch-russischen Handelsbeziehungen. — Vom Rothen Meere. — Der Genter Socialisteneongreß. — Kleine Glossen zu großen Staatsreden. (II.) — Die Italiener in Nordostafrika. — Die Präponderanz Rußlands. — Zur Arbeiterfrage in Belgien. — Oesterreichs Unterrichtsminister. — Die Erwerbungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

Zur neuesten Geschichte der Völkerrechtslehre. Von Lorenz von Stein. (Schluß.) — Wiener Briefe. (CXCIX.) — Zur neuesten deutschen Lyrik. Von Franz Muncker. (VII. Schluß.) — Die deutsche Hochseefischerei und die Mittel zu ihrer Hebung. Von Dr. Friedrich Heincke. — Eine jüdische Literaturgeschichte. — Ein Beitrag zur Psychologie der Völker. — Zur französischen Memoirenliteratur des 18. Jahrhunderts. — Die Regelung der Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete. (I.) Von Karl von Stengel. — Der neueste Roman Emile Zola's. — Ein neuer Essayist. Von A. Sauer. — Ein Kaiserbesuch zu München vor vierhundert Jahren. Von Ernst von Destouches. — Das Rathhaus zu Augsburg. — Telephonrecht.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Soeben erschien:

Moderne Versuche eines Religionsersatzes.

Ein philosophischer Essay

von

Dr. H. Druskowitz.

Preis geheftet 1 M. 60 Pf.

Georg Weiß, Verlag in Heidelberg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Albrecht Dürer's

Tagebuch der Reise in die Niederlande.

Erste vollständige Ausgabe nach der Handschrift Johann Hauer's mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von

Dr. Friedrich Leitschuh.

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M. 50 Pf.

Ausgabe auf holländisch Papier, gebunden 15 M.

Das Tagebuch Albrecht Dürer's zählt bekanntlich zu den wichtigsten gleichzeitigen Quellen der modernen Kunstgeschichte; durch die vorliegende erstmalige Veröffentlichung des genau revidirten Textes mit eingehenden Erörterungen und Erläuterungen kommt mithin der Herausgeber einem lange gehegten Wunsche aller Kunstverständigen wie aller Verehrer des grossen deutschen Meisters entgegen.

Verlag von **Leuschner & Lubensky**, Universitäts-Buchhandlung in Graz.

Soeben ist erschienen:

Geschichte der altdeutschen Dichtung

von

Dr. Ferdinand Khull,

Professor am 2. Staats-Gymnasium in Graz.

Preis 6 Mark. Geb. 8 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nordenskiölds Vegafahrt um Asien und Europa.

Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet

von

E. Erman.

Mit 200 Abbildungen, einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Auf Grundlage des berühmten Werks „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“, in welchem Nordenskiöld über seine Expedition zur Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt mehr tagebuchartigen Bericht erstattet, bietet die vorliegende Bearbeitung eine zusammenfassende, abgerundete Schilderung jener denkwürdigen, vom glücklichsten Erfolge gekrönten Entdeckungsreise. Das außerordentlich reich illustrirte Buch ist zumal bei seinem wohlfeilen Preise den weitesten Kreisen des Publikums, ebenso Volks-, Schul- und Jugendbibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen. Es reiht sich den folgenden in demselben Verlage erschienenen und bereits vielverbreiteten Werken an:

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt, in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Volz. Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang zur Erlernung

der schwedischen Sprache

für den Schul- und Privatunterricht.

Von

E. Funk.

Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur leichten Erlernung der schwedischen Sprache, die bereits in dritter Auflage vorliegt, hat sich als sehr brauchbar, besonders auch beim Selbstunterricht für Kaufleute bewährt. Zur eigenen Prüfung der daraus übersetzten Uebungsstücke dient der „Schlüssel zum Praktischen Lehrgang“ (80 Pf.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 20. Mai 1886.

Inhalt: Detlev Freiherr von Liliencron. Von Paul Schütz. — Philosophische Schriften. Von Leo Berg. — Ein Wegweiser durch Aegypten. Von J. J. Mähly. — Des Kronprinzen von Oesterreich Werk über Oesterreich-Ungarn. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Detlev Freiherr von Liliencron.

1. Adjutantenritte und andere Gedichte. Von Detlev Freiherr von Liliencron. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 2 M.
2. Knut der Herr. Drama in fünf Acten von Detlev Freiherr von Liliencron. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 2 M.
3. Die Rantzow und die Pogwisch. Schauspiel in fünf Acten von Detlev Freiherr von Liliencron. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 2 M.

Seitdem im 12. Jahrhundert das emporblühende Ritterthum die Fesseln abgestreift, welche die Geistlichkeit um die Herzen der Menschen gelegt, und dann aus den Kreisen des Gebnrtsadels auch eine Schar geistig Adelicher erstanden, deren Namen in der Geschichte unserer Literatur mit unvergänglichen Lettern eingezeichnet stehen — seit jener Zeit ist das Interesse des Adels an der Entwickelung der Poesie und überhaupt des geistigen Lebens stets rege geblieben. In der modernen Culturperiode zeigt sich dasselbe in bald mehr, bald minder hohem Grade. Eine stattliche Reihe aristokratischer Namen, deren Träger als Beschützer und Förderer der Dichtkunst oder als wirkliche schöpferische Poeten sich hervorgethan, wäre aufzuzählen. Wahrlich, es sind die schlechtesten Namen nicht. Gehen wir nur die dichterischen Persönlichkeiten der neuern Zeit durch und begnügen uns mit den Grafen und Freiherren, welche imposante Schar kommt da zusammen: Freiherr von Auersperg (Anastasius Grün), Freiherr von Eichendorff, Freiherr von Gaudy, Freiherr von Honwald, Freiherr von Münch-Bellinghausen (Halm), Graf von Platen-Hallermünde, Graf von Strachwitz, Graf von Würtemberg, Freiherr von Zedlitz u. s. w.

Der jüngste unter der Zahl der dichtenden Freiherrn ist Detlev von Lilieneron, einem alten holsteinischen Adelsgeschlecht entstammend, früher Offizier, jetzt als Hauptmann a. D. und Kirchspielvogt in der kleinen holsteinischen Stadt Kellinghusen lebend. Er ist zuerst als Lyriker aufgetreten mit einer „Adjutantenritte und andere Gedichte" (Nr. 1) betitelten Sammlung. Neuerdings hat er sich dem dramatischen Gebiete zugewandt. Die beiden Schauspiele „Knut der Herr" und „Die Rantzow" (sprich Rantzau) zeigen, daß wir in Liliencron einen der bedeutendsten dramatischen Dichter der Gegenwart besitzen *).

Liliencron ist eine in sich völlig abgeschlossene, fest umgrenzte Individualität. Er schwankt nicht hin und her in seinem Dichten, der Mode huldigend, nach berühmten Mustern arbeitend, ein haltloses Rohr im launischen Winde der literarischen Richtungen, sondern er steht fest und sicher da und gibt seine eigenste Persönlichkeit, sein eigenstes Denken und Empfinden. Er ist nicht umsonst preußischer Offizier gewesen; ein präeiser, schneidiger Zug geht auch durch sein Dichten; besonders in den Dramen mit ihrer schlagkräftigen Sprache kommt er zum Ausdruck. Doch ist dieser Zug nicht der beherrschende in der geistigen Physiognomie des Dichters. Um dieselbe voll zu gewinnen, müssen wir den einzelnen Dichtungen näher treten.

Zunächst Lilieneron's Lyrik. Keine Provinz des Deutschen Reichs hat ihr Sonderbewußtsein so zäh bewahrt wie Schleswig-Holstein. Das zeigt sich auch in der Literatur. Lilieneron ist ein Beispiel. Die Natur seiner engern Heimat und ihre Vergangenheit ist es, die ihm Stimmungen und Stoffe bietet und unter deren Einwirkung sich die Eigenart seines Seins und Dichtens entwickelt hat. So führt er uns in die melancholische Heide:

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erica das rothe Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

*) „Knut der Herr" hatte am leipziger Stadttheater keinen Erfolg; wir können nach dem Eindrucke der Aufführung der Ansicht unsers geehrten Referenten nicht beistimmen. Gerade dramatische Entwickelung, Steigerung und Spannung fehlt dem Stück; seine Vorzüge liegen mehr nach der epischen Seite hin.
D. Red.

Er schildert mit einem imponirenden Realismus einen Heidebrand, indem er zugleich in eine schaurige Familientragödie blicken läßt: die alte Wiebke Peters, die ihr Sohn aus dem Hause geworfen, hat, um sich zu rächen, die Heide rings um die einsame Kathe angezündet; der Versuch der Rettung ist vergebens. In das Leben auf den weltverlorenen nordfriesischen Halligen läßt uns der Dichter blicken. Er selbst war früher Landvogt auf der Nordseeinsel Pellworm. In jene Zeit weisen die Deichbilder, das längere in ottave rime geschriebene Gedicht „Verbannt" und die Skizze in Prosa „Auf der Marschinsel" zurück:

Gleichviel weshalb, ich bin's, ich bin verbannt
Auf eine kleine, deichumrahmte Insel.
Weit liegt mein walddurchrauschtes Vaterland.
Hier schleicht und kriecht das Wattenmeergerinsel
Durch Schlick und Schlamm, ein schmuzig gelbes Band;
Poltert der Sturm nicht, nörgelt Windgewinsel.
Ich seh' die Sonne morgens Wasser trinken,
Und abends wieder in die Wogen sinken.

Auch aus der Prosaskizze eine kleine Probe:

Wir wandern auf dem stellenweise unergründlichen Deich nach Westen. Zu unsern Füßen im Süden liegt die große, reiche Nordseeinsel Schmeerhörn. Auf dem nächsten Binnendeich, scharf am Himmel ausgeschnitten, reiten ein Bauer und sein Sohn hintereinander; vor ihnen liegen Mehlsäcke; man hört ordentlich die schweren Gäule schwappsen und stappsen in der Kleie, die, kniehoch, die Pferde müde macht. Nun sind sie an der Mühle angekommen. Langsam — oha — mit krummsten Knien rutschen Vater und Sohn von den beiden Braunen. Vadder drinkt 'n suren Punsch, de Säen süht to. Nun klettern sie wieder auf die Pferde, ohne Mehlsäcke. Vadder vörut, de Säen achterna. Man hört wieder — man sieht es zwar nur — das Schwappsen und Stappsen der Gäule. Nu sünd se ant Hus. Beide fallen wieder schwer von den Gäulen. Vadder slöppt und de Säen smökt achtern Diek n' Sigarrstummel.

Ein kühner, durch die Kraft und Lebendigkeit der Anschauung frappirender Realismus macht sich auch in den Gedichten geltend, in welchen bedeutende Momente aus der Geschichte Schleswig-Holsteins oder heimische Sagen poetische Gestalt gewonnen haben. Eine düstere, ahnungsvolle, echt nordische Stimmung schwebt über den Balladen: „Die Kapelle zum finstern Stern", König Erich's Ermordung (1250) behandelnd, und „König Abel's Tod", im Kampf mit den friesischen Bauern (1252). Ein von jähen Blitzen erhelltes Halbdunkel: das ist der Eindruck, den wir gewinnen. Wie unheimlich hebt sich die Mordscene in dem flackernden Lichte der Fackeln ab:

Der Ritter ringt ihm den Dolch vom Gelenk,
Und treibt ihn dem König ins Herze.
Das rothe Blut tropft ins wüste Gemeng,
Stumm leuchtet oben die Kerze.

In der zweiten Ballade scheint der Mond auf das Zelt nieder, in welchem König Abel schläft, von dem ermordeten Bruder träumend, und auf die Friesen, die mit Axt und Beil, mit Keulen und Morgensternen und mit dem Bilde des heiligen Kristian zum Kampfe heranziehen:

Mit Gold beschlägt ihn der gelbe Mond
Und leuchtet auf Freund und Feinde.
Wenn morgen er wieder am Himmel thront,
Er sieht eine stille Gemeinde.

Und dann das Schlußbild mit seiner erbarmungslosen Tagbeleuchtung:

Der König allein, er irrt auf dem Deich,
Hoch spritzt die Flut an den Wällen.
Ringsum der Feind. Keinen Sünder bleich,
Einen König sollen sie fällen.

In die Friesen trug er sein Schwert Hilfnoth,
Das hat ihn heute betrogen.
Wessel Hummer aus Pellworm schlug ihn todt
Und schlendert ihn in die Wogen.

Der Page, wo blieb der Page klein,
Sie warfen ihn nackt in den Graben.
Um seine weißen Glieder fein
Zanken und raufen die Raben.

Ein wilder, verwegener Humor macht sich in der „Schlacht bei Bornhöved" (1227) und in „König Regnar Lodbrog" geltend. Eine Perle der Sammlung ist das Gedicht „Das Haupt des heiligen Johannes in der Schüssel": der in der Geschichte und Sage Schleswig-Holsteins eine hervorragende Rolle spielende Eiserne Heinrich, Isern Hinnerk, hat einem Kloster ein scheußlich aus Holz geschnitztes Haupt Johannes des Täufers auf goldener Schüssel geschenkt unter der Bedingung, daß jedes Fräulein, welches den Nonnenschleier nehmen will oder muß, den Kopf küssen soll; wieder kniet ein junges Mädchen, Anna von der Wisch, vor der schrecklichen Schüssel; eben neigt sie den Mund zum Kusse, da stürmt es herauf und lächelnd steht Detlev Gadendorp vor den erschreckten Schwestern:

Hat das Mädchen rasch im Arme,
Und zwei Aermchen schlangen hastig
Sich um seinen starken Nacken;
Frei, im Sattel ruht sie schon.

Steinerstarrt in ihren Sesseln
Sitzen stumm die Klosterfräulein.
Steinerstarrt auch die Aebtissin,
Dei gratia domina.

Auch Schleswig-Holstein hat seine Sage von der versunkenen Stadt, deren Giebel und Thürme noch heute am Meeresgrunde sichtbar sind und von der bisweilen bei stillem Wetter Glockentöne heraufdringen: zu Julin und Vineta gesellt sich Burgholt. Auch die Burgholter richtete ihr Uebermuth zu Grunde; sie waren auf den Deich hinausgezogen und hatten der Nordsee ein höhnisches „Trutz, blanke Hans!" zugerufen. Aber der blanke Hans rächte sich:

Ein einziger Schrei — die Stadt ist versunken,
Und Hunderttausende sind ertrunken.
Wo gestern noch Lärm und lustiger Tisch,
Schwamm andern Tages der dumme Fisch.
Heut bin ich über Burgholt gefahren,
Die Stadt ging unter vor fünfhundert Jahren.
Trutz, blanke Hans?

Zu dem, was Natur, Geschichte und Sage seiner Heimat dem Dichter boten, tritt nun das eigene Leben mit der Summe seiner innern und äußern Erlebnisse. Liliencron ist Aristokrat mit den Vorzügen, aber auch mit den Schwächen seines Standes. Daß er auch die letztern offen zeigt, entspricht ganz seiner geraden ehrlichen Natur. Aber allerdings kommt dadurch ein Zwiespalt in die Sammlung seiner Gedichte hinein, den mancher Leser nicht ganz wird verwinden können. Neben den seelenvollsten Klängen macht sich ein Junkerton bemerkbar, der in seiner ans Blasirte streifenden Leichtfertigkeit eine entschiedene Rüge verdient. Ja, hätte er stets diesen Zug seines Wesens so aus sich selbst herauszustellen vermocht wie im „Bruder Liederlich“:

Die Feder am Sturmhut in Spiel und Gefahren,
Halli!
Nie lernt' ich im Leben zu fasten, zu sparen,
Hallo!
Der Dirne laß ich die Wege nicht frei;
Wo Männer sich raufen, da bin ich dabei,
Und wo sie saufen, da sauf' ich für drei.
Halli und Hallo!

Oder hätte er uns immer so anmuthige Stimmungsbilder aus dem aristokratischen Gesellschaftsleben gezeichnet, wie ein solches das folgende Gedicht bietet:

Vorne vier nickende Pferdeköpfe,
Neben mir zwei blonde Mädchenzöpfe,
Hinten der Groom mit wichtigen Mienen,
An den Rädern Gebell.

In den Dörfern windstillen Lebens Genüge,
Auf den Feldern fleißige Eggen und Pflüge,
Alles das von der Sonne beschienen,
So hell, so hell!

Aber in Gedichten wie „An der Table d'hôte“, „Müde“, „Frühling“, „Hans der Schwärmer“, „Kurz ist der Frühling“, macht sich ein frivoler Zug geltend, der unangenehm berührt und den wir aus der geistigen Physiognomie des Dichters fort wünschen möchten, um so mehr, als er nicht in seinem eigenen Wesen, sondern in den Anschauungen gewisser Gesellschaftskreise seinen Ursprung zu haben scheint. Dem gegenüber treten denn auch Lieder, denen jener Ton fehlt, die rein das Glück der Liebe künden, so das schöne:

Wenn sanft du mir im Arme schliefst,
Ich deinen Athem hören konnte,
Im Traum du meinen Namen riefst,
Um deinen Mund ein Lächeln sonnte —
Glückes genug.

Und wenn nach heißem, ernstem Tag
Du mir verscheuchtest schwere Sorgen,
Wenn ich an deinem Herzen lag
Und nicht mehr dachte an ein Morgen —
Glückes genug.

Aehnliche Klänge werden in den Gedichten wach, die in fünffüßigen Jamben ohne Reime geschrieben sind. Sie erinnern lebhaft an Wilhelm Jensen's „Skizzenbuch“.

Oefter als an den Aristokraten mahnen uns die Gedichte Liliencron's an den Offizier, dem die Kugeln in der Schlacht mehr als einmal um die Schläfen gesaust sind. All das Entsetzliche, was der Krieg mit sich bringt, ist tief in seiner Seele haften geblieben, und er gibt es bald in herzbewegender Weise, bald mit einem Realismus wieder, der den Athem stocken macht. Etwas Aehnliches wie die in Prosa geschriebenen „Erinnerungen aus einer Januarschlacht“ ist wol sonst niemand in die Feder geflossen. Oft wünscht man einen Schleier über das Furchtbare. Ich gebe eine Probe:

Da raste auf nassem Pferde ein junger Generalstabsoffizier auf uns zu. Um seine Stirn war ein weißes Tuch geknotet; auf den Haaren saß die Feldmütze irgendeines Musketiers. Er lenkte sein Pferd mit der Rechten; mit der linken Hand wischte er fort und fort das unter dem Tuche hervorquellende Blut aus den Augen. Er konnte kaum mehr sehen. Von weitem schon schrie er mit ganz heiserer Stimme: „Die Batterie, die Batterie soll vor! Wo bleibt die Batterie? Excellenz ist. . . .“ Ich schoß auf ihn zu, um ihn aufzufangen; er lag, fast ohnmächtig, auf der Mähne des nun nicht mehr von ihm geführten Pferdes; die Arme hingen schlaff um den Hals des Thieres. Ich hatte keine Zeit, Verwundeten zu helfen, und wär's mein Bruder gewesen. So rief ich einen im Graben sitzenden Leichtverwundeten, der damit beschäftigt war, seine Hand zu verbinden, indem er das eine Ende des Tuchs mit den Zähnen festhielt. Er legte mit mir den Hauptmann vom Generalstabe sanft nieder. Noch einmal sah ich in das blasse, blutüberströmte Gesicht; in halber Ohnmacht schon bebten noch die Lippen: Batbat batbatbat. . . . Er wollte sagen: Batterie vor! . . . O du Armer, o du lieber Mensch!“

Dem, der die Schrecken des Kriegs mit eigenen Augen geschaut, klingen auch in das Siegeslied die Töne des Leides hinein:

Flatternde Fahnen und frohes Gedränge.
Fliegende Kränze und Siegesgesänge.

Schweigende Gräber, Verödung und Grauen.
Welkende Kränze, verlassene Frauen.

Heißes Umarmen nach schmerzlichem Sehnen,
Brechende Herzen, gestorbene Thränen.

Zu den Kriegsbildern gesellen sich solche aus dem Lagerleben. Auch Jagderlebnisse werden zu Gedichten. Liliencron hat einen hellen Blick für das ihn umgebende Leben. Er beobachtet scharf, und gesellschaftlichen Lügen und Verzerrungen gegenüber hält er nicht mit der Satire zurück. Unter seinen wohlklingenden „Sicilianen“ begegnen wir einigen derartigen Zeitbildern. Hier beleuchtet er auch das eigene Ich:

Verrauscht die heiße Zeit der Jugendtage,
Verklungen Becherklang und wilde Geigen.
Dich lehrte zeitig Hiob's tiefe Klage:
Die Thoren schwatzen und die Klugen schweigen.
Du legst das Wort vorsichtig auf die Wage,
Und mußt der Welt die Heuchelmaske zeigen.
Dein Frühling doch — ach eine Wundersage,
Dir singt kein Vogel mehr in grünen Zweigen.

Ein durchaus origineller Lyriker ist uns in Liliencron entgegengetreten, originell in Inhalt wie in Form. Seine Lieder sind nicht gemacht, sondern sie strömen aus einem vollen, warmen, leidenschaftlichen Herzen. Den Preis be-

anspruchen die Balladen und die Stimmungsbilder. Liliencron's Sprache ist eine ganz eigenartige. Die zarten, sanften Töne fehlen ihr ebenso wenig wie die schneidigen, herben und derben. Auf die nicht selten hervortretende Knappheit, ja Abgerissenheit des Ausdrucks hat ohne Zweifel der Offizierston eingewirkt, der auch im Wortschatz seine Spuren hinterlassen hat. Bemerkenswerth sind die originellen Metaphern und Personificationen, die uns auch in den Dramen begegnen werden. Ein Paar zur Probe:

Wenn Unglück dich und Schuld, zwei schwarze Rosse,
An ihren Mähnen durch das Leben schleifen,
Durch Berg und Thal, im Schmuz der Gassengosse,
Du löst dich nimmermehr aus ihren Schweifen.

In der Fensterluken schmalen Ritzen
Klemmt der Morgen sich die Fingerspitzen —
Behaglichkeit, das Kätzchen schnurrt im Zimmer —
Das Glück, der Schnelläufer, hielt Ruhetag
In unsern Herzen.

Auch neu und meist glücklich gebildete Worte begegnen uns häufig: Waldrandschmuck und Wiesendurcheinander, sternenüberscheitelt, jagdgierzitternd, Sonnenscheidewink, sehnsuchtschmerzlich u. s. w. Endlich muß noch der Vorliebe für altliterirende und reimende Verbindungen gedacht werden: Well' und Wolken, Steg und Steuer, Busch und Bruch, frech und frank, Zaum und Zelt, Laub und Lenz, Heck und Hürde, Weg und Wind, schwirrt und flirrt und flitzt und fliegt u. s. w.

Von dem Lyriker Liliencron wenden wir uns zu dem Dramatiker. Den Stoff für die beiden Dramen, die bisjetzt gedruckt von ihm vorliegen, entnahm er der schleswigholsteinischen Geschichte. Die Ermordung Knut's des Erlauchten, Herzogs von Südjütland, Statthalters in Schleswig, Königs der Wenden im Walde bei Roeskilde (1131) dramatisirte er unter dem Titel „Knut der Herr" (Nr. 2). Die Rache an den Mördern hatte Liliencron schon in einer Ballade behandelt. Der Stoff konnte wol zu dramatischer Behandlung reizen. Eine Tragödie, die der aristotelischen Definition genügte, hat der Dichter allerdings nicht geschaffen. Ein beherrschender Held und ein gewaltiger Conflict, an welchem er zu Grunde geht, fehlen. Knut ist ein Mann mit der Seele eines Kindes; wie der Siegfried des Nibelungenliedes, nichts Böses ahnend, wird er hinterlistig erschlagen. Er hat keine Schuld auf sich geladen, deren gerechte Buße der Tod wäre. Ein tragischer Held ist er also nicht. Das Interesse concentrirt sich somit auch nicht auf ihn, sondern vertheilt sich auf eine Reihe von Personen. Da ist zunächst der alte Dänenkönig Niels. Er liebt Knut, aber sein Auge ist nicht mehr klar genug, um die Motive seiner Feinde zu durchschauen. Das untergehende Heidenthum ragt in seiner Gestalt noch in das Drama hinein. Dem Erzbischof Adler, der ihm wehren will, aus dem Schädel seines Feindes Taddo Kyrre zu trinken, ruft er zu:

Mein Volk und meine Kinder gab ich dir,
Auch mich hast du getauft, doch bis zum Tode
Will meinen Göttern niemals ich entsagen.
Und ahn' ich auch die Friedensherrlichkeit,
Die deines Gottes dreigeeinte Hoheit
In Strömen ausgießt auf die gläub'gen Menschen,
Laß Odin mir, bei dem in Glanz und Ruhm
In Walhall meine großen Väter tafeln.

Seine Söhne sind Magnus, König von Westgotland und Prinz Heinrich Hinkefuß. Letzterer ist der Intrigant des Stücks, der die andern aufhetzt, um im richtigen Augenblick zuzuspringen und sich selbst die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Magnus ist der Geschobene. Eine blinde, leidenschaftliche Liebe zur Königin Ulvilda, seiner jungen schönen Stiefmutter, verwirrt ihm den Sinn und macht ihn zum Mörder Knut's. Ulvilda steht fast mehr als Knut im Mittelpunkte des Dramas. Er hat sie einst geliebt. Wohl kann er sich noch zurückträumen in jene Zeit:

Im Frühling war's, der Wald stand frisch belaubt,
Auf allen Feldern wehten grüne Hälmchen,
Und süß im Erlenbusche sang der Stieglitz.
Ulvilda's Mädchenbrust lag an der meinen —

aber die jetzt vor ihm steht, ist nicht mehr das Mädchen, sondern „die giererfüllte Frau", und seine Gedanken schweifen von Roeskilde zurück nach Schleswig zu seiner Ingeborg. Sie aber, die ihn zu heimlichem Kosen in stiller Kemmenate einladet und sich verschmäht sieht, wird nun seine erbittertste Feindin, der alle Mittel recht sind, um ihre Rache zu kühlen. Vergebens singt Tuk Ebbson als Warnung das Lied von Kriemhilde und der Ermordung ihrer Brüder im Hunnenlande. Der blondlockige, blauäugige Held sinkt ahnungslos zu Boden, von König Magnus' Streitaxt getroffen.

Die beiden ersten Acte des Dramas sind entschieden die wirkungsvollsten. Der erste exponirt trefflich und stellt die Charaktere knapp, aber außerordentlich lebendig vor uns hin. Der zweite bringt den Reichstag auf der Jürgensburg in Schleswig, auf welchem Ulvilda erklärt, Knut habe sie zum Treubruch verleiten wollen; am Schluß die schöne Seene im mondbeschienenen Schloßgarten, wo Ingeborg im Fieberwahn umherirrt und Knut sie findet. In den folgenden Acten erlahmt, im Vergleich mit den beiden ersten, die dramatische Spannkraft etwas, oder vielmehr, sie bringen nicht die Steigerung, die wir erwarten. Wäre Knut ein tragischer Held, so würde das Drama mit seinem Tode enden. So aber muß es uns noch den Vollzug der Rache an den Mördern zeigen.

Liliencron's zweites Schauspiel: „Die Rantzow (sprich Rantzau) und die Pogwisch" (Nr. 3), spielt im Winter 1459 auf 1460. Adolf, Graf von Holstein, Herzog von Schleswig, aus dem Hause Schauenburg, ist eben in den Armen seines Kämmerers, Josias Qualen, verschieden. Er hat keine Erben hinterlassen. Wer soll der Nachfolger sein im Lande? Die Frage wollen die holsteinischen Edelleute lösen, die im ersten Act des Dramas im Winterwalde am Vollratsbach bei Kiel versammelt sind. Soll es der

schwächliche Otto von Schauenburg sein, dem König Kristian von Dänemark die Belehnung mit Schleswig weigern und dessen Wahl somit wieder eine Trennung der beiden Bruderstämme zur Folge haben wird? Oder soll man eben diesem Dänenkönig auch die holsteinische Grafenkrone aufs Haupt setzen, ihm, dem ein großer, weiter Blick nachgerühmt wird und der die Einheit beider Länder sicher stets zu wahren wissen würde? Der holsteinische Adel spaltet sich in zwei Parteien: an der Spitze derer, welche die Dänenherrschaft nicht wollen und dem Hause Schauenburg auch in Otto, seinem unwürdigen Vertreter, treu bleiben, steht Henning Pogwisch; für König Kristian tritt in erster Linie der Adelsmarschall Schack Rantzow ein. Hastig platzen die Geister aufeinander. Und noch ein dritter tritt als Bewerber um die holsteinische Grafenkrone auf: der Bruder König Kristian's, Graf Geert von Oldenburg, der sich mit den Bauern verbündet und, im Trüben fischend, sein Heil versucht. Dies der erste Act, der die Exposition gibt und die weitern Ereignisse einleitet. Wieder eine Reihe scharf gezeichneter Charaktere: der zähe, eiserne Rantzow, der treue, hitzköpfige Pogwisch, der joviale, behäbige Detlev Burkwaldt, der kluge Ludeke Rumohr, der träumerische Wulff Wohnsfleth. Und unter all die holsteinischen Ritter tritt ein alter Mann mit schlohweißem Haar im härenen Gewande, mit Pilgerstab und Muschelhut: Erich Krummendieck, der um schwerer Sünde willen nach Jerusalem gepilgert, den aber die Sehnsucht getrieben, „noch einmal rauschend den eigenen Schritt durch Herbsteslaub in seinem stillen Heimatswald zu hören". Aber die Ritter fliehen vor ihm, dem Vaterlandsverräther, und einsam im entlaubten Walde an einem Baume niedergesunken, schläft der Alte ein, um nicht wieder zu erwachen.

Der zweite Act spielt auf dem Schlosse Rantzow bei Plön. Ein neues bedeutsames Moment tritt in die Handlung ein, das Romeo- und Julia-Motiv: zwei feindliche Geschlechter, aber vom Haß der Väter wissen die Kinder nichts; Wolfgang Pogwisch und Heilwig Rantzow lieben sich. Wird auch hier die Lösung eine tragische sein? Unheilvoll schürzt sich inzwischen der Knoten weiter. Der alte Pogwisch erscheint auf Schloß Rantzow, die Hand zur Versöhnung bietend; aber Schack will den Dänenkönig, keinen andern, und rücksichtslos sein Ziel verfolgend, schent er sich nicht, den, der ihm in den Weg tritt, obgleich er der Bruder seiner Frau und sein Jugendfreund ist, auf seinem eigenen Schlosse gefangen zu nehmen.

Die beiden folgenden Acte bringen das Hin und Her des von beiden Parteien mit steigender Erbitterung geführten Kampfes in bewegten Scenen. Erst auf rauchenden Trümmern und blutüberströmten Feldern baut sich der Friede auf. Der treue Henning Pogwisch fällt im Kampf. Er stirbt in den Armen Schack Rantzow's, der Geschehenes nicht mehr ungeschehen machen kann.

Der letzte Act spielt in Jütland, in Ripen. König Christian läßt sich als Graf von Holstein huldigen. Nur ein Störriger ist noch da, Wolfgang Pogwisch, der den Verrath Rantzow's nicht vergessen kann. Da ist es Heilwig, welche die Hand des Geliebten in die ihres Vaters zwingt.

Ein kraftvoller, schneidiger Zug geht auch durch dieses Schauspiel. Der Dialog ist ein rasch wechselnder; kein langathmiges pathetisches Hin- und Hergerede. Ein im Centrum des Interesses stehender Held fehlt auch hier. Mit offenbarer Vorliebe ist die Gestalt Wulff Wohnsfleth's gezeichnet, eines Träumers und „Spökenkickers", um einen treffenden niederdeutschen Ausdruck zu gebrauchen. Er war ein wirklicher Vorfahr des Dichters, von dem aber nur die eine Notiz überkommen ist, er sei „schweren Muthes" gewesen. Durch ihn klingt das lyrische Element leise in das Drama hinein:

Es stand einmal ein Schloß
In eines Waldes tiefer Herrlichkeit ...
In Frühlingsgärten, wenn die Wildgans scheeiend
Den Mond im Flug beschattend nordwärts zog —
Wenn süß im Busch die Drosseln schlugen ... lag es
Friedlich und einsam und den Menschen fern.
In Winternächten, in der Sommerschwüle,
In rauschenden Gewitterstürzen ... lag es
Friedlich und einsam und den Menschen fern.
Da lärmten wüste Haufen durch den Wald,
Geführt von einer scharlachrothen Feder,
Die einem Räuber lang vom Helmsturz nickte.
Und eine Lohe schoß so himmelhoch,
Daß sie erlosch'ne Sterne zünden konnte.
In Trümmer fiel nach schwerem Widerstand
Die Burg und ihre Thürme ... und sie lag
So friedlich doch und so den Menschen fern.

Bald, nachdem Wulff Wohnsfleth in träumerischer Versunkenheit diese Worte gesprochen, ereilt ihn der Tod.

Liliencron's dramatischer Stil erinnert lebhaft an Heinrich von Kleist: auch er ist knapp und gedrungen, auch er meidet das ideale Pathos der Schiller'schen Tragödie und schafft sich eine mehr realistisch gefärbte Sprache. Ueberall zeichnet er nach dem Leben; überall ganze, volle Anschauung, keine in der Studirstube künstlich zurechtgemachte. Auch starke Effecte verschmäht er nicht. Hier im Drama wirkt dieser rücksichtslose Realismus noch mehr als in den Balladen, namentlich wo Contraste mitspielen. Man lese folgende Scene:

Ulvilda (allein).
Wenn Magnus nun in Zank und Zorn ihn schlüge,
Die Kehl' ihm schnürte, wenn ein tadelnd Wort
Die Lippen Knut's —
(Pause)
es wär' so gräßlich nicht.
Wenn sie betrunken ihre Messer zögen,
Und Magnus wild auf Knut, spräch' er: Ulvilda —
Sich jählings stürzt —
(Pause)
es wär' so furchtbar nicht.
Doch morgen, lauernd, bis er harmlos naht —
(Schnell)
Sein rothes Blut im weißen Schnee. Bei Jesus —
Die Streitaxt blitzt — er liegt — das gelbe Haar

In Schmuz und Thau — von Hirsch und Fuchs berochen —
Der Mond scheint fahl auf sein entstellt Gesicht —
In dem verglasten, stieren Auge blieb
Das eingefrorne Wort: Ulvilda war es.
— — — — — — — — — — — — —

(Langsam.)

Ich will ihn retten, warnen will ich ihn.
Zu weit ging meine Rache — ach, sein Arm
Hielt damals mich so fest, und seine Lippen,
Die rothen, frischen, lustigen Lippen lagen
So süß und keck auf meinem Munde.

Einer Fülle origineller Bilder begegnen wir auch in den Dramen, z. B.:

In Wachs und nicht in Erz-gieß' die Gedanken,
Die glühend deiner Brust entfließen wollen.

Des Lebensgottes scharf geschwungne Peitsche
Treibt unbarmherzig uns und mitleidlos
Von Ort zu Ort, bis in der Gruft wir endlich
Mit ungezählten Wunden Ruhe finden.

Was ist denn Glück?
Ein blanker Edelstein, herangekrallt
Aus Schutt und Schlamm mit giergereckten Fingern?
Der Nächste schlägt im nächsten Augenblick
Ihn aus der Hand dir schon und lacht dich aus.

Bemerkenswerth sind die vielen von der Jagd hergenommenen Vergleiche; der gehetzte Hirsch, der durch das Gesträuch brechende oder von Hunden umstellte Keiler, der aus der Höhle getriebene Bär, der vom Falken verfolgte Reiher, der auf Beute ausgehende Luchs, die von Baum zu Baum springende Wildkatze. Wie in den Gedichten macht Liliencron auch in den Dramen von der Alliteration trefflichen, wirkungsvollen Gebrauch. Sicher hat er sie dem Niederdeutschen abgelauscht, das, wie es reich ist an concreten Ausdrücken, auch die Lautmalerei bewahrt hat: man lese nur Klaus Groth's „Quickborn".

Es sind erst drei Werke, die Liliencron hat erscheinen lassen. Aber sie enthalten echten Gold genug, um von seiner weitern poetischen Entwickelung das Beste hoffen zu lassen. Einen hervorragenden Dramatiker besitzen wir jedenfalls in ihm. Fluß und Schwung, Kraft und Mark sind da. Möchte stetigem Streben ein schöner Erfolg nicht fehlen!

Paul Schütz.

Philosophische Schriften.

1. Ideale Fragen in Reden und Vorträgen behandelt von M. Lazarus. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig, C. F. Winter. 1885. Gr. 8. 6 M.

Die nunmehr in dritter Auflage erschienenen „Idealen Fragen" von M. Lazarus enthalten neben einer Rede auf Herbart und zwei kleinern Aufsätzen („Ein psychologischer Blick in unsere Zeit" und „Ueber Gespräche") eine Abhandlung über „Das Herz", eine Untersuchung über „Zeit und Weile" und außerdem eine Reihe lose zusammengefügter Gedanken über Aufklärung. Fast alle diese Arbeiten sind aus Vorträgen entstanden, und diesem Umstande verdanken sie wol die große Klarheit der Darstellung, die in diesem Buche die sonstige lichtvolle Vortragsweise des Verfassers noch um vieles übertrifft. Es möchte schwer sein, ein anderes zu finden, das so subtile wissenschaftliche Fragen mit so schlichter Einfachheit behandelt. Dankenswerth ist es, daß der Verfasser den über das Interesse der Fachgelehrten weit hinausgehenden Stoff jedem Gebildeten nahe zu führen sucht; nicht aber, wie das von den deutschen Philosophen Brauch ist, in einer Sprache zu reden, die nur ihr Fachgenosse wieder versteht. Indem sich die Philosophen so vom Volke abwendeten, überließen sie das Werk der Aufklärung unwissenden und oberflächlichen Scribenten. Nicht zum geringsten Theil liegt hierin der Grund, weshalb in Deutschland die allgemeine Bildung mit den großen Fortschritten der Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten nicht gleichen Schritt zu halten gewußt. Die einzige Hülfe, die wir gegen die immer mehr um sich greifende Verflachung finden können, erblickt Lazarus in seinem Aufsatz „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit" in der erneuten Sammlung neben der Theilung. Wo aber wird diese Sammlung besser geschehen können als in den eigentlichen Geisteswissenschaften! In der Psychologie insbesondere erkenne ich keine Fachwissenschaft neben andern Fachwissenschaften, sondern gleichsam die Centralwissenschaft, sowie das Herz nicht ein Muskel neben andern Muskeln des Menschen ist, sondern die Lebensquelle des ganzen Körpers. Und ihren Stand sowie das Interesse, das sie erregt, wird man vielleicht dereinst als das Thermometer der öffentlichen Bildung und Cultur ansehen, der uns den Umfang und die Intensivität der Begierde nach Selbsterkenntniß des Menschen anzeigen wird.

Deshalb hat sich Lazarus um die Förderung der Wissenschaft dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er sie populär zu machen verstanden hat. Allerdings bleibt es auch bei ihm nicht ausgeschlossen, daß er sich durch seine geistreiche Darstellungsweise zuweilen zu Sophismen verführen läßt. In der Abhandlung „Das Herz" unterscheidet er z. B. drei Arten des psychischen Interesses bei dem Menschen, neben demjenigen an der Thätigkeit selbst und demjenigen an der Person des Handelnden noch das an der Sache. Abgesehen nun davon, daß hier ein absoluter Werth des Objects ohne weiteres angenommen wird, der doch eigentlich erst zu erweisen wäre (denn wer weiß, ob nicht jedes sachliche Interesse im Grunde ein subjectiv-egoistisches ist?); soll die Existenz dieses dritten und höchsten Interesses an einer Reihe von Beispielen veranschaulicht werden. Als ein recht lauteres und deshalb zu diesem

Zweck ganz besonders brauchbares Beispiel führt Lazarus die Liebe zu der absteigenden Generation an, weil die Liebe zu den Aeltern „fast gar nichts mit dem Egoismus, auch nicht mit dem erweiterten zu schaffen hat und zu den Gefühlen gehört, die sich gar nicht um den praktischen Gegensatz von Ich und Nichtich drehen". Um nun diesen Satz in seiner ganzen Schärfe auszudrücken, treibt ihn der Verfasser auf die Spitze und spricht ihn in folgender Antithese aus: „Wohl verehre ich diese Personen als meine Aeltern, aber nicht, weil sie die meinigen, sondern weil sie meine Aeltern sind, verehre ich sie." Was aber soll es heißen, Aeltern als solche, nicht aber als die seinen zu verehren? Wenn irgendwo, so entbehren die sich auf das primitivste Familienleben erstreckenden Begriffe des objectiven Gehalts. Denn Aeltern haben für mich gar keine Bedeutung, wenn es nicht meine Aeltern sind. Der Begriff drückt wie nur irgendeiner ein subjectives Verhältniß aus, sodaß hier eine Gegenüberstellung und Vertauschung von Subject und Object geradezu ausgeschlossen erscheint.

Die Auffassung des Objectivischen ist überhaupt bei Lazarus, wenn schon keine schwankende, so doch eine unklare. An anderer Stelle („Zeit und Weile") wird die Uhr „der aus einer Fülle mathematischer und mechanischer Rechenkünste verdichtete Gedanke der Zeitmessung", also geradezu als ein objectiv gewordener Gedanke bezeichnet. Ja kann denn ein Gedanke überhaupt in einem Instrument rein äußerlich objectivirt werden? Die Mechanik des Instruments kann nimmermehr Gedanke (Gedachtes) sein, wozu ein Denkendes gehört. Die verdichtete Vorstellung von mathematischen und mechanischen Beziehungen ist der objective Gedanke der Uhr, nicht aber diese der Gedanke der Zeitmessung. Gerade in dieser Abhandlung macht sich die Unklarheit des Begriffs der Objectivität besonders fühlbar; und das hat darin seinen Grund, daß Lazarus den Begriff der Zeit selbst in seiner ganzen Subjectivität aufdeckt, und zwar auf eine Weise, der zufolge eine große Anzahl von Begriffen, die als objectiv gedacht werden, sehr gut als subjectiv aufgefaßt werden können. Hierdurch kommt etwas Incommensurables in die einzelnen Theile der Abhandlung.

Einen ganz besondern Nachdruck möchte ich noch auf die das Buch abschließenden „Gedanken über Aufklärung" legen, dem schon im Interesse der allgemeinen Bildung selbst die weiteste Verbreitung gewünscht werden und das unsern Dunkelmännern ebenso wie unsern Stürmern und Drängern zum eingehenden Studium empfohlen werden muß. Treffend wird das Wesen der Aufklärung erklärt:

> Das Wesen der Aufklärung ist nicht ein System, sondern eine Methode; nicht der Denkinhalt, sondern eine Denkweise wird durch sie bestimmt. ... Hieraus folgt, daß es der Aufklärung fortwährend bedarf. Denn sie ist nicht eine geistige Thätigkeit, welche in einem Volke oder gar in der Menschheit vollzogen wird und nun abgeschlossen und ein Fertiges ist, sondern jede Generation muß von neuem aufgeklärt werden. ... Nicht aufgeklärt sein, sondern werden ist das Wichtigste; der Proceß ist der wesentlichste Gewinn für die Veredelung des Geistes, ist seine Erhebung auf der Höhe wahrer Menschlichkeit. ... Aufklärung heißt nicht Altes verwerfen oder Neues fordern, sondern nur jedes Alte, das sich in dem Proceß des Denkens, der Erneuerung, der Prüfung als wahr und gültig erweist, als ein Neues in sich selbst wiederherzustellen.

In diesem letzten Satz ist die goldene Mittelstraße gefunden, die allein zum Heil der wahren Volksaufklärung führen würde, wenn der Lauf der Geschichte derjenige einer ruhigen Entwickelung der Dinge wäre und dieselben nicht immer von neuem zur gewaltsamen Trennung (Verwerfen) führte. Und heute vollends, da sich in der Wissenschaft nicht minder als in Politik und Gesellschaft das reactionäre und das revolutionäre Lager schroffer als je gegenüberstehen, heute pflegen solche aus der Erkenntniß der Dinge selbst entsprungenen Worte zu verhallen, ohne ein Echo bei den einzelnen Parteien zu finden. Möge der Verfasser diese Gedanken, die bald fester, bald loser zusammenhängen, zu einem festgefügten und abgerundeten Ganzen gestalten und als solches seinen übrigen psychologischen Abhandlungen einreihen. Diese würde mehr als irgendeine andere die eminent praktische Bedeutung der Psychologie an den Tag legen.

2. Ueber das Gemüth. Vortrag von H. Rauhton. Leipzig, Huth. 1886. 8. 80 Pf.

Was die hohe Klarheit und Sicherheit des Verfassers der „Idealen Fragen" in der Darstellung von psychischen Thatsachen bedeuten will, das wird man erst recht begreifen, wenn man in Erwägung zieht, ein wie geeignetes Feld die Psyche für fromme Schwärmer und stammelnde Mystiker stets gewesen. Man lese nur gleich die wunderbare Definition H. Rauhton's vom Gemüth:

> Die hier genannten drei Klassen (der Neigungen) zeigen, wie das Wollen nach verschiedenen Richtungen hin gezogen wird. Das Resultat wird dasselbe sein wie überall, wo ein Körper von zwei in entgegengesetzten Richtungen wirkenden Kräften bewegt wird. Ueber den Strom, der von Norden nach Süden fließt, steuert ein Nachen genau in der Richtung von Osten nach Westen. Aber es ist ihm nicht möglich, diese Richtung inne zu halten. Von den beiden Kräften, wovon die eine der Strom, ihn nach Süden, die andere, die Kraft der Ruder und des Steuers nach Westen zieht, wird er gezwungen, eine mittlere Linie, die nach Südwesten, einzuschlagen. Eine solche Mittellinie gibt es auch zwischen den nach verschiedenen Richtungen hin treibenden Neigungen, und diese ist — das Gemüth.

Also das Gemüth eine nach Südwesten neigende Richtung! Was kann man nicht, nachdem man einmal solche Definition abgegeben, alles in seinen Stoff hineinmystificiren! Hier ist dem Verfasser offenbar die menschliche Schwachheit begegnet, etwas bereits in den Begriff seines Gegenstandes hineinzulegen, was erst als eine besondere Eigenschaft oder Art desselben betrachtet werden darf. Unter jener Mittellinie versteht er nämlich, um seine Worte aus dem Deutschen ins Deutliche zu übersetzen, die Harmonie der psychischen Kräfte, das, „was einen vermittelnden ausgleichenden Standpunkt einnimmt". Die Folgen dieser schielenden Begriffserklärung bleiben auch nicht aus; wäh-

rend unmittelbar darauf jede Leidenschaft als eine Störung des Gemüths bezeichnet wird, kann doch an anderer Stelle das Gemüth als „Quelle gesunder Begeisterung" gelten. Als ob sich die Begeisterung noch auf jener Mittellinie befände und nicht nach obiger Erklärung gleichfalls das Gemüth von seinem ausgleichenden Standpunkte vertriebe! Das Ganze läuft natürlich, nachdem uns selbst eine Reihe von Versen, welche die Abhandlung von Zeit zu Zeit unterbrechen, in die nöthige Gemüthsverfassung versetzt hat, auf eine Apotheose des Gemüthsmenschen hinaus. Ein gemüthvoller Lehrer, der im Geiste das Geschick seiner Zöglinge erwägt, wird uns erbaulicherweise vorgeführt; die Unverstandenen werden betrauert; bei Humor, Witz und Satire wird ein gemüthlicher Abstecher gemacht, um uns zum Schluß mit dem Geständniß zu verabschieden, daß „das Gemüth ja ein Theil von jenem Göttlichen in uns ist, das wir mit aller Reflexion und aller Forschung nicht zu erfassen, sondern nur zu ahnen und zu empfinden vermögen"; sodaß also nur die Ahnungsvollen und Empfindungsreichen auf einen Nutzen von der Lektüre der Schrift rechnen dürfen, womit denn am Ende, so bescheiden solche Worte auch immer klingen, der Leser für die Dunkelheiten der Schrift verantwortlich gemacht wird. Denn es ist ja sein offenbarer Mangel an Gemüth, der die Schuld daran trägt, wenn er den tiefgefühlten Inhalt nicht versteht. Wissenschaftliche Schriften werden aber leider nicht so sehr für das Gemüth, als für den Verstand geschrieben, und besser, jenes geht leer aus, als daß dieser seine Rechnung nicht findet.

3. Das sittliche Bewußtsein. Eine Entwickelung seiner mannichfachen Gestalten in ihrem innern Zusammenhange mit besonderer Rücksicht auf sociale und kirchliche Fragen der Gegenwart. Von Eduard von Hartmann. Zweite, durchgesehene Auflage. Erste Lieferung. Berlin, C. Duncker. 1886. 8. 1 M.

Die erste Lieferung der wohlfeilen Ausgabe von Eduard von Hartmann's „Das sittliche Bewußtsein" enthält vor allem eine Kritik der bisher landläufigen Moralprincipien, der egoistischen und autoritativen. Die Klugheitsmoral, d. h. diejenige, die das Gute nur der aus ihm fließenden angenehmen Folgen wegen lehrt, führt, so beweist der Philosoph, schließlich zur individuellen Isolirung, weil die Klugheit jedes Glück und Wohlsein verschmähen lehrt; denn Schmerz und Unbehagen folgen ihm auf dem Fuße. Auch der reine Intellectualismus, welchen Spinoza nach dem Schiffbruch aller andern Güter als höchstes anerkennt, dränge am Ende zu jener gesellschaftlichen Absonderung, weil zu einem theoretischen Leben die Geselligkeit außerordentlich wenig nützen könne. So dränge jede Glückseligkeitsmoral, auch die überirdische, die ja nur das auf Erden Unerreichbare in den Himmel verlegt, zum Cynismus, zur Verachtung des Lebens. Das ist der Bankrott, zu dem am Ende jeder Egoismus gelangen muß. Nicht überall, wenn auch im Prineip richtig, wird die Hartmann'sche Kritik des Eudämonismus standhalten können. Es ist nicht wahr, daß der reine Intellectualismus zur Isolirung zwinge, da das Zusammenwirken der Gesellschaft oder wenigstens eines Theils derselben zur Erkenntniß selbst mitwirkt. Welchen Werth die gemeinschaftliche Geistesarbeit für die Wissenschaft und das Erkennen selber hat, kann heute kaum noch verkannt werden.

An einer andern Stelle glaubt Hartmann die Klugheitsmoral dadurch empfindlich zu treffen, daß er behauptet, sie gestehe jedem, der sich vor Strafe sicher weiß, jede Missethat zu, ohne zu bedenken, daß ihr von diesem Standpunkte aus noch mancherlei Verschanzung zu Gebote steht. Sie kann z. B. erwidern: der Despot, den das Strafgesetzbuch nicht erreichen könne, handle gleichwol unklug, wenn er Gewaltthat verübt; denn er wendet die Liebe seiner Untergebenen von sich ab; er erhält sie mistrauisch, er schürt die Revolution und schärft sich so im geheimen selbst den Dolch, der ihn treffen soll. Aus reiner Klugheit und Berechnung haben viele Alleinherrscher ein gerechtes Leben geführt. Die Klugheit wird ihn auch lehren, wie wandelbar das Glück ist. Eines Tags kann ihn sein Geschick ereilen und ihn vom Throne stoßen. Die Freiheit, die er für sich in Anspruch genommen, hat auch sein Nachfolger ein Recht sich anzueignen. Er ist also in demselben Maße der Willkür jenes ausgesetzt, als seine Untergebenen vorher der seinen. Wird er also nicht schon der Klugheit zu Liebe Recht und Freiheit anderer achten, auch wenn ihn kein Gesetz dazu zwingen kann? Kommt doch schließlich alle Klugheitsmoral auf den Spruch hinaus: „Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu." Nach diesem Grundsatz wären dann auch wieder andererseits nach Hartmann die „logisch folgerichtigen Consequenzen des Moralprincips der individuellen Willensverneinung", daß man andern Uebles zufüge, soviel man auch immer kann, weil wir selbst vom Standpunkte der Willensverneinung das Uebel wünschen müssen. Doch ist das Uebel, das wir, die wir auf diesem Standpunkte stehen, erleiden, ein wesentlich anderes als dasjenige, das jene erfahren, die nicht auf ihm stehen. Denn noch fehlt diesen die sittliche Kraft, die reinigende Macht, jenes Uebel als eine Läuterung zu verstehen oder gar zu empfinden. Es verhält sich das Uebel dieser Leute zu demjenigen der auf jener sittlichen Stufe bereits Stehenden nicht anders als der Selbstmord zur Verneinung des Lebens. Nur diese bedeutet eine Ueberwindung des Lebens, während jener einer Flucht aus demselben ähnlich sieht.

Nachdem Hartmann auch noch das Moralprincip der Heteronomie (Fremdgesetzlichkeit) als Pseudomoral aufgedeckt, wendet er sich dem echten sittlichen Bewußtsein selber zu. Die Frage aber, ob es denn eine Ethik überhaupt gebe, die doch nach dem Schiffbruch aller bisherigen Moralprincipien nun so nahe lag, wird wol auch von Hartmann aufgeworfen, aber nur obenhin beantwortet. Denn wenn auf dem „Gefallen oder Misfallen, welches unwillkürlich und unmittelbar durch die Anschauung fremden Thuns in uns geweckt wird", schließlich die sittliche Werthbestimmung beruhen soll, so ist damit das Vorhandensein

eines ethischen Maßes nicht erwiesen, da jene Werthbestimmung völlig subjectiv sein und vielleicht sogar auf das eudämonistische Moralprincip hinauskommen kann. Die ethische Werthbestimmung wäre dann nichts als das Maßverhältniß, welches die Dinge zu dem Individuum besitzen. Denn auch zu fremden Handlungen steht dieses nicht ohne jede Beziehung. Die Brücke, die den positiven Theil der Hartmann'schen Ethik mit der negativen verbinden soll, ist, wie man sieht, eine sehr schwankende.

4. Lebens- und Weltfragen. Philosophische Essays von Bernhard Münz. Wien, Konegen. 1886.

Einen seltsamen Gegensatz zu dem auf pessimistischer Grundlage beruhenden, äußerlich und zum größern Theil auch innerlich festgefügten, systematisch geordneten Werke Hartmann's bilden die von optimistischem Geiste eingegebenen philosophischen Essays von Bernhard Münz. Es verdient Anerkennung, daß der Verfasser bei vollständiger Beachtung und verständnißvollem Eingehen auf die Beweisgründe des gegnerischen Lagers der Philosophen (Pessimisten, Misanthropen, Materialisten) seinen optimistischen Standpunkt zu vertheidigen sucht und hierdurch in der That in einzelnen Punkten eine Versöhnung herbeizuführen weiß. Das zeigt sich namentlich in dem trefflichen Aufsatz „Die Willensfreiheit keine Einschränkung des Causalitätsgesetzes":

Die Freiheit des Willens etablirt (!) nicht eine Willkürherrschaft des Willens. Wie alles in der Natur, so folgt auch er einer bestimmten Ursache, der er sich nicht entziehen kann. Er trifft nicht von ungefähr eine Wahl, seine Wahl ist ihm durch die Nothwendigkeit vorgezeichnet. ... Wer genau abzuwägen weiß, wer eine gründliche Kenntniß dessen besitzt, was uns nach tugendhaftem Lebenswandel winkt, der wird seine Seele unbedingt der Tugend verschreiben, unentwegt ihr seine Dienste weihen.

Sehr wohl! Denn wenn auch Motive unsere Handlungen bestimmen, so können wir doch jene maßregeln; wir können dasjenige entfernen, von dem wir einen schlechten Einfluß auf unser Handeln voraus wissen, und können uns der Wirkung von Dingen aussetzen, von denen wir nach der Kenntniß unserer selbst eine günstige Wirkung auf unser Thun zu erwarten berechtigt sind. Sollte man das nicht Willensfreiheit nennen dürfen? Dagegen entschieden misglückt muß jener Ausgleichungsversuch in dem Aufsatz „Der Misanthrop ein leeres Wahngebilde" betrachtet werden.

Dem Versuch, philosophische Fragen in flüssig geschriebenen, leicht verständlichen und künstlerisch abgerundeten Essays zu behandeln, kann man nur Nachahmung wünschen. Wir Deutschen sind so arm an guten Essayisten, daß wir vollends einen philosophischen mit Freuden begrüßen müssen.

5. Die Philosophie des Thomas Aquino und die Cultur der Neuzeit. Von Rudolf Eucken. Halle, Pfeffer. 1886. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Einen wie tristen Eindruck macht nicht, mit jenen Essays verglichen, die Abhandlung über „Die Philosophie des Thomas Aquino und die Cultur der Neuzeit" von Rudolf Eucken. Der Verfasser legt freilich selbst von vornherein gegen den „Beifall von Parteimännern, welche auf Erregung von Affecten ausgehen", Verwahrung ein. Doch braucht man dies nicht und kann gleichwol bei der Darstellung eines philosophischen Systems einen Ton anschlagen, der Interesse erweckt. An Thomas rühmt sein Interpret sein „würdiges Verfahren in der Polemik", sein ruhiges und sachliches Urtheil und vor allem sein umfassendes und seine Zeit durchdringendes Wissen, kommt aber zu dem Schluß, „daß eine Wiederaufrichtung seines Systems in unserer Zeit absurd" wäre. Denn gerade weil er seine Zeit umfaßte, müßte ein wahrer Thomist in der unserigen auch das Gleiche thun. „Thomisten im Sinne des Thomas gibt es (daher) nicht mehr".

6. Das Menschenideal und seine Erfüllung. Von Otto Spielberg. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Indeß dort ein Professor in ruhiger, fast zu ruhiger Weise mit einem längst todt geglaubten Philosophen Abrechnung hält, sehen wir hier einen communistischen oder socialistischen Schwärmer gegen alle bestehenden Verhältnisse anstürmen in dem Wahn, ihr Verschwinden würde seine Ideale verwirklichen helfen. „Ich klage die Gesellschaft ... ich klage den Culturstaat an", beginnt die utopistische Schrift und hat nichts geringeres im Sinne, als alle höhern Gesellschaftsklassen des modernen Culturstaates (Könige, Diplomaten, Advocaten, Offiziere, Akademiker, Schriftgelehrten, Geistliche, Großindustrielle u. s. w.) von der Erde „wegzublasen". Jedem ist ein Abschnitt gewidmet, der nach einer satirischen Schilderung mit Ausweisung desselben aus der Gesellschaft schließt. „Hinaus mit ihm aus der Gesellschaft!" ist der stereotype Schluß. Die Diplomatie gilt dem Verfasser als die niedrigste aller Künste, „durch die das Mistrauen gegen den Nachbarn eingeflößt" worden, der Advocat wird schlankweg „des Teufels College" genannt; „das garstigste Product der Cultur" aber ist der Großindustrielle, während der Deputirte und Schriftsteller mit dem Rentier in einer Linie als Müßiggänger hingestellt wird. Zurück in die Cultur! Das ist der ewige Refrain. „Macht ihr den Menschen glücklich?" schallt es dem Akademiker entgegen. „Eine gute Dosis Dummheit thut's viel eher als euere akademische Weisheit. Je weniger mein Kopf belastet ist, desto heiterer ist mein Gemüth."

Natürlich erhebt der Verfasser zum Beweise, wie heilig ihm seine Sache ist, seine Rede in salbungsvoll pathetischem Tone, der sich bisweilen bis zu seraphischem Schwunge erhebt, der aber doch, so schön er auch klingt, sehr bald ermüdend wirkt. Rührend aber ist jener unverwüstlicher Optimismus, der den Verfasser beseelt in dem Glauben, daß wenn jene Gesellschaftsklassen, deren Auswüchse etwa richtig charakterisirt sind, vom Erdboden verschwunden sein

würden, sich alsdann ein allgemeiner Frieden über die Erde verbreiten werde; als ob nur diese es wären, die ihn verscheuchten, der Mensch an sich aber von unverbrüchlicher Liebe und Güte zum Nächsten beseelt wäre. In seinen Consequenzen richtet sich das Buch gegen den Staat als solchen selber, und nur in der Familie wird der Zweck und das Heil des Menschen erblickt. „Der Mensch ist für sich und nicht für andere da.“ Alle sollten sie wieder Ackerbauer werden. Kann man mit solchen Träumern überhaupt noch rechten?

In einem Anhange „Zum ewigen Frieden“ gibt uns der Verfasser noch eine Reihe Bilder und Legenden, die sich auf jenen utopischen, aber einmal angenommenen Staat aufbauen, und die vermöge jenes schon erwähnten seraphischen Stils und einer schönheitstrunkenen Phantasie von seltener Wirkung sind. Ja die gesammten communistischen und socialistischen Ideen geben wol den Stoff zu einer schönen Legende her; aber wie sich ein Staat, bestehend aus Menschen, wie sie seit der Vertreibung aus dem Paradiese sich auf der Erde herumtummeln, auf ihnen aufbauen soll, das ist ein Räthsel, gleich denjenigen, dessen Lösung in der Zurücktreibung der Menschheit ins Paradies besteht. Beachtenswerthe Aehnlichkeit haben sie auch darin, daß sie beide gleich reactionären Gelüsten entspringen. Der Weg nach vorwärts ist ein anderer, als der, welcher die Gleichheitsstreber und Culturzerstörer gehen. Wenn die Menschen ein größeres Glück erringen können, so ist dies allein möglich auf Grund der schon erworbenen Güter, nicht aber durch Vernichtung derselben.

Leo Berg.

Ein Wegweiser durch Aegypten.

Cicerone durch das alte und neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes von G. Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1885. Gr. 8. 12 M.

Das Ebers'sche Prachtwerk „Aegypten in Wort und Bild“ hat, wie der Verfasser selber gesteht, beim Publikum weniger Beachtung gefunden, als er wünschen mußte. Daher der Entschluß, ein neues Buch zu schreiben, das der Illustrationen entbehrt und wegen des Kostenpunktes sich zur Anschaffung mehr empfiehlt. „Wem es nicht vergönnt war, das Nilthal selbst zu besuchen, dem soll und wird der «Cicerone» alles vorführen, was wissens- und bemerkenswerth in demselben ist. Er wird ihn vertraut machen mit Land und Leuten, der Geschichte und den Denkmälern Aegyptens von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage“: so lautet das Programm des Verfassers in der Vorrede. Besser vielleicht das Metagramm, denn wir denken, die Vorrede ist erst geschrieben worden, nachdem das Manuscript fertig vorlag und der Verfasser es schwarz auf weiß hatte, was er seinem Publikum versprechen durfte: *seinem* Publikum, sagen wir absichtlich; denn das Ebers'sche Publikum ist theils ein auserwähltes und weniger zahlreiches, das der Aegyptologen, theils ein sehr zahlreiches, aber weniger auserwähltes, der große Chorus der sogenannten „Gebildeten“, welcher auf irgendeine Unterhaltung und entsprechenden Genuß Werth legt. Diesmal soll für beide Arten Rath geschafft sein, und man darf dem gelehrten und eleganten Schriftsteller unbedenklich das Zeugniß ausstellen, daß er diesen Doppelzweck erreicht hat. Denn die Gelehrten werden das neue Werk ihres Collegen als „Nachschlagebuch“ (wie er sich ausdrückt) benutzen, als „Quellenbuch“ natürlich nicht (denn das quellenmäßige Material ist darin blos verwerthet, nicht angegeben), vollends aber die Gebildeten, die Liebhaber von Reiselektüre, die Touristen, die Aegypten, das Wunderland, zu bereisen gedenken oder bereist haben und ihre Erinnerungen wieder auffrischen wollen — wie sollten diese nicht ihre Rechnung finden bei einem Manne, wie Ebers, der schon so oft bewiesen hat, daß er das „genre ennuyeux“ nicht kennt? Den „Bädecker“ wird zwar das Buch nicht ausstechen und soll es auch nicht; denn für die tagtäglichen Bedürfnisse des gewöhnlichen Touristen, der da gern wissen möchte, in welchem Gasthof er am besten und billigsten aufgehoben ist, wie es um die Taxen für die Schiffsleute u. s. w. beschaffen ist, wie er sein bischen Zeit am lohnendsten ausbeuten kann — für diese ist nicht gesorgt; das Buch hat insofern einen idealen Beigeschmack, besser noch: eine ideale Tendenz, daß es das Materielle, die Paragraphen, welche von der leiblichen Existenz handeln, möglichst beiseite läßt, und mehr nur den geistigen Interessen Anregung und Förderung bieten will.

Schon der ganze Plan ist auf eine Weise disponirt, daß die gewöhnliche Touristenpraxis dabei ihre Rechnung nicht finden kann. Diese wird sich um das alte Alexandria (mit Ausnahme etwa der aus dem Alterthum noch herübergeretteten monumentalen Reste) wenig kümmern; die Pracht und der Glanz unter den ersten Ptolemäern, die Schilderung des Adonisfestes (nach Theocrit's unübertroffenem, hier aber in schlechter Uebersetzung wiedergegebenen Cabinetsstück), die Geschichte von der Gründung und Zerstörung der weltberühmten Bibliothek, die Ermordung des Pompejus, das Liebesverhältniß Cäsar's und Kleopatra's, die wissenschaftlichen und commerziellen Leistungen der Weltstadt: alles das und noch anderes dazu wird sie kühl lassen; „Aegyptens Neugestaltung“ mag für jetzt und noch einige Jahre jeden, nicht blos den Historiker von Fach, interessiren; wenn aber einmal die politische Constellation eine andere geworden ist, so wird der betreffende Abschnitt von vielen Besuchern des Nillandes, die das Ebers'sche Buch zur Hand nehmen, ungelesen

bleiben. Ebers hat dem Geschichtlichen einen großen, viele werden sagen einen allzu großen Raum gegönnt (wir erwähnen neben dem schon Genannten, die „Geschichte Thebens und seiner Herrscher", „Ramses der Große und seine Thaten", die „Geschichte der Stadt Kairo", von ihren ersten Anfängen an bis zu ihrem Verfall, allerdings nicht blos die politische unter den Fatimiden, Ejubiden, Mameluken und Türken, sondern auch ihre Kunstgeschichte in die erstere verwoben — aber Ebers kann sagen, er habe sein Buch „für Freunde des Nillandes" geschrieben, und das steht wirklich auf dem Titel zu lesen. Aber nicht nur solchen „Freunden" muß die geschichtliche Beleuchtung des Landes erwünscht sein, sondern jedem, der mit einem etwas höhern Gefühl, als dem der bloßen Neugierde, den erhabenen Denkmälern Aegyptens gegenübersteht. Das wahre Verständniß eines jeden Kunstwerks, überhaupt jeder archäologischen Thatsache kommt erst recht auf mit dem historischen und ohne Kunstgeschichte kein richtiges Kunstverständniß. Der wahre Genuß an Kunstwerken wird nicht etwa — wie man so oft leichthin behaupten hört — verkümmert durch die Erkenntniß der ihr Entstehen begleitenden oder bedingenden Umstände; gerade das Gegentheil ist wahr, und auch diejenigen Denkmäler, welche keinen Kunstgenuß zulassen, sondern nur archäologisches Interesse erwecken, haben diese Wirkung nur dann, wenn wir sie an richtiger Stelle einzusetzen wissen in die Reihe der Entwickelung, welche ein allmähliches Geschehen, d. h. so viel als Geschichte ist. Es genügt (auch dem Bedürfniß eines wirklich Gebildeten) nicht, von den Pyramiden zu wissen, daß sie die und die Dimensionen haben, auch nicht, daß sie Königsgräber sind — er muß auch wissen, was ein ägyptischer König zu bedeuten hatte, wie sich die Aegypter ihr Jenseits dachten, was sie von dem Tode hielten u. s. w. Was uns als räthselhafte „Sphinx" entgegenstarrt, vermag uns wol mit Schauern des Staunens zu durchrieseln, aber nicht zur warmen, verständnißinnigen Bewunderung und Begeisterung hinzureißen.

Diejenige Art der Archäologie, die nur auf das Anschauen oder Ansammeln von „Antiquitäten" (d. h. Curiositäten) ausgeht, unbekümmert um den Lauf der Dinge und den Strom der Zeit, verdient jenen Namen nicht, und ein ernster Schriftsteller wird sich nicht dazu hergeben, einem solchen Trieb Vorschub zu leisten. Aber der gebildete Leser fühlt nicht blos das Bedürfniß, sich Rechenschaft geben zu können, nach welchen Gesetzen und unter welchen Bedingungen und nach welchen Impulsen das Vorhandene geworden ist, sondern er wünscht auch zu wissen, wie die Quellen beschaffen sind, die uns darüber belehren. Darum ist es nicht blos gerechtfertigt, sondern es war nöthig, daß Ebers den Leser auch in diese Seite der Aegyptologie einen Blick thun läßt — wir meinen: in die Hieroglyphen und deren Entzifferung. Wie nun Ebers, der ja keine Kunstgeschichte schreiben wollte, wo eins um das andere sich in das System einreihen muß —, wie und wo er diesen weitschichtigen Stoff der Vergangenheit und Gegenwart, Land und Leute nach allen Richtungen und Eigenschaften in sich begreift, untergebracht hat, das ist wieder eine andere Frage. Er war natürlich weniger gebunden als der Systematiker, der sich strict an die Logik halten und das Eintheilungsprincip streng wahren muß, aber er durfte doch auch nicht alles kunterbunt durcheinanderwürfeln und von der Hütte des Fellah einen Saltomortale auf die Pyramiden machen; er mußte doch einen Gang einschlagen mit einigermaßen menschlichen Schritten, einen Weg, auf dem ihn der Leser begleiten kann. Dieser Weg wurde ihm erleichtert durch die Voraussetzung einer wirklichen durch das Nilland unternommenen Tour; sie ist der Wegleiter, der Faden, an den alles angereiht wird. Dieser Faden duldet seiner Länge nach eine Menge von Anknüpfungspunkten, welche gestatten, nach allen Seiten hin Zweiglinien zu eröffnen und wieder zu ihm zurückzukehren. Geschieht letzteres, so ist das Recht, nach jenem „System" zu verfahren, unbedingt und ohne Einschränkung einzuräumen; Ebers hat von demselben den weitesten Gebrauch gemacht. Spärlich ist eigentlich kein irgendwie interessantes Gebiet ausgestattet; in der Mythologie wäre eine größere Reserve wünschenswerth, denn hier sieht es noch, was wirkliches Wissen betrifft, entsetzlich wüst und leer aus, und es gilt, wenn je und irgendwo, der Spruch: „Nüchtern sein und nicht trauen." T. Mählly.

Des Kronprinzen von Oesterreich Werk über Oesterreich-Ungarn.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Erste bis elfte Lieferung. Wien, Hof- und Staatsdruckerei. 1885—86. Jede Lieferung 2 M.

Die Ethnographie, d. h. die Kenntniß von dem Ursprung, den Sitten und Gewohnheiten und damit im Zusammenhange auch zum Theil von der Geschichte der Völker und Volksstämme ist bekanntlich eine noch verhältnißmäßig junge Wissenschaft. Es erschien nothwendig, über zahlreiche Fragen auf andern Wissensgebieten erst im Reinen zu sein, bevor man zu ethnographischen Untersuchungen schritt, bevor man zu Resultaten gelangte, auf Grund welcher man erst die eigentlich ethnographischen Momente ins Auge fassen konnte. Hängen diese doch mit der historisch-geographischen Kenntniß so innig zusammen, daß man nur nach genauen Forschungen in beiden Richtungen es wagen kann, ein sicheres Urtheil oder auch nur eine klare Darstellung der ethnographischen Elemente zu bieten. Besondere Schwierigkeiten in dieser Beziehung stellen sich dem territorial wie sprachlich so verschiedenartig beschaffenen Boden Oesterreich-Ungarns entgegen. Es erfordert eine Menge

von Kenntnissen, um überall in dem vielsprachigen Reiche eine deutliche Uebersicht der ethnographischen Verhältnisse zu gewinnen. Aber die Kenntniß der zahlreichen Sprachen genügt allein nicht; langjähriges Studium der einzelnen Volksstämme in deren Mitte ist ebenso nothwendig. Mit einem Worte, am besten wird derjenige informirt sein und am richtigsten urtheilen können, welcher der betreffenden Nation oder dem Volksstamm selbst entsprossen ist und Gelegenheit hatte, ein ganzes Leben hindurch seine Beobachtungen anzustellen, wie ja dies beim Specialforscher auf allen Gebieten des menschlichen Wissens der Fall ist.

Von diesem Grundsatze geht auch ein Werk aus, das wol zu den großartigen literarischen Unternehmungen zu zählen ist, welche bisher mit Bezugnahme auf ein ganzes großes Reich zu Tage getreten sind, das Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", welches in literarischer wie in artistischer Beziehung gleiche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und nach seiner Vollendung eine Darstellung der gesammten historisch-ethnographisch-geographischen Entwickelung auf dem österreichisch-ungarischen Gebiete vorführen wird, wie sie bisher nicht annähernd ähnlich in Umfang und Bedeutung geboten werden konnte. Allerdings steht ein Mann an der Spitze dieses Unternehmens, der nicht nur als Kronprinz und Sohn des Kaisers von Oesterreich über Kräfte verfügen kann, wie sie niemals dem Privatmann zu Gebote stehen, sondern der auch andererseits mit hoher geistiger Begabung und mit der wärmsten Liebe zu den Ländern und Völkern, welche das Werk schildert, dieses gewaltige Unternehmen eröffnet hat. „Das Werk des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich" kann trotz der zahlreichen Mitarbeiter in eminenter Weise also genannt werden; denn es ist des Erzherzogs ureigenste Schöpfung, der Initiative desselben entsprossen, nach seinem Plane durchgeführt und jeder Band durch Darstellungen aus seiner Feder in begeisterter Weise eröffnet. Denn Kronprinz Rudolf ist eben auch selbst ein gewandter Schriftsteller zunächst auf dem Gebiete der Ornithologie, auf welchem er in bezüglichen Fachzeitschriften die Resultate gelehrter Untersuchungen niedergelegt hat, dann aber auch in allgemeiner Darstellung, wovon die „Fünfzehn Tage auf der Donau" (1878) und die „Jagdreisen in Ungarn" (1881), endlich insbesondere das große Buch „Eine Orientreise" gediegenes Zeugniß ablegen.

Es ist leicht erklärlich, daß ein Mann, der, wenngleich Thronerbe eines mächtigen Reichs, doch auch literarischem Streben und Schaffen in so hervorragender Weise zugethan ist, nicht blos den Namen ziert, welches seinen eigensten Gedanken entsprungen ist. Kronprinz Rudolf führt factisch die oberste Redaction des Ganzen, er prüft Zeichnungen und Manuscripte, liest Correcturen und versieht dieselben mit seinen Bemerkungen, wie jeder Redacteur, er überwacht die Herstellung des Ganzen bis auf Details und wird nur hierbei durch eine Zahl von Persönlichkeiten unterstützt, welche als Autoritäten auf den einschlägigen Wissensgebieten bekannt sind und zu denen obenan die beiden Directoren Josef Ritter von Weilen, einer der besten Kenner der österreichischen Literatur für die eisleithanische Reichshälfte, und Maurus Jókai, der hervorragende Romancier für die Länder der St.-Stephanskrone gehören. Was den Charakter des ganzen Werks anbelangt, so ist derselbe ethnographisch im weitesten Wortsinne. Deshalb werden darin Land und Leute geschildert, die geschichtliche Entwickelung jedes Volksstammes und seine Sprache, seine Lebensäußerungen in Kunst und Wissenschaft, in Arbeit, Handel und Gewerbe, seine Eigenthümlichkeiten in Sitten und Bräuchen treulichst in populären Worten dargestellt und charakteristische Illustrationen in Holzschnitt reichlich beigefügt. Den einzelnen Ländern sind einzelne Bände gewidmet und es ist im Sinne des eingangs Erwähnten von großer Wichtigkeit, daß die Autoren jeder Abtheilung aus denjenigen, die mit diesen Ländern am meisten vertraut sind, beziehungsweise aus Landeskindern selbst gewählt werden, welche bereits in hervorragender Weise sich literarisch und fachwissenschaftlich erprobt haben. Natürlich muß dabei der allgemein verständliche Charakter gewahrt werden; die Darstellung muß eine anziehende, von allzu gelehrtem Beiwerk entfernte sein.

Neben den beiden genannten Directoren des Werks fungiren für die einzelnen Fächer, welche darin vertreten sind, eigene Fachreferenten, von denen an dieser Stelle nur Namen wie Baron von Andrian-Werburg für Anthropologie und Ethnographie insbesondere, M. A. von Becker für Topographie, Jakob von Falke für Kunstindustrie, Eduard Hanslick für Musik, Franz von Hauer für Naturwissenschaften, F. von Miklosich für slawische Linguistik, Karl von Lützow für bildende Kunst, E. H. von Neumann-Spallart für Volkswirthschaft, Dombaumeister F. Schmidt für Architectur, Graf Gundaker Wurmbrand für prähistorische Anthropologie der diesseitigen Reichshälfte, für die österreichisch-ungarischen Länder aber Cardinal Ludwig Haynald, Franz Pulszky, Joh. Hunfalvy, Julius Pauler, Alexander Szilagyi und Graf Eugen Zichy genannt seien; überdies wurden für die Ethnographie in Hinblick auf die verschiedenen Länder der St.-Stephanskrone eigene mit den Verhältnissen aufs genaueste vertraute Schriftsteller herangezogen. In ähnlicher Weise fungiren zwei Künstlercomités für die beiden Reichshälften. Wir erhalten infolge dessen, da die Auswahl der Mitarbeiter durch die bezüglichen Comités getroffen wird, in dem großen Werke die gemeinsame Arbeit der hervorragendsten schriftstellerischen und künstlerischen Kräfte der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Damit können wir denn auch auf die vorliegenden elf Lieferungen, welche bisher erschienen sind, zu sprechen kommen. Schon nach dem vorher Gesagten ist es begreiflich, daß man hohe Anforderungen an eine so großartige von den besten Kräften auf allen Gebieten getragene Arbeit stellen kann, Anforderungen, welche aber, wie gleich bemerkt werden darf, auch durch das Gebotene in jeder

Weise gerechtfertigt werden, soweit bisher ein Ueberblick über das Werk gestattet ist. Um möglichst vielen Gebieten gleichzeitig gerecht zu werden, wurde bei der Ausgabe der Lieferungen die Anordnung getroffen, daß mehrere Bände zugleich zu erscheinen beginnen, von denen der eine allgemein gehaltene den sogenannten „Uebersichtsband" bildet, welcher die Monarchie im ganzen und großen behandelt, während ein anderer Band: „Wien und Niederösterreich" zum Gegenstande seiner Darstellung macht, ein dritter sich dem Gebiete von Ungarn zuwendet. Es erscheint passend, die vorliegenden Lieferungen dieser Bände eingehender ins Auge zu fassen.

Von dem „Uebersichtsbande" sind vier Hefte erschienen. Eine schwungvolle Einleitung aus des Kronprinzen Rudolf eigener Feder eröffnet denselben und zeichnet in großen, aber charakteristischen Zügen die Eigenthümlichkeiten von Land und Leuten der Einzelgebiete. Die reizenden aufs feinste ausgeführten Randzeichnungen zu dieser Einleitung sind gewissermaßen die Illustration des Textes und entstammen dem Stifte des ausgezeichneten Künstlers Franz Rumpler, welche auch die Zeichnung zu dem effectvollen Widmungsblatte an den Kaiser Franz Joseph I. entworfen hat. Was die weitern Theile des Textes betrifft, so bietet der genaue leider inzwischen dahingeschiedene Kenner der bezüglichen Verhältnisse K. von Sonklar eine übersichtliche Darstellung der „Orographie und Hydrographie" und der Geologe Franz von Honer eine „Geologische Uebersicht". Die Darstellung beider Autoren ist klar und verständlich, wissenschaftlich gehalten und doch allgemein ansprechend. Neben dem Texte beanspruchen die schönen Illustrationen aber auch besondere Aufmerksamkeit: alle sind in vortrefflichem Holzschnitt (unter Leitung des Professor Hecht) ausgeführt, viele derselben besonders effectvoll. Aus ihrer reichen Zahl — es sind etwa 30 — seien hier angeführt: Eduard von Lichtenfels' Ortler, Karstlandschaft, Großglockner, der große Fischsee in der hohen Tatra, Ennsdurchbruch, Weissenfelser See, Krimler Tauern, Hochschwabgruppe und die Höhlen von St.-Canzian am Karst, ferner der Negoi im Fogaraścher Gebirge von Arpád Feszty, der Kékes im Trachytgebirge Mátra von Béla Spányi und der Badacsony am Plattensee von Géza Mészöly. Text und Illustration ergänzen sich gegenseitig in überaus instructiver Weise und die vorzügliche Ausführung der Bilder wird selbst bei jenem, der das ganze Buch nur vom illustrativen Standpunkte aus betrachtet, hohe Anerkennung hervorrufen.

Auch von dem „Wien und Niederösterreich" behandelnden Bande sind vier Lieferungen erschienen. Wieder leitet eine Skizze über die „Landschaftliche Lage Wiens", von dem fürstlichen Begründer des Werks verfaßt, diesen Band ein; sie bezeugt des Verfassers warme Liebe zur engern Heimat und dieselbe poetisch warme und charakteristische Darstellung wie die umfangreichere Einleitung zum „Uebersichtsbande". Daran schließt sich eine Uebersicht „Zur Geschichte Wiens" von Karl Weiß, dem besten lebenden Localhistoriker der Kaiserstadt, sodann „Wiens architektonische Entwickelung" von Alois Hauser, Karl Lind, Georg Niemann und Karl von Lützow verfaßt: alle vier Namen von hervorragender Bedeutung; ferner „Wiener Volksleben" von Friedrich Schlögl, dem Meister in der Zeichnung volksthümlicher Scenen und in der Kenntniß des Dialekts, endlich der Beginn eines Aufsatzes über „Die Musik in Wien" von Eduard Hanslick, bekanntlich einem Musikgelehrten ersten Ranges. In allen diesen Darstellungen sind die wichtigsten Momente hervorgehoben, die Form ist knapp, die Diction eine lebendige, Fußnoten und gelehrte Anmerkungen sind principiell — wie im ganzen Werke — vermieden. Die historische Skizze von Weiß zeichnet sich besonders durch Freimüthigkeit in der Behandlung aus: ein Moment, das betont werden muß, da die Zeit der Reformation und des Jesuitenlebens in Wien hier manchen Stein des Anstoßes in den Weg legte, ja infolge der Freimüthigkeit sogar in einzelnen Kreisen Veranlassung zu Anständen gab. Der abwechselungsvolle Stoff bot natürlich hier Gelegenheit zu reichlichem Bilderschmucke; wir finden neben zierlichen Vignetten und Initialen von A. Hlavaček, H. Ströhl, K. von Siegel, J. Wieser u. a. interessante Zeichnungen alter sowie neuer Gebäude und historischer Scenen aus der Geschichte von Wien von J. Schönbrunner, G. Niemann, G. A. Heßl, Victor Luntz, A. Nedelkovits, A. Weber, R. Bernt, zu dem Texte F. Schlögl's hat der geniale Hans Schließmann, welcher sich durch die charakteristischen Zeichnungen im wiener „Figaro" einen hervorragenden Ruf geschaffen, die vortrefflichen Skizzen: Der Stammgast, Einlaß ins Burgtheater, Beim Henrigen, Im Volksprater u. a. m. geliefert, während das Bild A. Greil's: Das Parterre von Schönbrunn mit seinem reichen Figurenschmucke und dem lebendigen Arrangement ein Kunstwerk im kleinen genannt werden muß. Noch sei der Facsimilereproduction der österreichischen Volkshymne nach Joseph Haydn's Autograph und des Bildnisses W. A. Mozart's von G. Frank gedacht.

Drei Lieferungen sind bisher von dem ersten der Bände, welche „Ungarn" behandeln, erschienen. Die Einleitung rührt auch hier vom Kronprinzen Rudolf her und ist in demselben Charakter gehalten wie die bereits erwähnten Einleitungskapitel in den besprochenen Bänden; in kräftigen knappen Strichen erscheint darin entworfen, was Land und Volk der Länder der St.-Stephanskrone Eigenthümliches darbieten. Johann Hunfalvy liefert eine geographische Uebersicht; daran schließt sich eine Darstellung der Geschichte Ungarns, deren einzelne Perioden von Franz Pulszky und Karl Szabó behandelt werden. Von diesem historischen Texte, der sich durch Genauigkeit und Uebersichtlichkeit auszeichnet, liegt bisjetzt die Darstellung der Vorzeit, der Zeit der Völkerwanderung, sowie der Zeitalter der Herzoge, der Arpádenkönige und der Könige aus verschiedenen Dynastien vor. Unter den Illustrationen, welche übrigens in diesen Heften etwas spärlicher vertreten sind, ragen die kühn und genial gezeichneten Vignetten Julius Benczur's hervor: die schöne Kopfleiste zur Ein-

leitung des Kronprinzen und die Vignetten zur Eröffnung der einzelnen historischen Kapitel, die Darstellung der Ruine der zsámbeker Kirche u. s. w. Hübsche Landschaftsbilder haben Anton Ligeti und Géza Wészöly entworfen. Theodor Dörre bietet Zeichnungen archäologisch-historischen Charakters, Gegenstände aus der Broncezeit, Gefäße aus dem Goldfunde von Nagy-Szent-Miklós (angeblich Schatz des Attila) u. dgl. Ueberhaupt sind die Darstellungen eigentlich historischer Gegenstände und Denkmäler und eine Reihe interessanter Facsimilia historisch merkwürdiger Urkunden vorwiegend. Es bleibt noch zu erwähnen übrig, daß die Holzschnitte der Hefte, welche Ungarn behandeln, in nicht minder trefflicher Weise unter der Leitung Professor G. Morelli's zu Budapest ausgeführt wurden.

So weit ist dieses schöne wahrhaft monumentale Werk gediehen, dessen Abschluß allerdings nicht in der nächsten Zeit erwartet werden kann, das aber die Kenntniß aller Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie in gediegener und ansprechender Weise außerhalb der Reichsgrenzen verbreiten wird, und selbst den Landesbewohnern Darstellungen seines eigenen Landes liefert, wie sie bisher niemals geboten wurden und ähnlich nicht geboten werden konnten. Obgleich an dieser Stelle nur des deutschen Textes gedacht werden kann, verdient es doch erwähnt zu werden, daß auch eine Uebersetzung in ungarischer Sprache gleichzeitig zu Budapest ausgegeben wird.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein wirklich curioses, also seinem Titel entsprechendes Buch ist „Curieuse!", welches den zweiten Band der unter dem allgemeinen Titel „La décadence latine Ethopée" erscheinenden Werke von Joséphin Péladan bildet. Der erste Band dieser Sittengemälde des pariser Lebens führte den Titel „Le vice suprême" und noch zwei weitere Bände befinden sich unter der Presse. Doch wir haben es nur mit dem vorliegenden zweiten zu thun, der allerdings curios und zwar aus mehr als einem Grunde ist. Abgesehen von dem mehr als pikanten Titelkupfer soll er, wie der frühere Band der Sammlung es wurde und die folgenden werden sollen, in nur 50 Exemplaren (?) abgezogen worden sein. Er ist dem „Bruder und Lehrer" des Verfassers, Doctor Adrien Péladan Sohn, den der Pharmaceut Wilmar Schwabe in Leipzig im vorigen Jahre vergiftet haben soll, gewidmet und ist diese Widmung vom Gefängniß Bellechâsse in Paris aus datirt. Und nicht minder curios als diese Umstände ist der Inhalt. Ehe wir diesen berühren — ein näheres Eingehen auf denselben gestattet der Raum nicht und beabsichtigen wir auch nicht — müssen wir ein Wort über unsern hier an den Pranger gestellten Mitbürger sagen. Ein Urtheil können und dürfen wir nicht fällen, da die Angelegenheit noch vor dem Gericht schwebt; wol aber dürfen wir die Thatsache erwähnen, daß der Verfasser dieselbe Beschuldigung im pariser „Figaro" veröffentlicht und der Angeklagte in demselben Blatte die Beschuldigung zurückgewiesen hat. Nach dem Verfasser soll Dr. Schwabe seinem verstorbenen Bruder, der selbst Mediciner war, eine erste Verdünnung Strychnin statt einer dritten, wie er sie verlangt hätte, geschickt haben, welche genügt hätte, um 1250 Personen zu tödten. Schwabe hat darauf geantwortet, daß der Verstorbene seit langer Zeit die Medicamente von ihm bezogen, daß er im August v. J. wirklich eine erste Verdünnung Strychnin bestellt habe, und daß, trotzdem er selbst eine homöopathische Apotheke besaß und seit 15 Jahren seinen Patienten die Arzneien selber verabreicht hätte, Schwabe dennoch alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln gebraucht und außer der Etiquette „Strychnin D. 1", das Fläschchen mit den Worten „Gift!!! — Poison!" versehen, mit schwarzem Papier umhüllt und mit schwarzem Siegellack versiegelt habe. Es scheint nun, daß Dr. Péladan, aus Versehen, dieses Gift einer seiner Patientin verabreicht, und als er die Folgen dieses Versehens wahrgenommen und das Schlimmste zu befürchten hatte, was gleichwol nicht eintraf, sich selber mit der Arznei vergiftet habe.

Was nun den Inhalt anlangt, so ist er eben auch ganz curios. Ein moralisirender Held, der das Heil der Menschheit in der Androgynie erblickt — alle großen Männer waren nach ihm androgynisch —, führt eine Prinzessin oder Fürstin (Princesse Paule) durch alle pariser sittliche Kloaken, wirkliche oder von ihm dazu gestempelte, um auch sie zu entweiblichen und zum Zwitter zu machen. Der Hauptzweck ist, wie der Titel besagt, ein Gemälde der verderbten Sitten der Hauptstadt Frankreichs zu entrollen, wie sie pessimistischer nicht geschildert werden können. Dabei werden die unsittlichen Häuser und Anstalten verschiedener Art, welche die Unsittlichkeit befördern, wie nicht minder die unschuldigen Modemagazine, die der Verfasser in Mitleidenschaft zieht oder vielmehr zu Mitschuldigen macht, in recht drastischer Weise dem Leser, der sich nicht schon nach der Einleitung mit Widerwillen vom Buche abwendet, vorgeführt. Der Referent oder Recensent muß ja schon, um gerecht zu sein, nolens volens, durch den ganzen Schmuz hindurch waten: nur die gute Absicht des Verfassers, die allerdings nicht zu verkennen ist und nicht verstimmt, nämlich seinen Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten und sie nach seiner Art zu bessern, söhnt den Leser einigermaßen mit dem Werke aus. Nur glauben wir, solche Schilderungen, die man von andern Hauptstädten ganz ebenso zutreffend entwerfen könnte, thun selbst den Parisern Unrecht; denn auch dort, hoffen und wissen wir, ist der eigentliche Kern der Bevölkerung — das Bürgerthum, besser und sittenreiner, als solch ein Buch uns glauben machen möchte.

— Ein bekanntes deutsches Werk von Bedeutung, welches man sich in England durch Uebertragung angeeignet hat, ist „The History of the English Constitution" von Rudolf Gneist, übersetzt von Philipp A. Ashworth. Die „Saturday Review", Nr. 1583, bemerkt darüber: „Dieses Buch ist ein Denkmal deutscher Geduld und deutschen Fleißes und verlangt, wie andere große Werke, vom Leser einen Theil der Eigenschaften, die zu dessen Hervorbringung nöthig waren. Nach dem oft citirten Ausspruche der Madame de Staël hat die Vorsehung bei der Vertheilung der Weltherrschaft unter die verschiedenen Nationen den Deutschen das Luftreich vorbehalten. Wir wären geneigt zu sagen, daß, was die Literatur betrifft, sie ihnen die Regionen unter der Erde angewiesen habe. Deutsche Schriftsteller haben eine maulwurfähnliche Fähigkeit unterhalb der obern Schichten, unter den Wurzeln und Grundlagen der Dinge, herumzutappen. «Brav, alter Maulwurf! Wühlst so hurtig fort? O trefflicher Minirer!» ist eine Beglückwünschung, die wir an manchen deutschen Gelehrten richten können. Mit dem Fleiße des Maulwurfs verbindet

er zuweilen etwas von dessen bekannter Blindheit und seine Rede ist manchmal die gedämpfte Stimme eines Menschen im Keller. Wie der Lauf des Maulwurfs scheint auch der des deutschen Gelehrten oft von den Staubwolken gekennzeichnet zu sein, die er aufwirbelt. Doch dies ist eine kleinliche Anschauung. Wenn wir in seine Höhlen eindringen, so finden wir, daß er sehr nützliche Functionen in der Oekonomie der Dinge verrichtet, den Boden fruchtbar gemacht und die schädlichen Elemente zerstört hat. Der Erdwurm, wie Darwin nachgewiesen, ist vielleicht das unentbehrlichste Geschöpf und ohne denselben wäre diese Welt kaum bewohnbar. Es ist daher kein Mangel an Achtung, wenn wir es gewagt haben, eine Analogie zwischen unterirdischen Thieren und deutscher Gelehrsamkeit anzudeuten. Wenn wir noch einen andern Vergleich vorschlagen dürfen, so würden wir sagen, deutsche Gelehrte seien die Gnomen der Literatur und Wissenschaft. Sie beaufsichtigen die in den Eingeweiden der Erde verborgenen Schätze, und kein deutscher Schriftsteller, mit dem wir in jüngster Zeit Bekanntschaft gemacht, verdient dieses Lob vollständiger als Gneist. «Er schämt sich nicht zu graben.» Er ist eine Art Schliemann der englischen Verfassung und dringt in ihre Grundlagen ein. Es gibt wenig englische Gelehrte, die nicht viel von ihm lernen können." Nachdem jedoch die französischen Bearbeiter desselben Gegenstandes zu seinem Nachtheil mit ihm verglichen worden, heißt es weiter: „Der Eindruck, den Gneist bei dem Leser hervorbringt, ist der eines Mannes, der unter seinem Material vergraben ist. Er scheint vom Anfang bis zum Ende dieser beiden Bände Anstrengungen zu machen, sein Haupt aus der Masse von Thatsachen, Urkunden und Autoritäten, die er gesammelt, wenigstens theilweise emporzuheben und es gelingt ihm dies nur dann und wann. Er vermag es nicht, sich aus ihnen herauszuziehen und sie von außen, als deren Herr, zu überschauen. Er liegt im beständigen Kampfe mit denselben und wird oft von ihnen überwältigt. Das Werk ist allerdings reich an werthvollem Material; es ist aber nicht hinlänglich von einem fortlaufenden Gedankenzuge beseelt, um ihm den höchsten historischen oder politischen Werth zu verleihen. Wir verlangen weniger Stoff mit mehr Kunst. Diese Geschichte ist unorganisch und erinnert zuweilen an Carlyle's zornige Ergüsse über den preußischen Dryasdust (trocken wie Staub) und dessen chaotische Weise. Es fehlt Gneist zwar nicht an politischem Scharfsinn, und viele seiner Betrachtungen sind der Beachtung werth; der Mangel an Methode aber tritt durch den falschen Schein einer solchen nur um so deutlicher hervor. Die Eintheilung in Zeiträume und Kapitel ist erkünstelt, und dieser Mechanismus der Construction macht das Werk einigermaßen einem un- oder schlechtvollendeten Hause ähnlich, von dem das Gerüst nicht hinweggenommen worden ist." Es werden dann einige wenige Ungenauigkeiten hervorgehoben, und zum Schluß sagt der Recensent: „Gneist's Werk sollte sich im Bücherschrank eines jeden finden, der unsere Verfassungsgeschichte erforschen will und kann gelegentlich mit gutem Erfolge benutzt werden. Es hintereinander fort zu lesen jedoch, würde eine mehr als menschliche — eine deutsche Anstrengung erheischen. Der Mann, welcher die Galere einem Guicciardini vorzog, würde wahrscheinlich, hätte man ihm die Wahl offen gelassen, Guicciardini Gneist vorgezogen haben."

Bibliographie.

Adelmann, A. Graf v., Frei von Rom. Manifest eines deutschen Katholiken. Berlin, Behr. 8. 50 Pf.

Auge, L., Was für schlechte Menschen! Politische Satyre. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Dorn, Magdalene, „Stanzl". Dorfgeschichte aus dem Glanthale Kärntens. Klagenfurt, Heyn. 12. 2 M. 40 Pf.

Dühring, E., und U. Dühring, Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. 2te Folge, enthaltend fünf neue Gesetze, nebst Beleuchtung der nach der 1sten Folge erschienenen Contrefaçons und Nachentdeckungen. Leipzig, Fues. Gr. 8. 4 M.

Fridericus redivivus. Oden und Episteln Friedrichs des Großen. Deutsch von T. Vulpinus. Mit Beifügung des französischen Textes und historischen Erläuterungen. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 7 M.

Friedmann, A., Erlaubt und unerlaubt. Novellen und Skizzenblätter. Minden, Bruns. 8. 4 M. 50 Pf.

— — Aus Höhen und Tiefen (Ernstes und Profanes). Mit dem Bilde des Verfassers. Minden, Bruns. 8. 3 M. 75 Pf.

Geschichte der Festung Weichselmünde bis zur preußischen Besitznahme 1793. Aus dem Kriegs-Archive des Großen Generalstabes. Herausgegeben von F. Hoenig. Mit 2 Skizzen. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 2 M.

Hallervorden, Julie, Genrebilder. Berlin, Haude u. Spener. 12. 2 M.

Johnston, H. H., Der Kilima-ndjaro. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse sowie der Sprachen des Kilima-udjaro-Gebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Porträt, über 80 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Katscher, L., Nebelland und Themsestrand. Studien und Schilderungen aus der Heimat John Bull's. Stuttgart, Göschen. 8. 6 M.

Kirchbach, W., Waiblinger. Ein Trauerspiel unserer Zeit. München, Heinrichs. 8. 2 M.

Lutze, E. A., Veilchen. Eine Anthologie. 1ste Lfg. Hamburg, Schardius. 8. 60 Pf.

Lynker's, W., Werke. I. Bd.: Vermischte Schriften. II. Bd.: Das Theater in Kassel. Nach dem unvollendeten Manuscript bearbeitet und fortgeführt von T. Köhler. 2te verm., verb., bis auf die allerneueste Zeit fortgesetzte Ausgabe von demselben Verfasser. Kassel, Klaunig. 8. 3 M.

Meixner, J., Sein Wilhelm oder ausgeglichen. Lustspiel. Königsberg, Hübner u. Matz. Gr. 8. 60 Pf.

Mertens, L. v., Falad. Kleine Bilder aus der Zeit der Völkerwanderung. Wien, Konegen. 8. 3 M.

Meyer, Auguste, Dichten und Denken. Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Niggli, F., Arnold Winkelried. Dramatisches Gedicht. Ein Beitrag zur 500jährigen Feier der Sempacher Schlacht. Aarau, Sauerländer. 8. 1 M. 40 Pf.

Die verabschiedeten Offiziere der Preußisch-Deutschen Armee. Eine socialpolitische Studie von einem Standesgenossen. Berlin, v. Decker. 8. 30 Pf.

Pailleron, E., Sprühregen (Petite pluie). Lustspiel. Deutsch von P. d'Abrest. Dresden, Minden. 8. 1 M.

Pastor, L., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' X. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 10 M.

Pindter, R., Die Ueberbürdungsfrage an den österreichischen Schulen. Ein offenes Wort zur Verständigung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Quincey, T. de, Bekenntnisse eines Opiumessers. Deutsch von L. Ottmann. Stuttgart, Lutz. 8. 2 M. 40 Pf.

Raabe, W., Unruhige Gäste. Ein Roman aus dem Sacculum. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Radde, G., Reisen an der persisch-russischen Grenze. Talysch und seine Bewohner. Mit 12 Abbildungen, 4 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

— — Die Fauna und Flora des südwestlichen Caspi-Gebietes. Wissenschaftliche Beiträge zu den Reisen an der persisch-russischen Grenze. Unter Mitwirkung von O. Böttger, E. Reitter, Eppelsheim, A. Chevrolat, L. Ganglbauer, G. Kraatz, H. Leder, H. Christoph und G. von Horvath. Mit 3 Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Eine Reise in die Himmel; oder 5 Bilder aus der Höhe, gemalt von Oeulens. Cleveland, O. 1884. 8. 2 M.

Rethwisch, E., Die Inschrift von Killeen Cormac und der Ursprung der Sprache. Norden, Fischer Nachf. 8. 1 M. 20 Pf.

Ruhemann, J., Die Hysterie. Ihr Wesen und ihre Behandlung. Populäre Darstellung. Berlin, Steinitz u. Fischer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sacher-Masoch, L. v., Die Seelenfängerin. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Salis-Marschlins, Meta v., Die Zukunft der Frau. Zürich. 8. 2 M. 50 Pf.

Schaffer, H., Für Treu' und Glauben! Gedichte, nach besonderer Auswahl herausgegeben. Ratibor, Lindner. 8. 3 M. 25 Pf.

Schmidt-Cabanis, R., Brumm-Stimmen der Zeit. Lustiges und Unlustiges aus Papa Kronos' Liederfiebel. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M. 50 Pf.

Scholler, K. P., Dramen. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 8. 2 M. 40 Pf.

Schrader, H., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Einblick in den unerschöpflichen Bilderreichthum unserer Sprache und ein Versuch wissenschaftlicher Deutung. 1ste Lfg. Berlin, Dolsuß. Gr. 8. 3 M.

Seeberg, R., Vom Lebensideal. Vortrag. Dorpat, Karow. Gr. 8. 80 Pf.

Seelig, E., Molekularkräfte. Physikalisch-chemische Studie der verschiedenen Körperzustände. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 2 M.

Semmig, H., Rhein, Rön und Loire. Cultur- und Landschaftsbilder diesseits und jenseits der Vogesen. Leipzig, Peterson. 8. 5 M.

Stein, L. von, Lehrbuch der Finanzwissenschaft. 2ter Theil: Die Finanzverwaltung Europas. Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder. 2te Abtheil.: Die einzelnen Steuern und ihre Systeme. 5te, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Stommel, K., Aus dem Geistesleben der Gegenwart. Bunte Blätter. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Zorn, P., Das alte und das neue Reich. Festrede. Berlin, Guttentag. Lex.-8. 1 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 123 bis 129.

Militärisches aus Frankreich. — Die Branntweinsteuervorlage. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Ungarn und Croatien. (I/II.) — Kirchenpolitische Debatte des preußischen Abgeordnetenhauses. — Die Berufung in Strafsachen. — Die Ritter der Arbeit.

Offene Antwort auf einen offenen Brief von Johannes Scherr. — Die Unechtheit der Königinhofer und Grüneberger Handschrift. (II.) — Die Regelung der Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete. Von Karl von Stengel. (II/III.) — Mathias Gerungs Apokalypse. Von W. Lübke. — Schluß des Briefwechsels zwischen Gregorovius und dem Präsidenten der Akademie S. Luca in Rom. Von F. Gregorovius. — Zu Börne's hundertstem Geburtstag. Von M. Carriere. — Zur Geschichte Tirols. Von F. von Krones. — Joseph Victor von Scheffel. (Nekrolog.) Von K. Bartsch. — Die Civilproceßordnung und die Praxis. — Eine wissenschaftliche Correspondenz des 16. Jahrhunderts. — Zur deutschen Städtegeschichte. Von D. Schäfer. — Metastasiana. — Der arme Heinrich, ein deutsches Volksbühnenspiel nach Hartmann von der Aue.

Oesterreichischer Zolltarif. — Die Convertirung preußischer Eisenbahnprioritäten und die Tendenz des deutschen Bahnactienmarktes.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Neunzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Hugo Schenk, Karl Schlossarek, Karl Schenk. (Räuber und Mädchenmörder. Wien 1884.) — Georg von Majlath, der Judex Curiae von Ungarn, und seine Mörder. (Budapest 1883—84.) — Das Attentat auf den König Humbert I. von Italien durch Giovanni Passanante. (Neapel 1878—79.) — Der florentiner Bombenproceß. (1878—79.) — Karl F. Kring, der Mörder seiner Geliebten. (Saint-Louis 1875—83.) — Der Hoffourier Joseph Schmid, genannt Ferrari. (Diebstahl. München 1883—84.) — Der Proceß von Tisza-Eszlar. (Ungarn 1883.) — Nachträge zu dem Processe von Tisza-Eszlar.

Wie die vorstehende Inhaltsangabe zeigt, führt dieser neue Band des beliebten Sammelwerks eine Reihe von Criminalfällen vor, die alle den letzten Jahren angehören und fast sämmtlich das außerordentlichste Aufsehen erregt haben. Die sachkundige und streng objective Behandlung, welcher „Der Neue Pitaval“ die dauernde Gunst des juristischen wie des Laienpublikums verdankt, wird auch diesmal nirgends vermißt werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Studien und Forschungen

veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden.

Herausgegeben von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Allen Besitzern von Nordenskiöld's berühmtem Reisewerk „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“ wird hier eine willkommene Ergänzung desselben dargeboten: Beiträge zur Kenntniß der Natur, der Geschichte und des Volkslebens der Polarländer, in leicht verständlicher Form von hervorragenden Gelehrten verfaßt. Doch bilden diese „Studien und Forschungen“ auch ein völlig selbständiges Werk, das Geographen, Ethnologen, Naturforschern, Culturhistorikern wie jedem gebildeten Leser höchst werthvolles, bisher unbekanntes Material zuführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Shakespeare-Mythus.

William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen.

Von

Appleton Morgan.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von

Karl Müller-Mylius.

8. Geh. 6 M.

Die Frage, ob William Shakespeare die unter seinem Namen bekannten Dichtungen und Dramen verfaßt habe, welche in England und Amerika bereits eine ganze Literatur hervorrief, verdient auch in Deutschland gründlich erörtert zu werden, und dazu bietet das vorliegende Werk außerordentlich reiches Material. Eben wegen dieser Fülle mitgetheilter Thatsachen, Aufzeichnungen, Hinweise und Citate ist dasselbe jedenfalls als ein höchst willkommener Beitrag zur Shakespeare-Kunde und Shakespeare-Literatur zu begrüßen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue theoretisch-praktische Grammatik

der italienischen Sprache

für den Schul- und Selbstunterricht.

Von

Cav. **Nicolò Claus.**

Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M.

Vor andern Lehrbüchern der italienischen Sprache zeichnet sich das vorliegende dadurch aus, daß es dem Schüler Anleitung gibt, möglichst rasch und gleichzeitig italienisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Die seitherigen Erfolge bestätigen die Richtigkeit der vom Verfasser angewandten neuen Methode.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 27. Mai 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber die geschichtliche Darstellung der neuern Literatur. Von Otto Weddigen. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Memoiren eines Hoftheaterintendanten. Von Rudolf von Gottschall. — Kunstgeschichtliche Literatur. Von Gustav Portig. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber die geschichtliche Darstellung der neuern Literatur.

Die unter so schönen Hoffnungen vor wenigen Jahren von O. Sievers in Braunschweig ins Leben gerufene Zeitschrift für „neuere Literatur", welche von dem lobenswerthen Bestreben beseelt war, der babylonischen Verwirrung und der bewußten Verirrung unserer Tageskritik durch sachliche und gewissenhafte Orientirung über die neuern und neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur steuern zu helfen, ist leider unter der Ungunst der Zeitumstände wieder eingegangen. Aber die Idee, das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Behandlung unserer neuern Literatur ist nicht getrübt, nicht erloschen, Zeugniß hiervon legt ab die kürzlich vollendete „Geschichte der neuern Literatur" von Adolf Stern (Leipzig, Bibliographisches Institut). Wir haben es hier mit einem ganz eigenartigen, mit einem sehr verdienstvollen Werke zu thun. Nicht daß Stern's „Geschichte der neuern Literatur" die einzige, die erste Darstellung der Literatur der Neuzeit wäre. Besitzen wir doch längst die treffliche, auf eingehenden Selbststudien beruhende „Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" von Rudolf von Gottschall und Ludwig Salomon's wenig umfangreiche, aber von warmem vaterländischen Hauch belebte „Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts", und haben doch neuerdings andere Literarhistoriker die Darstellung der gesammten deutschen Nationalliteratur mit mehr oder weniger Erfolg bis auf die Gegenwart fortgeführt. Das Eigenartige, das besonders Verdienstvolle des Stern'schen Werks besteht darin, daß der Verfasser uns eine Darstellung der neuern Literatur sämmtlicher europäischen Culturvölker gibt und interessante und lehrreiche Parallelen zwischen der deutschen und den übrigen Literaturen ermöglicht, ohne freilich selbst — wie Georg Brandes in seinen „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts" — die innern Beziehungen zwischen den Nationalliteraturen klar zu legen.

Das Gepräge des Stern'schen Werks ist ein in jeder Hinsicht vornehmes; der Verfasser ist ein kundiger Führer auf dem weit verzweigten Gebiete der gesammten neuern Literatur. Man ist geneigt, hier und da mit ihm zu rechten, aber in den meisten Kapiteln gewinnt er unsere volle Sympathie. Dazu ist die Sprache von classischer Reinheit, wie die ganze Darstellung Wärme und ein idealer Hauch beleben. Wir müssen es uns leider versagen, an diesem Ort auf die Abschnitte näher einzugehen, welche die neuere englische, französische, italienische u. s. w. Literatur behandeln; aber den Kapiteln über die neuere, vornehmlich die neueste deutsche Literatur wollen wir einige besonders interessante Züge entnehmen. Adolf Stern steht seit einer Reihe von Jahren der neuern Literatur betrachtend, sondirend gegenüber; sie ist das eigentliche Bereich seiner wissenschaftlichen Erforschung. Dazu ist er selbst productiver Autor, ein geistreicher Poet, dem es fern liegt, in die Schrullen manches „Akademikers" mit einzustimmen und unserer gesammten neuern Literatur den Kainsstempel des Epigonenthums aufzuprägen.

„Es bleibt gewiß, daß unter dem Druck eines durch und durch unkünstlerischen, weil in sich nicht geklärten, in sich nicht freudigen und zuversichtlichen Lebens der künstlerische Sinn auch in der Literatur so wenig völlig erstorben ist wie die Phantasie und die poetische Empfindung. Doch ist sicher, daß neben Werken, welche die Nachwelt lediglich als Zeugnisse des Ringens und der Irrungen unserer Tage anschauen muß, Schöpfungen erstanden sind, die auch eine glücklichere, friedenvollere und in ihrer Bildung minder fest gewordene künftige Zeit nicht missen mögen wird."

Wir treffen in Stern's „Geschichte der neuern Lite-

ratur" kaum einen Namen an, welcher nicht mit Recht Erwähnung verdiente; man dürfte eher über das Fehlen dieses oder jenes Dichters mit ihm rechten. Ueberaus wohlthuend ist es, daß der Verfasser von vornherein von der Darstellung der poetischen Literatur das schier endlose Heer von Vertretern der Tagesliteratur ausschließt. Mag das Volk, das Gros des lesenden Publikums, noch so sehr die Unterhaltungs- und Leihbibliothekenliteratur als die Quintessenz, die Blüte unserer zeitgenössischen Dichtung preisen, und mögen ihre Verfasser begeistert und selbstzufrieden auf ihre reichen „materiellen Erfolge" pochen: der gewissenhafte Literarhistoriker wird diese ephemeren schriftstellerischen Erzeugnisse ignoriren und jenen echten Poeten seine Aufmerksamkeit schenken müssen, welche, zumeist abwärts vom Wege wandelnd, aus innerm Bedürfniß und Drang, unbekümmert um die Laune und Gunst der Masse, schaffen und dichten. „Die Ueberproduction ist für niemand empfindlicher als für poetisch schaffende, von echtem Talent der Darstellung erfüllte Naturen, welche sich der Formen des Romans und der Novelle für ihre Aufgabe bedienen müssen und im Sinne des größern Publikums von den Belletristen für das flachste und frivolste Unterhaltungsbedürfniß kaum unterschieden werden."

In knappen, aber scharfen Zügen charakterisirt Stern die Gruppen von Poeten innerhalb unserer neuesten deutschen Literatur: die poetischen Realisten der deutschen Literatur, die katholische Gruppe in der neuesten deutschen Literatur, protestantisch-orthodoxe Poeten und fromme Lyriker u. s. w.

„Soweit von einem allgemeinen Gepräge, einer allgemeinen Richtung der Dichtung jüngster Tage die Rede sein kann", bemerkt Stern, „würde die neueste Periode in der Literaturentwickelung als die des Realismus bezeichnet werden müssen. Der Drang, das Leben in seiner vollen Unmittelbarkeit und im Reichthum seiner Einzelerscheinungen zu erfassen, ward zum herrschenden Princip in der Dichtung; in diesem Princip lag nicht nur eine heilsame Reaction gegen den hohlen Idealismus der politischen Phrase und des geistreichen Einfalls, welche jahrzehntelang die Literatur beherrscht hatten, lag nicht nur eine Rückkehr zur energischen und festen Gestaltung, sondern auch ein heilsames Gegengewicht gegen das ungeheuere Nivellement der Tagesbewegung und jener Durchschnittsbildung, die alle Unterschiede verwischt. Da zudem die echte poetische Realität ohne ideale Belebung, ohne den Hauch und Zug eines Ideals nicht gedacht werden kann, so knüpfen sich an den ersten frischen Aufschwung realistischer Poesie in allen Literaturen mit Recht große Hoffnungen. Nicht alle diese Hoffnungen konnten in Erfüllung gehen. Der rechte Realismus setzt Freude und Behagen an der Fülle der Erscheinungen und am Leben selbst voraus. Weil diese in den Widersprüchen und unter dem ungeheuern Druck des modernen Daseins nur spärlich gediehen, so schlug der Realismus vielfach zu einem Naturalismus um, welcher kunstfeindlich und alles Schönheitsverlangens bar, außerpoetischen Zwecken dient und sich in der Widerspiegelung jeder zufälligen Höflichkeit und jeder vereinzelten Entartung dieser Tage gefällt. Die Lebensmüdigkeit, die Bitterkeit über enttäuschte Hoffnungen und versagte Genüsse, die trübe Reflexion über das Los der Menschheit und aller Einzelnen in ihr, die sich zu einer Philosophie und Weltanschauung des Pessimismus verdichteten, verbündeten sich nur allzu oft mit der scharf realistischen oder naturalistischen Darstellung." Wer würde nicht jedes Wort hiervon unterschreiben? Der poetische Realismus wird für unsere Literatur von Segen sein; seine Ausartung: der crasse Naturalismus, welcher sich bei einer Gruppe von Schriftstellern in unsern Tagen auch in Deutschland breit macht, ist eine Verirrung, eine Verkennung künstlerischer Bethätigung. Ohne Lebenswahrheit keine Charakteristik, aber ohne poetische Beseelung, ohne Idealität keine Kunst. „Wenn die «ganze Wahrheit» des Lebens immer nur da zu finden ist, wo dasselbe in den Schlamm und Schmuz hinabtaucht, wenn die Modernität in die Bevorzugung der schillernden, flach-frivolen oder brutalen Erscheinungen gesetzt wird, so werden natürlich die erprobten Maßstäbe des literarischen Verdienstes völlig werthlos." Und: „Der Pessimismus kann seiner Natur nach kaum mehr sein als ein Element in der mannichfachen Mischung der deutschen Literatur." Ueber die gelehrte und archäologische Poesie urtheilt Stern mit Recht: „Das Publikum, niemals gewöhnt, Schein und Wesen zu trennen, fängt an, die poetische Idee, die poetische Gestaltung und Stimmung als Neben-, die Treue des culturhistorischen Details als Hauptsache anzusehen. Es kommt zu der falschen Vorstellung, daß die archäologische, überhaupt die mit wissenschaftlichen Zuthaten versetzte Poesie vornehmer, gehaltvoller sei als reine Dichtung, und verlernt im Wohlgefallen an vermeintlich neuen und pikanten Schiderungen, an glänzenden Farben, an fremdartigen Formen die Stärke der Motive und die Lebendigkeit der Gestalten zu schätzen" u. s. w. Durchaus zu billigen sind Stern's Worte über die katholische Gruppe in der neuesten deutschen Literatur, namentlich die Tendenzdichtung der Ultramontanen, welche „einer rücksichtslosen, allen Thatsachen keck ins Gesicht schlagenden Geschichtsfälschung folgt". Nicht minder treffend ist sein Urtheil über die protestantisch-orthodoxen Poeten: „Eine wahrhaft große Natur, eine geniale, schöpferische, weltüberschauende Begabung findet sich nicht unter ihnen, und eine neue Epoche der deutschen Literatur kann schon darum nicht von ihnen ausgehen, weil sie der Kunst nur eine ärmlich dienende Rolle in ihrer Weltanschauung anweisen." Wir könnten die durch ihre ruhige Objectivität sich auszeichnenden Urtheile Stern's leicht um das Zehnfache vermehren; wir möchten aber den Literaturfreund lieber anhalten, ein Werk wie das in Rede stehende selbst zu lesen. Seine Lektüre wird Früchte reifen; wir gewinnen die Ueberzeugung, daß unsere Literatur, welche wie jede der übrigen europäischen Literaturen dieselbe Entwickelung durchläuft, in den Gruppen, welche hier sich auflösen, dort wieder auftauchen, einer schönen und verheißungsvollen Zukunft entgegengehen kann.

Otto Weddigen.

Neue Romane.

1. Die schlimmen Nonnen von Poitiers. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Vierte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. 8. 5 M.
2. Das Fräulein von Villecour. Roman von Adolf Glaser. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1886. 8. 6 M.
3. Brausejahre. Bilder aus Weimars Blütezeit. Roman von A. von der Elbe. Zwei Bände. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1886. 8. 6 M..
4. Berlin im Kaiserreich. I. Die Gläubiger des Glücks. Roman von Hugo Lubliner (Hugo Bürger). Zwei Bände. Dritte Auflage. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 5 M.
5. Ironie des Lebens. Ein Roman von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Zwei Bände. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1886.
6. Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. Zwei Theile. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. 8. 5 M.

Was uns hier vorliegt, sind drei halbhistorische Romane: der eine aus den sturmbewegten Zeiten des Mittelalters, der andere aus denen der Reformation und der dritte aus der in unserer deutschen Literatur so hervorragenden weimarer Periode; dann folgt ein charakteristisches Gesellschaftsgemälde aus dem Leben der Gegenwart; ein zweites, ebenfalls modern, doch ohne die specifischen Grundzüge einer ganz bestimmten Generation; endlich eine Dorfgeschichte ausgeprägtester Art.

Nonnen sind es gar nicht, die uns in dem Roman „Die schlimmen Nonnen von Poitiers" von Felix Dahn (Nr. 1) vorgeführt werden; es sind junge Mädchen, meist aus den höhern Ständen, zwei sogar, die sich als Königinnen fühlen. Man hat sie ins Kloster geschickt, sei es blos, um ihnen eine gewisse Art der Erziehung zu geben, sei es, um sie wirklich zu Nonnen zu machen. Aber die vierzig jungen und lebensfrohen Dinger haben zur Nonnenschaft weder Neigung noch Talent, wohl aber ein recht ausgesprochenes, unter die Haube zu kommen. Deshalb fliegt oder bricht der ganze Schwarm eines schönen Tages aus, und nun frägt es sich: was mit den so unversehens flügge gewordenen anzufangen sei? Diese Aufgabe findet der Herr Abt, in dessen stillem Revier sie den ersten Schutz gesucht, mit Fug gerade so schwer und bedenklich, wie wenn er einen ausgeflogenen Taubenschlag von vierzig Stück wieder in den Käfig bringen sollte. Sie gehen aber überhaupt nicht mehr hinein, sondern finden nach allerlei Unfug, den sie getrieben und wegen dessen man sie schließlich gnädig absolviren muß, ihre wahre Bestimmung im Leben, natürlich zumeist an der Seite glücklicher Ehemänner. Daß aus dieser Situation eine Menge humoristischer oder geradezu komischer Verwickelungen entspringen, ist zu natürlich und einfach, als daß wir darüber viele Worte machen sollten; die daraus erwachsenden Scenen ziehen uns eben an. Da ist das tolle Leben und Treiben am fränkisch-merowingischen Königshof, das wenig anmuthige unter einer eingetrockneten Aebtissin im Nonnenkloster, das friedlich anheimelnde unter einem gutmüthigen Abt im Mönchskloster, das zum Theil sehr weltliche Gebaren der Bischöfe, das Herrschsüchtige der fürstlichen Räthe; auch das städtische Leben kommt zu seinem Recht. Rührend ist die Episode in einer Senatorenfamilie, die mit dem Tode des jungen Erben eines reichen Hauses endet. Es sind markante Gestalten da, entweder recht komischer Art, wie der riesige Bischof Truchtigisil, der viel besser mit dem Schwert zu hantiren weiß als mit Feder und Brevier; oder finster abschreckende wie der fanatische Pfaffe, der ein junges Mädchen verführt, ins Kloster gebracht und dann das eigene Kind verleugnet hat. Kurz es ist ein buntes Culturgemälde wild wechselnder Zeiten.

Frappanter Grundzug der Arbeit ist die ungemeine Frische und Lebendigkeit des Tons, das kecke und rasche Vorschreiten der nie unterbrochenen Handlung, die malerische Anschaulichkeit der Scenen und Personen. Daraus allein erkläre ich mir auch die Gunst, die das kleine Werk zur vierten Auflage gebracht hat; höhere Ansprüche kann es nicht machen.

„Das Fräulein von Villecour" von Adolf Glaser (Nr. 2) ist eine Familiengeschichte aus der Zeit der französischen Protestantenverfolgungen. Die Periode, in der sie sich abspielt, reicht bis in die Regierungsjahre des großen Cardinals Mazarin hinein, dessen feine Hand schließlich die Wogen glättet.

Das Geschlecht, das da betroffen wird, gehört den ältesten und vornehmsten des Landes an, es ist das der Herzoge von Rohan. Der alte Herzog ist ein häßlicher Charakter, streng katholisch, was nicht verhindert, daß er sich den ärgsten Wüstlingen und leichtfertigsten Lebemännern anschließt; mit dem Alter nach dem bekannten Erfahrungssatz immer bornirter frömmelnd, ein abstoßend jämmerlicher Schwächling in der Hand der Jesuiten. Aber schon in der Zeit seiner Kraft hat er sich keinen Augenblick besonnen, die eigene Tochter und deren Gemahl unglücklich zu machen, weil sie dem protestantischen Glauben anhängen. Der Gemahl schmachtet lange Jahre in einem finstern Kerker, in den ihn die willkürliche Gewalt geworfen; die Gattin, auf deutschen Boden geflüchtet, verkümmert in bitterm Herzeleid und stirbt früh. Das einzige Töchterlein des unglücklichen Paares macht auch schwere und wechselvolle Schicksale durch, in denen ihr Jugendgeliebter, ein zum berühmten Componisten aufwachsender Deutscher, als rettender Mann die Hauptrolle spielt. Nach manchen Prüfungen gelingt es den beiden, dem armen Gefangenen für seine letzten Lebenstage die Freiheit wiederzugeben und sich selbst in glücklichem Ehebunde zusammenzufinden.

Abgesehen von den religiösen Streitigkeiten machen das Hofleben und Diplomatenspiel, das sich an einem kleinen deutschen Fürstenhofe nebenbei auch zu einem recht un-

erquicklichen Familiendrama ausspinnt und hier und dort ins Kriegsleben hinübergreift, einen beträchtlichen Theil des Inhalts aus: so wird der richtige historische Hintergrund hergestellt und das Familienbild zu einem Cultur- und Sittenbild der Zeit erweitert. Eine Hauptrolle fällt hierbei der am französischen Hofe bis zu Leidenschaft ausgebildeten und noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch aushaltenden Sucht zu, Ballet und Theater zu spielen, die ein geradezu erwähnenswerther und nicht ohne Einfluß gebliebener Charakterzug der Zeit geworden sind.

Die Erzählung ist correct, die Zeichnungen ohne allen Zweifel richtig und zutreffend, die Handlung rasch ablaufend; doch könnten wir auch diese Arbeit nicht eben unter die bedeutsamen zählen.

In „Brausejahre" von A. von der Elbe (Nr. 3) finden sich alle jene bekannten classisch gewordenen Gestalten, welche sich um das berühmte Freundespaar reihen, den jungen, geistvollen Fürsten Karl August von Sachsen-Weimar und den aufstrebenden Titanen unserer Poesie, den frankfurter Bürgerssohn Goethe. Da stehen zunächst die beiden Fürstinnen, die geistvolle und lebenssprühende Herzogin-Mutter Amalie und Karl August's stille, in einer Krisis zwiespältigen Seelenlebens begriffene Gattin Luise. Dazu die ganze Höflingsschaar, die sich in zwei feindliche Lager spaltet: das eine mit dem Hauptzweck, um jeden Preis den tonangebenden Dichter zu beseitigen. Nach aller Erfahrung ist dazu gerade die gemeinste Intrigue gut genug, nur daß sie diesmal sehr rasch enthüllt wird und zum directen Gegentheil dessen führt, was sie erringen will. Selbstverständlich spielen die Hofdamen mit, die jüngern zumal; doch sind sie so ziemlich alle von dem imponirenden Titanen und Feuerkopf gefangen. Und wiederum selbstverständlich ist es, daß an innerlicher Bedeutung für diese Lebensphase keine Gestalt an die von Goethe's hochbegabter und der Freundin hinanreicht, Frau von Stein. Unter den Männern haben einen Namen von Bedeutung, wenn wir von Wieland und dem schließlich nur wenig berührten, weil isolirt lebenden Herder absehen, Einsiedel und Knebel in ihrer ausgesprochenen Eigenart. Graf Görz als Anführer der Alten spielt eine widerwärtige Rolle und wird mit Fug von dem energischen Fürsten zur Seite geschoben. Die unwillkürliche Stellung der lustigen Person nimmt der Oberkammerherr von Göchhausen ein, ein Original oder besser eine Art Automat, der in eingefleischtem Egoismus völlig abgeschlossen lebt, weil der etwas verschrobene Kopf sich einbildet, krank zu sein, während er doch so gesund ist wie ein Fisch im Wasser. Das directe Gegenstück zu ihm ist die mit einer tüchtigen Portion neckischen Witzes und queckfilbernen Lebens ausgestattete Nichte Luise, der kleine Kobold, der aber trotz aller Lustigkeit auch Herzweh bekommt. Die eigenthümlichste Rolle ist der bedeutenden Sängerin Korona Schröter zugetheilt: sie soll in einer Art von Ehebund, dem denkbar wunderlichsten, der gar keine Ehe bedeutet, als Opfer oder Sklav in dem für sie und andere furchtbaren Grafen Saint-Germain zugefallen sein, jenem wunderthätigen, mystisch sich gebarenden Charlatan, dessen Aufsehen machendes Auftreten eben auch zur Signatur der Zeit gehört. Uebrigens hat der Geisterbeschwörer und Lebenselixirhändler, nachdem er ein verführerisches Spektakelstück mit dem für alles Neue und Interessante empfänglichen Herzog aufgeführt, an Weimars Hof bald ausgespielt, als er seine Hand in die gemeine Intrigue gegen Goethe steckt. Noch treten zwei benachbarte Familien in den Vordergrund, die des Kammerherrn von Kalb und des Obristen von Laßberg. Die beiden Familienväter beobachten sich immer mit einer Art von hämisch rivalisirender Eifersucht, während dagegen die beiden jungen Töchter Auguste und Christine trotz der allergrößten Geistesverschiedenheit sich befreundet haben. Auguste von Kalb ist ein oberflächlich flatternder Schmetterling, Christine von Laßberg eine tiefe innerliche Natur, weshalb jene leicht im Leben fortkommt, während diese untergeht. Der Autor läßt nämlich das wenig beachtete Mädchen in unglücklicher Liebe zum Dichter des „Werther" entbrennen und sich im Strom das Leben nehmen. Dieser Selbstmord, Ausfluß eines weich krankhaften Gemüths, die geheimnißvoll gebundene Stellung der Sängerin, endlich die geheime Flucht einer reizenden jungen Frau, die einem brutalen Mann anheimgefallen ist, sind die romantischen Thatsachen; die gesammte übrige Darstellung ist durch und durch realistisch, auf dem historischen Boden stehend.

Diese realistisch-geschichtliche Haltung scheint mir allgemein der hervorstechendste Charakterzug am Buche zu sein. Wer jene weimarer Periode kennt, macht sich wol ein ähnliches Bild von ihr, wie das vorliegende, allerdings mehr ins Detail gezeichnete. Insofern ist die Arbeit sehr correct, und auch die Personen sind genau dieselben, wie sie in unserer Vorstellung leben. Ja diese Treue geht so weit, daß sie in der Sprachweise jenes verzwickte Halbfranzösisch vorführt, welches leider auch damals noch in der sogenannten feinen Gesellschaft, also zumal den Hofkreisen, gesprochen wurde. Hören wir den Narren Göchhausen: „Wenn nur nicht — dieser Abschied — deine Bêtisen! Davon darfst du nicht sprechen. Der Herzogin werde ich sagen, ich habe dich aus väterlicher Attention aus dem badenschen Dienstverhältniß enlevirt, so gibt es für uns beide mehr Lüstre." Auch that der Verfasser einen momentan ganz passenden Griff; leben wir ja gerade in der Periode eines überschwenglichen Goethe-Cultus!

Und trotz allem kann ich an dem Buch keine rechte Freude haben; es ist mir zu leicht und wasserklar. Alle die Feste und Aufzüge, Ausfahrten und Maskeraden, Bälle und Diners nebst den Theaterspielen, die diplomatischen Kniffe und Intriguen, die Conversation und das Spielen mit Gartenbaukunst und Verwandtes mehr sind Aeußerlichkeiten, in denen sich das ganze flotte Leben einflicht; und wenn wir viel davon gelesen haben, werden wir etwas ernüchtert. Von dem dahinter liegenden Geiste und Lebensernst klingt viel zu wenig an. Ich habe tiefer greifende Partien nur an einigen Stellen gegen den Schluß des

ersten Bandes gefunden, und zumal in den Beziehungen, welche die unglückliche Frau von Werthern und die herrliche Frau von Stein berühren — natürlich war doch da die Verfasserin von selbst auf mehr innerliche Töne und psychische Kräfte angewiesen und brauchte sie nur einfach aufzugreifen. Dagegen machen auch die geistige Krankheitsgeschichte und das tragische Ende der jungen Laßberg keinen rechten Eindruck.

„Die Gläubiger des Glücks" von Hugo Lubliner (Nr. 4) ist ein socialer Roman im strengen Sinne des Worts, mitten aus den wirren Kämpfen der Gegenwart herausgegriffen; das Centrum desselben ist mit Recht eine unserer Großstädte, wobei übrigens für Berlin ganz gut eine andere Stadt stehen könnte.

Am klarsten werden Geist und Wesen des Buchs, wenn wir die Personen und Stände vorführen, welche die Unterlage der Geschichte bilden; ihr Kreis ist reich und vollständig.

Das Erste, was uns entgegentritt, ist ein versauertes Mädchenpensionat, unterhalten von einer heruntergekommenen Familie, der mit Gott und Welt zerfallenen Frau Köhler und ihrem neben der energischen schönern Hälfte gnädigst im Hintergrunde geduldeten Herrn Gemahl, einem gescheiterten Fabrikanten. Die jungen Gänschen, die Insassinnen, sind mehr oder weniger verzogene Pensionspüppchen, wie wir solche überall treffen, mehr oder minder naiv oder sentimental, gekünstelt oder natürlich.

Mit der Familie der sehr ungleichen und nichts weniger als brüderlich zueinander stehenden Gebrüder Erdmann treten wir in den Kreis der Geldmänner, der großen Industrie und des Bankwesens; wir machen die bekannten Schwankungen durch vom prunkenden Reichthum bis zu dem sorgenschweren und ängstlich geheim gehaltenen Ringen um eine gleißende Scheinexistenz. Die (übrigens untergeschobene) Nichte und Erbin Klara des einen reich gebliebenen Bruders und die einzige Tochter Adele des andern, dessen Haus zum Verfall gekommen, werden eine Hauptrolle in der Geschichte spielen.

Wieder ein anderer Kreis. Die Fiebig'sche Weinstube führt uns in die Künstlerschaar der Hauptstadt ein, und unter den hier aufgeführten zum Theil originellen Gestalten wird der Maler Rainoldi im Verlaufe Klara's Gemahl, neben dieser die zweite Hauptgestalt der Erzählung, und die beiden entwickeln sich am schönsten. Im übrigen wird uns das ganze toll überschäumende und übermüthige, das halb scherz- und halb ernsthafte Künstlertreiben geschildert, an dessen farben- und formenreiche Zeichnung wir sonst eher vom münchener Leben her gewöhnt sind.

Der originelle Held des Romans ist der junge Paul Baumgart, auch er treffend und correct mitten aus unserm Gesellschaftsleben herausgegriffen. Das ist einer von den studirenden jungen Leuten, die von allem etwas gehört und gelesen haben, ohne irgendetwas recht zu wissen, dabei aber die sehr ausgesprochene Tendenz zeigen, möglichst schnell und ohne Anstrengung reich zu werden. Sind diese anspruchsvollen Halbwisser ohne ausreichendes Talent oder Kopf, so gehen sie natürlich in der Flut unter. Diesmal haben wir es mit einem wirklich beanlagten Menschen zu thun, der schon jung durch zwei einfache chemisch-technische Erfindungen sich und seinen Associés eine gesicherte Existenz zu verschaffen auf dem besten Weg ist, als ihn der Hochmuthsteufel wieder heraus und auf die Gasse treibt. Baumgart will in die höhern Stände hinauf, wirbt um die Hand der blendenden Kokette Adele und wird abgewiesen. Da steigt der Haß gegen die Reichen in ihm auf. Erbittert macht er sich zum Agitator und bestechenden Redner der Arbeiterkreise — wir haben gerade mit einem Strike zu thun, geht auch unter die Journalisten und verliert dabei den letzten Rest der durch seine Erfindungen gewonnenen Summe; er steht auf dem Pflaster. Das klärt und kühlt ihn ab; er kehrt zu den früher über die Achsel angesehenen Arbeitsgenossen zurück, die den sehr brauchbaren Kopf gern wieder in ihre Association aufnehmen; da schließt er denn mit dem innerlich gärenden, unsichern und zerfahrenen Leben ab, wird tüchtiger Bürger, sehr gut situirter Fabriktheilhaber und glücklicher Ehemann.

Das gut bürgerliche Element vertreten der Materialwaarenhändler Friemel und der Klempnermeister Mensel, die durch Arbeit und Sorgfalt zu bedeutendem Wohlstand aufsteigen. Die beiden leiten aber unmittelbar über zu den unruhigen Arbeiterschichten. Unter diesen ist der Werkführer ihrer Fabrik eine markante und besonnene Gestalt, der principielle Gegensatz zu dem etwas zweideutigen Agitator Baumgart, dem er mit dem richtigen Instinct seiner Klasse nicht traut. Mit Friemel betreten wir auch jene wohlthätigen Nachtherbergen für arme, verlassene Frauen und Mädchen, und da entfaltet sich vor unsern Augen eine eindringlich zum Herzen sprechende Scene; wir thun einen tiefen Blick ins menschliche Elend.

Was nun den Gang der Handlung und die Innerlichkeit psychischer Entwickelung betrifft, so ist das Allerbedeutendste die Ehegeschichte Klara's und Rainoldi's. Dieser ist arm und hat, förmlich provoeirt, die vorläufig fast häßlich und unliebenswürdig erscheinende junge Dame geheirathet, um sich durch ihr Vermögen eine der Kunst gewidmete sorgenfreie Existenz zu machen; sie hat eingewilligt, weil sie das Bewußtsein hat, daß sie doch eine wahre Gegenliebe finden werde. Da begibt es sich, daß Klara im festen Heim, in geachteter Stellung, mit selbstgewähltem Lebenszweck und in fortwährend günstig angeregtem Verkehr sich innerlich und äußerlich überraschend umwandelt, so zwar, daß selbst ihre Erscheinung eine fast imposante, ihre Physiognomie eine geistig abgeklärte und geradezu liebenswürdige wird. Und diesen Wechsel beachtet niemand schärfer als der Gatte, in dem eine echte verehrende Liebe zu seinem Weibe aufsteigt. Es braucht ziemlich lange Zeit und schwere Erfahrungen — einen Zweikampf, in welchem sich der Gatte für die Ehre seiner

Frau geschlagen —, bis die von Jugend auf Isolirte, Verlassene, etwas mistrauisch und sehr schüchtern Gewordene die kaum mehr gehoffte Wendung erkennt; aber eines schönen Tages liegen sich die Ehegatten, die bis dahin in achtungsvoller Rücksicht und geistig regem Gedankenaustausch nebeneinander wandelten, in den Armen; sie haben sich auch gemüthlich zusammen gefunden und sind selig wie Brautleute. Und zu dieser schönen Entwickelung bildet den Gegensatz die herzlose Kokette Adele und ihr aufgefischter Mann, ein armer adelicher Bummler, die zusammen versimpeln und verkommen.

Diese Erzählung muß ich als die beste unter den diesmal vorliegenden erkennen. Sie steht so sicher auf dem Boden der Wirklichkeit, daß die bestimmenden Personen förmlich typisch sind und den Eindruck machen, als seien wir ihnen zur Genüge im Leben begegnet. Der vernünftig überlegende und der zu unbesonnenen Schritten geneigte Arbeiter, der von Leidenschaft und Egoismus angetriebene Agitator, der solid vorwärts strebende Bürger, der Geldmann und Speculant im Glanz und im immer noch prunkhaft schimmernden Elend, die in bitterer Armuth verlassene Frau, die mit dem eigenen und anderer Herzen spielende Kokette; alle stehen in vollem Leben und natürlicher Bewegung vor uns. Aber es ist nicht die rohe und nackte Realität mit den Ecken und Schlacken, die daran hängen; die Gestalten sind verfeinert, mit einem durchschimmernden poetischen Hauch verklärt, einzelne ergreifend. Die Handlung schreitet einfach, rasch und folgerichtig vor; das einzige gekünstelte Motiv, das sie ins Spiel bringt, ist eine jener verbrauchten Erkennungsscenen, das fast wunderbar vermittelte Wiederfinden von Mutter und Kind.

Doch im ganzen ist der Roman ein sociales Zeitgemälde sprechend wahren Stils, anschaulich, beweglich, voll Natur und Leben.

Der Roman „Ironie des Lebens" von Adolf Ritter von Tschabuschnigg (Nr. 5) ist ein älteres Werk schon aus dem Jahre 1842; diese zweite Auflage also ziemlich verspätet; der Autor ist unterdeß gestorben.

Ein eigenthümliches Buch, dieser erste bedeutsamere Roman eines Mannes, der ohne Zweifel ein geistvoll denkender Kopf war. Er hat es dem prüfenden Leser schwer gemacht, sich ein objectiv abgeschlossenes Urtheil zu bilden; der Schlußeindruck ist ein zwiespältiger und ästhetisch unbefriedigender.

Die Summe der Handlung ist einfach die Ehegeschichte dreier Töchter des freiherrlichen Hauses von Erbach, und diese Heirathen laufen so aus: Albertine ist eine nüchtern praktische Persönlichkeit, die sich in Speicher, Küche und Keller recht nützlich erweist und nach passender Convenienz einen reichen Kammerherrn heirathet, welcher, weniger praktisch, das Geld mit Löffeln hinauswirft, aber nicht minder oberflächlich ist. In den ersten Jahren ihrer Ehe geht es so; dann aber laufen die zwei verschiedenen Naturen in absoluter Gleichgültigkeit nebeneinander her, ohne die leiseste Spur innern Verständnisses; sie wird eine verdrossene Haushälterin, er ein in fadesten Aeußerlichkeiten repräsentirender Weltmann. Stella ist eine idealistisch-überschwengliche Schwärmerin und verliebt sich in einen bürgerlichen Kunstmaler, was zu schweren Kämpfen führt. Das Paar wird getrennt, und nun wirft sie sich in den Strom; der Geliebte, der eben seinen letzten Gang in der Gegend macht, rettet sie mit eigener Lebensgefahr, und nun werden die beiden ein überglückliches Paar. Das geht ein paar Jahre, da kommt ein Prinz, der schon dem majestätisch schönen Mädchen nachgestellt hatte, ins Haus, dessen vertrauter Freund er wird, und das geht, bis er die haltlose Schwärmerin zu seiner Maitresse gemacht hat. Die jüngste Tochter Julie ist ein ätherisch zartes Weib von tief innerlicher Frömmigkeit, die ihre Liebe zu einem hochgebildeten und edeldenkenden Grafen Gott anheimstellt. Auch da erheben sich harte Hindernisse, namentlich ein fatales Testament. Eben ist der Graf daran zu entsagen und in Amerika auf Reisen Vergessenheit seiner Herzenswunde zu suchen, Julie daran ins Kloster zu gehen, als der Widerstand sich bricht und die zwei sich für das Leben zusammenfinden.

Hinein spielt hoch romantisch eine Doppelgeschichte, beide mal von höchst unglücklicher Liebe. Die eine berührt den verstorbenen Vater des Grafen, einen Sonderling; die andere den Hofmeister desselben, der ganz mit Fug Magister Irrwisch getauft ist, einen Mann voll Geist und edeln Gefühls, aber voll paradox verbitterter Lebensanschauungen, die er auch seinem Zöglinge beizubringen sucht. In diesen zwei letzten Geschichten drängt sich das Mysteriöse und hernach wieder einmal das verbrauchte Auskunftsmittel wunderlicher Begegnung und Erkennung allzu stark hervor; das Unwahrscheinliche und der Zufall spielen zu sehr mit.

Was den Aufbau des Romans betrifft, so will der Autor von vornherein eine Art Einheit in die Composition bringen dadurch, daß er uns die ganze Hauptfamilie sammt ihren Freunden in ungezwungener Gesellschaft miteinander verkehrend vorführt; er nimmt nämlich einen freien Landaufenthalt aller auf dem Familiengute der Erbach an, sodaß neben dem geselligen Verkehr auch die Individualität jedes Einzelnen zur vollen Geltung und ungebundenen Entwickelung gebracht werde. Doch tritt schon da ein Mangel recht störend entgegen: wir werden über Stellung und gegenseitige Beziehung der Personen allzu lange nicht klar und müssen dieselbe erst im Verlauf combinirend herausfinden; das ist eine nutzlose und den Eindruck abschwächende Gedankenarbeit, die mit einem geringen Aufwand von festen Strichen in der Zeichnung zu vermeiden war. Ueberdies ist der Verfasser dadurch viel zu sehr zu einer Neigung verführt worden, die ihn überhaupt zu beherrschen scheint; es ist ein unendliches Reflectiren und Debattiren über alle möglichen Dinge der Welt: Kunst und Natur, Religion und Erziehung, alte und neue Zeit, Politik und Familie; kurz von den zwei Bänden ist jedenfalls ein ganzer mit dergleichen Beispielen und Betrach-

tungen ausgefüllt, die neben recht geistreichen Gedanken auch eine Masse von Paradoxen vorbringen. Dadurch wird jeden Augenblick der Gang der Handlung unterbrochen. Die Charaktere selbst entbehren der streng umschriebenen Contouren und gehen nach allen Richtungen über das gesetzlich schöne Maß hinaus. Entweder verschweben sie in idalistisch-ätherischen Nebelfernen (Stella), was sie keineswegs davor schützt, in die ganz gemeine Wirklichkeit hinunterzufallen; oder sie gehen in der flachsten Trivialität auf (Albertine und ihr Mann); oder sie gebaren sich bei allem Geiste excentrisch (der Magister Irrwisch) und versteifen sich auf absonderliche Lebensansichten, die denn doch wieder Lügen gestraft werden. So stranden und scheitern sie alle. Der einzige fest abgeschlossene Mannescharakter ist der alte Freiherr. Julie mag immerhin als Gegenbild ihrer Schwestern das tief fromme und gottergebene Gemüth darstellen; aber diese Frömmigkeit drängt sich allzu sehr vor, als daß sie uns zusagen könnte, sie ist tendenziös zur Schau gestellt.

Die Sprache ist eigen behandelt; jedenfalls möchten hundert Sätze herauszufinden sein, die nicht deutsch sind.

„Der Sternsteinhof" in dem Werke des wohlbekannten österreichischen Dorfgeschichtenschreibers Ludwig Anzengruber (Nr. 6) steht auf imposanter Höhe, von der er vornehm und beherrschend herunterschaut. Er ist ein reiches Bauernheim, und um das Herrenhaus herum reiht sich stattlich die Gruppe der Wirthsgebäude und Ställe, alles leuchtend und selbstbewußt, als könne nichts den behäbigen Reichthum erschüttern oder angreifen. Und da liegt sie im dumpfig feuchten Thal unten, den schmuzigen Dorfbach entlang, die lange armselige Reihe der Hütten von niedrigen Häuslern, kleinen Schuldenbäuerlein und noch kleinern Handwerksleuten; die schlechteste dieser Behausungen wird uns so geschildert: „Die letzte dieser Hütten war ganz verwahrlost; der Thürstock stand fast frei in der geborstenen Mauer, die Fensterrahmen hingen schief; hier und da guckte ein nackter Stein aus dem rauhen, verwitterten Anwurf hervor, und wenn auch die ärgsten Risse und Sprünge mit Lehm verschmiert und mit Heu und Stroh verstopft waren, so machte das den Anblick nicht besser." In diesem doppelten Gemälde ist der ganze sociale Conflict und Gegensatz ausgesprochen, der zu allen Zeiten der Welt mitspielte und trotz aller Revolutionen oder Reformationen ewig stehen bleibt; auf ihm ruht auch unsere Geschichte.

Eine eigenthümliche Beziehung nun entwickelt sich zwischen der verkommensten dieser ärmlichen Hütten da unten und dem stolzen Hofe droben; es ist nichts besonders Auffallendes daran; die Geschichte ist mitten aus dem Alltagsleben gegriffen, wo sie sich oft wiederholt, nur daß sie in der Regel nicht so ausläuft. Zwischen dem reichen Sternsteinhof-Toni und der blutarmen Zinshofer-Helene entsteht, trotzdem diese schon einen anerkannten Anbeter hat, eine Art Liebesverhältniß; besser gesagt, die Liebe ist nur auf seiner Seite und auf der ihrigen die Speculation, das eigenartig entwickelte Kind der Bettelfrau hat sich früh in die Einbildung hineinphantasirt, es müsse einmal da oben Bäuerin und Herrin werden. Uebrigens ist auch dabei ein Austausch der Gaben: er hat die Güter, sie die überraschende Schönheit und Klugheit. Die beiden verloben sich; aber der nicht sonderlich gescheite Toni hat nicht mit dem eisernen Eigenwillen seines Alten gerechnet, der einen dicken Strich durch das Faeit macht. Noch ist der unbeugsame Papa Herr auf dem Hofe, und als er von dem in seinen bauernstolzen Augen tollen Handel hört und Helene dazu ein Kind bekommt, da greift er scharf durch: er schickt den Jungen auf drei Jahre ins Militär, womit er die Sache ein für alle mal für erledigt hält. Und sie scheint es auch zu sein. Helene hat ihrem ersten Geliebten offen gebeichtet, wie es mit ihr steht; dieser aber, ein auch nicht reicher und äußerlich von der Natur etwas vernachlässigter Herrgottsschnitzer, ist trotz allem überglücklich, die Jugendfreundin zur Frau zu bekommen. Der Toni dagegen geht jubelnd und seiner närrischen Liebe spottend aus dem Dorfe weg, und als er nach Jahren wiederkommt, heirathet er widerstandslos eine reiche Bauerntochter, die der Vater ihm bestimmt hat. Und doch — das Menschenherz ist wunderlich — haben sich jene beiden nie vergessen und suchen und finden sich wieder. Die Bäuerin droben ist nach dem ersten Wochenbette krank geworden und stirbt; und der arme Herrgottsschnitzer, als er seinem Weibe nicht mehr trauen kann und sich so in der Welt überflüssig findet, geht auch dahin, von wo wir nicht wiederkehren. Nun wird Helene Sternsteinhofbäuerin und — bewährt sich. Den Mann behält sie nicht lange; denn in einem Feldzuge, zu dem er einberufen worden, fällt er. Aber das Merkwürdige und Unerwartete tritt ein: ihre Umsicht und Energie söhnen den bis dahin unerbittlich gewesenen alten Bauern aus, und in voller Eintracht und sorgsamem Zusammenwirken halten die beiden Gut und Ehre des Geschlechts aufrecht; die so schwer Geprüfte ist etwas Tüchtiges geworden und gilt auch dafür — ein Ausgang, wie er nicht immer zutrifft.

Alle die Personen und Vorgänge sind aus dem Leben gegriffen, sogar etwas derb realistisch; aber dafür haben sie Natur. Der Autor meint schließlich: „Der Leser hat eine Frage frei. Warum erzählt man solche Geschichten, die nur aufweisen, wie es im Leben zugeht?" Erzählen will er sie lediglich aus dem Grunde,

weil der eingeschränkte Wirkungskreis des ländlichen Lebens die Charaktere weniger in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit beeinflußt, die Leidenschaften, rückhaltslos sich äußernd oder in nur linkischer Verstellung verständlicher bleiben und der Aufweis: wie Charaktere unter dem Einflusse der Geschicke werden oder sich verderben, oder sich und andere gegen diesen das Fatum setzen — klarer zu erbringen ist an einem Mechanismus, der am Tage liegt, als an einem, den gleichsam ein doppeltes Gehäuse umschließt und Verschnörkelungen und ein krauses Zifferblatt umgeben; wie denn auch in den ältesten einfachen und wirksamsten Geschichten die Helden und Fürsten Heerdenzüchter und Großgrundbesitzer waren und Sauhirten ihre Hausminister und Kanzler.

Diese zwei Alten, der Sternsteinhofer und der ebenso wohlhabende Käsbiermantel, sind die leibhaftesten Bauerntypen, wie sie allüberall auftreten, der eine unter Umständen prahlerisch das Geld auswerfend, der andere ein jämmerlicher Filz; übrigens beide gleich grobkörnig und hartknochig, rechthaberisch und eigensinnig, selbstverständlich von herzlich engem Gesichtskreis, aber dabei vollauf ausgestattet mit der bekannten bäuerischen Pfiffigkeit, verschlagen, lauernd mit dem vollen Hochmuth des Geldprozenthums. Was der Mensch Gemüth nennt, davon bekunden sie so wenig, daß es besonders tief verborgen sein muß, wofern überhaupt ein Theil davon da ist. Hochmüthige Liebe zu Hof, Geld und Gut, und sollten darüber die eigenen Kinder geopfert werden, das ist den Leuten alles. Die schöne Helene ist eine Gestalt, wie sie gerade in den armen Ständen nicht so selten auftreten; die Schönheit soll ihr das Leben schaffen, dafür setzt sie alles ein, auch die Ehre, und bleibt Sieger, nachdem sie Jahr um Jahr verschlossen und beobachtend zugewartet hat. Der verkümmerte Herrgottsschnitzer gehört jenen vom Schicksal gezeichneten stillen Duldernaturen an, die in solcher Umgebung häufig aufstehen, arbeitend, denkend, soweit eben ihr Gesichtskreis reicht, leidend und dann hingehend, ohne daß jemand sie vermißt; doch ja, eine Seele ist da, welche ihm nachtrauert, ein ebenfalls vereinsamtes Mädchen, das ihn still geliebt hat. Der alte Pfarrer, natürlich mit wenigem Wissen, aber mit mehr Gemüth und mildem Sinn, ist eine Art Seelenkundiger, der das Leben ganz genau kennt, seine Leute versteht und danach im Handeln und Reden das Rechte trifft, eben ein Landpfarrer, wie das Volk ihn braucht und begreift und gern hat. Der häßliche Kaplan aber, der in der Erregung und in seinen gelehrten Anwandlungen ein ganz wunderbares Hochdeutsch herausbringt, ist ein Narr, die possierliche Person im Stück; und doch hat auch er einen Augenblick natürlich schönen Fühlens, wo er sympathisch wird.

Die ganze Kunst in solchen Zeichnungen besteht darin, einen vollen und richtigen Griff ins Leben zu thun. Anzengruber ist kein feiner Zeichner, aber ein wahrer; Ton und Manier entsprechen eben genau seinen Stoffkreisen. Man muß sich hier einlesen, das Interesse erwacht erst allmählich. Ferner Stehenden will die Mischung aus Hochdeutsch und einer Masse unverständlicher Dialektwörter nicht zusagen; das Volk spricht ja doch nicht so.

J. J. Honegger.

Memoiren eines Hoftheaterintendanten.

Funfzehn Jahre stuttgarter Hoftheaterleitung. Ein Abschnitt aus meinem Leben von Feodor Wehl. Mit einem Porträt des Verfassers und einer Abbildung des stuttgarter Hoftheaters. Hamburg, J. F. Richter. 1886. Gr. 8. 6 M.

Das uns vorliegende Werk muß als ein nicht unwichtiger Beitrag zur deutschen Theatergeschichte betrachtet werden. Die stuttgarter Hofbühne hat freilich nicht entfernt die Bedeutung des wiener Burgtheaters; daher kann sich die Schrift von Feodor Wehl nicht mit derjenigen Heinrich Laube's messen, welche die tonangebende deutsche Bühne am Michaelisplatz in ihrer geschichtlichen Entwickelung, besonders in ihrer Glanzepoche unter Laube's Leitung darstellt. Die Burg war maßgebend für die deutsche dramatische Production; aus der Laube'schen Schule sind Darsteller ersten Ranges hervorgegangen und der Einfluß derselben auf das ganze deutsche Bühnenleben war ein sehr bedeutender.

Davon konnte in Stuttgart nicht die Rede sein: das Repertoire der Hofbühne war nicht maßgebend für andere Bühnen und das mittlere Niveau der darstellenden Kunst wurde nur ausnahmsweise überschritten. Wenn Wehl ein neues Talent förderte durch Aufführung einer dramatischen Arbeit, ein älteres Bühnenwerk neu einrichtete: so war das gegenüber den andern Bühnen doch meist nur ein Schlag ins Wasser. Er fand kein Echo in weitern Kreisen — und einen besondern dramatischen Schatz auszugraben, ein epochemachendes Talent zu entdecken, ist ihm nicht gelungen. Das ist Glückssache — und das Glück hat kein Sterblicher in seiner Gewalt. Wenn gleichwol diese Aufzeichnungen ein besonderes Interesse beanspruchen, so liegt dies in der offenen Freimüthigkeit, mit welcher hier die Zustände einer mittlern deutschen Hofbühne geschildert sind. Für die Theaterzustände der Gegenwart überhaupt ist sehr vieles charakteristisch, was wir in dieser Schrift lesen. Wie in Stuttgart, so geht's an vielen andern Hofbühnen zu; es sind überall ähnliche Hindernisse, welche oft den guten Willen der Bühnenleiter durchkreuzen, ähnliche lähmende Gewichte, welche ein ideales Streben herabziehen.

Man hat Feodor Wehl öfters Indiscretionen zum Vorwurf gemacht; dafür mag er sich bei den betreffenden oder vielmehr betroffenen Instanzen verantworten. Sache der Presse ist es nicht, hierüber zu Gericht zu sitzen; nur wenn nachgewiesen wird, daß diese Mittheilungen Unwahres und Schiefes enthalten, hat sie ein Recht den Autor zu verurtheilen. Im übrigen muß jeder wahrheitsgemäße Beitrag zur Cultur- und Kunstgeschichte der Gegenwart willkommen sein; hat der Verfasser dabei aus der Schule geplaudert, so mag er vielleicht sein Privatgewissen damit belasten; dem öffentlichen Interesse sind alle Enthüllungen dienstbar, welche uns einen Blick hinter die Coulissen der Weltbühne und der Bühnenwelt verstatten.

In der Vorrede sagt der Verfasser:

Das nachstehende Buch bietet eine schlichte Darstellung der Theatererlebnisse des Verfassers. Es liegt ihm daran, ehrlich und offen zu sagen, was ihn darin bewegt und erfüllt hat, weil

er der Meinung ist, daß damit den Gönnern, Freunden und Kennern der deutschen Bühne ein Bild entrollt wird, das in seinem kleinen Rahmen immerhin ein wenig den Geist wiederspiegelt, der das deutsche Theater der Gegenwart beherrscht. Dieser Geist ist kein ruhiger, in sich befriedigter und einem lichten Zielpunkte unentwegt zustrebender; im Gegentheil, es ist ein Geist, der vielfach hin- und hergeworfen, nur mit Mühe und unter Drangsalen aller Art seiner großen Aufgabe nachzukommen sucht. Trotz aller Bestrebungen von Lessing, Schiller, Goethe und vieler anderer Dramatiker und Dramaturgen haben unsere heimatlichen Breter sich noch nicht die Bedeutung und Stellung erobert, die sie zu beanspruchen wohl berechtigt sind. Unter dem Mangel eines erhebenden Volksbewußtseins den Launen seiner Fürsten, den Ausbeutungssystemen gewinnsüchtiger Directoren preisgegeben, ohne volle Anerkennung und Berechtigung von seiten des Staats, den Neigungen der großen Menge achtlos überlassen, ist das deutsche Theater den Einwirkungen des Auslandes und einem ziemlich niedrig stehenden Vergnügungstriebe anheimgefallen. Die Presse, mit wenig rühmenswerthen Ausnahmen, leistet diesem kläglichen Zustande beflissenen Vorschub. Der Mann, der die Sache ernst und vom höhern Gesichtspunkte ansieht, hat unter solchen Verhältnissen einen schwierigen Stand. Er erscheint zuweilen geradezu lächerlich, und dieser Lächerlichkeit die Stirn zu bieten, ist nicht jedermanns Neigung. Der Verfasser des vorliegenden Buchs aber hat nicht Scheu getragen, sie manchmal auf sich zu nehmen. Er ließ sich weder von Spott noch Achselzucken in seinen Bestrebungen einschüchtern und auch ohne Aufmunterung und Unterstützung blieb er den Gesinnungen treu, mit denen er der Bühne sich gewidmet hatte.

Es ist natürlich, daß Wehl einen kurzen Ueberblick über seine eigene Bildungsgeschichte vorausschickt, besonders über seine Beziehungen zum Theater. Er war ein Theatermensch, solange wir uns kennen — und das datirt zurück bis an den Anfang der vierziger Jahre, wo ich mit ihm bei Theodor Mundt und Varnhagen in Berlin öfters zusammentraf. Wen einmal das Theater in seinem Bann hält, der kommt sobald nicht wieder davon los: das ist eine alte Sage, die sich immer von neuem bewährt. Feodor Wehl als Freund der Theaterleiter und Künstler, als Theaterkritiker, Theaterdichter, zuletzt als Theaterintendant liefert den besten Beweis dafür. Sehr treffend charakterisirt er seinen literarischen Standpunkt: er kam eigentlich von den Romantikern her; Eichendorff war der Poet seines Herzens; er schwor zur Fahne Ludwig Tieck's und seines Anhangs. Dann machte er die Bekanntschaft von Gutzkow und Laube und ging mit klingendem Spiel in das jungdeutsche Lager über; diese Richtung wurde bestimmend für sein ganzes Leben, obschon ihm der alte Romantiker noch oft in den Nacken schlug. Ein Radicaler im polternden Stil Heinrich Laube's zog er sich durch eine unvorsichtige Aeußerung damals eine halbjährige Festungshaft zu, die er in Magdeburg absaß. Später redigirte er in Hamburg den von Gutzkow begründeten „Telegraphen", dann „Die Jahreszeiten" und wurde Mitredacteur der „Reform", als sich dieses Volksblatt während des Kriegs in Italien zu einer täglich erscheinenden Zeitung umgestaltete. Nachdem er sich verheirathet, siedelte er nach Dresden über, wo er das Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" redigirte. Schon in Hamburg hatte er die „Deutsche Schaubühne" herausgegeben, eine Zeitschrift, welche neue Stücke vollständig brachte; außerdem selbständige Artikel über Theaterwesen und eine kritische Rundschau über die Leistungen der einzelnen Bühnen. Wehl selbst theilte darin seine Bearbeitungen der „Hermannschlacht" und des „Richters von Zalamea" mit, welche damals nicht durchschlugen: Wehl war nur der Pfadfinder für glücklichere Nachfolger. Von Dresden siedelte Wehl nach Hamburg über, wo er seine frühere Stellung als Mitarbeiter der „Reform" wieder einnahm. Er lebte draußen in seinem Uhlenhorsthäuschen — und hier erhielt er einen Besuch, der für sein Leben entscheidend sein sollte. Er hatte schon mit dem frühern stuttgarter Intendanten Herrn von Gall verkehrt und ihm bisweilen Auskunft über hamburger Künstler und dramaturgische Rathschläge ertheilt. Jetzt kam, um an derselben Quelle zu schöpfen, Herr von Gunzert, der interimistische Nachfolger Gall's, zu Wehl und da er an diesem Gefallen fand, so suchte er einen so kunstverständigen Rathgeber sich zu aggregiren und Wehl wurde nicht lange darauf zum artistischen Director des Hoftheaters ernannt.

Mit Herrn von Gunzert tritt der eigentliche Heros der Wehl'schen Theaterepopöe auf die Bühne: er ist die Hauptperson; gegenüber allen Angriffen war er es, welcher Wehl in seiner Stellung hielt und erst als Gunzert vom Hofe verdrängt worden und andere Elemente dort Einfluß erlangten, nahm auch die Theaterintendanz Wehl's ein jähes Ende. Mit dem alten Recht und der Pflicht des Epikers wird denn auch dieser Held des Werks von Hause aus in schärfster Beleuchtung herausgestellt, einer eingehenden Charakteristik unterworfen:

Herr von Gunzert ist ein Mann mit ausgezeichneten Begabungen und entschieden aus dem Holze geschnitzt, aus dem wahrhaft bedeutende Menschen gemacht zu werden pflegen. Wäre Herr von Gunzert in jungen Jahren aus Würtemberg hinaus in die Welt getreten, hätte er andere, weitere Verhältnisse kennen gelernt und Beziehungen von größerer Ausdehnung gewonnen; er würde ohne Zweifel ein hervorragender Mann im Staate geworden sein. Er besitzt alles Zeug dazu. Herrn von Gunzert ist ein klarer, lichter Verstand, ein außerordentlicher Scharfblick und ein Charakter von entschiedener Thatkraft verliehen. Die Stellung, die er lange Jahre am Hofe des Königs Karl von Würtemberg eingenommen, ist eine ganz besondere und ausnahmsweise gewesen. Er genoß das Vertrauen und die Gunst des Monarchen in unerhörtem Grade. Und daß er diese Gunst und dieses Vertrauen so gar nicht misbraucht und in seinem eigenen Interesse ausgebeutet hat, wird ihm immer zur höchsten Auszeichnung und Ehre gereichen müssen. Er und Freiherr von Spitzemberg sind in dieser Beziehung nicht hoch genug zu schätzen; denn so lange diese beiden Männer die nächste und einflußreichste Umgebung des Königs bildeten, ist er in allen Dingen wohl berathen gewesen, mit einziger Ausnahme der Kunst vielleicht. Nach dieser Richtung hin hat leider keiner von ihnen anregend und belebend zu wirken vermocht; Herr von Spitzemberg wol deshalb nicht, weil ihm von Hause aus Sinn und Neigung dafür mangelten und er im übrigen vollständig im Militär- und Hofdienst aufging, und Herr von Gunzert nicht, weil er, wie wir noch sehen werden, zu sehr Würtemberger und zu sehr überbürdeter Staatsbeamter war, um Zeit zu ihrem Studium und

ihrer Pflege finden zu können. Er verwaltete die Kunst, wie er Forsten, Weinberge, Vermögen und Liegenschaften verwaltete, mit Umsicht, Eifer, Unbestechlichkeit und voller Uneigennützigkeit.

Das ist der Anfang einer seitenlangen Charakteristik. Ein ausgezeichneter Beamter, strenger Jurist, den Künstlern gegenüber ihre Dienpflicht betonend, aber für die höhern Interessen der Kunst ohne liebevolles Verständniß, wenngleich lebhaften Geistes, rasch das Neue erfassend und ihm nicht abhold: so tritt der Präsident der Hofdomänenkammer vor uns hin, welcher das Hoftheater untergeordnet war. Er bedurfte eines artistischen Beiraths und als solcher wurde von ihm Feodor Wehl nach Stuttgart berufen. Folgen wir der weitern Entwickelung dieses Verhältnisses durch das voluminöse Buch, so finden wir zwar hin und wieder ein Auseinandergehen der Tendenzen, einen Kampf zwischen dem Idealismus des Intendanten und dem Realismus des Hofkammerpräsidenten, welcher außerdem die Wünsche und Rügen des Königs und des Hofs zu vertreten hatte, aber nirgends einen offenen Bruch zwischen Herrn von Gunzert und seinem Schützling.

Wehl's umfassendes Werk ist ein großer Rechenschaftsbericht und eine Vertheidigungsschrift: es ist etwas zu voluminös gerathen, weil der Verfasser glaubte, nicht genug Actenmaterial herbeischaffen und sammeln zu können. Für die Fachmänner ist das auch von Interesse; aber dem großen Publikum wäre mit einer kürzern Fassung des Ganzen besser gedient gewesen. Laube hat in seinem Werke über das wiener Burgtheater wol das richtige Maß hierin eingehalten; noch dazu enthält dasselbe auch eine Vorgeschichte des Burgtheaters bis zur Laube'schen Direction. Im ganzen hat sich Wehl den wiener Director zum Vorbild genommen: wie dieser gibt er eine Jahreschronik, in welcher die Novitäten oder Neueinstudirungen verzeichnet sind und knüpft hieran eine Kritik der Dramatiker und ihrer Werke und eine Charakteristik der einzelnen darin mitwirkenden Darsteller. Wie Laube hat er seine Kämpfe mit der alten Garde zu bestehen, mit der Lebenslänglichkeit, die sich nicht von ihrer Position verdrängen lassen und wie dieser hegt er lebhafte Sympathien für die Neuengagirten, die unter seiner Aegide ins Feuer rücken — natürlich haben wir es am stuttgarter Hoftheater nicht mit deutschen Berühmtheiten zu thun, wie an der Wiener Burg, nicht mit Darstellern ersten Ranges, vielleicht Frau Wahlmann ausgenommen, die auch bei Wehl in solcher Beleuchtung erscheint, die aber dem deutschen Publikum wenig bekannt ist, da sie nie eine größere Gastspieltournure unternommen hat.

So bärbeißig wie Heinrich Laube in der Charakteristik der ihm wenig sympathischen Darsteller ist nun Wehl keineswegs; es liegt in seiner ganzen Art etwas Mildes, Wohlwollendes und Versöhnliches, das aber keineswegs eine leichte Bestimmbarkeit und Lenkbarkeit zur Folge hat. An manchen Anschauungen hat Wehl hartnäckig festgehalten und sie sind seiner directorialen Thätigkeit verhängnißvoll geworden. Harte Kämpfe hatte er anfangs mit dem Wentzel'schen Ehepaar zu bestehen, das er in ein anderes Fach hinüberzudrängen suchte; doch wird er den Vorzügen dieser Darsteller stets gerecht. Von Frau Wahlmann sagt er:

Frau Eleonore Wahlmann ist sozusagen ein ehrliches, naturwüchsiges Talent, dem des „Gedankens Bläße" nicht allzu sehr „angekränkelt ist", sondern das noch aus ursprünglicher Individualität und Empfindungsstärke heraus zu schaffen gewohnt ist. Dieses Talent ist kein leisetreterisches und mit den Fingerspitzen zu fassendes, sondern ein Talent, das mit festem, wuchtigen Schritte und großen Arm- und Handbewegungen sich dramatisch auszugeben pflegt. Alles, was Frau Wahlmann bietet, ist in sichern, straffen Umrissen und vollen Farben dargeboten. Sie läßt hier und da, namentlich in Stücken, in denen das ruhige Gespräch und das höhere Gesellschaftsleben Platz greift, eine gewisse Feinheit und anmuthige Leichtigkeit des Unterhaltungstons und der Umgangsmanieren vermissen; aber dafür reißt sie im gehobenen Pathos und der mächtigen Leidenschaft der Tragödie ihr Publiknm unfehlbar und unwiderstehlich mit sich fort. Sie hat Kraft und Zug in ihrem Spiel und Naturlaute in ihrer Stimme.

Das Urtheil über Feodor Löwe lautet:

Von den ältern Mitgliedern des Instituts kam für mich wesentlich in Betracht: Herr Dr. Feodor Löwe, mir nicht nur durch den gleichen Vornamen, sondern noch mehr durch seine poetische Begabung und eine frühere Bekanntschaft nahegerückt. Wir waren ehedem in Berlin zusammengetroffen. Am dortigen königlichen Hoftheater hatte er als jugendlicher Liebhaber von Frankfurt a. M. aus gastirt zur Zeit, da seine Schwester Sophie Löwe als erste dramatische Sängerin dort angestellt war. Sein Brauser in „Humoristische Studien" ist mir noch erinnerlich. Er erschien durch seine lange, im Oberkörper etwas vierschrötige und gebogene Gestalt für dergleichen burschikose Figuren sehr wohl geeiguet, aber für straffe, jugendliche Helden, trotz verständiger und ausdrucksvoll bemessener Deelamation etwas steif und ungelenk. Nach langen Verhandlungen kam eine Anstellnng nicht zu Stande. Bald darauf erfuhr ich, daß er am königlichen Hoftheater in Stuttgart einen Platz als jugendlicher Held und Liebhaber erhalten. Da er einige Jahre danach eine Schwester von Fräulein Amalie Stubenrauch heirathete, gelang es ihm, sich durch diese Heirath einen lebenslänglichen und äußerst günstigen Vertrag zu erwirken, der noch heute in Kraft ist.

Später wird Löwe's Bildung, sein gesetztes, anstandsvolles und bemessenes Verhalten gerühmt; er wird eine fein angelegte und organisirte Natur genannt, die nicht mit dem großen Trosse, sondern mehr ihre eigenen Wege geht. Von den neuengagirten wird das vollste Lob dem Fräulein Philippine Brand gesungen, die dem leipziger Publikum auch als eine begabte, originelle Naive en miniature bekannt geworden:

In Fräulein Philippine Brand eigneten wir uns eine muntere und naive Liebhaberin an, die zu den ersten und besten ihres Faches gehört. Hätte sie sich in Wien, Berlin, Dresden, Hamburg einen Platz erobert, so würde sie heute eine glänzende Berühmtheit der deutschen Bühne sein und einen Namen haben, der hinter dem einer Friederike Goßmann und Niemann-Rabe nicht um eines Haares Breite zurückstände. Sie hat alles, was eine Schauspielerin in ihrem Fache haben muß: die reizende, kindliche Erscheinung, die kleine zierliche Gestalt, die großen, leuchtenden Kinderaugen, das hübsche, offene, sanftgerundete Gesicht, den klaren, frischquellenden Ton der Stimme, die ebenso

ausgezeichnet befähigt ist zu rühren wie durch herzliches Gelächter zur Heiterkeit hinzureißen; dabei anmuthig in jeder Bewegung und Stellung und wahr und natürlich in jedem Zuge. Das ganze Persönchen ist der geborene Backfisch und in diesem kleinen Fache eine große Künstlerin.

Von Herrn Keller und Fräulein Frauenthal, die später ein Paar wurden, erhalten wir ein Bild, das sich durch eingehende Analyse einzelner Leistungen im Verlaufe der Darstellungen ergänzt. Eine große Rolle spielt Herr Junkermann, der sich als beliebter Reuter-Darsteller in ganz Deutschland einen Namen gemacht. Obgleich ein norddeutscher Komiker gefiel er doch auch in der Hauptstadt Schwabens; ja er füllte oft die Häuser — eine für einen Intendanten hochzuschätzende Eigenschaft, besonders in Stuttgart, wo volle Häuser zu den Seltenheiten gehören. Später wurde Leopold Herzfeld engagirt, der bei seinem ersten Gastspiele mit seiner Braut Fräulein Rosa Leck, deren Vorzüge von Wehl nach Verdienst gewürdigt wurden, nicht recht gefallen wollte, und bewährte sich jetzt aufs beste:

Er war eben ein Schauspielerkind und gleichsam künstlerisch gezeugt: ein Mensch von tiefem Gemüth, voll guter Laune und einem bestrickenden Humor, befähigt aus dem Vollen heraus und mit gefälligem Geschick und Anstande zu gestalten. Es ist mir viele Jahre hindurch eine aufrichtige Freude gewesen, mit ihm zu arbeiten, weil er immer angeregt und empfänglich, das Richtige suchend und treffend, stets auf meine künstlerischen Absichten einging und es selten oder nie weder an gutem Willen noch gutem Gelingen fehlen ließ. Dabei war er in jeder Beziehung ein Mann von strengster Pflichttreue, bestem Anstande und einer wahrhaft gewinnenden Liebenswürdigkeit des Wesens.

Auch Max Löwenfeld, Fräulein Saldern, Fräulein Mondthal u. a. werden eingehend charakterisirt; Feodor Wehl hat zu derartigen Charakterbildern die echten Farben auf seiner Palette: er hat ein feines Empfinden für schauspielerische Eigenart.

Auch die einzelnen Dramen, die er zur Aufführung gebracht hat, unterwirft er meist einer kurzen kritischen Würdigung. Daß er dabei oft die Urtheile der stuttgarter Presse in extenso mittheilt, erscheint uns nicht gerade geboten; denn abfällige Urtheile der neuen Stücke gehören ja zum täglichen Brot der gegenwärtigen Theaterkritik, ebenso die Widersprüche zwischen den einzelnen Beurtheilern: das findet sich überall ebenso wie in Stuttgart. Wehl selbst hat besonders warmes Lob für Paul Lindau und G. von Moser; er hat überhaupt ohne ästhetischen Rigorismus der neuern Schwank- und Possenliteratur keineswegs seine Bühne verschlossen. Das Repertoire war mannichfach, mit Bezug auf die neue deutsche dramatische Production; außer den Classikern wurden besonders Kleist und Grillparzer bevorzugt. Auch jüngern Dramatikern hat Wehl bisweilen den Weg zur Bühne gebahnt; oft freilich blieb es beim guten Willen. Er theilt uns seine Correspondenz mit mehrern, zum Theil sonst unbekannten Dichtern mit; wir ersehen daraus, wie eingehend er sich mit ihren Erzeugnissen beschäftigte, wie ernst es ihm damit war, jüngere Schriftsteller zu unterstützen; freilich stieß er dabei auf große Hindernisse und auch die Presse kam ihm bei derartigen Experimenten nicht entgegen; ein großes Talent hat er freilich nicht entdeckt.

Wehl war als Intendant zugleich der Dramaturg seiner Bühne, und die Actenstücke seiner dramaturgischen Thätigkeit hat er mit einer Vollständigkeit gesammelt, welche vorzugsweise das Werk über das Maß anschwellen ließ. Er theilt uns alle Prologe und Festspiele mit, die er gedichtet, meistens Erzeugnisse, die in graziöser Form einen hochgestimmten Geist athmen und von patriotischer Gesinnung Zeugniß ablegen, aber wol mehr als besonderer Abschnitt in eine Sammlung von Gedichten gehörten, als in diesen dramaturgischen Rechenschaftsbericht. Einen weit größern Raum noch nehmen seine Mittheilungen über die Bearbeitungen und Einrichtungen Shakspeare'scher, Kleist'scher, Grillparzer'scher, Immermann'scher, Grabbe'scher Dramen ein. Es handelt sich hier um eine oratio pro domo; denn gerade diese Bearbeitungen sind von der stuttgarter Kritik oft scharf mitgenommen worden; doch für ein Stück Selbstbiographie gehen diese Mittheilungen viel zu sehr ins Detail. Gewiß hat Wehl oft mit Geschick und Verständniß der Dichtung eingegriffen. Daß er immer das Richtige getroffen, darf er wol selbst nicht behaupten: nirgends spielt die subjective Ansicht eine so große Rolle wie bei derartigen Einrichtungen; es ist da ein Feld für eine endlose Debatte gegeben; man kann mit dem pro und contra lange Kapitel füllen. Jeder der einrichtenden Dramaturgen hat sein Steckenpferd, das er sich nicht nehmen läßt. Hier klagt man über ein Zuviel, dort über ein Zuwenig, über unzulässige Streichungen, unerlaubte Zusätze; eine Bearbeitung ist von der andern oft toto coelo getrennt: man vergleiche nur die Shakspeare-Bearbeitungen zweier so kundiger, so tief in den Geist des Dichters eindringender Dramaturgen wie Dingelstedt und Oechelhäuser. Wir meinen, Wehl hätte seine dramaturgischen Bearbeitungen einmal selbständig herausgeben können: hier sind sie nur ein Ballast, der das Werk beschwert.

Wol aber ist Wehl's dramaturgischer Standpunkt, gegenüber der Ueberschwemmung mit der französischen Dramatik, durchaus achtungswerth und er hat ihn festgehalten gegenüber dem fortwährenden Andringen des Hofs und auch der Presse. Seine Weigerung, französische Stücke zu geben, war, nach dem Abgange Gunzert's, ein Hauptgrund seiner Entlassung. Der französischen Dramatik tritt Wehl nicht blos mit patriotischem Gefühl, sondern auch mit ästhetischen Bedenken gegenüber; er sagt:

Ich kann nicht umhin, diesen Glauben an die Superiorität des pariser Theaters für ebenso thöricht als verhängnißvoll für unsere eigene, nationale dramatische Schöpfung anzusehen. Thöricht ist er, weil er nicht wahr ist. Die dramatische Production in Frankreich ist um kein Haar besser als die deutsche, sie erscheint nur den nachbetungssüchtigen Deutschen so. Die glatte, überkommene Art, das Gleichmäßige, Schablonenhafte, Uniforme darin gibt ihr etwas Fertiges, Imponirendes, die laxe Auffassung

der Ehe mit dem beinahe immer betrogenen und lächerlich hingestellten Gatten etwas, das unsere Begriffe von Anstand und Sitte beleidigen sollte, leider aber sie nur kitzelt und reizt, weil das Laster ein fremdes ist und der Deutsche meint, daß es darum nicht nöthig sei, darüber roth zu werden. Der Deutsche hat auch heute nur wenig nationale Empfindung in sich. Das erleichtert die Hingabe an das Ausländische in hohem Grade. Er hat dabei in sich nichts erst zu überwinden und zu besiegen; er ist volksthümlich weder verschanzt noch befestigt und darum allem Fremden ein offener Platz. Wäre er das nicht, so würden die Dinge anders stehen; dann würde er nie andere Völker und namentlich die Franzosen in sich geschlossen, ein national gerüsteter und gewappneter Mensch, das Ausländische von sich abprallen und nur das Eigene und Heimische nachdrücklich auf sich wirken lassen; dann würde er vorzugsweise auch in der Kunst die nationale Eigenthümlichkeit suchen und anerkennen und nicht das französische Drama unausgesetzt dem deutschen als Beispiel und Muster vorzuführen im Stande sein. Diese Vorführung, ich muß es wieder und wieder betonen, vermag den dramatischen Schaffensdrang in Deutschland nur zu beschämen und zu demüthigen, zu martern und zu unterdrücken. Können sich Dichter, wie Adolf Wilbrandt, Putlitz, Wildenbruch, Ernst Wichert, Moser, Schönthan u. a., welche der deutschen Bühne so manches verdienstliche Drama geboten, zu neuen Schöpfungen angespornt fühlen, wenn ihnen die unerreichbare Vortrefflichkeit des französischen Theaters gleichsam von allen Zeitungsdächern unablässig ins Gesicht geschleudert wird? Und ist diese Vortrefflichkeit denn in der That so begründet und steht das dramatische Werk Frankreichs in Wahrheit so hoch über dem deutschen? Ich meines Theils habe es nie gefunden und finde es auch heute nicht. Die Tragödie der Franzosen ist noch immer steif und hohl, wie sie zu Zeiten Lessing's war. Victor Hugo und seine dramatische Schule haben nur wenig Wahrheit und Leben in sie gebracht. Ihr modernes Schauspiel ist der Spiegel ihres Lebens, ihrer Gesellschaft, der ein schlagendes Bild ihres sittlichen Verfalls, ihres moralischen Niedergangs gibt. Die Heldinnen sind mehr oder minder alle der Demi-Monde entnommen und der Gatte meist immer der betrogene, lächerliche Gimpel. Es ist doch wahrhaftig nicht ohne Bedeutung, daß vor einigen Jahren in allen französischen Zeitungen ein Rundschreiben des französischen Ministers des öffentlichen Unterrichts, des Cultus und der Künste an die französischen Theaterdirectoren stand, worin vom Herabsinken (abaissement), vom Niedergang (décadence) der dramatischen Kunst die Rede und zugleich die Aufforderung enthalten war, mittheilen zu wollen, wie es anzufangen sei, daß die Bretter der öffentlichen Bühnen wieder zu den Gewohnheiten der guten Gesellschaft zurückkehren und zu einem feinen und anständigen Vergnügen des Publikums werden können. Was nun endlich aber das französische Lustspiel betrifft, so ist dasselbe allerdings flott und gewandt und man rühmt zunächst seine ausgezeichnete Mache. Diese Mache jedoch, die wir so weit, als sie uns dienlich, längst erreicht haben, ist, nach meiner Ansicht, allerdings anzuerkennen, aber in den meisten Fällen doch stark auf Kosten der Wahrscheinlichkeit zu Stande gebracht. ... Und das sind die Dinge der französischen Komödie, die man so ausnehmend anstaunt und für unser Drama als Muster aufstellt, das so hochstrebend, problem- und gedankenreich, so erfüllt von Idealismus und reformatorischen Ideen ist, wie kein anderes der Welt! Wahrlich, das ist niederdrückend und muß jeden schmerzen, der, wie ich, ein Menschenalter hindurch mitten in unserm deutschen dramatischen Schaffensdrange gestanden und das volle Vertrauen der Schaffenden genossen, ihre Mühen, Sorgen und Beleidigungen getheilt hat. Er auch wol darf sich ein Wort in dieser Sache erlauben und sie offen bei dem Namen nennen, den sie verdient. Es ist die deutsche Niederträchtigkeit, die unserer Bühne und ihren poetischen Schöpfungen die gesunde Lust und Freudigkeit des Vollbringens raubt.

Wir konnten uns nicht versagen, diese Anklage gegen das Franzosenthum auf der Bühne in extenso mitzutheilen. Wie ganz anders klingt diese Sprache, als die speichelleckende Liebesdienerei unserer deutschen Zeitungen gegenüber den Erfolgen und selbst den Misserfolgen an der Seine, als die verhimmelnde Kritik der französischen Sensationsdramen, mit der so auffällig das schadenfrohe Herabsetzen deutscher Schöpfungen contrastirt. Wehl hätte vielleicht in der Aneignung der guten französischen Stücke einige Zugeständnisse machen können; aber der schroffe Trotz, mit dem er ein für allemal alle derartigen Zumuthungen ablehnte, mit dem er seine Ueberzeugung aufrecht erhielt, von der, wie er sagt, ihn nicht zehn Pferde abbringen, muß für seinen Charakter und seine Gesinnung einnehmen und gibt auch seiner Bühnenleitung eigenartiges Gepräge und künstlerischen Stil, besonders im Gegensatze zu der für Deutschland beschämenden Gier, mit welcher eine große Zahl von Theaterdirectoren nach den dramatischen Waaren des pariser Jahrmarkts und selbst nach den zerbrochenen Töpfen desselben greift.

Ueberhaupt zeigt sich Wehl in dem ganzen Buche als ein aufrichtiger Schützer deutscher Dichtung, als ein liebenswürdiger Freund seiner Künstler, loyal und offen gegen jedermann, und wenn er nicht immer in seiner Bühnenleitung eine glückliche Hand gehabt, so trugen daran eine große Schuld die Verhältnisse, deren er nicht immer Herr werden konnte, die ihn entmuthigen mußten und seinen guten Willen nur zu oft lähmten.

Rudolf von Gottschall.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Kunstgeschichte des Mittelalters, von Franz von Reber. Leipzig, T. O. Weigel. 1886. Gr. 8. 16 M.

Es ist erstaunlich, welche literarische Leistungsfähigkeit ein Mann entwickelt, der doch als Director der bairischen Staatsgalerien und als Träger mehrerer akademischer Lehrämter ohnehin schon genug in Anspruch genommen ist. Fast noch erfreulicher erscheint es uns aber, daß Franz von Reber sich nicht für zu hochstehend hält, um noch eine innere Entwickelung durchzumachen. In seinen frühesten Schriften: „Geschichte der Baukunst im Alterthum" und „Kunstgeschichte des Alterthums", hob Reber noch mit überschwenglicher Begeisterung die Antike auf den Schild;

Männer dieser Richtung sind gewöhnlich zu einer gerechten Würdigung des Mittelalters unfähig. Wenn nun natürlich Reber diese gewaltige Epoche nicht verherrlicht wie die Romantiker Schnaase u. a., so hat er doch die technische Seite der mittelalterlichen Kunst mit stets sicherm Takt, die culturhistorisch-ästhetische wenigstens im großen und ganzen zutreffend charakterisirt. Auch ist sein neuestes Werk formell viel übersichtlicher und einheitlicher gearbeitet als seine in zweiter Auflage erschienene, früher auch in d. Bl. von uns angezeigte „Geschichte der neuern deutschen Kunst". So begrüßen wir denn diese neueste „Kunstgeschichte des Mittelalters" mit Freuden, zunächst schon darum, weil hier eine außerordentliche Fülle (422 Nummern) von Abbildungen aus dem Gebiete aller drei Künste in den Text verwebt ist — Illustrationen, unter denen nicht wenige hier zum ersten mal, viele in instructiverer Form als bisher erscheinen. Von Anführung einzelner Beispiele müssen wir hier absehen, wollen aber nicht verfehlen, Verfasser wie Verleger unsern Dank nach dieser Seite hin auszusprechen. Was den Text anbelangt, so ist dieser nur für Kunstgelehrte und Künstler berechnet und verständlich. Reber beherrscht souverän das ungeheuere Material, welches er hier verarbeitet hat, sowol nach der kunstgeschichtlichen wie nach der literargeschichtlichen Seite. Er schreibt sehr gedrängt, nicht selten nur dem Fachmann verständlich; er versteht es aber meisterhaft, seine Urtheile immer aus den maßgebenden Gesichtspunkten herzuleiten und auf die sorgfältig erwogenen Factoren zu gründen. Reber ist mehr der Mann der kritikvollen Sichtung und Zusammenstellung des Materials, als der ästhetischen Schilderung; immerhin fesselt er dadurch, daß er ganz genau weiß, was er will. Das Schwergewicht seiner Arbeit beruht nicht auf dem Detail; er wollte nur den Entwickelungsgang des Ganzen klarer hervortreten lassen, als dies bisher geschehen ist. Daß ihm diese seine Absicht trefflich gelang, muß dankbar anerkannt werden. Besonders heben wir hervor, daß Reber die Gabe einer ungemein scharfen Charakteristik besitzt und die Kunstsprache um eine ganze Anzahl von treffenden Wendungen und Ausdrücken bereichert hat. Proben seiner Schreibweise ließen sich hier kaum geben, ohne einen Commentar anzufügen. Jedenfalls kann auch der Fachmann nur mit großer Aufmerksamkeit dieser Sprache folgen, wird aber das neueste Reber'sche Werk als eine Ergänzung der einschlagenden Literatur sehr willkommen heißen.

2. Geschichte der deutschen Kunst von R. Dohme, W. Bode, H. Janitschek, Fr. Lippmann und Jul. Lessing. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, Grote. 1885. Hoch 4. In Lieferungen zu 2 M.

Es gereicht dem Referenten zur großen Freude, dieses wahrhaft monumentale Werk an dieser Stelle zur Anzeige und warmen Empfehlung bringen zu dürfen. Hat doch die Grote'sche Verlagshandlung durch ihre ausgezeichneten Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Weltgeschichte, der Kunst- und Literaturgeschichte sich geradezu ein Verdienst um den Stand der Buchhändler sowie des deutschen Volks erworben. Auch das in Rede stehende Werk füllt in mustergültiger Weise eine Lücke aus. Die hier einschlagenden Schriften von Förster und Hagen sind veraltet, die Bücher von Dohme (sammt Mitarbeitern) und Reber nur für Kunstgelehrte und Künstler berechnet, die „Geschichte der modernen Kunst" von Rosenberg entbehrt der Illustrationen. In der Grote'schen „Geschichte der deutschen Kunst" aber sind die einzelnen Zweige von Specialisten behandelt: Dohme erzählt die Geschichte der Baukunst, Bode die der Plastik, Janitschek die der Malerei, Lippmann diejenige des Kupferstichs und Holzschnitts, Lessing die des Kunstgewerbes. Die zahlreichen Illustrationen im Text, die beigegebenen Tafeln und Farbendrucke sind so auserlesen und vielfach so neu herbeigeschafft, daß man geradezu eine neue Epoche der deutschen Kunstgeschichtschreibung hinsichtlich der künstlerischen Beigaben mit dem Erscheinen der Grote'schen Kunstgeschichte beginnen kann. Es muß noch dahin kommen, daß die graphischen Reproductionen wenigstens dem kunstliebenden Laien das Original so sehr ersetzen, daß er sich ein wirkliches Urtheil zu bilden vermag. Hier ist endlich ein Anfang gemacht, um diese Forderung zu erfüllen; zugleich gewährt der Blick auf die Abbildungen dem Auge einen Hochgenuß. Hier hat das in unsern Tagen förmlich überwuchernde Illustrationswesen etwas geschaffen, was auch vor der strengsten Kritik zu bestehen vermag und einen erziehlichen Einfluß auf die Nation zu äußern fähig ist. So scheint denn die Zeit immer näher zu rücken, daß den bildenden Künsten im Culturleben unserer Nation der Einfluß eingeräumt werden wird, welcher ihnen gebührt und welchen sie in frühern Jahrhunderten auch thatsächlich besessen haben. Es wird so namenlos viel Zeit auf die Allerweltskunst unserer Tage, auf die Musik, verwendet; auch die Beschäftigung mit der Poesie und Literatur spielt noch immer eine große Rolle. Dagegen ist gewiß nichts einzuwenden, wenn es in der rechten Weise geschieht! Es muß aber rückhaltlos betont werden, daß die geistige Gymnastik und der Genuß, welchen das Studium der bildenden Künste gewährt, noch lange nicht genug erkannt ist. Wir verlangen geradezu, daß für die breitern Schichten unsers Volks das Einleben in die Welt der bildenden Künste dieselbe Schule werde wie für unsere studirende Jugend die Kenntniß der alten Sprachen. Offenbart doch ein Volk in seinen Schöpfungen der bildenden Künste seine innere und äußere Geschichte, sein Fühlen und Denken ganz ebenso wie in seiner Literatur; es kommt nur darauf an, daß ästhetisch geschulte Kunsthistoriker dem Volke die Augen öffnen, damit es sehen lerne.

Referent will nicht verschweigen, daß mehrere Mitarbeiter der Grote'schen Kunstgeschichte es zu wenig verstehen, den Stamm der Kunstgeschichte zur Blütenfülle der Aesthetik zu entwickeln. Nur einzelne gottbegnadigte Naturen sind fähig, jene Harmonie von wissenschaftlicher Strenge und poetisch gesättigter Sprache zu finden, welche gleich hinreißend auf die Gebildeten wie auf das Volk der

mittlern Schichten wirkt. Abgesehen hiervon aber müssen wir es für eine Ehrenpflicht des kunstliebenden deutschen Publikums erklären, diese neueste Kunstgeschichte möglichst verbreiten zu helfen. Wir können allen nur die freundliche Einladung zurufen: Kommt und sehet! und sind gewiß, daß bei näherer Kenntnißnahme des Werks man uns für diese Bitte nur Dank wissen wird.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" von Ersch und Gruber (Zweite Section H—N), herausgegeben von August Leskien, liegt der siebenunddreißigste und achtunddreißigste Theil vor (Leipzig, F. A. Brockhaus). Die beiden Bände umfassen die Artikel von Khorsabad bis Köppen. Das Bestreben, das großangelegte Werk nach längern Stockungen zum Abschluß zu führen, konnte nur dann erfolgreich sein, wenn eine Einschränkung im Bezug auf den Umfang des Ganzen und der einzelnen Artikel eintrat. Trotzdem unterscheidet sich die „Encyklopädie" auch in ihrer jetzigen Gestalt noch immer wesentlich von den Conversationslexicis durch ihr mehr wissenschaftliches Gepräge. Damit hängt es auch zusammen, daß Biographien der Lebenden, bei denen ein abschließendes Endurtheil fehlt, nicht mit aufgenommen werden. Die Gediegenheit des Inhalts der „Encyklopädie", für welche auch der Name des Herausgebers bürgt, bewährt sich wiederum in einer Reihe von Artikeln, von denen wir besonders erwähnen: Kirche, Kirchengut, Kirchenmusik, Kirchenstaat, Kohle, Konstantinopel, Königsberg, die Kaiser und Könige Konrad, Konrad von Würzburg, J. Leopold Klein. Geschichtliches und Culturgeschichtliches, Naturwissenschaftliches, Geographisches und Biographisches ist mit gleicher Liebe bedacht. Als eine bevorzugte Specialität mag auch das Sprachwissenschaftliche hervorgehoben werden, ein Gebiet, auf welchem August Leskien eine anerkannte Autorität ist.

— Die Reclam'sche „Universal-Bibliothek" schreitet rüstig vorwärts; noch immer merkt man ihr dabei keine Ermüdung an. Ihr Terrain beschränkt sich allerdings von Jahr zu Jahr mehr: die classischen Meisterwerke sind schon alle in die Sammlung aufgenommen und der Gewinn, der durch das Verlöschen ausschließlicher Verlagsrechte (30 Jahre nach dem Tode der Autoren) ersteht, kann dafür nicht ausreichenden Ersatz bieten, wenn er auch umsichtig und ohne Zögern eingeheimst wird. Doch die Verlagsbuchhandlung weiß sich immer neue buchhändlerische Schätze zugänglich zu machen, ohne ihrem anfänglichen Plan untreu zu werden und besonders das Princip der Volksthümlichkeit zu verleugnen, das sie allerdings nicht engherzig auffaßt, sondern mit voller Berücksichtigung des geistig Bedeutenden, auch auf dem Gebiete der Philosophie. So ist die Sammlung jetzt bis zum 2126. Hefte vorgedrungen: es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Hefte zu registriren; wir wollen nur die Bemerkungen verzeichnen, die sich uns bei einer Revue der letzten 200 Nummern aufgedrängt haben.

Einen Theil der Sammlung bilden neue Originale: besonders dramatische Werke und Erzählungen: wir finden darunter die Dramen von Richard Voß „Gertrud" und „Treu dem Herrn", Lustspiele von Ernst Wichert, Elsner und Mallachow, Erzählungen von Godin, Edler, Christoph von Schmid, Humoresken von Eduard Pötzl („Wien"), Franz und Paul von Schönthan, von größern Werken ein sehr fleißig gearbeitetes zweibändiges „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts" von Franz Brümmer, bei dem alle kritische Würdigung und Charakteristik ausgeschlossen ist, welches aber eingehende biographische und möglichst erschöpfende bibliographische Daten enthält. Der Verfasser rechtfertigt sich gegen den Vorwurf, Namen von geringer Bedeutung aufgenommen zu haben: er habe doch nicht die Schriften sämmtlicher Autoren lesen und nach ihrem poetischen Werthe beurtheilen können. Wir meinen, eine kurze Kritik und Charakteristik, wäre sie nur aus andern, zuverlässigen Quellen geschöpft worden, würde dem Lexikon sehr zu statten gekommen sein. Auch eine schweigende Kritik, in welcher die Anerkennung der Bedeutung eines Autors durch den ihm gewährten Raum und die Art der Behandlung liegt, muß ein Lexikograph ausüben. Wenn z. B. einem Autor wie Gustav Freytag weniger Raum gewidmet ist, als einem Dutzend ganz obscurer Schriftsteller, so ist das doch nicht zulässig. Von Brümmer liegt außerdem ein „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" vor.

Neben den neuen Originalwerken nehmen die Neudrucke von literarischen Erscheinungen aus älterer, zum Theil auch aus nichtclassischer Zeit viele Hefte ein. Hier finden wir die zweibändige „Theodicee" von Leibniz, Immanuel Kant's „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels", Thomas Murner's „Narrenbeschwörung", Fischart's „Glückhaftes Schiff", Hippel's Schrift über „die Ehe", Gottsched's „Sterbender Cato", Novellen von Ludwig Tieck, Zschokke, Clauren u. a.

Ueberaus reichhaltig ist die Kategorie der Uebersetzungen, und zwar aus allen Sprachen vertreten. Auch wissenschaftliche Werke finden sich darunter, wie Titus Livius' „Römische Geschichte", Plato und Xenophon, Montesquieu's „Persische Briefe", Linguet's Schrift über „die Bastille", Brillat-Savarin's „Physiologie des Geschmacks". Werke aus allen Zeiten und Völkern sind ins Deutsche übertragen, die Anthologien lyrischer und epigrammatischer Dichtungen der alten Griechen, Romane von Walter Scott („Waverley") und Alexandre Dumas („Die drei Musketiere"), Novellen und Erzählungen von Turgenjew, Dostojewski, Thackeray, Marc Twain, Oskar Wijkander, Rudolf Schmidt, Balzac, Charles de Bernard, Salvatore Farina, Rovetta; außer den Russen, Engländern, Franzosen, Dänen auch neugriechische und böhmische Novellisten. Mit Auswahl ist die neufranzösische comédie berücksichtigt, wie auch bei dem neufranzösischen Roman die Rücksicht auf das große Publikum stets beobachtet und die Uebertragung der Sensationsschriften auf dem Gebiete des geschlechtlichen Skandals vermieden wird. Nach dem Grundsatz: „wer vieles bringt, wird allen etwas bringen" spinnt die Reclam'sche Bibliothek ihren Faden fort und fördert Unterhaltung, Belehrung und Bildung in weiten Volkskreisen.

— In unserer „Literarischen Unterhaltung": „Der Kampf um Rom" erwähnten wir den Brief von Ferdinand Gregorovius an den Präsidenten der Akademie San Luca in Rom und die Antwort des letztern. Der Briefwechsel hat jetzt seinen Abschluß gefunden in einem zweiten Brief von Gregorovius an den Präsidenten, in welchem zwar manche, doch nur gegen die unwiderstehliche Strömung der Gegenwart gerichtete Anklagen wiederholt werden, in dem es aber heißt: „Wer nur immer an der ädilicischen Frage Roms Antheil nimmt, muß Ihnen dankbar sein, weil Sie darüber ein ernstes und wohlerwogenes Urtheil abgegeben haben, welchem Ihre hohe Autorität eine zweifellose Wichtigkeit sichert. Ihr offener Brief wird zwar nicht alle

Zweifel, zu denen die Erneuerung Roms Anlaß gibt, beschwichtigen können; aber er wird doch nicht weniger denselben Dienst leisten, welchen bereits Ausländern der Herzog Torlonia, der ausgezeichnete Syndikus Roms, durch seinen Brief in der «Morningpost» erwiesen hat."

— Für literarische Kreise, insbesondere für solche, welche gewissen Richtungen der Culturgeschichtschreibung ihre Aufmerksamkeit zuwenden, von großem Interesse, ist das eben in dritter Auflage erscheinende Werk: „Floegel's Geschichte des Grotesk-Komischen bearbeitet, erweitert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von F. W. Ebeling" (Leipzig, Barsdorf), von dem die erste Lieferung dieser Auflage vorliegt. Da die frühern Auflagen des Werks bereits vergriffen sind, erscheint eine Neuausgabe in vermehrter Form um so werthvoller, als in den letzten zwanzig Jahren die einschlägige Literatur viel Neues zu Tage gefördert hat und für eine Neubearbeitung reichlicher Stoff vorliegt. Es sollen insbesondere auch die komischen Gesellschaften der Neuzeit eingehende Behandlung erfahren sowie die komischen Ritterschaften in Baiern und Oesterreich-Ungarn. Der bisher erschienene Text hat übrigens noch wenig Bereicherungen erfahren, die wol erst der Fortsetzung des Werks zutheil werden. Die beigegebenen Tafeln sind, so weit sie vorliegen, ebenfalls noch die charakteristischen der frühern Auflage. Auf die typographische Ausstattung des Werks ist besondere Aufmerksamkeit verwendet worden. Es wurde Antiquadruck auf gutem gelblichem Papier angewendet. Das ganze Werk ist blau gedruckt. Obgleich nun freilich der Prospect des Verlags erwähnt, daß diese Druckneuerung gewählt wurde „nicht nur um der Geschmacksrichtung neuer Zeit Rechnung zu tragen, welche gerade an ein so eigenartiges Buch, wie das vorliegende, besondere Ansprüche stellen dürfte, sondern auch, weil die bei Licht sich ergebende «grüne» Farbe bekanntlich die dem Auge wohlthuendste ist", so möchten wir ein blaugedrucktes Werk denn doch nicht für besonders geschmackvoll halten, und obgleich nicht zu zweifeln ist, daß die Neubearbeitung von Floegel's rühmlichst bekannten Buche auch diesmal ihren Weg machen wird, so ist doch beinahe als gewiß anzunehmen, daß es schwarzgedruckt jedem Abnehmer lieber wäre, um so mehr als die Leser, welche noch zahlreiche andere Werke zur Hand nehmen, wol kaum sich gerade an Floegel-Ebeling's „Geschichte des Grotesk-Komischen" die Augen verderben dürften. Doch sei bemerkt, daß der Druck trotz der blauen Farbe sehr rein und deutlich erscheint. Jedenfalls wird jeder Literaturfreund das originelle Buch, welches auch viel wissenschaftliches Material enthält, freudig begrüßen. Nach Abschluß des Ganzen, wenn ein Ueberblick gestattet ist, wollen wir auf dasselbe eingehender zurückkommen.

Bibliographie.

Adolf, H., Archaeologische Glossen zur Urgeschichte. Moses — Herodot — Mythologisches. Thorn, E. Lambeck. Gr. 8. 2 M.

Agassiz, E. C., Louis Agassiz's Leben und Briefwechsel. Autorisirte deutsche Ausgabe von C. Mettenius. Mit Louis Agassiz's Bildniß. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 9 M.

Alt, T., Die Grenzen der Kunst und die Buntfarbigkeit der Antike. Berlin, Grote. Gr. 8. 4 M.

Bauß, J., Weltgericht und Weltende. Im Anschluß an die Scholastik und die neuere Theologie dargestellt. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 4 M.

Bienemann, F., Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Estland (1783—1796). Ein Capitel aus der Regentenpraxis Katharinas II. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M.

Büchle, A., Künstlerin Liebe. Novelle in Versen. Baden-Baden, Sommermeyer. 16. 1 M.

Carriere, M., Gesammelte Werke. 9 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 76 M.

Cornelius, C. A., Die Verbannung Calvins aus Genf im Jahre 1538. München, Franz. Gr. 4. 2 M. 20 Pf.

Debschitz, A. v., Betrachtungen über die Währungsfrage mit besonderer Berücksichtigung ihrer socialen Bedeutung. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 1 M.

Findel, J. G., Vernunftreligion und Kirchenglaube. Festrede. Leipzig, Findel. 8. 50 Pf.

Fischer, T., Beiträge zur Geschichte der Erdkunde und der Kartographie in Italien im Mittelalter. — A. u. d. T.: Sammlung mittelalterlicher Welt- und Seekarten italienischen Ursprungs und aus italienischen Bibliotheken und Archiven, herausgegeben und erläutert. Venedig, Münster's Nachf. Gr. 8. 10 M.

Franck, C. H. H., Der Elbe-Trave-Canal. Mittheilungen über denselben. Mit 2 Karten. Lübeck, Schmersahl. Lex.-8. 2 M.

Frederichs, F., Der Freiheitsbegriff Kants und Fichtes. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 1 M.

Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 10 M.

Galdos, P., Doña Perfecta. Roman. Aus dem Spanischen von E. Reichel. Einzig autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Dresden, Pierson. 8. 6 M.

Gerok, K., Illusionen und Ideale. Ein Vortrag. Stuttgart, Krabbe. 8. 50 Pf.

Das Getreide-Monopol als beste Lösung der socialen Frage. Berlin, Feldmann's Verlagsanstalt. Gr. 8. 40 Pf.

Gindely, A., Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630. 1ster Bd. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 M. 40 M.

Grimm, H., Das Leben Raphael's. 2. Ausgabe des 1. Bandes und Abschluss in 1 Bande. Berlin, Hertz. Gr. 8. 9 M.

Hackländer, F. W., Sternschnuppen. Illustrirt von E. Klein. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 M.

Haggenmacher, O., Sebastian Frank, sein Leben und seine religiöse Stellung. Eine Studie aus der Reformationszeit. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 80 Pf.

Hensel, J., Das Leben. Seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. I. Die Fortdauer der Ueberzeugung. Physikalisch erklärt zum praktischen Nutzen für Ackerbau, Forstwirthschaft, Heilkunde und allgemeinen Wohlfahrt. Hierzu eine Beilage „Theorie der Lebens-Chemie in Figuren". Christiania, Huseby u. Comp. 1885. Gr. 8. 15 M.

Hildebrandt, E. J., Freuden und Leiden des Feldzuges 1870—71 und der Okkupation. Memorandum. Berlin, E. Prager. 12. 50 Pf.

Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 3 M.

Janson, K., Er und Sie. Marit Skjölte. Zwei norwegische Dorfgeschichten. Nach der 6. Auflage der autorisirten Kopenhagener Ausgabe. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, Heinsius. 8. 5 M.

Klassizismus oder Materialismus? Von einem Unbefangenen. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 1 M.

Knauth, F., Das Werrathal von Kreuzburg bis Münden. Mit 5 Photolithographien nach Aufnahmen von F. Tellgmann und O. Tellgmann. Mühlhausen i. Th., Heinrichshofen. 8. 1 M. 50 Pf.

Kohn, S., Des Stadtschreibers Gast. Gerettete Ehre. Zwei Erzählungen. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Kretzer, M., Drei Weiber. Berliner Kultur- und Sitten-Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Ortmann, R., Meine Bühnen-Erlebnisse. Wahrheitsgetreue Memoiren von H. Püsterich, Theaterdiener am Stadt-Theater zu Ypsilon. Herausgegeben und eingeleitet von R. O. Berlin, Friedrich Nachf. 8. 4 M.

Die internationale Polarforschung 1882—1883. Die österreichische Polarstation Jan Mayen, ausgerüstet durch Se. Exc. Graf Hanns Wilczek, geleitet vom k. k. Corvetten-Capitän E. Edlen v. Wohlgemuth. Beobachtungs-Ergebnisse, herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1ster Bd. Mit 4 Karten, 15 Tafeln und 10 Holzschnitten. Wien, Gerold's Sohn. Imp.-4. 36 M.

Resch, P., Die Entwickelungsstufen der Volkswirthschaft. Studie. Graz, Moser. 4. 3 M.

Reuß, Elly (E. Relly), Erreichte Ziele. Ein Familien-Roman. 2 Bde. Bernburg, Bacmeister. 8. 6 M.

Ruß, K., Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt, in Lebensbildern geschildert. Mit 120 Abbildungen in Farbendruck. 1ste Lfg. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 M.

Schober, K., Quellenbuch zur Geschichte der östereichisch-ungarischen Monarchie. Ein historisches Lesebuch für höhere Schulen und für jeden Gebildeten. 1ster Thl. Von der ältesten Zeit bis zum Aussterben der Babenberger. Aus den Quellen zusammengestellt und mit Uebersetzungen sowie mit erläuternden Noten versehen. Wien, Hölder. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Zwischen Donau und Kaukasus. Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres. Mit 215 Illustrationen in Holzschnitt und 11 colorirten Karten, hiervon 2 große Uebersichtskarten. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Lex.-8. à 60 Pf.

Schweninger, E., Gesammelte Arbeiten. 1ster Bd. Mit Illustrationen im Text. Berlin, Fischer. Gr. 8. 10 M.

Sepp, J., Der Militär-Flüchtling oder die Isarwinkler im Franzosenkrieg 1870. Tragi-Komödie. München, Lindauer. 8. 60 Pf.

Spitta, F., Heinrich Schütz. Eine Gedächtnissrede. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. Gr. 8. 40 Pf.

Stommel, K., Die Kunst gesund zu werden. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Trömner, R., Wilhelmshöhe. Eine Schilderung in Hexametern. Kassel, Freyschmidt. 8. 1 M.

Wallaschek, R., Ideen zur praktischen Philosophie. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M.

Wohlwill, A., Georg Kerner. Ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Mit Kerners Bildnis in Stahlstich. Hamburg, Voß. Gr. 8. 3 M.

Zeitlinger, Z., Die Schlafcigarette. Sanitäre Novität. Wien, Huber u. Lahme. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 130 bis 136.

Die Ermordung der Porro'schen Expedition. — Das österreichisch-ungarische Zoll- und Handelsbündniß. — Civilrechtliche Verhältnisse der Niedergelassenen und Aufenthalter in der Schweiz. — Der Handels- und Seeverkehr in Griechenland. — Von der griechisch-türkischen Gränze. — Böse Anzeichen. — Die gegenwärtige Streitbarkeit der deutschen Kriegsflotte. (I.)

Das Heimstättenrecht. — Pestalozzi als Sociolog. Von Dr. J. Kreyenbühl. — Wanderungen im Malayischen Archipel und Neu-Guinea. — Hermann Vámbéry: Das Türkenvolk. — Wie man Kunstwerke genießen soll. (I.) — Wiener Briefe. (CC.) — Das deutsche Südwestafrika. — Die Ausstellung der ethnographischen Sammlung von Dr. Fiusch in Berlin. Von M. Uhle. — Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1709. Von G. Wolf. — Zur theologischen Literatur. — Torre de' Specchi. Von C. W. Th. Fischer. — Helferts Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1848. (I.) — Schliemanns „Tiryns“ und die „Hellenische Gesellschaft“.

Zu den bayerischen Kammerverhandlungen über die Errichtung einer staatlichen Mobiliarversicherungsanstalt. — Zur Orientirung über die wirthschaftliche Lage Serbiens.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen.

Von

H. L. W.,

Königlich Preuß. Hauptmann und Compagniechef.

Zweite Auflage.

Nach den Erfahrungen der neuesten Kriege vollständig neu bearbeitet

von einem deutschen Stabsoffizier.

Mit in den Text gedruckten Abbildungen, lithographirten Plänen und Tafeln.

8. Geh. 14 M.

Nachdem dieses Werk in der ersten Auflage schon seit längerer Zeit vergriffen war, ist es nun von dem Bearbeiter der zweiten Auflage gänzlich umgestaltet und fast auf das Dreifache erweitert worden. Dabei wurde namentlich das praktische militärische Bedürfniß in erschöpfender Weise berücksichtigt und so ein Lehrbuch des gesammten Militär-Eisenbahnnetzes geschaffen, das zum Studium dieses gegenwärtig so wichtigen Zweigs der Kriegswissenschaft unentbehrlich sein dürfte.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Der Alte von Weimar. **Göthe's Leben und Werke von 1808 bis 1832.** (Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria-Laach — 35. 36.) Gr. 8. (XIV u. 296 S.) 3 M. 80 Pf.

Bildet eine Fortsetzung zu desselben Verfassers:

Göthe's Jugend. Eine Culturstudie. (Ergänzungshefte — 10.) Gr. 8. (IV u. 154 S.) 2 M.

Göthe's Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien. 1775—1790. (Ergänzungshefte — 19. 20.) Gr. 8. (VIII u. 376 S.) 4 M. 80 Pf.

Göthe und Schiller. Weimars Glanzperiode. (Ergänzungshefte — 33. 34.) Gr. 8. (VIII u. 293 S.) 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Türkenvolk

in seinen ethnologischen u. ethnographischen Beziehungen geschildert von

Hermann Vámbéry.

Mit zwei Tafeln und mehrern Holzschnitten. 8. Geh. 18 M.

Zum ersten mal erscheint hier eine ethnographische Darstellung, welche das gesammte Türkenvolk umfasst und die Beziehungen seiner einzelnen, vielverzweigten Stämme zueinander klarzulegen unternimmt. Professor Vámbéry, im Besitz ausgebreiteter Sprachkenntnisse und durch wiederholte Reisen mit den localen Verhältnissen Mittelasiens genau bekannt, war wie kein anderer zu einer solchen Darstellung berufen, und da die Türken bei den gegenwärtigen politischen Conflicten in Asien wie in Europa eine so wichtige Rolle spielen, darf um so mehr das allgemeinste Interesse für das vorliegende Werk erwartet werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Nationen.

Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen.

Von

Walter Bagehot.

Zweite verbesserte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 4. Band.)

In einer der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode verwandten Betrachtungsweise erörtert der Verfasser dieses in zweiter Auflage vorliegenden Werks Probleme der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit, für welche es an historischen Documenten fehlt. Seine Untersuchungen gewähren jedem denkenden Leser eigenthümliches und vielseitiges Interesse, ja bilden gewissermassen den Anfang zu einer neuen Wissenschaft.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1886. Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 3. Juni 1886.

Inhalt: Gedichte und Dichtungen. Von Robert Waldmüller. — Ueber Grönland und Neuguinea. Von Alfred Kirchhoff. — Ein neuer plattdeutscher Roman. Von Reinhold Ortmann. — Historische Werke. Von Arthur Kleinschmidt. — Zur Psychologie und Naturwissenschaft. — Philosophische Essays. Von Konrad Hermann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gedichte und Dichtungen.

1. Kalypso. Von Xanthippus. Mit einem Lichtdruck nach einer Zeichnung von F. Kirchbach. München, Heinrichs. 1886. 8. 1 M.

Das sehr ansprechende Bild, welches dem nur 25 Seiten langen Gedicht vorgeheftet ist, erweckt die Vermuthung, der Inhalt des letztern gelte ausschließlich dem von Homer erzählten Abenteuer des göttlichen Dulders, vielleicht in neuer, vollkommener Uebersetzung. Insofern thut das Bild dem Gedicht Schaden. Der Verfasser hilft indessen durch ein liebevolles Vertiefen in die südliche Natur über die Enttäuschung weg und schildert dann mit lebhaften Farben wie er einmal nachts, von einem Schiffer begleitet, hinausgerudert sei aufs gerathewohl längs der griechischen Küste und wie er dort zunächst einer Felseninsel „allmählich aus des Meeres Fluten" ein Weib dem Wasser habe entsteigen sehen, das sich bald darauf mit „schmelzend schöner weicher Stimme" als die Nymphe Kalypso kundgab, indem sie ihn mit den Worten ansprach:

Dich hat dein Schicksal hergeleitet;
O hätt'st du nimmer mich gesehn!
Denn daß du's thatest, weiht dich ein
Zu Schmerzen einzig groß und selten,
Denn aller Vor- und Nachwelt Jammer
Zum eignen sollst du nun verdauen.

Sie erzählt dann mit Abkürzungen — denn, sagt sie,

Du kennst Odysseus aus den Liedern
Der Kindheit —

was ihr alles mit dem holden Fremdling von den Göttern beschieden worden,

Er war nicht unempfindlich, glaub' mir,
Nein, unempfindlich war er nicht . . .

und weiter:

Wie sorgt' ich, ach, für ihn so gern!
Wie selig war's, den Fuß zu waschen,
Das Bad zu rüsten und das Bett,
Wie selig ihm die Menschenspeise
Nach Menschenweise zuzurichten,
Die er mich lehrte kochverständig! —

und endlich, nachdem er sie verlassen hatte, wie sie „in sehnsuchtswachen Nächten"

ihm dalag hingebreitet,
Als müßt' er seine Gattenrechte
Der Göttin-Sklavin abverlangen. . . .

Schließlich

Taucht sie langsam wieder nieder;
Noch aus den Wellenkreisen grüßt mich
Wie Glanz des Monds ihr sinkend Bild.

Ich neige mich, da schwankt der Kahn,
Der Fährmann rafft sich auf und spricht:
Es wird doch kühl, wir müssen rudern.

Und bald erhob sich frischer Wind,
Der schnellen Flugs uns trieb dahin.
Ich aber hüllte fest mich ein
Und lang umgaukelt von dem Wunder,
Das ich erlebt, schlief ich doch endlich. . . .

Die Besprechung ist länger geworden als sich's durch das Gedicht selbst rechtfertigen dürfte. Es sind demselben jedoch eine beträchtliche Anzahl Recensionen über andere, in demselben Verlag erschienene Hefte oder Bücher angehängt, Recensionen, in denen einmal gesagt wird, Xanthippus sei das Pseudonym für „Franz Sandvoß, Privatsecretär des deutschen Botschafters in Rom", ein anderes mal aber: Xanthippus sei der Dichtername für Dr. Georg Conrad, welcher eine „realistische Wochenschrift" unter dem Titel „Die Gesellschaft" herausgebe, wie es scheint seit 1885. In einer jener Recensionen heißt es: „regelmäßig, wenn man die Genialität und den Idealismus der einzelnen, die nie versagende Fülle des Talents in Deutschland mit

der stumpfen Gleichgültigkeit der Masse vergleicht, durch die allein der materielle Nothzustand der deutschen Poesie im Vergleich mit England und Frankreich erzeugt wird — bekommt man einen wahren Ekel vor dieser jetzigen deutschen Nation, in welcher der Gamaschenknopf und die Zopfperrüke sich als höchste Rangstufe der Civilisation blähen . . ."

Vorausgesetzt, daß der Verfasser der „Kalypso" mit dem Herausgeber der erwähnten „realistischen" Wochenschrift identisch ist, kann, nach der mitgetheilten Auslassung eines seiner Mitarbeiter, ein kurzer Hinweis auf das störend Realistische in dem Gedicht „Kalypso" wol auf allgemeine Beachtung Anspruch erheben. Natürlich ist zuzugeben, daß in Deutschland weit weniger Bücher, und namentlich „poetische", gekauft als gedruckt werden und daß die Poeten dabei zu kurz kommen. In Frankreich und England hat die Mehrzahl der Poeten zwar auch zu allen Zeiten ähnliche Klagen erhoben und den wenigen Lieblingen des Publikums, wenn sie nicht trotz dieser Gunst Hunger litten, gegrollt. Aber es ist ja bei dem Reichthum einer während so mancher Jahrhunderte im unbestrittenen Besitz des Welthandels gewesenen Nation wie die englische nur zu begreiflich, daß sie kauffähiger ist als die deutsche, deren Gebiet fast unablässig der Kriegstummelplatz fremder Völker war; nicht minder, daß die Verbreitung Englands über alle Welttheile den in englischer Sprache geschriebenen Büchern einen Absatz sichert, an welchen der deutsche Absatz unmöglich heranreichen kann. Was Frankreich betrifft, so hat es bekanntlich erst in allerneuester Zeit seinen Vorsprung im Punkte des Tonangebens, des Modemachens, des Chic sich vermindern sehen, was nicht verhindert, daß die französischen Bücher, dank der langjährigen Bevorrechtung des Französischen wenn nicht als Umgangssprache der Gebildeten aller Nationen, so doch wenigstens als schwer entbehrliche Sprache ihres geistigen Besitzstandes, in England wie in Rußland, in Deutschland wie in Italien, in Polen wie in Spanien, in Dänemark wie in Rumänien und Serbien ein breites Absatzgebiet haben und noch lange haben werden, während die Franzosen selbst, weil sie dem Erlernen fremder lebender Sprachen abhold sind, fast nur ihre eigenen Autoren lesen — selbstverständlich zu großer Befriedigung derselben; wenn auch nicht eben zum Vortheil der geistigen Fortschritte der Nation. Wer diese, durch niemand von einem Tage zum andern völlig umzugestaltenden Verhältnisse sich einigermaßen klar macht, sollte doch wol mit einigem guten Willen dahin gelangen, seinen „Ekel vor dieser jetzigen deutschen Nation" zu bewältigen.

Wir wollen hier nur noch wenige Bemerkungen über die „realistische" Seite des Gedichts „Kalypso" einfügen, insofern die Annahme nicht wohl abweisbar ist, als verspreche man sich durch „realistische" Poesie wie durch „realistische" Wochenschriften eine Verallgemeinerung des bisher nicht ausreichenden Interesses für die „jetzige deutsche" Poesie. Einige der realistischen Fäden, welche Xanthippus in seine Erzählung zu verweben für rathsam hielt, wurden oben bereits citirt: allen Jammer der Vor- und Nachwelt sollst du verdauen; du kennst Odysseus aus den Liedern der Kindheit, also du hast im Gymnasium von ihm schon gehört u. s. f. Noch viel fraglicher poetisch aber als die Wirkung dieser realistischen Einschiebsel macht sich die Zumuthung geltend, die ganze Begegnung des Verfassers mit der Nymphe als etwas Thatsächliches anzusehen. Zwar

> Mir selber red' ich zu vernünftig,
> Es sei ja Thorheit, sei ja Trug, . . .
> Doch wie ich ringe, loszuwerden
> Das wunderbare Weib, da hör' ich
> Ganz leise und doch ganz verständlich
> Die weiche Stimme schmelzend schön: . . .

folgt nun die lange, schon erwähnte Aussprache des Weibes und dann ihr Wiederuntertauchen, worauf es weiter heißt:

> Ich neige mich, da schwankt der Kahn,
> Der Fährmann rafft sich auf und spricht:
> Es wird doch kühl . . .

Der Verfasser wickelt sich dann in seinen Mantel, und noch lange umgaukelt von dem „Wunder", das er „erlebt" — nicht geträumt! — schläft er endlich ein.

Wenn irgendwo der Realismus schlechte Geschäfte macht, so ist es sicherlich, wo er zugleich uns an ein Wunder glauben machen will. Realistisch hätte im vorliegenden Falle die Schilderung von Anfang bis zu Ende recht wohl sein dürfen, denn im Traum sieht man ja die Dinge ganz so deutlich wie in der Wirklichkeit. Aber der Mann träumt ja nicht, er ist immer hell wach, hat das Weib glänzend aus dem Wasser steigen und sich mit tropfenden Haaren in ein weißes Gewand hüllen sehen, um sich am Ufer hinzustrecken — ganz wie in einer modernen Badeanstalt —, das erforderte das „realistische" Recept — hat dann sich hell wach mit dem Fährmann unterhalten, der sich auf der Schiffsbank „räkelt" und ihm über die Gegend nüchterne Auskunft ertheilt. Man kann nicht wacher sein — so verlangte es die Parole des „Realismus", es mußte gegen die blaue Blume der Romantik auch bei dieser Gelegenheit protestirt werden —, statt eines Traumes ein Wunder!

Und kennt denn nicht jeder Heinrich Heine's Seegespenst? Gibt es einen bessern Wegweiser für diejenigen, welche romantische Stoffe mit der Quintessenz des Realismus erfüllen wollen?

Der Autor der „Kalypso" möge nicht misverstehen, warum seine an sich so anspruchslose poetische Spende zu einem so weitschichtigen Excurs herhalten mußte. Möchte sie recht viele Käufer finden und die Unklarheit über das, was mit dem sogenannten Realismus genützt wird, zerstreuen helfen.

2. Poetisches Skizzenbuch von Karl Heuckell. Mit einem Vorwort von Heinrich Hart. Minden, Bruns. 1885. 8. 2 M. 25 Pf.

Gewidmet ist das Buch „den Brüdern Heinrich und Julius Hart, den muthigen Streitern für eine große und

männliche Poesie". Das Wesen dieser neuen Poesie wird dann in einem Vorwort Heinrich Hart's ungefähr dahin gedeutet, daß, nachdem „unsere Lyrik allgemach zum Gespött der Klugen wie der Narren geworden", es darauf ankomme, daß Dichter erstehen, welche nicht für „die Boudoirs", sondern für „die Männer" schreiben; „unsere Zeit bedarf der Propheten, sie bedarf keiner neuen Höflinge und Spaßmacher". Der Verfasser des „Skizzenbuchs" wird darauf als ein solcher, wenn auch noch in der Gärung begriffener Prophet begrüßt.

Es ist ein weitverbreiteter Irrthum, daß ein poetisch beanlagter Jüngling das Dichten ohne weiteres als einen Beruf betrachten und sich jahraus jahrein ihm ausschließlich widmen könne, ohne auf diese Weise unwiderbringliche Gelegenheiten zum festen und gedeihlichen Fußfassen im Leben zu versäumen. Man blicke sich doch nach denjenigen um, welche diesem Irrthum verfielen. Wie schwer büßten es zumeist selbst die Begabtesten unter ihnen! Und wie unzählig viele richtete dieser Irrthum völlig zu Grunde! Wer daher mit einer poetischen Erstlingsblumenlese in die Oeffentlichkeit tritt, dem sollte vor allem zugerufen werden: sieh dich vor, junger Mann! Deine Freunde sind diejenigen, die dir nicht Weihrauch streuen. Ist es noch Zeit, so vermehre vor allem erst den Schatz brauchbarer Kenntnisse, ohne den du nie und nimmer in der menschlichen Gesellschaft etwas Gedeihliches wirken kannst.

Das vorliegende Büchlein gibt sich als das poetische Skizzenbuch eines Neunzehnjährigen:

Mit neunzehn Jahren in die Welt
Send' ich der Lieder Reigen.

Dies hindert den jungen Mann aber nicht zu rufen:

Ausgejätet
Sei das Alte,
Und gebetet:
Neues walte!

Neues! Im nächsten Gedicht heißt es:

Ich seufze dumpf,
Ich seufze schwer,
Ich finde die Liebe
Auch nimmermehr.

Mein Hirn verbrennt,
Mein Herz schlägt wild u. s. w.

Und kurz zuvor war zu lesen:

In meinem Leibe,
Wie brennt das Blut!
Zu meinem Herzen
Wie frißt die Glut!

Du findst sie nimmer,
Die du erträumt, u. s. w.

Man kann nicht behaupten, daß diese Inspirationen unter der Devise „Neues walte!" auf dem rechten Platze sind.

Vielleicht aber stimmte das unbefriedigte Sehnen nur diese wohlbekannten Weisen an. Sehen wir uns nach dem liebebeglückteren Werber um. Hier ist ein Gedicht „An Louise":

In deinen weichen Armen
Mag selbst der Tod erwarmen
Zum Leben und zur Lust.
O Wonne unermessen!
Die Todten sind vergessen
An deiner Rosenbrust.

Rosenbrust war schon öfter da, aber Rosenbrust ist allerdings neu; bisher hielten die Poeten dies Gebilde der Schöpfung gewöhnlich für Marmor oder Alabaster, wenn nicht gar für Schnee. Suchen wir weiter. Jenny wird wie folgt apostrophirt: „Mädchen, mein Herz ist das wogende Meer" ... das erinnert schon etwas zu sehr an Heinrich Heine. Sehen wir, was er Mathilden zu sagen hat:

Schon hatt' ich's an den Lippen,
Den vollen Zug zu thun,
Schon glaubt' ich an dem Busen
Der Liebe sanft zu ruhn:

Und nun ein solches Enden,
So bitterer Verlust,
Kein Schicksal kann es wenden —
O hätt' ich's eh' gewußt!

Kein Schicksal kann es wenden, könnte wol vielleicht für eine Reminiscenz aus Hebel's schönem Neujahrslied beanstandet werden, aber „O hätt' ich's eh' gewußt!" halte ich für neu.

Für neu möchte ich auch die Art ansprechen, wie dem Verkehr des jungen Dichters mit einer Dienenden in mehren Partien des Gedichts „Maria" eine so prächtige Beleuchtung wird, daß wir uns an den Nil versetzt wähnen:

O seltne Maid mit deinen schwarzen Augen,
Die Thräne stürzt, wenn ich dich seh voll Leid.
Du Feenfürstin sollst zur Sklavin taugen?
So taugt zum Schlamm des Purpurs Herrlichkeit.

Und dabei opfert der dem Realismus gewogene Dichter doch auch kühn einen Theil der Illusion, indem er verständlich auf die Glut des Herdes anspielt, welchen Maria vermuthlich zu hüten hat:

Laß mich voll Hast in deinen Locken wühlen,
In wilden Wogen rollt mein gährend Blut,
Laß meine Stirn' sich an der deinen kühlen! —
Doch färbt dein Antlitz ja die gleiche Glut.

Für neu halte ich auch die Art wie der Verfasser das Wort Jüdin oder Semitin zu umschreiben weiß; er singt:

Die du Rebekka's Schos entsprossen,
Jäh hat des dunkeln Auges Strahl
In meine Brust —

eine Wendung, die wol zwar an Abraham's Schos erinnert, aber keineswegs dasselbe besagen will.

Sehen wir uns nun unter denjenigen Gedichten um, welche zu einem Schluß auf die eigentliche Natur des jungen Mannes berechtigen. Um mit der erotischen Seite abzuschließen, hier noch einige Citate:

Götter, hört mich
Wie ich flehe,
Gebt ein Mädchen
Mir zur Wahl ...

In einem andern Verse spricht er den Wunsch aus:

Einer Einz'gen
Sich zu weihn.

Wieder heißt es, mit leisem Anklang an Papageno's „Ein Mädchen oder Weibchen":

Ein Mädchen treu zu lieben
Ist mein geheimes Flehn,
Damit den losen Trieben
Ein Ende mag geschehn.

Dies flüchtige Erhaschen,
Der flatterhafte Sinn,
Dies bienenhafte Naschen,
Fahrt hin, fahrt hin, fahrt hin!

Freilich, „ein heißer Kuß auf Mädchenmund öffnet die Pforten des Himmels schneller, denn tausendjährig Gebet", so sagt er uns in Prosa, aber das ist nicht buchstäblich zu verstehen, er zählt keineswegs zu den Gottesverächtern, thut sich wenigstens nichts darauf zugute:

Ach, ich habe meinen Werth vergessen,
Bin in der Verräther Rath gesessen,
Habe frech dem lichten Gott geflucht,
Und bethört der Liebe Nacht gesucht. . . .

Meine Seele, die das Licht verlor,
Meine Seele schreit zu Gott empor.

Und wieder an anderer Stelle:

Freudig rührt die Schwingen,
Wer um Gnade bat,
Grabesdeckel springen,
Wenn der Heiland naht.

Wenn er aber eben zu einem Entschluß verständiger Art gekommen zu sein scheint, gesteht er gleich darauf wieder:

Ich weiß nicht, was ich thun,
Und was ich lassen soll.

Dem Grunde dafür dürfte er in dem Gedicht „Die blaue Blume" auf die Spur gekommen sein, ohne allerdings diese Einsicht sich zu Nutze gemacht zu haben — er hatte eben zu früh zu lernen aufgehört:

Mit funfzehn Jahren ging ich aus
Und suchte die blaue Blume . . .

Die Bücher warf ich weinend fort,
Sie wußten mir nichts zu sagen . . .

Auch was die „Blätter für literarische Unterhaltung" ihm hier sagen, wird ihm ohne Zweifel ebenso nichtssagend erscheinen wie der Inhalt der Bücher, die er schon mit funfzehn Jahren fortwarf. Da er aber einer von vielen ist, die auf einem so unersprießlichen Wege ins Leben hineinstürmen und durch gedankenloses Lob sich um die besten Jahre ihrer Entwickelung bringen lassen, so mag auch noch für die Besprechung des polemisch gearteten Theils seiner Gedichte etwas Raum in Anspruch genommen werden, wenn nicht ihm, so doch vielleicht andern zur Beherzigung. Daß dem „Alten" der Garaus gemacht werden soll, wurde schon erwähnt. Karl Henckell hat sich deshalb andern Gleichgesinnten zur Verfügung gestellt:

Weiter, weiter,
Wackre Streiter!
Bin euch treuester
Begleiter!

Wen wird er zunächst in den Sand setzen? Natürlich Georg Ebers:

Der schreibt ägyptische Romane
Und preßt mit seltner Energie
Hervor aus nadeldünnem Krahne
Das Wasser seiner Poesie. . . .

„Krahne" ist wieder neu. Bisher galt dies Wort für einen Gegenstand, welcher zum Aufwinden von Lasten diente. Aber „weiter weiter, wackre Streiter!"

Das nächste Opfer ist Oskar Blumenthal:

Viele tausend Mark
Hast du eingesteckt
Für den leidigen Quark,
Den du ausgeheckt.

Nun wird Paul Lindau gespießt:

Es lebe die Reclame,
Die Göttin dieser Welt!
Paul Lindau ist mein Name,
Ich bin ein großer Held.

Es sammelt sich das Baare,
Es reiht sich Chec an Chec,
Das ist das einzig Wahre,
Und sonst — hat's keinen Zweck!

Felix Dahn, Friedrich von Bodenstedt sind der Nachtrab, welcher übergeritten werden muß.

Mirza Schaffy wird angerannt:

Und wenn dich einer Meister heißt,
So ist's ein Flegel ohne Geist, . . .

Ich aber, les' ich's, bei Dante und Goethe,
Vom Wirbel zur Sohle erröthe.

Daß auch die Sohle mit erröthe, ist wieder neu; man wähnte sonst nach dem Sprichwort kalte Füße heißer Kopf, daß beim Erröthen das Blut nur zu Kopfe steige.

Wie soll Karl Henckell sich nun über Geibel äußern? Der Dichter der Kaisermahnrufe war kein Neuer, aber auch kein Alter. Alle Welt aber hat bei Geibel's Tode in die Leier gegriffen. Eine Sourdine aufzusetzen, ist also jedenfalls an der Zeit. Weiter, weiter, wackre Streiter, bin euch treuester Begleiter!

Und so heißt es denn in den vier Strophen, welche dem „sanften Schwan" gewidmet sind, gütig und nachsichtsvoll:

Mit schmalem Pfunde, das dir Gott gegeben,
Hast du gewuchert als ein guter Knecht . . .

Und wieder:

Wohl durftest du die Palme nicht erringen,
Die nur des Genius Stirne hold berührt —

worauf dann mit der Parole „Nicht schüchtern mehr!" versichert wird:

stolz erschallt der Jungen
Kraftbrausender, hochschwebender Gesang.

Zum Schluß, mit Uebergehung der im Dienste des exacten „Realismus" geschriebenen Gedichte Karl Henckell's, noch einige Worte über die Schwierigkeiten, welche sich ihm entgegenstellen, wenn er der Menschheit Jammer besingen soll. Er hat sich dadurch zwar nicht zurückschrecken lassen, er hat ein „Lied des Steinklopfers" gedichtet, auch eins, das „Der Orgeldreher", ein anderes, das „Der Bettler" betitelt ist und Aehnliches; sogar ein „Lied vom Arbeiter" ist da. Aber diese Stoffe sind für ihn eigentlich bloße Schulschemen; ihm fehlt dafür wegen seiner ganzen Lebenslage der rechte Beruf, und so kommt es denn in dem Gedicht „Wunsch" zu folgenden eigenthümlichen und insofern wiederum „neuen" Stoßseufzern:

O wär im Elend ich geboren,
Des ärmsten Mannes ärmster Sproß. . . .

O hätt' ich mit der Milch gesogen
Der Armuth zehrend Schlangengift. . . .

O Qual, der Knechte Leid zu singen,
Dem, der nicht Sohn des Elends ist!

Aber wenn er auch im Elend geboren worden wäre, wenn er auch mit der Milch (gleichviel welcher) zehrend Schlangengift gesogen hätte, wenn er solcher Art das Zeug zum Dichten von Arbeitermarseillaisen in sich fühlte, was hülf' es?

Sänftigt dein Wort der Millionen Weh?
Ach nein, sie schwitzen Blut, indeß du dichtest!
Was frommt es, daß du benedeist und richtest?
Was nützt ein Balsamtropf im Thränensee.

Balsamtropf steht wirklich da, und diese Besprechung, welche für die Bedeutung des Büchleins unverhältnißmäßig lang, aber für die Würdigung des „kraftbrausenden, hochschwebenden Gesanges der Jungen" eher noch zu kurz ist, könnte mit jenem ebenfalls wiederum „neuen" Worte Balsamtropf! unnachsichtig schließen.

Aber unser Bedauern über eine auf falsche Wege gerathene, ja im höchsten Grade irregeführte poetische Beanlagung ist größer als unsere Neigung weh zu thun. Und so sei der Verfasser an die edlern Seiten des Dichterberufs mit den Worten eines „Alten" gemahnt, nämlich Rückert's:

Die Poesie ist Gold; ein Weniges vom holden
Metall, mit Kunst gedehnt, reicht Welten zu vergolden.

Hauch Gottes, Poesie, o komm' mich anzuhauchen,
In deinen Rosenduft die kalte Welt zu tauchen.

3. Für Wen? Gedichte von Maximilian Rudolph. Leipzig, Baldamus. 1886. 12. 4 M.

Ein besonders schön ausgestattetes, fast 300 Seiten starkes Buch, leider entstellt durch eine Menge wunderlicher grammatikalischer und anderer Neuerungen. Hier nur einige derselben, wobei bemerkt werden mag, daß es sich keineswegs um Dialektpoesie handelt; z. B.: „in deinem Herz(en)"; „dein'(er) schelmischen Augen"; „zum rosenroth(en) Mündchen"; „an meine lebend'(e) Brust gedrückt"; „das erst'(e) Vergißmeinnicht"; „gebiete Halt dem ewigwährend'(en) Kreisen"; zum fromm'(en) Gebet"; „jed(es) Plätzchen"; „doch will ich erzählen mein'(en) Kummer und (mein) Leid".

Nicht so völlig ungewöhnlich ist die von dem Verfasser beliebte Verbindung des Dativs mit der Präposition „um", statt des üblichen Accusativs:

Still rastend darf nach wildem Flug
Nun all mein Sehnen um dir weilen.
Jed' Plätzchen ist mir groß genug,
Kann ich's zusammen mit dir theilen.

Brockes, Körte, Gleim, Hermes u. a. haben ebenfalls dem Dativ den Vorzug gegeben. Dagegen bleibt es räthselhaft, zu welchem Zweck mitten in dem Buche hier und da ein Blatt völlig unbedruckt geblieben ist, etwa wie zur Zeit der ärgsten Censurstrenge. So unterbrechen z. B. zwei weiße Seiten den Gang des Gedichts „Ein Gedenktag". Darin heißt es auf der ersten Seite:

Wie war's bei uns? Sprich, Weibchen! Schau' dich um
Im süßen Heim! Das wird die Antwort zeigen! —
Hast du's geglaubt, daß ein Decennium
Wol alles dies könnt' machen uns zu eigen? —

Dann sollen wir zwei unbedruckte Seiten überspringen auf der dritten Seite erst die Fortsetzung finden:

So laß uns gehn, die Hände fest uns reichen;
Heut winkt die Myrte uns noch grün und weiß;
Wenn wir erreicht das nächste Meilenzeichen
Schmückt Silberglanz das duftig grüne Reis!

Aehnliches wiederholt sich ohne erkennbare Absicht mehrmals.

Im ganzen empfängt man von dem Buche den Eindruck, daß der Verfasser sich nicht förmlich in den Dienst der Musen begab, sondern irgendein redliches Tagewerk betrieb, nun aber doch am Abend eines arbeitsamen Lebens sich und den Seinen zur Freude einmal gedruckt und gebunden sehen wollte, was er so hin und wieder in poetisch erregten Stunden zu Papier brachte. Das Buch enthält denn auch manchen Sinnspruch, der den erfahrenen Mann bekundet, und so mögen diese kurzen Bemerkungen mit einem solchen Spruche schließen:

Hand und Herz.

Gar schlimm ist's, wenn die Hand beginnt,
Was nicht das Herze gut geheißen,
Wenn nicht das Herze recht besinnt,
Was es zu thun der Hand möcht' weisen.

„Zur Hände Werk des Herzens Schlag
So ganz in rechtem Takt gehalten!" —
Dann wird, was auch erfassen mag
Der Mensch, zum Guten sich gestalten.

4. Aus meinen Mußestunden. Von Hermann Julius Siemssen. Hamburg, O. Meißner. 1885. 8. 2 M.

Der Verfasser ist Arzt in Hamburg und hat als solcher bereits vor zwei Jahrzehnten „Ein Gedicht- und Liederbuch für praktische Aerzte" erscheinen lassen. Auch schrieb er eine Posse „Der Musikteufel", ein Lustspiel „Das Duell oder Angeführt" und anderes. Das vorliegende Büchlein schließt mit dem Gedicht „Der alte Zecher":

Alles habe ich getrieben:
Tanzen, Spielen, Kegelschieben,
Reiten, Jagen, Trinken — Lieben.
Doch mir ist von all den Sachen,
Die der Jugend Freude machen,
Nur das Trinken noch geblieben.

Drum ein Hoch dem Saft' der Reben,
Ihn will ich im Lied erheben,
Der uns nie verläßt im Leben,
Der, wenn alles sonst verschwunden,
Noch allein in heitern Stunden
Kann dem Alter Freude geben.

Vorauf geht ein Sprüchlein:

Nachdem das Leben ich durchschaut,
Bin ich davon nicht so erbaut,
Daß mir vor meinem Tode graut.

Da die meisten deutschen Lyriker an zu großer Jugendlichkeit leiden, so wird es manchen interessiren, aus diesem Büchlein zu ersehen, wie unser kleiner Erdball sich in dem Kopf eines erfahrenen und dabei noch lebensheitern Mediciners spiegelt. Zu solchem Zwecke sei es bestens empfohlen.

Noch eine beiläufige Bemerkung. In dem Gedichte „Arthur Schopenhauer" hat der Verfasser das bekannte „Homo sum: humani nihil a me alienum puto" wol nur aus Rücksicht auf das Metrum aus Pindar statt aus Terenz entlehnt

Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches mir fremd,
Sprach Pindar einst, der Dichter....

Vielleicht läßt sich die Zeile für eine zweite Auflage doch noch umbauen. Hier und da wäre auch wol noch an anderm nachzubessern, zumal wir die schöne Wahrheit ausgesprochen finden:

Und wär' die Wohlthat noch so klein,
So sollst du dennoch dankbar sein;
Doch wer dir deine Fehler weist,
Verdienet deinen Dank zumeist.

Aber ein anderes ist die Theorie, ein anderes die Praxis; nehmen wir den praktischen Arzt also lieber nicht zu strenge beim Wort.

5. Askania. Vaterländische Gedichte von Wilhelm Hosäus. Köthen, Schettler. 1885. 8. 3 M.

Die Bezeichnung „vaterländische" ist, wie schon der Titel „Askania" errathen läßt, vor allem auf das engere Vaterland des Dichters, auf das freundliche und geschichtlich erinnerungsreiche Ländchen Anhalt-Dessau zu beziehen. Der Inhalt des Büchleins ist denn auch vorwiegend historischen und localen Ereignissen gewidmet, welche dies Gebiet angehen, doch liegt in solcher Beschränkung ein freundlich anmuthender Reiz, und die leicht fließenden Verse des Verfassers erfreuen nicht minder wie sein warmer Patriotismus.

6. Armeleutslieder. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1885. 8. 2 M.

Ein Büchlein in dünnem schwarzen Einband, weiß und roth, darüber hin ein Streifen mit dem Titel. Also die Reichsfarben. Reichstreu ist auch der Inhalt. Das vorletzte Gedicht ist „Landesvater" überschrieben und preist in einfacher Weise unsern Kaiser Wilhelm, das letzte will Vertrauen wecken für die Socialreform des Kanzlers, ein anderes der Schlußgedichte weist die Europamüden auf die deutschen Gebiete hin, die jenseit des Meeres der deutschen Einwanderer warten. Der Verfasser hat ein warmes Herz für unser Volk und legt auf den 128 eng gedruckten Seiten Zeugniß von der Liebe ab, mit der er sich in das Kleinleben der untern Stände versenkte. Seine poetische Begabung genügt dem angestrebten Zwecke, sodaß man wol hoffen darf, daß er die Freude haben wird, hier und da die Körner, die er ausstreut, keimen zu sehen. Freilich ob arme Leute seine Leser sein werden, ist fraglich. Sie wollen vielleicht auch anderes lesen als ihre eigenen Erlebnisse. Solche Volksfreunde aber, welchen Mittel und Wege zur Verfügung stehen, um das Büchlein in die rechten Hände zu bringen, seien auf dasselbe hiermit aufmerksam gemacht.

Robert Waldmüller.

Ueber Grönland und Neuguinea.

1. Grönland. Seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste. Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition im Jahre 1883, von A. E. Freiherrn von Nordenskiöld. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 24 M.

Bereits während der Ueberwinterung der Vega im Eis am Tschuktschenstrand und auf ihrer Heimfahrt erwog der unermüdliche Nordenskiöld mit seinen wissenschaftlichen Begleitern die Frage, „wo das nächste mal gegen die Eisfesten der Polarländer Sturm zu laufen sei". Die Ansichten hierüber gingen selbst im kleinen Kreis der Vegamänner weit auseinander. Als aber kurz nach der Rückkehr der Vegaexpedition der Mäcenas polarer Forschung, der Großhändler Oskar Dickson in Gothenburg, seinem Freunde Nordenskiöld abermals reichliche Mittel zur Verfügung stellte für Fortsetzung der nordischen Forschungsfahrten, da entschied sich letzterer für Wiederaufnahme der Grönlandforschung, weil namentlich die Untersuchung des fast überall noch völlig unbetretenen Innern jener riesigsten Insel der gegenwärtigen Erdbildung schon längst die beiden Freunde aufs lebhafteste interessirte.

Professor Nordenskiöld ist nicht ein Mann, der auf seinen Lorbern auszuruhen liebt. Das weiß jeder, der ihm einmal in sein energisches Antlitz geschaut hat. Aber

er liebt es, sich feste und erreichbare Ziele zu setzen. Dem Nordpol zuzustreben, hält er für aussichtslos bei unsern derzeitigen Hülfsmitteln; darum kehrt er diesem Ziele schwärmerischen Ehrgeizes den Rücken. Immer will er allein der Wissenschaft dienen, nicht durch wagehalsige, selbst bei günstigstem Verlauf praktisch nutzlose Abenteuer, die nicht nur sein, sondern auch seiner Genossen Leben gefährden, eitlem Ruhme nachjagen. Diesmal also galt sein Plan dem Zwillingsbruder Skandinaviens, Grönland; denn den Bestand aus vorwiegendem Gneisfelsen, die Fjordenküsten, in deren innerste Nischen blinkende Gletscher einmünden, haben diese beiden Nordlande auffällig miteinander gemein; mit mehrere Hektometer hohem Inlandeis war — so lautet das Ergebniß der modernen Erforschung der Eiszeitprobleme — einst auch Skandinavien ganz und gar bedeckt, als schon der Mensch auf Erden weilte. Deckt nun wirklich ein solcher zusammenhängender Panzer von Gletschereis das ganze grönländische Binnenland bis auf einige Felskuppen („Nunataker", wie sie die grönländischen Eskimos nennen), die gleich Oasen aus der Eiswüste hervorragen? Das letztere glaubte Nordenskiöld aus theoretischen Gründen anzweifeln zu müssen. Ob die Thatsachen diese Zweifel bewährten, das war das Hauptproblem, welches die für 1883 ins Auge gefaßte neue Grönlandfahrt lösen sollte. Dazu kamen noch zahlreiche andere Aufgaben bezüglich der jetzigen Landesnatur Grönlands, des Schatzes seiner merkwürdigen Versteinerungsreste, welche einstmaliges Urwaldgrün da nachweisen, wo jetzt ewiges Eis den Boden einhüllt, endlich die viel erörterte Frage nach der örtlichen Vertheilung der mittelalterlichen Normannenansiedelungen an Grönlands Küsten.

Ein mäßig großer Eisendampfer, die „Sofia", welche schon 1868 an einer schwedischen Polarexpedition theilgenommen hatte, nun aber dem Winterpostverkehr auf der Ostsee diente, wurde auf Nordenskiöld's Gesuch vom König als Expeditionsschiff hergeliehen und hat trotz aller gegentheiligen Urtheile selbst gewiegter Polarfahrer vollkommen dem Vertrauen entsprochen, welches Nordenskiöld in ihre Seetüchtigkeit gesetzt hatte. Mit einem Stabe von sechs Fachmännern und einer wohlerlesenen kleinen Schar von Seeleuten, auch zwei Lappländern (die auf ihren Schneeschuhen gute Dienste zu leisten versprachen für die Erkundung des grönländischen Binnenraums), ging Nordenskiöld auf diesem Schiff am 25. Mai 1883 von der schwedischen Küste aus in See.

Ueber Nordschottland und Island fuhr man gegen die Ostküste Grönlands, deren vorgelagerte Eisbarrière erwartetermaßen sich undurchdringlich zeigte; bis unter den 69. Breitengrad wurde dann noch die Westküste Grönlands gemeinsam befahren. Hier, im Tasiusarsoak-Fjord, trennte sich anfangs Juli die Expedition: Nordenskiöld begann mit neun Mann von da aus seine beherzte Wanderung quer landein auf das Inlandeis, während Nathorst an Bord der Sofia zu weitern Küstenforschungen nordwärts fuhr.

Da man einen photographischen Apparat mitgenommen, konnten in wünschenswerther Fülle genaue Aufnahmen der Landschaft und der Scenerien, welche die Expedition selbst auf dem Inlandeis schuf (das Zeltleben mit dem Kochen auf dem Eis, die geodätischen Aufnahmen mitten im extemporirten Zigeunerlager neben den an der Leine über dem Eis trocknenden Kleidungsstücken u. s. w.), auch der textlichen Schilderung des in Rede stehenden Werks eingefügt werden. So werden wir denn an der Hand einer lichtvollen Ueberschau über alle bisherigen Versuche in das grönländische Innere einzudringen und angesichts des trefflich illustrirten Berichts über Nordenskiöld's eigene Inland-Eiswanderungen, sowol diejenigen der siebziger Jahre, als die nunmehrige, in eine recht klare Erkenntniß dieser unermeßlichen Eisdecke eingeführt mit ihren zu Flüssen und Seen sich sammelnden Schmelzwässern der Oberfläche, die ab und zu in tiefe „Gletscherbrunnen" rauschend versinken, ferner den besonders durch Verhüllung mit frisch gefallenem Schnee so gefährlichen Eisspalten, den bunt blühenden Sommerblumen auf fast jedem eisfreien Felshöcker und der höchst seltsamen Erscheinung des „Kryokonit", d. h. des „Eisstaubes", der (wenigstens theilweise wol kosmischen Ursprungs) auf die Oberfläche des Gletschereises fällt und dann durch seine stärkere Erwärmungsfähigkeit Bildung anfangs kleiner Grübchen veranlaßt, in denen sich naturgemäß durch Windwehen neue Kryokonitmassen aufspeichern zu immer weiterer Grubenvertiefung durch Eisschmelzung:

Die Kryokonitlöcher bildeten vielleicht die größte Gefahr, der die Expedition ausgesetzt war. Zwar passirten wir eine Menge bodenloser Klüfte, breit genug, um einen Mann zu verschlingen, aber theils waren dieselben offen (d. h. nicht schneebedeckt), sodaß man sie bei einiger Aufmerksamkeit vermeiden konnte; auch wenn die Klüfte schneebedeckt waren, war größern Unglücksfällen dadurch vorzubeugen, daß man den Zug durch die Schlitten eröffnen ließ, welche von zwei Mann gezogen wurden — wenn dann einer derselben in die Kluft fiel, so hatte er stets einen Halt an dem Zugriemen, dem Schlitten oder dem Alpenstock, und konnte sich damit leicht wieder heraufschwingen. Da aber schneebedeckte Kryokonitlöcher von einem gerade genügend großen Durchmesser, daß der Fuß eben hineinpaßte, dichter auf unserm Wege standen als die Baumstämme im dichtesten Walde, so ließ es sich nicht vermeiden, daß man beinahe jeden Augenblick hineintrat, und zwar häufig genug, wenn man es am wenigsten vermuthete und man gerade seine Kräfte anspannte, um einen neuen Schritt von einem anscheinend festen Stützpunkt aus zu machen; oft fiel man dann vornüber, mit dem einen Fuß in ein drei Fuß tiefes, enges Loch eingeklemmt. Der Marsch über das schlimmste Terrain in dieser Beziehung dauerte auf der Hinreise vier und auf der Rückreise drei Tage, also im ganzen sieben Tage. Es ist nicht zu hoch berechnet, daß ein jeder von uns in dieser Zeit hundertmal in solche Löcher fiel, was für zehn Mann und sieben Tage siebentausendmal ausmacht. Ich bin noch immer erstaunt darüber, daß keiner dieser siebentausend Fälle einen Beinbruch zur Folge hatte — dies würde nicht nur unsere Eiswanderung abgebrochen haben, sondern hätte auch, wenn es weit vom Ausgangspunkt eingetreten wäre, sehr bedenkliche Folgen haben können. Es wäre nämlich beinahe unmöglich gewesen, den Beschädigten über ein solches Terrain wie das Inlandeis zurückzutransportiren. Einen Vortheil jedoch hatten die Kryokonitlöcher: wo wir anhielten, brauchte man sich nur zu bücken, um das

herrlichste Trinkwasser zu erhalten. Wir genossen davon in reichlichem Maße, ohne irgendwelchen Schaden davon zu leiden, obgleich das Wasser eiskalt war und wir oft sehr erhitzt davon tranken.

Bis in die Mitte des unter dem 69. Grad schon mächtig breiten Inselkörpers drang Nordenskiöld mit den Seinen vor. Die scheinbar horizontale Eisfläche hob sich binnenwärts allmählich bis über 1500 Meter, aber von eisfreiem Lande war keine Spur zu entdecken. Die Tagemärsche waren für die oft recht schwierigen Verhältnisse nicht klein bemessen: sie dehnten sich bis auf 18½ Kilometer aus; allerdings war auch die Verpflegung entsprechend gut (die Tagesration für den Mann betrug in Grammen 531 Brot, 255 Fleischconserven, 106 geräucherten Schinken, 83 Butter, 42 Käse, dazu Branntwein und Kaffee). Als aber die auf Recognoscirung ausgesandten beiden Lappländer auch nichts als endlose Ausdehnung des Eisfeldes zu Gesicht bekamen, wurde am 25. Juli der Rückmarsch angetreten.

So war denn die Annahme einer vollen Ueberdeckung Grönlands mit Inlandeis doch allem Anscheine nach begründet. Lars, der eine der auf jene Recognoscirung ausgeschickten Lappländer, hatte zwar nachher einen „sehr schönen Traum". Ihn träumte nämlich, er eile auf seinen Schneeschuhen fortwährend gen Osten, bis er Landsleuten begegnete. Diese sprachen ihn und seinen Genossen freundlich an: „Vettern aus fernem Lande, weshalb ginget ihr auf dem Eisrücken und nicht unten in dem langen Waldthal in der Nachbarschaft des Zeltes? Dieses Thal dehnt sich nachher um den Eisrücken weit nach Süden aus." Und Nordenskiöld fügt hinzu: „Es ist nicht unmöglich, daß Lars — abgesehen vom Walde — richtig geträumt hat"; er bezieht sich auf Erzählungen der Eskimos gegenüber den ersten dänischen Ansiedlern im vorigen Jahrhundert, wonach fern im Norden Grönland niedriger werde, „frei sei von Inlandeis, mit Grus und Sträuchern bedeckt". Indessen vorläufig bleibt all diese Eisfreiheit doch ein sehr unverbürgtes Gerücht und — ein Lagertraum.

Wir übergehen den aus Nathorst's eigener Feder herrührenden ausführlichen Bericht über seine Forschungsfahrt bis jenseit der Melville-Bai (bis an den 76. Parallelkreis) und über deren namentlich paläontologisch werthvolle Ergebnisse, desgleichen die Schilderung von der ganz programmgemäß und abermals ohne Unfall ausgeführten Rückkehr der Expedition, welche nach wohlausgenutzten 146 Tagen am 27. September erfolgte. Nur aus den Mittheilungen über die alten Normannenansiedelungen und über die Eskimos seien noch ein paar kurze Aushebungen gestattet.

Die normannischen Ruinen finden sich an den innersten Fjordenarmen Südwest-Grönlands nicht gerade selten, haben aber gewöhnlich nur einen winzigen Umfang; die Reste ihrer viereckigen Grundmauern weisen kaum auf die Größe eines jetzigen kleinen Bauerhofs hin:

Schon Thoralleſen behauptete, daß die Einrichtungen an die Bauart erinnerten, welche an einigen Stellen in Island im Gebrauch ist. Die Mauern haben eine Dicke von einem Meter und darüber. Sie sind ohne Hülfe von Mörtel zusammengefügt. Die Thüröffnung ist klein und von Fenstern findet sich keine Spur. Mitunter sind die Steine in diesen Mauern so ungeheuer groß, daß es sich schwer begreifen läßt, wie es möglich war, dieselben ohne Winde und passende Hebegeräthe genau in ihren Platz einzupassen. Der Flur besteht aus Lehm und Schutt, auf dem man oft Holzkohlenstücke und mitunter sogar Ueberreste von Bretern mit Bruchstücken von Nägeln antrifft. Auch Schlackenstücke und Metalltropfen findet man in dem Schutt, welcher den Fußboden bedeckt. Daß alle Häuser, wo Kohlen gefunden wurden, durch Feuer zerstört worden seien, ist wenig wahrscheinlich; eher bilden wol die Holzkohlen Ueberreste der Feuerplätze oder der Schmelzoperationen, durch welche das „Glockenmetall" hergestellt oder umgeschmolzen wurde.

Außerdem findet man dort einige Kirchenruinen (eine derselben verräth sogar Mörtelbenutzung), Reste von niedrigen Ringmauern, ringförmige Pflasterungen verschiedenen Umfangs und Begräbnißplätze in der Nähe früherer Kirchen, bisweilen noch Särge bergend mit Gebeinen und Fetzen wollener Stoffe, in welche die Leichen eingehüllt gewesen. Wichtig, ja uns geradezu von dem Alpdruck und sehr schwierigen Erklärungsaufgabe befreiend, ist Nordenskiöld's Nachweis, daß die grönländischen Normannen wahrscheinlich keine Rindviehzucht getrieben haben (die zweifelhaften Knochenreste, die man in den Ruinen fand und auf das Rind bezog, deutet er lieber auf solche des Moschusochsen, der noch jetzt in Nordgrönland lebt). Auch heute wird in ganz Grönland nur im äußersten Süden, am Igaliko-Fjord, ein kümmerlicher Viehzuchtversuch zugleich mit Anbau großer, jedoch wässeriger Rüben und Kartoffeln angetroffen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die heutigen Bewohner, in denen die letztüberlebenden Normannen längst aufgegangen sind, sodaß man nur noch hier und da in blondhaarigen Eskimofamilien Spuren der alten Blutmischung vermuthet:

Die Eingeborenen in Westgrönland, welche mir am unvermischtesten und am meisten typisch erscheinen, möchte ich auf folgende Weise charakterisiren. Sie sind klein, untersetzt, oft corpulent, breitschulterig, aber wohlgestaltet und haben kleine Hände und Füße. Die Haut ist bei den ältern Personen runzelig, bei den jüngern aber glatt. Die Hautfarbe ist olivenbraun. Die Augen sind dunkelbraun, klein, ein wenig schief; die Nase ist klein und tief zwischen den Backen stehend, sodaß sie im Profil des Gesichts wenig zu sehen ist; der Mund ist groß, die Lippen sind dick, die Zähne gewöhnlich gleichmäßig, bei den Männern lange gut erhalten und weiß, bei den Frauen mit der Zeit abgenutzt durch das Kauen der Häute beim Gerben. Das Haar ist schwarz und struppig.

Von den Sitten der grönländischen Eskimos sei schließlich nur noch einiges betreffs Brautschaft und Ehe erwähnt. Entführung gilt wie in Australien als gesetzlicher Ursprung des ehelichen Zusammenlebens. Mitunter ist diese Entführung auch ganz ernsthaft gemeint. Beinahe hätte es einmal um Anna Stach, die Tochter des grönländischen ersten Brüdermissionars, einen trojanischen Krieg mitten in den arktischen Eisfeldern gegeben; nur ihrer kühnen Entschlossenheit verdankte sie nämlich die Befreiung

aus den Händen eines entführungslustigen Eskimo-Nimrods. Doch selbst wenn die eheliche Verbindung schon längst zwischen den Aeltern verabredet ist oder die jungen Leute sogar schon von Kindheit an füreinander bestimmt waren, muß wenigstens eine Scheinentführung vollzogen werden:

Zerrissene Kleider und ein paar Schrammen muß die Braut haben, und der Anstand gebietet ihr, dem Manne, wenn möglich, ein paar mal zu entfliehen und eine Zeit lang traurig und bekümmert auszusehen, sich ohne alle Lebenslust zu zeigen und das Haar aufgelöst zu tragen. Um die Fluchtversuche der Schönen, wenn sie allzu oft wiederholt wurden, zu verhindern, oder vielleicht auch, um ihr einen Vorwand zu geben, damit aufhören zu können, konnte es früher geschehen, daß der Mann ein paar Messerschnitte quer über die Fußsohlen der Widerspenstigen machte, und er konnte dann im allgemeinen sicher sein, daß ihr die Lust zur Flucht vergangen war, noch ehe die Wunden wieder geheilt waren. Die Braut erhält keine andere Ausstattung als vielleicht einen neuen Anzug, ein Messer und eine Lampe. Der Mann bietet ihr eine Schlafstelle, schafft einen Kessel und eine Wassertonne an, und damit ist das Hauptsächlichste der häuslichen Einrichtung besorgt. Zuweilen wird die Ehe ein halbes oder auch ein ganzes Jahr nach der Verheirathung wieder gelöst. In solchem Falle entfernt sich der Mann abends von der Frau, ohne ihr ein Wort zu sagen, worauf diese sich am folgenden Morgen dem Anscheine nach heiter und bei guter Laune wieder zu ihren Aeltern zurückbegibt. Kommt der Mann nachher nach ihrem Wohnort, so zeigt sie sich gern einige Augenblicke in voller Festkleidung. Auch die neuverheirathete Frau verläßt ihren Mann bisweilen allen Ernstes, besonders wenn sie gegen eine der Frauen seiner Umgebung (meistens hat der Mann nur eine, selten zwei bis vier Frauen) einen Haß gefaßt hat. Aber nachdem ein Kind geboren worden, zumal wenn es ein Knabe ist, findet eine Trennung nicht mehr statt. Im allgemeinen herrscht zwischen Mann und Frau eine lobenswerthe Eintracht. Der Mann faßt nie einen wichtigen Beschluß, ohne daß er die Frau um Rath gefragt hat, und beinahe niemals kommen zwischen ihnen Streitigkeiten vor — „je länger die Eheleute zusammenleben, desto größere Liebe vereint sie, und wenn sie dann alt geworden sind, verkehren sie miteinander schließlich wie unschuldige Kinder".

2. Neuguinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885. Von J. Chalmers und W. W. Gill. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 9 M.

Vom ewigen Eis führt uns dieses Buch unter die immergrünen Schattengewölbe tropischer Waldung, unter Palmen und Bananen — von Grönland auf die zweitgrößte Insel der Erde, deren ganzer Nordosten nun unter dem Namen Kaiser Wilhelms-Land deutsches Schutzgebiet geworden.

Zwar nicht von diesem uns gehörigen Theil Neuguineas ist hier die Rede, sondern von Küstenstrichen des englischen Antheils im Südosten der Insel. Indessen die Landesnatur ist auf dieser dem australischen Festland zugekehrten Küste ähnlich derjenigen auf der deutschen Seite, und die Eingeborenen gehören hüben wie drüben der nämlichen Papuarasse an.

Das bedingt ein nicht geringes Interesse des in der Ueberschrift genannten Werks auch für unsere Colonialerwerbung auf Neuguinea, die an Umfang etwa der Hälfte des Königreichs Preußen gleichkommt und von unberechenbarer Ausbeutungsfähigkeit als Plantagencolonie für uns ist, sobald wir die Eingeborenen zu tüchtigen Arbeitern zu erziehen vermögen.

Hierzu scheint nach den vorliegenden Schilderungen Hoffnung zu sein. Dieselben verdanken wir zwei tüchtigen englischen Missionaren, welche uns ihre an Ort und Stelle niedergeschriebenen Tagebuchnotizen zu einem zwar nicht einheitlichen, aber doch lehrreichen und durch sichtliche Wahrhaftigkeit fesselnden Ganzen verwebt haben, dessen Anschaulichkeit durch Landschaftsbilder sowie Abbildungen von Volkstypen, Geräthen und Wohnungen der eingeborenen Schwarzen noch wesentlich gehoben wird.

Das Titelbild zeigt uns eine recht drastische Scene papuanischen Heidenlebens auf Neuguinea. Man kennt die Wurfschlinge, den „Lasso", mit welchem in Südamerika Stiere eingefangen werden, um sie zum Schlachthaus zu bringen, oder wilde Pferde, um sie einzureiten. Mit einem ganz ähnlichen, nur etwas complicirtern Fangapparat sehen wir da einen Papua mit hoher Haarkrone, rassenmäßigem Knochenschmuck in der durchbohrten Nasenscheidewand, Halsketten und leichtem Lendenschurz seinem Opfer wild nachjagen. Was soll die eigenartige Schlinge?

Es ist ein Menschenfänger, eine an einem Rohr befestigte Schlinge, wie sie von den Eingeborenen der Hondbai erfunden wurde und überall auf dieser großen Insel der Begleiter der Kopfjäger ist. Die Eigenart dieser Waffe besteht in der tödlichen Spitze des geschwungenen Stockes. Die Art der Handhabung ist folgende. Die Schlinge wird über den unglücklichen Flüchtling geworfen, und ein kräftiger Zug des braunen Armes des rachsüchtigen Verfolgers spießt das Opfer auf die Spitze, die (wenn die Waffe geschickt gehandhabt ist) den Körper beim Gehirn durchdringt oder, wenn tiefer, im Rückgrat, in jedem Falle aber eine tödliche Wunde zufügt.

Diese grausig kindische Sucht, Köpfe zu erjagen, weil man wähnte, der Kopfträger müsse einem im jenseitigen Leben als Sklave dienen, gesellten sich (und gesellen sich tiefer im Innern wol noch heute) zu kannibalischen Scheußlichkeiten, widerwärtigen Bräuchen der Todtenehrung (z. B. Salbung mit dem Eiter, der aus eines Erschlagenen Wunde floß, Einreiben mit dem faulenden Fleischsafte und Blut eines verstorbenen Verwandten, dessen Leiche man zu dem Zweck enthauptet hat): dies alles aus religiösen Wahnideen, die in grellem Widerspruch zu stehen schienen mit der Gutmüthigkeit, geistigen Geweckтheit, gewerblichen Geschicklichkeit der Eingeborenen, trotzdem aber in fernste Zeiten weiter gewuchert haben würden, wenn die christliche Mission nicht Einhalt geboten hätte.

Die Art, wie diese englischen Missionare mit den Papuas umgehen, hat etwas recht Sympathisches. Es ist kein Aufgehen in bloßem Beten und Choralsingen, sondern ein väterlich erziehender Umgang, der den im Grunde harmlosen Naturkindern ihre abergläubischen Tollheiten und Thorheiten abgewöhnt, sie von der ewigen Angst des Wilden vor Zauber- und Dämonengewalt befreit, sie zu nützlicher Arbeit anleitet, ohne ihren Frohsinn zu verküm-

mern. So sollten wir es auch in unsern Colonien mit der Mission halten!

Das Einvernehmen der englischen Prediger mit den Schwarzen konnte sich um so herzlicher gestalten, als manche der letztern selbst (Söhne von Menschenfressern!) bereits als Missionare eingesetzt werden durften. Eine hübsche Skizze von einem lustigen Wettlaufen um Perlen und Spiegel, welches ein Missionar mit eröffnete, und welchem sich dann einheimische Spiele anschlossen, begleitet Gill (der auch unter den Naturkindern Polynesiens reiche Missionserfahrung aufzuweisen hat) mit folgenden anziehenden Bemerkungen:

Was für glückliche Kinder! Glücklicher als die meisten unserer englischen Kinder. Kein unglückliches Heim, keine betrunkenen Aeltern, keine hungerigen Tage und Nächte. Den Aeltern mag manchmal die Nahrung knapp sein, aber ihre ganze Zeit und Kraft verwenden sie, um etwas für die Kinder zu finden, und ich glaube, jeder Vater unter den Wilden würde sagen: „Wer wagt es, mein geliebtes Kind zu berühren, mein Augapfel, mein Leben!" Es klingt vielleicht übertrieben, aber es ist wahr, ich habe gefunden, daß in Neuguinea das vierte Gebot mehr gehalten wird als oft in England. Kein Bursche von achtzehn oder neunzehn Jahren würde daran denken, eine Zusage zu geben, ehe nicht „Mutter einverstanden ist". Wenn unser ganzes Bestreben darauf gerichtet sein muß, die Neuguinea-Kinder zu Christum zu führen, so liegt uns doch keineswegs daran, sie englisch zu machen in Sitten und Untugenden.

Alfred Kirchhoff.

Ein neuer plattdeutscher Roman.

Hans Höltig. 'ne Geschicht ut plattdütschen Lann', von Heinrich Burmester. Berlin, Rentzel. 1885. 8. 3 M.

Wenn wir das kleine Widmungsgedicht von Karl Theodor Gaedertz, welches der Verfasser seinem Buche vorauf geschickt hat, richtig zu deuten wissen, so ist es das Verdienst dieses trefflichen jungen Gelehrten und unermüdlichen Forschers auf dem Gebiete der niederdeutschen Literatur, Heinrich Burmester und sein vor uns liegendes Werk in die Oeffentlichkeit eingeführt zu haben. Nicht nur dieser Schriftsteller selbst, sondern auch das Publikum ist ihm dafür zu Dank verpflichtet; denn wir lernen hier eine frische und liebenswürdige Begabung kennen, der zwar noch mancherlei kleine Gebrechen des Anfängerthums anhaften, die sich aber bei einigem Eifer und bei strenger Selbstkritik ohne Zweifel zu einer beachtenswerthen Stellung emporringen kann. Die schlichte Darstellungsweise entspricht dem Geiste der plattdeutschen Sprache; viele Figuren des Romans verrathen eine scharfe Beobachtungsgabe und ein schönes Talent, fein zu charakterisiren, und wenn auch Burmester's Humor nicht von jener urwüchsigen und aus dem tiefsten Herzen quellenden Frische ist wie diejenige seines großen Vorbildes Fritz Reuter, so erfreut uns doch vielfach ein Aufblitzen einzelner Funken, die sich hoffentlich über kurz oder lang zu einer ruhig leuchtenden Flamme vereinigen werden. Hier und da freilich versagt dem jungen Autor sein Darstellungsvermögen, und er hilft sich über derartige Lücken in nicht immer ganz glücklicher Weise hinweg. Daß diese kleinen Mängel des sonst so unterhaltenden Buchs störend auffallen, ist um so bedauerlicher, als sie sich gar leicht hätten vermeiden lassen, wenn der Autor die Grenzen, welche vorläufig seiner Begabung noch gesteckt sind, mit etwas mehr Unbefangenheit festgestellt und seinen Stoff danach ausgewählt hätte. Der criminalistische Beigeschmack des ganzen Romans macht denselben nicht eben angenehmer. Der tragische Hintergrund will zu diesen anmuthig schlichten und einfachen Stimmungsbildern wenig passen, und dieselben Gestalten, welche uns vorher in ihren einfachen Handlungen und Verrichtungen, in ihren kleinen Herzensconflicten und wenig bedeutsamen Seelenleiden so lebenswahr und glaubwürdig, so liebenswürdig natürlich erschienen waren, werden zu farblosen Schatten, sobald sie als Mitwirkende eines blutigen Trauerspiels agiren sollen. Hier hat der Verfasser vielfach sogar nicht einmal den Versuch gemacht, uns die Wirkung tief erschütternder Ereignisse auf die Herzen dieser einfachen und kerngesunden Naturen darzuthun, und es ist nichts weniger als eine novellistische Feinheit, wenn er an einer solchen Stelle schreibt:

Dat hätt von jeher Lüd' geben, de dartau in Stann' west sünd, ne Sak so tau beschrieben, dat se Ein' klar un dütlich vör Ogen tred, äwers de höchst Fröd', de en Minschenhart fehlen un dat reinste Glück, wat de Minsch hebben kann, dat hebbt se uns doch blot ahnen laten, un vör dat gröthste Leid un den deipsten Kummer, de en Minschenkind bedrapen kenn, hebbt se still de Fedder dahlleggt. Un so will ik mie ok bescheiden un will hier still de Fedder dahlleggen un dor den Faden werre übernehmen, wor mie dat mäglich is.

Diese Selbstbeschränkung ist gerade an der entscheidenden Stelle des Romans, an welcher wir sie finden, sehr übel am Platze, und fast noch unangenehmer berührt das Eintreten des Verfassers in den Gang der Handlung gegen den Schluß hin, wo abermals der Eindruck einer wohl vorbereiteten Wirkung, die sich recht hübsch hätte ausführen lassen, durch ein ähnliches Armuthszeugniß gestört wird. Es heißt da nämlich wiederum:

Ik hev still de Fedder dahllegt, as de ik dit Bauk an den gröthsten Schmerz un dat deipste Hartleid kaum, wiel ik nich dortau in' Stann' wer, dat tau beschrieben, ebenso mütt ik mie hier werre bescheiden. Son Wedderseihn, as dat twischen Hans un Anne gew, un worarns ehr dorbie tau Maud wer, un as ehr de Fröd un de Smerz durch Bost un Harten zuck un doch tauglieker Tied det Glück durch de Seel bev, as wer det eigens von Heben hendest stegen, üm ehr ne Seligkeit kosten tau laten, de nich von hier ist un sik blot in Thranen ublösen kenn — dat tau beschrieben bün ik ok nicht in' Stann'.

Auch außer diesem Misgriff in der Wahl des Stoffs

lassen sich der Composition mancherlei Fehler nachweisen, und es dürfte namentlich angezeigt erscheinen, den Autor vor einer Nachahmung seines Vorbildes nach dieser Richtung hin zu warnen. Was den Romanen Fritz Reuter's an einheitlich gegliederter und streng geschlossener Handlung fehlt, wird freilich überreich ersetzt durch den köstlichen Humor des Details und die oft geradezu verblüffende Feinheit der Kleinmalerei. Ein Mangel aber bleibt jener Compositionsfehler immerhin — ein Mangel, der sich in höchst empfindlicher und unangenehmer Weise fühlbar machen muß, wenn er nicht durch so vollendete Vorzüge ausgeglichen wird.

Es wäre zwecklos gewesen, alle diese mehr oder minder erheblichen Schwächen des neuen plattdeutschen Romans so stark zu betonen, wenn nicht viele andere Anzeichen untrüglich dafür sprächen, daß Burmester's Talent noch in hohem Grade entwickelungsfähig sei, und daß die vorhandenen Keime eine sehr erfreuliche und gedeihliche Entfaltung versprechen, sofern es der Autor nicht an strenger Selbstprüfung und Selbstzucht fehlen läßt, und sofern ihm seine Freunde neben der Ermuthigung und dem Lobe, dessen ein junges aufstrebendes Talent ja unzweifelhaft bedarf, auch den gerechten Tadel und den Hinweis auf die Lücken seines Könnens nicht ersparen. Reinhold Ortmann.

Historische Werke.

1. Zwei berühmte Chefs der preußischen Zieten-Husaren. Hans Joachim von Zieten und Prinz Friedrich Karl von Preußen. Für Alt und Jung erzählt. Von A. Brünsicke. Rathenow, Babenzien. 1886.
2. Der Cäsarewitsch Paul Petrowitsch. (1754—1796.) Historische Studie. Von Dmitri Dobelko. Autorisirte deutsche Ausgabe von Julius Laurenty. Berlin, Deubner. 1886. Gr. 8. 6 M.
3. Leopold von Ranke an seinem neunzigsten Geburtstage 21. December 1885. Ansprachen und Zuschriften gesammelt. Von Theodor Toeche. Berlin, Mittler u. Sohn. 1886. Gr. 8. 80 Pf.

In anspruchsloser, aber ansprechender Form gibt A. Brünsicke in der Schrift „Zwei berühmte Chefs der preußischen Zieten-Husaren" (Nr. 1) eine Schilderung des Lebens und der Thaten zweier der gewaltigsten Reitergenerale des neuen Preußen, veranlaßt durch den hundertjährigen Todestag Zieten's im Januar 1886. Die Schrift ist für das Volk berechnet, darum höchst populär gehalten und streift in ihrer bisweilen kalenderartigen gemüthlichen Weise fast an das Triviale. Im ganzen wird der Autor seinen beiden Helden gerecht, von denen Zieten als Charakter wol über Friedrich Karl stand. Wir durchschreiten Zieten's entbehrungs- und kummerreiche Jugend, die nicht auf ein so glänzendes Leben schließen ließ, wie es dem Schöpfer des echten Husarenthums zutheil geworden ist; wir bewundern sein unerschütterliches Gottvertrauen, seine ungeschminkte zu Herzen gehende Frömmigkeit, und beklagen es, daß Friedrich II. auch gegen Zieten so oft hart und eigensinnig auftrat, bis er ihm endlich seine volle königliche Zuneigung schenkte; bei der Schilderung der Kriegsthaten des Alten aus dem Busche vermissen wir zwei seiner hervorleuchtendsten, den Octobertag 1744 bei Moldau-Tein, wo er sich mit 2000 Mann gegen fünfmal so viel Oesterreicher einen ganzen Tag hielt, und das Gefecht bei Teltschin im November 1744, wo er und Wedel lange mit geringer Mannschaft den Elbübergang der ganzen österreichischen Armee verhinderten. In Friedrich Karl erblicken wir den eisernen Prinzen der heutigen Generation, der glänzende Waffengänge einschlug, aber um ihn sympathisch erscheinen zu lassen, war es nöthig, vieles ganz unerwähnt zu lassen, was einen merkwürdigen Contrast zum alten Zieten bildet; der Autor vergaß auch, daß der große Roon des Prinzen militärische Erziehung leitete, des Prinzen Thätigkeit im norddeutschen Reichstage, seine Ernennung zum russischen Feldmarschall u. dgl. Das Lebensbild Zieten's dürfte wol das besser gelungene sein. Die der Schrift beigegebenen Abbildungen sind meist schlecht.

Die historische Studie „Der Cäsarewitsch Paul Petrowitsch" von Dmitri Dobelko (Nr. 2) behandelt die Geschichte des unglücklichen Kaisers Paul Petrowitsch, die denselben in neues und wol vortheilhafteres Licht stellen wird, als ihm bisher zufiel. Das vorliegende Buch, welches Paul als Großfürsten behandelt, bildet gewissermaßen die Einleitung zu dem in Aussicht stehenden, und gibt ein sehr detaillirtes Bild der Jugend und der Umgebung des Thronfolgers, der Einflüsse und Zustände, unter denen er aufwuchs. Dobelko's Auffassung ist nationalrussisch und griechisch-orthodox, fremder Einwirkung auf Rußland abhold und darum manchmal einseitig; höchst vorsichtig geht er über Peter's III. und Iwan's VI. Ermordung still hinweg und deutet manches, wie das strafbare Verhältniß von Paul's erster Gemahlin zu Razumowski, nur an; doch genügt, was er verschweigt und was er sagt, um Katharina II. als Charakter zu verurtheilen. Von Wollust und Herrschgier geleitet, vergiftete sie Paul's ganzes Leben, verfolgte ihn, wollte ihm den Thron selbst nach ihrem Tode entziehen, umstellte ihn lebenslang mit Spionen, beneidete und trübte seine glückliche zweite Ehe, nahm seine Kinder sofort zu sich, um sie den Aeltern zu entfremden, und hielt ihn, von allen Regierungsgeschäften fern, in unwürdigster Sklaverei; ihre Günstlinge spotteten seiner und beleidigten ihn ungestraft, Katharina's Beifall lohnte ihnen. Paul wuchs in einer sittenlosen Gesellschaft auf, seine Erzieher waren von Katharina's Gunst abhängig, der weit mehr an ihrem Bastarde Bobrinski lag als am Sohne Peter's III. Paul's Erziehung verschlechterte sich immer mehr, und doch

besaß er gute Anlagen, war fromm, klug, gerecht, ein Feind der allmächtig herrschenden Verlogenheit und Corruption, hatte gesunde politische Anschauungen und ersann wohlbedachte Projecte; anfangs ohne militärische Neigung, erfaßte er sie dann mit dem ihm eigenen übertriebenen Eifer und war seit dem Besuche des Prinzen Heinrich wie sein Vater für die Allianz mit Preußen begeistert. Früh zeigten sich aber auch Paul's Fehler, die mit den Jahren und den traurigen Eindrücken wuchsen; er war zerstreut und sprang gern von einer Sache zur andern ab, war übereilt in Sym- und Antipathien und sehr unbeständig in seiner Zuneigung, ließ sich von Launen, von Jähzorn, Rücksichtslosigkeit und grenzenloser Rechthaberei beherrschen, und es bedurfte eines so versöhnlichen milden Charakters, wie der seiner zweiten Gemahlin war, um seine Schroffheiten einigermaßen abzuschwächen; sie war sein guter Genius, sonst ließ man ihm keinen treuen Rathgeber. Seine täglichen Erfahrungen machten ihn finster und mistrauisch; voll Ekel sah er auf die Kriecherei der sich bereichernden Höflinge, voll Ingrimm auf die Favoriten der Kaiserin; überall witterte er in der politischen Arena Jakobiner und Revolutionäre, während er sich mittelalterlichen Ritterträumen hingab und seinen klaren Blick allmählich verdunkelte. Es wäre aus Paul ein guter Zar zu machen gewesen, aber gewaltsam trieb man ihn auf die schlimme Seite hin. Hochinteressant schildert Dobelko die Erziehung Paul's und seiner Kinder, den Ehrgeiz von Paul's erster Gemahlin, der einem Conflict mit Katharina zudrängt, den reinen Sinn der zweiten inmitten der corruptesten Gesellschaft, die uns sehr nahe geführt wird. Irrthümlicherweise versetzt der Verfasser Ssaltykow 1755 als Gesandten nach Paris, anstatt nach Madrid, und bezeichnet Paul's zweite Gemahlin als eine Enkelin statt einer Großnichte Friedrich's II. von Preußen. Die Uebersetzung ist nicht sonderlich zu loben, der Stil ist hart und ungefüge, es fehlt nicht an Druckfehlern, Osterwald wird nur Ostermann genannt u. s. w.

In gewandter Weise stellt Theodor Toeche (Nr. 3) die Festfeier an Ranke's neunzigstem Geburtstage zusammen; von den Ansprachen ist wol die von Sybel's die packendste, und es ergreift uns wunderbar, mit welcher Frische und Ungezwungenheit der Greis antwortete und in einem kurzen Ueberblick seines an Ereignissen überreichen Lebens zu dem Resultat gelangte, die revolutionären Kräfte seien in unserer Zeit unleugbar im Niedergange.

Arthur Kleinschmidt.

Zur Psychologie und Naturwissenschaft.

1. Beiträge zur Analyse der Empfindungen von E. Mach. Jena, Fischer. 1885. 8. 3 M.

Die Untersuchung der Erregungs- und Wirkungsweise der Sinnesorgane ist von jeher in erster Linie Gegenstand der Physiologie und Psychologie sowie zum Theil auch der Physik, oder allgemeiner genommen der Naturlehre und Philosophie. Das Feld der Erforschung der Sinnesempfindungen bildet daher ein gemeinsames Grenzgebiet der genannten Wissenschaften. Und so erklärt es sich, daß ein namhafter Physiker wie E. Mach „Beiträge zur Analyse der Empfindungen" liefert, welche in erwünschter Form seine diesbezüglichen frühern, hochgeschätzten Leistungen einheitlich zusammenfassen und vervollständigen. Man findet also in diesem Buche aufs neue und gereifter verarbeitet, was der Verfasser im Laufe etwa eines Vierteljahrhunderts bis zu unsern Tagen über die Raumbewegungszeit und Tonempfindungen selbständig beobachtet, versucht, gedacht und in Einzelschriften veröffentlicht hat. Daß die letztern im vorliegenden Werke mit vollem Titel angeführt werden, ist für die Fachmänner sowol wie für jeden Weiterwollenden gewiß angenehm, weil ihnen so das Mittel geboten ist, die Originalabhandlungen aufsuchen zu können. Auch für die mannichfach ergänzenden, erläuternden, lehrreichen Anmerkungen wird man dem Autor sicherlich Dank wissen.

Es ist hier nicht der Ort, dem Verfasser bei seinen die Sinnesempfindungen zerlegenden Arbeiten im Detail zu folgen; wir müssen vielmehr darauf verweisen, auf Grund des oben genannten Buchs die betreffenden interessanten Beobachtungen und zielbewußten Experimente selbst anzustellen und eine zusagende Erklärung dafür zu suchen. Wenn der Leser die allgemeiner gehaltenen Abtheilungen des Werks, das sind die beiden Anfangs- und das Schlußkapitel, aufmerksam studirt, so wird er mit den leitenden Grundgedanken des Verfassers völlig vertraut, und infolge dessen kann er dann leichter die Erörterungen der feinen Specialbeobachtungen und scharfsinnigen Versuche bezüglich der Sinnesempfindungen verstehen.

Als philosophischer Physiker kann sich Mach mit der in der Physik üblichen Definition von Materie und Körper nicht beruhigen, sondern er muß nach einer solchen suchen, die auch den Philosophen befriedigt. Die räumlich und zeitlich mehr oder minder beständig verbundenen Complexe von Druck-, Tast-, Wärme-, Farbe- und Tonempfindungen bezeichnet er als Körper. Nach dieser Auffassung bewirken also nicht die Körper Empfindungen, sondern es machen umgekehrt die Empfindungscomplexe zusammen den Körper aus. Die Elemente der letztern sind also Empfindungen. Druck und Wärme, Farben, Töne, Räume und Zeiten sind demnach die letzten Elemente, deren vorliegender Zusammenhang zu erforschen ist. Die Empfindungen als Weltelemente angenommen ermöglichen eine gemeinsame Grundanschauung der jetzigen Physik und Psychologie, ja diese Auffassung steht nirgends im Widerspruche mit dem

gegenwärtigen Gesammtwissen. Diese Weltanschauung ist jedoch in Bezug auf die Zukunft gefügig, indem sie sich bereit erklärt, bei Erweiterung des Erfahrungsgebiets gegen eine etwa passendere zurückzutreten.

Demnach besteht keine Kluft zwischen physikalischer und psychologischer Forschung. Nicht der Stoff ist für beide ein anderer, sondern blos die Richtung der Untersuchung. Erfolgt letztere nur in Beziehung auf die mechanischen Gesetze ohne jegliche Rücksicht auf unsern Nervenapparat oder den irgendeines Lebewesens, so wird sie als ein physikalisches Studium bezeichnet. Sobald wir jedoch die Einwirkung eines Körpers auf die Nervenenden der Sinnesorgane untersuchen, haben wir es mit einer psychologischen Forschung zu thun. Da die Physiologen unserer Zeit nach physikalischen Methoden vorgehen, zählt der Verfasser ihre Untersuchungen zu den physikalischen. Die Vereinigung der physikalischen (physiologischen) und psychologischen Forschung ist das höchste Ziel des Verfassers, wobei er stets den Zusammenhang desjenigen, was sich psychologisch beobachten läßt, mit dem entsprechenden physikalischen Proceß im Auge behält. Demgemäß setzt er für jede Sinnenempfindung einen zugehörigen Nervenproceß voraus, der zu erforschen ist. Und zu jeder Aenderung einer Empfindung gehört eine Aenderung im Nervenproceß. Bei dem Zusammenhange zwischen Physischem und Psychischem muß zur Erforschung der Sinnesorgane, neben deren Parallelisirung mit einem physikalischen Apparat, auch noch auf die Entwickelungslehre von Spencer und Darwin Rücksicht genommen werden.

Wie sich aus den hier gegebenen Andeutungen entnehmen läßt, erfaßt Mach seine physikalischen und physiologischen Themen auch vom psychologischen und allgemein vom philosophischen Standpunkte. In dieser Beziehung ist besonders die dem Verfasser eigene, uns sehr zusagende Definition der Wissenschaft zu erwähnen und was er über ihr Ziel und ihre Mittel vorträgt. Doch darüber sowie über noch manches Allgemeine (Abstraction, Hypothesen, Causalität u. s. w.) verweisen wir auf das Buch selbst, welches ein ernster Leser sowol in Beziehung auf die Erforschung der Empfindungen, als auf den Geist des Ganzen nicht ohne Befriedigung und nicht ohne nachwirkende Anregung zum Weiterdenken aus der Hand legen wird.

2. Ueber die Umbildung der Melodie. Ein Beitrag zur Entwickelungslehre von Eduard Kulke. Prag, Calve. 1884. 8. 60 Pf.

So unscheinbar vorliegendes Heftchen äußerlich auftritt — es besteht blos aus zwanzig Seiten —, so sehr ist es dennoch durch seinen Inhalt geeignet, sowol den Musiker als den Mann der Naturwissenschaft anzuziehen und festzuhalten. Der Verfasser zeigt nämlich mittels zutreffender Analysen an Notenbeispielen von Melodien erster Meister (Beethoven's, Mozart's u. a. m.), daß Darwin's Princip sich auch auf die Entwickelung der Melodie anwenden lasse. Ob die Musik, wie meist angenommen wird, aus dem Tanz entsprungen sei oder ob sie nach Spencer aus der Sprache hervorgegangen, ist noch immer eine offene Frage. Der Verfasser hält es mit Recht für wahrscheinlich, daß der Rhythmus aus dem Tanze, dagegen die anfänglich den Rhythmus nicht beachtende Melodie aus dem Tonwechsel der Sprache entstanden ist, und daß also die rhythmische Melodie einen spätern Entwickelungsgrad der Musik vorstelle, in welchem sich die aus zwei verschiedenen Quellen hervorgegangenen Elemente, nämlich der Rhythmus und der Tonwechsel, verbunden haben. Jetzt sind wir an diese Vereinigung bereits so gewöhnt, daß man allgemein eine großentheils vom Rhythmus absehende Melodie gar nicht mehr als Melodie will gelten lassen. Daher stoßen die in manchen Compositionen neuerer Zeit wieder zum Vorschein kommenden den Rhythmus verleugnenden Melodien so vielseitig auf Widerspruch. Trotzdem bleibt dieses Streben, die Melodie unabhängig vom Rhythmus zu gestalten, berechtigt. Dieser jüngste Umbildungsproceß der Melodie stellt also eigentlich nach Kulke's obenerwähnter Hypothese von der Verschmelzung der beiden Elemente der rhythmischen Melodie einen Rückschritt zu jener sehr alten Zeit vor, wo die Melodie noch frei vom rhythmischen Elemente aufgetreten ist und der Tanz nur nach dem Rhythmus erfolgte. Mit der Wiederaufnahme dieser Form soll jedoch die rhythmische Melodie aus der Musik nicht eliminirt werden, sondern beide Arten der Melodie können sehr wohl nebeneinander bestehen, wie ja auch differenzirte Organismen derselben Hauptart nebeneinander fortkommen. Kulke's Ansicht von der Umbildung der Melodie führt demnach in ganz anderer Weise den Darwinismus ins Gebiet der Musik als diejenige Tappert's, welcher in seinen „Musikalischen Studien" (1863) den Nachweis führte, daß die Melodien unter den mannichfaltigsten Umwandelungen und Veränderungen von Ort zu Ort „wandern". Hingegen sollen, wie Kulke anführt, Weitzmann und Laurencin schon vor mehr als zwei Jahrzehnten in Bezug auf die Entwickelung der Harmonie einen verwandten Gedanken in ihren beiden Preisschriften bezüglich der Harmonie geäußert haben, jedoch ohne auf die Lehre Darwin's hinzudeuten. Jedenfalls ist Kulke's Anwendung des Darwinismus auf die Entwickelung der Melodie selbständig und neu.

Philosophische Essays.

Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neuern Philosophie und Literatur. Von Moritz Brasch. Zweiter Band: Charakterköpfe. Leipzig, Huth. 1885. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Dieser zweite Band schließt sich in den gleichen Eigenschaften einer scharfsinnigen und eindringenden Analyse sowie einer gefälligen, warmen und lebendigen Diction an den vorausgegangenen ersten Band der verdienstlichen Arbeit des Verfassers an. Sein Inhalt besteht aus folgenden Abschnitten: „Hermann Lotze. Ein philosophisches Charakterbild"; „Karl Fortlage. Ein philosophisches Charakterbild"; Kantiana: „1. Zum hundertjährigen Jubiläum der Kritik der reinen Vernunft (1781—1881)"; „2. Kant und die Naturforschung. Eine philosophische Preisschrift"; „3. Immanuel Kant und die Gegenwart"; „Hugo Grotius, der Schöpfer des heutigen Natur- und Völkerrechts. Ein Erinnerungsblatt zum dreihundertjährigen Geburtstage desselben"; „Zum funfzigjährigen Todestage Hegel's (14. November 1881)"; „Zum funfzigjährigen Todestage Friedrich Schleiermacher's (12. Februar 1884)"; „Eine neue Ausgabe von Herbart's Werken"; „Bruno Bauer. Ein philosophisches Charakterbild"; „Eine Bacon-Frage"; „Friedrich Albert Lange, der Historiker des Materialismus"; „Friedrich Fröbel. Zum hundertjährigen Geburtstage desselben (1782—1882)"; „J. J. Rousseau als Religionsphilosoph"; „D'Alembert. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestage desselben (27. October 1883)"; „Ralph Waldo Emerson. Ein amerikanisches Philosophenporträt."

Besonders gelungen erscheint uns hierbei die erste ausführliche und allseitig wohldurchdachte Skizze über Lotze, einen Denker, der in seiner ganzen Stellung und Eigenart als ein charakteristisches Element in den Verhältnissen der gegenwärtigen Philosophie angesehen werden darf. Der innern Natur Lotze's war alles Scharfkantige, Einseitige, Schroffe und ästhetisch Unschöne im philosophischen Denken antipathisch und fremd. Seine Lehre oder die ganze Art seines Denkens trägt deswegen auch nicht solche bestimmte und markige Charakterzüge an sich, wie sie sich etwa bei Hegel, Herbart und andern eigentlichen Systematikern der Philosophie finden. Wir möchten ihn geradezu gleichsam als einen lyrischen Geist oder Denker in der Philosophie bezeichnen, dem das innerliche Sehnen und Suchen nach Wahrheit wichtiger und werthvoller ist als das scharfe dramatisch eingreifende abgeschlossene Finden oder formulirende Hinstellen und Gestalten derselben. Lotze hat im Grunde gar keine Ecken gehabt, oder es verläuft bei ihm alles wie in einem ruhig fort fließenden sich in angenehmen Windungen weiter bewegenden und nach keiner Seite hin über seine Ufer tretenden Bach. Es läßt sich nicht leugnen, daß das gleichmäßige melodische Plätschern seines wohlgebauten Periodenfalles doch etwas Eintöniges und Ermüdendes hat. Lotze führt uns überall wie in einem Park auf ungemein sauber gehaltenen und sorgsam gepflegten Wegen einher, aber ohne daß wir hierdurch zuletzt auf eine Höhe mit einem ganz bestimmten und in sich geschlossenen Aussichtsbilde gestellt würden. Es war in Lotze ein bestimmter Gegensatz realistischer und idealistischer Anschauungen oder Wissenselemente enthalten, den er fortwährend zu vereinigen und auszugleichen sich bestrebte, ohne indeß doch hierbei über ein bloßes unbestimmtes und gleichsam im Nebel liegendes Postulat hinaus sich zu einer wirklich organischen Ergänzung und innerlichen Durchdringung dieser beiden Seiten der Weltauffassung erheben zu können. Seine Natur war eine zu künstlerische, als daß ihr irgendein bestimmt begrenzter philosophischer Dogmatismus genügt hätte. Sein ganzes philosophisches Charakterbild ist nach Inhalt und Form durchdrungen von einem hohen geistigen und sittlichen Adel, aber es tritt uns aus ihm nicht der charakterfeste Ausdruck oder die eiserne Miene eines alles andere streng von sich abweisenden einheitlichen architektonischen Grundgedankens von der Welt und dem Wissen entgegen.

Wir begnügen uns mit dieser Ergänzung zu dem ersten Aufsatze des Verfassers, ohne darum den Werth und das vielfach Interesse Erweckende in der übrigen Reihe derselben in den Schatten treten zu lassen.

Konrad Hermann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Während die „Saturday Review" seit Anfang d. J. ihre Rückblicke auf die deutsche Literatur gänzlich eingestellt hat und sich mit derselben seitdem nur gelegentlich befaßt, insofern die Werke in englischer Uebersetzung erschienen sind, ist es, angesichts der politischen Zustände, gewiß ein recht erfreuliches Zeichen, daß die „Revue des deux Mondes" in neuester Zeit sich recht oft mit deutscher Literatur beschäftigt. Nachdem erst das Heft vom 15. März d. J. einen langen Artikel aus der Feder Blaze de Bury's gebracht, in welchem dieser, unter Bezugnahme auf des Dichters sämmtliche Werke, Grillparzer's Verhältniß zu Beethoven behandelt, enthält die Nummer vom 1. April wieder einen Essay über „Heinrich Heine und seine neuesten deutschen Biographen" von dem unter dem Pseudonym G. Valbert schreibenden bekannten geistreichen Mitarbeiter der „Revue". „Es schien", sagt er, „Strodtman, dessen Buch bleiben wird, habe den Stoff erschöpft; gleichwol sind in jüngster Zeit neue Biographien zur Veröffentlichung gekommen, welche verdienen, gelesen zu werden. Indessen", fügt er mit Recht hinzu, „wird das beste Mittel, den Verfasser der «Reisebilder» und des «Atta Troll» gründlich kennen zu lernen, stets dies sein, seine Prosa und Gedichte, in denen er sich ganz gegeben hat, zu lesen. Er gehörte nicht zu jenen Dichtern, welche das Geheimniß suchen und sich in ihren Werken verbergen. Er hat sein Leben damit hingebracht, Heinrich Heine, dessen Freuden, Betrübnisse, Lieb- und Feind-

schaften zu erzählen und zu besingen, ohne daß irgendjemand daran gedacht hätte, sich zu beklagen, daß er zu viel von sich rede. Das einzige wirklich verhaßte Ich ist das der Faden und Gleichgültigen. Derjenige, von dem man gesagt, daß der Franzose, der nach Voltaire am meisten Geist besessen, ein Deutscher gewesen sei, hatte zwar viel kleine Eitelkeiten und fürchtete die Prahlerei nicht; sein feines Wesen jedoch schützte ihn vor der Abgeschmacktheit; er versuchte keine Stellungen vor seinem Spiegel, er gab sich für das, was er war und war stets offenherzig. Auch glich er nicht jenen Fakiren der Literatur, welche, in Selbstbetrachtung versenkt, das Licht von Thabor auf ihrem Nabel erglänzen sehen. Von seiner Jugend an bis zu seinem Tode interessirte er sich für alles und verband die großen Gedanken mit den kleinen, die edeln Regungen mit körperlichen Leiden. Er durfte von sich sagen: «Wenn ich gleichgültig sein werde, werde ich todt sein.»"

Am Schluß des Artikels sagt Valbert, nachdem er Proelß' und Karpeles' Ansichten bekämpft hat: „Unsere Nachbarn müssen sich's nun einmal gefallen lassen. Heinrich Heine war ein deutscher Dichter, der nur in Frankreich zu leben vermochte. Er wird in ihrer Literatur stets einen Platz für sich einnehmen, sein Ruhm wird wie eine ausländische Pflanze darin blühen und sie werden ihn erst dann als den Ihrigen zu beanspruchen das Recht haben, wenn sie sich entschließen werden, ihre Juden für echte Deutsche zu halten. Dem Charakter wie dem Genius nach war Heine Jude durch und durch. Er hat wol dem Glauben seiner Väter entsagt; seine Rasse konnte er aber nicht verleugnen. Man findet in der unendlichen Substanz des abtrünnigen Spinoza etwas vom Gotte Israels, vom Ewigen der Heerscharen, in welchem die Geschöpfe verschwinden, wie der Rauch, der vom Winde verjagt wird, oder dahinschmelzen, wie das Wachs im Feuer. Ebenso wie Spinoza hat Heine nie das Kennzeichen verloren, welches er mit sich in die Welt gebracht hatte. Er war zwar in Deutschland, nicht aber als Deutscher geboren. Man findet in seinen Versen und seiner Prosa die beständige Erinnerung an seinen Ursprung, den spöttischen Kosmopolitismus eines Volks, welches Jahrhunderte hindurch von einem Ende der Erde zum andern sein Unglück und seinen Stolz herumgetragen und nur gelegentlich ein Vaterland fand. Dieses Volk hat Musiker, Gelehrte, Philosophen hervorgebracht; es hat auch einen großen Dichter hervorgebracht, der zugleich ein unvergleichlicher Spötter war und den es beauftragt hat, an den Völkern und fremden Göttern es zu rächen und ihnen nach Gebühr zu vergelten. Dieser Dichter mit seinem grausamen Groll und seinen schmerzhaften Liebeleien, welche Hegel die Lehre von den Gegensätzen gelehrt hatte und der sie überall in der Geschichte, wie im Leben, erblickte, besaß das jüdische Lächeln und die semitische Phantasie. Er rühmte sich zuweilen, ein griechischer Heide zu sein; doch hatte er mit der griechischen Muse nur sehr flüchtige Berührungen und die wenigen classischen Verse, die er gedichtet hat, gleichen Findelkindern, deren «hübsche kleine uneheliche Gestalten» er im Harz bewundert hatte. Das Eigenthümliche semitischer Dichter ist es, eine brennende Sinnlichkeit mit viel Phantasie und gesundem Menschenverstand zu vereinigen, die Ueberschwenglichkeit, die Unordnung der Bilder mit der Kunst zu verbinden und sehr verfeinerte Gefühle sehr einfach auszudrücken. Es ist aber die Bibel mehr als jedes andere Buch, welche dem dichterischen Genius Heine's Gestalt gegeben, indem sie ihm ihre Form und Farbe verliehen hat. Ein glänzendes Licht und Landschaften voller Sonne, welche der Tod plötzlich mit seinem Schatten schwärzt; um so köstlichere Freuden, als man deren Sündhaftigkeit, Vergänglichkeit und Ruhelosigkeit empfindet; die Sinne Beherrscher der Vernunft und bei ihrer Lust von Unheil verkündenden Anzeichen gestört; harte Herzen, in denen man unvorhergesehenes Mitleid aufleuchten sieht, wie eine Rose, die in der Spalte eines Granitfelsens erblüht; der Sinnenrausch des Verlangens und der Liebe, der mit der düstern Wollust eines Hasses abwechselt, der nie verzeiht; süße Zärtlichkeiten und die cynische Derbheit der Anatheme; der Geschmack am Symbol; eine erstaunliche Genauigkeit im Traume; hellsehende Augen, die von früher Zeit an gewohnt sind, das Unsichtbare, das in dieser Welt der Geheimnisse und Räthsel überall gegenwärtig ist, hinter dem Schleier der Erscheinungen verborgen zu sehen; eine Weisheit, die sich bemüht, ihre Grenzen zu entdecken und ihren Ruhm darin sucht, ihre Nichtigkeit zu verfluchen; ein tiefes Gefühl für die Ironie der Dinge; die kleine Moral schonungslos der großen geopfert, welche für jeden Erwählten darin besteht, daß er seine Bestimmung erfülle, indem er seine Leidenschaft wie ein Gott anbetet; — dies ist das Alte Testament, und dies ist Heine und seine Poesie."

Nachdem Valbert hier angeführt, was Heine im Jahre 1830 über das Alte Testament schrieb, schließt er wie folgt: „Wenn er seine Muse, mit der er zu oft kokettirte, achtete, verstand es Heine, das Geheimniß des vollkommenen Natürlichen zu finden, und seine Poesie ist voll jener nackten Schönheiten, die schaudern machen. Goethe und Schlegel hatten ihn sein Handwerk gelehrt; seine wirklichen Meister aber, seine wahrhaften Begeisterer sind die ruhmreichen Unbekannten, welche Ecclesiastieus, die Sprüche und das Hohelied Salomonis, der Hiob und jenes Meisterstück discreter Ironie, betitelt: das Buch des Propheten Jonas geschrieben haben. Derjenige, welcher sich eine deutsche, in Voltaire's Perrüke eingenistete Nachtigall genannt hat, war zugleich der am wenigsten evangelische der Menschen und der wahrhaft biblischste der neuern Dichter."

Bibliographie.

Alemann, M., Die Kolonie Tornquist im Distrikt Bahia Blanca (im Süden der Provinz Buenos Aires) als Ansiedlungspunkt für schweizerische und deutsche Ackerbau-Familien. Nebst 1 Karte. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 8. 50 Pf.

Bornhak, F., Kaiserin Augusta. Züge aus einem fürstlichen Frauenleben. Mit 7 Portraits in Lichtdruck. Berlin, Voß. Gr. 8. 4 M.

Chrysen, Leute von heute. Fünf Zeitbilder. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Dominicus, J., Errungen. Roman. Sorau, Zeidler. 1885. 12. 3 M.

Eckstein, E., Ringkämpfe. Kleine Essays. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Grube, H., Der Heidelberger Studentenkrieg oder so war's vor 500 Jahren. Original-Novelle aus der Urgeschichte der Universität Heidelberg. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 1 M. 80 Pf.

Hager, C., Kaiser Wilhelms-Land und der Bismarck-Archipel. Nach den neuesten Quellen geschildert. Mit Abbildungen und 2 Karten von Kaiser Wilhelms-Land. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Loti, P., Die Ehe des Lieutenant Grant. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Hagen, Risel u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XIX. Das Jahr 1885. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1885 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M.

Ormós, S. v., Rückerinnerungen. I. Venedig. Autorisirte Uebersetzung. Temesvar. 12. 6 M.

Rüegg, H. R., Pädagogische Bausteine. Für Volksschullehrer und Schulbehörden. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

Schiemann, T., Historische Darstellungen und archivalische Studien. Beiträge zur baltischen Geschichte. Hamburg, Gebr. Behre. Gr. 8. 5 M.

Schmeisser, Die spanischen und portugiesischen Kontingente in der Armee des ersten Kaiserreichs. Landsberg a. W., Schaeffer u. Comp. 4. 1 M.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. 2ter Bd. 1763—1781. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Schubin, O., Erinnerungen eines alten Oesterreichers. Drei Erzählungen. Jena, Costenoble. 12. 3 M.

Segert, Anna, In stillen Stunden. Gedichte. Wismar, Hinstorff. 12. 2 M. 40 Pf.

Wyss, F., Schul-Erziehungslehre. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 12. 1 M.

Ziehlberg, A. v., Ferdinand von Schmettau. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1813. Dessau, Baumann. Gr. 8. 1 M.

Zmigrodzki, M. v., Die Mutter bei den Völkern des arischen Stammes. Eine anthropologisch-historische Skizze als Beitrag zur Lösung der Frauenfrage mit 10 lith. Tafeln und 1 geografische Karte. München, Th. Ackermann. 8. 6 M.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

In den nächsten Tagen erscheint und werden schon jetzt Bestellungen durch alle Buchhandlungen entgegengenommen:

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1885—1886.

Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirthschaft; Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde; Anthropologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel und Industrie; Verkehr und Verkehrsmittel. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. **M. Wildermann.** Mit einer Karte und mehreren in den Text gedruckten Kärtchen und Holzschnitten. 8. (XVI u. 634 S.) 6 M.; geb. in Original-Einband, Leinwand mit Deckenpressung 7 M.

Dieses Jahrbuch führt in gemeinverständlicher, anregender Sprache die wichtigsten Errungenschaften vor, die das verflossene Jahr auf dem Gesammtgebiet der Naturwissenschaften gebracht hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grönland.

Seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste.

Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition

ausgeführt im Jahre 1883 von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten.

8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Nordenskiöld, der gefeierte Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt, gibt hier eingehenden Bericht über seine neueste Forschungsreise, welche Grönland zum Ziel hatte und durch die er abermals mehrere wichtige geographische Probleme gelöst, andere der Lösung um vieles näher geführt hat. Das überaus werthvolle, mit Abbildungen und Karten reich illustrirte Werk wird in der ganzen gebildeten Welt das lebhafteste Interesse erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuguinea.

Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885

von

James Chalmers und **W. Wyatt Gill.**

Mit Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Das Deutsche Reich hat bekanntlich von dem nordöstlichen Theile Neuguineas, der größten unter den Südseeinseln, Besitz ergriffen, und infolge dessen beschäftigt sich die in Berlin gegründete Neuguinea-Compagnie eifrig mit Landerwerbungen und Errichtung von Handelsfactoreien auf diesem neuen Colonialgebiete. Vorliegendes Werk, das über Bodenbeschaffenheit und Klima Neuguineas, wie über Lebensweise und Rasseneigenthümlichkeiten der Eingeborenen im reichsten Maße Aufschluß gibt, wird sonach in der vorliegenden autorisirten Ausgabe gewiß auch dem deutschen Publikum sehr willkommen sein.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 137 bis 143.

Zu den neuen Branntweinsteuer-Vorlagen. — Die Aufhebung des Triester Freihafens. — Gesetzentwurf über Branntweinbesteuerung. — Deutscher Reichstag. — Der Rollentausch zwischen England und Frankreich. — Der Zar in Sebastopol. — Depretis' Programmrede. — Zur Eröffnungsfeier der Rhône-Bauten in Genf. — Das Vermächtniß eines französischen Republikaners.

Dauer und Wandlungen der deutschen Personennamen. Von Fr. von Löher. — Wie man Kunstwerke genießen soll. (II.) — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XVIII.) — Helferts Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes. 1848. (II.) — Vom chinesischen Buchdruck. — Ein Vierteljahrhundert im preußischen Unterrichtsministerium. — Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kunstausstellung zu Augsburg. Von H. E. von Berlepsch. (I.) — Der Nicaragua-Canal und die Schiffseisenbahn von Tehuantepec. Von Dr. H. Topf. (I/II.) — Vischers Faust. Von J. Volkelt. (I.)

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Halbmilliarde-Anlehen. — Die Bank von Frankreich, die Creditanstalten und die Weltbankiers. — Die freien Capitalien und die demnächstige Panamá-Canal-Emission.) — Branntweinsteuer.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Recueil manuel et pratique de traités et conventions

sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.

Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **Ferd. de Cussy.**

Deuxième série

par **F. H. Geffcken.**

Tome premier: 1857—1869. 8. Geh. 12 M.

Im Anschluss an Band I—VII dieser für Diplomaten, Consuln, Staatsmänner etc. unentbehrlichen Sammlung internationaler Verträge erscheint eine zweite Serie, herausgegeben von dem Geh. Justizrath Dr. F. H. Geffcken, deren erster Band bereits vorliegt; er enthält die Verträge von 1857—1869, während der zweite Band die von 1870 bis zur Gegenwart umfassen wird.

Die erste Serie (7 Bände) ist zum ermässigten Preise von 40 Mark, 6 Mark für einen einzelnen Band, durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 10. Juni 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Eine literarische Revolution. Von Rudolf von Gottschall. — Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur. — Neue Belletristik. Von Alfred Friedmann. — Aus und über Amerika. Von Rudolf Dochn. — Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Eine literarische Revolution.

Es wird einem großen Theil des Publikums, auch wenn er eine intimere Kenntniß der neuesten Literatur besitzt, und wol selbst manchen Schriftstellern von Fach unbekannt sein, daß wir uns mitten in einer literarischen Revolution befinden, und daß ein neues Geschlecht von Titanen den Ossa und Pelion auf den Olympos wälzt, um die alten oder vielmehr die neuen Literaturgötter zu stürzen. Das Ça ira und die Marseillaise einer neuen Revolution ertönt; wir bewegen uns auf einem vulkanischen Boden, und über Nacht wird die ganze Herrlichkeit der Tagesberühmtheiten in den aufgerissenen klaffenden Abgrund stürzen. Das Mene tekel ist an die Wand geschrieben — all ihr Belsazers der Dichtung, ihr Literaturkönige! Die Nacht bricht herein, wo euere Knechte euch erschlagen werden!

Einem ahnungslosen Geschlecht wird die neue jungdeutsche und jüngstdeutsche Turba angekündigt in zwei Schriften: „Revolution der Literatur" von Karl Bleibtreu (Leipzig, Friedrich. 2. Aufl.) und „Die moderne Lyrikerrevolution" von Paul Fritsche (Frankfurt a. O., Waldow). Und diese Revolution hat schon ihre Helden, schon ein ganzes Pantheon voll — und das gleichgültige Deutschland kennt kaum ihre Namen, da auch die Zeitungspresse bisher wenig von der ganzen Bewegung Notiz genommen hat. Gewiß mit Unrecht; denn so viele Ueberspanntheit und Großmannssucht solche Revolutionen zur Schau stellen mögen, es liegt in dieser Bewegung ein berechtigter Kern, und es ist ein ansehnlicher Fonds von tüchtigem Talent, der hier zu Tage tritt. Eine eingehende Besprechung von „Jung-Deutschland", der lyrischen Anthologie der neuen Stürmer und Dränger, wird das näher nachweisen.

Ganz auf dem Standpunkt der neuesten Schule steht Paul Fritsche: er gehört ihr zu als Dichter, obschon wir ihn in jener kanonischen Sammlung vermissen; er stellt sich den Alten gegenüber wie der Goethe'sche Baccalaureus: „Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen." Auch kann man auf ihn einen andern Spruch aus Goethe's „Faust" anwenden: „Du weißt wol nicht, mein Freund, wie grob du bist."

Er spricht davon, daß die Ideale der jungdeutschen Richtung nicht die seinigen sein können; spätere Erscheinungen bis zur Jetztzeit, ausgenommen wieder unsere zeitgenössischen Vorarbeiter, kommen überhaupt nicht in Betracht, da sie sich schon so überlebt haben, „daß sie nur noch als gewöhnliche Mittelmäßigkeiten ihr Dasein fristen, ihre greisenhafte Physiognomie mit allem möglichen Flitter scheinbar auffrischen und — der Teufel hol' sie! — künstlerischer Schöpferqual bar den Literaturmarkt mit kaninchenhafter Fruchtbarkeit übervölkern. Die «verlnderte Kritik» ist ihr Bundesgenosse und beider Opfer unser armes Volk, welchem Geschmacklosigkeit und rohes Unverständniß eingeimpft wird. In solcher Epoche nur konnte es möglich sein, daß Leute wie Traeger, Wolff, Baumbach, Ebers, Dahn, Rittershaus, Lindau, Blumenthal für erlauchte Geister der Nation galten, ja leider Gottes noch gelten." Das ist der Kraftstil der Horde junger Stürmer, die Riesenstärke in sich fühlen und reformiren wollen. Und die Losung? „Reform des nationalen künstlerischen Bewußtseins" — wer wollte dieser Losung nicht beistimmen? „Wir rufen dem kommenden Jahrhundert! Mit diesem stolzen und doch bescheidenen Worte stürmen wir auf das literarische Blachfeld, beginnen den Kampf gegen die durch und durch verseuchte Literatur unserer Tage, gegen das Conventionelle, Frivole, Dummunschuldige, Kleine,

Gemeine, gegen Cliquen- und Parteiliteratur, gegen den breitspurigen, alles Große, Erhabene mit seiner Dumpfheit erstickenden Dilettantismus" — gewiß mit Recht. Ist dieser Kampf denn aber etwas so Neues? Fällt das alles wie Meteorsteine vom Himmel? Ist nicht der Unterzeichnete seit Jahrzehnten für eine vom Geiste des Jahrhunderts getragene, wahrhaft moderne Poesie eingetreten, für die höhern Gattungen der Lyrik gegenüber dem seichten Singsang des Tags und den Verirrungen der Mode? Brauche ich auf die Tendenz meiner „Poetik", auf den Standpunkt hinzuweisen, den ich in meiner „Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts" vertreten? Schon im Jahre 1865, als ich die Leitung d. Bl. übernahm, sagte ich in meinem Redactionsprogramm: „Es ist die Fahne der modernen Bildung, welche die echte Poesie der Gegenwart hochhalten muß, wenn sie eine Poesie der Zukunft werden will! Alles, was nicht aus dem Geiste unserer Zeit herausgedichtet ist, bleibt schwächliche Nachdichtung und trägt von Hause aus den Stempel des Dilettantismus. Ebenso aber ist alles, was diesem Geiste huldigt, aber in platter Hingabe, ohne künstlerischen Adel und Schwung, dem Gericht der Kritik und früher Vergänglichkeit anheimgefallen." Und so haben andere gedacht, gesprochen, gedichtet: doch diese jüngste Generation kennt ihre Werke nicht. Warum? Sie sind von der Mode beiseitegeschoben worden, aber damit auch diesen jüngsten Kritikern aus den Augen gerückt. Keine derartige Bewegung fällt wie ein Meteorstein aus dem Himmel; sie knüpft stets, wenn auch mit schärferer Betonung, an vorhandene Richtungen an. Paul Fritsche beschäftigt sich allerdings in seiner Lyrikerrevolution nur damit, ein Porträtalbum der gleichgesinnten Genossen zu entwerfen. Das ist alles mit Wärme, mit Liebe, mit Begeisterung geschrieben: ob es ihm gelingen wird, diese im ganzen und großen noch in einer sehr versteckten Bucht ankernde Dichterflotille auf das hohe Meer zu bugsiren, wo sie auch dem großen Publikum sichtbar wird, ist eine andere Frage.

Karl Bleibtreu gehört nicht ganz der jüngstdeutschen Richtung an: seine Gedichte erschienen ja auch nur als Appendix zu „Jungdeutschland". So nimmt er in seiner „Revolution der Literatur" denn auch das Recht einer schärfern Kritik in Anspruch: er spricht von der lauten und lärmenden Existenz einer Gesellschaft junger Lyriker, welche sich das unnütze heilige Feuer des Ideals mit störrischer Verstocktheit im Innern wahrt; er beurtheilt auch die Einzelnen sympathisch, aber doch mit unabhängigem Urtheil. In erster Linie werden Wilhelm Arent und die beiden Hart besprochen, Arno Holz, Hermann Conradi, Wolfgang Kirchbach, Karl Henckel besonders hervorgehoben.

Im übrigen entwirft Bleibtreu ein Inventar unserer heutigen Literatur, er klassificirt den Parnaß, wobei den Jüngsten doch der Löwenantheil zufällt. Zu den feststehenden Berühmtheiten rechnet er Freytag, Heyse, Keller, Spielhagen; zu den Modeberühmtheiten Ebers, Dahn, Wolff; zu den Preßberühmtheiten die Jünger Lindau's, die „gar nicht in die Literatur gehören". Dann kommen die Stürmer und Dränger und eine Zahl von ephemeren Talenten; zuletzt eine Reihe von Namen, auf welchen die Zukunft der Literatur und ihr gegenwärtiger Werth beruht. Einige davon sind berühmt und haben Erfolg, andere, sei es daß sie Reclame und Streberei nicht verstanden, sei es daß das Publikum für das Verständniß ihrer Bedeutung noch nicht reif ist, haben wenig oder gar keinen. Wie sich diese fünfte Klasse zur ersten, zu den feststehenden Berühmtheiten verhält, ist nicht einleuchtend: jedenfalls beruht doch auch auf dieser die Zukunft der Literatur. Von den Dramatikern wird besonders Wildenbruch und Bulthaupt hervorgehoben, Lindau und Blumenthal erhalten eine levis notae macula.

Sucht man nun aber nach dem Princip der großen Dichterrevolution, so geräth man in einen Zwiespalt hinein, der auch in Bleibtreu's Schrift nicht gelöst ist. Dem Realismus gehört die Zukunft, sagt der junge Autor, der Zola einen Weltdichter nennt, und diese Zola'sche Richtung bestimmt ja auch die Prosawerke des jüngsten Deutschlands. Hier begegnen wir einem Hyperrealismus, der aber in einem wahrhaft schreienden Widerspruch steht zu dem Hyperidealismus der jüngstdeutschen Lyrik. Glücklicherweise nennt Bleibtreu auch Shakspeare einen Realisten — und dann kann man sich ja über das Princip eher verständigen. Daß aber die Lyrik der jungen Stürmer und Dränger bei ihrem frappanten Mangel an Anschaulichkeit mit dem Realismus nicht das Geringste gemein hat trotz einiger Genrebilder aus dem Leben des vierten Standes, erscheint uns ganz fraglos: es ist ja fast durchweg der überschwenglichste Gefühlston angeschlagen. Die Lyrik wird revolutionirt von dem entgegengesetzten Standpunkte aus, von dem man dem Roman eine Wiedergeburt zu verleihen sucht. Wie reimt sich das zusammen? Einer schwunghaften, gedankenvollen lyrischen Dichtung, welche mit genialem Wurf die höhern Gattungen pflegt und aus modernem Geiste herausschafft, haben wir stets das Wort geredet: dagegen protestiren wir gegen den Hyperrealismus und all die Auswüchse und Verzerrungen, die sich an das Vorbild des Weltdichters Zola anlehnen. Die markige Darstellungsgabe und die frappante Kunst zu porträtiren und zu photographiren, gewisse große Gesichtspunkte eines verbissenen Pessimismus und den Trieb nach säcularer Bedeutung müssen auch die Gegner dem französischen „Meister" zugestehen: doch wenn er ein „Weltdichter" sein soll, so muß man ebenso bekennen, daß die ganze Weltliteratur nicht so empörende Geschmacklosigkeiten und Brutalitäten aufzuweisen hat wie eben seine Werke. Unnachahmlich in seiner oft grotesken, oft, wenn man will, grandiosen Eigenart, ist er am wenigsten geeignet, eine Schule zu bilden. Durch den Geist Zola's unsern Roman reformiren zu wollen, ist ein aussichtsloses Streben: in der That sind viele deutsche Romane der Jünger Zola's, die uns zu Gesicht gekommen, geradezu „unter der Kritik".

Wir stehen der neuen Lyrik trotz ihrer Ausschreitungen

sympathisch gegenüber, dem neuen in „Zolaismus" machenden Roman aber so unsympathisch wie möglich: in dem aschgrauen schmuzfarbigen Cynismus liegt keine Zukunft, und bedauerlich genug, wenn sich unsere jungen deutschen Dichter von der Seine ihren Messias holen. Mit Recht macht übrigens Bleibtreu darauf aufmerksam, daß die Lyrik allein ohne die wirklich gestaltende Dichtung keine literarische Revolution hervorrufen könne. Im Drama und Roman sind aber die neuen Stürmer und Dränger noch Renonce. Ueberhaupt wäre ihnen in Hinblick auf ein altes Sprüchwort zuzurufen: Weniger Geschrei, mehr Wolle!

Rudolf von Gottschall.

Zur Dante-Literatur.

1. Dante Alighieri's Paradies. Dritte Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaß des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von Julius Francke. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1885. Gr. 8. 5 M.

Mit diesem dritten Bande ist das im ganzen wohlgelungene Unternehmen einer neuen Terzinenübersetzung der „Göttlichen Komödie", dessen erste Abtheilung, die „Hölle" enthaltend, im Jahre 1883 erschien, zu Ende geführt. Als „im ganzen wohlgelungen" ist das Unternehmen zu bezeichnen, insofern der Verfasser nach bestem Vermögen das Seinige gethan, um den strengen Anforderungen des Originals nach Inhalt und Form, nach Ton und Haltung in der Uebertragung gerecht zu werden. Es wurde das auch in den zwei frühern Beurtheilungen d. Bl. von uns völlig anerkannt, dabei aber gewissenhaft in vereinzelten Andeutungen nicht verschwiegen, welche Mängel nach verschiedenen Richtungen das Gelingen der Absicht des Verfassers beeinträchtigen, eine deutsche, sinngetreue, ansprechend lesbare Uebersetzung zu liefern, die Ersatz für das Original dem des Italienischen unkundigen Leser zu bieten vermag: zu diesen Mängeln gehören, die Form anlangend, schlechte Reime, unbequem zu ertragen bei der Uebersetzung eines Textes, dessen von Anfang bis zu Ende durchgeführte Anlage die Reimung so sichtbar in den Vordergrund stellt; es gehören dazu Entstellungen des sprachlichen Ausdrucks, z. B. den „Falk" statt Falken, oder das des Reimes wegen wiederholt gebrauchte „vom weiten" statt von weitem, oder unstatthafte Hiaten und Elisionen.

Wenn der Verfasser auf dem Titel versichert: „genau nach dem Versmaß des Originals in deutsche Reime übertragen", so ist diese Genauigkeit lediglich auf die bloße Wiedergabe der Terzinenform zu beziehen, auf keine Besonderheiten innerhalb derselben, die doch dem Original nicht fehlen, und die Terzinenform leidet eben hier an den Schwächen der Reimung. Darin unterscheidet sich auch die vorliegende dritte Abtheilung nicht von den beiden vorangegangenen. Nicht anders verhält es sich mit der Wiedergabe des Sinnes, und zwar ist diese nicht selten verfehlt zu Gunsten der Reimung am Schlusse der Verse, deren Ausgänge vielfach mit inhaltleeren oder dem Original fremden Füllungen beschwert sind, sodaß sich an die Stelle des wunderbar straffen Textes verblaßte Gedanken und Anschauungen einschleichen; das ist um so schlimmer, als der Dichter zumeist gerade in die Reimworte die Gedankenschwere des Inhalts drängte, was der Bedeutung der Terzinenform durchaus gemäß ist.

Manches andere Gewichtige auszusprechen, hat dagegen der Uebersetzer, um mit dem Raume auszukommen, aufgeben müssen, sodaß nach beiden Seiten hin die Uebereinstimmung mit dem Original Einbuße erlitt, abgesehen von den so oft vorkommenden, den scharfen Wortsinn des Textes abschwächenden Verallgemeinerungen. Ich greife aus der vorliegenden dritten Abtheilung zwei Beispiele heraus, von welchen das eine die, um Raum zu füllen, erzwungene Einführung eines neuen Gedankens zeigt, während das andere die Verständlichkeit des Sinnes bedenklich erschwerende Auslassungen merken läßt; beide finden sich im zwanzigsten Gesange.

Wo der Dichter Vers 87 als die Absicht des verewigten Cacciaguida bei der Wiederaufnahme des Wortes kundgibt: „per non tenermi in ammirar sospeso", d. i. „um mich nicht vor Staunen in Zweifel zu lassen", läßt unser Uebersetzer diesen Satz ganz ausfallen und fügt statt dessen, auf das Bild des Seligen bezüglich, den überflüssigen Zusatz bei: (das im Ringe) „die heil'gen Feuer einte wie im Bunde". Und andererseits, die Terzine V. 103—105:

> Dei corpi suoi non uscir, come credi,
> Gentili, ma Cristiani, in ferma fede,
> Quel dei passuri, e quel dei passi piedi —

worin der Dichter von dem Trojaner Ripheus und dem Kaiser Trajan sagt, daß beide nicht als Heiden, sondern als Christen beim Tode ihre Leiber verlassen, in festem Glauben jener an die künftig leidenden, dieser an die gelitten habenden Füße des Erlösers, macht der Uebersetzer in seiner Uebertragung ganz unverständlich, indem er die gegensätzliche Partikel „ma" und das doppelt hinweisende „quel", weil er keinen Raum für sie hatte, wegläßt und in solcher Verstümmelung den Satz hinstellt:

> Sie schieden aus dem Leben nicht als Heiden,
> Als Christen, glaubend an die Wundenmale,
> Die schon geschlagen, die sich vorbereiten.

Frühere Terzinenübersetzer der „Göttlichen Komödie" haben es wohl verstanden, den bezeichnenden Gegensätzen in dieser Periode ihr deutliches Recht angedeihen zu lassen.

Da ich mich eben noch beim Rügen aufhalte, will ich auch nicht einige verfehlte Deutungen, die mir bei der ge-

nauen Vergleichung des funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Gesanges mit dem Originaltext aufstießen, unerwähnt lassen. Im funfzehnten Gesange, V. 14, ist mit Unrecht „subito foco", was Sternschnuppe bezeichnen soll, vielleicht aus bloßem Versehen, mit dem hier undenkbaren „Irrlicht" übersetzt. In demselben Gesange, V. 98, sagt der Dichter von der ursprünglichen innern Stadt Florenz: „ond 'ella toglie ancora e terza e nona", d. i. „woher es noch jetzt den Stundenschlag der Terz und None empfängt": da läßt nun der Uebersetzer das doch nicht müßige „ancora" ausfallen und bringt, von dem Wortsinne des Originals abweichend, den Satz: „worin die Stundenrufer mußten wohnen", mit übereinstimmender Erklärung unter dem Texte, wofür ich vergebens einen Anhalt bei den alten Commentatoren suche, die vielmehr alle nur auf ein bestimmtes kirchliches Gebäude hinweisen, von wo man die Uhr noch zu Dante's Zeiten (ancora) schlagen hörte, und nichts von den Stundenausrufern wissen, die innerhalb des Umkreises der alten Stadt hätten wohnen müssen. Im sechzehnten Gesange, V. 66, begnügt sich der Uebersetzer nicht damit, wie der Dichter, die Buondelmonti aus Valdigreve kommen zu lassen, sondern er fügt noch die besondere Bestimmung von den Griever „Schafen" hinzu, obwol die Commentare nichts von Schafzucht in Valdigreve, womit die Buondelmonti sich etwa als Gutsherren befaßt hätten, sondern nur von kriegerischen Vertheidigungswerken der Landschaft Kunde geben; die Einführung von „Schafen" ist offenbar nur durch die vorangehenden Endreime „Hafen" und „Grafen" veranlaßt. Und im siebzehnten Gesange, V. 113, 114, sagt der Dichter ganz deutlich im Sinne des Zusammenhangs (abweichende Lesarten sind hier nicht vorhanden, könnten auch nicht vorhanden sein):

E per lo monte, del cui bel cacume
Gli occhi della mia Donna mi levaro —

d. i. „Und an (oder auf) dem Berge, von dessen schönem Gipfel die Augen meiner Herrin mich emporhoben", nämlich vom Gipfel des Reinigungsberges zu den Regionen des Paradieses, während wir hier, dem Sinne der Stelle und der Situation widersprechend, übersetzt finden:

Und auf dem Berg, auf den in holder Richte
Die Augen meiner Herrin mich erhöhten —

als wenn im Texte statt „del cui" geschrieben stünde „al cui bel cacume", was aber unmöglich wäre, da der Blick Beatrice's den Dichter nicht zum Reinigungsberge empor, sondern von diesem aufwärts zum Paradiese erhoben.

Der Verfasser verzeihe diese Ausstellungen, von denen wenigstens die eine und andere von eingreifender Bedeutung ist: ich habe deren aus den paar Gesängen, die ich genau geprüft, noch gar manche in Vorrath, halte sie aber gern zurück, kann indeß die Vermuthung nicht unterdrücken, daß die vielen andern von mir nicht untersuchten Gesänge die Summe der kleinern und größern Mängel noch gar sehr häufen würden, wenn man sich auf solche nähere Erörterungen von Einzelheiten einlassen dürfte. Der einfach vorgebildete, nach dem ungehemmten Genuß und Verständniß der schwierigen Dichtung verlangende, nicht mit dem gesammten Erklärungsmaterial belastete Leser wird an allen jenen und verwandten Ausstellungen wenig Anstoß nehmen, vielmehr aus der vorliegenden Uebersetzung im ganzen eine volle Erkenntniß des Werks schöpfen, in die Tiefen desselben eindringen und sich an seinen Schönheiten erfreuen können.

Ich wiederhole: im ganzen; denn wenn der aufmerksame Leser, durch die Lektüre angelockt, sich gereizt fühlen sollte, einzelnen Punkten nachzugehen und gelegentlich einen Blick in das Original zu werfen, so würde er doch bisweilen bei der Wahrnehmung stutzig werden, wie vieles von dem streng gefaßten Wortsinne des Textes der leidigen Reimung zu Gunsten hat aufgegeben werden müssen, ohne daß diese, von dem bloßen, bald reinen, bald unreinen Gleichklange abgesehen, einen Ersatz dafür böte. Eine gereimte Uebersetzung der Epen von Ariost oder Tasso ist allerdings viel leichter, weil da nicht jedes Wort von solchem Gewicht ist wie in Dante's „Göttlicher Komödie". Alle bisherigen Terzinenübersetzungen derselben sind deshalb als Versuche zu betrachten, deren ungleiches Gelingen immer nur ein theilweises, kein vollkommenes gewesen. Die vorliegende Francke'sche Uebersetzung zeichnet sich, das ist nicht zu leugnen, durch wohlthuende Lesbarkeit vor ihren Vorgängern, soweit sie mir erinnerlich sind, aus, und wer z. B. den ersten Gesang des „Paradieses" liest, wird, unbekümmert um gewisse geringere Mängel, die sich vielleicht hätten vermeiden lassen, den Eindruck empfangen, daß derselbe nach Sinn und Form vortrefflich wiedergegeben und darin ungefähr das erreicht ist, was der Uebersetzer für das Ganze erstrebte.

Frühere Uebersetzer, wie Streckfuß, Kannegießer, Notter, haben es vorgezogen, dem genauern Anschlusse an den Originaltext die bequemere Lesbarkeit zu opfern; bei unserm gegenwärtigen scheint mir das Umgekehrte der Fall, wonach schließlich der Gesammtwerth seiner Leistung zu schätzen ist. Sie erscheint aller Ehren werth, macht aber erneute Versuche gereimter Terzinenübersetzungen der „Göttlichen Komödie" nicht überflüssig; denn immer noch ist es ein Problem, das fernerhin zur Lösung steht, eine solche zu schaffen, die, soweit dies bei der Verschiedenheit beider Sprachen nur erreichbar, den gesammten Gedankeninhalt des Originals in scharfer Ausprägung aller bedeutenden Einzelheiten harmonisch geeinigt zeigt mit der strophischen Form desselben, doch ohne Zwang an der Muttersprache, ohne Lücken und leicht ersichtliche Lückenbüßer, ohne mistönende Reime und dem Text gegenüber fremdartige oder inhaltlose Begriffe in den Reimstellen, welche der Dichter ja meistens inhaltlich so bedeutsam hervortreten läßt.

Es ist wahr, der Italiener hat das Reimen um vieles leichter als wir Deutsche; aber unsere Sprache ist doch auch so reich, so ausdrucksvoll und so geschmeidig und biegsam in der Form des Ausdrucks, daß die Aussicht auf das Gelingen einer sich mit dem Orginal fast deckenden

Terzinenübersetzung nicht völlig verschlossen erscheint. Eben der erwähnten Schwierigkeiten wegen haben andere sich lieber des Zwangs der Reimung entledigt und den Körper der Dichtung ohne dieses schmückende Gewand unverletzt wiederzugeben versucht, wobei sie sich jedoch vollständig bewußt blieben, daß sie damit der Dichtung ein wesentliches Stück ihres Bestandes entzogen — aber ultra posse nemo obligatur!

2. Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. Von Gerhard Gietmann, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1885. Gr. 8. 4 M.

Dieses neueste Werk über Dante und dessen welthistorisches Dichterwerk gehört dem bekannten Herder'schen Verlage zu Freiburg im Breisgau an, welcher das katholische Deutschland seit Jahren mit Büchern der entsprechenden Richtung, geschichtlichen und literargeschichtlichen Inhalts, versorgt. Dieselben verfolgen alle den bestimmten Zweck, der fortschreitenden menschlichen Literaturarbeit, der unbefangenen, rein sachlichen Darstellung eines der Culturentwickelung angehörenden Gegenstandes in schriftstellerischen Erzeugnissen von ausschließlich katholischer Auffassung und Haltung eine die Geister und Gemüther überwältigende Macht entgegenzustellen. Wie weit sich bei solchen Schriften der Abstand gegen die allgemein gültige Anschauung derartiger Dinge herausstellt, das kommt lediglich auf den Gegenstand an, kommt darauf an, ob derselbe ein engeres oder weiteres Verhältniß zur Gegenwart hat, ob er einer Vergangenheit angehört, in die wir uns nothwendig alle selbst mit verwandtem Interesse zu versetzen haben, wenn wir Personen aus derselben und ihr Wirken erkennen wollen. Es ist ein Unterschied, meine ich, ob ein Dante oder ob ein Lessing, ein Goethe geschildert werden soll: für den erstern wird jene Partei, des allen gemeinsamen noch ungetheilten Cultrinteresses wegen, sich weniger anzustrengen brauchen, die geeignet scheinenden Formen und Farben der Darstellung zu finden, als für einen der beiden andern, die, wie die Dinge nun einmal liegen, einer in Ansichten und Anschauung getheilten Lesewelt gegenüberstehen.

Und dieser Umstand kommt auch dem Verfasser vorliegenden Werks zugute: abgesehen von einzelnen, nicht zu weit ausgesponnenen, auch in den Gegenstand nicht störend eingreifenden, einseitig katholischen Bemerkungen, führt dasselbe den großen umfassenden Stoff in allen seinen Theilen klar und ansprechend vor. Es ist abzuwarten, wie es dem Verfasser gelingen wird, sich mit Goethe zurecht zu finden, den er ja auch für seine Feder in Anspruch genommen; die gelegentlichen Anspielungen auf ihn in gegenwärtigem Werke stellen nichts Erfreuliches in Aussicht. Denn man staune: im Vorworte werden weitere Schriften von demselben Verfasser über das griechische, römische und deutsche Nationalepos sowie über das griechische, englische und deutsche Drama verheißen: „es soll im Spiegel der classischen Dichtung zuerst das Gesammtbild des Menschenlebens, sodann insbesondere die volksgeschichtliche, endlich die ethische Seite desselben sich darstellen". Vorliegendes Werk über Dante aber ist die eine Hälfte des ersten Theils der „Classischen Dichter und Dichtungen", welcher erste Theil „das Problem des menschlichen Lebens in dichterischer Lösung" vorführen soll, wovon die erwähnte eine Hälfte gegenwärtig unter dem besondern Titel vorliegt: „Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri." Man sieht: der Verfasser hat sich ein weites Feld gesteckt, und wenn er das Ziel verfolgt, wie er es ausspricht, mit seinen Darstellungen dem allgemeinen gebildeten Verständnisse die Wege zu ebnen, so ist nur zu wünschen, er möge dies rein im Sinne des von ihm angeführten Goethe'schen Ausspruchs thun, daß das Bedürfniß des Umgangs mit großen Vorgängern das Zeichen einer höhern Anlage sei, im Sinne von Goethe's eigenen beherzigenswerthen Gedanken in Beziehung auf literarisch-ästhetische, moralisch-religiöse Geistesbildung, wonach eben nur die vollendetsten Werke der Kunst, weil sie im ganzen reiner und idealer als die große Masse des Mittelmäßigen, des eingehenden Studiums und des geistigen Genusses werth sind.

In des nun vorliegenden Werks erstem Viertel, das nahe an hundert Seiten umfaßt, charakterisirt der Verfasser zum voraus die allgemeine weltgeschichtliche Bedeutung des Dichters, dessen Zeitalter überhaupt einen der leuchtendsten Höhepunkte in der Geschichte der Kirche, Literatur und Kunst bezeichne. Zur Bildungsgeschichte Dante's bringen die Mittheilungen über dessen Lehrer Brunetto Latini und den vorangegangenen heiligen Minnesänger Franz von Assisi anschauliche Aufklärung. Der Dichter der „Göttlichen Komödie", so angelegt und vorbereitet, offenbare, sagt der Verfasser, nicht nur eine umfassende Bekanntschaft mit dem inspirirten Gotteswortе, sondern zeige sich, „ganz eingetaucht in den Geist desselben", vertraut mit dem innersten Wesen der Kirche, mit ihren zartesten Andachten und erhabensten Lehren, sodaß die Kühnheit Raffael's gerechtfertigt erscheine, ihn auf seiner Disputa mitten in den Kreis kirchlicher Würdenträger und Lehrer zu stellen, ihn, den Laien, Dichter und Staatsmann; denn der innerste Kern der „Göttlichen Komödie" sei ja nichts anderes als die poetische Verherrlichung der durch Kirche und Schrift vermittelten, durch philosophische und theologische Wissenschaft vertieften übernatürlichen Offenbarung.

Dann führt uns der Verfasser in die italienische Politik der Zeit, insbesondere in die florentinischen Verhältnisse und den dadurch in seinem schöpferischen Thun und Leiden bedingten Lebensgang des Dichters und weiter in die großartige Weltpolitik desselben ein, deren Ziel er rastlos als Publicist in offenen Sendschreiben an die Machthaber, in der philosophisch-politischen Schrift über die Monarchie und als Dichter der „Göttlichen Komödie" verfolgte. Leider war dieses Ziel, Begründung des Weltfriedens durch die Herstellung einer Weltmonarchie, eine Selbsttäuschung ohnegleichen, von der, wie es scheint, gerade er, der tiefe Denker, der gotterfüllte energische Idealist, ohne Nachfolge zu

finden, befangen war. Daß der leidenschaftliche Zorn über das Fehlschlagen seiner glühendsten Erwartungen, den er so gewaltig ausspricht, den Dichter auf die abschüssige Bahn des Irrthums und der Verzweiflung an seinen schönsten Idealen fortriß, kann dem Verfasser nicht zugegeben werden, da einerseits der „Irrthum", der sich wol auf die schweren Angriffe gegen die Curie und ihre damaligen Vertreter beziehen soll, auch gegentheiliger Ansicht unterliegt, andererseits „Verzweiflung" an seinen Idealen von dem Dichter nirgends kundgegeben wird, statt derselben vielmehr in Zorn und Begeisterung das strengste Festhalten an dem, was er zum Heil der Welt für gottgeboten, nothwendig und darum auch für möglich hielt. Darin aber trifft der Verfasser das Richtige, wenn er hinzufügt, daß eben diese Ideale, für welche der Dichter sich fruchtlos opferte, uns einen „Blick in den Kampf gestatten, welchen ein großes Herz um die edelsten Güter muthig ausficht, in den Widerstand, den es aller Schlechtigkeit und Engherzigkeit entgegensetzt, und in die glühende Liebe, mit welcher es die staatliche und kirchliche Wohlfahrt der christlichen Völker umfaßt".

Aus der Politik und dem großen öffentlichen Leben geleitet uns dann der Verfasser zu dem innern Seelenleben des Dichters und seinem Wandeln im Glauben, von den ersten kindlich ungetrübten Anfängen durch die Zweifel wissenschaftlichen Denkens bis zur unerschütterlichen Festigkeit bewußter Gottanschauung, wie alle drei Stufen der Entwickelung sich darstellen in seinen bedeutendsten poetisch-philosophischen Werken: „Neues Leben", „Gastmahl" und „Göttliche Komödie". Hier entscheidet sich der Verfasser von vornherein für die rein symbolische Deutung der Jugendliebe Dante's zu Beatrice: obwol er deren wirklich leibliche Existenz nicht schlechthin ableugnen will, findet er sie doch geschichtlich unerwiesen und überdies für die Erklärung der auf sie bezüglichen Gedichte und poetischen Abschnitte fast gleichgültig, da der historische Sinn überall in dem allegorischen aufgehe. Die leiblich erscheinenden Züge der Geliebten gehören lediglich, meint der Verfasser, der poetisch ausgestaltenden Phantasie an und lassen stets auch eine solche Deutung zu. Das „Neue Leben" sowol wie die „Göttliche Komödie" feiern in Beatrice keine irdische Geliebte — dies ist das Ergebniß der streng durchgeführten Darlegung des Verfassers —, sondern ausschließlich die Kirche Christi in ihrer makellosen, glanzvollen, allbeseligenden Schönheit.

Eine abschließende Entscheidung in diesem wichtigen Punkte erweist sich als unmöglich: andern erscheint die geschichtliche Wirklichkeit Beatrice's allerdings so gut wie beglaubigt, dagegen freilich das geflissentliche Uebergehen der leiblichen Erscheinung in die gestalt- und farblose Abstraction der Allegorie nach der Absicht des Dichters ebenso unleugbar, sodaß man, unbefangen erwägend, sagen muß: Beatrice wird von dem Dichter in all ihrer irdischen Schönheit als Geliebte besungen und in eben solcher Erscheinung zum Ausdruck des höchsten himmlischen Guts verherrlicht. Und schließlich wird es darauf ankommen, ob der Betrachtende von Natur mehr oder weniger für eine tief innerliche Empfindung des ungetrennt leiblich-geistig Schönen gestimmt und nach dem Maße solcher Empfindung befähigt ist, von den sinnlich erscheinenden Zügen, womit der Dichter die Geliebte ausstattet, erfaßt zu werden. Bei unserm Verfasser scheint dieses Maß nicht allzu hoch zu sein; denn sonst würde die Zaubergewalt des ersten Grußes der Geliebten, die der Dichter allerdings im Stil der Zeit dialektisch zergliedert — aber mit welcher Naturtreue in jedem Zuge! —, von ihm nicht so ganz unverstanden bleiben; er könnte auch nicht in dem so früh angesetzten Liebesverhältniß ein von dem Dichter gewolltes Zeugniß dafür finden, daß an eine sinnliche Liebe nicht zu denken sei — als ob der neunjährige Knabe, zumal im Süden, sich nicht schon von der weiblichen Anmuth ergriffen zeigen könnte! Wenn der Verfasser außerdem meint, daß eine doppelte, nämlich eine historische und eine allegorische Rolle der Heldin schon darum nicht angenommen werden könne, weil es an der nöthigen Vermittelung zwischen beiden fehlen und der Uebergang aus der einen in die andere „ästhetisch ganz unerträglich" scheinen würde, so ist ihm einerseits die von Dante selbst für seine Dichtung festgestellte Doppelsinnigkeit entgegenzuhalten, dann aber das weiterhin von dem Verfasser unbedenklich eingehaltene Verfahren, den Allegorien vielfach — ganz gemäß dem Wesen dieser dichterischen Anschauungsform — eine sinnliche Unterlage oder Anlehnung zu geben.

Und nachdem nun einmal der Verfasser die Geliebte Dante's, deren Hauch wir noch so vornehmlich auf der Höhe des Reinigungsberges mit Entzücken athmen, ohne dabei im mindesten an die Schönheit der Kirche zu denken, vor unsern Augen hat verschwinden lassen, sieht er sich natürlich auch genöthigt, die an ihr Leben und Sterben anknüpfenden Thatsachen des „Neuen Lebens" ihrer einfachen Thatsächlichkeit, so wunderlich sie auch umschrieben sein mag, zu entkleiden und in allegorische Beziehung zu bringen: den Tod des Vaters auf die Abdankung Cölestin's V. im Jahre 1294, das Wiederaufleben der Liebeswonne auf den Tod Bonifaz' VIII. und den Regierungsantritt Benedict's XI. im Jahre 1303, und den Tod Beatrice's, welchen die Dichtung genau in das Jahr 1290 stellt, von dem unaufhaltsamen Zuge der Deutung fortgerissen, auf die im Jahre 1305 beginnende sogenannte babylonische Gefangenschaft der Kirche — alles gewaltthätige Hypothesen, durch welche die bisher geltende Chronologie des „Neuen Lebens" und der „Komödie" ohne zureichenden Grund über den Haufen geworfen wird.

Auf diesen ersten allgemeinen Abschnitt, der das Wesentliche des Werks erschöpft, läßt dann der Verfasser in dreimal so starkem Umfange die Darstellung, Erörterung und Deutung der „Göttlichen Komödie" im Zusammenhange folgen. Der symbolisirende Standpunkt ist durch alle drei Theile streng festgehalten, soweit es das gesammte eigentliche Fundament des mächtigen poetischen Gebäudes

betrifft. Während Dante's Verirrung im Walde zu Anfang des Gedichts schlechthin als die Abwendung desselben von der Liebe zur Kirche und leidenschaftliche Hingabe an das Studium der Philosophie, ohne andere persönliche Fehltritte, gedeutet wird, erscheinen dem Verfasser die drei Thiere keineswegs blos, wenn auch in erster Linie, als die Symbole innerer Versuchungen der Sinnenlust, des Hochmuths und der Habgier, sondern zugleich als die äußern Hauptfeinde der irdischen und ewigen Wohlfahrt, wie sie sich dem Zeitalter in den politisch-kirchlichen Vertretern des gottverlassenen, dem idealen Ghibellinenthum feindseligen, heimtückisch und offen gewaltthätigen Guelfenthums darstellten. Beim Eintritt in das Fegefeuer, das Land der sittlichen Freiheit, worin diese durch Buße, ebenso stufenweise aufwärts, wie in der Hölle die unsühnbaren Verschuldungen unrettbar in den Schlund abwärts führen, errungen wird, tritt den Wandernden als die symbolische Verkörperung der Freiheitsidee in ihrem abstracten Sinne, ohne kirchliche Beziehung, der aus patriotischer Freiheitsliebe zum Selbstmörder gewordene Cato von Utica entgegen, und diesen läßt der Verfasser in der von dem Dichter ihm geliehenen symbolischen Maske den ersten Gesang des „Fegefeuers" hindurch in verwandter Geltung, wie in der ganzen Hölle und im Fegefeuer bis zum irdischen Paradiese hinauf den heidnischen Sänger des römischen Reichs, Virgil, als die symbolische Verkörperung der irdischen Weisheit, welche dem Menschengeschlecht die Wege zum Guten und Rechten zu weisen versteht bis dahin, wo an ihrer Stelle allein die himmlische Offenbarung zum Anschauen Gottes emporzuführen berufen ist. Auf der Höhe des Reinigungsberges hat Virgil seine Rolle ausgespielt; denn „er sieht nicht weiter", wie der Verfasser bemerkt, weil die Vernunft nichts Höheres kennt als Freiheit von Sünden gegen das Naturgesetz und die damit gegebene souveräne Herrschaft des höhern Willens über die sinnlichen Triebe und alle ungeordneten Neigungen; der Schüler überwächst nunmehr seinerseits den Meister, da er als Christ zu Höherm berufen ist. Das alles hat der Verfasser überzeugend durchgeführt.

In Betreff des „Paradieses", wo Gott als das geistige Centrum des Alls waltet, finden wir die stoffliche Darlegung und Deutung ebenso sorgfältig und tief in den Kern eindringend wie im ganzen Buche, allerdings mit den Anschauungen des specifisch katholischen Standpunktes, die aber das Verständniß der Dichtung nicht beeinträchtigen; vielmehr muß man zugestehen, daß die theologische Kenntniß des Verfassers auf katholischem Gebiete seiner Arbeit reich zu statten kommt. An geeigneter Stelle, nicht sofort bei der ersten himmlischen Sphäre, ist bedeutsam hervorgehoben, wie sich die Kreise unterhalb der Sonne an ihren seligen Geistern noch durch einen Rest irdischer Mangelhaftigkeit kennzeichnen, durch Unbeständigkeit im Guten, durch Ruhmessucht oder Liebesdurst, wogegen über der wechselvollen Planetenwelt empor den Seligen in ihrer reinen Verklärung die uneingeschränkte Theilnahme an der göttlichen Vollkommenheit vergönnt ist. Dante's Sternenbewohner verdanken auch hier, gegenüber den Platonischen, auf welche in der Dichtung Bezug genommen wird, nach der wol nicht anzuzweifelnden Anschauung des Verfassers, nur den poetischen Zwecken des Dichters ihr Dasein und sollen, wie sie geschildert sind, nicht als geschichtliche Wirklichkeiten gelten, wenn solche ihnen auch überall zu Grunde liegen. Indeß geht der Verfasser zu weit, wenn er auch das Weltsystem der alten Philosophen, das sogenannte ptolemäische, nur als Symbol der einheitlichen Ordnung aller Dinge der dichterischen Gestaltung dienstbar machen will: erwägt man, daß ohne dieses von der Kirche selbst angenommene System dem Dichter das ganze festgegliederte Gerüst seines Baues gefehlt haben würde, das er schwerlich durch ein selbsterfundenes hätte ersetzen können, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß dem Schöpfer der „Komödie" dieses System doch als etwas Wesenhafteres galt, als blos zur Symbolisirung der Weltordnung zu dienen. Hier wie anderswo im Werke strauchelt der Verfasser an der Grenze der Symbolisirung, die er streng durchführen möchte, und der Möglichkeit, dem symbolischen Scheine alles Wesen abzusprechen: ist ihm darin beizustimmen, daß im großen und ganzen die „Göttliche Komödie" als eine symbolisch-allegorische Dichtung erscheint, so zeigt sie sich doch in allen Theilen so durchwebt mit Zügen der Wirklichkeit, daß sie gerade von dieser Mischung ihren Zauber gewinnt und lediglich durch diesen den Charakter eines bloßen Lehrgedichts verleugnet. Mir scheint der Verfasser diesem Momente nicht genügend Rechnung getragen zu haben.

Theodor Paur.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Belletristik.

1. Vier Erzählungen von Otto Franz Gensichen. Berlin, Großer. 1886. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser vier Prosanovellen zeigt in denselben die seinem großen Publikum längst bekannten Vorzüge und die allem Irdischen anhaftenden Schwächen. Als letztere möchte ich besonders das allzu blumige, oft süßliche Schildern und Schillern bezeichnen. Dagegen sind die Probleme interessant, Gesinnung und Tendenz edel, Gemeines ist völlig ausgeschlossen und das für die höhere Tochter nicht Geeignete, wie in der ersten Novelle, nur zart angedeutet. Diese Novelle heißt „Frühlingsstürme". Zwei Schulfreunde, grundverschiedene Charaktere, lieben ein und dasselbe schöne Schulmädchen. Dem Alkibiadescharakter wird wegen der Geliebten, aus eigener Schuld, vom

Lehrer eine körperliche Züchtigung zutheil; Heinrich wird relegirt. Später treffen die drei wieder zusammen, und aus Beatrix und Beatrice wird ein Liebespaar, leider ohne den Priester. Einen dramatisch bewegten Hintergrund gibt die Bewegung von 1848 ab; der glücklich Liebende stürzt sich in den Barrikadenkampf und fällt. Seine Edith Schwanenhals findet und bestattet ihn; mit dem verstoßenen Freunde lebt sie nun, ein Schatten. Sie stirbt, und er nimmt sich auch ihres, seines Kindes an, das gleichfalls an unglücklicher Liebe dahinwelkt.

Gensichen ist auf der Bühne des berliner Schauspielhauses at home; er hat das Glück gehabt, seine „Felicia" von dem Staatsanwalt confiscirt zu sehen und zwanzig Auflagen derselben zu erleben. Seine vorliegenden Erzählungen: „Frühlingsstürme", „Lucretia", „Weihnachtsglocken" und das mir am besten gefallende „Finale", werden ihren Leserkreis finden.

Weniger erbaulich ist die Lektüre des folgenden Buchs:

2. Lessing in Wolfenbüttel. Authentische Beiträge zum Leben Lessing's von Alexander von Seventornen. Erstes Bändchen. Ein Nachmittag auf dem Weghause. Leipzig, Wartig's Verlag. 1886. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Name unsers edeln Bahnbrechers Lessing wird erst auf der letzten Seite genannt; einige kleine Freiheiten, die der Verfasser in nebensächlichen Beziehungen sich mit Zeit und Ort erlaubt hat, wird, meint er, jeder Unbefangene billigen. Gewiß. Lessing hat in seiner „Hamburger Dramaturgie" (I, Nr. 19) selbst gesagt: „Aristoteles hat es längst entschieden, wie weit sich der tragische (wol auch der epische) Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter, als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann. Er braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte." Nun hat aber Seventornen (über den ich in Kürschner's neuestem „Literaturkalender" keinen Aufschluß finde) amtliche Documente der Behörden, die Tagebücher von Leisewitz, dem Dichter des „Julius von Tarent", die Briefe dieses Poeten an seine Braut, gute sichere Tradition alter beaunschweigischer Familien benutzt. Es wäre daher gut gewesen, wenn uns Anmerkungen belehrt hätten, wo Seventornen'sche Dichtung beginnt und Seventornen'sche Wahrheit aufhört.

Was lernen wir aus dem Buche? Daß der große Menschenfreund Lessing auch der Juden, die bekanntlich auch Menschen sind, Freund gewesen, daß er das Vorbild zu den Milfords und Orsinas in der Maitresse des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Branconi, fand — also lauter Dinge, die uns schon auf der Schulbank bekannt werden.

Doch ist das Buch mit einer köstlichen Naivetät geschrieben, die ihren Zauber selten verfehlt, und darum nicht allzu streng zu behandeln.

Der kränkelnde Herr Hofrath macht einen Spaziergang, dabei Wohlthaten auf einen armen schnsternden Soldaten und andere am Leben Leidende ausschüttend. Im „Weghaus" findet er einen geflüchteten Juden, später eine große Gesellschaft, bunt zusammengewürfelt nach dem Bedarf des Verfassers: den Domprediger Feddersen, Oberst von Warnstedt, Abt Jerusalem, Hofgerichtsassessor Biel, die Kochs, Eggelings, Hartkens, Eschenburgs; und alle diese Leute recitiren Gedichte und Prosa im Stil oder Jargon ihrer Zeit, machen sich die Cour, verloben sich, alles an einem Nachmittag im Weghause. Am schönsten ist das, was der Oberst von Warnstedt über noch kämpfende und schon erhörte Liebe sagt. Dagegen weiß ich mit der Stelle über die Fruchtbarkeit der Fliegen, selbst wenn sie „historisch" ist, nichts anzufangen.

„Denken Sie, Herr Domprediger, eine Fliegenmutter legt im Sommer über viermal, jedesmal 80 Eier, das thut 320 Eier" . . ., und so die ganze Seite weiter. Während die Herrschaften so vom hundertsten ins tausendste gerathen, geräth der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand als Deus ex machina zwischen sie. Der Herr Hofrath, furchtlos und treu, befreit den im Weghause gefangenen Juden sowie jenen schusternden Soldaten, dessen Bruder nach Amerika verkauft wurde, und die Sache ist aus.

Lessing meint, Gott vergriff sich im Thon, als er das Weib schuf; er nahm ihn zu fein. Als Alexander von Seventornen seinen Roman knetete, nahm er den Thon einen Ton zu grob.

3. Der Battono. Roman von A. von Suttner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1886. 8. 5 M.

Battono heißt in Mingrelien der Herr. In „Battono" begegnen wir einigen alten Bekannten aus „Daredjan" wieder, welche wir in Nr. 6 d. Bl. f. 1886 („Aus der Hochflut der Bücher") besprochen haben. Eristu ist von demselben Stamme jener heißblütigen, halbwilden und doch von europäischer Cultur beleckten Herrscher im Kolchislande, denen es nur ein Spaß ist, das Blut ihrer Unterthanen bei geringfügigstem Anlaß fließen zu lassen. Auch die Fürstin-Mutter kennen wir schon. Sie ist jetzt etwas jünger und fühlt Liebe zu einem baltischen Intendanten ihres Sohnes Eristu, zu Stefan von Mirius, auch Stepan Karlowitsch genannt. Daß A. von Suttner die Personen wieder verwerthet, deren Charaktere er einmal mit scharfem Stichel ins Gedächtniß seiner Leser gegraben, ist durchaus nicht tadelnswerth: er hat an Honoré de Balzac einen großen Vorgänger; die Rastignacs, die Nucingen gehen unsterblich durch die „Comédie humaine" wie durch die „Scènes de la vie parisienne". Auch die Scenerie Mingreliens kehrt in diesem Roman genau so wieder und gibt ihm eine interessante Localfarbe. Doch glaube ich nicht, daß diese tiefer abgetönt wird, wenn unser gern gelesener Autor im Text von „Tschocha" und „Aznaours" u. a. spricht, und in der Anmerkung dann von Tscherkessenrock und Edelleuten. Die Fremdworte vergißt der Leser sofort wieder, sie bereichern durchaus nicht seinen Sprachschatz und machen den Eindruck des Gesuchten.

Eristu hat einen italienischen Marchese mit seiner Tochter Margherita ins Mingrelierland gezogen. Er veranstaltet ein gefährliches Ballspiel, bei dem Mirius für todt aus einem Abgrund gezogen wird. Die schöne Italienerin pflegt den Kranken, und er genest. Eristu ist eifersüchtig, und er läßt sich auf der Jagd von einem Bären verwunden, um auch von der schönen Rita gepflegt zu werden. Dabei gesteht er ihr seine Liebe. Als in stürmischer Weise die alte Fürstin, die Mutter Eristu's, dasselbe Mirius gegenüber thut, flieht dieser das gefährliche Haus des Battono, ein mingrelisch-baltischer Joseph. Die schöne Margherita findet bald zum dritten mal Gelegenheit, unter dem Zeichen des rothen Kreuzes zu walten: der Marchese, ihr Großpapa, von Schurken um sein Vermögen betrogen, besteigt auch das Krankenlager und stirbt. Margherita, von Eristu betrogen und verrathen, schießt auf ihn, als er bei ihr eindringen will, stürzt sich dann ins Wasser, wie in „Daredjan", wird aber von Mirius gerettet. Eristu, dessen Mutter einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling heirathet, erschießt sich in einem Club, nachdem ihn Mirius erst geohrfeigt. Margherita und Mirius werden ein Paar.

Es sind Stellen von großer Kraft in diesem „Daredjan" so ähnlichen Roman, so besonders diejenigen, wo die mingrelischen Menschen ihre Thiernatur elementarisch hervorkehren. Neben schönen Naturschilderungen ist die tadellose Sprache zu loben. Suttner äußerte sich in einem großen pester Blatt ungehalten darüber, daß „seine Kritiker prüde Männer" seien, die an der realistischen Schule, für die er eine Lanze brach, nicht immer Gefallen fänden. Suttner hat sich selbst geschlagen. Er hat mit dem „Battono" gezeigt, daß man realistisch schildern kann, ohne gerade das Schwergewicht auf das Lüsterne, Verfängliche des Stoffs zu legen. „Der Battono" ist in jeder Beziehung ein entschiedener Fortschritt, mag er nun früher oder später geschrieben sein.

4. Fenella. Novelle von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 1 M. 80 Pf.

Diese Novelle ist während eines Winters im Süden inmitten der leuchtenden Schönheit der Riviera und in der Erinnerung an Rom verfaßt. Die Sprache ist rein und fließend, es stört kein Verstoß, und die „höhere Tochter" kann diese Geschichte unbedenklich lesen. Zu Tivoli sieht ein deutscher Bildhauer, Antonio, wie ein schönes italienisches Naturkind, Fenella, von einem Campagnuolen überfallen wird. Er rettet sie, begegnet augenblicks darauf seinem Jugendfreund Hugo, dem er auf der Heimfahrt die Geschichte seiner Liebe erzählt. Zweimal hat er einer Deutschen in Rom, Wanda, einen Heirathsantrag gemacht, zweimal schien ihn diese Dame zu bevorzugen. Jedesmal wies sie ihn ab. Warum, erfahren wir eigentlich nicht, sowie wir auch die Dame nur aus der Erzählung Antonio's kennen lernen. War er nicht reich genug, weshalb gestatten die Aeltern nach dem ersten Korb ein Wiedersehen? Diese deutsche Familie ist jedenfalls sehr hartherzig. Antonio zertrümmert die Statue der Pudicitia — Wanda in seinem Atelier, wie er die Liebe zu der Deutschen in seinem Herzen zerbricht. Da tritt Fenella ein, der er Schutz versprochen, wenn es die alte Hexe von Pflegemutter gar zu arg mit ihr treiben sollte. Der eifersüchtige Campagnuole versetzt Antonio an der Spanischen Treppe einen Dolchstoß, Fenella pflegt den Kranken, welcher genest. Sie eignet sich in einem Jahre Bildung, Wissenschaft, Kenntniß der deutschen Sprache an und wird Antonio's Weib. Von den andern Personen erfahren wir nichts weiter. Das ist alles ganz gut und schön, aber ebenso wenig neu. Wo sind wir diesen Schablonenfiguren nicht schon begegnet! Ich will gar nicht von den 11000 corsicanischen Blutrachenovellen reden, von Colomba von Mérimée bis auf die jüngste Version. Wer hat noch nicht gesehen, wie der deutsche Bildhauer in der Campagna plötzlich die reine Naturliebe findet; wer noch nicht, wie er die geliebte Statue, die Arbeit von zehn Jahren, mit Einem tollen Schlage zertrümmert! Die Verfolgungs- und Mordscene aus „Fenella" aber deckt sich fast ganz mit der an demselben Orte spielenden bei Paul Heyse: „Die Hexe vom Corso." Man vergleiche:

Heyse.

So erreichte ich das Thor ... das Wetter war umgeschlagen, kein Stern mehr am Himmel, Scirocco in der Luft. Ich schritt über den ganz verödeten Platz und weiß noch, daß ich beim Obelisken stehen blieb und lange nach dem Pincio hin aufblickte, in dessen Bäumen der Wind leise hin und her zu wogen begann. ... Auf einmal, ich hatte eben den Corso erreicht, hör' ich Schritte hinter mir, hastig und sacht, wie von einem Menschen, der auf den Strümpfen läuft. ... Ich werde von zwei Armen umklammert. ... Er aber, der sein Handwerk verstand, schlüpfte mit einer katzenhaften Geschmeidigkeit ... unter meiner Faust durch ... so rangen wir eine Weile, während ich mich vergeblich bemühte, von meiner Waffe Gebrauch zu machen. ... Im nächsten Augenblick fühlte ich einen heftigen Stoß gegen meine linke Schulter, der mir den Arm lähmte.

Alfred Graf Adelmann.

Antonio ... ging nach dem Spanischen Platz zurück und stieg von dort über die Stufen und Terrassen der marmorenen Treppe zu Santa-Trinità de' Monti empor. Oben an der Brustwehr blieb er stehen und schaute auf die Pracht des nächtlichen Städtebildes hinab. ... Zur Seite von Antonio's Hausthür stand Giuseppe (der Campagnuole). Er hatte sich fest in den dunkeln Mauerwinkel gedrückt und hielt sich regungslos. ... Und jetzt ... stürzte sich der Bursch mit tigerartigem Sprunge auf den Arglosen. Der Anprall war so mächtig, daß die kraftvolle Gestalt des Ueberfallenen dem jähen Stoße nicht zu widerstehen vermochte. Antonio verlor unter den Füßen den Boden. Wankend griff er an die Hüfte nach seinem Dolch. Doch es war zu spät, er stürzte. Hart schlug sein Kopf auf das Steinpflaster — und sein Bewußtsein schwand. Fest stemmte Giuseppe dem Gefallenen das Knie auf die Brust ... und führte einen tiefen Stich gegen Antonio's Stirne.

Nun glaube ich gern, daß unser Autor Heyse's Novelle gar nicht gelesen, daß er, statt wie die Maler und Bildhauer erst sich in Galerien und Museen umzusehen, sofort nach der Natur, nach dem Erlebniß eines Freundes ge-

zeichnet hat! Es ist unbillig zu verlangen, daß ein Dichter alles gelesen habe. Von dem aber, der römische Novellen schreibt, kann man billig fordern, daß er den Meister in diesem Genre studirt.

Unsere Literatur würde sich zu ihrem Nutzen außerordentlich vereinfachen, wenn man das nicht mehr machen wollte, was schon, wenn auch mit andern Motiven, aber vielleicht besser gemacht worden ist.

5. Falkenried. Aufzeichnungen aus der Feder einer alten Tante. Von M. A. Enders. Berlin, Janke. 1886. 8. 4 M.

M. A. Enders ist auch ein Autor oder eine Autorin, über welche Kürschner keinen Aufschluß gibt. Die vorliegende Geschichte ist ein sehr complicirter Familienroman, der in adelichen Kreisen spielt. Das Wort der alten Tante Hermine, der Redactrice der Memoiren derer auf Falkenried: „Leid, überall Leid, wohin ich blicke", könnte dem Buche als Motto voranstehen. Wer verursacht all das Leid? „An sich ist nichts gut oder böse; erst das Denken macht es dazu", sagt Hamlet. Und Montaigne: „Die Menschen sind gequält durch die Meinung, welche sie von einer Sache haben, nicht durch die Sache selbst." Nun, die Frau mit dem stolzen strengen Antlitz, die Frau Oberforstmeisterin, richtet durch ihre Meinungen viel Unheil an. Sie meint, ihr Sohn Eberhard dürfe als Edelmann kein Maler werden und müsse die Comtesse Clotilde heirathen. Sie meint, ihre Tochter Magdalene dürfe nicht den Förster Walter, sondern müsse die Excellenz Brocksdorf heirathen. Sie meint, sie sei von Curt, ihrer Jugendliebe, verrathen worden. Aber Eberhard heirathet seine Liebe, die arme Schauspielertochter Harriet, und wird doch ein berühmter Maler. Magdalene, unglücklich in ihrer Ehe, wird verleumdet, und ihr Gatte, der glaubt, daß sie mit den Hochgestellten ihm untreu geworden sei, bei denen sie sich nur für ihren Bruder verwendet, schießt auf Eberhard, den Bruder, den er für den Geliebten hält. Die Anstifterin so vielen Unheils, die Mutter, erfährt spät, daß sie selbst niederer Herkunft ist und all ihr Vorurtheil gegen den Bürger- und Künstlerstand ganz unberechtigt, zwecklos, widersinnig war. Man soll eben in fremdes Geschick nicht eingreifen und jede Menschenblüte sich ihrer Natur nach ausreifen lassen. Diese Geschichte ist schlicht und innig erzählt und hat von all den bisher besprochenen den wärmsten Gefühlston.

6. Grüße aus Nord und Süd. Novellencyklus von Karoline Häusser. München, Staegmeyr. 1886. 8. 4 M. 80 Pf.

Die erste Novelle: „Eine verhängnißvolle Hochzeitsreise", macht den Eindruck des Arrangirten, und etwas dilettantisch kommt es wol heraus, wenn ein Graf der jungen Gattin seines Freundes, der auf der Hochzeitsreise ist, eine Liebeserklärung macht in dem schlecht gewählten Augenblick, als diese wegen einer telegraphischen Todesanzeige, der ihres Vaters, aus einer Ohnmacht erwacht. Der Freund erschießt den Freund sofort ohne Secundanten. Die Frau ruft ihm zu: Mörder! Er entflieht. Später löst sich alles durch eine Freundin und das Kind der Verlassenen: der Erschossene ist nicht todt, und der Graf heirathet die Freundin. In „Regina" lernt ein lauschender Ehemann das Herz seiner über der Kunst vernachlässigten Frau kennen. Der platonische Liebhaber Regina's klärt diese über ihr eigenes Innere und das der beiden Männer auf, und alles wendet sich zum Guten. Die letzte Geschichte „Sein Modell" ist psychologisch glaubwürdiger gemacht und reifer ausgeführt. Der Charakter eines verzogenen reichen hamburger Bürgermädchens, im Gegensatz zu dem Naturkind aus Neapel, Giulietta, tritt tief, scharf und wahr hervor. Die Heldin, eben diese hamburger Irene, ist zwar durch und durch unsympathisch, aber eine Gestalt aus dem Leben und deshalb sehr interessant. Auch die zahlreichen Nebenpersonen fallen nicht aus ihren Rollen, bleiben in dem ihnen mitgegebenen Costüm und Charakter, und man ist schließlich ein wenig schadenfroh, wenn man die anspruchsvolle Irene sitzen bleiben und den Künstler sein liebliches Modell heimführen sieht; auch einer andern Heirath kann man nur seine Zustimmung geben. Nach dieser Talentprobe, die auf die zwei ersten Versuche als angenehme Enttäuschung folgt, kann man die Verfasserin unbesorgt zu größern Thaten ermuthigen. Der Cyklus ist dem liebenswürdigen wie verdienstvollen Dichter der „Aegyptischen Königstochter", Georg Ebers, gewidmet.

Alfred Friedmann.

Aus und über Amerika.

1. Die Vereinigten Staaten von Amerika von H. Meelmeyer-Vukassowitsch. Leipzig, F. Duncker. 1884. Gr. 8. 10 M.
2. Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von Ernst Otto Hopp, II. und III. Abtheilung. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. 1885—86. 8. 2 M.
3. Brook Farm und Margaret Fuller von Karl Knortz. Neuyork, Bartsch. 1886. Gr. 8. 80 Pf.
4. The New South von Karl Schurz. Neuyork, American News Company. 1885. Gr. 8. 80 Pf.
5. Political Evolution von C. A. Washburn. Philadelphia, Lippincott. 1885. 8. 4 M.
6. Monism and Meliorism von Paul Carus. Neuyork, Christern. 1885. Gr. 8. 1 M.

Am 4. Juli 1876 feierte die nordamerikanische Union das hundertjährige Fest ihrer selbständigen politischen Existenz. In dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit hat die Republik infolge ihrer enormen natürlichen Hülfsmittel, ihrer innern politischen Beschaffenheit und des regen Unternehmungsgeistes ihrer Bevölkerung sich zu einem der mächtigsten Großstaaten der Erde entfaltet, dessen Production vermöge seines hochentwickelten, von einem vortrefflichen

Verkehrswesen geförderten Handels auf allen Märkten der Welt eine große Concurrenz gegen die übrigen Reiche aufnahm und dieselbe bis zur Stunde aufrecht erhält. Es ist daher wohl begreiflich, daß die Völker Europas nicht nur mit immer lebhafterm Interesse der politischen und wirthschaftlichen Weiterentwickelung der transatlantischen Republik zusehen, sondern auch in Scharen von vielen Tausenden alljährlich hinüberziehen, um deren weite, oft unbewohnte Gebiete aufzusuchen und dort das zu erringen, was sie in Europa nicht fanden oder nicht erreichen konnten. Manche dieser Auswanderer gelangten an das Ziel, das sie erstrebt hatten, durch Fleiß, Geschick und Glück, sie wurden dort reich; von ihnen spricht man, ihr Lebensschicksal dient als sinnberauschende Lockspeise für die Zurückgebliebenen. Die vielen Hunderttausende aber, welche drüben durch das Walten der Geschicke zu Grunde gingen oder ein armseliges, elendes Leben führten: von ihnen will die große Menge des Publikums nichts wissen. Obwol ein großer Theil der Presse sich seit längerer Zeit Mühe gibt, die nicht selten in ein märchenhaftes Kleid gehüllten Verhältnisse der Vereinigten Staaten in ihrer wirklichen Gestalt erscheinen zu lassen, obschon aus unterrichteten Kreisen ein Mahnruf nach dem andern erschallt, gesicherte, wenn auch beschränkte Verhältnisse nicht leichtsinnig aufzugeben und mit zweifelhaften zu vertauschen, dauert der Auswanderungsstrom doch fort. Fast in keinem andern Lande der Welt ist der Kampf um das Dasein so hart wie in Amerika, man begegnet gar häufig dem crassesten Egoismus und den schwindelhaftesten Speculationen; das eigene Leben steht oft in Gefahr, und die Rechtspflege ist dabei recht schleppend und unsicher; trotz alledem will das große Publikum nicht hören, die Emigration nimmt nicht ab. Es ist daher kein geringes Verdienst von Reelmeyer-Vukassowitsch (Nr. 1), daß er an der Hand zuverlässiger und werthvoller Unterlagen es unternimmt, die vielfach in eine traumhafte Verherrlichung überfließenden Anschauungen von der großen transatlantischen Republik auf das richtige Maß zurückzuführen. Nach den Versicherungen des Autors hat er die nordamerikanische Union nach allen Richtungen, auf den verschiedensten Verkehrswegen bereist und keine Mühe gescheut, sich durch persönliche Anschauung und Nachforschung „den erforderlichen Einblick in alle Details an Ort und Stelle zu verschaffen". Wir waren selbst lange genug in den Vereinigten Staaten, um die dortigen Verhältnisse genau zu kennen, und wir zögern nicht mit dem Zugeständnisse, daß man den Ausführungen und Schilderungen des Autors in den weitaus meisten Fällen Glauben schenken darf. Was die Form der Darstellung betrifft, so ist dieselbe im ganzen fließend und gewandt, wenn auch nicht immer ganz correct.

Das Buch zerfällt, abgesehen von der orientirenden Einleitung, in zehn Kapitel nebst vier Beilagen, welche historische Rückblicke und geographische Notizen enthalten sowie statistische Angaben über Ackerbau, Gewerbe und Industrie darbieten. Was den Inhalt der einzelnen Kapitel anlangt, so berichten die beiden ersten über das Leben und Treiben auf den Farmen und Plantagen, ferner über die Verhältnisse im Gewerbewesen, in der Industrie und im Handel; das dritte und vierte Kapitel charakterisiren eingehend und vielfach zutreffend die Centralregierung in Washington und die Regierungen der einzelnen Unionsstaaten, die Beschaffenheit der Bundesarmee und die Kriegsflotte. Die drei folgenden Kapitel schildern das Communicationswesen, die Schifffahrt und die Häfen und versuchen ein auf die vorhergehenden sechs Analysen gegründetes Gesammtbild der Vereinigten Staaten zu entrollen. Im achten und neunten Kapitel werden die Chancen der Emigration in den Vereinigten Staaten besprochen und Untersuchungen darüber angestellt, wie den jetzigen nachtheiligen Zuständen in Amerika abzuhelfen sein möchte; das zehnte Kapitel bietet uns Schlußbetrachtungen und eine Zukunftsperspective über die große transatlantische Republik. Für Auswanderungslustige ist der Abschnitt des Buchs von ganz besonderm Werthe, welcher die Emigration beleuchtet; es sind dort nicht nur die Licht-, sondern auch die Schattenseiten hervorgehoben, und an letztern fehlt es durchaus nicht. In Bezug auf die deutsche Einwanderung heißt es z. B.:

> Vergleicht man den Platz, den die Deutschen im Verhältniß zu andern Immigranten einnehmen, so ist das eingewanderte Deutschthum gleich der Bevölkerung von Illinois, jedoch größer als die Gesammtbevölkerung der Staaten Californien, Colorado, Delaware, Florida, Kansas, Minnesota, Nebraska, Nevada, Oregon und Rhode-Island. Von den sieben Millionen eingewanderter Bewohner der Union sind ungefähr 37 Procent deutsch, 37 Procent irisch und 26 gehören allen andern Nationalitäten an, während die schwarze Bevölkerung fast gerade so stark wie die eingewanderte ist. Die Einwanderung der Deutschen auf dem Lande finden wir jedoch weit zahlreicher, als in den großen Städten der Union. In der Umgebung der Städte sind fast alle Gemüsefarmen allmählich an die Deutschen übergegangen, und in den Prairienstaaten des Westens gehören die Deutschen zu den größten Bauern. Der Deutsche ist in den Städten vorzugsweise Handwerker: Bäcker, Krämer, Metzger, jedoch auch vielfach Großindustrieller und Kaufmann. Wie dicht die Deutschen sich in manchen Theilen der Union niedergelassen haben, beweist, daß Neuyork die drittgrößte Stadt der Welt mit deutscher Bevölkerung ist, daß in St.-Louis mehr Deutsche wohnen als z. B. in Frankfurt am Main, und in Chicago mehr als in Stuttgart, in Baltimore mehr als in Hannover.

Das Vorstehende mag genügen, das in Rede stehende Werk allen zu empfehlen, die sich für Amerika und die Auswanderung dorthin interessiren.

Mit den vorliegenden zwei Abtheilungen führt E. O. Hopp (Nr. 2) seine „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika" zu Ende, zunächst bis zum Ausbruch des großen Bürgerkriegs (1861) und dann von da bis auf die Gegenwart, d. h. bis zum Jahre 1881. Die Administrationen von Garfield und Arthur, sowie die Präsidentenwahl von 1884 werden nur ganz kurz berührt. Nachdem der Autor in der ersten Abtheilung die amerikanische Geschichte von der ältesten Zeit an bis zum Ende des Unabhängigkeitskriegs beleuchtet hat, schildert er

die Gründung der Union und die Präsidentschaften von George Washington, John Adams, Thomas Jefferson und deren Amtsnachfolger, um in der dritten und letzten Abtheilung seiner verdienstvollen Arbeit ein großartiges Bild der heißen Kämpfe zu entrollen, welche der blutige Bürgerkrieg hervorrief. Den Schluß machen Abraham Lincoln's Ermordung, die beiden Verwaltungen von U. S. Grant und die Amtsdauer von Rutherford B. Hayes, der bekanntlich den Deutschamerikaner Karl Schurz, den begabten Führer der amerikanischen Reformpartei, zu seinem Minister des Innern ernannte. Hopp hat das reiche, vielumfassende Material, welches er zu bewältigen hatte, mit Sorgfalt und großer Klarheit behandelt; ein ausführliches Eingehen auf einige hochwichtige Punkte erlaubte der ihm zugemessene Raum nicht, doch wird jeder Leser, der nicht gerade Specialstudien über amerikanische Geschichte machen will, mit dem hier Gebotenen zufrieden sein dürfen.

Die Schrift von Karl Knortz (Nr. 3), „Brook Farm und Margaret Fuller" betitelt, liefert einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der sogenannten Transseendentalisten, d. h. jener Schriftsteller, Dichter und Gelehrten, welche zuerst in den Vereinigten Staaten, vorzugsweise in Massachusetts, in höherm Maße deutsche Literatur und Wissenschaft pflegten. Knortz verweilt zumeist bei der Darstellung der Zustände und Verhältnisse der Brook Farm, einer in der Nähe von Boston gelegenen Colonie, wo man bestrebt war, die socialistischen Ideen Fourier's zu verwirklichen. Es lebten daselbst vor etwa vierzig Jahren längere Zeit Männer wie George Ripley, Charles A. Dana, Nathaniel Hawthorne und die geistvolle Margaret Fuller, die Verfasserin der vielgelesenen Schriften „Woman in the 19th Century" und „Life without and within". Margaret Fuller, deren Lebensgang und tragisches Ende der Verfasser eingehend beschreibt, war eine verständnißvolle Freundin der deutschen Literatur und übertrug unter anderm Eckermann's „Gespräche mit Goethe" und den „Tasso" ins Englische. Karl Knortz kann zu den eifrigsten Vertretern deutscher Bildung und deutscher Wissenschaft in den Vereinigten Staaten gezählt werden, wie auch seine vorliegende Schrift darthut.

Die in englischer Sprache verfaßte Schrift von Karl Schurz „The New South" (Nr. 5) hat den Zweck, die politischen und socialen Zustände in den Südstaaten der nordamerikanischen Union, den frühern Sklavenstaaten, genauer zu schildern. Schurz bereiste die genannten Länder in den Jahren 1865 und 1884 und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich über die dortigen Verhältnisse nach allen Seiten hin zu unterrichten. Das Resultat seiner Forschungen liegt jetzt vor uns; er kommt zu dem Schlusse, daß in dem „Neuen Süden" (the New South), wo das Institut der Negersklaverei abgeschafft ist, keine illoyalen Gefühle mehr vorherrschen. Die frühern Sklavenhalter wollen von einer Trennung der Union nichts mehr wissen. Neben der Plantagenwirthschaft nehmen auch industrielle Unternehmungen, Fabriken u. s. w. einen frischen Aufschwung, und ein besserer Schulunterricht fördert ebenfalls die intellectuelle Ausbildung der Neger und befähigt sie so zur Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte. Wer die gegenwärtigen Verhältnisse der Südstaaten der Union näher kennen lernen will, dem kann das Studium der Schrift von Karl Schurz nur angelegentlichst empfohlen werden.

Die beiden Bücher „Political Evolution" von C. A. Washburn (Nr. 5) und „Monism and Meliorism" von Paul Carus (Nr. 6) sind mehr philosophischer Natur und haben manches Gemeinschaftliche, jedoch mit dem Unterschiede, daß Carus kürzer und systematischer in seinen Deductionen zu Werke geht als Washburn. Letzterer lehnt sich vielfach an W. E. H. Lecky und Herbert Spencer, Carus dagegen an Kant und andere deutsche Philosophen. Weder der Amerikaner noch der Deutsche, der übrigens gegenwärtig auch in den Vereinigten Staaten lebt, huldigt pessimistischen Grundsätzen; beide wollen den Fortschritt, aber nicht in gewaltsamer Weise. Washburn sucht darzuthun, daß ein plötzlicher Wechsel (sudden change) in der Regierungsweise in der Regel von schlimmen Folgen begleitet sei, während eine verhältnißmäßig langsame und gesetzmäßige Fortentwickelung (evolution) in materieller und geistiger Hinsicht zum Heil führe. Nicht unähnlich, wenn auch in ganz selbständiger Weise verfährt Carus; er versteht unter Monismus diejenige Weltanschauung, welche im Gegensatz zum Dualismus Geist und Materie als eine Einheit, Kraft und Stoff für unzertrennlich erklärt. Der Meliorismus endlich vereinigt nach Carus die moralischen Principien, die der Optimismus und der Pessimismus in sich bergen, und sucht als „der Wille zum Guten", wie Alfred Weber sagt, durch ernste Arbeit das erstrebenswerthe Ziel zu erreichen.

Rudolf Doehn.

Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band: Das Reformationszeitalter. Dresden, Ehlermann. 1886. Gr. 8. 7 M. 80 Pf.

Vor nicht allzu langer Zeit war Gelegenheit geboten, an dieser Stelle den ersten Band der Neuauflage von Goedeke's grundlegendem riesigen Quellenwerke zur Anzeige zu bringen und der bedeutenden Veränderungen sowie des reichen Zuwachses zu gedenken, welcher dem Buche in der zweiten Auflage zutheil geworden ist, und schon liegt der zweite Band desselben vor uns, der das Reformationszeitalter behandelt. Wie sehr man dem Autor für

diese mühevolle Arbeit eines langen Lebens in allen literarischen und wissenschaftlichen Kreisen zu Dank verpflichtet sein muß, ist schon genugsam betont worden; wie bedeutend das Material aber auf dem Gebiete der Literatur eines Zeitalters, dessen Schriftwerke zumeist in seltenen und schwer zugänglichen Büchern und Schriften bestehen, in der neuen Auflage gewachsen ist, zeigt ganz besonders dieser Band, der speciell die Zeit von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Kriege behandelt.

Um vor allem der räumlichen Ausdehnung zu gedenken, so genügt wol die Angabe, daß ein stattlicher Band von 600 großen Octavseiten jetzt demselben Zeitraum gewidmet ist, welcher in der ersten Ausgabe auf nicht viel mehr als 300 Seiten abgehandelt wurde. Allerdings hat gerade diese Literaturperiode Karl Goedeke sich zu seinem speciellen durch eine Reihe von Decennien betriebenen Studium erwählt, er tritt daher hier als Fachmann in des Wortes allerengster Bedeutung auf. Es sei hier beispielsweise nur auf die von ihm im Verein mit Julius Tittmann herausgegebene musterhafte Sammlung der „Deutschen Dichter des 16. und des 17. Jahrhunderts" (Leipzig 1866 fg.) hingewiesen, welche schon eine stattliche Reihe von Bänden umfaßt, von denen die meisten durch Goedeke selbst bearbeitet wurden und in den Einleitungen und Anmerkungen zahlreiche Resultate seiner eingehenden literarhistorischen Untersuchungen enthalten. Nicht minder gehört hierher die ebenfalls von ihm veranstaltete treffliche Ausgabe Pamphilus Gengenbach's (Hannover 1856), zu welcher in dem vorliegenden Bande des „Grundrisses" ebenfalls zahlreiche Literaturnachträge geliefert werden.

So bewegt sich der Verfasser gerade in diesem zweiten Bande seines Werks auf einem Gebiete, das niemand auch nur annäherungsweise so beherrscht wie er. Abgesehen von den inzwischen publicirten neuern Schriften, finden wir noch zahlreiche alte bisher nicht bekannte Werke und Ausgaben, fliegende Blätter, seltene Drucke, Sammlungen und selbst Handschriften von bekannten und unbekannten Dichtern angeführt, welche möglichst lückenlos uns die Literatur der Reformationszeit vor Augen stellen.

Schon das erste Kapitel des vierten Buchs, welches letztere den Band füllt, zeigt uns den Reichthum der Sprichwörterliteratur des 15. und 16. Jahrhunderts von den ersten Sammlungen Unbekannter und denen des Johann Fabri, Anton Tunicius und Johann Agricola an. Die Untersuchungen über Sebastian Franck, den Sammler und Polyhistor, welche früher in wenigen Zeilen zusammengefaßt waren, füllen nun 6 Seiten, in denen man selbst die kleinsten Werke nicht vermißt. Es folgt hierauf die Darstellung der Ritterromane und der Volkslieder. Eine besonders dankenswerthe Einrichtung ist es, daß bei den ältern seltenen Liedersammlungen (Öglin's Liederbuch, Peter Schöffer's Liederbuch u. s. w.) die Anfänge sämmtlicher Lieder verzeichnet werden. Ein bibliographisches Verzeichniß, welches auch die Tonsetzer berücksichtigt, schließt sich an, und §. 111 verzeichnet außerdem die neuen Sammlungen von Volksliedern. Vielleicht ist es den Lesern und auch dem Autor selbst, welchem wegen der eigenthümlichen Verhältnisse des buchhändlerischen Vertriebs manche Sammlung gewiß gar nicht oder zu spät bekannt geworden ist, genehm, zur Vervollständigung hier noch einige Volksliedersammlungen zu finden, die dort nicht angeführt stehen. Es sind dies etwa: Almer, „Innerösterreichische Volksweisen von J. G. Seidl" (Wien 1850); „Die (ober)österreichischen Volksweisen, herausgegeben von A. R. von Spann" (Wien 1845); „Deutsche Volkslieder aus Kärnten, herausgegeben von V. Pogatschnigg und E. Hermann" (2 Bde., Graz 1869 u. 1879); „Tiroler Alpenlieder" (2. Aufl., Lienz 1880); „Oberbaierische Volkslieder, herausgegeben von H. M." (2. Aufl., München 1858); „Almrausch. Almliada aus Steiermark, herausgegeben von A. Werle" (Graz 1884); „Deutsche Volkslieder aus Steiermark, herausgegeben von A. Schlossar" (Innsbruck 1881). Es dürften auch Karl Weinhold's Abhandlungen und A. Jeitteles' Aufsatz „Zur Charakteristik des deutschen Volksliedes in Steiermark" in Schnorr's „Archiv für Literaturgeschichte" (IX, Leipzig 1880, Heft 3) als sehr reichhaltige Arbeiten hier anzuführen sein.

Im zweiten Kapitel sind die merkwürdigen neulateinischen Dichtungen der Humanistenzeit besprochen, welche mit den deutschen Literaturbestrebungen jener Tage in so innigem Zusammenhange stehen und deren Ausgaben meist zu den typographischen Seltenheiten gehören. Auch diese Gruppe ist gegen die erste Auflage so überaus reich vermehrt, daß man wieder von einer völlig neuen Arbeit sprechen kann. Dasselbe gilt von den lateinischen Schauspielen, deren der Verfasser viele bisher unbekannte verzeichnet und aufzählt. Auf die eigentliche kirchliche Dichtung übergehend, haben wir vor allem der reichhaltigen Paragraphen über Luther und die Bibelübersetzungen zu gedenken, welchen sich die nicht minder genauen Verzeichnisse kirchlicher Gesangbücher und der Dichter geistlicher Lieder so wie der Tonsetzer derselben anschließen. Mit dem vierten Kapitel beginnt die Darstellung der Dichter der Reformationszeit nach Luther; die Behandlung Thomas Murner's und Ulrich von Hutten's weist wieder viel Neues auf. Die Resultate aller Forschungen bis auf die jüngste Zeit herab sind in den über dieselben handelnden Partien vereinigt.

Auch die darauffolgenden Kapitel über den Meistergesang, die „Gespräche", jene eigenthümliche Gattung von literarischen Erscheinungen der Humanistenzeit und der sich anschließenden Periode, über die sogenannten Büchlein, die geschichtlichen Gedichte und Reimchroniken haben reichliche Erweiterung erfahren und zeugen von der Unermüdlichkeit des Verfassers selbst in Betreff der kleinern Werke, welche aufzufinden, wie jeder Fachmann weiß, oft mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist und die, obwol sie mitunter unbedeutend scheinen, dennoch nicht selten ein charakteristisches Licht auf die Geisteserzeugnisse des Zeitalters werfen. Von ganz besonderm Interesse erscheint

das sechste Kapitel, welches die Entwickelung des deutschen Schauspiels von den Englischen Komödien an verfolgt und durch die Gliederung nach territorialen Gruppen besondere Uebersichtlichkeit erhält. Diese Gruppen führen die Schauspiele der Schweiz, der sächsischen und hessischen Lande, diejenigen der Rheinlande, Schwabens, Baierns, Würtembergs, des Elsaß, Brandenburgs, Preußens, Braunschweigs und Mecklenburgs, zuletzt die Schauspiele Oesterreichs vor, nebst den Angaben über das Leben bekannt gewordener Dichter derselben. Nach der Behandlung des Hans Sachs, die gegen 30 Seiten umfaßt, sind noch die Fabeldichter, die Schwankbücher, die Volksbücher und die merkwürdige Teufelliteratur der verschiedenen Land-, Stadt-, Dorf-, Hof-, Sauf-, Soldaten-, Arzneiteufel eingehender Betrachtung unterzogen. Den Schluß des Bandes bilden Johann Fischart, Bartholomäus Ringwalt und die Romanliteratur des 16. Jahrhunderts. Welche Aufmerksamkeit wichtigen Erzeugnissen der Volksliteratur zugewendet wurde, zeigt der §. 173, welcher die verschiedenen Bearbeitungen der Faustsage in größter Vollständigkeit anführt.

Aus diesen skizzenhaften Andeutungen ergibt sich, welch ein ungeheures Material der gelehrte Verfasser auch in diesem Bande wieder bewältigte. Selbstverständlich sind irrthümliche Angaben der ersten Auflage stets berichtigt oder ganz gestrichen, insbesondere die Angaben über Lebensdaten der Verfasser geprüft und nicht selten nach des Verfassers eigenen eingehenden Forschungen festgestellt worden. Welcher Unterschied zwischen den beiden Auflagen dieses in der Literatur einzig dastehenden Werks besteht, zeigt wol am besten der Umstand, daß Goedeke zur Darstellung desselben Zeitraums, der in der ersten Auflage in einem Bande von 432 Seiten abgehandelt wurde, in dieser neuen Auflage zwei Bände von je über 500 Seiten nöthig hatte.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der Altmeister deutscher Geschichtschreibung, Leopold von Ranke, ist am 23. Mai in Berlin in dem hohen Alter von fast 91 Jahren gestorben. Nie hat ein deutscher Historiker einen so unbestrittenen Einfluß auf die ganze Geschichtschreibung seiner Zeit ausgeübt, niemals ist mit solcher Einstimmigkeit einem deutschen Gelehrten der erste Rang in seinem wissenschaftlichen Fach eingeräumt worden: etwa Alexander von Humboldt ausgenommen, der für die Naturwissenschaft die gleiche Bedeutung in Anspruch nehmen durfte, wie Ranke als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber. Alle namhaften neuen Historiker sind als seine Schüler zu betrachten; keine andere, abweichende Richtung hat sich Bahn zu brechen vermocht: es gibt nur eine große Ranke'sche Schule.

Ranke war am 21. December 1795 zu Wiehe in Thüringen geboren; er hat die Musterschule von Schulpforta besucht und in Leipzig studirt, wo er von G. Hermann die für seine spätere Thätigkeit so wichtige Methode der neuern philologischen Kritik erlernte. Später war er Oberlehrer in Frankfurt a. O., und wurde, nach der Veröffentlichung seiner ersten historischen Schriften: „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535" (Bd. 1, 1824) und „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (1824), als außerordentlicher Professor nach Berlin berufen. Hier wirkte er nun über sechzig Jahre. Im Jahre 1834 wurde er ordentlicher Professor, 1841 Historiograph des preußischen Staats. Im Jahre 1865 wurde er geadelt, 1882 Wirklicher Geheimer Rath und Excellenz. Sein Doctorjubiläum (1867), sein neunzigjähriger Geburtstag wurden festlich begangen und zeugten von der weiten Verbreitung seines alle andern gleichstrebenden Zeitgenossen überstrahlenden Ruhms. Nachdem er im langen Lauf seines Lebens und in seinen zahlreichen Schriften sich vorzugsweise auf die geschichtliche Darstellung des 16. und 17. Jahrhunderts beschränkt hatte, sodaß er nur gelegentlich das 19. Jahrhundert in den Kreis seiner Thätigkeit als Historiker mit aufnahm, begann er im hohen Alter, wetteifernd mit Johannes von Müller's Weltgeschichte, ebenfalls eine solche zu verfassen (1881 u. fg.), welche mit derjenigen des Schweizers sich in Knappheit des Ausdrucks und der vielsagenden Wendungen, im tiefsinnigen Zusammenfassen des geschichtlichen Stoffs messen durfte, dieselbe in Bezug auf Unbefangenheit des Urtheils und die Weite der geistigen Perspectiven übertraf. Sein erstes größeres Werk war „Die Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert" (Bd. 1, 1827); die neue Geschichtsquelle, die er sich durch Benutzung der Berichte der venetianischen Gesandten erschlossen, war befruchtend auch für seine spätern Geschichtswerke: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" (3 Bde., 1834—37), „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (6 Bde., 1839—47), „Französische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert" (5 Bde., 1852—61), „Englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert" (6 Bde., 1859—67). Außer diesen sich zu einem Gesammtbilde der beiden Jahrhunderte ergänzenden Werken erwähnen wir noch: „Neun Bücher preußischer Geschichte" (3 Bde., 1847—48), später in neuer Auflage (1874) zu zwölf Büchern erweitert, „Die serbische Revolution" (1829), „Vorlesungen zur Geschichte der italienischen Poesie" (1837), „Ursprung des Siebenjährigen Kriegs" (1871), „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792" (1875), „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" (1877), „Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm IV." (1878), „Geschichte Wallenstein's" (4. Aufl. 1880).

Wenn er so durch erstaunliche Productivität das Gebiet der Geschichtschreibung beherrschte, so versuchte er schon in der „Historisch-politischen Zeitschrift" (1832—36) einen Mittelpunkt für Gleichstrebende zu begründen. In spätern Lebensjahren konnte er als Vorsitzender der von König Maximilian von Baiern gestifteten Historischen Commission die förderlichsten Anregungen ausüben und jüngern Kräften bedeutsame Aufgaben stellen. Seine „Sämmtlichen Werke" erschienen in 36 Bänden (Leipzig 1867 u. fg.). Für Quellen- und Geschichtsforschung mit kritischem Geist, für eine objective, durch der Parteien Gunst und Ungunst unbeirrte Objectivität der Darstellung wird Ranke allezeit ein hervorragendes Muster bleiben; er weiß den feinsten Causalnexus der Ereignisse aufzuspüren, die innern Zusammenhänge geistreich zu beleuchten, seine Charakterbilder aufs feinste zu retouchiren. Gleichwol hat die alleinige Herrschaft der Ranke'schen Schule in der Geschichtschreibung auch ihr Bedenken; die Richtung der Schlosser und Gervinus, der sich Mommsen in mancher Hinsicht anschließt, die wärmere Erfassung des historischen Lebens mit Gemüth und theilnehmender Gesinnung hat auch ihre guten Rechte der

mehr diplomatischen und pragmatischen Geschichtschreibung gegenüber. Sollte indeß auch sie einmal wieder zur Herrschaft kommen, so wird Ranke's Bedeutung und Größe keinesfalls dadurch in Schatten gestellt werden.

— Am Tage nach Ranke's Tode, am 24. Mai, starb in Berlin ein anderer hervorragender Geschichtschreiber: Georg Waitz. Geboren 9. October 1813 zu Flensburg, studirte er 1832—36 in Kiel und Berlin. Als Mitarbeiter an den „Monumenta Germaniae historica" von Pertz machte er auf verschiedenen deutschen und französischen Bibliotheken erfolgreiche Entdeckungen und gab für die „Monumenta" Werke von Widukind, Marianus Scotus, Annalista Saxo u. a. heraus. Im Jahre 1842 wurde er Professor in Kiel und betheiligte sich dort lebhaft an der schleswig-holsteinischen Bewegung. In der frankfurter Nationalversammlung war er Mitglied der Partei des Casino und des Weidenbusches. Von seinen Werken erwähnen wir: „Deutsche Verfassungsgeschichte" (8 Bde., 1843—78), „Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik" (3 Bde., 1855—56), „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter König Heinrich I." (1837), „Nordalbingische Studien" (6 Bde.). Im Jahre 1849 wurde Waitz nach Göttingen berufen; 1875 nach Berlin, wo er Geheimer Regierungsrath und Vorsitzender der Centraldirection der „Monumenta Germaniae" wurde. Waitz war einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete des deutschen Mittelalters.

— Ein Schriftsteller, der in jungdeutscher Epoche viel genannt wurde, seit längerer Zeit aber nicht mehr productiv aufgetreten, Ernst Willkomm, ist am 24. Mai in Herwigsdorf bei Zittau gestorben. Er war dort 10. Febr. 1810 als Sohn des Dorfpastors geboren, studirte in Leipzig die Rechte, wandte sich aber dann der Philosophie und Literatur zu. Seit dem Jahre 1852 lebte er in Hamburg, wo er sich an der Redaction der „Jahreszeiten" betheiligte und ein Pensionat für junge Mädchen gründete. Im Ton des Jungen Deutschland, der Emancipationssucht, die sich mit Weltmüdigkeit mischte, sind seine ersten Schriften gehalten: „Die Europamüden" (1838), „Lord Byron" (1839), „Civilisationsnovellen" (1837). Später wandte er sich dem Volksleben zu, gab „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz" heraus (1845), „Wanderungen an der Nord- und Ostsee" (1850), „Aus deutschen Gauen" (1852). Auch seine spätern Romane huldigten mehr dem Realismus, wie „Die Familie Ammer" (1855), „Rheder und Matrose" (1857), „Baneo" (1858). So überaus productiv er in diesen Jahrzehnten war: so ist doch seine Muse später gänzlich verstummt. Sein Bruder ist der namhafte Botaniker Moritz Willkomm in Prag.

Bibliographie.

Anakreon, Lieder. Frei übertragen von L. Weissel. Leipzig, Elischer. 8. 1 M. 20 Pf.

Bach, T., Denknisse und Erinnerungen aus der Zeit der Erniedrigung Preussens. Aus Th. G. von Hippels handschriftlichem Nachlasse mitgetheilt. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Balmer, H. F., Studien über den Seeweg zwischen Europa und West-Sibirien. Hamburg, Friedcrichsen u. Comp. 8. 4 M.

Besant, W., M. A., Das Leben und Wirken Edward Henry Palmers, ehemal. Professor an der Universität Cambridge und Fellow von St. Johns College. Deutsch bearb. von M. Heusler. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Bogeusberger, G., Jugend-Weisen. Aus dem Nachlasse. Graz, Pechel. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.

Böhlau, Helene, Der schöne Valentin. Die alten Leutchen. 2 Novellen. Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Daudet, A., Tartarin in den Alpen. Neue Ruhmesthaten des Helden von Tarascon. Aquarell-Illustrationen von Aranda, de Beaumont, Montenard, de Myrbach, Rossi. Stiche in fac-simile von Guillaume frères. Autorisirte Uebersetzung von S. Born. Leipzig, Le Soudier. Gr. 8. 10 M.

Eckart, R., Saat auf Hoffnung. Altes und Neues aus Herz und Welt. Hagen, Risel u. Comp. 1885. 12. 60 Pf.

Egli, J. J., Geschichte der geographischen Namenkunde. Mit Probe einer toponomastischen Carte. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 10 M.

Emmer, J., Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Für das deutsche Volk bearbeitet. Herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag, Deutscher Verein. Gr. 8. 3 M.

Endemann, W., Das Recht der Eisenbahnen nach den Bestimmungen des Deutschen Reichs und Preussens. 1ste Hälfte. Leipzig, Fues. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Eyssenhardt, F., Barthold Georg Niebuhr. Ein biographischer Versuch. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Gehre, M., Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich. Großenhain, Hentze. 4. 1 M. 20 Pf.

Geyern, D. v., Ein Feenschloß. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. 7ter Bd. Mit dem 1. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. Gr. 8. 12 M.

Heer, G., Geschichte des glarnischen Volksschulwesens. Glarus. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Hérisson, Graf M. v., Tagebuch eines Dolmetschers in China. Deutsch von A. Ruhemann. Autorisirte Ausgabe. Augsburg, Reichel. 8. 4 M.

Hermann, J., Zur Geschichte der Familie Necker. Der deutsche Ursprung derselben urkundlich belegt. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Hesekiel, Ludovika, Excellenz. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Heßler, A., Prolog zur Darstellung von Bildern aus dem Leben Sr. Maj. des Kaisers, verfaßt und gesprochen bei der Feier des 90. Geburtstages Sr. Maj. am 22. März 1886 in den Festräumen der „Philharmonie". Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Horn, G., Der Mohr von Berlin. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 10 M.

Jacoby, D., Georg Macropedius. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Jensen, W., Die Heiligen von Amoltern. Novelle. Leipzig, Elischer. 8. 5 M.

Käseliz, F. E. v. dem, Bei Erbswurst und Feldzwieback. Kriegsgeschichten. Nach dem Tagebuche eines ehemaligen „Feldzüglers", sowie nach „Feldpostbriefen" von 1870/71 zusammengestellt. Hagen, Risel u. Comp. 8. 4 M.

Köhler, H., Hermann Schlegel. Lebensbild eines Naturforschers. Nach dem Holländischen des G. Schlegel in Leiden herausgegeben und bearbeitet. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 80 Pf.

Konicecki, Die neuesten Anwendungen der Elektricität. Mit 1 Tafel. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 1 M.

Krümmel, O., Der Ozean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. Mit 77 in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. 8. 1 M.

Lagarde, P. de, Deutsche Schriften. Gesammtausgabe letzter Hand. Göttingen, Dieterich. Lex.-8. 10 M.

Larisch, F. A. Graf, Freiherr von Elgot und Karvin, Betrachtungen über die Urzustände Schlesiens für Laien geschrieben. Leobschütz, Kothe. 8. 1 M. 60 Pf.

Loehner, J., Die Musik als human-erziehliches Bildungsmittel. Ein Beitrag zu den Reformbestrebungen unserer Zeit auf dem Gebiet der musikalischen Unterrichtslehre. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Meyer, H., Bemerkungen aus dem Zeitalter der schönen Wissenschaften. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Müller, W., Mythologie der deutschen Heldensage. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Pierson, W., Kurfürstin Dorothea, die Gründerin der Dorotheenstadt zu Berlin. Berlin, Gaertner, Gr. 8. 1 M.

Ramann, L., Franz Liszt als Psalmensänger und die früheren Meister. Zu einer musikalischen Psalmenkunde. Mit Notenbeispielen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sach, A., Graf Friedrich von Reventlou und Wilhelm Hartwig Beseler. Ein Vortrag. Schleswig, Bergas. Gr. 8. 1 M.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. Neue Folge. 2tes Hft.: Victor Hugo. Literarisches Portrait mit besonderer Berücksichtigung der Lehrjahre des Dichters. Von G. Dannehl. Berlin, Habel. Gr. 8. 1 M.

Schneider, H. E. (E. Sartorius), Gedichte. Mit dem Bilde des Verfassers. Leipzig, A. Krüger. 8. 2 M. 50 Pf.

Schnitter, A., Schön-Lieschen. Eine Weihnachtsgeschichte in Versen. Graz, Pechel. 12. 1 M. 20 Pf.

Schultze, E., Ein geographischer und antiquarischer Streifzug durch Capri. Mit 1 Karte. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 1 M.

Stern, R., Erinnerungsblätter an Julius Stern. Seinen Freunden und Kunstgenossen gewidmet. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 M.

Struck, E., Skizze des englischen Geldmarktes. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Tolstoi, Graf L. N., Kleine Erzählungen und Kriegsbilder. Aus dem Russischen übersetzt von P. Graff. Berlin, Wilhelmi. 8. 3 M.

Ueber Paul Schönfelds Satiren und Epigramme. Mit einem offenen Briefe an denselben als Vorwort. Von Xanthippus. Kaiserslautern, A. Gotthold. 8. 50 Pf.

Wagenaar-Hummelinck, H., Bürgermeisters Rika. Königsberg, Akademische Buchhandlung von Schubert u. Seidel. 12. 1 M. 50 Pf.

Wallin, J. O., Der Engel des Todes. Im Versmaß des Originals übersetzt und mit einer biographischen Skizze versehen von E. Jonas. Illustrirt von C. Larsson. Berlin, A. Hofmann u. Comp. Hoch 4. 5 M.

Wallroth, W., Paris der Mime. Realistisch-historischer Roman aus der Zeit Domitian's. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Watzl, R., Der letzte Agilolfing. Gedicht. Herausgegeben vom „Düringbund". Wien, Kubasta u. Voigt. Gr. 8. 30 Pf.

Zola, E., Aus der Werkstatt der Kunst (L'oeuvre). Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Ziegler. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer.

Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben von Dr. **F. X. Kraus.** Mit zahlreichen zum grössten Theil Martigny's Dictionnaire des Antiquités chrét. entnommenen Holzschnitten. **Sechzehnte bis achtzehnte Lieferung (Schluss).** Lex.-8. (II. Bd. S. 769—1019.) 5 M. 40 Pf.

Das ganze Werk, vollständig in zwei Bänden Lex.-8. (XII u. 1697 S.) 32 M. 40 Pf.; in Original-Einband. Halbfranz mit Pergament-Ecken u. Carminschnitt 38 M.

I. Band. (1.—7. Lieferung.) A—H. Lex.-8. (VIII u. 677 S.) 12 M. 60 Pf.; geb. 15 M. — Einbanddecke allein 1 M. 40 Pf.

II. Band. (8.—18. Lieferung.) I—Z. Lex.-8. (IV u. 1020 S.) 19 M. 80 Pf.; geb. 23 M. — Einbanddecke allein 1 M. 60 Pf.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 144 bis 150.

Eröffnung der Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin. — Ein gründliches Wort zur Sache. — Deutscher Reichstag. — Die politische Lage in Spanien. (I.) — Rußland und seine Chauvinisten. — Die Erhebung des Washington-Territoriums zum Staate. Wilhelm v. Beetz. (Nekrolog.) Von F. Kohlrausch. — Deutsche Philosophie in Amerika. — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (I.) — Pariser Eindrücke. (I/II.) — Vischers Faust. Von J. Volkelt. (II.) — Zur botanischen Literatur. Von Dingler. — Die landwirthschaftliche Creditfrage im System der agrarischen Reform. — Der Nicaragua-Canal und die Schiffseisenbahn von Tehuantepec. Von Dr. H. Topf. (III. Schlußartikel.) — Präjudicien-Cultus. — Ein ungarischer Dramatiker. Von J. Weiß. — Bakterien und Trinkwasser. — Eine anglo-deutsche Herzogin. Von Dr. M. Landau. — Stand der deutschen Colonisation in Ostafrika.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Esopus.

Von **Burchard Waldis.**

Herausgegeben von J. Tittmann.

Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 16. und 17. Bd).

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hallwyl und Bubenberg.

Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen.

Von

Hans Blum.

8. Geh. Ladenpreis 7 Mark.

Eine vortrefflich geschriebene, geschichtliche Erzählung aus der Periode der Heldenkämpfe, welche Oberdeutsche und Schweizer in den Jahren 1474—1477 gegen Karl den Kühnen von Burgund siegreich bestanden.

Ein hervorragender schweizer Professor schrieb dem Verfasser s. Z. über dieselbe: „Ihre Erzählung wird ein **Volksbuch** werden im edelsten Sinne des Wortes, eine rechte Freude und Erholung für Alt und Jung."

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Felten, Dr. J., Papst Gregor IX.

Gr. 8. (XII u. 409 S.) 6 M.

Dieses Buch will eine, soweit das vorhandene Material es erlaubt, vollständige Geschichte des großen Papstes liefern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Lied vom Könige Nala.

Erstes Lesebuch für Anfänger im Sanskrit.

Nach didaktischen Grundsätzen bearbeitet und in transskribiertem Texte mit Wörterbuch

herausgegeben von

Hermann Camillo Kellner.

8. Geh. 5 M.

Im Anschluß an seine bereits in dritter Auflage vorliegende „Kurze Elementargrammatik der Sanskritsprache" bietet der Verfasser hier ein Lese- und Uebungsbuch, das sich, allmählich vom Leichtern zum Schwerern aufsteigend, sowol für den Schul- wie für den Selbstunterricht eignet. Zahlreiche Wort- und Sacherklärungen, vor allem auch das beigegebene Specialexikon machen das Buch zu einem besonders brauchbaren Lehrmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Japanischen Sprache

von **Philipp Noack.**

8. Geh. 15 M.

Für Deutsche, welche die japanische Schrift- und Umgangssprache erlernen wollen, wird in dem vorliegenden Werke ein treffliches Lehrmittel geboten. Ausser einer vollständigen Grammatik enthält dasselbe passende Uebungsstücke mit Uebersetzung und Erklärung, ein japanisch-deutsches Wörterbuch, sowie eine Reihe von Schrifttafeln, welche die japanischen Originaltypen und deren Zusammensetzung zur Anschauung bringen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 17. Juni 1886.

Inhalt: Dichtungen und Gedichte. Von Rudolf von Gottschall. — Geschichte und Memoiren. Von Wilhelm Müller. — Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur. (Beschluß.) — Ein deutscher Verlagsbuchhändler vor vierhundert Jahren. Von Friedrich Lotheissen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dichtungen und Gedichte.

1. Engel Kirk. Eine Geschichte in Versen von Hermann Oelschläger. Dresden, Minden. 1886. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Gegenüber den hastigen, nach Erfolg haschenden Producenten des Tags gehört Hermann Oelschläger zu den stillen Dichternaturen, welche ihre Gedanken und Pläne in Ruhe ausreifen lassen und sich auf dem Literaturmarkte nicht mit den Elnbogen durchs Gedränge Bahn brechen. Seinen „Gedichten", seinen „Novellen in Octaven", in denen sein Humor in gewählter Kunstform sich ausspricht, seiner vortrefflichen Uebertragung von Ovid's „Elegien der Liebe" und Musäos' „Gedicht von Hero und Leander" sind wir schon früher in d. Bl. gerecht geworden; jetzt liegt seine neueste Geschichte in Versen vor uns: „Engel Kirk". Oelschläger ist ein durchaus origineller Dichter; wenn wir indeß eine Schule aufsuchen wollten, an welche sich sein neuestes Gedicht anlehnt, so würden wir auf die neuenglische lyrisch-epische Dichtung und auf Meister Tennyson hinweisen müssen: ja obgleich die Bühne der Handlung nicht näher bestimmt ist und es der Phantasie überlassen bleibt, die landschaftlichen Decorationen in diesem oder jenem Land aufzubauen, so sind doch die Namen „englisirt", wozu wir eigentlich keine innere Nöthigung finden können.

Würden wir die Dichtung in Novellenprosa auflösen, so käme eine Novelle im Genre der Criminal- und Sensationserzählungen heraus. Engel Kirk ist die Frau eines in der Heide angesiedelten Gutsbesitzers Jan Kirk; sie lebt glücklich mit ihm, theilt mit ihm Freud und Leid, und zwei Kinder sind dieser Ehe entsprossen. Doch ein unheilkündendes Gespenst umschleicht die Hütte, ein Gespenst von Fleisch und Blut. Jan hat einen misrathenen Bruder, Bell, der schon einmal im Zuchthause gesessen hat; nachdem sein Bruder ihn nach Amerika spedirt, kehrt er wieder zurück, belohnt das ihm gewährte Gastrecht nicht blos durch unerträgliches Benehmen, sondern zuletzt auch durch einen Einbruch in die Kasse des Bruders, indem er das für die Steuer zurückgelegte Geld entwendet. Dann entflieht er. Als ihn der Bruder in der Kreisstadt wiederfindet, hat er das Geld durchgebracht; die Brüder gerathen aneinander. Jan ist dicht daran, Bell zu erschlagen. Einige Zeit darauf umlauert dieser rachedürstend das Haus, und als er Engel Kirk allein findet, schleicht er herein, fällt in brutaler Weise über sie her und will ihr Gewalt anthun. Da kommt Jan zur rechten Zeit: diesmal übt er keine Schonung aus, er schlägt Bell zu Boden, und als dieser sich noch rührt, erstickt er ihn mit einem Bettkissen. Jan und Engel Kirk beerdigen die Leiche an einem einsamen Platz im Walde: doch ein Wetterguß spült sie ans Licht. Die beiden werden als Bell's Mörder verhaftet, Jan hingerichtet, seine Frau zum Zuchthaus verurtheilt. Dort lernt sie der Prediger der Anstalt kennen, gewinnt eine innige Theilnahme für sie und bewirkt ihre Begnadigung unter der Bedingung, daß er sie zu sich in sein Haus nimmt. Er besiegt den Widerstand der Seinen, die böse Meinung des Volks, indem er selbst an ihrer Seite durch die Menge wandelt, während sie sein Kind im Arme trägt. Von ihren eigenen Kindern, die sie bei Verwandten untergebracht hat, schlecht aufgenommen, sagt sie sich von diesen los und bleibt als treue Haushälterin im Pfarrhause. Zu hohen Jahren gekommen, rettet sie das Enkelkind des Pfarrers aus den Fluten, geht aber selbst dabei zu Grunde. Das ist die Geschichte von Engel Kirk, die ohne längeres episches Verweilen, oft mit frappanter Kürze gerade bei den Hauptwendungen der Handlung, erzählt wird: sonst würde sie den Raum ausfüllen, den ein großes Epos in Anspruch nimmt. „Engel Kirk" ist eben eine Novelle in Versen, mit sensationell ergreifenden oder rührenden Momenten, welche durch die Darstellungsweise des Dichters

ganz zu ihrem Rechte kommen. Vom criminalrechtlichen Standpunkt möchte man die Verurtheilung Jan's zum Tode für eine Art von Justizmord halten; denn Jan befand sich doch im Stande der Nothwehr, wenn er diese auch über die erlaubten Grenzen hin ausdehnte. Freilich mag der Dichter zur Erklärung des strengen Spruchs seiner Richter anführen, daß die Zeugen fehlten, die den wahrheitsgemäßen Hergang jenes Kampfes zwischen den beiden Brüdern, bei dem eigentlich Abel den Kain erschlug, berichten konnten.

Hermann Oelschläger weiß stimmungsvoll zu schildern: die gereimten fünffüßigen Jamben mit freiwechselnder Reimfolge, die auf den dichterischen Fluß schon an und für sich keine beengende Wirkung ausüben, beherrscht er vollkommen. Hin und wieder, wo es die Erzählung der Thatsachen gilt und die Einfügung von Verbindungsgliedern der Handlung, verfällt der Dichter zwar in einen gewissen trockenen Ton, und auch die Hauptvorgänge sind bisweilen etwas epigrammatisch, ohne ausreichende epische Anschaulichkeit behandelt; dafür entschädigen aber in reichem Maße die Stimmungsbilder, theils der landschaftlichen Natur, theils des Seelenlebens. Hier stoßen wir auf viele anziehende Schönheiten der Dichtung. So gleich am Anfang die Schilderung der Heide:

Umsumnt von Bienen, sonnenlichtdurchglüht,
Versandet hier, dort doldenüberblüht,
Dehnt, wie des Meeres Fläche uferlos,
Bis Erd' und Himmel ineinander fließen,
Die Heide sich mit Moor und Bruch und Wiesen
Zur Ferne hin, erhaben, einsam, groß.
Wie alte Sagen weht's und alte Träume
Geheimnißvoll durch Büsche und durch Bäume,
Rauscht's durch die Föhren, rauscht es um den See,
Auf dessen dunkler Fläche weiß wie Schnee
Seerosen mit halboffnen Kronen schimmern;
Die Bäche klingen und die Lüfte flimmern,
Das Riedgras schwankt, das schlanke Schilfrohr bebt,
Die Kräuter duften, aus den Schollen hebt
Die Lerche schmetternd sich ins Blau. Durch Strauch
Und Wald und Flur zieht wunderbar ein Hauch
Von Andacht, Träumerei, wenn weit und breit
Die ganze weltverlorne Einsamkeit
Dem Wanderer ins Antlitz schaut. Verwittert
Stehn Blöcke, uralt, hingestreut die Flur,
Und heil'ge Stille rings, die manchmal nur
Von fern der Dorfuhr Mittagsschlag durchzittert,
Den Kätner mahnend, nun am Moor zu ruhn
Von schwerer Arbeit.

Dann die Schilderung der Heldin nach dem Abgang des wie ein Alp auf der Wirthschaft lastenden Bruders:

Am meisten doch kam Engel das zu gut:
Wie eine Schwalbe fliegt, so flog ihr Muth
Aufs neue hoch am Himmel hin. Gestalt
Und Ansehn wuchsen ihr. Wie sich im Wald
Die Tanne, die so lang' verkümmert stand,
Gedrückt von andern und vom Licht verbannt,
Urplötzlich hebt und schlank zur Höhe schießt,
Wenn voll der Sonnenzauber um sie fließt,
So war auch sie. Gesundheit, Jugend, Kraft,
Stolz, Liebe, volle, heiße Leidenschaft
Umleuchteten das Weib. Blauäugig, blond,
Die Hand so klein, so weiß, wie nur der Mond
Hellsilbrig glänzt (daß sie vom Stamm der Friesen,
Das ward allein schon durch die Hand bewiesen),
So wallte sie dahin auf ihren Wegen;
An ihren Sohlen haftete der Segen,
Aus ihren Händen schien das Glück zu fließen,
Aus ihrem Blick sich Wohlsein zu ergießen,
Aus ihrem Munde Wohllaut zu ertönen,
Ein Hauch von ihr den Zwiespalt zu versöhnen —
So schritt sie hin durch Haus und Hof und Heide,
Sich selbst zum Glück, der Welt zur Augenweide.

Nachdem Bell getödtet und verscharrt worden war, heißt es:

Und als der heiße Sommer kam, da blühte
Die Heide reich wie nie, der Himmel glühte
In lichtem Blau, und zitternd lag die Luft
Auf der unendlich hingestreckten Fläche,
Die, grün von Gräsern wogend, sich in Duft
Und Sonne fern verlor. Des Lebens Bäche
Umrauschten jung und voll das schlichte Haus
Jan Kirk's. Die Bienen flogen ein und aus
Und bargen, heimgekehrt, mit Mühe fast
Und Noth nur all die reiche süße Last.
Und fleißig schaffte wiederum am Moor
Jan Kirk, wie sonst, und wieder wie zuvor
Sprach er bei jedem neuen Spatenstich:
„Für meine Kinder!" leise hin für sich
Und lächelte glückselig, wenn die Rangen
In Kinderlust ihn auf dem Feld umsprangen;
Und Engel pries, daß sich des Himmels Segen
So sichtbarlich erweise allerwegen,
Und daß sich seine Gunst in diesem Jahre
An ihnen allen deutlich offenbare.

Im Juli brach zur Nachtzeit ungeheuer
Ein Wetter los. Der Himmel stand im Feuer
Zahlloser Blitze: schwere Donner rollten
Die sturmgepeitschte Heide hin, als sollten
Heut Erd' und Himmel untergehn. Die Nacht
War bang für Mensch und Thier. Wie eine Schlacht
Erdröhnt' es in den Lüften. Prasselnd goß
Die Regenflut hernieder, und jetzt schoß
Ein Feuerball vom Firmament und tauchte
In Gluten Haus und Hof, hell wie der Tag,
Die Augen blendend, dann ein Donnerschlag,
Daß alle Mauern bebten. Und schon rauchte
Es zischend auf, schon züngelten die Flammen
Just an der mächtigsten der Linden auf —
Der Regen löscht sie — doch am Morgen drauf
Brach blitzgefällt der Baum in sich zusammen.

Jan sprach: „Der Himmel selbst hat ihn zerschmettert,
Da liegt der Riese nun gestürzt, entblättert.
Soweit ich weiß, hat er nicht seinesgleichen
Im Land gehabt — ich ahn' ein schlimmes Zeichen."

Und noch am selben Tag flog durch die Runde
Der Höfe eine schauervolle Kunde.
Weit in der Heide draußen, wo im Sand
Ein Dutzend Föhren stehen, war die Hand
Wie eines Todten an den Tag gekommen
Und wies zum Himmel aus der nackten Erde.
Ein Knecht, der hier am Morgen seine Pferde
Vorbeigeführt, der hatt' es wahrgenommen.

Man strömt hinaus und sieht hinweggeschwemmt
Den Sand vom Sturm der Nacht, der ungehemmt
Das Grab durchwühlt, das ohne Kreuz und Sarg,
Wer weiß wie lang' schon, einen Todten barg.

Was der Dichtung vorzugsweise einen epischen Charakter gibt: das sind die ausgeführten Vergleichungen, die sich von den Metaphern der lyrisch-epischen Gedichte wesentlich unterscheiden. Eine solche Vergleichung findet sich schon an der oben angeführten Stelle, wo für Engel Kirk und die lange verkümmerten Tanne das tertium comparationis gefunden ist. Aehnliche Vergleichungen sind:

Wie des Meeres Wogen
In ihren Kämpfen schreckensvoll sich thürmen,
Sich eng umklammern und hinabgezogen
Vom Strudel wieder zu erneuten Stürmen
Auftauchen, also rangen hier die zwei
Mit Allgewalt.

Und Engel kam. Wie aus der dumpfen Nacht
Der Blindheit einer neu zum Licht erwacht
Und, all der Glanzesfülle zugewendet,
In freud'gem Schrecken steht und halb geblendet —
Wie einer, aufgerufen aus der Gruft
Des Todes, wieder wandelt in der Luft,
Die Sterne wieder sieht, für die seit Jahr
Und Tag sein Auge müd' geschlossen war,
Und staunend fühlt, wie ihm die Sonne wieder
Erwärmung gießt in die erstarrten Glieder,
Wie, von der Flut des Lebens neu umrauscht,
Er ihrem Locken mit Entzücken lauscht
Und endlich ganz betäubt und unruhvoll
Zagt, ob er weilen oder fliehen soll:
So fand sich Engel Kirk.

Eine schöne Allegorie der Zeit, mit der man einige ähnliche bei Shakspeare, besonders in „Troilus und Cressida" vergleichen mag, ist die folgende:

Gelassen wandelt ihren ew'gen Gang
Die Zeit von Anfang an. Kein Ueberschwang
Von Menschenfreuden oder Menschenleiden
Verlangsamt oder flügelt ihren Schritt.
Gelassen wandelt sie vorbei an beiden
Und nimmt von beiden nach Gefallen mit.
Von ihrer hohen jungfräulichen Stirn
Strahlt kalter Glanz, wie von der Alpen Firn
Der ew'ge Schnee. Glück, Liebe, Frohsinn, Lust
Rührt nie das Eisenherz in ihrer Brust.
Gefühllos wandelt sie. Der Schmerzensschrei
Des Unglücks hallt ihr ungehört vorbei.
Und ob der eine ihre Flucht beklagt,
Der andre ihren Zauberschritt — sie fragt
Nach beiden Thoren nicht; sie sieht den Sand
Gleichgültig in dem Glase niederrinnen
Und rührt, dem Markt entrückt, auf hohen Zinnen
Der Glocke Hammer mit gelass'ner Hand.
Dem Glück zum Hohn, dem sie zu rasch enteilt,
Dem Schmerz zum Trotz, dem sie zu lang verweilt,
Singt sie die uralt alte Melodie:
„Ich ende alles — ich selbst ende nie."

Man sieht, Oelschläger ist ein echter Dichter; wir schätzen ihn höher als viele Modepoeten und ihre Bänkelsängereien; doch gegen die Mode ist nicht anzukämpfen: glücklicherweise zertrümmert sie ihre Götzen auch wieder rasch genug, sodaß Raum wird für die wahren Talente.

2. Satiren und Epigramme von Paul Schönfeld. Kaiserslautern, A. Gotthold. 1886. Gr. 8. 5 M.

Einen vollen Guß von Satiren und Epigrammen ist unser Publikum nicht gewohnt: im Lustspiel, in der Novelle und dem Roman läßt es sich satirische Streiflichter, Episoden, Extrablätter gefallen: aber die Satire als selbständige Dichtung gehört nicht zum Programm des Tages. Gleichwol ist ihre Berechtigung zweifellos, und es ist eine Bereicherung des literarischen Tagesrepertoires, wenn die Satire, und zwar nicht im Gewand der Feuilletonprosa, sondern in stilvoller metrischer Einkleidung, wieder auf dasselbe gesetzt wird.

Paul Schönfeld, ein Jünger der Platen'schen Schule, deren Meister ja in seinen Literaturkomödien auch die selbstgenugsame Satire zur Geltung brachte, gibt in der vorliegenden umfangreichen Sammlung einen vollen Blütenstrauß von Epigrammen, eine Reihe mit behaglicher Breite ausgeführter Satiren, gleichsam „Grönländische Processe" und eine „Auswahl aus des Teufels Papieren" in Versen, und mitten darin ein modernes Lustspiel mit vorwiegender satirischer Tendenz. Das Lustspiel „Mit gleichen Waffen" ist allerdings kein wirksames Bühnenstück: ein Vorzug, auf den der Verfasser in den Parabasen seines Prologs ausdrücklich verzichtet, mit Ausfällen auf die Herren, welche die ersten Gestirne am Lustspielhimmel der Gegenwart sind. Gleichwol muß man hervorheben, daß das Theatralische sehr oft mit dem Dramatischen zusammenfällt und daß ein Manco im ersten auch ein Manco im zweiten bedeutet. Die äußere Technik des Stücks ist keine besonders glückliche; das Auf und Ab, das Kommen und Gehen der Personen bezeichnet nicht immer die Einschnitte, welche die einzelne Scene verlangt, um ihre dramatische Bedeutung scharf von der vorausgehenden und folgenden abzuheben. Der Dialog ist oft Selbstzweck und ergeht sich in einer Breite, welche die dramatischen Pointen vermissen läßt. Doch wozu dem Autor ein Sündenregister vorhalten, wenn er selbst von Hause aus pater peccavi gesagt hat, wenigstens gegenüber der Bühne der Gegenwart! Wir meinen nur, daß die dramatische Form, wenn sie einmal gewählt wird, auch respectirt werden muß und sich nicht in die gleichgültige dialogische auflösen darf. Auch die Handlung des Stücks hat nicht einen eigentlich dramatischen Abschluß: die ganze Intrigue ist daraufhin angezettelt, einem Privatdocenten, Dr. Brüning, den Preis für eine Concurrenzarbeit und dadurch wissenschaftliches Ansehen und die Hand des geliebten Mädchens zu verschaffen. Daß er zwei mittelalterlichen Töchtern des Professors, dessen Stimme den Ausschlag gibt, und der bisher ihm feindlich gesinnt war, auf Anrathen und mit Hülfe eines von Peru herübergekommenen Jugendfreundes auf einmal den Hof macht und zwar am Tage vor der entscheidenden Sitzung und in so nachdrücklicher und

erfolgreicher Weise, daß die Mutter für ihn gewonnen wird und den Vater zu seinen Gunsten stimmt: ist freilich nicht gerade fair zu nennen; doch der Dichter übertrumpft den Erfolg damit, daß der Privatdocent am Schluß an eine andere Universität als Professor berufen wird. Da diese Ernennung von der fünfactigen Intrigue gänzlich unabhängig ist, so erscheint die dramatische Haupthandlung als überflüssig, denn ihr Ziel wird in anderer und noch glänzenderer Weise gleichsam hinter den Coulissen erreicht.

Doch der Dichter wollte ja blos eine Satire in dramatischer Form schreiben, eine Satire auf die Heuchelei, das Cliquenwesen, die Habsucht, den Nepotismus und anderes was sich oft in Universitätskreisen breit macht. Da die Satire hier mit exclusiver Macht herrscht, so hat sich auch die Charakteristik ganz in ihren Dienst gegeben. Die Charaktere sind meistens unliebenswürdig, mit dem Stigma der Verdammniß gezeichnet: der Professor, seine Frau, die ihre Töchter unter die Haube bringen will, die zwei liebebedürftigen Grazien, welche die verhängnißvollen dreißig Jahre schon überschritten haben, die dritte, eine glückliche Braut neidisch wie ihr Bräutigam, der unter den Fittigen des Nepotismus in die Höhe wächst: das sind alles passive Träger einer sehr scharfen und ätzenden Satire, die es an tiefeinschneidenden Geiselhieben nicht fehlen läßt: aber das Behagen echter Lustspielheiterkeit ist aus einem Kreise verbannt, in welchem nur die Gemeinheit der Gesinnung herrscht. Der Held selbst, der sich zu der unwürdigen Courmacherei hergibt, um sich bei dem preisertheilenden Professor einzuschmeicheln, und sein Freund, der ihn dazu anstachelt, sind auch nicht gerade sympathische Charaktere; so bleibt nur noch Elsa und der Famulus Gutmann übrig, bei denen wir ein menschlich Rühren empfinden können. Die Satire versteint alle Charaktere gleichsam zu Salzsäulen. Als satirische Dialoge haben diese dramatischen Scenen indeß ein unleugbares Verdienst, und für mehr dürfen sie in einer Sammlung von Satiren ja nicht genommen werden.

Ist diese dialogische Prosaform doch nur eine der vielen, in denen sich der Satiriker mit Virtuosität bewegt; denn Paul Schönfeld als Jünger der Platen'schen Schule läßt seinen Witz in allen Facetten der Metrik schimmern und begnügt sich durchaus nicht mit den gereimten Vierfüßlern, in denen die erste Satire: „Noble Welt", verfaßt ist und die neben dem iambischen Blankvers vielleicht am bequemsten für diese Dichtgattung sind. Da finden wir Sonette, Terzinen, trochäische Tetrameter, ottave rime, Hexameter, ja Pindarische Rhythmen, den Epinikien des thebanischen Sängers nachgedichtet wie in dem „Hymnus auf den Wagensieg des Eisenbahnbarons von Ehrenthal". Ohne Frage eignet sich gerade dieser Stoff, der ja an die Olympischen Wettspiele erinnert, zu einer Behandlung in jenen erhabenen, von jeder engherzigen Metrik emancipirten Rhythmen:

Tief in Ehrfurcht neige sich ganz Europa dir,
Wenn es die Kunde vernimmt,
Welche weithindröhnenden Schritts durch alle die Lande sich wälzt
Nah und fern: Abdalla, der hurtigste
Aller Vollbluthengste des Orients,
Aller Wettlaufrenner der Welt, so schien's —
Ward besiegt elendiglich
Durch des erhabenen Eisenbahnbarons von Ehrenthal
Treffliche, sturmwindschnelle Stute
Leda, welche glücklich ihm abgewann zwei Nasenlängen!

Die „höhere Tochter" wird in Terzinen gefeiert; der Katalog ihrer wissenschaftlichen Leistungen reicht für so viele derartige Strophen aus, daß man fast einen canto von Dante's „Inferno" damit anfüllen könnte:

Die junge Männerwelt muß früh sich fügen
Dem harten Joch der Arbeit — Lebenszweck
Des jungen Mädchens ist Genuß, Vergnügen.

Sein bischen Lernen, meint' ich stets, erstreck'
Im Grunde sich auf pure Tändeleien —
Bald sah ich meinen Irrthum ein mit Schreck.

Man darf mir selb'gen schließlich wol verzeihen:
Bot sich doch nie Gelegenheit mir dar,
In dies Gebiet mich tiefer einzuweihen.

Fräulein Cäcilie stach mir bald den Star;
Was diese Jungfrau trieb in ihren Ferien,
Ließ täglich mir zu Berge stehn das Haar.

Herr meines Lebens, waren das Materien!
Sie zu erschöpfen, schreiben müßt' ich schier
Endloser Abhandlungen ganze Serien.

Sehr ergötzlich ist der Sonettencyklus „Moderner Liebesfrühling", eine Liebes- und Heirathsgeschichte aus dem Heirathsbureau; gleich der erste Brief ist für den Ton dieses Cyklus hinlänglich charakteristisch:

Er:

Sehr hochgeschätztes Fräulein, sehr geehrtes!
Antwortlich Ihrer dankenswerthen Zeilen
Erlaube mir ergebenst mitzutheilen,
Daß angenehmst berührt ward durch Ihr Werthes.

Ein Wesen ließ, wie längst ich schon begehrt es,
Ihr Bild mich schaun, mein Auge froh verweilen;
Dies Bild — ich will nicht groß Elogen feilen,
Doch selbst den ärgsten Misogyn bekehrt' es.

Auch nahm erfreut von Ihren 80 mille
Notiz ich; mehr noch würde mich's erheitern,
Wenn solche gleich auch disponibel wären.

Seit lange nämlich ist es schon mein Wille,
Mein Schnittgeschäft womöglich zu erweitern:
Drum bitte bald Sich näher zu erklären.

„Der Pessimismus bei den Fröschen" ist eine Art von aristophanischer Studie; die reimlosen Blankvers „Aus dem Tagebuch eines Strebers" sind ebenfalls ein Essay über ein Thema, welches die satirische Behandlung herausfordert:

Als „Streber" also rubricirt man mich.
Es steckt in diesem Ausdruck doch ein eignes
Gemisch von Aversion, Verächtlichkeit,
Geheimem Aerger und von Neid — jawol,
Und folglich eine gute Dosis auch
Von Anerkennung, denn Geriebenheit

Verlangt es schon, die Rolle mit Geschick
Stets durchzuführen und mit Eleganz,
Besonders jetzt, wo leider allzu viele
Derselben sich bemächtigen und die Kunst,
Elende Stümper, die sie sind, bereits
In öffentlichen Miscredit gebracht.
Wenn doch die Kerls auf andre Branchen lieber
Sich werfen wollten, statt in unsrer Sphäre
Herumzupfuschen! Nun, mit wahrer Freude
Bemerk' ich auch in andern Wirkungskreisen
Ein Streberthum sehr prononcirter Art.
Da ist der Adjutant des Prinzen Edgar:
Der käme schön wol in Verlegenheit,
Wenn einer indiscret beliebte je
Zu fragen ihn nach seinen Leistungen
Als Offizier, die so geschwind empor
Ihn hoben aus der frühern Kameraden
Obscurem Haufen. Kriegerische Thaten?
Auch nicht die Spur. Talente? Null. Bekannt
Als kapitaler Hohlkopf, nicht einmal
Quartanerbildung, fühlt man ihm den Zahn.
Doch ein Salonheld allerersten Rangs
Und wie geboren für das Hofparket,
Ein Cavalier, ein Tänzer comme il faut,
Der Liebling sämmtlicher Prinzessinnen,
Des Prinzen rechte Hand, als Pferdekenner
Und Reiter Nonplusultra meilenweit,
Ein Arrangeur von Festen und Diners
Wie keiner — kurz, ein Kerl von raffinirtem
Instinct für alles, was geeignet ist,
Sein bischen Ich in günstiges Licht zu rücken.
So reussirt ein Mensch, der unterm Firnis
Vornehmer Thuerei nichts weiter birgt
Als eine grenzenlose Geistesöde.
Wie muß es unsereinem erst gelingen,
Der in sich einsog jahrelang der Bildung
Sublimste Quintessenz, dem deine krausen,
Verworrnen Labyrinthe, hehres Jus,
Du Inbegriff der Weisheit und der Schläne,
Den Geist geschult für jedes Unternehmen!

An behaglicher Breite fehlt es dieser Satire nicht; sie geht spazieren, die Hände in den Hosentaschen, und mit dem Monocle, das sie sich ins Auge geklemmt hat, betrachtet sie sich die Dinge alle sehr genau, die sie verspotten will. Daß sie bisweilen im Stoff und auch in der Darstellung sich vergreift, ist wol unvermeidlich bei der großen Menge der gewählten Themata und der angeschlagenen Töne. So will uns der Bänkelsängerton in „Zwei Weltbeglücker oder Les extrèmes se touchent" matt und ermüdend erscheinen; die seitenlangen Wiederholungen des „lieber Windthorst, lieber Liebknecht" sind doch nicht sehr geschmackvoll. Die Hexameter in der „Offenen Frage", den „drei Episteln in einer an Freund Xanthippum", sind auch etwas weitschweifig, und die Satire, welche die deutschen Verleger geißeln soll, erscheint uns, anknüpfend an einen besondern Fall, zu grob und hanebüchen, zu sehr von persönlicher Misstimmung eingegeben; „Deutsche Zukunftslyrik" ist ganz im Ton subalterner Witzblätter gehalten:

Unsterbliche Lieder hab' ich
Zum Preis deiner Augen gesingt,
Und hat meine glühende Liebe
Viel Ruhm dir und Ehre gebringt,

Die Glut, wo für dich ich empfindet
Und noch heut nicht verlöscht und verglimmt,
Das Glück, wo bei dir ich gefindet
Und so selig drinnen geschwimmt,

Die Wonnen, auf welche nimmer
Vergeßt dein getreuer Poet,
Wenn einstens diverse Decennien
Auch drüber dahingegeht.

In der dritten Abtheilung schüttet Schönfeld ein sehr reichhaltiges Füllhorn von Epigrammen und Reimen aus, und wenn es darunter auch einige ungeflügelte, einige mit stumpfen Pfeilen gibt, so thut doch die Mehrzahl ihre Schuldigkeit, und es sind bei weitem mehr Treffer als Nieten zu verzeichnen. Ein Theil dieser Epigramme ist in den Distichen der Goethe-Schiller'schen Xenien geschrieben, z. B.:

Den Antisemiten.

Schließt nur wieder die Bude! Bedenkt: rentirte die Sache,
Würde der Jude zuerst sicherlich Antisemit.

Specialisten.

„Specialisten beherrschen die Welt" — je nun, dem bescheidnen
Infusionsthierlein dünkt ja sein Tropfen die Welt.

Umgekehrte Proportion.

Das bleibt Weltlauf stets: je geistiger deine Verdienste,
Um so erbärmlicher, ach, ist der reale Verdienst.

Lebensregel.

Lieber betrachte die Welt mit demokritischem Auge,
Weil du mit kritischem, ach, wenig Erfreuliches schaust.

Andere dagegen sind in Reimversen abgefaßt wie die Lessing'schen Epigramme:

Humanität.

Humanität — schön, übt sie, doch an Solchen,
So ihrer werth, an armen Menschenkindern;
Zeit aber wär's vielleicht, „herabzumindern"
Ihr Maß ein wenig bei den Herren Strolchen.

Gleiche Lose.

Wie des Hades trübes Wasser
Durch der Danaïden Eimer,
Also auch, ihr Verseleimer,
Edle Herz- und Schmerzenreimer,
Sensationsromanverfasser,
Rinnt, was euer Griffel schrieb,
Durch der Zeit großlöchrig Sieb.

Radical.

Nur Allerneustes — oder ältsten Moder!
So schrieb der Zeitgeschmack auf seine Fahne;
Drum nihilistische Novellen oder —
Aegyptische Romane!

Ob unser Publikum, das sich meistens mit satirischen Reflexen und Streiflichtern begnügt, für eine solche volle Ladung der Satire genügend dankbar sein wird, erscheint uns fraglich: die Berechtigung aber, die Satire als eine selbständige Dichtung zu behandeln, ist eine unbestreitbare und schon zur Zeit des seligen Quintus Flaccus Horatius in der ewigen Roma anerkannt worden. Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Geschichte und Memoiren.

1. Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Dritte Abtheilung. Leipzig, Abel. 1885. Gr. 8. 12 M.
2. Arnold Ruge's Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880. Herausgegeben von Paul Nerrlich. Zwei Bände. Berlin, Weidmann. 1886. Gr. 8. 20 M.

Nach dem Tode des Grafen Mirabeau, welcher am 2. April 1791 erfolgte, hatten die anarchistischen Elemente der Französischen Revolution gewonnenes Spiel. Er war der einzige große Staatsmann, welchen die Revolution hervorgebracht hat. In den zwei Jahren 1789 und 1790 hatte er alles gethan, um die Misbräuche des alten Frankreich abzuschaffen, die königliche Gewalt zu beschränken, die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit aufzuheben und eine neue Welt zu schaffen, in welcher Gleichheit vor dem Gesetze galt. Nachdem dieses Ziel erreicht worden, war er der Ansicht, daß die Revolution abzuschließen, Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten sei. Während die Jakobiner die Anarchie und Pöbelherrschaft erhalten und permanent machen wollten, sah Mirabeau sein Ziel mit Aufrichtung der constitutionellen Monarchie erreicht. Er stellte sich daher in der Nationalversammlung den Jakobinern mit der nämlichen Unerschrockenheit entgegen, wie früher den Vertheidigern des Feudalismus. Erstere frohlockten, als sie den Tod Mirabeau's erfuhren; denn sie hatten in ihm ihren gewaltigsten Gegner verloren. Jetzt erst konnte ihr Weizen blühen. Das Königthum wurde ohne allzu große Mühe über den Haufen geworfen und die gemäßigtste Revolutionspartei, die Girondisten, vernichtet. Damit begann die Schreckensherrschaft, unter welcher drei Männer eine besonders hervorragende Stellung einnahmen: Danton, Marat und Robespierre. H. Taine gibt in der vorliegenden dritten Abtheilung seines Werks „Die Entstehung des modernen Frankreich" (Nr. 1) von denselben eine ausführliche, treffliche Charakterschilderung. Nur in Einem Punkte sind wir mit seinem Urtheil nicht einverstanden. Wenn er sagt: „Unter allen Männern der Revolution ist Mirabeau der einzige, der hinsichtlich der politischen Begabung Danton gleichkommt oder ihn vielleicht übertrifft", so überschätzt er diesen und unterschätzt jenen. Um ein großer Staatsmann wie Mirabeau zu sein, fehlte es Danton an positiven Kenntnissen, an dem freien, vorurtheilslosen Blick, an der Hingebung für das Wohl des Ganzen. Unter den Männern der Schreckensherrschaft freilich war er geistig der bedeutendste; aber das erforderte keinen zu großen Fonds, denn bei diesen herrschte eine bedenkliche Geistesarmuth: ein sprechendes Beispiel für den Satz, daß wenig Verstand dazu gehöre, um die Menge zu regieren. Das Gemeinschaftliche dieser drei Männer war der jakobinische Grundsatz, wonach eine Minorität durch alle Mittel der Gewalt ihre Herrschaft über die große Mehrheit der Nation ausübt. Dieser Grundsatz steht zwar nicht im Einklange mit der Demokratie, welche die Regierung dem Volke, nicht das Volk der Regierung unterordnet; aber das ist ja der Gang aller radicalen Revolutionen, daß sie im Namen der Menschenrechte und der Volkssouveränetät die Regierung des Absolutismus stürzen, um an dessen Stelle eine weit despotischere Regierung zu setzen. Anfangs galt der Angriff der Jakobiner nur dem Königthum und dem ganzen Feudalsystem; kaum hatten sie hier den Sieg errungen, so stürmten sie auch gegen die positive Religion, gegen die Familie und gegen alles Eigenthum an. Eben damit aber stießen sie die Elite und die Mehrheit der Nation von sich. Um sich halten zu können gegenüber einer so großen Mehrheit von Andersgesinnten und Misvergnügten, gebrauchten sie als Universalmittel die rohe Gewalt. Der Verfasser, welchem bei Ausarbeitung seiner Revolutionsgeschichte ein ungeheueres Beweismaterial zu Gebote steht, weist zahlenmäßig nach, von welch unbedeutenden Minoritäten Tausende von friedlichen Bewohnern sich tyrannisiren ließen: in einem Städtchen des Südens gab es unter 5000 Einwohnern nur 17 „Patrioten", in einem andern unter 7000 nur 40, und zwar nur solche, die als unehrlich verachtet wurden, in einem dritten nur 9—10, die ein sehr kostspieliges Leben führten, ohne daß man wußte, woher sie die nöthigen Mittel nahmen; in Brignolles fanden auf den Landstraßen häufige Räubereien statt, und die Räuber waren Personen, die sich beim Beginn der Revolution rühmten, große Patrioten zu sein; sie waren sehr gefürchtet, und niemand wagte es, ihre Namen zu nennen; die neun Berufspatrioten von Frejus brachten ihre ganze Zeit im Kaffeehause zu. Es gehört zu den vielen Verdiensten des Verfassers, daß er von den Legenden der Revolution eine nach der andern mit seinem kritischen Messer zerstört. Lange genug hat man die Große Revolution als eine Panacee für alle politischen und socialen Schäden dargestellt; aber aus dem Geschichtswerk Taine's, welcher keine Phrasen und Declamationen, aber actenmäßige Darstellung liebt, ersehen wir, daß diese glorreiche Revolution Zustände in ihrem Gefolge hatte, die zu den verabscheuungswürdigsten gehören, und daß hinter diesem Wohlfahrtsausschuß und dem ihm zur Seite stehenden Sicherheitsausschuß und Revolutionstribunal nicht eine Mehrheit von Bürgern oder gar eine Nation, sondern nur eine Guillotine stand.

Als das „größte Ungeheuer" dieser Revolution bezeichnet der Verfasser Marat, welcher der Reihe nach an drei Erscheinungen des Wahnsinns litt, an Größenwahn, an Verfolgungswahn und an Mordwahn. Er war der Cyniker der Revolution, die personificirte Niederträchtigkeit. Außer dem Journalisten Hebert, der das Revolutionsblatt „Père Duchesne" herausgab, verstand es niemand so wie Marat in seinem „Volksfreund", mit ruhiger Hand die gröbsten Beschimpfungen und die blutdürstigsten Drohungen

niederzuschreiben. Könnte er 2000 „zur Rettung des Vaterlandes" entschlossene Männer um sich scharen, so würde er „dem höllischen Lafayette inmitten seiner zahlreichen Sklavenbataillone das Herz aus dem Leibe reißen, den Monarchen nebst seinen Anhängern im königlichen Palast verbrennen, die Deputirten auf ihren Sitzen spießen und unter brennenden Trümmern ihres Schlupfloches begraben". Da er nichts als „feile Schurken" um sich sieht, so hatte er keinen andern Gedanken, als Massenmorde zu veranstalten. Im December 1790 verlangte er 20000 Köpfe, im September 1792 forderte er 80000, und im October erschien ihm die sociale Gefahr so groß, daß die Zahl der Hinrichtungen, welche er zur Sicherung der öffentlichen Ordnung vollzogen zu sehen wünschte, nicht weniger als 270000 betrug. Solche verrückte Ideen hatte allerdings Danton nicht. Auch er wollte die Dictatur der gewaltthätigen Minorität und schreckte, um zu derselben zu gelangen, nicht vor dem Septembergemetzel zurück; aber dieser „Barbar nach Temperament und Charakter", dieser „Koloß mit einem Tatarenkopf", diese „knurrende Bulldogge", dieser „Grandseigneur der Sansculotten" hatte dabei doch etwas Gutmüthiges, setzte manche verständige Decrete durch, ließ sich in diplomatische Unterhandlungen mit Preußen und Schweden ein und wurde zuletzt des methodischen und unaufhörlichen Mordens überdrüssig. „In Revolutionszeiten", sagte er, „gelangt die Macht in die Hände der ärgsten Schurken." Eine eigenthümliche Trägheit und Sinnlichkeit, die ihn beherrschten und ihm die regelmäßige Arbeit widerwärtig machten, brachten ihn gegenüber den Theoretikern und Heuchlern der Revolution in persönlichen Nachtheil. Zu diesen gehörte Robespierre, ein fleißiger, nüchterner Mensch, den die Sinnlichkeit nicht allzu sehr plagte, der wegen seiner Tugend von jedermann bewundert werden wollte und selbstgefällige Monologe hielt. Von lauter Abstractionen erfüllt und dem praktischen Leben abgewandt, hörte er nie auf, das „Principienpferd" zu reiten, und er fühlte sich außer Stande, von demselben herabzusteigen und den Fuß auf den Boden der Wirklichkeit zu setzen. Was er sprach, war eine Aneinanderreihung abstracter, nichtssagender Sätze ohne eine Spur von greifbaren Thatsachen, ein ewiges Wiederkäuen der „Menschenrechte", der Volkssouveränetät und anderer Principien. Während er sich in der constituirenden Versammlung durch seine Pedanterie und sein hohles Pathos zuerst lächerlich machte, besaß er nach dem Sturz der Girondisten und der Dantonisten im Convent den größten Einfluß und übte geradezu eine Dictatur aus. In seiner Eitelkeit und seinem Doctrinarismus hielt er alle diejenigen, welche nicht auf seine Lykurg'schen und Rousseau'schen Ideen eingingen, für „Ränkeschmiede und Verräther" und wollte sie mit der nämlichen Kaltblütigkeit der Guillotine übergeben wie Marat die Aristokraten. Infolge dessen erhob sich seine eigene Partei, deren Leben von ihm bedroht war, gegen ihn und kam ihm zuvor.

Eine glänzende Partie des Taine'schen Buchs bildet die Schilderung des materiellen Elends, das infolge der Revolution und der schlechten Verwaltung des Wohlfahrtsausschusses über Paris und die Provinzen hereingebrochen war. Als vollends noch der Winter von 1794—95 eine ungewöhnliche Kälte brachte, da steigerte sich das Elend bis zur Verzweiflung und zum Wahnsinn. Die reichen Leute, welche den pariser Arbeitern etwas zu verdienen gegeben hatten, waren ausgewandert oder guillotinirt worden; der Fremdenzug nach Paris hatte ganz aufgehört, und so fanden die Arbeiter in Privatkreisen keine Arbeit mehr und fielen der Unterstützung des Wohlfahrtsausschusses anheim, der Fleisch- und Brotrationen austheilte, aber in seinen Vorräthen selbst so herunterkam, daß er alle fünf bis zehn Tage ein viertel Pfund Fleisch und täglich vier oder anderthalb Unzen Brot pro Kopf, häufig auch gar keins austheilte. Das Mehl, das verkauft wurde, war gemahlene Kleie und gab ein Brot, das Krankheiten hervorrief. Da die Bauern, welche Lebensmittel nach Paris führten, häufig geplündert und durchgeprügelt wurden, nahm die Zufuhr immer mehr ab. Vor den Bäcker-, Fleischer- und Speereiläden bildeten sich schon von drei Uhr nachts an Queues von Männern, Frauen und Mädchen, unter welche sich Freudenmädchen und schamlose Männer wie wilde Thiere mischten. Da die Klafter Holz 400 Francs, ein Scheffel Kohlen 50 Sous, ein kleiner Balken 20 Sous kostete, zersägten viele Arme ihre Bettstellen, um Brennmaterial zu gewinnen, das sie in den Stand setzte, etwas zu kochen und sich vor dem Erfrieren zu schützen. Der Werth der Assignaten sank von Jahr zu Jahr. Im November 1795 hatte ein Hundertfrancsschein nur noch einen Werth von 15 und bald darauf von 5 Sous. Natürlich stiegen die Preise aller Lebensmittel in demselben Maße, in welchem der Werth der Assignaten sank. Im Januar 1796 kostete das Pfund Brot 50, das Pfund Fleisch 60, der Scheffel Kartoffeln 200, eine Flasche Wein 100 Papierfrancs. Ein Diner für zwei Personen kostete im Palais Royal 1500 Francs. Unter diesen Zuständen litten nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Beamten, die Pensionäre, die Rentner, die ihre festen Einnahmen in Assignaten hatten und für diese kaum so viel Lebensmittel bekamen, um sich vor dem Hungertode zu schützen. Viele Leute fielen auf den Straßen vor Erschöpfung um; andere gaben sich selbst den Tod; eine Frau, die ihrem Kinde kein Brot mehr geben konnte, stürzte sich mit ihm in die Seine. Dabei ließen die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses es sich wohl sein, tranken gute Weine und aßen „tüchtige Stücke Fleisch und vorzügliches Weißbrot"; denn wer ganze Haufen von Assignaten ausgeben konnte oder noch ein paar Goldstücke und Juwelen hatte, konnte an Lebensmitteln bekommen, was und wie viel er wollte. Die Commissäre, die in die Provinzen geschickt wurden, führten dort eine Paschawirthschaft, requirirten Hunderte von Flaschen feinen Weins, ließen sich üppige Mahlzeiten auftragen und richteten förmliche Harems ein. Die Lage des armen Volks wurde unter dem Directorium nicht viel besser. In trefflichen

Schilderungen theilt der Verfasser mit, wie nun das Guillotiniren zwar aufhörte, aber das Deportiren in die Fieberſümpfe von Guiana begann; wie die französische Republik einen Krieg um den andern anfing und ihn wie eine „Piratenbande" führte; wie sie die Nationen revolutionirte, um sie zu plündern, und sie plünderte, „um sich an ihnen zu mästen"; wie sie binnen drei Jahren in Belgien, Holland, Deutschland und Italien an Contributionen, Requisitionen und Confiscationen zwei Milliarden zusammenraubte, um die leeren Kassen in Paris zu füllen, und selbst die Kirchengeräthe, die Versatzamtspfänder und die Krankenhäuserkassen nicht verschonte; wie sie, um für die vielen Kriege Soldaten zu bekommen, die schändlichsten Zwangsmaßregeln anwandte und jährlich über 100000 Menschen opferte. Unter solchen Umständen erschien der 18. Brumaire 1799 als eine Erlösung, und Napoleon, der das von ihm eingeführte Regierungssystem „das Bündniß der Philosophie mit dem Säbel" nannte, wurde von ganz Frankreich als Befreier, Retter und Beschützer begrüßt. Unter Philosophie verstand man damals die Anwendung abstracter Grundsätze auf die Politik, den logischen Aufbau des Staats mit Hülfe einiger allgemeinen einfachen Begriffe, einen einheitlichen, geometrischen Gesellschaftsentwurf. Von den zwei Plänen, welche zulässig waren, dem anarchischen und despotischen, zog Napoleon den letztern vor und errichtete als praktischer Mann auf Grund desselben mit Säbel und Kelle ein festes, bewohnbares, zweckdienliches Gebäude, dessen Betriebsplan und Eintheilung bis auf die geringsten Einzelheiten ihre Wirkungen zur Erreichung eines einzigen Ziels vereinigten, das in der Allmacht des Staats, in der Allgegenwart der Regierung bestand. „In dieser philosophischen Kaserne wohnen die Franzosen seit mehr als acht Jahrzehnten", lauten die Schlußworte des Verfassers.

Paul Nerrlich, der Herausgeber von Arnold Ruge's „Briefwechsel und Tagebuchblättern" (Nr. 2), hat recht, wenn er das Urtheil eines hochgestellten Freundes Ruge's, er sei einer der liebenswürdigsten und geistreichsten Briefschreiber unserer Literatur, als ein durch die vorliegenden Briefe vollkommen gerechtfertigtes bezeichnet und die Ergänzung hinzufügt, daß derselbe eine furchtbar scharfe Klinge geführt habe und immer voll Feuereifer und Leidenschaft ins feindliche Lager hineingestürmt sei. Wir alle, die wir die dreißiger und vierziger Jahre erlebt und die „Halliſchen" und „Deutschen Jährbücher" gelesen haben, kennen ja dieses Stürmen und die scharfen Hiebe dieser Klinge. Das Princip der „Jahrbücher" war nach Ruge's eigenem Ausdruck die Selbstentwickelung der Idee. Sie folgten der Entwickelung nicht blos als Zuschauer, sondern waren die Entwickelung selbst, die bewußte Praxis der historischen Dialektik; niemals, weder vorher noch nachher, hat ein Journal existirt, welches gleichzeitig der Anforderung der strengsten Wissenschaft genügte und dabei doch eben diese Wissenschaft vermöge der klaren und durchsichtigen Form in die weitesten Kreise verbreitete. Eine Nummer dieser „Jahrbücher" mit einem Aufsatz von Ruge, von Strauß, von Vischer wurde von der studirenden Jugend mit Heißbegierde gelesen, und je radicaler er mit den bestehenden Einrichtungen, den landläufigen Anschauungen und den maßgebenden Persönlichkeiten verfuhr, desto genialer erschien er. Ruge selbst hatte 1837, bevor er die „Halliſchen Jahrbücher" herausgab, eine Reise durch ganz Deutschland gemacht und namentlich die Universitäten besucht, um für sein philosophisches Orakel die richtigen Mitarbeiter aufzufinden und zu gewinnen. Er brachte eine Liste von 159 Professoren und Doctoren nach Halle zurück und konnte im folgenden Jahre den Dreifuß der Pythia einnehmen. Diese stattliche Zahl reducirte sich freilich bald auf eine weit bescheidenere, da viele, welche arglos ihren Namen hergegeben hatten, erst später, als es zum Schlagen kam, merkten, in welch radicale und rücksichtslose Gesellschaft sie hineingerathen waren. Unter den Mitarbeitern, welche Ruge treu geblieben, befanden sich mehrere junge, hochstrebende Köpfe, welche im Niederreißen eine große Geschicklichkeit bewiesen und vor keiner menschlichen Größe Respect zeigten. Es war eine geistige Aristokratie, welche den Hegel'schen Apparat auf alle Verhältnisse des Staats und der Kirche anwandte, in dictatorischer Weise sprach und absprach, über die Universitäten ein unerbittliches Gericht hielt und das öffentliche Leben Deutschlands mit voller Souveränetät beherrschte. Die „Jahrbücher" waren das echte Product jener philosophischen Aera der dreißiger und vierziger Jahre, welches durch die rein abstracte, zersetzende und umstürzende Kritik, besonders der norddeutschen Mitarbeiter, eine eigenthümliche Färbung erhielt und durch seinen von Jahr zu Jahr zunehmenden Radicalismus die polizeilichen Verbote von 1840 und 1843 herausforderte. Diese Aera wurde bekanntlich durch die politische Aera des Jahres 1848 abgelöst und mußte sich seitdem mit bescheidenern Lebensverhältnissen begnügen.

Wenn aber einige die „Jahrbücher" und das ganze schriftstellerische Auftreten Ruge's in den engsten Causalzusammenhang mit der Revolution von 1848 bringen und der Herausgeber geradezu sagt: „Ruge ist der eigentliche Vater von 1848 und eben damit der Vorgänger von Bismarck", so wird es an Widerspruch nicht fehlen. Die deutsche Revolution von 1848 wäre ohne den Vorgang der französischen, auf welche Ruge ja nicht den geringsten Einfluß hatte, gar nicht ausgebrochen und erhielt, wenn wir von dem französischen Anstoß absehen, ihre Impulse nicht von dem Ruge'schen Gebaren, sondern von dem tief in der Nation wurzelnden Einheitsdrang, dem die liberalen Abgeordneten der badischen Kammer vor allen andern einen beredten und energischen Ausdruck gaben. Ob Ruge existirte oder nicht existirte: jene Revolution wäre doch zum Ausbruch gekommen. Steht es so mit der Vaterschaft, so steht es nicht besser mit der Vorgängerschaft. Wie kann man einen Mann, der die ganze Welt durch die Brille seiner philosophischen Abstractionen ansieht, der die realen Verhältnisse gar nicht kennt und sie kennen zu lernen sich keine Mühe

gibt, der immer auf dem äußersten linken Flügel steht und an dem Aparteſten und Unzweckmäßigſten ein beſonderes Gefallen findet, der ſeinen politiſchen Standpunkt in ſo bedenklicher Weiſe wechſelt, daß er nacheinander als preußiſcher Monarchiſt, als deutſcher Republikaner, als Franzoſenſchwärmer und als Kosmopolit ſich aufſpielt, mit dem eiſernen Kanzler vergleichen, welcher von ſeinem erſten bis zu ſeinem letzten Auftreten immer nur das einzige Ziel, die Größe der Hohenzollernſchen Dynaſtie und die Größe Preußens und Deutſchlands, zu erreichen geſucht hat! Man kann niemand den Vorgänger einer zweiten Perſon heißen, der nicht auf letztere einen beſtimmenden Einfluß ausübt, das gleiche Ziel mit ähnlichen Mitteln erſtrebt und derſelben den Dienſt eines Bahnbrechers leiſtet. Von allem dem trifft bei Ruge nichts zu. Bismarck hatte und brauchte gar keine Vorgänger; will man aber durchaus von Vorgängern reden, ſo müßten ganz andere Männer als Ruge genannt werden.

Außer dem eminenten Talent für philoſophiſche Dialektik, das ihn zu ſo vielen und ſo ſtarken Ausſchreitungen verleitete, beſaß Ruge treffliche Charaktereigenſchaften, die ihn zum liebenswürdigſten Freund und Geſellſchafter machten. Er war durchaus aufrichtig, hielt feſt an der Wahrheit, haßte alle Heuchelei, war außer Stande, hinterhaltig gegen jemand zu verfahren, und wußte ſo wenig von Eigennutz, daß er für die Sache, für die er focht, ſeine ganze Stellung und ſein Vermögen einſetzte. Nachdem er das preußiſche Miniſterium mehrmals um Entſchädigung für die durch die Unterdrückung der berliner „Reform“ (1848) und durch die Siſtirung ihrer Druckerei erlittenen Verluſte, die er auf mehr als 20000 Thaler ſchätzte, gebeten, und nachdem er von ſeinen berliner Freunden, die bei der Regierung nichts für ihn thun wollten, 7000 Thaler als das Ergebniß einer Subſcription erhalten hatte, wurde ihm die Freude zutheil, daß ihn auf ein Schreiben vom 24. Mai 1877 Fürſt Bismarck durch den Generalconſul in London benachrichtigen ließ, es ſei ihm vom 1. Januar 1877 an ein außerordentlicher „Ehrenſold“ von jährlich 3000 Mark bewilligt. Der durchaus ehrenhafte Mann, welcher in Brighton durch Schriftſtellerei ſich die Mittel für ſeinen Lebensunterhalt verſchaffen mußte, fand die Anweiſung des Reichskanzlers ſehr „genereuſe“ und die in dem Ausdruck „Ehrenſold“ liegende Anerkennung „höchſt ſchmeichelhaft“.

Ruge's Urtheile über Preußen wechſeln nach der Verſchiedenheit der politiſchen Verhältniſſe. Am Ende der dreißiger Jahre war er überzeugt, daß Preußen einſt ſeine welthiſtoriſche Aufgabe erfüllen werde, das Haupt und der Mittelpunkt des europäiſch bedeutenden, freien Deutſchlands zu werden. Aber im April 1846 ſchrieb er: „Preußen iſt ſchon untergegangen, es würde als ruſſiſche Provinz ebenſo frei als jetzt ſein, und es iſt nicht zu verkennen, daß die Menſchen weder die Einſicht noch den Muth haben, um ſich aus dieſer verzweifelten Lage einer abſoluten Nullität herauszureißen.“ In den Märztagen von Berlin 1848 war es ihm klar, daß der König und ſeine Dynaſtie unmöglich geworden. „Man ſpricht von der Republik.“ Von den breslauer Wählern ins frankfurter Parlament gewählt, fand er ſich dort bald unbehaglich, ſah nach den frankfurter Septembertagen nichts als Reaction, bewunderte den Heldenmuth der Republikaner und bezeichnete die berliner Verſammlung als die einzige wirkliche Nationalverſammlung. „Sie muß ſich durchſetzen, und ſie wird ſouverän ſein.“ Auch nach der Unſchädlichmachung dieſer Verſammlung im November 1848 hofft er alles Heil für Deutſchland von Preußen, freilich nicht von der Dynaſtie, ſondern vom Volke, daher er die erbliche Suprematie Preußens durch das frankfurter Parlament beſchloſſen zu ſehen wünſchte; denn „damit wäre das preußiſche Volk und das deutſche Volk gewählt“. Dringend nöthig erſchien es ihm im Januar 1849, „daß man endlich Oeſterreich los wird und die ganze übrige Geſellſchaft unter Preußen concentrirt“. Den dresdener Maiaufſtand machte er in Leipzig mit und wurde dafür, daß er ihn nicht in Dresden an der Spitze der Aufſtändiſchen mitmachte, wenige Tage darauf in Karlsruhe auf eine für ihn höchſt demüthigende Weiſe behandelt. Dort hatte die Revolution geſiegt, und Ruge verhandelte perſönlich mit Brentano und Struve und ſuchte ſie zu bereden, ſich auf die republikaniſche Partei in Frankreich zu ſtützen und durch dieſe die Intervention der Preußen zu verhindern; auch müßte man Waffen und Zuzug aus dem Elſaß zu bekommen ſuchen; denn es ſei eine Sache der Republik, nicht der Nationalität; von Paris aus müſſe man ſich mit den Ungarn und den Italienern verbünden und durch die Ausbreitung der deutſchen Bewegung der ungariſchen Armee die Hand bieten; das Nächſte ſei aber immer die „Lähmung Preußens“ durch unſern Anſchluß an die franzöſiſchen Republikaner. Ruge ſelbſt wurde von Brentano zum Delegirten des badiſchen Landesausſchuſſes bei der franzöſiſchen Republik ernannt; als er aber ſein Amt antreten und in Karlsruhe nur noch die Geldfrage erledigen wollte, erklärte ihm Struve, der Landesausſchuß ſetze kein Vertrauen in ihn, weil er die ſächſiſche Bewegung habe zu Grunde gehen laſſen, und habe daher Brentano's Ernennung nicht genehmigt und Blind zum Delegirten ernannt. Ruge ging aber doch nach Paris, jedoch ohne officiellen Auftrag und auf eigene Koſten, blieb aber nicht lange dort, ſondern begab ſich im Juni 1849 nach London, wo er mit Mazzini, Koſſuth, Ledru-Rollin und andern flüchtigen Größen zuſammentraf, und von da nach Brighton.

Die Jahre 1866 und 1870 verſetzten ihn, da er ſeine Einheitsträume verwirklicht ſah, in eine beſſere Stimmung. Von der ſchwäbiſchen Demokratie, von „Mayerle“ und dem „Stuttgarter Beobachter“ hielten er und ſeine Freunde nicht viel. Bamberger ſchrieb ihm im October 1866: „Nie war mir klarer, daß dieſe ganze ſchwäbiſche Schule nichts will als circulos suos, um darin zu rumoren in Selbſtbehagen.“ Preußen war nun alleinige deutſche Macht geworden und ſollte dadurch, meinte Ruge,

genöthigt sein, sich aufs Volk und auf die Freiheit zu stützen. Daß das Volk und alle populären Parteien die Revolution im Stiche gelassen, und daß König Wilhelm und Bismarck sie aufgenommmen, und zwar gegen den Willen der Kammermehrheit und zuerst auch gegen den Willen des Volks: das sei eine Thatsache, welche sie, die Republikaner, nicht erwarten konnten und auch nicht erwartet hätten. Sie hätten geglaubt, das Volk solle mediatisiren; statt dessen habe es sich für den Angestammten, den Augustenburger erklärt, und König Wilhelm, der die Krone vom Altar genommen, habe mediatisirt und Bismarck habe das allgemeine Stimmrecht gegeben; es sei nicht die Schuld des letztern, wenn die Nation nicht radicaler wähle. Die französische Kriegserklärung von 1870 begrüßte er als Gelegenheit, um während des Kriegs die volle Einheit Deutschlands herzustellen; er sprach die Ansicht aus, daß, wenn Preußen von Nikolsburg aus die Staaten gleich aufgerollt und Deutschland gleich fertig gestellt hätte, Frankreich keinen Angriff gewagt haben würde. Nur die damalige Halbheit habe Deutschland den französischen Krieg zugezogen. Was er von diesem Kriege erwartete, das war die Niederwerfung des Bonapartismus, der Eintritt des Südens in den Norddeutschen Bund, die Vereinfachung dieses Bundes durch Abschaffung der Sonderparlamente, die Gewinnung der Deutschen in Oesterreich und der Ungarn für die deutsche Sache. Nach dem Siege bei Sedan eiferte Ruge dagegen, daß Frankreich das Recht haben wolle, Land zu erobern, wenn es siege, und das Privilegium, keins zu verlieren, wenn es besiegt werde: das sei albern und müsse aufhören; vielmehr wäre es nur gerecht und den Franzosen noch dazu nützlich, wenn sie bedeutend verkleinert würden, damit sie von der Sucht abließen, Europa zu knechten und Italien, Oesterreich, Deutschland nach ihrem Gefallen zu gestalten. Die Republik vom 4. September mit ihrer imperialistischen Verfassung bezeichnete er als eine Redensart, und Gambetta erschien ihm in der That absoluter als König Wilhelm, der die Politik dem Minister und den Kriegsplan dem alten Moltke überläßt. Bei solchen Anschauungen konnte es nicht fehlen, daß die Demokraten ihm „Abfall von sich selbst" vorwarfen. Er erwiderte darauf im September 1877, er habe die Fahne der Volksfreiheit und der realisirten Einheit des Staats nicht eingezogen, sei also weit von Bismarck's Werken und Worten, weit von dem wiedergeborenen Bunde der souveränen Feudalisten und den nur dem Kaiser verantwortlichen Ministern entfernt. Das Nobiling'sche Attentat auf den Kaiser regte ihn im tiefsten auf; aber er war doctrinär genug, um das Socialistengesetz als ein Ausnahmegesetz zu verdammen und nicht zu begreifen, daß die Roheit der gewaltthätigen Charaktere und der verbrecherische Wahnsinn, welche allerdings die Justiz zunächst vor sich hatte, nicht von selbst entstanden, sondern nur auf dem Boden der socialen Doctrinen emporgewachsen waren. Trotz seiner sonst antirussischen Gesinnung sprach er sich doch 1877 in dem russisch-türkischen Kriege für die Russen aus; denn die Zeit, schrieb er, sei wiedergekehrt, wo, wie 1827, die Russen populär werden müssen, weil sie der Emancipation Europas vom Türkenthum dienen.

Noch wenige Jahre, und dieser reiche, lebendige Geist, der das Gute wollte und die Freiheit und Einheit seines Vaterlandes erstrebte, aber die Abstractionen und Extravaganzen nicht los wurde, war nicht mehr. Ruge starb am 31. December 1880. Wilhelm Müller.

Zur Dante-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 23.)

2. Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. Von Gerhard Gietmann, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1885. Gr. 8. 4 M.

Ueber die ästhetische Würdigung der „Göttlichen Komödie" von seiten des Verfassers weiter unten ein Wort; zuvor noch einiges zur Deutung und Interpretation, letzteres in Beziehung auf einige von dem Verfasser übersetzte Stellen aus der „Commedia". Da er sich der Reimung entschlagen, durfte man eine um so genauere Wiedergabe der Textesworte erwarten. Diese Erwartung erfüllt er jedoch nicht, wenn er z. B. gridare („Hölle" Gesang I, V. 117, S. 98) gegen den Sinn der Stelle mit „bejammern" statt herbeirufen übersetzt, oder (Gesang V, VV. 23, 24, S. 128) statt des unbestimmten man (si) überflüssigerweise das bestimmte Subject „Allmacht" einschiebt, oder (Gesang IX, V. 9, S. 142) die Worte qui giunga, d. h. hierherkomme, durch „uns entsetze" wiedergibt, was hier sinnwidrig ist, da die beiden sich ja außerhalb der Feste befanden und hinein, aber nicht heraus wollten. Entschieden Protest einzulegen ist gegen die willkürlich aufgegriffene Conjectur, in Gesang VII, V. 1, S. 135, Anmerkung 2 aus der nun einmal feststehenden interjectionellen Lesart „Pape" den Plural „papae" zu machen in dem Sinne, daß der Dämon Plutus die wandernden Dichter für zwei Päpste hält und als solche anruft. Eine andere Hypothese, die tiefer in das Ganze eingreift, ist die Annahme, daß der Dichter in die Kreise der Hölle zwischen Geiz beziehungsweise Verschwendung und Gewaltthat, auch habe den Hochmuth einführen wollen, nicht offenbar und selbständig, sondern erst heraus zu interpretiren aus dem zum Hochmuth geneigten Wesen des Zorns und der Gottesverachtung in den Ketzern. Die Verwandtschaft ist nicht

zu leugnen; was hätte der Dichter aber für einen Grund gehabt, den Hochmuth nicht offenkundig, wenn er es gewollt hätte, mit den andern als eine Quelle schlimmster Versündigungen aufzuführen? Er hat es eben vorgezogen, die Charakteristik des sündhaften Hochmuths sich für den einen Kreis des Fegefeuers aufzusparen und ihn in der Hölle als weniger schuldbar auszulassen. In gleicher Weise hätte es dem Verfasser nicht schwer werden können, auch dem Neide einen selbständigen Platz in der Hölle anzuweisen, den der Dichter ebenfalls, unmittelbar nach dem Hochmuth, im Fegefeuer zur Buße stellt. Ich wenigstens kann mich von der Stichhaltigkeit der Argumente des Verfassers für seine Hypothese nicht überzeugen.

Das führt auf einen, die Hölle und das Fegefeuer in ihrer Gegensätzlichkeit betreffenden wichtigen Punkt, den der Verfasser ganz unberührt gelassen hat. Ich meine, dem aufmerksamen Leser könne die Ungleichmäßigkeit, der Mangel an geordneter Uebereinstimmung nicht entgehen, die zwischen der Reihe der in der Hölle der Verdammniß preisgegebenen und der im Fegefeuer abzubüßenden Sünden herrscht, sowol in der Ausführung wie in der von dem Dichter selbst im Gesang XI der „Hölle“ und im Gesang XVII des „Fegefeuers“ gegebenen Uebersicht. Zum Theil sind sie in beiden identisch, wie Zorn, Habsucht oder Geiz, Gaumen- und Fleischeslust; Hochmuth und Neid finden sich, wie bereits erwähnt, nur im Fegefeuer, eine größere Reihe anderer Sünden nur in der Hölle. Es möchte schwer sein, die innern, psychologisch-ethischen Gründe für die von dem Dichter getroffenen Unterschiede bei dieser Doppelordnung aufzufinden, und es bleibt nur übrig, es dabei bewenden zu lassen, daß Dante seiner Eintheilung in der „Hölle“, wie er selbst im Gesang XI anführt, aber auch keineswegs erschöpfend, die Lehre der Aristotelischen Ethik zu Grunde legt, also analog dem Führeramte des heidnischen Virgil in dem Bereiche der unrettbaren Sündenwelt, während er die sieben Kreise des Fegefeuerberges, abgesehen von den Vorräumen, wie sie auch der Hölle nicht fehlen, mit den sieben Todsünden der christlichen Kirche in Uebereinstimmung hält, ohne Rücksicht darauf, daß zum Theil dieselben Verschuldungen dort zur ewigen Verdammniß, hier schließlich nach abgethaner Buße zur Seligkeit führen. Als das Entscheidende läßt der Dichter bei gleicher Qualität der Sünde die verhärtete Unbußfertigkeit auf der einen, die vor dem Tode noch eingetretene Reue, wenn sie sich auch nur durch ein Seufzerlein kund gethan, auf der andern Seite gelten. Am Ende überzeugt man sich, daß die Unterschiede nicht tiefer begründet sind, vielmehr es dem Dichter vor allem auf die reichste und mannichfachste Gelegenheit zur Schilderung des menschlichen Sünden- und Tugendlebens ankam. Es hätte sich für den Verfasser wie für den Leser wol der Mühe gelohnt, auf dieses eigenthümliche Verhältniß erörternd einzugehen und damit eine charakteristische Seite der Dichtung klarzulegen.

Nun ein Wort zur ästhetischen Würdigung der „Göttlichen Komödie“ im Sinne des Verfassers. Derselbe hat ein offenes Auge für die Schönheiten des Dichtwerks, auch wo sie, vom Symbolisch-Kirchlichen absehend, rein menschlicher Art und Natur sind. Alles Erscheinende findet der Verfasser von dem Dichter mit so individueller Natürlichkeit dargestellt, daß „die bildliche Hülle für sich allein schon ein bedeutendes poetisches Interesse erweckt und doch bestimmt genug die leuchtenden Sterne des Hintergrundes durchschimmern läßt“. Damit ist ganz treffend die rechte Art allegorischer Dichtung überhaupt wie insbesondere die von Dante in unnachahmlich classischer Form eingeführte bezeichnet. An anderer Stelle gibt sich liebevolle Anerkennung des Dichters kund, wenn es heißt: „es wirke sehr wohlthuend, wenn wir denselben, welcher Natur und Uebernatur, Vernunft und Gnade so schroff einander entgegenstellt, doch mit so zarter Rücksicht alle Rechte der natürlichen Kräfte und jedes Körnchen der Wahrheit selbst in den heidnischen Fabeln anerkennen sehen.“ Dabei sind indeß die Fingerzeige auf die einzelnen Schönheiten der Dichtung öfter im Uebermaß deutlich, wie andererseits die subjectiven Zurechtweisungen, welche der Dichter sich bezüglich seiner Darstellungsweise an verschiedenen Stellen gefallen lassen muß, von schulmeisterlicher Engherzigkeit nicht frei. Im Preise des zu Preisenden geht der Verfasser aber auch manchmal zu weit, wenn er z. B. das starke Urtheil wagt: „die besten (!) Abschnitte aus Goethe's Dichtungen erreichen nicht entfernt (!) den paradiesischen Zauber der letzten acht Gesänge, welche uns Dante gesungen“, nämlich im „Fegefeuer“; solche Uebertreibungen, so allgemein ohne Begründung hingestellte Vergleiche tragen weder zur Klärung der Einsicht noch des Geschmacks bei.

Dem „Paradiese“ reicht der Verfasser trotz aller Lehrhaftigkeit, die darin überwiegt, die Palme der Schönheit vor den beiden andern Theilen der Dichtung. Wenn man indeß erwägt, daß Schönheit im strengen Sinne des Worts nur da waltet, wo dem innern Sinne Gestaltung wahrnehmbar wird, Lehrhaftigkeit aber im allgemeinen die Gestaltung ausschließt, so kann man zwar geneigt sein, das „Paradies“ an Bedeutung des Inhalts voranzustellen, aber nicht an poetischer Vollendung, woran schon eben die Gedankenschwere des Inhalts hindert. Der Verfasser gibt zur rechten Würdigung den Rath: man müsse vor allem hier selbst lesen und mehr mit Geist und Gemüth als mit der Phantasie dem Dichter folgen; damit trifft er den richtigen Punkt und gibt selbst zu, daß die Dichtung des „Paradieses“ sich in ihrem wesentlichen Bestande nicht an die eigentliche und letzte Instanz, die hierüber zu entscheiden hat, wendet. Doch er dehnt das Gebiet der Schönheit gar unendlich weit aus und umschließt in demselben die ganze, Geist und Gemüth überwältigende Kraft, die der Poesie überhaupt innewohnt, und in diesem allgemeinen Sinne kann er von dem Studium der „Göttlichen Komödie“ sagen, „man verspüre bei demselben an der Erwärmung und Erhebung des Herzens, wie es überall die Macht der Schönheit sei, welche uns trägt und fördert“.

Und wieder insbesondere auf die obersten Regionen des „Paradieses" bezüglich, schildert der Verfasser anziehend und wahr die poetischen Reize auch dieses ätherischen Theiles der Dichtung, wo alles Schauen im gewohnten Sinne des Worts aufhört. „Eine spannende Steigerung", sagt er, „führe die verklärte Kirche von Stufe zu Stufe der endlichen Vollendung in der Anschauung Gottes zu. Dante stehe beständig unter dem lebhaftesten Eindrucke des Geschauten und werde selbst stufenmäßig verwandelt"; und weiter: „die Farben der Darstellung heiter, lichtvoll, ja blendend schön"; „die Muse schwebe, dem Adler gleich, stets in höchster Höhe und fliege unaufhaltsam der Sonne zu — nicht eher ermatte ihr Flug, bis die Anziehung aufhört, bis in der göttlichen Sonne selbst der Magnet erreicht ist, dem alle Herzen zustreben, das Ziel, das alle unruhige Bewegung in ewigen Frieden auflöst, und der Born, dem alles Licht und Glück entströmt." Wenn aber der Verfasser schon vorher als den Zweck der ganzen Reise durch das Jenseits die Heimkehr zur Quelle aller Wahrheit nach der geistigen Verirrung, in welcher der Dichter bis dahin befangen gewesen, bezeichnet, wodurch zum großen Theil der lehrhafte Charakter des „Paradieses" bedingt sei, und nun, damit übereinstimmend, so weit geht, zu erklären, die „Göttliche Komödie" sei vor allem ein Bekenntniß der größten Schuld des Dichters, der Untreue gegen die Kirche, wie sie sich bereits in der Periode des „Neuen Lebens" vorbereitet, so sollte er wenigstens die übertreibende Bestimmung „vor allem" in das weniger ausschließende „zugleich", nämlich zugleich mit dem poetischen Gesammtbilde des göttlichen Alls, ermäßigen, wo wir ihm dann würden folgen können; denn jene Bestimmung verleiht der Dichtung doch wol eine mehr persönliche Richtung, als der universelle Inhalt derselben gestattet.

Die Züge des Charakterbildes, welche der Verfasser von dem Dichter selbst im ganzen und bei den verschiedenen Anlässen entwirft, bewegen sich in dem starken, aber naturgemäßen, von den Zeugnissen beglaubigten Gegensatze des reinsten Eifers für Wahrheit und Recht und leidenschaftlichsten Zornes, wo er diese verletzt sah, und der daraus fließenden Ungerechtigkeit in einzelnen Fällen der sittlichen Beurtheilung von Personen und Zuständen. Die Einseitigkeiten seines politischen Urtheils sieht der Verfasser in den Zeitverhältnissen begründet; die Keckheit, ja Vermessenheit seiner Kritik gegen die kirchlichen Missstände der Zeit, gegen die Anmaßung der Curie, die Lasterhaftigkeit ihrer Vertreter, wie Dante sie abbildet, zeugen doch stets, gibt der Verfasser zu, auch in ihrer Uebertreibung von Freimuth und Unabhängigkeit, sowie die gleichmäßige scharfe Verurtheilung von höchsten Würdenträgern des Staats und der Kirche guelfischer- wie ghibellinischerseits seine völlige Unparteilichkeit an den Tag legt. Mit allen Fasern des Herzens hing der Dichter an seiner Vaterstadt Florenz; daher die überaus herben Verdammungsurtheile über sie und ihre Regierung, als er sie von dem ihm einzig recht dünkenden Wege abirren sah. Was seine Behandlung der Personen in der „Hölle" betrifft, die den historischen Zeugnissen gegenüber oft so hart und ungleich erscheint, so sei nicht außer Acht zu lassen, meint der Verfasser ganz richtig, daß es dem Dichter überall nur auf die Idee ankomme, die er zum Ausdruck bringen will, nicht auf die Personen, die er als Einzelerscheinungen jener gewissermaßen zum Opfer bringt. Dabei unterdrücke er nirgends, auch wo er streng verurtheilt, sein tiefes menschliches Mitgefühl für die Qualen der Verdammten: und an welcher Stelle spräche es erschütternder, als wo er in Gesang V die unglückselige Francesca ihr tragisches Geschick berichten läßt? Auch dann, wenn der Dichter, von echt menschlichen Stimmungen bewegt, in seinem Urtheil fehlgreift, enthalte dieses immer einen Kern von Wahrheit.

Vorstehend aus der Darstellung des Verfassers mitgetheilte Züge gewähren das Gesammtbild eines von lauterster Wahrheit beseelten, im Dienste derselben auch großartiger Leidenschaftlichkeit ergebenen, nach parteiloser Gerechtigkeit dürstenden Charakters, der, wie willensstark und rücksichtslos er auch nach Verwirklichung seines kirchlich-politischen Ideals strebte, doch zugleich den zartesten, von Liebe genährten Regungen des Gemüths zu folgen geneigt war. Dieses Charakterbild aber in seiner Reinheit muß der Leser sich erst aus den andererseits alles Maß überschreitenden Vorwürfen und Zurechtweisungen herausschälen, die der Verfasser über den Dichter ergehen läßt, lediglich befangen von dem einseitigen römisch-katholischen Standpunkte der Gegenwart, welcher einen klaren Blick auf den gewaltigen Unterschied zwischen damals und jetzt nicht gestattet. So findet er im Sinne seiner kirchlichen Partei das Interdict der Kirche gegen Dante's Schrift „Von der Monarchie", worin derselbe Protest erhebt gegen die Oberherrschaft des Papstthums in weltlichen Dingen, ganz gerechtfertigt, ja er bezichtigt ihn der Incompetenz, Impietät und Ungerechtigkeit in dem Bilde, welches er von Bonifaz VIII. als simonistischem und selbstsüchtigem Kirchenherrscher zeichnet, das dessen Persönlichkeit zu einem „Zerrbilde" herabwürdige, und wagt dabei die Behauptung, die Geschichte bestätige ein so hartes Urtheil über den Papst nicht, während ihm doch nicht unbekannt sein kann, daß sich die vollste Bestätigung desselben in den betreffenden Kapiteln des zeitgenössischen Chronisten Giovanni Villani findet, der nicht etwa der ghibellinischen Partei angehörte, vielmehr dem päpstlichen Interesse näher stand als dem weltlich-monarchischen. Aber bei der Solidarität, in welche sich die römisch-katholische Kirche zu ihrer gesammten Vergangenheit als der von Gott zum Heile der Menschheit ausschließlich gegründeten, von der Vorsehung in keinem Zeitpunkte verlassenen unabänderlichen Einrichtung stellt, darf sie ja nicht zugestehen, daß es nichtswürdige Päpste gegeben; es muß da alles, was an ihnen schlecht erscheint, den Umständen und menschlicher Schwachheit, nicht dem bösen Willen schuld gegeben werden. Indeß liegt hier glücklicherweise die Sache so, daß, da der Dichter unbezweifelt ein aufrichtig ergebener Sohn der Kirche war, seine Bewunderer katholischer

Confession ihn in den Dingen, die nicht den Glauben angehen, im Interesse jener Solidarität maßregeln und doch ein im großen und ganzen wahrheitsgetreues Bild von ihm aufstellen können. Und in diesem Falle befindet sich unser Verfasser. Auch darin ist demselben beizupflichten, wenn er am Ende seiner Darstellung als Misverständniß und Misdeutung den Versuch protestantischer Eiferer abweist, den Dichter der „Göttlichen Komödie" zu einem Vorläufer der deutschen Reformation zu machen, soweit dies den Bestand des alten Kirchenglaubens betrifft: es ist wahr, Dante würde Zwietrachtstiftung innerhalb der Kirche und Abfall von derselben weit von sich gewiesen haben; nur den persönlichen Charakterzug hat er mit dem deutschen Reformator gemein, den Glauben als Gesinnung mit schneidendem Ernste zur Bethätigung im Leben führen zu wollen. Wir dürfen schließlich dem Dichter ohne Rückhalt, übereinstimmend mit dem Verfasser, das Zeugniß eines „Heroldes der Wahrheit, der Tugend und der geoffenbarten Religion" ertheilen.

Wenn wir so im ganzen bei Beurtheilung Dante's und seines erhabenen Dichtwerks auf seiten des Verfassers stehen, so darf um so weniger das Bedauern unausgesprochen bleiben, daß der einseitig confessionelle Standpunkt desselben ihn so weit in Schranken hält, kaum anerkennen zu wollen, wie es außer dem Kreise seiner ultramontanen Glaubensgenossen noch andere Leute gibt, die durch redliches Bemühen sich wol auch das Recht zur Erkenntniß und Bewunderung Dante's erworben haben. Aber der Verfasser thut, als ob der Dichter nur für den gläubigen Katholiken, nicht für die gesammte Menschheit gelebt, gedacht und gedichtet habe. „Wir Katholiken" — heißt es an der einen Stelle, und in den Anmerkungen finden wir von Gewährsmännern der Gegenwart eigentlich nur einige Mitglieder seiner Genossenschaft, der Gesellschaft Jesu, angeführt; ein Karl Witte scheint für den Verfasser nie geschrieben zu haben. Diese Abschließung ist keine Zierde des sonst so trefflichen, an allgemeiner Belehrung und bedeutenden Fingerzeigen so reichen Buchs, von welchem ich mich gedrungen fühle mit der aufrichtigen Bemerkung zu scheiden, daß der Verfasser, wie er im Wesentlichen seines Werks erscheint, eines freiern, unbefangen menschlichen Standpunktes würdig wäre.

Theodor Paur.

Ein deutscher Buchhändler vor vierhundert Jahren.

Die großen Verlagsgeschäfte unserer Zeit beanspruchen zu ihrer Leitung einen gewiegten Mann von Bildung, der Geschäftskenntniß mit Umsicht und entschlossenem Muth verbindet. Sendet er doch alljährlich, einem Kriegsherrn vergleichbar, seine Völker zu kühner Eroberung hinaus in die weite Welt, wobei es nur merkwürdig ist, daß er sich freut, wenn kein einziger seiner Soldaten wieder zu ihm heimkehrt.

Bei all dem hat ein Verleger unserer Zeit doch eine recht friedliche Beschäftigung. Von seinem Arbeitszimmer aus leitet er seine Unternehmungen; Eisenbahnen und Posten tragen seine Bücher in die verschiedensten Länder, und dort mühen sich wieder geschäftige Buchhändler für ihn mit dem Einzelverkauf ab.

So war es aber nicht immer. Als nach der Erfindung der Buchdruckerkunst das Verlagsgeschäft entstand und überraschend schnell zu hoher Bedeutung heranwuchs, gestaltete sich die Arbeit anders, mühevoller und gefährlicher. Damals mußte der Verleger noch öfters mit seiner Person eintreten, sich den Fährlichkeiten einer Reise aussetzen, zu Pferd, auf schlechten Straßen und mit der Aussicht, die angenehme Bekanntschaft von Raubrittern, von vornehmen und gemeinen Wegelagerern zu machen. Das Absatzgebiet mußte mühsam erobert werden, und was ein unternehmender Buchhändler damals für Kämpfe zu bestehen hatte, tritt uns in der Geschichte des nürnberger Hauses Koberger deutlich vor Augen. Auf gründliche Studien gestützt, hat uns ein moderner Verleger die Schicksale und Arbeiten eines Collegen aus dem 15. Jahrhundert in einem anziehenden Buch erzählt, auf das wir hiermit aufmerksam machen wollen:

Die Koberger. Eine Darstellung des buchhändlerischen Geschäftsbetriebs in der Zeit des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit, von Oskar Hase. Zweite neugearbeitete Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1886. Gr. 8. 10 M.

Um das Jahr 1500 blühte zu Nürnberg die größte Verlagsbuchhandlung der damaligen Zeit, das Haus Koberger. Das Haupt desselben, Anthoni Koberger, war in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts geboren und hatte in seiner Vaterstadt eine Druckerei errichtet, die sich zu einer wichtigen industriellen Unternehmung entwickelte. Denn mit der Druckerei verband er bald ein Verlagsgeschäft. Das erste Werk, das er, wenigstens nachweisbar, veröffentlichte, erschien im Jahre 1472, und seine Anstalt wuchs mit der Zeit derart, daß er vierundzwanzig Pressen im Gang hatte, und etwa hundert Arbeiter, Setzer, Drucker, Correctoren, Illuministen, Buchbinder und andere Gehülfen beschäftigte. Er gehörte zu den angesehensten Bürgern von Nürnberg, und die alte Reichsstadt war damals ein glänzender Sitz echten Bürgerthums, dessen festgegründeten Reichthum Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., in einem Briefe gerühmt hat; er meinte, die Könige von Schottland wären froh, wenn sie so gut wie die Bürger von Nürnberg leben könnten.

Koberger besaß am Aegidienplatz ein großes, mit Erkern geschmücktes Haus, in dem sich außer der Wohnung für die Familie noch die Druckerei, die Niederlage seiner Verlagsartikel, und in einem gewölbten Gelaß des Erd-

geschosses ein Laden für den Einzelverkauf befand. Das Haus hatte seine eigene Kapelle, und eine besondere Wasserleitung führte ihm das nöthige Wasser zu. Koberger hatte den Bau der letztern, einen in den felsigen Grund gehauenen Gang von Mannshöhe, auf seine Kosten herstellen lassen. Mistrauische Leute witterten allerdings Verrath, und die Frau Basen flüsterten einander zu, daß die Mitglieder des Raths durch den großen Gang öfters in das stolze Haus am Aegidienplatz schlichen, um in geheimen Zusammenkünften den Willen des Herrn Koberger zu vernehmen; denn der beherrsche sie. Jedenfalls war er ein unternehmender, energischer Mann, dessen Züge leider nicht im Bilde verewigt wurden, obgleich Albrecht Dürer sein Pathenkind war.

Das Verlagsgeschäft trug den Namen Koberger bald weithin durch alle Lande. Wenn heute sein Nachruhm verblaßt ist, und man einen Aldus Manutius, einen Henricus Stephanus, seine Berufs- und Zeitgenossen in Venedig und Paris, besser kennt, so hat das seinen Grund hauptsächlich darin, daß diese Drucker zugleich Gelehrte waren und ihre Nachkommen in der gleichen Weise fortarbeiteten, während der Koberger'sche Verlag nach seines Begründers Tode rasch zurückging. Anthoni selbst hatte schon schwer unter der Ungunst der Zeiten zu leiden; denn die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts sah das Deutsche Reich bereits in einem Zustand schmählicher Schwäche. Und die folgenden Jahrhunderte brachten des Jammers noch mehr.

Schon die einfache Geschäftsführung bot damals außerordentliche Schwierigkeiten. War es geglückt, Verbindungen mit fremden Städten, entlegenen Ländern anzuknüpfen, so stand man vor einer andern Schwierigkeit, der Versendung der Bücher. Diese mußten in Fässer gepackt werden und auf Lastwagen in die Welt hinausgehen. Da galt es, zuverlässige Leute mitzuschicken, die des Herrn Vortheil im Auge behielten und nicht gleich den Muth verloren, wenn Gefahren drohten. Ein Frachtwagen war von Nürnberg bis Frankfurt volle fünf Wochen unterwegs, und seine Schätze lockten das Gesindel. Entkam er aber dessen Griffen, und waren alle Zollplackereien überstanden, alle Abgaben bezahlt, so blieben noch immer die Launen des Wetters zu fürchten, das sich oft grimmiger als alle Feinde erwies, die Straßen unfahrbar machte und die Waare verdarb. Denn das fortwährende Stoßen und Rütteln vertrug auf die Dauer auch das beste Faß nicht; es wurde leck, und wenn es dann regnete, „ertranken" die Bücher. Koberger's Briefe enthalten viele Klagen über das schlechte Holz der Fässer, und er versuchte es einmal mit Lederverpackung. Aber auch diese bewährte sich nicht, und die Fässer kamen wieder zu Ehren.

Von den größern Städten mußten die Bücher natürlich wieder weiter ins Land, in die kleinern Ortschaften versandt werden. Auch das war Sache des Verlegers, der sogenannte Wanderlager einrichtete und außerdem Hausirer umherschickte.

Muß man nicht den Muth und die Beharrlichkeit der Männer bewundern, die trotz solcher ungünstigen Verhältnisse ihre Geschäfte durch ganz Deutschland bis nach Ungarn, Italien und Frankreich ausdehnten? Koberger hatte sowol in Paris wie in Lyon eigne Vertreter und große Niederlagen, denn der geistige Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich war sehr lebhaft und zwar so, daß das erstere mehr gab als empfing.

Koberger's Verlag umfaßte zunächst Werke der scholastischen Literatur, volksthümliche Bücher und Predigtsammlungen. Dann wandte er sich der neuern Richtung zu und druckte die Bibel in funfzehn verschiedenen Ausgaben. Im Geburtsjahr Luther's, 1483, erschien bei ihm schon eine deutsche Uebersetzung der Bibel. Wie groß seine Thätigkeit war, ergibt die Liste der in der eigenen Officin gedruckten Werke, die bis zum Jahre 1504 nicht weniger als 220 Nummern, darunter viele Folianten, enthält. Daneben ließ er aber für seine Rechnung und sein Verlagsgeschäft Bücher in auswärtigen Druckereien herstellen. Uebrigens brachte die reformatorische Bewegung eine Krisis in den Buchhandel, da sich der Charakter des kaufenden Publikums und somit auch des Verlags änderte. Die frühere Literatur hatte sich vorzugsweise an die Geistlichkeit gewandt. „Man hat die Pfaffen so ganz ausgeleert mit den Büchern", schrieb Koberger 1503 an einen Geschäftsfreund, „so viel Geld von ihnen gezogen, daß sie nicht mehr daran wollen." Nun aber wurden die geistlichen Herren nicht allein aus Geldmangel zurückhaltend, sondern auch der Geist der neuen Schriften war vielen von ihnen anstößig, und in natürlicher Reaction wurde ihnen die ganze Renaissancebewegung, sogar die lateinischen Classiker, verdächtig. Was indessen die Verleger bei ihnen einbüßten, gewannen sie beim Verkauf ihrer Schriften an die Kreise des Mittelstands, der sich nun mehr und mehr für die kirchlichen Fragen erwärmte. Damals entstand die volksthümliche Literatur, deren Erzeugnisse wohlfeil waren und deshalb massenhafte Verbreitung fanden.

In welchem Ansehen Koberger bei seinen Zeitgenossen stand, zeigt uns unter anderm ein Brief, den Kaiser Max an ihn richtete. „Mit besonderem Fleiß bittend" begehrte der Kaiser darin von seinem „lieben Getreuen", er solle den Verlag eines Werks, „Sanct Brigitten himmlische Offenbarungen", übernehmen, und Koberger willfahrte natürlich diesem Wunsch. Auch die gelehrten Kreise bezeugten ihm ihre besondere Achtung, und ein hervorragender Humanist jener Zeit, Jodocus Badius aus Brüssel, nannte ihn einmal öffentlich den „König der Buchhändler".

Doch selbst die Könige haben ihre Sorgen, und daß sie auch Koberger nicht erspart blieben, haben wir schon gesehen. Der Nachdruck machte ihm viel zu schaffen. Der Begriff des geistigen Eigenthums war noch unbekannt, und wenn ein Buch Glück hatte, machten sich sofort andere Drucker an die Arbeit, um am Gewinn theilzuhaben. Dafür mußten sie sich einmal von Luther derb den Text lesen lassen. „Was soll doch das sein, meine lieben Drucker-

herren", heißt es in seiner „Vermahnung an die Drucker", „daß einer dem andern so öffentlich raubt und stiehlt das Seine, und untereinander euch verderbt?" Luther selbst hatte vom Nachdruck schwer zu leiden, da es keinen Schutz dagegen gab. Koberger suchte sich dadnrch zu helfen, daß er eine Anzahl Drnckereibesitzer in andern Städten für seinen Verlag arbeiten ließ, sich aber lange Zahlungsfristen vorbehielt, nm die Herren in seiner Hand zu haben, für den Fall sie doch versuchen sollten ihn zu betrügen.

Auf die Erfindung der Drnckerkunst folgte bald die der Censur. Wen sollte das wundern? „Hinter dem U kommt gleich das Weh, das ist die Ordnung im A-b-c", predigt der Kapuziner den Wallensteinischen Kriegsleuten. Und zwar ging die erste Maßregel gegen die Presse von der Kirche ans, die sich mehr als der Staat von der neuen Kunst bedroht sah. Schon im Jahre 1496 wurde in Deutschland die bischösliche Censnr eingeführt, die sich anfangs nur auf die theologischen Werke erstreckte, bald aber jedes Buch, selbst wissenschaftliche Werke, vor ihr Forum ziehen wollte. Der kleinste Hausirer, wie der Buchhändler, der seine Frachtwagen durchs Land schickte, alle mußten den Behörden ein genaues Verzeichniß ihrer Vorräthe vorlegen, bevor sie die Erlaubniß zum Verkauf erhielten. Bei der Zersplitternng des Reichs in kleine Herrschaften kann man sich vorstellen, welche Annehmlichkeiten mit diesen Censurmaßregeln verbunden waren. Daß sie die gewaltige Bewegung der Geister nicht hemmen konnten, ist natürlich. Anthoni Koberger erlebte den Beginn der eigentlichen Reformation nicht mehr. Er starb 1513, und sein Vetter Hans Koberger, der die Vormnndschaft für die noch unmündigen Kinder übernahm, führte auch das Geschäft im alten Geiste weiter. Aber die Söhne selbst erwiesen sich, als sie an die Spitze des Hauses traten, zu vorsichtig oder zu lässig. Bald hörte man nichts mehr von großen Unternehmungen des Verlags. Eine Verhandlung, die Luther mit den Söhnen wegen der Veröffentlichung seiner Schriften führte, zerschlug sich.

Man darf die Einzelnen nicht immer für den Niedergang ihres Hauses, ihres Geschäfts, ihres Wohlstands verantwortlich machen. Oft sind die schweren Zeiten mehr als die Fehler und Schwächen eines Geschlechts schuld am Verfall. In die friedliche Ordnung gesicherter staatlicher Verhältnisse gestellt, hätte sich das Haus Koberger vielleicht schon durch das Gesetz des Beharrens erhalten, bis etwa ein Enkel ihm neues Leben eingehaucht hätte. Allein so leicht war das damals nicht. Der Glanz der Freien Reichsstädte erlosch immer mehr, ihr Handel erlahmte. Und damit schlichen sich Ansichten bei ihren Bürgern ein, welche den Fortschritt des Uebels beschleunigen mußten. In Nürnberg hörte man bald die einheimischen Drucker und Buchhändler über nnberechtigte Concurrenz fremder Unternehmer klagen, und der Rath sah sich veranlaßt, die Niederlassung dieser gefährlichen Leute zu erschweren. Fremd aber hieß jeder, der nicht im Weichbild der Stadt geboren war. Im Jahre 1571 war man bereits so weit, daß man die Zahl der in Nürnberg zulässigen Drucker gesetzlich auf fünf beschränkte, „alles aus guten, erheblichen, beweglichen Ursachen".

Und solche „erhebliche und bewegliche Ursachen" erklären auch, warum es bald so gut wie nichts mehr in Nürnberg zu drucken gab, und warum alle Unternehmungen, die einer gewissen Freiheit der Bewegung bedürfen, zu Grunde gingen. Der Dreißigjährige Krieg vollendete nur, was schon längst begonnen war. Friedrich Lotheissen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem „Handbuch der deutschen Alterthumskunde" von L. Lindenschmit (Braunschweig, Vieweg u. Sohn) ist die zweite Lieferung des ersten Theils erschienen, welcher die Alterthümer der merowingischen Zeit bespricht. Die Lieferung bringt mit zahlreichen Abbildungen eine Darstellung der Kleidung und vorab der Schmuckgeräthe, wie sie jetzt in überraschender Zahl und eigenthümlicher Gestaltung von der Grabforschung zu Tage gefördert sind. Wir stehen nicht an, Text und Abbildungen als das Beste zu empfehlen, was nach dem heutigen Stande der Forschung auf diesem Gebiete zu leisten ist.

— In der Helwing'schen Verlagsbuchhandlung zu Hannover hat ein Richter von Beruf namenlos eine Broschüre erscheinen lassen unter dem Titel „Von Fehlsprüchen der Geschworenen". Die Schrift ist eine Art von Belehrung über die Bedeutung und die Aufgaben des Geschworenenamtes. Mit großer Sachkenntniß, Unparteilichkeit und Liebe zur Sache geschrieben, dürfte sie erwünscht sein als eine vortreffliche Orientirung für alle diejenigen, welche in die Lage kommen können, als Geschworene fungiren zu müssen.

— Emil Metzger handelt über „Enropäische Colonisation in holländisch Ostindien" (Reprinted from the „Revue Coloniale Internationale"). Er verbreitet sich eingehend und sachgemäß über die Bedenken, welche eine europäische Colonisation in den Tropen gegen sich hat. Wir empfehlen diese gewichtige Stimme der Beachtung aller derer, welche ein Interesse an der Beantwortung der hier einschlagenden Fragen haben.

Bibliographie.

A Singvägerle. Aus der Schläsing. Von Philo vom Walde. Großenhain, Baumert und Ronge. 12. 1 M.

Büchner, A., Fidele Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Cronau, R., Fahrten im Lande der Sioux. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 M.

Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. Herausgegeben von A. Dodel-Port. 2 Thle. Leipzig, Elischer. 8. 12 M.

Ecce homo. Braunschweig, Sommermeyer. 12. 1 M. 20 Pf.

Die Fortschritte der Physik. Nr. 9. 1885. Leipzig, Mayer. 8. 1 M. 80 Pf.

Gottschall, R. v., Verschollene Größen. Roman in 3 Bdn. Breslau, Trewendt. 8. 15 M.

Heiberg, H., Schriften. 4ter Bd.: Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Lorenz, H., Meine Romreise. Zweibrücken, Schuler. 8. 3 M. 50 Pf.

Paradoxe über die Ehe. Leipzig, Unflad. 8. 4 M.

Rethwisch, E., Schattenbilder. Norden, Fischer Nachf. 8. 3 M.

Telmann, K., Moderne Ideale. Roman. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 9 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 151 bis 157.

Die gegenwärtige Streitbarkeit der der deutschen Kriegsflotte. (II/III.) — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — „Von der Weichsel zum Dnjepr.“ — Strategische Landeskunde von Westrußland. (I/II.) — Staatsverträge und Auslieferung von Verbrechern in der Schweiz. — Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich. (I.)

Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kreisausstellung zu Augsburg. Von H. E. von Berlepsch. (II.) — Pariser Eindrücke. (III. Schlußartikel.) — Oesterreichs Antheil an der deutschen Literatur im Mittelalter. Von Fr. Lemmermayer. (I/II.) — Politische Mächte im centralen Westafrika. — Wiener Briefe. (CCI.) — Die Kunst für Alle. Von F. Reber. — Ergebnisse neuer Ausgrabungen in Aegypten. Von R. Buchta. — Cavour. Von G. Th. Lommel. (I/II.) — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (II.)

Ein Mahnruf an die deutsche Industrie.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Von

Dr. Lorenz von Stein.

Zweiter Theil.

Die Finanzverwaltung Europas.

Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder.

Zweite Abtheilung.

Fünfte, neubearbeitete Auflage. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

In dieser fünften Auflage ist das ausgezeichnete Werk sehr wesentlich erweitert worden, sodaß der zweite Theil nun drei Abtheilungen umfaßt; während die erste Abtheilung den Staatshaushalt, die Staatsausgaben, die wirthschaftlichen Staatseinnahmen und den allgemeinen Theil der Steuerlehre behandelt, enthält die zweite Abtheilung das positive Recht der bestehenden Steuern in den verschiedenen Staaten Europas und die Grundzüge des Staatscreditwesens.

Der erste Theil, „Die Finanzverfassung Europas“, kostet geh. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf., des zweiten Theils erste Abtheilung geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf. Die das Werk zum Abschluß bringende dritte Abtheilung des zweiten Theils folgt binnen kurzem.

Antiquar-Cataloge.

Soeben erschienen und werden auf Verlangen gratis und franco zugesandt:

Cat. 128. **Deutsche Literatur bis 1750.**
„ 129. **Reformatoren und Reformationsgeschichte.**
„ 130. **Protestant. Theologie.**
„ 133. **Entomologie.**

K. Th. Völcker. Frankfurt a. M. Römerberg 3.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Reisen an der Persisch-Russischen Grenze.

Talysch und seine Bewohner.

Von

Dr. Gustav Radde.

Mit 12 Abbildungen, 4 Tafeln und 1 Karte.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Dem russischen Grenzgebiet Talysch am Südrande des Kaspischen Meers wurde bisher nicht die verdiente Aufmerksamkeit seitens der Forschungsreisenden zu theil. Um so neuer und interessanter erscheint alles, was Dr. Radde, Director der Bibliothek und des Kaukasischen Museums in Tiflis, im vorliegenden Originalwerke, dessen Widmung Se. k. k. Hoheit der Kronprinz Rudolf von Oesterreich angenommen hat, über dieses schöne, durch die Natur reich gesegnete Land und seine Bewohner zur Mittheilung bringt. Auch durch die beigegebenen Karten und Abbildungen erfährt unsere geographische und ethnographische Kenntniss eine sehr werthvolle Bereicherung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Fauna und Flora des südwestlichen Caspi-Gebietes.

Wissenschaftliche Beiträge zu den „Reisen an der Persisch-Russischen Grenze“.

Von

Dr. Gustav Radde.

Unter Mitwirkung von **Dr. O. Böttger, E. Reitter, Dr. Eppelsheim, A. Chevrolat, L. Ganglbauer, Dr. G. Kraatz, Hans Leder, Hugo Christoph** und **Dr. G. von Horvath.**

Mit 3 Tafeln. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Als einen besondern Theil seines gleichzeitig erschienenen Reisewerks über Talysch veröffentlicht der Verfasser hier in systematischer Bearbeitung die reichen Ergebnisse, welche der Zoologie und Botanik durch seine Forschungen zugeführt worden sind.

(Mit einer Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 24. Juni 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber Preisausschreiben. Von Walter von Lund. — Dichtungen und Gedichte. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Neue Märchen und Novellen. Von Frida Brasch. — Kunstgeschichtliche Literatur. Von Gustav Portig. — Wiener Neudrucke. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Ausländische Literatur. — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Preisausschreiben.

Auf dem schriftstellerischen Markte beginnt das Stangenklettern zu einer berechtigten Eigenthümlichkeit zu werden. Ueberall werden von unternehmungslustigen Blättern oder Vermittelungsgeschäften Preisconcurrenzen ausgeschrieben, in denen, wer am besten auf Bestellung arbeitet, den Lorberkranz und eine Anzahl Doppelkronen, Ruhm und Gold, gewinnen kann. Kaum ist das Ergebniß einer wiener Feuilletonconcurrenz veröffentlicht, so setzt ein münchener Blatt einen Preis auf den besten neuen Witz und veranstaltet eine berliner Firma gleich ein dreifaches Preisausschreiben: auf eine Humoreske, eine humoristische Erzählung und einen humoristischen Roman.

Es gibt Preisconcurrenzen, welche bei jedermann rückhaltlosen Beifall finden. Wenn Akademien und gelehrte Gesellschaften durch Aussetzung von Prämien die Wissenschaft zu fördern und der Menschheit zu nützen suchen, so verdienen Beweggrund und Zweck des Unternehmens allseitige Anerkennung. Wenn die deutsche Kaiserin einen hohen Preis auf die beste Schrift über die Behandlung der Verwundeten oder über die Verhütung und Heilung der Diphtheritis setzt — wer wollte nicht eine solche Concurrenz freudig begrüßen und gutheißen? Allein die große Mehrzahl literarischer Preisausschreiben hat nichts weniger als anerkennenswerthe Motive oder löbliche Wirkungen.

Industriöse Zeitungsunternehmer, welche an alles eher als an die Beförderung der schönen Literatur denken, sind immer die ersten, wenn es gilt, eine Preisconcurrenz zu veranstalten. Sie wissen genau, daß sie dabei reichlich auf die Kosten kommen. Denn sie sparen beträchtlich an Ausgaben für Inserate und gewinnen immerhin gläubige Abonnenten. Blätter, welche gewohnt und genöthigt sind, sich im Annoncentheil anderer Zeitungen auf eigene Rechnung anzupreisen, machen bei Preisausschreiben ein gutes Geschäft. Sie nehmen ein Drittel oder Viertel ihrer Insertionsunkosten und schlagen daraus Preise. Dann können sie getrost ein zweites Drittel dieses Ausgabepostens sparen. Denn die Notiz über das Preisausschreiben wandert sofort durch die gesammte Presse; von Zeit zu Zeit wird, ebenfalls in der gesammten Presse, an die Einhaltung des Einlieferungstermins erinnert; dann wird, wieder in der gesammten Presse, die Zahl der eingelaufenen Manuscripte angezeigt; endlich meldet abermals die gesammte Presse das unfehlbare Urtheil des Preisgerichts — und auf diese Weise wird für das speculative Blatt von der gesammten Presse ein halbes Dutzend Reclamen gebracht, in gemessenen Zwischenräumen, in viel tausend Blättern und Blättchen — so weit die deutsche Zunge klingt. Das Spiel wiederholt sich bei dem Abdruck der gekrönten Arbeiten, welcher wieder den Namen jenes Blattes am Kopfe trägt; der Vortheil wächst durch die Neugier des Publikums, die plötzlich entdeckten Talente, die sich in der Stille gebildet, kennen zu lernen, und schließlich kommt zumeist auch der Rest der für das Concurrenzunternehmen aufgewendeten Kosten durch die Verwerthung der erworbenen Manuscripte ein. Der Absicht der Unternehmer nach kennzeichnen sich folglich die literarischen Preisausschreiben in der Regel als bloße Geschäftsmanöver.

Die Wirkung der Concurrenz ist gemeinhin keine segensreiche für die Schriftstellerwelt. Es ist nicht jedermanns Sache, sich an dem Wettdichten zu betheiligen. Wer nicht in der Lage ist, noch entdeckt zu werden, wer ohnehin vollauf Beschäftigung und Nachfrage hat, wird sich schwer entschließen, in die Concurrenz einzutreten, zumal wenn ihm die Ver-

trauenswürdigkeit der Unternehmer nicht über jeden Zweifel erhaben oder aber die Preisrichter nicht zuständig scheinen. Daher rührt die regelmäßige Erscheinung, daß man alle Tage in Dutzenden Zeitungen Feuilletons lesen kann, die keinen Preis erhalten, aber einen hundertfach höhern Werth haben als jene Arbeiten, welche unter Tusch und Tamtam als großartigste Leistungen ersten Ranges mit den ersten Prämien ausgezeichnet werden. Gleichwol glaubt der neue poeta laureatus nun im Ernste, ein großer Mann zu sein. Der Hochmuth schwellt seine Brust, der Größenwahn nistet sich ein, und schließlich endet mancher glückliche Gewinner des Preises wie der Arme, dem das große Los zugefallen — trauriger als er zuvor gewesen. Ueberdies wird durch das Unwesen der Concurrenzen eine literarische Massenproduction begünstigt, welche vielleicht manchen Verlegern und allen Vermittelungsagenten willkommen ist, aber weder den Schriftstellern noch den Lesern zum Nutzen gereicht. Durch die heutige Art von literarischen Concurrenzen wird der ästhetische Maßstab gefälscht, das schriftstellerische Niveau erniedrigt und ein Stab hochtrabender Scheingrößen gezüchtet.

Einen Makel heftet ferner diesen Unternehmungen die Art und Weise an, wie die Prüfung und Krönung der Arbeiten erfolgt. Was etwa hinter den Coulissen vorgeht, soll dahingestellt bleiben. Allein es wird auch nicht einmal der Schein gewahrt, als sei das Ergebniß der Concurrenz zugleich das Ergebniß einer ernsten gewissenhaften Prüfung. Welchen Werth hat denn eine Prämiirung, wenn jeder denkende Mensch sofort erkennen muß, daß die Preisrichter die concurrirenden Arbeiten gar nicht gelesen haben können? Oder gibt es derlei Vorgänge nicht? So möge ein Beispiel statt vieler hier mitgetheilt sein!

Im letzten Herbste schrieb die „Wiener Allgemeine Zeitung" eine Feuilletonconcurrenz aus. Der Einreichungstermin wurde auf den 20. December — kurz vor Quartalswechsel — festgesetzt. Die Verkündigung des Ergebnisses der Concurrenz erfolgte am 15. März 1886 — kurz vor Quartalswechsel. Preisrichter waren die Herren Hopfen, Lindau, Stettenheim, Wachenhusen, Schmidt, Lotheissen und die Redaction der „Wiener Allgemeinen Zeitung". Eingegangen waren bei Schluß der Concurrenz erklärtermaßen Feuilletons von 473 Schriftstellern. Unter 473 Bewerbern als Sieger hervorzugehen, welche Ehre! Und von namhaften und hochangesehenen deutschen Dichtern und Gelehrten und zugleich von der Tagespresse gefeiert und gekrönt zu werden, welches Glück! Nein nicht mehr Glück, nur noch „dem Verdienste seine Kronen"!

Allein so hohe Achtung wir auch vor dem guten Willen aller und vor der Gewissenhaftigkeit der Preisrichter haben: es muß behauptet werden, daß sie die eingegangenen Manuscripte nicht so geprüft haben, um überhaupt ein Urtheil abgeben zu können. Das läßt sich mit mathematischer Gewißheit nachweisen. Vom 20. December bis 15. März sind 85 Tage. Die Preisrichter wohnen in vier verschiedenen Städten: Berlin, Wiesbaden, München, Wien. Angenommen, nicht jeder Preisrichter prüfe, wie es sich gehörte, einzeln im stillen Kämmerlein die Manuscripte, sondern in jeder Stadt mögen sich die dort wohnenden Preisrichter zu gemeinsamer Arbeit vereinigen — so kommen auf jede Stadt etwa zwanzig Tage. Nun sollen die Preisrichter schlechthin nichts anderes zu thun haben, als bei Tag und Nacht, Werktag wie Sonntag, beisammenzusitzen und Manuscripte zu entziffern. Dann bleiben ihnen immer noch für jeden Tag $23\frac{1}{2}$ Feuilletons oder rund ein Stück für jede Stunde des Tages wie der Nacht zu lesen, zu prüfen und zu begutachten. Wer das aushält, auch nur 24 Feuilletons hindurch, ohne den Verstand zu verlieren, der hat keinen zu verlieren. Nimmt man an, daß die Preisrichter sich nur an Wochentagen und zwar mit zwölfstündigem Normalarbeitstage der Concurrenz der „Wiener Allgemeinen Zeitung" gewidmet haben, so haben sie täglich etwa 56 Feuilletons oder stündlich gegen fünf Stück gelesen! Allein wer kann das? Und wer thut das? Nicht nur einen Tag sondern Monate lang?

Preisconcurrenzen dieses Schlages, ohne den Schatten eines idealen Hintergrundes, welche weder einem edeln Gefühle entspringen, noch eine große Sache fördern wollen, gereichen dem Schriftstellerstand nicht zur Ehre. Es ist Zeit, daß die Presse selbst diesem Unfuge zu steuern sucht, indem sie allen Mittheilungen über die Geschäftsmanöver der Preisausschreiben schlechthin die Aufnahme verweigert. Und Sache der Schriftstellerverbände ist es, mit vereinten Kräften gegen dies Treiben aufzutreten, welches dem einzelnen Stand wie dem ganzen Volke weder zur Ehre noch zum Vortheil gereicht.

Walter von Lund.

Dichtungen und Gedichte.

(Beschluß aus Nr. 24.)

3. Jung-Deutschland unter Mitwirkung von Hermann Conradi und Karl Henckell herausgegeben von Wilhelm Arent. Zweite unveränderte Auflage der Anthologie „Moderne Dichtercharaktere". Berlin, Thiel. 1886. Gr. 8. 5 M.

Ein neues Junges Deutschland, das sich selbst so nennt! In den Literaturprogrammen dieser Richtung, von denen wir schon gesprochen haben, lesen wir von einer „Revolution der Literatur", von einer „Revolution der Lyrik". Hier haben wir es nur mit der letztern zu thun: in einem umfangreichen Bande findet die revolutionäre Lyrik Raum genug, sich auszubreiten unter den Bannern, die sie aufgepflanzt hat.

Zunächst ist es ein glücklicher Instinct dieser Dichter, sich als zusammengehörige Jünger einer Richtung in der Literatur einzuführen. Es kämpft sich besser in geschlossenen Reihen; die Literaturgeschichte aber, die so sehr zu rubriciren liebt, erhält sogleich die fertige Rubrik, und bei der Zusammenzählung nimmt sie dann manchen mit auf, der ihr sonst vielleicht durch das Sieb verschwunden wäre. Einer trägt und stützt den andern. Nicht blos die Literaturgeschichte dieses Jahrhunderts, sondern auch diejenige des vorigen und früherer Zeiten bringt der Beweise genug, daß durch eine gemeinsame Kategorie, mag sie aus dem eigenen Programm der Schule erwachsen oder durch eine glückliche Gruppirung der Kritik geschaffen worden sein, den Namen der Einzelnen leichter Dauer verschafft wird, als wenn sie isolirt nach dem Lorber streben. Der literarische Rattenkönig kommt bei uns am ersten in die Walhalla der Literaturgeschichte.

Es ist die jüngste Dichtergeneration, die sich hier unter dem Zeichen von „Jung-Deutschland" zusammengefunden hat: sie ist so jung, daß Dichter wie Ernst von Wildenbruch unter ihr fast greisenhaft gemahnen: doch scheint derselbe mehr als Ehrenmitglied an dem Commers dieser dichterischen Jugend theilzunehmen. So hat denn auch die vorliegende Sammlung alle Vorzüge und Fehler der Jugend: Reformdrang, Feuer und Leidenschaft, aber auch viel Unausgegorenes und Unfertiges.

Wir sehen in dieser Lyrik trotzdem eine erfreuliche Reaction gegen die matte Limonade, die in unsern lyrischen Straßenbuden von den kohlensauern Jungfrauen und Jünglingen credenzt wird und zu der sich ein so großes Publikum drängt, eine Reaction gegen die mittelalterliche Nachdichterei, den forcirten Minnesang, die eintönige Bänkelsängerei und Kneipenpoesie, wie sie in den letzten Jahrzehnten im Schwange sind. Wir haben in d. Bl. wie in unserer „Poetik" und „Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" stets die Fahne der Gedankenpoesie, der Lyrik in ihren höhern Formen hochgehalten, von der die Modedichtung und das Publikum gleichmäßig desertirten; wir begrüßen daher das Streben der jüngsten Generation nach dieser Richtung hin als ein erfreuliches Zeichen der Zeit und wünschen nur, daß es den strebsamen Poeten gelingen möge, auch das Publikum zu sich heranzuziehen, weil es sonst immer schief stehen würde um die neue revolutionäre Lyrik. Dazu gehört aber vor allem der glückliche Wurf, welcher auch Reifes und Fertiges schafft, ohne den leidenschaftlichen Zug und die Kühnheit des Gedankenschwungs zu verleugnen. Unter den Gedichten der vorliegenden Sammlung gibt es nur wenige, welche die Signatur durchgängiger künstlerischer Vollendung tragen, wol aber viele, die mit einzelnen frappanten Schönheiten ausgestattet sind. Es sind nicht alles Originalbeiträge: viele der Gedichte sind schon in Sammlungen veröffentlicht worden, die auch in d. Bl. bereits ihre kritische Würdigung gefunden haben.

Halten wir nun Heerschau über die hier versammelten Lyriker, so begegnen wir neben Wildenbruch den beiden Brüdern Julius und Heinrich Hart, einem Dioskurenpaar, das sich in Gedankendichtung und einer an Grabbe anklingenden Dramatik bereits hervorgethan, Oskar Linke, dem Autor hellenischer Romane und Verfasser der geistreichen „Versuchung des heiligen Antonius", Karl Bleibtreu, dem Dichter des „Lyrischen Tagebuchs", und dem Programmschreiber der neuen Revolution, Hermann Conradi, der die Vorrede zu den Gedichten „Aus tiefster Seele" von Wilhelm Arent schrieb, diesem selbst, Karl Henckell, dem Dichter des „Poetischen Skizzenbuchs", Hermann Eduard Jahn, dem Dichter von „Jsuschka", Wolfgang Kirchbach, dem Verfasser von „Salvator Rosa", der schon mehrere Gedichtsammlungen herausgegeben, Fritz Lemmermayer, Joseph Winter, Arno Holz u. a.

In der Vorrede sagt Karl Henckell:

Wir wollen darauf vertrauen, daß die Herrschaft der blasirten Schwätzer, der Witzbolde, Macher und literarischen Speculanten, die der materialistische Sudelkessel der siebziger Jahre als Schaumblasen in die Höhe getrieben hat, ein für allemal vernichtet und gebrochen sei, wir wollen vertrauen auf die unzerstörbare Empfänglichkeit unsers Volks für alles wahrhaft Große, Schöne und Gute, und in diesem Sinne mit dem Pfunde, das uns verliehen, zu wirken und zu wuchern streben. Wir, das heißt die junge Generation des erneuten, geeinten und großen Vaterlandes, wollen, daß die Poesie wiederum ein Heiligthum werde, zu dessen geweihter Stätte das Volk wallfahrtet, um mit tiefster Seele aus dem Born des Ewigen zu schlürfen und erquickt, geleitet und erhoben zu der Erfüllung seines menschheitlichen Berufs zurückzukehren, wir wollen uns von ganzem Herzen und von ganzer Seele der Kunst ergeben, deren Triebkraft in uns gelegt, und wollen unsere nach bestem Können gebildete und veredelte Persönlichkeit rücksichtslos, wahr und uneingeschränkt zum Ausdruck bringen. Wir wollen, mit einem Worte, dahin streben, Charaktere zu sein. Dann werden wir auch des Lohnes nicht ermangeln, den wir ersehnen: eine Poesie, also auch eine Lyrik zu gebären, die, durchtränkt von dem Lebensstrome der Zeit und der Nation, ein charakteristisch verkörpertes Abbild alles Leidens, Sehnens, Strebens und Kämpfens unserer Epoche darstellt, und soll sein ein prophetischer Gesang und ein jauchzender Morgenweckruf der siegenden und befreienden Zukunft.

Das sind Tendenzen, wie wir sie stets vertreten haben, auch in d. Bl.: eine vom Geist getragene, lebensvolle, moderne Dichtung. Doch die Ausführung des Programms? Es geht durch alle diese Gedichte ein stark weltschmerzlicher Zug, der als ein gemeinsames Symptom Jung-Deutschlands angesehen werden muß und mit dem „jauchzenden Morgenweckruf" nichts zu thun hat. Da singt Wilhelm Arent:

Chaotische Brandung wirr uns umtost;
Verzehrt von dämonischen Gluten,
Von keinem Strahl ewigen Lichts umkost,
Müssen wir elend verbluten . . .

Oskar Linke singt:

Ich bin so krank und müde,
Mein Herz sehnt sich nach Ruh . . .

Hermann Conradi:

Hast du des Daseins tiefste Qual empfunden?
Kam über dich einmal der wilde Schmerz,
Der zu dir schreit aus deiner Seele Wunden?

Es krampft sich in Titanenweh das Herz,
Vom Daseinsekel angepackt, zusammen,
Und von der Lippe stiehlt sich Hohn und Scherz,
Verweht von deines Schmerzes Riesenflammen. . .

Oskar Hansen singt seinem verstorbenen Bruder Manfred folgende Nänie:

Komm, Bruder Manfred, reiche mir die Hand
Herüber aus dem ungeheuern Nichts,
In dem dein Geist ersehnte Ruhe fand —
Ich folge dir, ach! lächelnden Gesichts.

Auch meine Lampe brennt dem Ende zu,
So oft gefüllt! ich laß sie gern verrauchen.
Was ich ersann, erlebt, erlitt — wie du —
Läßt mich mit Wonn' ins Dunkel niedertauchen.

Wolfgang Kirchbach singt einen „Psalm der Trauer":

Mit Klagen wein' ich des Menschen Los,
Denn mit Schmerzen gebärt ihn der Mutter Leib
Und Schmerzen geleiten zum Grab ihn.

. . . . . .

Ach, es seufzet das Leben nach Tod.
Und der Tod
Würget in Ewigkeit. —

Karl Henckell singt von seiner „kranken Seele" und daß er zermartert, zerschlagen ist wie im Sturm die Eiche. Wir könnten diese Anthologie des Weltschmerzes noch sehr vervollständigen.

Wenn die Sprache der Backfisch- und Confirmandinnenlyrik auf dem Gebiete der Liebesdichtung nicht jene allgemeine Gültigkeit beanspruchen darf, die ihr der Zeitgeschmack zuspricht: so muß doch auch der Zug und Schwung der Leidenschaft, welcher die Werke wahrhaft großer Dichter durchpulst, sich auf einer Höhe bewegen, die dem Cynismus unzugänglich ist. Auch dagegen sündigen die jungen Dichter öfters; namentlich Wilhelm Arent, der z. B. in seinem Gedicht „A la Makart" singt:

Immer heißer zehrt
Am innersten Mark mir
Deiner nachtschwarzen Augen
Wildlodernde Glut.
Wollustathmend,
Fieberheiß,
Blüht mir entgegen
Deines schwellenden Leibes
Nacktschimmernde Pracht;
Und wonnig umschlungen
Von dem sammetweichen Fleische
Deiner weißkosigen Arme
Sinke ich liebeächzend
In deines feuchten
Brünstigen Schoses
Thauspendende Tiefen.

Namentlich die Schlußverse sind eine Versündigung an dem guten Geschmack, ein gereimter, in den Hymnenstil übertragener Zola.

Der lyrischen Epik ist in der Sammlung ein geringer Raum vergönnt, wie überhaupt das Plastische der Darstellung den jungen Dichtern fernliegt. Oskar Linke's „Omphale" ist eine Art von mythologischer Ballade, durchaus sinnvoll, aber sie hätte durch prägnantere Fassung noch gewonnen; „Ixion" ist nur eine farbenprächtige Allegorie, Oskar Jerschke's „Forsthaus in den Vogesen" eine Liebesidylle; die Wildenbruch'schen Balladen, besonders das stimmungsvolle „Hexenlied" sind bekannt. Arno Holz hat einige Genrebilder beigesteuert, in denen ein markiger Zug unverkennbar ist und auch der Humor sein gutes Recht gewinnt, wie in „Frühling", „Ein Tagebuchblatt", „Ein Bild". Es liegt etwas wie Proletarierjammer und Proletariertrotz in diesen Gedichten: es sind diejenigen der Sammlung, die am anschaulichsten ihre Bilder zeichnen, allerdings mehr Holzschnittmanier als Kupferstich.

Das eigentliche Lied ist das Aschenbrödel der Sammlung: wir bedauern das durchaus nicht; es feiert ja sonst seine Jubelfeste in allen Miniaturbändchen der Lyrik und hat so viel und schwer durch seine gereimten und componirten Trivialitäten gesündigt. Am wärmsten und innigsten sind einige Lieder von Wilhelm Arent:

Kind aus dem Volke so schlicht und rein,
Hüte dich, hüte dich, Blümelein! . . .

Das ist echter Liederton. Ebenso anmuthend ist das Gedicht:

O lass' mich küssen dein Gewand,
Du Einzige-Holde, Heilig-Reine,
Ich weiß, daß ich in dir nur fand
Der Liebe Glück, nach dem ich weine.
Entsühne mich vom irdischen Tand,
Ganz sei dein Fühlen auch das meine;
Lass' in der Liebe Wunderland
Uns träumen süß das Ewig-Eine.
Du gibst mir deine Zauberhand,
Tief unter uns stirbt das Gemeine —
Du führst mich an des Abgrunds Rand
Vorbei zum ewigen Sonnenscheine.

Der Patriot unter diesen Sängern ist Karl Henckell. Das Lied „Der Väter werth" hat schwunghafte Verse, wie die Schlußstrophe:

Hell schmettern die Fanfaren
Durch Thal und Bergrevier:
Wer will die Treue wahren
Dem deutschen Reichspanier?
Wir heben hoch die Hände
Und kreuzen Schwert mit Schwert:
Nun hat die Schmach ein Ende,
Wir sind der Väter werth!

Auch einige andere Gedichte von Karl Henckell haben etwas Liederartiges, wie „Muse, meine Seele", „Wunsch", „Wir", „Schwankend ragen" u. a.

Doch die bei weitem größte Zahl der in die Sammlung aufgenommenen Gedichte gehört der Gedankenlyrik an, mag diese nun elegisch reflectirend oder odenartig schwunghaft auftreten. Die freien Rhythmen, die wir in unserer „Poetik" empfehlen, spielen hier eine große Rolle; fast ein Drittheil sämmtlicher Gedichte ist in solchen Rhythmen gedichtet, und der Mehrzahl derselben darf man jenes feine Taktgefühl nachrühmen, ohne das sie sich in die Poesie der Jean Paul'schen Streckverse verwandeln würden.

Auf dem Gebiete der elegischen Reflexionspoesie, die

an Byron und Victor Hugo sich anlehnt, sind die Brüder Hart unleugbar die Matadore: Heinrich Hart dichtet ein „Lied der Menschheit", das sich, wie es scheint, an Victor Hugo's „Légende des siècles" anschließen wird. Der Vorgesang wird uns hier mitgetheilt: es ist darin oft etwas Verschwommenes, aber auch eine Frescomalerei mit großen Zügen; die Verse haben Adel, Schwung und Prägnanz, so die an das deutsche Volk gerichtete Schlußwendung:

Volk, das ich liebe, Volk, an dessen Kraft
Ich glaube, du der Menschheit Blut und Saft,
Du grüne Eiche, schwellend von Geäst,
Dein Haupt trinkt Himmelsglanz, gen Ost und West
Streckst du die Arme, erzgeschmiedet drückt
Dein Fuß des Erdreichs Kern, kein Sturmwind rückt
Zur Seite dich um einer Spanne Raum,
Durch deine Blätter rauscht ein Frühlingstraum,
Aus deinem Wipfel klingt es wie Geläut:
Es kommt ein Morgen, der die Welt erneut ...

An Schiller'sche Hymnen erinnert das Gedicht „An das 20. Jahrhundert":

Wirf die Thore auf, Jahrhundert,
Komm herab begrüßt, bewundert,
Sonnenleuchtend, morgenklar!
Keine Krone trägst du golden,
Doch ein Kranz von duftig holden
Frühlingsrosen schmückt dein Haar ...

Nur die Vorliebe für einzelne hyperkräftige Wendungen wirkt in einigen dieser Gedichte unerquicklich. Der Inhalt ist oft von metaphysischer Tiefe. Dasselbe gilt von den Gedichten Julius Hart's. Einen an Freiligrath anklingenden Ton hat das Gedicht „Auf der Fahrt nach Berlin", während in „Abschied" Heinisirende Klänge spuken; „Am Morgen" ist stimmungsvoll: die aschgraue Stimmung nach genossenem Liebesglück ist gut getroffen; „Zu Gott" ist ein Psalm von echt biblischem Schwung. Im ganzen haben diese Gedichte bei ihrem feurigen Guß doch etwas Geschlossenes.

Oskar Linke ist der antikisirende Dichter unter diesen Modernsten; er hat nicht nur hellenische Novellen und Romane geschrieben, er liebt es auch, in antiken Strophen zu dichten: wir bedauern indeß, daß er sie nicht durch den Reim uns näher gerückt hat. Der Protest gegen gereimte antike Strophen erscheint uns unbegründet, man braucht sie ja nicht mit dem Maß der römischen und griechischen zu messen: diese können durch deutsche überhaupt nicht gedeckt werden; das verhindert der Unterschied zwischen einer quantitirenden und accentuirenden Sprache: sie sind eben etwas Neues, das für sich selbst sprechen muß. Oskar Linke ist ein echter Odendichter: er hat das Zeug dazu; einige seiner alcäischen Strophen sind zwanglos und edel gebildet, z. B.:

O laß in deiner allhinleuchtenden Nacht
Als wie ein Kind am blumigen Alpenhang
Mich selig ruhn, empor mich träumen
Ueber die Schwere des düstern Lebens!

Auch die sapphischen Strophen in „Atlantis" haben einen nicht durch den Druck des Formzwangs gelähmten Schwung. Die antiken Balladen haben wir schon erwähnt, ebenso die in Pindarischem Stil gehaltene und doch strophisch gegliederte Allegorie „Ixion": wir wollen hier eine dieser Riesenstrophen mittheilen:

Von rosigen Wolken beglänzt auf schweigender Berghöh',
Wo Blumen süß erblühten in prangenden Farben und Düften,
Da trat mir entgegen in schneeweiß leuchtender Frische
Die Hohe, die Große mit lustvoll schmachtenden Augen.
Nicht zähmt' ich mir länger das Herz in der Brust, und gewaltig
Umschloß ich bestürmend in glühendem Sehnen die Holde,
Die Liebe gewährte verzückt voll stummen Gehorsams,
Das eigene Herz von Eros selber bezwungen.
Ich war zum Gott, zum höchsten der Götter geworden.
O Glück, für welches so ärmlich die Sprache der Menschen,
Das nimmer des Zeitstroms schäumender Wirbel hinabreißt,
Dich hatt' ich und hielt ich! Und dann, als wieder erwachte
Das trunkene Aug', wo erwacht' es sodann?
Auf stygischer Flur in dem rollenden Rad!
Laut schrie ich zuerst, von unendlicher Qual
Zerrissen das Herz —
Ich hatte das Höchste besessen!

Ueber die Gedichtsammlungen Karl Bleibtreu's haben wir bereits eingehende Besprechungen gebracht. Seine Dichtweise hat etwas Stahlhartes, Funkelndes, wie hier sein „Phaeton" beweist. Die „Weisheit des Orients" ist westöstliche Phantasie und Didaktik, überaus farbenreich, z. B.:

Wie Matrosen auf dem Bramaputra
Feuerpfeile durch die Dämmrung schießen,
Um den Pfad der Barken so zu leiten —
Wie Naïra-Mädchen auf den Strom
Eine Lampe setzen, zu erforschen
Ihres Liebsten Schicksal fern im Lager —
So schleudre ich Brandpfeile der Gedanken
In nächt'ge Zukunft hin. Der Liebe Leuchte
Schwimmt auf der Sturmflut der Begierde, nimmer
Versinkend. Wie man Blumen, Kokosnüsse
Zur Sänft'gung wirft in Babelmandebs Brandung,
So streu' ich Liederrosen in mein Leben.

Es ist eine Fülle von ethnographischem Detail hier aufgespeichert, wie in einer Reiseschrift von Adolf Bastian. Viel Treffendes enthalten die Aphorismen „Dichtermission", z. B.:

Ja, Genien gibt es, die das Sein verschönen,
Verwandt mit allem, was da groß und gut,
Gemeinschaft mit Gemeinem nur verpönen,
Mit Dunst und Staub; doch die der Sonne Glut,
Des Aethers reinen Hauch, der Erde Düfte
Einfangen, wie die junge Rebe thut,
Die sich vom Nektar nährt der Himmelslüfte,
Bis alles Süßen Quintessenz ihr Blut.
Und wilder Wein rankt selbst sich über Grüfte —
So selbst den Tod verklären solche Wesen,
Die zu dem Dienst des Schönen auserlesen.

Hermann Conradi hat von diesen Dichtern am meisten einen kraftgenialen Zug: alles wird bei ihm zum Hymnus, zum Dithyrambus, der oft ins Maßlose sich steigert. Dies Vulkanische kommt aber aus innern Tiefen; es ist nicht gemacht, nicht forcirt, und der phantasievolle Ueberschwang bedarf nur der künstlerischen Läuterung.

„Licht den Lebendigen!", „Empörung", „Todtensang" sind solche wild hinausstürmende Kraftstudien: ein starkes sittliches Pathos beseelt diese Gedichte; gegenüber der Sünde, der Heuchelei, der Unfreiheit wird die geistige That gefeiert. Neben den wilden Phantasien findet sich manches kühne, dichterisch schöne Bild:

Hei! Wilde Götterlust,
Auf dürrem Heidepfad
Dahinzufliegen!
Es dampft das Roß — und in die Locken wühlt
Der Sturm sich ein —
Gespenstisch liegen
Des Mondes gleißend weiße Silberschleier
In fahl krystallnem Schein
Weit ausgespannt
Auf dem Heideland. . . .
Hei! Wie hinweggespült
Wird da des Zweifels leichenfarbner Dunst! —
Es athmet freier auf und freier
Die erlöste Brust . . .

Stimmungsvoll ist das Gedicht „Verlassen", wo nur das Wort und der Reim „Passen" unverständlich bleibt:

Im Morgengrauen ging ich fort —
Nebel lag in den Gassen —
In Qualen war mir das Herz verdorrt,
Die Lippe sprach kein Abschiedswort —
Sie stöhnte nur leise: Verlassen!

Verlassen! Kennt ihr das Marterwort? —
Das frißt wie verruchte Schande! . . .
In Qualen war mir das Herz verdorrt —
Im Morgengrauen ging ich fort,
Hinaus in die dämmernden Lande . . .

Entgegen dem jungen Maientag —
Das war ein seltsam Passen!
Mählich wurde die Welt nun wach —
Was sollt' mir der junge Frühlingstag? —
Ich stöhnte nur leise: Verlassen!

Maßvoller sind die Gedichte der drei Oesterreicher Fritz Lemmermayer, Friedrich Adler, Joseph Winter. Ein harmonisch geschlossenes schwunghaftes politisches Gedicht ist besonders „Die Deutschen in Oesterreich" von Friedrich Adler; sinnig ist „Lebensergebniß" von Fritz Lemmermayer. Die dichterische Physiognomie von Wolfgang Kirchbach und Hermann Eduard Jahn ist in d. Bl. schon eingehend charakterisirt worden. Ebenso wenig wie sie können wir hier noch einige der andern Dichter besprechen, die in Ton und Richtung sich den Matadoren anschließen.

Wollten wir im Detail schiefe Bilder, das bisweilen ins Groteske übergehende Grandiose, die aufgebauschte Kraftphrase, manchen nichtigen auf Stelzen gehenden Gedanken in dieser Sammlung rügen: so würden wir eine nicht spärliche Ausbeute finden und unserer Kritik eine beträchtliche Ausdehnung geben können. Doch wir ziehen es vor, auf diese Fehler, welche die reifende Zeit abschleifen wird, nur hinzuweisen, dagegen hervorzuheben, daß die Sammlung — die in mancher Hinsicht an die Anthologie der schwäbischen Stürmer und Dränger erinnert, aus denen Schiller's Genius so bedeutsam hervorragt, obgleich ihm noch bis an die Schultern der Nebel derselben Ueberschwenglichkeit ging — eine Menge beachtenswerther Talente aufzeigt und in ihrer Vorliebe für die höhern Formen der Lyrik und für eine an Gedanken getragene Poesie gegenüber der modischen Versklingerei und Versstümperei eine nicht genug zu schätzende und heilsame Initiative bekundet.

Rudolf von Gottschall.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Raphael. Sein Leben und seine Werke. Von J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Aldenhoven. Zwei Bände. Leipzig, Hirzel. 1883 und 1885. Gr. 8. 24 M.

Nachdem der zweite Band dieses umfänglichen Werks erschienen (304+477 Seiten), sieht sich Referent in die peinliche Lage gedrängt, nicht blos gegen die Verfasser, sondern auch gegen sich selbst Stellung nehmen zu müssen. Ich habe in einem frühern Jahrgang (Nr. 23 d. Bl. f. 1884) den ersten Band bereits angezeigt; obwol ich damals wußte, daß die Mehrzahl der deutschen Kunstkritiker sich kühl oder gar ablehnend gegen dieses neue Rafael-Werk verhielt, ergriff ich doch Partei für die Verfasser. Ich that es nicht blos, um für verdienstvolle Forscher einzutreten, sondern auch darum, weil ich vom zweiten Band die nothwendige Steigerung der im ersten gebotenen Leistungen erwartete. Eben diese Erwartung hat sich als trügerisch erwiesen: der zweite Band bleibt sogar wesentlich hinter dem ersten an bleibendem Werth zurück. Ich möchte mir nun auch bei dem heutigen abschließenden Bericht den Ruhm der deutschen Kritik wahren, d. h. vorurtheilslos und dankbar die Ergebnisse fremder Kunst und Wissenschaft anerkennen; andrerseits aber gehöre ich zu den Vorkämpfern des nationalen Princips auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, und trete nunmehr energisch für die Leistungen vaterländischer Gelehrter in der Rafael-Literatur ein. So war ich schon einmal in der Lage, in d. Bl. die Zuthaten eines deutschen Gelehrten zu einem ausländischen kunstwissenschaftlichen Werke („Aegypten" von Perrot und Chipiez, bearbeitet von Richard Pietschmann) rücksichtlich ihres wissenschaftlichen Vollgehaltes höher zu stellen als den Text der eigentlichen Verfasser. Auch jetzt wieder bedauere ich den Standpunkt vertreten zu müssen, daß zwei so berühmte Kunstschriftsteller wie Crowe und Cavalcaselle schon an sich das Anlegen des höchsten Maßstabes herausfordern, ganz besonders aber dann, wenn sie es unternehmen, Meisterleistungen gleichzeitiger deutscher Forscher überbieten oder ergänzen zu wollen.

Vor allen Dingen möchte ich nun auch heute wieder rühmen, daß die wirklichen frühern Verdienste der Herrn Crowe und Cavalcaselle von den deutschen Gelehrten sattsam gewürdigt worden sind und in ihrem Werthe auch fernerhin bestehen bleiben mögen. Es soll unvergessen sein, welche Meisterschaft in der Beschreibung von Gemälden Crowe und Cavalcaselle entwickelt, welche Opfer an Zeit und Kraft sie an persönliche Untersuchung der von ihnen behandelten Kunstwerke gesetzt haben. Es darf nun aber auch nicht verschwiegen werden, daß sie überall da keine concurrenzfähige Kritik vorfanden, wo sie wenig verwerthete oder unbekannte Materialien ihrer Darstellung einreihten. Sobald sie sich aber auf ein Gebiet wagten, wo mindestens ebenbürtige Männer das Mögliche geleistet hatten, forderten sie die deutsche Kritik geradezu heraus, den ihr hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen.

Es ist begreiflich, daß die Verfasser in einer (kurzen) Vorrede ihr neues Unternehmen zu rechtfertigen suchen; schwerlich haben sie damit die Kenner des Thatbestandes von der Nothwendigkeit ihres neuen Unternehmens zu überzeugen vermocht. Es muß verletzen, daß sie A. Springer und H. Grimm über einen Kamm scheren; denn von allen Schriften des letztern ist keine bedenklicherer Natur als sein im ersten Band versandetes Rafael-Werk. Arbeiten wie die von Lermolieff, Lübke, Müntz u. a. todtgeschwiegen zu sehen, berührt unangenehm; aber geradezu eine Anmaßung ist die Behauptung, daß niemand bisher in überzeugender Weise den Entwickelungsgang Rafael's festgestellt habe. Hieran ist nur so viel richtig, daß die Verfasser die Jugendzeit des Künstlers eingehender erörtert haben als andere Forscher; selbst da aber muß die Frage offen gehalten werden, ob die neuen Annahmen stichhaltig sind oder nicht.

Nachdem nun das ganze Rafael-Werk von Crowe und Cavalcaselle vorliegt, muß auch ich mich zu den Referenten schlagen, welche die Oberhoheit der deutschen Kunstwissenschaft, insbesondere diejenige Springer's unter den Rafael-Gelehrten in Anspruch nehmen. Ich darf dies um so mehr thun, als ich nach zwei wichtigen Seiten hin von Springer abweiche. Ich wünsche mit ihm, daß die heutige Kunstwissenschaft über den beschränkten Kreis der Gelehrten hinaus für die ganze gebildete Kunstgemeinde wahrhaft fruchtbar gemacht werde; aber ich verlange noch ganz besonders, daß auf einem kunstwissenschaftlich gesicherten Boden sich eine ästhetisch vollgültige (nicht blos ästhetisirende!) Auslegung der Kunstwerke erhebe. Kunstgeschichte und Aesthetik müssen getrennt marschiren, aber vereint schlagen, um die ihnen möglichen Siege zu erringen. Alle Mängel der bisherigen ästhetischen Würdigungen können mich in der Vertheidigung dieses Grundsatzes nicht wankend machen. Springer nimmt doch wenigstens Anläufe zu einer Verschmelzung beider Gesichtspunkte, wenn auch der rein kunstgeschichtliche Factor bei ihm bedeutend überwiegt; Crowe und Cavalcaselle aber bewegen sich förmlich wie in einer Zwangsjacke, wenn sie einmal der Aesthetik Rechnung zu tragen versuchen. Sodann scheint mir Springer den Ertrag zu überschätzen, welchen die Kenntniß der künstlerischen Vorstufen eines Werks für die Erkenntniß des Werks selbst gewährt. Die Kenntniß aller Vorstudien eines Kunstwerks ist wol nach mehr als einer Seite hin interessant, trägt aber zum Verständniß des letztern in den meisten Fällen nur wenig bei. Oder litte der Genuß der „Schule von Athen" und der „Sixtinischen Madonna" etwa darunter, daß wir für diese beiden vollendeten Werke Vorarbeiten in dem angegebenen Sinne nicht besitzen? Gewiß nicht. Während nun aber Springer in seinem großen Werke „Raffael und Michelangelo" immer noch einen maßvollen Gebrauch vom Abdruck solcher Studienblätter macht und im übrigen durch die beigegebenen Abbildungen ein relativ vollständiges Bild von der künstlerischen Thätigkeit Rafael's zu geben sucht, finden uns Crowe und Cavalcaselle auf 304 + 477 Seiten mit 19 + 16 Tafeln in Lichtdruck ab. Die Reproduction der Hauptschöpfungen Rafael's ist vollständig ungenügend vertreten; auch macht das kleine Format der beigegebenen Abbildungen ein leidlich gesichertes Urtheil unmöglich, leider auch in andern Rafael-Werken.

Treten wir nun der Arbeit der beiden Verfasser selbst näher, so müssen wir dieselbe sich kennzeichnen lassen durch Stellen, welche für den Werth des Ganzen vorzugsweise maßgebend sind. Wir unsererseits glauben verlangen zu sollen, daß ein Kunsthistoriker gerade an die hervorragendsten Werke Rafael's das beste Theil seiner Kraft setze; Crowe und Cavalcaselle aber machen es umgekehrt, und verzetteln ihre Kraft an Nebendinge. Wie wenig gegeneinander abgewogen die Urtheile der Verfasser sind, geht z. B. daraus hervor, daß sie die Fresken der Stanza della Segnatura die berühmtesten von Rafaels Werken nennen, dann wieder die Formengebung der Sixtinischen Madonna als eine ohnegleichen dastehende bezeichnen, und endlich mit Vasari die Transfiguration als die höchste Leistung des Künstlers charakterisiren. Wie gelehrt und geistreich klingt es, und doch im Grunde wie oberflächlich ist es, daß dem Meister die Schöpfungen des genannten Zimmers darum „leicht werden mußten, weil er die Weisen und Kriegshelden in den Palästen zu Urbino und Perugia sowie die Planeten und Sibyllen in der Halle des Cambio gesehen". Wie scheinbar souverän und doch wie schablonenmäßig brauchen die Herren ihr Handwerkszeug, wenn sie die vier allegorischen Gestalten an der Decke der Segnatura folgendermaßen erklären: „Die Theologie erinnert an die peruginer und florentiner Zeit, die Poesie an Perugia, Michelangelo und die Antike, die Justiz ist umbrisch, die Philosophie classisch." Nebenbei haben wir zu bemerken, daß der geblümte Mantel der „Philosophie" nicht an die schönen Vorbilder des Alterthums, sondern an mittelalterliche Symbolik erinnert. Weiterhin wird nun an die Vorstudien der übrigen Nebengemälde eine gelehrte Untersuchung gewendet, während die Hauptbilder nur dürftig wegkommen. Da soll die Disputa „als Ganzes den Eindruck einer glänzenden Vision üben, obwol viele

Elemente von Disharmonie in ihr zurückgeblieben sind". Also die Verfasser wollen etwas Neues sagen, sei es auch um den Preis eines Widerspruchs! Es ist ferner geradezu nachlässig, die Gestalt der Madonna (auf der Disputa) nur als eine „gebeugte" zu bezeichnen, und Johannes den Täufer auf den „Richterstuhl" hinweisen zu lassen. Von Christus als Weltrichter ist gar nicht die Rede, sondern von dem Sohne innerhalb der göttlichen Dreieinigkeit. Das Haupt von Gottvater ist nicht eingefaßt von einem „rautenförmigen Schein", sondern von dem Viereck als Sinnbild der absoluten Vollkommenheit. Die Strahlen schießen nicht fächerförmig vom Himmel herab, denn die Scene spielt im Himmel; bald von einer Atmosphäre, bald von einem Aether in diesem Himmel zu reden, ist gewagt; unhaltbar aber ist die Annahme, daß die zu Seiten von Gottvater schwebenden Engel auch Seitenstücke zu antiken Victorien seien. Sowol gegen diesen Versuch sowie gegen die förmliche Sucht, alles Gelungene bei Rafael irgendwie auf die Antike zurückzuführen, legen wir Verwahrung ein; wir halten fest an der Ueberzeugung, daß Rafael gerade das Beste nachweisbar seinem eigenen Genius verdankt. Es ist ferner unzulässig, daß die Väter, Heiligen und Apostel in den Wolken auf der Disputa mit weniger Würde und Fülle bekleidet seien als ihre Gefährten in San Severo. Endlich aber beweist eine schulmeisterliche Rüge, daß die Herren für den innern Zusammenhang der obern und untern Hälfte der Disputa kein Verständniß haben. Sie sagen nämlich: „daß der Gegensatz zwischen der alten Schulsymmetrie der Figuren im Himmel und den modernen Elementen in den Gruppen des Vordergrundes nur die verschiedenen Stadien im Entwickelungsgange des Künstlers vor Augen bringe.

Was die „Schule von Athen" anlangt, so ist es mindestens ein misverständlicher Ausdruck, daß Rafael „sich auf die Darstellung der alten Philosophie beschränkt" habe; er hat nur aus der Geschichte der letztern gewisse Führer und Grundrichtungen herübergenommen, um auch durch sie sein Ideal vom Wesen und Ziel der Wissenschaft zu verkörpern. Auch ist es wieder eine der bestechenden, aber kecken Behauptungen, welche so manchmal bei Crowe und Cavalcaselle sich finden, daß die Architektur auf diesem Gemälde „die glänzendste Entfaltung monumentaler Architektur des ganzen 16. Jahrhunderts" sei. Ganz abgesehen davon, daß dies geschichtlich unhaltbar wäre, ist jede derartige Vergleichung schon darum ausgeschlossen, weil die Architektur der „Schule von Athen" ein rein ideales Gebilde ist und mit wirklich ausgeführten, einem bestimmten Zwecke angepaßten Bauten nicht wohl in Parallele gestellt werden kann. Weiterhin ist es für die Anordnung auf diesem Gemälde gar nicht gleichgültig, ob „eine Reihe von Stufen" oder nur vier Stufen zu dem Palast des Hintergrundes hinaufführen. Endlich ist der Schluß übereilt, daß „die Schule von Athen als eine fertige Schöpfung aus der Hand des Meisters kam", weil — sich nur der Carton des Gemäldes erhalten hat.

Das Deckengemälde in dem Heliodorzimmer „Jacob's Traum" kann nicht Rafael, sondern nur einem seiner Schüler zugeschrieben werden. Mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk von Erklärung ist folgende Stelle:

Wenn wir den Meleager (auf einem Relief im Kapitol) umdrehen, so finden wir den liegenden Körper, das Haupt und das linke Bein des Heliodor. Da Rafael den Körper umgedreht hatte, so mußte er auch die Lage der Arme umkehren. Damit aber kam er zu einer unmittelbaren Nachahmung Lionardo's, und wenn wir geringe Aenderungen in der Biegung des rechten Beines oder (sic!) des rechten Handgelenks ausnehmen und den rechten Arm entfernen, so ist Heliodor ein Gegenstück zu dem verwundeten Anführer Lionardo's.

In der „Vertreibung des Attila" ist es unrichtig, daß Paulus auf das verwüstende Feuer hindeute, während Petrus mit den Schlüsseln nahe, um die Verdammung Gottes und der Kirche anzuzeigen. Abgesehen von dem unerträglichen Gebrauch dieses Genitivs, ist auch jene Auslegung falsch. Vielmehr zücken beide Apostel in der Luft das Schwert gegen die Horden des Attila; Petrus aber hält zugleich in der Linken die Schlüssel, weil die beiden Apostel einander so ähnlich sind (als schwebende und von der Seite gesehene Gestalten), daß sie nur durch dieses Merkmal voneinander unterschieden werden konnten.

Das Gemälde „Die Befreiung des Petrus" steht nicht „am meisten in Einklang mit der modernen Denkweise", sondern mit der modernen Darstellungsweise hinsichtlich des Lichts und des Helldunkels. Der herrliche Engel, welcher den Apostel rettet, erwirbt sich wieder einmal das Verdienst, den Autoren zu gefallen, weil er „zu antiker Vollendung ausgearbeitet ist". Auf dem Bilde „Madonna mit dem Fisch" streckt der Jesusknabe auf dem Arme der Mutter seine rechte Hand nicht eigentlich „segnend", sondern mehr begrüßend dem jungen Tobias entgegen. Es ist ein sehr feiner Zug, daß Rafael in dem damaligen Stadium seiner Entwickelung es wagt, dem Knaben eine echt kindliche Haltung zu geben und ihn nur ahnend an dem ganzen Vorgange theilnehmen zu lassen. Auf dem Teppichcarton „Die Befreiung des Petrus" blickt Christus nicht „nach den zehn Jüngern", sondern herab auf den vor ihm knieenden Petrus, mit welchem er die ganze Unterredung hält. Daß Christus in der Herrlichkeit des Auferstandenen strahlt, deuten Crowe und Cavalcaselle nur an durch die Bemerkung, daß er „ein ideales Haupt" habe; als wenn ihm dies die Kunst in anderen Lagen nicht auch gegeben hätte. Ganz unfaßbar ist uns, wie Crowe und Cavalcaselle mit Bezug auf den Carton „Die Heilung des Lahmen" sagen können: „Die Windung der Säulen stimmt zu der übernatürlichen Häßlichkeit der Krüppel, deren Gestalten sie umrahmt". Die Apostel stehen ja auch zwischen den Säulen; leiden sie etwa gleichfalls an „übernatürlicher Häßlichkeit"? Endlich aber ist es auch dem findigsten Auge unmöglich zu entdecken, daß auf dem „Tod des Ananias" Petrus und sein Begleiter hinter dem Holzgeländer „mit Plato und Aristoteles auf der Schule von Athen in ihrer ganzen Erscheinung übereinstimmen".

Das Auffallendste aber von — Sonderbarkeit bietet der Excurs über die Sixtinische Madonna. Die Verfasser würden in einem Katalog das Bild bezeichnen als „eine Jungfrau mit dem Kind zwischen aufwartenden Heiligen“: ein Wink, welchen Professor Karl Woermann (Director der dresdener Galerie) schwerlich beachten wird. Auch ist es ein Glück, daß es nicht „Töne in der Musik gibt, welche unser tiefstes Gemüth erregen und unsere Augen mit Thränen der Freude füllen“, sondern nur Tonverbindungen, welche dies vermögen. Die h. Barbara auf dem Gemälde erweist nicht „mit niedergeschlagenen Augen der Majestät des Erlösers ihre Huldigung“, sondern sie weist, im Gegensatz zum h. Sixtus, die unter dem (Altar-)Bilde als anbetend gedachte Gemeinde hinauf zu Christus. Nach Crowe und Cavalcaselle ist „die Jungfrau nur ein edel gebildetes Weib, das leichten Schrittes mit nackten Füßen auf dem rollenden Nebel (!) wandelt; Christus aber ist ein hübscher stattlicher Knabe, welcher in dem Tuch bequem gebettet ist, welches die Jungfrau trägt“. „Hände, Füße und Glieder (und Glieder?) sind auf diesem Bilde von höchster — Eleganz“ (!). Doch halt! Das weltberühmte Gemälde, zu welchem unzählige Scharen in stiller Andacht wallfahrteten, scheint nach Crowe und Cavalcaselle denn doch noch eine andere als die blos malerische Bedeutung zu haben: „Wir schauen wieder und wieder in dieses Gemälde hinein, bis (!) wir die Empfindung von einem Geheimniß erlangen, dessen Quelle Rafael bekannt war und Rafael allein.“ Wozu dieses Winden und Drehen, um nur ja nicht eingestehen zu müssen, daß Rafael den Wesensgehalt einer christlichen Hauptlehre hier durch Farben vollendet verleiblicht hat? Die Herren brauchen ja gar nicht selbst diesen Glauben zu theilen; sie sollen nur anerkennen, daß Rafael phantasiemäßig denselben erfaßt und in großartigster Weise verherrlicht hat. Warum denn nicht ausdrücklich aussprechen, daß das irdische Urbild der Sixtinischen Madonna die donna velata (wol die wirkliche Geliebte des Malers im Unterschied von der sagenhaften fornarina), der Jesusknabe aber Rafael's ureigene Schöpfung war? Das Köstlichste an dem Gemälde stammt trotz jener Beziehung doch aus dem Geiste des Künstlers selbst.

Doch genug! Wir grollen den Herren nicht, daß auch sie ein Rafaelwerk geschrieben; wir sind vielmehr dankbar eingedenk ihres Verdienstes, die Oberhoheit der deutschen Kunstforschung auch negativ ihrerseits erwiesen zu haben.

2. De Sculptura von Pomponius Gauricus. Mit Einleitung und Uebersetzung neu herausgegeben von Heinrich Brockhaus. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 6 M.

Es ist ein Zug unserer Zeit, daß auf allen Gebieten der Wissenschaft Einzeluntersuchungen gepflegt werden, besonders von jüngern Gelehrten, welche sich dadurch der wissenschaftlichen Welt als geschult erweisen wollen. Zuweilen sind solche Specialissima sehr mühsam und auch dankenswerth hinsichtlich ihres Ertrags; in jedem Falle aber sind sie den Verfassern angenehm, weil jene so gut wie gar keine Controle zu fürchten haben. Wir unterschätzen den Werth solcher kostbaren, kunstgerecht hergestellten Bausteine durchaus nicht; nur wünschen wir, daß auch der Gesammtbau in seiner Schönheit neben den besondern Materialien gehörig gepflegt werde.

Die vorliegende Arbeit eines jüngern Kunstgelehrten gestattet wol den Schluß, daß der Autor sich von der Sichtung eines ganz besondern Gebietes zur ebenso erfreulichen Umspannung eines größern bald emporarbeiten werde. Er veröffentlicht hier ein kunstgeschichtlich merkwürdiges Buch, welches er allseitig durchforscht, erläutert und übersetzt hat. Die vollständige Beherrschung des Stoffs als solchen, das Herausstellen aller einschlagenden geschichtlichen Beziehungen, die lichtvolle Fassung aller Ausführungen berühren sehr wohlthuend. Pomponius Gauricus (1482—1530?), ein Gelehrter aus dem Neapolitanischen, schrieb das von Heinrich Brockhaus neu herausgegebene Buch ungefähr im Jahre 1503, also in einem Alter von 20 oder 21 Jahren, und zwar unabhängig von jedem andern derartigen Werke. Woher der junge Mann seine staunenswerthen Kenntnisse genommen, bleibt unbegreiflich, auch wenn er sich in seinen Mußestunden viel mit bildnerischen Arbeiten beschäftigt hat. Jedenfalls hat er ein Buch verfaßt, welches nicht blos als eins der ersten Lehrbücher der Kunsttechnik interessant ist, sondern heute noch mit Nutzen studirt werden kann. Brockhaus hat nun die Schrift des Pomponius Gauricus selbst vortrefflich übersetzt und mit Anmerkungen versehen, was keineswegs leicht war; vor allen Dingen aber hat er dem eigentlichen Text eine zusammenhängende, seine tüchtigen Studien bekundende Einleitung vorausgeschickt, welche den Werth dieser Veröffentlichung bedeutend erhöht. Seine Construction der geometrischen Hülfsfiguren ist sehr gelungen, das angehängte Personenverzeichniß überaus genau. Alles in allem genommen ist also die Reihe der kunstgeschichtlichen Quellenschriften hier in mustergültiger Weise bereichert.

3. Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Nachschlagebuch, enthaltend die Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Alterthumskunde u. s. w. von Rudolf Springer. Vierte vermehrte Auflage. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 6 M.

Da der Titel dieses Buchs eigentlich schon den Inhalt desselben angibt, haben wir im Grunde nur die Verpflichtung, die vorliegende vierte Auflage desselben allen betheiligten Kreisen und Personen angelegentlich zu empfehlen. Es gibt eine vollständige und zuverlässige Auskunft über die Statistik der Kunst u. s. w. in Deutschland u. s. w., sodaß es für die Vertreter der betreffenden Fächer unentbehrlich sein dürfte.

4. Rembrandt's Heimat. Studien zur Geschichte der niederländischen Cultur im 17. Jahrhundert. Von K. Busken-Huet. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Marie Mohr. Herausgegeben von G. Freiherrn von der Ropp. Erster Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1886. Gr. 8. 7 M.

Von diesem Werke ist bisjetzt nur der erste Band erschienen, weshalb noch kein abschließendes Urtheil möglich ist.

Es handelt im ersten Bande von Oliver in Köln, Johann von Blois, Thomas von Kempen, Erasmus, Lukas von Leiden, hieran schließt sich eine ungemein reiche Uebersicht der Literatur und eine Fülle von Anmerkungen. Das Werk stellt sich dar als eine culturgeschichtliche Studie ersten Ranges. Für Referenten kommt eigentlich nur das Kapitel über Lukas von Leiden in Frage, unter welchem Titel sich eine Uebersicht der holländischen bildenden Kunst im 16. Jahrhundert verbirgt. Wir können dieselbe als eine wohlgelungene und von eingehender Sachkenntniß zeugende bezeichnen und wünschen dem Gesammtwerke verdienten Erfolg.

Gustav Portig.

Neue Märchen und Novellen.

1. Neue Märchen und Geschichten von H. C. Andersen. Deutsch von Wilhelm Reinhardt. Dritte Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 8. 2 M.

Das Gewand dieses Büchleins ist schmucklos, bescheiden, ohne jeden modernen Apparat. Die Illustration liefert der Farbenreichthum des Inhalts. Wer kennt nicht Andersen? Wie er die Wirklichkeit verklärt, wie er Poesie in Leben umsetzt! Er ist auch in dieser Gabe der alte geblieben. Den schönsten, wärmsten Antheil seines Dichtergemüths schenkt er den Armen und Kranken, den Enterbten. In die Hütte des armen Krüppels, in die Dachstube führt er uns und zeigt hier beim Talglicht frohe strahlende Kinderaugen, er umspinnt das Düster des Alltags mit dem goldenen Zauber der Phantasie und einer so umfassenden Menschenliebe, daß die großen und kleinen Kinder gebannt zu seinen Füßen sitzen und lauschen.

Gibt es einen köstlichern Optimismus als in diesen „Sonnenschein-Geschichten"? Der Sonnenschein erzählte:

Ein Schwan zog über die grüne Wiese, wo der kleine Schafhirte, ein Knabe von sieben Jahren, sich in dem Schatten des einzigen alten Baumes dort gelagert hatte. Und in seinem Fluge küßte der Schwan eins der Blätter des Baumes, welches in die Hand des Knaben fiel. Und das eine Blatt ward zu dreien, ward zu zehnen, ward zu einem ganzen Buche, und der Knabe las in diesem Buche von den Wundern der Natur, von der Muttersprache, vom Glauben und Wissen. Zur Schlafenszeit legte er das Buch unter sein Kopfkissen, um nicht zu vergessen, was er gelesen hatte, und das Buch führte ihn auf die Schulbank, an den Tisch der Gelehrsamkeit. „Ich habe seinen Namen unter denen der Gelehrten gelesen", sagte der Sonnenschein. Der Schwan flog in die Waldeinsamkeit, verweilte da auf den dunkeln stillen Seen, wo die Wasserlilie wächst, wo die Holzäpfel wachsen, wo der Kukuk und die Holztaube beisammen wohnen. Eine arme Frau sammelte Brennholz, abgefallene Aeste, und trug sie auf dem Rücken. An ihrer Brust trug sie ein kleines Kind und sie ging heimwärts. Sie sah den goldenen Schwan, den Schwan des Glücks, von dem binsenbewachsenen Ufer auffliegen. Was glänzte da? Ein goldenes Ei! Sie legte es an ihre Brust und es blieb warm; gewiß war Leben in dem Ei! Ja, es pickte an die Schale, sie hörte es und glaubte es; es war ihr eigenes Herz, welches klopfte. Daheim in ihrer dürftigen Stube nahm sie das goldene Ei aus ihrem Busen. „Tik! Tik!" sagte es, als ob es eine kostbare goldene Uhr wäre; aber es war ein Ei; ein Ei mit Leben darin. Das Ei barst, ein kleines Schwanenjunges mit rein goldenem Gefieder steckte den Kopf heraus. Es trug vier Ringe um seinen Hals, und da die arme Frau gerade vier Knaben hatte, drei zu Hause und den vierten, welchen sie mit in die Waldeinsamkeit getragen hatte, begriff sie sofort, daß hier für jedes ihrer Kinder ein Ring sei; und indem sie das begriff, flog der kleine Goldvogel davon. Sie küßte jeden Ring, ließ jedes Kind einen von den Ringen küßen, legte ihn auf das Herz des Kindes und steckte ihn dem Kinde an den Finger. „Ich sah das", sagte der Sonnenschein; „ich sah auch, was folgte." Der eine Knabe setzte sich in einen Lehmgraben, nahm einen Klumpen Lehm in die Hand, drehte denselben mit den Fingern, und er ward zu einer Jasongestalt, welcher das Goldene Vlies geholt hatte. Der andere Knabe lief gleich hinaus auf die Wiese, wo Blumen von allen erdenklichen Farben standen; er pflückte eine Handvoll und preßte sie so fest zusammen, daß ihm der Saft derselben in die Augen spritzte und den Ring benetzte, welcher kribbelte und krabbelte in den Gedanken und in der Hand des Knaben; und nach Jahr und Tag sprach die Stadt von dem großen Maler. Der dritte Knabe hielt den Ring so fest im Munde, daß er einen Klang gab, das Echo des Herzens, Gefühle und Gedanken schwebten in Tönen, schwangen sich aufwärts wie singende Schwäne, sanken in die Tiefen des Sees, des tiefen Sees der Gedanken: er ward ein Herrscher im Reiche der Töne; jedes Land kann nun denken: mir gehört er! Der vierte Kleine — ja der war ein Ausschuß — man sagte, er habe den Pips; er müßte mit Pfeffer und Butter geschmiert werden wie die kranken Küchlein. Sie sagten die Worte nun wie sie es meinten: „Pfeffer und Butter" — und die bekam er; „aber von mir bekam er einen Sonnenscheinkuß", sagte der Sonnenschein; „er bekam zehn Küsse für einen". Er war eine Dichternatur — er wurde gestoßen und geküßt. Aber den Glücksring hatte er von des Glückes goldenem Schwane. Seine Gedanken flogen aus wie goldene Schmetterlinge, Sinnbilder der Unsterblichkeit!

2. Das Jubiläum und andere Erzählungen von Louise von François. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 1 M.

Auch in dem vorliegenden Bande werden wir durch das Charakteristische, das uns die Erzählungen der Verfasserin so werthvoll macht, erfreut: durch knappe gedrängte Führung der Handlung, durch einen geistvollen Dialog, durch eine markige Kraft, die einzelne Scenen so plastisch gestaltet, daß die Novelle zum Drama, der Leser zum Zuschauer wird. Wie meisterhaft ist die Schilderung des Strafgerichts im „Jubiläum"! Das Gymnasialcollegium in hoher Synode, der Alumnus Strauch als Schuldiger, der opferfreudige Gerold, der Rector als Jupiter tonans innerhalb, das dumpfe Dröhnen der Schlachtgeschütze außerhalb des Saals.

Ein Cabinetsstück in seiner Art ist der „Posten der Frau", ein historisches Bild aus dem Siebenjährigen Kriege (1881 als Drama bei Spemann in Stuttgart erschienen). Feine Aperçus verrathen in beiden Novellen eine Ironie, die sich jedoch nie vordrängt, die mit künstlerischem Verständniß in die Oekonomie des Ganzen als integrirender Theil

eingefügt ist. Geradezu Mustergültiges für die Richtung des „idealen Realismus" bieten uns diese Novellen — die Wirklichkeit dichterisch verklärt: ein wohlthuender Gegensatz zum „naturalistischen Realismus", der, actenmäßig registrirend, die Wirklichkeit grau in grau ohne Rest aufgehen läßt.

Eine kleine Ausstellung können wir jedoch nicht verschweigen. Die etwas conventionelle Manier des Nachworts, das vor dem Schluß die Handlung retardirt, stört die Illusion. Auch wird durch den Einblick in die geistige Werkstätte die Einheit des Kunstwerks beeinträchtigt.

3. Zu Vaters und Mutters Zeit von Marie. Aus dem Jahre 1816. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der dritten Auflage des Originals. Gütersloh, Bertelsmann. 1885. 8. 2 M.

Das Buch scheint in Norwegen sich einer gewissen Beliebtheit zu erfreuen, denn es ist nach der dritten Auflage übersetzt. Kaum dürfte diese Novelle sich über die Durchschnittserzeugnisse erheben, wie sie von dem inländischen Büchermarkte jährlich in Fülle geboten werden. Die eigentliche Handlung variirt „eine alte Geschichte, die ewig neu bleibt", den Sieg der Kokette über das sinnig ernste Mädchen, das nicht mit gleichen Waffen zu kämpfen vermag. Neben dem mit allen Gaben des Backfischromans ausgestatteten „interessanten Helden" läuft eine Figur, die uns mehr zu fesseln vermag: der Socialist und religiöse Schwärmer Gabriel, der aus Liebe zur verlassenen Laura als Wanderapostel in die Hütten der Armen geht, ihnen das Wort Gottes zu bringen.

4. Drei Neue Erzählungen von S. Aus dem Dänischen von Sophie Longé. Zweiter Band. Dritte Auflage. Im Hause des Professors. Norden, Fischer Nachfolger. 1886.

Ein liebes herziges Büchlein für junge Mädchen, ziemlich frei von aufdringlicher Moral. Nachdem die sanfte Ida die Schule der Geduld in allen Stadien absolvirt, erringt sie Herz und Hand des bewundernden Nachbarsohnes. In diese einfache Handlung schlingen sich noch andere Nebenepisoden, die natürlich und lebenswahr gezeichnet sind.

5. Unter schattigen Bäumen. Ein Idyll von Adele Eschner. Rostock, Hinstorff. 1886. 8. 1 M.

Ein Idyll? Diese Bezeichnung deckt den Inhalt keineswegs. Denn wenn es auch Linde und Kastanie sind, die im duftenden Garten die jüngst gepflanzte Rose in die Geheimnisse des Gartenhauses einführen, so ist der Inhalt des Erzählten so reich an Kampf und Leid, daß die harmonischen Zustände, die heiter bewegte Handlung, die seit Theokrit die Grundbedingungen des Idylls sind, hier vergebens vom Leser gesucht und der Titel als ein rein zufälliger angesehen werden muß. Anzuerkennen ist die sinnige Art, mit der die Verfasserin in das Leben der Blumen sich vertieft hat.

6. Ehen werden im Himmel geschlossen. Roman in drei Büchern von Edmund Hahn. Dresden, Pierson. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Auf 343 Seiten wird die ganze Scala des Bravourromans gespielt: Verführung, Flucht, Krankheit, Geburt, Scheintod. Bei einem Hochzeitsfest in England findet Lord Algernon endlich seine betrauerte todtgeglaubte Franziska, auch das Kind tritt in seine legitimen Rechte. Warum bei diesem Conglomerat, das so viele Factoren in Bewegung setzt, auch noch den Himmel in Mitleidenschaft ziehen?

7. Abenteuer einer Steppenreise und andere Erzählungen von Robert Heller. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1886.

Endlich eine Oase! ruft die Kritik und mit ihr die drei Insassen der Troika, die in einer rasenden Flucht auf Leben und Tod durch die brennende Steppe dahinstürmen. Der Kampf der Menschen und Thiere gegen das furchtbare Element ist so lebendig und ergreifend geschildert, daß der Leser tief und lang athmet auf der frischen rauchfreien Insel. Hier nun auf dieser kleinen Oase, wo Mensch und Thier rasten, im Hintergrund die Steppe in ihrer unendlichen Oede und Einförmigkeit, entrollt sich vor unsern Augen ein trauriges Bild der socialen Zustände und der Justiz des Zarenreichs. Der Herrscher in diesem Oasenstrich ist der einäugige Roßhirt Tabatschik, ein Opfer und Flüchtling dieser Justiz. Durch ihn als Mitwisser wird der Knoten eines Geheimnisses gelöst, das zwei gute Menschen durch die rehabilitirte Familienehre in ihre Rang- und Herzensrechte wieder einsetzt.

Daß der Verfasser auch der Heuschreckenplage einen so weiten Raum gewährt, ist von Nachtheil aus ästhetischen wie aus technischen Gründen.

Von den weitern Novellen fesselt uns das reizvolle Culturbild „Der Schmied von Antwerpen", eine wahre Erzählung aus dem 15. Jahrhundert. Die Handlung ist schlicht und durchsichtig. Aus Liebe zur Tochter des antwerpener Malers Justus vertauscht der Kunstschmied Quintin den Hammer mit Pinsel und Palette und kehrt nach fünf Jahren ernster Kunststudien heim, um durch den Lorber, den seine Bilder errungen, der treu harrenden Geliebten Hand endlich zu gewinnen. Quintin Messis, unter dem Beinamen „der Schmied von Antwerpen" in der Kunstgeschichte bekannt, lebte bis ins Jahr 1529 und erreichte mithin ein hohes Alter. Er war einer der ausgezeichnetesten Maler nicht blos seiner Epoche. Dürfte schon dieses Moment auch in weitern Kreisen Interesse erregen, so verdient noch ganz besondere Beachtung eine Theateraufführung in Gent 1477 zu Ehren der Vermählung Maria's von Burgund mit Maximilian von Oesterreich: der Wettstreit der drei Dilettantenvereine, der Fontainisten, der Päonie und des Veilchen. Hier wird nämlich zum ersten mal in der Theatergeschichte überhaupt auf Anregung des Malers Justus das Problem der bewegten malerischen

Gruppirung im Gegensatz zur steifen Unbeweglichkeit der bisherigen Manier versucht und durch den Kunstsinn Maximilian's zum Siege gebracht.

8. Novellen aus dem Musikantenleben von Heinrich Ehrlich. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 1 M.

Der bekannte geistvolle Musikschriftsteller und Kritiker bietet uns einen Novellenstrauß, Leiden und Freuden aus dem Künstlerleben. Da in der Einleitung zu dieser Sammlung bereits Hans Ziegler sein Votum, und zwar ein sehr günstiges abgegeben, schließen wir uns diesem Urtheil an; wenn auch nicht ganz rückhaltslos. Manche stilistische Härte, manche allzu epische Länge für den kleinen Rahmen der Novelle stören den künstlerischen Eindruck. Das Tempo rascher, an Stelle des Andante ein munteres Allegro, wärmerer kräftigerer Ton würden oft mehr den Anforderungen entsprechen, die man an diesen geistvollen Kritiker auch auf dem Gebiete der Novelle erheben darf.

9. Der verzauberte Apfel. Eine Seminaristengeschichte von H. Bauer. Stuttgart, Lutz. 1886. 12. 1 M. 50 Pf.

Eine übermüthige Satire auf die verrotteten zopfigen Verhältnisse der süddeutschen theologischen Seminare. Mit vielem derben Humor werden die Leiden des jungen Stiftlers Hugendubel gezeichnet, der die Qualen des Hungers durch die Liebe auszugleichen versucht, und mit Erfolg, da die Angebetete reichliche Libationen von Kuchen und Obst dem Gott Amor weiht. Höchst komische Episoden, wie der Besuch des Königs, die Sonntagspredigt, schnurrige Anekdoten, Gymnasialschabernack, füllen das kleine Bändchen. Auch humoristische Reimsünden sind eingestreut:

Tannen, edle Waldraketen,
Die doch nicht zerplatzen,
Drauf die Vögel herrlich singen,
Flöten und schwatzen.

Wie unser Held durch den Genuß des verzauberten Apfels aus dem Eden Tübingen verjagt wird und nach vielfachen Irrfahrten als Bierwirth der Thermopylen in der Hauptstadt Schwabenlands endet — das wolle der geneigte Leser im Büchlein selbst nachlesen.

Frida Brasch.

Wiener Neudrucke.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Rührigkeit auf dem Gebiete unserer Nationalliteratur, daß durch die sogenannten „Neudrucke" in den letzten Jahren dem Publikum Werke zugänglich gemacht werden, welche, obgleich sie charakteristische literarische Erscheinungen bilden, doch in den Originalausgaben außerordentlich selten sind und, sei es wegen der Länge der Zeit seit ihrem Erscheinen, sei es wegen anderer Umstände, oft überhaupt nicht mehr oder nur auf sehr schwierige Weise erlangt werden können. Die Neudrucke derartiger literarischer Seltenheiten ermöglichen es jedem, sich leicht Texte derselben, welche selbst in der geringfügigsten Beziehung mit den Originalausgaben übereinstimmen, zu verschaffen, und in diesem Momente allein liegt schon eine so bedeutende Förderung der Kenntniß gewisser Literaturepochen, daß man diese Neuausgaben mit Freuden begrüßen muß. Häufig sind aber auch Erläuterungen, Anmerkungen und Interpretationen bewährter Fachmänner, welche die Herausgabe übernommen haben, beigegeben und mit eingehenden literarischen Studien und Untersuchungen verknüpft, welche zur Aufhellung so mancher Literaturperiode, zum vollen Verständniß so manchen vergessenen Werks beitragen, dessen Bedeutung erst durch diesen Neudruck und den beigegebenen literarischen Apparat vollkommen verständlich wird.

Besonders sind es die Erscheinungen der deutschösterreichischen Literatur früherer Jahrhunderte, welche selbst den engern interessirten Kreisen schwer zugänglich, sonst aber vielfach gar nicht bekannt wurden, da sie zu großen typographischen Seltenheiten zählen. So wird man gewisse Werke von Abraham a Sancta Clara, von Sonnenfels, Wolfgang Schmelzl, Stranitzky u. s. w. selbst in großen Büchereien oft vergebens suchen; ja sogar die österreichischen großen Bibliotheken besitzen nur sehr vereinzelt diese Bücher, welche, wenn sie im Antiquarbuchhandel vorkommen, mit hohen Preisen bezahlt werden. Es war daher ein glücklicher Gedanke, welchen der Herausgeber Professor A. Sauer faßte, derartige seltene Werke, welche zugleich charakteristische Erscheinungen der ältern deutschen Literatur Oesterreichs bilden, in den „Wiener Neudrucken" zum Wiederabdruck zu bringen, zumeist mit eingehenden Erörterungen und Interpretationen der Herausgeber der einzelnen Werke. Obgleich dies dem Titel „Neudrucke" widerspricht, ist der Herausgeber jüngst sogar noch weiter gegangen, indem er überhaupt noch nicht gedruckte Werke von charakteristischem Inhalt, genau nach den Handschriften wiedergegeben, der Sammlung einverleibt hat. Diese gewinnt hierdurch ein noch höheres Interesse, indem sie mit Literaturerzeugnissen früherer Zeit bekannt macht, die für das Geistesleben Oesterreichs von hohem Werthe sind, und zwar wurde hierbei nicht nur Wien ins Auge gefaßt, sondern die österreichischen Länder überhaupt, in welchen sich noch manch unedirtes Werk findet, das besondere Aufmerksamkeit verdient. Es wäre im Interesse der literarischen Forschung zu wünschen, daß dieses wichtige Unternehmen sich der wärmsten Förderung erfreut. Von der Sammlung sind nun soeben die nachfolgenden interessanten Bände erschienen:

Wiener Neudrucke. 9. Sterzinger Spiele, nach Aufzeichnungen des Vigil Raber. Herausgegeben von O. Zingerle. Erstes Bändchen: Fünfzehn Fastnachtsspiele aus den Jahren 1510 und 1511. 11. Zweites Bändchen: Eilf Fastnachtsspiele aus den Jahren 1512—1535. — 10. Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi von J. A. Stranitzky (1711). Wien, Konegen. 1886. 8. 14 M.

Da die Bände 9 und 11 dieser „Neudrucke", welche Vigil Raber's Fastnachtsspiele enthalten, zusammengehören und die Uebersicht einer merkwürdigen Gattung dramatischer Producte des 16. Jahrhunderts bieten, so seien diese vor allem in den Kreis der Betrachtung gezogen. Bekanntlich wurden die sogenannten Fastnachtsspiele im 15. und 16. Jahrhundert von herumziehenden Gesellschaften zur Zeit der Fastnacht in Häusern oder öffentlichen Gebäuden zur Darstellung gebracht, wobei die äußere Ausstattung auf das Geringste beschränkt war und in den bezüglichen Costümen die größte Einfachheit herrschte. In dieser Form haben sich neben den ältern geistlichen Spielen die Fastnachtsspiele als weltliche lange Zeit erhalten und waren sehr beliebt. Obgleich der Zügellosigkeit und Ausgelassenheit in diesen dramatischen Darstellungen der weiteste Spielraum gelassen wurde, sind sie doch wichtige literar- und culturgeschichtliche Denkmale ihrer Zeit und bei aller Roheit, oft sogar Unflätigkeit des Ausdrucks bisweilen von einer geschickten Mache. In diesen Spielen finden wir thatsächlich die Charakteristik des öffentlichen und privaten Lebens wiedergegeben, die Anschauungen der Zeit über die verschiedenen Stände, die Urtheile über Verhältnisse jeglicher Art. Allerdings sind die Träger der derbsten Rollen gewöhnlich Bauern und Gestalten aus dem niedern Volke; aber gerade dieser Umstand weist auch darauf hin, wie man von denselben damals dachte, wie roh ein Zeitalter war, wo man den Vertretern des Volks derartige Gemeinheiten in den Mund legte. Bisher waren es meist in Nürnberg, Bamberg oder Augsburg entstandene Fastnachtsspiele, von denen eine größere Zahl bekannt geworden ist. Obgleich die Autoren von vielen nicht ermittelt sind, gelten doch Hans Rosenblüt und Hans Folz als gewandte Verfasser einer Reihe derselben; im edlern Sinne hat Hans Sachs seine zahlreichen Fastnachtsspiele abgefaßt, welche vielfach historische oder biblische Stoffe behandeln. Die reichste Sammlung von Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts verdanken wir Adalbert von Keller, welcher drei umfangreiche Bände derselben in der „Bibliothek des Literarischen Vereins" zu Stuttgart (1853) nebst einem Bande „Nachlese" publicirt hat. Seitdem ist keine Sammlung von größerer Bedeutung erschienen. Die vorliegenden Bände jedoch bieten eine solche, welche hoher Beachtung werth ist, zumal sie überhaupt die einzige ist, welche aus einem österreichischen Gebiete, aus Tirol herrührt. Die Stücke stammen aus dem Archive der Stadt Sterzing, wo Professor A. Jäger seinerzeit einen Theil entdeckt hatte; später machte K. Fischmaler gelegentlich archivalischer Arbeiten noch weitere Funde. Die ganze Sammlung umfaßt 26 vollständige Spiele, deren Herausgabe O. Zingerle mit großer Gewissenhaftigkeit und buchstäblich genauer Wiedergabe der Originale besorgte. Vigil Raber, dessen Namen auf dem Titelblatte als derjenige des Aufzeichners der Stücke genannt ist, war zwar nicht der Verfasser derselben; doch bestand seine Antheilnahme in der Inscenirung, welche er leitete, und überhaupt darin, daß er Director, Schauspieler und Theatermaler in einer Person war und die reiche Sammlung von Texten anlegte, welcher die erwähnten Spiele entnommen sind. Von hohem Interesse wird eine bereits angezeigte weitere Publication sein, welche geistliche Spiele aus derselben Quelle und insbesondere auch eine Biographie Raber's von K. Fischmaler sowie ein Glossar enthalten soll, womit die Veröffentlichung dieser dramatischen Dichtungen aus Tirol ihren Abschluß erlangt.

Was die vorliegenden Texte selbst betrifft, so bieten sie vielfach, wie dies auch bei andern bekannten Fastnachtsspielen der Fall ist, in das Gewand von Gerichtsverhandlungen gekleidete humoristische Scenen: humoristisch allerdings im Sinne des Geistes ihrer Zeit, und man würde es heutzutage kaum wagen, Stücke wie „Consistorj rumboldi", „Von der pösen ee", „Schaydung ains eevolks" oder „Doctors appotegg" selbst einem zartfühlenden männlichen Leser, der nicht gerade den Standpunkt der literarhistorischen Forschung einnimmt, noch weniger aber einer Leserin vorzulegen. Die Bauernscenen — es sind häufig solche geschildert — nehmen den Standpunkt derbster Realistik ein und die Ausdrucksweise erinnert in vielen Punkten an die von Keller herausgegebenen Stücke. Wenige der Spiele bewegen sich in vornehmen Kreisen oder führen Personen vor, welche bessern Ständen angehören; zu diesen gehören etwa: „Rex mortis", „Rex Viole", zum Theil „Die zwen Stenndt". Die allegorische Darstellung „May vnd herbst" erinnert an das noch an manchen Orten volksthümliche Spiel, welches den Streit des Sommers und Winters zum Vorwurf hat. Die Stücke „Aristotiles der hayd" und „Venus" lassen historische und mythologische Persönlichkeiten des Alterthums auftreten. Allen Stücken jedoch ist dramatische Lebendigkeit und ein gewandter Dialog gemein. Zumeist eröffnet der übliche Precursor die Darstellung mit einer kurzen Anzeige in Reimen, in welchen auch alle Personen sprechen. Sämmtliche Stücke sind vollständig, bis auf „Neydthardt", welches nur Andeutungen über die Reden der einzelnen Personen und die Anfangszeilen derselben, dabei aber Bemerkungen über die scenische Darstellung enthält, die von Werth sind und Einblick in die Art und Weise der Aufführung gestatten. Die Sprache anlangend, so ist die volksthümliche Sprachweise des tiroler Volks jener Zeit beibehalten und es finden sich daher vielfache Dialektausdrücke, zu deren näherm Verständnisse das bereits erwähnte Glossar, welches nachfolgen soll, unerläßlich ist. Gerade deshalb aber haben diese Spiele auch bedeutenden sprachlichen Werth und bieten wichtige Beiträge zur Geschichte jenes Dialekts, der ja bis heute noch manche Ausdrücke beibehalten hat. Die Bedeutung dieser Ausgabe der tiroler Fastnachtsspiele nach einigen Richtungen dürfte damit skizzirt sein, wenn auch leider der knappe Raum nicht gestattet auf einzelnes genauer einzugehen. Der Herausgeber, O. Zingerle, hat sich durch die Veröffentlichung überhaupt wie durch die correcte Behandlung der Texte ein ganz besonderes Verdienst erworben.

Auch die „Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" von J. A. Stranitzky bietet dem Leser eine Art dramatischer Scenen. R. M. Werner, welcher die wichtigsten Werke des wiener Hanswursts Stranitzky in den „Neudrucken" herauszugeben begann, hat durch die Edition dieses überaus seltenen Werks nach der ersten Ausgabe von 1711 ein für die Theatergeschichte bemerkenswerthes Buch der Vergessenheit entzogen. Die „Ollapatrida" bildet eine Reihe von einzelnen unzusammenhängenden humoristischen Scenen, welche Stranitzky verfaßte oder auch wol nach fremden Originalen bearbeitete und die für Schauspieler verschiedenen Rollenfachs bestimmt waren, welche daraus Stoff für ihre Darstellung schöpfen konnten. Daß dies wirklich geschah und zwar nicht nur in Oesterreich, beweist Gottsched's Zeugniß, nach welchem auch in Norddeutschland die Schauspieler der „Ollapatrida" ihre Scenen entnahmen. Der Herausgeber hat sich nun alle Mühe gegeben einen correcten Abdruck des Buchs herzustellen, welcher mit der größten Akribie durchgeführt ist. Aber R. M. Werner hat es nicht dabei bewenden lassen, er bietet in der Einleitung eine Biographie Stranitzky's, in der er viele Fehler und Irrthümer nachweist, welche die bisherigen Biographen sich zu Schulden kommen ließen; er untersucht insbesondere genau die Quellen, welcher der „Ollapatrida" zu Grunde liegen, und als deren hauptsächlichste Gherardi's „Théatre italien" und Abraham a. St. Clara's Werke nachgewiesen werden, ja es wird sogar dargelegt, daß die meisten Scenen so gut wie wörtlich dem Französischen entnommen wurden. Diese Darlegung, bis ins Detail durchgeführt, füllt über 100 Seiten der erwähnten Einleitung und ist von Werth sowol für den Leser der „Ollapatrida" als auch für den Literarhistoriker überhaupt. Was das Werk Stranitzky's selbst betrifft, so wirft es ebenfalls interessante Streiflichter auf die Geschichte der Sitten seines Zeitalters und ist für den Culturgeschichtschreiber von besonderer Wichtigkeit. Daß der poetische Werth ein geringer ist, braucht wol nicht bemerkt zu werden, insbesondere nicht für denjenigen, der die Geschichte des Theaters jener Zeit einigermaßen kennt. Gerade zur Zeit der Entstehung des „Fuchsmundi" begann die Einschränkung der extemporirten Komödie. Daß dieselbe vielfach beliebt war, darauf deuten die eingestreuten „u. s. w.", welche der Verfasser der „Ollapatrida" beigesetzt hat. Interessant sind auch die Lieder und Couplets, durch welche der Leser an unsere modernen Possen mit Gesangseinlagen erinnert wird. Sowol in diesen Gesängen als auch im Texte selbst geht es nicht ohne große Derbheiten ab, welche sich der Schauspieler zur Erheiterung des Publikums erlauben durfte. Welchen Inhalts die verschiedenen dramatischen Scenen sind, darüber mögen einige Kapitelüberschriften des Originals Andeutungen geben. Solche sind etwa: „Fuchsmundi beklaget sich gegen seinen Herrn, wo er dient", „Verkleidet sich in eine Cammer Frau, so bey einer Doctorin dienste suchet", „Ist verliebt in die Jungfer Anna Baberl", „Dedicirt einem Doctor ein Buch", „Decidiret als ein Richter einen Casum einer Frauen", „Warnet seine künftige Braut durch eine Fabel" u. s. w. Das Buch enthält 64 ähnliche Kapitel. Auch für die so sorgsam durchgeführte Ausgabe dieses seltenen und merkwürdigen Werks, das für die Theatergeschichte von besonderer Wichtigkeit erscheint, muß man dem Herausgeber zu Danke verpflichtet sein.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die erschienene englische Uebersetzung des Lotze'schen „Microcosmus" von Elizabeth Hamilton und E. E. Constance Jones gibt dem „Athenaeum", Nr. 3044, Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Das englische Publikum hat nun das größte philosophische Werk vor sich, welches in Deutschland von der eben dahingeschwundenen Generation hervorgebracht worden ist. Die Uebertragung kommt sehr gelegen, denn der englische Gedankenkreis im gegenwärtigen Augenblick ist gerade derjenige, welchen Lotze versucht hat zu behandeln, als er vor einem Vierteljahrhundert seinen «Microcosmus» schrieb. Es wäre unmöglich, in diesen Spalten eine irgendwie ausreichende Vorstellung von dem Gebiete der Gegenstände zu geben, mit denen dieses geistreiche Werk sich befaßt; alle sind mit großer Gewandtheit und Meisterschaft behandelt, denn Lotze war nicht blos Philosoph, sondern auch ein Biolog von Fach und ein tüchtiger Psycholog. Außerdem hat er die beste Geschichte der Aesthetik geschrieben und besaß von allen Deutschen, die an die Probleme der Philosophie herangetreten sind, die vielseitigste Bildung. Er war auch, man muß es gestehen, zu der umfassenden Aufgabe, die er sich gestellt, gut ausgerüstet. Er versuchte im 19. Jahrhundert das zu thun, was Lessing und Herder im 18. geleistet hatten, nämlich die Erziehung des Menschengeschlechts in der Geschichte darzustellen. So behandelt denn sein Werk den Menschen, wie er an und für sich und im Verhältniß zur Welt und zu Gott ist, sowie die historischen Einflüsse, die den Menschen im Laufe der Zeit gestaltet haben. So mit der ganzen Bildung seiner Zeit ausgerüstet, behandelt er das Hauptproblem seiner Zeit: die Entwickelung der Menschheit. Auch der Stil paßt sich dem Stoffe gut an, wenngleich er vielleicht etwas zu gekünstelt ist. Gleichwol sind wenig philosophische Werke des Jahrhunderts so anziehend der Form und dem Inhalte nach. Was es aber so besonders zeitgemäß für uns macht, ist der Geist, in dem die verschiedenen Fragen behandelt werden, der Geist der Vermittelung zwischen den zwei sich gegenüberstehenden Parteien. Er baut seine Weltanschauung nämlich von unten herauf aus den ersten Principien der Wissenschaften auf und aus einer Neuconstruirung dieser Principien von oben aus den metaphysischen Voraussetzungen der Anhänger Kant's. Als hervorragender, in Müller's Schule gebildeter Physiolog und von den besten Elementen in den Schulen Herbart's und Hegel's beeinflußt, war er zu dieser vermittelnden Stellung besonders geeignet. Bei uns sind die entgegengesetzten Richtungen in der Speculation durch den nun verstorbenen Green einerseits und Herbert Spencer andererseits vertreten, und Lotze vermittelt zwischen diesen Extremen dadurch, daß er die sämmtlichen wissenschaftlichen Thatsachen zur Beleuchtung der verschiedenen Probleme, die er behandelt, gelten läßt und sie zugleich

in Beziehung zu der ein für allemal von Kant's Genius errungenen transscendentalen Standpunkte bringt. Hierin besteht seine Bedeutung für uns auf dieser höchst unmetaphysischen Insel England. Es ist zu bezweifeln, ob das tiefe Mistrauen der Engländer gegen alles, was den Namen Metaphysik trägt, selbst den Folgerungen Lotze's weichen dürfte, daß die Welt der Wirklichkeit eine der Beziehungen ist. Doch sogar der unmetaphysische Engländer muß anerkennen, daß Lotze mit Sicherheit das erfaßt, was er für wirklich hält, und dennoch auf die Nothwendigkeit einer höhern Wirklichkeit hindeutet, welche der Gesammtheit des Wirklichen, das wir die Welt nennen, erst Form und Zusammenhang verleiht. Es kann jedenfalls nur eine günstige Wirkung auf unsern Gedankenkreis ausüben, wenn wir den Standpunkt Kant's und den der Evolutionisten verbunden und gewissermaßen in diesem Buche Lotze's versöhnt erblicken. Ob diese Ausgleichungen schließlich Geltung behalten werden, möchten wir gleichwol beanstanden zu behaupten. Wenn man Lotze liest, so ist der erste Eindruck der, daß man sich sagt: hier ist einer, der größer ist als Kant. Die vielseitige Bildung, der klare Stil, die sichere Beherrschung der Thatsachen und Grundsätze, die Gewandtheit in der Ausgleichung und Systematisirung scheinen einen noch reichern geistigen Genuß zu verheißen, als ihn der trockene Stil und die pedantischen Formalitäten des berühmten Verfassers der «Kritik» gewähren. Weiteres Nachdenken und Lesen indessen bestätigen kaum diese hohe Schätzung. Nach allem versöhnt er die beiden Methoden der Metaphysik doch nicht, sondern verbindet sie nur; denn der Mann der Wissenschaft bedient sich in der Regel der Metaphysik und zwar sehr schlechter Metaphysik. Und dieser Mangel an consequenter Anwendung leitender Grundsätze ist ein Hauptgebrechen. Lotze's Bemühungen, die Wissenschaft und den Idealismus zu versöhnen, können kaum glücklich genannt werden, sei es in der Systematisirung oder in der Inconsequenz, wie wir sie beide bei Kant antreffen. Seine bemerkenswerthe Erneuerung der Leibniz'schen Monadologie, von der Ansicht ausgehend, daß Atome eine innere psychische Verfassung haben, kann nicht gelungen genannt werden. Sie erinnert uns an Kapseln, welche Ideen einschließen, und scheint kaum besser als Häckel's Plastidulseele zur Erklärung der Vereinigung von Seele und Körper. Lotze versucht nicht so sehr, den Naturalismus und Idealismus zu vereinigen, als sie nebeneinander aufzuzeigen und für jeden seine Rechte zu beanspruchen. Dies nun aber ist gerade der Zustand der englischen Speculation im ganzen, welche in Lotze's Werk mit bemerkenswerther Genauigkeit widergespiegelt ist, und daher knüpft sich so viel Interesse für uns daran und ist es von solcher Bedeutung." Auch der Uebersetzung wird schließlich großes Lob gespendet, sodaß die Besprechung mit den Worten schließt: „Kurz, es ist dies eine vortreffliche Uebersetzung eines ausgezeichneten Werks."

Berichtigung.

In der Besprechung des Werks: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" in Nr. 20 d. Bl. ist der Preis jeder Lieferung irrthümlicherweise mit 2 M. angegeben worden, während derselbe nur 60 Pf. beträgt.

Bibliographie.

Altmann, R., Studien über die Zelle. 1stes Hft. Mit 1 Tafel. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Ausgewählt, herausgegeben und erläutert von H. Riotte. Nr. 5: Mein Freund Belany. Schauspiel von R. Spaltenholz. — Nr. 6: Pseudonym. Lustspiel von H. Riotte. Leipzig, Bieweg. 8. à 50 Pf.

Breidenbach, E. v., Das Bärgli Hus Vreneli. Eine Erzählung aus dem Schweizerlande. Berlin, Friedrich Nachf. 8. 1 M. 80 Pf.

Druskowitz, H., Moderne Versuche eines Religionsersatzes. Ein philosophischer Essay. Heidelberg, G. Weiß. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Ebner, T., Aus einer alten Reichsstadt. Zwei Geschichten. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Fabrice, F. v., Das königlich bayerische 6. Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm, König von Preußen. 1ster Tl.: 1725 bis 1804, nebst einem Rückblick auf die pfälzische Heeresgeschichte. Im Auftrage des Regiments auf Grund archivalischer Forschungen verfaßt. München, Oldenbourg. Gr. 8. 10 M.

Grant. — Memoiren des Generals U. S. Grant. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen. 2ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Groll, T., Die Freunde. Roman, nebst eine Vorgeschichte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Hartmann von Aue, Der arme Heinrich. Poetische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Uebertragen, bearbeitet und den deutschen Jungfrauen gewidmet von G. Hausmann. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M.

Hartmann, J., Denkwürdigkeiten der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Weil. Mit 12 Abbildungen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Gr. 8. 1 M.

Helle, F. W., Golgatha und Oelberg. Christologisches Epos. Prag, Rohlicek u. Sievers. Gr. 8. 5 M.

Hesekiel, Ludovika, Aus Dur und Moll. Erzählungen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

— — Die Frau Kriegsräthin. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Hopfen, H., Ein wunderlicher Heiliger. Eine Wiener Geschichte. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 3 M.

Hoerschelmann, E. v., Dimitar. Historischer Roman. Leipzig, F. Duncker. 8. 4 M.

Janitschek, Maria, Legenden und Geschichten. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 2 M.

Im Dienst des Königs. Kreuz und Krone. Erzählungen von der Verfasserin von „Die spanischen Brüder", „Ohne Kreuz keine Krone". Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von E. Klee. Anklam. 8. 3 M. 50 Pf.

Dr. Bischof Kopp. Eine ungehaltene Herrenhaus-Rede. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Lampadius, W. A., Felix Mendelssohn Bartholdy. Ein Gesammtbild seines Lebens und Wirkens. Mit dem Porträt und einem facsimilirten Briefe Mendelssohn Bartholdy's. Leipzig, Leuckart. Gr. 8. 4 M.

Langguth, A., Goethes Pädagogik, historisch kritisch dargestellt. Halle, Niemeyer. 8. 6 M.

Lehmann, H., Lebens-Weisheit und Wahrheit. In den Worten der Denker und Dichter gesammelt. Königsberg, Strübig. 16. 1 M. 50 Pf.

Lehmann, M., Scharnhorst. 1ster Thl.: Bis zum Tilsiter Frieden. Mit 1 Bildnisse und 4 Karten. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 M.

Lillo, R., Knospen. Gedichte. Stuttgart. 8. 2 M.

Mampell, F. J., Die Heidenmauer auf dem Odilienberg im Elsass. Ein Beitrag zur Veranschaulichung altgermanischer und gallischer Sitten und Verhältnisse am Oberrhein. Strassburg, Heitz. 8. 2 M.

Metz, A., Ueber Wesen und Wirkung der Tragödie. Eine Untersuchung. Berlin, C. Duncker. 8. 1 M.

Meyer, W., Die Wahlfreiheit des Willens, in ihrer Nichtigkeit dargelegt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Möllhausen, B., Wildes Blut. Erzählung. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 14 M.

Nald, R. O., Licht und Schwere oder die Zurückführung der Licht- und Wärmeerscheinung auf die allgemeine Schwere. Berlin, Polytechnische Buchhandlung. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Pasqué, E., Die Vagabunden. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Privatökonomie und Socialökonomie. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur, herausgegeben von A. Bieling. Nr. 1. Gottscheds Reineke Fuchs. Abdruck der hochdeutschen Prosa-Uebersetzung vom Jahre 1752. Halle, Niemeyer. 8. 1 M. 60 Pf.

Religionsphilosophie auf modern-wissenschaftlicher Grundlage. Mit einem Vorwort von J. Baumann. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Schneider, W., Die Naturvölker. Missverständnisse, Missdeutungen und Misshandlungen. 2ter Thl. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 6 M.

Steine des Anstosses von Silhonette. Gesellschaftliche Uebelstände. 1ste bis 3te Lfg. Prag, André. 1885—86. Gr. 8. à 50 Pf.

Steinen, K. von den, Durch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884. Mit über 100 Text- und Separatbildern von W. von den Steinen, 12 Separatbildern von J. Gehrts, einer Specialkarte des Schingústroms von O. Clauss, einer ethnographischen Kartenskizze und einer Uebersichtskarte. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 M.

Stransky, S., Versuch der Entwicklung einer allgemeinen Aesthetik auf Schopenhauerischer Grundlage. Wien, Löwit. Gr. 8. 1 M.

Suchsland, E., Die gemeinschaftliche Ursache der electrischen Meteore und des Hagels, erklärt. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Turgenjew, J., Drei Begegnungen. Erzählung. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Wildenbruch, E., Das neue Gebot. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Wille, R., Hanau im dreißigjährigen Kriege. Mit 5 Tafeln in Stein- und Lichtdruck. Hanau, Alberti. Gr. 8. 12 M.

Windolf, H., Thautropfen auf den Pilgerweg. Lieder und Gedichte. Bonn, Schergens. 16. 1 M. 20 Pf.

Würdig, L., Ein Gang über die beiden alten Dessauer Friedhöfe. Dessau, Heine. Gr. 8. 2 M.

Zens, M., Mens sana in corpore sano. In zeitgemässer Anwendung auf Lehrarbeit und Lehrergehalte. Vortrag. Wien, Manz. 1885. Gr. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Kilima-Ndjaro.

Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika.

Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebietes.

Von **H. H. Johnston.**

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit Porträt, über 80 Abbildungen und 4 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Ein neues Reisewerk von H. H. Johnston, der sich durch sein 1884 erschienenes Werk „Der Kongo" in die Reihe der bedeutendsten Reisenden und unterhaltendsten Erzähler gestellt hat, nimmt unter allen Umständen das lebhafte Interesse des Publikums in Anspruch. Das vorliegende hat aber für deutsche Leser ganz besondern Werth, weil darin namentlich die deutschen Schutzgebiete des östlichen Aequatorial-Afrika, in welchen die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft ihre Colonisationspläne zu verwirklichen beginnt, sowie die dort heimischen Volksstämme durch Wort und Bild eingehend geschildert werden. Ein eigenes Kapitel erörtert die Aussichten, die sich für den europäischen Handelsverkehr mit Ostafrika darbieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DE SCULPTURA

von

POMPONIUS GAURICUS.

Mit Einleitung und Uebersetzung neu herausgegeben

von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. phil. und Privatdocent an der Universität Leipzig.

8. Geh. 6 M.

Das 1504 zu Florenz erschienene, in lateinischer Sprache verfasste Lehrbuch der Bildhauerkunst von Pomponius Gauricus gehört zu den hervorragendsten kunsttheoretischen Schriften aus der Zeit der italienischen Renaissance. Durch vorliegende neue Ausgabe, welche den vollständigen Originaltext mit deutscher Uebersetzung und einen einleitenden Commentar des Herausgebers enthält, wird das selten gewordene Buch Künstlern und Kunstforschern wieder zu erleichtertem Gebrauche dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Organismus der Khetšua-Sprache

von

J. J. von Tschudi.

8. Geh. 25 M.

Ein umfassendes Werk des berühmten Sprachforschers über eine der entwickeltsten Indianersprachen, die allgemeine Landessprache in den Hochlanden von Peru, Bolivia, Ecuador und den nordwestlichen Provinzen der Argentinischen Republik. Noch keine Indianersprache ist bisher in so grundlegender und ausführlicher Weise behandelt worden, wie es hier mit der Sprache des alten Inkareichs geschieht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gesammelte Werke

von

Moriz Carriere.

Neun Bände. 8. Geh. 76 M. Geb. (in 8 Bänden) 88 M.

Inhalt:

Aesthetik. Dritte Auflage. 2 Thle. — **Die Poesie.** Zweite Auflage. — **Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung.** Dritte Auflage. 5 Thle. in 6 Bdn.

Die vorliegende Gesammtausgabe enthält Carriere's Schriften zur Philosophie des Schönen und zur Geschichte der Kunst und bildet eine abgeschlossene Sammlung. Ein Prospect über dieselbe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig erschien:

Memoiren des Generals U. S. Grant.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen.

Zwei Bände.

8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Die hinterlassenen Denkwürdigkeiten des im Juli 1885 verstorbenen Generals Grant, des siegreichen Feldherrn und zweimaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, von welchen in Amerika schon über 300000 Exemplare abgesetzt sind, werden hier in getreuer Uebersetzung von H. von Wobeser dem deutschen Publikum zugeführt. Mit dem soeben veröffentlichten zweiten Bande ist das hochinteressante, werthvolle Werk abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Krisis der letzten Friedensverhandlung mit Napoleon I. Von Wilhelm Oncken. — Cornelius Tacitus. Von Julius Asbach. — Irmengard von Hammerstein. Eine rheinische Geschichte. Von Karl Menzel. — Der Aufstand Siciliens 1516. Von Konrad Häbler. — Tridentiner Concil. Vorspiel und Einleitung. Von W. Maurenbrecher. — Pfalzgräfin Elisabeth und Descartes. Von Max Heinze. — Geschichte des päpstlichen Archivs bis zum Jahre 1817. Von S. Löwenfeld.

Dem „Historischen Taschenbuch" hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden, Leopold von Ranke gewidmeten neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem, gediegenem Inhalt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 30. Juni 1886.

Inhalt: Zur Romanliteratur. Von Rudolf Doehn. — Auf den südöstlichsten Inseln von Asien. Von Alfred Kirchhoff. — Archäologische Schriften. Von J. Mähly. — Hebräische Sprüche und ein elsässer Pamphlet. Von Hans Minckwitz. — Schriften zur deutschen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Romanliteratur.

1. Die alte Mühle. Roman von C. W. E. Brauns. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1885. 8. 8 M.
2. Wegen Mangel an Beweis. Roman von Ewald August König. Drei Bände. Berlin, Janke, 1886. 8. 10 M.
3. Das Pflegekind der Junggesellen. Roman von Friedrich Friedrich. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 8 M.
4. Das Fräulein von Villecour. Roman von Adolf Glaser. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1886. 8. 6 M.
5. Ehen werden im Himmel geschlossen. Roman in drei Büchern von R. Edmund Hahn. Zweite Auflage. Dresden, Pierson. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Die Augen der Assunta. Von Eufemia Gräfin Ballestrem. Dresden, Pierson. 1886. 8. 4 M.
7. Oblomow. Roman von J. A. Gontscharow. Aus dem Russischen von G. Keuchel. Mit einem Vorworte von E. Zabel. Zwei Theile. Berlin, Deubner. 1885. 8. 5 M.
8. Die Kosaken. Kaukasische Novelle von Graf Leo Tolstoi. Aus dem Russischen von G. Keuchel. Berlin, Deubner. 1885. 8. 3 M.
9. Sünden der Väter. Roman aus dem heutigen Rußland von Léon Sloët. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1885. 8. 9 M.

Auf dem Gebiete der belletristischen Literatur, namentlich soweit es Romane und Novellen umfaßt, herrscht quantitativ andauernd eine reiche Schöpfungskraft, aber nicht alle Compositionen zeugen von dichterischem Talent, frischer Ursprünglichkeit und ansprechender Darstellungsgabe. Die ersten beiden der obengenannten Romane behandeln Verhältnisse und Begebenheiten aus dem bürgerlichen Leben und schildern dieselben in anschaulicher, oft ergreifender Weise; beide charakterisiren die uralte, sich stets erneuernde Sucht nach Reichthum und äußerm Glanz und zeigen, wie dieses Streben nur zu häufig zum Verbrechen und Verderben führt.

„Die alte Mühle" von C. W. E. Brauns (Nr. 1) gibt uns ein reiches und treffendes Bild aus der sogenannten Gründerzeit, wo gewaltige, weitumfassende Unternehmungen auf geschäftlichem Gebiete stattfanden, die aber mehr gewissenlose Wagelust und eigennützige Rücksichtslosigkeit verriethen, als umsichtige, kluge Berechnung der Zeitumstände und gemeinnütziges Vorwärtsstreben. Auf ganz besondere, noch niemals geschilderte Charaktere und Situationen kann und will ohne Zweifel der Roman keinen Anspruch machen, denn dazu fehlen ihm offenbar die prickelnden Sensationsmotive und seltsamen Verwickelungen. Der Verfasserin kam es vor allen Dingen darauf an, in anziehender, die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Lesers fesselnder Weise die alte, doch niemals oft genug zu wiederholende, weil selten oder nicht hinlänglich erkannte Wahrheit darzuthun, daß ein ehrlicher Charakter und ausdauernde, umsichtige Thätigkeit mehr werth sind und schließlich auch mehr erreichen, als jenes schwindelhafte Emporklimmen. Vertreter der wilden Speculationswuth, welche rücksichtslos die Gesetze der bürgerlichen Ehre mit Füßen tritt und selbst die Vorschriften des Criminalgesetzbuchs nicht achtet, sind in erster Linie der Generaldirector einer großen industriellen Unternehmung und dessen Freund und Mitarbeiter Alberti; ihnen stehen gegenüber der fleißige und umsichtige Rechtsanwalt Theobald Klee, der junge, von keiner Pietisterei angekränkelte Pastor Weber und der alte brave Rendant Mai. Die Frauencharaktere sind nicht minder fein und sicher gezeichnet, so die hochmüthige und herzlose Commerzienräthin Klee und ihr Gegenbild, die opfermuthige Tante Flora, die sorgsame Marie, Tochter des Rendanten Mai, und die etwas verzogene, im Grunde aber edle Sophie, Nichte der Tante Flora. Die Handlung schreitet ruhig und sicher vorwärts, Licht und Schatten wechseln, in guten und bösen Tagen bleibt aber „die alte Mühle" der Sammelpunkt tüchtiger Menschen und widersteht allen Stürmen, welche die Zeit mit sich bringt. Manche Partien der Erzählung verrathen einen gesunden Humor,

und die hier und da etwas derbe, realistische Zeichnung vermeidet jede weichliche Ueberschwenglichkeit.

August Ewald König, der Verfasser des Romans „Wegen Mangels an Beweis" (Nr. 2), liefert uns mit dem genannten Buche wieder eine seiner gutgeschriebenen und vielgelesenen Criminal- oder Verbrechergeschichten, welche in der Regel mehr die Schattenseiten als die Lichtpunkte der bürgerlichen Gesellschaft zur Anschauung bringen. Frei von raffinirter Effecthascherei, entrollt der Autor ein ergreifendes, dem wirklichen Leben abgelauschtes Bild jener Klasse von Menschen, die, durch Leichtsinn, böse Neigungen oder schlechte Gewohnheiten auf den Pfad des Lasters geführt, sich längere Zeit der gerechten Strafe zu entziehen wissen, bis sie endlich die Strenge des Gesetzes trifft. Zu den Hauptpersonen der Erzählung gehören in erster Linie: der Kaufmann Feodor Funke, dessen Freund Alfred von Loeben, Klara von Weidenbusch, Alfred's Braut, und Erna von Loeben, die Feodor Funke nach harten Prüfungen als seine Gattin heimführt. Als Repräsentanten des bösen Elements dürfen vornehmlich der Buchhalter Richard Leisinger und der Hausknecht Konrad Kneller gelten. Der wesentliche Inhalt der Erzählung ist kurz folgender: Funke's Vater, ebenfalls Kaufherr, war durch den Leichtsinn und das üppige Leben seiner Frau und seiner Tochter sowie durch einige andere fatale Umstände geschäftlich in arge Bedrängniß gerathen; da brannte in einer Nacht sein Geschäftshaus nieder, infolge dessen er nicht nur sein ganzes Vermögen verlor, sondern auch wegen Brandstiftung angeklagt wurde und nur mit Mühe der Verurtheilung entging. Bei dem Brande war ein Neffe Funke's ums Leben gekommen. Der dringende Verdacht, welcher trotz der Freisprechung auf dem unglücklichen, aber ehrlichen Kaufherrn ruhte und ihm jede Lebenslust raubte, sowie manche andere beklagenswerthe Umstände trieben ihn zum Selbstmord. Feodor Funke's Streben war nun in erster Linie mit darauf gerichtet, die Unschuld seines Vaters an das Licht zu bringen. Sein eifrigster Helfer hierbei war der thatkräftige Alfred von Loeben, der früher Offizier gewesen, seit mehrern Jahren jedoch Theilhaber einer großen Maschinenfabrik in Neuyork geworden und als solcher dringender Geschäfte halber für kurze Zeit nach Europa zurückgekehrt war. Den vereinten Bemühungen der beiden jungen Männer gelang es denn auch endlich, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Der wirkliche Brandstifter war der Hausknecht Konrad Kneller gewesen. Niemand hegte gegen ihn, den scheinbar gottesfürchtigen, pflichteifrigen Mann Verdacht, er selbst aber wußte durch gelegentliche Aeußerungen den Verdacht auf den Neffen des alten Funke zu werfen, der ihn bei einem kurz vorher begangenen Kassendiebstahl betroffen hatte. So findet die vielfach verschlungene Erzählung ihren befriedigenden Abschluß; Kneller und dessen Spießgeselle Leisinger erleiden lebenslängliche Zuchthausstrafe. Alfred von Loeben geht mit seiner jungen Frau Klara von Weidenbusch über den Ocean nach Neuyork, Feodor Funke wird mit Erna von Loeben, die längere Zeit in England Erzieherin war, fürs Leben verbunden, und auch das Schicksal der meisten übrigen Personen, wie z. B. des Rechtsanwalts Regenstein, gestaltet sich noch glücklich. Das wesentlichste Interesse, welches der Roman in dem Leser erweckt, ist psychologischer Natur, und dies bis zum Ende mit feinem Verständniß und richtigem Takt in ungekünstelter Weise durchgeführt zu haben, ist ein unleugbares Verdienst des Verfassers.

Ein ähnliches Lob, vielleicht in noch erhöhtem Maße, verdient der „Das Pflegekind der Junggesellen" (Nr. 3) betitelte zweibändige Roman von Friedrich Friedrich, der ohne Zweifel zu den gelesensten der jetzt lebenden Romanschriftsteller zählt. Wir schätzen in diesem Roman nicht blos die langsam, aber klar und sicher durchgeführte Seelenmalerei eines in Criminalgeschichten bewanderten Autors, sondern in erster Linie auch die frei schaffende Phantasie eines begabten Dichters, der die Licht- und Schattenseiten des Lebens kennt und dieselben mit psychologischer Feinheit und in anziehender Weise poetisch verklärt wiedergibt. Eine Anzahl junger Männer, zu denen der Rechtsanwalt Benno Trappe, der Arzt Alexis Sand, der Apotheker Ernst Philippi, der Kaufmann Hugo Saldern, der Baumeister Karl Holm und der Maler Julian Conti zählen, hat einen Verein gebildet, welcher Club der Ledigen benannt ist. Die Statuten dieses Clubs sind sehr kurz und umfassen nur drei Paragraphen, von denen der letzte also lautet: „Wenn ein Mitglied des Clubs sich verheirathet, zahlt es tausend Mark in die Clubkasse, welche von den Mitgliedern in freundlicher Erinnerung verzecht werden." Den Vorsitz in dem Verein oder Club, dessen Motto der etwas veränderte Ausspruch Goethe's war: „Das Ewig-Weibliche zieht uns nicht an", führte der Rechtsanwalt Trappe; man kam in der Regel im Laufe der Woche ein- oder zweimal in einem Weinlocale zusammen und verbrachte die Zeit bei heitern und ernsten Gesprächen über die verschiedenartigsten Dinge. Der Wein, welcher schon nach dem Ausspruch des alten Homer „Kraft und Stärke" verleiht, findet im Laufe der Erzählung mehr als einmal hohe Anerkennung. Ein großer Vorzug der kleinen Gesellschaft bestand darin, daß kein Scherz in ihr übel genommen wurde.

Wir sehen, daß in dem Roman ein gesunder Humor vorwaltet; allein der alte Spruch, daß dort, wo viel Licht herrscht, es auch nicht an Schatten zu fehlen pflegt, findet seine vollste Bestätigung. Ein Repräsentant des weniger guten Elements ist der alte Oberst von Norden, der sich der Freundschaft keines Menschen rühmen kann und namentlich seine schuldlose Gattin und seinen Sohn Horst in unverzeihlicher Weise behandelt, während er lange Zeit den verschwenderischen Neigungen seines Schwiegersohns Eugen von Tetzlaff und der Frau desselben, seiner herzlosen Tochter Ulrike, jede Art von Vorschub leistete. Das gerade Gegenstück zu Eugen von Tetzlaff bildet der

mit gelehrten Studien beschäftigte Horst von Norden, dem sein Vater erst im Testament Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der uns zugemessene Raum verbietet es uns, ausführlicher auf die Erzählung einzugehen, nur das sei kurz erwähnt, daß mit Ausnahme des Malers Conti sämmtliche Mitglieder des Junggesellenclubs dem Motto ihrer Statuten ungetreu werden und sich die Fesseln der Ehe auferlegen. Eine köstliche Figur ist der Hauptmann Hagen, der außer einem vortrefflichen Weinkeller zwei liebreizende Töchter besitzt, die der Rechtsanwalt Trappe und der Kaufmann Saldern als Gattinnen heimführen; Dr. Alexis Sand aber gewinnt die Hand und die Liebe Toska's, der Tochter des in Armuth verstorbenen Horst von Norden, allerdings erst nach harten Kämpfen. Toska war die Pflegetochter des Junggesellenclubs geworden. Eine Stelle in dem Roman erinnert lebhaft an den Ausspruch Kant's: „Der gestirnte Himmel über mir und das Sittengesetz in mir sind das Höchste, was ich kenne"; an jener Stelle richtet nämlich Sand an seinen Freund Trappe die schönen Worte: „Sehen Sie, wie hell die Sterne leuchten, das verspricht einen heitern Morgen. Mich erfaßt immer ein unsagbar erhabenes Gefühl, wenn ich zum gestirnten Himmel aufblicke. Wie viel ungelöste Fragen leuchten uns von dort oben entgegen! Das Gefühl der Unendlichkeit droht uns zu überwältigen, und das Menschengewürm hat so viel kleinliche Sorgen und Wünsche!"

Der zweibändige Roman „Das Fräulein von Villecour" von Adolf Glaser (Nr. 4) ist eine interessante, auf breitem historischen Hintergrunde sich abspielende Familiengeschichte höhern Stils. Die Enkelin des strengkatholischen Herzogs von Rohan hat sich mit dem der reformirten Kirche angehörenden Grafen Rogier verheirathet und dadurch den Zorn ihrer Familie in höchstem Grade auf sich gezogen. Graf Rogier mußte auf eine französische Festung in den Kerker wandern; seiner Frau aber gelang es unter einem falschen Namen, als Frau von Villecour, nach Deutschland zu entfliehen und sich in der Stadt Cleve mit ihrer Tochter Antoinette niederzulassen. Letztere lernte hier den Sohn einer angesehenen Bürgerfamilie, den talentvollen Musiker Ferdinand Lohmann, spätern Hofcomponisten des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, kennen und lieben. Die eigentlichen Helden der Erzählung sind Ferdinand Lohmann und Antoinette von Villecour. Um dieses Paar, welches schwer zu kämpfen hat, bevor es sein Ziel erreicht, gruppirt sich eine große Anzahl historischer Persönlichkeiten: außer dem Großen Kurfürsten und seinem Erzieher und Freunde, dem Baron von Leuchtmar, die Königin-Mutter von Frankreich, der Cardinal Mazarin, der wilde Fürst Erich von Braunschweig-Kahlenberg und dessen unglückliche Gattin Sidonie u. a. Höchst lebendig und meist historisch treu sind die Zustände im Deutschen Reiche während des Dreißigjährigen Kriegs und am Hofe von Frankreich geschildert. Ferdinand Lohmann ist nicht nur ein bedeutender Musiker, sondern bewährt sich auch als ein energischer, tapferer Mann in den Kämpfen in Ungarn und bei der Befreiung seines spätern Schwiegervaters, des Grafen Rogier.

Der Roman von Edmund Hahn, betitelt „Ehen werden im Himmel geschlossen" (Nr. 5), erzählt in anziehender Weise die allerdings etwas wirr verschlungenen und stark romantischen Schicksale des Lords Algernon von Ravenhurst und der Gräfin Franziska von Falkenburg. Die Geschichte spielt theils in Deutschland, theils in Italien und in England, indem die handelnden Personen bald in Böhmen, bald in Rom, bald in Wiesbaden und zuletzt in Großbritannien auftreten. Nicht ohne Interesse sind die geschilderten Gegensätze zwischen Deutschen und Czechen sowie zwischen Protestanten und Katholiken; es finden scharfe Zusammenstöße statt, doch löst sich am Schlusse alles in befriedigender Harmonie. Das Erzählungstalent des Verfassers beweist sich auch hier wieder.

Das Buch der Gräfin Eufemia Ballestrem, welches den Titel „Die Augen der Assunta" (Nr. 6) führt und außerdem noch drei kleinere Erzählungen enthält, legt ein unzweifelhaftes Zeugniß ab für die dichterische Begabung der Verfasserin, der es auch in keiner Hinsicht an der entsprechenden Darstellungskraft fehlt; allein die Erzählungen tragen sämmtlich einen tieftraurigen Charakter und lassen daher, auch wo sie historisch begründet sind, kaum einen wohlthuenden oder versöhnenden Eindruck zurück. Die erste und längere der bezeichneten vier Erzählungen erhielt ihren Titel nach Tizian's bekanntem Bilde in Venedig, „Die Assunta". Von den Augen der durch den unsterblichen Meister dargestellten heiligen Jungfrau geht ein wunderbares, überwältigendes Licht aus, indem sie mit ausgebreiteten Armen der Glorie Gottes entgegenschwebt. Ganz ähnliche Augen hatte eine schöne und edle Engländerin, die aber, unglücklich gemacht durch den Verrath ihres Geliebten, in den Wellen des Meeres den Tod suchte und fand, obschon ein braver Italiener, Fürst Trevisani, ihr seine Hand zu reichen im Begriff war. Die zweite Erzählung, „Titania", ist eine Künstlergeschichte und schildert die unglückliche Liebe eines Bildhauers zu einer hochstehenden Dame. In der dritten Erzählung erhalten wir einen ergreifenden Bericht über das tragische Ende der schönen Rosamunde Clifford; die Schlußworte lauten:

> Verwittert und grau ist der Grabstein der Rosamond Clifford in mehr denn 700 Jahren geworden, die über ihn dahingestrichen sind, und wie eine verschollene Sage klingt nur noch ihr Name an unser Ohr. Doch abends, wenn die Sonne herabsinkt im Westen und den duftenden Wiesen von Evenlod gespenstische Nebel entsteigen, die ihre seltsamen Reigen tanzen, da erzählt der alte am Grabe stehende Nußbaum mit leisem Flüstern und Rauschen im Abendwinde von ihrem traurigen Geschick, bis der Morgen kommt und die Sonne den verwitterten Grabstein mit seiner todestraurigen, schlichten Inschrift küßt, daß ein rosiger Hauch über ihn hinzieht wie ein Gruß aus einer andern Welt.

Den Schluß des Buchs macht die Novellette „Der Schatten des Adlers". Eine junge reizende Frau wird von ihrem in Wahnsinn verfallenen Gatten erschossen.

Der Roman „Oblomow" von J. A. Gontscharow (Nr. 7) wird kaum verfehlen, in allen Kreisen, die sich für russische Literatur interessiren, ohne ihre Werke im Original lesen zu können, ein gewisses Aufsehen zu erregen. Gehört doch diese Dichtung zu dem Originellsten, was die Literatur des Czarenreichs in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Wie populär der Roman bei allen gebildeten Russen geworden ist, das mag man daraus erkennen, daß der Name des Helden als typische Bezeichnung einer ganzen Menschengattung gilt und ein nach ihm gebildetes Hauptwort: Oblomowerei, die jenem eigenthümliche Charaktereigenschaft der Trägheit ausdrückt. Turgenjew ausgenommen, finden wir bei keinem russischen Schriftsteller so viel Sympathie für deutsches Wesen wie bei Gontscharow. Er stellt in „Oblomow" einen Deutschen als Muster der Thatkraft und Pflichttreue hin und läßt ihn zu einem bestimmten Lebensziel gelangen, während der Russe, der dem Roman den Namen gegeben hat, an seiner Energielosigkeit zu Grunde geht. Eugen Zabel hat der Erzählung eine orientirende Vorrede vorangeschickt.

Von dem Grafen Leo Tolstoi liegt uns eine Novelle, „Die Kosaken" (Nr. 8), vor, in welcher das Leben und Treiben der kosakischen Stämme in Kaukasien sowie deren Kämpfe mit den Tschetschenzen und andern Bergvölkern geschildert werden. Der eigentliche Held der Erzählung ist ein junger Russe mit Namen Olenije, der frei und sorgenlos dahinlebt, wie dies eben die reichen jungen Leute in Rußland zu thun pflegen. Gelangweilt in Moskau, verließ er diese Stadt, um das Leben im Kaukasus kennen zu lernen. Allein auch der dortige Aufenthalt brachte ihm keine Befriedigung. Der Roman ist von G. Keuchel ins Deutsche übertragen, von demselben Schriftsteller, welcher auch „Oblomow" von Gontscharow übersetzte.

Der zweibändige Roman „Sünden der Väter" (Nr. 9) von Léon Sloët entwirft ein lebensvolles Bild von den Verschwörungen und Umtrieben der Nihilisten und ähnlicher politischer Sekten im heutigen Rußland. Einen wohlthuenden Eindruck wird das Buch schwerlich auf den Leser hinterlassen; es war dies auch wol kaum die Absicht des Verfassers, der wahrscheinlich mehr Aufklärungen über die socialen und politischen Zustände im russischen Reiche geben, als den Lesern Unterhaltung verschaffen wollte. Als Quellen seiner immerhin lesenswerthen Arbeit gibt Sloët folgende Werke an: „Rußlands Werden und Wollen" von Franz von Loeher, „Aus der Petersburger Gesellschaft" von einem Russen, „Die Entwickelung des Nihilismus" von Karl von Carlowitsch, „Voyage en Russie" von Tissot und „Rußland und die Juden" von E. F. v. d. Brüggen.

Rudolf Doehn.

Auf den südöstlichsten Inseln von Asien.

Wanderungen eines Naturforschers im Malayischen Archipel von 1878 bis 1883. Von H. O. Forbes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von R. Teuscher. Mit sehr zahlreichen Abbildungen nach den Skizzen des Verfassers, einer Farbendrucktafel und vier Karten. Zweiter Band. Jena, Costenoble. 1886. Gr. 8. 6 M.

Der uns schon aus dem ersten Bande seines schönen Reisewerks bekannte englische Naturforscher Forbes, der mit so vielem Glück die Forschungen eines Wallace im Malaienarchipel wieder aufgenommen hat, führt uns im vorliegenden Schlußbande seines Werks nach dem bisher nur ungenügend bekannt gewesenen äußersten Südosten jenes Archipels. Abermals verknüpft er in anziehender Weise Schilderungen der Landschaft und speciellere Darlegungen über Pflanzen- und Thierwelt mit Skizzen der merkwürdigen Inselvölker, zu denen ihn seine Reisen führten. In diesem Bande aber redet er nicht mehr in der Einzahl: im Frühjahr 1882 ließ er seine Braut ins ferne Malaienland kommen und feierte mitten im Felde seiner rastlosen Forscherthätigkeit die Hochzeit mit ihr. Die Jungvermählte nahm redlichen Antheil an den fortan gemachten Beobachtungen; deshalb spricht ihr Gatte mit ausdrücklicher Anerkennung dessen beim Bericht über die letztern in der Mehrzahl. Tapfer hat Anna Forbes Strapazen und Arbeit, schwere Fieberkrankheit und Gefahren an der Seite ihres Henry ausgehalten, dessen reiche Sammlungen an Insekten, Vogelbälgen, Thieren in Spiritus nebst den Massen von getrockneten Pflanzen ohne die fürsorgliche Gattin gewiß nicht so wohlconservirt nach Europa gekommen wären. England ist ja beneidenswerth reich an beherzten Frauen, welche mit fröhlichem Muth das Leben in der Wildniß selbst unter bedrohenden Wilden geradezu gesucht oder mindestens nicht gescheut haben, wenn die Verhältnisse sie in solche Lage brachten. Frau Forbes gesellt sich ihnen in ehrenwerthester Art zu; Begeisterung für ihres Mannes opferwillige Thaten, treueste Anhänglichkeit an seine Person und eigene Liebe zum Dienst der Wissenschaft verflossen ihr in eins, und wie wenig sie dabei vor sittlichen Gefahren zurückschauderte, mag gleich eine Stelle ihres Tagebuchs beweisen, bezüglich auf eine Episode der Bereisung von Timor, als sie zeitweilig eine einsame Hütte in den Bergen allein bewohnte, während der Gatte auf beschwerlichen Pfaden ins tiefere Innere der Insel eindrang:

Ein wild aussehender Mann aus den Bergen kam vorbei, wunderte sich über die ungewohnte Hütte mit civilisirtem Zubehör und der weißen Bewohnerin, blieb stehen, um seine Neugier zu befriedigen, und nachdem er rings herumgegangen war und alles besichtigt hatte, legte er sich auf die Veranda und starrte mich an. Gestern Abend bei Sonnenuntergang wurde meine Ruhe durch die Ankunft einer Anzahl von Bergbewohnern gestört, welche kaltblütig meinen Feuerplatz in Besitz nahmen,

um ihren Mais daran zu rösten, und sich dann auf der Veranda zum Schlafen niederlegten. Es war prächtiger Mondschein, und da ich nicht schlafen konnte, stand ich auf und besah die in tiefem Schlaf liegende Gruppe. Welch seltsame Lage für ein hülfloses Frauenzimmer in einer Hütte ohne Thüre, auf einem einsamen Berge, von einer Anzahl Halbwilder umringt zu sein! Ich habe mich oft bemüht, meine Einsamkeit zu vergessen, aber das Fieber macht mich oft ganz hülflos.

In ethnographischer Hinsicht erregen diese vorgeschobensten Theile der malaiischen Inselwelt gegenüber der Hauptwohnstätte der schwarzen Papuas, Neuguinea, besonderes Interesse. Forbes glaubt gerade auf Timor eine Vermengung und Vermischung dieser zwei bedeutendsten, fast ausschließlich insular vorkommenden Menschenrassen erkannt zu haben. Keinen einzigen Timoresen sah er zwar mit vollkommen schwarzer Hautfarbe, wohl aber große, wohlgebaute Männer mit krausem Haar (dem Abzeichen der Papuas) und chocoladenbrauner Haut, daneben kurze, untersetzte Gestalten mit dem straffern Haarwuchs der Malaien. Ein hübsches Bild volksthümlicher Erntelustbarkeit der Timoresen entwirft er gelegentlich:

Oft wurde ich beim Botanisiren durch fröhlichen Gesang von den Feldern erfreut, denn wir befanden uns gerade mitten in der Reisernte, welche überall eine Zeit der Lust und der Feste ist. Zur Ernte kommt jedermann, alte Männer, Weiber und Kinder, heraus, um zu helfen. Die ältern Leute befinden sich im Mittelpunkt einer langen Reihe, die Burschen an einem Ende, die Mädchen am andern, und streifen im Vorschreiten mit der Hand die Körner in kleine Körbe ab. Die ältern Männer stimmen ein Lied an, wozu die Jugend im Chor einfällt, oder die Burschen und Mädchen tragen einen Wechselgesang von mehr oder weniger verliebtem Inhalt vor. Hinter der Reihe bringen zwei Träger größere Körbe, worin die kleinen entleert werden; wenn alles eingesammelt ist, folgt ein großes Fest, wobei große Mengen des neuen süßen Reises verzehrt werden nebst Schweine- oder Ziegenfleisch. Dazu reichliche Libationen von Kanipa; Musik und Tanz die ganze Nacht hindurch.

Die Nordosthälfte von Timor ist bekanntlich portugiesisch. Da liegt unter hochragenden, von reinerer und kühlerer Luft umwehten Felsen mit steilen Hängen, auf denen nur das einheimische Pferd einen sichern Tritt bewahrt, das heiße, sandige, schmuzige Fieberneſt Dilly, der Sitz der portugiesischen Regierung. Die Sumpfumgebung dieser Küstenstadt, über der oft noch dichte Morgennebel lasten, wenn längst die benachbarten Felsen, von der Frühsonne vergoldet, in den reinen Aether ragen, verursacht wol hauptsächlich, daß Dilly so arg von Malariafiebern heimgesucht wird. Der Europäer hält sich nicht länger als nöthig in dieser alten Portugiesenstadt auf, in welcher noch heute Portugiesisch (nicht, wie im übrigen Archipel zumeist, Malaisch) die Handelssprache abgibt. Werfen wir mit dem Verfasser einen Blick auf die bunte Völkermosaik in den Straßen:

Große, gerade einherschreitende Eingeborene sieht man mit afrikanischen Negern von den portugiesischen Besitzungen an der Küste von Mozambique, welche sich hier meist als Soldaten oder Verbrecher befinden; dazu schlanke Ostindier von Goa und seiner Nachbarschaft, Chinesen und Buginesen von Makassar nebst Arabern und Malaien. Dazu kommt noch eine Mischrasse aus allen diesen Völkern, deren Entwirrung die schärfste Beobachtung zu Schanden machen könnte. Es war interessant, den Charakter der einzelnen, wie sie sich unbewußt untereinander bewegten, zu beobachten. Der Hindu, in stattlicher Haltung, zeigte natürliche, aber nicht misfällige Ueberlegenheit. Der nicht herrschen wollende, berechnende, betriebsame Chinese nahm den nächsten Platz ein, ohne sich vorzudrängen, und wurde mit Respect und gutnachbarlicher Achtung behandelt. Der derbe Afrikaner trieb sich umher, lärmend (meist betrunken), sorglos, ohne Voraussicht, von den Eingeborenen gehaßt und gefürchtet, welche mit keinem der Landfremden fraternisiren, sondern ganz für sich bleiben; sie saßen zumeist in kleinen Gesellschaften unter den Bäumen an der Küste, oder gingen nach ihrer steifen, stolzen, etwas mürrischen und argwöhnischen Weise einher. Der Araber lebt abgesondert unter seiner eigenen Rasse, ist energischen Charakters und spricht wenig, während die Malaien, Halbmalaien und sonstige Händler sich an der Küste und an Bord ihrer Prauen ohne Scheu untereinander mischen.

Timor soll Ostinsel bedeuten, und sie schließt in der That die zusammenhängende Reihe der kleinen Sundainseln ostwärts ab. Doch noch weiter im Osten erreicht man einsam in wogender See nach Australien zu Timorlaut, was nach unserm Verfasser „Ostinsel im Meere" hieße. Timorlaut, noch vor wenigen Jahren als eine einzige Insel mit geringfügiger Umgebung kleiner Eilande auf den Karten verzeichnet, ist ein kleiner Archipel; schmale Sunde trennen die vermeintlich einheitliche Hauptinsel in drei einzelne, von Südwest gen Nordost einander folgende Inseln. An manchen Stellen fand der Verfasser auf Timorlaut das niedrige buschige Unterholz so dicht und stachelig, daß er kaum durchzudringen vermochte, an andern wieder offene Waldung aus hohen, wenn auch nicht sehr dicken und nur sparsam vertheilten Bäumen. Die größten unter ihnen waren Feigen und Sterculiaarten (also Gattungsverwandte der afrikanischen Kolanußbäume); letztere begegnen häufig und erscheinen, da ihre Blüten eher als die Blätter sich entfalten, in diesem Stadium wie gewaltige scharlachrothe Kuppeln. Nach der Theorie, welche die Papuas als vormals alleinige Bewohner der malaiischen Inselgruppe auffaßt, die erst später von den ostwärts vordringenden Malaien verscheucht, beziehentlich verdrängt worden seien, behauptete man, Timorlaut sei im Innern noch von wilden kraushaarigen Schwarzen bewohnt, nur an den Küsten malaiisch; unser Verfasser hingegen belehrt uns, daß das innere Timorlaut überhaupt unbewohnt ist, seine Küsten allein von einem Volksschlag ziemlich dicht bewohnt werden, der abermals auf Mischung von Papuas und Malaien hinweist: die hellere braune Hautfarbe zusammen mit der breiten Stumpfnase und dem ganz flachen Nasenrücken erinnert an Malaientypus, die mehr rußig schwarze Farbe und die scharf hervortretende, schmale, an der Spitze scharf nach unten gerichtete Nase bei andern dagegen ans Papuanische.

Wir verfolgen nun die eindringenden, namentlich botanisch-zoologischen Forschungen von Henry Forbes an dieser Stelle nicht genauer. Nur ein von ihm auf den fernen Südostinseln entdeckter neuer Beleg für die staunenswerthe Gestalt- und Färbungsnachahmung stärkerer durch schwächere

Thiere (namentlich Vögel) sei flüchtig erwähnt. Die Vogelgattung Oriolus neigt nämlich dort zur Nachäffung (mimicry) der kräftigen Honigsaugergattung Philemon, und zwar gelingt die Copie des Originals so vollkommen, daß die scharfsichtigsten Zoologen kaum diese Oriolus als solche zu erkennen vermögen, so sehr auch im übrigen die Gattung durch ihre innere Organisation von der Philemon-Gattung abweicht. Wunderbar genug ist es, obendrein auf den Molukken eine ganz andere Philemon-Art, der nachgeahmt wird, und eine ganz andere Oriolus-Art, die (um von Verfolgern weniger aufs Korn genommen zu werden) nachahmt, als auf Timorlaut zu finden.

Vortheilhaft stechen gegen die unsaubern Portugiesenörtchen die reinlichen Städte ab, welche die Niederländer in dem ganz überwiegend großen Antheil ihres Colonialbesitzes am Malaiischen Archipel gegründet haben. Dieselben verunzieren nicht die meist so lachende Landschaft, sondern heben sogar deren Reiz, so gewiß jede, auch die prangendste Natur uns menschlicher anmuthet, wenn freundliche Spuren menschlichen Schaffens uns dieselbe gleichsam vertrauter machen. So ist es der Fall bei der kleinen Banda-Gruppe südwärts der Molukken, dieser Heimat des Muskatnußbaums:

Als wir vor dem Frühstück aufs Deck kamen, dampften wir langsam durch eine enge, gewundene Einfahrt zwischen dicht bewachsenen Felsen, welche nach unserer Durchfahrt wieder zusammenzurücken und uns in einen tiefblauen Binnensee ohne Ein- und Ausgang einzuschließen schienen. Es war der hübscheste Platz, den wir noch besucht hatten. Vor uns lag die Stadt als ein Haufen weißer Häuser, längs dem niedrigen, schmalen Strand erbaut, von allen Seiten von dicht bewaldeten, lebhaft grünen Höhen überragt; von einem hohen Plateau blickte ein Fort mit Zinnen herab, die scharlachrothe holländische Flagge flatterte lustig im Winde. Hinter uns, jenseit des Hafens, erhob sich an einer anmuthigen Bai der hohe symmetrische Inselkegel des Gununggapi, Fuß und Seiten mit Baumwuchs besetzt, aus dessen Schatten hier und da ein weißes Haus hervorsah in friedlicher Ruhe und unbekümmert um das innere Feuer, von dem der rauchende Gipfel des Berges Zeugniß ablegte. Wir gingen durch die Stadt und besahen bei Bin Saleh viele von den Eingeborenen zurecht gemachte Häute von Paradies- und andern bunten Vögeln, welche eben nach dem pariser Markte abgehen sollten. Wir waren entzückt über das reinliche Aussehen der Stadt, die grünen Parks mit Kieswegen und die hübschen Wohnungen. Auf einem mit Lykopodien und Farnen überwachsenen Pfade bestiegen wir die Höhen und betraten ein köstliches Schattengewölbe von hohen Kanarybäumen und die Muskatnußhaine, durch welche Banda berühmt ist. In blaßgelber Schale befindet sich die dunkelbraune Muskatnuß, eingehüllt in die lebhaft orangefarbene sogenannte Muskatblüte. Diese Frucht ist die Lieblingsnahrung der großen Tauben, deren tiefer, summender Ton einen der wenigen Vogellaute bildete, die die Stille des Waldes unterbrachen. Weiterhin kamen wir zu einem Gebäude, wo eine große Zahl von Männern und Weibern die Muskatnüsse schälte, in der Sonne trocknete und in Kisten packte. Diese Kisten sind alle von derselben Größe, sorgfältig gearbeitet und angestrichen und bilden eine so hübsche Ladung, wie man nur wünschen kann. Nur ein Luxusgegenstand kann zum Handel auf Banda passen, dieser so reichgeschmückten und wundervoll gelegenen Insel. Ihr Product wächst in schönen Hainen um die schattigen Baien ihrer Küsten und wird in buntbemalte Praus gesammelt, von kräftigen Ruderern hin und her getrieben, welche nach einer lustigen Weise die Ruder gleichzeitig eintauchen und herausziehen. Bei der Zubereitung oder Verschiffung der Waare wird keine Hand beschmutzt, die Atmosphäre ist voll von Wohlgeruch; die Landungsplätze und Straßen sind das Bild der Zierlichkeit, und selbst das Wasser, das die Korallenufer bespült, ist klarer und reiner als vielleicht sonst irgendwo in der Welt.

Unter den Naturschilderungen finden wir auch eine von dem geheimnißvollen Wakolosee, 1900 Fuß hoch inmitten der größern Molukke Buru (im Westnordwest von Banda) gelegen. Forbes hält ihn wol mit Recht für einen vulkanischen Einsturzsee; keine andern Fische als Aale leben in ihm; rundum von Bergen umgeben bis auf die Stelle, wo der Nipefluß aus ihm herausfließt, wird sein Wasser noch immer zeitweilig von unterirdischen Stößen erregt, was zu der heiligen Scheu viel beigetragen haben mag, mit welcher die braunen Umwohner seinen Spiegel betrachten. Nur längs den Ufern des Sees, wo sich unzählige Enten zwischen Schwertlilien und strauchigem Pandanus aufhielten, wagten die Eingeborenen Forbes zu fahren, um keinen Preis aber weiter hinaus, wo der See ziemlich tief zu werden scheint. Auch diese Küstenfahrt begannen die Eingeborenen erst nach langer Anrufung des Seegeistes, und keine Flinte durfte abgefeuert werden, sonst würden die erzürnten Geister mit einem schweren Gewitter antworten. Ein anderer seltsamer Aberglaube hält die Leute des innern Buru ab, die Meeresküste zu betreten: sie fürchten schon beim Hören der Brandung mit Krankheit geschlagen zu werden.

Kehren wir zum Schluß noch einmal zu den Bewohnern von Timorlaut oder der Tenimber-Gruppe zurück. Von ihrer äußern Verschiedenartigkeit sprachen wir schon. Große und kleine Männer- wie Frauengestalten sehen wir untereinander; die größern unter den Frauen sind mitunter größer als die Männer von dem geringern Wuchs. Die jungen Burschen sind meist kräftig gebaut, von tüchtiger Muskulatur und von natürlicher Anmuth in der Bewegung; in späterm Alter leidet die Grazie durch starkes Vortreten der Magengegend und des Unterleibes. Von den Mädchen sind manche sogar schön zu nennen: ausgezeichnet durch schöne, etwas schwermüthig dreinschauende Augen, zarte Züge und fehlerlosen Körperumriß; nach der Verheirathung indessen vergröbern sich die Züge. So verschieden aber das Aussehen der chocoladenbraunen Menschen, so übereinstimmend ist ihr Wesen, ihr tägliches Leben, letzteres nur selbstverständlich scharf getrennt nach den beiden Geschlechtern:

Die Männer bringen ihr Leben in wüster Faulheit zu, nur die Weiber sind immer beschäftigt. Wenn sie am Morgen ihr Haar geordnet haben, holen die Männer von den Palmbäumen die Bambusrohre herab, in denen sich über Nacht der Tuak gesammelt hat, wobei sie jedesmal eine Art Beschwörung absingen; dann bringen sie alles wieder in Ordnung, damit während des Tags ihr Abendtrank ausfließen kann. Niemals zeigt sich der Tenimber-Athlet mehr zu seinem Vortheil als bei dieser Gelegenheit, wo seine tadellose Gestalt sich vom Himmel, seine braune

Haut und sein goldenes Haar von dem grauen Baumstamme abhebt. Die Hauptmahlzeit dauert von ungefähr acht Uhr bis gegen Mittag und besteht aus gekochtem Maismehl, mit zerquetschtem Maniok und Erbsen gemischt, nebst Fischen. Diese jagen sie längs der Küste mit Bogen und Pfeil, oder sie werfen Reis, der in einem Aufguß von einer giftigen Schlingpflanze eingeweicht ist, ins Wasser und betäuben sie damit; außerdem wird viel Palmwein genossen, frischer sowol als destillirter. Ihre Mahlzeiten nehmen sie in großen Gesellschaften in großen Schuppen zu sich, die an den Giebelseiten offen sind und in der Nähe des Dorfes oder in ihm selbst stehen. Dort wird auch gewöhnlich ihr Tuak destillirt und sonstige Versammlungen gehalten. Sehr wenige von den ältern Männern verlassen das Mahl nüchtern; sie bleiben für den Rest des Tags „angetrunken" und sind in diesem Zustande lärmend geschwätzig, streit- und kampfsüchtig. Die Weiber essen für sich oder nehmen einen Bissen, wenn sie können. Den ganzen Tag über ohne Unterbrechung hörte man zwei Töne, das Klappern der Webstühle und ein dumpfes Pochen, wenn Mais und Erbsen in großen Tridacna-Muschelschalen gestampft wurden. Wenn die Weiber nicht so beschäftigt sind, so sind sie mit einigen jüngern Männern in der Prau ausgefahren, um die nöthigen Vorräthe aus ihren Gärten zu holen. Auf diesen Pflanzungen, welche im Walde auf dem ärmlichen Boden angelegt werden, der den Korallenfels bedeckt, bauen sie süße Kartoffeln, Maniok, Zuckerrohr und ihre Hauptnahrung den Mais; außerdem ein wenig Reis (der sehr schlecht gedeiht), etwas Baumwolle und viel Taback, dessen Blätter gekaut, aber nicht geraucht werden.

Eine Menge rein menschlicher Züge verbindet auch diese „Wilden" ohne alle europäische Culturtünche mit uns: so die mancherlei harmlosen Spiele, mit denen sich ihre Kinder belustigen, wenn die kühlere Abendluft weht: Wurfspiele verschiedener Art, Pfeilschießen, Fahrenlassen kleiner hübsch aus Sagopalmenstämmen geschnitzter Boote, wobei förmliche Wettsegelfahrten veranstaltet werden, auch das Aufwerfen von festungsartigen Schanzwerken im Sande der Küste, woran sich, wie etwa bei den gleichartigen Fortificationsspäßen unserer Badegäste auf Borkum, auch Erwachsenere betheiligen. Inzwischen spielen die kleinen Mädchen mit Puppen, die mit Reiskörnern statt mit Sägespänen ausgestopft sind. Durchweg erfreulich ist auch bei diesen Naturvölkern die liebevolle Behandlung der Kinder seitens ihrer Aeltern. Wenn die Mutter des Abends ihre Kinder im Freien herumträgt, indem sie ihnen munter und kosend zuspricht, so schwindet sehr der Eindruck von „wilden" Menschen.

Alfred Kirchhoff.

Archäologische Schriften.

1. Topographie der Stadt Rom im Alterthum. Von H. Jordan. Erster Band in zwei Abtheilungen. Mit Abbildungen und einem Plan. Berlin, Weidmann. 1878—85. Gr. 8. 14 M.

Eine römische Topographie nach W. A. Becker's Arbeit (in dessen bekanntem „Handbuch der römischen Alterthümer") ist keine Ilias post Homerum, wie man zu sagen pflegt, und dies aus mehr als einem Grunde. Erstlich, weil der unerquickliche Streit, der sich über diesen Gegenstand hauptsächlich zwischen Becker und Urlichs entsponnen hat, einer endlichen Abklärung zu bedürfen schien, dann aber, weil durch verschiedene infolge systematisch geleiteter Ausgrabungen hinzugekommene Funde und Entdeckungen auch auf die topographischen Gebiete und die Streitfragen neues Licht fiel: Becker hatte freilich durch Gelehrtenfleiß das Mögliche geleistet, aber es fehlte ihm die Autopsie, welche für topographische Forschungen ein beinahe nothwendiges Requisit ist. Einer solchen Autopsie (Anschauung an Ort und Stelle) darf sich nun derjenige Autor rühmen, der Becker's Werk zeitgemäß umzugestalten und zu erweitern sich vorgenommen hat: Heinrich Jordan, der königsberger Philologe. Nachdem bereits vor funfzehn Jahren der zweite Band (das ist auch ein kleines Zeichen deutscher Art und Anschauung!) erschienen war, erblickte die erste Abtheilung des ersten Bandes (glücklicherweise dann doch die erste!) das Licht der Welt anno 1878, und es folgte die zweite im Jahre 1885, um einer dritten irgendeines folgenden Jahres die Stätte zu bereiten. Dem Referenten wird es gewiß niemand verargen, wenn er diesen Endtermin nicht abzuwarten sich entschlossen hat, sondern über den ersten Band schon jetzt diejenige Auskunft ertheilt, welche ihm für die Leser d. Bl. geeignet erscheint. Wir stellen uns dieselben nicht vor als leidenschaftliche Topographen oder gar Topomanen — es gibt solche! —, und werden uns daher wohl hüten, sie durch das Labyrinth des römischen Trümmerfeldes zu führen, die vierzehn Regionen der Ewigen Stadt zu durchwandern, den servianischen und den aurelianischen Mauerbau zu vergleichen, oder gar durch die große tarquinische Kloake — obschon es der Mühe lohnt, dies Wunderwerk kennen zu lernen — in die unterirdischen Räume der Stadt, die Roma Subterranea, zu gelangen. Und so interessant es auch für Archäologen und Kenner sein mag, die nähern Umstände zu erfahren, unter welchen in allerneuester Zeit der Tempel der Vesta mit den Wohnungen ihrer Priesterinnen ausgegraben worden: wir müssen im Hinblick auf den Geschmack der Mehrzahl unserer Leser Entsagung üben und uns auf einige Kapitel des gelehrten Werks beschränken, auf solche, die von allgemeinerem Interesse sind. Das ist z. B. das erste, von den „Trümmern und ihrer Deutung" handelnd, überhaupt die ganze „Einleitung", die auch die Ueberlieferung und die „bisherige Forschung" kennzeichnet. Inwiefern, zu welchem Zweck und mit welchem Recht sich die Topographie den Antiquitäten eines Volks als Disciplin einreihe, erfahren wir zwar nicht; es ist aber auch gar nicht nöthig. Denn es ist in der That ein höchst müssiger und steriler Streit, ob die Antiquitäten eine Wissenschaft seien oder nicht. Wenn sie es auch nicht wären, so müßten sie gleichwol als besondere Disciplin hingestellt und als Seg-

ment aus dem großen Kreise der Alterthumswissenschaft betrachtet werden; als Disciplin, oder wenn dies zu vornehm und wissenschaftlich klingt, als Theil eines Ganzen müßten sie ferner, und mithin auch ihre Unterabtheilung, die Topographie, systematisch behandelt und dargestellt werden, wie etwa die Anatomie als Topographie des menschlichen Körpers.

Der Verfasser spricht zuerst von dem Gestein, aus welchem die ältesten Bauwerke Roms aufgeführt worden sind. Warum wird aber erst auf S. 8 der Ausdruck Travertinconstruction gebraucht, früher dagegen immer vom Tiburtinerstein gesprochen, während doch beides, wie wenigstens aus dem Zusammenhange geschlossen werden muß, dasselbe ist? Der Tuffstein, wie er in ziemlich verschiedener Qualität in der Umgebung Roms gebrochen wird, trägt die Schuld, daß kein Polygonalbau in Rom und der latinischen Ebene aufkommen konnte: er bricht nämlich nicht polygonal, sondern in geraden Schichten. In der ältesten Zeit wurden diese Tuffblöcke ohne jedes Bindemittel zusammengefügt, wie bei den ersten Wasserleitungen, später auch zu Gewölbebau verwendet. Jordan vertritt die Ansicht, daß der Bogenbau erst durch die Tarquinische Königsfamilie aus Etrurien nach Rom gebracht worden sei. Für Privatbauten scheint der Tuff in älterer Zeit nur in der Mischung mit gebrannten oder ungebrannten Ziegeln vorgekommen zu sein, und zwar so, daß kleine Würfel aus Tuff mit den Ziegeln abwechselten, der Ziegelbau aber weit vorwog. Es ist nicht der mindeste Grund, an der Richtigkeit des Ausspruchs, den der sterbende Augustus that, zu zweifeln: daß er nämlich die Stadt Rom betreten habe als eine Stadt aus Backsteinen und sie als Marmorstadt den Römern hinterlasse. Für die Geschichte des Baustils ist mit Recht die Thatsache verwerthet, daß griechische Wörter: basilica, tholus u. a., im Lateinischen Aufnahme gefunden haben, zum Beweis, daß mit dem Wort auch die Sache sich einbürgerte, wenn wir dies nicht auch sonst bezeugt fänden. Das bekannte Wort eines lateinischen Rhetors, die Muse der Griechen habe sich mit beflügeltem Schritt zu dem Kriegervolk des Romulus begeben, gilt demnach nicht blos von der Literatur.

Was die schriftliche (graphische) Ueberlieferung betrifft, auf welche der Topograph nicht minder als auf die vorhandenen Denkmäler und Trümmerreste angewiesen ist, so sind mehrere ihrem Kerne nach auf sehr alte und echte Quellen zurückgehende Regionarien erhalten, welche ursprünglich als Fremdenführer dienen mochten; auch Illustrationen scheint es gegeben zu haben, welche die „Wunder" Roms für die zahlreichen Fremden aller Länder darstellten. Für Bajä wenigstens — das Baden-Baden des alten Italiens — sind solche illustrirte „Souvenirs" notorisch vorhanden gewesen. Ein unter Severus und Caracalla in Marmor eingegrabener Stadtplan Roms existirt noch heute und ist von Jordan in einer Separatausgabe (1874) publicirt worden. Die urkundliche Forschung über römische Stadtgeschichte hatte im Alterthum ihren Hauptvertreter an dem urgelehrten Terentius Varro gefunden, einem freilich nicht übermäßig kritischen Kopfe, dessen Werke leider, man darf nicht einmal sagen blos fragmentarisch erhalten, sondern in Wahrheit verloren gegangen und nur durch zahllose, in allen möglichen Formen vorhandene, durch alle möglichen Hände gegangene, bei allen möglichen Schriftstellern zersprengte Splitter als einstmals vorhanden bezeugt sind. Was von spätern noch vorliegt, will nicht viel sagen. Ein reicherer Ertrag findet sich in den Inschriften, unter welchen an Umfang und Wichtigkeit über alle andern hervorragt das sogenannte Monumentum Ancyranum, d. h. die zweisprachige (lateinische und griechische) Inschrift, welche, ursprünglich blos in lateinischer Sprache verfaßt, eine Aufzeichnung der Thaten und Werke des Kaisers Augustus in erster Person, also gleichsam aus dem eigenen Munde des Kaisers enthält und an seinem Mausoleum zu prangen bestimmt war. Unter seinen Werken sind nicht die literarischen, obwol er ja die Literatur streifte, sondern die Bauwerke zu verstehen, sodaß jener „Index" geradezu als Bautenkatalog dienen kann. Daß Jordan auf die mündliche Tradition, von welcher sich namhafte Gelehrte blenden ließen und noch lassen, nichts oder so viel wie nichts hält und in allem, was etwa als solche gelten könnte, nur kirchliche Motive und kirchliche Farbe erblickt, ist nicht blos begreiflich, sondern auch wohlbegründet. Es ist des Wechsels und Wustes zu viel über die Ewige Stadt ergangen, als daß man aus dem Graus eine lebendige Tradition hätte retten können; es gibt hier wohl eine persönliche Erinnerung, nicht aber eine solche, die sich auf die spätesten Enkel und Nachfahren von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, wie etwa in der Mythologie und Legende (obschon auch hier der Faden reißen kann, siehe die neugriechischen Sagen und Märchen, welche nur unkritische Phantasterei und Gespensterseherei auf altgriechische Vorstellungen und Motive zurückzuführen weiß). Jener Wust und seine Geschichte muß aber dem Topographen, der die Schranken seiner Wissenschaft kennen soll, auch bekannt sein, mit andern Worten: er muß sich auch mit der Zerstörungsgeschichte Roms vertraut machen; was durch die Eroberungen Alarich's, Geiserich's, Totila's verwüstet, was von der Kirche und ihrem heiligen Eifer zerstört und doch wieder „zu gutem Zweck", d. h. als Material zu Kirchenbauten benutzt worden ist, was die Signoria des mittelalterlichen Roms zu ähnlichen, wenn auch nicht eben heiligen Zwecken sich angeeignet und als bequemen „Steinbruch" ausgebeutet, und was alles der oder jener Kirchenfürst gleichfalls als Steinbruch verpachtet hat — das gehört auch in die Kapitel der Topographie; nicht minder aber das Gegentheil, nämlich was seit dem erwachenden monumentalen Interesse und dem dadurch angeregten thatkräftigen, wetteifernden Anfassen und Arbeiten der Franzosen, Deutschen und Italiener geschehen ist um die Stadt aus dem Schutt der Zerstörung wieder aufzurichten. Als Beispiel sei hier blos der Anbau des Esquilins erwähnt. Wie behutsam aber die Kritik

vorgehen muß, sobald sie nicht auf jene obenerwähnten Quellen zurückgehen kann, zeigt die Vergleichung der in der Blüte des Mittelalters verfaßten „Mirabilien" mit einer hundert Jahre später entstandenen ergänzenden Ausgabe, welche Ergänzungen nach Jordan's Ansicht sammt und sonders willkürlich und irrthümlich sind. Diese Annahme wird freilich von anderer Seite bestritten; bewiesen aber hat Jordan, daß echte Namen gewandert, d. h. auf unrechte Localitäten übertragen worden, und ferner daß die meisten gangbaren Bezeichnungen für alte Monumente und Orte nicht Umbildungen alter Namen durch die Volksetymologie, sondern Neubildungen, und zwar ohne irgendeine antike Reminiscenz, sind. „Die ersten Geister der Nation", sagt Jordan, „haben seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts entweder den Versuch eines Verständnisses der Trümmerstadt gar nicht gewagt — so Dante und Petrarca — oder in sklavischer Abhängigkeit — so Cola Rienzi — von jenem Buche verharrt." Der erste an der Schwelle der Neuzeit, der mit der Fackel der Kritik Licht zu schaffen suchte, ist nach Jordan's Behauptung der wegen seiner angeblichen Fälschungen so viel und ebenso ungerecht geschmähte Pomponius Laetus. Jordan will auf diesem Manne durchaus keinen Makel sitzen lassen; leider fehlt eine Monographie, obschon eine solche gerade im Hinblick auf die bisher herrschende Verurtheilung, beziehungsweise also die mögliche Ehrenrettung des Mannes, nicht blos lohnend, sondern eine Pflicht wäre. Allerdings in einem Punkte, der mit dieser Frage zusammenhängt, irrt Jordan entschieden, nämlich wo er das Epicedion Drusi für ein Fabrikat der römischen Akademie des 15. Jahrhunderts erklärt. Moritz Haupt's Ansicht, der vor mehr als dreißig Jahren diesen Beweis zu führen unternahm, wird jetzt allgemein als unhaltbar angesehen, auch vom Referenten, der sie früher glaubte stützen zu sollen. Ganz anders steht es mit Petrus Ligorius, der sich auf dem Gebiete der Topographie wie der Epigraphik zahlloser Fälschungen schuldig gemacht hat, was für seine Nachfolger um so gefährlicher wurde, als er zugleich eine umfassende Kenntniß der Denkmäler besaß, die über den Verdacht der Fälschung leicht hinwegtäuschte. So konnte es kommen, daß gefälschte Texte („Rufus" und „Victor") die echten Quellen (Notitia urbis regionum u. a.) in den Hintergrund drängten, ja sogar die Wichtigkeit neuer Funde nicht ahnen ließen. Die Bruchstücke des capitolinischen Stadtplans (um 1560 entdeckt) blieben volle hundert Jahre für die Wissenschaft so gut wie verloren. Die Kritiklosigkeit der Zeit zeigt sich nirgends greller als in der Autorität, deren sich die topographischen Leistungen Nardini's erfreuten, des „Urhebers aller nun folgenden Verwirrung", zu deren Beseitigung es des vereinten Anlaufs der tüchtigsten Forscher unsers Jahrhunderts bedurfte. Im vorigen ist es besonders noch Winckelmann's geniales Wirken gewesen, das auch der Topographie mächtige Impulse gegeben hat. Diese vereint mit denen Niebuhr's haben Carlo Fea angeregt zu seinem hochverdienstlichen Wirken, wodurch er einer der Hauptbegründer der neuen wissenschaftlichen Topographie geworden ist. Aber auch in Bunsen fanden Niebuhr's Ideen Widerhall, und diese beiden haben wol unter den Deutschen am meisten beigetragen zur Gründung des Archäologischen Instituts auf dem Capitol, des nunmehrigen Reichsinstituts, das, obzwar der Idee und der Form nach ursprünglich international, thatsächlich von Anfang an einen wesentlich deutschen Charakter trug; es ist für die topographischen Studien wahrhaft epochemachend geworden. Der Löwenantheil an der seitherigen Forschung gebührt unbestritten den Deutschen, denen allerdings in neuerer Zeit Rossi und in neuester Lanciani völlig ebenbürtig zur Seite stehen.

Unter den deutschen Gelehrten sei hier in erster Linie W. A. Becker genannt als der, welcher in seinem „Handbuch der römischen Alterthümer" (I, Topograhie Roms) die nothwendige philologisch-kritische Grundlage, wenigstens was die antike Literatur anbelangt, für alle Zeiten hergestellt hat. Auch Preller und Rubino sind mit Ehren zu erwähnen, welche beide, wie früher Niebuhr die Geschichte, so die Religionsgeschichte zu der Topographie in enge Beziehung gesetzt haben, last not least aber H. Jordan selbst. Er hat sich durch gründliche epigraphische Studien auf seine Aufgabe vorbereitet — theilweise sind sie auch eine Folge und ein Ausfluß seiner topographischen Arbeit —; seine Programme behandeln vielfach Fragen aus der Religionsgeschichte; er hat sich durch kleinere und größere Arbeiten als gründlicher Kenner des Lateinischen bewährt, handhabt mit Sicherheit die accurate philologische Methode, kennt sein Terrain durch Autopsie und hat das weitschichtige seit zwei Jahrtausenden aufgespeicherte und nicht immer bequem liegende Material mit einer Gewissenhaftigkeit gesammelt und gesichtet, die der höchsten Anerkennung werth ist. Wenn ihm auch die Arbeit dadurch erleichtert wurde, daß er über die gesammten literarischen Hülfsmittel und anderweitigen „Kräfte" des deutschen Archäologischen Instituts verfügen konnte, so bedeutet das keineswegs eine Schmälerung des Lobes, sondern bietet nur eine um so größere Gewähr für das Gelingen der Arbeit. Auch die äußere Form ist glatt, gefällig, man darf sogar in Anbetracht des spröden und nüchternen Stoffs sagen: anziehend, ohne sich ins Phrasenhafte zu versteigen. Nur eins, und zwar die Aufschrift eines Paragraphen hat dem Referenten nicht einleuchten wollen, ich meine §. 8: „Der innere Aufbau". Es sind, wie sich beim Lesen herausstellt, hauptsächlich die Straßen und Plätze darunter verstanden, aber inwiefern diese eher als die Brücken, die Kloaken u. a. zum innern Aufbau gehören sollen, begreift man nicht recht, und man begreift es noch viel weniger, wenn man an der Spitze dieses Kapitels den folgenden Satz liest:

> Während die Umrisse des äußern Wachsthums der Stadt in den spätern Bildungen sich unverwischt erhalten haben, wie die Formen vorweltlicher Pflanzen in den Gesteinen späterer Erdbildungsschichten, hat das feinere Geäder des ursprünglichen innern Organismus den Veränderungen der Jahrhunderte geringern Widerstand geleistet.

Ist hier der Verfasser seiner schlichten Darstellungsweise untreu geworden? Ist dies Phrase oder Mangel an Deutlichkeit? Ist es beides? Und warum heißt es denn S. 49: man sei „in keiner Weise berechtigt, an eine völlige Neugestaltung des Straßennetzes der Stadt (nach den großen Bränden, womit sie heimgesucht wurde) zu glauben: vielmehr hat die Natur des Bodens der Siebenhügelstadt das zähe Festhalten desselben bedingt, und in den Straßenzügen des mittelalterlichen Rom haben sich bis auf die Tage Sixtus' V., ja zum Theil noch bis auf die unserigen, die uralten zum großen Theil erhalten"? Die gleiche Behauptung kehrt in anderer Form wieder S. 512 unten. Im übrigen gehört dieses Kapitel zu den interessantesten und instructivsten des Buchs, auch da, wo der Verfasser sich kleine Excurse erlaubt, wie z. B. über den alten Cato, den „angeblichen" Griechenhasser, der praktisch und einsichtig genug war, nicht nur der Verachtung der athenischen Aerzte und hellenischen Literaten und deren römischer Nachäffer, seiner politischen Gegner, Trotz zu bieten, sondern auch die Augen verschloß gegen die großen Vorzüge der hellenischen Civilisation. Unter diesen Nachäffern (Griechenfreunden) sind nach der Anmerkung Ennius, Fulvius und Genossen zu verstehen, und das späte Griechischlernen ist ein Märchen, das sein Entstehen dieser Feindschaft verdankt. Aber man darf doch wol fragen: wenn denn Cato zugestandenermaßen die griechischen Literaten haßte, und zwar, wie wiederum zugegeben wird, bis zu einem solchen Grade, daß seine Antipoden in diesem Punkte auch seine politischen Gegner waren, warum soll er eine besondere Affection für die griechische Sprache, welche jenen Literaten eigen war, verspürt haben? Wäre es nicht consequenter, daß er diese Sprache sich nur aus Zwang aneignete, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", d. h. als er anfing seine geschichtlichen Studien zu vertiefen? Muß denn eine solche Einsicht — selbst eine frühe Beschäftigung mit der Geschichte angenommen, wozu gar nichts berechtigt — ihn schon frühe erleuchtet haben? Kurz, wenn je ein Zug an diesem Charakterkopf glaubwürdig und nicht märchenhaft erscheint, so ist es dieser. So verknorzt und verbohrt in sein Römerthum war der Alte allerdings dann auch wieder nicht, daß er sich gegen die Vorzüge griechischer Baukunst verschlossen hätte. Wir möchten uns übrigens erlauben, auch noch hinter andere Behauptungen Jordan's in diesem Kapitel ein Fragezeichen zu setzen. Er nimmt z. B. in Rom, wo wie in den deutschen und übrigens auch andern Städten die Gepflogenheit herrschte, Straßen und Quartiere nach Gewerken und Gewerben zu benennen, auch eine „Grashändlergasse" (vicus herbariorum) an. Ein eigenthümlicher Beruf, das muß man sagen, der dem Referenten, in dessen Vaterstadt die ganz gleiche Sitte wie in Rom und Königsberg heimisch ist, nicht einleuchten will; er möchte bei diesen herbarii viel eher an Kränterhändler, will sagen eine Species von Pharmazeuten denken, und die „Jochmachergasse" (jugariorum vicus) möchte er mit einer schlichten Sattlergasse vertauschen. Entschieden falsch hat Jordan die Stelle bei Varro de l. l. 5, 150 (S. 519, Anmerkung 47) „emendirt", das Richtige bietet schon die Ausgabe von 1585, apud Guil. Leimarium; und ein gefährliches Latein bietet ebenda die „Emendation" Festus 238 „ut in Aventinum vehi posset" (d h. gefahren werden, pass.) statt des viel einfachern vehiculis veniri posset (das hel der Handschrift scheint Dittographie). Auch die Behauptung, daß bei der Benennung einer Straße, via, durch ein Adjectiv (nova, sacra u. s. w.) die technische Redeweise unbedingt die Voransetzung des Adjectivs fordere, scheint bedenklich angesichts des Horazischen ibam forte via sacra . . ., wo doch das Metrum den Dichter nicht gehindert hätte, etwa zu schreiben: ire mihi cum forte sacra placuisset . . . Im übrigen dürfte aus diesem Kapitel auch für moderne Leiter des Straßenbauwesens u. s. w. hier und da etwas zu lernen und zu beherzigen sein, wenn auch allerdings nicht gerade die Sitte, die Häuser nicht zu numeriren und die Seitengassen nicht durchgehends zu benennen, welche uns sofort wieder an unser vorgeschritteneres Zeitalter erinnert.

2. Flavius Josephus' jüdische Alterthümer. Uebersetzt von F. Kaulen. Zweite Auflage. Köln, Bachem. Gr. 8. 9 M.

Eine neue Uebersetzung des jüdisch-griechischen Geschichtschreibers Josephus ist ein verdienstliches Unternehmen, wenn es die richtige Hand angreift; denn die bisher erschienenen sind wol, wenn auch nicht veraltet (die letzte von Bischof Martin; Köln, 1853), doch nicht bloße Uebersetzungen, sondern von Anmerkungen begleitet. Der Referent gesteht, dieselben nur dem Titel nach zu kennen, und hätte gewünscht, daß der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung sich etwas präciser über das Verhältniß der seinigen zu den bereits vorhandenen geäußert hätte; durch die in der Vorrede gegebene Belehrung werden wir nicht völlig darüber aufgeklärt; wir erfahren nur, daß auch schon an der Ausgabe von 1853 der Hauptantheil F. Kaulen zukommt. Daß ihn nicht blos der Wunsch, mit Anmerkungen möglichst sparsam zu sein, zu dem Entschluß bestimmt hat, eine neue Ausgabe zu liefern, ist einfach daraus erkennbar, daß er auch dieser erklärende Noten, wenn auch in bescheidener Ausdehnung, beigefügt hat, unter anderm auch solche, welche sofort seine Confession erkennen lassen, beispielsweise die, wo er die Mutter Eva „das Vorbild der seligsten Jungfrau Maria" sein läßt, welche „die Mutter des Sohnes Gottes und aller Gläubigen ist". Die Uebersetzung ist in zweiter Auflage, aber ohne Angabe des Jahres erschienen; aus der Vorrede aber dürfen wir entnehmen, daß sie im Jahre 1883 erschien. Ob in dieser „zweiten Auflage" ein Fingerzeig liegt, daß das Buch trotz seines großen Umfangs (700 Seiten groß Octav) einem wirklichen Bedürfniß entgegen gekommen, weiß der Referent nicht; es scheint jedoch, daß die erste Auflage wirklich ihre Leser gefunden hat.

Nun soll auch sogleich gesagt sein, daß die Uebersetzung eine recht lesbare und im ganzen gut deutsche ist. Sie fließt ziemlich leicht und glatt ohne Härten dahin, und man kann es völlig vergessen, daß man nicht ein Original vor sich hat. Aus Andeutungen der Vorrede zu schließen, ist dies wirklich ein Verdienst des Verfassers, nicht seiner Vorgänger. „Durch äußere Veranlassung", vernehmen wir in der Vorrede, sei eine neue deutsche Ausgabe der „Jüdischen Alterthümer" nöthig geworden, und „die Absicht, mit derselben die Zahl christlicher Haus- und Familienbücher zu vermehren, habe nicht mehr in den Vordergrund treten können"; der Verfasser habe sich die Leser dieser neuen Ausgabe in denjenigen Kreisen gedacht, in welchen „eine wissenschaftliche Kenntniß unserer Religion angestrebt werde", d. h. beim Klerus und bei den Gebildeten. Einige Stellen freilich sind in der Uebersetzung weggelassen worden, weil „sie sich nicht für jede Art von Lesern eignen". Wieviele wol und welche? Für Kinder, wie wir eben gesehen, ist doch das Buch nicht berechnet, auch nicht für die Schwachen im Geiste; den Gebildeten aber gibt man die Bibel ganz und unbeschnitten in die Hand, und ein auf der Höhe seiner Zeit stehender Schriftsteller, wie Josephus war, sollte dasselbe auch verlangen dürfen. Josephus ist in jedem Falle, man mag von seinem Charakter und seiner Zwitterstellung zwischen seinem Volk und dessen Todfeinden, den Römern, halten was man will, eine höchst interessante Erscheinung. Er ist ein Jude und ein solcher geblieben trotz seiner intimen Bekanntschaft mit Rom, römischen Verhältnissen, der römischen Gesellschaft und dem römischen Hof; er vertheidigt seine Landsleute und Glaubensgenossen, trotzdem er jeden Gegensatz zu der heidnischen Bildung ängstlich zu vermeiden sucht, aber eine gewisse Freigeisterei doch nicht ganz verbergen kann; er erkennt dem jüdischen Wesen die Superiorität des Alters und des Geistes über die Griechen zu, trotzdem er sich in die griechische Bildung vertieft und, was die Hauptsache, griechisch schreibt; denn das Griechische hat er sich angelernt, es ist nicht seine Muttersprache. Es kann gar keine Frage sein, daß er als Schriftsteller glänzen wollte, und wenn ihm dies auch nicht gerade gelang, sowie es übrigens sogar den meisten Nationalgriechen seiner Zeit mislang, wenn er also kein „griechischer Livius" ist, wie eine Hyperbel des Kirchenvaters Hieronymus lautet, so ist seine Leistung alles in allem doch eine höchst respectable, von der künstlerischen Seite betrachtet. Aehnliche Erscheinungen sind in jener Zeit nicht so häufig wie heutzutage, wo russische Schriftsteller sich darauf caprieiren, ein elegantes Französisch zu schreiben. Wissenschaftlich betrachtet ist Josephus zwar auch kein Classiker — er ist trotz seiner von ihm selbst hervorgehobenen Quellenstudien zu viel Rhetor —, aber für viele geschichtliche Thatsachen und Verhältnisse die einzige Quelle für uns, daher für die Geschichte von größtem Werth, ganz abgesehen davon, daß auch für Leser, die blos unterhalten sein wollen, von ihm hinreichend gesorgt ist. Jenes hat man schon früh eingesehen, und es sind, recht bezeichnend, seit der Renaissance schon gegen zwanzig lateinische Uebersetzungen erschienen, ehe die erste deutsche in den Druck gegeben wurde. Aber auch schon im Alterthum kleidete man einzelnes von Josephus ins lateinische Gewand; so ist von einem gewissen Hegesippus (verderbt aus Josephus oder Joseppus?) eine Uebersetzung des „Jüdischen Kriegs" vorhanden, die häufig dem heiligen Ambrosius zugeschrieben wird — allerdings, wie neuerdings bewiesen worden ist, ohne allen Grund, wenn schon A. Reifferscheid ebenso zuversichtlich als falsch der Welt verkündet hatte, daß die Autorität der ältesten Handschrift keinen Zweifel an der Autorschaft des Ambrosius aufkommen lasse. J. Mähly.

Hebräische Sprüche und ein elsässer Pamphlet.

1. Worte des Sammlers (Koheleth). Aus dem hebräischen Urtext zum ersten mal in deutsche Reime gebracht von Hermann Rosenthal. Neuyork, International News Company.

Es ist unter allen Umständen eine lobens- und dankenswerthe Aufgabe, Worte der Weisheit, gleichviel ob sie in der Bibel oder im Koran stehen, ob sie von einem Dichter des Morgen- oder Abendlandes stammen, zu verbreiten und dem Volke in einer genießbaren Zubereitung als ein neues schmackhaftes Gericht aufzutischen. Wir haben uns an der Hand einer ketzerischen Bibelübertragung die Mühe genommen, die Reime des Rosenthal'schen Heftchens mit dem Sinne der zwölf Kapitel in Prosa abzuwägen, und gefunden, daß die „Worte des Sammlers Ben-David" dem innern Gehalt nach nichts verloren, der Form nach wesentlich gewonnen haben. Man wird uns beistimmen, wenn man die nachstehenden Stellen miteinander vergleicht:

Das 1. Kapitel.

1. Dies sind die Reden des Predigers (Sammlers) . . .
2. Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel . . .

Des weisen Sammlers Lehren hier bericht' ich:
Nicht scheine dir dein ganzes Dasein wichtig,
Denn Trug ist alles, eitel Wind und nichtig!

3. Was hat der Mensch mehr von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?

Sag' an, was hat der Erdensohn gewonnen
Für all sein vieles Mühen unter der Sonnen?

4. Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt ewiglich.

Geschlechter seh' ich kommen und vergehen;
Die Welt jedoch wird ewig fortbestehen.

(Die Jahre kommen und gehen, Geschlechter steigen ins Grab —
Heinrich Heine.)

Das 3. Kapitel.

1. Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.

Ein jedes Ding geschieht zu rechter Zeit,
Und jeder That ist ihr Geschick bereit.
(Ein jegliches hat seine Zeit, ein jegliches sein Ziel —
Mirza Schaffy.)

19. Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh.

Dasselbe Los ereilet beide sie,
Den Menschensohn sowie das dumme Vieh.

19 und 20. Wie dies stirbt, so stirbt er auch; es ist alles von Staub gemacht, und wird wieder zu Staub; und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nicht mehr denn das Vieh; denn es ist alles eitel.

So wie das Vieh in Staub und Nichts zerfällt,
Ist auch der Mensch dem Tod anheimgestellt.
Derselbe Geist beherrscht sie alle beide,
Und keinen Vorzug mag ich finden auch,
Der einen von dem andern unterscheide.
Auch das ist eitel, leerer Windeshauch.
Denn alles geht hervor aus einer Quelle
Und alles kehrt zurück zur selben Stelle;
Vom Staube ist ein jeglich Ding gemacht,
Zum Staube wird's zuletzt zurückgebracht.

Diese zufällig herausgegriffenen Beispiele mögen genügen. Nach der im Vorwort ausgesprochenen Ansicht des Verdeutschers wird das Buch „Koheleth" blos irrthümlich „Der Prediger Salomo" benannt; es ist zwar von einem Könige verfaßt worden, aber von einem Könige des Gedankens! Ob derselbe zu Jerusalem gelebt, wisse man weniger genau; es sei aber nicht daran zu zweifeln, daß der Name Ben-David (Sohn David's) nur ein Pseudonym ist. Ebenso sicher dürfe man annehmen, daß das Buch nicht früher als um 300 v. Chr., eher wol noch später verfaßt wurde. Die Kapitel 1—6 und 12 erschienen zuerst im „Sonntagsblatt der Neuyorker Zeitung".

2. Knittelverse eines elsässer Propheten. Von Alexander Weill. Paris, Selbstverlag. 8.

Zufolge des Inhalts seines fünf Bogen starken Heftchens stellen wir uns diesen „Propheten", oder mit ihm selbst zu reden:

Ich aber herzhaft sage euch:
Ich bin ein Gottesgesandter.
Ich komme aus dem Frankenreich,
Und heiße Alexander.
Mein Haar ist weiß, mein Bart ist grau,
Mir sinken die Augenlider.
Aber Gott, den kenne ich ganz genau,
Wir leben wie zwei Brüder.
Wie oft hat er mich angehört,
Ich kenne seine Gesetze —

diesen „Gottesgesandten", als das Prototyp eines gehässigen und häßlichen, widerlichen, verbitterten und verbissenen alten Hebräers vor, welcher mit einem würdigen, gottbegeisterten Seher so wenig gemeinsam hat wie eine Unke mit der Nachtigall. Vor allem haben wir auch nirgends eine Weissagung gefunden, wohl aber durchgehends ein gifttiges Begeifern des Christenthums und des Deutschthums. Dabei ist der Autor zwar nicht ganz ohne Geist, aber doch so beschränkt, daß er dasjenige, was für den echten Christen und gebildeten, vernünftigen Mann nur Symbol ist, äußerlich und handgreiflich nimmt und als Götzendienst bezeichnet. Unser „Prophet" ist nichts als ein höchst gewöhnlicher französischer oder französisch gesinnter Jude ohne wahre Weisheit und Menschenliebe. Lassen wir ihn einmal ein bischen schimpfen:

IV.

Seitdem ich denke, seitdem ich fühle,
Seitdem ich historisch weiß, daß viele
Sogenannte Christen nur Ungeziefer sind
Und, wie die Läuse in dem Grind,
Von Brand, Gift, Eiter und Krankheit leben,
Fühl' ich vor Unmuth mein Herz sich heben.
Und während andre aus Furcht und Vorsicht
Dulden und hinter den Ohren sich kratzen,
Möcht' ich vor Galle und Wahrheit zerplatzen
Und werfen sie beide euch ins Gesicht.

XXVIII.

Denn aus dem allerschlechtsten Juden
Macht man noch einen Christen, einen guten.
Diamanten kann man zu Kohlen zerreiben,
Aber Kohlen werden immer Kohlen bleiben.

V. (2.)

Und wißt ihr nicht, ihr dummen Christenklötze,
Daß die immerwiederkehrende Judenhetze
Gegen euch selbst gerichtet ist?
Habt ihr die Juden verschlungen zum Ersticken,
Haut man wie volle Boas euch in Stücken,
Und wirft man euch auf der Freiheit Mist.

XVII.

Die sogenannte Religion der Liebe
Hat nichts erzeugt als Krieg und Haß.

Man wird einsehen, daß hier nicht der Ort ist, uns mit diesem „Propheten" in eine Polemik einzulassen. Ihn zu widerlegen wäre in den meisten Fällen ja leicht. Nur so viel, daß eine derartige Christenhetze nur böses Blut zu machen geeignet ist.

Nun aber zum „Elsässer", zum Preußenfresser:

II.

Ihr Landwehrmänner, saget an,
Was habt ihr in Frankreich gethan?
Sedan gab euch den Sieg der deutschen Sache;
Nach ihm schreit jeder Tropfen Blut um Rache.
Den feindlichen Angriff schluget ihr zurück,
Dem . . . . . Kaiser brachet ihr das Genick.
Aber unverdaulich Elsaß und Lothringen,
Das werdet ihr nie und nimmer verschlingen.
Ein freies Volk sind und waren wir,
Wir trinken unsern Wein, wir pflanzen unser Bier!
Freistätte waren immer unsere Städte,
An Frankreich kleben wir wie eine Klette.
Wir sprechen deutsch, wenn es uns gefällt,
Aber Moltke war und ist nicht unser Held.
Und eher stürzen alle Himmel auf Erden,
Bis wir Elsässer preußisch werden!

Halt, hier versucht er wirklich zu prophezeien: ob er aber wahr prophezeit?

An vielen andern Stellen wird Bismarck in der gemeinsten Weise beschimpft.

Gern würden wir noch mehr citiren, können aber an das giftige Machwerk keinen Raum mehr verschwenden. Die traurige Geschichte von und mit des Verfassers Bettkameraden, dem armen Fische, der im Main ertrinkt, ist höchst tragi-komisch.

Die Verse sind eben Knittelverse, aber auch als solche schlecht genug, was der Autor übrigens selbst einsieht: „So wahr ich ein schlechter deutscher Dichter bin". So wollen wir denn diesem schlechten Deutschen und noch schlechtern deutschen Dichter gegenüber zwei Citate von zwei guten Deutschen und edeln, weltenumfassenden Dichtern hier anführen: Meister Lessing ladet den elsässer Propheten „über tausend tausend Jahre wiederum vor den Stuhl der Religion der Liebe", und Altvater Goethe singt in Knittelversen:

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden . . .

Hans Minckwitz.

Schriften zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Schiller's Wallenstein. Von Karl Tomaschek. Zweite Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 1886. Gr. 8. 80 Pf.
2. Schiller's Dramen. Eine Bibliographie von A. Hettler. Nebst einem Verzeichniß der Ausgaben sämmtlicher Werke Schiller's. Berlin, Wellnitz. 1885. Gr. 8. 3 M.

Schiller's „Wallenstein" hat von jeher den Gegenstand zwiespältiger Urtheile der Kritik gebildet. Man hat das Hereinspielen astrologischer Momente und der Schicksalsidee, die Einfügung der Max-Thekla-Handlung und manches andere gerügt, zuweilen mit recht vielem Scharfsinn, gemeiniglich mit ebenso geringem Verständniß für das Wesen der Poesie wie für die Forderungen der Tragödie. Die Schrift von Karl Tomaschek (Nr. 1) entwickelt zunächst die Entstehungsgeschichte der großartigen Dichtung und weist dann nach, wie jene abfälligen Urtheile vielfach grundlos sind. Wir können uns mit der Darlegung der einzelnen Charaktere wie mit der Rechtfertigung des Dichters nur einverstanden erklären.

Eine bis auf die Gegenwart fortgeführte Bibliographie von Schiller's Werken und dem, was über den Dichter und seine Werke geschrieben worden, etwa wie die Hirzel'sche Goethe-Bibliothek, besitzen wir noch nicht. Einen Anfang dazu bildet das vorliegende Heftchen von A. Hettler (Nr. 2), in welchem die verschiedenen Ausgaben von Schiller's sämmtlichen Werken sowie die Bibliographie der einzelnen Dramen, nicht der Zeit der Entstehung, sondern der alphabetischen Reihe folgend, verzeichnet sind. Die letzterschienenen Werke sind diejenigen des Jahres 1885; über die Vollständigkeit der Arbeit wagen wir kein Urtheil. Der Verfasser verspricht uns als bereits vorbereitet ähnliche Arbeiten über Marlowe, Goethe's „Tasso" und „Iphigenie", die Hamlet-Literatur. Das ist gewiß sehr verdienstlich, indeß würde ihm, nachdem für die Goethe-Gemeinde durch Hirzel so trefflich gesorgt ist, der Freund deutscher Literatur für eine ähnliche Arbeit über Schiller sicherlich sehr dankbar sein.

3. Literarische Abende für den Familienkreis. Biographische Vorträge über Dichter und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts begleitet von Proben aus ihren Werken. Von F. Zehender. Zürich, Schultheß. 1886. Gr. 8. 4 M.

Ferdinand Zehender, der verdiente Pädagog, hat in dem vorliegenden Buche eine Reihe von Vorträgen zusammengestellt, welche er in den Jahren 1884 und 1885 im engern Kreise oder im Großmünster-Schulgebäude zu Zürich gehalten hat. Er geht davon aus, daß Biographien eins der besten Mittel seien, Sinn und Verständniß für die Geschichte der Literatur zu wecken. So läßt er denn, beginnend mit dem Zeitalter der Romantik, Tieck, Heinrich von Kleist, Schleiermacher, Arndt, die Gebrüder Humboldt, Rückert, sodann in zweiter Folge W. Hauff, Heine, Geibel, Lenau, Annette von Droste, Fanny Lewald, schließlich Auerbach, Fritz Reuter, Freytag und Scheffel auftreten, an deren Betrachtung sich noch zwei kurze Aufsätze über den geschichtlichen Roman der Gegenwart und die biographische Literatur der letzten vier Jahrzehnte anreihen. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Zusammenstellnng ziemlich auffällige Lücken hat, sowie daß bei dem nicht gerade bedeutenden Umfang des Buchs eine wirklich eingehende Betrachtung des Lebens, eine umfassende Beurtheilung des Wirkens der besprochenen Persönlichkeiten nicht wohl möglich war. Bei jeder Dichtergestalt wird zugleich die Literatur über dieselbe verzeichnet. Wenn der Titel uns „Proben aus den Werken" verheißt, so ist das, abgesehen von einigen lyrischen Dichtungen, gemeiniglich dahin zu verstehen, daß der Verfasser mehrfach nur darauf hinweist, was er nach dem biographischen Abriß seinen Hörern vorlas und was er seinen Lesern nachzulesen räth. Insofern er zu einer wohlgewählten, gründlich betriebenen Lektüre aus dem reichen Schatz der Hervorbringungen unsers Jahrhunderts den Antrieb geben will, dürfen wir seine Arbeit als eine verdienstliche bezeichnen.

4. Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. Von Justinus Kerner. Zweiter unveränderter Abdruck. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Vor siebenunddreißig Jahren ist Justinus Kerner's „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" zuerst erschienen, und es ist ein betrübtes Zeichen unserer schriftstellerischen Verhältnisse, daß erst auf Anlaß des am 18. September 1886 eintretenden hundertjährigen Gedenktages von Kerner's

Geburt ein zweiter Abdruck des anmuthigen Buchs hinausgeht, um hoffentlich dem liebenswürdigen Dichter viele neue Freunde zu gewinnen. Ueber das Buch selbst, als ein längst vorhandenes, ist an dieser Stelle nicht viel zu bemerken; der Kundige weiß, daß in demselben das zweitbedeutendste Haupt des schwäbischen Dichterkreises seine bunten Jugendschicksale erzählt mit jener kindlichen Liebenswürdigkeit, jener poesiereichen Romantik, jenem Scharfblick für eigenartige Menschenkinder: Eigenschaften, die ihm lebenslang eigenthümlich waren. Er berichtet über seine Jugendtage in Ludwigsburg und Maulbronn, seinen Knechtsdienst als Lehrling in der herrschaftlichen Tuchfabrik zu Ludwigsburg; mit seiner Ankunft zu Tübingen als Studiosus der Heilkunde schließt er die Jugenderlebnisse, welche uns um ihrer selbst und um der anmuthigen Erzählungsweise willen festhalten, wie denn auch noch manche andere bedeutsame Persönlichkeiten, Herzog Karl, Schiller, Schubart, Conz, Kerner's Bruder Georg u. a., darin auftreten. Das Buch liest sich sehr hübsch.

Wilhelm Buchner.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Aus der in regelmäßiger Zeitfolge wiederkehrenden Broschürenliteratur haben wir wieder folgende Nummern anzuzeigen. Die im Verlag von Karl Habel in Berlin erscheinenden, längst und rühmlichst bekannten „Deutsche Zeit- und Streitfragen" (Herausgeber: Franz von Holtzendorff), und die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" (Herausgeber: Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff) eröffnen mit dem Jahre 1886 eine Neue Folge, deren Erste Serie 24 Hefte umfaßt. Von erstern liegen uns vor: „Die Hauswirthschaft und der Markt", von E. Eberty; „Die Zukunft unsers Handels", von Ewald Paul. Aus der zweiten haben wir namhaft zu machen: „Ueber das Vorhersagen von Naturerscheinungen", von Arnold Schafft; „Victor Hugo", von Gustav Dannehl. Wir halten es für zweifellos, daß die Neue Folge dieser Sammelwerke eine gleiche Fülle von Belehrung und Mannichfaltigkeit der Themen bieten wird wie ihre Vorgängerin. Hoffen wir den besten Erfolg!

„Gegen den Strom" nennt sich eine schnell bei uns eingebürgerte, weil nach Inhalt wie Form überaus gediegen auftretende Sammlung von Flugschriften, welche bei Karl Graeser in Wien erscheint. Das neunte und zehnte Heft dieser Sammlung behandelt in trefflicher Weise die Themen: „Die Lektüre des Volks" und „Der Schutz der bürgerlichen Ehre". Gleichfalls in Wien erscheinen die von Engelbert Pernerstorfer herausgegebenen „Deutschen Worte", welche vorzugsweise sachlich und geistvoll geschriebene volkswirthschaftliche Aufsätze enthalten. Jährlich werden zwölf Hefte ausgegeben.

— Im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig ist erschienen: „Die Musik als human-erziehliches Bildungsmittel", von J. Loehner. Der Verfasser bedauert, daß es in der heutigen Musikwelt noch keine allgemein gewordene Form gibt, welche als wirkliches Erziehungsmittel angewendet werden könne. Große Künstler pflegen nicht zugleich Pädagogen zu sein, und umgekehrt. Darum will auch Loehner mit Verbesserungsvorschlägen hervortreten, damit die Musik zu einem allgemeinen ethischen Bildungsmittel werde. Er wünscht hauptsächlich, daß sich ein höherer Musiklehrerstand heraubilde, welcher nicht nur dem musikalischen, sondern auch dem humanen Bewußtsein und Bedürfniß unserer Zeit entspricht. So handelt er denn über „Den Schulgesang und seine Pflege", „Das Klavier", „Das musikalische Unterrichtswesen", „Conservatorien in Leipzig, München, Würzburg, Stuttgart und Berlin", und fordert in einem Schlußwort die Aufstellung einer Normalmethode, welche neben künstlerischen auch humane Bildungsziele verfolgen soll. Es findet sich in dieser Schrift manches Dilettantische.

— „Das Goethe'sche Gleichniß" hat Hermann Henkel in einer ausgezeichneten, mit größtem Fleiß gearbeiteten Monographie behandelt (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses). Die literarischen Erzeugnisse, die Briefe und Gespräche des Dichters haben dieser Forschung zu Grunde gelegen; in das Bereich der Betrachtung wird sowol das eigentliche Gleichniß wie auch das metaphorische gezogen. Die Gleichnisse bei Homer und bei Shakspeare werden charakterisirt; an den von Goethe selbständig erfundenen Gleichnissen rühmt Henkel die erstaunliche Gegenständlichkeit und realistische Treue, die ruhig epische Weise der Ausführung. Doch es ist wol besser, daß wir den Verfasser selbst zu Wort kommen lassen. „Goethe liebt es, namentlich in den Dichtungen des classisch-idealen Stils, das Gegenbild in detaillirenden Nebenzügen liebevoll auszuführen und die Zeichnung durch den Farbenschmelz malerischer Epitheta zu heben. ... In seinen mittlern Jahren neigt Goethe mehr der ruhigen und breitern Entfaltung des epischen Gleichnisses zu, während er in seiner Jugendzeit gern in knappen, raschen, oft überraschenden Vergleichungen sich ergeht. Im Alter dagegen stellte sich eine gewisse didaktische Breite, tiefsinnigere Combinationen, blassere Farben der Darstellung ein." Wir bemerken, daß die Henkel'sche Schrift mit zahlreichen und sorgfältig gewählten Quellennachweisen ausgestattet ist, gleichwol sich in den Grenzen eines geistvollen literarischen Essays hält, welcher sich nicht verflacht zu bloßem Alexandrinerthum.

— „Gedanken des 19. Jahrhunderts" veröffentlicht ein orthodoxer Jude, und G. S. Schäfer begleitet sie mit einem Vorwort (Berlin, Rubenow). Der Verfasser hat eine besondere Gabe, überall nur die Mängel und Fehler zu sehen, mit der Lauge einer zersetzenden Kritik alles zu übergießen, Wahrheit mit Unwahrheit zu durchmengen. Sein Ideal ist die confessionslose Schule, die moderne Wissenschaft und das Gewissen eines Freigemeindlers. Was damit nicht übereinstimmt, ist vom Uebel. Er will durch sittliche Freiheit zur politischen Freiheit und brüderlichen Freiheit vordringen, an die Stelle des Gottesdienstes soll edler Liebesdienst für unsere Brüder treten, Körper und Geist sollen gleichmäßig gepflegt werden u. s. w. Unter der Masse derartiger Schriften gehört die vorliegende zu den bessern, insofern sie nicht ohne Scharfsinn und Gemüth verfaßt ist; daß bodenlose Schwärmerei höchstens in engen Kreisen eine Zeit lang eine Gemeinschaft zusammenhalten kann, nicht aber Nationen, bleibt dem Verfasser völlig unverständlich.

— Eduard Reich hat die erste Lieferung eines größern Werks (in zehn Lieferungen à 1 Mark) bei F. Rothermel u. Comp. in Schaffhausen unter dem Titel „Blicke in das Menschenleben" erscheinen lassen. Er spricht darin von der Entstehung, Verhütung und Heilung von Leidenschaften, Lastern und Verbrechen. Reich ist unter den heutigen Medicinern das, was man einst unter den Pädagogen Philantropisten nannte: er stellt die sehr umfassenden Studien seines Gebiets in den Dienst einer Theorie, welche auf Volksbeglückung

im weitesten Sinne des Worts hinausläuft. Um dem Leser ein Urtheil zu ermöglichen über Richtung und Schreibweise des Verfassers, geben wir hier mehrere charakteristische Aeußerungen wieder: „Alle Menschen sind gut und böse zugleich, und Entartung geht alle Seiten eines lebenden Wesens gleichmäßig an. Harmonie schließt Sünde aus. Nur derjenige kann ein richtiges Urtheil über Sünde und Sünder fällen, welcher die Standpunkte der Geschichte, Anthropologie, Medicin und Socialwissenschaft vereinigt (!). Die Quelle der Disharmonie muß aufgespürt werden. Hauptsächlich ist es das Futter, welches Leidenschaften entzündet, Sünde erzeugt und wieder heilt. Menschen mit hungerigem, oder wenigstens nicht angemessen gefülltem Magen sind beständig nervös und leidenschaftlich. Ohne Beseitigung des Geldes überwinden wir die Leidenschaften nicht. Alkohol, Leidenschaft und Sünde hängen organisch zusammen."

— In L. Breuninger's Deutscher Buchhandlung in Pittsburg (Pennsylvanien) hat Julius Staub eine „Reform" veröffentlicht, worin er die Darwin'sche Entwickelungslehre weiter entwickeln will. Weß Geisteskind der Verfasser ist, erhellt zur Genüge aus folgenden Stellen: „Magnetismus ist die durch eine bestimmte Stoffform bewirkte Concentration der Strahlen- oder Kältesubstanz aus einem weitern Umkreis; Elektricität ist ganz dasselbe, nur wird durch ein anderes Verfahren eine andere Wirkung hervorgerufen; auch Galvanismus ist ganz dasselbe, nur wird durch eine dritte Art des Verfahrens eine dritte Wirkungsart hervorgerufen." — „Die Kraft und die Gravitationslehre sind Rudimente des Dualismus." — „Eine sympathisch oder ästhetisch wirkende Bewegungsursache nöthigt die alles durchdringende Strahlensubstanz, ihr Lagerungsverhältniß innerhalb der noch formlosen protoplasmaartigen Masse, die den werdenden Embryo ausmacht, so zu verändern, wie es dem Naturbedürfniß, das die werdende Form zur Nothwendigkeit macht, entspricht. Und hier liegt das Geheimniß des formengebenden Elements in der organischen Natur entschleiert vor uns."

Bibliographie.

Arany, J., Balladen. Aus dem Ungarischen übersetzt von J. Bruck. Wien, Szelinski. 8. 1 M.

Baar, F., Der obstschini (gemeinschaftliche) Landbesitz, der Landmangel, die Uebersiedelung und die landwirthschaftliche, öconomische und commercielle Krisis in Russland. Riga, Deubner. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Becker, A., Die Nonnenfusel. Ein Bauernroman aus dem Pfälzer Wasgau. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Bernoulli, A., Winkelrieds That bei Sempach. Eine kritische Untersuchung. Basel, Detloff. Gr. 8. 1 M.

Bibliothek für Ost und West. Zusammengestellt von A. Friedmann. 19ter Bd.: Verschlungene Wege. Zwei Erzählungen von F. Scherer. Wien, Engel. 8. 1 M.

Björnson, B., Das Haus Kurt. Dem Norwegischen nacherzählt von E. Jonas. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Boxberger, R., Das Ahnungsvolle in Schillerschen Frauencharakteren. Vortrag. Posen, Merzbach. Gr. 8. 50 Pf.

Byr, R., Villa Mirasior. Roman. Jena, Costenoble. 8. 5 M.

Calmberg, A., Ingeborg. Schauspiel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 3 M.

Czerny, A., Kunst und Kunstgewerbe im Stifte St. Florian von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Elbe, A. v. d., Dornröschen. Eine Erzählung. Leipzig, Böhme. 8. 2 M.

Elschen auf der Universität. Vom Verfasser der „Sax-o-Saxonen". Bremen, Rocco. 8. 2 M.

Entleutner, A. F., Eine Promenade durch die Anlagen und Gärten des climatischen Curortes Meran. Meran, Pötzelberger. 12. 1 M. 50 Pf.

Felix, G., Moskau 1812. Schauspiel. Berlin, Steinthal. 8. 1 M. 50 Pf.

Fischer, K., Erinnerungen an Moritz Seebeck, wirklicher Geheimerath und Curator der Universität Jena. Nebst einem Anhang Goethe und Thomas Seebeck. Mit M. Seebecks Bildniß. Heidelberg, C. Winter. 8. 2 M. 80 Pf.

Freydorf, Alberta v., Die Rosen der heiligen Elisabeth. Eine Legende, dramatisiert. Karlsruhe, Braun. 12. 2 M. 20 Pf.

Friedeberg, M., Bilder von der Ostgrenze. Studien und Skizzen. Zweites Bändchen der Bilder aus Ostpreußen. Mit 5 Illustrationen. Tilsit. Gr. 8. 1 M.

Gangkofer, L., Die Sünden der Väter. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 10 M.

Helfert, J. A. Freih. v., Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1484. IV. Der ungarische Winter-Feldzug und die octroyirte Verfassung. December 1848 bis März 1849. 3ter Thl. Prag, Tempsky. Gr. 8. 10 M.

In honorem Victoris Scheffel, ein Scherflein des Dankes von einem alten Heidelberger Studenten. Karlsruhe, Braun. 8. 30 Pf.

Irmischer, P., Wanderbüchlein. Sprüche auf der Lebensreise, gesammelt. Rothenburg o/T., Peter. 16. 60 Pf.

Kerz, F., Ueber die Entstehung der Körper, welche sich um die Sonne bewegen. Auch als Nachtrag zu der Schrift: „Erinnerungen an Sätze aus der Physik und der Mechanik des Himmels". Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Keyser, Stefanie, Der Muth zur Wahrheit. Roman. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 4 M.

Lesimple, A., Erlebnisse und Erinnerungen aus dem Musiker-Leben. 1stes Bdchn. Dresden, Minden. 8. 1 M.

Lessing's Briefe. Nachträge und Berichtigungen. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von C. C. Redlich. Berlin, Hempel. 8. 1 M.

Luckner, Mathilde Gräfin, Ich und Nicht-Ich. Leipzig, Peterson. 8. 4 M.

Marggraff, P., Florian Geyer. Erzählung aus dem Bauernkriege in Versen nach der Geschichte. Würzburg, Stahel. 12. 1 M. 60 Pf.

Niemann, J., Die Seelen des Aristoteles. Roman. Leipzig, Peterson. 8. 3 M.

Noer, Graf F. A. v., Kaiser Akbar. Ein Versuch über die Geschichte Indiens im 16. Jahrhundert. 2ter Bd., nach den hinterlassenen Papieren des Verfassers bearbeitet von G. v. Buchwald. Leiden, Brill. 1885. Gr. 8. 10 M.

Oettingen, A. v., Was heisst christlich-social? Zeitbetrachtungen. Reval. Gr. 8. 2 M.

Preger, W., Psalmbüchlein. Biblische Psalmen in deutschen Liederweisen. Rothenburg o/T., Peter. 16. 40 Pf.

Quellen zur Geschichte der Stadt Worms auf Veranlassung und mit Unterstützung des Herrn C. W. Heyl, vormals Mitglied des Deutschen Reichstages, herausgegeben durch H. Boos. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Urkundenbuch der Stadt Worms. I. Bd. 627—1300. Berlin, Weidmann. Lex.-8. 16 M.

Scala, R. v., Geschichte und Dichtung. Ein Vortrag. Herausgegeben vom Deutschen Club in Linz. Linz. 1885. Gr. 8. 80 Pf.

Scheffel, J. V. v., Festgedicht zum Jubiläum der Universität Heidelberg. 1386—1886. Mit einer Illustration von A. v. Werner. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 4. 80 Pf.

Schilling, H., König Aelfred's angelsächsische Bearbeitung der Weltgeschichte des Orosius. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schirmer, C., Gesiegt. Roman. Leipzig, Mutze. 8. 4 M.

Seiffert, J., Die Verirrungen des menschlichen Geistes als Zeitkrankheiten auftretend. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Offenes Sendschreiben an Herrn Feodor Wehl, früheren Indendanten des Stuttgarter Hoftheaters. Entgegnung auf sein Buch: Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung. Stuttgart, Lutz. Gr. 8. 30 Pf.

Siemssen, H. J., Aus meinen Mußestunden. Hamburg, O. Meißner. 1885. 8. 2 M.

Stein, H., Lebensbild des Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten des Herzogthums Braunschweig. Braunschweig, Wollermann. Gr. 8. 80 Pf.

Stein, L., Gedichte. (1882—1885.) Leipzig, Mutze. 8. 2 M.

Stille, G., Unsere Währungsfrage. Vortrag. Osnabrück, Wehberg. 8. 30 Pf.

Stubbe, C., Die Ehe im alten Testament. Jena, Dabis. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Tagebuch des Kronprinzen. Aussprüche, Briefe und andere Kundgebungen. 1831—1886. Berlin, Steinitz u. Fischer. 8. 5 M.

Tamm, H. C., Der Realismus Jesu in seinen Gleichnissen. Erörtert. Jena, Dabis. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Thorsch, B., Iwan Turgenjew. Charakterbild eines modernen Dichters. Leipzig, F. Duncker. 8. 1 M. 50 Pf.

Topelius, Z., Aus hohem Norden. Aus dem Schwedischen von O. Gleiss. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die Herzogin von Finnland. Erzählung. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 2 M. 40 Pf.

Trinius, W., Erinnerungen an Fritz Reuter. Wismar, Hinstorff. 8. 1 M.

Ulrich, W., Italiens Dichterfürsten während der goldenen Tage Ferraras. Eine historisch-litterarische Studie. Langensalza, Wendt u. Klauwell. Gr. 8. 50 Pf.

Unterkircher, P., Die Oesterreicher in der Krivoscije. Innsbruck, C. Rauch. Gr. 8. 1 M.

Vor dem Kampfe. Drohende Stimmen aus Osten und Westen. Von einer deutschen Kassandra. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 60 Pf.

Wachenhusen, H., Grundsätze der Nationalökonomie, sowie des Staatssocialismus und der Socialdemokratie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Wagner, J., Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach den amtlichen Quellen. Berlin, Engelhardt. Lex.-8. 2 M. 50 Pf.

Weber, M., Studien über Säugethiere. Ein Beitrag zur Frage nach dem Ursprung der Cetaceen. Mit 4 Tafeln und 13 Holzschnitten. Jena, Fischer. Gr. 8. 12 M.

Werner, E., Adlerflug. Erzählung. München, Richter u. Kappler. 8. 3 M. 50 Pf.

Zola, E., Moralische Novellen. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von P. Heichen. 2te verb. Aufl. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

— — Realistische Novellen. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von P. Heichen. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 158 bis 170.

Neu-Guinea und Bismarck-Archipel. (I/II.) — Rumäniens wirthschaftliche und finanzielle Verhältnisse. (I/III.) — Das Recht der Regentschaft in Bayern. — Authentische Darlegung der Vorgänge in Hohenschwangau und Bericht über die Reise des Königs nach Schloß Berg. — Die Katastrophe in Schloß Berg. — König Ludwig II. — Die Lage in Belgien. — Ungarn und die gemeinsame Armee. — Die Sachsenfrage in Siebenbürgen. (I/II.) — Die Beerdigung weil. Sr. Majestät König Ludwigs II. — Eine Stimme über das moderne Griechenland. Von Dr. H. Vierordt.

Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kreisausstellung zu Augsburg. Von H. E. v. Berlepsch. (III/IV.) — Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich. (II.) — Der Jubiläumshammer im Bayerischen Nationalmuseum. — Aus der Verbrecherwelt. — Zur französischen Romanliteratur. — Zur Literatur des Civilproceßrechtes. — Scheffel und Karlsruhe. (I/II.) — Die Ausgrabung des großen Sphinx auf dem Pyramidenfelde von Gizeh. Von R. Buchta. — Christoph Columbus. — Zum Problem der Vererbung. Von Dr. W. Detmer. — Münchens Straßenbeleuchtung vor 150 Jahren. Von Dr. C. Schaefer. — Zur geschichtlichen Entwicklung der Industrie Rußlands. — Cavour. Von G. Th. Lommel. (III/IV.) — Charakterologisches aus Slowenien. — Die Studienreise eines indischen Radscha's in Europa. Von H. Vámbéry. — Enthüllung der Mumie König Ramses' II. Von R. Buchta. — Kloster Bebenhausen. Von W. Lübke. — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (III.) — Zur französischen Romanliteratur. — Gedenktag der Schlacht bei Sempach. — Ein Besuch auf dem Schlachtfeld von La Belle-Alliance. Von L. von Thüna. — Das helvetische Collegium in Mailand. — Aus dem Bayernlande an der Drau. (I.)

Die Gothaer Grundcreditbank im Jahre 1855 und ihre Zukunft. — Die Ernährung und die Nahrungsmittel. II. Die Milch. — Ein neuer Erfolg der deutschen Industrie. — Deutsche Weincultur in Kleinasien.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Caesar im Orient.

Kritische Übersicht der Ereignisse vom 9. August 48 bis October 47.

Von

Walther Judeich.

Mit einer Karte und vier Plänen.

8. Geh. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Reisen an der Persisch-Russischen Grenze.

Talysch und seine Bewohner.

Von

Dr. Gustav Radde.

Mit 12 Abbildungen, 4 Tafeln und 1 Karte.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Dem russischen Grenzgebiet Talysch am Südrande des Kaspischen Meers wurde bisher nicht die verdiente Aufmerksamkeit seitens der Forschungsreisenden zu theil. Um so neuer und interessanter erscheint alles, was Dr. Radde, Director der Bibliothek und des Kaukasischen Museums in Tiflis, im vorliegenden Originalwerke, dessen Widmung Se. k. k. Hoheit der Kronprinz Rudolf von Oesterreich angenommen hat, über dieses schöne, durch die Natur reich gesegnete Land und seine Bewohner zur Mittheilung bringt. Auch durch die beigegebenen Karten und Abbildungen erfährt unsere geographische und ethnographische Kenntniss eine sehr werthvolle Bereicherung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Fauna und Flora des südwestlichen Caspi-Gebietes.

Wissenschaftliche Beiträge zu den „Reisen an der Persisch-Russischen Grenze“.

Von

Dr. Gustav Radde.

Unter Mitwirkung von **Dr. O. Böttger, E. Reitter, Dr. Eppelsheim, A. Chevrolat, L. Ganglbauer, Dr. G. Kraatz, Hans Leder, Hugo Christoph** und **Dr. G. von Horvath.**

Mit 3 Tafeln. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Als einen besondern Theil seines gleichzeitig erschienenen Reisewerks über Talysch veröffentlicht der Verfasser hier in systematischer Bearbeitung die reichen Ergebnisse, welche der Zoologie und Botanik durch seine Forschungen zugeführt worden sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig erschien:

Memoiren des Generals U. S. Grant.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen.

Zwei Bände. 8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Die hinterlassenen Denkwürdigkeiten des im Juli 1885 verstorbenen Generals Grant, des siegreichen Feldherrn und zweimaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, von welchen in Amerika schon über 300000 Exemplare abgesetzt sind, werden hier in getreuer Uebersetzung von H. von Wobeser dem deutschen Publikum zugeführt. Mit dem soeben veröffentlichten zweiten Bande ist das hochinteressante, werthvolle Werk abgeschlossen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1886. Nr. 7.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1886.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1886.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1886.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 8. Juli 1886.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die neue englische Goethe-Gesellschaft. Von David Asher. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Blüten der Lyrik. Von Hans Minckwitz. — Zur Goethe-Literatur. Von Robert Boxberger. — Zwei deutsche Prachtwerke. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die neue englische Goethe-Gesellschaft.

Mit der Bildung dieser Gesellschaft, die kürzlich in London unter dem Vorsitz und mit einer Ansprache Max Müller's eröffnet worden, hat sich das sonst als engherzig und insularisch isolirt verrufene England auf die gleiche Stufe mit Deutschland in der Anerkennung ausländischen Verdienstes gestellt. Was Deutschland für Shakspeare geleistet, das will England nun für Goethe leisten. An Anerkennung hat es diesem größten der deutschen Dichter drüben zwar nie gefehlt, wenn er auch — wie es ja im eigenen Vaterlande geschieht — von der Orthodoxie als der große Heide angefeindet worden ist und in ihren Augen wol stets als solcher gelten wird; jetzt aber will man sich — eine Ehre, die bisher nur vaterländischen Größen zutheil geworden — in seine Werke vertiefen, ihren Sinn ergründen, deren Text wol auch philologisch erforschen und feststellen und den Wechselbeziehungen zwischen ihnen und dem Leben Goethe's nachspüren. So werden sich also nun die zwei Gesellschaften, die deutsche und die englische, derselben Arbeit „mit vereinten Kräften" widmen und bei der Ausdauer und Findigkeit der Engländer, ihren großen Mitteln und ihrer verschwenderischen Hand, wenn es gilt, eine Lieblingsbeschäftigung zu verfolgen, um nicht zu sagen ein Steckenpferd zu reiten, ein einmal gestecktes Ziel zu erreichen, dürften ihre Bemühungen nicht ohne Erfolg bleiben und selbst dem deutschen Volke zugute kommen. Man erinnere sich beispielsweise nur der Lewes'schen Leistung auf dem biographischen Gebiete, der zahlreichen, zum Theil sehr gelungenen Uebertragungen des „Faust", und vor allem, auch der Zeit nach voranstehend, der meisterhaften, von Goethe selbst für anerkannten Uebersetzung seines „Wilhelm Meister" von Thomas Carlyle. Goethe's Briefwechsel mit diesem schottischen Weisen, dem vorzugsweise das Verdienst gebührt, der deutschen Literatur drüben Eingang verschafft und Goethe zu verdienter Würdigung gebracht zu haben, war es denn auch, welcher den Stoff zu Max Müller's Rede bot, der gegenüber, beiläufig sei es erwähnt, die englische Tagespresse und selbst die hervorragendsten literarischen Wochenschriften sich auffallenderweise schweigsam und zugeknöpft verhalten haben. Es wurde der Eröffnung der Gesellschaft überhaupt in keinem mir zu Gesicht gekommenen Blatte, auch nicht in der Müller sonst so sehr gewogenen „Times", nur mit einem Worte gedacht. Die Rede erschien vollständig nur im Juniheft der londoner Monatsschrift „Contemporary Review". Möglicherweise hat der Verfasser es mit den übrigen Redactionen dadurch verdorben, daß er der genannten Monatsschrift vorher schon das alleinige Recht, seine Rede abdrucken zu dürfen, zugesagt hatte.*) Doch dieser Punkt interessirt uns

*) Erst seitdem ich Obiges geschrieben, sind mir die neuesten Nummern des „Athenaeum" und der „Academy" zu Gesicht gekommen, aus welchen ich ersehe, daß beide die Eröffnung der englischen Goethe-Gesellschaft allerdings kurz erwähnen, sich aber hauptsächlich darauf beschränken, über die musikalischen Vorträge, welche dabei stattgefunden, zu berichten. Sie verweisen dabei blos auf die in der „Contemporary Review" zu findende Ansprache Max Müller's und führen nur aus Professor Blackie's bei derselben Gelegenheit gehaltenen Rede, einige Bemerkungen, das Verhältniß zwischen Goethe und Carlyle betreffend, an. Blackie meinte nämlich, die Sympathie zwischen beiden müsse mit der Zeit abgenommen haben, Carlyle scheine ihm als „Titan der Verkleinerer oder Geringschätzer" (the Titan of depreciators) aus dem Verhältnisse hervorgegangen, Goethe aber bis zuletzt der „Jupiter der Hochschätzer" (the Jove of appreciators) geblieben zu sein. Die „Academy" fügt noch hinzu, daß der

hier nicht, wo wir es nur mit dem Inhalt der Rede, nicht mit deren äußern Schicksalen oder ihrer Geschichte zu thun haben.

Das Thema nun, welches ihr zu Grunde lag, war die von Goethe herbeigewünschte „Weltliteratur", über welche er sich bekanntlich in den letztern Jahren seines Lebens und zwar im Vorwort zu Carlyle's Biographie Schiller's geäußert hat. Für Deutsche haben wir nicht nöthig, die Stelle anzuführen, wie es Max Müller mit vollem Recht für seine englischen Zuhörer für nothwendig hielt; ihnen theilte er auch Briefe Goethe's an Carlyle theils im Auszuge, theils im vollen Wortlaute mit, von denen einige längst bekannt waren, andere aber zum ersten mal in Froude's Biographie Carlyle's zum Abdruck kamen und noch andere, die bisher im Archiv zu Weimar aufbewahrt gewesen, erst kürzlich der dort ihren Sitz habenden Goethe-Gesellschaft übergeben worden sind und jetzt der baldigen Veröffentlichung in Amerika, wo der Buchhändler Charles Norton sie erworben hat, harren. *)

Max Müller bemüht sich nun in seiner Rede, den Engländern die Wohlthaten einer solchen Weltliteratur, wie Goethe sie sich gedacht, nachzuweisen; er will den engherzig nationalen Standpunkt, der keinen Sinn oder kein Interesse für das, was über die Grenzpfähle des Vaterlandes hinaus liegt, verlassen sehen und einem kosmopolitischen Geiste in der Literatur gehuldigt wissen; er beklagt, von pessimistischer Gesinnung angehaucht, den gegenwärtigen Zustand Europas, wo die Völker, bis an die Zähne gerüstet, fortwährend nur auf der Lauer sind, aneinander zu gerathen, um sich zu zerfleischen, und malt in beredten Worten, wie sie ihm eigen sind, als Gegensatz zu diesen Zuständen die idyllische Zeit eines Schiller und Goethe aus, an deren Werken er stets wieder neue Labung und Erquickung finde, wie der von der Hitze des Tags Ermattete sie bei einem Bade in den kühlen Wogen des Meeres empfindet.

Natürlich kann unter Weltliteratur nichts anderes verstanden werden als der Austausch der Ideen zwischen den Völkern mittels Uebersetzung ihrer literarischen Erzeugnisse, wie dies ja heutzutage in weit größerm Maße, namentlich bei uns in Deutschland, geschieht, als es zu Goethe's Zeit der Fall war. Heute freilich, wo die Kenntniß fremder Sprachen eine weit verbreitetere und gründlichere ist als damals, wäre es, beiläufig gesagt, eigentlich weniger nöthig, dem Publikum ausländische Werke durch Uebersetzungen zu vermitteln; doch darf man nicht vergessen, daß jene Kenntniß in der Regel sich nicht über die vier Hauptsprachen Europas, das Englische, Deutsche, Französische und Italienische, hinaus erstreckt, während die übrigen Sprachen, deren Literaturen des aufmerksamen Studiums nicht weniger würdig sind oder doch des Interessanten vieles bieten, mehr oder minder vernachlässigt werden und es bei den massenhaften Anforderungen, welche der Beruf an jeden von uns stellt, nothwendigerweise werden müssen. Während aber die Uebersetzungskunst, in vielen Fällen freilich müßte man sagen das Uebersetzungshandwerk, in immer größerer Ausdehnung betrieben wird und man uns die hervorragenden Werke fast aller ausländischen Literaturen zugänglich macht, scheint das Interesse an diesen letztern auch bei uns, und vielleicht bei uns mehr als irgendwo sonst, in Abnahme zu sein. Beweis dafür ist, daß wir bei der großen Masse von Zeitschriften für alle Fächer kein einziges Organ für ausländische Literatur besitzen! Daß das bereits oben in der Anmerkung erwähnte Blatt hierbei nicht allzu sehr in Betracht kommen kann, wird jedem, der es kennt, von selbst einleuchten. Die neuphilologischen Zeitschriften ebenso wenig, da sie sich mit Ausnahme einer einzigen für neufranzösische Literatur, falls sie noch existirt, nicht mit der Belletristik, jedenfalls nicht mit der neuerer Zeit, befassen, die ja allein hier ins Auge gefaßt wird. Die Tagespresse bespricht wol dann und wann vereinzelte, besonders hervorragende Erscheinungen der neuesten französischen, englischen und zuweilen der italienischen wie auch anderer Literaturen. Solche vereinzelte rein vom Zufall abhängende Besprechungen geben aber kein Bild von dem Zustande der betreffenden Literatur im ganzen, ihrer Entwickelung zum Bessern oder Schlimmern, oder ihrem Fort- oder Rückschritt, noch entfernt eine systematische, wenigstens annähernd vollständige Kenntniß ihrer Erzeugnisse von Tag zu Tag oder doch von Monat zu Monat. Das aus Leihbibliotheken lesende Publikum verläßt sich wol zumeist auf die Empfehlung des Besitzers einer solchen und liest ohne Auswahl oder Anleitung blind in den Tag hinein Gediegenes oder Werthloses. Der Fachmann, welcher Art immer, ist viel zu sehr von seinen speciellen Studien in Anspruch genommen, um sich mit der ausländischen Literatur durch Lektüre der Werke selbst auf dem Laufenden zu erhalten, wie sehr er sich auch, vielleicht durch frühere Neigung daran gewöhnt, dafür interessiren mag; wohl aber würde er ein gut geleitetes Organ für ausländische Literatur einmal des Monats zur Hand nehmen, um sich auch auf diesem Gebiete wieder heimisch zu machen oder doch ihm sich nicht gänzlich zu entfremden, wie das jetzt wol bei den meisten der Fall ist. Diesem Bedürfniß muß also und wird hoffentlich bald abgeholfen werden; man wird wol auch im neuen Reiche in dieser Beziehung etwas, das seiner würdig ist, zu schaffen verstehen.

David Asher.

Schriftführer der Gesellschaft angekündigt habe, dieselbe bestehe jetzt aus dem Prinzen und der Prinzessin Christian und über 150 ordentlichen Mitgliedern. Die Berichte der Localschriftführer, welche diese Zahl allerdings wol erhöhen dürften, seien noch nicht eingetroffen. Er erinnerte dann die Versammlung daran, daß nur sehr wenige Zwecke der Gesellschaft erreicht werden könnten, falls sie nicht mindestens 500 Mitglieder zähle. Außerdem druckt die „Academy" einen längern, an W. C. Coupland gerichteten interessanten Brief des Prof. E. Dowden über Goethe in extenso ab.

*) Bei der Erwähnung dieser Thatsache bezieht sich Müller auf einen Artikel Eugen Oswald's im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes".

Neue Romane.

1. Moschko von Parma. Erzählung von Karl Emil Franzos. Zweite Auflage. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 5 M.
2. Fürstin Napraxine. Roman von Onida. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1886. 8. 8 M.
3. Die Archenbach. Eine Familiengeschichte von Georg Hartwig. Drei Bände. Berlin, Janke. 1886. 8. 10 M.

Die einfache Lebens- und Herzensgeschichte eines armen podolischen Juden; ein glänzendes, doch tragisches Gesellschaftsbild aus der haute volée; ein Familienporträt aus der patrizisch hochmüthigen Kaufmannswelt, auch düster genug beginnend, doch fein schließend — das sind die uns vorliegenden drei Werke.

Seit Karl Emil Franzos mit seinen ethnographischen Bildern „Aus Halb-Asien", einer Schöpfung, welche ebenso gut der Culturgeschichte wie der Belletristik angehört, in unsere Literatur eingetreten, hat sich durch die weiter von ihm veröffentlichten Schriften seine Stellung in dieser auffallend rasch befestigt und erweitert, sie wecken ebenso viel Interesse, wie sie Anziehung üben.

Vorwiegend liebt er kunstvoll erfaßte und schwer verwickelte psychologische Conflicte von düsterer Färbung und tragischem Ausgange; er kann aber auch dem Schatz seiner außerordentlich reichen Beobachtung einfache Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben entnehmen, ohne daß Kraft und Gehalt der Zeichnungen verlieren. Auch hier liegt der fesselnde Hauptvorzug in der tief greifenden psychischen Bedeutung, welche die lebensvollen Gestalten vor unsern Augen herausbildet, rundet und zugleich verinnerlicht.

Der letztern Art gehört die in zweiter sorgsam überarbeiteter Auflage erschienene Erzählung „Moschko von Parma" (Nr. 1) an. Dem Helden derselben geschieht gerade nicht viel anderes, als was tausend armseligen Menschenkindern seines Standes und seiner Rasse mit einigen Modificationen auch widerfährt; aber die ärmliche Gestalt wird für uns ein lebendig sprechender Typus, ja sie ist mit einem breiten Schimmer tief innerlicher Poesie übergossen, athmet eine Art stiller Größe; wir folgen ihr ergriffenen Herzens Schritt um Schritt. Das ist eben Werk und Verdienst des Autors.

Unser Moschko von Parma heißt eigentlich Mosche Veilchenduft, und was er ist und vom Leben zu erwarten hat, das wird uns aus den ersten zwei Seiten des Buchs klar, wenn wir von seiner Abstammung nur das Wenige lesen:

Mitten im Judenviertel von Barnow war er geboren, in einem jener kleinen, düstern, sumpfigen Sackgäßchen, welche um die alte Betschule liegen, und zwar in der kleinsten, schmuzigsten Hütte dieses Gäßchens. In dieser Hütte wohnte sein Vater Abraham Veilchenduft, welcher nicht weniger als vier Gewerbe betrieb — er wirkte als Schulklopfer, Krankenpfleger, Todtenwächter und Schneider — und dennoch häufig, um nicht zu verhungern, genöthigt war, zu einem fünften zu greifen: zum Betteln. Denn jene Gewerbe bringen, in Barnow wenigstens, nicht viel ein, auch wenn man die seltene Vielseitigkeit hat, sie vereinigt zu betreiben.

Damit ist gleich ein Lebensschicksal gegeben, dem höchstens Köpfe entgehen mögen, welchen Mutter Natur neben der Armuth als Ersatz ausnahmsweise Talente gab oder denen eine unberechenbare Glückslaune emporhilft. Hier geschieht beides nicht, und so bleibt der gute Mosche ein überzähliges Glied der menschlichen Gesellschaft, einer von denen, die nur geboren scheinen um getreten zu werden. Mosche Veilchenduft erhält nacheinander die weitern Vornamen Moses, Monig, Moschko und endlich wieder Moses, und die Geschichte dieser wechselnden Namen ist zugleich die Geschichte von allem Glück und Unglück eines verkommenen Lebens. Von Parma heißt er wol deshalb, weil er als Soldat in das Regiment Parma kommt. Was mit dem übrigens besonders stark gewachsenen und nach Kraftäußerung verlangenden Burschen geschieht, ist bald erzählt. Zunächst trifft ihn eine überaus trübselige Jugend. In der jammerseligen Familie ist er überflüssig, weil er die unverantwortliche Keckheit hatte, ungerufen als sechstes Kind zu erscheinen und Mund und Magen mitzubringen, die Futter verlangen; in der Schule vernachlässigt, weil nicht besonders viel in den hartknochigen Schädel hinein will; in der Gesellschaft geradezu gehaßt, weil er gar nicht als ein echter Jude, sondern als räudiges Schaf angesehen wird, seit der kräftige Bursche, dem eine langweilig verkümmernde Lebensweise auf dem Schneidertisch oder Schusterschemel nicht passen will, sich mit dem sündigen Gedanken trägt, Sellner (d. i. Söldner, Soldat) zu werden. Wir werden sehen, daß das Schicksal ihn beim Wort nimmt und gewaltsam in die Uniform steckt, als er gar nicht mehr dienen mag und lieber alles andere über sich ergehen ließe. Nun über den weitern Lebenslauf. Er wird Schmied — auch das ist schon in den Augen seiner bornirten Glaubensgenossen ein halbes Verbrechen — und zwar bei einem christlichen Meister, der ein furchtbares Schicksal erfahren und so zum menschenscheuen Sonderling geworden. In diesen Jahren lernt er eine christliche Magd kennen, und zum Unglück verlieben sich die beiden ineinander. Sie bekommt ein Kind, vorher aber wird der unglückliche Vater bei der Assentirung zum Soldatenstand ausgehoben und nach Oberitalien geschickt. Da der Arme nach Ablauf der gesetzlichen Zeit nichts weiter mit sich anzufangen weiß und nicht zweifeln kann, in dem elenden Nest, das sein Geburtsort ist, auch nur Elend und dazu noch ein schönes Theil Verachtung oder gar Haß anzutreffen, capitulirt er für eine weitere Zeit, wird gegen das Ende derselben — er ist nicht viel über die Vierzig — zum Krüppel gehauen, kehrt so heim und findet da Dinge und Menschen noch schlimmer, als er gedacht. Nur ein früherer Berufs- und ein alter Militärkamerad bewahren ihn vor dem Hungertod. Die Freude erlebt er noch, seine

Jugendgeliebte, die ihn treu im Herzen getragen, in etwas bessern Umständen zu treffen und den tüchtigen eigenen Sohn, dem er sich zwar nicht als Vater zu erkennen geben darf, mit guten praktischen Lebensregeln auszustatten. In Erfüllung dieser Pflicht stirbt er: in einer furchtbaren Sturmnacht vom Besuch bei dem Sohne heimkehrend, bleibt er halb erfroren liegen; nach wenigen Tagen ist er, nachdem er in aussöhnender Beichte mit Gott und der Welt abgerechnet, ein stiller Mann.

Die Zeichnung dieses Charakters und dieser Zustände ist tief psychisch wahr, wunderbar ergreifend, gerade in ihrer fast naiven Einfachheit mit meisterhafter Kunst durchgeführt, nicht selten (man nehme die Predigt des Alten an seinen Jungen, oder die sehr amusante Beichtscene des Mädchens) mit einer guten Portion schalkhaften Humors ausgestattet. Auftritte wie die unselige Liebesgeschichte des Juden und der Christin, die mit größter Anschaulichkeit nach dem Leben gezeichnete Assentirung, d. i. die jährliche Auslosung zum Militär, als das am meisten gefürchtete Familien- und Gemeindenunglück, dann die ganze Partie von der Heimkehr des Krüppels bis zu seinem letzten Athemzuge — hinterlassen tiefen Eindruck. Nebenbei machen wir allerlei interessante Bekauntschaften, so mit dem Marschallik, dem Schreiber und dem Factor einer kleinen Judengemeinde: alles Personen von ganz besonderer Qualität.

Zum Schluß eine kleine Stilprobe. Es ist der feierliche Augenblick, da der dreizehnjährige Junge in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen wird; eine gütige Seele hat der gerührten Gesellschaft Schnaps bezahlt und der alte Abraham sich natürlich einen Dusel getrunken, und in dieser branntweinseligen Stimmung redet er unsern Mosche also an:

Mosche, du mein Jüngster, du mein Benjamin, was soll aus dir werden? ... Heute mußt du dich entscheiden, denn ich kann dich nicht länger füttern. O du mein Benjamin, mein theuerer Sohn ... du abscheulicher Lump, nichts hast du gelernt, als dich prügeln mit den Christenjungen und Holzsägen. Was soll das werden? Nachum mein Schwager ist ein braver Mensch, Schnaps hat er gezahlt, Rosinen hat er gezahlt, gesegnet hat er dich, auch ich wünsche dir alles Gute ... am Galgen wirst du endigen, wenn du es so forttreibst ... o Gott, am Galgen, mein Jüngster! Also du mußt etwas wählen, wodurch du dein Brod verdienen kannst, und dann suche ich dir in zwei Jahren ein Weib, o Gott, wenn ich nur die Freude noch erlebe! Aber es wird ein sauer Stück Arbeit sein, denn wer wird dir seine Tochter geben wollen? Aber es wird schon gehen, mache dir nur heute keine Sorgen darüber, heute ist dein Freudentag, armes Kind! Wir werden schon eine Häßliche finden, die sogar noch etwas Geld hat, oder eine, die sonst keiner mag ...

Und in dieser wunderbaren Logik geht es fort.

Ein größerer Gegensatz ist kaum denkbar als zwischen der Welt dieses ersten und derjenigen des zweiten Romans. Dort die an- und eingeborene idyllische Beschränktheit, geistig und materiell, eines armseligen podolischen Judendörfleins; Armuth und Verkommenheit als Naturbedingung. Hier die sogenannten Höhen der Menschheit, die haute volée im exclusivsten Sinn und Stil. Daß dabei auf der einen Seite nicht eben mehr Glück ist als auf der andern, versteht sich.

Also die ausgesuchteste Gesellschaft: wir bewegen uns im Kreise von lauter Fürsten, Herzogen, Grafen und Börsenkönigen, kurz von Personen, welche in den großen und kleinen Geschicken der Welt ein gewichtiges Wort mitsprechen, natürlich die weiblichen Glieder dieser Kreise auch und so ziemlich in vorderster Reihe. Diese Welt spielt mit Millionen, behandelt eine Vergnügungsreise nach Asien als Bagatelle, greift gleich nonchalant in die große Frage des Friedens und Kriegs zwischen den Staaten ein wie in die Intriguen und Boudoirhistörchen einer Courtisane, jagt ruhelos nach dem Glück, das sie beständig flieht. Und noch ein Vorzug, den die Leute haben, welche leben können wo es ihnen gerade einfällt und beliebt: die Geschichte spielt überwiegend an jenen wunderschönen Ufern der Riviera im schönsten Klima der Welt, wo sich unsere Vornehmen die herrlichsten Schlösser und Villen ausgesucht haben, zum Theil auch in der Weltstadt Paris.

Ein Gesellschaftsbild, sofern die Fäden sich mannichfach verschlingen, eine Anzahl von Familienkreisen in Mitleidenschaft ziehen, mehr als Ein Geschick abspielen, und so in verschiedenen Nuancen ein Gemälde der hohen Geldwelt gerade der Gegenwart sich entrollt. Aber ebenso gut dürften wir von nur wenig verändertem Standpunkte den ganzen Roman ein Personenporträt heißen, und zwar das jener einzigen Gestalt, nach welcher er den Namen trägt. Diese russische Fürstin Naprarine, zum Unglück wol ihrer selbst und jedenfalls aller, die ihre Kreise berühren, von der Natur mit einer geradezu berauschenden Schönheit und Grazie ausgestattet, ist die denkbar eingefleischteste und älteste Selbstsucht in Sirenenhülle gekleidet. Sie spielt mit Welt und Leben, amusirt und langweilt sich, tanzt und gähnt, moquirt sich über alles und denkt über nichts; ob sie je etwas gefühlt, bleibt zweifelhaft. Um dieses Weib duelliren sich so und so viele Männer, die sich in die bezaubernde Larve verlieben, und diese Duelle sind nicht ungefährlich, da schon mehr als einer das Leben dabei verloren hat; im Zweikampf um sie fällt dann auch der Herr Gemahl, der in ihrem Leben die Null der Nullen war; ein ganz junger und noch unerfahrener Verwandter, ebenfalls in ihr Netz gerathen, erschießt sich. Der einzige wahrhafte Mann — die andern sind Laffen und Schwächlinge —, der eine fatalistisch glühende Leidenschaft für sie gefaßt, der einzige auch, in dessen Nähe das dämonische Geschöpf etwas wie tiefer gehende Gemüthswallungen in sich aufsteigen fühlt, gewinnt sie schließlich doch wieder nur durch ein tragisches Opfer: seine junge unschuldsvolle und liebreizende Gattin, als sie das volle Unglück der zügellosen Leidenschaft erkennt, welche ihr den heißgeliebten Mann entzieht, opfert für diesen in aller Stille sich selbst, indem sie sich, ihrem Tode den Anschein eines unglücklichen Zufalls gebend, von einem zerbröckelnden alten Thurm herunterstürzt. Da ist die Frage doch schwerwiegend: ist

das künftige Zusammenleben mit der räthselhaften Sphinx ein so reines Opfer werth? Was mag kommen? Die Antwort fehlt; denn damit bricht die Geschichte ab.

Der Fürstin gegenüber treten alle andern Personen in den Hintergrund, selbst die einzige Gestalt, für die wir uns in Wahrheit interessiren, das junge leidende Weib, das ihr zum Opfer fällt: rein und treu und klar wie der Tag, von jenem unschuldsvollen Reiz und der unbedingten liebenden Hingabe, die jeden Unbefangenen fesseln und bezaubern könnten; aber eine Seele nicht zum Kämpfen, nur zum Leiden, mit einem Zuge von fast schwärmerischer Religiosität und dazu echt adelichem Rassenstolz. Das ist eine Natur, die untergehen kann, ja in dem unheilbaren Conflict untergehen muß, aber sich nicht zu erniedrigen und nicht das Recht des Daseins zu erbetteln vermag. Diese Gestalt ist unzweifelhaft mit Sorgfalt gezeichnet. Zu ihr paßt die Stätte ihres Gebets, das stille arme Bergkirchlein droben auf der Höhe, so markant abstechend von der blendenden Pracht in den Schlössern unten am majestätischen Strand; es ist ein lieblich anmuthendes Idyll, ein Ort des Friedens für sinnende oder müde Herzen.

Doch das tiefere Verständniß liegt auf der andern Seite, in Auffassung des ruhelos hinstürmenden Weltlebens und der koketten Weltdame. Das rauscht in Gold und Seide; da strömt das Leben über in toller Genußjagd: ein Hazardspiel, in dem untergeht wen es gerade trifft, und es trifft viele. Die Sprache ist höchst elegant, die Fassung fein, aristokratisch. Wer je Anlaß hatte, in die vornehme Welt einzublicken, den spinnt diese Fassung so ein, daß er mit unwillkürlichem Interesse folgt. Es gibt in solchen Lebenskreisen einen Zauber oder Duft, der sich nicht erklären und dem sich schwer entrinnen läßt; dieser Zauber liegt in den Worten und Bildern, den Farben und Tönen des Buchs. Gleichwol und trotz des mannichfachen Wechsels in der Handlung verliert dieses Moment im Verlauf an Anziehung und Gewicht, und es kommt ein gewisses Gefühl der Monotonie auf, weil zwar die Situationen wechseln, aber das treibende Element immer das gleiche bleibt. Wir berauschen uns einen Augenblick im Duftkreis der Sirene, aber wir ernüchtern uns auch.

Trotz aller Eleganz der Darstellung würde ich es nicht bedauern, wenn der Roman „Fürstin Napraxine" von Ouida (Nr. 2) nicht geschrieben wäre.

Die dritte Erzählung führt uns in die reiche bürgerliche Kaufmannswelt ein und entwickelt ein spannendes Familiendrama.

„Die Archenbach" von Georg Hartwig (Nr. 3) sind eine gediegene Arbeit, die außer andern Vorzügen auch den hat, eine tüchtige Lehre zu geben, ohne doch im geringsten langweilig lehrhaften oder moralisirenden Ton anzunehmen. Die an frappantestem Exempel sich illustrirende Lebensregel ist diese: eingefleischter, von Generation zu Generation übererbter Familienstolz kann ein Götze werden, der ebenso blutdürstig wie alle andern die eigenen Kinder verschlingt; er mag sogar bedeutend angelegte Naturen im Dienste eines schattenhaften Idols hart und engherzig, unduldsam und grausam machen, weil sie nicht mehr über das Phantom hinaussehen. Darum muß der Götze zerschlagen werden, und hier wird er es gründlich.

Die Archenbachs sind ein seit Jahrhunderten reich gewordenes Kaufmannshaus, dessen Väter und Mütter, Söhne und Töchter nach traditionell vererbtem Stil angeleitet sind, auf der Welt nichts weiter zu sehen als die Größe ihrer Firma; das Schild an ihrem alterthümlich ergrauten düstern Hause verdeckt ihnen allen den Horizont und die Sonne; sie verknorzten unter ihren Waarenballen. Aber das dauert nicht ewig. Drei Gründe bewirken den Untergang des alten Hauses, das sich dann auf neuen Grundlagen mit einem folgenden Geschlecht erneut wieder aufbauen mag: Oswald, der jetzige Träger der Firma, läßt sich gegen alles Herkommen verleiten, in zweiter Ehe eine arme Pfarrerstochter zu heirathen; damit kommt ein Element in die Familie, das sofort von allen andern als ein unpassendes mit ausgesprochenstem Widerwillen aufgenommen und behandelt wird. Die arme, gute, treue und liebe Elisabeth hat eine schlimme Zeit, bis das Schicksal ihren ganz anders gearteten Lebensanschauungen recht gibt. Zweitens, der Brudersohn Adrian, das einzige männliche Glied der Nachkommenschaft, ist total aus der Art geschlagen und wird von den Seinen als ein unwürdiges Glied geradezu verfehmt und aufgegeben; der junge Mann hat vom Kaufmann keine Ader, er ist Idealist und Träumer, empfing von der Natur ein großes Musiktalent und will um jeden Preis, aus innerm Drange, Künstler werden: in den Augen der hochmüthigen Handelssippe eine erniedrigende Todsünde. Auch er macht schlimme Tage durch, und auch ihm wird schließlich recht gegeben. Nun vollends das Schlimmste: ein hochspannender Skandalproceß bringt es an den Tag, daß der Großvater des jetzigen Familienhauptes eine wunderschöne Italienerin verführt und ganz im geheimen geheirathet, hernach aber die Unglückliche verstoßen, correct in die Wege seines Hauses eingelenkt und sich sans façon wieder verheirathet hatte, ohne nach der ersten Frau weiter zu fragen. Die junge Mutter war draußen in der Welt bald gestorben, aber ihren und jenes argen Sünders Sohn findet man in einem noch lebenden alten Künstler wieder; daran schließt sich außer dem unverwischbaren Flecken auf dem Ehrenschilde des Hauses die fatale praktische Consequenz, daß der so unverhofft Ausgefundene rechtlicher Erbe der Millionen desselben ist. Dieser doppelten Folgerung beugt sich Oswald und beginnt unter bescheidenen Verhältnissen ein neues Leben. Die Allerstolzeste des ganzen Geschlechts aber, Adrian's Mutter Sidonie, hält den Schlag nicht aus, ihr bricht darüber das Herz.

Höchst markante Charakterbilder entfalten sich da. Obenan steht das rührende der jungen Frau Elisabeth, die sich in dem alten düstern Patricierhause sehr unglücklich fühlt, da es überall an Sonne und der rechten Lebenswärme fehlt. Von den übrigen weiblichen Insassen wird sie mit einer an Haß streifenden Nichtachtung em-

pfangen, und ihr Gatte selbst weiß ihr nur Prunk und Gold zu bieten, was dem feinfühlenden Herzen nicht genügt. Die schlimmste in der Sippe ist eine bloße Bedienstete, die häßliche Anna Beate, eine alte Hexe, die am ärgsten gegen „den Eindringling" intriguirt und kläfft. Rührend ist, wie die so gern Liebe bietende und nach Liebe sich sehnende Frau das Herz des jungen Stieftöchterchens trotz alles Widerstrebens allgemach aufs innigste gewinnt, sodaß es sich dann in echt kindlicher Sympathie nirgends wohler fühlt als bei der von vornherein halb Ausgestoßenen, von der es auch in gefährlicher Krankheit gepflegt und gerettet wird. Noch mehr, selbst Judith, die ältere Tochter des Hauses, eine stolze und blendende Schönheit, wird nach und nach von dem Werth der Stiefmutter überzeugt und wendet sich ihr mehr und mehr zu. Der einzige, der von Anfang Elisabeth's Geist und Gemüth erkannte und schätzte, ist der junge Kaufherr Adrian, befindet er sich ja in ganz ähnlicher Lage; doch wird auch das feine und unschuldige Verständniß der beiden stillen Seelen schmählich überwacht und misdeutet, als ständen die zwei in einem verdächtigen Liebesverhältniß zueinander. Kurz, für Elisabeth ist der Fall des stolzen Hauses ein Glück; der Gatte, dem durch das hereinbrechende Unglück die Augen geöffnet werden, zieht sich mit dem noch geretteten leidlichen Rest des Vermögens in ein freundliches Heim am Rhein zurück, und nun lebt sie an seiner Seite zufrieden. Adrian, der geborene Künstler, kann nun seinem Herzensdrange folgen; er zeichnet sich aus und gewinnt dazu die volle Liebe seiner Verlobten Judith, die ihm zuvor eben auch entfremdet worden war. Also zwei glücklich gewordene Paare. Die interessanteste Gestalt ist Adrian's Musiklehrer: der Mann war seinerzeit ein hochgefeierter Violinist, der überall Lorbern und Gold erntete und im Strom der großen Welt sich bewegte; nun lebt er im Alter fast ärmlich und vollständig zurückgezogen, sarkastisch geworden und nur für Adrian, in dem er den Genius erkannt hat, in wahrhaft väterlicher Liebe sorgend und selbst unter eigener Entbehrung sich mühend. Er stirbt lebensmüde, nachdem er noch einen eigenthümlichen und unerwarteten Triumph erlebt hat: der obenerwähnte Proceß hat nämlich unwiderleglich nachgewiesen, daß der in seinem Städtchen kaum beachtete unscheinbare alte Musiker der Sohn jener vom Großvater der Archenbachs verführten Italienerin und sonach erster Erbe ihres Vermögens ist; das fällt ihm auch wirklich zu, und er verschenkt es zu wohlthätigen Zwecken. Damit ist das alte Unrecht gesühnt, die finstern Geister zur Ruhe gebracht.

Der Roman hat seine entschiedenen Vorzüge: der Fortschritt der Handlung ist rasch und sicher, die Contraste spannend, die Zeichnung der Charaktere wohlbegründet, das Interesse rege erhalten ohne forcirte Mittel, die Sprache durchaus angemessen. J. J. Honegger.

Blüten der Lyrik.

1. Nach fünfundfunfzig Jahren. Ausgewählte Gedichte von Friedrich Hofmann. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1885. 12. 5 M. 25 Pf.

Der hochbetagte (vor drei Jahren beging er bekanntlich den siebzigsten Geburtstag) alte Burschenschafter, liebenswürdige und beliebte Menschenfreund, in Alldeutschland, ganz abgesehen von seiner schriftstellerischen Thätigkeit, schon durch seine Persönlichkeit bekannt, beschenkt uns hier mit einem Bande, der in elegantester Ausstattung 308 Seiten lyrischer Blütenflocken enthält, welche der Frühling von fünfundfunfzig Jahren auf das jetzt weißhaarige Greisenhaupt herabschneite. Der Dichter hat

gespendet, was erfreut,
Das Sammeln ganz vergessen.
So ist in aller Welt zerstreut,
Was ich einmal besessen.
So oft von einem Lied ich schied,
War mein Wunsch: o erfreu' es!
Und mein Trost: brauch' ich selbst ein Lied,
So mach' ich mir ein neues.

Daher mag wol noch so mancher Sang mit den Blättern verweht sein, in denen er erschienen. Der vorliegende Band enthält zehn Abtheilungen, nämlich: „Liebe und Jugend", „Im Himmel des Hauses und draußen", „Zum Christkindlein", „In und aus der Natur", „Erzählendes", „Kränze der Erinnerung und Verehrung", „Aus dem Burschenleben", „Geist und Schwert 1863—1866", „Krieg und Sieg für Kaiser und Reich" und „Wolkenbilder". Es ist eigentlich überflüssig zu betonen, daß alle diese Abtheilungen viel des Gemüthvollen und vaterländisch Begeisterten enthalten, denn ein jeder, der den Alten kennt, muß das voraussetzen; und wer kennt ihn nicht? Reichliche, lange Jahre der Lebenserfahrung hat er hinter sich; in Haus und Welt hat er bedächtig und segensreich gewirkt. Die dichterische Form beherrscht er mit anzuerkennender Fertigkeit, zumal er sich auf schwierigere Versmaße, kunstvollere Reimverschlingungen nicht einläßt, sondern der Einfachheit in Form und Ausdruck den Vorzug gibt. Wir vergleichen seine Erzeugnisse mit einem gut ausgegorenen, reinen und wohlschmeckenden Wein, welcher gerade genügendes Feuer enthält, um bei fröhlichem Mahle das Herz zu erfreuen ohne den Geist zu umwölken. Wir citiren folgenden ersten Vers:

Es ist nicht gut, allein zu sein.
Auf welchen Pfaden man auch wandre,
Der Augenblick stellt bald sich ein,
Wo eine Hand doch braucht die andre.

Ob Lebenspfad', ob Wandelgänge,
Ob hoch im Fels, ob tief im Hain,
Es thut nicht gut so auf die Länge,
Es ist nicht gut, allein zu sein.

Erwähnt seien sodann: „Himmelfahrt", die naiven Liedchen „Der Liebesbrief", „Am Waldesrand" (etwas zu lang ausgesponnen, wie auch „Kindeslächeln" und mehrere andere). Reizenden Humors aber ist:

Die Gänse-Königin.

Huhle, huhle Gänschen,
Wackelt mit dem Schwänzchen!
Ei, ihr wißt doch, was ich bin?
Bin ja die Frau Königin;
Ihr seid meine Kinder.
Gihkgahk, Juch!

Du bist meine Blaue,
Du bist meine Graue,
Räpple mit dem schwarzen Kopf,
Schimmel mit dem weißen Schopf
Und mein Hoftrompeter.
Gihkgahk, Juch!

Steht da alle Fünfe
Ohne Schuh' und Strümpfe.
Wie ist's auf der Welt so schön,
Daß die Gänse barfuß gehn
Selbst am lieben Sonntag!
Gihkgahk, Juch!

Kommt ein nasser Regen,
Donnert's — meinetwegen!
Laufen wir doch nicht davon,
Liesel sitzt auf ihrem Thron
Wie der König David.
Gihkgahk, Juch!

Huhle, huhle Schnäbel,
Kommt der Herbst mit Nebel,
Gebt ihr Braten, Gänsefett,
Weiche Federn für das Bett,
Freun sich alle Kinder.
Gihkgahk, Juch!

Legt euch Pfarrers Hanne
In die schöne Pfanne,
Steckt euch Beifuß in den Bauch,
Freut sich der Herr Pfarrer auch,
Sagt, ihr wäret prächtig.
Gihkgahk, Juch!

Huhle, huhle Gänschen,
Wackelt mit dem Schwänzchen!
Freuet euch, denn daß ihr's wißt:
Wenn euch der Herr Pfarrer ißt,
Kommt ihr auch in Himmel.
Gihkgahk, Juch!

Doch auch der ernsten Dichtungen sind so manche hervorzuheben, z. B. „Arthur" (Im eigenen Haus), „Eine Uhr als Hochzeitsgabe". Vortrefflich ist „Karl Barth (Rückert's Freund) und Pius VII.". Ferner: „Tausendmal wahr!" sowie das längere Operuspiel „Des Kaisers Wohl und das Ackerkreuz". Unter den „Kränzen der Erinnerung und Verehrung" befinden sich recht schöne Gedichte; sie sind zahlreich und meist prologartig (Herzog Ernst, Karl August, Jahn, von Wessenberg, Fröbel, Lessing, Freiligrath, Heine, Regiomontanus, Rückert, J. Meyer, Stolle, Wagner, van Beethoven, Mozart, Weber, Ernst Keil nebst Gartenlaube, Alfred Keil). Die „Burschenlieder" sowie „Geist und Schwert" athmen begeisterte Vaterlandsliebe. Wir führen noch an:

Ein alter Burschenschafter an die jungen von 1870.

Empfangt den Gruß von einem Alten,
Der einst im frohen Lockenhaar
An euerm Banner festgehalten
Und fest wird halten immerdar;
Der an dem Feuer, das zum Siege
Das ganze deutsche Volk geführt,
Im langen schweren Geisteskriege
Schier vierzig Jahre treu geschürt.
Heil euch, daß ihr mit blanker Wehre
Erstritten habt, was wir erstrebt:
Des Vaterlandes Macht und Ehre!
Heil uns, daß wir es noch erlebt!

Wir empfehlen die Hofmann'schen Gedichte, welche inhaltsreich, gehaltvoll und formgefällig sind, in erster Linie dem deutschen Jüngling, der vorzugsweise darin Anregung zu künftigen Thaten finden wird, seien es nun eigentliche Thaten der Mannhaftigkeit, oder der Inbegriff der Thaten, der in mannhafter, lebenslanger, ruhevoller Ausdauer besteht, welcher ja schwerwiegender ist als jene.

2. Gedichte von Joseph Winter. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 4 M.

Das etwa zehn Bogen starke Werkchen im Format des „Trompeter von Säkkingen" enthält: „I. Buch der Liebe" mit 28, „II. Lieder" mit 26, „III. Vermischte Gedichte" mit 30 Gedichten. Wenn im vorhergehend besprochenen Hofmann'schen Liederfrühling Blütenflocken herabschneien, so umwirbeln uns beim Lesen dieses Liebesfrühlings Schneeflocken: o, wo ist Rückert? uns friert — es ist ziemlich kalt! o, wo ist Heine, das Buch der Lieder? Denn obwol einige dieser „Winter"-Lieder in ihrem Rhythmus und ihrer Satzbildung leise Anklänge an den unvergänglichen Bewohner der pariser Matratzengruft haben, wie „Jugend", „Vor dem Feuer", „Glück und Glas" (warum nicht lieber gleich: „Glück, Glas und Jungfernschaft"?), „Zu spät", „Ostern", so ist uns doch das einzige Heine'sche Lied „Es fällt ein Stern herunter", oder „Herz, mein Herz . . .", oder „Du bist wie eine Blume" lieber als alle 280 Poesien dieses „Buchs der Liebe". Zwar befinden sich auch einige erträgliche darunter, z. B. das Gedicht:

Getrennt und eins.

Magst du fesselos dich wähnen,
Arme Dornenkönigin,
Bleiche Wangen, heiße Thränen
Künden, daß dein Trotz dahin.
Reue schlug die bösen Krallen
Marternd in das Herz dir ein.
Meinem Bann bist du verfallen,
Du bist mein.

Holde Thörin, deine Ketten
Brach ich zornerglüht entzwei,
In die Freiheit mich zu retten,
Aber nimmer ward ich frei.
Einsamkeit, die milde, frag' ich
Aller Schuld spricht sie dich rein,
Und in Thränen lächelnd sag' ich:
Ich bin dein.

Nicht anders verhält es sich mit den „Liedern". Recht hübsch wäre „Erinnerung", aber da ist das störende: „Die Blätter im Winde trieben" — das ist der Dorn in dieser Erinnerung!

Niedlich ist folgendes Lied:

Winterflocken, weißer Schnee,
Wirrt mir die Gedanken,
Wenn ich euch vom Fenster seh'
Durcheinander schwanken.

Weiß nicht, ob ich jauchzen soll
Oder gar verzagen?
Denn im Herzen wundervoll
Fing es an zu tagen.

Um das alte welke Weh
Junge Rosen ranken —
Winterflocken, weißer Schnee,
Wirrt mir die Gedanken.

Gut sind ferner: „Weltflucht", „Freude", „Im Tannenwald", „Am Wege", „Verrath", „Reue" u. s. w.

Am Kreuzweg ragt ein Lindenbaum,
Gar tief die Zweige hangen,
In seinem Schatten saß ich lang',
Von Träumen war ich umfangen.

Er weist nach West, er weist nach Ost,
Die rauschenden Arme winken.
Ach, sage, wo ist der Weg ins Glück,
Zur Rechten oder zur Linken?

Dieses sinnige Liedchen ist wohlgelungen bis auf „Gar tief die Zweige hangen".

Etwas verstimmt war des Dichters Leier, als sie die „Vermischten Gedichte" erklingen ließ. Wir citiren noch das einigermaßen originelle:

Frieden.

Wenn ich meinen Jammer warf ins Meer,
Taucht' er auf und eilte zu mir her.

Grub ich in die Erd' ihn mit Bedacht,
Schoß er auf als Unkraut über Nacht.

Schob ich in den Ofen ihn hinein,
Gleich erloschen war der Flamme Schein.

Aber wenn ich in die Luft ihn warf,
Niederfallend traf mein Haupt er scharf.

Also ward ich mürbe mit der Zeit,
Und die besten Freunde sind wir heut.

Das „Lied der wiener Studenten" und das „Lied der Deutschen in Oesterreich" athmen recht frischen Ton.

Es fehlt Joseph Winter nicht an Begabung. Wenn er seine hier und da ansprechenden Ideen einer sorgfältigern Auswahl und sauberern Einkleidung unterzöge und ein gewisses Haschen nach Originalität vermiede, so würden seine poetischen Ergüsse einen tiefern Eindruck machen, als sie dem Leser jetzt zu hinterlassen geeignet sind.

3. Nachgelassene Gedichte, Skizzen vom Genfersee und Novellen von Alexander Marcusen. Bern, Schmid, Francke u. Co. 1885. 8. 2 M. 40 Pf.

Nachgelassene Gedichte! Unwillkürlich überschleicht einen das Gefühl der Wehmuth, wenn man eine Gedichtsammlung zur Hand nimmt, die erst nach dem Dahinscheiden des Dichters der Welt zugänglich gemacht worden. Ersehen wir doch, daß der Dichter nicht die bescheidene Freude — heutzutage ja fast durchgehends die einzige Belohnung für das Dichterherz — erlebt hat, seine Geisteskinder in die Welt, ins Leben hinausgeführt zu haben! Von Alexander Marcusen ist uns sonst nichts, gar nichts bekannt. Aus den Skizzen, welche mit Geist und Frische geschrieben sind, glauben wir schließen zu dürfen, daß wir es mit einem an einer Lungenkrankheit gestorbenen jungen Schriftsteller aus den russischen Ostseeprovinzen zu thun haben. Diese Skizzen behandeln die an landschaftlichen Schönheiten und geschichtlichen Erinnerungen so reiche Gegend an den Gestaden des Lac Leman: Vevey, Villeneuve, Montreux, Blonay, Latour, Lausanne, Genf selbst, dann Persönliches: den Maler Courbet, den Geographen Elisée Reclus, Frau von Staël, Rousseau u. a. Von den beiden Novellen „Jonathan Swift" (1877) und „Marion" (1879) ist die letztere eine kurze tiefergreifende Geschichte vom Genfersee, deren Stoff der Bearbeitung eines Tennyson (Enoch Arden) würdig wäre. „Jonathan Swift" schildert eine merkwürdige Episode aus dem Leben dieses britischen Schriftstellers als er noch ein unbedeutender junger Mann von zweiundzwanzig Jahren war. Die Charakterzeichnung ist vortrefflich, wie Marcusen denn überhaupt ein scharfer Beobachter gewesen zu sein scheint.

Die Gedichte sind dem Gehalt nach zu loben, in der Form aber mehr oder weniger mangelhaft. Wir citiren:

Auf der Wanderschaft.

Ein ferner Ton war mein Geleit,
Wir wanderten selbander.
Die Glocke und mein Herzeleid,
Sie tönten ineinander.

Wie wenn sich Lieb' und alter Schmerz
In jenem Ton verjünge;
Ach, jene Glocke und mein Herz
Sie hatten beide Sprünge!

An Hölderlin.

Was ruft dein Name mir zurück
So viele bange Fragen?
Kurz wie dein Lied war auch dein Glück,
Und doch so schwer zu tragen!

Und denk' ich weiter noch zurück,
So viele hat's gegeben,
Kurz war ihr Lied und kurz ihr Glück,
Und stumm ihr langes Leben.

Der Dichter scheint schweres Liebesleid zu tragen, welches vielleicht auf sein irdisches Schicksal zerstörend mit eingewirkt hat. Tief traurig ist die Mehrzahl seiner Gedichte; vielleicht auch hat er seines Leides nur nicht Meister werden können, denn in „Auf hoher See" äußert er sich dahin, daß in dem unermeßlich weiten Raum, der hohen See des Lebens, Rudern und Steuern vergeblich sei. Das müssen wir zwar entschieden bestreiten, aber freilich —

Wie kam es nur?

Ich wußte nicht, wie reich ich war,
Als ich dich noch besessen;
Nun denk' ich dran so manches Jahr,
So manches Jahr,
Und kann es nicht vergessen!

Was will das alte Märchen nur
Das alte Auge nässen? —
Verwischt, verloren ist die Spur;
Wie kam es nur, wie kommt es nur,
Ich kann dich nicht vergessen!

Der Cyklus „Gedichte vom Genfersee": Genf, Clarens, Dent du Midi, Rolle, La Tour-de-Peilz, Chillon, Vevey, ist überaus bilderreich. Das nicht viel über zehn Bogen starke Werkchen bietet recht viel Interessantes dar.

4. Grüße des Werdenden. Gedichte eines demokratischen Redacteurs im neuen Deutschen Reiche von Johannes Wedde. Zweite, mit Erläuterungen versehene Ausgabe. Stuttgart, Dietz. 1886. 12. 3 M.

Der Titel dieses 344 Seiten starken Bandes, an welche sich weitere 9 Druckbogen „Bücherschau" (aus dem Feuilleton der hamburger „Bürgerzeitung") anschließen, ist nicht besonders anmuthend. Politische Fragen, beziehentlich politische Parteitendenzen gehören nicht vor das Forum der Dichter, zumal die Zeiten patriotischer Haltlosigkeit, volksthümlichen Streberthums, wohlgemeinter, aber nicht zielbewußter Turn- und Sangesfreudigkeit glücklicherweise seit etlichen Jahrzehnten vorüber sind. Der gottbegnadete Dichter soll eine freie, eine kosmopolitische Weltanschauung haben, denn zuerst soll der Dichter das Reinmenschliche vertreten. Das Reinmenschliche allerdings ist, wenn wir vom Standpunkt des Idealen, des zu Erstrebenden ausgehen, demokratischer Natur, insofern nämlich wir Menschen alle Menschen, alle Menschenbrüder sind. Mit solch idealem Standpunkte können wir uns indeß nicht im geringsten befreunden, oder vielmehr, wir würden uns schon damit befreunden können, wenn nur die lieben Mitbrüder erst so weit die erforderliche Bildung, oder auch nur Menschenfreundlichkeit und menschenfreundliche Duldsamkeit sich angeeignet hätten, daß mit ihnen vernünftig zu reden wäre. Darüber können aber noch viele Jahrtausende vergehen, und Gedichte werden zunächst wenig dazu beitragen. Deshalb kann ein echter Poet einen wirklich demokratischen Standpunkt gar nicht einnehmen, vielmehr ist ein wirklicher Dichter, ein Dichter von Gottes Gnaden in unserm Zeitalter zweifellos ein echter Aristokrat. Man wird hiergegen Einwendung erheben und beginnen mit: Kinkel, Herwegh, Freiligrath. Ja diese Dichter gehören einer politischen Richtung, einer politischen Sturm- und Drangperiode, einem Uebergangsstadium unserer politischen Entwickelung an. Infolge dessen hatten sie unter andern zu jener Zeit eine gewisse Berechtigung, obwol Freiligrath, der politische Dichterfürst, die Güte eines menschen- und dichterfreundlichen Fürsten verblendeten Sinnes mit Undank vergalt. Deshalb sagen wir lieber mit Altmeister Goethe, dem Reinmenschlichen, dem Kosmopoliten: „Ein garstig Lied — pfui! — ein politisch Lied". Anders natürlich verhält es sich mit Dichtern wie Arndt, Körner, von Schenkendorf, dem Trifolium der Vaterlandsliebe, anders mit Tyrtäus. Auch dies sind Dichterfürsten von Gottes Gnaden wie Vater Goethe selbst, sie aber haben in schwerer Zeit die Vaterlandsliebe auf den Schild gehoben und sich nicht zum Werkzeug einer politischen Parteitendenz gemacht.

Solche Gedanken überkamen uns, als wir den, wie gesagt, uns nicht anmuthenden Titel der Wedde'schen „Grüße" zuerst lasen, und der Titel soll doch eine Andeutung des Inhalts sein. Indessen der Inhalt des umfangreichen Bandes ist wider Erwarten, obgleich der Dichter seinen demokratischen Standpunkt in dem einleitenden Gedicht „Neuestes vom Kyffhäuser" noch besonders betont und die Berechtigung desselben darzulegen bemüht ist, doch recht vielseitiger Natur. Leider kommt Wedde zwar immer wieder auf sein Princip direct und indirect zurück, doch enthält die Abtheilung „Persönliches" auch eine Anzahl reinmenschlicher Erzeugnisse, aus den Jahren 1858—85 stammend, die manches Hübsche darbieten. Recht wahr empfunden ist beispielsweise das Gedicht „Schülers Sehnsucht", welches beginnt:

Kommt, ihr holden Ferientage!
Komm, geliebte freie Zeit!
End'ge diese läst'ge Plage!

Sodann die Lieder und Jugenderinnerungen: „Werdenacht", „Winterfreudigkeit", „An die Jugend", „Elfenzauber", „Ins Weite" und andere. Am besten aber hat uns fast gefallen das Widmungsgedicht „An meine Frau", das Hand und Fuß hat, auch nicht langweilig ist, wie so manches andere in der Sammlung. Der Dichter ist zu sehr zu Reflexionen geneigt (leider auch zu parteipolitischen), er ist zu subjectiv. Wir citiren den ersten Vers der „Todtenklage, Friedrichsruh September 1866" (man beachte die Jahreszahl, dann wird man den Ort der Dichtung nicht zu dem jetzigen Besitzer von Friedrichsruh in Beziehung bringen), welcher recht vielversprechend lautet:

Fort Ideal, fort Absolutheitsschwindel:
Ich singe dich, du herbe Wirklichkeit!
Hinweg mit dir, romantisches Gesindel,
Das sich dem Dienst der Phantasie geweiht!
Fort auch, hellenische Geisteskinderwindel,
Ableugnung heimlicher Unseligkeit!
Realität, brutale, harte, kalte,
Dich ruf' ich an: der Muse Amt verwalte!

Nun erwartet man natürlich irgendein welterschüttern-

des Ereigniß oder sonst etwas Wichtiges, doch es folgt nur eine ziemlich langweilige, 33 Octaven lange Freundschaftserinnerung. Dabei ist der Dichter nichts weniger als ohne Geist. Er hat viel gelernt und viel erfahren; er war durch Rath und That hülfreich zu sein beflissen; er hat das Herz, wie man zu sagen pflegt, auf dem rechten Fleck; es spricht sich Ueberzeugungstreue in seinen Dichtungen aus; seine Ausdrucksweise ist ungeschminkt, mitunter auch recht kernig. Aber er spinnt seine Gedanken zu lang aus und ergeht sich oft in schwärmerischen Träumereien; sein Gemüth reißt ihn mit fort, und der unklare Trieb der Freiheit, welcher seine „volksherrschaftlichen" Poesien durchzieht, ist nur ein vager Begriff, wie z. B. in dem sonst wohlgelungenen Gedicht „Dornrose": „die Freiheit in Niedrigkeit". Wedde's „Grüße des Werdenden" machen den Eindruck des noch nicht Gewordenen: zur Volksthümlichkeit sind sie am wenigsten geeignet, dazu sind sie viel zu gelehrt und abhandlungsartig. Vielleicht gelingt es ihm in spätern Jahren einfacher und glatter zu dichten: dieser Most hat noch lange nicht ausgegoren, um einen trinkreifen, durchsichtigen, hellfunkelnden Wein abzugeben; er wird sich übrigens unbedingt zu einem recht kräftigen rothen Wein, nicht zu Weißwein abklären!

Hans Minckwitz.

Zur Goethe-Literatur.

1. Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Zweite, durchaus revidirte Auflage. Heilbronn, Henninger. 1886. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.
2. Goethe's Weissagungen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters. Von Hermann Baumgart. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung u. s. w. herausgegeben von Joseph Kürschner. 84. Band. Erste Abtheilung. Goethe's Werke III, 1. Gedichte. Dritter Band I. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. 89. Band. Goethe's Werke VIII. Dramen. Dritter Band. Herausgegeben von K. J. Schröer. Stuttgart, Spemann. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

Es ist eine Eigenthümlichkeit solcher Meisterwerke, die das Geheimniß ihres Jahrhunderts oder das Geheimniß des Menschenherzens aussprechen, soweit es sich eben aussprechen läßt, daß sie von verschiedenen Erklärern verschieden aufgefaßt werden, weil eben keiner derselben mit seiner Individualität ganz an ihre Größe heranreicht, ganz in die Tiefe dieser Geheimnisse hinabreicht; ja man darf wol noch weiter gehen und behaupten, daß sie ihrem Schöpfer selbst bis zu einem gewissen Punkte ein Räthsel sind. Mir schweben hierbei besonders Aeschylus' „Prometheus", Dante's „Göttliche Komödie", Shakspeare's „Macbeth", und „Hamlet" vor. Eine gewisse Vielheit der Erklärungsschriften ist daher nothwendig und wünschenswerth, damit sie sich gegenseitig ergänzen und der begierige Forscher aus der Mannichfaltigkeit der Erklärungen sich seinerseits ein eigenes Verständniß bilde. Nur ist es auch hier wie auf andern Gebieten des Forschens vom Uebel, wenn ein Erklärer sich zum unfehlbaren Richter aufwirft oder, um mit Mephistopheles zu reden, behauptet:

> Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört
> Und auf des Meisters Worte schwört.

Ich muß gestehen, daß mir gerade auf diesem Gebiete die Polemik verhaßt ist, und daß ich nicht gern Partei nehme. Aber Goethe's „Faust" ist nicht nur ein das Geheimniß des Menschenherzens aussprechendes Meisterwerk in dem Sinne wie „Macbeth" oder „Hamlet": diese zeigen doch den Menschen in einer bestimmten Situation, vor eine bestimmte Aufgabe, einen bestimmten Zweck gestellt; sie sprengen durch ihre Großartigkeit doch nicht ganz das Band der dramatischen Einheit, ihre Hauptcharaktere rollen sich doch am Faden einer fortlaufenden Handlung ab, die einen bestimmten Mittlpunkt, eine Katastrophe hat. Nicht so der „Faust", der erste Theil schon, meine ich, mit dem wir es hier allein zu thun. Faust ist nicht blos wie Macbeth oder Hamlet ein Mensch wie jeder, der in eine ähnliche Versuchung geführt, vor eine ähnliche Aufgabe gestellt wird: er ist der allgemeine Mensch mit allen Leiden und Freuden, die das Herz des Menschen bewegen. Zunächst fällt Goethe's Faust in zwei ganz verschiedene Charaktere auseinander, die nur äußerlich durch das Hokuspokus der Hexenküche miteinander verknüpft sind: Faust vor der Bekanntschaft mit Gretchen ist ein anderer als nach der Bekanntschaft mit ihr, und ich habe noch keinen Darsteller Faust's gesehen, der in dem Gelehrten Faust den spätern Lebemann, in dem spätern Lebemann den frühern Gelehrten gezeigt hätte; mit dem Kleide hatten sie auch den Charakter vollständig ausgetauscht. Das fällt natürlich nicht dem Dichter zur Last, der sich recht wohl bewußt war, daß sein Gedicht zu großartig sei, um auf der Bühne in seiner ganzen Tiefe dargestellt werden zu können, und ihm die dramatische Form nur deshalb gegeben hatte, weil doch jedes Gedicht eine Form haben muß und diese die relativ vollkommenste aller dichterischen Formen ist. Aber auch einzelne Scenen im ersten Theil sind wieder jede eine Welt für sich: Faust's Monologe, seine Gespräche mit Wagner, mit Mephistopheles, Mephistopheles und der Schüler, die Katechisationsscene: alles sind kleine Meisterwerke, über deren jedes einzelne man Bücher schreiben könnte, weil sie einen unerschöpflichen Schatz von Lebensweisheit enthalten.

Wenn nun aber auch die dramatische Form, wie überhaupt jede dichterische Form, ein zu enges Gefäß ist, um den unerschöpflichen Reichthum des Inhalts bequem zu

fassen, so ist die Sprache dieses Meisterwerks seinem Inhalt um so adäquater. So viele Commentare auch über „Faust" geschrieben worden sind, so wären, dächte ich, auf diesem Gebiete immer noch Lorbern zu erringen: es müßte noch ein Commentar geschrieben werden, der die Uebereinstimmung zwischen Sprache und Inhalt, von den verschiedenen Stilarten, der verschiedenen Sprache Faust's in den einzelnen Scenen, des Mephistopheles, Wagner's, Gretchens an, von den verschiedenen Versmaßen, von der Sprache des Gelehrten, des Studenten, des Freigeistes an bis zur Sprache und zum Liede des Volks, bis auf einzelne Sprachformen herab behandelte, die Goethe in seiner Jugend eigenthümlich sind, die er allein im „Faust" gebraucht, die er den damals von ihm gelesenen Werken entlehnt hat. Zwar in diesem letztern Punkte befriedigt schon der vorliegende Commentar von K. J. Schröer (Nr. 1) vollständig, aber die erstere Arbeit ist eben, meine ich, noch zu leisten. Der Sprache des Dichters im einzelnen hat Schröer eine liebevolle Sorgfalt gewidmet; er weist unter anderm nach, daß das seltene Wort „Krittel":

Das selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinn'gem Krittel mindert —

von Goethe's Freundin Susanna von Klettenberg in der Form „Krüttel" gebraucht worden ist. Auch über die Metrik des Gedichts finden sich in der Einleitung wie in den Anmerkungen schätzenswerthe Beobachtungen. Ueberhaupt leistet Schröer's Buch in seiner erneuerten Gestalt alles, was ein gebildeter Leser des „Faust" von einer Erklärungsschrift irgend verlangen kann, und mag man nun von dem Werth solcher Schriften an sich urtheilen wie man will, Einen Nutzen haben sie sicherlich: sie verhindern das gedankenlose Lesen. Schröer selbst äußert sich über deren Nothwendigkeit für den „Faust" so:

Daß Goethe's „Faust" eines Commentars bedarf, liegt in der Eigenartigkeit dieser Dichtung. Sie nimmt wol im Bereiche aller Dichtung eine Ausnahmestellung ein; vergleicht man sie ja so gern mit Dante's „Göttlicher Komödie". Trotz des fragmentarischen Charakters überragt ihre Bedeutung für uns doch alle andern Dichtungen, und ist die Anziehung, die sie ausübt, gewaltig. Ihre Bedeutung liegt in der weltgeschichtlichen Stellung zu den Fragen über das Göttliche und Menschliche, die sie lebendig erfaßt; ihre Anziehung übt sie aber in zweifacher Richtung: durch die Naturfrische der in naiver Schaffenslust entstandenen Partien, und durch die hohe Cultur, welche die daran geknüpften, später gedichteten Bestandtheile athmen Beiderlei Partien bieten dem Verständniß oft Schwierigkeiten eigener Art. Die erstern, aus Goethe's Jugendzeit, oft durch den Ausdruck, der nur in einem gewissen Zusammenhange klar wird und dunkel bleibt, wenn dieser Zusammenhang nicht ersichtlich ist. Ihn womöglich zu finden und nachzuweisen, ist hier die Aufgabe. Uebersprudelnd in der Fülle der Gedanken und Bilder, hat Goethe in jungen Jahren sich besonders oft einer ihm ganz eigenen Sprache bedient, und da konnte es vorkommen, daß er ein Bild gebrauchte, das ihm geläufig war, das aber der nicht verstehen konnte, der es nicht im Zusammenhange mit den Gedanken kennt, die er damit zu verbinden pflegte.

In Bezug auf manches andere wird der Erklärer wol Widerspruch erfahren. So wenn er den „Geisterchor", der unsichtbar declamirt:

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt —,

verleitet durch Marlowe und das Puppenspiel, für einen Chor guter Engel erklärt. Lügt etwa Mephistopheles geradezu, wenn er sagt:

Dies sind die kleinen
Von den Meinen —?

Das scheint mir dem Geiste der Dichtung nicht angemessen. Aber schwierig ist mir die Erklärung dieser Stelle allerdings auch immer erschienen.

Sind wir nun auch mit Schröer über die Nothwendigkeit einer Erklärung des „Faust" einig, so dürfte dies bei der Schrift „Goethe's Weissagungen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters" von Hermann Baumgart (Nr. 2) bei weitem nicht in allem der Fall sein. Es handelt sich in derselben zunächst um eine Deutung der „Weissagungen des Bakis". Zwar daß eine solche Erklärung einmal gewagt werden würde, ließ sich erwarten: jedes Räthsel reizt den menschlichen Geist, der, das ist einmal seine Schwäche, je verworrener das Räthsel, um so geneigter ist, einen desto tiefern Sinn dahinter zu suchen. Hat man doch sogar das „Hexeneinmaleins" im „Faust" zu deuten versucht trotz der eigenen Warnung des Dichters aus Faust's Munde: „Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber." Ja, jene Schwäche des menschlichen Geistes, hinter Unsinn einen desto tiefern Sinn zu suchen, geißelt Mephistopheles selbst ebenso unbarmherzig wie wahr:

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei auch etwas denken lassen.

Wollte man eine Geschichte dieser Schwäche des Menschengeistes schreiben, so hätte man ein weites Feld vor sich: man könnte dreist mit den ältesten Erklärungsschriften der Chinesen anfangen. Einige jener „Weissagungen des Bakis" sind denn auch schon mehrfach in Zeitschriften zu erklären versucht worden, und Düntzer und von Löper haben diese Versuche im Princip gebilligt, indem sie in ihren Goethe-Ausgaben darauf eingingen; hier aber erhalten wir zum ersten mal eine Gesamterklärung. Das Kunststück, eine solche zu ermöglichen, besteht einfach darin, daß man sich auf einen möglichst hohen Standpunkt stellt, von dem aus man recht viel übersehen kann, wenn auch alles Einzelne wie in einem Nebel verschwimmt; kann man das Naheliegende nicht erkennen und deuten, so hält man sich an das Entferntere. Dem Erklärer genügt die Entstehungsgeschichte dieser räthselhaften Dichtungen nicht, wie sie uns Riemer gegeben hat: „Goethe hatte dabei, wie er mir sagte, die Absicht, auf jeden Tag im Jahre ein solches Distichon zu machen, damit es eine Art von Stechbüchlein in der Weise der ehemaligen Spruchkästlein würde, wie man sonst sich der Bibel, der Gesang-

bücher u. s. w. dazu bediente, aus einem zufällig aufgeschlagenen Vers ein gutes oder schlimmes Omen, Bestätigung oder Abmahnung u. dgl. herzunehmen; oder wie die Alten ihren Homer und Virgil brauchten und daraus ihre sortes Homericas und Virgilianas zu ziehen pflegten." Oder wenn Goethe an A. W. Schlegel schreibt: „sie sollten eigentlich zahlreicher sein, damit die Masse selbst verwirrt machte, aber der Humor, der zu solchen Thorheiten gehört, ist leider nicht immer bei der Hand." Man braucht nur an Goethe's Aeußerungen über seinen „Faust", in den er manches „hineingeheimnißt" habe, an sein Verhalten gegen die verschiedenen Deutungsversuche seines Märchens von der grünen Schlange zu denken, um einzusehen, daß Goethe es bisweilen liebte, sich mit dem deutschen Publikum einen Spaß zu machen, und eine herzliche Freude daran hatte, wenn einer auf den Leim ging, oder wie man jetzt sich ausdrückt, „darauf reinfiel", und ich bin überzeugt, daß er die vorliegende Schrift mit Wohlbehagen goutirt haben würde. Daß dem Dichter dabei verworrene Bilder, besonders solche, die auf die Französische Revolution deuten, vorgeschwebt haben, soll nicht geleugnet werden, denn baren Unsinn spricht auch der Fieberkranke nicht. — Auch die Erklärung der Novelle „Das Kind mit dem Löwen" ist mir unfaßbar und jedenfalls zu hoch gegriffen.

Von der rüstig fortschreitenden Joseph Kürschner'schen Sammlung unter dem Titel „Deutsche National-Literatur" (Nr. 3) liegen wieder zwei Goethe-Bände vor, die Fortsetzung der Gedichte und der Dramen enthaltend. Wer einmal sich die immerhin auch jetzt noch nicht ganz unbedeutende Geldausgabe zumuthet, Goethe's Werke zu kaufen, dem wird man es nicht verargen, wenn er sich zunächst nach einem möglichst vollständigen Text umsieht. Daß nicht alles, was Goethe oder Lessing geschrieben haben, gleich werth und gleich wichtig ist, gesteht auch der begeistertste Forscher auf diesem Gebiete zu, und es ist nur eine misverständliche oder böswillige Behauptung der principiellen Gegner von allen dergleichen Forschungen, daß z. B. dem Goethe-Enthusiasten das Unterscheidungsvermögen für den größern oder geringern Werth Goethe'scher Schriften abgehe; eher dürfte man dies doch bei den Gegnern dieser Forschungen vermuthen, die ihre Unkenntniß oder Gleichgültigkeit gegen die Leistungen unserer großen Dichter hinter diesem wohlfeilen Spott verstecken. Dem Laien wenigstens wird man es nicht übel nehmen dürfen, wenn er, wie es mir schon mehrfach vorgekommen ist, bei Kennern der verschiedenen Ausgaben erst anfrägt: welche Goethe-Ausgabe schaffe ich mir an? Denn gesetzt daß selbst der Gebildete, ja der Literaturforscher die eine oder andere Schrift Goethe's sein Lebelang nicht zur Hand nimmt: wer haftet ihm dafür, daß er nicht doch einmal in die Versuchung kommt, etwas darin nachzuschlagen, etwa weil er ein Citat daraus gelesen hat, das ihn neugierig macht, oder weil das Gespräch darauf gekommen ist, dann stundenlang in seiner Ausgabe sucht und sie schließlich zu seinem höchsten Aerger nicht darin findet? Und in dieser Hinsicht zunächst verdient die Kürschner'sche Ausgabe volles Lob. Der Käufer darf sicher sein, daß bis auf die in der allerneuesten Zeit veröffentlichten Gedichte Goethe's ihm kein einziges vorenthalten wird, so wie z. B. die Dramen den vollständigen Text der verschiedenen Ausgaben des „Götz von Berlichingen" enthalten. Robert Boxberger.

Zwei deutsche Prachtwerke.

Die moderne Zeit stellt an ein neu erscheinendes Werk, insbesondere wenn es dem Gebiete der schönen Literatur angehört, auch in typographischer Beziehung besondere Anforderungen, ja man verlangt heutzutage fast von jedem Werke eines beliebtern Autors, daß es auch künstlerischen Schmuck enthalte, und diesem Verlangen des bücherkaufenden Publikums verdanken wir die Erfindung der verschiedenen Reproductionsarten von Handzeichnungen oder Gemälden, welche in illustrirten Werken und Zeitschriften mit immer vollendeterer Technik das Original wiedergeben, ihm verdanken wir auch die Ausbildung und künstlerische Durchführung des Holzschnitts, welcher in den letzten Jahren so vorzügliche Resultate aufzuweisen hat. Freilich hat das Verlangen nach Illustrationen auch seine Schattenseiten; es werden uns mitunter Bücher vorgelegt, deren Bilderschmuck ein sehr fragwürdiger ist und weder den Intentionen des Autors des eigentlichen Textes noch auch überhaupt selbst bescheidenen künstlerischen Anforderungen entspricht. Andererseits sehen wir auch wol Werke von minderm literarischen Werth mit pomphaften Bildern ausgestattet, die an sich vielleicht sogar vortrefflich genannt werden können, die aber den unbedeutenden Text nur noch mehr herabdrücken.

Eine rühmenswerthe Thätigkeit und das Bestreben, werthvollen Text mit nicht minder bedeutendem Illustrationsschmuck zu versehen, weist die Verlagsbuchhandlung von Adolf Titze in Leipzig auf, welche alljährlich einige stattliche Luxusbände auf den Büchermarkt bringt, die, sowol was die Wahl des Textes als auch was die künstlerische Ausstattung betrifft, einen hervorragenden Rang einnehmen. Die jüngsten schönen Publicationen dieses Verlags sind die nachfolgend vorgeführten zwei Werke:

1. Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Literatur von August Sauer. Mit 15 Originalporträts. Leipzig, Titze. 1886. 4. 10 M.

Der bekannte genaue Kenner insbesondere der neuern deutschen Literatur, August Sauer, bietet in diesem Buche

15 skizzirte Lebensbilder von Frauen, welche hauptsächlich durch ihre Beziehungen zu bedeutenden literarischen Persönlichkeiten aus der classischen Zeit unsers Literaturlebens berühmt und unsterblich geworden sind. Jeder wenn auch nur oberflächliche Kenner der Geschichte des Geisteslebens jener Zeit weiß, welchen Dichtern und Schriftstellern diese Frauengestalten mehr oder weniger nahe gestanden, wenn hier deren Namen angeführt werden. Es sind dies: Meta Klopstock, Eva Lessing, Auguste Bürger (Molly), Karoline Herder, Herzogin Anna Amalie, Herzogin Luise, Charlotte von Stein, Corona Schröter, Charlotte von Kalb, Lotte Schiller, Karoline von Wolzogen, Karoline Schelling, Henriette Herz, Rahel Varnhagen von Ense und Bettina von Arnim. In kurzen Umrissen, oft nur andeutungsweise zeichnet der Verfasser die Lebensskizze jeder einzelnen dieser Frauen, deren Namen ja zumeist durch den Glorienschein der herrlichsten Dichtung verklärt wurden, oder die auch wol selbst literarische Erfolge errungen, welche unvergänglich bleiben werden im deutschen Geistesleben. So anmuthig und mit dem feinsten Takte aber auch diese Lebensbilder abgefaßt sind, so bilden sie doch eigentlich gewissermaßen nur die literarische Beigabe zu den funfzehn dazugehörigen Porträts, deren besonderer Werth darin besteht, daß sie alle nach historisch beglaubigten Originalen, frei von jeder sogenannten Verbesserung und Verschönerung wiedergegeben wurden und daher den Werth gesicherter Echtheit besitzen. Die modernen Reproductionsmittel haben es gestattet, die Bilder dem Originale vollkommen getreu herzustellen, und es bietet sich damit für den Verehrer und die Verehrerin unserer großen deutschen Literaturepoche eine Porträtgalerie, welche ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Um Misdeutungen zu begegnen sei bemerkt, daß das Bild von Meta Klopstock in der Originalvorlage nicht erreichbar war und daher die Wiedergabe nicht direct nach einem authentischen Original hergestellt werden konnte. Was den Text anbelangt, so ist noch beizufügen, daß die „Anmerkungen" die hervorragendern Werke über jede der betreffenden Persönlichkeiten enthalten und daher jeder, welcher sich weitere Auskunft erholen will, die Quelle derselben daselbst verzeichnet findet. Erwähnenswerth und dem Charakter des Werkes angepaßt ist auch die schöne typographische Ausstattung in eigenem Antiquadruck und mit zierlicher Randeinfassung, sowie der elegante Einband, welcher nach einem Original des 16. Jahrhunderts hergestellt wurde. Diese Angaben genügen wol, um das stattliche Werk den literaturfreundlichen Kreisen insbesondere denen des deutschen Hauses auf das wärmste zu empfehlen.

2. Harald und Theano. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Felix Dahn. Illustrirt von Johannes Gehrts. Leipzig, Titze. 1886. Gr. 4. 20 M.

Die Dichtung „Harald und Theano" von Felix Dahn wurde zu einer Zeit veröffentlicht, als der Poet noch nicht den glänzenden Namen sich errungen hatte, welchen er heute trägt. Und dennoch finden wir in diesen wohlklingenden Versen, in dem geschickten Aufbau der Erzählung, in den glänzenden Schilderungen und in der prägnanten Zeichnung der Gestalten sein Talent, welches sich schon in diesem poetischen Werke bewährt. Die begeisterte Liebe zur Geschichte unserer deutschen Urzeit tritt uns hier entgegen, und der ideale Schwung des Poeten reißt auch den Leser der Dichtung mit sich fort. Insbesondere zeigt die letztere schon das Beherrschen eines epischen Stoffes und weist die Wege, welche der Dichter später gewandelt. Als der Altmeister Friedrich Rückert seinerzeit die Widmung der ersten Auflage angenommen hatte, schrieb er dem Verfasser die nachfolgenden poetischen Worte, welche heute als echt prophetische erkannt sind:

Diesmal brachte der Mai mir weniger Blüten im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir reichen Ersatz,
Duftige Blumen aus Nord und aus Süd — Harald und Theano —
Liebliche Blüte, die noch reichere Früchte verheißt.

Den jüngern Lesern wird Dahn's Dichtung, die in unverdiente Vergessenheit gerathen war, ganz neu sein. Sie führt auf den Schauplatz von Cypern und spielt im 4. Jahrhundert n. Chr. Die Gegenüberstellung des griechischen im Sinken begriffenen Heidenthums und des aufstrebenden Christenthums ist darin eben so schön zu Darstellung gebracht wie das Auftreten und die Charakterzüge der Germanen. Der Vertreter des Griechenthums, Phalanthos, der in Cypern an Kaisers Statt gebeut, zeigt uns, wie sein ganzes Volk in Weichlichkeit versunken sich immer weiter von der einstigen Größe entfernt. Seine Schwester, die schöne Theano, bildet zu ihm den wirkungsvollen Gegensatz, welcher in anderer Richtung wieder in dem germanischen Helden Harald zum Ausdruck gelangt. Die Liebe zwischen diesem und Theano ist der Hauptinhalt des Gedichts, das in den Schilderungen des Gastmahls und der Scenen im Tempel, in den Beschreibungen des Kampfes und der Einnahme Cyperns durch die Germanen, in der Darstellung des nächtlichen Besuchs Theano's, um Harald vor dem Verrathe zu warnen, und der verrätherischen Ermordung des Helden Stellen von hoher poetischer Schönheit enthält. Der kräftige epische Zug, welcher das Ganze durchweht, und die ausgeprägte Zeichnung dieser Haupt- und der Nebengestalten haben es dem Künstler Johannes Gehrts, welcher das Ganze mit größern und kleinern Illustrationen geschmückt, leicht gemacht, passende Situationen zu seinen Darstellungen zu wählen, deren manche von gewaltigster Wirkung sind. Die prächtige Gestalt Harald's wie die liebliche Theano's sind dem Künstler nicht minder gelungen als die übrigen Personen, welche uns sein Griffel vorführt, und als der gesammte landschaftliche Charakter. Von den einzelnen großen Bildern seien hier insbesondere hervorgehoben: die Erhebung der ägyptischen Priesterin auf den Altar der Cythere, das erste Zusammentreffen Harald's mit Theano, der nächtliche Besuch der letztern auf der Burg und der Tod Harald's. Doch auch die

übrigen Illustrationen zeugen von tiefem Durchdringen des Geistes der Dichtung, namentlich sind auch die reizenden Anfangs- und Schlußvignetten besonderer Beachtung werth. So hat Dahn's schöne Dichtung ein neues prächtiges und ihrer würdiges Gewand erhalten.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Illusionen und Ideale" nennt der berühmte religiöse Dichter und Prediger Karl Gerok den Inhalt eines Vortrags, welchen er bei Karl Krabbe in Stuttgart hat erscheinen lassen. Meisterhaft in Formgebung und Aufbau, nicht als Theolog, sondern als gebildeter Christ, scharfsinnig in der Begriffsbestimmung erörtert Gerok den Unterschied von Illusion und Ideal und ordnet von einem mild gläubigen Standpunkte aus unser Verhalten zu beiden. Er wird ebenso dem künstlerischen wie dem religiös-ethischen Ideal gerecht und gewährt uns durch seinen Gedankengang eine reine Erbauung. Aus der Fülle köstlicher Stellen setzen wir nur folgende hierher: „Das Ideal erhebt den Geist, reinigt das Herz, stählt den Willen und spornt ihn zu edelm Streben. Mit Illusionen spielt man, für Ideale kämpft man, opfert man, stirbt man. Illusionen sind Irrlichter und Seifenblasen, Ideale sind Sterne, welche in wandellosem Glanze auf die Geschlechter der Menschen herniederleuchten und als Zeugen einer höhern Welt unsere Erdennächte erhellen."

— Eine kleine, aber sehr beachtenswerthe Schrift über „Die Inschrift von Killeen Cormac und den Ursprung der Sprache" hat Ernst Rethwisch veröffentlicht (Norden, Fischer Nachfolger). Wir empfangen zunächst eine Abbildung der berühmten Säule mit ihrer Inschrift; die Einritzungen auf diesem Denkmal hält Rethwisch für Buchstaben, deren Bedeutung er auf geistreiche Weise zu entziffern sucht. Er gelangt hierbei zu dem Ergebniß, daß dem Nationalhelden Eiwahannow (Iwanhoe) dieses Denkmal errichtet worden sei. Da er nun in der Inschrift von Killeen Cormac den ersten wissenschaftlichen Beweis dafür sieht, daß die Menschen bei Bildung ihrer Sprache von den Vocalen ausgegangen, und da einfachere Schriftzeichen als das keltische Alphabet nicht denkbar seien, hält er das Keltische mit Lazarus Geiger für die indogermanische Ursprache und macht den Versuch, auf Grund der alten Druidenschrift eine Weltschrift zu entwerfen. Wir wissen recht gut, daß alle bisherigen Versuche, eine Weltsprache und eine Weltschrift zu erfinden, dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen sind, glauben aber doch allen Ernstes, zu einer nähern Prüfung der Rethwisch'schen Leistung auffordern zu sollen. Ein einfacherer und ansprechenderer Lösungsversuch der selbstgestellten Aufgabe erscheint uns kaum denkbar.

— F. Wollny hat ein unzählige male behandeltes Thema von neuem darstellen zu müssen geglaubt: „Der Materialismus im Verhältniß zu Religion und Moral" (Leipzig, Thomas). Wir gönnen den Aeltern des Verfassers von ganzem Herzen die Freude, welche er ihnen durch die Widmung dieses Schriftchens machen möchte. Da er sich aber auf dem Titelblatt als einen Mann bezeichnet, welchem der Doctorgrad zukomme, so sind wir leider gezwungen, ihn mit den schärfsten Waffen der Kritik in seine Nichtigkeit zurückzuweisen. In schülerhafter Weise stoppelt er alles mögliche Zeug äußerlich zusammen und beweist auf jeder Seite, daß seine geistige Verdauungskraft eine auffallend geringe ist. Unser Raum ist zu kostbar, um dafür einen umfänglichen Beweis zu liefern; eine Probe mag darum genügen. Der Verfasser will den Materialismus an die Stelle der religiösen Weltanschauung setzen, weil ersterer gründlicher auf das Gute hinführe als die Lehren der öffentlichen Moral. „Die Materie, allerdings nicht ohne die zu ihr gehörigen und ihr innewohnenden Kräfte, ist das Ursprüngliche als ein seiner selbst sich noch nicht bewußtes Sein gedacht." ... „Was die Verbindung der beiden Geschlechter in der Ehe betrifft, so macht Dieß (wörtlich!) die Monogamie zur allein möglichen Einrichtung bei gesitteten und civilisirten Völkern ... (der Satz endet erst in der zehnten [!] Zeile). „Bei der Jugenderziehung wird auf Keuschheit nicht allein im Verkehr der Geschwister und der nächsten An- und Seitenverwandten untereinander, sondern auch sonst streng gehalten: diese, wie man sieht, in der Natur wohlbegründete Sitte hat die Enthaltung vom geschlechtlichen Verkehr überhaupt unter Geschwistern und den nächsten Anverwandten unter uns zu etwas schlechthin und geradezu Natürlichem und zu Etwas, was man sich nicht anders denken kann, gemacht."

— Als einen Beitrag zur Geschichte des Neuplatonismus hat Wolfgang Alexander Meyer eine Studie über „Hypatia von Alexandria" geschrieben (Heidelberg, Weiß). Es ist eine überaus mühsame und in ihrer Art gewiß verdienstliche Arbeit, welche der Verfasser hier bietet. Nachdem er die Quellen über das Leben der Hypatia kritisch untersucht, schildert er den Lebensgang, die Werke und die Lehre dieser Philosophin. Eine Vergleichung mit Synesius, Jamblichus und Plotin ergibt, daß Hypatia's Lehre eine ganz andere gewesen ist als man bisher angenommen. Wir erbitten der Meyer'schen Schrift die eingehendste Beachtung der Fachleute; sie ist jedenfalls mit voller Beherrschung des Themas und streng wissenschaftlicher Objectivität geschrieben.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der in Boston erscheinenden Zeitschrift „The Literary World" vom 6. März d. J. lesen wir: „Ferdinand Groß ist ebenfalls eine bemerkenswerthe schriftstellerische Individualität, eine Art Mischung von Andersen und Jules Janin, doch ein ganz eigener Typus. Er hat früher das Feuilleton der «Frankfurter Zeitung» redigirt und redigirt jetzt das der «Wiener Allgemeinen Zeitung». Das Feuilleton ist in der That das Element, in welchem er sich am meisten heimisch fühlt, nicht sowol als Redacteur indessen, als vielmehr in der Eigenschaft als Verfasser desselben. Er ist ein Feuilletonist par excellence und gilt als der hervorragendste der deutschen «gutmüthig» humoristischen Feuilletonisten. Verhältnißmäßig unbekannt und jung, wurde er plötzlich vor etwa neun Jahren dadurch berühmt, daß er eine Prämie von 75 Dollars für eine kurze Plauderei über «Literarische Zukunftsmusik» unter einer Anzahl von 4—500 Mitbewerbern errang. (Außerdem daß es in Hunderten von deutschen Zeitungen abgedruckt wurde, erschien dieses reizende Stück Plauderei in einer englischen Monatsschrift, Miß Helen Mathew's «Burlington», und falls ich nicht irre, auch in dem neuorleansschen «Picayune».) Seitdem ist er einer der gesuchtesten Mitarbeiter an der deutschen und österreichischen Presse, und jedes zweite Jahr gibt er eine Auswahl seiner besten Aufsätze in Gestalt eines Buchs heraus. Die erste Woche des neuen Jahres brachte wieder einen solchen Band: «Aus meinem wiener Winkel», welcher theils aus humoristischen Plaudereien über Allerlei und Nichts, theils aus kurzen Geschichten und Erzählungen in seiner beliebten Manier zusammengestellt ist. Seine Manier möchte ich als ein Mittelding zwischen

Pathos und Heiterkeit bezeichnen; alles, was er schreibt, sei es humoristisch oder ernst oder ein Gemisch von beiden, ergreift das Herz. Er ist ein Genremaler in Worten und zwar ein meisterhafter."

— Ueber Leopold Katscher's Schriften: „Bilder aus dem englischen Leben", „Aus England" und „Nebelland und Themsestrand", schreibt die amerikanische Wochenschrift „The Nation", Nr. 1091: „Deutschland muß das Paradies der «literarischen Journalisten» sein, wobei wir diesen Ausdruck in dem Sinne gebrauchen, in welchem er von denen verstanden wird, die sich selber so nennen. In Deutschland, wie anderswo, schreiben Gelehrte und Specialisten zuweilen Artikel und der «Literateur» ist nicht gänzlich unbekannt; der Hauptinhalt deutscher Zeitschriften und Feuilletons jedoch besteht aus «Berichten» und politischer Correspondenz, denen der literarische Anstrich ebenso mangelt wie den Spalten einer Zeitung. Katscher ist einer der besten sowol wie fruchtbarsten dieser Journalisten und hat seine Fähigkeit als Berichterstatter mit Benutzung seines wie es scheint langen Aufenthalts in London aufs beste verwerthet. In diesen Bänden finden wir alles, was von Tagesinteresse in den Zeitungen vorkommt, von Schleusen und Gas bis zur Heilsarmee und den Shakers; nichts aber ist von anderer als der alltäglichen Seite behandelt, sodaß, wie nützlich sie auch als eine Encyklopädie nützlicher Belehrung sein mögen, Katscher's Sammlungen dennoch keinen Anspruch darauf erheben können, die Literatur bereichert zu haben. Seine Skizzen sind stets verständig, aber niemals scharfsinnig. Er ist zu ausschließlich Journalist, um ein besonderes Interesse an irgendetwas zu nehmen, und viel zu verständig und aufmerksam, um die Unkenntniß und die Vorurtheile an den Tag zu legen, welche, obgleich Fehler, den Studien unserer französischen Zeitgenossen über das Ausland ein gewisses Interesse, ja einen gewissen Werth verleihen. Was noch mehr befremdet, ist, daß er nichts von jener Gründlichkeit, jener besondern Vertrautheit mit einem bestimmten Forschungsgebiete oder einer Seite des Lebens zeigt, welche man in deutschen Büchern anzutreffen erwartet und durch welche die englischen Studien seiner Vorgänger Althaus, Rodenberg, Hillebrand und Holtzendorff sich auszeichneten."

Bibliographie.

Backhaus, W., Schutt und Aufbau. Vier nationalökonomische Abhandlungen. Leipzig, Renger. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Baumgartner, A., S. J., Der Alte von Weimar. Göthe's Leben und Werke von 1808–1832. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.

Beitrag zur Geschichte Mülhausens in Elsaß und der Entwicklung seiner Industrie. Von *** Ein Vortrag. Mülhausen i/E., Bufleb. Gr. 8. 50 Pf.

Biedermann, G., Philosophie des Geistes. Des Systems des Philosophie 1ster Thl. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Borcherdt, A., Bewerbungskämpfe. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Borinski, K., Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 7 M.

Böttcher, K., Karlsbader Album. Neue deutsche Lyrik. Leipzig, Lingke. Gr. 16. 2 M.

Deutsche Bücherei. Nr. 40: Franz von Defregger. Biographisches und Kritisches. Von A. V. Svoboda. — Nr. 41: P. K. Rosegger. Eine Lebens- und Charakter-Skizze. Von A. V. Svoboda. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 1 M. 10 Pf.

Dabei, Graf A., Vom Cirkus zum Grafenschloß. Zeitroman aus unsern Tagen. Dresden, Meinhold u. Sohn. 8. 3 M.

Degen, A. v., Graf Osinsky. Roman aus der Gesellschaft. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Des-Houx, Die Gesellschaft des Vatikan. Autorisirte Ausgabe der „Souvenirs à Rome". In das Deutsche übertragen von P. Heichen. Leipzig, Unflad. Gr. 8. 4 M.

Dieskau, Margarete v., Thankmar. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Eckstein's humoristische Bibliothek. Nr. 3: Fähnrichs Liebe und Leben. Von R. Wild (R. Queisner). Berlin, Eckstein's Nachf. 8. 1 M.

Egli, J. J., Die Schweiz. Prag, Tempsky. 8. 1 M.

Elze, K., Zum Heidelberger Jubelfeste. Halle, Niemeyer. 8. 40 Pf.

Féval, P., Sagen der Bretagne. Frei nach dem Französischen von J. N. Moes. Luxemburg, Brück. 8. 1 M.

Gaedertz, K. T., Gebrüder Stern und Ristens Depositionspiel. Neudruck der ersten Ausgabe 1655. Lüneburg, Lütke. 8. 2 M. 50 Pf.

Geering, T., Handel und Industrie der Stadt Basel. Zunftwesen und Wirthschaftsgeschichte bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts, aus den Archiven dargestellt. Basel, Schneider. Gr. 8. 15 M.

Gesell, C. A. J., Die Uebelstände des gegenwärtigen deutschen Schauspielwesens und Vorschläge zur Umwandlung desselben. Denkschrift, im Auftrag des sächsischen Landesverbandes der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" verfaßt. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 1 M.

Gindely, A., Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630. 2ter Bd. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Golenischtschew-Kutusow, Graf A., Eine Dichtung. Nebst Anhang. In deutscher Uebersetzung mit Beifügung des russischen Textes von Jessen (L. v. Osten). 2. Blumenlese. St. Petersburg, Schmitzdorff. Gr. 8. 4 M.

Grienberger, T. v., Ueber romanische Ortsnamen in Salzburg. Salzburg, Dieter. 12. 80 Pf.

Hüsgen, E., Chrouik der Gegenwart. 1885. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 6 M.

Hallwich, H., Töplitz. Eine deutschböhmische Stadtgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Krause, K. C. F., Reine allgemeine Vernunftwissenschaft oder Vorschule des analytischen Haupttheiles des Wissenschaftgliedbaues. Aus dem handschriftlicheu Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Locke, R., Ueber die Begriffsbestimmung der Lüge im eigentlichen Sinne. Eine ethisch-theologische Studie. Leipzig, Drescher. 8. 90 Pf.

Schellwien, R., Optische Häresien. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Schlaegel, M. v., Hartes Holz. Novellen. (Böser Leumund. Alpe Fee. Der Thurm des Jochemus.) Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

— — Neue Novellen. (Gregor. Die Communarden. Die Weltumsegler.) Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Schneider, E., Der Kampf Graf Eberhard des Erlauchten gegen König Rudolf von Habsburg. Mit einer Abbildung des Stuttgarter Vertrags vom 10. November 1286. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Gr. 8. 1 M.

Schücking, L., In dunkler Nacht. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 1. Jahrg. 1885. Herausgegeben von E. Delbrück. 1ste Abthg. Das deutsche Reich. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 3 M.

Schwarz, B., Vom deutschen Exil im Skythenlande. Erlebuisse, Klagen und Aufklärungeu aus der Dobrudscha. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

— — Kamerun. Reise in die Hinterlande der Kolonie. Mit eigenhändig entworfener Karte. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 10 M.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. v., Aus unseren Sommerfrischen. Ein Skizzenbuch. Mit 12 Illustrationen von J. J. Kirchner. Wien, Hartleben, 8. 6 M.

Stieler, K., Aus Fremde und Heimat. Vermischte Aufsätze. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M. 40 Pf.

— — Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71. Mit einem Vorwort von F. Ratzel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Stübel, A., Skizzen aus Ecuador, dem VI. deutscheu Geographentage gewidmet. Illustrirter Katalog ausgestellter Bilder. Berlin, Asher u. Comp. Fol. 6 M.

Suttner, A. G. v., Ein Aznaour. Kaukasischer Roman. München, Heinrichs. 8. 4 M. 20 Pf.

Trautmann, F., Aus dem Burgfrieden. Alt-Münchener Geschichten. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 6 M.

Ullmann, E., Julius Glaser. Gedenkrede. Wien, Manz. Gr. 8. 40 Pf.

Die Umgebung von Ango-Ango am unteren Congo. Wien, Hölzel. Gr. 8. 1 M.

Verzeichnis von Werken und Aufsätzen, welche in älterer und neuerer Zeit über die Geschichte und Sprache der Zigeuner veröffentlicht worden sind. Leipzig, List u. Francke. Gr. 8. 60 Pf.

Vischer, R., Studien zur Kunstgeschichte. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Volkswirthschaftliche Zeitfragen. Vorträge und Abhandlungen, herausgegebeu von der volkswirthschaftlicheu Gesellschaft in Berlin und der ständischen Deputation des Kongresses deutscher Volkswirthe. 59stes Hft.: Die socialistische Gefahr. Ein Nachwort zu den Verhandlungen des Reichstags vom März und April d. J. Von L. Bamberger. Berlin, Simion. Gr. 8. 1 M.

Wagener, Mathilde, Die Klostergräfin. Original-Roman. Leipzig, Leopold u. Bär. 8. 4 M.

Wagner, H. F., Robinson in Oesterreich. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Robinson-Litteratur. Salzburg, Dieter. 8. 80 Pf.

Der Weinschwelg. Ein altdeutsches Gedicht aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Mit einer Uebersetzung von K. Lucae. Halle, Niemeyer. 8. 1 M. 60 Pf.

Welzhofer, H., Allgemeine Geschichte des Altertums. 1ster Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Weyer, G. D. E., Heiurich Ferdinand Scherk. Gedächtnissschrift. Kiel, Uuiversitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Winterfeld, A. v., Humoresken. 2ter u. 3ter Bd. Jena, Costenoble. 12. à 1 M.

Wothe, Anny, Versunkene Sterne. Novellen und Skizzen für die Frauenwelt. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Zernin, G., Erinnerungen an Dr. Josef Victor von Scheffel. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 2 M.

Zollern, H. v., Vom Fels zum Meer. Historische Erzählung dem Leben Friedrichs des Großen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Zur Lage der bayrischen Kabinetskasse. Von einem deutschen Patrioten. Berlin, Allgemeiner Verlag (H. Specht). Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Brockhaus'

Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch**, das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage vollendet vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon" in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch Central-Brasilien.

Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884.

Von

Karl von den Steinen.

Mit über 100 Text- und Separatbildern und 3 Karten.

4. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Dr. med. Karl von den Steinen schildert in diesem Werke mit frischer Unmittelbarkeit den Verlauf und die Ergebnisse der im Jahre 1884 von ihm unternommenen Expedition, welche die Erforschung des grössten noch unbekannten Stromes Südamerikas, des Schingú, zum Zweck hatte. Der wissenschaftlichen Länder- und Völkerkunde wird in dem Werke überraschend viel Neues, den weitesten Kreisen eine fesselnde Unterhaltung geboten, und die Fülle der Abbildungen, fast sämmtlich nach Originalaufnahmen künstlerisch ausgeführt, verleiht demselben den Rang eines Prachtwerks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von

Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Zweiter Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der Beifall, mit welchem der im vergangenen Jahre erschienene erste Band dieses Werks in juristischen Kreisen aufgenommen wurde, liefert den sichern Beweis, daß es dem Bedürfniß derselben auf durchaus entsprechende Weise genügt. Der jetzt folgende zweite Band enthält die seit Juni 1885 ergangenen civilrechtlichen Entscheidungen des Reichsgerichts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Von

Dr. Lorenz von Stein.

Zweiter Theil.

Die Finanzverwaltung Europas.

Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder.

Zweite Abtheilung.

Fünfte, neubearbeitete Auflage. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

In dieser fünften Auflage ist das ausgezeichnete Werk sehr wesentlich erweitert worden, sodaß der zweite Theil nun drei Abtheilungen umfaßt; während die erste Abtheilung den Staatshaushalt, die Staatsausgaben, die wirthschaftlichen Staatseinnahmen und den allgemeinen Theil der Steuerlehre behandelt, enthält die zweite Abtheilung das positive Recht der bestehenden Steuern in den verschiedenen Staaten Europas und die Grundzüge des Staatscreditwesens.

Der erste Theil, „Die Finanzverfassung Europas", kostet geh. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf., des zweiten Theils erste Abtheilung geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf. Die das Werk zum Abschluß bringende dritte Abtheilung des zweiten Theils folgt binnen kurzem.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gesammelte Werke

von

Moriz Carriere.

Neun Bände. 8. Geh. 76 M. Geb. (in 8 Bänden) 88 M.

Inhalt:

Aesthetik. Dritte Auflage. 2 Thle. — **Die Poesie.** Zweite Auflage. — **Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung.** Dritte Auflage. 5 Thle. in 6 Bdn.

Die vorliegende Gesammtausgabe enthält Carriere's Schriften zur Philosophie des Schönen und zur Geschichte der Kunst und bildet eine abgeschlossene Sammlung. Ein Prospect über dieselbe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Stadt Palma.

Separatabdruck aus dem Werke: „Die Balearen. In Wort und Bild geschildert."

Folio. Geb. 60 M.

Eine höchst anziehende, reich illustrirte Schilderung der mallorcanischen Hauptstadt Palma und ihrer Bewohner, die auf eingehendsten Studien des hohen Verfassers, Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Ludwig Salvator, beruht. Das Werk bildet in seiner nobeln Ausstattung eine Zierde für den Büchertisch jedes Salons.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1886. Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 15. Juli 1886.

Inhalt: Neue Bearbeitungen des Gudrunliedes. Von Adalbert Schroeter. — Vermischte Schriften. Von Rudolf Doehn. — Ein neuer Roman von Julius Grosse. Von Marie Schramm-Macdonald. — Vermischte historische Literatur. Von Hans Prutz. — Zur Anthropologie. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Bearbeitungen des Gudrunliedes.

Während wir vom Nibelungenliede achtundzwanzig theils vollständige, theils fragmentarische Handschriften und ebenso viele moderne Bearbeitungen besitzen, ist das Gudrunlied in nur Einer Handschrift auf uns gekommen und der Katalog der Erneuerungen ist um zwanzig Nummern kleiner. In diesen Zahlen spiegelt sich die Verbreitung unserer Nationalepen in alter und neuer Zeit. Bei der Ueberlegenheit seines machtvollen Stoffs und bei künstlerischer Gestaltung desselben hat das Nibelungenlied den Vorrang immer besessen und behauptet.

Zudem hat über der Gudrun noch ein ganz besonderer Unstern gewaltet. Die uns erhaltene Handschrift ist zwar sehr schön, aber sie stammt aus später Zeit, aus den Tagen Kaiser Maximilian's I., der sie in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts anfertigen ließ. Im Jahre 1517 waren Zeichner und Copist, ein Steuereinnehmer in Bozen, damit zu Ende. So entfernt sich denn naturgemäß der Text der Handschrift hier und da von seinem etwa um 1200 entstandenen Original. Die Hand der Schreiber und die improvisirende und interpolirende Kunst der fahrenden Sänger ist vermuthlich mehrfach im Spiel gewesen, und unsere Germanistik war schließlich beflissen, an der Hand der Bentley'schen Methode das später Hinzugekommene zu beseitigen. Man fußte auf metrischen Unebenheiten (nicht einmal immer auf solchen, sondern ebenso oft auf bloßen rhythmischen Zierathen und Besonderheiten, z. B. den Cäsurreimen), auf sprachlichen Differenzen und Eigenheiten, sowie auf innern, mehr oder minder wesentlichen Abweichungen, Widersprüchen oder irgendwelchen Auffälligkeiten.

Da war denn nun ein weiter Spielraum gegeben und dem individuellen Geschmacksurtheil des Herausgebers oder „Textkritikers", wie sich der Name nobilisirte, ein breitester Tummelplatz persönlicher Spitzfindigkeit und Willkür für allerlei philologische und mikrologische Lazzi erschlossen. Doch es ist hier nicht der Ort, eine Kritik unserer Gudrunkritik zu üben: genug, daß sich mit nur geringem Geistesaufwand reichlich die meisten der Verse und Abschnitte vertheidigen oder „retten" ließen, an welchen die germanistischen Operateure herumsecirten und ihre mannichfachen chirurgischen Experimente anstellten. Das Resultat war am Ende das: Müllenhoff schnitt die 1705 uns in der alleinigen Ambraser Handschrift vorliegenden Strophen des Gudrunliedes derartig zusammen, daß kaum ein winziger, gelenkloser Resttheil von 414 (!) Strophen übrigblieb. Zu diesen, dem „ursprünglichen Kern", wie dieser Niederschlag des hyperkritischen Verdampfungsprocesses nunmehr bezeichnet wird, sollen „wenigstens drei" (höchst verwegen supponirte) „Interpolatoren" jene incriminirten 1281 Strophen, frei nach dem Gudrundichter, hinzugefügt und sie unter seiner Flagge in das Lied eingeschmuggelt haben. Dies ist der heutige Stand der „Forschung". Höchst wahrscheinlich aber wird über kurz oder lang ein neuer Prophet erscheinen, der resolut tabula rasa macht, das heißt in seiner kritischen Retorte nun auch die letzten armen 414 Gudrunstrophen als „unecht" ins Nichts verdampfen läßt, sodaß das deutsche Gudrunlied dereinst nur ein schöner textkritischer Traum gewesen sein und höchstens in einer pietätvollen Literaturgeschichte als eine nicht nur halb, sondern ganz verklungene Sage weiterleben wird. Das würde denn freilich für unsere übersetzungslustigen Versemänner ein schwerer Schlag sein!

Nun, gottlob, fürs erste haben wir noch jenen Rest der echten 414 Strophen, und die deutsche Literatur darf vorläufig sich noch sonnen an der schönen Nebensonne des Nibelungenliedes, wie die Gudrun als Pendant zu diesem so gern genannt wird, an der deutschen Odyssee neben der deutschen Ilias! Denn dieser Vergleich, schief in jeder Hinsicht, war zu wohlfeil, als daß findige Köpfe ihn nicht

frühe hätten riskiren sollen, und so ist er in Curs geblieben und es wird Zeit vergehen, ehe sich die schlechte Münze abgreift.

Und so begegnet man der banalen Tirade mehr als einmal auch in der neuesten Gudrun-Bearbeitung, dem Seitenstück zu dem in Nr. 52 d. Bl. f. 1885 vorgeführten Nibelungenliede Emil Engelmann's.

„Ob das Gudrunlied das zu werden vermag, was es zu werden verdient: zur deutschen Ilias die deutsche Odyssee, das wird die Zukunft zeigen" — mit diesen Worten stellt derselbe Uebersetzer nunmehr ein Gudrunlied seiner Prägung uns unter dem Titel vor:

1. Das Gudrunlied für das deutsche Haus nach den besten Quellen (sic) bearbeitet von Emil Engelmann. Mit einem Facsimile der Ambraser Handschrift, 6 Lichtdruckbildern und vielen Illustrationen im Text nach Zeichnungen von R. E. Kepler, Th. Hofmann, C. Häberlin, G. Cloß u. a. Stuttgart, Neff. 4. 7 M.

„Nach den besten Quellen" — was soll das bedeuten? Doch nicht gar nach den besten Uebersetzungen? Diese Quellen sind sehr zweifelhafter Güte; eine andere Gudrunquelle aber als die genannte Handschrift aus dem tiroler Schlosse Ambras gibt es nicht.

Die Folie des Engelmann'schen Buchs ist wiederum eine höchst bestechende. Nie ist ein Gudrunlied in würdigerer, glanzvollerer Gewandung erschienen. Hat es dem Bestreben gegolten, ein wohlfeiles Decorationsstück für Büchertisch und Bücherpult zu liefern, so ist dies vollauf gelungen. Und wenn das Buch in textlicher und illustrativer Hinsicht seiner einnehmenden Erscheinung entspräche, so hätte sich die Verlagshandlung ein unbestreitbares Verdienst erworben. Daß es eine weite Verbreitung auch trotz seiner Halbheit finden wird, daran ist nicht zu zweifeln. Sein äußerer Eindruck ist ein zu gefälliger. „Und die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar", sagt Schiller: „es setzt nichts voraus und läßt sich völlig gedankenlos genießen."

Die Entwürfe zu den Lichtdrucken sind von Kepler, und die Scene, in welcher Horand vor Hilde singt, ist tadellos in Composition und Ausführung. Das Bild ist ohne Frage eine der anmuthigsten Illustrationen, die je einer deutschen Dichtung zum erläuternden Schmucke dienten. Der Gudrun-Figur selbst aber war Verständniß oder Kunst des Zeichners nicht gewachsen. Seine Art erinnert zu sehr an die Paul Thumann's. Diese Manier aber ist unzulänglich, weil zu weich und zu marklos, um eine über das Maß gewöhnlicher, typischer, wenn auch noch so zierlich erscheinender Mädchenhaftigkeit originell hinausragende Gestalt von so festem und strengem Stempel, wie die Gudrun, nachschaffen zu können. Mit billiger Formeneleganz ist hier nichts anzufangen. In nicht einer dieser Darstellungen ist das geistige Wesen Gudrun's in Haltung und Mienen zum Ausdruck gelangt. Der Zeichner hat nicht vermocht, den düstern Schatten des Schicksals, der über der entführten, so tief erniedrigten Königstochter ruht, irgendwie in ihren Zügen zur Erscheinung zu bringen. Da sind überall die nämlichen glatten, graziösen, runden Linien und die idealistischen Profile der typischen Märchenprinzessinnen des modernen Illustrirhandwerks, die Formen kokett gewellt und reizend geschwellt, die Mienen aber kindlich-leer und inhaltlos, ohne einen Zug jener schroffen Standhaftigkeit, jener herben Energie und unnahbaren weiblichen Hoheit der heroischen Sagengestalt. Das Titelblatt, Gudrun sehnsuchtsvoll hinausschauend übers Meer, ist schon in der halbgebeugten Haltung der Unbeugsamen arg verunglückt, ganz abgesehen von der seelischen Weichheit und ausdruckslosen Kindlichkeit der Physiognomie. Das ist kein Gudrun-Gesicht. Der Illustrator aber soll charakterisiren, mit jedem Schattenstrich und jeder Linie im Sinne des Dichters nach Stimmung, Stil und Individualisirung streben. Gudrun's Charakter aber bleibt völlig latent. Besonders verunglückt, mädchenhaft-schüchtern, wieder mit gebeugter Haltung, mit niedergeschlagenen Augen, das Antlitz sanft und mild, die Formen kaum entwickelt, statt zu völliger weiblichen Reife entfaltet, ohne irgendeinen Anhauch jener vielen harten Erfahrungen und bittern Entwürdigungen einer zehnjährigen Gefangenschaft, ebenso ohne irgendwelchen physiognomischen Widerschein der stolzen Freude, all jene grausamen Prüfungen siegreich bestanden zu haben, erscheint die königliche Jungfrau in jener Seene, in welcher sie Irold aus dem Schiff an den wiedergewonnenen Heimatstrand führt. Das Haupt hoch aufgerichtet, durfte ihr Auge fröhlich strahlend in dieser Situation allein ihre am Ufer harrende Mutter Hilde suchen. Noch völlig auf der Stufe einer Vorstudie verharrt vollends das Bild, auf welcher Gudrun und Hildeburg der Schwan erscheint. Die Kopfhaltung Gudrun's ist hier, ganz abgesehen von der unschönen Steifheit der Figur, einem incorreet gestellten Modell nachgezeichnet: der redende Schwan hat offenbar im Atelier gefehlt, um die Reflexe des Zwiegesprächs dem Zeichner zur Anschauung zu bringen.

Der Uebersetzer naht uns auch dieses mal im Hildebrandston. Er hat sich von der bänkelsängerischen Leierhaftigkeit dieses Metrums noch immer nicht überzeugt, dessen Leichtigkeit gleichwol zu ganz besondern Ansprüchen an melodischen Fluß, rhythmische Klarheit, Sauberkeit der Reime und euphonische Glätte der Diction berechtigt. Da offenbart sich denn leider nun aufs neue die Unzulänglichkeit der Uebersetzung. Bereits unter den ersten zwölf Reimen findet sich die Hälfte auf — ehr gebildet (hehr: Ger; mehr: Ehr; Speer: Wehr). Lange und kurze Laute reimen über Gebühr häufig: fahrt: ward; viel: will; Gestalt: gemalt u. s. w. An einer Stelle verliert sich sogar der an und für sich so dürftige Reimschmuck des Metrums ganz und gar:

Der Meister kam, den Recken
Zu lehren er begann,
Doch baldig ob dem Jünger
Er schwer in Nöthe kam.

An einer andern Stelle, auf S. 52, geräth das Reimgefüge mindestens in Unordnung. Was im übrigen die Rhythmik angeht, so arbeitet die Klappermühle des Hildebrandstons ihr Pensum schlecht und recht von Anfang bis zu Ende herunter, und nur selten geschieht es, daß auch sie ins Stocken kommt und dann Verse producirt wie:

Gar wenig ihn verdroß,
Wie hoch auf ihm am Leibe
Die Meerflut schäumt' und schoß.

Oder:

Er durft's, für sie hatt' heut' er
Die Walstatt oft durchhaun (?!).

Aber ähnliche Flecken finden sich in all den andern Gudrun-Uebersetzungen auch, welche das äußere Auftreten dieser Engelmann'schen so sehr in Schatten stellt. Mehr machen wir ihr zum Vorwurf, daß sie Worte wie Horand, Ortwin, Gudrun, Ortrun gelegentlich ihres Haupt- und Stammtons beraubt, um die zweite Silbe reimfähig zu machen. Auch widerspricht es den Entwickelungsgesetzen der neuhochdeutschen Sprache: Valandine zu schreiben.

Die Schwächen der Engelmann'schen Diction offenbaren sich im übrigen hier minder als im Nibelungenlied. Zwar Archaismen, wie: Gabilun, Pallas (statt Palast), Gadem, Kocken, Puneis, Buhurt, Valant, finden sich auch hier. Das mittelhochdeutsche mâge, d. h. Blutsverwandte, wird mit „Magen" gegeben. Heine gebrauchte es auch. Aber das Wort behält einen komischen Beigeschmack, besonders wenn es so ungeschickt verwendet wird wie von Engelmann:

Nun will ich Sigband's Magen
Bewahren mir als Pfand.

Sonst mag Stil und Ausdruck dieses mal passiren. Wendungen wie:

Da sprachen sie: Wenn's sommert,
So um die Maienzeit —

oder:

So lebte bei den Mägdlein
Im Stein er Jahr und Tag —
(soll heißen: in der Höhle)

oder:

Sonst setzen Eure Helden
Und Euch wir in die Flut —

oder:

„Es können viele Boten
Ob ihr verloren gehn."
„Schreibt Briefe nur!" rief Gerlind,
„Man wird schon alles sehn" —

sind nicht allzu häufig. Das Gudrunlied stellt eben ermäßigte Forderungen an den Neuerer. Seine Charaktere sind wenig mehr als Umrisse, die Sprachmittel des Dichters zu alltägliche, seine Formen zu zerflossene, als daß der Bearbeiter hier nicht leichteres Spiel fände. Diese Uten und Hilden, diese Ortrun, Hergart und Hildeburg sind nur durch flüchtige Andeutungen voneinander unterschieden, und diese Hagen und Hettel, Siegfried, Herwig und Hartmut, Irold und Ortwein gleichen sich, abgesehen von dieser oder jener abweichenden Meinung, wie ein Degenknopf dem andern. Auch Ludwig und Wate unterscheiden sich von den andern Braven kaum mehr, als daß sie weiße Bärte haben. In seinen Schilderungen und Erzählungen bleibt der Dichter überall abhängig vom Nibelungenliede; dessen Aufzüge, Feste, Botschaften, Werbungen sind copirt, die Bindeglieder jenem entlehnt. Wußte der Nibelungendichter innerhalb seiner wechselnden Decorationen auf das genaueste Bescheid, so ist dem Gudrun-Dichter der Schauplatz seiner Dichtung völlig unbekannt. Dies ist ein Hauptgrund, warum er hinter seiner Aufgabe zurückblieb. Eine Lösung in höherm Stile war deshalb unmöglich. Für eine poetische Widerspiegelung des Wikinger- und Normannenlebens fehlte dem Gudrun-Dichter die persönliche Anschauung jener Länder, Inseln und Meere ebenso sehr wie — die Phantasie. Seine See rauscht nur hinter der Coulisse.

Engelmann behauptet auch hier, Wolfram von Eschenbach sei der Dichter.

Wie wenig kennt er Wolfram von Eschenbach!

Die aufbauschende, in ausgefahrenen Gleisen laufende, copirende Manier des christlich zahmen Gudrun-Dichters und die scharfe, lakonische Prägnanz, die gesuchte Originalität und tiefsinnige Mystik Wolfram's sind geradezu Gegenpole. Ein Blick auf Stil und Form des Parcival und Titurel offenbart die nicht zu überbrückende Kluft zwischen der papagaienhaft referirenden, ein einziges psychologisches Problem mit beispielloser Weitschweifigkeit verwässernden, mit lauter Typen hantierenden Manier des Gudrun-Dichters und der schroffen, geistigen Vornehmheit und gewichtigen, inhaltsschweren Weise Wolfram's, der unerbittlichen Logik seiner complicirten Charakteristik, der bunten Fülle seiner Figuren und ihrer scharf und vielseitig contrastirten Plastik, der weltumfassenden Tiefe seiner Ideen, der Beweglichkeit seines technischen Apparats und seines stolzen, in der deutschen Literaturgeschichte fast einzigen Selbstbewußtseins. Dichter wie den Gudrun-Sänger mag er meinen, wenn er sagt: „Dreißig euers Kalibers wiegen leichter als ich!"

Engelmann arbeitet nicht treu. Er erlaubt sich willkürliche Eingriffe, operirt mit selbsterfundenem Bilderwerk. So läßt er Frute einmal sagen:

Fahr' wohl, o Herre, nun!
Bald wird ein schönes Mägdlein
An deinem Herzen ruhn —

wo der brave Mann im Text gar nicht den Mund aufthut. Ebenso willkürlich wird die Figur der Hergart, jener einzigen Begleiterin Gudrun's, die ihr die Treue bricht, um des Schenken „hoher Minne" zu genießen, von Engelmann völlig beseitigt, wiewol diese Gestalt vom Dichter in der offenbaren vollbewußten Absicht Gudrun gegenüber gestellt wird, um deren sittliche Hoheit und Hildeburg's entsagungsvolle Anhänglichkeit um so heller zu beleuchten. Es ist bedauerlich, daß Engelmann hierin gerade, in einem so auffälligen Verkennen der Intentionen des Dichters, der Müllenhoff'schen Kritik sich anschließt, während er sonst

doch mit Recht von Ettmüller's und Müllenhoff's „Verstümmelungen" redet. So übersetzt er ruhig die Scene, in welcher König Ludwig Gudrun ins Meer wirft u. s. w. Er läßt das Lied mit gutem Grund in seiner ritterlich-christlichen Gewandung und umschifft auf diese Weise eine Klippe, an der, wie man sehen wird, Weitbrecht gefährlich anläuft. Aber im allgemeinen bleibt seine Uebersetzung salope Paraphrase in halbgereimten Vierzeilern von nichtigem Werth. Man vergleiche zum Schluß die folgende schöne Stelle der Handschrift mit ihrem Schattenbild in der Uebersetzung:

Ambraser Handschrift.

Si giengen in ir hemeden, diu wâren beidiu naz.
den vil edelen vrouwen was ê gewesen baz.
dô bidemet von dem vroste daz arme ingesinde.
sie wâren in swacher koste. jâ wâten die kalten merzischen winde.

Ez was in den zîten, do der winter sich zerlie
und daz in widerstrîte die vogele wolten hie
singen aber ir wîse nâch des merzen stunden.
in snêwe und ouch in îse wurden die vil armen weisen vunden.

Mit strûbendem hâre sâhen si si gân.
swie in diu houbet wâren beiden wol getân,
ir vahs was in zervueret von merzischen winden.
ez regente oder ez snîte, wê was ie den vil edelen kinden.

Engelmann:

Vor Nässe zitternd blieben
Die Jungfraun darnach stehn;
Es hatten bessre Zeiten
Die beiden einst gesehn.
Das sah man an dem Antlitz
So minniglich und lind;
Wohl flogen wirr die Haare,
Zerzaust vom Morgenwind (sic!).

Das ist alles! Die dreimalige Wiederholung des Märzes (bei Engelmann wird der Märzwind trotzdem zum Morgenwind!) hat die schöne Stelle den Herausgebern verdächtig gemacht. Aber man sieht, dem Dichter kommt es gerade darauf an, durch wiederholte Betonung des im Mittelalter besonders übel renommirten Märzenmonds die Situation der beiden kaum bekleideten Mädchen um so mitleidswerther darzustellen. E. Martin vollends, dessen seit Jahren fertige Uebersetzung nur des Illustrators wartet, macht in seiner Ausgabe zu der Stelle:

die vogele wolten hie
singen aber (wieder) ir wîse nâch des merzen stunden —

die Bemerkung: „Die werden doch wol nicht gesungen haben, während Schnee und Eis lag." Warum nicht? Ich habe Finken und Staare, die ja Ausgang Februar bereits in Norddeutschland eintreffen, oftmals singen hören, während Schnee und Eis lag. Aber der Dichter sagt ja nicht einmal, daß die Vögel bereits singen: sie wollen erst wieder singen. Im übrigen betont er in der folgenden Strophe, daß es thaut. Ich konnte mir nicht versagen, dieses Specimen unserer Gudrun-Kritik als besonders bezeichnend anzuführen.

Obiges Excerpt aber diene zum Beleg, wie wenig Engelmann seinem Original gerecht geworden ist, und wenn man schweren grammatikalischen Fehlern begegnet, wie:

Denn zehen wider einen
Sind sie gen deine Schar,
Dies Schloß ist fest, drum nehme
Doch meine Warnung wahr —

so beklagt man, daß sich der gute Wille und der Aufwand des Verlegers an eine so fragwürdige Schöpfung verloren haben.

Wesentlich höher, mitunter zu poetischem Werth erhebt sich:

2. Das Gudrunlied. In neuhochdeutschen Versen nachgedichtet von Richard Weitbrecht. Stuttgart, Metzler. 1884. 8. 2 M.

Weitbrecht ist eine klare, kritische Natur, und der poetische Geist seiner schwäbischen Heimat hat ihn merklich gestreift. Er erwägt die Gründe, weswegen die Gudrun trotz mehrfacher Uebersetzungen einen Weg in breitere Kreise nicht gefunden hat. Er gibt die Schuld den vorhandenen Bearbeitungen, ohne indeß die Ursachen ihrer Erfolglosigkeit zu erschöpfen. Weiter mißt er die Schuld dem Dichter zu. Er denkt von diesem nicht sonderlich hoch, um so respectvoller von der alten Sage, die wir doch nur aus dessen Prägung kennen. Er beruft sich auf Stellen und Bezüge, welche die Begrenztheit des Dichters erweisen sollen. Dabei vergißt er nur, daß er ihm aus einer ganz andern Welt gegenübertritt als die mittelalterliche Gesellschaft. Der ästhetische Geschmack ist Wandlungen unterworfen; die poetischen Mittel und Ziele des mittelalterlichen Dichters haben andere sein müssen als die der modernen. Was damals sehr interessant war, ist heute langweilig; was damals unerläßlich war, ist heute entbehrlich und überflüssig. Daß der Sänger zunächst ein Rittergedicht schreiben mußte und ihm die heidnische Sage nur den Grundstoff bot, sollte doch nicht befremden. Daß ihre heidnischen Elemente christlich durchdrungen und gewandelt werden mußten, sollte der Nachdichter seinem Modell doch nicht mit Karl Bartsch zum Vorwurf machen. Man soll vom Dichter nicht mehr verlangen, als er in seiner Sphäre geben konnte. Das hieße sonst anachronistische Kritik üben. Weitbrecht selbst vermag die Klippe nicht zu umschiffen, auch er verfällt Anachronismen, wenn er dann, wie wir sehen werden, die Dichtung aus ihrem ritterlichen Kleide loslöst und sie künstlich zurückverpflanzt ins Heidenthum. Auch sollte man dem Dichter aus Nonchalancen, naiven Licenzen, Wiederholungen, geringen Unwahrscheinlichkeiten u. s. w., worauf sich die bei weitem meisten kritischen Anfälle und Einfälle zurückführen lassen, kein Verbrechen machen. Diese Dichtungen wurden nicht in leicht zu überschauender Buchform, sondern als mündliche, fragmentarische Vorträge genossen. Das minder Wesentliche durfte für vergessen gelten, wenn der neue Vortrag fortfuhr. Erzählte der Dichter immer wieder von Festen, Turnieren, Empfangsfeierlichkeiten, Belehnungen, Schenkungen u. s. w., so ergab sich

derlei eben immer aufs neue als interessant für seine Hörer; und wenn der Erneuerer der Schilderungen solcher ritterlichen Culturformen hier auf Sand geräth, so durfte sich der mittelalterliche Dichter gleichwol in flottem, schönem Fahrwasser fühlen.

Diese Sandbänke zu vermeiden, schlägt Weitbrecht nun den freiern, aber ungleich schwierigern Pfad der Nachdichtung ein. „In neuhochdeutschen Versen nachgedichtet", steht auf seiner Flagge. Leider nur passirt ihm damit an gleicher Stelle ein ähnlicher Lapsus wie Engelmann. Nachdichten kann man eben nur in Versen, und daß diese hebräisch lauten werden, hält der Leser zunächst nicht für wahrscheinlich.

„Die Schönheit der deutschen Sage muß unentstellt von mittelalterlichen Zuthaten aus der Uebersetzung hervorleuchten", lautet Weitbrecht's Princip. Hier spricht er also wieder von Uebersetzung. Und in der That lavirt sein Buch fast durchgängig zwischen Uebersetzung und Nachdichtung. Wer so gering vom Gudrun-Dichter denkt wie Weitbrecht, hätte einfach eine selbständige Neudichtung versuchen sollen. Statt dessen hält sich der Herausgeber an sein Original, und leider zu sehr an das Original Müllenhoff'scher Währung. Nur Anfang und Ende, welche dieser völlig abschneidet (Strophe 1—204 und 1531—1705), werden beachtet; aber jene ersten 204 Strophen in vier achtzeilige Strophen zusammengepreßt, trotzdem hier gerade die Sage sehr lebendig weiterlebt. Hergart indessen und anderes wird beibehalten.

Jene Summe der von Müllenhoff herausgeschälten Segmente hat Weitbrecht nun in einzelnen Romanzen anschaulich und anmuthend nachgebildet. Er ist somit zurückgekehrt auf einen Pfad, den vor ihm bereits San-Marte eingeschlagen hatte („Gudrun. Nordseesage." Berlin, Posen und Bromberg, 1839). Tegnér's „Frithjof" war dort wie hier Vorbild.

Es war nicht leicht, jene aus dem Zusammenhang gerissenen Bruchstücke zu selbständig in sich abgeschlossenen Ganzen zu gestalten; und von der Romanze erwartet man eine derartige in sich selbst gegründete, scharf umschlossene Abrundung. Weitbrecht ist die Operation nahezu gelungen. Nur an einer Stelle opfert er jene Selbständigkeit und die Romanze fällt demzufolge aus der Rolle:

Nun hebt die Märe an uns zu vermelden
Von Seelands Herrn, der Herwig war genannt.

Ein solcher Recurs auf irgendeine Vorlage mußte unterbleiben. Außerdem war jeder einzelnen Romanze eine Ueberschrift zu geben; die römischen Ziffern machen einen trockenen Eindruck; ein besonderer Titel hätte immerhin jedem in sich zusammenhängenden Bruchtheil auch eine äußere erhöhte Selbständigkeit verliehen.

Weitbrecht's Formen sind zahlreich und wechselvoll. Nur seine achtzeiligen Strophen sind zu langathmig und farblos. Hier hätten wir die freilich um vieles schwierigere und nur in Künstlerhand willfährige Stanze gewünscht, die allein für den charakteristischen Ausklang der Nibelungen- und Gudrun-Strophe ein passendes Aequivalent darbietet. Auch die fünffüßigen reimlosen Trochäen erscheinen uns ersatzfähig; gerade inmitten gereimter Strophen fällt der fehlende Gleichklang doppelt empfindlich ins Ohr, und Weitbrecht wird sie um so leichter aufgeben können, als er merkwürdigerweise gerade die gereimte Form ungleich gewandter handhabt. Man vergleiche:

Aber nicht mit Jubelschalle
Zogen sie herauf zum Schlosse,
Langsam schritten hin die Rosse,
Stille schwiegen drunten alle.
Selbst Wate, der grimme, im Herzen trug Zagen
Hilde die Botschaft anzusagen,
Wie schlecht er beschirmt den Gemahl in der Schlacht,
Wie übel sie ihre Fahrt vollbracht.

Hier wie im Durchschnitt zeigt sich die Verskunst des Erneuerers der poetischen Situation gewachsen, welche sich in den folgenden trochäischen Fünffüßlern völlig in Prosa auflöst und nur unter der Maske der Versabsätze den Schein von Poesie zu wahren weiß:

Also fuhren sie zur Heimat. Dort war
Schon das Schiff mit froher Siegesbotschaft
Angekommen. Als Frau Hilde hörte,
Daß der König, welcher den Gemahl ihr
Einst auf Wülpensand erschlagen hatte,
Nun von Herwig's Hand gefallen, rief sie:
„Liebre Märe hörte ich noch selten.
Doch nun sagt mir schnell, wie lebt die Tochter
Und die andern Frauen?"

Andere Formen hingegen erscheinen uns einem so schlichten einfachen Stoffe gegenüber zu complicirt:

Am Wülpensande,
Dem öden Strande,
Hielten Rast die Normannen.
Gudrun ins Feuer starrte,
Es flogen von dannen
Die Gedanken der Maid;
Des Vaters harrte
Sehnend sie, ob er erscheine,
Zu wenden ihr Leid
Mit den Helden in starkem Vereine.

Aber man sieht, die Sprache hat eine sichere, einheitliche Haltung und einen klaren, reinen Ton: nur bisweilen wäre ihr ein freierer Fluß und eine feinere Beweglichkeit und Gelenkigkeit zu wünschen. Unter den Reimen finden sich freilich auch solche wie ziehn: Königin; noch: hoch; Geschoß: groß; dienst: gewinnst.

Weitbrecht sucht denn nun, wie oben angedeutet, das Gudrun-Lied seiner christlich-ritterlichen Basis zu entrücken und versetzt es zurück in die heidnische Zeit. Gott und der Herr Jesus sind geschwunden und „Götter", Allvater, Heervater, Hela, der Gott des Sieges an ihre Stelle getreten; ganz ebenso hat sich statt des ritterlichen Weinpokals das Methhorn eingefunden. Ja, wenn auf solche Weise auch die Menschen wieder Heiden geworden wären! Das ist aber nirgends der Fall. Sie bewegen sich vollständig in ritterlichen Anschauungskreisen und höfischen Culturformen. Da sind zunächst die Edelknaben und die

Kämmerer geblieben. Da spielt überall der höfische Minnebegriff hinein, und einmal findet sich sogar ein sehr modernes „weites Weltall“:

Lebte der König,
Des weiten Weltalls Wonnen gewänn' ich —

sagt Gudrun. Auch das Gleichniß: „Der Held stand vor der Jungfrau, als ob er von Meisters Hand auf eine weiße Wand gemalt wäre“, sowie die seidengestickten Banner werden unmöglich, sobald der Stoff in die graue Heidenzeit zurückversetzt wird. Das ganze Gudrun-Problem ist für mich überhaupt nur denkbar in einer culturell bereits weit vorgerückten Zeit: dieser Hartmut macht den Eindruck eines sehr verfeinerten Mannes. Denkt man an einen Alboin, so erweist sich jener ohne Frage als ein Muster christlicher Langmuth, und sein zehnjähriges Cölibat, sollte ich meinen, ist kein kleines Martyrium. So halte ich Weitbrecht's Bemühungen, das Heidenthum gegen den überlieferten christlichen Charakter des Liedes auszuspielen, für höchst bedenklich, und ihr Resultat provocirt das Citat: „Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim.“

Sonst aber ist rühmend anzuerkennen, daß sein Gudrun-Lied reich an schönen, wirkungsreichen Partien ist und oft zu vollen, helltönenden Accorden sich erhebt:

Nun rauschet, ihr Winde und Wogen!
Heerhörner schmettern darein!
Schon glänzt auf dem Meere draußen
Der lichten Segel Schein.
Schon gleiten die Kiele zum Hafen,
Schon sinken die Anker nieder,
Schon steigen sie aus den Schiffen —
Nun kehrt die Geraubte wieder!

Da fehlt es nicht an Wohllaut und Wohlklang, und oft genug weiß das Werk sich mit noch schwungreichern Melodien zu beflügeln. Besonders gelungen erscheint mir das Finale, in welchem die Nachdichtung in rauschenden Brautgesängen ausklingt, und das summarische Verlobungsfest ist von jenem komischen Element befreit geblieben, welchem bekanntermaßen der Schluß des Originals verfällt.

Mithin bezeichnet Weitbrecht's Arbeit den vorliegenden mehr grammatisch-pedantischen „Uebersetzungen“ gegenüber unleugbar einen Fortschritt. Schließlich aber entfernt er sich so sehr von der Vorlage, daß bei seinen Auffassungen von der Relativität derselben gar kein Grund existiren konnte, der ihn abhielt, eine totale Neuschöpfung an Stelle einer Nachdichtung zu setzen. Nur in jener Form ist es möglich, dem Gudrun-Stoff neues dichterisches Leben einzuflößen. Die Dramatisirungen haben damit Fiasco gemacht, Librettisten und Componisten sind über einen succès d'estime nicht hinausgekommen. So bleibt für junge epische Talente ein schöner Ringplatz zur Erprobung ihrer Schöpferkraft.

Adalbert Schroeter.

Vermischte Schriften.

1. Vom Land des Weins und der Gesänge. Wanderungen durch Spanien an der Hand der Dichtkunst. Fremdes und Eigenes von Günther Walling. Dresden, Pierson. 1886. 8. 5 M.
2. Der Mond. Ein Gedicht von Franz Königsbrunn-Schaup. Dresden, Pierson. 1886. 8. 3 M.
3. Moses Mendelssohn und seine Familie von Adolf Kohut. Dresden, Pierson. 1886. Gr. 8. 4 M.

Das Buch „Vom Land des Weins und der Gesänge“ von Günther Walling (Karl Ulrici) (Nr. 1) soll nach dem Wunsch des Verfassers den Leser im Geiste nach Spanien führen, „dem schönen Land des Weins und der Gesänge“, wie Goethe es nennt, und zwar nach jenen Stätten desselben, welche die Erinnerung geweiht hat. Von den wald- und quellenreichen Bergen der nordischen Provinzen geleitet uns der Autor in Romanze und beschreibender Poesie durch die Landschaften Leons, Altcastiliens, Navarras und Aragons, welche der Geist des Ritterthums umschwebt, nach den üppigen Fruchthainen Valencias, und weiter durch Estremaduras weidereiche Triften, über Neucastiliens mehrfach öde Steppen und Toledos Heiligthümer nach Andalusien, „dem Garten Hispaniens, dem Paradiese der Mauren, dem gelobten Lande der Poesie“. Wenn man die Namen Cordova, Granada und Sevilla erklingen hört, so schlägt das Herz gleichsam höher, vor den Augen tauchen farbige Bilder auf und vor den Ohren tönen wildfremde, klagende Stimmen wie Seufzer einer längstvergangenen Zeit. Wer wie Günther Walling Spanien durch eigene Anschauung kennt und liebgewonnen hat, der wird gern noch einmal die bunten Bilder seines Volkslebens und die gewaltigen Heldengestalten seiner Vergangenheit an sich vorüberziehen lassen; wem es aber noch fremd ist, in dem wird die Dichtkunst zweifelsohne Theilnahme für ein Land erwecken, das so viel gekämpft und gelitten hat und sicherlich noch mehr leiden wird, in dessen Besitz sich aber der eigenartigen Schönheiten so viele befinden.

Im Unterschied von andern Sammlungen dieser Art enthält die vorliegende Gedichtsammlung eine große Reihe bisher noch nicht durch den Druck veröffentlichter Originaldichtungen und Uebersetzungen des Herausgebers, die er der Mehrzahl nach in Spanien selbst verfaßte. Nächst Walling sind vorzugsweise von Schack und von Auffenberg vertreten, aber auch von andern Schriftstellern wurde der Sammlung manches Neue zutheil, so von Karl Woermann, Gerhard von Amyntor, Albert Möser und Heinrich Vierordt. Es ist begreiflich, daß Walling mit einer gewissen Vorliebe die Mauren und die Thaten ihrer Helden besingt; bildete doch die Poesie den Mittelpunkt ihres geistigen Lebens und war wie nirgend sonst

Gemeingut aller; sie adelte denjenigen, der sich mit ihr beschäftigte. Vom Palast bis zur Hütte, überall fand sie Aufnahme, Pflege und Förderung, und man bediente sich ihrer bei den ernstesten Staatsactionen wie bei den Ereignissen des gewöhnlichen Lebens. Nicht nur der Form, auch dem Inhalt nach waren die maurischen Dichtungen echte Poesien: Gelegenheitsgedichte im Sinne Goethe's, d. h. innerlich Selbsterlebtes zum Gedicht gestaltet. Die Laute tiefer Sehnsucht und Schwärmerei, das Zarte und Sinnige bilden den Grundton dieser Jahrhunderte hindurch mit einem Enthusiasmus wie in keinem andern Lande gepflegten Poesie. Die Mauren besaßen außerdem eine Lyrik des Weins und heitern Lebensgenusses, die eine freie philosophische Auffassung des Daseins und eine Hochstellung der Frauen bekundet, wie sie dem übrigen Orient und speciell dem heutigen ganz fremd sind. Wie Leute aus den untersten Volksschichten durch die Gabe der Dichtkunst Rathgeber und Freunde der Fürsten wurden, so sehen wir letztere mit den erstern um den Preis des Liedes ringen. Viele andalusische Herrscher sind Dichter und nicht wenige von wirklichem innern Beruf. Von Abderrhaman I., dem Palmsänger, der den Lieblingsbaum seiner Heimat an die Ufer des Guadalquivirs verpflanzte, bis zu Al Motamid, dem unglücklichen König von Sevilla, gibt es eine ganze Reihe gekrönter Dichter. Abderrhaman's Originalgedicht an die Palme hat Günther Walling folgendermaßen ins Deutsche übertragen:

Stolze Palme, gleich dem Herrscher
Bleibst du ewig Fremdling hier,
Ob auch Spaniens Lüfte küssen
Schmeichelnd Stamm und Blätter dir.

Wurzeln schlägst du in den Boden,
Wiegst im klaren Aether dich,
Thränen würdest du vergießen,
Könntest fühlen du wie ich.

Ach, du kennst nicht jenes Leiden,
Jenen Gram, der mich verzehrt,
Jenen Born endloser Schmerzen,
Der mich täglich seufzen lehrt.

Einst mit meinen Thränen netzte
Palmen ich am Ephen Strand,
Doch es haben mich vergessen
Palm' und Strom im Heimatland.

Seit ein unheilvolles Walten
Und der Abbasiden Schwert
Mich, den Enkel hoher Ahnen,
Trieben von der Heimat Herd.

Stolze Palme, gleich dem Herrscher
Bist du fremd, doch fühlst du nicht,
Während heiße Thränen bergend
Ich verhülle mein Gesicht.

Die Mesquita, d. h. Moschee, zu Cordova besingt Walling also:

Ich bin die Burg des reinen Glaubens,
Ein Hauch vom Geiste des Propheten
Webt unter meinem Säulendache,
Und wer mein heilig Haus betreten,
Fühlt sich berührt von Allah's Odem,
Und mächtig zwingt es ihn zu beten.
Ich bin der Ost im West; gebrochen
Von meinen Säulen, viel bewundert,
Habt ihr mit frevler Hand die Steine;
Doch stehen mehr noch als neunhundert
In stolzer, makelloser Reine;
Als Stern der Schönheit werd' ich leuchten
Fort von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Dem Alcazar von Cordova hat Walling folgende Verse gewidmet:

In meines Thronsaals Mauern stand
Der Spruch in Gold gegraben:
„Dasselbe Recht in unserm Land
Der Christ und Moslem haben."
So that mein Volk. Doch — blut'ger Hohn! —
In eben diesem Saal
Saß mordend der Inquisition
Verfluchtes Tribunal.

Der alten Maurenstadt Valencia weiht er ein schönes Gedicht, dessen letzte Verse also lauten:

Orientträumend hebt die Palme
Dort ihr Haupt in den Azur,
Mandeln blühen, Oelbaum, Reben,
Wo du hinblickst — Segen nur.

Aus dem Meer von Grün wie Perlen
Schimmern weiß des Landmanns Hütten,
Und du wähnst, es müßten wohnen
Einfalt hier und milde Sitten.

Aber ach, in diesem Eden
Lebt ein tückisch wild Geschlecht,
Rachsucht nur gibt ihm Gesetze
Und das Messer spricht das Recht.

Von nicht zu unterschätzendem Werth sind die „Anmerkungen und Skizzen", welche der Gedichtsammlung beigefügt sind. Beurtheilt man den Werth der Völker nach dem Maß, in welchem sie das Wohl oder Wehe der Menschheit beförderten, so stehen nach der Ansicht Walling's die Spanier von allen Nationen am tiefsten. „Nachdem sie", sagt er unter anderm von ihnen, „durch den Bund, welchen der spanische Absolutismus mit der Inquisition geschlossen, ihrer eigenen Freiheit beraubt worden waren, suchten sie in der Vernichtung der Freiheit anderer Völker das Verlorene zu vergessen und wurden die Geisel aller Nationen, die ihnen vereint oder unterworfen waren, die Vertreiber und Verfolger der Juden und Mauren, die Henker der Niederländer, die Todtschläger der Indianer." Dies führte er weiter aus in seinen Bemerkungen zu dem Gedicht „Las Casas", das also beginnt:

Es zogen übern Ocean
Die span'schen Glaubenshorden,
Um wie im Vaterland auch fern
Zu beten und zu morden.

Las Casas suchte trotz aller Angriffe, namentlich der Geistlichkeit, z. B. der Franciskaner, das Los der armen Indianer zu bessern; ihnen galt sein Sinnen und Sorgen, ihnen sein letztes Gebet, als er, 92 Jahre alt, im Mai 1566 seine große Seele aushauchte.

Zu beachten ist, was mit Bezug auf das Gedicht „Der Cid in Valencia" über Ruy Diaz de Vivar, genannt der Cid, d. h. der Herr, gesagt wird. Was den Cid der Poesie betrifft, so hat er außer der ungewöhnlichen Tapferkeit wenig mit dem der Wirklichkeit gemein.

„Der Mond", ein lyrisch-episches Gedicht von Franz Königsbrunn-Schaup (Nr. 2), ist Herrn Markus von Schützenau-Trenk zugeeignet und zählt trotz mancher Vorzüge zu den Dichtungen, die einen etwas problematischen Werth haben. Der Autor besitzt ohne Zweifel Erfindungsgabe und hat eine ziemliche Herrschaft über die Sprache, allein dem Ganzen fehlt, obschon einzelne Theile als wohlgelungene bezeichnet werden müssen, die höhere poetische Weihe. Der Held, Pater Ildefonso, Astronom eines berühmten Jesuitenklosters, ist kein eigentlicher Held, und der vom Verfasser unternommene Versuch, die Fehltritte der Sinnenlust mit dem Somnambulismus zu entschuldigen, ist weder ethisch noch poetisch ganz zu rechtfertigen. Der physische und moralische Untergang der beiden Hauptpersonen der Dichtung bleibt nicht ohne die beabsichtigte Wirkung, aber eine wahre Versöhnung wird dadurch kaum erzielt. Die Arbeit trägt entschieden einen pessimistischen Charakter, und im Pessimismus ist nach unserer Ansicht wenig Poesie zu finden. Als Probe der Dichtungsweise mag folgende Stelle hier Platz finden:

Zum Zenithe, dem azurnen
Thronsitz, majestätisch langsam
Wallt der Mond, der Nachtbeherrscher.
Unsichtbares Walten kündend
Geht ein Flüstern und ein Raunen,
Geht's wie sanfter Flügelschlag
Durch die glanzerfüllten Lüfte;
Und in Quellen und in Bronnen,
In des Manzanares Fluten
Rauscht es auf, sowie in Sehnsucht. . . .
Ildefonso's hoch erhobne
Arme sinken matt hinab,
Und er horcht befangnen Sinnes
Auf die nie gehörten Laute,
Fühlet bald sich ganz umstrickt.
Wundersames Glühn der Brust,
Unnennbare süße Ahnung!
Halb im Wachen, halb im Träumen,
Halb im Träumen, halb im Denken
Zu Gestalten nun beleben
Sich der Seele heiße Wünsche . . .

„Das Andenken guter und edler Menschen bleibt nicht blos ein Segen für die Mitwelt, sondern es spendet auch Segen fort und fort für die kommenden Jahrhunderte; aber gleich dem Wasserquell will es gefaßt sein, um nicht bald im dürren Boden zu versickern." Die Wahrheit dieses Ausspruchs wird erhärtet durch die Schrift von Adolf Kohut: „Moses Mendelssohn und seine Familie" (Nr. 3), welche dem Herausgeber d. Bl., Rudolf von Gottschall, gewidmet ist. Der 4. Januar 1886 war bekanntlich der hundertjährige Todestag Mendelssohn's, des Freundes von Gotthold Ephraim Lessing, und es erscheint in der That ganz zeitgemäß, eindringlich an den großen Populärphilosophen und dessen unsterblichen Geistesverwandten zu erinnern, da gerade in der Gegenwart wiederum nach verschiedenen Richtungen hin Unduldsamkeit, confessioneller Hader, Fanatismus und mittelalterliche Vorurtheile jeder Art vielfach ihr verderbliches Spiel treiben.

Die Schrift Kohut's, welche mit Takt, Geschmack und Umsicht verfaßt ist, besteht aus sechzehn Kapiteln, von denen die ersten acht vorzugsweise Mendelssohn als Humanitätsapostel feiern und seine Beziehungen zu seinen Zeitgenossen beleuchten; in der zweiten und größern Hälfte wird nach den zuverlässigsten Quellen über Mendelssohn's Beziehung zu der Frauenwelt, über seine Kinder und seine hochbegabten Enkel, den Musiker Felix Mendelssohn-Bartholdy und die beiden Maler Philipp und Jonas Veit, berichtet. Das Buch gewährt, da es die Ergebnisse eines reichbewegten Lebens und die Schilderungen einer hochbegabten Familie enthält, Vergnügen und Belehrung zugleich. Zum Schluß möchten wir nur noch daran erinnern, daß nach der 1878 erschienenen Schrift von A. Berliner: „Zum 150. Geburtstage Moses Mendelssohn's", sein Geburtstag auf den 17. August 1728 und nicht, wie allgemein (auch von Adolf Kohut) angenommen wird, auf den 6. oder 10. September 1729 fällt.

Rudolf Doehn.

Ein neuer Roman von Julius Grosse.

Der getreue Eckart. Roman in zwölf Büchern von Julius Grosse. Zwei Bände. Berlin, Grote. 1885. 8. 8 M.

Wenn ein so namhafter Dichter wie Julius Grosse ein neues Erzeugniß seines schöpferischen Geistes der Oeffentlichkeit übergibt, so sind wir zu außergewöhnlichen Erwartungen berechtigt. Um so mehr freut es uns, daß die Ansprüche, mit denen wir an die Lektüre des vorliegenden Romans gegangen sind, zum weitaus größten Theil ihre volle Befriedigung gefunden haben. „Der getreue Eckart" ist eins der eigenartigsten Producte unserer neuesten Romanliteratur und erregt schon durch diesen Umstand allein ganz besonderes Interesse. Der Verfasser entrollt darin mit kräftigen Strichen und reichen Farben ein großartiges Bild des socialen Lebens der Gegenwart, dessen Licht- und Schattenseiten in den höhern wie in den untern Schichten uns mit ergreifender Wahrheit vor Augen geführt werden.

Trotz der vielfach eingestreuten philosophirenden Betrachtungen und Erörterungen ermüdet der Leser nie, und sein Interesse am Gange der Handlung wie an den handelnden Personen wird bis zuletzt rege erhalten.

Der Roman spielt kurz nach der Wiedererrichtung des Deutschen Reichs in der Residenz und am Hofe eines kleinen deutschen Fürsten, um welchen sich die Hauptpersonen gruppiren. Der edle, hochsinnige Fürst, ein noch junger Witwer, fühlt das lebhafteste Verlangen, etwas Großes, Gutes, Dauerndes zu schaffen, und sucht zu diesem Zweck einen Mann mit Ideen, der Fühlung mit dem Volke hat, den Pulsschlag der Gegenwart empfindet, die Krankheiten der Zeit kennt, dabei völlig unabhängig, mit einem Wort ein Charakter ist. Einen solchen Mann findet er durch Vermittelung einer Dame, welche längere Zeit im Mittelpunkt der Handlung steht. Gabriele von Wolkenburg, ebenso bezaubernd durch ihre blendende Schönheit wie durch ihre Geistesgaben und den Adel ihrer Gesinnung, erntet nach einer bewegten unglücklichen Vergangenheit wohlverdiente Lorbern als dramatische Künstlerin. In den Tagen des Unglücks, gefesselt an einen unwürdigen Gatten, hatte sie in Paris an einem trefflichen Manne, Frobenius, eine Stütze gefunden, und nach dem Tode ihres Gatten war ihre schwärmerische Verehrung für denselben in Liebe übergegangen, doch unerbittliche Verhältnisse hatten beide auseinandergerissen. Erst nach langer Trennung finden sie sich auf einem völlig veränderten Schauplatz wieder, und um den geliebten Mann nun für immer in ihrer Nähe zu behalten, sucht Gabriele ihn an die Person des Fürsten zu fesseln. Dieser, welcher der Künstlerin ein mehr als vorübergehendes Interesse schenkt, wird von ihr ohne Mühe zu einer Unterredung mit Frobenius bestimmt. In letzterm gipfelt das Hauptinteresse des ganzen Romans:

Es war eine hohe, breitschulterige, sehnige Gestalt. Der Kopf zeigte eine majestätische, schmale, hohe Stirn, die nur von spärlichem, kurzen Flaum begrenzt war, sodaß der Schädel fast kahl erschien. Dagegen war das wettergebräunte, edelgeschnittene Antlitz von einem mächtigen dunkeln Vollbart umwallt, der ebenso einem Klausner wie einem mythischen Flußgott Ehre gemacht haben würde. Unter den dichtbuschigen, gleich Schnurrbärten vorstehenden Augenbrauen blitzte ein Paar scharfer, wasserheller Adleraugen, bald voll Geist und Herzensgüte, bald voll ingrimmigem Humor. Dieser helle Blick, der das bronzefarbene Gesicht gleichsam erleuchtete, hatte in solchem Contrast bisweilen etwas Dämonisches und ließ auf große Leidenschaftsfähigkeit schließen; dazu eine weiche, langsame und dennoch nervenerregende Stimme, die ihre Worte gleichsam in Stein meißelte. Das war Eckart Frobenius. Von seinen persönlichen Verhältnissen wußte niemand etwas Sicheres. Er galt als vermögend, denn er lebte auf großem Fuße und half auch andern nach Kräften. So undurchsichtig übrigens seine Vergangenheit, so unwiderstehlich war seine Gabe, sich der Herzen zu bemächtigen, jeglichem nicht nur sein Geheimniß zu entlocken, sondern auch seinen Entschluß zu bestimmen. Als solchen Rathgeber und Freund nannte man ihn damals schon nach seinem eigenen Namen den getreuen Eckart. Neuerdings hatte man erfahren, daß er als Docent der Volkswirthschaft sich besonders der Arbeiter angenommen, denen er in kurzer Zeit eine wissenschaftliche Autorität geworden war.

In seiner Unterredung mit dem Fürsten sucht Frobenius, der in der Zeit des crassen Materialismus als der Vertreter des Idealismus dasteht, darzuthun, daß die Ursachen der socialen Schäden unserer Zeit und des hereinbrechenden Verderbens in dem Untergange des Idealismus zu finden seien. Seine Theilnahme wendet sich daher jenen „Idealisten" zu, „die einst hochfliegend begannen, unermüdlich vorwärts strebten, kämpften, schweigend litten, bis sie endlich doch zu Grunde gingen an dem Felsen der Gleichgültigkeit, im Flugsande des verwandelten Geschmacks, in der naturgemäßen Ebbe, nachdem die Hochflut verschwunden, die einer andern Zeit gehört". Damit die idealen Bestrebungen nicht ganz aus der Welt verschwinden, will er Asyle errichten für jene idealen Existenzen, welche „in der Jugend gefeiert, von der Nation im Alter verstoßen, zum Bettelstab oder zur Flucht in das große Nichts verurtheilt werden". Mit warmen Worten, die seiner innersten Ueberzeugung entspringen, weiß Frobenius das Interesse des Fürsten für seine Ansichten zu erregen:

„Zur Zeit der Völkerwanderung flüchtete sich die Cultur der Alten Welt in die Wüste und in die Klöster, wenn auch nur als geduldetes Stiefkind. Aber dort konnte sie eines Tags nach Jahrhunderten wieder entdeckt werden, um aufs neue die Welt zu verjüngen, zu befruchten. Es wird nicht lange dauern und wir werden in ähnlicher Lage sein." — Der Fürst rief überrascht: „Wie, Sie wollen neue Klöster gründen? Diese Idee wäre originell, wenn sie nicht ein monströser Anachronismus wäre." — „Ich habe die Sache im Auge, Hoheit, die Namen dafür sind gleichgültig. Sprach ich von Klöstern, so war es nur ein Gleichniß", erwiderte Eckart. „Von religiösen Anstalten im bisherigen Sinne kann keine Rede sein, aber Zufluchtstätten, Asyle sollte es geben für alle jene verlorenen Existenzen, die von einer eisernen Zeit verleugnet und zertrümmert werden, weil sie alten Idealen dienten — Stifter, vielleicht nach den Namen der Humboldt, Kant, Herder, Goethe genannt —, Asyle, wo im geheimen ungestört der Cultus des Schönen, des Forschens erhalten bliebe, jener Tempeldienst der Ideale und alles Hohen und Erhabenen, was bisher die Menschenbrust durchglühte: alles das wird in kurzer Frist ebenso entwerthet sein wie der Idealismus unserer Väter . . . Man hat schon früher das Wort Prytaneen aufgeworfen, und wahrlich nicht mit Unrecht. Denen, die ihr Blut und ihre Kraft im Kampf dem Vaterland zum Opfer gebracht, baut man Invalidenhäuser. Für Frauen und Stadtarme gibt es Spitäler und Stifter, gealterten Beamten winkt ein sorgenfreies Alter in den meisten Staaten; aber den Kämpfern des Geistes, Gelehrten, Forschern, Künstlern, was blüht ihnen, wenn sie ein Menschenalter lang verdienstvoll gewirkt, oder wenn sie die Waffen strecken mußten vor einer veränderten Zeit, wenn sie Parias wurden, verstoßen, verschollen, preisgegebene Greise? Was ich vorher andeutete von Zukunftsstätten und Asylen, es klingt wol wie ein phantastisches Märchen, und doch wäre die Ausführung nicht im Bereich des Unmöglichen. Wie ich mir diese denke, wird nicht in Kürze zu sagen sein. Meine Denkschrift gibt alles Material dazu, hier möchte ich Hoheit nicht weiter damit ermüden" . . . Der Fürst stand abermals still, und sein großes ausdrucksvolles Auge spähte ziellos über die fernen Weiten des blauen Sees. Jene Idee, so sonderbar und barock sie auf den ersten Blick erschien, entzündete dennoch, wie alles Neue und Große, seine Phantasie. Stand auch viel dagegen, das war einmal eine jener großen Lebensaufgaben, nach denen er sich sehnte. Etwas Bedeutendes, etwas Dauerndes und Segensreiches zu stiften, wie selten wird auch einem Fürsten solche Gelegenheit geboten.

Der Fürst ist überzeugt, daß er in Frobenius den Mann gefunden hat, den er sucht, und ernennt ihn zu seinem Cabinetsrath. Der Held des Romans nimmt die Stelle an, indem er der Verwirklichung seines großen Unternehmens, seines erhabenen Traums gedenkt. Hatte er nicht einen Fürsten gewonnen zum Protector seines Rettungswerks, der gente perduta — der Verstoßenen und Verloreuen? Konnte der kühne, scheinbar chimärische Plan nicht dennoch Wahrheit werden zur Wohlthat für ungezählte Leidende? Weg mit allen kleinlichen Bedenken! Hier galt es einer heiligen Sache, einer großen humanen Aufgabe, werth, sein Leben dafür einzusetzen und seine Zukunft in die Schanze zu schlagen. Was lag daran, ob er den ersten Schritt der Freundschaft einer Frau verdankte! Als intimer Rath des Fürsten verfolgt er mit Ausdauer und Energie seine Pläne; er opfert ihnen selbst sein Liebesglück, während er von den Hofschranzen als Doctrinär und Weltverbesserer verspottet wird. Und es gelingt auch deren Intriguen, seinen Sturz herbeizuführen, noch ehe seine Pläne greifbare Gestalt angenommen haben. Denn der Herzog, der nach außen hin das Beste und Höchste erstrebte, der das Ideale auf den Thron hatte erheben wollen, und nicht blos neben sich, sondern über sich, hatte in sich selbst noch nicht die menschlichen Schwächen besiegt. In seinem Wollen ein Riese, war er im Vollbringen ein Pygmäe geblieben. So läßt er sich durch das Bleigewicht der Leidenschaft, der Eifersucht wieder zu Boden ziehen, und damit gibt er die Weltverbesserungspläne preis, für die ihn Frobenius, ein moderner Marquis Posa, kaum erst durch die Kraft seiner Beredsamkeit gewonnen hatte. Frobenius fällt in Ungnade, als der Fürst von dessen Liebe zu Gabriele erfährt:

Ein finsterer Dämon schien über seinem (Frobenius') Leben zu walten. Er selbst war zum Urbild jener gente perduta geworden, deren Inferno er damals vor dem Fürsten entrollt — zu ihrem Urbild und Gefährten zwar nicht ohne Schuld zersplitterten Strebens, starrsinniger Consequenz, zu gering geschätzter Weltklugheit, zur rechten Zeit sich zu fügen, die Menschen sich dienstbar zu machen, aber alles in allem ein Sohn seiner Zeit und keiner ihrer schlechtesten.

Da erhielt er plötzlich von ganz unerwarteter Seite die Mittel zur Verwirklichung seines Projects. Ein edler Menschenfreund, Graf Harras von Rochholz, zu dem er früher in nähern Beziehungen gestanden, hatte ihn vor seinem Tode zum Universalerben seiner weitläufigen Güter und seines beweglichen Vermögens unter der Bedingung eingesetzt, daß er sein großes Unternehmen, die Errichtung von Asylen für die Verlorenen, im Sinne seiner Denkschrift zur Ausführung bringe. Nun stand der Erreichung seines idealen Ziels nichts mehr im Wege. Die Güter wurden zu Asylen eingerichtet, welchen er verdiente Künstler und Gelehrte, deren Existenz gefährdet war, als Novizen zuführte. Im Anfang ging auch alles über Erwarten günstig, bald aber wußten sich unwürdige Elemente einzudrängen. Eine Unmasse Gesuche von entlassenen Beamten, von verabschiedeten Offizieren, von bankrotten Kaufleuten, von zerstörten Existenzen aller Art lief ein. Auch unter den Arbeitern der benachbarten Fabriken machten sich die Vorzeichen einer beginnenden Bewegung bemerkbar. Sie sahen mit unverhohlener Misgunst und Gereiztheit auf diese neuen Ansiedelungen, deren Genossen man spottweise „die neuen Heiligen" nannte. Allmählich trat auch Unzufriedenheit der Asylbewohner ein. Solange die Stifter Privatunternehmen waren, konnten deren Bewohner für Kostgänger, für Almosenempfänger gelten. Allein Frobenius sieht ein, daß er die Stifter unter die Staatsautorität stellen müsse. Er reist nach der Residenz, um mit der Regierung zu verhandeln, findet jedoch nicht das gehoffte Entgegenkommen. Seine letzte Hoffnung setzt er auf eine Audienz beim Fürsten, die ihm jedoch nicht gewährt wird. So kehrt er denn unverrichteter Sache zurück. Unterdessen wurde die Arbeiterbevölkerung von gewissenlosen Agitatoren gegen Frobenius und sein Unternehmen aufgehetzt. Es kommt zu blutigen Excessen, bei denen der edle Frobenius von der Hand eines Mörders fällt. In der Stunde der äußersten persönlichen Gefahr steht Gabriele mit dem Muth einer Löwin zu dem Einziggeliebten, und wie sie einst in prophetischer Ekstase vorausgesehen, findet sie an einem Tage mit Eckart ihren Tod. Beim Begräbniß läßt der Verfasser einen der würdigsten Asylbewohner die höchst beherzigenswerthen Worte sprechen:

Unser getreuer Eckart ahnte die Zeit des hereinbrechenden Barbarenthums, und wir haben die blutigen Fäuste desselben sich erheben gesehen. Er war ein Aëtius gegen diese Hunnen der alles nivellirenden culturfeindlichen Gleichmacher. Wer gesiegt hat — ich weiß es nicht. Noch stehen wir ja fern dem entscheidenden Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden, dem Kampf, der von vielen Seiten als ein unausbleiblicher verkündet wird. Ich, meine Freunde, glaube nicht daran; denn die Weisheit unserer Staatenlenker und Volksführer wird bei zeiten noch Mittel finden, durch neue humane Staatseinrichtungen die drohende Gefahr abzulenken und dem Untergang der Cultur der Menschheit auf Jahrhunderte hinaus bei zeiten einen festen Damm entgegenzusetzen. Da aber menschliches Erwägen und Trachten nicht allmächtig, allen unberechenbaren elementaren Umwälzungen im voraus zu gebieten, bleibt es heilige Pflicht derer, denen sie anvertraut sind, die hohen Güter der Menschenbildung, der Ideale im Reich des Schönen zu schirmen und zu bewahren wie eine Bundeslade in der Wüste. Wir, meine Freunde, zählten zeitlebens weder zu den Glücklichen noch zu den Mächtigen; aber wenn die gefürchtete Zeit kommen sollte, wo der Cancan um das goldene Kalb, die stumpfe Gleichgültigkeit, die verzweifelte Hoffnungslosigkeit und die vandalische Begehrlichkeit der rohen Gewalt zu weltbeherrschenden Mächten werden, dann wird auch jeder zum Priester, der aus seinem Homer und Shakspeare, seinem Goethe und Beethoven weiß, daß hinter und über der Welt der Erscheinungen noch eine andere ideale Welt des Geistes existirt, und daß aller Besitz der Güter dieser Welt nichts als Staub und Moder gegen den unverlierbaren Besitz geistiger Güter.

Neben dieser in nur flüchtigen Umrissen wiedergegebenen Haupthandlung spinnen sich mehrere ziemlich romantische Herzensgeschichten und Familienschicksale ab. Die zahlreichen Nebenpersonen aus dem Stande der Höflinge und des Bürgerthums: der unbedeutende, geckenhafte Hofrath Flachsland, die sentimentale Gräfin Axeline von

Plauenthal, die intrigante verschmitzte Claudia Flachsland, die wackere Emerenz, deren Sohn, das mauvais sujet Alexander, der Förster Klaprot u. a., sind in ihren großen und kleinen Charakter- und Geisteseigenschaften, in ihren Tugenden und Lastern trefflich nach dem Leben gezeichnet, insbesondere aber hat der Verfasser über die liebliche, zarte Waldnymphe Franziska, die spätere Gattin Eckart's, den ganzen Zauber der Dichtung ausgegossen. Bei so vielen Vorzügen des Romans wird der Leser über kleinere Mängel desselben gern hinwegsehen. So dürfte z. B. die Ueberrumpelung des Hofraths durch Claudia sowie deren Eindringen und eigenmächtiges Schalten auf Schloß Wolfswinkel die Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreiten, innerhalb deren sich auch eine Romandichtung bewegen muß. Aber dergleichen steht sehr vereinzelt und ist, wie gesagt, ganz unwesentlich. Mit seinem Gesammtinhalt ragt die Dichtung aus der Flut von Romanen, welche den Büchermarkt alljährlich überschwemmt, hoch hervor, sie kann ein geradezu bedeutendes Werk genannt werden und ist jedenfalls das Beste, was Julius Grosse auf dem Gebiete der erzählenden Prosa geschrieben. Welch ein Reichthum von Beobachtungen und Erfahrungen ist darin niedergelegt, welch eine Fülle tiefer und anregender Gedanken wird hier im Gewande einer im Pathos innerster Bewegung oft hinreißend schönen Sprache geboten, wie realistisch sind die Menschen und Dinge geschildert, wie idealistisch ist die Tendenz, welche diesem Zeitromane zu Grunde liegt! Man fühlt fast aus jeder Zeile den Herzschlag des edeln Dichters heraus, der nicht blos ein scharfes Auge für alles in der Welt Vorgehende und für die Symptome sich erst vorbereitender Erscheinungen des socialen Lebens besitzt, der auch mit den Opfern der Unbarmherzigkeiten im Kampfe des Daseins mitempfindet. Grosse selbst freilich, obgleich nicht blos ein Berufener, sondern auch Auserwählter, leidet unter den heute in unserer Literatur herrschenden Verhältnissen. Mit seinem ehernen Charakter ziemlich einsam stehend, ermangelt er der Freunde in der Publicistik, welche mit beredten Worten auf eine literarische Erscheinung, wie es „Der getreue Eckart" ist, hinweisen und so eingehend darüber schreiben wie etwa über ein neues Buch eines der heutigen Modeschriftsteller Frankreichs. Und noch ein anderer Umstand ist ihm nicht günstig, denn es ist ja leider nur zu begründet, wenn er den Helden seines Romans ausrufen läßt: „Was gilt das reichste Talent, der eisernste Fleiß, das reinste Streben gegen den Fluch der Zeit, die den Cancan will und jenes um sein Anrecht verkürzt hat!"

Marie Schramm-Macdonald.

Vermischte historische Literatur.

1. Karl der Große von Hermann Brosien. Mit 23 in den Text gedruckten Abbildungen. (42. Bd. von „Das Wissen der Gegenwart".) Prag, Tempsky. 1885. 8. 1 M.

Im Anschluß an die neuesten Forschungen wird in dem vorliegenden Bändchen unter Weglassung alles gelehrten Beiwerks und ohne Rücksicht auf die über einzelne Punkte noch schwebenden wissenschaftlichen Controversen die Geschichte Karl's des Großen erzählt, und auch die culturgeschichtliche Seite des reichen Stoffs wird in den Hauptmomenten gebührend beachtet. Die Darstellung liest sich angenehm und fließend und entspricht durchaus dem Zweck, welchen die Sammlung, der die Arbeit angehört, zu fördern bestimmt ist. Weniger gelungen erscheinen die bildlichen Beigaben; wenn der Verfasser in der Vorrede mit Recht darauf hinweist, daß, von Handschriften und Urkunden abgesehen, aus der hier behandelten Zeit eben nichts erhalten sei, was zur Veranschaulichung abgebildet werden könnte, so hätte auch in der Auswahl der wenigen beigegebenen Illustrationen etwas strenger verfahren werden sollen: Bilder und Büsten Karl's des Großen aus dem 13. Jahrhundert haben doch keine Art von historischem Werth.

2. Russische Geschichte in Biographien von N. Kostomarow. Nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von W. Henckel. Erste bis fünfte Lieferung. Leipzig, F. Duncker. 1885—86. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 50 Pf.

Von der ältern Geschichte Rußlands weiß man bei uns im allgemeinen wenig oder gar nichts: die Werke von Hermann (in der Heeren-Ukert'schen Sammlung) und von Th. von Bernhardi, welcher als Einleitung zu seiner „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik von 1814 bis 1831" (in der „Staatengeschichte der neuesten Zeit") eine trotz des Strebens nach compendiöser Fassung für solche Gelegenheit allzu breit gerathene Darstellung der Entwickelung des Zarenreichs bis auf die Napoleonische Aera gegeben hat, sind ihrer Natur nach in weitern Kreisen wenig bekannt geworden; auch liegt der Stoff dem Interesse der meisten deutschen Leser doch wol ziemlich fern. In Rußland selbst ist in neuerer Zeit auf diesem Gebiete emsig gearbeitet und manches geleistet worden: zu den Hauptvertretern der russischen Geschichtschreibung zählt N. Kostomarow, welcher seinen vielfach spröden Stoff dem Publikum dadurch schmackhafter zu machen gesucht hat, daß er die Hauptpersonen und die Hauptrichtungen in der Entwickelung seines Volks in einzelnen Biographien zur Anschauung brachte. Das Werk scheint bei dem russischen Publikum denn auch viel Beifall gefunden zu haben, es ist bereits in zweiter Auflage erschienen. So mag der Versuch einer Einführung desselben in Deutschland gerechtfertigt sein; in wie weit er glücken wird, vermögen wir freilich nicht zu sagen. Doch will es uns scheinen, als ob die wissenschaftliche, d. h. historisch-kritische Grundlage der Kostomarow'-

schen Arbeit nicht besonders stark sei: die Tendenz derselben ist eine ausgesprochen nationale, und demgemäß spielt in den bisher vorliegenden Theilen des Werks die nationale Legende eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Rolle, welche vor einer unbefangenen und deshalb schärfer eindringenden Kritik wol nicht recht Stich halten dürfte. Den deutschen Leser, der gerade in dieser Hinsicht strenger gewöhnt ist, wird auch die allzu breite und allzu behaglich sich ergehende Erzählungsweise, die weniger den Eindruck ernster übersichtlicher Darstellung als den eines volksthümlichen Heldengedichts macht, kaum so anmuthen wie den weniger anspruchsvollen und diesem Stoff gegenüber jedenfalls naivern russischen Leser. Es wäre daher von Vortheil gewesen, wenn der Uebersetzer manche von den Biographien wesentlich gekürzt hätte.

3. Ungarn vor der Schlacht bei Mohacs (1524—1526). Auf Grund der päpstlichen Nuntiaturberichte von Wilhelm Fraknói. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von J. H. Schwicker. Budapest, Lauffer. 1886. Gr. 8. 6 M.

Diese Arbeit ist lehrreich zunächst als ein neuer Beleg für die fortschreitende Magyarisirung der nicht-ungarischen Elemente in Transleithanien. Der Name des Verfassers, der in seiner dermaligen Gestalt so echt ungarisch erscheint, ist nämlich eigentlich Frankl, und wir gehen wol nicht irre, wenn wir annehmen, derselbe hätte früher kein Bedenken getragen, eine solche Studie in deutscher Sprache abzufassen; jetzt schreibt er ungarisch und läßt sich übersetzen. Eine sachliche Nöthigung zu letzterm lag unfraglich nicht vor, um so weniger, als sein Buch neben der auf jeder Seite hervortretenden national-ungarischen Tendenz eine ebenso stark aufgetragene römisch-katholische Tendenz verfolgt: der Verfasser ist unsers Wissens katholischer Geistlicher und lebt seit längerer Zeit mit einem kirchlichen Amte bekleidet in Rom.

Was den Inhalt des Buchs angeht, so wird derselbe durch den Titel keineswegs genau bezeichnet. Denn nicht eine geordnete und eingehende Darstellung von den innern Zuständen und auswärtigen Beziehungen Ungarns vor der Katastrophe von Mohacs wird dem Leser geboten, sondern neben umfänglichen Abschnitten, welche namentlich die höfischen, kirchlichen und finanziellen Zustände des Magyarenreichs in den Jahren 1523 bis 1526 behandeln, finden wir ein ziemlich ungeordnetes Durcheinander von Notizen zur allgemeinen Geschichte jener Zeit. Wir haben es nämlich gar nicht mit einem eigentlichen historischen Werke zu thun, sondern mit einer auszugsweisen Reproduction der neuerdings ihrem ganzen Umfange nach in den „Monumenta Vaticana Hungariae" veröffentlichten Relationen, welche der Cardinallegat Campeggio und der Nuntius Brugio während ihrer Mission am Hofe König Ludwig's von Ungarn an die römische Curie gerichtet haben. Nehmen darin naturgemäß die besondern Angelegenheiten Ungarns den beträchtlichsten Raum ein, so werden nach der damaligen Art des diplomatischen Berichterstattens doch auch alle andern zur zeit irgend schwebenden politischen Angelegenheiten berührt und alles, was über sie verlautbart, auch das allerthörichtste Gerede, gewissenhaft nach Hause gemeldet. Die meisten dieser Notizen sind von sehr fragwürdigem Werth. Die auf Ungarn selbst bezüglichen Mittheilungen der beiden kirchlichen Diplomaten hätten mit den andern reichlich vorhandenen Quellen zu einer ansprechenden Schilderung Ungarns und seiner Zustände im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts verarbeitet werden können, die auch den deutschen Leser interessirt haben würde; die auszugsweise Reproduction bereits vollständig gedruckter Quellenmaterialien aber, wie sie hier geübt ist, hat in der historischen Literatur entschieden kein Recht.

4. Geschichte der Pack'schen Händel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Reformation von Stephan Ehses. Freiburg i. Br., Herder. 1886. Gr. 8. 3 M. 60.
5. Landgraf Philipp von Hessen und Otto von Pack. Eine Entgegnung. Von Stephan Ehses. Freiburg i. B., Herder, 1886. Gr. 8. 3 M.

Auch diese beiden Schriften von Stephan Ehses: „Geschichte der Pack'schen Händel" (Nr. 4) und „Landgraf Philipp von Hessen und Otto von Pack" (Nr. 5), müssen als tendenziöse Leistungen ultramontaner Historiographie gekennzeichnet werden. Sie behandeln die bekannten Intriguen, durch welche der in herzoglich sächsischen Diensten stehende Otto von Pack 1528 den Landgrafen Philipp von Hessen und die übrigen evangelischen Fürsten durch die Vorspiegelung eines von ihm fingirten Bündnisses einer Anzahl katholischer Fürsten zur gewaltsamen Erdrückung der neuen Lehre zu einem Angriff gegen die Katholiken zu verleiten suchte und verleitet haben würde, wenn der von dem Abenteurer geübte Betrug nicht noch rechtzeitig entdeckt und durch den Nachweis der völligen Grundlosigkeit seiner Anklagen der drohende Ausbruch eines unheilvollen Kriegs abgewandt worden wäre. Ehses will den Beweis führen, daß die Fälschung nicht von Pack ausgegangen, sondern von diesem auf Anlaß und Anstiften, mit Wissen und Beihülfe des Landgrafen von Hessen verübt worden sei, daß demnach diesen die moralische Verantwortung für jene Zettelungen treffe, welche über Deutschland namenloses Unheil zu bringen drohten. Daß der Beweis dafür nicht erbracht worden, ist nicht blos von seiten protestantischer Forscher dargethan worden; zur großen Entrüstung des Verfassers haben sich selbst katholische Kritiker gegen die von ihm vertretene, willkürliche Annahme erklärt. Die zweite Schrift unternimmt es, die dagegen erhobenen Einwendungen zu widerlegen und Philipp von Hessen von neuem als den eigentlichen Urheber und Unheilstifter in den Pack'schen Händeln zu erweisen: man wird nicht behaupten können, daß dies in der Entgegnung besser gelungen sei als in der ursprünglichen Arbeit. Der streitbare Verfasser wird sich dem gegenüber wol aber damit trösten, daß Janssen, „der König unserer Reformationsgeschichte", die von ihm vertretene Darstellung der Pack'schen Händel

acceptirt und durch seine „Geschichte des deutschen Volks" zum Gemeingut aller gut katholischen Leser gemacht hat.

6. Beiträge zur Geschichte Wallenstein's. Von Thomas Bilek. Prag, Rziwnatz. 1886. Gr. 8. 8 M.

Unter diesem Titel bietet uns der Verfasser in deutscher Bearbeitung einen Theil von seiner 1883 in böhmischer Sprache erschienenen „Geschichte der Confiscationen in Böhmen nach dem Jahre 1618", „welche als das beste innerhalb der letzten drei Jahre in böhmischer Sprache erschienene Werk durch den ersten Preis der Cermak'schen Stiftung ausgezeichnet wurde", denjenigen Abschnitt nämlich, der sich auf Grund eines reichen urkundlichen Materials mit den Erwerbungen beschäftigt, welche Wallenstein aus Anlaß der nach der Schlacht am Weißen Berge den böhmischen Evangelischen confiscirten Güter gemacht hat, und welche den Grund zu seinem fürstlichen Reichthum und seiner militärisch-politischen Machtstellung gelegt haben. Bilek wendet sich namentlich gegen Gindely und führt den Nachweis, daß Wallenstein bei der Erwerbung der besonders werthvollen Smiricky'schen Güter sich nicht, wie Gindely behauptet, der Untreue und des Verraths an einem Schutzbefohlenen schuldig gemacht, sondern durchaus rechtlich und ehrlich verfahren ist. An zweiter Stelle bietet er dann, meist auf Grund der Acten und Urkunden, die in dem böhmischen Statthaltereiarchiv und in der königlich böhmischen Landtafel aufbewahrt werden, eine sehr umfangreiche und allzu sehr auf die Einzelheiten eingehende Zusammenstellung des gesammten Wallenstein'schen Güterbesitzes, welche in dieser Ausführlichkeit kein Interesse hat und keinen Nutzen stiften kann. Die an dritter Stelle vereinigten Notizen über Wallenstein's Sturz sind ohne Werth.

Hans Prutz.

Zur Anthropologie.

Der Mensch. Von Johannes Ranke. Erster Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886. Lex.-8. 16 M.

Wenn der Mensch das höchst entwickelte aller Thiere ist und wir von dem einfachsten Thiere zum Menschen eine ununterbrochene Reihe von Gliedern wahrnehmen, deren nächstes mehr ausgebildet ist als das vorhergehende, so dürfen wir glauben, daß Entwickelung und Vervollkommnung Mittel zu einem großen Endziel bilden, welches freilich der Welt unserer Sinne vollkommen entrückt ist. Das Sicht- und Greifbare ist ein Sandkorn im Ocean des Universums; der größte Theil der Welt bleibt unserm spähenden Auge verborgen. Wir vermögen es wol, einige allgemeine Normen des großen Kreislaufs der Dinge zu errathen, hier und da eine Fußspur der Gottheit zu erkennen; aber in die Wesenheit der Dinge gelangt unsere Erkenntniß nicht, Gottes Inhalt fassen wir nicht.

So sind wir arme Erdenwürmer darauf angewiesen, an der Schale kleben zu bleiben, mit den Erscheinungen uns zu balgen und auf Grund des Verständnisses dieser zu Erkenntnissen zu gelangen. Je nach dem Grade unserer Bekanntschaft mit den Erscheinungen und der Höhe der Gesichtspunkte unserer Beurtheilung nimmt die Erkenntniß ihre Besonderheit an, unsere Lebensauffassung und Weltanschauung ihre Eigenthümlichkeiten im ganzen und im einzelnen.

Die neue Natur- und speciell Menschenforschung arbeitet in höchst anerkennenswerther Weise und kommt ungeachtet mancherlei Irrfahrten zu Ergebnissen von größter Tragweite. Aber sie ist einseitig, und es widerspricht dem augenblicklichen Ton bei den Exacten, höhere Standpunkte der Betrachtung zu erklimmen, mit dem Auge echter Philosophie auf mehr als ein Gebiet des Forschens zu blicken, die Ergebnisse der gesammten Einzelarbeit geistig zu verknüpfen.

Doch es wird auch diese Einseitigkeit und Engherzigkeit vorübergehen, und es wird in einigen Jahrzehnten kein echter Naturforscher mehr gegen diese Auffassung protestiren, wie es heute leider noch einer der verdienstvollsten Physiologen, Johannes Ranke, in dem soeben erschienenen ersten Bande seines obengenannten vortrefflichen Werks thut, indem er ausspricht: „Ebenso absichtlich wurden, den bisherigen Traditionen der exacten Anthropologie in Deutschland entsprechend, alle Uebergriffe von dem Boden der Naturbeobachtung auf jenen der Politik, Philosophie und Religion vermieden. Es verbietet das schon die Würde der Wissenschaft (!), deren Ergebnisse und Fragen, um werthvoll und interessant zu sein, keiner «pikanten» Seitenblicke nach fremden Gebieten bedürfen."

Was hat dieser Gelehrte für kleinliche Vorstellungen von „Würde der Wissenschaft", „Uebergriffen auf fremde Gebiete" u. s. w. Möge dieser und jener Forscher immerhin zum Heil seiner Forschung sich beschränken; wenn aber alle Geister sich beschränken und jeder auf einem kleinen Flecken sich verpuppt, so hört die Erkenntniß des ganzen Menschen auf und der organische Zusammenhang zwischen Natur-, Gesellschafts- und Geisteswissenschaften wird niemals gefunden. Jede dieser Wissenschaften muß auf die andere klärend, befruchtend, ergänzend wirken, und es muß Männer geben, welche einen höhern Standpunkt zu gewinnen streben und von diesem aus das Ganze überblicken; Männer, welche danach forschen, wie der medicinische Mensch mit dem politisch-moralischen zusammenhängt.

Und solche Männer sind die von den „Exacten" heutzutage so sehr angefeindeten Philosophen, welche vor den Augen jener selbst dann keine Gnade finden, wenn sie auch Schritt auf Schritt die Naturforschung begleiten und deren Wahrheiten von den Irrthümern und Täuschungen sondern. Indessen Ranke und alle, die den Namen der Exacten mit Recht oder Unrecht sich beilegen, werden

über kurz oder lang anderer Meinung werden und das Steckenpferd der Verpuppung und Beschränkung nicht mehr reiten.

Wir haben es hier mit einem in Wahrheit ausgezeichneten Werke zu thun. Johannes Ranke hat mehr als hundert andere den Beruf dazu, ein solches Buch zu verfassen; denn er ist ein vielseitigst gebildeter Naturforscher mit beweglichem Geiste, reger Phantasie und der Fähigkeit klarer, anziehender Darstellung. Obgleich innerhalb eines bestimmten Rahmens sich bewegend und der Ueberlieferungen seiner deutschen Kaste sehr wohl achtend, hat seine Diction gar nichts Schulmeisterhaftes, Beschränktes, sondern ist frei, angenehm, voll von Anwendung auf das Leben und die Ausübung, keine trübselige, pedantische Schreiberei, sondern Ausdruck heiterer Wissenschaft.

Der vorliegende Band widmet sich einzelnen Betrachtungen über Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers, und bringt nach der Einleitung die Hauptabtheilungen: „Entwickelungsgeschichte", „Die niedern Organe", „Die höhern Organe". In der Einleitung wird eine allgemeine Uebersicht über den Bau und die Verrichtungen des Körpers gegeben; ästhetisch-künstlerisch betrachtet der Autor die Gestalt des Menschen, das Knochengerüst, die Muskeln und den Willen, das Nerven- und Gefäßsystem und die Eingeweide. Das der Entwickelungsgeschichte gewidmete Hauptstück beschäftigt sich mit dem Ei als selbständigem Organismus, mit Befruchtung und Entwickelung des Eies, mit den natürlichen und künstlichen Misbildungen der Menschengestalt.

Nun werden die niedern Organe betrachtet und deren Verrichtungen erläutert. Wir lesen da Altes und Neues über Herz und Lungen, Blut und Athmung, Verdauung, Ernährung, Nahrungsmittel, thierische Wärme, Knochen und Muskeln. Ueberall Vergleiche mit den gleichnamigen Dingen bei andern Thieren, besonders bei Affen.

Im höchsten Grade anziehend und für den Nichtfachmann ganz besonders lehrreich ist das letzte Hauptstück, in welchem die höhern Organe geschildert werden; es ist da von Mikroskopie, Physik und Chemie des Nervensystems die Rede, vom Bau des Gehirns und Rückenmarks, von den Sinnesorganen und Sprachwerkzeugen; es werden eingehende Anwendungen auf das Leben und Leiden der Menschen gemacht und, wie im ganzen Buche, alle Auseinandersetzungen durch geeignete vortreffliche Illustrationen in Holzschnitt, farbigen Tafeln u. s. w. gestützt und erläutert.

Dies alles und die ganze Ausstattung des Buchs ist sehr ansprechend, ja glänzend; aber ich hätte gerade für dieses Werk Antiquaschrift an Stelle der Fractur gewünscht. Ferner wären literarische Belege höchst erforderlich gewesen; denn das Werk ist bei all seiner Gemeinverständlichkeit (für den Kreis der obersten Bildung) doch auch dem Fachmann recht interessant und dürfte in dessen Bibliothek gerade nicht den unbedeutendsten Platz erhalten. Darum hätten literarische Nachweise nicht fehlen dürfen.

Indem ich mir vorbehalte, nach Erscheinen des zweiten Bandes noch einmal auf Ranke's Werk zurückzukommen, empfehle ich einstweilen den ersten Band desselben aus voller Ueberzeugung.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von weiblicher Liebe und Bewunderung ist ein Buch eingegeben, welches Carmen Gräfin von Noer unter dem Titel „Friedrich August, Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Noer" (Nördlingen, Beck) hat erscheinen lassen. Das Buch ist eine Zusammenstellung von Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlaß des Verstorbenen und kann allen denjenigen warm empfohlen werden, welche an dem Geschick jener Familie Antheil nehmen. Ebenso hat nur für einen engen Kreis ein näheres Interesse die Schrift des badischen Professors Alexander Ecker: „Hundert Jahre einer freiburger Professoren-Familie" (Freiburg i. Br., Mohr). Insofern sich hier innerhalb des Rahmens einer Familiengeschichte zugleich ein Stück Culturgeschichte abspielt, mag dieses Buch von den Fachgenossen des Verfassers beachtet werden; es ist frisch und geistvoll gehalten.

— Richard M. Meyer veröffentlicht bei Wilhelm Hertz in Berlin eine interessante literarhistorische Studie: „Jonathan Swift und G. Ch. Lichtenberg, zwei Satiriker des 18. Jahrhunderts". Er glaubt beobachtet zu haben, daß man auf dem Gebiet der Literaturgeschichte die großen Humoristen und Satiriker kurz abfertigt, und möchte deshalb an zwei bekannten Beispielen zeigen, welche hohe Bedeutung ein echter Satiriker hat. Der Witz eines Satirikers in großem Stile kann nur einer großen Anschauung dienen: hat doch Swift ein Buch geschrieben, welches — nach Meyer — an Tiefe der Gedanken und Bedeutung des Planes von nur wenigen Büchern der Weltliteratur überragt wird. Meyer's Arbeit beruht auf sorgfältigen Studien, und bietet eine gelungene Verbindung des biographischen mit dem kritischen Elemente. Die Analyse der „Reisen Gulliver's" ist vortrefflich, die Urtheile über Lichtenberg's Leistungen sehr feinsinnig. Meyer bekennt sich als einen Schüler Wilhelm Scherer's und ist jedenfalls nicht ohne Erfolg in dessen Schule gegangen.

— Im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheint eine Geschichte der Weltliteratur. Aus diesem Sammelwerk behandelt die erste Hälfte des achten Bandes die „Geschichte der skandinavischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Reformation". Verfasser derselben ist Ph. Schweitzer, welcher als der erste dieses Gebiet mit außerordentlichem Fleiße angebaut hat. Wie weit er hierbei Bücher von Skandinaviern benutzt und übersetzt, wie weit er sich auf eigene Forschungen stützt, vermögen wir nicht zu entscheiden. Wie sehr er sich in seine Materie hineingelebt und — -geliebt hat, beweist sein Ausspruch: „Die germanische Welt hat nur einen Shakspeare, nur einen Goethe, aber auch nur je einen Snorri, Holberg, Tegner, Ibsen." Jedenfalls aber dürfen wir ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er nicht ein bloßer Ueberarbeiter, sondern ein Mann von eigenem Urtheil ist, welcher die Fülle seines Stoffs äußerlich und innerlich beherrscht. Wir stehen nicht an, das Schweitzer'sche Buch als überaus instructiv zu empfehlen.

— „Die Erklärung des Gedankenlesens" hat Professor W. Preyer in Jena in einer mit 26 Originalholzschnitten ausgestatteten Schrift versucht (Leipzig, Grieben). Der bekannte

Physiologe bietet hier dem deutschen Publikum eine wissenschaftliche Abhandlung von hervorragender Bedeutung und verbreitet sich in ihr lichtvoll und überzeugend über folgende Punkte: „Die Erklärung des gewöhnlichen Gedankenlesens", „Ein neues Verfahren zur Erkennung und Registrirung unwillkürlicher Bewegungen", „Das Errathen gedachter Zahlen, Buchstaben, Figuren oder Melodien", „Ueber Experimente, welche eine unmittelbare Gedankenübertragung beweisen sollen". Es ist unmöglich, uns hier über die Methode des Verfassers zu verbreiten; als Laien können wir nur sagen, daß dieselbe ein angestauntes Geheimniß auf einfachstem naturwissenschaftlichen Wege zu lösen unternimmt. Das Studium der Schrift darf als ein überaus anregendes empfohlen werden.

— „Von und aus Schwaben" nennt Wilhelm Lang eine Reihe von Aufsätzen, welche den Gebieten der Geschichte, Biographie und Literatur entnommen sind und früher in verschiedenen deutschen Zeitungen gestanden haben. Das uns vorliegende erste Heft enthält folgende Aufsätze: „Paul Pfizer", „Schelling und seine Heimat", „Aus Georg Kerner's Sturm- und Wanderjahren", „David Friedrich Strauß als Dichter", „Die Schwäbische Alp", „Der Franzosenfeiertag". Nicht blos für die geborenen Würtemberger, sondern auch für weitere Kreise behalten diese Artikel großen Werth; sie sind überaus geistvoll geschrieben und lösen das Problem, wissenschaftlich gediegenes Material in edler Popularität und anmuthigem Fluß der Sprache vorzutragen.

— Ein Schriftchen: „Die Nordseebäder auf Sylt. Westerland, Marienlust und Wenningstedt" (2. Aufl., Westerland auf Sylt), ist allen denjenigen zu empfehlen, welche in einem deutschen Seebad Erquickung suchen. Der Badeort wurde erst im Jahre 1857 auf diesem Eiland in der offenen Nordsee begründet. Unserm Schriftchen zufolge, welches alle wünschenswerthen Angaben über die Einrichtungen und Verhältnisse des Bades gibt, ist Westerland-Sylt ein Nordseebad, das die Heilkräftigkeit seiner Wellenbäder, der direcle stärkende und neubelebende Einfluß seiner ozonhaltigen Luft auf Brust, Lungen und Athmungswerkzeuge, überhaupt seine ganze örtliche und klimatische Beschaffenheit den ersten Bädern und Curorten unserer Zeit zur Seite stellt.

Ausländische Literatur.

Vom 19. bis 20. April alten Stils wurde in Petersburg das funfzigjährige Jubiläum der Aufführung des bekannten Lustspiels Gogol's „Der Revisor" (übersetzt in Reclam's „Universal-Bibliothek") gefeiert. Bei dieser Veranlassung erschien eine neue Ausgabe des ursprünglichen Textes der Dichtung, wie ihn Gogol zur Bühne gebracht hatte, ohne jegliche Streichungen und Verbesserungen, die später vom Verfasser selbst und von der Censur vorgenommen wurden. Diesem alten Text ist vom Herausgeber, N. Tichonrawow, eine eingehende Darstellung der sehr interessanten Geschichte dieses Textes von seiner ursprünglichen Entstehung bis zu seiner definitiven Feststellung in der Redaction von 1842 vorausgeschickt; dann folgen die vor kurzem in den Papieren Gogol's gefundenen „Anweisungen zur Aufführung des Revisor", und am Schluß des Buchs sind drei sehr interessante Bleistift- und Federzeichnungen Gogol's reprodueirt, welche die berühmte stumme Schlußscene des Stücks skizziren. Ueber die Bedeutung des „Revisors" für Rußland äußert sich die bekannte russische Monatsschrift „Der Bote Europas": „Es war dies seinerzeit ein Blitz, welcher die Finsterniß der Zeit vor der Aufhebung der Leibeigenschaft und der andern Reformen Alexander's II. beleuchtete. Jetzt ist «Der Revisor» ein Denkmal der Vergangenheit — aber keiner solchen, die schon in die Ewigkeit entschwunden ist, die ganz der Hoffnung entsagt hätte, wiederzuerstehen. Er ist ein Signalfeuer, gestellt an den Rand des Abgrundes, zu dem uns noch jetzt der und jener allmählich hinstoßen möchte. Die Skwosnik-Dmuchanowskijs, die Semljaniks, die Chlestjakows (Personen im «Revisor») sind noch nicht ausgestorben; nur ihr Aeußeres hat sich so verändert, daß sie sich in den Figuren Gogol's nicht wiedererkennen, aber doch nicht in dem Grade, daß alle Züge der Aehnlichkeit unwiederbringlich verloren wären. Willkür, Raub, geistige Oede — alles das wartet auf einen zweiten «Revisor»; alles das eifert gegen «die Skribler, die Federfuchser, die verwünschten Liberalen» durchaus nicht weniger kräftig und aufrichtig als dies der «Stadtvoigt» that. Uebrigens hängt die Hauptkraft des «Revisor» durchaus nicht von solchen zweifelhaften Vermittlern «zwischen der gegenwärtigen und vergangenen Zeit» ab. Diese Kraft liegt vielmehr in dem hohen künstlerischen Werth des bisher noch nicht übertroffenen Werks, das nur in Gribejedow's Lustspiel «Verstand schafft Leiden» einen Rivalen auf dem Gipfelpunkt der dramatischen Kunst in Rußland hat."

Bibliographie.

Altmann, W., Der Römerzug Ludwigs des Baiern. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischeu Papsttum uud Kaisertum. Berliu, Gaertuer. Gr. 8. 4 M.

Bauch, G., Caspar Ursinus Velius, der Hofhistoriograph Ferdinands I. uud Erzieher Maximilians II. Budapest, Kiliáu. Lex.-8. 2 M.

Birt, T., Philipp der Großmüthige. Prologscene zu einem Rektorfest der Universität Marburg. Marburg, Elwert. 12. 50 Pf.

Russisch-baltische Blätter. Beiträge zur Kenntniß Rußlands und seiner Grenzmarken. In zwanglosen Heften. 1stes Hft. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Blum, H., Hallwyl und Bubenberg. Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen. Leipzig, C. F. Winter. 8. 7 M.

Bremscheid, M. v., O. Cap., Die sociale Bedeutung der katholischen Kirche. Mainz, Kirchheim. 8. 1 M. 20 Pf.

Busch, W., Cardinal Wolsey und die englisch-kaiserliche Allianz 1522—1525. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 M.

Danilewsky, G. P., Die Fürstin Tarakanow. 1775—1776. Historische Novelle. Deutsche autorisirte Uebersetzung von L. Stein und S. Markós. Berlin, Deubner. 8. 3 M.

Dorneth, J. v., Martin Luther. Sein Leben und sein Wirken. 1ster Tl. Berlin, Deubner. 8. 2 M.

Eggers, A., Vorschläge zur Währuugsfrage, erläutert an drei Währuugsmaasstäben. Bremen, Müller. Gr. 8. 75 Pf.

Faber, C. W., Eulogius Schneider, philosophiae et theologiae Doctor, der öffentliche Ankläger beim Revolutionsgericht zu Straßburg i. E. Vortrag. Mülhausen i/E., Bufleb. Gr. 8. 1 M.

Felten, J., Papst Gregor IX. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Fressl, J., Die Skytheu-Saken die Urväter der Germanen. München, Lindauer. Gr. 8. 10 M.

Grabowsky, N., Die Bestimmung des Menschen. Ein Mahnruf zur Wiedererweckung idealen Strebens. Berlin, C. Duncker. 8. 1 M. 20 Pf.

Hohenhausen, F. v., Auf Flügeln des Gesanges. Dichterstimmen aus der neudeutschen Lyrik. Mit Illustrationen von Paul Thumann und anderen Meistern. Berlin, Neufeld u. Mehring. 8. 3 M.

Hörschelmann, E. v., Kulturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende. 1ster Bd.: Das Zeitalter der Früh-Renaissance in Italien. Mit 6 Illustrationen. Berlin, F. Luckhardt. 8. 5 M.

Irrgang, G., Die Brüder. Schauspiel. Leipzig, Mutze. 8. 50 Pf.

— — Lenora. Schauspiel. Leipzig, Mutze. 8. 2 M.

— — Pelopidas. Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 8. 3 M.

— — Der gefährliche Vetter. Lustspiel. Leipzig, Mutze. 8. 50 Pf.

Koch, E., Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser. Ueberblick über die moderne Nibelungendichtung. Die Waberlohe in der Nibelungendichtung. Dem Gymnasium zu Zittau zur Feier seines 300jährigen Bestehens gewidmet. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 M.

Meschtscherski, Fürst W., Olga Nikolajewna's Tagebuch. Erlebnisse einer Dame der hohen russischen Aristokratie. Deutsche Ausgabe von F. Leoni. Berlin, Deubner. 8. 4 M.

Trautmann-Rosa, F., Fragment der Zeit. Aus der Bibel der Natur eines ungelehrten Greises. Straßburg, Treuttel u. Würtz. Gr. 8. 60 Pf.

Wichert, E., Aus verstreuter Saat. Roman. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Wildenbruch, E. v., Humoresken und Anderes. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

York von Wartenburg, Graf, Napoleon als Feldherr. 2ter Thl. Mit 1 Karte des russischen Kriegsschauplatzes und 1 Skizze. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 171 bis 184.

Zur Begründung der Regentschaft in Bayern. — Die kirchliche Leichenfeier für weil. Se. Majestät König Ludwig II. — Antiunionistische Bestrebungen in Norwegen. — Das Volksschulwesen im neuen Rom. — Preßstimmen über die bayerische Krisis. — Ein amerikanischer Culturkampf. (I./IV.) — Das internationale Telegraphenwesen. — Verhandlungen der bayerischen Abgeordnetenkammer über die Regentschaft. — Deutscher Reichstag. — Der internationale Binnenschifffahrt-Congreß. — Zur Orientpolitik Rußlands. (I./II.) — Die Zulässigkeit von Verfassungsänderungen in Bayern während der Reichsverweſung. — Zum Schlusse der bayerischen Landtagssession. — Der zweite internationale Binnenschifffahrtscongreß in Wien.

Attila und die Hunnen. Von J. von Pflugk-Harttung. — Das Nirwâna der Buddhisten. Von F. Justi. — Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. Von W. Lübke. — Eine Stimme über das moderne Griechenland. Von Dr. H. Vierordt. (Schluß.) — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (IV./V.) — Cavour. Von G. Th. Lommel. (V./VI.) — Aus dem Bayernlande an der Drau. (II./III.) — Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kreisausstellung zu Augsburg. Von H. E. von Berlepsch. (V.) — Land und Volk der japanischen Inselkette. Von Dr. E. Naumann. (I./II.) — Ein Ausflug nach den Luftcurorten in Südtirol und Oberitalien. — Fr. August von Quenstedt. Von E. Schlegel. — Ein englischer Orientalist. — Das altfranzösische Volkstheater. Von K. Saar. (I./III.) — Die Harvard-Universität in Cambridge, Mass. — König Ludwigs II. Linderhof. — Eine neue Geschichte Irlands. — Ein ungarischer Magnat aus dem 17. Jahrhundert über München. — Nochmals Peter Candid. Von G. Fr. Seidel. — Karl Julius Cäsar. (Nekrolog.) Von L. Schmidt.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Herrn Rousseau's Gutachten über den Panamá-Canal und die Prämienobligationen-Anlage. — Der Suez-Canal.) — Unanfechtbare Policen. — Das deutsche Wirthschaftsjahr 1885. (I./II.) — Ueberseeische Bank.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Volksthümlich geschriebene Erzählungen

und Schilderungen sowie Aufsätze ꝛc. von ganz allgemeinem Interesse für eine Zeitschrift gesucht.

Offerten unter Chiffre F. D. an die Expedition der „Blätter für literarische Unterhaltung“.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Pitaval.

Vierteljahrsschrift

für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.

Herausgegeben von **Hans Blum.**

Erster Jahrgang. Zweites Heft.

Inhalt: Raubmord im Armenhause. — Die Verbrechen der Anarchisten in Deutschland in den Jahren 1880—1885. II.

8. Geh. Ladenpreis 3 Mark.

Diese Zeitschrift verfolgt den Zweck, die interessantesten Strafrechtsfälle zu sammeln und in actentreuer, sowohl den Fachleuten, als auch dem gebildeten Lesepublikum verständlicher Darstellung vorzutragen. Die zur Aufnahme gelangenden Rechtsfälle, welche sämmtlich in objectivster Form gehalten sein werden, sind hauptsächlich der Gegenwart entnommen; es werden jedoch auch Fälle aus älterer Zeit Aufnahme finden, insofern dieselben culturhistorisch besonders interessant und lehrreich sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch**, das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage vollendet vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon“ in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von

Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Zweiter Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der Beifall, mit welchem der im vergangenen Jahre erschienene erste Band dieses Werks in juristischen Kreisen aufgenommen wurde, liefert den sichern Beweis, daß es dem Bedürfniß derselben auf durchaus entsprechende Weise genügt. Der jetzt folgende zweite Band enthält die seit Juni 1885 ergangenen civilrechtlichen Entscheidungen des Reichsgerichts.

(Mit einer Beilage der **N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 22. Juli 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Der Dilettantismus in den einzelnen Dichtungsarten. Von Rudolf von Gottschall. — Konrad Deubler, der österreichische Bauernphilosoph. Von Fritz Lemmermayer. — Am Kilima-Ndjaro und am kaspischen Gestade. Von Alfred Kirchhoff. — Erzählungsliteratur. Von Johannes Emmer. — Poetische Uebersetzungen. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der Dilettantismus in den einzelnen Dichtungsarten.

Niemand hat über Dilettantismus tiefer nachgedacht, niemand seinen Begriff schärfer zu bestimmen gesucht als Goethe, der nicht nur einen Sprühregen von Aphorismen über das Thema ausschüttete, sondern auch die Disposition zu einer größern Arbeit über denselben mit voller Berücksichtigung seines Schadens und Nutzens und der Gestalt, die er in den verschiedenen Kunstgattungen annimmt, entworfen hat. Warum hat gerade ein großer Dichter wie Goethe sich so angelegentlich mit dieser Frage beschäftigt? Die Hochflut des Dilettantismus drohte schon bei Goethe's Lebzeiten über die Ufer zu treten und selbst seinem Ruhm gefährlich zu werden: es gab Epochen in seinem Leben, wo er selbst vergessen schien, während man Dilettanten feierte. In neuester Zeit sind ebenfalls oft Dichter gefeiert worden, die, wenn man sie näher unter die kritische Lupe nimmt, sich als bloße Dilettanten erweisen; an echten Dichtern ist die Menge ebenso oft vorübergegangen, mitunter ganz ohne sie zu beachten, oder nur mit einem kalten gleichgültigen Gruß. Im Palais Royal ist es schwer, echte Juwelen zu unterscheiden von den nachgemachten, die im Laden nebenan zur Schau gestellt sind; vornehme Damen haben sich zuweilen falschen Schmuck gewählt; sie gerade glaubten vor jedem Verdacht sicher zu sein. Ebenso schwer ist's heutzutage, echte und nachgemachte Poesie zu unterscheiden, und wenn einmal blinde Gunst der Menge einen Poeten auf den Thron gehoben hat, so kann er seinen falschen Schmuck recht herausfordernd tragen; man sieht darin nur den leuchtenden Glanz der echten Steine.

In der Lyrik ist es, seitdem eine gebildete Sprache für uns dichtet und denkt, schwierig, dem Dilettantismus auf die Spur zu kommen: ein für denselben sprechender Verdachtsgrund ist die Nachdichterei, die heutzutage Mode ist und schöne Erfolge aufzuweisen hat; so besonders der neugebackene Minne- und Meistergesang. Gefällige Lieder in leichten Formen zu dichten, ist fast eine Anforderung der Bildung und des guten Tons; doch es gibt auch Dilettanten in Trimetern, Tetrametern und Pindarischen Strophen. Goethe hebt hervor, daß die belletristische Flachheit und Lauheit in der lyrischen Poesie zum Wesen des Dilettantismus gehöre. „Alle Dilettanten sind Plagiarii; sie entnerven und vernichten jedes Original schon in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln angefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisirt sind und gar nichts enthalten. Kurz, alles wahrhaft Schöne und Gute der echten Poesie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profanirt, herumgeschleppt und entwürdigt."

Diese goldenen Worte Goethe's haben für die Gegenwart noch an Tragweite gewonnen: nicht nur die Massenproduction ist dilettantisch, sondern auch viele der Auserwählten. Was Goethe da anführt unter seinen Notizen über lyrischen Dilettantismus: Belletristerei auf Universitäten, Frauenzimmergedichte, Musenalmanche, das wuchert heute noch wie damals, ja mehr als damals. Das Schlimmste ist, daß in Bezug auf die Lyrik keine Poetik sichere Kriterien dafür angeben kann, wo der Dilettantismus aufhört und das Talent anfängt: es gibt in aller Kunst etwas Unsagbares, das nicht in Definitionen einzufangen ist, und das Kunstgefühl ist oft wichtiger für das Kunsturtheil als der Kunstverstand. Das Eigenartige, Originale, das der Dilettantismus nie erreichen, die Präg-

nanz des ἅπαξ λεγόμενον, die ihm immer fremd bleiben wird, läßt sich mehr herausfühlen als zergliedern und einem dritten verständlich machen. Sehr oft, auch bei großen kritischen Autoritäten, ist jenes Gefühl das Erste, die Prämisse und ihre ganze logische Begründung beruht auf ihm. Daher auch das merkwürdige Schauspiel, das die oft widersprechenden Urtheile anerkannter Größen bieten: Sympathie und Antipathie liegt ihnen zu Grunde, und sie maskiren dieselbe in kritischen Weisheitssprüchen. Nur wenigen ist die erfreuliche Vielseitigkeit und hohe Unparteilichkeit gegeben, das Schöne überall zu erkennen und zu würdigen auch dort, wo es kein sympathisches Gefühl erregt, sondern dem Zuge des eigenen Herzens, der Richtung des eigenen Geschmacks widerspricht. Das Gefühl, welches das vollbegnadete Talent von dem vorlauten Dilettantismus zu sondern weiß, ist allerdings nicht ein unmittelbares, ursprüngliches, das jedem angeboren ist: es ist vermittelt durch ästhetische Bildung, die aber zuletzt in Fleisch und Blut überging und so auf einer höhern Stufe vergeistigter Empfindung die gleiche Empfänglichkeit bewahrt. Es wird durch das nervöse Fludium, welches das echte Talent ausströmt, augenblicklich mitergriffen; es fühlt die Inspiration nach, und diese gerade fehlt dem Dilettantismus. Lyrik ohne Inspiration ist aber tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Etwas anders steht es auf dem Gebiete des Dramas. Da kann es der Dilettantismus blos zu einem Fiasco bringen; die Erfolge gehören hier aber auch nicht dem Talent, sondern der handwerksmäßigen Technik. Man darf die Bühnenroutiniers nicht zu den Dilettanten rechnen, sie sind Fachmänner, die etwas gelernt haben, die eine Kunst verstehen — aber es ist leider nicht die Dichtkunst; sie müssen das Theater beherrschen, wenn sie Erfolge haben wollen; es sind zünftige Meister, aber keine Dichter. Den dilettantischen Dramen wird jene Bühnentechnik fehlen, aber auch das Auge des Dichters und das feste dramatische Rückgrat. Dilettantenwaare auf diesem Gebiete bleibt in den Fächern der Buchläden haften, und die Autoren trösten sich mit den großen Meistern, die ja zum Theil auch die Bühnenform verschmähten, mit den unsterblichen Faustiaden. Auf der Bühne verfliegt dergleichen wie Spreu; die nachahmende Schönrednerei der Buchdramatik thut den Bühnenwerken echter Talente nicht Schaden; wohl aber die Meisterschaft des Handwerks, welches die Kunst verdrängt und sich an ihre Stelle setzen will.

Am meisten wuchert der Dilettantismus auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur, der eigentlichen Belletristik; schon dieses Wort, wie das andere, Schöngeisterei, zeigt an, daß wir von der Höhe des Parnasses etwas herabgestiegen sind und uns auf einem breiten Tummelplatz bewegen, wo keine ästhetische Schranken aufgerichtet zu sein scheinen und nach Legitimationen nicht viel gefragt wird. Es ist kein Zweifel, eine gebildete Frau, welche der Dichtung gegenüber zu den empfänglichen Gemüthern gehört und lange Zeit die großen Muster auf sich wirken ließ, kann gelegentlich aus ihrer Passivität heraustreten und, wenn sie sprachlich gewandt ist, Beobachtungsgabe für das Leben und einige Phantasie besitzt, Erzählungen schreiben, denen die Kritik vielleicht berechtigtes Lob zu ertheilen vermag. Ebenso ein junger Mann, der seine Bildung durch philosophische Studien vertieft hat, ohne den Blick fürs Leben und die Lust am Fabuliren einzubüßen; ebenso ein Gelehrter, der ein bestimmtes Gebiet mit genauester Detailkenntniß beherrscht, und den es freut, selbsterfundene Gestalten auf diesem Gebiete sich bewegen zu lassen und so die Bilder, die er bisher vielleicht in wissenschaftlichen Werken systematisch aneinandergereiht, mit freier Phantasiethätigkeit nach den Gesetzen des guten Geschmacks zu einem anmuthigen Ganzen zu verbinden. So entsteht die massenhaft ins Kraut schießende Unterhaltungsliteratur in ihrer edlern Gestalt: daneben wuchert die Schreibseligkeit der Effecthascher und derjenigen, die für die Colportage sensationelle Ereignisse zusammenschieben.

Doch wo bleibt das Talent? Worin besteht das Talent auf diesem Gebiete, auf dem die Geschicklichkeit, die Stilgewandtheit, die Bildung, selbst die Gelehrsamkeit so schöne Erfolge erringen kann? Immer kommen wir wieder auf etwas Undefinirbares; da heißt es auch der Kritik gegenüber: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."

Nur die bestimmte, bedeutende geistige Physiognomie, die Ursprünglichkeit der Weltanschauung, das Gepräge eines Stils, dem etwas Unnachahmliches innewohnt ohne falsche Manierirtheit: nur diese Vorzüge unterscheiden auch auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur das berufene Talent von dem Dilettantismus.

Rudolf von Gottschall.

Konrad Deubler, der österreichische Bauernphilosoph.

Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. Herausgegeben von Arnold Dodel-Port. Zwei Bände. Leipzig, Elischer. 1886. 8. 12 M.

Im Mai des Jahres 1853 geschah es, daß um Mitternacht an die Schlafkammer Konrad Deubler's, des Wirthes in Goisern, einem im Traunthale unweit von Ischl gelegenen Dorfe, im Namen des Gesetzes stürmisch gepocht wurde. Polizeibeamte und Gensdarmen, mit Gewehren bewaffnet, durchsuchten das ganze Haus und führten Deubler nach dem genannten berühmten Badeort des österreichischen Salzkammergutes ins Gefängniß. Was hatte der Mann verbrochen? War er ein Räuber, Mörder oder Mordbrenner? Nichts von alledem. Er hatte die „Stunden der Andacht"

DEUTSCHE LITTERATURDENKMALE

DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS.

In Neudrucken herausgegeben von

Bernhard Seuffert.

Nachdem in den fünf Jahren seit ihrer Begründung diese Sammlung zu der stattlichen Reihe von

24 Bänden mit einem Umfange von etwa 280 Bogen

angewachsen ist, erscheint, vielfach an uns gelangten Äusserungen zufolge, trotz den niederen Preisen der einzelnen Teile die nachträgliche Anschaffung **aller** erschienener Bände mit einem Ladenpreis von M. 37.10 für manche neu hinzutretende Freunde derselben erschwert. Um den lautgewordenen Wünschen Rechnung zu tragen, sind wir bereit, Erleichterungen für den Bezug der bis Ende v. J. erschienenen Bände eintreten zu lassen und erbieten uns,

Band 1—24 geheftet (Ladenpreis M. 37.10) zusammengenommen für M. 28.—
„ 1—12 „ („ M. 15.20) „ „ M. 12.—
„ 13—24 „ („ M. 21.90) „ „ M. 18.—

zu liefern.

Auch den Besitzern einzelner Bände, welche zur Vervollständigung der Reihe eine Auswahl nachträglich beziehen wollen, bewilligen wir Vergünstigungen, nämlich bei einer Auswahl verschiedener Bände (in je 1 Exemplar) im Werte von

wenigstens M. 6.— 10 %
„ M. 12.— 15 % } **Abzug auf unsere Ladenpreise.**

Unter vorstehenden Angaben sind geheftete Exemplare verstanden; werden gebundene Exemplare vorgezogen, so tritt dafür der bekannte Aufschlag von 50 Pf. für jeden Band (Band 7 und 8 zusammengebunden 90 Pf.) ein.

Diese Vergünstigungen haben Geltung bis

Ende dieses Jahres 1886.

Bis dahin übernimmt jede Buchhandlung zu diesen Bedingungen die Lieferung. Darnach werden die vollen Ladenpreise wieder eintreten, wie sie auch jetzt für den Bezug

einzelner Bände und einer Auswahl kleineren Betrages unverändert gelten.

Wir geben uns der Hoffnung hin, dass unser Bestreben, die Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, welche

„empfindliche Lücken in öffentlichen Bibliotheken wie im Bücherschatze der lehrenden und lernenden, überhaupt aller Litteraturfreunde auszufüllen"

bestimmt und, wie zahlreiche günstige Besprechungen öffentlich bezeugten, auch bestens geeignet sind, immer weiteren Kreisen leicht zugänglich zu machen, durch Benützung unserer Angebote Anerkennung finden wird.

Auch für die Zukunft werden wir Bezugserleichterungen gewähren, indem wir den Abonnenten, welche sich zur Abnahme der ganzen Reihe verpflichten, einen Vorzugspreis gegenüber den Käufern einzelner Bände einräumen. Wir teilen hierbei mit, dass ein Beitrag zur Goethelitteratur: Kleine Schriften von Heinrich Meyer im Druck befindlich und Heines Buch der Lieder, Schillers Xenienalmanach, J. E. Schlegels dramaturgische Schriften, ferner Werke von Uz, Warnecke, Wieland u. a. in Vorbereitung sind.

Heilbronn, Ende Mai 1886.

Die Verlagshandlung

GEBR. HENNINGER.

Verzeichnis der erschienenen Bände:

1. Otto, Trauerspiel von F. M. Klinger. (Herausg. von B. Seuffert.) VIII, 108 S. 1881. geh. 90 Pf. geb. M. 1.40.
2. Voltaire am Abend seiner Apotheose, von H. L. Wagner. (Herausg. von B. Seuffert.) XI, 19 S. 1881. geh. 40 Pf. geb. 90 Pf.
3. Fausts Leben vom Maler Müller. (Herausg. von B. Seuffert.) XXVI, 116 S. 1881. geh. M. 1.10. geb. M. 1.60.
4. Preussische Kriegslieder von einem Grenadier von I. W. L. Gleim. (Herausg. von August Sauer.) XXXVII, 44 S. 1882. geh. 70 Pf. geb. M. 1.20.
5. Faust, ein Fragment von Goethe. (Herausg. von B. Seuffert.) XV, 89 S. 1882. geh. 80 Pf. geb. M. 1.30.
6. Hermann von C. M. Wieland. (Herausg. von Franz Muncker.) XXX, 116 S. 1882. geh. M. 1.20. geb. M. 1.70.

7. 8. Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772. (Eingeleitet von Wilhelm Scherer, herausg. von B. Seuffert.) Erste Hälfte. S. 1—352. 1882. geh. M. 2.80. Zweite Hälfte nebst Einleitung und Register. S. 353—700. CXXIX, 1883. geh. M. 3.80. geb. in einen Band M. 7.50.
9. Karl von Burgund, ein Trauerspiel (nach Aeschylus) von J. J. Bodmer. (Herausg. von B. Seuffert.) XII, 26 S. 1883. geh. 50 Pf. geb. M. 1.—.
10. Versuch einiger Gedichte von F. v. Hagedorn. (Herausg von August Sauer.) XI, 99 S. 1883. geh. 90 Pf. geb. M. 1.40.
11. Der Messias, erster, zweiter und dritter Gesang von F. G. Klopstock. (Herausg. von Franz Muncker.) XXXI, 84 S. 1883. geh. 90 Pf. geb. M. 1.40.
12. Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer. (Herausg. von Jakob Bächtold.) XLVII, 110 S. 1883. geh. M. 1.20. geb. M. 1.70.
13. Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel von H. L. Wagner nebst Scenen aus den Bearbeitungen K. G. Lessings und Wagners. (Herausg. von Erich Schmidt.) X, 116 S. 1883. geh. M. 1.—. geb. M. 1.50.
14. Ephemerides und Volkslieder von Goethe. (Herausg. von Ernst Martin.) XX, 47 S. 1883. geh. 60 Pf. geb. M. 1.10.
15. Gustav Wasa von C. Brentano. (Herausg. von Jakob Minor.) XIV, 136 S. 1883. geh. M. 1.20. geb. M. 1.70.
16. De la litterature allemande von Friedrich dem Grossen. (Herausg. von Ludwig Geiger.) XXX, 37 S. 1883. geh. 60 Pf. geb. M. 1.10.
17. 18. 19. A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst. 1884. (Herausg. von Jakob Minor.) Erster Teil: Die Kunstlehre. LXXII, 370 S. geh. M. 3.50. geb. M. 4.—. Zweiter Teil: Geschichte der klassischen Litteratur. XXXII, 396 S. geh. M. 3.50. geb. M. 4.—. Dritter Teil: Geschichte der romantischen Litteratur (nebst Personenregister zu den drei Teilen). XXXIX, 252 S. geh. M. 2.50. geb. M. 3.—.
20. Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst von J. J. Winckelmann. Erste Ausgabe 1755 mit Oesers Vignetten. (Eingeleitet von Ludwig v. Urlichs, herausg. von B. Seuffert.) X, 44 S. 1885. geh. 70 Pf. geb. M. 1.20.
21. Die guten Frauen von Goethe. Mit Nachbildungen der Originalkupfer. (Herausg. von B. Seuffert.) XI, 27 S. 1885. geh. 70 Pf. geb. M. 1.20.
22. Freundschaftliche Lieder von I. J. Pyra und S. G. Lange. (Herausg. von August Sauer.) L, 167 S. 1885. geh. M. 1.80. geb. M. 2.30.
23. Anton Reiser, ein psychologischer Roman von K. Ph. Moritz. (Herausg. von Ludwig Geiger.) XXXVIII, 443 S. 1886. geh. M. 3.80. geb. M. 4.30
24. Ueber meine theatralische Laufbahn von A. W. Iffland. (Herausg. von Hugo Holstein.) CVI, 130 S. 1886. geh. M. 2.—. geb. M. 2.50.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Bestellschein.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung

.....

nach dem Anerbieten der Verlagshandlung von den

Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. u. 19. Jahrhunderts.

In Neudrucken herausgegeben von **Bernhard Seuffert.**

(Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn.)

Band 1—24 (Ladenpreis M. 37.10) für M. 28.—
„ 1—12 („ M. 15.20) „ M. 12.—
„ 13—24 („ M. 21.90) „ M. 18.—

Auswahl: die Bände .....

mit angebotenem Abzug von 10 % (bei wenigstens M. 6.—) 15 % (bei wenigstens M. 12 —) auf den Ladenpreis.

Ort, Wohnung und Datum: Name:

.....

Bestellschein.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung

.....

zur Fortsetzung bis auf Widerruf:

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Neudrucken herausgegeben von **Bernhard Seuffert.**

Band 25 und folgende.

(Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn.)

Ort, Wohnung und Datum: Name:

.....

☛ ***Es wird gebeten, diese Bestellscheine nicht an die Verlagshandlung, welche nicht direkt liefert, sondern an eine Sortimentsbuchhandlung zu überschreiben.***

von Zschokke und die Schriften von David Friedrich Strauß gelesen. Um dies Ungeheuerliche zu begreifen, muß sich der Leser nach Oesterreich versetzen, in die Reactionszeit der funfziger Jahre, die unter den vielen traurigen Zeiten, welches dieses vielgeprüfte Land zu bestehen hatte, eine der traurigsten war.

Es ist ja wahr, für eine Revolution hat noch jedes Land bitter büßen müssen. Die Revolution ist der Gegensatz der organischen Entwickelung. Was sich im Laufe vieler Jahre naturgemäß, wenn auch unter den schwersten Leiden und mannichfaltigsten Hinderuissen, vollziehen muß, das wollen Revolutionäre in der kürzesten Spanne Zeit auf eigene Faust bewerkstelligen; sie wollen mit allen Mitteln der Gewalt, auf welche die Despoten ein alleiniges Recht zu haben glauben, den geschichtlichen Lauf beschleunigen. Aber ein solch stürmisch kühnes Vorauseilen, ein solch ideales Anticipiren künftiger nothwendiger Dinge, deren Erreichung von übel berathenen Regierungen zwar erschwert, aber niemals auf die Dauer unmöglich gemacht werden kann, rächt die bedächtig schreitende Zeit, gleichsam aus Aerger darüber, daß sie um ihr Recht, der organischen Entwickelung zu dienen, verkürzt wurde. Ist die Revolution vorüber, dann wird der vorige Zustand nicht blos wieder eingeführt, er wird zehn- und hundertfach verschärft; die in den ersten Stunden des Schreckens gegebenen Versprechungen werden zurückgenommen, die Gewalt erhebt ihr finsteres Haupt frecher denn jemals, und alles, was ihr dient, wäre es auch der abgefeimteste Scherge, ist Herr, während das Los derer, die sich in der Revolution ihr zu widersetzen wagten, Kerker und Tod zu sein pflegt. Eine solch arge Zeit nennt man überaus bezeichnend Reaction. Sie kam nach dem Jahre achtundvierzig in ihrer ganzen Brutalität auch über Oesterreich, und jener Wirth im Kammergut ist nur eins ihrer Opfer und bei weitem nicht das bejammernswertheste.

Konrad Deubler ist nicht allein hinsichtlich seines Schicksals merkwürdig, er ist es noch mehr um seiner selbst willen, denn er war ganz und gar ein Original. Da ist nun kürzlich das obengenannte Werk erschienen, welches sich ausführlich und auf interessante Art mit ihm beschäftigt.

Als der Sohn eines lutherischen Bergarbeiters am 26. November 1814 bei Goisern geboren, wächst Konrad in engen Verhältnissen heran. Er genießt einen nur dürftigen Unterricht, lernt zur Noth lesen, ein wenig schreiben und rechnen. Von einem leidenschaftlichen Drang nach Wissen erfüllt, sucht er Bücher und liest mit einem Eifer, der ihn an der pünktlichen Verrichtung seiner Obliegenheiten hindert. Deshalb findet manche häusliche Scene statt. Mit funfzehn Jahren legt er sich ein „Kräuterbuch" an, denn Großmutter und Mutter erzählen ihm, daß in den Kräutern verborgene Kräfte, wohlthätige und schädliche, schlummern. Die will er kennen lernen. Er sammelt und beginnt eine „Kinstliche Beschreubung der Vürnehmsten Kreuter und Bäume Samt der Kraft und Wirkung". Indeß, wie hoch sein Sinn auch strebt, es bleibt ihm doch nichts anderes übrig, als Müllerbursche zu werden, denn, so ruft er sich in seinem später angelegten Tagebuch ermunternd zu, „da kannst du neben der Arbeit lesen und kannst als Müllerjunge die Welt durchreisen". Neben seiner Lesewuth ist ihm auch ein ebenso mächtiger Wandertrieb eigen, der ihn verlockt, vom Hause durchzubrennen, um nach Amerika zu segeln — er hat nicht umsonst früher den Robinson gelesen. Sechzehn Jahre alt, wird er von seiner Mutter in die Weißenbacher-Mühle geführt, damit er das redliche Handwerk erlerne. Jetzt liest er besonders Bücher religiösen Inhalts: der prächtige Jung-Stilling, dem Goethe ein so schönes Denkmal in „Dichtung und Wahrheit" gesetzt, wird sein Freund; die Schriften desselben hätten ihn „beinahe zum Schwärmer gemacht". Daneben zieht die Liebe in sein Gemüth. „Ich trank", heißt es in seinem Tagebuch, „mit vollen Zügen den Giftbecher; aber dennoch freue ich mich jetzt noch meiner ersten Liebe, trotz der manchen Jahre, die seither verstrichen sind. Gleich einer stillen Insel liegt diese selige Erinnerung im unruhigen See meines verflossenen Lebens. O wie gerne lenkte ich mein Schifflein wieder zurück nach dem schönen Eilande!" Ein Jahr darauf kaufen ihm die Aeltern, damit er dem engen Soldatenrock entrinne, die Brunnleit-Mühle bei Ischl, und als er achtzehn Jahre zählt, geben ihm die Besorgten, damit die Mühle auch eine Müllerin habe, ein Eheweib. „Daß es ein recht dummer Streich war, so früh zu heirathen", meint Deubler, „ist nicht zu leugnen." Aber Frau Eleonora war ihm doch eine brave Lebensgefährtin bis an ihr Ende.

Bald nach seiner Verehelichung greift Deubler zum Felleisen und wandert nach Wien, ins „classische Land der gebackenen Hähnd'l". Hochgemuth besieht er die Merkwürdigkeiten der tausendjährigen Stadt. Er weiß scharf zu beobachten, hat für alles einen Blick und entwirft in seinem Tagebuch manch hübsches Bild. Im Jahre 1836 vertauscht er die Brunnleit-Mühle mit einer Mühle in Hallstadt, auf der er selbst fleißig wie ein Tagelöhner arbeitet. Um sich ein Nebeneinkommen zu verschaffen, beginnt er Pflanzen zu sammeln, zu bestimmen und mit einer lithographirten Skizze vom Dachstein und dem Hallstädtersee zu verkaufen. Seine Lektüre erweitert sich außerordentlich, insbesondere sind es Zschokke's „Stunden der Andacht", die einen großen Einfluß auf ihn haben, nicht minder verschiedene naturwissenschaftliche Schriften. Doch verabsäumt er auch nicht, sich mit den Werken der schönen Literatur vertraut zu machen. Er legt sich ein „Anmerkungsbuch" an, worin er seine Leseergebnisse aufschreibt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, zu sehen wie der schlichte, ungelehrte Bauer mit den schwierigsten Dichtern sich vertraut zeigt und Stellen aus ihren Büchern citirt und wahrlich nicht blos aus solchen, die offen am Wege liegen. Sein Tagebuch führt er fleißig fort, und an geist- und gemüthvollen Aeußerungen ist kein Mangel. „Ich habe mir vorgenommen", so schreibt er, „jeden wirklich froh verlebten Tag mir aufzuzeichnen und so die Ver-

gangenheit und Gegenwart zu einem Schatz für die Erinnerung zu machen." Das ist ein gutes Wort. Und weiter findet sich die bedeutende Stelle:

Heute Nachmittag stürzte mit donnerähnlichem Getöse ein ungeheurer Eisklumpen vom Dach der Keferischen Radhütte herab und zertrümmerte mir die Rinne und einen Theil von meiner Radhütte. Es war ein kleines Unglück, aber doch war es ein Unglück; noch ein paar solche und ich bin ruinirt! — Nun ja, wenn auch! wenn es nur nicht durch meine eigene Liederlichkeit ist. Erniedrigen werde ich mich dennoch nicht; denn es gibt in der Welt viele Mittel, ehrlich leben zu können, und wenn keins mehr ist, so finden sich einige, nicht mehr zu leben. Wer nach eigener reiner Ueberzeugung seine Pflicht gethan hat, der darf sich am Ende, wenn seine Kräfte ihn verlassen, nicht schämen, abzutreten. Denn wenn dein Leben den Mitmenschen zur Last wird, dann ist Selbstmord Pflicht. — Ich wünsche überhaupt nicht, nach meinem Tode gnädig beurtheilt zu werden; denn das Wort Gnade kann ich überhaupt nicht leiden: die Gnade verdirbt alles im Staate und in der Kirche. Ich will keine Gnade, ich will Gerechtigkeit. Gnade gehört blos für Verbrecher; denn aus Gnaden wird selbst kein guter, rechtlicher, vernünftiger Mann selig werden wollen, und wenn es auch ein Dutzend Evangelisten sagten. Es ist ein Widerspruch in jenem Bibelwort; man lästert die Gottheit, wenn man ihr solche Dinge aufbürden will.

Das ist stolz gesprochen.

Im Jahre 1840 unternimmt er, von der alten Wanderlust ergriffen, eine Reise nach Triest und Venedig, die seinen offenen Sinn auf nachhaltige Weise beeinflußt. Er schaut und sinnt, genießt und weiß sich zu begeistern. „So leichtsinnig ich auch in meinem gewöhnlichen Leben bin", ruft er, „so habe ich doch oft Augenblicke, wo ich mich über mein leibliches Sein erhebe, vom Staube zum Himmel blicke und mich hinaus sehne, weit hinaus in die endlose Bläue des Firmaments." Deubler kannte die Regeln der Grammatik und Rechtschreibung nicht, und dennoch verstand er originell und anziehend zu schreiben; ja und wenn ein Schriftsteller ist, wer seine eigenen Gedanken hat und eine eigenthümliche Art dieselben auszudrücken, dann war auch der Müller aus Goisern ein Schriftsteller. Er läßt die Dinge auf sich wirken, beschreibt rein sachlich, was er gesehen, und knüpft daran seine Betrachtungen, naiv und manchmal geistreich. Er ist frohgemuth und kein Kostverächter und doch ein Idealist. Er kritisirt und lobt. Er beobachtet aufmerksam und lernbegierig und bringt das Geschaute frisch und farbig zu Papier. Ein warmer Ton geht durch seine Darstellung. Er versenkt sich verständnißvoll, fast poetisch ins kleine Detail, beschäftigt sich mit seiner Wirthschaft und macht sich daneben seine Gedanken über Vorsehung und Unsterblichkeit. Das ist für Deubler charakteristisch: während er über das Höchste und Tiefste, über die ewigen Fragen der Ethik und Metaphysik grübelt, verliert er seinen Blick für das Winzige nicht, das zum Ganzen gehört wie der Wassertropfen zum Meere. Es bleibt ihm nichts Menschliches fremd. Er ist ein Spintisirer bei allem Realismus, ein mystischer Schwärmer bei allem praktischen Verstand; er vermag klar zu denken, aber er hat auch Phantasie. Oft schreibt er prächtig anschaulich und entwirft mit wenigen Strichen ein Bild. So aus Triest:

Die Sonne sank abermals ins Meer und wieder setzte ich mich am Ende des Molo San Carlo und sah hinaus in die weite See, wo das Auge kein Land mehr findet und das Wasser den Horizont begrenzt. Zunächst dem Ufer waren die Schiffe zusammengedrängt; sie bildeten hier einen eigentlichen Wald von Masten. Und die Masse des Tauwerks verdeckte die weiter zurückliegenden Fahrzeuge vollständig. Weiter vom Ufer entfernt lagen die Dreimaster in ruhiger Größe, die Wimpel nur wenig bewegt; denn die Luft war ruhig, das Meer still und klar. Zwischen diesen schwerern Schiffen und dem Ufer schwebten leichte Barken dahin — und weiter zurück, gegen die Ferne des Horizonts, sah man Schiffe verschwinden, indeß andere dort geheimnißvoll hervortauchten, um näher und näher zu rücken. Da saß ich bis in die Nacht, welche vom wolkenlosen Himmel langsam über die Wasser herabfiel, und bis ihr Dunkel auch die näherliegenden Schiffe umschleiert hatte. Das alles machte auf mich — den Sohn der Berge — einen großen Eindruck. Mein Gemüth ward wunderbar ergriffen: ich sah die Schiffe fragend an, und sie erzählten mir von dem weiten Ocean, von den Stürmen, die sie ausgestanden, von den Ungeheuern des wüsten Meeres, von fremden Küsten und Völkern, die sie alle gesehen und mit uns Europäern in Verbindung gebracht. Ich begleitete sie in Gedanken nach den Eisfeldern des Nordens und unter die Glut des Aequators, zu den kupferfarbenen Rothhaut-Indianern, zu Hottentotten am Kap und zu den braunen Eingeborenen Javas; ich segelte mit ihnen auf der weiten See, staunte hinauf zu der ungeahnten Pracht des südlichen Sternenhimmels, dann hinab in das ungeheure Element des Wassers: mein Geist verlor sich in die Unendlichkeit des Weltalls, und die Fragen Woher? Warum? und Wohin? drängten sich mit ihren starrlächelnden Sphinxgesichtern lebhaft vor meine Seele.

Das religiöse Bedürfniß, das stark in ihm ausgebildet ist und durch erbauliche Bücher genährt wird, tritt an manchen Tagebuchstellen deutlich hervor: „In Unglück und Krankheit ist eine auf Vernunft gegründete Naturreligion ein wahrer Pharus, welcher den wogenumbrausten Seemann in die Heimat geleitet, wenn er, wie der norwegische Pilot der stürmischen Nordsee entronnen, jene stillen, ruhigschönen Buchten gewinnt, von heitern Hainen und idyllischen Wiesen umschlossen." Doch fehlt es ihm auch an Sarkasmus nicht: „Es gibt Menschen", so meint er, „die blos Postknechte sind: sie gehen nie einen Schritt weiter als die paar Meilen, die sie zu machen gewöhnt sind; dann gehen sie immer wieder zurück und blasen immer dieselben Stücke wieder." Er hat einen scharfen Blick für die Verhältnisse und weiß durch richtige Vergleiche die Dinge in ein klares und wahres Licht zu stellen. Treffenderes beispielsweise läßt sich über Oesterreich nicht sagen als die folgende von Deubler entworfene Charakteristik:

Diesseit der Grenze ein constitutionelles Land, der Sitz des Protestantismus; jenseit der Pfähle eine österreichische, nach den Grundsätzen der absoluten Monarchie regierte Provinz, eine ganz andere Bevölkerung, eine andere Denkweise, ein durchaus verschiedener Bildungsstand, verschiedene Sitten, verschiedene Religion und verschiedene Rechtsgrundsätze. Hier ein munteres regsames Volk, klein an Zahl, aber groß und bedeutend durch die unabhängige Anstrengung aller seiner Kräfte. Dort eine alte berühmte Nation, schlummernd seit Jahrhunderten, von der Natur

mit tausend Hülfsquellen ausgestattet, von denen keine einzige in richtiger Weise benutzt wird, der crasseste Aberglaube dicht neben dem Mutterlande der Reformation, strenge Ueberwachung jeder politischen Regung, Feudalwesen und Beamtenherrschaft — das alles dicht neben einem frei entwickelten Staatswesen. In Sachsen blickte uns Intelligenz, Heiterkeit der Seele und Menschenwürde aus jedem Gesichte entgegen; der Fleiß und seine Tochter die Wohlhabenheit sahen aus jedem Bauernhause, über den Zaun eines jeden mit Taback bepflanzten Gartens. In Böhmen dagegen glotzte uns überall Roheit und Dummheit entgegen; Armuth und Elend grinsten aus jeder Hütte. Ueberall war Verfall und Versunkenheit bemerkbar, und an den Früchten, die der Boden pfäffischer und Beamtendespotie unter jedem Himmelsstriche trägt, war in Böhmen nirgends Mangel.

Mit seinem ausgesprochenen Hang zur Reflexion geht Deubler's Vorliebe Hand in Hand, aus berühmten Werken geeignete Belegstellen zu citiren, welche seinen eigenen Gedanken und seiner Gemüthsstimmung angemessen sind, und oft verräth sich in seinen Aussprüchen und Sentenzen eine tiefe Weisheit und ein volles Herz. Er schreibt:

Was meine Zukunft betrifft, so will ich dieses kurze flüchtige Leben für meinen Geist benutzen, so gut ich kann. Warum erschrecke ich an meinem Geburtstage so oft, daß ich schon wieder ein Jahr mehr zähle? Nicht das Altwerden ist ein Uebel, sondern das Nicht-weiser-werden. Ich will mein künftiges Leben nicht übereilen. Es soll mir das Leben ein höchstes Fest, ein jeder künftige Tag ein einzig Fest — und jede Stunde gerade des Festes Glanzpunkt werden.

Und später:

So schön und gut die Vorsätze waren, mit denen ich meinen letzten Geburtstag abschloß, so schwer geht es mit der Ausführung. Ja, um letztere ist es geradezu schlecht bestellt: gestern habe ich die Meinigen wegen einer geringen Ursache gekränkt. Das soll mir aber in Zukunft nicht mehr geschehen! So geht's: anstatt im Leben freundlich und friedfertig einander zu tragen und zu erfreuen, grämen sich die meisten Menschen, wenn es zu spät ist, wenn der Tod trauliche Lebensgefährten von unserer Seite gerissen hat und die Kränkungen nicht mehr gut zu machen sind. Man sollte sich stets daran erinnern, daß jede Stunde, die man in Unliebe verbringt, für sich und für die andern unwiederbringlich einen Raub am Leben bedeutet.

Endlich fragt er sich: welches Ziel kann ich mir für die Zukunft vorsetzen? und antwortet: Selbstvervollkommnung!

Wer so denkt, fühlt und spricht, ist ein besonderer Mensch. Leider reicht das Tagebuch nur bis zum Jahre 1847. In seiner Abgeschlossenheit, inmitten der österreichischen Alpenwelt, wo er nur angewiesen ist auf den Verkehr mit seinen geliebten Büchern und wenigen Personen, die ihn verstehen und zu schätzen wissen, erwacht in dem geistig bewegten Manne der Drang und Wunsch, mit bedeutenden Zeitgenossen in Verbindung zu treten, wenn nicht persönlich, so wenigstens schriftlich, zu fruchtbarem Gedankenaustausch. Von diesem Streben, aber mehr noch von der Sehnsucht geleitet, sich den Schriftstellern und Gelehrten, deren Bücher ihm Belehrung und Erquickung gebracht, dankbar zu erweisen, schreibt Deubler, dessen Denken allmählich freigeistige Bahnen einschlägt, zuerst an Zschokke, dann an Strauß. In dem Briefe an den erstern heißt es:

Meine Verehrung und meinen Dank, Edler Menschenfreund. Ihr Streben, die Menschheit Glücklicher und Besser zu machen, war nicht erfolglos gewesen. Meine Achtung gegen Sie wurde bei der Durchlesung Ihrer Selbstschau immer mehr gesteigert, so daß ich beschloß Ihnen meinen aufrichtigen Dank mit meinem schlechten Schreiben zu bezeugen, mit der Bitte, mir auf diesen Brief zu Antworten. Damit in ihrem Brief ein Angedenken häte, ein Andenken von einem Manne, den ich so sehr Achte und Liebe.

In ähnlichem Sinne wendet sich Deubler an Strauß. Und beide Männer, beide damals in Oesterreich geächtet, erwidern ihm auf das herzlichste, gerührt von dem Bildungsbedürfniß und der naiven Begeisterung des sonderbaren Bergkindes. Wie aus dem Antwortschreiben des großen schwäbischen Theologen hervorgeht, hat Deubler in seinem in Verlust gerathenen Brief angefragt, warum jener bei der Abfassung des „Lebens Jesu" das Volk so wenig berücksichtigt habe. Strauß schreibt an Deubler zurück:

Ihr Stand und Bildungsgang, die Mühe, die es Sie gekostet haben muß, sich so weit durchzuarbeiten, gibt Ihren errungenen Ueberzeugungen doppelten Werth, und Ihr Brief ist mir ein erfreulicheres Zeichen der Zeit und der Früchte meines Wirkens, als es die zustimmende Aeußerung eines gelehrten Theologen sein könnte. Freilich gerade eine solche Aeußerung wie die Ihrige zu verdienen, muß ich mir gestehen, sehr wenig gethan zu haben, und Ihr Vorwurf, daß wir Männer des Fortschritts unter den Gelehrten das Volk zu wenig berücksichtigen, ist wenigstens gegen mich ganz gerecht. Nur müssen wir bedenken, daß es damals, als ich mein „Leben Jesu" schrieb, noch ganz anders bei uns aussah. Hätte ich es populär geschrieben, so wäre es gewiß verboten worden; nur unter dem Schutze seiner gelehrten Form konnte es sich ungestört verbreiten.

Indessen hatte die Anregung Deubler's doch gute Folgen: beinahe dreißig Jahre nach der ersten Veröffentlichung des „Leben Jesu" erschien die berühmte Ausgabe für das Volk.

Neben seinen geschäftlichen Verrichtungen und seinen Studien fand Deubler noch Zeit, die politischen Strebungen und Strömungen mit warmem Antheil zu verfolgen. Die achtundvierziger Revolution begrüßte er mit inniger Freude. Ein selbstdenkender und freier Mann, erachtete er die Freiheit des Denkens als die nothwendige Grundlage eines jeden Culturstaats, und was er zugleich mit den Revolutionären forderte, war nichts anderes als jene bescheidenen constitutionellen Formen, welche die Menschen erst zu Menschen machen. Der Staatsverfassung der Nordamerikanischen Union, den politischen Lehren Paine's brachte er Begeisterung entgegen. An verbotenen Schriften — und verboten war damals in Oesterreich alles, was Geist hatte und die Wahrheit enthielt — stärkte er seine Gesinnung; vor dem lauernden Auge der Polizei mußte er mehr als einmal seine Bücherei, „sein Schmerzenskind", verbergen; auch politische Flüchtlinge fanden unter seinem Dache Schutz und Schirm. Langsam rauschte der Strom der Revolution vorüber, und was sie zurückließ, war der trübe Schlamm der Reaction. Die Männer, welche an der Spitze der Bewegung gestanden, wurden ins Zuchthaus geschickt, zur Schanzarbeit verurtheilt, erschossen. In dieser Jammer-

zeit trug sich Deubler mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Doch weil der Plan für ihn nicht ausführbar, blieb er, dem Rathe der Heiligen Schrift gemäß, im Lande und kaufte sich mitten im Dorfe Goisern ein Gasthaus, welches später unter dem Namen „Wartburg" zu nicht geringer Berühmtheit gelangte. Sich zu bilden und Bildung zu verbreiten, war fortan sein Streben und war sein Verbrechen in den Augen des Staats, das er schwer zu büßen hatte.

In seiner Jugend schon sind zwei Eigenschaften an ihm auffallend: sein Durst nach Wissen und sein Drang nach Wahrheit. Aufgewachsen in einer lutherischen Gemeinde, ist er im Lenz seiner Jahre ein Gläubiger, ein Schwärmer, der hin- und herschwankt zwischen heiterm Lebensgenuß und stiller Entsagung. Da stirbt seine Großmutter. Zum ersten mal in seinem Leben kommt tiefes Leid über ihn, und er beginnt zu zweifeln an Gott und Unsterblichkeit, an allem, woran er bisher mit kindlich frommem Gemüth gehangen. Mit dem Zweifel, dem Mutterschose der Philosophie, erwacht das metaphysische Bedürfniß in ihm. Er, ein echter Sohn seiner bewegten, umstürzenden Zeit, will Klarheit über alle dunkeln Dinge erlangen; er entsagt dem Glauben, um dem Wissen zu leben. Der Kirchengläubige wird zunächst zum Pantheisten. Wie so vielen wird auch ihm diese poetische Philosophie die Brücke zum Atheismus. Er sucht Gott in der Natur, sucht ihn überall, wo eine bedeutende Kraft sich offenbart. Da lernt er die Kritiker der Evangelien kennen, deren Wichtigkeit für die geistige Entwickelung zum mindesten nicht geringer ist als die ihres meisterlichen Uebersetzers. Sie heißen Strauß und Feuerbach, welche bei Deubler den in ihm längst vorbereiteten Bruch mit dem Offenbarungsglauben und Dogmaticismus vollenden: er wird Gottesleugner und befestigt sich in seinen Ueberzeugungen, als er die großen Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung kennen lernt. In den Augen des Staats und der Kirche ist er ein gefährlicher Verbrecher, denn er ist Freigeist und Ketzer. Bei einem Bauer war das in dem vormärzlichen Oesterreich das Aergste.

Zu dem Unheil, welches in der Folge über Deubler hereinbrach, war Saphir die nächste Veranlassung, damals die journalistische Klatschbase in Oesterreich. Dieser war einmal in des Bauernphilosophen Gasthaus in Goisern eingekehrt, hatte den seltsamen Besitzer kennen gelernt, ihn über seine freisinnigen Anschauungen ausgeforscht und darüber in seinem vielgelesenen Witzblatt „Der Humorist" einen mit wienerischen Feuilletonblumen reich geschmückten Artikel veröffentlicht. Dadurch wurde die Behörde auf Deubler aufmerksam; Kirche und Staat fanden sich zusammen in dem Haß gegen den intelligenten Mann, der Sachwalter Gottes und der Staatsanwalt. „Ein hoher Polizeibeamter", so berichtet Deubler, „und Oberster der Gensdarmerie erhielt den Befehl, streng mein Leben und Treiben im geheimen beobachten und untersuchen zu lassen. Jetzt war die Zeit der Ernte für die aufgestellten bezahlten und unbezahlten Denuncianten, die katholischen und evangelischen Geistlichen herangekommen." Es geschah, was am Eingang erzählt wurde. Deubler wurde vors Gericht geschleppt, die Anklage lautete auf „Hochverrath und Religionsstörung wegen eifriger boshafter Verbreitung von verbotenen Büchern und Zeitungen". Vierzehn andere wurden mit ihm verhaftet. Drei davon starben während der über ein Jahr dauernden Untersuchungshaft, ein Bergarbeiter erhängte sich in einem Anfall von Verzweiflung, ein Holzknecht wurde wahnsinnig. „Eine ganze Denunciantenbande ward von unserer Regierung besoldet, um jede freisinnige Aeußerung, die einer unbedachtsam gemacht hatte, an den Pfarrer oder an das Bezirksgericht anzuzeigen." In Dodel-Port's Werk ist die ganze Anklageschrift enthalten, eine wichtige Urkunde zur Geschichte Oesterreichs. Als Curiosum dieses Fratzenprocesses seien zwei Hauptindicien angeführt, auf welche die Schuld Deubler's gegründet ward: erstens, ein Corporal bestätigt, das Fenster im obern Stockwerk des Deubler'schen Hauses oft spät in der Nacht belenchtet gesehen zu haben, woraus hervorgeht, daß der Bauernwirth auch in der Nacht das Verbrechen des Lesens begangen habe; zweitens, die bei Deubler gefundenen Bücher sind stark benutzt, was auf deren häufigen Gebrauch durch Ausleihen schließen läßt. In erster Instanz wurden die Angeklagten freigesprochen, in zweiter jedoch wurde Deubler zu zwei Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Die Diener der Gerechtigkeit fesselten ihn und transportirten ihn auf einem Leiterwagen nach Brünn. Dem Staate jedoch erschien die Strafe noch zu gering; denn als die Zuchthauszeit, die der Freund des Wissens meist am Spulrade zubringen mußte, um war, erfolgte seine „Internirung auf unbestimmte Zeit nach Olmütz". Im ganzen dauerte das Martyrium Deubler's mit kurzer Unterbrechung fast vier Jahre: vom Mai 1853 bis März 1857.

Die Wirthschaft in seiner Heimat hatte indessen sein wackeres Weib Eleonora mit festen und energischen Händen geleitet; und der Heimkehrende, dessen Herz fast gebrochen, dessen Ideal zertrümmert war, fand Ordnung und Wohlstand, der ihm bis an sein Ende blieb. Die „Wartburg" ward bald der Sammelplatz der Intelligenz; zahlreich waren die Freunde, die aus nah und fern bei dem berühmt gewordenen Wirthe einsprachen, um mit ihm geistige Zwiesprach zu pflegen; seine Beziehungen zu hervorragenden Männern der Wissenschaft mehrten sich, Ludwig Feuerbach wurde sein Busenfreund. In dessen Büchern fand Deubler Ersatz für die Entbehrungen von vier schweren Jahren und eine seelische Erhebung, welche ihn vor kleinlicher Verbitterung bewahrte und ihn zu jenem schönen Idealismus emportrug, der ihn hieß, seinen finstern Feinden, die zugleich die Feinde des Humanismus und der veredelnden Sitte, zu vergeben. Immer mehr gerieth er mit seinen Studien in die naturwissenschaftliche Richtung. Feuerbach blieb zwar sein liebster, aber nicht sein einziger „Heiliger", es gesellten sich Darwin und Haeckel dazu und eine Reihe von Männern, die an der Spitze der modernen

Forschung stehen und deren persönlicher Freund zu sein, sich der Bauer von Goisern rühmen durfte. Er wurde ein vollendeter Materialist, dem Deismus und Theismus als geistige Verirrungen galten, dem das Evangelium der Naturwissenschaft jedes andere ersetzte. Es ist wunderbar, wie dieser Mann ohne Schulbildung, ein Autodidakt vom Wirbel bis zur Sohle, mit den schwierigsten Problemen sich vertraut zu machen und das reiche Wissen unserer Zeit auf eine Weise sich anzueignen wußte, welche sogar Gelehrte und Schriftsteller erfreute und sie bestimmte, sich mit ihm in einen Briefwechsel einzulassen, der, im zweiten Bande des Dodel-Port'schen Werks mitgetheilt, einzig in seiner Art und eine Quelle guter Anregung ist. Ein ungelehrter Sohn der Berge tauscht Gedanken über die tiefsinnigsten Materien mit Gelehrten wie Feuerbach, Roßmäßler, Vogt, Haeckel, Moleschott, mit Schriftstellern wie Anzengruber, Heyse, Rosegger, Friedrich Schlögl. Diese Thatsache ist erfreulich, denn sie beweist die lebendige Macht des Geistes, der sich Bahn bricht und manchmal zu Ehren kommt, auch wenn er keine schulmäßige Zucht erfahren.

Eingestanden muß werden, daß Deubler in seinem Materialismus und Atheismus einseitig und extrem wurde und für andere Brechungen des unendlichen Lebensstrahles das Verständniß fast verlor. In kindlicher Begeisterung an allem hängend, was das Dogma des Materialismus verkündigte, war es ihm ziemlich gleichgültig, ob ein solches von ernsten und sittlichen Männern wie Darwin ausging, die ihr ganzes Leben der exacten Forschung widmeten und, in erhabener Sachlichkeit ihre eigene Person in den Hintergrund stellend, die Ergebnisse ihrer empirischen Forschungen — Thatsachen und daraus nothwendig sich ergebende Folgerungen — mittheilten, oder von Halbcharlatanen, welche, unwissenschaftlich verfahrend, luftige Hypothesen für absolute und allein selig machende Wahrheit ausgaben und, unduldsam und fanatisch wie irgendein Orthodoxer, mit sogenannter Aufklärerei sich und die Welt täuschten. Deubler vergaß, daß es trotz Fernrohr und Mikroskop noch immer mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Philosophie sich träumen läßt. Er vergaß, daß die Materialisten in ihrem Gebäude endlich doch in einer dunkeln Kammer anlangen, wo das verschleierte Bild von Saïs steht, wo die Maja einen Schleier ausgebreitet hat, der nicht zu lüften ist. Er vergaß, daß auch den Materialisten eine Grenze gezogen ist im Wissen und Erkennen und sie über das letzte Woher? keine Antwort zu geben vermögen. Es bleibt immer ein mystischer Punkt, das hat auch Kant gewußt, welcher der weiseste und edelste von allen war: das Ding an sich erkennen wir nicht.

Dodel-Port, der begeisterte Biograph Deubler's und Herausgeber seiner Briefe und Fragmente, übertrumpft noch seinen Helden in materialistischen Ausschweifungen. Wenn sich irgendein mystisches Gefühl und eine dunkle Gottesahnung in Deubler regt, meint ihn der Herausgeber entschuldigen zu müssen, als beginge er ein großes Unrecht. Dodel-Port verwechselt Religion mit Dogmatismus, Glauben mit Fanatismus. Sogar das Crucifix auf dem Sarge, welcher die Asche des Bauernphilosophen barg, ist ihm ein Dorn im Auge, denn, so meint er, „Deubler haßte das Kreuz". Das wäre unrecht von ihm gewesen und auch mit seiner toleranten Weisheit nicht zu vereinbaren. Das Kreuz ist auf alle Fälle ein ehrwürdiges Symbol, ein Sinnbild unsers Lebens, das einen noch höhern Werth gewinnt, wenn derjenige, der auf Golgatha für sein erhabenes Ethos von dem verblendeten Pöbel aus Holz geschlagen wurde, kein Gott, sondern ein Mensch war. Vor dem Martyrthum für ein die Menschheit bewegendes und bezwingendes Ideal hätte Deubler, der in seiner Art ja auch ein Held der Ueberzeugung war, ebenso Ehrfurcht haben müssen wie ein Bekenner des Glaubens. Man kann Atheist sein und doch ein Bewunderer der Moral in der Lehre Jesu. Auch darin irrt Dodel-Port, wenn er in dem absoluten Unglauben allein Ziel, Zweck und Heil der Menschheit sucht. Unglaube macht nicht besser und glücklicher, worauf doch alles ankäme. Man frage einen Menschen, dessen Verstand ihm, so oft sich sein Herz anschickt an Gott zu glauben, den Irrthum verweist, ob er glücklich ist. Und man frage ihn, wann er glücklicher, d. h. ruhiger und zufriedener war, zur Zeit wo er ohne Nachtgebet nicht einschlafen konnte, oder später, als er aufgehört an die Kraft des Gebets zu glauben.

Nein, nicht in seiner Schwärmerei für den Atheismus und Materialismus liegt die Bedeutung Deubler's. Er wäre uns ebenso interessant, wenn er inmitten seiner Gemeinde aus dem Gesangbuch schöne Lieder gesungen, und wenn er anstatt auf die Werke Haeckel's auf die Lehre Jesu geschworen hätte. Buchstabenglaube ist im Grunde Buchstabenglaube, und Kritiklosigkeit ist immer gefährlich, naturwissenschaftlichen Büchern gegenüber ebenso wie anders gearteten. In einem unduldsamen Materialisten steckt ebenso ein Stück Torquemada wie in einem fanatischen Dominicaner. Es ist Deubler vor allem nachzurühmen, daß er ein Charakter war, der treu an seinen Ueberzeugungen festhielt trotz Polizei und Klerus und dafür auch zu dulden den Muth hatte. Er war ein guter, hülfbereiter Mensch und, ohne selbst als Gelehrter und Schriftsteller gewirkt zu haben, ein Mann von geistigen Fähigkeiten, die ihn die höchsten Geistesthaten verstehen ließen. Das Wissen machte ihn humau, Feuerbach und Darwin wurden sein Princip, sein Glaube und seine Religion. Religion ist Sittlichkeit. Ihre Formen haben nur den Zweck der innern Läuterung; ist diese vollbracht, dann sind auch die Formen entbehrlich. Und können diese Formen durch etwas anderes ersetzt werden, so mag es ruhig an ihre Stelle treten — bei Deubler war es die Wissenschaft. Sie brachte Harmonie in sein an harten Prüfungen so reiches Leben, sie machte ihn zum sinnenden und denkenden Weisen, der sich, versöhnt mit der Welt und sich selbst, ergab in die kaum zu verstehenden, aber nothwendigen Gesetze des Lebens, die kleinen Freuden dankbar hinnahm und im rechten Augenblick auch zu entsagen verstand, der, wenn auch tief ver-

wundet, so doch gefaßt war im Unglück und nicht hochmüthig im Glück. So verbrachte er friedlich als einer der glücklichsten Menschen auf der Erde die letzten Jahre seines Lebens in seinem stillen und doch so geisteskräftigen Heim, das er sich auf dem Primesberg bei Goisern errichtet und mit Büchern und Kunstschätzen ausgestattet hatte; so starb er am 31. März 1884.

Was diesen Bauer zu einer lehrreichen und nachahmenswürdigen Erscheinung macht, ist seine Kraft und Kunst, trotz Haß und Widerwärtigkeiten das Gleichgewicht und den Frieden der Seele zu erringen und zu wahren, ohne deshalb gefühllos oder theilnahmslos zu werden und ohne dem Menschlichen sich egoistisch zu entfremden.

Fritz Lemmermayer.

Am Kilima-Ndjaro und am kaspischen Gestade.

1. Der Kilima-Ndjaro. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse, sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebiets. Von H. H. Johnston. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit über 80 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 15 M.

Die Leser d. Bl. werden den Verfasser des vorliegenden Werks vielleicht schon von dessen Kongowerk her kennen. Kurz nach der Rückkehr vom Kongo erhielt er von einem zu diesem Zweck niedergesetzten Ausschuß zweier gelehrten Körperschaften zu London den Auftrag, auf der Höhe des höchsten der uns bekannten Gipfel Afrikas, des Kilima-Ndjaro, der bei einer Erhebung bis über 5700 Meter (also fast 1 Kilometer mehr als die Höhe unsers Montblanc beträgt) trotz seiner nur drei Breitengrade vom Gleicher gen Süd entfernten Lage ewigen Schnee trägt, möglichst nahe an dieser Schneegrenze naturhistorische Sammlungen und Beobachtungen auszuführen, da man bisjetzt von der gewiß doch merkwürdigen Pflanzen- und Thierwelt der einsamen Riesenhöhe nur äußerst wenig in Erfahrung gebracht hatte. Wenigstens sechs Monate lang sollte Johnston seiner Forschungsaufgabe an dem berühmten Schneedom obliegen, dessen Schnee nicht allein dem Vater Herodot einst wie eine Unmöglichkeit erschienen war gegenüber der tropischen Hitze der Umgebung, sondern den auch noch in unsern Zeiten manche vorwitzige Leute auf der Grundlage der doch so sehr viel gereiftern geographischen Kenntnisse der modernen Bildung anzweifeln zu müssen glaubten, obwol der deutsche Missionar Rebmann die Thatsache im Mai 1848 vertrauenswürdig festgestellt hatte.

Anfang März 1884 verließ Johnston London und begab sich über Suez und Aden nach Sansibar. Seinem einmonatlichen Aufenthalt daselbst unter dem gastlichen Dach des vielgenannten englischen Generalconsuls Sir John Kirk verdanken wir ein interessantes Kapitel über Sansibar, seinen Herrscher (oder Sid) Bargasch und den diplomatisch gewandten Lenker desselben, eben jenen John Kirk, dessen Sehnsuchtsziel, unter der Form einer Stärkung der Herrschergewalt des Sid Ostafrika von 10 Grad Nord- bis 10 Grad Südbreite ausschließlich dem englischen Einfluß zu unterwerfen für weitgehende Handels- und Colonisationspläne, nunmehr durch das thatkräftige Auftreten unserer Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft unerwartet zu Gunsten der deutschen Nation durchkreuzt worden ist.

Von Sansibar setzte unser Forscher mit einer großen Schar von Sansibarleuten, die zu Trägerdiensten gemiethet waren, nach Mombas über. Von dort führte ein Marsch von dreizehn Tagen durch theilweise sehr wasserarme, mit kümmerlichem Akaziengestrüpp bewachsene Fluren an den Fuß des Riesenbergs, von dessen immer kühler Höhe erfrischende Luftströme herabwehen und unzählige Wasseradern niederrieseln, die grüne Wildniß der Gehänge sowie die Culturflächen befruchtend, welche der Mensch in letztere eingestickt hat.

Ohne zu ahnen, daß wenige Monate danach die deutsche Flagge hier aufgepflanzt werden würde, schildert der englische Naturforscher den Kleinstaat Moschi, etwa auf Brockenhöhe am Südabhange des „Kälteteufelsbergs“ (das bedeutet Kilima-Ndjaro) gelegen, in glühenden Farben:

Ringsum erblickten wir die Anzeichen einer hochgradigen Cultur, und obgleich die Leute nackt waren, so durfte man sie für nichts weniger als Wilde halten. Nirgends gab es eine Ansammlung von Häusern, die man eine Stadt hätte nennen können, sondern das ganze Land war gleichmäßig bewohnt, so weit es angebaut war. Ueberall schauten die gelben Dächer der bienenkorbähnlichen Hütten aus den grünen Wedeln der Bananengruppen hervor. Die Felder waren von zahlreichen Rinnsalen fließenden Wassers durchschnitten, welches in verschiedenen Höhen von den es spendenden Bächen in den obern Schluchten abgeleitet wurde. Die Luft ertönte harmonisch von dem Gemurmel der hüpfenden Bäche und dem Geläute der Glocken, denn die Heerden wurden gerade von der Weide nach den Häusern der Besitzer zusammengetrieben, um vor der Nachmittagshitze behütet zu werden. Ueberall, wo der Boden nicht in Cultur genommen war, bedeckten ihn glänzend farbige wilde Blumen. Die freundlich ausschauende Kuh, die von der Weide heimgetrieben wurde, versprach reichliche Milch; das Gedränge der Bienen um die Blüten zeigte an, daß auch Honig zu haben sei. Von den Zweigen aller dieser stämmigen Bäume hier herum hingen längliche Kästchen herunter — Schachteln aus Rinde gemacht, in welchen diese halbgezähmten Bienen ihre Waben anlegten und ihren Honig sammelten.

Weit und breit im Djagga (so nennt man die bewohnten Unterstufen des Kilima-Ndjaro) ist der Name Mandara's, des Königs von Moschi, geachtet oder gefürchtet; obgleich Mandara's eigener Staat nur klein ist, so hat dieser König doch als kühner Eroberer, als Unterjocher der

Nachbarreiche eine Zeit lang die Rolle eines Napoleon von Djagga gespielt. Johnston nahte sich daher diesem Monarchen mit einer gewissen Besorgniß, denn er wußte, daß das Gelingen seines Vorhabens zum guten Theil von dessen Gunst abhängen würde. Ohne Weltkenntniß zeigte sich Mandara durchaus nicht; dafür hatten die Suahelihändler von der Küste gesorgt, die bis zur Unterdrückung des Sklavenhandels durch die Engländer in Djagga gute Ausbeute fanden auf Grund der Kriege und Razzias des Moschifürsten. Und immer noch bringen wandernde Krämer ihre Neuigkeiten an seinen Thron. So wußte er denn nicht nur, daß die Engländer Indien besitzen, die Franzosen kürzlich ihre „Manowari", d. h. men of war (Kriegsschiffe), gegen Madagaskar entsandt hatten, sondern auch daß die „Wadatschi", d. h. die Deutschen (die Vorsilbe „wa" bedeutet nur die Mehrzahl, wie in Wadjagga: Bewohner von Djagga), unfern von Sansibar in Usagara ihre ostafrikanische Colonialmacht soeben gründeten. Vor uns Wadatschi, versichert Johnston, habe Mandara Angst gehabt, er hätte von ihm eine englische Flagge erbeten, um seine lehmerbaute Festung für den Fall eines Angriffs zu schützen, ja er sei geneigt gewesen, „gegen das Anrücken von Franzosen oder Deutschen" die Oberhoheit des Sid Bargasch von Sansibar anzuerkennen. Ob sich über diese Stimmung indessen Johnston nicht täuschte? Unmittelbar danach verweigerte ja doch umgekehrt Mandara, die sogar durch den Sansibargeneral Matthews angebotene Stellung Moschis unter Sansibars Schutz anzunehmen, und schloß Bündniß mit den Deutschen, die er längst in der Person des „Baroni", d. h. des Barons Klaus von der Decken, schätzen gelernt hatte. Jedenfalls aber ist die Schilderung des Königs von Moschi unserm Verfasser im übrigen gut gelungen.

Der König näherte sich Johnston's Zelt am Tage von dessen Ankunft in Moschi zur Begrüßung. Mit einem sichern Gefühl für Wirkung hatte er seine Krieger in einem Halbkreise um sich geordnet, und jeder derselben mußte seine glänzende Speerklinge gerade vor sich hin halten, sodaß der König wie von einem schimmernden Halbmond von Stahl umgeben schien.

Auf mich machte Mandara anfangs den Eindruck, als ob er ein großes altes Weib sei! Dies große, gerundete, bartlose Gesicht, der etwas zierliche säulenartige Hals, ein voller Busen und über alledem der Haarputz — ein rothes Taschentuch, wie es die Weiber in Sansibar tragen — und die wehenden Falten eines langen verblichenen um den Leib geschlagenen Tuchs machten mich eher glauben, ich sähe ein stolzes Mannweib vor mir, als einen afrikanischen Fürsten in der Blüte seiner Jahre. Von ansehnlicher Größe, wahrscheinlich 177—180 Centimeter hoch, war er vortrefflich gewachsen, wenn auch die runden Formen seines Umfangs eine leichte Neigung zum Fettwerden bekundeten. Sein Gesicht war eigenartig breit, über die Backenknochen gemessen, die Augenbrauen schön gewölbt, die Nase leicht gekrümmt, der Mund weit, mit dünnen Lippen, und das Kinn fest, rund und Entschlossenheit verrathend. Ein Auge war blind und sah irr und glasig aus, das andere aber glänzte wie das eines Adlers und sah funkelnd unter den Adlerbrauen hervor. Der allgemeine Eindruck seines Gesichts, besonders die gekrümmte Nase und die starken Backenknochen erinnerten an die traditionelle Aehnlichkeit der rothen Indianerhäuptlinge von Nordamerika.

In der That fühlten sich auch die spätern deutschen Besucher Dr. Fühlke und Lieutenant Weiß an Indianer erinnert unter diesen Djaggaleuten. Johnston schildert die Hautfarbe Mandara's umbrabraun mit einem bläulichen Glanz; nur das Haar zeigte sich echt negerhaft wollig, und der König trug es kurz.

Wir verweilen nicht bei den feilschenden Verhandlungen der bartlosen Majestät um die Geschenke; alles, was ihm an Johnston's Garderobe und von seinen Gepäckstücken gefiel, wollte er haben; begann er doch gleich sein erstes Gespräch mit den sehr anzüglichen Worten: „Was für hübsche Stiefel du trägst", und andern Tags führte er Johnston seine alte Zahnbürste aus, eine statt deren angebotene neue entschieden ablehnend; genug, Mandara bewilligte schließlich — oder ließ vielmehr durch die Landesältesten bewilligen —, daß Johnston sich für 200 Meter amerikanisches Zeug, 3 Dutzend Taschentücher und etwa 30 Pfund rother Perlen ein Stück Land zu eigener Ansiedelung kaufen durfte, ja er wünschte ihn sogar für die Dauer in seiner Nähe zu behalten, damit er seine Haremsfrauen von allen ihren Gebresten durch ärztliche Wunderthaten befreie, womöglich ihm Kanonen gieße und seine Soldateska europäisch schule wie der Engländer Matthews diejenige des Sid.

Vier Monate verweilte Johnston nahe oberhalb des Residenzdorfes Mandara's in einer Höhe von 1500 Meter, wo er sich auf dem erkauften Grund und Boden mit der dem Engländer eigenen Kunst comfortabel einrichtete, sodaß ihm in seiner aus der Wildniß hervorgezauberten Siedelung nichts an der gewohnten Verpflegung fehlte. Das Schlimme war nur, daß Mandara die ewigen kleinen Kriege gegen seine Nachbarn fortan mit Hülfe des vermeintlich allmächtigen Weißen führen wollte; einmal that dieser ihm auch den Gefallen, die siegreich vordringenden Feinde mit einem glanzvollen „Blendwerk der Hölle", nämlich mit einem Schwärmer- und Raketenfeuerwerk, in die Flucht zu jagen. Vor allem aber genügte unserm Forscher, auch abgesehen von der halben Gefangenschaft, in welcher ihn der Moschifürst hielt, die zu geringe Seehöhe seines derzeitigen Sitzes nicht für die Lösung seiner eigentlichen Aufgabe; denn an der Schneegrenze sollte er sammeln und über 1800 Meter, d. h. über die Höhengrenze seines Reichs, ließ ihn Mandara nicht hinaus. Darum entzog er sich schließlich unter Vorspiegelung baldiger Rückkunft dem Machtbereich des letztern, drang durch einen östlicher gelegenen Djaggakleinstaat, durch Marangu, dessen Herrscher ihn vollends aufs gründlichste, aber vergeblich auszubeuten versuchte, dann durch die Wälder des Riesenbergs hinauf in die eisige, waldleere Zone, welche sich um die beiden Kratergipfel des Kilima-Ndjaro, den Kibo und den steilen, arg zerklüfteten Kimawensi, lagert.

Fast den ganzen October hindurch wurde in dieser

sturmumbrausten Höhe trotz ewiger Gewitterregen fleißig der naturhistorischen Sammelarbeit obgelegen, worauf man, den habsüchtigen Maraugukönig um seine Hoffnungen betrügend, in weitem Marsch — die Zinnen des Gebirges gehören ja zu keinem Staat — den Ostabhang und die dem Kilima-Ndjaro vorgelagerte Ebene erreichte. Manch hübsches Naturbild wird uns auch noch bei den Schilderungen von diesem Rückmarsch zutheil. So nach dem Durchzug durch einen überaus dichten Wald auf halber Höhe der Vulkanmasse, wo nur das Zickzack eines Elefantenpfades zum Durchkommen benutzt werden konnte und das finster eintönige Dunkelgrün der, wenn auch noch so tropisch vielgestaltigen Waldung das Gemüth neben all der harten Anstrengung keineswegs zu erheitern vermochte. Da, kaum eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, tritt Johnston mit seiner Träger- und Dienerschar, aus dem Dickicht absteigend, in offenes lachendes Gelände: eine lieblich parkartige Landschaft mit grasbedeckten Hügeln, welligen Flächen, rauschenden Bächen, von Buschwerk und Farnen verkleideten Grotten:

Hier schlugen wir unser Lager auf, und entzückt von der Schönheit der Landschaft und der prächtigen Aussicht (denn wir befanden uns noch in 2600 Meter Höhe und konnten weit und breit um den Berg herum ausschauen), ließ ich meinen Phantasien freien Lauf, welche hier bald eine schöne civilisirte Stadt erstehen ließen, die von diesen grünen Abhängen aus das eulturfähige Land weiter unten beherrschen würde. Als ich so sinnend dasaß, leuchtete die untergehende Sonne aus einem Schleier von Wolken auf und ergoß ihr rosiges Licht über die wundervolle Landschaft. Das entfernte Thal des Ruvu mit den feinen gewundenen Linien grünen Waldes, die Bergmassen von Ugueno mit ihren großen und kleinen Spitzen in allen Richtungen, die nähern Wälder, die natürlichen Lichtungen, welche sich bergabwärts bis zu den bebauten Ländereien der untern Zone erstreckten, und zuletzt der ehrwürdige, zerrissene, mit Schneestreifen und Schneeflecken bedeckte Kimawensi im Norden — alles strahlte in zartem lachenden Lichte, welches selbst die Schatten milderte und abschwächte.

Und vom weitern Hinabstieg am andern Morgen heißt es:

Stundenlang wanderten wir durch eine köstliche, von der Natur wie für eine europäische Ansiedelung geschaffene Landschaft mit offenen Grasplätzen, welche in der Entfernung röthlichen Kornfeldern glichen, mit schattigen Wäldern und Gebüschen voll schönster Hölzer. Eine Menge klarer Bäche durchschnitten den leichtabfallenden Abhang oder die fast ebenen Flächen, welche, so verführerisch dies Arkadien auch aussah, fast gänzlich unbewohnt waren, außer von Büffeln und Elefanten. Die mittlere Höhe dieser Landschaft betrug zwischen 2400 und 2700 Meter, und die Temperatur, im ganzen kühl, bewegte sich von 6 Grad C. in der Nacht bis zu 21 Grad um Mittag.

Ganz gewiß hat der Verfasser nichts weniger mit seinem Buche bezweckt, als uns Deutschen zu dienen. Aber obwol nur für Engländer geschrieben, ist dasselbe eben in seiner vollkommenen Tendenzlosigkeit, seiner lautern Wahrhaftigkeit eine äußerst beredte Rechtfertigung derjenigen Schritte, welche jenseit der Sansibarküste und bis hin aufs Gehänge des riesigen Vulkans, bis nach Moschi unsere Ostafrikanische Gesellschaft gethan hat, um Deutschland festen Fuß fassen zu lassen in diesem verheißungsvollsten Theile ganz Ostafrikas. Nachdem der Verfasser in lehrreichen Schlußkapiteln — im Verein mit fachmännischen Bearbeitern seiner Schätze an mitgebrachten Gewächsen und Thieren — die Natur und die Bevölkerung des weiten Raums zwischen der Küste des Indischen Weltmeeres und dem Kilima-Ndjaro, gelegentlich bis zum Victoria-Njansa und an den Weißen Nil hinausgreifend, systematisch dargestellt hat, faßt er noch einmal das Ganze seiner Erfahrungen vom praktischen Standpunkte zusammen. Was er da in klarer, völlig unbefangener Weise von der hohen Bedeutung jener Gegenden für colonisatorische und Handelsunternehmungen ausspricht, sollten wir Deutschen ganz besonders uns gesagt sein lassen, um nicht die Keime, welche dort für unsere jugendliche Colonialmacht gelegt sind, durch Gleichgültigkeit oder mit jenem in gewissen Kreisen bei uns üblichen vornehm süffisanten Absprechen über „das ewige Flaggenhissen" den thatkräftigern Engländern in die Hand zu spielen, statt sie zur eigenen nationalen Wohlfahrt gedeihlich weiter zu entwickeln.

2. Reisen an der persisch-russischen Grenze. Talysch und seine Bewohner. Von G. Radde. Mit 12 Abbildungen, 4 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 15 M.

Führt uns dieses neue Reisewerk auch nicht gleich dem vorher besprochenen in ein Land von colonialer Bedeutung für unsere Nation, so ist doch sein Gegenstand von anderweitem hohen Interesse. Und dabei brauchte es nicht erst von der Hand eines Uebersetzers uns mundgerecht gemacht zu werden, sondern es ist von einem um die Kunde russischer Lande hochverdienten deutschen Landsmann geschrieben, der auch in seiner hohen Stellung zu Tiflis, als Director des herrlichen kaukasischen Museums, seiner eigensten Schöpfung, es nicht verschmäht, in seiner Muttersprache zu schreiben.

Und wie Gustav Radde zu schreiben versteht, das weiß jeder, der nur einmal in eins seiner vielen Werke hineingeschaut hat, die alle, mögen sie behandeln was sie wollen, den geschwisterlichen Zug der Formvollendung besitzen, und zwar nicht der am Studirtisch herausgequälten, sondern einer anmuthvoll natürlichen, die nur um so mehr fesselt.

So wirft er gleichwie ein genialer Maler mit ein paar Pinselstrichen ein Bild der Landschaft hin, wie er sie beim Aufstieg zum Nordrand des armenisch-talyscher Gebirges rückschauend gesehen an einem sonnenklaren Novembertag:

Zu unsern Füßen das breite Kurathal. In Gelb und Hellgrau sind seine Ebenen in dieser Jahreszeit gemalt. Der Lauf des Flusses selbst wird durch Baumgruppen, namentlich Zitterpappeln, genau bezeichnet. Hier and da blitzt der Wasserspiegel aus buchtigem, gewundenem Bette auf. Alles andere ist Steppe, nur selten in dem eigenthümlich matten Farbentone unterbrochen durch schwärzliche Gruppen, welche entweder die dunkeln Filzzelte herumziehender Tataren oder die Gärten seßhafter Bewohner verrathen. Die Pfade und Straßen in diesen Ebenen verfolgt das Auge überall, die dünne Herbstluft gestattet ihm vollste Freiheit. Hier zieht auf ihnen eine Karawane in langer

Linie hin, dort ein einsamer Reiter; weiter gegen Osten ist der Tummelplatz einer Antilopenschar. Aber über die Baumgruppen des Kuralaufs fort verfolgt der Beobachter nunmehr die gleichmäßig fortlaufenden, steil abstürzenden, alten linken Thalhöhen, welche den Rand des schmalen, untern Plateaus gegen Süden bilden, das vor dem Riesengebirge zwischen Jora und Kura lagert. Ihm schließt sich ein zweites, höheres an, und dann erst steigt das Massiv des Großen Kaukasus empor, ungegliedert und in seiner Gipfelzone überall von frischem Schnee und Firn gekrönt.

In so unterhaltender Weise geleitet uns der Reisende durch die verschiedensten Höhenstufen des von Persien an Rußland gekommenen Nordens von Talysch, durch die Tieflandszone am kaspischen Strande mit ihren prachtvollen Waldungen bis hinan auf die luftigen Gebirgshöhen mit ihren Alpenmatten, über die der erhabene Vulkankegel des Sawalan herübergrüßt. Dem Fachmann wird eine Fülle von verläßlichsten Daten über das Vorkommen von Pflanzen- und Thierarten geboten. Ein besonderer Band, unter dem Titel „Die Fauna und Flora des südwestlichen Kaspigebiets", neben dem eigentlichen Reisewerk ausgegeben, legt diese Fundschätze systematisch vor. Dazwischen aber erfreuen auch den Laien immer wieder hübsche Exeurse über das Landschaftliche, über das Leben und die Gesittungsweise der Bewohner oder über beides zugleich im ungekünstelten Anschluß an den Augenblickseindruck, wie ihn das fleißig unterwegs geführte Tagebuch festlegte. So z. B. beim Eintritt in das persische Schlößchen von Schah-agatsch, den Sommersitz der talyscher Khane, südlich von der Einmündung der Lenkoranka ins Kaspische Meer:

Und nun treten wir, bis dahin von brennender Sonne gesengt und mit dem schweren, europäischen Reisezeug angethan, die hohen Wasserstiefel (da wir doch in einem sumpfigen Tiefland reisen) an den Füßen, müde und hungerig in den echt orientalischen Saal des Schlößchens. Es ist ganz still, keine Fliege summt in dem Raum. Weg mit aller Last. Zuerst die Fußbekleidung fort. Der Körper athmet auf. Dann Waschen nach orientalischer Sitte. Flinke Diener springen zu, man lagert sich auf dem elastischen Boden, dienstfertige Hände schieben weiche Kissen hier dem Rücken, dort dem Arme zur Stütze unter. Ein wahres Labsal. Lau fächelt die Luft uns an und bringt den Honigduft von Tausenden der fleischfarbenen Kleeblumen herüber. Wir haben uns erholt. Das Auge hat wieder Lust zum Schauen. Es überblickt unmittelbar vor dem Hause die duftende Kleewiese, wie nicht der Mensch, sondern die Natur sie so gleichmäßig wachsen ließ, gleichsam als ob sie sorgfältig gesät sei. Da stehen auf ihr seitabwärts die Granatgebüsche, deren dunkelrothe, große Blumen sich bereits erschlossen. . . . Aber in weiterer Ferne eilt der Blick fort über das üppige Grün des Gehölzes, bis im Hintergrunde ihm die schlanken Gestalten der Pyramidenpappeln entgegentreten. Dann die blauen Wogen des Kaspi, dessen Rauschen deutlich zu vernehmen ist. Ist so die äußere Umgebung eine durchaus einladende, originelle, bildlich zum ansprechenden Ganzen abgerundete, so wird an dem entzückten Beschauer auch früher oder später die orientalische Gastfreundschaft im allerreichsten Maße geübt. Nur muß der Reisende überall im Osten die nöthige Geduld mitbringen, da er sich ja nirgends in einem Gasthause befindet, wo er gegen Zahlung Dienst verlangen kann. Wenn es auch lange dauerte, bevor die Anstalten zu einem elassischen, persischen Plow (Pillaw) getroffen wurden, und wir damals bereits sehnsüchtig das Mahl während mehrerer Stunden erwarteten, so schlug doch endlich die Erlösungsstunde, und wiederum trat uns, diesmal auf eulinarischem Gebiete, Persien in voller Reinheit, Eigenart und, ich darf sagen, in exquisiter Eleganz entgegen. Nimmt man das alles zusammen, Landschaft, persischer Saal, Plow und weißen Cognac, unsere faulenzende Lage auf den Teppichen, den schönen blauen Himmel oben, beschauliche Ruhe in uns, den nach Tisch folgenden Kef (d. h. beschauliches Nichtsthun) mit der Kalianpfeife — so gewinnt man im Genuß aller dieser Einzelheiten den Orient sehr lieb und beginnt in Bezug auf das äußere Wohlleben daran zu zweifeln, ob der Occident mehr davon biete.

Recht lehrreich ist auch die in einem Anhange dargebotene kurze zusammenfassende Uebersicht über die Bewohner von Talysch, die größtentheils der schiitischen Lehre des Islam gleich den Persern anhängen. Aber wie verschieden sind je nach ihren Lebensbedingungen diese Menschen! Der Tieflandbewohner zeigt sich durchweg gesitteter; je höher die Berglehnen hinan, desto abgeschlossener leben die Leute, desto wilder und rauher treten sie dem Fremden entgegen, bis wir um den Sawalan her echte Räuberstämme hausen sehen. Dabei ist naturgemäß der Tieflandbewohner Waldmensch; seine Wohnungen aus Holz und Rohr reihen sich dicht aneinander, er lebt friedlich von Reis und Fisch und allerhand Gemüsen, fällt aber leicht den Fiebern seiner wasser- und sumpfreichen Heimat zum Opfer. Der Hochländer baut seine kleinen niedrigen Dorfhäuser aus Lehm und Stein, die Dächer durchweg flach, wo der Wald fern ist; er hat große Mühe mit der Bearbeitung des Bodens, denn das Wasser hat ihm die Natur karg zugemessen, von November bis April umsausen ihn Stürme, verschließen ihm heftige Schneefälle oft auf Wochen den Zugang zur Niederung; der herbe Kampf ums Dasein machte ihn hart, unfreundlich und habsüchtig.

Alfred Kirchhoff.

Erzählungsliteratur.

1. Cajus Rungholt. Roman aus dem 17. Jahrhundert. Von Lucian Bürger. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M.

Die Geschichte spielt zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs auf der Insel Seeland, auch Corfiz Ulfeld ist in derselben eine Episodenrolle zugetheilt. Die Handlung ist bei aller Einfachheit doch anziehend; der Hauptwerth des Romans liegt jedoch in der gelungenen Zeichnung der Charaktere, welche durchweg Interesse einflößen; dabei tritt freilich die Gestalt des Titelhelden bisweilen in den Hintergrund. Stil und Schreibweise zeigen, daß man ganz gut den Charakter einer frühern Zeit anschaulich zur Darstellung bringen kann, ohne in den archaistischen Ton ver-

fallen zu müssen, den doch nur wenige treffen, und wenn Dilettanten das Beispiel der Meister nachahmen wollen, so kommt in der Regel etwas recht Geschmackloses heraus. Deshalb ist es stets vorzuziehen, daß bei Schilderung vergangener Jahrhunderte die moderne Sprache beibehalten wird, wenn nur im übrigen Sitten, Zustände, Anschauungen und Denkweise der Epoche gut getroffen sind, wie dies eben hier der Fall ist.

2. Drei neue Erzählungen. Von J. Aus dem Dänischen übersetzt von Elisabeth Longé. Zweiter Band. Dritte Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1886.

Die moderne nordische Literatur zeigt einen so eigenartigen Charakter, daß ein halbwegs aufmerksamer Leser, auch ohne das Titelblatt angesehen zu haben, schon an Ton und Stimmung eine nordische Erzählung zu erkennen vermag. Es liegt dies vielleicht darin, daß dort einige wenige Meister eine Art Schule begründet haben und so die gesammte Literatur einen verwandtschaftlichen Zug aufweist; zum Theil vielleicht auch in dem beschränktern nationalen Gebiet, welches nicht so vielfältige Erscheinungen darbietet wie das eines großen Volks. Auch die vorliegenden Erzählungen tragen den erwähnten Charakter an sich: es sind Stillleben-Bilder mit Personen von recht gesundem und einfachem Wesen, wenn auch hier und da etwas Sonderlingsart beigemischt ist und vor allem nicht der pastorale Ton fehlt, der den bibelfesten Nordländern eigen ist. Es ist nicht zu leugnen, daß diesem Genre etwas Anmuthendes beiwohnt, und das Interesse, welches das deutsche Publikum der nordischen Literatur entgegenbringt, erklärt sich ungezwungen aus der Thatsache, daß auch einem überreizten Gaumen gesunde Hausmannskost mundet.

3. Der Stein der Weisen. Roman von Ernst Rethwisch. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 12. 2 M.

„Die Aeltern heilig zu halten, ist der Stein der Weisen" — das ist der Satz, welchen der vorliegende Roman illustriren soll. Wenn der Verfasser sagen wollte, daß es eine sittliche, schon durch das Naturgesetz begründete Pflicht sei, die Aeltern heilig zu halten, so würde gewiß niemand etwas dagegen einwenden; doch wozu dann die gesuchte und absonderliche Fassung des Themas? Soll man aber unter dem Stein der Weisen den Urgrund aller sittlichen Wahrheit oder alles Glücks verstehen, dann ist der Satz einfach unwahr. Auch die Beweisführung ist nicht sonderlich gerathen; der Satz müßte sich aus der Lösung der Conflicte ergeben, was aber nicht der Fall ist; denn daß Alfred, als ein „gutes Kind", immer an die Aeltern denkt, ist zwar ein Charakterzug, spielt aber sonst weiter keine Rolle. Erinnert nun schon das Thema recht sehr an die Kindergeschichten zur Erbauung der Jugend, so sind auch die Personen durchweg abstracte Geschöpfe, denen Fleisch und Blut fehlt, und die in einzelnen Momenten mit ihrem hohlen Pathos und ihren geschraubten Redewendungen recht lächerlich erscheinen. Verkennen wollen wir nicht, daß mancher geistreiche Gedanke, manche gereifte philosophische Anschauung in dem Buche zu finden ist; aber der Verfasser vermochte nicht, echte Menschen als Träger dieser Gedanken und Ideen auszugestalten, es sind nur homunculi. Solche Leute, wie sie in diesem Buche auftreten, wären im Leben einfach unausstehlich trotz aller Correctheit ihrer Gesinnung und Tugendhaftigkeit, deshalb können sie auch im Romane keine Theilnahme erregen. Der etwas trockene Stil und das breite Pathos tragen natürlich auch nicht dazu bei, die Lektüre angenehmer zu machen.

4. Vom Wegrand. Novellistische Skizzen von Konrad Telmann. Leipzig, Mutze. 1886. 8. 3 M.

Wie schon im Titel angedeutet ist, bietet das Buch nur Skizzen, flüchtig hingeworfene Bilder, die aber zum Theil lebhafter die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln vermögen als eine regelrecht ausgearbeitete Novelle. Manches ist darunter freilich von geringerm Werth, hier und da hätte auch eine sorglichere Ausfeilung nicht geschadet. Zu den besten Stücken der Sammlung zählen wir: „Um Sonnenuntergang"; „Auf der Soirée" und „Ein sicilianischer Dorfpfarrer"; letztere Skizze wirkt durch ihren tragikomischen Humor. Das Märchen „Am Waldquell" ist etwas gesucht; die Stärke des Autors liegt in der realistischen Darstellung von Charakteren, daher gelingen ihm Märchen und überhaupt alles, wo das phantastische Element ins Spiel kommt, nicht so gut wie die Schilderung von Typen und Verhältnissen der Gesellschaft, auf welchem Gebiet er schon Treffliches geleistet hat.

5. Bachem's Romansammlung. Bd. 7: Die Seelen der Hallas. Roman von E. Dincklage. Ein Sohn Polens. Roman von Gerd von Oosten. Köln, Bachem. 1886. 8. 2 M.

Die Heldin des Romans „Die Seelen der Hallas" muthet mit ihrer phantastischen Originalität etwas seltsam an, um so mehr, als die nächste Umgebung in ihrer modernen prosaischen Nüchternheit einen scharfen Gegensatz zu ihr bildet. Noch gewaltiger zeigt sich dieser Gegensatz zwischen Candide und der Amerikanerin, die in ihrer Art auch ein Original ist, nur ein wenig carikirt und doch wieder schablonenhaft. Der Roman ist etwas kraus; der ganzen Gesellschaft haftet zu viel Absonderliches an und man vermag nicht den Eindruck der Lebenswahrheit zu gewinnen. „Ein Sohn Polens" behandelt einen vielgebrauchten Vorwurf, ohne demselben wesentlich neue Seiten abzugewinnen. Die deutsche Literatur hat wahrlich das Polenthum genug verherrlicht und verklärt, theils aus Neigung zum Romantischen, theils aus Unkenntniß der Verhältnisse. Doch schon Heine hat seinerzeit dasselbe weitaus richtiger charakterisirt, und heute dürfte man von der alten Schwärmerei doch wol etwas curirt sein. Wer die Polen daheim kennen gelernt hat, ist es wenigstens.

6. Recht und Liebe. Roman von Levin Schücking. Breslau. Schottländer. 1886. 8. 4 M.

Ein recht interessantes Problem wird in diesem Roman

anmuthig durchgeführt: man möchte sagen, es ist eine Variation des Noblesse oblige. Wer Anrecht auf eine höhere gesellschaftliche Stellung hat, darf sich derselben nicht entäußern, denn von der Ausübung seines Rechts hängt auch das Wohl und Wehe anderer ab: das ist die Grundidee des Romans, welche Dr. Klingholt auch seiner Braut predigt, die als zunächst berechtigte Erbin des Dortenbach'schen Besitzes aus Groll gegen die aristokratische Verwandtschaft weder von dieser noch von der Erbschaft etwas wissen will, bis sie, nachdem verschiedene Conflicte ihre befriedigende Lösung gefunden haben, schließlich bekehrt wird. Die einzelnen Figuren des Romans sind, wenn man von ein bischen Caricatur bei der einen oder andern absieht, sehr lebensfrisch und ausdrucksvoll gezeichnet und erregen unser Interesse, die passive Natur des Herrn auf Dortenbach ebenso wol wie die energische Generalin, der hyperkluge Sergius mit seiner Conversationslexikonweisheit wie der Hohlkopf Damian. Alle diese Personen sind keine außergewöhnlichen Originale, aber naturwahr und mit glücklichem Humor dargestellt. Und dieser Humor verleiht dem Werke einen Reiz, der uns einige Schwächen gern übersehen läßt.

7. Dornenkronen. Roman von Ida Boy-Ed. Berlin, Waldern. 1886. Gr. 8. 4 M.

Der vorliegende Roman zeichnet sich durch naturgetreue Schilderung von Menschen aus, wie sie uns im täglichen Leben oft begegnen. Es sind keine originellen Erscheinungen, keine psychologischen Räthsel; wenn sie dennoch unser Interesse erregen, so ist der Grund eben in ihrer Naturwahrheit zu suchen. Insbesondere die Mitglieder der Familie Hartmann sind ganz trefflich gezeichnet, Hans und Mimi mit ansprechendem Humor ausgestattet. Die Fabel verwendet zwar schon oft behandelte Motive, die Verwickelung ist aber ungesucht und natürlich begründet und ebenso die Lösung. Eine besondere Spannung wird zwar bei dem Leser nicht hervorgerufen, doch verfolgt man mit Theilnahme den Gang der Handlung, da die Personen Sympathie erwecken. Im ganzen ein guter lesenswerther Roman.

8. De Darsser Smuggler. Erzählung in niederdeutscher Mundart von Johannes Segebarth. Pasewalk, Schnurr. 1884. 8. 3 M.

Der Titel Erzählung paßt nicht ganz auf dieses Buch voll köstlichen Humors. Es ist eigentlich nur eine Reihe von Bildern aus dem Schmugglerleben, die so ziemlich alle denselben Grundton haben, nämlich die Ueberlegenheit der Schmuggler an List und Schlauheit über ihre natürlichen Feinde, die Beamten. Die Verhörsscenen sind mit drastischem Humor geschildert, und man wird sie gewiß mit aufrichtigem Vergnügen lesen. Plattdeutsch versteht heutzutage ja so ziemlich jeder literarisch Gebildete, und die Mundart, in der das Buch geschrieben ist, bildet daher kein Hinderniß.

9. Clytia. Eine Begegnung. Von Ernst Schottky. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 1885. 8. 2 M. 50 Pf.

Eine im Britischen Museum befindliche Büste hat die Phantasie des Autors angeregt, eine antike Künstlergeschichte zu schreiben. Der Bildner jener Büste, Camillus, ein athenienischer Künstler, obwol aus römischem Geschlecht, hat in Rom die Nichte des Kaisers Claudius, die schöne stolze Julia kennen gelernt und meißelt ihr Abbild in Marmor, während ihn eine leidenschaftliche Liebe zu dem wunderbaren Weibe immer mehr erfüllt. Doch die stolze Fürstin weist die Liebe des Künstlers zurück, der deshalb sein Werk zertrümmert, dann aber, um seiner wieder Herr zu werden, in der Kunst Trost sucht und mit verdoppeltem Eifer ein noch schöneres, weil idealeres Bild — eben jene Büste auf einer Fruchtschale — schafft, und als nun Julia selbst sich ihm nähert, diese kühl zurückweist. „Eine Begegnung" ist eine Art Proverbe, eine psychologische Studie, ihr Gegenstand ein Mann mit Faustischen Anlagen. Die Arbeit ist gehaltvoll und geistreich und übertrifft in dieser Hinsicht „Clytia". Johannes Emmer.

Poetische Uebersetzungen.

1. Hundert altportugiesische Lieder. Zum ersten male deutsch von Wilhelm Storck. Paderborn, F. Schöningh. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.

Der verdienstvolle Uebersetzer des Camoens bietet in diesen Uebertragungen Liebesgedichte von nahezu funfzig portugiesischen Dichtern, darunter Stevam Raimondo, welcher im 13. Jahrhundert dichtete, und König D. Affonso von Castilien und Leon, König D. Denis von Portugal, Meen Rodriguiz Tenoyro und D. Affonso Sanches, welche dem 14. Jahrhundert angehören. Den meisten dieser kurzen Gedichte ist die jedesmalige Wiederkehr einer oder zweier Endzeilen eigen und außerdem ein fortwährendes Umstellen einzelner Worte. Hier eine Probe:

Willkommen Ort und Zeit!
Der Liebste gab Bescheid;
Glück auf!
Willkommen Zeit und Ort!
Der Traute geht nach dort;
Glück auf!
Der Liebste gab Bescheid;
Gott werde sein Geleit!
Glück auf!
Der Traute geht nach dort;
Gott werd' ihm Heil und Hort!
Glück auf!
Gott werde sein Geleit!
Ich bin sofort bereit;
Glück auf!

Gott werd' ihm Heil und Hort!
Ich bin bereit sofort;
Glück auf!

Ich bin sofort bereit,
Hält er getreu den Eid;
Glück auf!

Ich bin bereit sofort,
Hält er getreu das Wort;
Glück auf!

Dies Gedicht verfaßte König D. Denis. Man rückt in den acht Versen so langsam vom Fleck, daß man sich beim Lesen in eine Springprocession versetzt glaubt, die nach drei Vorwärtsschritten immer zwei Rückschritte macht. Daß die Reime sehr künstlich verschlungen sind, ist ohne Zweifel das Hauptverdienst, welches der königliche Dichter anstrebte.

Einfacher, aber doch auch nicht eigentlich aus der Stelle rückend ist eine große Anzahl anderer, trotz alledem recht natürlicher Liederchen, z. B.:

Ich ging nach Sanct Servandus,
um meinen Schatz zu sehn;
Er war nicht im Kapellchen
und ließ mich einsam stehn;
Ach, ich Aermste!

Man brachte mir die Kunde,
ich sollte meinen Schatz
Dort sehn bei Sanct Servandus —
nun ist er nicht am Platz;
Ach, ich Aermste!

Wenn ungeachtet dieses Mangels an innerer Entwickelung des Themas die Gedichte doch keineswegs eines naiven Reizes entbehren, so gebührt das Verdienst vorwiegend den Themen selbst, da sie gut aussprechen, was die Liebende oder den Liebenden an Leid oder Lust bewegt. Hier noch einige solcher Motive:

Mutter über alle!
Hei, ich geh' zu Balle
Des Liebsten.

Der hier angeschlagene Ton wird in sieben weitern Versen variirt, ohne daß des Guten zu viel geschieht, vielmehr kommt ein kindliches Gefangensein in einem einzigen Wonnegefühl dadurch zu erfreulichem Ausdruck.

Ein anderes Thema:

Nach Bonaval, o Liebste, will ich gehn;
Doch kehr' ich heim, nachdem ich dich gesehn,
Schlafen die Augen nimmermehr.

Und zuguterletzt:

Mutter, er hat gelogen,
Mein Schatz hat mich betrogen;
Zornig bin ich drum.

Auf diese Weise hilft das energisch ausgesprochene Motiv über die Künsteleien hinweg, welche dem deutschen Ohre befremdend klingen, und man läßt sich gern eine Weile von dem Hauche dieser fremden Nationalpoesie alten Datums anwehen.

2. Die Muse in Teheran. Von Heinrich Brugsch. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. 1886. 8. 6 M.

Der rühmlichst bekannte Orientalist bietet in diesem Buche einen von ihm gesammelten iranischen Lieder- und Spruchschatz, wie er ihn aus den Gesprächen und Unterhaltungen mit seinen Freunden und Bekannten im schönen Teheran zusammentrug. Wie „farbenreiche, duftige Blumen" pflegten solche Dichterworte, so sagt der Uebersetzer, quasi als poetische Beweisstellen den prosaischen Behauptungen sich anzureihen. Die Ausstattung des Buchs würde ihm für Liebhaber orientalischen Kunstgeschmacks schon eine große Anziehung verleihen. Die Motive zum Einband, Vorsatzpapier, Schnitt u. s. w. sind, nach Versicherung der Verlagshandlung, einer alten persischen Handschrift entnommen, „einem gütigen Geschenk des Herrn Verfassers an den Verleger". Dieser figurenreiche Einband ist in der That so durchaus national und gibt dem Nichteingeweihten so viele Räthsel auf, daß der Wunsch nach einem kundigen Commentar gerechtfertigt erscheint. Vielleicht läßt sich das in der ersten Auflage in dieser Hinsicht Versäumte bei einer zweiten nachholen. Was die Gedichte selbst betrifft, so theilt der Sammler sie in sieben „Sonderungen" ein: Allah und der Adam, Liebe, Wein, Lebenslust, Freundschaft und Feindschaft, Weisheitssprüche, Sprichwörter. Hier fehlt der Raum, um mehr als die wenigen nachstehenden Proben zu geben:

Werd' ich im Paradies geduldet,
Weil ich nach Allah's Wort gethan,
So zahlt mir Allah, was er schuldet,
Sein Mitleid ficht mich gar nicht an.

Meid' der holden Schönen Nähe,
Komme nie in ihr Geheg!
Denn wo's schlüpfrig ist, verlieren
Elefanten leicht den Weg.

Mein Altar ist ein Faß, juchhe!
Mein Priesterthum beim Wein,
Verlorne Zeit in der Moschee
Hol' ich in Schänken ein.

Tausend Sklaven zu befreien
Kann ich halb so schön nicht finden,
Als durch Güte einen Freien
Sich zum Sklaven zu verbinden.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den neuern Aesthetikern hat Moriz Carriere sich offenbar das größte Publikum erworben; mehrere seiner Hauptwerke sind in neuen Auflagen erschienen: es muß das bei ästhetischen, kunst- und culturgeschichtlichen Schriften als ein Ereigniß bezeichnet werden. Jedenfalls war es ein glücklicher Gedanke der Verlagshandlung, die bereits in mehrern Auflagen erschienenen Einzelwerke Carriere's in einer Gesammtausgabe zu bringen. In neun Bänden liegen uns jetzt „Gesammelte Werke von Moriz Carriere" vor (Leipzig, F. A. Brockhaus). Die ersten zwei Bände enthalten die „Aesthetik", ein besonders durch Grazie der Darstellungsweise hervorragendes Werk, der dritte Band die „Poetik", eine Abtheilung der Aesthetik, die sich, von dem Hauptwerke losgelöst, einer selbständigen, eingehenden Behandlung erfreut unter dem Titel: „Die Poesie, ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte", der vierte bis neunte Band das Hauptwerk Carriere's: „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit".

— Eine ebenso wissenschaftlich gediegene wie interessant geschriebene Schrift ist das Buch von Theodor Piderit: „Mimik und Physiognomik" (Detmold, Meyer), welches jetzt in zweiter, neubearbeiteter Auflage erschien. Das Werk gewinnt an Werth durch die Beigabe von 95 photolithographirten Abbildungen, welche ungemein instructiv sind. Es zerfällt in zwei Theile, deren erster die Mimik behandelt, d. h. den augenblicklichen und vorübergehenden Ausdruck, durch welchen sich die Zustände der Seele in den Gesichtszügen zu erkennen geben, während der zweite die Physiognomik zum Gegenstande hat, d. h. den nachhaltig bleibenden Ausdruck, welchen die vorzugsweise die Seele beherrschenden Zustände in den Gesichtszügen zurücklassen. Die Leistungen Piderit's sind um so erfreulicher, als die frühere Physiognomik (Lavater u. a.) fast durchgängig über bloße Vermuthungen nicht hinausgekommen ist, weil sie die Anatomie der Gesichtsmuskeln und die Physiologie des Nervensystems viel zu wenig berücksichtigte. Erst dem Verfasser ist es gelungen, eine wissenschaftliche Grammatik der Mienensprache zu schreiben und die Phrenologie in die ihr gebührenden engen Grenzen zurückzuweisen; mit Recht stellt er den Satz auf: „Physiognomische Merkmale darf man nur an den Theilen suchen, welche unter dem Einfluß der Geistesthätigkeit stehen." Insofern er seine Aufstellungen überall wissenschaftlich begründet, gewährt er nicht blos dem Schauspieler, sondern auch dem Maler und Bildhauer eine ausgezeichnete Anleitung zur richtigen Ausarbeitung ihrer Charakterköpfe. Aber auch in weitern Kreisen wird das verdienstvolle Werk sich wieder seinen Weg bahnen, worauf es in der neuen Auflage vollbegründeten Anspruch hat.

— Im Verlage von P. Neff in Stuttgart erschien eine „Geschichte des Schwäbischen Merkurs von 1785 bis 1885", von dem Besitzer und Hauptredacteur dieses Blattes, Otto Elben, verfaßt. Es ist bekannt, welche hervorragende Bedeutung diese Zeitung unter den ähnlichen Unternehmen Deutschlands erlangt hat. Mag immerhin eine Geschichte derselben zunächst unsere Landsleute in Würtemberg interessiren: die ganze Haltung eines so bedeutenden Blattes hat denn doch auch für die andern Stämme unsers Vaterlandes eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit. Wir unsererseits können auf Grund langjähriger Kenntniß der süddeutschen und der norddeutschen politischen Presse nicht umhin, der süddeutschen den Vorzug zu geben, weil diese die geistigen Gesammtinteressen stets mehr vertreten, während die norddeutsche Publicistik das politische Interesse oft gar zu sehr in den Vordergrund gestellt hat. Je einflußreicher und zugleich je weniger dem großen Publikum sichtbar die Leitung eines Hauptredacteurs ist, um so berechtigter erscheint das Buch Elben's; jedenfalls hat er es verstanden, das an sich trockene Material geschickt zu gruppiren, anregend zu formen und interessant zu beleuchten.

Bibliographie.

Arnold, H., Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Bauer, H., Der verzauberte Apfel oder Hugendubels Leiden. Eine seltsame und kläglich zu lesende Historie in sechs Abentewern. Illustrirt von E. Klein. Stuttgart, Lutz. 8. 2 M. 50 Pf.

Armenische Bibliothek. Herausgegeben von A. Joannissiany. I. Drei Erzählungen von R. Patkanian. Aus dem Armenischen übertragen von A. Leist. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Allerhand Blech und Pech in Bild und Wort. Ein Gegengift für Langeweile, bereitet von Damian Dalberich, Apothecarius laureatus. Mit 240 Illustrationen. Leipzig, Unflad. Gr. 8. 2 M.

Brauns, C. W. E., Freifrau Sibylle von Kirchheim. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Buet, C., Der Parteigänger der Königin. Historischer Roman aus der Hugenotten-Zeit. Frei bearbeitet von A. Zingeler. Köln, Bachem. 8. 2 M. 50 Pf.

Ungedruckte wissenschaftliche Correspondeuz zwischen Johann Kepler und Herward von Hohenburg. 1599. Ergänzung zu: Kepleri opera omnia, ed. Chr. Frisch. Nach den Mss. zu München und Pulkowa edirt von C. Anschütz. Prag. Lex.-8. 2 M. 70 Pf.

Eugelmanu, E., Der Anspruch der Päpste auf Konfirmation und Approbation bei den deutschen Königswahlen. (1077—1379.) Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Papstum und deutschem Königtum im Mittelalter. Breslau, Koebner. Gr. 8. 3 M.

Fetzer, C. A., Gedichte. 1ste Sammlung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschuugeu. Herausgegebeu von G. Schmoller. 6ter Bd. 2tes Hft. Die Gewinnbetheiligung, ihre praktische Anweudung und theoretische Berechtigung, auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen untersucht von H. Frommer. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Frey, E. F., Aus der Werkstatt des Schauspielers. Dramaturgische Aufsätze. Leipzig, Schloemp. 8. 2 M. 50 Pf.

Friedlor, A. v., Der Liebe Fluch. Tragödie. Berlin, Parrisius. 8. 1 M. 50 Pf.

Friedrichs, C. J., Aufzeichnungen aus meinem Leben. 1ster Bd. Frankfurt a. M., Detloff. 8. 1 M. 50 Pf.

Gerdes, H., Streitfragen zur Geschichte der Königin Maria Stuart. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gothein, E., Die Culturentwicklung Süd-Italieus in Einzeldarstellungen. Breslau, Koebner. Gr. 8. 12 M.

Hagemann, P., Heinrich Heine in Dorpat. Eine wehmüthige Reminisceuz aus den siebziger Jahren in kritischer Beleuchtung. Berliu, Hettler. 8. 1 M.

Hasselblatt, Cäcilie, geb. Schultz, Die Lieder meines Lebens. Stuttgart. 1882. 16. 4 M. 50 Pf.

Helldorff-Baumersrode, C. v., Das Recht der Arbeit und die Landfrage. Socialpolitische Glosse zu der Vorlage betreffend die Beförderung deutscher Ansiedelungen in Westpreußen und Posen. Ein offener Brief an den Rittergutsbesitzer Herrn Wendorff-Naulin. Berlin, Stande. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Herrlich, C., Die Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens, von ihrem Entstehen bis zur Gegenwart und in ihren jetzigen Einrichtungen dargestellt. Berlin, C. Heymann. Hoch 4. 10 M.

Jackson, Helen, Ramona. Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Elizabeth H. Denio. Leipzig, Böhme. 8. 4 M.

Kopp, H., Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. 2 Thle. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 16 M.

Mar, P., Heidelberg. Eine Jubiläums-Erinnerung. Heidelberg, Weiß. 8. 60 Pf.

Mehner, H., Die Arbeiterfreundlichkeit auf Irrwegen. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1885. Gr. 8. 60 Pf.

Nietsche, B., Geschichte der Stadt Gleiwitz. 1ste Lfg. Gleiwitz, Raschdorff. Gr. 8. 60 Pf.

Schleiden, R., Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Mit dem Bildniß der Mutter des Verfassers in Heliogravüre. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Turgéniew, J. S., Briefe. 1. Sammlung (1840—1883). Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten". Aus dem Russischen übersetzt und mit biographischer Einleitung und Anmerkungen versehen von H. Ruhe. Mit Turgéniew's Bildnis. Leipzig, v. Biedermann. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Westrum, A., Die Longobarden und ihre Herzöge. Vortrag. Celle, Capaun-Karlowa. Gr. 8. 1 M.

Wille, R., Die letzten Grafen von Hanau-Lichtenberg. Hanau, Alberti. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch Central-Brasilien.

Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884.

Von

Karl von den Steinen.

Mit über 100 Text- und Separatbildern und 3 Karten.

4. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Dr. med. Karl von den Steinen schildert in diesem Werke mit frischer Unmittelbarkeit den Verlauf und die Ergebnisse der im Jahre 1884 von ihm unternommenen Expedition, welche die Erforschung des grössten noch unbekannten Stromes Südamerikas, des Schingú, zum Zweck hatte. Der wissenschaftlichen Länder- und Völkerkunde wird in dem Werke überraschend viel Neues, den weitesten Kreisen eine fesselnde Unterhaltung geboten, und die Fülle der Abbildungen, fast sämmtlich nach Originalaufnahmen künstlerisch ausgeführt, verleiht demselben den Rang eines Prachtwerks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Reisen an der Persisch-Russischen Grenze.

Talysch und seine Bewohner.

Von

Dr. Gustav Radde.

Mit 12 Abbildungen, 4 Tafeln und 1 Karte.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Dem russischen Grenzgebiet Talysch am Südrande des Kaspischen Meers wurde bisher nicht die verdiente Aufmerksamkeit seitens der Forschungsreisenden zu theil. Um so neuer und interessanter erscheint alles, was Dr. Radde, Director der Bibliothek und des Kaukasischen Museums in Tiflis, im vorliegenden Originalwerke, dessen Widmung Sc. k. k. Hoheit der Kronprinz Rudolf von Oesterreich angenommen hat, über dieses schöne, durch die Natur reich gesegnete Land und seine Bewohner zur Mittheilung bringt. Auch durch die beigegebenen Karten und Abbildungen erfährt unsere geographische und ethnographische Kenntniss eine sehr werthvolle Bereicherung.

Die Fauna und Flora des südwestlichen Caspi-Gebietes.

Wissenschaftliche Beiträge

zu den „Reisen an der Persisch-Russischen Grenze".

Von

Dr. Gustav Radde.

Unter Mitwirkung von **Dr. O. Böttger, E. Reitter, Dr. Eppelsheim, A. Chevrolat, L. Ganglbauer, Dr. G. Kraatz, Hans Leder, Hugo Christoph** und **Dr. G. von Horvath.**

Mit 3 Tafeln. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Als einen besondern Theil seines gleichzeitig erschienenen Reisewerks über Talysch veröffentlicht der Verfasser hier in systematischer Bearbeitung die reichen Ergebnisse, welche der Zoologie und Botanik durch seine Forschungen zugeführt worden sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Kilima-Ndjaro.

Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika.

Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebietes.

Von **H. H. Johnston.**

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit Porträt, über 80 Abbildungen und 4 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Ein neues Reisewerk von H. H. Johnston, der sich durch sein 1884 erschienenes Werk „Der Kongo" in die Reihe der bedeutendsten Reisenden und unterhaltendsten Erzähler gestellt hat, nimmt unter allen Umständen das lebhafte Interesse des Publikums in Anspruch. Das vorliegende hat aber für deutsche Leser ganz besondern Werth, weil darin namentlich die deutschen Schutzgebiete des östlichen Aequatorial-Afrika, in welchen die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft ihre Colonisationspläne zu verwirklichen beginnt, sowie die dort heimischen Volksstämme durch Wort und Bild eingehend geschildert werden. Ein eigenes Kapitel erörtert die Aussichten, die sich für den europäischen Handelsverkehr mit Ostafrika darbieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nordenskiölds Vegafahrt um Asien und Europa.

Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von

E. Erman.

Mit 200 Abbildungen, einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Auf Grundlage des berühmten Werks „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega", in welchem Nordenskiöld über seine Expedition zur Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt mehr tagebuchartigen Bericht erstattet, bietet die vorliegende Bearbeitung eine zusammenfassende, abgerundete Schilderung jener denkwürdigen, vom glücklichsten Erfolge gekrönten Entdeckungsreise. Das außerordentlich reich illustrirte Buch ist zumal bei seinem wohlfeilen Preise den weitesten Kreisen des Publikums, ebenso Volks-, Schul- und Jugendbibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen. Es reiht sich den folgenden in demselben Verlage erschienenen und bereits vielverbreiteten Werken an:

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt, in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Volz. Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

(Mit einer Beilage von Gebr. Henninger in Heilbronn.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 29. Juli 1886.

Inhalt: Dramen der Neuzeit. Von Feodor Wehl. — Novellen und kleine Romane. Von Rudolf von Gottschall. — Das „Historische Taschenbuch" für 1886. Von Hans Prutz. — Zur Literaturgeschichte. Von Otto Henne Am-Rhyn. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramen der Neuzeit.

1. Gesammelte Werke von Paul Heyse. Neue Serie. Zehnter und elfter Band. Berlin, Hertz. 1886. 8. 7 M.

Die vorliegenden zwei Bände von Paul Heyse's Werken enthalten dramatische Arbeiten des Dichters, die in d. Bl. früher bereits einzeln eingehender besprochen wurden und also hier nur noch einmal in zusammenfassender Weise in Betracht zu ziehen sind. Der zehnte Band bietet das fünfactige Schauspiel „Die Grafen von der Esche", das fünfactige Volksschauspiel „Die Franzosenbraut", das dreiactige morgenländische Märchen „Die glücklichen Bettler" und das historische Schauspiel in vier Acten „Die Weiber von Schorndorf"; der elfte Band: „Elfride", Trauerspiel in fünf Acten, das fünfactige Trauerspiel „Graf Königsmark", „Alkibiades", Tragödie in drei Acten und das fünfactige Trauerspiel „Don Juan's Ende".

Wer Paul Heyse als Schriftsteller kennt, der weiß im voraus, daß seine Muse hier und da wol auch einmal etwas Schwaches bietet, nie aber etwas, das der poetischen Anmuth und Liebenswürdigkeit entbehrt, vor die Augen des Publikums zu bringen vermag. Alles, was er schafft, ist mit dem Hauch und Zauber der Schönheit geschaffen. Die Grazien sind die reizvollen Pathen seiner Schöpfungen, auch der dramatischen, von denen hier in den zwei Bänden eine Anzahl vereinigt erscheint. Zuweilen ist der Stoff nicht glücklich gewählt, dann und wann mangelt eine wahrhaft durchgreifende und wirkungsvolle Ausführung, nicht selten auch die zu wünschende Vertiefung der Handlung und der Gestalten, allein allen diesen Gebrechen zum Trotz lassen sich die sämmtlichen obengenannten Stücke mit bestem Antheil und entschiedenem Genuß lesen. Sie sind jedenfalls geistvoll erfunden und ebenso anziehend wie fesselnd geschrieben. Wenn sie die deutsche Bühne zur Darstellung nicht besonders locken oder bei einer solchen nicht immer einen durchschlagenden Erfolg erzielen, so möchten wir die Ursache weniger in ihren Verstößen, als in der Geschmacksverdorbenheit unserer Zuschauer und in der Nachgiebigkeit suchen, welche die Theaterleiter nur zu oft genöthigt oder geneigt sind, gegen diese auszuüben. Die Besucher unserer Schauspielneuigkeiten sind heutzutage durch derbe Kost und namentlich durch die pariser Komödien verwöhnt, sie wollen entweder lachen um jeden Preis oder, wie das Schlagwort des Tags heißt, sensationell erregt sein. Wirklich feine und sinnige Erzeugnisse, wie Paul Heyse und unsere bessern Dichter sie schaffen, haben da einen schlimmen Stand. Von vornherein wird ihnen wenig Aufmerksamkeit entgegengebracht. Das neue Drama eines französischen Autors ist in Paris ein Ereigniß, für das alle Welt Augen und Ohren hat. Wochenlang vorher beschäftigen sich die französischen Zeitungen damit, und die Mehrzahl der deutschen eifert ihnen darin nach. Man liest von dem Stoffe des Schauspiels, wie der Verfasser auf ihn verfallen, wie er ihn gestaltete, und anderes. Natürlich wird auch nicht versäumt zu melden, wie emsig die Bühnenvorstände sich um das neue Werk bewerben, und wie die Schauspieler nicht müde werden, sich um die Rollen darin zu reißen.

Es ist selbstverständlich, daß die große Menge, auch in Deutschland, unter so bewandten Umständen eine solche Arbeit für etwas zu halten und ein gewisses Gewicht darauf zu legen beginnt. Kommt sie nun zur Aufführung, so eilt man beflissen derselben beizuwohnen, und da sie meist geschickte Mache und packende Auftritte in sich birgt, so kann es am Ende nicht fehlen, daß sie zündenden Eindruck macht.

Die deutschen Dramatiker wirken unter weniger günstigen Sternen. Selbst eine neue dramatische Dichtung von Grillparzer, Otto Ludwig oder Geibel hat vor ihrer Aufführung in der deutschen Presse kaum Beachtung gefunden. Graf Schack,

Putlitz, Wichert, Gottschall und andere Theaterdichter bringen ihre neuen Schöpfungen ziemlich sang- und klanglos auf die Bretter; selbst Paul Heyse, ein entschiedener Liebling unsers Lesepublikums und ein wahrhafter Poet, findet kein allzu begeistertes Entgegenkommen bei der Veröffentlichung neuer Dramendichtungen. Er ist vorzugsweise Novellist, heißt es da gleich; er weiß entzückend zu erzählen, aber dramatisch nur schwach zu gestalten.

Wenn man das gesagt hat, ist man fertig, und es hilft wenig, daß man auf „Die Sabinerinnen", „Hadrian", „Elisabeth Charlotte", „Haus Lange" und „Colberg" als auf Stücke von Wirkung und bleibendem Werth verweist. Diese Belege einer schönen dramatischen Begabung, die in jeder andern Presse dem Schöpfer derselben Achtung und Geltung verschaffen würden, genügen der deutschen nicht, ihm eine freundliche Aufmerksamkeit zu erzeigen. Man läßt seine Stücke ziemlich unbeachtet hervortreten, vor nur wenig aufgemunterten und günstig gestimmten Zuschauern spielen, sie kühl und lieblos ihres Weges gehen. Uns fehlen die wahren und echten Dramatiker, lautet dann der bekannte Spruch.

Ja, verdient und wollt ihr sie denn?

Uns scheint: kaum! Denn sonst hätte Paul Heyse entschieden mehr Beachtung und Pflege gefunden, als ihm zutheil geworden. Er steht doch unbezweifelt höher als z. B. Octave Feuillet, und doch erfreut sich dieser in Frankreich größern Ansehens und wärmerer Aufnahme als Paul Heyse in Deutschland. Ja selbst in Deutschland sind Feuillet's „Verarmter Edelmann", seine „Delila", seine „Vornehme Ehe" und sein „Montjoye" fast öfter und eifriger gegeben worden als Paul Heyse's hervorragende Dramen. Was jenen diesen Vorzug verschafft, sind wir außer Stande zu erkennen. Die Schauspiele Octave Feuillet's und besonders die, welche er allein verfaßt hat, sind novellistisch angelegt, breit und in der theatralischen Gipfelung schwach; ihr Hauptreiz besteht in dem poetischen Lebensathem und einer nicht veralteten Romantik.

Von dieser nicht veralteten Romantik und jenem poetischen Lebensathem sind aber die Paul Heyse'schen Dramen vor allen Dingen erfüllt. Und dabei sind sie ebenso edel wie fein in der Idee und stehen in der dramatischen Fassung jedenfalls nicht hinter jenen zurück. Die Stücke, mit denen wir es hier zu thun haben, liefern den Beweis, wie selbst ein nur flüchtiger Blick auf sie bekundet.

„Die Grafen von der Esche" sind einigermaßen in dem Geiste gedichtet, in dem Heinrich von Kleist „Die Familie Schroffenstein" dichtete. Sie behandeln ebenfalls das düstere Verhängniß eines adelichen Geschlechts, das hier aber eine bis zu einem gewissen Grade versöhnende und freundliche Lösung findet. Der Dämon des Hauses, der böse Reinhart von der Esche, der sich in dem eigenen Netz seiner schlimmen Pläne und Thaten verstrickt, beichtet, in peinliche Enge getrieben, seine Verbrechen und gibt sich selbst den Tod. Ueber seiner Leiche hellt sich das Geschick der Seinen in befriedigender Weise auf. Die ganze Dichtung ist von gewinnender Art und nur in der Gestalt des Bösewichts zu gewöhnlich, besonders in den Beweggründen zu dessen Schandthaten zu oberflächlich.

„Die Franzosenbraut" ist ein vaterländisches Volksstück von oft tiefergreifender Tragik, das nur im Ausgange knappe Fassung und im Opfertode der Heldin echt dramatische Spannung und großen Stil vermissen läßt. Marie Wolf müßte heroischer und mitten im Vollbringen einer Heldenthat sterben. Sie müßte König Friedrich Wilhelm III. in der Erscheinung der weißen Frau aus den Fesseln und Fallstricken der französischen Ueberwältiger vor den Augen der Zuschauer retten und bei dieser Rettung den Tod finden, um mit ihm zu sühnen, daß sie einen unwürdigen Todfeind geliebt hat. Der Schluß des Stücks verläuft zu matt, um es angemessen zu krönen. Sonst ist es vortrefflich und verdiente wol auf die Bretter gebracht zu werden. Zum Ende hin wirksam umgestaltet, wäre es eine patriotische Zierde der deutschen Bretter.

„Die glücklichen Bettler" sind ein artiges und gefälliges Werk im Geschmack der „Turandot".

„Die Weiber von Schorndorf" behandeln einen schwäbischen Stoff, der schon mehrfach behandelt worden (von August Wintterlin, Theodor Großmann, Adolf Wechsler u. a.) und dem die Heyse'sche Behandlung, so frisch und munter sie auch ist, doch keine höhere Bedeutung erwirbt.

„Elfride" ist an sich eine schöne Dichtung, allein sie läßt im tragischen Wendepunkt Macht und Stärke sowol der Fassung als des Ausdrucks vermissen. Die Heldin des Trauerspiels wird bei Aufbürdung der tragischen Schuld vom Dichter zu schonend behandelt; sie thut, was sie thut, nur halb. Vom Glanz der Krone geblendet, müßte sie König Edgar unbedingt in die Arme eilen und in diesen dann Ernüchterung, Ekel und kurz ihr zermalmendes Verhängniß finden. Paul Heyse ist für die große Tragödie nicht grausam genug; er verzärtelt die Leidenschaft wie das Pathos.

Dies gilt auch von dem Trauerspiel „Graf Königsmark". Die Schwäche desselben beruht hauptsächlich darin, daß die Gräfin Platen nicht prall und ergreifend genug der Kurprinzessin Sophie Dorothea gegenüber gestellt wird. Hier müssen die gesunkene und die reine Weiblichkeit dramatischer aufeinanderplatzen: ein Aufeinanderplatzen, das der Dichter entweder nicht für geschichtlich oder für seine Zwecke nicht für nöthig hielt. Aber es hätte nichts geschadet, wenn er hier ein wenig gewaltsam verfahren wäre und sich Schiller's „Maria Stuart" zum Muster genommen hätte. Daß Sophie Dorothea sich dem Grafen Königsmark ergibt, ist sehr menschlich und von Paul Heyse vorzüglich motivirt, aber es raubt der Dichtung einen Reiz, den man ungern vermißt.

„Alkibiades" darf im wahren Sinne des Worts eine köstliche Dichtung und deswegen Kaviar fürs Volk genannt werden. Einem vornehmen Publikum aber dürfte keine Bühne sie vorenthalten.

„Don Juan's Ende" ist ein dramatischer Einfall, eine poetische Sonderbarkeit, wie sie wol Lord Byron angestanden hätte. Uns erscheint der Vorwurf gesucht und die Ausführung etwas nüchtern; wenigstens will uns bedünken, daß der Vers und mehr Romantik der Arbeit von Nutzen gewesen wären. Heyse hat gerade in diesem Trauerspiel sich gewissermaßen zu sehr zu ebener Erde gehalten und selbst auf dem Vesuv die Höhe nicht erreicht, die wir ihn sonst schon so oft haben ersteigen sehen. Unserm Ermessen nach hätte ein Don Juan mit einem unbekannten Sohne drastischer zusammentreffen müssen, als es in diesem Stück geschieht, und seine Schuld einen erschütternden Conflict erzeugen sollen, als er hier zur Erscheinung kommt.

Aber wenn wir alles dies eingestanden und gerügt, bleibt dennoch, wie wir wiederholen müssen, anzuerkennen, daß Paul Heyse ein echter Dichter und von gewinnendster poetischer Wirkung ist, die neue Literatur, die realistisch gestiefelt und gespornt jetzt ebenso lärmend und händelsüchtig wie weiland Jungdeutschland auftritt, mag sagen und dagegen aufbringen, was sie will. Wie hoch und stattlich unser Poet auch auf dramatischem Felde dasteht, wird man erst vollständig gewahr, wenn man ins Auge faßt, was von andern, jüngern Dramatikern neben ihm geschaffen wird. Mustern wir z. B. die dramatischen Bestrebungen, die uns heute zur Besprechung vorliegen, so ist nicht eben viel darunter, das einer besondern Beachtung und Hervorhebung würdig zu nennen wäre. Am höchsten darunter dürfte unsers Erachtens noch zu stellen sein:

2. Faust. Zweiter Theil. Dramatische Dichtung von Joseph Ernstlieb. Fragment. Mannheim, Bensheimer. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ueber einen zweiten Theil des „Faust" aus einer andern Feder als der von Goethe ist nun allerdings schwer ein Urtheil abzugeben, und vollends, wenn dieser zweite Theil nur ein Fragment ist. Wenn irgendjemand in der Welt den Muth hat, einen solchen zu schreiben, so gibt er damit deutlich genug zu verstehen, daß ihm die ursprüngliche Fortsetzung der großartigen Dichtung nicht genügt und er der Meinung ist, eine bessere oder mindestens dem Verständniß nach glücklichere liefern zu können. Um das zu entscheiden, müßte man aber jedenfalls in den Stand gesetzt sein, die ganze Dichtung ihrem Inhalt und ihrer Fabel nach zu übersehen. Ein bloßes Fragment, wie es hier uns vorliegt, gibt dazu nicht hinreichenden Anlaß und erlaubt nur die Kühnheit der Unternehmung und das Streben nach dem Höchsten anzuerkennen, das sich darin ausspricht und das der Dichter schon in dem Leitwort aus Goethe's „Faust", welches er auf den Titel gesetzt hat: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt", klar und ersichtlich genug errathen läßt.

Geringes ist es unter allen Umständen nicht, was Joseph Ernstlieb bewegt, mit Goethe in die Schranken zu treten. Zunächst hat er denselben eingehend studirt, wie seine Verse zeigen, die nicht selten einen Hauch von Goethe's Anmuth und Gedankentiefe zu Tage legen, wenn sie auch freilich nie dessen Meisterschaft darin erreichen. Innerlichst erfaßt wird man nicht von dem, was er sagt; dazu ist es nicht mächtig und gewaltig genug aus dem Grunde der Seele hervorgebrochen, nicht genug von überraschender Bedeutung und Eigenartigkeit, und was seine Verse betrifft, so lassen manche kleine Verstöße und Ungehörigkeiten immerhin wahrnehmen, daß ihr Verfasser die Gesetze poetischer Harmonie nicht vollständig in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht hat. So ist z. B. „Mein Schauen ward zu einem sinnend Beten" eine ungelenke und in dem „sinnend" sehr hart klingende Strophe, die durch ein anderes bezeichnendes Beiwort, wie stillen oder sinnigen Beten, mehr Abrundung und Schwung gewonnen hätte. „Und wer es weiß, im Dunkel still zu lauschen" würde durch „Und wer's versteht, im Dunkel still zu lauschen" richtiger ausgedrückt sein. „Die Dummheit von der Dirne muß ich wundern", soll doch wol heißen: mich wundern. In „Bis in den lichten Morgen 'nein" ist das abgekürzte hinein unschön, und das „halber todt" in „Der halber todt vor Angst und Schreck" mag am Ende im Volksmunde gelten, dürfte aber schwerlich in der Goethe'schen Schriftsprache am Platze sein.

Dergleichen ließe sich noch vieles tadeln; doch sind, wie anzuerkennen ist, auch manche schöne, eines Goethe würdige Stellen zu verzeichnen, wie z. B. die folgende:

Dem Ueberschwange der Gefühle
Ist kein Gesetz und keine Sitte hold,
Und wenn ihr ruhig leben wollt,
Laßt die Begeistrung aus dem Spiele —

oder eine andere, zum Preise der hohen Wissenschaft, welche lautet:

Die Wissenschaft wird nicht vergessen;
So manche Blume, mancher Stein
Ward raschen Blickes unterdessen
Geschätzt und füllt das Ränzelein.
Und kehrt man früh bestaubt zurücke,
Erquickungsdurstig, müd' und froh,
So schaut mit neid'schem Fragerblicke
Der träge Krämer Stein und Stroh.
Ihm muß der lange Tag bedingen,
Was uns der lichte Morgen beut.
O, laß der Mutter Dank uns bringen,
Die ihren Jüngern Rosen streut!

Bedeutsam ist der Ausspruch: „Denn hohem Sinn ist alles Schöne traulich."

In der Hegung und Pflegung des Schönen, in der Anslebung in das Schöne hinein, will nämlich, wie uns scheint, unser Poet die versöhnende Erlösung des ganzen Faust'schen Zwiespalts gefunden haben. Auf diesen Ausgang weist das Fragment, das natürlich sehr fragwürdig bleibt, gleichsam pantomimisch hin, indem es gerade da abbricht, wo Faust in das neue Leben eintritt, das er sich nach Gretchens Hinrichtung und einer Gefangenschaft, die er sich zuzieht, weil er versucht, sie dieser zu entreißen, erwählt

hat. Diese Wahl, die mit einer Trennung von Mephistopheles endigt, und jene letzte Begegnung Faust's mit Gretchen auf dem Wege zum Blutgerüst bilden die Hauptpunkte der Dichtung, die im übrigen ziemlich räthselhaft und dunkel bleibt. Man sieht dichterische Anläufe und Anstrengungen unternommen, die einem Ziel gelten, das man wol leise ahnen, aber durchaus nicht faßbar erkennen kann. Dieser Umstand schwächt die Wirkung des Werks ab und läßt es zuletzt nur als ein Curiosum erscheinen, das sich begnügt, die Neugier zu reizen, vielleicht weil es außer Stande ist, Befriedigung zu gewähren. Immerhin aber wird jeder Versuch, der sich an den „Faust" von Goethe knüpft, unsere Beachtung und Theilnahme in Anspruch nehmen.

Da hier einmal auf Goethe's „Faust" die Rede gekommen, so wollen wir sogleich im Anschluß daran auch das Werk eines ungarischen Schriftstellers besprechen:

3. Die Tragödie des Menschen von Emerich Madách. Dramatische Dichtung nach Eduard Paulay's Bühnenbearbeitung übersetzt von Alexander Fischer. Budapest, Hoffmann u. Molnar. 1886.

Dieses Werk ist von jeher als eine Nachahmung von Goethe's großartiger Schöpfung angesehen worden und tritt in der That gleichsam in deren ganze dramatische Garderobe gekleidet vor uns.

Wir finden darin den unsichtbaren Herrn der himmlischen Heerscharen, die Erzengel Rafael, Gabriel, Michael, den Mephistopheles als Lucifer, den Erdgeist, den Schüler, den Prolog in den Wolken, den Spaziergang und kurz, wir finden beinahe das gesammte Personal und die nämliche Maschinerie, mit der Goethe seinen „Faust" in Scene gesetzt, und auch der Stoff und der Vers sind ihm ähnlich: nur eins mangelt, der wahrhaft große und epochemachende Dichtergeist, der das alles zu einer unvergänglichen und tief erschütternden Tragödie zusammenfaßt.

Der Uebertrager des ungarischen Werks räumt in seiner Einleitung dazu selber ein, daß Madách „kein großer Dichter", sondern nur „ein großer Denker" war. „Der Entwurf seiner Tragödie ist grandios", sagt er wörtlich, „die Tiefe, Fülle und Macht der Ideen überraschend; der überzeugenden Kraft des Wissens fehlt jedoch zumeist der süße Zauber der Poesie."

Das ist nur zu wahr. Emerich Madách, der 1865 starb, hat in seiner „Tragödie des Menschen" noch kurz vor seinem Tode eine Arbeit vollendet, die in Bezug auf Erfindung und Fabel ohne Zweifel ebenso umfangreich wie bedeutend genannt werden kann. Von demselben Grundgedanken ausgehend, von dem Goethe in seinem „Faust" ausging, von dem Grundgedanken nämlich: daß der Mensch unausgesetzt auf Irrwegen wandelt, sobald er sich von Gott abwendet, hat auch Madách das Motiv in seiner „Tragödie des Menschen" erfaßt und nur bewegter, bunter und weitgreifender ausgeführt, als es Goethe gethan. Dieser legt das Geschick der ganzen Menschheit in seinen Faust und sein Gretchen, während Madách das Geschick von seinem Adam und seiner Eva zum Geschick der ganzen Menschheit erweitert, d. h. Adam und Eva sozusagen durch die Geschichte aller Jahrhunderte führt. Goethe gibt die Tragödie der Menschheit vom rein menschlichen Standpunkte, Madách vom Standpunkte der Geschichte aus — das ist der Unterschied, und zwar ein sehr wesentlicher, bei dem, wie uns bedünken will, der Vortheil und der künstlerische Werth lediglich auf seiten der Goethe'schen Dichtung ist.

Madách's Dichtung erscheint uns, abgesehen von der poetischen Mangelhaftigkeit, auch in der Wahl der geschichtlichen Beispiele nicht eben besonders glücklich. Die historischen Momente, die sie aus dem Entwickelungsgange der Menschheit herausgreift, lassen vielfach nicht nur echt dramatischen Griff und Wurf, sondern auch tiefere Bedeutung für ihre ideellen Zwecke vermissen. Sie treffen unserer Ansicht nach nicht immer die Kern- und Knotenpunkte der ins Auge gefaßten Zeit. Sie sind weder charakteristisch noch drastisch genug gewählt und ausgeführt. Zugleich gebricht es an wahrhaft energischer Gestaltungskraft und zündendem Leben. Es sind keine rechten Geschichtsbilder, die uns geboten werden. Den Vorgängen fehlt volle Bewegung, den Figuren markiger Ausdruck. Es bleibt in beiden alles zu flüchtig, zu schattenhaft. Uns Deutschen sind von unsern Dichtern aus der Sagenzeit der Welt, aus der Zeit der Juden in Aegypten, der Griechen und Römer, aus der Zeit des Mittelalters und der Französischen Revolution viel bedeutsamere Auftritte und in viel wirksamerer Darstellung vorgeführt worden, als die, welche Madách uns in seiner Tragödie bietet. In Ungarn mag seine dramatische Dichtung von der Bühne herab immerhin großen Erfolg erzielt haben; daß sie einen solchen auch auf den Bretern unserer Theater zu erringen im Stande sei, bezweifeln wir. Niemand, der „Die Tragödie des Menschen" von Emerich Madách in der Uebersetzung von Alexander Fischer liest, wird sie gering schätzen, sondern alle Welt wird gern eingestehen, daß sie eine Arbeit ist, vor der man Achtung haben muß, wenn man sie auch nicht mit Goethe's „Faust" vergleichen und ihr die Sympathie und den Ruhm zusprechen kann, welche dieser Schöpfung von jeher gezollt worden sind und ihr auch in Zukunft ungeschmälert verbleiben werden.

Auf die fernern Vorlagen übergehend, erwähnen wir zunächst:

4. Das Kaiser-Schauspiel von Joseph Pape. Büren, Hagen. 1886. 12. 1 M. 50 Pf.

Sein Inhalt ist der Zwiespalt zwischen dem Hohenstaufenkaiser Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen, der dramatisch schon so oft und vielfach weit glücklicher als in diesem „Kaiser-Schauspiel" behandelt worden ist. Mit der ähnlichen Tragödie von Grabbe ist das vorliegende Werk jedenfalls gar nicht in Vergleich zu bringen. In jenem pulsirt ein gewaltiges dramatisches Leben und ein

mächtiger Ueberschuß von Handlung; in diesem geht das ganze Bestreben des Verfassers darauf hinaus, stattlich und manchmal auch recht malerisch gruppirte Historienbilder vor Augen zu stellen. Diese Bilder sind nicht ohne künstlerischen Sinn, aber ohne echten dramatischen Wurf und Zug. Die ganze Dichtung ist episch ausgedacht und empfunden und gleichsam nur theatralisch erneuert. Es mangelt ihr nicht nur das von Laube stets betonte dramatische Rückgrat, sondern auch die eigentlichen dramatischen Gliedmaßen und vor allen andern Dingen die dramatische Seele. Zu rügen ist auch eine etwas ungelenke Versssprache, eine Versssprache, die, um knapp zu erscheinen, zuweilen undeutlich und eckig wird. Wie linkisch ist z. B.:

Drum
War Nachwuchs noth, nahn in dem neuen Ringe
Sich dir die Jungherrn —

oder:

Die Sorge schweigend, saß Richilo —

was heißen soll: die Sorge verschweigend. „Daß keine Wolke schatte deiner Liebe" ist wol nur ein Druckfehler. Räthselhaft ist uns, was die nachfolgende Stelle besagen will:

Der Greif und Löwe rangen,
Die Kralle traf, der scharfe Flügel schlug
Bei Haide-Färben und bei Mauer-Brechen.

Klarheit und Verständlichkeit sind bekanntlich Hauptbedingungen des Dramas.

Diesen Aussetzungen gegenüber ist anzuerkennen und zu loben, daß sich in der Dichtung im übrigen ein ernster und würdiger Sinn ausspricht.

5. Dramen von K. Ph. Scholler. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 1886. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Buch enthält zwei fünfactige Schauspiele: „Diogenes" und „Karl der Große", von denen der Verfasser, wie er in seinem Vorwort zu den beiden Dichtungen erklärt, die Hoffnung hegt, daß sie bühnenfähig seien. „Bei ihrer Entstehung dachten wir an wirkliche Aufführung derselben", heißt es darin. Jeder Theaterkenner jedoch, der die beiden Dramen liest, wird über diesen Gedanken lächeln, weil er eine geradezu naive Unkenntniß der Gesetze bekundet, welche die Dramaturgie innezuhalten verlangt, wenn es sich um die Darstellung von Bühnenwerken handelt. Dieser „Diogenes" und dieser „Karl der Große" sind dramatische Arbeiten, die weder in der Anlage noch Durchführung irgendwie regelrecht, aber auch keineswegs dichterisch so bedeutend erscheinen, daß sie sich über jede Regelrichtigkeit genial hinwegzusetzen befugt wären. Sie sind einfach dilettantische Versuche, die entschieden Lust und Liebe und guten Willen, allein noch keineswegs eine bemerkenswerthe Befähigung für dramatisches Schaffen zu Tage legen. Sie tappen sozusagen im Dunkel umher und gewinnen nirgends in der Entwickelung der Handlung geraden und zielbewußten Gang. Die Auftritte reihen sich breit, redselig und schleppend aneinander, ohne daß die Fabel wesentlich gefördert und zu einer spannenden Verknüpfung oder einem eigentlichen dramatischen Höhepunkte gesteigert würde. Beide Schauspiele sind genau genommen weitschweifige Vorspiele zu dramatischen Schöpfungen, die uns der Verfasser schuldig bleibt. „Diogenes" führt uns Alexander von Macedonien auf seinem Zuge nach Persien vor. Er hat Theben zerstört und kommt nach Athen, das sich ihm freiwillig unterwirft und wo er Thais, eine Schülerin der Phryne, kennen und lieben lernt. Das ist der Vorwurf für die ganzen fünf Acte, in denen Diogenes, obschon sein Name den Titel des Stücks bildet, doch nur eine Nebengestalt abgibt. Zum vollen Mittelpunkt der dramatischen Ereignisse wird er jedenfalls nicht, ja es erfolgt zwischen ihm und Alexander nicht einmal eine wahrhaft wirksame Gegenüberstellung; denn daß er in einer theatralischen Festvorstellung mitwirkt, die zu Ehren des macedonischen Königs gegeben wird, ist mehr unwahrscheinlich als drastisch, und selbst die berühmte Anekdote, in welcher Diogenes den Alexander ersucht, ihm aus der Sonne zu gehen, wird am Schluß nur mit wenig Erfolg benutzt.

„Karl der Große" zeigt etwas mehr dramatische Bewegung; allein auch hier fehlen geschickter Aufbau und sichere Gestaltungskraft in der Austragung des an sich so gewaltigen Stoffs. Karl der Große, der am Abend seines Lebens sich zum römisch-deutschen König macht und an der Vereinigung dieser Krone mit der des byzantinischen Reichs nur durch den Tod der Kaiserin Irene, die ihm ihre Hand angetragen, verhindert wird, bildet den Inhalt des Stücks, das manche gewinnende Einzelheit aufweist, wie z. B. die, daß eine Tochter Karl's, Theodorada, auf dem bekannten Rheinfelsen die Lurlei spielt und dabei ihren Geliebten ins Verderben zieht, das aber im allgemeinen doch nie zu wahrhaft dramatischem Ausdruck gelangt. Es gebricht auch dieser Dichtung an echt dramatischem Wurf und Wesen. Sie strebt danach, dramatisch zu sein, ist es im Grunde aber nicht. Schon die Sprache ist es nicht; sie erscheint vielfach unklar, ohne Kraft und Schwung.

Wenn ein Bürger Athens ein Vogel in der Luft zu sein wünscht, um die macedonischen Mörderhorden „heiß von Grauen" sehen zu können, so ist das doch wol unrichtig gesagt, da Grauen mehr kalt als heiß zu machen pflegt. Ueberdies werden die Mörderhorden selbst ein solches Grauen ohne Zweifel weniger empfinden als die, welche ihnen zum Opfer fallen. Ein Satz wie „Feindlichem Angriffe furchtlose Wehr" klingt unbeholfen. Eine „aufgrünende Rache" dürfte für keine passende Bezeichnung gelten, ebenso wenig wie das Verlangen nach einem „körnigen Schriftwort, in dem man sich gesund und gesünder baden kann". Daß Diogenes von „Krähwinkel" und „Damenpack" spricht, will uns doch gar zu modern bedünken. Im Liede ist der Verfasser nicht glücklicher, wie ein Beispiel wol genügend beweisen wird. Ein Barde in „Karl dem Großen" singt unter anderm ohne rechten Sinn und logische Verständlichkeit:

Von wannen kommt die Minne?
Woher weht dieses Korn?
Es wächst im grünen Rheinland,
Es sprießt am goldnen Horn.
Entdeckt ihn, der in Brüsten
Laut prasselt, den Sasa,
Der wildert, tobt in Lüsten
Und meuchelt, schmeichelt! ha!
Hätt' ich ihn, o wie wollte
Den Wind'gen ich zerreißen,
Der aus dem Lied, dem Leben
Uns immer muß ergleißen!

6. Sieben Freier im Hause. Lustspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Schmidt-Stoltenburg. Dresden, Pierson. 1886. 8. 2 M.

Dies ist eine dramatische Arbeit, die im Gegensatz zu den vorhergehenden Stücken durchaus bühnengerecht erscheint und mit Erkenntniß alles dessen geschrieben, was auf den modernen Bretern von Wirkung zu sein pflegt. Anlage, Verwickelung, Ausgang, das alles vollzieht sich, zwar etwas breit und nicht ohne Umständlichkeit, aber nach gewohnter Vorschrift und Regel, glatt und ohne jede scenische Schwierigkeit. Der Form ist der Verfasser also vollständig Herr; nur schade, daß er in dieselbe nicht etwas mehr Geist, Erfindung und Eigenartigkeit zu bringen vermocht hat. Sein Stück ist leider durch und durch gewöhnlich und mit lauter alten verbrauchten Menschen, Mitteln und Motiven geschaffen. Keine neue Erscheinung, kein neuer Gedanke, kein neuer Zug taucht darin auf. Alles, was es bietet, ist bereits hundertmal dagewesen und verwendet worden. Es ist ein Lustspiel „nach bekannter Melodie", dem noch obendrein feiner Geschmack und nicht selten auch guter Ton gebricht, ja das zuweilen recht plump und ungehobelt ist in der Handlung wie in der Sprache.

Der Inhalt ist der folgende. Der verstorbene Graf von Scharfeneck, ein reicher Gutsbesitzer, hatte sich von einer listigen, ränkespinnenden Anverwandten verleiten lassen, in seinem Testament die Bestimmung zu treffen, daß sein einziges Kind, Gräfin Adelheid, den Neffen jener Anverwandten, Hans von Scharfeneck, heirathen solle. Da er indeß kurz vor seinem Ende noch erfuhr, daß der Neffe ein dummer und zugleich liederlicher Mensch sei, legte er einen Widerruf dieser Bestimmung in die Hand seines Schloßverwalters Fellner, von der eben niemand als dieser weiß. Gräfin Adelheid liebt den Grafen Warnow, der sich auf Reisen in fremden Ländern befindet, und denselben reisenden Grafen liebt auch die Anverwandte, die jene Testamentsklausel erschlichen hat, um ihre Nichte von dem Manne ihrer Wahl zu trennen und zugleich ihren verarmenden Neffen vor dem gänzlichen Untergange zu retten.

Das sind die Vorbedingungen des Stücks. Das Stück selbst beginnt und spielt sich ab auf Schloß Scharfeneck, auf welchem die Tante Ulrike Baronin von Scharfeneck, ihre Nichte Adelheid und ihr Neffe Hans von Scharfeneck mit einer höchst sonderbaren Gesellschaft zusammen leben, welche der letztere als seine guten Freunde ins Haus gebracht hat, und die aus Schuldenmachern, Hochstaplern, Wechselfälschern, Spielern und kurz aus höchst anrüchigen und verrufenen Leuten besteht. Sie alle machen dem albernen Bräutigam weiß, indem sie ihn zugleich ausplündern und rupfen, daß sie ihm bei seiner Bewerbung um die Hand der Gräfin Adelheid unterstützen wollen, im Grunde aber haben sie alle die allerdings sehr aussichtslose und höchst unverschämte Absicht, dieselbe für sich selbst zu erobern.

Das sind mit dem später hinzukommenden Graf Warnow die „sieben Freier im Hause". Natürlich werden sie von dem letztern in Verbindung mit Fellner, dem Kammerdiener Peter und der Geliebten desselben, der Kammerjungfer Betty, gänzlich aus dem Felde geschlagen, wie auch die schlimme Tante selbstverständlich mit ihren sämmtlichen bösen Absichten zu Falle kommt. Graf Warnow, der echte Liebhaberausbund der Komödie, der bei seiner Rückkehr in die Heimat sofort seine Geliebte von einem mit ihr durchgegangenen Pferde herab in seine Arme rettet, entdeckt sehr bald, daß die Tante seine Briefe an Adelheid und Adelheid's Briefe an ihn unterschlagen hat, und daß Hans von Scharfeneck ein Dummkopf ist, der von Abenteurern und offenkundigen Strolchen hinters Licht geführt wird. Nachdem ein Misverständniß zwischen ihm und Adelheid, das die vorerwähnten Taugenichtse, um Warnow aus dem Felde zu schlagen, durch einen in seiner nachgeahmten Handschrift an eine Freundin Adelheid's, ein Fräulein Klara von Eichstädt, gerichteten Liebesbrief erzeugt haben, glücklich beseitigt ist, bringt er es auf einem Maskenfest im Park dahin, daß das ganze Freierpack durch falsche Briefe genarrt, endlich von der Polizei erwischt, gebunden und geknebelt ins Gefängniß geschleppt wird. Fellner tritt mit dem testamentlichen Nachtrage hervor, Warnow und Adelheid reichen sich die Hand, und die Tante und ihr Neffe müssen mit langer Nase von dannen ziehen.

Man ersieht ohne Zweifel aus dieser flüchtigen Inhaltsangabe bereits, wie abgerissen und fadenscheinig die Handlung und die Personen des Lustspiels sind, und wie uns so gar nichts daraus entgegentritt, das für neu und eigenartig erfunden und ausgereift gelten kann. Das ganze Stück ist sozusagen aus der Garderobe Karl Töpfer's hergestellt und in der Mache zwar nicht gerade ungeschickt und linkisch, aber hohl und äußerlich. Möge der Verfasser seine unleugbare technische Gewandheit und Uebung bald zu einer bessern und höhern Schöpfung auf dem Gebiete des deutschen Lustspiels benutzen. Er besitzt das nothwendige Handwerkszeug; gibt ein gutes Geschick ihm auch die erforderliche Kunst dazu, so wird er sicherlich eines schönen Tags mit einer dramatischen Leistung erscheinen, die sich alles Lobes würdig erweist.

7. Anna Hermsdorff. Trauerspiel in drei Aufzügen von John Henry Mackay. Minden, Bruns. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hier tritt das kleinbürgerliche Elend im großen Tra-

gödienstil auf, das Philisterthum mit tragischem Pathos. Zweihundert Mark bilden in diesem Stück das Verhängniß.

Hermann Winter, Buchhalter bei dem Großhändler Edler, hat seine Schwester durch den Tod verloren. Vom Schmerz über diesen Verlust niedergebeugt und ohne Mittel, die Beerdigungskosten zu bestreiten, läßt er sich von Ernst Gerner, einem liederlichen Burschen, verführen, zweihundert vereinnahmte Mark nicht zu buchen, sondern zwischen sich und jenem, der ein toller Spieler ist und in letztverflossener Nacht viel Geld verloren hat, zu theilen. Es ist natürlich sein fester Vorsatz, diese Summe sofort bei Auszahlung seines Monatsgehalts, die in den nächsten Tagen erfolgen muß, zu ersetzen. Bei seiner Veruntreuung wirkt mit, daß er Ernst Gerner's Bäschen Anna Hermsdorff, die nach dem Tode ihrer Aeltern von Gerner's Mutter, einer Schwester der ihrigen, an Kindesstatt angenommen und erzogen worden ist, heimlich und abgöttisch liebt. Ungeachtet der tiefen Bekümmerniß über das Hinscheiden seiner Schwester und der lebhaften Gewissensbisse, die er sich über die begangene Veruntreuung macht, erklärt er Anna Hermsdorff, als diese kommt, ihren Vetter vom Comptoir abzuholen, und ihn nicht mehr dort antrifft, in den bewegtesten und feurigsten Worten seine Liebe. Diese findet auch Erwiderung, und es wird ein Bund fürs Leben geschlossen. Am andern Tage, dem Begräbnißtage der Schwester, kommt Winter, um bei Gerner's Mutter um Anna zu werben, und händigt bei dieser Gelegenheit Ernst die zweihundert Mark ein, damit er sie buche und in die Kasse lege. Da er den jungen Taugenichts eben bei der Ueberlegung antrifft, ob er seiner Schulden wegen fliehen oder sich vergiften soll mit einem Gift, das er sich zu verschaffen gewußt hat, entreißt er ihm dasselbe und steckt es zu sich. Zum Dank dafür unterschlägt Ernst das Geld und verleumdet bei seiner Mutter und dem Großhändler Edler seinen Retter als seinen Verführer und den Veruntreuer der zweihundert Mark. Winter wird infolge dessen aus dem Geschäft entlassen und von Frau Gerner schmachvoll abgewiesen. Darüber außer sich gebracht, will er selber sich vergiften, wird aber durch Anna daran verhindert, die zuletzt, an Winter's Charakter zweifelnd, nun ihrerseits mit diesem Gift sich den Tod gibt. Vor ihrem End eklären sich die bösen Streiche Ernst's auf, und Winter's Unschuld kommt an den Tag.

Dies ist die Fabel des Stücks, die, wie jeder Sachverständige einräumen wird, als ziemlich armselig und gewöhnlich bezeichnet werden muß und sich in der hochtragischen und pathetischen Sprache gar seltsam und verwunderlich ausnimmt. Wenn John Henry Mackay — unsers Wissens ein junger Schottländer — wirklich eine bedeutende dichterische Begabung hat, wie Karl Bleibtreu und andere jungdeutsche Literaturumstürzler nach Erscheinen seiner Dichtung „Kinder des Hochlandes" der Welt versicherten, so steht wenigstens fest, daß dieses dramatische Erstlingswerk „Anna Hermsdorff" keine überzeugenden Beweise dafür liefert. Mit diesem Bühnenstück wird jedenfalls die neue Richtung, die unsere moderne Literatur zu begründen sich angelegen sein läßt, noch keinen günstigen Erfolg erzielen. Aber wir wollen deswegen keineswegs behaupten, daß sie einen solchen überhaupt nicht zu erlangen im Stande sei. Nur wird sie noch viele Studien und einen starken Läuterungsproceß durchmachen müssen, ehe sie eine einigermaßen berechtigte Hoffnung darauf hegen darf. Zunächst muß sie Stoff und Handlung mit der Sprache in Einklang zu bringen lernen. Wer in Schiller's grandioser Redeweise sprechen will, muß auch seine großartige und geniale Gestaltungskraft besitzen, sonst wird sein dramatisches Schaffen ein verfehltes bleiben.

8. Schattenbilder von Ernst Rethwisch. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 8. 3 M.

Mit den „Schattenbildern" befassen wir uns zuletzt, weil sie eigentlich kaum in die Reihe der hier besprochenen Schöpfungen gehören; denn es sind theils satirische Gedichte, theils dramatische Auftritte, die gar nicht für die Darstellung berechnet sind, sondern lediglich den Zweck haben, mit irgendeinem Zeitgegenstande ihren Spott zu treiben. „Die Ritter von Wolkenkukuksheim" machen sich über die Mitglieder der Fortschrittspartei lustig, und „Die Aufgeklärten" verhöhnen die Lehre Darwin's von der Abstammung des Menschen vom Affen. Diese Verhöhnungen sind sehr toller und übermüthiger Art; allein daß sie irgendwie besonders geistreich und witzig oder in künstlerischer Form gegeben seien, vermöchten wir nicht zu sagen. Mit ähnlichen Dichtungen von Platen, Sallet oder Prutz sind sie jedenfalls nicht in Vergleich zu stellen. Die Gedichte „Der Kreuzzug", eine Thierfabel, die Antisemiten lächerlich machend, und „Das Wunder von Kurlebach", eine Idylle der Gegenwart, die kirchlichen Wundererscheinungen in ihrem trügerischen Firlefanz drastisch darstellend, ahmen die Dichtweise und den Versstil Heinrich Heine's nach, ohne indessen deren Kunst und ironische Tiefe irgendwie zu erreichen. Die Arbeiten sind vielfach komisch und recht lustig, aber ohne höhere Bedeutung. Sie lassen sich belachen, aber von einer gewissenhaften Kritik nicht eben rühmen.

Feodor Wehl.

Novellen und kleine Romane.

1. Ich und Nicht-Ich. Von Mathilde Gräfin Luckner. Leipzig, Peterson. 1886. 8. 4 M.

„Ich und Nicht-Ich" — das gemahnt uns an die Fichte'sche Philosophie und macht den Eindruck, als ob uns hier eine Reihe tiefsinniger Betrachtungen aufgetischt werden sollte: und doch liegt nur eine Novellensammlung vor uns, und Gräfin Luckner wollte mit dem Titel nur andeuten, daß sie dies oder jenes aus ihrem eigenen Leben mit in ihre Erzählungen hineingeheimnißt habe.

Die Verfasserin hat schon mehrere Erzählungen in Zeitschriften veröffentlicht; jetzt zum ersten mal hat sie ihre zerstreuten Truppen in einer Sammlung vereinigt. Es wird der Kritik nun möglich gemacht, über die Physiognomie ihrer literarischen Gesammterscheinung ein Urtheil abzugeben. Die erste Frage bleibt immer, ob ein neu auftauchender Schriftsteller überhaupt eine Physiognomie hat, die sich von den landläufigen Dutzendgesichtern unterscheidet? Wir zögern nicht, diese Frage zu Gunsten der Gräfin Luckner zu bejahen: es ist ein Etwas in ihren Erzählungen, was man als Rasse bezeichnen könnte: wir meinen damit nicht die Vorliebe für den Reitsport, die sich durch alle ihre Novellen hinzieht, sodaß man ihr Genre als „die Novelle zu Pferde" bezeichnen könnte; wir meinen den Ausdruck leidenschaftlicher Glut der Empfindung, die sich in den meisten Erzählungen verräth. Hierzu kommt die Beherrschung des Salontons, und zwar in allen seinen Nuancen, zu denen wir auch den degagirten Offizierston rechnen, welchen die Verfasserin an vielen Stellen ihrer Erzählungen anschlägt. Neben diesen aristokratischen Eigenthümlichkeiten zeigt Gräfin Mathilde Luckner auch das Talent für stimmungsvolle landschaftliche Schilderungen, namentlich wo es Schleswig-Holstein und die Gestade des weitaufrauschenden Meeres zu schildern gilt.

Die erste Erzählung: „Eine Doppelehe", war schon in „Unsere Zeit" abgedruckt; sie knüpft, wenn auch mit freier Erfindung, an einen Vorgang zur Zeit des letzten Kriegs an, der in mehreren Blättern als Thatsache berichtet wurde. Die ultramontanen Zeitungen schlugen Lärm über diese Erzählung; sie leugneten, daß irgendeine wahre Grundlage für dieselbe vorhanden sei; doch wäre dies auch der Fall gewesen, für den Werth der Erzählung wäre das ja gleichgültig. Sie sind aber überdies schlecht unterrichtet; denn in der Hauptsache ist das Factum wahr, das hier novellistisch behandelt ist. Ein preußischer Offizier, im französischen Kriege in der Nähe von Belfort einquartirt und zwar im Schlosse eines Bankiers Blache, lernt die Tochter desselben lieben, überwindet das Widerstreben des Vaters und heirathet sie. Nach einigen Jahren zur Pflege des kranken Vaters zurückgekehrt, der inzwischen in die Hände der Jesuiten gefallen und sein ganzes Erbe der Gesellschaft Jesu vermacht hat, wird sie selbst ein Opfer der Priester, die sie betäuben, ins Kloster schleppen und für todt ausgeben. Diese Scenen haben etwas vom haut-goût der Sensationsromane; der Offizier reist hin, doch ihm wird die Kunde ihres Todes bestätigt. Er verheirathet sich dann mit einer vornehmen jungen Dame in Schleswig-Holstein. Inzwischen wird der Jesuitenorden aus Frankreich verwiesen; Julie, die erste Frau, wird der Freiheit wiedergegeben; sie kehrt nach Deutschland zurück. Den verschlungenen Knoten löst der Tod der zweiten Frau. Die Erzählung ist sehr lebendig geschrieben: in der ersten Hälfte herrscht echt epischer Ton, eine gewisse sanfte Allmählichkeit der Entwickelung; weiterhin geht die Darstellung in ein rascheres Tempo über, nur lyrische Zwischenspiele unterbrechen dasselbe wieder. Diese Reflexionspoesie ist nicht ohne poetischen Reiz, wie die folgende Stelle beweisen mag, welche die Gefühle der aus der Klosterhaft befreiten, dem Gatten entgegen fahrenden Julie schildert:

Zum zweiten mal war der Frühling ins Land gekommen; die ersten Lerchen stiegen jubilirend in die Lüfte und sangen wundersame Weisen von Lenzespracht und Liebeswonne. Die Sonne leuchtete bis in die verborgensten Winkel der Erdoberfläche hinein, guckte unter jeden Stein und unter jedes dürre Blatt, das der strenge Winter am Boden festgehalten hatte, und rief dann Freund West zu Hülfe, daß er mit seinem feuchten, belebenden Odem in alle großen und kleinen Nesterchen blies, und sie selbst umschmeichelte und durchwärmte jedes gefundene Keimchen so lange, bis daß die herrlichen Blüten- und Blätterknospen aus der noch vor kurzem öde und starr daliegenden Natur hervorwuchsen. Es dauerte gar nicht lange, da hatte der Lenz die schöne Erde in seine siegenden Arme genommen, und sie blühte und lachte in voller Lust und Freude an seinem Herzen. Klar und durchsichtig blaute der Himmel; die Bäume streckten sehnend ihre Arme zu ihm hinauf und beneideten das glückliche Vogelvolk, das leicht und ungehindert fliegen konnte, so hoch es wollte, bis oben zu den weißen Wolken hinauf, die wie feine Schleier durch den Aether zogen, anstatt wie die armen Bäume an die Scholle gebannt zu sein ihr ganzes, langes Leben durch! Nie gekannte Sehnsucht nach Freiheit ergriff die Dryaden der Bäume. Die Hälfte ihres Daseins wollten sie freudig hingeben für einen Flug in die höhern Regionen, die zu durchmessen ihnen gleichbedeutend erschien mit Erkenntniß des Ursprungs aller Dinge. Dort oben würden sie sicher erfahren, weshalb eigentlich sie hier auf Erden wüchsen, gediehen und vermoderten, zu welchem Zweck sie da wären, und was ihr späteres Leben sein würde! Die Vögel sangen in den rauschenden Baumzweigen von den Herrlichkeiten der Luftwelt; als aber die Dryaden sie befragten nach jenem Urquell, und ob sie ihn erkannt, da schüttelten sie ihre Federn und flogen lustig davon, sich weiter zu erfreuen an der Schönheit ihres Daseins, an der holden Freiheit und an der Unendlichkeit des Aethers. Während der Eisenbahnzug dahinbrauste, schweiften die Gedanken von Julie Wedelstern weit hinaus. Durch die dunkeln Forsten der Vogesen und des Jura war sie gefahren, und ihre Phantasie schuf den Baumriesen liebliche Dryaden und sehnte sich mit ihnen nach der ewigen Erkenntniß. Mit den hurtigen Schwalben flog sie um die Wette hoch in die Wolken und suchte dort mit ihnen die Seele des Weltalls. Wenn irgendwo, so mußte dort oben die Harmonie der Gestirne, in den weisen Bestimmungen des Gesetzes der Schwere und der Anziehungskraft jener unbegreifliche Schöpfer zu finden sein!

Die Schwalben aber flogen lange nicht so hoch, wie Julie es geglaubt hatte: sie gelangten nur bis zu jenen Nebelschleiern, an deren feuchten Perlen die glühende Sonne ihre leuchtenden Strahlen in der Wunderpracht glänzender Farben bricht, um den staunenden Erdbewohnern den Regenbogen über ihre Welt zu malen, „das Zeichen des Bundes, den Gott mit den Menschen gemacht hat". Die Schwalben erinnerten sich dort plötzlich des heimischen Nestes, das sie schon zu lange verlassen, und rasch änderten sie ihre Bahn. Statt weiter zu dringen in die Wunder des Himmels, eilten sie auf den Schwingen sehnsüchtiger Liebe heim zu den zwitschernden Kleinen und widmeten sich ihren Aelternpflichten mit emsiger Freudigkeit. Julie seufzte tief auf bei diesem Gedanken.

„Magdalene" enthält ebenfalls ein Sensationsmotiv. Die junge Frau des alten Herrn von Samter wird von Prinz Bogumil leidenschaftlich geliebt; die Leidenschaft treibt ihn, den Gatten zu tödten, und zwar in einer Weise, daß der Tod als Folge eines Jagdunglücks erscheinen kann. Den berückenden Anträgen des vornehmen Mörders kann Magdalene nur entgehen, indem sie sich dem Bruder ihres verstorbenen Gatten, dem Regimentscommandeur Samter, in die Arme wirft und dessen Frau wird. Natürlich ist die Ehe keine glückliche; ein junger Lieutenant, Frundshausen, gewinnt das Herz der Frau Regimentscommandeur, später auch ihre Hand, nachdem der Gatte gestorben und eine Verlobung Frundshausen's mit einer andern jungen Dame noch am Hochzeitstage zurückgegangen ist. Daß Magdalene endlich aus dem „alten Register", aus den Ehen mit ältern Herren herausgeräth, ist ihr gewiß zu gönnen; doch ist es unerfreulich, daß der Mord, den der Prinz ausgeübt, so ohne Nemesis bleibt. Die Schilderungen sind wiederum sehr lebendig; auch fehlt es nicht an psychologischen Feinheiten.

Außer diesen beiden größern Erzählungen, welche die pièces de résistance der Sammlung bilden, enthält dieselbe: eine dem Leben nacherzählte Novelle „Aus Ditmarschen", in welcher die Jugendgeschichten des Helden etwas genrehaft Anheimelndes haben; eine allegorische Skizze „Die sieben Raben", ein Gedenkblatt für den liebenswürdigen Componisten Franz von Holstein, dessen Witwe ein Asyl für junge Musiker in Leipzig gegründet hat, endlich flüchtig hingeworfene pariser Reiseskizzen. Die Skizze ist die Gefahr für diese talentvolle Schriftstellerin, deren Phantasie allzu leicht einen raschen Flug annimmt und sich den epischen Gesetzen der verweilenden Darstellung so oft wie möglich zu entziehen sucht; doch ein genialer Zug ist in diesen Erzählungen unverkennbar; sie sind vom Feuer der Leidenschaft durchglüht und nehmen oft einen dichterischen Aufschwung, der hinreißend wirkt.

2. Charlotte Oldenstätt. Criminalnovelle von Amanda Klock. Jena, Costenoble. 8. 50 Pf.

Wiederum eine junge Schriftstellerin, die sich mit dieser Novelle in die Literatur einführt; dieselbe ist der „Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus", welche im Costenoble'schen Verlag erscheint, als siebenundvierzigster Band einverleibt.

Auf dem düstern Gebiete der Criminalnovellistik sind bisher unsers Wissens noch keine Schriftstellerinnen in hervorragender Weise thätig gewesen. Die Braddon hat es in mehrern Romanen gestreift; doch Männer, wie Wilkie Collins, Temme, E. A. König, haben es bisher vorzugsweise angebaut. Es ist dies begreiflich; denn derartige Erfindungen sind nicht möglich ohne einen gewissen juristischen Scharfsinn und ohne Kenntniß der bestehenden Gesetze und Rechtsverhältnisse — und damit pflegen die Frauen in der Regel auf etwas gespanntem Fuße zu leben.

Amanda Klock betritt dieses Gebiet mit ebenso vieler Kühnheit wie Sicherheit. Den Inhalt der Erzählung bildet eine in Dunkel gehüllte Mordthat. Der Sohn des Dr. Oldenstätt aus erster Ehe, Johannes, der mit seinem Vater und seiner Stiefmutter in Zwietracht lebt, wird in seinem Zimmer ermordet aufgefunden; alle Verdachtsgründe treffen den Vater, der auf einer Reise nach Stettin zu seiner Tochter verhaftet, vor Gericht gestellt und zu jahrelanger Gefängnißstrafe verurtheilt wird.

Doch der Vater ist nicht der Mörder, und die unleugbare Kunst der Erzählerin besteht nun darin, allmählich immer mehr Licht auf jene dunkle Begebenheit fallen zu lassen. Sie besitzt entschieden die Gabe spannender Darstellung, indem sie im richtigen Tempo in gemessenen Zwischenräumen ihre Beleuchtungsapparate wirken läßt, vom gedämpften Lichte, das ein halbes Errathen gestattet, zu dem hellern übergehend, welches alle Zweifel verscheucht. Johannes ist nicht von dem Vater, sondern von einem jungen adelichen Doctor getödtet worden, der eine schwere Beleidigung, für welche Satisfaction verweigert wurde, rächte, indem er würgend über seinen Freund herfiel. Weiterhin aber erfahren wir, daß die Stiefmutter, die schöne Regina, die eigentliche Ursache des Mordanfalls war, indem sie in einer Potipharscene sich dem jungen Doctor gleichsam an den Hals warf, der hinzukommende Stiefsohn sie deshalb mit Schmach und Hohn überhäufte und so die beiden jungen Männer in wildem Zorn aneinander geriethen. Regina hatte ihren Gatten unschuldig einkerkern lassen; doch die Heldin der Erzählung, Charlotte Oldenstätt, die Tochter, war von Hause aus nur darauf bedacht, den wahren Mörder zu entdecken. Es sollte ihr nur zu leicht werden, denn es war ja der adeliche Doctor, dem sie ihre schwärmerische Zuneigung geschenkt. Hier ist also eine ernste Collision zwischen der Pflicht und der Neigung. Charlotte folgt der erstern, und nachdem ihr Regina gebeichtet, zeigt sie den Geliebten selbst als Verbrecher an. Dieser wird wahnsinnig bei der Untersuchung; Regina, gegen welche Charlotte unerbittlich bleibt, stürzt sich ins Wasser; Charlotte vergiftet sich im Irrenhause mit dem Geliebten.

Eine Folge greller Begebenheiten, aber keineswegs unmotivirt. Offenbar hat Amanda Klock nicht blos die Lust zu fabuliren, sondern auch das Talent dazu: ihre Darstellungsweise schwankt zwischen criminalistischer Prosa, wie z. B. gleich anfangs der stehengebliebene Regenschirm des

Dr. Oldenstätt mit dem Scharfsinn eines Criminalrichters als beweiskräftig für den geschehenen Mord verwerthet wird, und einer oft visionären Phantastik, wie auch hier und da die Ausdrucksweise etwas Ueberschwengliches, an andern Stellen etwas zu Gewöhnliches hat. Durch einige Incorrectheiten des Drucks wird dieser Eindruck noch verschärft: doch das Talent romanhafter Erfindung und oft packender Darstellung ist ohne Frage vorhanden; dem Bedürfniß eines großen Leserkreises thut dies ja vollständig Genüge, und wir zweifeln nicht, daß Amanda Klock sich auch zu literarischer Bedeutung aufschwingen wird.

Als Probe der Darstellungsweise theilen wir hier den Anfang des zwölften Kapitels mit, den Beginn einer weiterhin mit dramatischer Lebendigkeit ausgeführten Scene, die Begegnung Regina's und Charlottens auf dem Kirchhofe:

Feurig zuckten die Strahlen der untergehenden Sonne durch das frisch gesproßte Frühlingsgrün der Bäume und Gebüsche des Jerusalemer Friedhofs. Hell erglänzten die goldenen Inschriften der Monumente auf den Hügeln, die in ihrem kühlen Schose die müden Menschenherzen bargen. In lieblicher Schüchternheit neigte das junge Gras die zarten Halme, als die funkelnde Glut am abendlichen Himmel traulich lächelnd ihm den Nachtgruß winkte. Etwas abseits von der langen Reihe der Gräber, in der Nähe der Kapelle, lag ein altes, großes, von einem hohen eisernen Gitter umgebenes Erbbegräbniß; die Hügel waren sämmtlich, selbst die ältesten, wohl erhalten. Frauen, Männer und Kinder, alle Eines Hauses Glieder, hatten hier den ewigen Frieden gefunden, denn auf sämmtlichen Kreuzen und Denksteinen war der Name Oldenstätt zu lesen. Der Todtengräber, mit einer Hacke in der Hand, schloß eben die Thür zu dem Erbbegräbnisse auf, um die schmalen Kieswege zu ebnen und das Unkraut auszustechen, dabei bemerkte er, daß er sein Gartenmesser vergessen, und schnell eilte er fort, es zu holen. Bei seiner Wiederkehr erblickte er schon von weitem eine knieende Person innerhalb des Gitters, und respectvoll seinen Schritt seitwärts wendend, nahm er anderswo eine Beschäftigung auf. Die Knieende, welche frische Kränze auf das jüngste, noch unbewachsene Grab niedergelegt hatte, betete eifrig und leidenschaftlich, während Thräne um Thräne aus ihren umflorten Augen auf die gefalteten Hände rann. Leise knirschte der Kies; in dichte Trauergewänder gehüllt, das Antlitz tief geneigt, kam eine gebrochene Frauengestalt den Hauptweg herauf und schritt auf das Erbbegräbniß zu. Jetzt stand sie neben der Betenden, welche, von dem plötzlichen Geräusch erschreckt, aus ihrer Andacht emporfuhr; beide Frauen blickten einander in die Augen, die eine voll Angst — die andere bestürzt und zweifelnd. „Ah, jetzt erkenne ich dich", rief die Zuletztgekommene, das müde Haupt erhebend, mit starker Stimme, „was thust du hier, willst du diese heilige Stätte durch deine Gegenwart entweihen? Hinweg mit den Kränzen, der Todte will deine Gaben nicht", und mit schnellem Griffe hatte sie die Kränze erfaßt und weit über das Gitter hinausgeschleudert. „Verlasse diesen Ort", sprach sie zornig weiter, „hier ist kein Platz für dich, willst du dem Armen auch des Grabes Frieden rauben?" Die Angeredete sank nieder vor der finstern Fremden, in deren flammenden Blicken das Abendroth zu brennen schien, und schaute flehend zu ihr empor. „Bist du ein Weib", schluchzte sie, „hast du ein Herz in der Brust? Siehst du nicht meine tiefe aufrichtige Reue, willst du mich verscheuchen von dem Grabe dieses Mannes, dem ich so großes Unrecht gethan? O Charlotte, sei nicht grausam, laß mich hier bleiben, um Buße zu thun." — „Du Buße thun!" sagte das Mädchen, dem jede Regung des Mitleids fremd geworden, „wenn Gott dich nicht getroffen, dich nicht büßen gelehrt hätte, aus deinem eigenen Herzen würde niemals Buße und Reue kommen." — „Ja, Gott hat mich schwer getroffen", rief Regina, „zwei Jahre mußte ich im Gefängnisse leiden, weil ich ein Verbrechen verschwieg und einen Unschuldigen verdächtigte." — „Ich weiß es", sagte Charlotte rauh und abwehrend, „die Strafe war viel zu gering."

3. Stromschnellen. Heitere Novellen von H. Rosenthal-Bonin. Leipzig, Wartig's Verlag. 1886. 8. 4 M.

Der Autor hat sich durch seine zahlreichen, in den gelesensten Blättern zum Abdruck gekommenen Erzählungen, Novelletten, Skizzen bekannt gemacht, welche alle ein leichtflüssiges Darstellungstalent beweisen. In den „Stromschnellen" hat er einen Theil dieser leichtgeflügelten Kinder seiner Phantasie, besonders derjenigen, die ein heiteres Angesicht zeigen, zusammengestellt: es ist natürlich, daß nicht alles, was für Journalspalten geschaffen wird, gleichen Werth besitzt. Dem Autor wird oft die Wahl schwer — sind sie doch alle seine lieben Kinder. Gleichwol verlangt man von einem Buche möglichst viel feste Nahrung und nicht zu viel literarisches Splittergebäck. H. von Rosenthal-Bonin hat in seine Sammlung einzelne Novellen aufgenommen, wie „Das Maifest in Guadix" und „Ditta's Zopf", welche durchaus originelle Motive aus dem spanischen und italienischen Volksleben in lebensvoller Weise behandeln und dem Talent des Autors ein sehr günstiges Zeugniß ausstellen. Was das Maifest zu Guadix betrifft, so wird es in folgender Weise geschildert:

Das Fest des Knaben mit der Weltkugel bestand aus einer großen feierlichen Procession und dem sogenannten Lotterieball außerhalb der Stadt bei den Weinkellern. Es sollte in diesem vielversprechenden Frühjahr besonders großartig gefeiert werden. Der 5. Mai, der Tag des Festes, war da. Eine tiefgoldene Sonne sendete heißen Schein auf die von leisem blauen Duft umwobenen Felsmauern der Sierra, sie lachte in den Weinbergen der Stadt, wo das Laub der Reben üppig sich entfaltete, und küßte mit glühendem Athem die überquellende Pracht von Rosen, welche in den Gärten und an den Cactushecken der Gehöfte blühten und dufteten. Fast wetteifernd mit der leuchtenden Frühlingspracht der Natur hatte die kleine Stadt mit bunten und festlich schimmernden Farben sich geschmückt. Aus allen Fenstern, von allen Balkonen hingen bunte Tücher, Decken und Teppiche herab, Blumenvasen faßten diese ein, und auf den Straßen, an den Häusern standen große Büsche Thymian, der Boden der Gassen war bedeckt mit wohlriechender Minze, Cypergras und stark duftendem Pfriemkraut, sodaß man gar keine Steine sah. Die Glocken der Kirche läuteten hell in die sonndurchglänzte Luft hinaus. Die Stadtmusik sammelte sich bei der Kirche Santa Maria, die Domherren, die Chorknaben, die geistlichen Körperschaften und die Bruderschaft des Knaben mit der Weltkugel, die in Paradeuniform gekleideten Nationalgardisten, große rothe Wollbüsche auf dem Dreimaster, begaben sich zur Kirche. In den Straßen wimmelte es von weißgekleideten Mädchen mit Rosen in den Händen und in den Haaren, nach der neuesten Mode gekleideten jungen Herren und von Buben, die knatternde Schwärmer in die Luft warfen und mitten in dem Trubel unzählige Raketen prasselnd und zischend aufsteigen ließen. Den Mittelpunkt der gewaltigen Procession bildete der Jesusknabe mit der Weltkugel, eine schöne Statue aus der Kirche Santa Maria, die, mit kostbaren Kleidern und vielen Geschenken behangen, auf einer Bahre getragen wurde, umgeben von der

Bruderschaft des Jesusknaben mit der mächtigen goldgestickten Standarte. Die Musik blies, die Lichter brannten röthlich in der stillen Luft, die Ordner hielten die vergoldeten Stäbe feierlich hoch, die Chorknaben schwenkten die Weihgefäße, die Männer sangen, und unter verstärktem Glockengeläute und dem Prasseln und Zischen der Unzahl Raketen bewegte sich der glänzende Zug gemessenen Schrittes hinaus zu dem Festplatze an den Weinkellern.

Auf diesem Festplatze finden nun Tänze statt, welche versteigert werden zu Gunsten der Bruderschaft des Jesuskindes. Daran knüpft sich die Erfindung des Dichters: die Liebesgeschicke der schönen Soledad und die genrehaften Scenen dieser seltsamen Tanzauction. „Ditta's Zopf" behandelt ein ebenso seltsames Motiv: die in einem Dorfe der Abruzzen herrschende Volkssitte, daß das Mädchen den jungen Burschen heirathen muß, dem es gelang ihr den Zopf abzuschneiden. Darauf begründet der Autor eine recht artige Geschichte. Originell ist auch der Grundgedanke der Erzählung „Lizzie's Schwur". Lizzie ist eine stolze Amerikanerin; beleidigt durch die Ruhe und würdige Männlichkeit eines Bewerbers, Dobson, den sie dabei in der Stille liebte, hatte sie erklärt, nur dann sein eigen werden zu wollen, wenn sie sich zehntausend Fuß unter der Erde wiederfinden. Dobson nimmt sie beim Wort, und da er sowol wie Lizzie mit ihrem Vater nach Europa gereist sind, so weiß er es einzurichten, daß sie zugleich auf der neueröffneten Gotthardbahn fahren. Da, im Coupé erhebt sich Herr Dobson, erklärt, sie seien hier zehntausend Fuß unter der Erde, erinnert sie an ihr Wort, bietet ihr Hand, Herz und Vermögen. Tableau — die beiden werden ein Paar. Lustspielartig sind „Onkel Gustav" und „Die Perruquière". Einigen der andern kleinen Geschichten, wie „Das möblirte Zimmer" und „Loos Numero 78654", können wir weniger Geschmack abgewinnen. Die „Menageriebilder" sind eine Probe von Thiermalerei, welche für die Liebhaber dieses Genres vielleicht einigen Werth haben, auf andere aber ermüdend wirken, und die Märchen, wie „Der Schnupfengeist", erscheinen uns etwas forcirt.

4. Violanta. Von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1886. 8. 3 M.

Ehe Ernst Eckstein, theils in Bulwer's Fußstapfen tretend, theils als römischer und griechischer Ebers seine größern Culturgemälde aus dem Alterthum geschaffen, hatte er sich schon auf dem Gebiete der erzählenden Literatur durch Novellen, meist wie Paul Heyse italienische Stoffe bevorzugend, seine Sporen verdient. „Violanta" ist eine diesem Bereiche seines Schaffens angehörende Novelle; die Handlung spielt in einer bei Bologna gelegenen Villa, die Heldin derselben ist die Gräfin Violanta Buonaventura, deren Steckbrief wir alsbald erhalten:

Ein süßes, sanft gerundetes Antlitz, zwischen mädchenhafter Verschämtheit und kindlichem Uebermuth hin- und herschwankend, vom lichtesten Teint, das hübsche Näschen hier und da mit einem Anflug von Sommersprossen, dazu ein Haar vom herrlichsten Blond, in leichtem Knoten geschürzt und vorn an der marmorweißen Stirne gekräuselt — es war ein Köpfchen, bei dessen Anblick man die Versuchung spürte, es gleich zwischen beide Hände zu nehmen und abzuküssen. So meinte wenigstens Mauro (der Gärtnerbursche) in seinem respectwidrigen Enthusiasmus. Dabei hatte sie eine schlanke, vornehme Gestalt, deren ganze Haltung die Dame der großen Welt verrieth.

Dieser junge Gärtner Mauro verliebt sich Hals über Kopf in die junge Gräfin; aber auch ihr Gemahl, der junge Graf Alessandro, hat eine schwärmerische, leidenschaftliche Verehrerin, Ghita, ein Mädchen aus dem Volke. Wenn wir nun anfangs glauben, daß sich aus diesen Neigungen die Handlung entwickeln werde, so werden wir hierüber bald enttäuscht; es handelt sich hier nur um Nebenfiguren; der eigentliche dramatische Conflict hat eine andere Grundlage. Bei dem jungen Grafen Alessandro meldet sich ein Freund zum Besuche an, Roger de Lagrange; die junge Gräfin erschrickt über diese Anmeldung; wir ahnen alsbald, daß hier eine geheime Drachensaat gesät ist, aus welcher die geharnischten Romanconflicte hervorzugehen pflegen — eine Saat von Antecedentien. Was ist zwischen der Gräfin und Roger vorgegangen? Ein Abenteuer, welches dem Dichter einige Schwierigkeiten macht: denn es darf nicht zu leichtwiegend sein, sonst würde es die ernste Aufregung der Gräfin nicht begreiflich erscheinen lassen, aber es darf auch nicht zu schwer ins Gewicht fallen, sonst würde es den Charakter der Heldin compromittiren. Es gehörte eine gewisse Diplomatie der dichterischen Erfindung dazu, um zwischen dieser Scylla und Charybdis glücklich hindurchzusteuern: Violanta, die Tochter des Palazzo Turchini in Pisa, hat Roger geliebt; sie hat ihm Briefe geschrieben, darunter einen höchst verfänglichen, in welchem sie einen Besuch bei ihm im Hotel ankündigt, um einmal vertraulich ungestört mit ihm sprechen zu können. Diesen Brief benutzt er als Waffe: er will sie zwingen, sich jetzt ihm hinzugeben, oder ihre Vergangenheit bei dem Gatten vernichten, und als sie standhaft bleibt, nach einer Tortur, welche die eigentlich spannenden Partien der Erzählung bildet, ist er unedel genug, die Pistole abzufeuern und diesen Brief ihrem Gatten zu schicken. Dieser schließt mit jedenfalls erlaubter Logik aus dem Hotelbesuch auf einen intimen Verkehr und sagt sich von ihr los; sie flieht und will sich das Leben nehmen; er selbst ist inzwischen von Ghita, welche Zeugin der großen Scene zwischen Roger und Violanta war, darüber unterrichtet, daß Violanta von Roger bedroht seinen Drohungen Widerstand geleistet, daß sie bei jener Begegnung ihre Unschuld bewahrt hat; er kommt noch zu rechter Zeit, um sie zu retten. Ghita wollte durch Mauro den Brief entwenden lassen, der so verhängnißvoll für Violanta geworden; Mauro hatte in der Hast einen verkehrten ergriffen; doch gerade in diesem ist Roger als Verschwörer entlarvt, und er fällt als ein Opfer seiner politischen Intriguen.

Jener dunkle Punkt der Vergangenheit, das Abenteuer im Hotel, soll, nach der Meinung und Stimmung des Autors, zu Gunsten seiner Heldin aufgeklärt sein: doch schwebt über jener Begegnung immerhin eine zweifelhafte Beleuchtung und so ganz von jeder Schuld wird die Heldin

nicht gereinigt: es war ein unzulässiges, der Decenz hohnsprechendes Abenteuer, in das sie als Mädchen sich gestürzt — wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert!

Eckstein's Stil und Darstellungsweise sind vortrefflich: alles was er schreibt hat Fluß und Guß und warme Beleuchtung; schlagkräftige Bezeichnungen lassen stets das Licht auf die rechte Stelle fallen, bei der die Theilnahme des Publikums verweilt. Hören wir das Zwiegespräch Roger's mit seiner Kassette:

Er nahm aus dem Koffer eine umfangreiche Kassette hervor und stellte sie auf den Tisch neben die Absinthflasche und die Wasserkaraffe. Die Kassette enthielt, was Don Juan Ahasveros, wenn er mit sich und seinem Genius allein war, den Kirchhof der Liebe nannte — hunderterlei Reliquien, Erinnerungszeichen an die Herzen, die er erobert und nach kurzem Liebesrausche verlassen hatte, vorwiegend Briefe, couvertirt, umschnürt und mit einer grausamen Accuratesse geordnet, die einen ähnlichen Eindruck hervorrief wie die regelrechte Schichtung der Todtenschädel in den Katakomben der Seinestadt. Auf jedem der Umschläge stand der Name der unglücklichen Heldin, der Ort und die Zeit —: man hätte auch glauben können, die Repositorien eines Standesamtes vor sich zu haben. Alle Nationen hatten zu dieser seltsamen Galerie beigesteuert; und zwar schien Lagrange, wie ein Gourmand, der im December für Erdbeeren und junges Gemüse schwärmt, gerade unter dem Gluthimmel Italiens die nordische Blondheit gesucht zu haben, denn die Rubriken „Pisa", „Florenz", „Rom" und „Bologna" wiesen fast ohne Ausnahme hellschimmernde Lockenringel vom reizendsten Aschblond bis zum flammendsten Gelbroth auf. Der Baron schloß ein wenig die Augen. „Es ist colossal komisch", flüsterte er im Selbstgespräch; „lächerlich bis zum Exceß! Die Danaiden, die immer wieder ins bodenlose Gefäß schöpften, und dennoch nicht von dem Glauben ließen, sie würden es füllen können, waren nicht grotesker als Don Juan Ahasveros, da er sich einbildete, seine unermeßliche Sehnsucht nach Glück endlich, endlich einmal stillen zu können! Knabenhaftes Getändel, so die traurigen Ueberreste hier aufzustapeln wie die Mumien im Königsgrab! Und dennoch: von Zeit zu Zeit gewährt es eine schaurige Lust, in diesen eingebildeten Schätzen herumzuwühlen. Man sagt sich wenigstens: alles hast du versucht, und wenn dein Durst nicht gelöscht wurde, so ist's nicht deine Schuld, sondern die Schuld dessen, der den Trank so schaal und so vergänglich bereitet hat!" Er stützte den Kopf in die Hand. „Ob Alessandro sie liebt — wirklich liebt? Gibt es denn überhaupt eine Liebe? Oder ist das nur die vereinbarte Fabel aller derer, die nicht bekennen wollen, daß die Hoffnung der Knabenzeit sie betrogen hat? Vielleicht ergeht es jedem wie mir; den meisten aber mangelt der Muth, sich's einzugestehen und kühnlich wegzuschütten, was ihnen zuwider ist. Auch hat die Gesellschaft ja Mittel und Wege gefunden, dies Wegschütten zu erschweren. Ehe nennt man das wundersame Expediens." Er griff jetzt vorsichtig in die Tiefe seines phantastischen „Kirchhofs", und holte nach einigem Suchen ein kleines Packet heraus, das die Aufschrift trug: Violanta Turchini. „Kindisch, lächerlich!" fuhr er in seinen Betrachtungen fort. „Und doch ist diese Tollheit das einzige, was uns über den Jammer des Lebens hinweghilft! Wer das empfindet, wie ich, der begreift auch, daß die Verliebtheit absolut kein Gewissen hat. Der Verzweifelte, der in der Wüste schweift und halb am Verschmachten ist und nirgends Erlösung sieht, der mordet sogar den Freund, um des Getödteten Blut zu trinken!"

Auch das Colorit der italienischen Landschaft und der Genrebilder aus dem Volksleben ist ein hellleuchtendes und berührt die Leser sympathisch. Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das „Historische Taschenbuch" für 1886.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 8 M.

Der neue Jahrgang des „Historischen Taschenbuch" führt sich passend als eine Festgabe ein, welche Herausgeber und Mitarbeiter dem großen Meister deutscher Geschichtswissenschaft, Leopold von Ranke, zu seinem neunzigsten Geburtstage dargebracht haben: denn abgesehen von Ranke's unsterblichen Verdiensten um die historische Forschung, die methodische Entwickelung derselben und die Erschließung weiter neuer Arbeitsgebiete, von dem also was er als Gelehrter und andererseits in der Darstellung als Künstler geleistet hat und zu unser aller Bewunderung und Stolz noch vor kurzem leistete, ist erst durch die Stellung, welche er der Geschichte in dem Gesammtorganismus des geistigen Lebens der modernen Menschheit erobert hat, einem Unternehmen wie dem „Historischen Taschenbuch" der Boden zu fröhlichem Gedeihen und ersprießlicher Wirksamkeit geschaffen worden.

Im Einklang mit dem Programm, das Wilhelm Maurenbrecher bei Uebernahme der Redaction des „Historischen Taschenbuch" entwickelt hat, finden wir auch in diesem Bande nicht weniger als sieben einzelne Abhandlungen von mäßigem Umfange zu einer bunten Mosaik vereinigt. Keine von den großen Epochen der menschheitlichen Entwickelung bleibt unvertreten: die Kirchen-, Cultur- und Literaturgeschichte ebenso wenig wie die eigentlich politische. Denn außer Julius Asbach's geistvollem Aufsatz über Cornelius Tacitus, welcher für die Würdigung des größten römischen Geschichtschreibers und die Beurtheilung seiner Werke einen interessanten neuen Gesichtspunkt geltend macht, indem er beide zu den politischen Strömungen ihrer Zeit in genaue Beziehung setzt und die Erstlingsarbeiten Tacitus' geradezu als politische Programmschriften in Anspruch nimmt, die auf die öffentliche Meinung einer innerlich tief erregten Zeit einen bestimmenden Einfluß ausüben sollten, ist dem Gebiete der Literaturgeschichte auch noch die Schilderung zuzurechnen, welche Max Heinze auf Grund der neuerdings veröffentlichten Correspondenz der geistvollen Pfalzgräfin Elisabeth, der Tochter des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, der Schwester des um die Er-

neuerung der heidelberger Universität hochverdienten Kurfürsten Karl Ludwig, mit dem Philosophen Cartesius entwirft. Zu einer fesselnden culturgeschichtlichen Skizze, welche in die kirchlichen, politischen und sittlichen Zustände des 11. Jahrhunderts einen lehrreichen Einblick erschließt, erweitert Karl Menzel die romantische, stürmisch bewegte Herzensgeschichte des Grafen Otto und der Gräfin Irmengard von Hammerstein. Die Kirchengeschichte ist in hervorragender Weise durch den Herausgeber selbst vertreten, welcher den Anfang einer ausführlichen Geschichte des Tridentiner Concils beigesteuert hat, „Vorspiel und Einleitung" behandelnd. Bekanntlich bildet die sogenannte katholische Reformation seit langer Zeit den vornehmsten Gegenstand von Wilhelm Maurenbrecher's Forschungen, welche ihren naturgemäßen Abschluß in einer neuen, dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Geschichte des Tridentiner Concils finden müssen. In den Eingang des Reformationszeitalters gehört die wenig bekannte, aber in ihren Einzelheiten interessante und auch durch ihre allgemeinen Beziehungen nicht unwichtige Episode, welche Konrad Häbler in seinem Aufsatz über den Aufstand behandelt, der 1516 bei dem Tode Ferdinand's des Katholischen von Aragonien auf der Insel Sicilien ausbrach und die Loslösung Siciliens von dem unter dem jungen Karl I. vereinigten spanischen Reiche erstrebte. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts endlich im specifisch diplomatisch-politischen Sinne betrifft der den Band eröffnende Beitrag Wilhelm Ducken's: im Anschluß an seine früher in dem „Historischen Taschenbuch" veröffentlichten Studien „Aus den letzten Monaten des Jahres 1813" und „Lord Castlereagh und die Ministerconferenz zu Langres am 29. Januar 1814" und ebenfalls unter Benutzung bisher ungedruckter Materialien behandelt er darin das letzte Stadium der zwischen den verbündeten Monarchen und Napoleon I. im Februar 1814 geführten Verhandlungen und stellt die absichtlich irreleitenden Angaben richtig, welche darüber von seiten des Kaisers in Umlauf gesetzt worden sind. Den Schluß des Bandes bildet eine „Geschichte des päpstlichen Archivs bis zum Jahre 1817", in welcher der durch seine Forschungen über das päpstliche Urkundenwesen bekannte S. Löwenfeld die Entstehung und die wechselnden Schicksale der in ihrer Art einzig dastehenden Sammlung behandelt, welche heute in dem vaticanischen Archiv vereinigt ist und neuerdings, dank der Liberalität Leo's XIII., der wissenschaftlichen Forschung in einem früher kaum zu hoffenden Maße zugänglich gemacht worden ist.

Der ebenso reiche und mannichfaltige wie wissenschaftlich gediegene und durch die Form der Darstellung ansprechende Inhalt dieses neuen Jahrgangs wird dazu beitragen, dem „Historischen Taschenbuch" den hervorragenden Platz zu bewahren, den es in unserer periodischen historischen Literatur einnimmt und auf dem es seit langen Jahrzehnten sich wesentliche Verdienste um die Popularisirung der Geschichte und die Erweckung und Erhaltung eines regen Interesses für dieselbe in den Kreisen des gebildeten Publikums erworben hat. Hans Prutz.

Zur Literaturgeschichte.

Geschichte der jüdischen Literatur von Gustav Karpeles. Berlin, Oppenheim. 1886. Gr. 8. 18 M. 50 Pf.

Daß obiges Werk einen Bestandtheil des Sammelwerks „Geschichte der Literatur der europäischen Völker" ausmacht, scheint dem Referenten aus rein historischen Gründen nicht richtig. Die Juden waren nur ein Volk, solange sie in ihrem asiatischen Vaterlande wohnten. Seitdem sie in Europa leben, sind sie eine Religionsgenossenschaft, die sich auf verschiedene Länder und Völker vertheilt. Doch es ist nicht die Hauptsache bei dem Buche, daß es jenem Sammelwerk angehört; sein Werth bleibt der gleiche. Jedenfalls füllt es eine Lücke in der Literatur aus und darf unter die hervorragenden Erzeugnisse der Literaturgeschichte gerechnet werden. Es ist auch nur zu billigen, daß es sich nicht auf die Arbeiten in hebräischer Sprache beschränkt; es kommt bei einer Literaturgeschichte darauf an, daß sie enthält, was den Geist des betreffenden Volks zum Ausdruck bringt, gleichviel in welcher Zunge dies geschieht. Es wäre auch nur gerechtfertigt, wenn die deutsche Literaturgeschichte, was bisher wenig oder nicht der Fall war, die von Deutschen des Mittelalters lateinisch, die von Friedrich dem Großen französisch geschriebenen Werke in ihren Kreis zöge. Der Verfasser obigen Werks schließt daher mit Recht auch die arabisch, spanisch, italienisch, deutsch u. s. w. geschriebenen Bücher jüdischer Schriftsteller in seine Aufgabe ein, legt sich aber die weise Schranke auf, nur diejenigen von Juden verfaßten Werke, deren Inhalt das Judenthum selbst betrifft, zu berücksichtigen. Es ist ferner in hohem Maße anzuerkennen, daß er sich von jeder confessionellen Tendenz fern hält, und zwar so fern, daß aus dem Buche selbst gar nicht hervorgeht, ob der Verfasser Jude oder Christ ist.

Mit schönen Worten über den Werth der Bibel (in ästhetischem, nicht dogmatischem Sinne) beginnt die erste Periode des Werks, nämlich die der biblischen Literatur, woran sich eine höchst klare Darlegung der Begriffe des semitischen Völkerstamms sowie der hebräischen Religion, Sprache und Literatur schließt. Die 24 Bücher des sogenannten Alten Testaments, die der Verfasser in historische, prophetische und poetische theilt, werden der Reihe nach unbefangen charakterisirt, und es wird eine faßliche Uebersicht der kritischen Stimmen gegeben, welche sich über das Alter und die Echtheit jener Bücher aussprachen, wobei der Verfasser einen äußerst vorsichtigen und ziemlich

conservativen Standpunkt einnimmt, ohne dogmatischen Vorurtheilen zu huldigen. Ueber die Poetik der Hebräer werden bei Anlaß der poetischen Bücher interessante Mittheilungen gemacht, die Poesie dieser Bücher wird eingehend und in anziehender Sprache gewürdigt. Schließlich wird die Bildung des biblischen Kanon dargelegt. Die zweite Periode führt uns die jüdisch-hellenistische Literatur (200 v. bis 100 n. Chr.) vor, die Zeit der Pharisäer und Sadducäer, der Essäer, der Makkabäer und Idumäer, der Schriftgelehrten mit ihren Häuptern Hillel und Schammai. Das Hebräische wird Gelehrtensprache; das Griechenthum übt mächtigen Einfluß auf die Juden, die zuletzt unter die Gewaltherrschaft der Römer fallen. Die talmudische Literatur, welche die dritte Periode (100—750 n. Chr.) ausfüllt, ist das Product des Duldens und Leidens im Exil; die Juden zerstreuen sich über die Welt; aber im Mutterlande und in Babylonien bleiben Schulen bestehen, aus denen die merkwürdige reiche Commentarbibliothek hervorgeht, die wir den Talmud nennen. In der vierten Periode (750—1200 erblüht die Glanzzeit der jüdisch-arabisch-spanischen Literatur. Der dem Judenthum nachgeahmte Islam wirkt in großartiger Weise auf die Stammesverwandten seiner Urheber und gönnt diesen mehr freie Bewegung als die gleichzeitigen Christen; es gab jüdische Minister in den arabischen Staaten vom Indus bis zum Tajo, während sich in Europa die Verfolgungen der Ausgestoßenen häuften, namentlich seit den Kreuzzügen, das christliche Spanien aber eine rühmliche Ausnahme davon machte. Außerhalb dieses Landes, auch unter mohammedanischen Fürsten, sank der Culturzustand der Juden immer tiefer; in Spanien dagegen, unter beiden Religionen, auch noch in Südfrankreich, blühte jene erstaunliche Dichtung und Wissenschaft, welche die mittelalterlichen Juden eine Zeit lang auf den Gipfel der Weltcultur erhob, aber freilich auch mit der rabbinischen Orthodoxie hart zu kämpfen hatte. Dieser Kampf erreichte jedoch seinen Höhepunkt erst in der fünften Periode (1200—1750), welche die der rabbinischen Literatur genannt wird und das Judenthum sowol in seiner härtesten Unterdrückung von außen als auch in seinem tiefsten Verfall durch das Brachliegen der geistigen Kräfte im Innern zeigt. Getaufte Juden wurden die erbittertsten Verfolger ihrer Brüder, und die, welche sie zu bessern Zuständen erheben wollten, galten für Betrüger, für falsche Messiase. Im Morgenlande getäuscht und im Abendlande vertrieben, versanken sie in Unwissenheit und Aberglauben, und ihre literarische Thätigkeit drehte sich zuletzt nur noch um Talmud und Kabbala und das Treiben verschiedener Sekten. Erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, als in Deutschland die Aufklärung Throne, Literatur und Leben beherrschte, erhob sich, namentlich durch das begeisterte Streben Moses Mendelssohn's, das Judenthum in seiner sechsten Periode aus dem Verfall zu neuem Leben. Es wurde nach und nach in allen civilisirten Ländern die Gleichberechtigung der Juden mit den Christen, theilweise freilich erst spät in unserm Jahrhundert, errungen, und in gleichem Schritt mit ihr trieb sowol die Literatur des Judenthums selbst in hebräischer und in den neuern Sprachen, wie auch die Betheiligung der Juden an europäischen Literaturen und Wissenschaften sowie in den schönen Künsten neue und reiche Blüten. Aber es entbrannten auch heftige Kämpfe zwischen Orthodoxen und Reformjuden, die heute noch fortdauern.

Wir können hier nur einen schwachen Begriff von dem über 1100 Seiten zählenden Karpeles'schen Werke geben; ein ausführlicher Bericht würde einen Essay füllen, welcher aber nicht mehr sagen könnte als diese wenigen Zeilen, nämlich daß wir es mit einem gründlich gelehrten, von erstaunlicher Belesenheit und lebenslangem Studium des Verfassers zeugenden, dabei faßlich und populär geschriebenen und edel gehaltenen Werke zu thun haben. Eingehende Literaturnachweise machen den Schluß, dem noch ein Autoren-, leider nicht auch ein Sachregister folgt.

Otto Henne Am-Rhyn.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig hat Klara Schumann „Jugendbriefe von Robert Schumann" erscheinen lassen, aus welchen die edle Künstlerin erkannt zu sehen wünscht, wie in ihrem zu früh verewigten Gatten Mensch und Künstler Hand in Hand gingen. So veröffentlicht sie denn eine große Anzahl von Briefen — und zwar mit den wünschenswerthen Abkürzungen — vom achtzehnten bis dreißigsten Lebensjahre des großen Tondichters, welche den Verehrern Schumann's viel Freude bereiten werden. Nicht blos das reine Gemüth, sondern auch die poetische Begabung Schumann's tritt hier herzbezwingend hervor. Dabei kann man geradezu an der Hand dieser Briefe dessen allmähliche Abklärung verfolgen. Es wäre sehr verdienstlich, wenn ein Schumann-Biograph aus diesem 315 Seiten umfassenden Buche die Perlen von allgemeinerem und bleibendem Werthe zusammenstellen wollte. Die folgenden Aussprüche, welche wir dem Buche entnehmen, mögen dies beweisen: „Gefühle sind Sterne, die blos bei hellem Himmel leiten; aber die Vernunft ist eine Magnetnadel, die das Schiff noch ferner führt, wenn jene auch nicht mehr leuchten." — „Jean Paul stelle ich über alle, selbst über Schiller." — „In dem Raume können wir uns das große vollendete Gemälde der Menschheit kaum denken, aber in der Zeit reichen sich die titanischen Riesengeister die Hände zur Bildung des Höchsten und zum Riesenbau der vollendeten Schöpfung." — „Dannecker's Ariadne auf Naxos ist das schönste Ideal einer Frau, welche stolz und leicht und mit dem Gefühl der eigenen Würde und Schönheit ein schäumendes Pantherthier unter ihren Händen zähmt; der Panther scheint widerstehen zu wollen, aber er schmiegt sich sanft an ihren Händen auf, und sie blickt mit gehobenem Haupte gen Himmel. Wie schön ist dies Sinnbild, daß die Schönheit alles, auch die wildeste Kraft zähmt und fesselt!" Aussprüche wie diese finden sich fast auf jeder Seite.

— „Franz Liszt als Psalmensänger und die frühern Meister. Mit Notenbeispielen von L. Ramann" (Leipzig,

Breitkopf u. Härtel). Die Verfasserin hat bereits vor sechs Jahren den ersten Band einer Biographie des von ihr schwärmerisch verehrten Meisters Liszt erscheinen lassen und bringt hier dem Genius desselben ein neues literarisches Opfer dar. Nach L. Ramann sind die Psalmen von Bach und Händel ein Spiegel der altprotestantischen Dogmatik und Exegese, diejenigen Mendelssohn's spiegeln moderne humanistische Empfindung und poetisches Anschauen; nur Liszt erreicht den Ausdruck religiöser Dichtung. Bei Liszt wird die Musik zum Psalm und er kommt den Psalme David's am nächsten. Liszt's Psalmen stehen an absolutem Werth über allen andern. Die Verfasserin spricht auch sonst in ihrem Buche von der „Harfe David's" wie von einer bekannten Größe; woher sie mit derselben so vertraut ist, bleibt uns trotz Ambros unerfindlich. Ebenso unbegreiflich ist uns, wie die Verfasserin schlechthin behaupten kann, daß der Protestantismus die Verbindung von Musik und Cultus aufgegeben habe. Zu welcher Art von Kritik eine in ihrer Art doch gebildete Dame sich fortreißen lassen kann, geht aus folgendem Satze hervor: „Der 18. Psalm in der Composition von Liszt ist eine Neudichtung, die an keine andere Schöpfung irgendeiner Zeit, irgendeines Meisters gemahnt." Trotz dieser und ähnlicher Stellen wollen wir doch gern den Fleiß anerkennen, welchen Fräulein Ramann auf die Durchforschung der musikalischen Psalmenliteratur verwendet hat; für Anhänger der neuromantischen Richtung enthält ihr Schriftchen jedenfalls werthvolle Fingerzeige. Uebrigens sind die Notenbeispiele in einer derartigen kleinen Broschüre zwar recht wohlgemeint, erhöhen aber das Verständniß der besprochenen Musikstücke für den Leser nur wenig.

— Im Verlage von Benno Schwabe in Basel erscheinen „Oeffentliche Vorträge", gehalten in der Schweiz, zu denen die besten wissenschaftlichen Kräfte dieses Landes Beiträge liefern. Vom achten Band liegen uns das elfte und zwölfte Heft vor, in denen O. Hunziker sich über Rousseau und Pestalozzi, Stephan Born über Heinrich Zschokke verbreitet.

— Die unter der Aufschrift „Gegen den Strom" bei Karl Graeser in Wien erscheinenden Flugschriften werden bereichert um das siebente Heft, welches den Essay eines Anonymus: „Die gebildete Welt", enthält.

Aus der Schriftstellerwelt.

Gustav Freytag hat am 13. Juli d. J. seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert; er ist am 13. Juli 1816 in dem schlesischen Städtchen Kreuzburg geboren, wo denn auch an diesem Tage an seinem Geburtshause eine Gedenktafel angebracht wurde. Gustav Freytag gehört zu den glücklichsten und erfolgreichsten deutschen Schriftstellern, wenn auch sein Familienleben mehrfach durch unglückliche Ereignisse getrübt worden ist. Man vergleiche damit Karl Gutzkow's Schicksale, der so wenig Freude durch seine Werke erlebt hat, dem so wenig Auszeichnungen zutheil geworden. In launiger Weise hatte Freytag in einem Schreiben die üblichen Gratulationen abgelehnt, mit denen derartige Jubeltage gefeiert zu werden pflegen. Daß die Presse aber sich dieses Gedenktags erinnerte, ist bei einem Schriftsteller von Freytag's Bedeutung selbstverständlich. Fast alle illustrirten Zeitungen brachten sein Bild und seine Biographie. Den Theatern lag die gleiche Pflicht ob: doch die großen Hoftheater waren geschlossen und von den Stadttheatern erinnerten sich nur wenige des Dichters, der ihrem Repertoire dauernde Schöpfungen geschenkt. In Leipzig wurde das Jugendwerk Freytag's: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen" aufgeführt, das dort seit langer Zeit nicht gegeben worden und so den Reiz der Neuheit hatte. Trotz seiner schalkhaften Grazie und des feinen Humors in vielen Scenen kann es wegen seiner fragmentarischen Haltung und des Mangels an dramatischem Fortgang sich mit Freytag's spätern Dramen nicht messen. Von den zahlreichen Glückwünschen der Einzelnen und der Schriftstellergenossenschaften hat die Presse nichts berichtet: es war nur die Consequenz von Freytag's humoristischem Absagebriefe, daß er alle diese Huldigungen nicht der Oeffentlichkeit preisgab. Anders verhielt es sich mit den Glückwünschen Sr. Majestät des Kaisers, des Kronprinzen und der Kronprinzessin und mit der seltenen Auszeichnung, daß der deutsche Kaiser Freytag's Bild der Nationalgalerie einverleiben läßt. Das Schreiben des Cultusministers Goßler enthält eine auszeichnende Würdigung der Leistungen des Dichters. Auch der wiesbadener Magistrat huldigte dem Poeten, indem er eine Straße mit seinem Namen taufte — und außerdem seine Einkommensteuer um das Dreifache erhöhte: ein keineswegs erwünschtes Geburtstagsgeschenk, in welchem allerdings die Anerkennung der glänzenden finanziellen Erfolge liegt, welche Freytag's Werke davongetragen. Doch wird diese letzte Nachricht neuerdings für eine freie Erfindung erklärt.

Bibliographie.

Block, A., Der Stadtknecht von Prenzlau. Ein Zeitbild aus dem 15. Jahrhundert. Prenzlau, Biller. 8. 2 M.

Delbrück, H., Historische und politische Aufsätze. 1ste Abth. 1stes Hft. Die historische Methode des Ultramontanismus. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Eichler, M., Harzblumen. Sagen und Geschichten aus dem Harze. Gesammelt und erzählt. Harzburg, Stolle. 8. 1 M.

Grimm, Der wirthschaftliche Weg von Deutsch-Afrika. Eine Zusammenstellung von Aussprüchen hervorragender Forscher, nebst einem Abrisse der Geschichte Sansibars. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Heidenhain, A., Die Unionspolitik Landgraf Philipps des Grossmüthigen von Hessen und die Unterstützung der Hugenotten im ersten Religionskrieg. Breslau, Koebner. Gr. 8. 3 M.

Heinemann, W., Goethes Faust in England und Amerika. Bibliographische Zusammenstellung. Berlin, Hettler. 8. 1 M. 50 Pf.

Heyck, E., Genua und seine Marine im Zeitalter der Kreuzzüge. Beiträge zur Verfassungs- und zur Kriegs-Geschichte. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 5 M.

Hofrichter, J. P., Rückblicke in die Vergangenheit von Graz. Graz, Styria. 1885. 12. 5 M.

Holsten, R., Hoch Heidelberg! Burschenlieder. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 12. 1 M.

Huhn, A. v., Der Kampf der Bulgaren um ihre Nationaleinheit. Politisch-militärische Geschichte der bulgarisch-rumelischen Ereignisse im Jahre 1885. Mit 1 Kartenskizze. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 6 M.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. 21. Jahrg. Weimar, Huschke. Gr. 8. 12 M.

Kawerau, W., Magdeburg. Ein deutsches Städtebild. Magdeburg, Rathke. 8. 1 M.

Kießling, B., Der Kriegsgedanke und die Volkserziehung. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 60 Pf.

Koegel, F., Lotzes Aesthetik. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Köhler, G., Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit von Mitte des 11. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen in 3 Bdn. 1ster Bd. Kriegsgeschichtliches von Mitte des 11. bis Mitte des 13. Jahrhunderts. Mit 15 lithographirten Karten und Plänen. Breslau, Koebner. Gr. 8. 18 M.

König, E. A., Die Tochter des Commerzienraths. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Criminalistische Novellen-Bibliothek. 1ster Bd.: Der schwarze Handschuh. Von B. Stavenow. — 2ter Bd.: Der Finger des Ermordeten. Von K. Hannemann. Leipzig, v. Biedermann. 12. à 50 Pf.

Paul, E., Griechenland und die Türkei. Zeitgemäße Erörterungen zum Verständniß der Balkanfrage. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 60 Pf.

Perbandt, E. v., Malube. Historisches Drama. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M.

Pestalozzi, J., Was ist die Heils-Armee? (Salvation Army). Halle, Strien. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Rosenthal-Bonin, H., Stromschnellen. Heitere Novellen. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 4 M.

Schneer, J., Alassio und seine Umgebung. Eine Skizze über Land und Leute mit meteorologischen Beobachtungen und 3 Tabellen. Wiesbaden, Bergmann. 8. 1 M. 60 Pf.

Schönhage, A, Die Gräfinnen von Stein. Einaktiges Lustspiel für stenographische Kreise. Elberfeld, Faßbender. 8. 50 Pf.

Schott, K. J., Zur Befestigungsfrage. Mit 1 Blatt Skizzen. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Stuart, C., Graf Lothar. Dramatische Dichtung. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 2 M.

Wolff, A., Der hinkende Teufel in Berlin. Schilderungen aus dem Berliner Leben. Leipzig, Renger. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 185 bis 198.

Das Scheitern der deutschen nationalen Ausstellung. — Zur Lage in Oesterreich-Ungarn. — Die Botschaft des Prinz-Regenten von Bayern. — Die Frage der Meerengen. — Ignatiew, Fallmerayer und das illyrische Dreieck. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Zu dem Project einer deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung im Jahre 1888. — Militärisches aus Frankreich. — Die Gemeinderathswahlen in Straßburg und Metz. — Jules Malou †. — Der Militär-Reorganisationsentwurf des französischen Kriegsministers. — Die skandinavische Socialdemokratie. — Der neue französische Armee-Reorganisationsentwurf und seine Bedeutung für den Krieg. (I.)

Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kreisausstellung zu Augsburg. Von H. E. von Berlepsch. (VI.) — Die einflußreichste Frau der französischen Geschichte. Von J. von Döllinger. (I./VI.) — Dr. Schliemanns Sieg in London. — Die Melodien des katholischen Kirchenliedes. Von R. von Liliencron. — Die nachgelassenen Werke Victor Hugo's. Von H. Klein. — Guddens Wirken. Von Dr. Fr. A. Nißl. (I./II.) — In den Salzbach-Engen. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. (I.) — Das Werk des Kronprinzen Rudolf über Oesterreich-Ungarn. Von Dr. A. Schlossar. — Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. — William Gerard Hamiltons Parlamentarische Logik. — Museum der italienischen Malerei. Von W. Lübke. — Die Architektur der Renaissance in Toscana. Von W. Lübke. — Eine historische Festwoche in der Schweiz. — Ein französischer Biograph H. Heine's. Von H. Hüffer. — Geschichte des deutschen Buchhandels. — Cavour. Von G. Th. Lommel. (VII.) — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XIX.) — Ein Wort zur Vertheidigung für das „moderne“ Griechenland. Von Dr. E. Oberhummer.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Zum Panamá-Anlehen.) Die New-Yorker Stock-exchange. Beerenwein. Der Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Mittelfranken in Nürnberg. Die Ernährung und die Nahrungsmittel. (III.) Die Butter. Bayerische Werthpapiere im ersten Semester 1886. Deutsche Ein- und Ausfuhrstatistik für 1885. Die Bedeutung des Rivetweizens für den Weizenmarkt.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Organismus der Khetšua-Sprache

von

J. J. von Tschudi.

8. Geh. 25 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Krisis der letzten Friedensverhandlung mit Napoleon I. Von Wilhelm Oncken. — Cornelius Tacitus. Von Julius Asbach. — Irmengard von Hammerstein. Eine rheinische Geschichte. Von Karl Menzel. — Der Aufstand Siciliens 1516. Von Konrad Häbler. — Tridentiner Concil. Vorspiel und Einleitung. Von W. Maurenbrecher. — Pfalzgräfin Elisabeth und Descartes. Von Max Heinze. — Geschichte des päpstlichen Archivs bis zum Jahre 1817. Von S. Löwenfeld.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden, Leopold von Ranke gewidmeten neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem, gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gesammelte Werke

von

Moriz Carriere.

Neun Bände. 8. Geh. 76 M. Geb. (in 8 Bänden) 88 M.

Inhalt:

Aesthetik. Dritte Auflage. 2 Thle. — **Die Poesie.** Zweite Auflage. — **Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung.** Dritte Auflage. 5 Thle. in 6 Bdn.

Die vorliegende Gesammtausgabe enthält Carriere's Schriften zur Philosophie des Schönen und zur Geschichte der Kunst und bildet eine abgeschlossene Sammlung. Ein Prospect über dieselbe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur.

Von

David Cassel.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Seinem bereits in fünfter Auflage erschienenen „Leitfaden für den Unterricht in der jüdischen Geschichte und Literatur“ läßt der Verfasser das vorliegende „Lehrbuch“ folgen, welches den Stoff weiter ausführt und ergänzt, sowie ein reichhaltiges Quellenmaterial nachweist. Das Werk ist zunächst für den Schulgebrauch bestimmt, überhaupt aber jedem zu empfehlen, der sich über jüdische Geschichte und Literatur belehren will.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1886. Nr. 8.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 5. August 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Operette und moderne Spieloper. Von Rudolf von Gottschall. — Novellen und kleine Romane. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Molière in England. Von Adolf Heerklotz. — Ueber Klopstock's „Messias". Von Adalbert Schroeter. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Operette und moderne Spieloper.

Es ist erstaunlich, welch ein beträchtlicher Theil der Production für das Theater aus dem Bereiche der eigentlichen dramatischen Literatur herausfällt. Man lese die Theateragenturblätter: sehr selten berichten sie über ein ernstes Schauspiel, ein feines Lustspiel; ganze Nummern derselben sind vollgepackt mit Berichten und Reclamen betreffs der Tagesneuigkeiten, welche die Runde über die Bühnen machen, der Possen, Schwänke, Operetten; auch fünf Sechstel der Zeitungsfeuilletons sind mit derartigen Notizen angefüllt, und das ganze Genre, das sich so breit macht, das in so ausschließlicher Weise das Interesse des Publikums für sich in Anspruch nimmt, ist im Grunde Kaviar für den wahrhaft Gebildeten.

Den Hauptschlag gegen das ernste Drama hat allerdings die große Oper geführt, welche die Theaterwelt mit imposantem Pomp und jeder Art von Privilegium in Besitz nahm. Diese theuere Oper, auf welche die meisten Theaterdirectionen so außerordentliche Kosten verwenden, und welche in der Regel von dem stiefmütterlich behandelten Schauspiel unterhalten werden muß, nimmt alle Festtage des Theaters in Beschlag; sie erfreut sich der Gunst der Höfe und der Vornehmen; Sänger und Sängerinnen erhalten enorme Gagen; vorzügliche Stimmen erregen einen wahren Enthusiasmus beim Publikum: wie kann das bescheidene Schauspiel, das sich nur an Geist und Gemüth der Zuschauer wendet, mit diesem verwöhnten Lieblingskinde der Auserwählten und der Menge wetteifern? Und es ist nicht besser damit geworden, seitdem das Kunstwerk der Zukunft, das musikalische Drama, sich bei uns eingebürgert hat: trotz aller Proteste ist auch dies Kunstwerk nichts weiter als Oper, und zwar eine Oper, welche noch größere Ansprüche stellt als die andere, welche durch ihre Ausstattungen enorme Summen verschlingt und bei welcher die Dichtung nur eine untergeordnete Rolle spielt. So große Mühe sich begeisterte Jünger damit geben mögen: in die Literatur als Werke von selbständigem dichterischen Werth werden diese Operntexte niemals Zutritt erhalten. Einige derselben, wie die von „Tanhäuser" und „Lohengrin", sind als Operntexte vortrefflich; andere, wie die der „Nibelungen", sind schwülstig und ungenießbar und zum Theil arge Versündigungen gegen den guten Geschmack.

Neben der Oper ist aber die Operette zur gefährlichen Nebenbuhlerin des Schauspiels, besonders des Lustspiels geworden. Ursprünglich französischer Herkunft, war sie anfangs ein Genre für sich, die musikalisch-dramatische Parodie, welche die alte Götter-, Helden- und Märchenwelt persiflirte: das waren die Offenbachiaden, deren Einzug in Deutschland anfangs auf Widerspruch stieß. Soviel wir uns besinnen, wurde zuerst von allen „Orpheus in der Unterwelt" in Breslau aufgeführt und hatte einen schweren Stand beim Publikum, das ihm zum Theil heftige Opposition machte. So nimmt ein Kind der Mutter Brust nicht gleich im Anfang willig an, doch bald ernährt es sich mit Lust. Und bald ernährte sich das deutsche Publikum mit Lust und Entzücken an den Offenbachiaden, welche viele hundert Aufführungen an den Bühnen der großen Städte erlebten; das war eine dämonische und prickelnde Musik, deren hunderttausend Teufel auf den Saiten der ironischen Geigen auf und nieder voltigirten, welche für die Orgie recht volle dithyrambische Klänge hatte; das war eine Ironie, welche ihre Sache auf nichts gestellt, die den Kehraus tanzte mit allen gepriesenen Idealgestalten der Dichtungen. Die Persiflage, der Cynismus, der kecke Hohn in Wort, Ton und Geberde — das war die Offenbachiade in ihrer, wir möchten sagen classischen Zeit.

Bald nahm sie indeß eine etwas andere Gestalt an:

aus dem olympischen Gewölk und aus dem Duft der Märchen ging sie über ins Bereich festgeschlossener komischer Charaktere und zusammenhängender komischer Handlungen: „Madame Favart" von Offenbach ist ein historisches Lustspiel mit Musik, ebenso „Angot" und andere Operetten Lecocq's. Das war die Gestalt, welche die deutschen Textverfasser und Componisten zur Nachahmung anfeuerte, während die kecken Offenbach'schen Parodien als in ihrer Eigenart unnachahmlich erschienen waren. So entstand die deutsche Operette. In einem größern Werke: „Moderne Spieloper", sucht Franz Joseph Brakl (München, Franz) nachzuweisen, daß in der That die neue Operette nichts ist als die moderne Spieloper, und daß Johann Strauß, Milloecker, Richard Genée in den Bahnen wandeln, in denen Dittersdorf und ähnliche Componisten im vorigen Jahrhundert sich bewegt haben. Es ist wahr, „Der Bettelstudent" kann sehr wohl für eine komische Oper gelten: er ist sogar dramatischer aufgebaut als manches Schauspiel, und „Der Feldprediger" gehört mit seinem kriegerisch-patriotischen zweiten Actschluß und seiner durchschlagenden Bravour fast dem ernsten Genre an. „Die Fledermaus" ist ein etwas frivoles modernes Lustspiel nach einem französischen Stoff, aber mit einer lustigen Champagnerverve componirt, reich an prickelnden Melodien und lustigen Motiven, eine der flottesten Bühnenproductionen der Neuzeit.

Vom Standpunkte der dramaturgischen Kritik wird man daher nicht allzu heftig gegen die Gleichstellung der Operette und der komischen Spieloper zu protestiren brauchen. Wenn ein solcher Protest erhoben wird, geht er von einem andern Heerlager aus, von demjenigen der Musiker, welche die Operettenmusik durchaus nicht mit derjenigen der komischen Oper in Eine Linie setzen wollen. Die komischen Opern von Götz, Brüll u. a. haben allerdings jetzt einen schweren Stand gegenüber den die Bühnen beherrschenden und überflutenden Operetten; aber es ist billig, zuzugeben, daß die Factur der Musik und das künstlerische Streben der Componisten einen strengern Maßstab verträgt als die leichtlebige Operette, die sich zur komischen Oper verhält wie der Schwank zum Lustspiel.

Wan mag jedem Genre innerhalb gewisser Grenzen sein Recht lassen, aber die Operette wird nachgerade zum enfant terrible des Theaterwesens, nicht für die Directoren, die sie zum Lieblingskind gemacht haben, noch weniger für die Textdichter und Componisten, die sich in einer Weise bereichern, welche gegenüber dem kläglichen Verdienst der Tragödiendichter geradezu beschämend wirken muß, aber gegenüber den Tendenzen einer würdigen Nationalbühne, die durch sie immer mehr am Aufblühen gehindert wird. Die deutsche Operette hat ihre Enthusiasten; dazu gehört der Verfasser der obigen Schrift, die als eine Walhalla für die gefeierten Schöpfer der neuen Kunstgattung betrachtet werden kann, Bilder und Biographien derselben bringt, dabei das Lob dieser braven Männer hoch ertönen läßt. Den modernen Lustspiel- und Trauerspieldichtern sind solche Werke noch nicht gewidmet worden. Die Operette ist eben Mode, und was Mode ist, das findet eine immer wachsende Propaganda und wird in die literarischen Photographiekasten aufgenommen.

Doch will man auch das Genre gelten lassen, die Ausführung in Deutschland muß doch Bedenken erregen; sie wird nachgerade von einer schablonenhaften Eintönigkeit. Nehmen wir die „Fledermaus", einen originellen Wurf, und den „Bettelstudenten" als dramatisch gut aufgebautes Stück aus, so sind alle diese Operetten: „Fatinitza", „Donna Juanita", „Der lustige Krieg", „Der Seekadett", „Prinz Methusalem" und wie sie sonst heißen mögen, eigentlich nur Varianten desselben Stoffs: Liebesscenen mit Verkleidungen — im Geschlechtertausch liegt ein eigenthümlicher Reiz, in „Fatinitza" ist er auf die Spitze getrieben — und dann einige burleske Figuren, meistens aus den Hofsphären, wozu Offenbach in der „Herzogin von Gerolstein" und „Blaubart" den ersten Anstoß gegeben: alles sich wiederholend, Situationen und Charaktere, und die Melodien von einer musikalischen Blutsverwandtschaft, welche eigentlich zu den kanonischen Ehehindernissen gehören sollte: kann sich aus diesem Operettenknäuel und Operettengräuel etwas Förderliches für unser Bühnenwesen herausgestalten?

Darum kann man mit einer Apotheose der Operette, wie sie Brakl in seiner Schrift gibt, sich wenig einverstanden erklären. Einige gute Operetten und allenfalls auch Specialbühnen für die Operette, wie sie in den großen Hauptstädten bestehen: aber die anständigen Stadttheater sollten den gesunden Wuchs der dramatischen Kunst von den zerstörenden Umschlingungen dieser Wucherpflanze freizuhalten suchen.

Rudolf von Gottschall.

Novellen und kleine Romane.

(Beschluß aus Nr. 30.)

5. Der Sohn der Volskerin. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 4 M.

Richard Voß verleugnet als Romanschriftsteller durchaus nicht die Eigenart des Dramatikers: eine reiche, oft ein wenig üppig ins Kraut schießende Phantasie, die Vorliebe für das Grelle und Packende, für die Lapidarschrift des Effects, viele geniale Züge zerstreut in einem Conglomerat von „Scherben". Ohne Frage ist Richard Voß mehr Dramatiker als Epiker; denn die sanfte Allmählichkeit der epischen Darstellung liegt ihm gänzlich fern; er

liebt das Zerklüftete, Sprunghafte und den lakonisch-epigrammatischen Schluß, der sich als Actschluß wirksamer macht als am Ende eines Romankapitels.

Wir bekennen, daß wir in seinen Erzählungen die sichere Führung vermissen; lange Zeit wissen wir nicht, wohin der Dichter steuert, und so geht es uns auch mit dem „Sohn der Volskerin". Es ist überdies eine ganz aparte Gefühlsweise, mit der wir uns befreunden müssen, um der Handlung zu allen Wendepunkten und Katastrophen folgen zu können: wer sich nicht in eine Volksgesinnung hineindenkt, der die Blutrache ein geheiligter Grundsatz ist, wird die ganze Handlung des Romans höchst abenteuerlich und auf die Spitze gestellt finden.

Die Voraussetzungen derselben werden uns sehr lakonisch erzählt. Surrina, die Volskerin, ist die Frau eines Banditen, Ettore Bardi; von einem Genossen fälschlich als Ehebrecherin angeklagt, steht sie vor ihrer Hütte; der heimkehrende Ettore begrüßt sie mit einem Faustschlag, gerade als sie den Sohn ihm zur Begrüßung entgegenhält: er trifft und tödtet das eigene Kind. Die Mutter sinnt auf Rache: sie gibt sich einem französischen Prinzen hin. Der Sohn Orestes, den sie darauf gebiert, ist nicht der Sohn Ettore Bardi's; doch ihre Rache besteht darin, daß der Vater ihn als Sohn liebt und stolz auf ihn ist, bis er die niederschmetternde Nachricht erfährt, daß er seine Liebe an einen Fremden verschwendet hat. Sollte dies nicht das Raffinement einer erfinderischen Phantasie sein? Würden die naiven Briganten und ihre Frauen auf eine so ausgeklügelte Rache verfallen? Der französische Prinz ist bald nach der Liebesscene erschossen worden von einem eifersüchtigen Gutsverwalter, weil er der Frau desselben nachgeschlichen: Surrina lauert diesem aus Blutrache auf und vererbt sie, da sie dieselbe nicht ausführt, ihrem Sohn: der aber dankt schließlich dem sterbenden Verwalter für seine That. Das Jugendleben Orest's, der kleinen Alba und des Hirten Romulus in den Bergen athmet die Poesie des Brigantaggio, ebenso die klösterlichen Abenteuer des jungen Helden. Alles mündet zuletzt in die Garibaldinische Bewegung.

Abgesehen von der crassen Ausnahmemoral der Haupthandlung und der brüsken Naivetät vieler Genrebilder, durchzieht die Dichtung oft echte Poesie; die Freiheit des Berg- und Waldlebens ist mit frischen Farben geschildert. Ebenso finden sich sehr ansprechende landschaftliche Bilder, die Waldeinsamkeit, wo Orest mit dem Mönch die Kapelle gründet, die römische Campagna zur Zeit der Ernte, zu der die fremden Arbeiter aus den Bergen kommen:

Die meisten bringen sich Zelte mit. Diese werden auf bereits abgemähten Feldern oder wüsten Strecken aufgeschlagen und es wird solcher Art ein vollkommenes Lager errichtet. Mit ihrer Arbeit rückt allmählich die Colonie vor. Wer keine Zelttücher besitzt, baut sich Hütten aus Stroh und Schilf. Viele benutzen die Ruinen als Schlafstätte. In antikem Palastgemäuer und halbzerfallenen Tempelzellen, in großen Nischen, die hier und da noch schön gefärbter Stuck und köstlicher Marmor überzieht — in den Gräbern siedeln sich die Horden an, diese Nachkommen uralter Völkerschaften, welche einst mitgeholfen haben, das erhabene Gefilde zu verwüsten, dieses Land, das auf seiner ehrwürdigen Scholle, die schon Aeneas bebaut, die größte Herrlichkeit der Welt trug. Die Tempel, Theater, Akademien und Basiliken, die Thermen und Hallen, die Villen, Gärten und Haine, die Gräber, Portiken, Triumphbogen, die Statuen und Ehrenbildsäulen — alles dahin! Die ganze schöne Welt ist untergegangen und in Scherben zerschlagen, von den Zeiten vom Erdboden gefegt wie von einem rasenden Sturm. Da dehnt es sich aus mit mächtigem Horizont. Unübersehbar wogt es auf und ab, ein Ocean, dessen Wellenberge einst Rom verschlangen. Unsagbar ist der Anblick dieser majestätischen Landschaft, darauf die Weltgeschichte mit Ruinen und Trümmern das große Drama „Rom" niedergeschrieben, die gewaltigste Tragödie, die jemals gedichtet worden. Es ist ein Kirchhof aller Völkerschaften der Erde; denn eine Welt starb hier, eine Welt liegt hier unter sanft wogenden gelben Weizenfeldern und mit Blüten überschütteten bunten Triften begraben. Die Scholle, die eine solche titanische Vergangenheit in sich begraben hat, ist hier ihres unsterblichen Ruhmes eigenes Denkmal. Wolkenschatten eilen über das sonnige Gefilde, Heerden weiden darauf. In den Schluchten heult der Wolf und über den Wüsteneien schwebt der Adler. Morgenroth gießt rosiges Licht darüber aus und Abendroth taucht alle Weiten in Purpur und in Goldglanz. Der Tod reitet darübrr hin. Mondschein und Sternenschimmer verklären die stillen Steppen. Auf dem großen Grabe bläst der Hirt die Flöte, tanzt das braune Weib vom Apennin den wilden Saltarello, singt das Mädchen von Fraseati ihr schwermüthiges Ritornell. Doch der Ackersmann, der hier die Frucht der Ceres säet und erntet, stirbt darauf. Abends sieht man es in den sumpfigen Niederungen dunstig dahinkriechen, schwerfällig durch die Tiefen schleichen, wie auf Raub ausziehend. Das ist der fürchterliche Geist der römischen Campagna! Nachts erhebt er sich. Den Schlafenden, über den er sich wälzt, würgt er. Das Fieber weiß nichts vom heiligen Schlaf; es mordet im Schlaf.

Doch gerade die am tiefsten einschneidenden Hauptmomente der Handlung sind oft so lakonisch dargestellt, daß man zurückblättern muß, um sich über die innere Verknüpfung derselben klar zu werden, und doch verlangt das psychologisch Abnorme und Ungeheuerliche vor allem eine eingehendere Darstellung.

6. Die Heiligen von Amoltern. Novelle von Wilhelm Jensen. Leipzig, Elischer. 1886. 8. 5 M.

Ebenso eigenartig wie Richard Voß ist Wilhelm Jensen in seinen Romanen und Erzählungen: doch ist die Grundfärbung eine wesentlich andere. Jensen liebt eine magische Beleuchtung; seine Muse ist nicht so kurz angebunden wie die von Richard Voß; ihm fehlt es nicht an eingehender psychologischer Vertiefung, und ein Netz von sinnvollen Reflexionen ist über die Vorgänge in seinen Romanen ausgebreitet. Etwas Apartes haben sie alle in Erfindung und Darstellung, „Die Heiligen von Amoltern" aber gehören zu den merkwürdigsten Erzeugnissen der Jensen'schen Muse. Offenbar hat ihn Abraham a Sancta Clara zu diesem Werke begeistert, dessen eigentlicher Held der Pater Romuald ist: fast scheint es, als ob alles andere nur deshalb gedichtet wäre, um diese Charakterfigur, sei es durch den Contrast, sei es durch die erfundenen Be-

gebenheiten, zu illustriren. Wer nicht Freund eines derben Humors ist, wer nicht gelegentlich etwas Rabelais und Fischart mit in den Kauf nimmt, der wird sich von diesem Heiligen von Amoltern nicht sonderlich befriedigt fühlen. Sehen wir uns gleich sein Porträt an:

Weß Standes und Berufs er war, sah man auf den ersten Blick an seiner strickumgürteten, langen, braunhärenen Kutte, die sich mit einer pyramidal zugespitzten Kapuze über den starkknochigen Kopf schlug, und an den nackten, riesigen, nur durch Sandalen geschützten Füßen. Breite Tonsurglatze auf dem Scheitel und ein langer Spitzbart, da und dort mit einigen greisen Fäden, vollendeten das allerorten am Rhein wohlbekannte typische Bild eines Bettelmönchs aus dem Orden der Kapuziner oder mindern Brüder. Sein Gesicht erschien durch Magerkeit klein im Verhältniß zu der hünenhaften Leibesgestalt, deren gewaltige, dunkelverbrannte Fäuste Bärenkräfte ankündigten. Er hatte unfraglich etwas von einem vorweltlichen Megatherium, und jede Bewegung an ihm drückte die entschiedenste Absicht aus, je nach Bedarf mit seinen Gliedergaben zu wuchern. Doch boten seine hagern Züge durchaus nichts Strenges, Finsteres, Asketisches. Um den großen Mund lag wol eine derbe Willenskraft, aber nicht minder der Muskelzug eines oft zur Herrschaft gelangenden breiten Grimmreizes; die kolbigen, dichtbebuschten Stirnknoten setzten sich gleichsam wie zu einer Vorgebirgsvereinigung in der dicken, stark gerötheten Nase fort. Allein trotz diesen massiven Einzelbestandtheilen ließ sich der Gesammtausdruck des Gesichts nicht häßlich benennen. Er war ungemein lebensvoll, von einer urwüchsigen Eigenart strotzend; unverkennbar steckte eine ebenso unverwüstliche geistige Energie hinter dem mächtigen Knochenbau. Die wasserblauen, dickumliderten Augen gaben durch ein äußerst lebendig kluges, fast schlaues Umhergehen dem Antlitz einen vorwiegenden Anstrich humoristischer Heiterkeit, dann überraschte mitunter plötzlich ein wunderlich schwärmerisches Aufleuchten der Augsterne, das die Züge wie mit einem völlig veränderten Licht überfloß.

Und dann noch eine Probe aus seinen Kapuzinaden:

Die Narrheit des Menschenvolks ist just so groß wie ihre habgierige Schuftigkeit, geistlich und weltlich macht keinen Unterschied. Sollt' man's glauben, daß noch vor hundert Jahren ein Collega zu Basel ein solcher Hansaff gewesen, seiner Heerde zu predigen: „Wenn ich Mäuler seh', die Taback rauchen, so ist mir, als säh' ich lauter Kamine der Hölle!" Hörten die dummen Schafe an und rissen gläubig ihre Mäuler dazu auf. Hatte der hochwürdige Schwatzmichel nicht so viel Gehirn in seinem Schädelkasten, um zu begreifen, wenn dem Schöpfer der Tabacksrauch nicht ebenso wohlgefällig wäre als Weihrauch, hätt' er das Kraut nicht wachsen lassen. Aber Gott wollen sie verbessern und bei sich selber fangen sie nicht an. Sind nirgend mehr Schlammbäuche, Beutelschneider und verlogene Augendreher als in löblicher Klerisei. Heißen sich Gottesknechte, sind aber nichts als Satanshandlanger und irdische Höllenfürsten. Saugen den Einfältigen ebenso wie die andern Machthaber Schweiß und Blut aus dem Leib und sammeln's in ihre Opferstöcke als Silber und Gold; versprechen der Armuth ewige Seligkeit, um selber hier in Herrlichkeit zu faulenzen und schmarotzen. Soll mir einmal das Zwerchfell kitzeln, einen Blick in den Höllenofen zu werfen, um zu sehen, wie ganz andere Leute auf dem Rost braten, als zumeist von den Kanzeln heruntergeschnattert wird. Sind gesalbte Maulhelden ohne ein Menschenherz im Leibe. Ist nichts auf der Welt als Ungleichheit, Ungerechtigkeit, Jammer, Noth, Selbstsucht ued Hochmuthsgestank. Wenn's nicht anders wird, muß die Sündflut wieder kommen. Carpe horam, eh' das Spülwasser da ist!

Nun wissen wir, mit wem wir es zu thun haben: Pater Romuald hat eine unerschöpfliche Suade und poltert in diesem Stil durch den ganzen Roman in oft seitenlangen Ergüssen: allerlei Geistreiches, Burleskes und Groteskes durcheinander. Vor allem aber steckt in ihm ein Communist, der sich mit dem fanatischen Ultramontanen sehr gut verträgt; doch da er nicht nur in Amoltern, sondern auch in einer deutschen Colonie der Sierra-Morena, wohin die Handlung plötzlich überspringt, durch seine communistischen Bestrebungen aberlei Unheil anrichtet, so geräth er zuletzt auch in Conflict mit den kirchlichen Behörden, die ihn in einem Kloster interniren. Das Gegenbild zu diesem vorsündflutlichen Trampelthier im Mönchsgewand bildet der mildgesinnte Weltpriester Franz Xaver Ganter, der später zum Protestantismus übertritt, während die reizende Caton mit ihren Empfindungen und Schicksalen und ihrem ganzen ahnungsvollen Wesen eine Gestalt ist, welche das echte Gepräge der Jensen'schen Poesie trägt.

Wilhelm Jensen zeigt in diesem Roman einen knorrigen Humor, einen wir möchten sagen nagelschuhigen Humor mit dem Knüppel in der Hand: wir meinen indeß, daß eine größere Beschränkung in diesen Ergüssen und Schilderungen von Vortheil gewesen wäre: denn auf die Länge wirkt der Bettelmönch etwas ermüdend; eine sympathische Figur ist er eben nicht. Geist und Poesie verleugnet der Dichter nirgends.

7. Astra. Roman von Dito und Idem. Zweite Auflage. Bonn, Strauß. 1886. 8. 7 M.
8. Aus zwei Welten. Roman von Dito und Idem. Zweite Auflage. Bonn, Strauß. 1886. 8. 7 M.

Hinter den beiden Romanen „Astra" (Nr. 7) und „Aus zwei Welten" (Nr. 8) verbirgt sich das Pseudonym der geistreichen Königin von Rumänien, Carmen Sylva, und in der That verleugnet sowol die Stoffwahl wie die Darstellungsweise dieser Romane nicht den dichterischen Stil der Königin. „Astra" spielt in der Bukowina, in der nächsten Nachbarschaft Rumäniens, und Landschaft und Volkssitte sind mit einer Wahrheit geschildert, die den Rückschluß auf eigene Anschauung gestattet; „Aus zwei Welten" spielt in hocharistokratischen Kreisen der Rheinlande — auch hier konnte die Prinzessin von Wied aus eigenster Lebenserfahrung schöpfen. Was aber die Darstellungsweise betrifft, so zeigt sie den geistvoll energischen Zug, der die Königin charakterisirt, bisweilen etwas Schroffes und Herbes, wie es auch zum Theil ihren Gedichten eigen ist.

Die zwei Romane von Dito und Idem mit ihrem markigen Gepräge heben sich bedeutend von der seichten Belletristik ab, welche die Leihbibliotheken überflutet. Beide sind Briefromane, eine Form, die in jüngster Zeit etwas aus der Mode gekommen ist: im vorigen Jahrhundert war es eine Lieblingsform der Romandichtung. Ein stark subjectiver Zug derselben hängt mit ihr zusammen, ja eine dramatische Ausdrucksform, der Monolog, ist durch die

Briefe, besonders aber durch die eingeflochtenen Tagebuchblätter von selbst gegeben. Empfindungen, Gesinnungen, Reflexionen müssen in derartigen Romanen natürlich die anschaulichen Schilderungen überwiegen: wo sich aber solche finden, stellen sie natürlich die charakteristische Eigenart der Briefschreiberin zur Schau, die als in der Handlung mitwirkend gleichsam eine dramatische Person ist.

„Astra" ist eine Herzensgeschichte von einem ergreifenden elegischen Zug. Ein norddeutsches Mädchen, Astra, die sich selbst mit einem Irrlicht vergleicht, wird in die Bukowina verschlagen, wo ihre Schwester Margot einen Gutsbesitzer Sander geheirathet hat. Dort lebt sie im Hause des Schwagers, ein munteres, wildes Kind von herziger Naivetät, die ihre Ritte und Kahnfahrten der Mutter mit liebenswürdiger Frische schildert. Doch bald ändert sich die Scene; das unbefangene Leben hört auf; der Gatte ihrer Schwester empfindet eine allmählich zur Leidenschaft heranwachsende Neigung für sie, und auch ihr Gefühl kommt ihm entgegen. Aus dieser verfänglichen Situation reißt sie sich durch einen kühnen Entschluß, indem sie einem Gutsnachbar, der schon lange um sie geworben, ihre Hand reicht; dieser kreuzbrave Mann, Morosch, ist ein trefflicher Charaktertypus aus Halbasien, und die Schilderung seiner Familienverhältnisse bringt einige köstliche Genrebilder. Doch diese Ehe schließt die nachbarlichen Besuche nicht aus: Margot überrascht ihre Schwester in einem schwachen Augenblick, wo sie zu nächtlicher Stunde bei einem zufälligen Rendezvous mit Sander in dessen Armen ruht. Margot stürzt sich in den Fluß, Astra eilt ihr nach, und auch sie, das Irrlicht, versinkt in den Fluten des vom Eisgang geschwellten Stroms.

Der Roman ist reich an frappanten Gedanken: besonders die Heldin ist ein eigenartiges Kind mit genialen Lichtblitzen; wenn sie nach der Ehe mit dem braven Morosch ausruft: „Ich habe nie vertragen, wenn mir jemand das Haar anrührte. Ich kann überhaupt den Körper nicht leiden. Ich wollte, ich hätte keinen" — so sind das überaus bezeichnende Wendungen. Von der humoristischen Genremalerei der halbasiatischen Culturzustände möge folgende Stelle eine Probe geben:

Also das nennt man daheim! Ich bin daheim, bei mir zu Hause! Bei mir? Nein! Bei meiner Schwiegermutter! Ich muß laut auslachen, wenn ich denke, daß hier meine Tage verlaufen werden. Es war ein Schneefall und Regen darauf und nun glühend warme Sonne; das ganze Land ist ein See, alle Wege ein Schlamm, bis an die Achsen des Wagens — sehr heiter! Zur Abwechselung wälzen sich einige Schweine im Morast und grunzen vor meinem Fenster. Die großen Hunde, die wie Schakale aussehen, fallen sich an und zerfleischen sich, das ist ein gräßliches Geheul, und auf den Wegen ziehen die Büffel antediluvianisch vorüber, mit ihren nach hinten gelegten Hörnern, das schwarze Fell vom braunen Schlamm überzogen, in dem sie viele Stunden gelegen haben. Eben verdüstert sich der Himmel wieder; die Hühner schütteln sich vor den ersten Tropfen, während die Enten und Gänse einen wahren Festtag haben. Einige Buben, die nichts anhaben als eine alte, offene Jacke und eine mächtige Pelzmütze, patschen mit ihren braunen Beinen im Sumpf herum. Und über dem allen kreischt und schimpft meine Schwiegermutter im Hause. Ich denke an Burda mit seinem süßen Frieden, mit der lieblichen Herrin und sehne mich danach zum Sterben. Paul hat mir versprochen, mit mir hinzureiten, wenn's nicht mehr regnet. Eben steht er unten und spricht mit einem der unzähligen Juden im schmierigen langen Rock, langen Locken und fetter Pelzmütze; es riecht nach Zwiebeln bis hier herauf. Aber wo riecht es nicht nach Zwiebeln? Das ganze Haus, das Dorf, die Zigeuner, alle Speisen. Es scheint, man lebt hier hauptsächlich davon. Da mir der Geruch zuwider ist, so lebe ich hauptsächlich von Brot und Eiern. Von jeder Speise nehme ich, aber das schwimmt alles im Fett, ich kann's nicht essen. Meine Schwiegermutter und Nadine machen mir sehr scheele Gesichter darob. Ja, hätte ich Geld ins Haus gebracht, dann dürfte ich alle denkbaren Launen haben, so aber werde ich behandelt, als hätte man mich von der Straße aufgelesen. Und die Abende! Die entsetzlichen Abende! Ein Licht im Salon, und da sitzt man auf dem Divan und spricht von Kleidern und von den Nachbarn. Ich habe einmal gewagt, mich zu entfernen, um etwas zu schreiben, werde es aber nicht wieder probiren. Ich muß das Rauchen erlernen, denn sie rauchen alle drei, Paul spricht kein Wort und hört auch nicht zu, sondern bläst ein Wölkchen nach dem andern vor sich hin. Wer Langeweile kennn lernen will, der tausche mit mir! Ich habe immer gedacht, es wäre eine Schande sich zu langweilen, hier aber wäre es eine Degradation sich zu amusiren. Und solches Organ wie das der beiden Damen! So laut und schrill! Und ihre Auffassung von allen Dingen so äußerlich und gewöhnlich! Ich komme mir vor wie ein fremdländischer Vogel im Käfig.

„Aus zwei Welten" spielt auf deutschem Boden, und die beiden Welten sind diejenige der hohen Aristokratie und die des bürgerlichen Gelehrtenstandes. Ganz allmählich gleitet die Heldin des Romans zunächst mit ihrer Empfindung aus jener Welt in diese hinüber, bis sie nach harten schmerzlichen Conflicten in der letztern heimisch wird. Auch dieser Roman ist in Briefen geschrieben, und den Anlaß zur Correspondenz gibt ein Brief der rheinländischen Prinzessin Ulrike von Rauchenstein an einen greifswalder Professor der Kunstgeschichte, in welchem sie ihm für den Hochgenuß dankt, den ihr soeben die Lektüre eines seiner Werke verschafft. Der Professor Bruno Hallmuth antwortet wie ein Bär oder besser, wie ein Igel mit einem von lauter Stacheln starrenden Briefe, der mit den Worten beginnt:

Holder Mäcen! Wie gnädig, wie überaus gnädig! Mir zu danken „selbst" — nicht etwa durch einen Secretär oder eine Hofdame, und „direct" — nicht etwa durch ein hochlöbliches Ministerium, welches mir wol eine Anerkennung decretiren sollte? Und warum? Weil ich Höchstdero Mußestunden um ein Gähnen hinter dem von Künstlerhand verzierten Fächer vermehrt! Uebrigens wundert mich, da Sie das „Schaffen" so hoch stellen, daß Sie nicht geruhten, mir in einer Nachschrift einen Auftrag für eine Elfenbeinmalerei zu geben, „damit der arme Tropf doch auch einen klingenden Beweis des gnädigen Wohlgefallens" hätte. Denn was verstehen Sie unter einem Künstler anders als einen Menschen, der Ihre Umgebung stilgerecht zu decoriren im Stande ist? Aber wie in aller Welt verloren sich meine „Gedanken über die Kunstgeschichte" — ein arroganter Titel für die unter heißem Himmel in erster Jugendzeit heiß empfundenen Eindrücke einer griechischen Pilgerfahrt — wie verloren sie sich in das Boudoir einer Hochgeborenen? Sie meinten wol, die Kunst gehöre zu den Höfen, weil auch sie der Form huldigt? Ja, meine Gnädige,

aber der ewigen Form, nicht der Form ohne Gehalt, dem Wort ohne Sinn, der Ausgeburt des Vergänglichen! Doch zum Prediger in der Wüste fühle ich mich nicht berufen.

Weiterhin heißt es:

Daß es „gute Menschen" gibt, das hätte ich Sie gelehrt? Donner und Doria! Das bezieht sich aber darauf, daß der Pedell mir eben die Nachricht bringt, es gebe in diesem ganzen, gelehrten Nest keinen Gothaer Almanach. Sie, sogenannte Prinzessin Ulrike von und zu (bitte, lassen wir das „zu" nicht aus) haben ihn wol vorher aufgekauft? Nämlich, daß ich's nur gestehe, es liegt ein Accent so rührender Wahrheit in Ihrem Schriftstück, daß ich fast, fast mystifiert worden wäre. Aber die „guten Menschen", auf die Sie bauen, haben mich entschieden. Ich sah dazu die braunen Kinderaugen, die mich neckisch anlachten. Und die ganze sentimentale Gemüthsfaselei! Seien Sie mal ehrlich gegen sich, ich verlange nicht einmal, daß Sie es gegen andere sind, wenn Ihnen die neuen Moden stehen, Ihr Papagei nicht kränkelt, der Gemahl gehorsam ist, und Ihre Cousine nicht schöner aussah als Sie auf dem letzten Hofball in Paris, dann ist die Welt sonnig und gut. Ist aber eine Toilette misrahen, ein Pferd — „Diana" heißt es meistens — gestürzt, oder hat sich „Edgar" verlobt, dann ist die Welt ein „Jammerthal", und „gute Menschen" können einen höchstens „unpersönlich" trösten. Jedenfalls bin ich dem Schicksal dankbar, daß ein Buch von mir Ihnen in solcher Stimmung durch eine Ironie des Zufalls in die Hände fiel; ich kann aber nicht versprechen, daß ich das nächste mal wieder mit einer so jugendlich bequemen Lektüre bei der Hand sein werde; denn ich schreibe jetzt — doch wozu Sie zum Schluß noch unnöthig chokiren!

Wir führen diese Stellen aus dem Briefe des Professors an, weil nur eine sehr courageuse Dichterin aus einer derartigen Correspondenz sich ein inniges Liebesverhältniß entwickeln läßt. Die Prinzessin läßt sich nicht durch jenen Brief zurückschrecken; sie antwortet mit Humor. Der zweite Brief des Professors athmet nicht mehr solchen demokratischen Ingrimm, hat aber noch genug böswillige Pointen. So geht es weiter: man fühlt heraus, es ist etwas Gemeinsames im Naturell der beiden. Ulrike macht Geständnisse über ihr wildes unbändiges Wesen. Es ist ausnehmend viel Humor in dieser Correspondenz: wir glauben kaum, daß eine andere Schriftstellerin außer Carmen Sylva sie abzufassen im Stande gewesen wäre. Und wie aus diesem Ton heraus zuletzt eine leidenschaftliche Liebe, die von der Dichterin mit sehr glühenden Accenten ausgestattet ist, hervorgeht: das möge man in dem Roman selbst verfolgen. Bei einem rheinischen Musikfest lernt die Prinzessin den Professor persönlich kennen; der Fürst begrüßt ihn gern als Gast, geräth aber außer sich, als Ulrike ihm ihre Liebe zu dem Professor bekennt. Als eine Verstoßene verläßt sie das Aelternhaus: die Gattin aber in der Universitätsstadt macht die Erfahrung, daß die beiden Welten nicht ohne Rest ineinander aufgehen; als ihr Vater schwer erkrankt, will sie an sein Krankenlager eilen. Der Professor verweigert seine Zustimmung; jetzt flüchtet sie ins Aelternhaus zurück und pflegt den schwer erkrankten Vater, von den Ihrigen gemieden und misachtet, von diesem zuletzt aber wieder in Liebe ans Herz geschlossen. Ulla wird Mutter, und das führt auch den Gatten zu ihr zurück.

Der Roman hat viel psychologisch Interessantes und geistig Bedeutendes.

9. Drei venezianische Novellen von Adolf Stern. Leipzig, Elischer. 1886. 8. 4 M.

Die Rose der Adria, die Marmorkönigin, hat von je auf die Dichter einen so unwiderstehlichen Zauber ausgeübt, daß sie nicht müde werden, sie in Prosa und Versen zu verherrlichen. Als Hintergrund für die Romandichtung, die geschichtliche wie die moderne, ist Venedig eine der beliebtesten Stätten. Adolf Stern, ein feinsinniger Novellist und Literarhistoriker, heimisch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, gibt einen Band mit drei Novellen heraus, die alle in Venedig spielen, und beweist darin die genaueste Localkenntniß, nicht blos mit Bezug auf den Stadtplan, die Kirchen und Kanäle, sondern auch auf die eigenthümlichen Beleuchtungen, deren wechselnde Reflexe der Lagunenstadt eine ebenso wechselnde Physiognomie geben.

Die erste Novelle: „Dürer in Venedig", hat einen kunstgeschichtlichen Hintergrund und dabei eine Pointe, die in einem historischen Lustspiel nicht übel angebracht wäre. Der deutsche Künstler macht einen Besuch in Venedig; die Huldigungen, die ihm dort zutheil werden, erregen die Eifersucht der venetianischen Maler, namentlich Giorgione's, die, um den fremden Meister lächerlich zu machen, einen Dogenbesuch bei ihm in Gestalt eines Maskenscherzes improvisiren. Zufällig kommt aber der echte Doge hinzu, und nur Dürer's Liebenswürdigkeit, welcher sich den Anschein gibt, als brauche er diese maskirten Gruppen als Modell für ein größeres Bild, retten die Künstler Venedigs vor strenger Ahndung des leichtsinnigen Scherzes. So ist der Schluß versöhnlich. Die Farbengebung dieser Erzählung, besonders die Schilderung des Festes auf der Giudecca, mag an Paolo Veronese's Bilder erinnern: etwas so strahlend Heiteres und Pomphaftes prägt sich darin aus.

Die zweite Erzählung: „Die Schuldgenossen", ist dagegen ganz in die düsterste Beleuchtung gerückt. Nicht nur gibt die in Venedig wüthende Pest mit ihren Todesschrecken die Farben für das Colorit des Hintergrundes her: im Vordergrunde stehen die düstern Thaten der heimlichen Justiz, die ihre Opfer ins Meer versenkt. Ein Senator und ein Gondolier haben ein solches Urtheil vollstreckt und einen Edeln Venedigs, der allerdings ein ausschweifendes Leben führte, in solcher Weise dem Tode geweiht; sie empfinden Reue darüber und wollen sich der jungen Tochter des Geopferten annehmen. Doch diese weist sie zurück; sie verlangt von ihnen die Betheuerung, daß sie unschuldig an dem Tode des Vaters seien. Sie können diesen Schwur nicht leisten: so wird es ihnen unmöglich gemacht, ihre Reue in thatkräftiger Weise, wie sie es wünschten, an den Tag zu legen; im Gegentheil, der Stachel derselben wird verschärft, und beide beschließen, der Welt zu entsagen und sich dem strengen Orden der Serviten anzuschließen.

Die dritte Erzählung: „Der neue Merlin", charakterisirt einen Einsiedler, der wie jener alte Zauberer durch

Liebesbann auf der Insel Torcello festgehalten wird. Eine heimliche Ehe, heimlich wegen der umlagernden und bestürmenden Verwandtschaft der Frau, ein Liebesglück an einem verschwiegenen Plätzchen, das aber der Gatte nie verlassen durfte: das bildet den Inhalt der Erzählung, die durchaus stimmungsvoll gehalten ist.

Ueberhaupt müssen wir es dem kunstverständigen Verfasser nachrühmen, daß er eine einheitliche Stimmung, einen eigenartigen Grundton in jeder dieser Erzählungen zu bewahren weiß. So schwebt um diese letzte Erzählung eine süße Melancholie. Die Parallele mit Merlin ist durchaus geistreich. Viviane bannt durch das ihm entrungene Zauberwort, das sie ausspricht, den Zauberer für immer an den von Dornhecken umschlossenen Waldplatz; sie lag umsonst in vergeblichen Reuethränen zu seinen Füßen:

So gelobte sie endlich, täglich zu ihm zu kommen, wie er bisher zu ihr gekommen sei, und mit ihm zu tragen, was er und sie verschuldet. Merlin verschloß den ungeheuern Schmerz, den er empfand, still in sich und scherzte, daß er nun völlig in den Händen seiner Liebsten sei, daß nur sie seinem elenden Dasein noch Licht geben könne, und legte flehend und hoffend sein Haupt in ihren Schos. Viviane war aller guten Vorsätze voll und kam anfangs oft und lange zu dem einst so Gewaltigen und nun so Elenden. Er träumte unablässig von ihr und nur von ihr. Wenn der Hag im Morgengrau stand, fuhr er empor und begann nach ihrem leichten Tritt zu lauschen, wenn die Mittagsstrahlen durch das Laub drangen, wähnte er die Flimmer ihres Gewandes zu sehen, wenn der Abend die Wipfel der Bäume röthete, flammte seine Hoffnung, sie zu sehen, wieder höher auf. Bald, nur zu bald erschien Viviane seltener, schon lockte sie nicht mehr die Minne, sondern nur ihr Schuldgefühl und ihr Mitleid zum Walde und zur Weißdornhecke. Immer flüchtiger, kürzer wurden ihre Besuche, immer karger die Blicke, die sie für den armen, durch ihre Schuld Gefesselten hatte. Im Walde Brezeliand ward es nicht Winter, aber Lenz und Herbst wechselten. Die Wolken jagten über den Wipfeln hin, der Regen rauschte auf das Moos seines Lagers und die Zweige zu seinen Häupten nieder. Sein Haupt ward rasch grau und seine Augen funkelten aus geisterhaft bleichem und faltigem Antlitz der Ersehnten entgegen. Sie aber kam seltener und immer seltener, in verzehrender Sehnsucht zählte Merlin zuerst die Tage, die von einem mal zum andern verstrichen, und danach kam eine Zeit, wo er sie nicht mehr zählte und beinahe nicht wußte, ob er ihr blühendes Antlitz im Wachen oder im Traum geschaut habe. Aber jedes arme Wort, das sie ihm noch gönnte, blieb in seiner Seele, und den Klang ihrer Stimme suchte er sich ins Ohr zu rufen, wenn die Bäume wieder über ihm rauschten. Am Ende gingen Monde über Monde hin, ehe Viviane's farbiges Gewand einmal wieder zwischen den Büschen leuchtete. Längst war Merlin in der Welt, in der er geglänzt hatte, verschollen, und die Sage erzählte, daß er mit den Genossen der Tafelrunde auf dem Zuge nach Indien verdorben und gestorben sei. Er aber lebte in dem Waldwinkel, über den der Weißdorn bis zu den Eichenwipfeln emporwuchs, der Thau wusch sein Haupt und bleichte sein Haar, er lauschte dem Sausen der Winde und hielt Zwiegespräche mit Blättern und Blüten. Er harrte Viviane's noch immer, auch als Jahre verstrichen und ihre Augen ihm längst zum letzten mal gelacht hatten. Er wußte nicht, ob sie lebe oder todt sei, er vermochte nichts anderes zu denken, als daß er sie erblicken werde, heute, morgen, oder in vielen Tagen. Im wachen Traum sah er die Sträuche grün und die Baumkronen roth werden, die wechselnden Wolken über sich hinziehen, dichter wucherte das Moos um sein Lager und wölbte sich fast zum Grabhügel über den Lebenden. Was er einst gelebt und genossen, selbst was er gelitten hatte, seit ihn Viviane's Unbedacht an die Weißdornhecke gebannt, war seinem Gedächtniß entschwunden; er rief sich die längst nicht mehr geschauten Züge vor Augen, und der seit vielen Jahren nicht gehörte Klang ihrer Stimme drang wie ferne magische Musik zu seinen Ohren. So lag Merlin still unter den Wipfeln des Waldes, und wenn er nicht in den Hunderten von Jahren gestorben ist, träumt er dort heute noch von Viviane.

Diese mitgetheilte Stelle beweist außerdem zur Genüge, daß Adolf Stern als Stilist gegen den Tadel der Kritik gefeit ist, der mit Recht selbst einige der namhaftesten Romanschriftsteller der neuesten Zeit trifft, die, so glänzend sie auch zu schildern verstehen, doch gelegentlich einen salopen Stil schreiben. Rudolf von Gottschall.

Molière in England.

Englands Urtheil über Molière, den einzigen Nebenbuhler Shakspeare's und den größten Komiker aller Zeiten. Von C. Humbert. Zweite Auflage. Leipzig, A. Krüger. 1884. Gr. 8. 2 M.

Nach der Meinung C. Humbert's findet Molière in Deutschland noch immer nicht die allseitige Anerkennung, die ihm gebührt; er beabsichtigt daher in dem vorliegenden, auf höchst fleißigen Studien beruhenden Werkchen für die Größe und Bedeutung des französischen Dichters sowie für den Rang, der ihm in der Weltliteratur zukommt, einen entscheidenden Beweis zu liefern. Diesen Beweis gibt er aber nicht in eigener Person, sondern durch die Vorführung der ungemein günstigen Urtheile, welche in England, diesem Deutschland doch so verwandten Lande, zu jeder Zeit und besonders im 19. Jahrhundert von den angesehensten Zeitschriften wie „Edinburgh Review" und „Saturday Review", von Kritikern wie Charles Cowdon und Isaak d'Israeli, von Literarhistorikern wie Sime und G. Lewes, von Dichtern wie Lord Byron, Shelley, Swinburne, von Romanschreibern wie Charles Reade und Miß Trollope u. a. ausgesprochen worden sind. Nach diesen Urtheilen, deren wichtigste wir hier herausheben wollen, besitzt Molière zuvörderst alle Eigenschaften, die den genialen dramatischen Dichter charakterisiren, die fruchtbarste Phantasie, die reichste Kraft der Erfindung:

Der Seherblick, mit welchem er im „Misanthrop" und im „Don Juan" über seine nächste Umgebung hinweg auf zwei Jahrhunderte Gedanken und Gefühle vorherschaute, stellt ihn neben die höchsten Genies, welche fast unbewußt alle Gesetze der Erfahrung zu Schanden machen.... Molière's Genius ist ein Zauberquell unerschöpflicher Erfindung; die Menge der von ihm

in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Jahren verfaßten Stücke offenbart die wunderthätige Kraft seines Genius.

Mit dieser Phantasie steht zweitens in engster Verbindung seine Universalität:

Molière's Schöpfungen zeigen uns das Bild aller menschlichen Leidenschaften, Gefühle und Laster in der menschlichen Gesellschaft. . . . Molière war ein Genie, ihn verstehen heißt die ganze Menschheit kennen, er hat es seinen Nachfolgern fast unmöglich gemacht, originell zu sein.

Drittens besitzt Molière die geniale Gabe einer wahren und tiefen Charakterschilderung:

Molière hat stets die allgemein menschliche Natur geschildert, andere lieferten vergängliche Typen; er stellte die Menschheit von einem allgemeinen Standpunkt dar und gab von ihr nur diejenigen Züge wieder, die trotz aller Mannichfaltigkeit in allen Ländern und Zeiten dieselben bleiben. . . . Es ist Molière's ganz besonderer Ruhm, das Ideelle und Reale so miteinander verschmolzen zu haben, daß in unserer Anschauung der Gedanke an den Misanthrop, den Heuchler und den Emporkömmling keinen Augenblick die kräftig und scharf hervortretende Individualität des „Alceste", „Tartufe" und „Jourdain" in den Hintergrund drängt. . . . Selbst wo Molière als Grundlage zu seinen Charakteren bestimmte Individuen benutzt, liefert er keine bloßen Porträts, sondern gibt ihnen Züge der allgemeinen Natur; seine Charaktere sind wol Zeitgenossen Louis' XIV., doch die allgemein menschliche Natur bildet ihren Kern, es verbindet sich in ihnen die Idee mit der Wirklichkeit. . . . Als ein schöpferischer Geist weiß Molière selbst da, wo seinen Gestalten vergängliche Urbilder zu Grunde liegen, Charakterbilder zu entwerfen, die über die Grenzen seiner Zeit und seines Volks hinaus hervorragende Bedeutung haben.

Weiter ist Molière ausgezeichnet durch seinen gesunden Sinn für Sittlichkeit und Anstand:

Am meisten Lob verdient Molière in sittlicher Hinsicht, man sollte ihn immer wieder der Jugend in die Hand geben, damit sie aus ihm lerne, wie die Welt ist und wie sie sein soll. . . . Molière's Dramen sind die Verkörperungen sittlicher Ideen und reich an tiefen Wahrheiten, eine unerschöpfliche Quelle fruchtbarer und ergötzlicher Sprüche, die jene Kraft und Energie besitzen, welche unmittelbar aus dem Herzen stammt und deshalb zu Herzen geht, sie sind ohne Zweideutigkeiten und Unsittlichkeiten und können dem Volke Anstand und Tugend beibringen. . . . Molière wurde der Lehrer der Moral für ganz Europa; er ist der erfolgreiche Reformator der Sitten seines Volks.

Ferner besitzt Molière alle jene Eigenschaften, welche den großen dramatischen Künstler kennzeichnen; zuerst die persönliche Hingabe an seine Schöpfungen:

Nie schrieb ein Dichter mehr aus der unmittelbaren Eingebung seiner Natur. . . . Wenige Männer von Genie haben in ihren Werken tiefere Schilderungen ihrer eigenen Persönlichkeit hinterlassen als Molière; dies zeigt sich vor allem in der Eifersucht, die uns seine Phantasie in allen möglichen Gestalten und Lagen vorführt, denn er war selbst der Held seines „Cocu imaginaire", seines „Alceste" und „Misanthrope".

Zweitens entfaltet Molière den wahrsten und natürlichsten Schönheitssinn:

Unbekümmert um pedantische Regeln und Gesetze suchte Molière nur die Idee, welche ihn zum Dichten trieb, zur Darstellung zu bringen, und trotz dieser Gleichgültigkeit gegen die blos äußere Form erreicht er häufig ohne alle Mühe die höchste Reife künstlerischer Vollendung. . . . Ein reiner und einfach natürlicher Geschmack war das glückliche Erbtheil Molière's, der Fremde wird durch seine Einfachheit und Kraft in Erstaunen gesetzt, er hat eine Vorliebe für die natürlichsten Verwickelungen wie für die volksmäßigsten und naivsten Ausdrücke, aber er gibt keine prosaische Copie der Wirklichkeit. . . . Molière's Sprache ist der vollendete Ausdruck des sich lebhaft und natürlich äußernden Gefühls; voll von den kunstreichsten Wendungen macht sie dennoch den natürlichsten Eindruck. . . . Die Handlung seiner Dramen ist stets wahrscheinlich und unterhaltend, die Intrigue frei ersonnen und kunstvoll durchgeführt, die Auflösung einfach natürlich und zugleich unerwartet und überraschend. Jedes Stück hat Eine Haupthandlung, und Eine Person ragt vor allen andern hervor. Auch die Nebencharaktere und Nebenhandlungen dienen dem Zweck des Ganzen. Alles entwickelt sich ohne Verwirrung und Ueberstürzung in der wahrscheinlichsten Weise, jedes Ereigniß wird genügend vorbereitet und richtig eingeführt; und obgleich unauflöslich mit dem Ganzen verbunden, ist auch jede einzelne Scene wieder vollkommen ausgearbeitet, hat Anfang, Mitte und Ende und bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze.

Endlich als Lustspieldichter in speciellem Sinne zeigt Molière gleichfalls die höchsten Vorzüge und zwar zunächst den der seltensten Originalität:

Nur von seinem Genius geleitet, entdeckte Molière den einzigen Weg, der zur vollkommenen Komödie führt, und ließ seinen Nachfolgern nur die Wahl, in seine Fußstapfen zu treten oder sich zu verirren. . . . In Molière's Werken verfolgen wir die Entwickelung eines freien Geistes, der neue, unbetretene Bahnen einschlug. . . . Molière's Werke bewirkten eine vollständige Revolution in der dramatischen Literatur, das künstliche Lustspiel der Zufälle und Situationen mußte der natürlichen Schilderung des Lebens, der Sitten und der Menschheit weichen.

Mit dieser Originalität verbindet Molière zweitens den durchdringendsten Blick für die Thorheiten, Schwächen und Gebrechen seiner Zeit sowie die schärfste satirische Ader:

Molière besaß wie kein Sterblicher vor oder nach ihm des Falken durchdringendes Auge, um das Laster hinter jedem Schleier, die Thorheit in jeder Gestalt zu entdecken, aber — so fügen die Kritiker Englands hinzu — diese Satire richtet sich nicht wie die seiner Vorgänger gegen Bediente und niedere Personen, sondern gegen die höhern Sphären der Gesellschaft; seine Hiebe gelten dem Hof und dem päpstlichen Conclave und alles dies ohne je gegen feine Sitte zu verstoßen.

Drittens zeichnet sich Molière durch eine nur ihm eigene Anmuth und Liebenswürdigkeit aus, die ihn zur Nachsicht und Milde gegen die allgemeine menschliche Schwachheit stimmt:

Molière überhäuft seine Gegner nicht mit Schmähungen wie andere Satiriker; er lehrt uns nur über ihre Schwächen lachen und sie mit eigenen Augen erkennen. . . . Molière zeigt uns die Gegenstände seiner Satire umgeben von Blumen, Liedern und Scherz, von Mädchenstimmenmusik, von den Klagen und Hoffnungen liebender Paare, in der wahren Atmosphäre der Welt und des Lebens.

Viertens finden wir in Molière eine unerschöpfliche Heiterkeit, den gesundesten Humor, den glänzendsten Witz:

Molière's Komödien sprudeln über von Heiterkeit und Muthwillen, von den überraschendsten lustigen Einfällen, und zugleich zeugen sie von der größten Feinheit echt vornehmer, aristokratischer Bildung. Das kurz Angebundene, Trockene, Plötzliche, Unerwartete in Molière's Humor, welcher stets durch das gesundeste Urtheil unterstützt wird, beweist uns, wie gut er seine

Kunst kannte. . . . Der Witz wirkt am meisten, wenn er unbemerkt aus seinem Hinterhalt hervorbricht, durch Ueberraschung. In dieser Art Ueberraschung übertrifft Molière jeden andern Lustspieldichter, und trotzdem geht der Witz, der unser Lachen erregt, so natürlich aus dem Gegenstand hervor, als wenn er schon von Beginn der Scene an klar vorgelegen hätte.

Endlich spielt Molière's Witz und Humor über einem tiefen Lebensernste, es findet in ihm eine engere Verbindung von Scherz und Ernst statt als in irgendeinem andern Franzosen:

Molière's Witz ist von Melancholie und Mitleid durchzogen. . . . Molière kennen heißt nicht blos sich an dem unerreichten Humor seiner übermüthigen Stunden erfreuen, sondern zugleich einsehen, daß sein Lachen nur eine Bewegung ist, welche sein kräftiger Geist der Oberfläche jener Lebenstiefen mittheilt, die er so klar geschaut und erkannt hatte.

Diesen im Vorstehenden angeführten Urtheilen der englischen Kritiker über Molière's Dichtereigenschaften entsprechen nun auch diejenigen Urtheile, welche sie in Bezug auf die Stellung äußern, die dem französischen Dichter in der Weltliteratur gebühre:

Als Dramatiker ist Molière der einzige Nebenbuhler Shakspeare's, denn nur bei diesem findet man noch dieselbe Kraft der Charakterdarstellung, denselben Tiefsinn und zugleich unterhaltenden Charakter der dramatischen Handlung; Corneille und Racine besitzen diese Eigenschaften nicht in gleichem Grade, und Goethe wie Schiller verfielen in den Irrthum, das Drama würde als bloßes literarisches Erzeugniß mehr Wirkung haben, als wenn es das nationale Leben in heitern Spiegelbildern wiedergäbe. . . . Als Dichter im allgemeinen betrachtet findet Molière nur seinesgleichen in Shakspeare, Cervantes und Homer, denn nur diese besitzen noch dieselbe unerschöpfliche Fruchtbarkeit, Leichtigkeit und Anmuth. . . . Als Lustspieldichter ist Molière der größte Komiker aller Zeiten; Aristophanes besitzt zwar satirische Schärfe, allein seine Komik ist zu possenhaft und sarkastisch und ohne jegliche sittliche Scheu; Menander ist ausgezeichnet durch Schönheit und Naturwahrheit, doch Molière fügt diesen Eigenschaften noch eine höhere, nur ihm eigene Anmuth hinzu; Plautus besitzt Energie und Kraft, doch sinkt er zu oft in Roheit und Schmuz; Terenz bezaubert durch Wahrheit der Beobachtung und Zartheit des Gefühls, aber Molière ist reicher an Intriguen und Verwicklungen; die Lustspieldichter Italiens und Spaniens ermangeln des Witzes und der Charakterschilderung; die Lustspieldichter Frankreichs, wie ein Regnard und Regnier, besitzen zwar Molière's unerschöpfliche Heiterkeit und Laune, aber es fehlt ihnen jene Grundlage der Trauer und des Ernstes, welche stets das höchste Genie begleitet; die Lustspieldichter Englands ermangeln des feinen Anstandes und eines natürlichen Gesprächstons, selbst Shakspeare reicht als Komiker nicht an Molière heran, denn seine Wortspiele und Silbenstechereien sind bei den Haaren herbeigezogen, sein Humor ist das Muster des falschen Humors, seine Werke leiden an Unsittlichkeit und doppelter Handlung, und schließlich hat er auch von dem Geschmack seines Zeitalters sich nicht freigehalten. In Deutschland ist nur Lessing zu nennen, aber er war nicht im Stande ein deutscher Molière zu werden, seine Uebertreibungen sind von dem, was wir täglich zu beobachten Gelegenheit haben, zu sehr verschieden; sein Lustspiel wird zur Posse, seinen Nebenfiguren fehlt alles Interesse; doch hat er ein Lustspiel geschrieben, welches das beste deutsche Lustspiel ist: „Minna von Barnhelm“. . . . Molière überragt alle Lustspieldichter der Welt; wir verehren ihn als unsern Meister und lieben ihn als unsern Freund.

Nachdem so der Verfasser durch die Vorführung der Urtheile Englands über Molière die hohe Weltstellung des letztern dargethan hat, fügt er am Schlusse seiner interessanten und reichhaltigen Schrift noch die bedeutungsvollen Worte hinzu:

Wie können nur gegenüber dieser fast abgöttischen Verehrung, welche das germanische England dem romanischen Dichter darbringt, die deutschen Molière-Feinde noch länger von dem Gegensatz declamiren, der zwischen den Germanen und Romanen bestehe? Hat dieser Gegensatz England nicht abgehalten, einen Franzosen seinem Shakspeare an die Seite zu stellen, wie könnte derselbe Deutschland hindern ein Gleiches zu thun? Was soll es bedeuten, daß ein Hettner dem französischen Dichter die sittliche Fährte, die wesenhafte Selbstbestimmung, daß ein Hillebrand ihm die Genialität abspricht, wenn wir sehen, daß gerade um dieser Eigenschaften willen die Kritiker Englands Molière am höchsten preisen? In der That, diese absprechenden Urtheile können nur als Krankheitssymptome in der Geschichte des deutschen Geistes gelten, in der Literatur Molière's kommen sie nicht in Betracht.

Adolf Heerklotz.

Ueber Klopstock's „Messias“.

Klopstock's Messias in ausgewählten Stücken von Richard Weitbrecht. Gotha, F. A. Perthes. 1885. 8.

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?“ werden nicht wenige mit sehr vorübergehender Theilnahme ausrufen, wo ihnen Neuausgaben des Klopstock'schen „Messias“ begegnen. Scheinen doch die literarhistorischen Acten über das ehrwürdige Denkmal einer weit dahintenliegenden Epoche längst geschlossen und die ästhetischen Endurtheile sind von Berufenen längst gefällt. Ein Literarhistoriker wie Koberstein, ein Lehrer der Schulpforta, die mit so berechtigtem Stolze Klopstock den ihren nennt, rühmt es scherzhaft als ein Hauptverdienst seines Lebens, daß er es über sich vermocht habe, den „Messias“ zu Ende zu lesen, und Niebuhr bot in ähnlichem Sinne einmal die Wette an, daß nur wenige behaupten dürften, die letzten fünf Gesänge gelesen zu haben. Neuere Kritiker*) geben in ausgedehnten Essays über diese Dichtung das summarische Urtheil ab: „ihre lebenskräftigen Elemente sind in der nachfolgenden Poesie verarbeitet worden, aber die dauernde selbständige Bedeutung ist dahin“, und eine der verbreitetsten Geschichten der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts legt das Hauptgebrechen des ruhmreichen Werks mit den kurzen, aber unanfechtbaren Worten bloß: „Der «Messias» ist ein Epos im Oratorienstil, eine riesenhafte

*) Erich Schmidt, Ueber Klopstock, „Im neuen Reich“, 1881, Nr. 2, 3.

Aufbauschung des Hymnenelements, eine Transponirung musikalischer Lyrik unter den epischen Schlüssel." *)

Die meisten unserer sonstigen Literaturgeschichten kommen nach mehr oder minder verständnißvollen Analysen zu ähnlichen Resultaten, die mit allen denkbaren Autoritäten gestützt werden, sodaß die Schwächen des Gedichts heute jedem Primaner geläufiger sind als die oberflächlichste Kenntniß seiner Structur und seines Inhalts, seines Verlaufs und seiner Gestalten.

So reizt es denn allerdings, den Ursachen nachzugehen, weshalb eine einstmals als großartiges Phänomen angestaunte Schöpfung, bei welcher die sämmtlichen Talente und Genies des vorigen Jahrhunderts mit so schönem Nutzen in die Lehre gingen, so bald der Vergänglichkeit verfiel. Und diese Geschichte des Niedergangs der Bedeutung und des Ansehens des Klopstock'schen „Messias" im deutschen Geistesleben ist leicht zu überblicken.

Der „Messias" Klopstock's war das große Triumphlied des deutschen Pietismus. Das Gedicht bezeichnet das poetische Monument seiner Blüte, die literarische Verdichtung einer religiösen Strömung, deren Expansion sich in den Wirkungen der Klopstock'schen Hymnenpoesie erschöpfte. Der Pietismus war der Boden, aus welchem der „Messias" erwuchs, Blüten und Wurzeln mußten absterben, sobald dieser Boden sich zersetzte. Es geschah demnächst, als an der Hand Lessing's die frostige Dame Aufklärung immer anspruchsvoller auf den literarischen Schauplatz trat, um mit dem Lorgnon der Lessing'schen Kritik die „göttliche Messiade" immer schärfer und skeptischer zu beäugeln. Ihr tadelsüchtiger, höchst mikrologisch musternder Späherblick entdeckte denn auch in der That nicht ohne kritische Selbstgefälligkeit in „den Gesängen, die nichts als Religion und Tugend athmeten", allerhand Menschlichkeiten, und selbst ihr immer wiederholtes volltönendes Lob klang nur zu oft wie Ironie, wenn es nicht durch irgendwelche interessante stilistische Manipulationen sarkastisch verdächtigt wurde. Der Erfolg blieb nicht aus, und wenn die Gegner Lessing's auch spöttelten, er habe nun selbst die göttliche Messiade „verlessingt", so rühmten doch andere hochangesehene Männer, wie z. B. Albrecht von Haller, welcher in der vor-Klopstock'schen Poesie einst selbst neben Hagedorn die höchste Rangstufe eingenommen hatte, jene Lessing'sche, übrigens sehr fragmentarisch geübte Kritik als Beweis eines „guten Geschmacks".

Das war sie nicht immer. So setzte sie meines Erachtens sehr wenig glücklich ein beim ersten Verse des ersten Gesanges, vielleicht der genialsten Zeile des ganzen überlangen „Messias": „Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung." Lessing widmet diesem einen Verse, überhaupt dem Proömium immer neue liebevolle „Fortsetzungen", als ob er sich von diesem so überaus harmlosen kritischen Object gar nicht trennen könne. „Das, was andere im Indicativo sagen", demonstrirt er, „sagt Klopstock in dem an sich selbst gerichteten Imperativo. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heißen: Ich unsterbliche Seele (zuerst hatte er sogar Ich unsterblicher Klopstock übersetzt) singe der sündigen Menschen Erlösung."

Mir scheint diese „Uebersetzung" denn doch ungemein erkünstelt. Sie schreibt Klopstock eine Renommage zu, an die er im entferntesten nicht gedacht hat. Nach der christlichen Anschauung — und einer Schöpfung, die so sehr für eine solche und aus einer solchen heraus gedichtet ist wie der „Messias", wird eine außerhalb christlicher Anschauungsweise und Denkart stehende Kritik überhaupt nicht gerecht zu werden vermögen — zerfällt das Individuum wohlbekanntermaßen in eine irdische, sterbliche und eine nichtirdisch-unsterbliche Natur. Jene verfällt im „Faust" dem Staube, diese, „Faustens Unsterbliches", „entführen", wie es heißt, die vom Dichter wenn auch sehr ex machina citirten Englein. Diese seine unsterbliche, höhere Natur, sein höheres, nichtirdisches Selbst ist es nun, welches Klop- anruft, dem sublimen Liede, das er zu singen gesonnen, die Schwingen zu leihen; der Stoff ist ihm zu heilig, um seine irdische Natur damit zu betrauen. Ebenso schief übersetzt Lessing die bemängelte Apostrophe ins Lateinische mit mens aeterna, da doch das Klopstock'sche „Seele" und die römische mens (νοῦς) sich nicht im geringsten decken. Vielmehr entspricht der lateinischen mens bereits im 18. Jahrhundert unser „Geist" als forschende, denkende, wissende, verstehende Potenz. (Vergl. Rudolf Hildebrand's imponirende Abhandlung in Grimm's „Wörterbuch", 2672, II, 18.) Wenn nun Lessing, an jene seine Uebersetzung anknüpfend, weiter deducirt: „Sich selbst und seine Seele schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf Seite der Unsterblichkeit; alle andern Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlorener Geschöpfe", so fällt dieser Vorwurf völlig dahin, denn Unsterblichkeit der Seele und Sündhaftigkeit schließen sich ja nicht im geringsten aus, sondern sind lediglich disparate Begriffe, verschiedene Qualitäten jener höhern Einheit, der erlösten Menschlichkeit. Auf Lessing's Frage: „Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen (d. h. von den sündigen Geschöpfen) auszuschließen?" ist demnach schlechthin mit „Keineswegs" zu erwidern. Und jene Unsterblichkeit der Seele, deren Klopstock, sagen wir immerhin sich rühmt, ist ja gerade die vom Dichter mit so schöner Prägnanz in diesem einen Epitheton veranschaulichte Folge des Erlösungswerks, das er feiern will. Das ist ja der Grundgedanke des ganzen „Messias", wie er z. B. im achten Gesange, V. 184 fg. unwiderleglich zum Ausdruck kommt:

> Adam sah ihn und hielt sich nicht mehr. Mit glühender Wange,
> Mit hinfliegendem Haar, mit offenen, bebenden Armen,
> Eilt' er hervor zu dem äußersten Hange des Bergs, sank nieder.
> Als er hinsank, flammte der Himmel im schauenden Auge
> Des nicht Sterblichen mehr.

Dies sei eine Probe der Messiaskritik Lessing's, und

*) Rudolf von Gottschall, „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts". 5. Auflage. Erster Band.

wenn er auch gelegentlich dieser oder jener Ode von einigen leeren Gedanken, verschiedenen Tautologien und gemeinen, aber prächtig eingekleideten Gedanken schrieb und seine Deductionen in der ihm eigenen scharfgeschliffenen Sprache siegessicher vortrug, so mochte ohne Zweifel in so greller Beleuchtung das „ewige Gedicht", von welchem derselbe Kritiker — es klingt neben jenen Tüfteleien lustig genug — sonst redete, doch einigermaßen fragwürdig erscheinen und der fromme Enthusiasmus mochte stutzig werden. Zudem war der dichterische Resonanzboden des Jahrhunderts allgemach ein sehr anderer geworden. Die Orgel- und Posaunenklänge, die Cymbel- und Harfenmusik des poetischen Oratoriums verhallten immer wirkungsloser, je mehr in die Tempelhallen der pietistischen Mystik das kalte Licht der Aufklärung drang. Die „Messiade" war das Brevier des Pietismus gewesen, der „Nathan" wurde das Evangelium der immer herrlicher vorschreitenden Aufklärung, deren Nachwehen uns bekanntlich der moderne Pessimismus genießen läßt. Neue literarische Meteore waren inzwischen aufgestiegen, und der Stern der Messiade erblich immer mehr, bis es schließlich schwer fiel zu begreifen, wie er jemals habe glänzen können. Schöne metrische Fortschritte waren von den Bahnen ausgegangen, die Klopstock's Genie mit noch heute machtvoll und glanzvoll rauschenden Rhythmen erschlossen hatte, und im sonnenhellen Lichte der Goethe'schen Hexameter erschienen dann selbstverständlich die mystisch-dunkeln Verse der Messiade noch ungelenker, als die mühseligen Jamben des „Nathan" neben dem hinreißenden Strome der Verse des „Carlos". In diesem rhythmischen Rückstand des „Messias" ist gewiß kein geringer Grund zu erkennen, warum zunächst seine formelle Außenseite den so hoch entwickelten metrischen Ansprüchen unserer Zeit gegenüber ein misliches Object poetischen Genusses wurde. Dazu kam in inhaltlicher Beziehung: die Sublimität des Gegenstandes, das Nebelhafte der Scenerien und die lyrische Zerflossenheit des Vortrags; das weitschichtige Gewebe der Anlage und die Langathmigkeit der Rhetorik; das maßlose Prädominiren des höchsten Pathos und die hohe Tonlage der hymnenhaften Instrumentirung; die weltflüchtige Tendenz, der hoheprieſterlich-weihevolle Tenor des Ganzen und die seraphische Ekstase und sentimentale Weinerlichkeit im Einzelnen. Als immer fremdartiger mußten sich diese Eigenschaften geltend machen, je mehr sich die neue Zeit in ihrer dogmenfeindlichen Richtung von der Orthodoxie und jener pietistischen Weichheit und Rührseligkeit entfernte, welche dem Werke Leben und Seele geliehen hatten. Damit verband sich schließlich die peinliche Unmöglichkeit, dasselbe episch zu registriren nach den ästhetischen Principien, die inzwischen ein für den Grundton Klopstock'scher Poesie so wenig empfänglicher und aller religiösen Innigkeit so verschlossener Geist wie Lessing mit verstandesmäßiger Plauheit und Einseitigkeit demonstrirt hatte. Da fand sich denn freilich für eine so einzigartige, intensiv-religiöse und bis zur Verflüchtigung des Aeußern verinnerlichte, von genialster Willkür beseelte Schöpfung wie der „Messias" keine Rubrik vor, und die Kritik der Folgezeit vermochte nicht von den dictirten epischen Kategorien sich loszusagen. So blieb das Urtheil gesprochen und der „Messias" ist unserer Gegenwart und ihrem realistischen Drange so fremd geworden wie ein verwehtes Märchen alter Zeit.

Die Reaction ist eingetreten. Vier angesehene deutsche Verlagshandlungen, die von Perthes, Spemann, Hempel und Reclam, wetteifern heute, den „Messias" Klopstock's, die glänzendste und gemüthstiefste der deutschen Messiaden, der Nation von neuem ans Herz zu legen, und Forscher und Gelehrte wie R. Hamel und R. Boxberger, R. Weitbrecht und F. Muncker haben der gleichen Aufgabe mühselige Jahre gewidmet. Dem Verlage W. Spemann's gebührt vor allen das Verdienst, unter R. Hamel's geachteter Flagge die erste kritische „Messias"-Ausgabe veranstaltet zu haben (Bd. 46 und 47 der „Deutschen National-Literatur", herausgegeben von Joseph Kürschner), während Reclam nicht minder verdienstlich eine in ihrer Wohlfeilheit allgemein zugängliche bietet. Und muß man auch einräumen, daß R. Hamel in seinen fleißigen „Klopstock-Studien" in zu blinder Verehrung seines Dichters ähnlich extravagirt, wie es M. Bernays gelegentlich seiner Neuausgabe der Vossischen 1781er Odyssee gethan, so schließen wir uns doch den Resultaten seiner pietätvollen, oft nur zu haarspalterischen und zu sophistischen Apologetik lieber an, als daß wir in jene wegwerfenden Urtheile einstimmen, welche mit unhaltbaren Schwächen und Verfehltheiten des „Messias" das ganze stolze Dichtwerk preisgegeben und abgethan wissen wollen.

Wir behaupten keineswegs, wozu die „kleine, aber laute Klopstock-Gemeinde", wie sie Erich Schmidt's meisterliche Lessing-Biographie bezeichnet, nicht geringe Neigung zu verspüren scheint, daß der „Messias" das A und O der neuern Literatur bedeute, aber wir halten allerdings dafür, daß er nach wie vor ihr A bleibt, d. h. seit Albrecht von Haller's „Alpen" die erste literarische Schöpfung von dauernder selbständiger Bedeutung, wie sich ihre Macht in vielen Partien mit der alten elementaren Gewalt noch heute siegreich offenbart. Die Kritik hat oft weit über das Ziel geschossen, und das Gervinus'sche Urtheil, der „Messias" sei allein eine große Reihe von Fehlern, ist allein eine Reihe von halt- und salzlosen Worten, da es durch höchst einheitliche, groß stilisirte Charakteristik einer großen Zahl von Hauptfiguren und durch eine Menge trefflicher, rein epischer Züge und großartiger Schilderungen widerlegt wird. In hundert Variationen tönt es immer wieder: dieser „Messias" ist kein Epos. Man mißt ihn nach den landläufigen, von Homer abstrahirten Normen. Aber eine wegen eines entlaufenen schönen Weibes arrangirte Campagne alter Griechen war denn doch ein Vorwurf, der von dem Mysterium der Menschenerlösung durch ein göttliches Martyrium zu weit abstand, als daß die Behandlungsart nicht himmelweit hätte verschieden sein müssen. Auch der alttestamentliche Stoff des großen Puritaners

Milton, den Klopstock, bald heißt es zu viel, bald zu wenig, jedenfalls aber gründlich studirt hat, war ein total andersartiger, und sein nüchternes Publikum forderte eine viel realistischere, drastischere Vortragsweise als die deutschen Pietisten, für die in einer ungleich weicher und zarter empfundenen und zunächst einseitig nach innen gewandten Zeit Klopstock sang. Klopstock rettete höchst verdienstlich den mystischen Schleier. Er ließ die Decorationen in einem überdies immerhin sehr durchsichtigen Nebel, um das geheimnißvolle Mysterium selbst in diesem magischen Dämmerlicht um so feierlicher und weihevoller zu insceniren. Bewußt und absichtsvoll verlegte der Dichter des 18. Jahrhunderts das Schwergewicht seiner Dichtung in die Seelenwelt, ohne für seine lyrischen Gemälde nach einem faßlichen landschaftlichen Rahmen zu suchen. Klopstock wollte erbauen und erheben; die Sinne der Anschauung durch descriptive Detailmalerei und irgendwelche scandirte Veduten zu ergötzen, lag nicht in seinem Bestreben. Das wird ihm nun freilich von Scherer's „Literaturgeschichte" nicht verziehen, welcher es scheinbar das Liebste gewesen wäre, wenn Klopstock, der übrigens auf den Reiserouten durch das Weltall so gut Bescheid wußte wie Lord Byron, zu jenem Behufe eine Orientreise unternommen hätte; wenigstens verlangt Scherer in der That, der „Messias"-Sänger hätte Reisebeschreibungen studiren sollen, um dann womöglich ein hexametrisches Panorama von Jerusalem und Golgatha aufzustellen. Andere mustern an den Homerischen die Klopstock'schen Gleichnisse, wiewol Klopstock gerade in ihnen, wie Schiller rühmt, „so vorzüglich glücklich" war, und entdecken auch hier allerlei Unzukömmlichkeiten und Inconvenienzen im Vergleich mit der Homerischen Schablone, wobei Homer's lustige „Bratwurst" als Mustergleichniß hingestellt wird, ein, um mit Klopstock zu reden, doch sehr „fern nachahmendes Bild nur".

Es ist indessen richtig, die Klopstock'schen Gleichnisse sind mehrfach incorrect proportionirt; sie sind theils zu vag und verschwommen, theils zu ungeheuerlich und grotesk; andere wenden sich mehr an das Gefühl als an die Anschauung und Phantasie. Aber auch Byron hat derartige Bilder, denen man dennoch eine hohe originelle Schönheit nicht streitig machen kann, und bei Klopstock werden die minder glücklichen überreich durch andere aufgewogen, die um so anschaulicher und concreter sind. Vgl. Gesang 4, 751:

Lange schon wünsch' ich, die deine zu sein, ...
. . . . . dich innig zu lieben,
Wie zu den Zeiten der Väter die Töchter Jerusalems liebten,
Wie ein jugendlich Lamm um deine Winke zu spielen,
Gleich den Rosen im Thal, die der frühe Tag sich erziehet.

Oder Gesang 5, 812:

So windet ein Lamm, am Altare geschlachtet,
Sich in seinem Blut. So lag, umströmt von des Himmels
Ihm jetzt nächtlichen Wolken, umströmt vom Blute, so neigte
Abel sich, als er entschlief.

Oder Gesang 8, 126:

Des Kommenden Gang war
Eines Heeres Gang, welchem die tragenden Felsen erzittern.

Oder Gesang 8, 265:

Mit lautem Erstaunen
Schwung er sich in die Himmel der Himmel und rufte — so tönen
Eilende Stern' im kreisenden Lauf.

Oder Gesang 9, 644:

So steigt ins Gesicht des blühenden Jünglings,
Welchen der rufende Blitz erschlug, die Farbe des Todes
Schaurig herauf; so strömte des Abgrunds Nacht in das Antlitz
Abbadona's empor.

Das letzte Gleichniß ist allerdings keineswegs regelrecht, da die Vergleichungsglieder nahezu zusammenfallen, aber gleichwol hat es Poesie. Das Aesthetisch-Schöne hat aber mehr Aeußerungsmittel und elastischere Grenzen, als die Schulweisheit sich träumen läßt und die Meßinstrumente mit ihrer oft recht nüchternen Methodik nachzuweisen vermögen. Jedenfalls aber übt man eine ungerechte Kritik, wenn man über langen Registern lückenhafter oder durch Umfang, bezugsweise Inhalt erdrückender Gleichnisse den viel reichern Katalog der zu schönem und höherm Recht bestehenden vernachlässigt. Ganz ähnlich wird die Charakteristik der Klopstock'schen Gestalten bemängelt, und doch ist einzuräumen, daß es Figuren wie Satan, Adramelech und Abbadona, Kaiphas, Philo, Gamaliel, Nikodemus, Pilatus und Portia an einer wohl accentuirten Individualität durchaus nicht gebricht. Selbst die odenhafte Flugkraft, die Hoheit und Erhabenheit dieser Poesie wird negirt; „das Klopstock'sche Erhabene ist das Verstiegene", sagt Scherer — viel zu generell!

Ja, es war Mode geworden, auf Klopstock'schem Terrain als besonders ergiebiger Trift die kritischen Renner zur Weide zu führen, und man verfuhr um so gestrenger gegen den „Epiker", je rückhaltloser man seiner Lyrik und seiner Führerschaft in Dingen der Sprache und Metrik huldigen mußte. Keineswegs sollen damit jene oben von uns aufgeführten Schwächen beschönigt werden; wir geben Gottschall's Urtheil völlig recht. Aber absolute kunstmäßige Vollkommenheit ist ein seltenes Ding, und die schöpferischen Organe sind so endlich, wie es die kritischen sind; wie es auch Lessing's waren, wie Erich Schmidt so scharfsinnig wie gerecht dies nachweist. Man messe den „Faust" nach den Normen der dramaturgischen Doctrin und Dante's „Paradies" an Homer, und sie dürften vom engherzig theoretischen Standpunkte nur von so relativem Werth erscheinen wie „Emilie Galotti" und die „Messiade". Und doch sind es herrliche Schöpfungen: ein Prädicat, das in musikalisch-poetischer Hinsicht kein anderer als Schiller auch dem so arg belenmdeten „Messias" Klopstock's zollt. Einem Werke aber, für welches ein so unerbittlicher Kunstrichter wie Schiller ein so laut rühmendes Wort fand, ist, dünkt mich, eine „dauernde selbständige Bedeutung" hinlänglich gesichert; vor allem aber sollte jene Achtung ihm gesichert sein, die man einer „so einzigen Erscheinung", wie Schiller eindringlich mahnend motivirt, „einem so außerordentlichen

Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienst schuldig ist".

Ehre, Deutscher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz,
Denn der Knabe spielte sinnig,
Klopstock, einst an diesem Platz —

so Goethe an Schul-Pforte. Und die gleiche Ehrerbietung, die Goethe für die Schule fordert, auf welcher ein Klopstock gebildet wurde, sollte man dessen Hauptwerke, seinem „Messias", entgegenbringen und bewahren; zum mindesten sollte die moderne Bildung eine nähere Einkehr in die außerordentliche Dichtung nicht für Raub halten; von unsern Literarhistorikern aber sollte man verlangen dürfen, daß sie dazu ermuntern und die Wege bahnen, statt daß sie mit forcirter Kritik die Dichtung verurtheilen. Die fortreißende Gewalt ihrer Rhythmen und der hochgehende Strom ihrer prachtvollen, jugendstarken Diction; ihr seelenvolles Pathos und ihr elegischer Schmelz; die rauschende Fülle ihrer Instrumentation und der glänzende Reichthum ihrer Schilderungen; ihr erhabener Flug und die ganze erhebende und befreiende Hoheit der Anschauung und Gesinnung; der Adel und die rührende Innigkeit der Empfindung sichern dem Leser auch heute noch Stunden höhern poetischen Genusses, wenn er anders in den über Gebühr ausgesponnenen Partien nicht erlahmt, und vorausgesetzt vor allem, daß der Dichter die Empfänglichkeit eines religiös gestimmten und gefestigten Gemüths findet. Wo diese seelische Basis gebricht oder die ästhetischen Organe sich an der Tagesliteratur, z. B. bei Ebers oder Lindau, entnervt haben, da allerdings bleibt Klopstock's Werk rettungslos ins Nichts geschrieben, denn „beinahe jeder Genuß", sagt wiederum Schiller, „den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor". Als Epos aber gibt das Werk auch Schiller preis. Es ist ihm theuer als ein Schatz elegischer Gefühle und idealer Schilderungen, befriedigt ihn aber nicht als Darstellung einer Handlung und als episches Werk. Der Ruhm eines solchen war auch kaum Klopstock's Ehrgeiz. Daß eine poesievollere epische Darstellung der Erlösung nicht denkbar war, als sie in ihrer schlichten herzbewältigenden Einfachheit die Evangelien in Luther's Prosa geben, mußte einem Dichter ersten Ranges wie Klopstock nur zu deutlich sein. So fällt er denn auch überall, wo er jene in Verse zu bringen gezwungen ist, z. B. in den Aussprüchen des Herrn, kläglich ab. Wie unschön variirt sich beispielsweise das „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein" in dem Klopstock'schen Hexameter: „Heut', ich sag' es dir, wirst du im Paradiese mit mir sein!" Nur spärlich finden sich in dieser Hinsicht glücklichere Verse wie: „Und es waren mit ihm zween Missethäter gekreuzigt."

Klopstock selbst nennt sein Werk eine „lyrische Erzählung". Er wollte nichts anderes als eine poetische Apotheose der Erlösung und eine hymnenhafte Verklärung und Glorification ihres Helden geben. Der Stoff ist ihm oft unter den Händen zerronnen, es ist wahr, und zu sehr ins Unbegrenzte projicirt worden, aber dennoch hat er in seinem „Messias" ein Werk von imposantem Gepräge und bleibender äußerer wie innerer poetischer Bedeutung geschaffen — ein in einsamer Größe dastehendes, erhabenes Monument christlich-deutscher Hymnenpoesie. Und als solches soll es in Ehren bleiben!

Und so ist die oben angekündigte Neuausgabe des „Messias" beifällig zu begrüßen. Leider ist sie sehr verschnitten. Der Herausgeber K. Weitbrecht sah sich durch die Verlagshandlung vor ein übles Dilemma gestellt. „Der Raum von ungefähr neun Bogen", sagt er, „sollte dem Plan der ganzen Sammlung gemäß nicht überschritten werden. Ich war demgemäß vor die Wahl gestellt, entweder nur die drei ersten Gesänge vollständig zu geben, die allein schon mehr Verse enthalten als Goethe's «Hermann und Dorothea», oder den ganzen «Messias» in einzelnen Stücken, oder die ersten zehn Gesänge mit mäßigen Kürzungen." Weitbrecht hat sich für das letztere entschieden, wiewol er vielleicht der Verlagshandlung hätte besser den Rath ertheilen sollen, entweder gar keinen oder den ganzen „Messias" auf den Markt zu bringen. Man hätte sich dann einstweilen mit den drei neuerdings erschienenen completen Ausgaben begnügt. Von diesem Defect abgesehen, mit welchem sich freilich nicht jedermann befreunden dürfte, verdient die Ausgabe Lob. Richard Weitbrecht hat sich seiner Aufgabe wohl oder übel mit liebevoller Hingabe entledigt. Er sendet eine dankenswerthe Einleitung voraus und begleitet die dunkeln Stellen mit zwar höchst lakonischen, aber immer treffenden Anmerkungen und Erklärungen. Nicht überall haben die Kürzungen unsern Beifall; die Charakteristik der Jünger, als höchst bezeichnend für Klopstock's Technik, hätte beibehalten werden sollen. Ob aber die kürzende Hand dafür an andern Stellen unsern Beifall gefunden haben würde, stellen wir dahin; jedenfalls sei gerühmt: wo immer der Herausgeber die Schere ansetzt, geschieht es mit zarter Pietät und feinem Gefühl.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Emile Zola's neuester Roman „L'oeuvre" (Paris, Charpentier), ein Werk aus der Serie „Les Rougon Macquart", der natürlichen und socialen Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich, bewegt sich in Künstlerkreisen, ähnlich wie „Sapho" von Daudet, und gehört zu denjenigen Romanen Zola's, welche der Sucht nach Pikanterien und Cynismen, nach unverhüllter Darstellung geschlechtlicher Vorgänge keine so reichhaltige Ausbeute liefern. Es steht mit Bezug hierauf in einer Linie mit „Au bonheur des dames". Freilich sind die Atelierstudien, die Studien des Nackten wieder mit sehr genauer Detailmalerei ausgeführt, und neben dem Streben nach Lebenswahrheit ist doch auch die Vorliebe für üppige, auf den Sinnenreiz berechnete Darstellung nicht zu verkennen. Im ganzen aber hat sich der Dichter diesmal mehr in ein psychologisches Problem vertieft: es ist das Verhältniß des Künstlers zu seinem Modell, wie es bei Gelegenheit des Graef'schen Processes in deutschen Zeitungen und Broschüren vielfach zur Sprache gekommen ist. Der Held des Romans, ein Maler, wird zuerst durch eine weibliche Schönheit, die ihm der Zufall zugeführt, zu künstlerischer Copie gereizt: hieraus entwickelt sich dann eine leidenschaftliche Liebe, die zur Ehe führt; in der Ehe sinkt aber das Weib bald wieder zu einem gleichgültigen Modell herab, welches nur für die künstlerische Anschauung und Wiedergabe existirt. Nebenher geht eine Darstellung des künstlerischen Strebens, seiner hochfliegenden Plane, seiner Entmuthigungen und der dadurch abnehmenden Kraft. Diese Darstellung ist mit einer Polemik gegen die Lieblinge der Mode, gegen das officielle Kunstrichterthum, seine Unfähigkeit und Parteilichkeit gewürzt und zugleich mit einer so großen Menge von Zügen aus dem pariser Kunstleben der Gegenwart ausgestattet, daß schon dies allein für deutsche Leser von besonderm Interesse sein muß. Wie in Daudet's „Sapho" ist neben dem im Mittelpunkte stehenden Künstlerbild eine Reihe oft origineller Künstlerfiguren hingezeichnet, für die sich die Modelle wol in Paris leicht finden ließen. Einzelne Schilderungen, theils landschaftlicher, theils genrebildlicher Art, zeugen von dem Talent Zola's, mit markanten Strichen zu zeichnen; hier und dort beseelt die Darstellung auch ein wärmeres Gefühl.

— Das Werk von Fidus: „Souvenirs d'un Impérialiste. Journal de dix ans" (Paris, F. Fetscherin u. Chuit) bringt uns die Memoiren eines fanatischen Bonapartisten, und zwar reichen dieselben vom Communeaufstand bis zum Tode des jungen Prinzen Napoleon: sie enthalten manche interessante Aufschlüsse, besonders über die Vorgänge, welche dem Kriege von 1870 vorausgegangen. Die Unlust des Kaisers, diesen Krieg zu beginnen, wird durch frappante Thatsachen bestätigt. Der Verfasser gibt eine scharfe Kritik der Präsidentschaft von Thiers und Mac-Mahon, zwar nicht im Zusammenhang eines eingehenden Essays, sondern durch eine Reihe sich ergänzender Aufzeichnungen. Der Charakter von Thiers erscheint im ungünstigsten Lichte, Mac-Mahon als ein Schwächling, welcher nicht den Muth zu einem kühnen Entschluß besaß: natürlich, er wollte nicht der General Monk der Bonaparte sein. Auch Rouher ist dem Berichterstatter nicht ganz genehm: er ist zu sehr Parlamentarier. Allerdings hat Fidus auch am Kaiser Napoleon viel auszusetzen; er steht ganz auf dem Standpunkte der Kaiserin, welche einen brutalen Cäsarismus, frei von allen liberalen Anwandlungen, verlangte. Alle seine Hoffnungen hatte Fidus auf den Prinzen Ludwig Napoleon gesetzt: wie er schon mit dem Vater in Chislehurst lange politische Gespräche geführt, bei denen der Kaiser mit gewohnter Apathie die Ergüsse der Weisheit seines begeisterten Anhängers über sich ergehen ließ und wahrscheinlich bisweilen nur seine Zustimmung äußerte, um den unbequemen Principienreiter los zu werden, so setzte er auch mit dem Sohne diese Verhandlungen schriftlich und mündlich fort, und hier fand er das Entgegenkommen einer gleichen Ueberzeugung. Nach dieser Seite hin ist das Werk von Fidus besonders interessant: das Charakterbild des jungen Prinzen tritt in frappanten Umrissen vor uns hin; er war nicht unbegabt, geistig regsam, energisch, persönlich liebenswürdig; er hatte die Principien seiner künftigen Regierung wohl durchdacht und in einem ziemlich ausführlichen Entwurf fixirt: aber eben diese Principien wären bei ihrer Durchführung für Frankreich und für den Prinzen selbst verhängnißvoll geworden. Eine autokratische Regierung in höchster Potenz und im vollsten Einklang mit den Klerikalen, zu denen auch Fidus gehört: das bedeutete das Programm, das der Prinz entworfen. Die demokratischen Neigungen seines Vaters, der den Strömungen der Zeit Rechnung zu tragen glaubte, waren ihm fremd; die Plebiscite wurden gestrichen; alle Grundlagen des Napoleonismus, durch die er sich eben von den andern Dynastien unterschied, beseitigt; kein allgemeines Stimmrecht, ein complicirtes Wahlsystem, eine Pairskammer, auf welcher das Schwergewicht der Verfassung ruht, Unterdrückung der Preßfreiheit und aller andern Freiheiten: das wäre die Zukunft gewesen, welche der Prinz Frankreich bereiten wollte; die brutalste Reaction wäre über das Land hereingebrochen; denn auch zum Strafgerichte über die Männer des Septembers, welche seinen Vater vom Thron gestürzt, fühlte sich der Prinz berufen. Neben diesem lehrreichen Charakterbilde enthalten die Memoiren von Fidus auch viele pikante Anekdoten aus der Epoche, welche seine Tagebücher schildern, neben Thiers und Mac-Mahon gehören auch Victor Hugo und Gambetta zu seinen bêtes noires.

— „Avant la bataille" — so heißt die neueste Schrift über die französische Militärorganisation, die mit einer Vorrede von Paul Deroulède im Verlag von A. Lévy in Paris erschienen ist: sie gibt genaueste Aufschlüsse über die französische Armee, ihre Zahl (stehendes Heer und Territorialarmee mehr als 4 Millionen, natürlich auf dem Papier), über Rekrutirung, die einzelnen Waffengattungen, die Mobilisirung, den Generalstab, die Marine: Mittheilungen, welche für deutsche Militärs von Fach gewiß von hohem Interesse sind. Es wird ziemlich rückhaltlos aus der Schule geplaudert, und die von Boulanger verfolgten deutschen Spione haben eigentlich nichts mehr auszukundschaften, da ja alle Karten auf dem Tisch liegen. Doch dieser jedenfalls auf den Acten des Kriegsministeriums beruhende Kern der Schrift ist eingerahmt von einer Vorrede und einem Nachwort, worin der französische Chauvinismus seine Orgien feiert. Gerade deshalb erregte das Werk auch die Aufmerksamkeit der deutschen officiösen Presse: an die Declamationen eines Deroulède ist man gewöhnt; aber daß ein jedenfalls im engen Zusammenhang mit den Leitern des französischen Kriegswesens stehendes Werk eine solche Sprache spricht, mußte doch befremden. Nicht nur wird der Krieg mit Deutschland in Aussicht genommen, nicht nur der Sieg über die in jeder Hinsicht untergeordnete deutsche Kriegsmacht als unzweifelhaft verkündet: der Haß gegen die Deutschen prägt sich auch in einer Schilderung unsers Nationalcharakters und unserer geschichtlichen Bedeutung aus, welche in Bezug auf Gehässigkeit und Grobheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Eine Entgegnung auf die Schrift „Avant la betaille" hat der Commandant ..z unter dem Titel „Pas encore" erscheinen lassen (Paris, Maurice Dreyfous). Der Verfasser erklärt, daß

er mit tiefer Betrübniß jenes Werk mit der Vorrede von Deroulède gelesen habe. Ueber die Patriotenliga, die er als etwas Ueberflüssiges bezeichnet, spricht er sich sehr ungünstig aus: Kapitel für Kapitel folgt er der Schrift „Avant la bataille" mit kritischen Randglossen: die Pointe seiner Auseinandersetzungen ist aber im Titel ausgesprochen: „Noch nicht!" Es ist noch nicht Zeit! Voreilig sind jene Zurückforderungen: „Frankreich hat etwas Besseres zu thun, als sich in Abenteuer zu stürzen; es bedarf der Sicherheit, das Verlorene wiederzugewinnen: es wird warten, bis seine Stunde geschlagen hat." So denken die Gemäßigten in Frankreich! Es handelt sich nur um das Tempo — in der Sache sind alle einig.

— Im schroffen Gegensatz zu „Avant la bataille" schildert Dr. Rommel in seinem Werke: „Au pays de la revanche" (Genf, Stapelmohr) Frankreich als im tiefsten Verfall begriffen: seine Schrift ist eine Art Anti-Tissot, eine Revanche für die Tissot'schen Schriften über Deutschland. Landwirthschaft, Industrie, Handel: alles ist im Niedergang. Das wird durch vergleichende statistische Zahlen bewiesen, das Gebahren der heutigen Machthaber durch manche neue Anekdote belenchtet, die littérature décolletée, réaliste, pornographique, die literarische Fäulniß, die Unmoralität der höhern Gesellschaft scharf hervorgehoben. Auch von der „großen Armee" hat Rommel eine gänzlich andere Meinung als der vom Kriegsminister inspirirte Verfasser von „Avant la bataille". Im ganzen sieht Rommel wol etwas zu schwarz. Auch die Lichtseiten des französischen Geistes hätten verdient, hervorgehoben zu werden.

— Alfred Marchand hat eine zweite Serie von Charakteristiken österreichischer Dichter herausgegeben unter dem Titel: „Les poëtes lyriques de l'Autriche. Nouvelles études biographiques et litteraires" (Paris, G. Charpentier). Die erste Serie enthielt biographisch kritische Essays über Lenau, Betty Paoli und Feuchtersleben; die jetzt vorliegende charakterisirt Moritz Hartmann, Josephine von Knorr, Robert Hamerling und Hieronymus Lorm. Alle diese Essays sind mit Wärme abgefaßt. Mit großer Vorliebe ist Moritz Hartmann behandelt, dessen abenteuerliche Erlebnisse für einen Essay noch einen besondern Stoff bieten. Ohne Frage ist dieser Dichter jetzt in Deutschland etwas in Vergessenheit gerathen: die Summe seines literarischen Wirkens ist sehr achtungswerth und umschließt manche anziehende Leistung; aber er hat auf keinem Gebiete etwas Durchgreifendes geschaffen. Wundern wird man sich in Deutschland über die hervorragende Stellung, die einer im ganzen wenig bekannten Schriftstellerin, Josephine von Knorr, von Marchand eingeräumt wird. Die sanfte Melancholie ihrer Dichtungen, die herbstliche Tonfärbung derselben wird hervorgehoben: sie verlangten Sammlung vom Leser, um nach ihrem Werth geschätzt zu werden. Vielleicht lenkt diese Würdigung der Dichterin seitens eines französischen Autors auch in Deutschland mehr als bisher die Aufmerksamkeit auf ihre poetischen Erzeugnisse. Hamerling und Hieronymus Lorm finden eine kritische Beleuchtung und Anerkennung, welche derjenigen entspricht, die man in Deutschland ihren Werken zutheil werden läßt. Marchand gehört nicht zu den Essayisten, die mit scharfer Logik die Autoren zergliedern, die sie behandeln: er gehört mehr zu den lyrischen Kritikern und wird selbst zum Poeten, wenn er die Poeten charakterisirt.

Bibliographie.

Albrecht Adam. (1786—1862.) Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhang. Herausgegeben von H. Holland. Mit dem Bildniß des Künstlers von seiner eigenen Hand. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 M.

Appel, C., Die Berliner Handschriften der Rime Petrarca's, beschrieben. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 M.

Daniels, E., Zur Schlacht von Torgau am 3. November 1760. Eine Säkular-Erinnerung an Hans Joachim von Zieten † 1786. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Dragoni Edler von Rabenhorst, A., Strategische Betrachtungen über den serbisch-bulgarischen Krieg 1885. Mit 1 Uebersichts- und 2 Operationskarten. Graz. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Elk, J., Die jüdischen Kolonien in Rußland. Kulturhistorische Studie und Beitrag zur Geschichte der Juden in Rußland. Nach den Berichten des russisch-israelitischen Journals „Woschod" und nach eigenen in den russisch-jüdischen Kolonien selbst gemachten Beobachtungen bearbeitet. Frankfurt a. M., Kauffmann. Gr. 8. 4 M.

Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von einem alten Münsteraner. Münster, Verlag des „Westfälischen Merkur". 8. 1 M.

Die Eroberung von Ofen und der Feldzug gegen die Türken in Ungarn im Jahre 1686. Dargestellt nach den Acten der Wiener Archive und anderen authentischen Quellen. Mit 2 Tafeln. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Gopčević, S., Bulgarien und Ostrumelien. Mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraumes von 1878—1886, nebst militärischer Würdigung des serbo-bulgarischen Krieges. Mit 6 chromolithographischen Schlachtplänen. Leipzig, Elischer. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Hansen, J., Beiträge zur Geschichte von Aachen. 1stes Hft. Bonn, Weber. 8. 1 M. 80 Pf.

Hartmann, O., Die Schlacht bei Sempach. Historisch-kritische Studie. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 1 M.

Henkel, H., Das Goethesche Gleichnis. Halle, Buchhandlung des Waiseuhauses. 8. 1 M. 60 Pf.

Heyde, E., Landesbefestigung. Eine Studie. Rathenow, Babenzien Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Hörmann, L., Schneekaderln und Himmelschlüssln. Lieder in oberösterreichischer Mundart. Großenhain, Baumert u. Ronge. 12. 1 M. 50 Pf.

Der einsame König. Ein Lebens- und Charakterbild. Nach authentischen Quellen von K. v. R. 4te, neu bearb. Aufl. Berlin, Knorr. 8. 2 M.

Koser, R., Friedrich der Große als Kronprinz. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 M.

Kühnlein, J. H., Natur und Kunst. Festspiel zu einer Frühlings-Feier. Dichtung. München, Th. Ackermann. 8. 80 Pf.

Lamber, Juliette (Madame E. Adam), Eine Heidin und andere Novellen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von M. Bruckmüller. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Liebmann, J., Die Pflicht des Arztes zur Bewahrung anvertrauter Geheimnisse. Fraukfurt a. M., Baer u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Liliencron, D. Freih. v., Der Trifels und Palermo. Trauerspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Die Erfurter Luther-Festspieltage vom 9. bis 16. Mai 1886. Zur Erinnerung für Einheimische und Fremde. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 50 Pf.

Lütken, O., Die Nordsee-Escadre und das Seegefecht bei Helgoland am 9. Mai 1864. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Herausgegeben von der Redaction der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens". Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 M.

Manteuffel, Ursula Zöge v., Désirées Geheimnis. Novelle aus dem Badeleben. Leipzig, Böhme. 8. 1 M. 80 Pf.

Müller, T., Die Senegal- und oberen Nigerländer. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M.

Nicol, L. A., Das touristische Vereinswesen und seine Bedeutung für unsere Zeit. Wiesbaden, Nicol. Gr. 8. 80 Pf.

Normann, H., und M. Steinmann, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart, in Bildern dargestellt. Kattowitz, Siwinna. Gr. 8. 4 M.

Oettingen, A. v., Was heißt christlich-social? Zeitbetrachtungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Pausitz, A. v., Bergkloster Chemnitz, Schloß Chemnitz und Schloß Miramar. Mittheilungen aus sieben Jahrhunderten. Mit 1 Ansicht in Lichtdruck. Chemnitz, Focke. 8. 30 Pf.

Planitz, E. von der, Neu-Deutschland's Heldenbuch. Epen-Cyclus eines fahrenden Sängers. 1stes Stück. Der Dragoner von Gravelotte. Ein Reiter-Lied aus herrlicher Zeit. München, Palm. Gr. 8. 8 M.

Pestalozzi, J., Ein Wort über evangelische Kirche und Staat im Hinblick auf den Antrag der konservativen Partei im Abgeordnetenhause. Cassel, Röttger. 8. 50 Pf.

Naschèr, J. M., Die Schweiz in der Staatsformfrage. Frei- und Kleinstaatsideen. Leipzig, Ziegenhirt u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ratzel, F., Völkerkunde. 1ster Bd. Die Naturvölker Afrikas. Mit 494 Abbildungen im Text, 10 Aquarelltafeln und 2 Karten von R. Buchta, T. Grätz, G. Mützel ꝛc. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1885. Lex.-8. 14 M.

Runkel, F., Aus schwerer Zeit. Historisches Festspiel. Zur 250-jährigen Gedenkfeier der Befreiung Hanau's am 13. Juni 1636. Hanau, Lutz. 12. 1 M.

Salzig, S., Deutschlands Zukunft. Träumereien eines sonderbaren Schwärmers. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 60 Pf.

Stanelli, R., Philosophie der Kräfte. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Veltmann, H., Funde von Römermünzen im freien Germanien und die Oertlichkeit der Varusschlacht. Osnabrück, Rackhorst. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Vor fünfzehn Jahren. 150 Tage vor Paris. Erinnerungen aus dem Großen Hauptquartier von H. R. Mit 1 Plan von Paris und Umgebung. Leipzig, Renger. 8. 3 M.

Vordermayr, P., Kitzbühel und seine Umgebung. Beigabe: Zwei Tiroler Lieder. Salzburg, Pustet. 12. 70 Pf.

Wächter, F., Der nationale Gedanke und die deutsche Schule. Forbach, Hupfer. Gr. 8. 60 Pf.

Werunsky, E., Geschichte Kaiser Karls IV. uud seiuer Zeit. 2ter Bd. 2te Abth. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 7 M.

Wildenradt, J. v., Der letzte Römer. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Winterfeld, A. v., Neue humoristische Soldatengeschichten. 11ter u. 12ter Bd. Jena, Costenoble. 12. à 1 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 199 bis 205.

Ultramontane Verhetzungen. — Der neue französische Armee-Reorganisationsentwurf und seine Bedeutung für den Krieg. (II./III.) — Das Radetzky-Denkmal in Wien. — Nach dem Friedensschluß. — Das Jus patronatus unter der Regentschaft. — Die Einführung des romanischen Schriftthums in Japan. — Zur Kenntniß des deutsch-ostafrikanischen Unternehmens. Von O. Kienitz.

Aus der Sommerfrische. Von K. von Binzer. — Heidelberger Romantik und die Anfänge der Sprachwissenschaft. — Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kreisausstellung zu Augsburg. Von H. E. von Berlepsch. (VI. Schluß.) — A. E. Freiherr von Nordenskiöld: Grönland, seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste. — In den Salzbach-Engen. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. (II.) — Sprachliches und Literarisches aus Peru. Von Hofrath Dr. J. Haller. (I./III.) — Aus dem Bayernlande an der Drau. (IV.) — Glaube und Aberglaube in Neapel. Von Th. Trede. (I.) — Epilog zu den Heidelberger Erinnerungen. Von G. Weber. (I./II.) — Architektur des Mittelalters und der Neuzeit. Von H. Semper. — Die Alchemie in der Culturgeschichte.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Panamá-Anleihe-Combination.) — Ausführungsvorschriften zum Zuckersteuergesetz.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuguinea.

Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885

von

James Chalmers und **W. Wyatt Gill.**

Mit Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Das Deutsche Reich hat bekanntlich von dem nordöstlichen Theile Neuguineas, der größten unter den Südseeinseln, Besitz ergriffen, und infolge dessen beschäftigt sich die in Berlin gegründete Neuguinea-Compagnie eifrig mit Landerwerbungen und Errichtung von Handelsfactoreien auf diesem neuen Colonialgebiete. Vorliegendes Werk, das über Bodenbeschaffenheit und Klima Neuguineas, wie über Lebensweise und Rasseneigenthümlichkeiten der Eingeborenen im reichsten Maße Aufschluß gibt, wird sonach in der vorliegenden autorisirten Ausgabe gewiß auch dem deutschen Publikum sehr willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch**, das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage vollendet vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon“ in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch Central-Brasilien.

Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884.

Von

Karl von den Steinen.

Mit über 100 Text- und Separatbildern und 3 Karten.

4. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Dr. med. Karl von den Steinen schildert in diesem Werke mit frischer Unmittelbarkeit den Verlauf und die Ergebnisse der im Jahre 1884 von ihm unternommenen Expedition, welche die Erforschung des grössten noch unbekannten Stromes Südamerikas, des Schingú, zum Zweck hatte. Der wissenschaftlichen Länder- und Völkerkunde wird in dem Werke überraschend viel Neues, den weitesten Kreisen eine fesselnde Unterhaltung geboten, und die Fülle der Abbildungen, fast sämmtlich nach Originalaufnahmen künstlerisch ausgeführt, verleiht demselben den Rang eines Prachtwerks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grundriss der Zoologie

für höhere Lehranstalten, insbesondere für Gymnasien

bearbeitet von

Dr. R. Krieger.

Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 M. 60 Pf. Cart. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser, Oberlehrer am Nicolaigymnasium zu Leipzig, bietet mit diesem durch naturgetreue Thierbilder reich illustrirten Grundriss der Zoologie ein Schulbuch, das die beim Unterricht gewonnenen Resultate kurz zusammenfasst, sich deshalb aber auch zum Gebrauch für die häusliche Repitition eignet.

(Mit einer Beilage von **Gebr. Henninger** in **Heilbronn.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 12. August 1886.

Inhalt: Neue Romane und Novellen. Von J. J. Honegger. — Zur Naturphilosophie und Ethik. Von Moritz Brasch. — Eine Biographie von Beaumarchais. Von Adolf Kreßner. — Ein neues Geschichtswerk über Oesterreich. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue [und ältere] Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane und Novellen.

1. Eine vornehme Frau. Von Hermann Heiberg. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 6 M.
2. Dora. Roman von Robert Byr. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1886. 8. 8 M.
3. Spuren im Sande. Roman von August Ewald König. Drei Bände. Jena, Costenoble, 1886. 8. 9 M.
4. Tragische Novellen. Von Karl Emil Franzos. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. Gr. 8. 6 M.
5. Aus fernen Landen. Novellen von A. Schneegans. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M.

Die drei Romane sind sammt und sonders ganz moderne Personen- und Gesellschaftsbilder, eins darunter mit stark criminalistischem Zuschlag; die Novellen bringen Geschichten, die sich theils auf italienischem Boden abspielen, theils in den Donaugebieten.

In der Erzählung „Eine vornehme Frau" von Hermann Heiberg (Nr. 1) ist es ein eigenes Schicksal, das die Gräfin Clairefort trifft; genauer gesagt, das Schicksal ist nicht gerade selten, aber das wirklich Seltene ist, wie die Frau es aufnimmt und erträgt und wie sie sich unter seinen Schlägen entwickelt: von hundert ähnlichen Fällen wahrscheinlich nur einer, der im Leben zutrifft. Ein Wesen von bezaubernder Anmuth, Eleganz und Leichtigkeit der Bewegung, dazu voller Gutmüthigkeit und Wohlwollen, erscheint die junge Frau wie ein verhätscheltes Lieblingskind. Sie hat an Glanz und Luxus in Fülle, was sie sich nur träumen mag; was Leben ist, hat sie nie erfahren, denn für sie ist es ein tändelndes Spiel; das Geld wirft sie zum Fenster hinaus; vom zärtlichen Gatten und all ihren Bekannten läßt sie sich auf den Händen tragen, weil es ja gar nicht anders sein kann; die ebenso anmuthigen Kinder verzieht sie, gerade wie sie selber verzogen worden; sie spielt und flattert, gedacht aber hat sie nie, weil sie es nie brauchte; es ist das Leben eines goldig schillernden Schmetterlings. Da fährt der Blitz in diese heitere Welt und schlägt sie mit Einem wuchtigen Schlage in Trümmer. Der Graf, in dessen melancholischem Wesen schon lange ein geheimer Kummer sich ausprägte, ist sonst gut und brav, aber um für sich und die heiß geliebte Gattin, der er absolut nichts verweigern kann, noch größern Reichthum zu gewinnen, ist er dem furchtbaren Dämon des Börsenspiels verfallen und sieht sich eines unseligen Tages am Abgrunde. Die finstere Sorge hat innerlich und äußerlich seine Gesundheit zerrüttet; ein Rückenleiden führt ihn dem Grabe zu, und schließlich, da dieses Jammerleben ihm zur Last geworden, hilft ihm eine Dosis Opium über den letzten schweren Schritt hinweg, nachdem er der Gattin schriftlich über seine That Beichte abgelegt. Die Leiche im Hause, sieht sich Gräfin Clairefort mitten unter ihren strahlenden Prachtsäulen hart an der hohläugigen, finstern, unerbittlichen Armuth angekommen. Nun folgt aber auch der Umschlag, den wir als seltene Erscheinung bezeichnen. Noch zu Lebzeiten des bereits siechenden Grafen kam ein ernster, ebenso edel wie besonnen denkender, dazu reicher Offizier ins Haus und bewährte sich als dessen echter Freund; ja er hat im stillen, nachdem der Mann ihm halben Einblick in die Sachlage verschafft, die Familie schon längere Zeit durch ein Jahrgeld aufrecht gehalten. Ernst innerliche Prüfung beweist ihm, daß er die Gräfin innig liebt, und sie erwidert das Gefühl; das Verhältniß aber bleibt schön und rein. Was läge nun nach des Gatten Tode näher, als sich an den Freund zu wenden oder einfach ihn gewähren zu lassen, um aller Noth überhoben zu sein? Dafür ist die Frau aber zu stolz und zu charakterfest; ja sie will um jeden Preis jene bereits empfangene Unterstützung, von der sie eben erst mit bitterer Beschämung erfahren, zurückbezahlen. Und nun beginnen Tage der Arbeit und Sorge, hart und ungeschminkt: Verkauf alles irgend Entbehrlichen und Umzug,

äußerste Einschränkung, Nähen und Kochen, bis der Frau Gräfin nach Entlassung des letzten Dieners nichts übrig bleibt, als beim ärmlichen Lampenlicht selbst die Hosen und Röcke der Kleinen zu flicken. Und doch reicht auch das nicht: Frost und Hunger treten an die luxuriös erzogene Familie heran. Da kommt der ältere Sohn, ein halb erwachsener, ernst denkender und beobachtender Knabe, zu dem Entschluß, ganz heimlich an jenen alten Familienfreund, den „Onkel", wie die Kinder ihn nennen, zu schreiben und ihn einzuladen. Er kommt, und nun ist nicht blos alles gut, sondern die zwei Herzen, die sich ja doch angehören, haben sich fürs Leben gefunden.

Gern verfolgt man ein derartiges Lebensbild, so zwanglos nach der vollen Naturwahrheit und ohne alles Effectmachen gezeichnet. Die ergreifenden Züge bei solch erschütterndem Schicksalswechsel geben sich von selbst, ohne daß der Autor noch viele Kunst dazutragen müßte. Das Einzige, was er nöthig hat, ist richtiger Blick ins Leben und Einhalten der strengen Grenzlinie, die nichts künstlich malen oder hinaufschrauben will. So ist es hier gehalten, und es ist gut. Erst die Zeichnung des vollen Glanzes; dann die ersten hereinfallenden Schatten und noch unbedeutenden kleinen Einschränkungen, durch welche die Gräfin sich schon ganz unglücklich fühlt und das Köpfchen hängen läßt wie eine gebrochene Blume; danach der volle überwältigende Umschlag, innen und außen. Welch rührende Auftritte: man nehme den Augenblick, da die Gräfin den Diener zum Verkauf ihres kostbaren Diamantschmucks in eine fremde Stadt schickt, worauf er als verdächtig gefangen gesetzt und die Dame gezwungen wird, mit ihren letzten Thalern ihm nachzureisen und in der Stadt ihren werthvollen Pelz zu verkaufen, um Diener und Schmuck frei zu machen. Oder man sehe sie flickend und sorgenschwer träumend vor der kleinen Lampe, während schwer bewegt ihr Freund sie draußen belauscht. Und so noch ähnliches. Eine musterhafte Gestalt ist der in Noth und Trübsal ausharrende feinfühlige Diener Tibet, erst verkannt und weggeschickt, dann nach Verdienst belohnt, ganz eigentlich ein Glied der Familie; das sind heutzutage fast ausgestorbene Menschenexemplare.

Geben wir als Probe das so folgenreich eingreifende Briefchen des bangenden Knaben; es lautet kindlich schlicht so:

Lieber Onkel Axel! Sei nicht böse, wenn ich dir heute schreibe. Nicht einmal genau weiß ich deine Adresse. Ich habe in der letzten Zeit so viel geweint um meine Mama und kann nicht mehr ansehen, daß sie so traurig ist. Lieber Onkel Axel! Mama hat so viele Sorgen; ganz gewiß. Tibet ist nicht mehr bei uns. Ich weiß weshalb. Wenn du kommst, erzähle ich dir alles. Und du wirst kommen, bald, bald, wenn ich dich bitte. Nicht wahr, lieber Onkel? Gewiß würde ich dir dies nicht schreiben, aber ich muß es thun. Schreibe mir, bitte, und adressire an meinen Schulkameraden, den Tertianer Karl von Trock in Eisenach. Er wird mir den Brief geben. Niemals aber darf Mama von meinem Brief an dich wissen. Du sagst es ihr nicht? Bitte, lieber Onkel! Und nun grüßt dich dein dich liebender

Benno von Clairefort.

Robert Byr, dessen unerschöpfliche Productionskraft und merkwürdige Beweglichkeit für alle Sättel gerecht ist und auf alle möglichen Lebenssphären sowie in die weiteste Ferne überspringt, führt uns in seinem Roman „Dora" (Nr. 2) ins Theaterleben ein. Er verfolgt die Laufbahn einer anmuthigen, talentbegabten und wirklich nach dem Idealen strebenden jungen Sängerin, bis sie glücklich und aus mancherlei Gefahren gerettet im Hafen der Ehe landet, einem tüchtig gediegenen Manne angehörend, der sie vor allen weitern Anfechtungen zu wahren und zu schützen weiß. Ein sogenannter Künstleroman ist das freilich keineswegs, denn der Hauptinhalt geht nicht auf Entwickelung und Schicksale der Künstlerin als solcher, sondern auf diejenigen der Frau als Individualität. Wir werden allerdings oft hinter die Coulissen geführt; wir leben alle die Wandlungen, Intriguen, Freuden und Leiden mit, welche das bewegliche Theatervölklein vor und hinter dem Vorhang in Spannung halten und von da auch in die Welt hinaus geleiten; wir werden im Namen eines ungenannten Recensenten oft und eindringlich auf die Regeln und Anforderungen der darstellenden Kunst verwiesen: das alles so eingehend, so voll von speciellen Bezügen, daß auch das ein ganz apartes Studium oder wenigstens lange Beobachtung fordert; der Verfasser muß das Theater, seine besondere Welt und seine Leute kennen. Gleichwol tritt nicht das gespielte Leben, sondern das wirkliche in den Vordergrund ohne Coulissen und ohne künstlichen Lampenschein. Da sind die Erfahrungen reichhaltig genug und auch bitter. Welche Gefahren hat eine anstrebende Sängerin zu bestehen! Da ist ein ausgelassener Prinz, welcher der anmuthigen und reinen Schönen mit seinen unsaubern Anträgen nachstellt und sich hinterher auf recht ordinäre Weise dafür rächt, daß sie tugendhaft ist; kommt es sogar doch zu einer gewaltsamen Entführung, die freilich vereitelt wird. Da ist ein anderer Bursche, recht gemein, aber reich, zu dem in frühern Jahren die noch unerfahrene Dame einmal Neigung gefaßt hatte, bis sie sich, über den Charakter des Unwürdigen klar, gründlich von ihm abwandte; er bietet im Bunde mit liebenswürdigen Colleginnen die Hand zu einem abscheulichen Streich, durch welchen sie die Tugend der Beneideten in der öffentlichen Meinung völlig untergraben wollen, was ihnen allerdings für den Augenblick gelingt, bis dann desto glänzender ihre Ehre wiederhergestellt wird. Das Allerschlimmste aber erfährt sie nicht an sich, sondern an einer bedauernswerthen Standesgenossin. Diese hat durch den frischen und natürlichen Reiz ihres Wesens einen Prinzen so angezogen, daß er sie wirklich heirathet; die Herrlichkeit ist aber kurz und um so größer das ihr folgende Leid. Der Gemahl wird durch die entrüstete Familie enterbt; dann wird der haltlose und nichtige Mensch des so theuer erkauften Genusses bald völlig satt, geht seinen fürstlichen Leidenschaften und plebejischen Schürzen nach und will die Ehe trennen; eines Abends, nachdem sie genug gelitten und gehungert hat, erschießt sich die unglückliche Frau.

Das sind Erfahrungen aus diesen Kreisen. Das Versöhnende aber liegt im Abschluß. Die fast zaghaft schüchterne Liebe eines fein gebildeten und edeln Mannes macht alle den Theaterkämpfen und Bühnenanfechtungen ein Ende und begründet, ohne der Kunst Abbruch zu thun, ein glückliches Familienleben. Das ist, wie wenn ein von Wind und Wellen umhergeworfenes Schiff im sichern Hafen landet.

Wieder eine Criminalgeschichte, sagen wir uns, wenn wir einen Roman von August Ewald König aufschlagen. Denn auch wo der Titel nicht so scharf zutrifft wie in „Spuren im Sande" (Nr. 3), geht doch die eine Hauptrichtung des beliebten und viel gelesenen Schriftstellers immer darauf aus, derartig spannende und schwer verwickelte Situationen zu schaffen, daß die Entwickelung etwas von der Kunst des scharfsinnig vorgehenden Criminalrichters annimmt. Bei dieser Art Erzählungen besteht die Hauptaufgabe des Autors in Folgendem: er muß für den Leser genau das thun, was die prüfende Vorlage eines schweren und dunkeln, eines nur mit aller scharfen Denk- und Forschungskraft aufzuhellenden Criminalfalles für den Untersuchungsrichter thut; er muß in jenem ebendie Spannung, die forschende und grübelnde Geistesthätigkeit aufwecken, wachhalten und steigern, bis sie mit Auflösung des schweren Räthsels beruhigt und still wird. So soll er mit erfinderischer Feinheit die Fäden anspinnen, aufrollen, zum unauflöslich scheinenden Knäuel verwickeln und sie dann, Schritt für Schritt, Stufe um Stufe, einen nach dem andern aufgreifen, am bestimmten Punkte festnageln, bis das in unzerreißbare Maschen gewobene Netz fertig ist, in welchem der verstockte Uebelthäter hängen bleibt. Das ist ein ganz dramatischer Proceß, und der Reiz, den er für den denkenden Menschen hat, ist schließlich ebenderselbe, wie wenn wir den scharf combinirten Zügen eines geübten Schachspielers folgen. So wirken die tragischen Gestalten unsers Autors.

Kaum hatte ich ein paar mal zehn Seiten gelesen in dem Einleitungskapitel, das zwei aus dem Goldlande Californien zurückkehrende Wanderer vorführt, welche natürlich wechselvolle Schicksale hinter sich haben, kaum über eine californische Mordgeschichte etwas nachgedacht, so stiegen mir merkwürdigerweise jene Combinationen auf, die im Laufe des Buchs reale Gestalt annehmen. Ich faßte den Mörder gleich in der richtigen Person trotz des vornehmen Namens, den er trägt; und ich fragte mich: wie fängt es der Autor an, um ihn unerbittlich zu fangen? Daß ich in diese Gedankenverbindung hineingezwungen wurde, nehme ich unbedenklich als Beweis dafür: der Verfasser kennt seine Aufgabe und die Mittel; er ist in seinem Element. Der Verbrecher, der nicht weniger als drei Raubmorde auf dem Halse hat, ist nämlich ein Baron Werner von Bergau, ein wirklicher und wahrhafter Freiherr aus altem Geschlecht, nur ein wenig entartet, und doch insofern nicht aus der Art geschlagen, als sein Vater auch nichts weiter ist als ein leichtfertig heruntergekommener Bummler, Spieler und Schuldenmacher. Ingeniös ausgesucht ist das Hülfsmittel, durch welches sich der vornehme Mörder ein für alle mal vor Entdeckung zu schützen meint: mit den aristokratisch feinsten Füßchen der Welt ausgestattet, ist er, angeregt wahrscheinlich durch das Schauspielerleben, in dem er sich eine Zeit lang umtreibt, auf den Einfall gekommen: bei seinen Raub- und Mordgängen sich einen ungestalten Klumpfuß anzuschnallen, der also etwaigen Verdacht auf Personen lenken muß, denen das Unglück geworden, einen so misgestalteten Fuß zu haben. Das hilft zweimal, beim dritten mal schlägt es fehl.

Nebenbei spielt ein ziemlich zahlreiche Reihe von Personen verschiedener Stände mit: da sind tüchtige Bürger und Handwerker, die sich emporarbeiten, und dagegen hochstehende Weltleute, die sich durch nichtigen Prunk zu Grunde richten, Glücksritter und Spieler von allerlei Façon; da ist eine gediegene Landedelmannsfamilie, in deren Kreise sich's gut leben läßt; da ist ein großartiges Kaufmannshaus, unter dessen Personal sich die allerschlimmsten Intriguen abspielen, bis das gesunde Auge des Chefs alle Nebel durchbricht und dem Spiel ein Ende macht. Kurz, es sind Gestalten aus hohen und niedern Kreisen bis herab zur schönen Pflegetochter des armen Souffleurs, die schließlich zur reichen Erbin wird. Im Verlauf concentrirt sich fast alles Interesse auf den geheimen Polizeiagenten, dessen gescheite Pläne wir zu durchdringen versuchen.

Also ein Personen- und Gesellschaftsbild modernsten Stils, pikant, fein eingefädelt und abgesponnen, gut erzählt und frisch gehalten, mit jener Anziehungskraft, die alles Räthselhafte ausübt.

Ich wende mich jetzt zu den Novellen, zuerst zu den „Tragischen Novellen" von Karl Emil Franzos (Nr. 4). Es sind zwei Erzählungen, betitelt „Melpomene" und „Der Stumme."

Sehr verschiedene Lebensbilder, obgleich sie sich in nahe liegenden Gegenden abspielen, das eine in Prag, das andere in den Karpaten. Das erste ist der kurze, früh vom Sturm erfaßte und getrübte Lebenslauf einer jüdischen Jungfrau von wunderbarer Schönheit, das andere der etwas von den Geschicken des Ahasver annehmende, zum Verzweifeln langsam endende, eines verfemten Mannes von abschreckender Häßlichkeit. Gerade in der Schönheit dort, in der Häßlichkeit hier liegt das Schicksal begründet, und beiden Naturen ist, innerlich und äußerlich, schon von Haus aus etwas Tragisches beigegeben, dem sie zum Opfer fallen. Sie stirbt als Braut — denn der eine Tag einer jammervollen Ehe, welche sie nicht durchleiden will, zählt in diesem Leben bereits nicht mehr; er als ein fast vom Tode vergessener, von den Menschen in abergläubischer Furcht geflohener schneeweißer Greis. Sie mitten im wogenden Menschenstrom der großen Stadt; er in der einsamen Hütte eines weltverlassenen Karpatendörfchens, und daß es da geschieht, ist noch eine besondere Fügung; sonst hätte er auf den Felsen unter den Waldthieren sterben müssen, bei denen er lebte.

Kurz also ist die Geschichte der schönen Lea. Majestätisch wie eine Königin, unnahbar, kalt und besonnen, scheint sie nie das Opfer einer Leidenschaft werden zu können, nicht einer fremden und noch viel weniger der eigenen, und doch geschieht das, und zwar in beiderlei Sinn. Nachdem alle andern Bewerber abgewiesen worden, tritt ein reicher jüdischer Freier auf, der sie und ihre verarmte Familie — und das ist der einzige Zweck, den sie alle kennen und verfolgen — wieder zum Glanz erheben kann. Sie verlobt sich, erfährt unter ziemlich erschütternden Umständen, daß der Mann ein Ehrloser, sogar des bloßen schnöden Gewinnes wegen eine Zeit lang bereit ist, die Braut wieder aufzugeben; das lockere Band knüpft sich jedoch hernach wieder fest, und sie verspricht, sein Weib zu werden. Unterdeß ist aber die Liebe zu einem andern Mann in ihr Herz eingezogen, und zwar unglücklicherweise zu einem christlichen Arzt, der sich tödten will, als er weiß, daß sie für ihn verloren ist. Lea's letzte That ist, daß sie dem jungen Mann im Augenblick des Scheidens ihre Liebe gesteht und ihm dafür das Versprechen abnimmt, leben zu wollen; dann geht sie mit ihm zum Traualtar, und am Morgen nach der Brautnacht vergiftet sie sich.

Der „Stumme" ist eigentlich nicht stumm; nur spricht er nicht mehr, nachdem sich sein furchtbares Schicksal entschieden. Er war schon als Kind schwer unglücklich, Sohn eines vom Glück verwöhnten, von den Menschen verhätschelten schönen und klugen Vaters, der dem eigenen Kinde wegen seiner Häßlichkeit, welche die Eitelkeit des Glückspilzes verletzt, eine fast an Haß grenzende Misachtung entgegenträgt. Nachher verführt ihm ein gleich dem Vater verwöhnter und leichtfertiger Bruder die liebreizende Geliebte und läßt sie dann sitzen, worauf sie sich ertränken will. Er rettet sie, zieht mit ihr in eine entfernte Gegend und siedelt sich da mit der ihm als Frau Angetrauten an. Aber auch da folgt ihm das Unglück Schritt auf Schritt. Das Allerschlimmste ist, daß sein Bruder, unterdeß durch den Tod der häßlichen reichen Frau, die er geheirathet, frei geworden, wieder ins Spiel kommt und ihm nun die früher schmählich Verführte förmlich entführt. Das ist ihm zu viel, er erschießt den Bruder und führt von da an noch vierzig Jahre in den Bergen das Leben eines gehetzten Wildes eher als eines Menschen, bis er bei einem edeln Werke — er rettet ein Kind aus den Wellen — einen schönen Tod findet: im Untergang Versöhnung.

Uebrigens ist die Geschichte eine lebendige Illustration zu dem Satze, welch furchtbares Unheil der blinde Aberglaube unter einer durchaus ungebildeten Bevölkerung anrichten, wie er ein Leben, auf welches er sich wirft, in Grund und Boden vernichten kann. Alle Welt traut nämlich dem Häßlichen den „bösen Blick" zu, welcher bekanntlich den Begegnenden Unheil bringt; und als es ein unseliges Geschick mehrmals fügt, daß die mit ihm Zusammentreffenden in irgendeiner Weise Schaden leiden, greift die Meinung immer tiefer, und der unglückliche Mensch ist ein Verfemter, gemieden gleich einem Aussätzigen. Schließlich soll auch seine Stimme Unglück bringen, darum bleibt er stumm. Er selber, von Jugend auf traurig mishandelt und verschüchtert, glaubt an die furchtbare Mitgabe: ein starker Grund mehr, weshalb er die Menschen meidet, die ihm übrigens nur wehe gethan haben.

Wir gehen diesmal gar nicht auf die glänzenden Vorzüge dieses Autors ein, die wir schon zur Genüge hervorzuheben Gelegenheit hatten. Die zweite Novelle zumal trägt in ihrer hohen psychischen Spannung alle Merkmale der Originalität ihres begabten Verfassers an sich. In der ersten will uns die Haltung des jungen christlichen Liebhabers, verbunden mit dem Umstande, daß bei dem ganzen Geschick der Zufall eine zu große Rolle spielt, als nicht genügend motivirt erscheinen.

Zum Schluß ein Autor, mit welchem wir uns noch nie befaßten, A. Schneegans. Seiner Novellen „Aus fernen Landen" (Nr. 5) sind vier: „San-Pancrazio von Evolo", „Eurikleia", „Sirenengold", „Aug' um Auge."

So gar aus fernen Landen kommen die Geschichten nicht; nicht weniger als drei von ihnen spielen auf der durch Reisen und Lektüre unserer modernen Anschauung so nahe gerückten Erde Italiens, freilich auf der äußersten Südspitze des classischen Landes, der durch ihre reichen und wechselvollen Geschicke wie durch das Fluten und Kämpfen der Völkerwogen so wohlbekannten Insel Sicilien. Fremder allerdings berührt unsere gewohnten Vorstellungen das Gebiet, auf dem „Eurikleia" spielt, die rumänisch-türkischen Donauländer und deren buntes Völkergemisch.

Nach Haltung und Tonweise gruppiren sich die vier Geschichten genau so: die erste und dritte sind überwiegend leicht humoristischen Charakters, die zweite und vierte spielen nicht blos ins Ernste, sondern ins Tragische über. Dort werden zwei glückliche Pärchen geschaffen, einmal durch die recht lustig sich abspielende Intervention eines alten Heidengottes und — in einer Person — falschen christlichen Heiligen, dann durch einen zu rechter Zeit aufgefundenen alten Schatz. Hier spielt die Rache: das eine mal ist es der tausendfach begründete Völkerhaß des Geknechteten gegen den brutalen Unterdrücker, nämlich des Bulgaren gegen den Türken; das andere mal ist es die im heißen südlichen Blut immer noch fortwallende blutige Vergeltung und Privatrache, unvergessen nach Jahrzehnten. Sie läuft in beiden Fällen in Mord aus.

Wol die interessanteste Partie ist die Schilderung jenes weitschichtig angelegten, mit großem Gütercomplex ausgestatteten und doch recht bettelhaften rumänischen Berglosters mit dem ganz ausnahmsweise feinen, welt- und herzenserfahrenen Abt mitten unter ungeschlachten plebejischen Gestalten: das Ganze ein prächtig bezeichnendes Volks- und Charakterbild. Die lustigste und lebendig anschaulichste Scene aber, in deren Action wir gleich mit den ersten Worten des Buchs mitten hinein geführt werden, ist jene Volkswallfahrt am sicilischen Meeresstrande, wo die „andächtig" jubelnde, gröhlende und fluchende Dorf-

bevölkerung ihren gefälschten Heiligen San-Pancrazio, weil er keinen Regen schickt, gemüthlich an einem Strick ins Meer herunterwirft, damit er da unter den Ungeheuern der Tiefe baumle, bis er sich besinnt und seine Pflicht thut. Der Auftritt ist zu köstlich und beweist uns recht handgreiflich, wie unter diesen bewegt heißblütigen und nach recht greifbar plastischen Eindrücken handelnden katholischen Völkerschaften des Südens bis auf den heutigen Tag im christlichen Ceremoniendienst ein sehr merkbares heidnisches Element stehen geblieben ist. Eine zum Küssen kostbare Figur ist der lachende Schlaukopf Don Paolo, eigentlich seines Namens Fritz Lindwurm aus dem Schwarzwalde, der da tief unten in Sicilien seine fremden Schäfchen nach Noten zu scheren gelernt hat und dabei aller Welt Freund bleibt. Die schöne Eurikleia, geborene Griechin, aber nach Bulgarien verschlagen und da gleich den andern Unterdrückten unter den gefährlichen Nachstellungen der ungläubigen Herren des Landes leidend, hat neben der hinreißenden Anmuth etwas Imposantes an sich; wir denken unwillkürlich an eine antike Heldengestalt. Ein echter Südländer, jener sicilische Pächter, der zwanzig Jahre hindurch den alten Marchese, seinen indolent furchtsamen Herrn, bestiehlt und nach dessen Tode den jungen Marchese erschießt, weil ihn dieser damals die Geliebte verführte. Das sind so die markantesten Gestalten.

Die Zeichnungsart des Autors ist frisch und voll aus dem Moment gegriffen, Volksleben und Vorstellungsweise des Volks anschaulich widerspiegelnd und energisch mitten in die Action eingreifend, immer mit einem tüchtigen Korne Humor versetzt, der ihr sehr wohl ansteht. Die Sprache ist mit ausgesuchter Feinheit und Correctheit behandelt. Was Kraft und Anschaulichkeit betrifft, würde ich mich vor allem auf die erste Erzählung berufen, die so anhebt:

„Hinunter mit ihm! Ins Meer mit dem alten Trotzkopf! Unter den Tintenfischen und Seekrebsen mag er wieder zur Vernunft kommen! Nun berührt er das Wasser. Er schwimmt. Er taucht unter. Nun, Evoluccio, mög' es dir wohl gehen dort unten im kühlen Grunde!" Der inmitten einer lärmenden Volksmenge auf der äußersten Spitze des jäh hinunterfallenden Felsvorgebirges von Evolo also schrie und tobte, war der kleine, breitschulterige Schiffsmakler Cesare Agresta, und die sich mit wüthenden Rufen und noch wüthendern Geberden auf dem Felsen, um die alte Kapelle, zwischen den knorrigen Oelbäumen bewegten, das waren seine Mitbürger und Mitbürgerinnen, die vollzählige Einwohnerschaft des sicilianischen Städtchens von Roccastretta, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Reiche und Arme, ja sogar mit Inbegriff des hochwürdigen Padre Atanasio und des nicht weniger hoch zu verehrenden Herrn Sindaco, welche beide, ein paar Schritte abseits, mit einem besondern Ausdruck von verschmitzter Schadenfreude dem Treiben der Menge zuschauten.

J. J. Honegger.

Zur Naturphilosophie und Ethik.

1. Die Kraft und die Materie im Raume. Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie. Von A. Turner. Mit 10 Tafeln. Leipzig, Thomas. 1886. Gr. 8. 6 M.

Dieses Werk liegt bereits in dritter Auflage vor. Es hat somit in gewissem Sinne seinen Werth erwiesen und wir würden uns der neuen Ausgabe gegenüber jeder kritischen oder anerkennenden Bemerkung überhoben glauben, wenn wir nicht in dem Inhalt des Buchs selbst eine volle Bestätigung dessen fänden, was wir vor kurzem hier an dieser Stelle bei Gelegenheit der Besprechung der Wundt'schen Essays über gewisse Strömungen innerhalb der heutigen Naturforschung andeuteten.

Wie im gesammten Umkreis der wissenschaftlichen Bewegung der Gegenwart, so tritt insbesondere in den Naturwissenschaften hier und dort ein Bestreben nach philosophischer Vertiefung und Verallgemeinerung der Probleme hervor. Nach zwei Seiten hin wird solches sichtbar. Erstens in Bezug auf die Prüfung und kritische Revision der naturwissenschaftlichen Grundbegriffe; zweitens in der Art, wie bisher getrennte Gebiete innerlich verbunden werden durch Verbindungsglieder, welche die Forschung der letzten dreißig Jahre zu Tage gefördert hat: die Darwin'sche Entwickelungslehre für die Welt der Organismen, und die Lehre von der Erhaltung der Kraft für den unorganischen Theil der physischen Welt.

Innerhalb dieser letztern bewegt sich nun die vorliegende Arbeit, die wir somit als einen beachtenswerthen Beitrag zu dem sich langsam, aber sicher vollziehenden Aufbau einer zukünftigen exacten Naturphilosophie bezeichnen können.

A. Turner's Schrift charakterisirt sich ebenso wol als Kritik bisheriger Voraussetzungen und Hypothesen wie als Grundlegung neuer Principien. Das Wesen und die Zusammensetzung der physischen Welt, ihre Grundstoffe und ihre Bildungsprocesse im Verlaufe unzählbarer Aeonen sind ja schon seit den Zeiten der altgriechischen Physiker Gegenstand der Forschung sowie immer neuer Hypothesenbildung gewesen. In der Geschichte der astrophysischen Vorstellungen spiegeln sich aber gleichzeitig die Schicksale der philosophischen Systeme und die Irrthümer wie die Fortschritte der Naturwissenschaft: so wechselt das äußere Weltbild je nach den Denkergebnissen der Philosophen, Astronomen und Physiker. Aehnliche Wandlungen wie die Anschauungen vom Weltganzen haben auch die Vorstellungen von der kosmischen Materie seit dritthalb tausend Jahren durchgemacht. Nur daß hier in den letzten drei Jahrhunderten eine größere Stetigkeit der Grundvorstellungen hervortritt. Denn seitdem Gassendi und Galilei im Zeitalter der Renaissance die alte Demokritische Atomenlehre wieder aufgenommen haben, hat sich dieselbe bis auf die

Gegenwart immer mehr befestigt und ist heute in stärkerem Maße die unverrückbare Basis aller Naturforschung geworden.

Viel jüngern Datums ist das zweite Band, die Lehre von der Erhaltung der Kraft, die berufen scheint, ein Hauptmoment der künftigen Naturphilosophie zu bilden. Denn Männer wie Robert Mayer, Helmholtz, Clausius, Tyndall u. a., welche das Wechselverhältniß von Wärme und Bewegung zuerst begründeten, gehören ja unserer Zeit an.

Gewiß, der neuere Geist drängt schneller vorwärts, im öffentlichen Leben wie in der Forschung. Von der Reformation bis zur Französischen Revolution und von der letztern bis zur Gegenwart ist der allgemeine Culturproceß mit einer Intensität vor sich gegangen und hat während dieser dreier Jahrhunderte Resultate hervorgebracht, wozu die Menschheit sonst Jahrtausende gebrauchte. Ebenso verhält es sich in der Wissenschaft. Ein Vergleich der beiden so ungleichen Zeiträume: von Aristarch und Archimedes bis auf Kopernicus und Kepler und von diesen bis auf Laplace, Humboldt und Darwin würde doch gar sehr zu Gunsten der letztern Periode ausfallen. Leider gilt dieses eigenthümliche Verhältniß weder von der Philosophie, noch von der Kunst, noch von der Literatur: ein Argument mehr für die paradoxe Behauptung der Geschichtsphilosophen vom Schlage Thomas Buckle's, welche den Fortschritt der allgemeinen Gesittung, also auch die allmähliche Anerkennung der sittlichen Idee eines Menschheitsganzen weniger von dem wechselnden Inhalt der abstracten Disciplinen als vielmehr vom Wachsthum der Naturwissenschaften abhängig machen wollen.

Aller wissenschaftliche Fortschritt besteht theils in der Feststellung neuer Thatsachen, theils in der Interpretation, d. h. in der Subsumirung bereits bekannter Thatsachen unter neue allgemeine Principien. Die letztere Tendenz verfolgt auch die Schrift Turner's. Auch er will an die Stelle bisher gültiger Erklärungsprincipien neue setzen, und zwar möchte er nach zwei Richtungen hin die bisherigen Voraussetzungen durch andere verdrängen: in der Chemie genügt ihm die ganze bisherige Atom- und Moleculelehre nicht, und auch in der Physik will er für eine ganze Reihe von Erscheinungen „naturgemäßere" und „sachentsprechendere" Definitionen setzen. Hierher gehören diejenigen, welche das Wesen der Elektricität, der Wärme, des Magnetismus und des Lichts betreffen. Auch in Bezug auf die Erklärung der Bildung kosmischer Massen und ihrer Wechselbeziehungen geht der Verfasser seine eigenen Wege und greift, wie in die Physik und Chemie und die von ihnen abhängige Geologie, so auch in die Astrophysik vielfach erschütternd ein.

Alle diese verschiedenen Angriffe, die Turner gegen die Grundvoraussetzung der heutigen Atomistik richtet, vereinigen sich aber zu einem Hauptsturm, durch den er die bisherige Aethertheorie, insbesondere die Hypothese der sogenannten rotirenden Atomhüllen stürzen zu können hofft, indem er alle hierauf bezüglichen Erscheinungen im Weltall als einfache Wechselwirkungen der in den Atomen repräsentirten Substanzen nachweist.

Wir können natürlich auf den speciellen Inhalt dieser oft sehr scharfsinnigen physikalisch-mathematischen Untersuchungen hier nicht näher eingehen; noch weniger liegt uns diesen verwickelten Deductionen gegenüber eine kritische Prüfung ob, die wir den Fachmännern überlassen müssen. Uns genügt es, auf den in dieser Publication hervortretenden allgemeinen philosophischen Charakter hingewiesen zu haben.

2. Ideen zur praktischen Philosophie. Von Richard Wallaschek. Tübingen, Laupp. 1886. Gr. 8. 3 M.

Wenn man aus den kosmologischen Untersuchungen mit ihren unendlichen Raum- und Zeitverhältnissen und ihrer das ewige und unendliche All umfassenden Betrachtungsweise herkommt und direct das kleine menschliche Gebiet betritt, kann man sich eines gewissen Gefühls der Beklemmung kaum erwehren. Die engen Grenzen anthropocentrischer Weltauffassung rauben uns anfangs den Athem. Ja, dies ganze Unterfangen, das Menschengeschlecht mit seiner noch so jungen Geschichte auf diesem unsern winzigen Planeten als den Mittelpunkt und etwa gar als das schöpferische Centrum des Universums anzusehen und so den verschwindend kleinen Theil zur Ursache des unendlichen Ganzen, die flüchtige Erscheinung zum Grund des dauernden Wesens der Welt zu erheben: dieses alles dünkt uns zuerst nicht anderes als ein Ausfluß knabenhafter Vermessenheit und lächerlicher Selbstüberhebung zu sein. Und wenn man sich an die großen, klaren und einfachen Züge erinnert, die allem Naturleben in seiner Totalität wie in seiner Einzelheit eigenthümlich sind, und damit in Vergleich stellt, wie schwierig es ist, die verwickelten und complicirten Vorgänge im historischen, sittlichen, religiösen und gesellschaftlichen Leben der Menschheit unter allgemeinere Gesetze und höhere Principien zu bringen: so ist man immer geneigt, allen diesen Bemühungen, in das unentwirrbare Chaos ethischer Processe Ordnung zu bringen und in der scheinbaren Willkür menschlichen Thuns die höhere Regel nachzuweisen, jeden Erfolg abzusprechen.

Und doch muß auch hier nicht nur eine oberste Gesetzmäßigkeit nachweisbar sein, sondern auch die Fäden sind aufzufinden, die alles sittliche und gesellschaftliche Leben mit dem der Natur verbinden, und die Wurzeln sind bloßzulegen, durch welche dasselbe mit dem physischen und terrestrischen, ja kosmischen Boden zusammenhängt. Und geht man auf diesem Wege auf das Wesen des Sittlichen näher ein und vergleicht die Natur desselben mit allen den natürlichen Stoffen, aus denen es allmählich emporwächst und die nur die nothwendigen Bedingungen sind, durch welche sein höheres Wesen zur Entfaltung gelangt: so hat sich mit einem Schlage das Bild verändert, und das physische Weltall mit seinen so stetigen und grandiosen Verhältnissen erscheint uns gegenüber dem sittlichen Ge-

biet, auf welchem plötzlich uns eine im ganzen Kosmos unentdeckbare höhere Geistigkeit entgegentritt, als das untergeordnete oder doch wenigstens minder gleichwerthige Moment. Dort die monotone Unendlichkeit zeitlicher und räumlicher Ausdehnung, hier die gehaltvollere und interessantere Unendlichkeit rein ideeller Geistigkeit, die sich alles materielle Sein nur als Vorstufe und als den Boden ihrer Wirksamkeit setzt.

So wird denn nun der äußere, gewissermaßen ästhetische Vergleich beider Gebiete, der eben noch zu Gunsten der physischen Welt ausfiel, ein anderes Resultat ergeben, und wir begreifen und würdigen auf diesem Standpunkt die Worte Immanuel Kant's: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt, der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheit verhüllt, oder im Ueberschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und blos vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt mit dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in blos zufälliger, sondern in allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt."

Diese einleitenden Bemerkungen sollen gewissermaßen nur der Stimmung Ausdruck geben, die der Uebergang von dem Studium der vorherigen kosmologischen Untersuchungen zu dem ethischen Werke, das wir im Folgenden besprechen, in mir erzeugt hat und, wie ich glaube, in manchem andern Leser hervorrufen wird.

Aehnlich wie die erstbesprochene Arbeit auf dem Gebiete der Astrophysik und Naturphilosophie, zeigt auch die Schrift von Richard Wallaschek in ihrer Art und auf ihrem Terrain einen polemischen und einen grundlegenden Charakter zugleich. Daß diese zwiefache Tendenz aber nicht mit der erforderlichen Schärfe und Unzweideutigkeit überall auseinandergehalten ist, liegt wol weniger in der Natur derartiger ethischer Studien, als vielmehr an einer gewissen schriftstellerischen Unbeholfenheit des Verfassers. Es fehlt dem Werke gewissermaßen an der nöthigen äußern Gliederung seines Inhalts. Aber Wallaschek will auch nicht ein System der praktischen Philosophie, sondern nur „Ideen" zu derselben geben, und dies mag die geringe Durchsichtigkeit in der Vertheilung und Anordnung des Stoffs zum Theil rechtfertigen.

Nichtsdestoweniger ist Wallaschek's Schrift insofern eine beachtenswerthe Arbeit, als sich in derselben eine gewisse Selbständigkeit der Auffassung der ethischen Probleme zeigt, wiewol er sich in den psychologischen Grundlagen an Herbart anlehnt. Doch schließt er sich keineswegs überall dem letztern an, so auch nicht mit Bezug auf die Vertheidigung der Idee der Freiheit. Wallaschek ist entschiedener und consequenter Determinist und versucht diesen seinen Standpunkt durch Bekämpfung der neuern Freiheitslehre zu begründen, wie sie in der verschiedensten Gestalt und in der mannichfaltigsten Begründung bei Leibniz, Locke, Kant und seiner Schule, Herbart und Lotze sich vorfindet. Die Widerlegung des Kant'schen Freiheitsbegriffs nimmt einen großen Raum ein. Da indeß diese Streitfrage schon fast hundert Jahre dauert und somit den Reiz der Neuheit kaum noch besitzt, so übergehen wir hier diesen ganzen Passus ebenso wie die Polemik gegen Herbart und einen seiner hervorragendsten Schüler, Robert Zimmermann, und verweilen nur einige Momente bei der Art, wie der Verfasser die Freiheitslehre Lotze's, des heute wol am meisten genannten deutschen Philosophen, zu widerlegen unternimmt.

Lotze ist bekanntlich Dualist, d. h. er erkennt für den physischen Theil der Welt die ausnahmslose Herrschaft der mechanischen Causalität an, während er für das Reich des Geistigen, als einer an sich durchaus verschiedenen Welt, andere, höhere, über den bloßen Mechanismus hinausgehende Bestimmungen annimmt. Diesen Dualismus hat Lotze in der ihm eigenen geistvollen und anziehenden Weise in seinem „Mikrokosmos", in strengerer Systematik jedoch in seiner „Metaphysik" durchgeführt. Lotze's Stellung zum Freiheitsproblem ist durch diese seine Weltanschauung mit bestimmt. Innerhalb des gesammten physischen Alls herrscht nichts als unverrückbare Naturnothwendigkeit. Hier ist alles, von den Bahnen der Weltkörper bis zur Bewegung der Säfte im zartesten Pflänzchen, durch das eiserne Gesetz der Ursache und Wirkung beherrscht. Anders aber wird die Sache, wenn wir das Gebiet des Geistigen und Sittlichen betreten. Hier gelten andere Bestimmungen, da die Natur des Geistigen eine völlig andere und von dem Wesen der Materialität durchaus verschiedene ist. Gegen diese dualistische Weltanschauung, welche außer Lotze noch viele Vertreter hat, richtet nun Wallaschek seinen Angriff:

Es kann nicht zugegeben werden, daß das geistige Leben völlig anders geartet sei als die Natur, für welche die Geltung des Causalgesetzes allgemein zugegeben wird. Wir können gar nicht anders denken als im parallelen Vorgang mit der Natur; woher kommt es denn daß geistige Resultate mit materiellen übereinstimmen? Nur weil beide dieselbe Gesetzmäßigkeit haben. Sind nicht die Gesetze der Logik dieselben wie diejenigen der Natur, ist nicht Mathematik, mit der wir die Naturvorgänge beweisen und ergründen, nichts anderes als auf reelle Größen angewandte Logik? Wie wäre dies alles möglich, wenn der Geist anders geartet wäre als die Natur?

Dies ist nun freilich ein sehr oberflächliches Raisonnement und dringt bei weitem nicht bis in die Tiefe des zu behandelnden Problems. Besser und gründlicher ist, was Wallaschek im Folgenden für seinen Determinismus ins Feld führt:

Auch die directe Selbstbeobachtung ergibt, daß unsere Entschlüsse determinirt sind; nur darf sie nicht mangelhaft erfolgen, und das ist dann der Fall, wenn man wie Lotze erst nach erfolgter Entscheidung darüber nachdenkt, ob ein Grund und welcher uns bestimmt hat. Haben wir uns nach einer Handlung β gesagt, daß der Grund b und nicht a uns dazu bestimmt habe, weil jener stärker gewesen ist, so ist dies allerdings eine Hypothese ex post. Wenn wir aber zwei Gründe a und b haben und noch nicht entschlossen sind, dann werden wir sehr wohl wissen, welchen wir lieber möchten, d. h. welcher stärker ist, und wir werden merken, daß wir noch einen andern, c, setzen müßten, der entweder a verstärkt oder sich selbst genug ist, um uns des b entschlagen zu können. Aber alle diese Gründe sind „ungeheuer" fein und wechseln rasch, sodaß wir sie kaum merken, und eine starke festgesetzte Ueberzeugung von der Freiheit ist immer nur die Folge eines Mangels an Selbstbeobachtung. . . .

Auch die bekannten Gründe aus der Moralstatistik müssen noch einmal herhalten, um die Indeterministen in die Flucht zu schlagen. Lotze hatte die Resultate der Statistik, soweit sie das liberum arbitrium vernichten sollen, als „auf sehr unglaubwürdigen Berechnungen" beruhend hingestellt. Hiergegen bemerkt Wallaschek:

Ihr Werth (der Statistik) besteht weniger darin, daß sie für gewisse Vorkommnisse constante Zahlen nachweist, als daß sie zeigt, daß gewisse Zahlen stets miteinander steigen und fallen, kurz in einem geraden Verhältnisse stehen und dadurch einen causalen Zusammenhang der Dinge manifestiren, welche sie angeben, z. B. die Anzahl der Eheschließungen und die Höhe der Getreidepreise. Die Statistik liefert einen der wichtigsten Beweise für die menschliche Unfreiheit. Wenn Lotze die durch sie erwiesene Gesetzmäßigkeit deshalb nicht anerkennen will, weil es schon die Anerkennung eines determinirenden Gesetzes voraussetze, in regelmäßigen Thatsachen eine Gesetzlichkeit zu finden, so scheint er nicht zu bedenken, daß dies derselbe Einwurf ist, der gegen die Causalität, auch in der Natur, gemacht wird. Wir haben eben keinen Grund, auf Causalität zu schließen, als den obigen, den Lotze für das geistige Leben nicht anerkennen will, für die Natur aber, wie fast alle andern anerkannt hat. Warum diese Inconsequenz?

Ein Anhänger Lotze's hätte auf diese Frage nicht eine, sondern tausend Antworten in Bereitschaft; ja der ganze dreibändige „Mikrokosmos" ist eine Antwort darauf, während der Verfasser nur Lotze's sehr aphoristisch gehaltene (wahrscheinlich zum Zwecke für Vorlesungen bestimmte) „Grundzüge der praktischen Philosophie" benutzt hat. Am Schlusse des ersten Bandes des „Mikrokosmos" macht Lotze das bedeutungsvolle Geständniß: „Indem wir anerkannten, daß nur das ist, was in dem vernünftigen Zusammenhang der ewigen Idee seine Stelle hat, nur das sich ereignet, was in dem Sinne ihrer Entwickelung liegt, daß alles Endliche überhaupt den erklärenden Grund des Triebes, von dem es bewegt wird, nur in dem Gedanken der Weltseele besitze, den es verkörpert: so haben wir in diesen Behauptungen die wesentlichen Lehren jener Weltansicht bewahrt. Und wenn wir den Begriff der Triebe unzulänglich für die Führung der einzelnen Untersuchungen fanden und für ihn den ununterbrochenen Causalzusammenhang einer mechanischen Verwirklichung einsetzten, so widersprechen wir damit dem Geiste jener Ansicht nicht mehr, seitdem wir alle Gesetze dieses Mechanismus nur als den eigenen Willen der Weltseele, alle Verbindungen und Trennungen der wirksamen Mittel nur als ihre eigenen Handlungen, ihre innerlichen Wirkungen in sich selbst, erkannt haben. Aber dennoch, welche Befriedigung könnte diese Ansicht gewähren, wenn sie nicht vermöchte, die beiden großen Gegensätze, die zusammen erst die Welt vollenden, die Natur und das Reich des Sittlichen zu vereinigen? Und können wir leugnen, daß alle jene Lehren uns an die Stelle der Weltseele doch nur eine Naturseele setzen? Ein Wesen, in dessen Einem unendlichen Gestaltungstriebe sich die unzähligen einzelnen Triebe der endlichen Erscheinungen wie farbige Strahlen zur Einheit des weißen Lichts vereinigen? Wo aber liegt in diesem Wesen der Grund zur Entwickelung der sittlichen Welt, wo das, woraus der Unterschied von Gut und Böse hervorgingen? Wollen wir nicht, in den alten Gegensatz zurückfallend, entweder auf eine unvordenklich gegebene Natur die sittliche Welt äußerlich gründen, oder in einem höchsten Wesen, das wir Eins nennen, doch unvermittelt nebeneinander die zwei geschiedenen Wurzeln beider voraussetzen, so bleibt keine andere Wahl, als entweder das Gute mit in den Kreis der Naturerscheinungen, oder die Natur in die Verwirklichung des Guten einzuschließen. Keinen Augenblick kann es mir zweifelhaft scheinen, daß nur die letztere Wahl uns erlaubt ist: alles Sein, alles, was Form und Gestalt, Ding und Ereigniß heißt, dieser ganze Inbegriff der Natur kann nur als Vorbedingung für die Verwirklichung des Guten gelten, kann, so wie er ist, nur deshalb sein, weil nur so sich in ihm der unendliche Werth des Guten seine Erscheinung gab. Aber diese Ueberzeugung scheint nur ein letztes und äußerstes Ziel, welches unsern Gedanken ihre Richtung geben mag; sie bezeichnet nicht eine Erkenntniß, die deswegen, weil sie in eine beweisbare Lehre sich ausführen ließe, den Namen einer Wissenschaft verdiente. Eine unausfüllbare oder wenigstens bisher niemals ausgefüllte Kluft scheidet für unsere menschliche Vernunft die Welt der Werthe von der Welt der Gestalten, und wie lebhaft unser empfängliches Gemüth mit zurückgehender Bewegung des Denkens aus den vorhandenen Formen der Natur den Werth ihrer sittlichen Bedeutung herausfühlen

mag: ebenso wenig vermögen wir vorwärts schreitend aus dem Bewußtsein der höchsten Werthe die Nothwendigkeit zu erweisen, mit welcher sie in diese und in keine andern Formen der Natur sich gestalten mußten."

Man sieht, wie überall so schließt auch hier der feinsinnige Lotze mit einer Art philosophischen Naturglaubens, der durch die interessante Mischung von Skepsis und Mystik einen eigenartigen Reiz erhält. Moritz Brasch.

Eine Biographie von Beaumarchais.

Beaumarchais. Eine Biographie von Anton Bettelheim. Franfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Löning. 1886. Gr. 8. 10 M.

Wenngleich man behaupten kann, daß Beaumarchais' Person durch Goethe's „Clavigo", und daß seine Hauptwerke, „Der Barbier von Sevilla" und „Die Hochzeit des Figaro", durch Rossini's und Mozart's Opern dem deutschen Publikum durchaus keine Fremdlinge sind, so muß man doch andererseits zugeben, daß das Bild des Dichters, wie es vor den Augen des Laien steht, ein durchaus unvollkommenes, einseitiges ist, daß er gemeiniglich nur als der ideale Held gilt, als welchen Goethe ihn schildert, und als welchen ihn Brachvogel in seinem historisch durchaus unwahren Roman gezeichnet hat. Der Wahrhrit viel näher kommen die französischen Biographen des Dichters, unter denen vor allen Louis de Loménie mit seinem bedeutenden Werke „Beaumarchais et son temps" zu nennen ist. Dies Buch ist von den deutschen Literarhistorikern, die sich mit Beaumarchais beschäftigt haben (Hettner, Scherr, Kreißig), ausgiebig benutzt worden, ist aber trotzdem nicht als abschließende Leistung anzusehen; il a, sagt Taine darüber, laissé un peu dans l'ombre le faiseur et le charlatan, le gamin et le polisson; dazu kommt, daß seit den funfziger Jahren, in denen sein Werk entstand, eine Fülle von Material zu Tage gefördert worden ist, welches über eine ganze Anzahl von Punkten neues Licht verbreitete. Die Herausgabe einer neuen deutschen Monographie über Beaumarchais ist somit ein vollkommen gerechtfertigtes Unternehmen. Der Verfasser, dem unermüdlicher Fleiß, feiner literarischer Geschmack, große Belesenheit und eine treffliche, fesselnde Darstellungsgabe nachgerühmt werden können, hat, um ein möglichst vollkommenes Bild seines Helden zu geben, nicht nur das bisher bekannte Material sorgfältig durchgearbeitet, sondern auch die Archive von Paris, London, Wien, Madrid nach ungedruckten Papieren und Briefen Beaumarchais' durchstöbert, und zwar mit gutem Erfolg, und dann auf Grund dieser umfassenden Studien sein Werk aufgebaut, das wir unumwunden für die beste Arbeit auf biographischem Gebiete erklären, welche die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben, und auf welches wir hier nachdrücklich hinweisen wollen: es darf ebenso wenig in der Bibliothek des Fachmannes als auf dem Tisch des Literaturfreundes fehlen.

Augustin Caron Beaumarchais war, wie seine Geistesverwandten Molière und Voltaire, ein pariser Kind: er wurde in der Rue Saint-Denis am 24. Januar 1732 geboren. Sein Vater war ein Uhrmacher, der seine sechs Kinder, Augustin und fünf Töchter, redlich ernährte, aber nicht die Mittel besaß, seinen Sohn zur Erziehung in ein Jesuitencolleg zu geben. Einen reichen Ersatz für die ihm versagt bleibende gelehrte Bildung gewährte diesem das Geschick darin, daß es ihn in einer Großstadt geboren werden ließ, in jener Weltstadt, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert, und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat, in jenem Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reichs zusammen strömten, wo das Beste aus allen Gebieten der Kunst und der Natur zur täglichen Anschauung und Belehrung offen stand; sodann aber auch dadurch, daß es ihm einen scharfblickenden Verstand mit auf den Weg gab, der ihn die augenblicklichen Bedürfnisse und Stimmungen seiner Zeit schnell aufzufassen und auszubeuten befähigte. Sein Witz und seine Lebendigkeit machten ihn bald zum Anführer einer lustigen Bande, die allerhand dumme Streiche beging; die Folge davon war, daß der ernste und sittenstrenge Vater ihn aus dem Hause jagte; erst nachdem er einen förmlichen Contract unterzeichnet hatte, worin er sich verpflichtete, nunmehr durch moralischen Lebenswandel und Fleiß im väterlichen Handwerk die leichtsinnigen Vorjahre vergessen zu machen, wurde er wieder in Gnaden aufgenommen. Und mit solchem Eifer suchte er sein Versprechen zu erfüllen, daß er als einundzwanzigjähriger Jüngling bereits Meister im Handwerk war und eine wichtige Verbesserung im Mechanismus des Uhrwerks zu Stande bringen konnte, die das Staunen seiner Zunftgenossen erregte und dazu beitrug, seinen Namen in weitern Kreisen bekannt zu machen. Wenige Monate später finden wir ihn am Hofe Ludwig's XV. in der Eigenschaft eines königlichen Hofuhrmachers, damit beschäftigt, die Uhren Sr. Majestät, der Prinzessinnen und Maitressen in Ordnung zu bringen und im Gange zu erhalten. Damit hatte er den Fuß auf die erste Staffel zur Glücksleiter gesetzt, und er war in der That der Mann dazu, sich nicht wieder in die Alltäglichkeit zurückdrängen zu lassen; kleine Talente, die Fähigkeit, Gelegenheitsgedichte zu machen und zu improvisiren, die Geschicklichkeit, hübsche Gesellschaftskomödien, die damals sehr beliebt und durch die Pompadour auch am Hofe in Aufnahme gekommen waren, zu verfassen, vor allem aber seine Fertigkeit auf der Harfe, dem neuesten Modeinstrument, verschafften ihm immer mehr Verbindungen, immer mehr Zutritt in die höchsten Kreise, ja sogar die Bekanntschaft mit den Prin-

zessinnen, die er mit Instrumenten, Musikalien u. dgl. versorgte und bei denen er bald persona grata wurde. In dieser Zeit lernte er auch den Prinzen Conti kennen, der ihm stets ein wohlgeneigter Gönner blieb, vor allen aber Paris Duverney, den größten Finanzmann seiner Zeit, dem er verschiedene wichtige Dienste erwies, und der ihm dafür seine väterliche Liebe schenkte, ihn reichlich mit Geldmitteln versah, es ihm ermöglichte, 1761 die Stelle eines königlichen Secretärs zu kaufen, mit welcher der Adel verbunden war, und ihn schließlich in seinem Testament fürstlich bedachte.

Während er so sich seinen Weg zu bahnen suchte, als willigen Höfling sich brauchen ließ und nebenbei über den Ankauf einer großen Papierfabrik unterhandelte, erhielt er aus Madrid die Nachricht, daß seine Schwester Louise daselbst von einem spanischen Edelmann, Clavijo, schmählich betrogen worden sei. Sofort machte er sich, mit einem eigenhändigen Empfehlungsschreiben Choiseul's an den französischen Gesandten und an den spanischen Minister Grimaldi versehen, auf den Weg dorthin; mit dem Glorienschein eines Romanhelden im Zeitgeschmack Richardson's scheidet er von seinen Gönnern; in dem Glorienschein des heldenmüthigen Beaumarchais in Goethe's „Clavigo" steigt sein Andenken auch in dem deutschen Volke auf, so oft sein Name in Verbindung mit dem spanischen Abenteuer genannt wird. Aber wie weit entfernt von jenem Helden der Dichtung war der wirkliche Beaumarchais! Das Schicksal seiner Schwester bot ihm nur eine lang ersehnte Gelegenheit, nach Madrid zu kommen und dort im Nu sich die Millionen anzueignen, welche sein Gönner Duverney durch jahrelange Arbeit erworben. Die Händel mit Clavijo wurden rasch beigelegt, allerdings nicht in der aus Goethe's oder aus Beaumarchais' Memoiren bekannten Weise; Louise tröstete sich bald mit einem andern Verlobten, Clavijo wurde zwar auf Beaumarchais' Betrieb und infolge von dessen hinreißender Beredsamkeit, die er in einer Audienz bei Karl III. entwickelte, seiner Aemter und Würden entsetzt, aber vom König wieder in Gnaden aufgenommen. Nun richtete sich Beaumarchais' Streben auf die Durchführung seiner andern, höhern Pläne; auf jede mögliche Weise suchte er sich emporzuschwingen und zu einem unentbehrlichen Werkzeug der Machthaber zu machen. Vor allem trachtete er danach, sich in des allmächtigen Choiseul Vertrauen zu drängen mit Enthüllungen und Rathschlägen, deren naive Schamlosigkeit selbst im Zeitalter der Pompadour überraschen muß: er machte sich anheischig, durch Vermittelung einer Courtisane und eines Kammerdieners, die beide in seiner Hand wären, den König von Spanien ganz nach dem Willen der französischen Regierung zu lenken; sein Wunsch war, vom spanischen Ministerium mit dem Amte eines Consuls Karl's III. in Paris betraut zu werden; doch compromittirte er sich so sehr, daß „die unbedingte Ausschließung dieses Individuums von jeder Spanien betreffenden Sendung" verfügt wurde. Nicht minder großartig als seine politischen Strebungen waren seine Gründerphantasien; er wollte sich in Besitz des Monopols für den Negerhandel nach den spanischen Colonien setzen und eine nach dem Muster der Ostindischen Gesellschaft eingerichtete Compagnie de la Louisiane ins Leben rufen; aber ebenso kläglich wie seine politischen scheiterten seine Finanzprojecte (1765). Schlimme Enttäuschungen erwarteten ihn auch bei seiner Rückkehr nach Paris; nicht nur wurde er von häuslichem Misgeschick verfolgt, sondern er verlor auch die Gunst der Prinzessinnen und Choiseul's; aber sein leichtes Temperament und die lustige Gesellschaft von Lebemännern und deren Freundinnen halfen ihm über diese Kränkung hinweg; auch mag er in literarischen Arbeiten Trost gesucht und gefunden haben. Denn plötzlich wurden die literarischen Kreise durch ein Drama von ihm, „Eugénie", überrascht, welches von der Comédie française angenommen und aufgeführt wurde, allerdings ohne bedeutenden Erfolg, wie denn fast sämmtliche Dramen Beaumarchais' erst nach gründlicher Umarbeitung durchschlugen. Wenn auch „Eugénie" nicht auf der Höhe der spätern Schöpfungen des Dichters steht, wenn auch zartere Empfindungen fast nie zum Wort kommen und der Dialog vielfach schwülstig und von Gemeinplätzen durchsetzt ist, so verräth das Stück doch schon jenen Geist der Opposition, der Revolution, der sich später im „Figaro" verkörpern sollte. Beaumarchais war nicht der Mann, der sich durch Misserfolge zurückschrecken ließ; er machte sich sofort an den Entwurf eines Dramas: „Les deux amis". Auch dies Stück erfuhr eine entschiedene und wohlverdiente Ablehnung (1770).

Aber noch in anderer Weise als durch dramatische Versuche sollte er die Augen von Paris, ja der ganzen gebildeten Welt auf sich ziehen. Sein reicher Gönner Paris Duverney hatte ihm testamentarisch eine sehr bedeutende Summe ausgesetzt sowie ein unverzinsliches Darlehn auf acht Jahre gewährt; als der Finanzmann dann 1770 starb, wurden die Rechte Beaumarchais' von dem Haupterben desselben, dem Grafen La Blache, angefochten, der auf den Dichter einen maßlosen Haß geworfen hatte: er wolle, so schwur er, seinen Gegner ruiniren, und sollte es ihm 100000 Thaler kosten. Diesen Haß bethätigte Duverney's Neffe, indem er Beaumarchais' Klage mit einer Tücke und Hartnäckigkeit, mit einer Erbitterung und Leidenschaftlichkeit bestritt, die nur an einem Gegner von solcher Unerschrockenheit zu Schanden werden konnte; mit dem Aufgebot seiner gesellschaftlichen Ueberlegenheit, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln der Verschleppung, der Chikane, der Verleumdung in und außer dem Gerichtssaal verfolgte er seinen Gegner; er bezichtigte ihn geradezu hinterlistiger Schädigung Duverney's und trat mit einer Gegenklage hervor, nach welcher Beaumarchais nicht nur keine 15000 Francs aus dem Nachlaß zu fordern, sondern vielmehr an den Universalerben mehr als 50000 Francs herauszuzahlen hätte. Nach langem Hin- und Herzerren wurde endlich das Urtheil gesprochen und Beaumarchais nicht nur mit seiner Klage abgewiesen, sondern zur Zahlung von 56000 Francs an La Blache verurtheilt. Sofort wurde seine liegende und

fahrende Habe gepfändet; seine Vermögensverhältnisse wurden so trostlos, daß er sein Hauswesen auflösen, seine Schwester Julie, mit der er zusammen wohnte, in eine Klosterpension und seinen Vater zu einer alten Freundin schicken mußte. Er war finanziell und moralisch zu Grunde gerichtet. An diesen Proceß schloß sich unmittelbar ein zweiter an gegen den Parlamentsrath Goezmann, dessen Frau nach damaliger Sitte durch Beaumarchais bestochen worden war und ihm nach dem Ausgang des Processes empfangene 15 Louis nicht zurückerstatten wollte, ja sogar leugnete, sie empfangen zu haben. Beaumarchais führte seine Sache selbst; in vier Memoires griff er seine Gegner bald in weltmännischem Plauderton, bald mit beißender Ironie, bald mit schwungvollem Pathos an und stellte sie an den Pranger der Oeffentlichkeit; und da der Angriff indirect gegen das verhaßte Parlament Maupeou gerichtet war, so erstanden ihm Gönner und Freunde in ungeahnter Zahl: kaum traten die ersten Memoires ihren Siegeslauf durch Paris an, so erklärten sich sowol die meisten alten Parlamentarier wie die Feinde der neuen Ordnung für ihn und schickten ihm Tag für Tag oft an die hundert Zuschriften, nicht blos mit Aeußerungen der Zustimmung, sondern auch mit werthvollen Mittheilungen über die Pläne und Persönlichkeiten seiner Gegner, ins Haus. Der vielbelächelte dilettantische Bühnendichter wuchs über Nacht zu einem Autor heran, dessen Streitschriften von Kennern sofort mit Pascal's gegen die Jesuiten gerichteten Briefen verglichen wurden; gutgläubige Philister feierten den vorher so gründlich verachteten Lebemann sogar als Musterbürger von Plutarchischer Seelengröße. Aber wenn auch Beaumarchais durch die Memoires gewaltig an Popularität gewann, die Richter waren in denselben zu sehr mitgenommen worden, als daß sie ihren klaren Blick bewahren konnten; am Schluß einer sechzehnstündigen Berathung sahen die Gemäßigtern unter ihnen sich gezwungen, für den blâme, d. h. die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte zu stimmen, da sie nur dadurch verhindern konnten, daß die Mehrzahl dem Antrag zustimmte, Beaumarchais durch die Hand des Henkers brandmarken und zeitlebens aus seinem Vaterlande verbannen zu lassen. Er wurde also zusammen mit Frau Goezmann zur Strafe des blâme verurtheilt, Goezmann selbst seiner Würde entkleidet. Das Urtheil wurde in Paris mit allgemeinem Unwillen aufgenommen: viele Richter wurden vom Volke beschimpft; vor allem aber fühlte das Parlament Maupeou seine Autorität, ja seinen Bestand dermaßen gefährdet, daß Richter und Häscher den kühnen Schriftsteller vorläufig unangefochten ließen. Dagegen wurde er von den Parteiführern des alten Parlaments als ein um das Vaterland hochverdienter Triumphator gepriesen; der Prinz Conti schrieb sofort: Beaumarchais sei ein großes Beispiel für den Gerechtigkeitssinn des Volks; das entsetzliche Urtheil habe ihm nicht den leisesten Makel anheften können, denn gleich im ersten Augenblick sei es durch die öffentliche Meinung cassirt worden.

Und während aller dieser Stürme fand Beaumarchais Zeit, eins seiner Meisterwerke zu schaffen, das Singspiel „Der Barbier von Sevilla", eine Komödie, zu der er nicht nur die Worte geschrieben, sondern auch mit freier Benutzung spanischer und italienischer Volkslieder die Weisen gesetzt hatte. Das Stück, das jetzt durch die Rossini'sche Oper gleichen Namens in der ganzen Welt bekannt ist, wurde zunächst bei der Komischen Oper eingereicht, aber zurückgewiesen — weil das hervorragendste Mitglied dieser Bühne, das die Rolle Figaro's spielen sollte, in seinen jungen Jahren Barbiergehülfe gewesen war und um keinen Preis das Publikum irgendwie an seine Vergangenheit erinnern wollte. Das Théâtre français nahm sich hierauf des Stücks an; doch wurde die Aufführung durch die oben erwähnten Ereignisse noch um Jahre verzögert.

Kaum war der Proceß Goezmann beendet, als Beaumarchais aus Paris verschwand; er hatte in Erfahrung gebracht, daß ein elender Schreiber, Théneveau de Morande, eine schamlose Schmähschrift gegen Ludwig XV. und seine Maitresse Du Barry: „Geheime Denkwürdigkeiten einer öffentlichen Dirne", verfaßt habe und in London drucken lasse. Von dem Polizeilieutenant Sartines in seinen Schritten unterstützt, gelang es ihm, Morande gegen eine Abfindung von 32000 Livres zur Unterdrückung des Pamphlets zu bewegen; er kehrte nun, trunken von dem Erfolge und gewiß, daß der vom Parlament gegen ihn ausgesprochene blâme zurückgenommen werden würde, nach Frankreich zurück. Kaum gelandet, erhielt er die Nachricht von der schweren Erkrankung und dem gleich darauf erfolgten Tode Ludwig's XV.; ein anderer, schrieb er an einen Freund, würde sich wegen solcher Schicksalstücke aufhängen; ihn aber spornte gerade das Misgeschick zu stets neuen und eifrigen Versuchen an. Flugs war er mit einem ganzen Katalog von druckreifen gegen die junge Königin Marie Antoinette gerichteten Schmutzschriften zur Hand und machte sich anheischig, den Druck derselben in England und Holland zu hintertreiben, falls er vom Staate unterstützt würde und eine eigenhändige Vollmacht des Königs erhielte. Nach längerm Zaudern verstand sich Ludwig XVI. dazu, und nun begann ein Faschingsspiel, wie es toller das Gehirn eines Possendichters nicht aushecken kann. Zunächst setzte Beaumarchais sich in den Besitz der gedruckten Exemplare sowie des Manuscripts des Libells „Avis à la branche espagnole", eilte dann dem Drucker nach Holland nach, weil derselbe ihm statt des Manuscripts nur eine Abschrift behändigt hatte, verfolgte ihn, als er am Tage vor der zugesagten Auslieferung des Originals flüchtig geworden war, durch Deutschland, wurde in einem Gehölz vor Nürnberg überfallen und verwundet, und kam endlich nach Wien, ohne die Spur des Wortbrüchigen zu entdecken. An diesen Begebenheiten wäre nun nichts Auffallendes, vielmehr würde sein Eifer und seine Ergebenheit gegen die Königsfamilie Lob verdienen, wenn nicht die ganze Geschichte mit dem Manuscript, dem flüchtig gewordenen Drucker, dem erlittenen Ueberfall auf seiner

eigenen Erfindung beruhte. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er selber das Pamphlet verfaßt und die Jagd auf das Manuscript nur deshalb in Scene gesetzt hat, um sich bei seinem Könige in Gunst zu setzen, um in Wien mit seinem Eifer zu prahlen, sich bei Maria Theresia einzuschmeicheln und als eine wichtige Mittelsperson im Verkehr zwischen Oesterreich und Frankreich zu erscheinen: eine Rolle, die er, wie wir wissen, schon früher, bei Gelegenheit der Clavijo'schen Händel anstrebte. Aber an Minister Kaunitz fand er seinen Mann; seine romanhaften, extravaganten Pläne wurden durchschaut, und man rieth ihm, schleunigst abzureisen, was er ohne Widerrede that. Auf der Rückreise sah er in Augsburg Goethe's „Clavigo", war aber durchaus nicht damit zufrieden: „L'Allemand", schreibt er an einen Freund, „avait gâté l'anecdote de mon mémoire en le surchargeant d'un combat et d'un enterrement: additions qui montrent plus de vide de tête que de talent."

Bald nach seiner Rückkehr erlebte „Der Barbier von Sevilla" die erste Aufführung (23. Februar 1775) und wurde zum allgemeinen Erstaunen vom Publikum abgelehnt; erst als der Dichter sich zu Kürzungen und zu der Zusammenziehung in vier aus fünf Acten verstanden hatte, griff das Stück siegreich durch und brachte dem Verfasser große Einnahmen. Aber Beaumarchais ließ sich an dem Erfolge seiner Muse nicht genügen, und auch seine ehrgeizigen Pläne gestatteten ihm keine Ruhe: gleich darauf finden wir ihn wieder in London, um einem gewissen Chevalier D'Eon wichtige Staatspapiere abzujagen; dann ist er für die Befreiung Amerikas von englischer Herrschaft thätig, indem er unter der Geschäftsfirma Rodrigue Hortalez u. Comp. die Bostonianer mit Kriegsmaterial versorgt, selbstverständlich nicht ohne seine eigenen Interessen im Auge zu haben und sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Wurde er auch von klarblickenden Männern, z. B. von Franklin, als Glücksritter durchschaut, so war er doch in seinem Vaterlande ungemein populär geworden, und auf diese Beliebtheit bauend, beantragte er nunmehr eine Revision des Processes La Blache und Aufhebung des blâme. Er hatte richtig gerechnet; unter allgemeinem Jubel der Pariser wurde er déblâmé; La Blache verlor den lange geführten Proceß und wurde zur Herausgabe von mehr als 70000 Francs gezwungen.

Noch mit einem Fuße in den amerikanischen Geschäften stehend, noch in demselben Jahre, in welchem sein auf eigene Kosten ausgerüstetes Schiff „Der stolze Rodrigo" an der Seite der französischen Kriegsschiffe gegen die Engländer focht, machte sich der rastlose Mann an ein neues Unternehmen, welches, wenn es auch wiederum selbstische Zwecke verfolgte, doch unsere Beachtung in hohem Maße verdient. Er veranstaltete auf eigene Kosten, die sich beiläufig auf Millionen beliefen, eine Voltaire-Ausgabe, zunächst dazu bestimmt, „dem größten Philosophen und dem größten Dichter, dem größten Genius und dem größten Mann des Jahrhunderts, Voltaire, durch eine Musterausgabe seiner sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Werke das schönste literarische Denkmal zu setzen", sodann aber freilich auch, die Hasser und Neider zum Schweigen zu bringen, die ihm vorwarfen, er habe sich einzig und allein durch die schamlose Ausbeutung der Amerikaner märchenhaft bereichert. Die aus gewissen Gründen im Auslande, in Kehl, gedruckte Ausgabe, läßt in Bezug auf Genauigkeit und Vollständigkeit gar viel zu wünschen übrig, hat aber das Verdienst, den Briefschatz Voltaire's besonders beachtet zu haben. Zu derselben Zeit (1780) setzte er, und das ist ihm auch hoch anzurechnen, die Zahlung einer bestimmten Tantième an die dramatischen Autoren durch, die bis dahin schutz- und machtlos den Theaterdirectoren gegenüber gestanden hatten. Aber durch keine That begründete er seinen Ruhm fester und dauerhafter als durch seine Komödie „Die Hochzeit des Figaro" oder „Der tolle Tag". Am 19. September 1781 hatte er das Stück den Künstlern der Comédie française vorgelesen und stürmischen Beifall geerntet; auch hatte der von der Polizei ernannte Censor dasselbe unbeanstandet gelassen — da wurde durch eine verhängnißvolle Taktlosigkeit Ludwig's XVI. die Aufführung untersagt. Der König hatte ein Exemplar des Stücks in die Hände bekommen und nach Lektüre desselben geäußert: „Das ist abscheulich! Das wird niemals gespielt werden"; die Aufführung des Stücks wäre eine gefährliche Inconsequenz, wenn man nicht zuvor die Bastille niederreißen wollte. Das aber hieß Oel ins Feuer schütten; denn nun war die vornehme Gesellschaft erst recht auf das Stück erpicht, und der Dichter konnte die Einladungen zum Vorlesen desselben kaum bewältigen. Nachdem der König noch durch mehrere Intriguen gegen die Aufführung die Neugier des Publikums aufs höchste gesteigert hatte, nachdem es noch fünf Censoren vorgelegt worden war, von denen nur einer es verwarf, fand am 24. April 1784 endlich die Vorstellung statt. Von $5\frac{1}{2}$ Uhr abends bis 10 Uhr nachts währte das Schauspiel; die Aufführung war bis in die kleinsten Details von Beaumarchais' Feuergeist durchwaltet, der Erfolg märchenhaft. Seit Molière's Tagen war kein Komödiendichter in Frankreich erstanden, der eine solche Gewalt über das Publikum ausübte. „Der Erfolg von «Figaro's Hochzeit» ist zunächst dem Aristophanischen Zug der Komödie zuzuschreiben, dem Wagemuth des Dichters, der zum ersten mal auf offener Bühne vorführte, was allerdings jahre- und jahrzehntelang von ihm pathetisch und ironisch, in Versen und Prosa, von Philosophen und Oekonomisten, Träumern und Staatsmännern, in Büchern und Flugschriften ausgesprochen worden war. Diesem Verdienst kommt die Genialität gleich, den zeitlichen Gehalt einer politischen Komödie unlöslich mit Gestalten und Geschichten zu verknüpfen, die unser Herz mit dem ewigen Zauber der Menschennatur, wahrhaftiger Liebe, rühren." Freilich ist das Schauspiel, seitdem Mozart seine köstlichen Melodien über den Text ausgegossen hat, vom Theater verschwunden; aber in der Vorgeschichte der Französischen Revolution ist es ein Markstein geworden

von der größten Bedeutung; der 27. April 1784 kann als ein politisches Datum gelten. An die siebzigmal wurde das Drama hintereinander gegeben, ohne daß der Beifall sich abschwächte; Ludwig XVI. wurde aber durch den dem „Figaro" gespendeten stürmischen Beifall so aufgebracht, daß er die Unklugheit beging, den von der Volksgunst getragenen Dichter in die Besserungsanstalt für junge Leute zu St.-Lazare einzusperren; doch schon nach wenigen Tagen mußte er, durch den allgemeinen Unwillen der Pariser eingeschüchtert, den Haftbefehl zurücknehmen, und Beaumarchais wurde die Genugthuung, zu einer glänzenden Darstellung seines „Barbier von Sevilla" durch die Mitglieder des königlichen Hauses und andere Fürstlichkeiten an den Hof geladen zu werden.

Durch die Memoiren im Proceß Goezmann und durch den „Tollen Tag" hatte Beaumarchais die höchste Stufe seines Ruhmes erklommen; aber es war ihm nicht beschieden, sich auf der Höhe zu erhalten. Zwar beschäftigte er noch immer die Aufmerksamkeit des Publikums, sei es durch Processe, oder waghalsige Geschäfte, oder Theaterstücke, aber seiner Neider waren zu viele und die Zeiten zu stürmisch, als daß er im ruhigen Besitz seines Ruhmes und seines Vermögens geblieben wäre. Wir erwähnen aus den letzten Jahren seines Lebens: eine Schrift, in der er für das Unternehmen der Gebrüder Périer, Paris mit Trinkwasser zu versorgen, eintrat und die Actiengesellschaft, die sie gegründet hatten, gegen eine Broschüre des Grafen Mirabeau vertheidigte; ein Memoire zu Gunsten der Frau Bankier Kornemann, welche von ihrem Mann wegen Ehebruchs verfolgt wurde; die Aufführung seiner Oper „Tarare" (1787) mit der Musik von Salieri und die seines Schauspiels „Die schuldige Mutter" (1792), jene ziemlich beifällig aufgenommen, dieses infolge seiner schleppenden Handlung, seiner schwerfälligen Dialoge und der schlechten Besetzung unbeachtet gelassen; schließlich die tollkühne Unternehmung, 60000 Flinten, welche die Oesterreicher nach Holland verkauft hatten, für Frankreich zu gewinnen: eine Angelegenheit, die für ihn viele unruhige Tage, eine Anklage auf Verrath vor dem Convent und den Verlust einer bedeutenden Summe zur Folge hatte, ohne daß er dem von den Oesterreichern und Preußen bedrohten Vaterlande dadurch helfen konnte. Es traf ihn das herbe Los, noch am Abend seines Lebens das Brot der Verbannung essen zu müssen; von seiner Frau und Tochter getrennt, verbrachte er drei traurige Jahre (bis 1796) in Hamburg, und als er endlich zurückkehren durfte, fand er sein glänzend eingerichtetes Haus als Trümmerhaufen, sein Vermögen zerrüttet. Aber leichtlebig wie er war, ertrug er auch diese Misère, bis ihn nach einem heiter verlebten Abend ein Schlagfluß schmerzlos hinweg nahm (18. Mai 1799).

Das ist in kurzen Zügen das Bild des seltsamen Mannes, in dem elender Schachergeist und Glücksritterthum sich mit den edelsten geistigen Gaben die Hand reichten, und der neben Voltaire als Verkörperung des merkwürdigen 18. Jahrhunderts zu gelten verdient. Mögen diese Zeilen zur Lektüre des trefflichen Buchs von Bettelheim anregen; der Leser wird darin alle Phasen dieses wechselvollen Lebens ausführlich dargestellt finden, zugleich aber auch einen tiefen Einblick in die französischen Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts gewinnen, besonders jener, welche der Sturm der Revolution für immer hinweggefegt hat.

Adolf Kreßner.

Ein neues Geschichtswerk über Oesterreich.

Geschichte Oesterreichs. Von Alfons Huber. Erster und zweiter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 21 M.

Seit längerer Zeit vorbereitet, liegt nun in zwei Bänden etwa die Hälfte eines neuen Geschichtswerks über Oesterreich vor, welches sich ebenso sehr durch die gründliche Durchforschung der Quellen wie durch Uebersichtlichkeit und eine gewandte lesbare Darstellung — letzteres bekanntlich eine Eigenschaft, gegen welche unsere Historiographie nicht selten sündigt — auszeichnet. Huber's „Geschichte Oesterreichs" verfolgt theilweise andere Principien, als dies bei den bisherigen Darstellungen der Fall ist. So behandelt der Verfasser die territoriale Entwickelung der österreichischen Kronländer nicht erst vor ihrer Vereinigung mit Oesterreich, sondern bringt die synchronistische Methode in Anwendung, indem er auf die frühern sowol freundschaftlichen als feindlichen Beziehungen dieser Länder mit Oesterreich eingeht. Selbstverständlich beginnt der Historiker, wenn auch die österreichische Monarchie erst im Jahre 1526 durch die Vereinigung Böhmens und Ungarns entstanden ist, sein Werk nicht etwa erst mit diesem Jahre, sondern sendet die Vorgeschichte von den ältesten Zeiten voraus und entwickelt sodann auch die Geschichte der Entstehung einheitlicher Reiche in Ungarn und Böhmen. Eine Streitfrage, welche viele hervorragende Stimmen für und wider aufweist, ist diejenige, ob das culturgeschichtliche Moment zu berücksichtigen sei und einen integrirenden Bestandtheil der Geschichtschreibung ausmache. A. Huber ist mit O. Lorenz, H. C. Schlosser und Treitschke der gegentheiligen Ansicht; er nimmt an, daß die Aufgabe der Geschichte in erster Linie auf den Staat als solchen gerichtet sei und das Gebiet ihrer Thätigkeit durch das staatliche Moment gegen die andern Wissenschaften hin abgegrenzt werde. Doch hat er es für seine Aufgabe gehalten, „durch kurze Ueberblicke zu zeigen, welche Stellung Oesterreich in den verschiedenen Perioden zur Culturentwickelung Europas, besonders aber Deutschlands, von dem es bis auf die neueste Zeit einen integrirenden Theil bildet, eingenommen hat". Diese Worte aus der Vorrede des Verfassers be-

ziehen sich allerdings wol auf die spätern Bände; denn in den vorliegenden geht er fast allen Fragen, welche sich auf das culturelle Leben beziehen, geradezu ängstlich aus dem Wege. Ob mit Recht, wird wol der Erfolg des Werks nach dem Erscheinen der Schlußbände darlegen. Ein auch für weitere gebildete Kreise abgefaßtes derartiges Werk sollte immerhin auch in dieser Richtung wenigstens gewisse Aufklärung bieten. Die Darstellungen etwa der Urzeit, der Reformation und Gegenreformation, des Dreißigjährigen Kriegs, welch letztere Perioden allerdings in den vorliegenden Bänden noch nicht behandelt wurden, regen gewaltig zur Beleuchtung der ethnographischen und der Sittenzustände an, und mancher Leser, welcher sich gerade über diese Verhältnisse informiren will, dürfte dies oder jenes Gesuchte vermissen, falls die bisherige Behandlung strenge beibehalten wird.

Selbstverständlich wollen diese Bemerkungen der Trefflichkeit des gelehrten Textes und den genauen Untersuchungen durchaus keinen Eintrag thun. Es sei noch bemerkt, daß von den zwei vorliegenden Bänden der erste: „Oesterreichs Vorzeit" von der Zeit der ältesten Bewohner der österreichischen Gebiete bis 1279 umfaßt, der Inhalt des zweiten Bandes bis zum Jahre 1437 reicht. In der Folge, wenn das ganze Werk vorliegt, werden wir diese bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete der österreichischen Geschichtschreibung eingehend berücksichtigen. Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue (und ältere) Erscheinungen der deutschen Literatur.

Um auch so interessante Besprechungen wie die nachfolgende unsern Lesern mittheilen zu können, werden wir von jetzt ab unsere Ueberschrift für diese Rubrik der Bl. wie oben erweitern, und wir hoffen, ihnen damit einen nicht unwillkommenen Dienst zu leisten.

Die amerikanische Wochenschrift „The Nation" vom 17. Juni d. J. ist es, der wir abermals die Besprechung einiger deutscher Werke entnehmen und zwar voran die über Arthur Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung". Anlaß dazu gab ihr die nun vollständig vorliegende Uebersetzung des Werks von zwei Engländern, R. B. Haldane und J. Kemp, die sich bisher noch nicht gemüßigt gefunden haben, uns ein Exemplar zur Beurtheilung zugehen zu lassen. Wir wissen daher nicht, ob die Uebertragung auch wirklich das ihr von der „Nation" gespendete Lob verdient; jedenfalls nicht die des Titels: „The World as Will and Idea", die uns, wie wir, irren wir nicht, bereits früher einmal in diesen Spalten ausgesprochen haben, für Kenner des Werks, was die Uebersetzer ja sein müssen, vollständig unbegreiflich ist, insofern die „Idee" bei Schopenhauer ihre ganz bestimmte, abgegrenzte, von der „Vorstellung" ganz verschiedene Bedeutung hat. Was diesen Punkt betrifft, so weichen wir also von der Ansicht des Recensenten in „The Nation" gänzlich ab. Doch hören wir ihn nun selber: „Ist auch die Veröffentlichung einer englischen Uebertragung des Schopenhauer'schen Hauptwerks nicht mit einem solchen Trompetentusch angekündigt worden, wie man ihn bei manchem ephemeren Buche zu hören bekommt, welches nicht mehr als etwa ein Tausendstel vom Werthe jenes besitzt, so würde es doch schwierig sein, mehr als zwei oder drei Werke des Jahrhunderts zu nennen, die den englischen Geist mit einem so starken Gärungsmittel versehen hätten, wie Schopenhauer's Werk ihm zu bieten geeignet ist. In Deutschland hat Schopenhauer, wie wohl bekannt, thatsächlich alle seine Vorgänger, Kant ausgenommen, an Einfluß verdunkelt, wenngleich Hegel, Fichte und Schelling noch immer das Thema der Vorlesungen einiger weniger Greise an den Universitäten bilden. Auch in Frankreich wird Schopenhauer gegenwärtig, wie die «Revue Bleue» uns neulich berichtet hat, nicht nur fleißig studirt, sondern es herrscht dort auch eine Strömung, ihn in literarischen Kreisen ebenso wie in Deutschland in Mode zu bringen. Für die Engländer und Amerikaner haben Magazinartikel und Sully's Buch über den Pessimismus dazu beigetragen, das Publikum mit seinen Gedanken vertraut zu machen; doch muß auch der beste Auszug aus seinem Werke gegen dieses selbst stets wie chemischer zum Naturwein sich verhalten, und aus diesem Grunde kann die vorliegende Uebertragung nicht warm genug bewillkommt werden. Die Orthodoxie in der Philosophie und Religion wird natürlich über diese Bände entsetzt sein; niemand aber wird dem poetischsten und fesselndsten philosophischen Schriftsteller seit Plato seinen Zoll der Bewunderung vorenthalten können. Um ein schlagendes Beispiel zu geben: Professor Bowen in Harvard, der zwar Schopenhauer's System «verabscheut», bewundert ihn dennoch so ungemein als lichtvollen Schriftsteller und Denker, daß er ihm nicht nur seine Sünden verzeiht, sondern auch keinen andern Philosophen augenscheinlich so sehr con amore behandelt wie ihn.

„Es ist bekannt, daß Schopenhauer, ungeachtet dieser Vorzüge, viele lange Jahre auf Anerkennung hat warten müssen. Daß der erste Band dieser Uebersetzung, der vor drei Jahren herausgegeben worden, nicht viel Aufmerksamkeit erregt hat, ist hauptsächlich Schopenhauer's eigene Schuld. Nicht allein ist dessen Stil weniger krystallartig und einfach als in den spätern Bänden, sondern der Inhalt ist auch viel weniger anziehend, weil er nur das Skelet seines metaphysischen Systems bietet, während der zweite und dritte Band die einladendere Außenseite — das Fleisch, den Teint und die glänzende schriftstellerische Einkleidung enthalten. Der Verfasser that sich am meisten auf das Skelet zugute, d. h. auf die angebliche Entdeckung, daß der «Wille» das «Ding an sich», das allen Erscheinungen zu Grunde liegende Wesen sei, welches bis dahin für absolut unerkennbar gehalten worden. Die Bemühung, seine unerweisliche und widerspruchsvolle Lehre zu beweisen, verwickelt ihn in zahlreiche, seiner sonstigen Art fremde Ueberklügeleien und Dunkelheiten. In den darauffolgenden Bänden jedoch wird sein metaphysisches Steckenpferd immer weniger aufdringlich, bis es schließlich die Gestalt eines unscheinbaren Fadens annimmt, an welchem er seine Perlen aufreiht — fast so wie in den «Parerga und Paralipomena», welche die Fortsetzung seines Hauptwerks bilden und von den Uebersetzern hoffentlich sofort werden in Angriff genommen werden.

„Diejenigen, welche Schopenhauer nicht gerade systematisch zu studiren wünschen, doch gern unter seinen zauberhaften Einfluß gelangen möchten, werden gut daran thun, den ersten Band blos flüchtig durchzusehen, um die allgemeine Tendenz seines Systems daraus kennen zu lernen, und dann zum zweiten überzugehen, in welchem sie, falls sie dazu geneigt sind, die Hauptpunkte der Kant'schen Philosophie in einer «Kritik» viel lichtvoller dargestellt finden können als bei Kant selbst.... Aber erst im dritten

englischen Bande wird der Leser die einladendsten Themata und die geistvollste Behandlung derselben antreffen. Das Kapitel «Ueber den Tod» ist ein beredter und poetischer Beweis für die persönliche Unsterblichkeit; die «Nichtigkeit und das Leiden des Lebens» und «Die Verneinung des Willens zum Leben» sind würzhafte Essays über den Pessimismus, grell wie Dante's «Inferno»; das Kapitel über «Die wesentlichen Unvollkommenheiten des Intellects» ist reich an feinster und lichtvollster psychologischer Analyse; das «Genie» ist noch nie so treu geschildert worden, wie in Kapitel 31, und in der «Metaphysik der Geschlechtsliebe» wird die Lehre von den sich ergänzenden Eigenschaften in einer Weise erörtert, daß sie alle interessiren muß außer Liebende, denen, wie Schopenhauer zugibt, sie sehr misfallen wird. In diesem Kapitel formulirt er, beiläufig gesagt, zum ersten mal die neuere Lehre vom Naturtrieb, wofür ihm noch nie die gebührende Anerkennung gezollt worden ist. Andere neuere Gedanken anticipirt er in seinen Kapiteln über «Teleologie», «Erblichkeit» u. s. w. Von äußerstem Interesse sind auch die über die Aesthetik der Naturschönheit, Architektur, Malerei, Poesie und sogar der Musik, wenngleich dieses letzte Kapitel ein Gemengsel von Schnitzern ist. Lessingfreunde werden hier, in der Aesthetik, eine neue und plausible Lösung der berühmten Frage finden, warum Laokoon in der Gruppe nicht schreiend dargestellt ist.

„Doch würde es thöricht sein, auch nur eine theilweise Aufzählung der interessanten Themata zu versuchen, welche der große Pessimist berührt. Daß es kaum eines gab, das er nicht berührt hat, ersieht man aus Frauenstädt's «Schopenhauer-Lexikon» in zwei Bänden, welches eine fast vollständige Encyklopädie bildet, die indessen mit einem Zauber «genialer» Individualität bekleidet ist, welche kein Nachschlagebuch geben kann. Und wiederum müssen wir zum Stil zurückkehren, der, sobald der Verfasser nicht mit metaphysischem Plunder beschwert ist, einen malerischen Charakter und eine Klarheit annimmt, welche, wie es beim Wasser einiger unserer westlichen Seen der Fall ist, um so größer erscheint, je tiefer die Gedanken sind. Zuweilen ist die Fülle und dichterische Schönheit der Beleuchtungen so groß, daß der Leser leicht den Faden des Beweises verliert und in Träumereien versinkt; denn kein philosophischer Schriftsteller ist so anregend wie Schopenhauer, und für junge Schriftsteller, denen es schwierig wird, ihre Gedanken zu sammeln, wirkt nichts so kräftigend und setzt nichts die Gedankenräder so leicht in Bewegung als das Lesen einiger Seiten in Schopenhauer.

„Der Mangel an schriftstellerischer Kunst in Deutschland wird durch die Thatsache bekräftigt und beleuchtet, daß es so lange währte, ehe er bei seinen Landsleuten Anerkennung fand. Er selbst schrieb das langsame Wachsthum seines Ruhmes der systematischen Ignorirung und dem Todtschweigen seines Namens seitens neidischer Professoren der Philosophie zu. Darin mag etwas Wahres gelegen haben; der Hauptgrund war aber wol der, daß Schopenhauer sich weigerte, im philosophischen Kauderwelsch des Tages zu schreiben. Deutsche Philosophen seiner Zeit verhöhnten den Gebrauch von Wörtern, die nicht eine doppelt destillirte Essenz unbestimmter Abstraction waren. Zu Details, gemeinen, concreten, greifbaren Fällen hinabzusteigen, hielt man für eine schwere Verletzung philosophischer Etikette. Mit einem Worte, concrete Darstellung war verpönt, und schlechte Schreibart wurde die Mode und obligatorisch. Hierdurch trugen die Metaphysiker viel dazu bei, die allgemeine Literatur Deutschlands zu demoralisiren, und eins der Hauptverdienste Schopenhauer's liegt darin, daß er Wandel schaffte und die Deutschen lehrte, daß Philosophie und Dunkelheit keine sinnverwandten Ausdrücke seien."

Wir übergehen, aus dem oben angegebenen Grunde, was der Recensent über die Uebertragung an und für sich sagt, und fügen noch einiges aus den Schlußsätzen der Besprechung hinzu: „Ein Vorzug, welchen die englische vor der deutschen Ausgabe voraus hat, ist ein Register von 19 Seiten. Wir haben noch die Synopsis der Abhandlung über «Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde» zu erwähnen, welche die Uebersetzer dem dritten Bande beigegeben haben. Schopenhauer betonte, eine Lektüre dieser Abhandlung sei zum vollen Verständniß seines Hauptwerks nothwendig; ja, er behauptete sogar, niemand könne ihn vollkommen würdigen, ehe er nicht das Werk zweimal durchgelesen habe, da alle Theile so miteinander zusammenhingen, daß die letztern Kapitel ebenso viel nothwendiges Licht auf die ersten würfen, wie die ersten auf die letztern. Dies und noch viel mehr dürfte wahr sein, um jemand von seinen metaphysischen Verirrungen zu überzeugen; eine viel weniger strenge Zucht jedoch ist für diejenigen erforderlich, welche blos die in diesen Bänden aufgespeicherten, unerschöpflichen Vorräthe von Geist und Weisheit zu genießen wünschen."

Bibliographie.

Ackermann, E., Pädagogische Fragen. Nach den Grundsätzen der Herbartschen Schule bearbeitet. 2. Reihe. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Alberti, C., Gustav Freytag (geb. den 13. Juli 1816). Ein Festblatt zur Feier seines 70. Geburtstages. Mit 1 Autograph und 8 Illustrationen von P. Thumann, Meyerheim, H. Kaulbach, Lindenschmitt u. A. Leipzig, Schloemp. 8. 50 Pf.

Delff, H. K. H., Die Hauptprobleme der Philosophie und Religion. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Maurer, M., Papst Calixt II. 1ster Thl. Vorgeschichte. München, Kaiser. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Memoiren einer arabischen Prinzessin. 2 Bde. Berlin, F. Luckhardt. 8. 10 M.

Pederzani-Weber, J., Die Marienburg. Deutschlands erste Kulturstätte im Osten. Berlin, Friedrich Nachfolger. 8. 2 M. 50 Pf.

Peschkau, E., Herr und Frau Pieps. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Pflug, F., Hodica. Vaterländischer, kulturgeschichtlicher Roman. 3 Bde. Rostock, Hinstorff. 8. 10 M.

Poll, C., Allein. Stuttgart, Metzler. 12. 1 M. 60 Pf.

Putz, G., Blätter, Blüten, Früchte. Gedichte. Meran, Pötzelberger. 8. 4 M.

Racine, Die Gerichtsfexen. (Die Proceßsüchtigen.) Lustspiel. Uebersetzt von Dora v. Gagern. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Radics, P. v., Kaiser Karl VI. als Staats- und Volkswirth. Nach zeitgenössischen Quellen dargestellt. Mit Porträt und Facsimile der Unterschrift des Kaisers. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M.

Rathgeber, J., Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit. Ein Beitrag zur elsässischen Sittengeschichte. Basel, Schneider. Gr. 8. 4 M.

Siegmeth, K., Aus der Hegyalja ins Vihorlátgebirge. Mit 2 Beilagen. Igló. Gr. 8. 1 M.

Reusch, C., Aus deutschem Walde. Zwei Dichtungen. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Ring, M., Das verkaufte Herz. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Rittershaus, E., Buch der Leidenschaft. 1ste u. 2te Aufl. Oldenburg, Schulze. 8. 2 M.

Roberts, A. Baron v., Unmusikalisches und Anderes. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Schmidt's, M., Humoresken. 1ster bis 3ter Bd. München, Calwey. 8. à 50 Pf.

Seifert, A., Die Centralisation in der Armenpflege. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Leipzig, Scholtze. 8. 2 M.

Geharnischte Sonette. Dem deutschen Volke dargeboten von einem Volksfreunde. Tübingen, Osiander. 8. 75 Pf.

Soetbeer, H., Die Stellung der Sozialisten zur Malthus'schen Bevölkerungslehre. Eine von der philosophischen Fakultät der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 4. 3 M.

Spielberg, O., Aus dieser Welt der Komödie. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 6 M.

Stöckl, A., Das Christenthum und die modernen Irrthümer. Apologetisch-philosophische Meditationen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Strecker, Ueber den Rückzug der Zehntausend. Eine Studie. Mit einer farbigen Karte in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Süpfle, T., Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkungen. 1ster Bd. Von den ältesten germanischen Einflüssen bis auf die Zeit Klopstocks. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 7 M.

Trescher, H., Flatterfahrten. Ein Berliner Skizzenbuch. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Weber, C. M. v., Reise-Briefe an seine Gattin Carolina. Herausgegeben von seinem Enkel. Leipzig, A. Dürr. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Winterfeld, A. v., Der Kegelclub. Komischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 15 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 206 bis 212.

Der englisch-russische Streit am oberen Oxus. — Arbeiten und Aufgaben des deutschen Rothen Kreuzes im Jahre 1886. — Vergessene deutsche Unternehmungen über See. — Ein neuer Anspruch Frankreichs in Madagascar. — Englands Stellung zu seinen Colonien. (I./II.) — Cavour. Von G. Th. Lommel. (VIII.) — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XX.) — Epilog zu den Heidelberger Erinnerungen. Von G. Weber. (I.)

Perikles als Feldherr. Von J. von Pflugk-Harttung. — Glaube und Aberglaube in Neapel. Von Th. Trede. (II./III. Schlußartikel.) — Die Prinzen von Condé. Von F. Lotheißen. (I./II.) — Adolf Bastian. — Essays über Mignet und Thiers. — Wiener Briefe. (CCII.) — Sprachliches und Literarisches aus Peru. Von Hofrath Dr. J. Haller. (IV. Schlußartikel.) — Kalewala, das Volksepos der Finnen. Von R. Woerner. — Briefe aus Italien von Julius Schnorr von Carolsfeld. Von G. Dehio. — Aus der Schweiz: Kirchenvermögens- und Cultussteuerfrage.

Eine russische Kritik der Exportprämien.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lyrische Gedichte

von

Andreas Gryphius.

Herausgegeben von **Julius Tittmann.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge zur Descendenztheorie

und zur Methodologie der Naturwissenschaft.

Von

Hugo Spitzer,

Doctor der Philosophie und der gesammten Heilkunde, Docent der Philosophie an der Grazer Universität.

8. Geh. 12 M.

Mit diesem Werke übergibt der Verfasser dem wissenschaftlichen Publikum wie allen Gebildeten, welche sich für die wichtige Frage der Lebensentwickelung interessiren, die Resultate seiner eingehenden Untersuchungen über Descendenztheorie und Naturzüchtungsprincip, Teleologie und Selectionsprocess: Untersuchungen, an denen die Naturforschung und die Philosophie gleichen Antheil haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

I. **Ueber die Freiheit des menschlichen Willens,** gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
II: **Ueber das Fundament der Moral, nicht** gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren des Generals U. S. Grant.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen.

Zwei Bände. 8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Die hinterlassenen Denkwürdigkeiten des im Juli 1885 verstorbenen Generals Grant, des siegreichen Feldherrn und zweimaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, von welchen in Amerika schon über 300000 Exemplare abgesetzt sind, werden hier in getreuer Uebersetzung von H. von Wobeser dem deutschen Publikum zugeführt. Mit dem soeben veröffentlichten zweiten Bande ist das hochinteressante, werthvolle Werk abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aphorismen zur Lebensweisheit.

Von

Arthur Schopenhauer.

Separatausgabe aus „Parerga und Paralipomena“.

Zwei Bändchen.

Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Ueber den Tod

und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich.

Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.

Von

Arthur Schopenhauer.

Separatausgabe aus „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Durch diese handlichen Separatausgaben der vorstehenden, besonders interessanten und allgemein verständlichen Schriften aus Schopenhauer's Werken werden dieselben größern Kreisen des Publikums zugänglich gemacht. Jedes der drei Bändchen ist mit einer Einleitung von Dr. Wilhelm Gwinner, dem Biographen Schopenhauer's, versehen und wird auch einzeln geliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 19. August 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Randglossen zu einem funfzigjährigen Leihbibliothekskataloge. Von Hermann Conradi. — Zur deutschen Literatur. Von Robert Boxberger. — Der zweite Band der Essays von Franz von Löher. Von Albert Laudenberge — Erzählungen und Gedichte. Von Leopold Katscher. — Eine Fahrt durch das innerste Brasilien. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Randglossen zu einem funfzigjährigen Leihbibliothekskataloge.

Vor mir liegt ein ziemlich reichblätteriges Bücherverzeichniß, das als Führer durch die ältern Abtheilungen einer bekannten leipziger Leihbibliothek, der Lincke'schen, dienen soll. Dieser Katalog ist 1836 herausgegeben, darf also heuer sein funfzigjähriges Jubiläum feiern. Er ist in mehr als einer Beziehung interessant. In erster Linie für den Liebhaber literarischer, poetischer Curiosa *); dann aber im allgemeinen für jeden, der Sinn und Verständniß hat für vereinzelte literarhistorisch und culturgeschichtlich nicht unwichtige Ereignisse und Erinnerungen. Und dieser Umstand veranlaßt mich zu dem Versuch, hinter seinen dürren Zahlen und Namen behutsamen Fingers einem Stück verrauschten Lebens nachzuspüren.

Ja, dieser trockene, magere Katalog mit seinen Dutzenden von vergessenen Autorennamen, mit seinen Hunderten von verschollenen Büchertiteln redet für den liebevollen, nicht unbewanderten Leser, der es versteht, vom Einzelnen aus auf das Allgemeine einzugehen, eine gar merkwürdige und zweifellos sehr beredte Sprache.

Der Fragen, die sich bei der Mahnung an diese versunkenen Sterne zweiter, dritter und vierter Größe auf die Lippe drängen, sind mannichfache, und eine Fülle nicht gerade freudiger Erwägungen und Betrachtungen wird wach. Nur vereinzelt, nur hier und da schaut uns aus diesen mürben, vergilbten Blättern ein Name an, der auch dem modernen Ohr nicht fremd, der vielmehr seitdem stetig gewachsen, vielleicht erst in Zukunft in seiner ganzen geistigen Bedeutung und Macht erkannt und anerkannt wird. Ergreifend wirkt der Contrast, in den die unmittelbare, durch äußere, zufällige Gründe bedingte Nachbarschaft manchmal zwei Namen zueinander gestellt hat. Da steht z. B. Heinrich Heine neben einem gewissen Ulrich Hegner. Wer war dieser Ulrich Hegner? Die Menschen von heute haben ihn vergessen. Kaum einer weiß, daß er eine Biographie Holbein's des Jüngern geschrieben, daß er der Verfasser schweizerischer „Berg-, Land- und Seereisen" gewesen, daß er in einem Jahre mit Schiller, in Winterthur, geboren wurde. Das Genie mußte zu früh von der Weltbühne abtreten, durfte nicht einmal in dem Werke seiner letzten Tage all sein Können zu gewaltigem Trumpfe ausmünzen — und das Durchschnittstalent lebte noch über Goethe hinaus fast bis zur Mitte dieses Jahrhunderts! Und wer kennt heute noch die jedenfalls auch einmal mit tausend idealen und materiellen Hoffnungen geschriebenen Bücher der Seitennachbarn: die „Aehrenlese aus der Vorzeit" eines Theodor von Haupt, die „Gruppe der Charitinnen" eines G. Hartenstein, die im Stil des sensationellen Schauderromans, der ja nie ausstirbt, gehaltenen Erzählungen eines Paul Harring: „Der Carbonaro von Spoleto", „Die Schwarzen von Gießen", „Faust im Gewande der Zeit"? Dieser Harring muß übrigens durchaus kein Durchschnittsmensch gewesen sein. Im Jahre 1798 bei Husum geboren, hat er bis in die funfziger Jahre dieses Jahrhunderts ein buntes, vielbewegtes Abenteurer- und Vagantenleben geführt, das ihn durch die halbe Welt geworfen und in immer wieder neue Lagen und Verhältnisse verstrickt hat. Nach der Revolution 1848 schloß er sich der demokratischen Partei in London an. So hat ihm denn wol sein unstetes, fahriges Leben viele seiner Stoffe und Motive eingebracht. Er erinnert in dieser Beziehung ein wenig an Sealsfield, Gerstäcker u. a.

*) Ich nenne hier blos ein Buch, das in diese Kategorie gehört: „Ini", ein Roman aus dem 21. Jahrhundert, von Julius von Voß.

Ich möchte, bevor ich auf einzelne heute verschollene Autoren näher eingehe, von deren Erzeugnissen mir früher der Zufall eins oder das andere in die Hände gespielt hat und die ich hier wiedergefunden, erst einige Momente allgemeinern Charakters hervorheben.

Kennzeichnend für den Geschmack jener Tage, die kaum ein halbes Jahrhundert hinter uns liegen, und die uns doch schon in so vielem unendlich fremd und unverständlich geworden, ist die Mehrzahl der Büchertitel, die sich leicht in mehrere, wenn auch nicht streng voneinander trennbare Gruppen vertheilen lassen und von verschiedenen Strömungen in Bezug auf Vorliebe und Neigung der Autoren und des Publikums für gewisse Stoffgebiete Zeugniß geben. Eine ganze Reihe dieser Titel und der gewählten Motive wäre heute schlechterdings unmöglich. Immer mehr drängt der moderne Geist dazu, an das unmittelbare Leben heranzutreten, es mit realistisch gestimmtem Sinne zu erfassen und in deutlichen Linien im Spiegel der Dichtung festzuhalten. Immer mehr schwinden Bedürfniß und Verständniß für romantisch verzerrte, mit mystisch allegorischen Momenten verbrämte Bearbeitungen sagenhafter, halbhistorischer oder historisch verbürgter Stoffe. Je mehr unser gesammtes öffentliches und privates Leben durch vorwiegende Anerkennung und Beachtung politisch socialer Momente sich vereinfacht, wol auch, allerdings naturgemäß, sich vereinseitigt, desto entschiedener wird die Neigung zu einer mehr nüchternen, realistisch praktischen Benutzung der Geschichte. Die Stellung der zwanziger und dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts zur Geschichte war eben specifisch romantischen Charakters. Ich führe einige Beispiele und Belege an.

Als seine Hauptdomäne scheint ein gewisser J. F. Ernst Albrecht diese Art historischer Romane angesehen zu haben. Dieser Albrecht (1752—1816) war zweifellos ein sehr vielseitiger Mensch: Arzt, Buchhändler, Theaterdirector, Schriftsteller — was will man mehr! Zur Theatercarrière scheint er durch seine Gattin Sophie, die auch schriftstellerte, hingeführt worden zu sein. Sophie Albrecht galt heute vor hundert Jahren für eine der besten deutschen Schauspielerinnen. In Hamburg, Dresden sehr gefeiert, soll sie auch auf Schiller eingewirkt haben. Ihr Gatte war der Autor der Romane „Familie Eboli", „Familie Medicis", „Die schöne Gabriele, Geliebte König Heinrich's IV.", „Kleopatra, Königin von Aegypten", „Faust der zweite", besonders aber hat er wol große Stücke auf seine „Lauretta Pisanna" gehalten, denn er nannte sich später immer „Verfasser von L. P." Demselben Stoffgebiete widmeten sich mehr oder weniger ausschließlich: Rupert Becker, Verfasser der „Familie Wasa"; Karl Friedrich Benkowitz (1764—1807), welcher die Bücher „Leben Hannibal's", „Savonarola, der Märtyrer von Florenz", sowie eine Reihe anderer Romane und Geschichten verfaßte, die alle, nach ihren Titeln zu schließen, einer eigenthümlichen historisch-mystischen Zone angehören, wie „Hilarion oder das Buch der Freude", „Abbadonna, ein Buch für Leidende", „Die Jubelfeier der Hölle oder Faust der Jüngere", „Der Zauberer Angelion in Elis", „Helios der Titan"; ferner Graf Christian Ernst von Benzel-Sternau (1767—1849) mit seinem „Perikles"; Gottlieb Bertrand — jedenfalls ein pseudonymer Autor — mit einem „Pugatschew"; Alexander von Bronikowski (1783—1834), als Sprößling einer polnischen Adelsfamilie in Dresden geboren, mit seinen zahlreichen Romanen und Novellen aus der polnischen Geschichte, so „Kazimierz der Große, Piast", „Johannes III., Sobieski und sein Hof"; Karl August Buchholz als Verfasser der „Aspasia", ein Vorläufer Hamerling's; Karl Gottlob Cramer, der, ein Rivale Ludwig Storch's, wieder einmal den „Kunz von Kaufungen" aufwärmte; Ewald Dietrich, ein sächsischer Militärarzt und medicinischer Volksschriftsteller, der eine Reihe von Motiven aus der sächsisch-böhmischen Localgeschichte in Novellen und dramatischen Dichtungen bearbeitete, so unter andern „Chitava, Zittaus Begründerin"; Eduard Duller (1809—53), auch heute in weitern Kreisen noch unvergessen, bekannt als Verfasser einer vor vierzig Jahren einmal vielgelesenen „Geschichte des deutschen Volks" und Fortsetzer der Schiller'schen „Geschichte des Abfalls der Vereingten Niederlande", mehr mit künstlerischen Mitteln arbeitend in seinem Hauptwerk „Berthold Schwarz" (1832), nach dem allerdings wol kein moderner Leihbibliotheksleser mehr verlangt; Ignaz Aurelius Feßler (1756—1839), als Schriftsteller kaum mehr als mittelmäßig, als Mensch der reichen, bunten Schicksale halber, die er durchleben mußte, sehr interessant, wie der oben erwähnte Graf von Benzel-Sternau ein Abtrünniger des Katholicismus, heute noch vor allem in Freimaurerkreisen bekannt und genannt als Verfasser einer Reihe freimaurerischer Schriften (in diese Rubrik des schriftstellerischen Wirkens Feßler's gehört wol das Buch „Bonaventura's mystische Nächte", dessen Titel an Schelling's, des Identitäts- und Offenbarungsphilosophen, „Bonaventura's Nachtwachen", erinnert), in erster Linie culturgeschichtlich werthvoll und interessant seiner biographischen „Rückblicke auf meine siebzigjährige Pilgerfahrt" halber, von mir aber an dieser Stelle erwähnt als, man darf wol mit einer gewissen Berechtigung sagen, Fabrikant einer zahlreichen Sippe historischer Romane, wie „Marc Aurel", „Aristides und Themistokles", „Mathias Corvinus", „Attila, der König der Hunnen" und anderer.

Doch ich müßte noch Dutzende von Namen und Titeln anführen, wollte ich einigermaßen ausführlich sein und der Fülle des vorliegenden Materials genügen; aber ich denke, schon aus den gegebenen Beispielen und Belegen erhellt jener Zug der Zeit, den ich zunächst betonen und hervorheben wollte — jene Tendenz zu einer romantisch-allegorischen, schöngeistigen Geschichtsauffassung, die uns heute im ganzen so fremd und ungeläufig geworden.

Dann möchte ich auf eine zweite Gruppe von Büchern hinweisen, die, in der Mehrzahl nicht minder romantischer Art, einer andern Sitte jener Tage Ausdruck geben,

der Gewohnheit, zu Titeln von Novellen- und Skizzensammlungen besonders zarte, duftige, poetisch klingende Blumennamen zu wählen. Hauptsächlich Damen huldigten diesem holden Gebrauche. Da schrieb eine Wilhelmine Willmar (Pseudonym für die Weimarerin Wilhelmine Gensike) „Oliven", „Kleeblätter", „Hyacinthen"; Fanny Tarnow (1783—1862) — sie liegt, wenn ich mich recht erinnere, in Dessau begraben —, in den dreißiger und vierziger Jahren überall bekannt und viel gelesen, in ihrer ganzen geistigen Art der Schriftstellerin Henriette von Paalzow, der Verfasserin von „Godwie Castle", ziemlich verwandt, gab vier Bände „Lilien" und zwei Bände „Reseda" heraus; Helmina von Chezy (1783—1856), die Enkelin der Karsch, Tochter der Karoline Luise von Klenke (1754—1802) — als solche gab sie der letztern Werke und hinterlassene Schriften heraus unter dem Titel: „Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin", sonst besonders als Dichterin des Textes zur Weber'schen Oper „Euryanthe" bekannt — schrieb „Aurikeln" und „Stundenblumen"; die Freiin von Callot, jener durch den Kupferstecher Jacques Callot (vgl. E. T. A. Hoffmann's „Phantasiestücke in Callot's Manier") bekannten Familie angehörig, gab „Myrtenreiser" und „Nachtviolen" heraus; ebenfalls „Nachtviolen" setzte Ludwig von Baczko, ein mir im übrigen unbekannter Autor, in Scene und schrieb, jedenfalls weil es nach seiner Ansicht nicht gut war, daß ein so schön betiteltes Buch allein sei, ein Pendant, das er „Nachtblumen" taufte; Friedrich Kind, Textdichter zur Weber'schen Oper „Der Freischütz", Freund Theodor Hell's, mit dem er eine Zeit lang die dresdener „Abendzeitung" herausgab, veröffentlichte sieben Bändchen „Tulpen" und vier Bändchen „Lindenblüten"; August Kühn, „auch einer" aus der Herausgeberlegion von Musenalmanachen und zartgliederigen Theekränzchen-Taschenbüchern, eine Zeit lang in engem Verkehr mit Kotzebue, wußte einzelnen seiner Erzeugnisse die sinnigen Namen „Nelken", „Zinnien", „Mimosen" zu geben; Wilhelm Adolf Lindau, besonders groß als Bearbeiter englischer Schauderromane, auch culturgeschichtlicher und ethnographischer Schriftsteller, war als selbständiger Poet ziemlich unbedeutend und werthlos, wenigstens nach seinen „Moosrosen" zu urtheilen, die mir vor einigen Jahren einmal in die Hand fielen: die bewußten Thränendrüsenmotive, wenn ich so sagen darf, sind hier ohne jedes feinere, großgeistige, eigenartige Können ausgeführt. Eine Gruppe mit den „Moosrosen" bilden seine „Lilienblätter" und die „Südfrüchte"; Karl von Miltitz (1781—1845), ein Nachkomme jenes bekannten päpstlichen Nuntius, den Leo X. 1518 nach Sachsen sandte, um dem Kurfürsten Friedrich III., dem Weisen, eine goldene Rose zu überbringen und mit Luther zu verhandeln, eine Zeit lang Oberhofmeister des Prinzen Johann von Sachsen, des spätern Königs Johann, der als „Philalethes" Dante übersetzte, schrieb einen Cyklus „Orangenblüten"; ein Autor, der auf den köstlichen Namen Prätzel hörte — ein Name, der es verdiente, in einem modernen satirischen Lustspiel festgehalten zu werden —, verfiel auf den unschuldigen, keuschen, aber ebenso nichtssagenden Titel „Feldrosen"; Gustav Schilling, zuerst sächsischer Militär, und als solcher an den Feldzügen 1806 und 1807 betheiligt, später nach Quittirung des Dienstes Schriftsteller, darum in jene nicht uninteressante, eines besondern Aufsatzes würdige Autorengruppe gehörig, die sich aus gewesenen Offizieren rekrutirt — von neuern, zeitgenössischen Schriftstellern wären hier zu nennen unter andern G. von Amyntor, Gustav von Moser, Otto von Corvin, J. van Dewall, Richard von Hartwig —, band einen Strauß „Cyanen" — ob er patriotische Ahnungen hatte? — und präsentirte dem deutschen Publikum verschiedene Schalen „Orangen"; Aloys Schreiber, in einem Jahre mit Jean Paul (1763) geboren, später Professor der Aesthetik in Heidelberg und Karlsruhe, fand neben seiner fachwissenschaftlichen Thätigkeit — er verfaßte unter anderm ein „Lehrbuch der Aesthetik" (1809), das heute auch niemand mehr kennt — noch Zeit, eine ganz stattliche Reihe belletristischer Schriften in die Welt zu setzen, unter denen seine „Herbstrosen", „Myrten- und Cypressenkränze" und „Cactus-Blüten" am deutlichsten die Signatur der Zeit tragen.

Wenn auch nicht in demselben Maße charakteristisch, so doch immerhin noch bezeichnend, noch zeitgemäß genug sind einzelne dem Thierreich entnommene Titel, wie die „Johanneswürmchen" von Tenelli, der bis auf die leiseste Spur verschollen, die „Heimchen" des ebengenannten Gustav Schilling; ja sogar eine Schüssel „Truthähnchen" trägt Hartwig von Hundt-Radowsky auf, über den die Geschichte auch hingegangen, ohne weiter Notiz von ihm zu nehmen, obwol er einer uralten österreichischen Adelsfamilie angehörte.

Ich frage: könnte sich heute ein im besten Sinne des Worts moderner Autor entschließen, einen dieser gewiß manchmal recht zarten und sinnigen, im Grunde doch aber ebenso geschmacklosen Namen auf sein Buch zu setzen? Höchstens ein unglücklicher Lyriker, der sich nicht zu helfen weiß, geräth noch auf diesen Einfall und tauft seine Sammlung „Moosrosen" oder „Vergißmeinnicht". Speciell die Rosen spielen ja hier in allen ihren Sonderarten die erste Rolle. Aber was heute matt, farblos, abgegriffen, charakterlos erscheint, entsprach in jenen Tagen dem herrschenden Geschmack, in jener geistig armen und nothdürftigen Zeit, als einige Jahrzehnte nach den Freiheitskriegen der politisch-sociale Sinn der Deutschen durch die Reaction erstickt wurde; als die Kanäle, welche die Strömungen des geistigen Lebens geleitet und geführt, ausgetrocknet waren, als vielmehr nur noch einzelne schöngeistige Interessen in gewissen Kreisen gepflegt wurden, und zwar mit ziemlich engherzigen Anschauungen und ermüdeten Sinnen. Mit diesen verhältnißmäßig winzigen Publikumsbruchtheilen mußten die Autoren rechnen, deren Neigungen, die auf Bevorzugung des Zierlichen, Abgetönten, Nippesartigen einerseits, des Allegorisch-Symbolischen und Barock-Humoristischen andererseits hinausliefen, mußten sie

sich anbequemen. Und sie waren dazu flüssig und geschmeidig genug, denn auch sie waren ja nur Kinder ihrer Zeit, Producte der Culturperiode, in der zu schaffen und zu wirken sie berufen waren.

Fand das allegorisch-symbolische Moment hauptsächlich im historischen und halbhistorischen Roman, der sich natürlich in tausend Variationen und Mischarten darbot, seinen Ausdruck, so ließ man das barock-humoristische Element in jenen Geschichten, Historien, biographischen Romanen vorwalten, die, mehr oder weniger im Geiste Jean Paul's gehalten oder an die Art der breiten, sentimental-humoristischen englischen Romane anknüpfend, sich auf Motiven aus dem alltäglichen Leben aufbauen, auf Fabeln und Stoffen, die aber doch wieder nicht so alltäglich waren, daß sie jedes originellen, merkwürdigen oder auch geheimnißvollen Elements entbehrt hätten. Diese Romane haben in der Regel stark satirische Bestandtheile, oder der Verfasser verbindet auch einen pädagogisch-didaktischen Zweck mit ihnen. Ich beschränke mich auf einige Beispiele. Hierher gehören unter andern Ernst Langbein's (1757—1835) „Magister Zimpel's Brautfahrt", das arg nach Jean Paul schmeckt, und desselben Schriftstellers „Thomas Kellerwurm" (1806). Es sei sogleich hier bemerkt, daß diese Romane in der Mehrzahl einige Jahrzehnte älter sind als die der historischen Gruppe. Sie stammen zumeist aus den Tagen um die Wende des Jahrhunderts. Im Jahre 1798 erschien Christoph Friedrich Nicolai's, des bekannten rationalistischen berliner Buchhändlers, des Freundes von Lessing und Mendelssohn, des Gegners von Herder, Wieland, Fichte, Buch „Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's", das, nach einigen Partien, die ich kenne, zu urtheilen, etwas banal, stellenweise aber auch ganz drollig-satirisch und komisch-witzig gegen den Kantianismus polemisirt. Nicolai's „Geschichte eines dicken Mannes" war 1794 herausgekommen, und der Roman, der ihn zuerst im In- und Auslande bekannt machte, „Sebaldus Nothanker", halb eine rationalistische Streitschrift, war gar schon zwanzig Jahre früher, zu gleicher Zeit mit „Clavigo" und „Werther", publicirt worden. Bei Nicolai tritt also das komisch-satirische Moment in den Vordergrund. Eine ihm verwandte Natur war Wilhelm Pustkuchen, auch heute wol noch nicht ganz als kritisch-ironischer Fortsetzer Goethe'scher Romane („Wilhelm Meister's Meisterjahre", 1821) vergessen. Das lehrhafte Moment dagegen betonten in ihren pädagogisch-philosophischen Tendenzschriften Männer wie Salzmann, Jacobs, Rochlitz, Knigge. Auch Christian Friedrich Sintenis (1744—1816) — ein Onkel des heute noch bekanntern Wilhelm Florenz Sintenis, der durch Herbeiführung des unter dem Namen Christolatrischer Streit in die Annalen der neuern Kirchengeschichte aufgenommenen Zwistes (1840) mit dazu beitrug, daß der evangelische Bischof Draeseke in Magdeburg seine Entlassung nachsuchte — schrieb in dieser Art seine Bücher „Elpizon oder über meine Fortdauer nach dem Tode", „Halli's glücklicher Abend", „Theophron", „Postille", „Pistevon". Sintenis war durchaus kein einseitig befangener orthodoxer Theologe, er hatte gewisse freisinnige, rationalistisch angehauchte Neigungen, die ihn trieben, eine harmonische Verbindung zwischen rein philosophischen und rein religiösen Elementen anzustreben. Er repräsentirt die dahin gehende Tendenz jener Tage sehr gut. „Der Magister Elias Klaprose" und „Veit Rosenstock" sind Schriften, die auf einem Boden mit Jean Paul's „Jubelsenior" oder „Leben des Quintus Fixlein" emporwuchsen. Tiefere, künstlerisch angelegte Naturen drängte es, sich über den Mangel eines einheitlich concentrirten, politisch und culturgeschichtlich großen Volkslebens durch halb liebevoll-gemüthliche, halb bitter-ironische Rücksichtnahme auf einen kleinen Ausschnitt des Lebens hinwegzutrösten, durch ein Eingehen auf die Enge, welche sie mit dem buntscheckigen Zierath von tausend, aus allen Gebieten zusammengehäuften, nothdürftig geordneten Wissenseinzelheiten ausstaffirten. So ergab sich jenes merkwürdige, gewiß geistvolle und interessante Kunterbunt, das in Jean Paul seinen genialsten, aber auch eben am meisten manierirten Schöpfer fand.

Hermann Conradi.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Literatur.

1. Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. Herausgegeben von Eduard Ippel. Zweiter Band. Berlin, Dümmler. 1886. Gr. 8. 10 M.

Der erste Band dieses interessanten und mit größter Sorgfalt vom Herausgeber bearbeiteten Briefwechsels erschien vor ungefähr einem Jahre und wurde von uns in Nr. 33 d. Bl. f. 1885 angezeigt. Mit dem jetzt vorliegenden zweiten Bande ist das Werk vollendet, welches eine werthvolle Bereicherung unserer Literatur bietet, sowol hinsichtlich der zeitgenössischen Geschichte, natürlich in erster Linie des hannoverischen Verfassungsstreites von 1837, als auch der Lebens- und Forschergeschichte der obengenannten großen Gelehrten und damit zugleich der Geschichte ihrer Studien. Der zweite Band bringt zunächst Briefe der Brüder Grimm an Gervinus und von diesem an jene; es ließ sich von vornherein erwarten, daß wir von Gervinus bei dieser Gelegenheit mannichfache Aufschlüsse über das Hauptwerk seines Lebens, die „Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen", erhalten würden. Waren es doch gerade die Forschungen der beiden Brüder und die durch dieselben an das Licht gezogenen mannichfachen Schätze unserer ältern Literatur, welche ihm

den Gedanken an die Abfassung eines solchen umfangreichen Werkes nahe legten, ja dasselbe überhaupt erst ermöglichten. Mit der Uebersendung des ersten Bandes, den Gervinus noch als Docent in Heidelberg 1834 vollendete, an die beiden Brüder, beginnt der Briefwechsel, der während der Zeit ihres Zusammenseins in Göttingen, wohin Gervinus 1836 auf Dahlmann's Empfehlung berufen worden war, ruht und im Jahre 1838 wieder aufgenommen wird, wo Gervinus sich in Darmstadt aufhielt. Von dort unternahm er eine zweite Reise nach Italien. Für Gervinus war der Verlust seines Amts und damit seiner Lehrthätigkeit, ganz im Gegensatz zu Dahlmann, weniger zu den Brüdern Grimm, ein leicht zu verschmerzender, da er sich zum Doeiren vom Katheder herab nicht besonders hingezogen fühlte. Auch seines Hauses zu Heidelberg entäußerte er sich später, um nicht zu sehr an die Scholle gebunden zu sein. Als ihm für seine „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" der Proceß gemacht wurde, nahm er die Aussicht, aus der Liste der Docenten gestrichen zu werden, ziemlich gleichgültig auf. Fortwährend beschäftigten ihn dagegen Reisepläne und politische Schriftstellerei. Aus der zweiten Abtheilung, die den Briefwechsel zwischen Gervinus und Dahlmann bietet, erfahren wir Näheres über die Geschichte der „Deutschen Zeitung", die er im Verein mit badischen Liberalen gründete und bis zum August 1848 leitete. Sehr leid that es ihm, daß Dahlmann, der früher seine Mitwirkung zugesagt hatte, von dem Unternehmen zurücktrat; ja diese Absage führte zeitweilig einen Bruch der beiderseitigen Freundschaft herbei. Er schreibt ihm den 5. Mai 1847:

Sagen Sie doch selbst, was haben wir doch für Recht, über den schlechten Gang der deutschen Dinge zu klagen, wenn wir unsererseits durch Lässigkeit, selbst wo zu einem guten Werke die Hand geboten wird, wo ein ehrenhafter Freund Namen, Zeit und alles in die Schanze schlägt, um ein solches Werk zu fördern — nichts thun, um es besser zu machen? Ist es nicht vor jedem Fremden ein Stoff des Spottes, daß wir sagen müssen, es gibt in ganz Deutschland kein principielles, consequentes Blatt; die Presse ist zu Grunde gerichtet und richtet zu Grunde; ein besseres Blatt soll mit dem Aufgebot aller edlern Kräfte in Deutschland begonnen werden, und die Publicisten par excellence, die Dahlmann, die Pfizer, ziehen sich davon zurück, selbst von einer Stelle zurück, wo sie die Ehre, die das Blatt einlegen würde, theilen müßten, wo sie sogleich zurücktreten könnten, wenn sich das Blatt nicht so anließe, wie es angekündigt ward! Gewiß, man soll nicht sagen, daß so etwas in Frankreich, wenn dort solch eine Lage wie die unsere möglich wäre, geschehen könnte! Wir sind in einer Lage, Reaction da, Revolution dort, wo es wahrlich nöthig ist, daß sich die Guten regen und kräftig regen, wenn nicht um zu retten (denn es möchte bei unsern eigenen Anstalten schon zu spät sein), so doch um mit gutem Gewissen sagen zu können: animam salvavi.

So ehrenhaft diese Gesinnung und so löblich der Feuereifer für die Freiheit der öffentlichen Meinung, so gerecht ist doch auch der Vorwurf, den man Gervinus gemacht hat, daß er in politischen Dingen ein zu arger Doctrinär war. Jene „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" ist schon ein hinlänglich redender Beweis davon. Erst durch den Proceß, den sie hervorrief, ist sie berüchtigt geworden; ohne diesen würde sie gewiß in wenig Köpfen Unheil angerichtet haben, denn nur wenige haben sie verstanden.

Sorgfältige Anmerkungen und Register schließen das Werk, dessen wir uns wahrhaft freuen, zweckmäßig ab.

Das bis zum Schluß des zweiten Hunderts von Lieferungen vorgeschrittene Sammelwerk:

2. Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

führt uns in den vorliegenden Lieferungen 240—298 wiederum durch mehrere Jahrhunderte hindurch. Wenn wir den mannichfachen Inhalt chronologisch durchgehen, so haben wir zunächst den Abschluß der Liliencron'schen Sammlung von „Volksliedern" (zum Theil mit Singweisen) zu erwähnen (Lief. 248 und 253), die einen schon für das Auge höchst wohlthuenden Eindruck macht, sodann aus der Zeit der ersten schlesischen Dichterschule einen Band, der Fleming, Logau und Olearius enthält, natürlich nur in Auswahl, sodann vier Lieferungen des ersten Bandes der zweiten schlesischen Dichterschule (Hoffmannswaldau, Lohenstein und die selten gewordenen Abschatz, Christian Gryphius, Haugwitz und Hallmann), womit dieser Band abgeschlossen wird, endlich aus unserer classischen Periode zwei neue Lieferungen zu Goethe's Gedichten von dem unermüdlichen Düntzer (wo auf S. 162 „Majolikakopf" in Majolikatopf zu verbessern ist), eine Reihe kleine Gedichte enthaltend, deren Zusammenstellung und Erklärung sich der Herausgeber mit musterhafter Sorgfalt unterzogen hat; den achten Band der von mir herausgegebenen Schiller'schen Werke, den dramatischen Nachlaß enthaltend, der hoffentlich manchem Leser Neues bieten wird, dem Schiller-Forscher allerdings nur die Erläuterungen aus „Mercier, Tableau de Paris" zu dem dramatischen Entwurf „Die Polizei"; den Schluß des zweiten und den dritten Band der musterhaften Nerrlich'schen Ausgabe Jean Paul's, ferner den Abschluß der ebenso musterhaften wie manches Neue bietenden Ausgabe des Heinrich von Kleist von Theophil Zolling, die bisjetzt noch keine Concurrentin hat, und eine Auswahl aus erzählenden Schriftstellern unserer classischen Zeit, die freilich an sich nichts weniger als classisch sind, aber mit Absicht von dem Herausgeber Bobertag so zusammengestellt scheinen, um einen Beitrag zu einer Geschichte des Geschmacks zu liefern. Es ist eine wunderbar gemischte Gesellschaft, die uns hier vorgeführt wird: zunächst Jung-Stilling mit einem Abschnitt aus seinem, bekanntlich durch Goethe zum Druck beförderten „Jugendleben", einem Werk, das ebenso erfreulich ist, wie seine spätern Producte ungenießbar sind, dann die unbedeutende, aber früher höchst beliebte Karoline Pichler, Pestalozzi (mit einem Abschnitt aus „Lienhard und Gertrud"), dessen schriftstellerische Muse die Geldnoth war; Zschokke, der eine Zeit lang gleichfalls überschätzt worden ist (mit einer seiner besten Novellen, dem „Goldmacher-

dorf" vertreten); Karoline von Wolzogen, deren süßliche „Agnes von Lilien" neuerdings freilich die Ehre eines Neudrucks erfahren hat, wol nur wegen des unseligen Missgriffs Friedrich von Schlegel's, der sie für ein Werk Goethe's hielt; endlich der durchaus unverdauliche F. von Meyern, dessen „Dya-Na-Sore" für mich den Gipfelpunkt der Langweiligkeit bedeutet und gleichwol seinerzeit eine Menge Leser gefunden hat, die dafür schwärmten.

Hieran schließen wir am besten drei Publicationen aus einer Sammlung von Neudrucken, zunächst:

3. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Band 22: Freundschaftliche Lieder von J. J. Pyra und S. G. Lange. — Band 23: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman von K. Ph. Moritz. — Band 24: Ueber meine theatralische Laufbahn von A. W. Iffland. Heilbronn, Henninger. 1885—86. 8. 7 M. 60 Pf.

Des frühverstorbenen Pyra, dessen Andenken in unserer Literaturgeschichte neuerdings wieder aufgefrischt worden ist durch die sorgfältig gearbeitete Monographie von Waniek, „Lieder an seinen Freund", den durch Lessing's „Vademecum" berüchtigt gewordenen Uebersetzer und Nachahmer des Horaz, S. G. Lange, welche zuerst unter dem Titel „Thirsis' und Damon's freundschaftliche Lieder" 1745 in Zürich erschienen waren und, wie alle Originalausgaben aus jener Zeit, nur noch auf wenigen Bibliotheken zu finden sind, verdienten schon deshalb einen neuen Abdruck, damit Gelegenheit geboten werde, sich von Lange einen bessern Begriff zu machen, als den man aus den Lessing'schen Streitschriften erhält. Pyra hatte seinem Freunde Lange seine ganze, freilich nur sehr kurze — denn er starb im neunundzwanzigsten Lebensjahre — Laufbahn zu verdanken, und deshalb sind seine Lieder an ihn, weil sie von einem aufrichtigen und innigen Dankgefühl eingegeben sind, auch herzlich und innig. Die Freude, wenn er Aussicht hat, ihn auf seiner Dorfpfarre zu Laublingen besuchen zu können, der Dank für die genossene Gastfreundschaft und das Vergnügen, welches er im Umgange mit seinem „Damon" und dessen „Doris" im Anblick seines ehelichen und väterlichen Glücks genossen hat, ist die Muse von Thirsis-Pyra's Dichtungen. Lange gab dieselben kurz nach Pyra's Tode heraus, und es war eine Pflicht der Bescheidenheit, daß er hier besonders seinem Freunde das Wort gönnte und sich selbst nur durch wenige Dichtungen vertreten ließ. Das ausführlichste Gedicht der Sammlung ist Pyra's didaktische Allegorie „Der Tempel der wahren Dichtkunst". Der Herausgeber, Professor A. Sauer in Graz, weist in der Einleitung sehr scharfsinnig nach, daß Danzel in seiner Lessing-Biographie und dessen Nachfolger sich geirrt haben, wenn sie Thomson's erst 1748 erschienenes „Castle of Indolence" für die Quelle des Gedichts hielten. „Die Aehnlichkeit beider Dichtungen", fährt er fort, „ergibt sich vielmehr aus der Zurückführung auf eine gemeinsame Quelle, Pope's 1711 erschienene Allegorie «The temple of Fame», die ihrerseits wieder eine Neubearbeitung des «House of Fame» von Chaucer ist." Man sieht übrigens schon hieraus, daß auch Pyra weder der Form noch dem Gehalt nach über die herkömmlichen Schemata der Poesie hinausging.

Noch wichtiger und anziehender, auch für größere Leserkreise, ist der Neudruck der eigenen Lebensbeschreibungen zweier interessanten Männer aus unserer classischen Literaturzeit: „Anton Reiser. Ein psychologischer Roman" von K. Ph. Moritz (Band 23) und „Ueber meine theatralische Laufbahn" von A. W. Iffland (Band 24).

Mit dem erstern Werke mag es sich ungefähr verhalten wie mit Goethe's „Wahrheit und Dichtung", d. h. der Verfasser will Wahrheit geben und gibt sie auch, was die Thatsachen betrifft, ist sich aber wohl bewußt, daß die Verknüpfung dieser Thatsachen untereinander, ihr Einfluß auf die geistige Entwickelung des Verfassers, endlich die den Thatsachen zu Grunde liegenden Motive ihm im Lichte eines gereiften Verstandes erscheinen, nicht mehr so, wie sie zur Zeit jener Thatsachen waren. Jedenfalls hat Goedeke recht, der dieses Werk „einen der letzten autobiographischen Romane und vielleicht den besten" nennt. Unter Anton Reiser's Namen schildert Moritz seine eigenen Erlebnisse. Das Kind einer armen pietistischen Familie, ward er früh zu einem Hutmacher in die Lehre gethan, und schon die Schilderung der Leiden dieser Lehrzeit ist eine ergreifende Partie des Buchs und bewährt des Verfassers stilistische Meisterschaft; er setzt es endlich durch, das Gymnasium besuchen zu dürfen, und damit beginnt ein neues Elend, das Elend der Freitische, gleichfalls eine glänzende Partie, nicht im Leben, aber in dem Buche des Verfassers. Dasselbe Gymnasium hatte auch kurz vorher Iffland besucht, er war aber von demselben entwichen, oder wie die Schüler sich ausdrücken, durchgebrannt, um seinem leidenschaftlichen Hange zur theatralischen Laufbahn zu genügen, wozu er die Erlaubniß seiner Aeltern nimmermehr zu erlangen hoffen durfte. Es ist eigenthümlich, daß, während uns Moritz auf dem Titel seines Buchs Dichtung verspricht und, so viel an ihm ist, Wahrheit bietet, Iffland es gerade umgekehrt zu halten scheint. Das Beispiel Iffland's verführte Moritz zu einem gleichen Schritt in gleicher Absicht, die von Iffland glänzend, von Moritz nie erreicht worden ist. Diesen Wendepunkt in ihrem Leben schildern beide Männer so, zunächst Iffland:

„Geh hin in ein Land, das ich dir zeigen werde", so lautete das Motto über dem Grabe eines Fremdlings aus Iserlohn. Das sprach gewaltig zu mir. Ja, rief ich laut und stark, das Schicksal wird es mir zeigen, und ich werde hingehen!

Dann weiterhin:

Der halbe Zustand meines Wissens war mir unerträglich. Der Misverstand, darin jedermann mit mir lebte, untergrub meine Lebenskraft. Das Jahr, die Akademie zu beziehen, war angetreten; ich hatte zu Hannover weder Freude noch Friede mehr zu hoffen, nicht jetzt, nicht künftig. Ich durchkämpfte das alles eine lange Nacht hindurch. Vor dem Tode kann keine bängere Nacht hergehen. Am Morgen früh bat ich um die Erlaubniß, eine Reise über Land zu machen, küßte die Hand meiner

Aeltern, riß eine Zeichnung von meines Vaters Gesicht von der Wand und ging halb sinnlos aus dem väterlichen Hause in die Welt. Am Archiv, derselben Stelle, wo einst meines Vaters Schicksal sich entschieden hatte, blieb ich stehen, nicht um zu überlegen, nein: „Gehe hin", dachte ich, „in ein Land, das ich dir zeigen will", und schöpfte neuen Muth. Die erste Tagereise geschah unter herzlichen Thränen, die zweite mit ängstlicher Beklemmung. Die schöne Gegend um Münden erhob mein Gefühl, und so minderte sich meine Angst. Sehr wehmüthig schied ich an der Grenze von meinem Vaterlande. Ich fühlte, daß es für immer war. An dieser Grenze besah ich das Bild meines Vaters, das ich mit dem Rahmen mühsam auf der Brust trug. Von der Bewegung hatte sich die Zeichnung in der Gegend des Auges etwas verschoben. Dies sah aus wie verweinte Augen. Ach, wie hat mich das erschüttert! In Frankfurt fand ich kein Theater. Herr Marchand war damals in Hanau. Er verwies mich zu der Truppe des Herrn Restricht nach Wetzlar. Hoffnungslos verließ ich Hanau, zog vor dem Theater den Theaterkalender heraus und wählte Gotha: das heißt, der Name Ekhof und mein Glaube an ihn zog mich dorthin.

„Und es ward ihm zum Heil, es riß ihn nach oben." Aber die ganze Schilderung ist denn doch bedeutend theatralisch aufgestutzt; ebenso seine Erlebnisse in Gotha, der Bruderbund mit Beil und Böckh am Siebleber Hölzchen, die Lösung seines Contracts mit Dalberg in Mannheim. Anders bei Moritz, der die Schönfärberei so sehr haßt, daß er sich lieber noch schlechter als besser schildern möchte:

Von dem Tage an war Reisern der Anblick von den Straßen von Hannover ein Greuel — und vor allem war die Straße, wo der Junge hinter ihm her geschimpft hatte, ihm am verabscheuungswürdigsten; er vermied es, wo er es konnte, durch dieselbe zu gehen, und wenn er doch durchgehen mußte, so war es ihm, als ob die Häuser auf ihn fallen wollten —, wohin er trat, glaubte er hinter sich den spottenden Pöbel oder einen ungeduldigen Gläubiger zu hören. Diese Demüthigungen waren zu schnell nacheinander gekommen, als daß er sich unter dem Druck, welcher ihm von nun an den Ort seines Aufenthalts verhaßt machte, noch einmal wieder hätte emporarbeiten können. Der Gedanke, Hannover zu verlassen und sein Glück in der weiten Welt zu suchen, wurde von nun an fester Entschluß, den er aber doch niemand als Philipp Reisern entdeckte. Weil er doch aber nun, um sein Glück in der weiten Welt zu suchen, sich irgendeinen Ort in der weiten Welt zum Ziel seiner Wanderung machen mußte, so wählte er Weimar hierzu, wo sich damals die Seiler'sche Truppe, über welche Ekhof die Direction führte, aufhalten sollte. Hier wollte er seinen Entschluß, sich dem Theater zu widmen, ins Werk zu richten suchen.

Jene Melancholie und damit verbundene Menschenscheu hat ihn zeitweilig bis an sein frühes Lebensende verfolgt. Auch die Schilderung seiner nunmehr beginnenden Wanderung ist höchst anziehend; er fand Ekhof erst nach einigem Umherirren in Gotha, konnte aber am dortigen Theater nicht unterkommen, ging nach Eisenach, nach Mühlhausen, von da wieder nach Erfurt, wo er auf der letzten Wegstrecke mit einem wandernden Buchbindergesellen zusammentraf, bei dem er sich für einen Schuhknecht ausgab; dieser aber erklärte ihm, das glaube er nicht, sondern halte ihn für einen Studenten, der die erfurter Universität besuchen wolle. Dieser Gedanke leuchtete ihm so ein, daß er sich wirklich von dem berühmten Gelehrten, dem Benedictinerabt Placidus Muth auf dem Petersberge, dem damaligen Rector der Universität, immatriculiren ließ, bis ihn seine Menschenscheu und der Mismuth über sich selbst auch von hier vertrieb und den alten Vorsatz, Schauspieler zu werden, wieder erweckte. Die Furcht, ein Kahlkopf zu werden, bewog ihn seine Wohnung zu verlassen, um seinen Freunden sich zu entziehen und sich in einem Fuhrmannsgasthof der Vorstadt zu verbergen. Als sie ihn endlich hier auffanden, und ihm der Regierungsrath Springer, der ihm wohlwollte, sein im Winter unbenutztes Gartenhäuschen zur Wohnung anbieten ließ, ging er darauf ein, um nur fern von Menschen zu sein; in dieser Einsamkeit marterte er seine Gedanken mit einem epischen Gedicht über die Weltschöpfung ab, dessen erster Gesang das Chaos schildern sollte. Endlich schüttelte er alle Gedanken ab, riegelte sich ein und legte sich zu Bette, um, wie Wallenstein, einen langen Schlaf zu thun. So schlief er vierzehn Tage lang, nur ab und zu ein Stück von einem Schittchen (Weihnachtsstollen) genießend, welches ihm Frau Regierungsrath Springer geschickt hatte; dann war er eurirt, er stand auf und ging ins Theater, um „Werther's Leiden" aufführen zu sehen, die auf eine eigenthümliche Weise verunglückten:

Am Ende war das Stück so eingerichtet, daß Werther's Freund Wilhelm, indem er den Schuß fallen hörte, hereinstürzen und ausrufen mußte: Gott! ich hörte einen Schuß fallen! — Dies war alles recht schön; als aber Werther das unglückliche Pistol ergriff, es an die rechte Stirne hielt und auf sich losdrückte, versagte es ihm in seiner Hand. Durch diesen widrigen Zufall noch nicht aus der Fassung gebracht, schleuderte der entschlossene Schauspieler das Pistol weit von sich weg und rief pathetisch aus: Auch diesen traurigen Dienst willst du mir versagen? Dann ergriff er plötzlich die andere, drückte sie wie die erste los, und, o Unglück! auch diese versagte ihm. Nun erstarb ihm das Wort im Munde; mit zitternden Händen ergriff er das Brotmesser, das zufälligerweise auf dem Tische lag, und durchstach sich damit zum Schrecken aller Zuschauer Rock und Weste. Indem er nun fiel, stürzte sein Freund Wilhelm herein und rief: „Gott! ich hörte einen Schuß fallen!"

Auch in Leipzig, wohin er sich von Erfurt wandte, gelang es ihm nicht, bei einer Truppe anzukommen. Damit schließt der vortreffliche Roman, dessen Neudruck, von Professor L. Geiger mit Sorgfalt eingeleitet und überwacht, hoffentlich, wie der von Iffland's Biographie, dem eine lange und anziehende Einleitung von Hugo Holstein vorangeht, recht viele Leser erfreuen wird.

4. Synchronismus zur deutschen Nationalliteratur. (Von der frühesten Zeit bis 1884.) Von Friedrich Kirchner. Berlin, Mayer u. Müller. 1885. Gr. 8. 2 M.

Das Buch ist mit vieler Sorgfalt gearbeitet und enthält einen großen Reichthum wohl gesichteten und übersichtlich geordneten Materials, sodaß es sich von Lehrern wie von Schülern gewiß mit großem Nutzen wird gebrauchen lassen. Die Anordnung ist so getroffen, daß in nebeneinanderstehenden Columnen zuerst die Culturgeschichte, dann Epik, Lyrik, Didaktik, seiner Zeit dann auch noch Drama und Prosa synchronistisch aneinandergereiht sind. Der Ver-

fasser ist darauf gefaßt, daß bei einer solchen Menge von Daten Fehler stehen geblieben sind, die er für eine zweite Auflage zu berichtigen verspricht. Ich kann zu diesen Berichtigungen nur wenig beitragen, wie z. B. daß Heinrich von Meißen nicht Domherr zu Meißen war, sondern nach neuern Forschungen seinen Beinamen von seinem Wappenvogel, der Meise führte. „Barlaam oder der ungenähte Rock Christi" sind zwei verschiedene Gedichte. Andere Berichtigungen stehen dem Verfasser auf seinen Wunsch zur Verfügung. Aber nicht unerwähnt darf bleiben, daß die neueste Literatur noch einer strengern Sichtung bedarf. Wie Braun's „Schiller und Goethe im Urtheil ihrer Zeitgenossen" in diese Zusammenstellung hineingeräth, ist nicht abzusehen.

5. Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. Ein Culturbild aus der Zopfzeit von Paul Schlenther. Berlin, Hertz. 1886. Gr. 8. 5 M.

Obgleich der Gegenstand des Buchs aus der Zopfzeit datirt, so hängt ihm doch nicht etwa selbst der Zopf hinten, wie dies leider sonst nur bei zu vielen Werken, die diese Zeit zum Object ihrer Darstellung nehmen, der Fall ist. Es ist frisch und anregend geschrieben und deshalb den weitesten Kreisen zur Lektüre zu empfehlen. Es gibt wirklich, was es verspricht, ein „Culturbild" und nicht blos zusammengetragene literarische und biographische Daten. Allerdings ist auch der Stoff ein verhältnißmäßig dankbarer, denn Gottsched's Frau, Luise Adelgunde Victorie (man weiß nicht recht, welches ihr Rufname war), geborene Kulmus, ist erstens eine bedeutende Gelehrte, was sie zwar mit ihrem Manne gemein hat, was aber doch bei einer Frau besonders rühmend anzuerkennen, zweitens aber hat sie viel mehr Scharfsinn und Takt, dagegen viel weniger Eitelkeit als ihr Mann, endlich erfüllt sie, was von ihrem Manne, wenigstens nach der Darstellung des vorliegenden Buchs, nicht gesagt werden kann, ihre häuslichen und ehelichen Pflichten in vorzüglicher Weise, ja noch mehr: da sie keine Kinder hatte, so fand sie Muße genug, ihrem Manne auch die umfassendsten gelehrten Handlangerdienste zu leisten, die ihr wol zuweilen recht mühselig wurden. Erstens dies, dann die Eitelkeit und Taktlosigkeit ihres Mannes, endlich ihre Kinderlosigkeit und die vielleicht damit zusammenhängende eheliche Untreue Gottsched's machten das Unglück ihres Lebens aus. Ob aber der letzte Vorwurf auch wirklich so erwiesen ist, wie der Verfasser anzunehmen scheint? Ich erinnere mich nicht, ihn früher irgendwo gelesen zu haben, und die Briefstellen, die er anführt, lassen sich wol noch anders deuten.

6. Der Fabeldichter Wilhelm Hey, ein Freund unserer Kinder. Ein Lebensbild von J. Bonnet. Gotha, F. A. Perthes. 1885. 8. 4 M.

Der Verfasser eines so beliebten Kinderbuchs wie der von Speckter illustrirten allbekannten Fabeln verdiente gewiß eine Darstellung seines Lebens und Wirkens, wie sie ihm hier von berufener Hand zutheil geworden ist. Sein Leben, obwol an hervorstechenden Zügen nicht gerade reich, bietet doch viele interessante und anregende Momente. Besonders wohlthuend aber ist die Schilderung seines amtlichen Wirkens. Zwar hätte leicht auch sein Lebenslauf ein bewegterer, sein Wirkungskreis ein umfassenderer werden können, denn durch Bunsen's Vermittelung, dessen Freund er auf der göttinger Universität geworden war, wurde er zweimal als Gesandtschaftsprediger nach Rom berufen; aber das erste mal lehnte er ab (1823) aus Rücksicht auf die Kränklichkeit seiner Frau, das zweite mal aus Liebe zu seiner durch eine große Feuersbrunst schwer heimgesuchten Gemeinde Töttelstädt (1824). Dieser eine Zug genügt schon vollkommen, uns das Charakterbild des Mannes zu vergegenwärtigen, der im sechsundsechzigsten Lebensjahre seine reich gesegnete amtliche und schriftstellerische Wirksamkeit als Superintendent in Ichtershausen beschloß. Welch herrliches, geradezu kindliches Gemüth der treffliche Mann besaß, das beweisen schon seine Fabeln, die deshalb auch so traulich zu jedem Kinderherzen sprechen.

Robert Borberger.

Der zweite Band der Essays von Franz von Löher.

Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde von Franz von Löher. Zweiter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1886. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Dem von uns jüngst in d. Bl. geschilderten ersten Bande des werthvollen Werks ist nun rasch der zweite nachgefolgt, der sich ebenso durch die Trefflichkeit und Vielseitigkeit des Inhalts, den klaren Ueberblick, die warme nationale Gesinnung, wie die schöne, wie ein schmiegsames Kleid dem prächtigen Inhalt angepaßte Sprache auszeichnet. Es ist ein wirklicher Genuß, sich in diesen Reichthum der Gedanken, in diese Fülle des geistvoll bearbeiteten geschichtlichen und culturgeschichtlichen Materials liebend zu versenken und diese rechte, feine Art von Geschichtsforschung zu bewundern.

Die größere Hälfte der Abhandlungen ist unserer nationalen Geschichte gewidmet. Die deutsche Colonisation mit Schwert und Pflug, insbesondere im Slawenlande und Ungerlande von den Zeiten Karl's des Großen an bis zu den Kämpfen der Deutschritter zieht zuerst an unserm Auge vorüber mit ihrer großartigen geistigen Rückwirkung auf die ganze deutsche Nation und ihren unermeßlichen Vortheilen für Handel und Gewerbe, für deutsche Volks- und Landwirthschaft. Daran schließt sich die Darstellung der Aufgaben des deutschen Volks in der

mittelalterlichen Kaiserzeit, der Entstehung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation und der dadurch hervorgerufenen heißen Kämpfe wie der innigen, culturgeschichtlich so bedeutsamen Verbindung Deutschlands mit Italien. Daneben wird die interessante Frage: gab es bei den Germanen Menschenopfer? auf Grund sorgfältiger Erwägungen der vorhandenen Berichte untersucht und, wie uns scheint, aus überzeugenden Gründen verneint. Auf die Höhe geschichtlicher Betrachtung führt uns die vierte Abhandlung: „König Heinrich's I. deutsche Politik", während die nächstfolgende ein ebenso anziehendes wie lehrreiches literaturgeschichtliches Bild der gelehrten Nonne Hrosvith und ihrer Zeit entrollt. Wunderbare Verschmelzung römisch-christlicher Bildung mit echt deutschem Wesen, kräftige, echte Poesie und treffende Charakteristik findet sich in dieser merkwürdigen Dichterin des Mittelalters, in ihren epischen und dramatischen Erzeugnissen. Besonders interessant ist auch die Aehnlichkeit, die sich zwischen Hrosvith's Drama „Calimachus" und Shakspeare's „Romeo und Julia" findet, auf die Löher in überzeugender Weise aufmerksam macht. Eine früher auf dem Rathhaus zu München zur Feier des siebenhundertjährigen Stadtjubiläums von dem Verfasser gehaltene Festrede über die culturhistorische Bedeutung unserer Städte mit besonderer Rücksicht auf München stellt uns in des Mittelalters zweite Hälfte hinein, während die glänzende Schilderung des „letzten Normannen", des Ritters Johann von Bethencourt, der am 1. Mai 1402 von La Rochelle ausfährt und nach wunderbaren Kämpfen die Canarischen Inseln erobert, siegreich über Rom zurückkehrt, aber schon 1408, erst 48 Jahre alt, in der Normandie stirbt, uns schon dem Zeitalter der Reformation näher bringt. Unmittelbar mit dieser Abhandlung hängt die nächste, die Stellung der Canaren in der Entdeckungsgeschichte, zusammen. Ein packendes, frisches Charakterbild zeigt uns die folgende Skizze, den „größten Reitergeneral seiner Zeit", den vom westfälischen Bauernjungen zur hohen militärischen Würde durch seine stürmische Tapferkeit und Umsicht sich emporschwingenden General Sporck, der im Dreißigjährigen Kriege und später in den Kämpfen gegen die Türken in österreichischen Diensten bis zu seinem am 6. August 1679 erfolgten Tode der Abgott seiner Soldaten war und wunderbare Thaten vollbrachte.

Ebenso instructiv, von feiner Beobachtung und scharfem Blicke zeugend, sind die Schilderungen der Gegensätze des amerikanischen Lebens zum europäischen, der amerikanischen Landwirthschaft, des Handels und der Gewerbe in den Vereinigten Staaten wie der Kunst und Wissenschaft der Amerikaner. Zwei Charakterköpfe schließen das interessante Werk, ein weiblicher und ein männlicher. Die unter dem Autornamen Talvj bekannte, vor sechzehn Jahren in Hamburg gestorbene geistvolle Schriftstellerin und Dichterin Therese Robinson, als die Tochter des Professors von Jacob 1797 in Halle geboren, später in Amerika einheimisch geworden, wird uns als Herausgeberin der „Volkslieder der Serben", der „Geschichte der Colonisation von Neuengland" u. s. w. in Erinnerung gebracht. Ein deutsches Männerleben zeigt sich uns im Freiherrn von Wydenbruck, geboren 1815 in Aschenhausen in Thüringen, der als Minister des Großherzogs von Sachsen-Weimar, als Mitglied des frankfurter Reichstags, als Freund Oesterreichs und hervorragender politischer Schriftsteller bis zu seinem am 9. Juni 1876 erfolgten Tode eine wohlbekannte, stets ehrenhafte Rolle gespielt hat.

So führt uns Franz von Löher auch in diesem zweiten Bande seines vortrefflichen Werks in die Tiefen deutscher Geschichte und sodann auch über den Ocean hinüber, indem er gerade durch die Vergleichung mit amerikanischer Art und Sitte die Eigenthümlichkeiten unsers nationalen Lebens in der Gegenwart wie in der Vergangenheit hervortreten läßt. Komm und lies! — das ist der Zuruf, mit dem wir von dem schönen Werke scheiden.

Albert Landenberger.

Erzählungen und Gedichte.

1. Camilla. Eine römische Novelle von Robert Schweichel. Berlin, Janke. 1886. 8. 5 M.

Der Nestor der berliner Belletristen, der Dichter des „Bildschnitzer vom Achensee", führt uns diesmal weit weg von Deutschland nach der Ewigen Stadt, und zwar läßt er seine ebenso sinnig erdachte wie fein empfundene und vorzüglich durchgeführte Handlung in der Sturm- und Drangzeit Italiens spielen. Die politischen Streiflichter, welche die Erzählung durchleuchten, verleihen ihr ein lebhaftes Colorit. Unter der Regierung Papst Pius IX. beginnt die Liebes- und Leidensgeschichte Camilla's; nach dem Einzuge Victor Emanuel's in Rom gewinnt ihr Leben wieder Freude und Glanz. Ihr Vater, Ugo Ghibello, hat im Jahre 1849 aus Liebe zu seiner Frau sein Vaterland verrathen. Diese That verbittert ihm das Leben und wirft ihre Schatten auch auf das der Tochter, welche um die Schuld weiß. Camilla sucht ihm die alten Tage durch die größte Sorgfalt und Liebe zu versüßen. Eines Tags lernt das ebenso schöne wie edelgesinnte Mädchen den königlichen Offizier Vilfredo Rosati kennen und lieben. Sie sträubt sich gegen ihre Liebe und gegen die des Jünglings und beschwört ihn, von ihr zu lassen; allein er will nicht entsagen und hält beim Vater um ihre Hand an. Ghibello verweist ihn an seinen eigenen Vater, den

alten Rosati, dessen Freund und Waffenbruder er gewesen. Vilfredo erfährt nun die geheime Schuld Ugo's und entsagt der Geliebten aus Pflichttreue, denn als Anhänger Victor Emanuel's darf er nicht die Tochter eines Landesverräthers ehelichen. Jetzt stellt der Maler Antonio Spinola, der Camilla in unerwiederter, aber höchst selbstloser Liebe zugethan ist, den Offizier vor die Wahl, das Mädchen mit Außerachtlassung aller Standesvorurtheile zu heirathen oder sich mit ihm zu schlagen. Das Duell findet statt, und der arme Antonio wird todt vom Kampfplatz getragen, während Vilfredo entflieht. Camilla ist der Verzweiflung nahe und nur die innige Liebe zum Vater hält sie aufrecht. Als dieser in dem der Einnahme Roms vorhergehenden Aufstande fällt, kennt ihr Jammer keine Grenzen, und sie beschließt, sich an Vilfredo, der mit den königlichen Truppen wieder in Rom eingezogen, wie eine echte Römerin zu rächen. Zunächst will sie sich bei seinen Verwandten nach seiner Adresse erkundigen; aber als sie zu diesem Zweck in deren Villa erscheint, findet sie daselbst den Mann, den sie einst so sehr geliebt und den sie jetzt haßt, als Schwerverwundeten wieder. Sofort werden alle Rachegedanken durch die von neuem erwachende Liebe verdrängt. Camilla wechselt in der Pflege Vilfredo's mit dessen Mutter ab, einer hochherzigen Dame, welche die vollständige Versöhnung zwischen den beiden herbeiführt. Da überdies der Tod Ghibello's alle Hindernisse aus dem Wege geräumt hat, so vermählen sie sich nach Rosati's Genesung.

Schweichel bietet nicht nur eine durchweg spannende Handlung, sondern auch eine ausnahmslos lebenswahre Charakterzeichnung. Namentlich an der prächtigen Figur Antonio's hat der Leser seine Freude; man glaubt den leidenschaftlichen, markigen Menschen leibhaftig vor sich zu sehen. Selbst die unbedeutendern Nebenpersonen erregen unser warmes Interesse. Auch der feinen Detailmalerei — übrigens von jeher eine der stärksten Seiten unsers Autors — müssen wir rühmend gedenken. Daß er in Rom genau Bescheid weiß, zeigen seine treffenden Schilderungen des Schauplatzes der Handlung.

Von ganz verschiedener Art ist eine andere uns vorliegende, auch viel größere Erzählung, die uns aus dem modernen Rom in das alte Aegypten versetzt:

2. Das Geheimniß der Mumie. Von August Niemann. Mit 17 Tonbildern. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1886. Gr. 8. 9 M.

Der bekannte Romanschriftsteller, dessen „Bakchen und Thyrsosträger" besonders große Anerkennung gefunden haben, hat sich in letzterer Zeit auf ein neues Gebiet, das der Jugendschriften gewagt, und der Wurf ist ihm gelungen. Schon sein 1885 erschienenes Buch „Pieter Maritz, der Bauernsohn von Transvaal" bewies, daß der reifern Knabenwelt in ihm ein trefflicher Erzähler erstanden war, und es mußte schon nach Jahresfrist neu aufgelegt werden. Das neue Werk leidet, gleich „Pieter Maritz" und manchen andern für die Jugend bestimmten Schriften, an etwas zu großer Ausdehnung in Anbetracht seines Publikums. Die Länge thut aber dem Interesse keinen Abbruch.

Man kennt den kurzen „Roman de la mumie", in welchem der geistvolle Théophile Gautier die Geschicke der schönen Tahoser erzählt und den Auszug der Juden aus Aegypten schildert. Die Lektüre dieses Werkchens hat Niemann zur vorliegenden Arbeit angeregt, in der er die abenteuerliche Geschichte des jungen Amasis (unter Psammetich, also etwa sechshundert Jahre vor unserer Zeitrechnung) behandelt, dessen kriegerische Heldenthaten wohl geeignet sind, unsere Knaben lebhaft anzuziehen. Recht geschickt ist die Einleitung geschrieben, in welcher die vermeintliche Aufhellung des Geheimnisses einer Mumie einem Professor beigemessen wird, der mit einem reichen englischen Lord Aegypten bereist. Der Lord ist seiner Pferde, Schlösser, Hunde, Parks und Gemälde überdrüssig und langweilt sich sehr. Da läßt er sich eine prachtvolle Yacht bauen und nimmt außer der nöthigen Bemannung einen Photographen, einen Maler, einen Zoologen, einen Botaniker und einen deutschen Aegyptologen mit, die ihm — jeder in seiner Weise — die Zeit vertreiben und die Reise zu einer nützlichen gestalten sollen. Er setzt es sich in den Kopf, eine „echte" Mumie zu finden und zu kaufen; nach vieler Mühe gelingt es dem deutschen Professor denn auch, ihm zu einer solchen zu verhelfen. Nun will der Brite das Geheimniß derselben herausbekommen; der Gelehrte, dem er Geld und Zeit zur Verfügung stellt, ist's zufrieden: „Lange Tage brachte der Professor von nun an in dem heißen Innern des Berges zu und studirte die dort in Gemälden und Hieroglyphen enthaltene Geschichte. Dann kehrte er mit dem Lord nach Europa zurück. Die Mumie bewohnt das Britische Museum, ihr Geheimniß aber hat der Professor in den folgenden Blättern erzählt."

Niemann hat die Richtung der Ebers'schen Romane mit Erfolg auf das Gebiet der Jugendschriften übertragen.

3. Brummstimmen der Zeit. Lustiges und Unlustiges aus Papa Kronos' Liederfibel. Von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.

Großen Fleiß kann man dem Verfasser nicht absprechen; im Gegentheil, er ist geradezu unerschöpflich. Das mag in manchen Fällen ein Vorwurf sein — bei diesem liebenswürdigen Humoristen ist es ein Lob, denn er hat sich noch lange nicht „ausgeschrieben" wie viele andere „Unerschöpfliche". Die Hauptmerkmale seiner Muse finden sich auch in dem neuesten Buche wieder: das Lächeln mit aufgehobenem Finger, der Scherz mit ernstem Hintergrunde und vor allem die staunenerregende, unübertroffene Formgewandtheit, die sich namentlich in einer überaus geschickten Handhabung des Reims kundgibt. Wo er tendenziös wird, geräth er manchmal in Zorn, aber nie in Wuth; er ist oft sarkastisch, aber nie giftig; seine Witze sind häufig herbe, aber nie verletzend. Und weil er eben nie gallig wird, stimmt man zumeist mit ihm überein, und wo dies nicht der Fall, nimmt man ihm doch wenigstens nichts übel.

Wie könnte man auch? Seine unwiderstehliche Heiterkeit muß ja den ärgsten Griesgram mit sich fortreißen. Schon der köstliche „Vorgesang, aus dem Album des Schnell-Lyrikers Fridolin Leyerpfiff", der unter allen Umständen entschlossen ist, als Dichter „nicht zu streiken" — schon diese famose Einleitung muß jedem verständnißinnigen Leser das Herz erfreuen. Und wie erst die Abtheilungen: „Reisepsalter", „Minnelieder", „Dialektisches", „Lieder für besondere Zeiten und Verhältnisse", „Lieder zum Preise der Natur" u. s. w. Hier einige Stellen aus der lustigen „Curdiätetik":

Bekanntlich ward vor längrer Zeit
Bei Adams sehr die Häuslichkeit
Gestört, indem dies erste Paar
Auf Grund von einem Darmkatarrh
Durch übermäß'gen Obstgenuß
Hinaus zum Paradiese muß:
Und plötzlich dann auf diese Weise
Kam in die Welt — die Badereise.
Grünt nun im Lenze Hain und Flur,
Sinnt stets auf 'ne Erholungscur,
Die ihm sein Leid, das erbliche,
Erleichtern soll, der Sterbliche.
— — — — — — — — — —
Die chemische Zusammensetzung
Der inn- und äußeren Benutzung:
„FS + C, HNO_2",
Jod, Brom und sonst noch allerlei,
Und, daß den Blutlauf es befeure,
Viel „überschüss'ge Kohlensäure".
— — — — — — — — — —
„Sie fangen erst mit «Einem» an,
Bald kommen ihrer mehre dran;
Dazu Bewegung früh und spät,
Und endlich die und die Diät."
Nur eins vergißt man stets, das nöthig:
Betreffs der Umgangsdiätetik
Dir für das curgemäße Leben
Auch einen stillen Wink zu geben.
— — — — — — — — — —
Sorg' hübsch, daß du dir ab zuerst
Die „junge Badewitwe" wehrst,
Die auf der Bank vergißt den Fächer,
Den du dann findst beim zweiten Becher.
Nicht trüge sie den schmählichen
Verlust, da noch vom Seligen
Der Fächer stammt; du fragst dann plötzlich,
Ob er ihr wirklich unersetzlich;
Und so beim Hin- und Hergewandre
Ein Wort natürlich gibt das andre.
Eh du's vermuthest, „hat ihn schon".
Was folgt? Herzmuskel-Affection!

Die glänzendsten Muster der Formvollendung hinsichtlich des Reims sind die Gedichte „Mein Seebad Berlin" (satirisch) und „Charlotte und Luigi oder Die Erschnarchten, eine nervös-phonetische Reisetragödie im Depeschenstil". Hier werden die schwierigsten und seltensten Reime mit spielender Leichtigkeit gehandhabt oder hervorgezaubert. Besonders komisch wirkt „Charlotte und Luigi", das den Band abschließt und zugleich dessen pièce de résistance bildet, durch die höchst originelle Verquickung des Schauerballadentons mit dem Depeschenstil und das alles in kunstgerecht gereimten vierfüßigen Trochäen; z. B.:

Jüngling „Er" von zwanzig Wintern,
Jungfrau „Sie" von achtzehn Sommern;
Aus Italiens südlich-hintern
Theilen Er, Sie ditto Pommern.

Blondgelockt, Charlotte nannte
Sie sich, Er, brünett, Luigi;
Ohne Anhang und Verwandte
Beide; erster Treffpunkt: Rigi.

Brunnen — Küssnacht — Interlaken:
Grüßen — Danken — Blickewerfen;
Amors Pfeile — Widerhaken . . .
(Sie: „Vergnügungszweck", Er: „Nerven"!)

Montreux — steiler Felspfad endlich:
Straucheln — Stützen — sanft Erröthen;
Dialekt zwar unverständlich
Beiderseits, doch nicht von nöthen.

Augensprache — Dolgemetscher:
„Reiz der Gegend" — „Wunder-Allmagd!"
„Dieser Abgrund!" — „Jener Gletscher!"
„Dort die Nationaltrachts-Stallmagd!"

Kratzen, Prusten, Röcheln, Schnaufen,
Aechzen, Krächzen, Gurgeln, Schnürgeln:
Rheinfall — Kinderspiel — bei Laufen!
Schallgewoge dringt bis Bürgeln!

Rostgequietsch der Höllenpforte,
Quodlibet aus Noah's Arche. — —
Schon als Kind — mit Einem Worte —
Litt Charlotte an Geschnarche.

Ja, sie schnarcht' neubrandenburgisch-
Reckenhaft — gehörsnervtödtlich,
Sonntagnachmittagsliturgisch —
Deutsch-vormärzlich-bundesräthlich. . . .

Leser bebt, der schmerzgeschundne,
Schwört, zu lieben niemals ohne
Hauptmann Pleßner's jüngst erfundne
Schallverhindrungs-Antiphone!

Seelen, noch so sehr harmonisch,
Sind oft aus akust'schen Gründen
Nachts verstimmt; drum antiphonisch
Nur soll man sich „ewig binden"!

Es finden sich aber auch tiefernste Gedichte in dem Buche; sie und die heitern umfassen jeden erdenklichen Strophenbau vom gewöhnlichen Vierzeiler bis zur sapphischen Ode, und in allen ist Schmidt-Cabanis zu Hause.

Leopold Katscher.

Eine Fahrt durch das innerste Brasilien.

Durch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884. Von K. von den Steinen. Mit über 100 Text- und Separatbildern von W. von den Steinen, 12 Separatbildern von J. Gehrts, einer Specialkarte des Schingústroms von O. Claus, einer ethnographischen Kartenskizze und einer Uebersichtskarte. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 24 M.

Ein eigenartig reizvolles Reisewerk liegt uns hier vor. Wir möchten es in der Vornehmheit der äußern Ausstattung und dem ungezwungenen Plauderstil, in welchem es gehalten, der jedoch nirgends ins Triviale fällt, vor allem aber in der auf scharfer Beobachtung von Menschen und Natur beruhenden so klaren wie anschaulichen Darstellung Max von Thielmann's „Vier Wege durch Südamerika" zur Seite stellen, wenn es nicht an wissenschaftlichem Werthe weit hinausginge über dieses doch im Grunde nur touristische Werk.

Karl von den Steinen ist als geschulter Mediciner, Zoolog und Ethnolog eben Forschungsreisender, hat es indessen durch seine natürliche Gabe, klar Erkanntes und Durchdachtes nicht nur lichtvoll, sondern fern von gelehrter Schulsprache gemeinverständlich, ja im humoristisch angehauchten Unterhaltungston des feingebildeten Mannes wiederzugeben, doch verstanden, zwei selten zugleich erreichte Ziele anscheinend halb absichtslos in seinem Werke zu erreichen: der strengen Wissenschaft zu dienen und gleichzeitig den nichtfachmännischen Leser aufs angenehmste und lehrreichste zu fesseln.

Getrieben vom echt deutschen Verlangen, sich die weite Welt anzuschauen, die allerverschiedensten Gestaltungen irdischer Wirklichkeit ästhetisch zu genießen sowie wissenschaftlich zu erforschen, hatte er, nach jahrelangen Reisen bis in die Fernen der Südsee, soeben redlicher Forscherarbeit auf Südgeorgien am ewigen antarktischen Eise obgelegen als Mitglied der Südpolarexpedition, die vom Deutschen Reiche während des epochemachenden Jahres internationaler Polarbeobachtungen am festen Ort in Nord und Süd dorthin entsandt worden war. Im Herbst 1883 von Südgeorgien nach Montevideo zurückgekehrt, beschloß er, mit einem der Genossen vom antarktischen Eislande, dem ausgezeichneten Geophysiker Dr. Otto Clauß, und seinem zu diesem Zweck von Europa nach Montevideo zum Stelldichein geladenen, in zeichnerischen Aufnahmen gewandten Vetter Wilhelm von den Steinen eine neue Expedition anzutreten, und zwar mitten in die noch so mangelhaft erkundeten Binnenlande Südamerikas hinein. Erst hatte man an Erforschung der fernen Nordwestader des La Plata-Systems, des Pilcomayo, gedacht; weil aber gerade damals durch Thouar bereits diese Aufgabe glücklich gelöst worden, plante man nunmehr einen kühnen Durchzug durch das südamerikanische Festland in fast genau südöstlicher Richtung, von der La Plata-Mündung des Paraná bis zur Ausmündung des Amazonenstroms (ein Breitenabstand wie etwa zwischen Kreta und dem Nordkap), um den bisher noch von keinem Forscher befahrenen Schingú aus dem Dunkel ans Licht der Wissenschaft zu ziehen, diesen großen Nebenfluß des Amazonas, der zwar unfern von dessen eigener Mündung sich in ihn von Süden her ergießt, aber trotzdem nur in seinem Unterlauf bekannt war. Am weitesten war auf letzterm unser preußischer Prinz-Admiral Adalbert stromauf gedrungen bei einer Befahrung von Pará aus im Jahre 1843, doch auch nur ein wenig über den vierten Parallelkreis südlicher Breite hinaus. Vom Mai bis in den October sollte es aber dem genannten Triumvirat unter des Verfassers Führung gelingen, jenen großen Reiseplan wirklich auszuführen und somit den Schingú seiner ganzen Länge nach zu bereisen, die Stromlinie mit aller Genauigkeit auf der Karte festzustellen, die Umlande des Schingú einigermaßen zu erforschen, vornehmlich deren Bevölkerung gründlich zu untersuchen. Gerade in der völkerkundlichen Ausbeute liegt das Schwergewicht des vorliegenden Werks.

Rasch werden wir durch Argentinien und Paraguay auf jene niedrige Landschwelle geführt, wo die Quellwasser gen Süden zum Paraná, gen Norden zum Amazonas strömen. Ueberraschend einförmig und fast waldleer zeigt sich uns hier die Landschaft:

Obwol unsere Reise in die trockene Jahreszeit fiel und der erste Regen nicht vor Ende August eintrat, obwol am Tage die Luft auch so trocken war, daß mittags das feuchte Thermometer um 10—12 Grad (C.) weniger zeigte als das Trockenthermometer, kam Wassermangel für uns doch gar nicht in Frage. An und für sich erscheint es gewiß höchst auffallend, daß ein nur 400 Meter über dem Meere gelegenes Plateau das Wasserreservoir Brasiliens bildet und die mächtigen Adern füllt, welche dem Amazonas von Süden her Tribut entrichten kommen. Aber wir sind in den Tropen, für deren klimatologische Definition der reiche Wassergehalt der Luft ein so bedeutsames Merkmal abgibt, daß man das Tropenklima ein oceanisches zu nennen pflegt. Da bedarf es keiner Alpen. Ein niedriges Hochland genügt, um durch die außerordentlich starke nächtliche Abkühlung die nöthigen Mengen Wasserdampf der mit demselben nahezu gesättigten Luft zu entziehen. Die Ausdehnung des Plateau ist enorm, es ist mit dünner Vegetation und zum großen Theil mit Gras bedeckt. sodaß sich alles vereinigt, um die Wärmeausstrahlung während der Nacht zu einer solchen Bedeutung zu steigern.

Von vier farbigen Dienern begleitet, rudert nun unsere muthige Expedition ein enges ungefähr nordwärts fließendes Waldflüßchen hinab durchs unbekannteste Stück der großen brasilischen Provinz Mato Grosso. Bange fragte man sich, ob das Gewässer wol zum Schingú fließen würde? Da plötzlich gelangt man in freie Weite vor ein prachtvolles Wasserbild, an die Stelle nämlich, wo aus zwei breiten Quellflüssen, dem Kuliséu und dem Ronuro, der ersehnte Schingú sich bildet. Frohlockend legt man an der Praia an, wie man hier den ebenen Sandstreifen am Flußufer nennt:

Auf der Praia, über die ein lustiger lustiger Südwind weht, werden Pfosten eingerammt und unsere Hängematten angebun-

den; die Hälfte der Leute lagert im anstoßenden Walde an einem Rastort der Indianer; sie finden die Roste, auf denen die Fische gebraten werden, schon fertig zur Stelle. Fußspuren machen wahrscheinlich, daß man heute bereits hier war, Schildkröteneier zu suchen. Glücklicherweise sind noch einige Nester vorhanden, auch bemerken wir zum ersten mal breite, platte Eindrücke, die von der Tartaruga, der großen Flußschildkröte, herrühren sollen. Die Scenerie hat sich ungemein verändert; man fragt sich, wo man nur sei; ringsum flache Waldufer und weites Wasser, eine pittoreske Bucht gegenüber täuscht eine dritte Flußmündung vor. Keine Moskitos belästigen uns; in der Brise, welche die Hängematte wie ein Segel aufbläst, halten sie nicht stand. In rosigem Dunst taucht der goldrothe Sonnenball über die stille Baumlandschaft nieder, während sich durch die lila schimmernde, vom Winde bewegte Flut ein zitternder Lichtstreif quer zu uns herüberzieht. Die Leute, fischend, kochend, hochgefüllte Schalen mit Eiermingau ausschlürfend, beleben den Vordergrund. Selbst die Hunde freuen sich der Veränderung und jagen sich in tollen Sprüngen durch den Sand.

Natürlich mußten unsere Reisenden auf europäischen Comfort je länger je mehr verzichten. Das Schuhwerk zerriß, die Strümpfe wirkten bei den vielfachen kleinen, aber schmerzhaften Verwundungen durch Moskitostiche unangenehm wegen ihrer Reibung der Haut; bald gingen deshalb die drei Weißen gleich ihrer farbigen Dienerschaft barfuß, und alsbald erkoren sich die bösen Sandflöhe nun auch deren Fußsohlen zum Ablagern ihrer Eier aus, sodaß man sich auf stetes Herauspräpariren der erbsengroßen Eiersäckchen aus dem Muskelfleisch des eigenen Fußes verlegen mußte. Für die Nahrung war im ganzen durch Jagd und Fischfang einigermaßen gesorgt, nur litt man sehr an Salzmangel, da nach Verbrauch des mitgenommenen Salzvorraths kein Körnlein dieses uns unentbehrlichen Gewürzes zu erhalten war (denn die indianischen Eingeborenen des Mato Grosso bedürfen des Salzes gleich einigen andern sehr primitiv lebenden Naturvölkern, z. B. den Buschmännern, nicht — ein Blick in die Urzeit, wo der Mensch nur nach der für die Bluterneuerung nöthigen Salzmenge, wie sie zumal Fleischnahrung bietet, Verlangen trug, nicht aber nach dem Mehr, wozu uns erst moderne Lüsternheit verführte).

Nicht selten waren die Spuren des Jaguars, zahlreich diejenigen des Tapirs, deren wohlausgetretene, schnurgerade Pfade leicht mit menschlichen zu verwechseln sind. Keins dieser Thiere bekamen wir zu Gesicht. Fast täglich erblickten wir ein oder das andere Reh, und erjagten auch wol mit Hülfe der Hunde solch einen zähen Braten. Am 7. Juli wurde ein Ameisenbär erlegt. Der gebratene Brüllaffe ist recht genießbar; nur regt sich doch unwillkürlich, wenn der grinsende Geselle aufrecht am Spieße steckend von den Flammen umspielt wird, ein gewisses Verwandtschaftsgefühl im Menschen. Der Verstand hat ein instinctives Mitleid, dessen er schwer Herr wird, zu bekämpfen; man freut sich, wenn es zum Essen geht und die Frage aus der Welt geschafft wird; doch den angekohlten Kopf mit dem weißen Gebiß überläßt man lieber dem Nachbar, und zwar nicht nur aus dem Grunde, weil die Schenkelstückchen saftiger und besser sind.

Der Schingú ist überreich an Stromschnellen und kleinern Wasserfällen, durch die es nicht immer ohne Unfall gelang die Boote hindurch zu rudern. Am 11. August deutete unheimliches dumpfes Grollen wieder einmal die Annäherung an eine solche „Cachoeira" an. Da gewahrt man plötzlich in der bis dahin völlig menschenleer befundenen Landschaft ein indianisches Kanu am Ufer. Das Gewehr in der Hand, macht sich nun die kleine Schar auf, die Bakaïrí-Indianer zu suchen, denn die sollten hier hausen, wie man gehört hatte. Ein gut ausgetretener Pfad führt landeinwärts; man kommt an einer frischen Rodung vorüber, wo nach Indianerart die Bäume niedergebrannt sind zur spätern Anlage eines Feldes. Einige Krümel von „Beijú" (d. h. von grobkörnigem grauen Maniokbrot) auf dem Wege deuten auf die Nähe von Menschen:

Da — ein federverzierter Pfeil lehnt an einem Baume —, das Rohr aus Ubá, dem Holze, aus dem der Imperador der Legende die Bakaïrí erschuf. Wir werden ernster, und selbst die Neger, die sich so gern in der Angst durch Schwatzen Muth zu machen suchen, schreiten lautlos voran. Ab und zu kleine Feuer, lebendig oder ausgebrannt. Schon gehen wir dreiviertel Stunde. Doch sieh da, eine neue Lichtung — ein lieblicher Hain nußtragender Bacayuva-Palmen —, einige Maiskörner auf dem Boden, noch einmal ein Stückchen Wald und: „Casas" (Häuser) ruft der erste. Drei Häuser von der Form eines Bienenkorbs werden sichtbar, in der vordersten Hütte, die unsern Pfad verlegt, steht die niedrige Thür offen; wir unterscheiden im Dunkeln einige Köpfe. Ein völlig nackter Indianer tritt heraus, jung, wohlgebaut, schließt die Thüre und kommt uns entgegen, einen langen Pfeilschaft ohne Spitze in der Hand, den er wagerecht vor sich hin hält. Ich weise Antonio an, ihm in Bakaïrí einen Gruß zuzurufen. „Kchulino" schreit Antonio fast athemlos, und — Heil den Antiguos — der Indianer antwortet in Bakaïrí. Eifrig tritt er auf Antonio zu, lehnt sich an ihn an, und beide umschlingen sich im Weitergehen — beide zu gleicher Zeit plaudernd, beide vor Angst und Aufregung am ganzen Körper zitternd. Uns alle packt ein freudiges Gefühl der Erlösung, und als Manoel, entdeckend, daß unser lieber Wilder eine schön rasirte Tonsur trägt, jetzt endlich zu Worte kommt und ausruft: „O, das ist ja ein Padre, der Gevatter ist ja ein Pfaff", entsteht ein allgemeines Lachen und Durcheinanderreden.

Also es waren recht zuthunliche „Wilde", die man gefunden! Alles gutmüthige Leute, wenn auch von ganz deutlich individuellem Charakter; den einen nannten unsere Reisenden den „Professor" wegen seiner höchst würdigen Art, alle Gegenstände aufs genaueste zu betrachten. Zweierlei aber erhöhte ganz besonders das Interesse an diesem Bakaïrí-Stamm: sie waren wie die übrigen Stämme des obern Schingú noch nie mit Weißen zusammengetroffen, waren also im vollsten Naturzustand, im ungemischtesten „Steinzeitalter" betreffs ihrer Werkzeugherstellung verblieben, und gerade die Bakaïrí entpuppten sich bei genauerer Untersuchung ihrer Sprache als ein Ueberrest der Kariben, jenes berühmten Indianervolks, das durch sein sieghaftes Vordringen auf die westindischen Inseln dem Antillenmeer seinen Namen gab, und dessen festländische Stammhalter wir bis dahin nur in den Guyanas kannten! Durch eine scharfsinnige und gründliche Untersuchung erhebt unser Verfasser seine Vermuthung zu hoher Wahrscheinlichkeit, daß sogar die Urheimat der Kariben in diesen Länderstrichen südlich des Amazonas zu suchen sei.

Die vorzüglichen Abbildungen, welche dem Buche eingefügt sind, veranschaulichen am besten wie die Landschaft dieses neu entdeckten Schingúlandes so auch deren Bewohner, insbesondere diese merkwürdigen Bakaïrí. Bald sehen wir sie am Fluß dem Fischfang nachgehen, bald im unschuldsvollen Adamscostüm in der Hütte kauern, ihre armdicken Riesenflöten auf den Boden gestützt, und concertiren oder sonstige friedsame Kurzweil treiben, ihre Frauen daneben mit den Kindlein rittlings auf der einen Hüfte der Mutter.

So gut wie gänzliche Nacktheit bei beiden Geschlechtern — höchstens etwa eine dünne Schnur um den Leib, eine Binde um das schwarze Haar gewunden —, Bartlosigkeit, die echt tropisch-amerikanische Hängematte, mächtig lange Bogen und Pfeile als Waffen traf man auch bei den übrigen Indianerstämmen weiter flußabwärts. Unter ihnen pflegen die Suyá jene ungeheuerliche Botokudensitte, die Unterlippe zum Einsatz einer horizontal getragenen Scheibe vom Umfange eines kleinen Tellers zu durchbohren:

Der Rand des Lippenklotzes zeigt ringsum eine hohlkehlenartige Vertiefung, durch welche die Scheibe sichern Halt gewinnt. Die obere Fläche und der Rand sind roth bemalt, die untere Fläche ist weiß und durch einen schwarz aufgemalten concentrischen Kreis verziert. Das Loch, in welchem die Scheibe steckt, ist in der Mitte dicht unter dem Lippenroth gebohrt, durch ihr Gewicht fällt sie in eine horizontale Lage; an den Ecken geht das gemalte Roth unmittelbar in die Mundschleimhaut über. Im Profil ein merkwürdiger Anblick. Die untern Schneidezähne, des Drucks der Lippe entbehrend, stehen schief, brechen ab, fallen aus. Auch die Ansammlung des Mundspeichels ist beeinträchtigt, und so sind die Suyá fortwährend genöthigt, ihn herabzuschlucken; ihre Rede wird infolge dessen in regelmäßigen Intervallen durch ein schlürfendes Geräusch unterbrochen. Es ist ihnen unmöglich, ein reines anlautendes p auszusprechen; was sie zu Stande bringen, ist ein Laut zwischen f und h. Sie lächelten anfangs verlegen, wenn ich ihnen den Pflock vom Munde weg verlangte, sie genirten sich; ein Alter endlich, dem es schon eher gelingen durfte, der widerstrebenden Eitelkeit und Schaam Meister zu werden, entschloß sich zuerst, erhielt zur Belohnung ein Häufchen blauer Perlen, und das Eis war gebrochen. Sie drängten sich um die Wette zu dem Tauschgeschäft. Aber mit der Lippenscheibe waren sie doch schöner; das Loch zeigte die am Innenrand unregelmäßig höckerige Schleimhaut, die Zähne wurden durch dasselbe sichtbar, das Speichelschlürfen hörte auch nicht auf.

Einen wichtigen Beitrag zur Erhärtung des Satzes, daß die köstlichste Fruchtstande der Tropen, die Banane, ursprünglich nur auf der Ostfeste vorkam, erst durch die Europäer nach Amerika verpflanzt wurde, liefert der Verfasser durch den Nachweis der völligen Unbekanntschaft der Indianer des obern Schingúgebiets mit diesem Gewächs, welches doch in dem feuchtwarmen Klima des Landes bestens gedeihen würde. Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Zu den bedeutendern und willkommensten Erscheinungen der englischen Literatur in den jüngsten Monaten gehört „Poets of America", das neue Werk von E. C. Stedman, dem Verfasser des gediegenen „Victorian Poets". Trotzdem er selbst Amerikaner ist und hervorragender Dichter, möchten wir doch seinem frühern Werke den Vorzug geben; denn das gegenwärtige über die amerikanische Literatur enttäuscht etwas, da der Verfasser nur die bekanntesten größern Dichter und Schriftsteller: Bryant, Whittier, Emerson, Longfellow, Poe, Holmes, Lowell, Whitman und Bayard Taylor, ausführlich behandelt, die übrigen aber nur nebenher und in aller Kürze erwähnt, wenngleich, wie z. B. im Falle Bret Harte's, ihnen volle Anerkennung zollend. Trotz diesem Mangel muß man das Werk als eine bedeutende Leistung begrüßen, aus der man noch manche neue Ansicht über die bekannten amerikanischen Dichter gewinnen kann, da man hier von einem kenntnißreichen, einsichtsvollen Führer durch die transatlantische Literatur geleitet wird, die schon so große Schätze aufzuweisen hat und in Deutschland noch viel zu wenig gekannt ist. Wir können es daher nur dringend empfehlen.

Hieran anknüpfend, erwähnen wir gleich eine specielle Biographie Longfellow's, des wol bekanntesten und beliebtesten amerikanischen Dichters und Schriftstellers, welche sein Bruder Samuel Longfellow unter dem Titel „Life of Henry Wadsworth Longfellow, with Extracts from his Journals and Correspondence" in zwei Bänden veröffentlicht hat. Es ist dies eine ausführliche, treue und von Ueberschwenglichkeit sich frei haltende Lebensbeschreibung des auch Deutschland nahestehenden Dichters, die sich sehr angenehm liest.

Hieran schließt sich zunächst die Autobiographie eines englischen Dichters an: „My Life as an Author" von Martin Farquhar Tupper, eines Mannes, dessen Erfolg weit größer war als sein Verdienst. Seine „Proverbial Philosophy", gereimte Weisheitssprüche, die aber nichts als Gemeinplätze sind, haben nämlich lange Zeit einer Popularität bei der Masse sich zu erfreuen gehabt, die fast beispiellos ist. Viele Jahre lang brachte ihm das Werk jährlich 500 bis 800 Pfund Sterling ein, sodaß er mit seinem Verleger 10000 Pfd. getheilt hat. Eine noch weit größere Summe hätte er erzielt, bestände zwischen England und Amerika ein Vertrag zum Schutz des literarischen Eigenthumsrechts, denn dort sind nicht weniger als anderthalb Millionen Exemplare abgesetzt worden; allein diese haben ihm nicht mehr als 80 Pfd. eingebracht. Man muß die Autobiographie lesen, um sich zu überzeugen, welchen Enthusiasmus er bei seinen Verehrern erweckte, jedenfalls einen größern als selbst sein großer Zeitgenosse Tennyson. Freilich aber ist solche Popularität oder vielmehr Berühmtheit wol eine nach der Breite sich erstreckende, aber keine tiefgehende und ebenso flüchtig wie sie oberflächlich ist.

— Eine beachtenswerthe Erscheinung ist: „Chapters in European History" von Wilhelm Samuel Lilly. Der Verfasser, ein Katholik, hat hiermit eine Philophie der Geschichte geliefert, die viele neue Gesichtspunkte aufstellt und bei manchen irrigen Ansichten doch stets interessirt. Das Endurtheil des „Athenaeum" darüber lautet wie folgt: „Das Buch sollte von jedem gelesen werden, der zu wissen wünscht, welches die gegenwärtige Gedankenrichtung unter der gebildetsten Klasse englischer Katholiken ist. Der Verfasser bietet in geistreicher, belebter und anmuthiger Darstellung die Ergebnisse vieler Lektüre und vielen

Nachdenkens, und selbst diejenigen, welche am weitesten von ihm abweichen, werden durch die vollkommene Offenherzigkeit und Klarheit, mit welchen er seine Schlüsse ausspricht, erfreut sein."

— „From Schola to Cathedral, a Study of early Christian Architecture and its Relation to the Life of the Church" ist der Titel eines von G. Baldwin Brown kürzlich veröffentlichten Werks, welches mit gründlicher Forschung die Geschichte des christlichen Kirchenbaues von seinen Anfängen an darstellt. In fünf Kapiteln werden darin behandelt: „Die christlichen Gemeinden als religiöse Genossenschaften im römischen Reiche"; „Die ältesten christlichen Versammlungen und Versammlungslocale"; „Die Basilica, die Synagoge und die christliche Kirche"; „Die Kathedrale und byzantinische Kunst" und „Christliche Architektur im Westen von der ältesten christlichen bis zur mittelalterlichen Periode". Das glänzend ausgestattete Werk gibt dazu 28 Illustrationen in Holzschnitt und zwei Anhänge, deren einer von der heidnischen Basilica und der christlichen Kirche und der andere von der sassanidischen Architektur handelt. Den Schluß bildet nach guter englischer Art ein vollständiges Sachregister.

— In „De la nature des choses. La vie éternelle et universelle", von Ambroise Danton, trifft der Verfasser, der sich zwar als „einsamer und unabhängiger Träumer" bezeichnet und von seinem Buche sagt, es sei „weder eins der Gelehrsamkeit, noch der Wissenschaft, noch der Kunst", der aber trotzdem alle drei besitzt, mit David Asher zusammen, der in seiner letztveröffentlichten, vielfach falsch aufgefaßten und bisjetzt noch nicht richtig gewürdigten Schrift die nämliche Wahrheit ausspricht. Er drückt diese gegen Ende des Werks in folgenden Worten aus: „Das Leben, das spontane und nothwendige Leben, welches alles beseelt, alles belebt, unbeweglich in seinem alleinigen Mittelpunkt und von unendlicher Mannichfaltigkeit in seinen Abstufungen und unzähligen Verzweigungen, mit einem Worte, das ewige und universelle Leben halte ich für den Anfang und das Ende aller Dinge (m'est apparue comme le principe et la fin de tout). Er gelangt zu diesem Schlusse, nachdem er in eleganter und lichtvoller Darstellung zuerst „Pan", dann l'homme intelligent, l'homme moral und schließlich l'homme civil, letztere beide in sechs Unterabtheilnngen, nach allen Seiten hin behandelt hat. Es ist ein Buch, das sowol den Mann der Wissenschaft wie den Laien befriedigen dürfte, falls ersterer vorurtheilsfrei und letzterer nicht denkfaul ist.

— Octave Feuillet hat mit seinem Roman „La Morte" einen glänzenden und wohlverdienten Erfolg erzielt. Auch der neue Roman „L'Amie" von Henry Rabusson, einem Jünger des vorigen Verfassers, verdient günstige Erwähnung.

— „La Vie Partout" von Philippe Daryl ist zwar ein seltsames Gemisch verschiedenartigster Stoffe, wie englisches öffentliches Leben und berliner Mittelklassen-Gesellschaft, ein nüchterner Bericht über China und ein schweizerisch-russischer Roman, Liebe und Nihilismus; doch ist das Buch gut geschrieben und interessant.

— Schließlich sei hier noch ein kleines, aber vorzügliches Buch erwähnt, es ist „Discours Académiques" von Eduard Pailleron, der bekanntlich zu den besten Prosaikern des heutigen Frankreich gehört. Die drei trefflichsten Reden in dieser Sammlung sind sein eigener Discours de réception, seine Antwort auf Halévy's Ansprache und die Rede, womit er die erfolgreichen Bewerber um den Prix Montpin vorstellte.

Bibliographie.

Bender, H., Zur Lösung des metaphysischen Problems. Kritische Untersuchungen über die Berechtigung und den metaphysischen Werth des Transscendental-Idealismus und der atomistischen Theorie. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Berliner, A., Aus den letzten Tagen des römischen Ghetto. Ein historischer Rückblick. Berlin, Rosenstein u. Hildesheimer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bilder aus dem Davoser Kurleben von einem alten Kurgaste. Davos, Richter. 8. 1 M. 20 Pf.

Bitter, L., Schwarze Märchen. Skizzen aus der besten aller Welten. Dresden, Minden. 12. 2 M.

Björnson, Thomas Rendalen. Roman. Deutsch von W. Lange. Berlin, Stilke. 8. 4 M.

Bürkli, K., Der wahre Winkelried. Die Taktik der alten Urschweizer. Ein Beitrag zur 500jährigen Feier der Schlacht bei Sempach. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 50 Pf.

Byron's, Lord, Marino Faliero. Für das herzoglich Sachsen-Meiningen'sche Hoftheater übersetzt und bearbeitet von A. Fitger. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Delbrück, H., Historische und politische Aufsätze. 1ste Abth. 2 Hfte. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. à 50 Pf.

Delmar, Eva, Stille Geschichten. Leipzig, Unflad. 8. 1 M. 50 Pf.

Diefenbach, J., Der Hexenwahn vor und nach der Glaubensspaltung in Deutschland. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 6 M.

Dincklage, E. v., Blutjung und andere Erzählungen. Berlin, Stilke. 8. 3 M.

Felsberg, O., „Nur auf Schläger". Novelle. Berlin, v. Decker. 8. 60 Pf.

Festschrift zur 500jährigen Stiftungsfeier der Universität Heidelberg, veröffentlicht von dem historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Mit Beiträgen von K. Hartfelder, G. Weber, C. Lemcke, W. Wundt, H. Holtzmann und A. v. Kirchenheim. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 4 M.

Foltz, O., Die metaphysischen Grundlagen der Herbartschen Psychologie und ihre Beurtheilung durch Herrn Dr. Dittes. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Frerichs, H., Zur Naturgeschichte des Menschen. Norden, Soltau. Gr. 8. 6 M.

Friis, J. A., Laila. Schilderungen aus Lappland. Nach dem Norwegischen von C. Tischendorf. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M.

Gedichte einer Fürstin. Uebersetzt, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von F. Hirschmann. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Zwei Geschichten aus dem vollen Leben. Von *** I. Das Act-Modell. II. Morgenroth. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 M.

Glaser, A., Das Fräulein von Villecour. Roman. 2 Thle. in 1 Bd. Wohlfeile Ausgabe. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Goldschmidt, S., Geschichte der Juden in England von den ältesten Zeiten bis zu ihrer Verbannung. 1ster Thl. XI. und XII. Jahrhundert. Berlin, Rosenstein u. Hildesheimer. 8. 3 M.

Goltz, Freih. von der, Unser Kampf gegen Rom in den gemischten Ehen. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 30 Pf.

Götzendorff-Grabowski, Helene v., Heitere Geschichten. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Grisebach, E., Die Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe durch die Weltliteratur. Editio definitiva. Berlin, F. u. P. Lehmann. 4. 7 M. 50 Pf.

Hager, C., Die Marshall-Inseln in Erd- uud Völkerkunde, Handel und Mission. Mit einem Anhang: Die Gilbert-Inseln. Leipzig, Lingke. Gr. 8. 3 M.

Heuch, J. C., Das Wesen des Unglaubens. Populäre polemische Vorträge. Aus dem Norwegischen von O. Gleiss. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hoinville, J., Zwei Zürcher Lyriker. Eine kritische Studie. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 80 Pf.

Jüngst, A., Der Glocken Romfahrt. Ein Bilderkreis. Münster, Verlag des „Westfälischen Merkur". 1884. 12. 1 M. 60 Pf.

Kierkegaard, S., Stadien auf dem Lebenswege. Studien von Verschiedenen. Zusammengebracht, zum Druck befördert und herausgegeben von Hilarius Buchbinder. Uebersetzt von A. Bärthold. Leipzig, Lehmann. 8. 7 M.

Rousseau's Bekenntnisse. Aus dem Französischen von L. Schücking. 2 Thle. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. à 1 M.

Sacher-Masoch, L. v., Kleine Mysterien der Weltgeschichte. Leipzig-Reudnitz, O. Schmidt. 8. 1 M.

Schmarsow, A., Melozzo da Forli. Ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte Italiens im XV. Jahrhundert. Stuttgart, Spemann. Imp.-4. 100 M.

Schuchardt, H., Romanisches und Keltisches. Gesammelte Aufsätze. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Schultz, A., Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Mit circa 300 Text-Abbildungen und 14 Farbendruck-Tafeln. 1ste Lfg. Prag, Tempsky. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Der Sport in der Armee. Eine zeitgemäße Betrachtung von einem alten Reiter-Offizier. Rathenow, Babenzien. Gr. 8. 40 Pf.

Urkundenbuch der Universität Heidelberg. Zur 500jährigen Stiftungsfeier der Universität im Auftrage derselben von E. Winkelmann. 2 Bde. Heidelberg, C. Winter. Lex.-8. 40 M.

Vrchlický, J., Gedichte. Autorisirte Uebersetzung von E. Grün. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 2 M. 40 Pf.

Walter, G., In freier Luft. Drei Novellen. Erlangen, Deichert. 8. 2 M.

Wiesner, A. C., Aus Serbien und Bulgarien. Schilderungen von Land und Leuten. Mit einem illustrirten Anhang: Der serbisch-bulgarische Krieg. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Zündel, D., Italienische Reiseerinnerungen. Frauenfeld, Huber. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 213 bis 219.

Internationales Transportrecht. — Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1885. (I./III.) — Das Heidelberger Universitätsjubiläum. (I./II.) — Bulgarien und Ostrumelien. — Das Budget Japans für 1886/87. — Cavour. Von G. Th. Lommel. (IX.) — Aus Griechenland und Italien.

Oswald von Wolkenstein. Von Dr. H. Holland. — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XX. Schluß.) — Zum Heidelberger Universitätsjubiläum. — Heidelberger Jubiläumsliteratur. Von Dr. K. Hartfelder. — O. Behaghel: Die deutsche Sprache. Von J. Mähly. — Die Kunst- und Geschichts-Denkmäler der Provinz Westfalen. — Ein literarischer Erzherzog. Von A. von Warsberg. — König Dagobert, der elsässische Sagenheld. Von Dr. J. H. Albers. — Jean Richepin. — Bamberg als Hauptstadt der Baukunst in Bayern. Von Dr. B. Riehl. (Schluß.) — Hochschule und Pfarramt. — Das Urtheil im Freiberger Socialistenproceß. — Die Münchener Kunstakademie und ihre Leitung. Von Fr. Pecht. — Abhandlungen und Gedichte von Adolf Bacmeister. — Epilog zu den Heidelberger Erinnerungen. Von G. Weber. (II.)

Das Frankfurter Project, die Oelheimer Petroleum-Gesellschaften zu fusioniren. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. — Das deutsche Wirthschaftsjahr 1885. (III.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch Central-Brasilien.

Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884.

Von

Karl von den Steinen.

Mit über 100 Text- und Separatbildern und 3 Karten.

4. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Dr. med. Karl von den Steinen schildert in diesem Werke mit frischer Unmittelbarkeit den Verlauf und die Ergebnisse der im Jahre 1884 von ihm unternommenen Expedition, welche die Erforschung des grössten noch unbekannten Stromes Südamerikas, des Schingú, zum Zweck hatte. Der wissenschaftlichen Länder- und Völkerkunde wird in dem Werke überraschend viel Neues, den weitesten Kreisen eine fesselnde Unterhaltung geboten, und die Fülle der Abbildungen, fast sämmtlich naeh Originalaufnahmen künstlerisch ausgeführt, verleiht demselben den Rang eines Prachtwerks.

Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen.

Lichtstrahlen

aus Friedrichs des Großen Schriften

von E. Schröder.

8. Geh. 2 M. 20 Pf., broschirt 1 M. 80 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Das beste Buch zur Einführung in den Geist Friedrichs des Großen.

G. Schwetschke'scher Verlag Halle a/S.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Eis und Schnee.

Die Aufsuchung der Jeannette-Expedition

und

eine Schlittenfahrt durch Sibirien.

Von

William H. Gilder.

Mit 46 Abbildungen in Holzschnitt und 3 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegende Erzählung von dem Verlauf der Expedition, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach dem nordischen Eismeere gesandt, um die Mannschaft des verunglückten Schiffes Jeannette aufzufinden, ist eins der interessantesten neuern Reisewerke. Die spannenden, frischen und lannigen Schilderungen des Verfassers, eines Mitglieds der Expedition, bieten dem Leser angenehme Unterhaltung; aber auch die geographische Wissenschaft wird durch das Werk in wichtigen Punkten bereichert, unter anderm in Erforschung der Wrangel-Insel, die auf den Karten der arktischen Region bisher als ein Festland dargestellt wurde. Durch zahlreiche Abbildungen und billigen Preis empfiehlt sich das Werk den weitesten Kreisen zur Anschaffung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch**, das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage vollendet vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon“ in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 26. August 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Randglossen zu einem funfzigjährigen Leihbibliothekskataloge. Von Hermann Conradi. (Beschluß.) — Zwei siebenbürgisch-sächsische Dramen. Von Joseph W. Filtsch. — Zur Literatur über Voltaire. Von Adolf Heerklotz. — Du Bois-Reymond's Reden. Von Gustav Portig. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Randglossen zu einem funfzigjährigen Leihbibliothekskataloge.

(Beschluß aus Nr. 33.)

Im ganzen straffer, ein wenig pedantischer nimmt sich die Physiognomie Christian Gotthilf Salzmann's aus. Salzmann (1744—1811), dessen Wahlspruch war: „Denken, dulden, handeln", ist der Begründer der bei Gotha gelegenen Erziehungsanstalt Schnepfenthal (1784). Bis zu diesem Jahre hatte er (von 1781 an) an dem 1774 von Bernhard Basedow in Dessau geschaffenen Philanthropin als Lehrer gewirkt. Im Geiste der Basedow'schen Humanitätsmaximen wollte er auch seine eigene Schöpfung ausgestalten. Als nächstes Ziel gab er an: „gesunde, verständige, gute und frohe Menschen zu bilden, sie dadurch in sich selbst glücklich zu machen und zu befähigen, zur Förderung des Wohles ihrer Mitmenschen kräftig mitzuwirken". Nun, Schnepfenthal blühte als ein anderes Philanthropin eine ganze Reihe von Jahren, bis es durch den wachsenden Glanz der Pestalozzi-Sonne auf kurze Zeit etwas verdunkelt wurde. Es ist ein eigenartiges Moment von fast tragischem Charakter, daß dieser Salzmann, der in seinem Büchlein „Der Himmel auf Erden" (1797) gleichsam eine Anleitung hatte geben wollen, wie man durch reinste Tugendhaftigkeit schon auf Erden glücklich, weil geistig frei und unabhängig, werden könne, durch die vorübergehende Verdunkelung seines pädagogischen Ruhms selbst tief ergriffen wurde und in ein bedauerliches Siechthum verfiel. Außer dem „Himmel auf Erden" hat Salzmann noch eine Anzahl ähnlicher Bücher verfaßt, darunter das romanhafte „Konrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder", ferner das „Krebsbüchlein" (1772) und das „Ameisenbüchlein", letztere mehr rein pädagogischen Charakters. Das „Ameisenbüchlein" war als Leitfaden direct für Erzieher bestimmt. „Joseph Schwarzmantel" und „Heinrich Glaskopf" erinnern wieder mehr an Sintenis' „Rosenstock" und „Klagrose". — Friedrich Jacobs (1764—1847) war seiner Haupttendenz nach classischer Philologe und Uebersetzer. Seine Leistungen im Uebersetzungsfache sind auch wol heute noch allenthalben bekannt. Speciell in Gelehrtenkreisen wird man auch mit seinen aus dem Nachlaß edirten „Vermischten Schriften", die vorzügliche Reden enthalten, vertraut sein. Als belletristischer Schriftsteller verräth er unverkennbare Hinneigung zur Idylle, zum Stilleben, in dem er denn auch den ganzen Apparat seines Wissens und seiner Gelehrsamkeit bald sanfter, bald nachdrücklicher spielen läßt. Ich nenne hier nur seine in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sehr bekannten Bücher: „Alwin und Theodor", „Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers zu Mainau", „Kleine Erzählungen des alten Pfarrers zu Mainau". Friedrich Rochlitz (1769—1842), ein Leipziger, hatte sich vor allem als Musikschriftsteller — als solcher schrieb er unter anderm: „Für Freunde der Tonkunst" (3 Bde) und gab zwanzig Jahre lang die von ihm begründete „Allgemeine musikalische Zeitung" heraus — Ruf und Bedeutung zu schaffen gewußt. Die Tendenz, durch ein Gemisch von Novelle, Roman, Biographie und noch verschiedenen anderartigen Bestandtheilen lehrhaft zu wirken, brachte er in Schriften wie „Erfahrungen aus dem Tagebuche eines unbemerkten Mannes" und „Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit" zum Ausdruck. Sein originellstes Werk aber sind die „Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt". Das zweite Glied dieser Serie: „Victor's Reise, um Menschen

kennen zu lernen", kann man auch heute noch stellenweise mit großem Genuß lesen. Nimmt sich das Ganze auch etwas zopfig aus, so ist doch der Humor reiner und klarer gemünzt als bei Jean Paul, die Satire lustig und fein, und dieses und jenes Goldkörnlein trägt man wol heim als willkommene Frucht. Ludwig Freiherr von Knigge (1751—96) lebt im Gedächtniß der Nachgeborenen hauptsächlich noch durch sein berühmtes Buch „Ueber den Umgang mit Menschen", dessen erste Ausgabe 1788 erschien. Dieser, soviel ich weiß, erste „Gute Ton" der Deutschen erfuhr nachher bis in die Mitte unsers Jahrhunderts eine beträchtliche Anzahl neuer Ausgaben — die letzte veranstaltete Goedeke, der auch eine Knigge-Biographie schrieb; sie muß in der Mitte oder gegen Ende der vierziger Jahre erschienen sein unter dem Titel „Freiherr von Knigge, sein Leben und Blicke in seine Zeit". Wenn ich hier Knigge erwähne, so gedenke ich seiner als des Verfassers der „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg", eines Buchs, das in Motiv und Bau aus den angedeuteten, durch den Charakter der Epoche bedingten Gründen große Aehnlichkeiten mit den oben citirten Halbromanen von Sintenis, Salzmann, Jacobs u. a. hat. Erwähnt seien hier auch noch, um wenigstens die Hauptzüge dieser interessanten Schriftstellerphysiognomie zu reproduciren, Knigge's allerdings nur einige Jahre währende Beziehungen zu dem Illuminatenorden, den 1776 Professor Weishaupt in Ingolstadt gestiftet hatte. Als Philo, wie Knigge als Illuminat hieß, schrieb er nach der Entzweiung mit Weishaupt (Spartacus) seine „Endliche Erklärung", in der er die Trennung näher begründete. Im „Roman meines Lebens" (1781) lieferte er ein interessantes Gemisch von autobiographischer Wahrheit und Dichtung, das gerade wie Feßler's „Rückblicke" culturgeschichtlich nicht ohne Werth und Bedeutung ist.

Die Memoiren- und Denkwürdigkeiten-Literatur wurde überhaupt im vorigen und in den ersten Zeitläufen dieses Jahrhunderts liebevoller und zärtlicher gepflegt als heute. Allerdings nahm man es mit der historischen Wahrheit auf diesem Gebiete nicht gerade peinlich genau. Der natürliche, in letzter Instanz auch auf dem instinctiven Selbsterhaltungstrieb basirende Hang des Menschen, andere über sich zu täuschen — ein psychologisches Moment, durch das wiederum eine fortwährende Selbsttäuschung bedingt wird —, führte damals, wo im allgemeinen, im Gegensatz zu heute, das Herz vor dem Verstande sprach, dazu, daß man in die thatsächlichen Bestände seiner Erinnerungen eine Fülle rein erdichteter und erfundener Elemente hineinschmolz, eben um sich andern und damit wieder sich selbst gegenüber interessant zu machen. Hand in Hand mit dieser Tendenz ging die Vorliebe für die Briefform, in der man besonders gut, weil zwanglos und ungenirt, romantisch-sentimentale Geständnisse und Bekenntnisse zum Besten geben konnte. Ich erwähne nur „Rosaliens Briefe" von Sophie la Roche (1731—1807), der Freundin Wieland's und Gattin des durch seine „Briefe über das Mönchswesen" bekannten Georg la Roche. Friedrich Mosengeil (1773—1839), einer der Begründer der modernen deutschen Stenographie, schrieb „Rosaliens Briefe an Serena". Ernst Ortlepp, vornehmlich politischer Tendenzdichter*), als solcher an seinen Zeitgenossen Scherenberg erinnernd, doch in gewissem Sinne zugleich auch ein Vorläufer der revolutionären Sturmvögel Herwegh, Prutz u. a., edirte die „Briefe eines Unglücklichen", nach Ton und Inhalt einzelnen Kapiteln der neuern „Scherben" von Richard Voß ähnlich. Auch die überaus zahlreiche Reiseliteratur jener Tage darf als Charakteristicum nicht unerwähnt bleiben. Man sah weniger darauf, ethnologische Resultate, völkerpsychologische Beobachtungen oder neue, für Kunst und Wissenschaft, öffentliches und privates Leben bedeutsame Ergebnisse mitzutheilen. Dieses Bestreben beherrscht doch zumeist die neuere Reiseliteratur, die zwar wissenschaftliche Würde und Strenge mit belletristischer Anmuth zu verbinden sucht, das Hauptgewicht aber doch im großen und ganzen auf Ermittelung und Mittheilung wirklich bedeutsamer und fruchtbarer Thatsachen legt. Von den mehr feuilletonistisch gehaltenen Plaudereien, Stimmungsbildern u. s. w. sehe ich hier natürlich ab; sie wollen nur unterhalten, höchstens anregen. Damals jedoch, in den Tagen unserer Väter, Großväter und Urgroßväter, lag der Hauptreiz vor allem darin, daß man in eigenartigen, barock-sentimental-satirischen Lichtern den Gegensatz schilderte, in welchen das fremde Land, die neue Umgebung zu ausnehmend persönlich, subjectiv gestimmten Gemüthern trat. Die Ausstrahlungen des Makrokosmos gewannen dann erst Farbe, Leben, intimen Reiz, Bedeutung für die Zeitgenossen, wenn sie von einer ungewöhnlichen Natur, einem für gewisse zeitgemäße Neigungen und Stimmungen besonders empfänglichen Mikrokosmos aufgenommen wurden.

Natürlich war es auch wieder in erster Linie das Wunderland Italien, das zu diesen kokett-selbstgefälligen Berichten die reichste Stofffülle bot. Ich führe nur einige Beispiele an: Joseph von Rehfues (1779—1843), ein genauer Kenner Italiens, der Uebersetzer Alfieri's, der Verfasser des vorzüglichen Romans „Scipio Cicala", schrieb vier Bände „Briefe aus Italien"; Christoph Steinhart (1763—1810) schilderte unter dem Pseudonym Ludwig von Selbiger seine Reisen nach Italien und Frankreich; Woldemar Seyffarth, auch einer, der viel in der Welt herumgekommen, wußte ganz reizvoll und witzig seine Erlebnisse und Erfahrungen, besonders in Frankreich und Italien, wiederzuerzählen. Und gleiches thaten noch Dutzende von schriftstellernden Touristen und reisenden Schriftstellern, deren Namen höchstens noch da und dort im Gedächtniß geblieben, deren Schriften aber entweder längst eingestampft sind oder vergessen, ver-

*) Von ihm u. a. „Polenlieder", „Gustav Adolf" und „Lieder eines politischen Tagwächters" (1843), die Dingelstedt 1840 mit seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" provocirt hatte.

welkt und zermürbt, in dämmernden Bibliotheksgewölben mehr und mehr zerfallen; so Johanna Schopenhauer (1766—1838), die Mutter des Philosophen, („Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien"; „Reise durch das südliche Frankreich" u. s. w.); so ferner die schon oben erwähnte Fanny Tarnow („Reise nach Petersburg"; „Zwei Jahre in Petersburg"); so August von Thümmel (1738—1817), dessen „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791—1805, 10 Bde.) ihres drollig-humoristischen Tons und ihrer Pikanterien halber seinerzeit allenthalben gelesen wurde; Friedrich Benkowitz, dessen ich auch oben schon gedacht, („Reise von Glogau nach Sorrent"; „Reisen von Neapel in die umliegenden Gegenden"); Daniel Leßmann*) (1794—1831; „Wanderbuch eines Schwermüthigen"; „Cisalpinische Blätter") u. a. m.

Diese Gruppe von Reiseschriften, die alle mehr oder weniger jenes oben von mir kurz skizzirte Gesicht zeigen, fällt ihrer Geburtszeit nach im ganzen in die beiden ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts.

In den dreißiger Jahren wurde die geistige Physiognomie Deutschlands eine andere. Das Junge Deutschland erhob, wenn auch in sich uneinig und zerrissen, immer mächtiger das Haupt und wurde in seinen politischen und ästhetischen Forderungen immer radicaler; die Romantik war immer schattenhafter, wesenloser, fadenscheiniger geworden; die Ideologie Hegel's beherrschte als Hauptströmung die wissenschaftliche Welt; Heine, Börne, Pückler-Muskau begründeten den modernen Journalismus. Von Preußen, wo man sich im ganzen zum ökonomischen Rationalismus bekannt, den freihändlerischen Smithianismus acceptirt hatte, aber der durch die Reorganisation hervorgerufenen Gärung unter anderm durch die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse (20. September 1819) entgegengetreten war, wo es der König demgemäß für besser befunden hatte, die versprochene Constitution vorläufig noch nicht zu bewilligen — von Preußen ging in dieser Zeit (unter Finanzminister Maaßen) die Gründung des Allgemeinen Deutschen Zollvereins aus, der allmählich Nord- und Süddeutschland einander näher führte und damit einer größern Zukunft vorarbeitete.

Ich blättere in meinem Katalog; seine welken Seiten gleiten langsam durch meine Finger, und mein Auge bleibt hier und da an Namen haften, deren Träger auch noch in den geistigen Provinzen unserer Zeit anerkannt und gefeiert werden. Ich habe die Classiker nicht genannt, nicht die Repräsentanten des Jungen Deutschland, der Romantik, nicht die Stürmer und Dränger der siebziger Jahre des vorigen und der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Schier unübersehbar ist die Fülle der Erscheinungen, die Masse der Strömungen, aus deren buntem Durcheinander und Nebeneinander sich die geistige Physiognomie der Zeit von 1750 bis 1850 zusammensetzt. Es lag mir vor allem daran, aus den Reihen der zweiten und dritten Größen, die dereinst im großen und ganzen zwar nur Nachbeter und Nachtreter gewesen, aber doch zugleich durch ihre Masse einer Zeiterscheinung gleichsam erst Plastik und Colorit gegeben haben, eine Handvoll herauszugreifen und einzelne Resultate ihres Lebens und Strebens mit den Grundtendenzen der verschiedenen Unterepochen in Zusammenhang zu bringen. Mit wehmüthigen Gefühlen watet man so fußtief in dem braunen, mürben, faulenden Laube herum, das sich in Waldbezirken aufgehügelt hat, wohin sich nur selten noch heute die Spur eines modernen Menschen verirrt. Und doch können auch die Früchte nicht ganz verloren sein, die jene Geister geringerer Güte als unselbständige Producte der Verhältnisse, durch die sie selbst gebildet wurden, gezeitigt haben. Brutal ist die Natur und herzlos. Aus einer bunten Reihe von Wirkungskräften setzt sich das Moment zusammen, das dem Einzelwesen Werthgehalt und Prägungsausdruck gibt. So gemünzt cursiren die Menschen, in der Mehrzahl nur von Mittelwerth. Sind aber Nickel und Silber weniger nothwendig als Gold, um das ganze Getriebe zu erhalten? Und noch eins drängt sich mir unabweisbar auf, ich meine: der Vergleich dieser krystallisirten Arbeitskräfte und Geistesbestrebungen, wie sie da mein Katalog trocken und nüchtern aufzählt, mit gleichartigen Tendenzen unserer Tage! Wie viele der heutigen Lieblinge des Publikums werden unsere Nachgeborenen weitere funfzig Jahre später noch nennen und kennen? Das große weltgeschichtliche Sieb wird wiederum Tausende ins Bodenlose geschüttelt haben. Und doch! Sie hatten alle Existenzberechtigung, denn das Leben gibt schon a priori Daseinsrechte, und mögen sie es nun gewußt und gewollt haben oder nicht, mochte ihnen zunächst nur ihr eigenes Wohl kleinlich genug am Herzen liegen: sie haben doch alle ihr größeres oder geringeres Theil mitweben müssen an dem großen Gewebe, das die Menschheit seit Jahrtausenden wirkt und noch Jahrtausende wirken wird. Warum? Nun das ist die ebenso leidige wie überflüssige Frage, von der Heine meint: „Ein Narr wartet auf Antwort."

Hermann Conradi.

*) Vgl. meine neue, mit biographisch-kritischer Einleitung versehene Ausgabe des „Wanderbuchs eines Schwermüthigen" (Berlin, Kamlah).

Zwei siebenbürgisch-sächsische Dramen.

Es ist recht erfreulich, daß die siebenbürgisch-sächsischen Musensöhne sich in neuerer Zeit häufiger auch auf dramatischem Gebiete versuchen, diesem erhabensten Gebiete der Dichtkunst. Treugott Teutsch machte den Anfang mit seinem „Harteneck", dann folgten Michael Albert's „Flandrer am Alt", Friedrich W. Solmster's „Alboin und Rosimund", und jetzt verließen zwei neue Dramen die Presse:

1. Zwei Pilger im Osten. Schauspiel in fünf Acten von Martin Malmer. Wien, Graeser. 1886. 8. 2 M. 80 Pf.

Es ist schade, daß der Verfasser des vorliegenden Bühnenwerks aus dem schönen Stoff nicht eine Tragödie gemacht hat. Das Schauspiel wird niemals die ästhetisch-dichterische Wirkung der Tragödie erreichen. Der versöhnliche Abschluß bedingt eine Abschwächung des Conflicts, eine Milderung der Charaktere, wodurch natürlich auch der Gesammteindruck abgeschwächt wird. In dem hier behandelten Stoffe aber hätte der Widerstreit zwischen Liebe und Patriotismus gerade einen höchst wirkungsvollen tragischen Conflict abgegeben.

Bevor ich auf eine kritische Beleuchtung des Dramas eingehe, will ich dessen Inhalt kurz skizziren. Bischof Adalbert von Prag und ein jüngerer christlicher Priester kommen auf dem Rückwege von einer Pilgerfahrt nach dem Gelobten Lande über Siebenbürgen nach dem nördlichen Ungarn, wo sie bei den heidnischen magyarischen Priesterinnen für einige Tage ein gastliches Obdach finden. Während sie noch dort weilen, verirrt sich auch der von den Magyaren im Kampfe geschlagene und seines Thrones beraubte Mähreufürst Svatopluk dahin, und da er wahrnimmt, daß er gerade dem Feinde ins Netz gelaufen ist, stürzt er sich in sein Schwert. Der Selbstmordversuch aber wird von dem eben dazukommenden Adalbert vereitelt, und die Priesterin Ilona, welche den ganzen Vorgang heimlich beobachtet, ist, von Mitleid erfüllt, gern bereit, mit zarter Mädchenhand die gefährliche Wunde zu heilen in einer nahen Höhle, wo Svatopluk heimlich geborgen wird. Mit der Offenbarung der aufkeimenden Liebe Ilona's zu Svatopluk schließt der erste Act.

Im zweiten Act wird der Knoten enger geschürzt. Csóka, der Diener der Oberpriesterin Zoltána, wird durch Adalbert's Kunst und Pflege aus böser Krankheit errettet und dadurch sowie durch das edle Wesen der beiden Pilger veranlaßt, ihnen zu gestehen, daß er Ilona, die Tochter des Magyarenherzogs Geyza, welche in Siebenbürgen die christliche Taufe erhalten hatte, auf Geheiß der Oberpriesterin als Kind geraubt und dieser überbracht habe, welche sie zur heidnischen Priesterin herangezogen. Unterdeß ist zwischen Svatopluk und Ilona heiße Liebe entbrannt, und mit der christlichen Trauung des Paars durch Adalbert schließt der zweite Act.

Im dritten Act verwickelt sich die Handlung noch mehr durch den Hinzutritt des Intriganten Kuppa, eines Urenkels Arpád's, welcher dem Christenthum abhold ist und daher als Freund der Oberpriesterin nach der Hand Ilona's strebt, um als Eidam des Herzogs Geyza der Einführung des Christenthums durch denselben wirksamer entgegenzutreten und sich selbst auf den Herzogsstuhl zu schwingen. Er schließt mit dem Schwager des Herzogs, Gyula, und dessen Neffen Vazul ein Complot zur Ermordung des Herzogs. Dieser wird aber durch die Tapferkeit des eben mit Ilona und Csóka auf der Flucht befindlichen Svatopluk aus der Gefahr errettet. Der Act schließt, nach der Enthüllung von Ilona's Abkunft und von ihrer Trauung mit dem Mährenfürsten, mit der Aussöhnung Geyza's und Svatopluk's.

Im vierten Act tritt nun als ein weiteres Hemmniß der Lösung der Verrath und Aufruhr Kuppa's und seiner Genossen hinzu, welche Svatopluk und Ilona in ihre Gewalt bekommen. Das Hemmniß wird aber beseitigt durch das rechtzeitige Erscheinen Geyza's, welcher dem Aufruhr ein Ende macht und die eben zum Flammentode schreitenden Gatten Svatopluk und Ilona befreit.

Im fünften Act haben wir noch ein Nachspiel: den Uebertritt Woyk's, des Sohnes Geyza's und nachmaligen Königs Stefan, zum Christenthum und dessen Verlobung mit Gisela, der Tochter des Herzogs Heinrich von Baiern.

Das Schauspiel will den Sieg des Christenthums über das Heidenthum, den Triumph christlicher Tugenden über heidnische Laster, Duldsamkeit und Völkerfriede gegenüber der Eigensucht und nationalen Engherzigkeit verherrlichen. Indessen laufen alle diese Motive nebeneinander her, ohne daß auf eins das entscheidende Hauptgewicht gelegt, ein einziges zum plastisch hervortretenden Mittelpunkte des Ganzen gemacht würde. Infolge dessen mangelt es dem Drama einigermaßen an der Einheit der Handlung. Schärfer als die übrigen Motive tritt allerdings die Idee des Christenthums hervor. Das ist bei einem Pfarrer, wie es der Verfasser ist, ganz begreiflich und löblich; dies Motiv bietet aber bei der heute bestehenden sichern Basis des Christenthums kein so besonderes Interesse, daß der Zuschauer leicht dafür erwärmt werden könnte. Ein weit actuelleres Interesse hätte heutzutage die nationale Duldsamkeit. Dieses Motiv ist aber vom Verfasser eben nur gestreift worden. Auch der Widerstreit zwischen geschlechtlicher und Vaterlandsliebe wäre ein Motiv von zündender Wirkung gewesen, wenn es in den Vordergrund gerückt worden wäre. So aber wird das Interesse des Zuschauers zwischen diesen drei Motiven hin und her gezogen, ohne von einem einzigen ganz in Anspruch genommen zu werden.

Die Verschmelzung der drei Motive hat auch einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den gut angelegten Aufbau der dramatischen Handlung geübt.

Der erste Act enthält die Exposition. Sie ist gut angelegt, läßt aber epischen und lyrischen Motiven zu viel Spielraum. Hiervon abgesehen, ist die Hymne der Priesterinnen in der zweiten Scene recht dramatisch verständnißvoll auf die Anregung der passenden Stimmung berechnet, auf die Betonung des patriotischen Gefühls, mit welchem die Liebe Ilona's alsbald in Conflict geräth. Echt dramatisch gedacht ist die Schlußscene des ersten Acts, in welcher die aufkeimende Liebe Ilona's zum Feinde der Magyaren, zum Mährenfürsten Svatopluk gezeigt und so der Conflict zwischen Liebe und Patriotismus eingeleitet wird.

Vortrefflich durchgeführt ist die Schürzung des Knotens durch die Enthüllung von Ilona's Abkunft im zweiten Act, welcher überhaupt mehr Leben in die Handlung bringt. Von guter dramatischer Wirkung ist die zunehmende Verschlingung des Knotens in den letzten Scenen dieses Acts durch die offenbar werdende Liebe Ilona's und Svatopluk's. Wieder echt dramatisch schließt der zweite Act mit der Trauung der Liebenden. Doch scheint mir hier der Conflict zwischen Liebe und Patriotismus nicht genügend hervorgekehrt, das Erwachen der gegenseitigen Liebe nicht ganz hinreichend motivirt, die Liebesscene zwischen Svatopluk und Ilona zu verständig kühl, zu deutsch sinnig, zu wenig magyarisch feurig zu sein. Auffallend erscheint es, daß Ilona, die heidnische Priesterin, von einem christlichen Priester sich so ohne weiteres trauen läßt.

In dramatisch kunstgerechter Weise greift im dritten Act Kuppa's Intrigue in die weitere Verwickelung der Handlung ein, wodurch gleich in der ersten Scene die Spannung gesteigert wird, indem Kuppa Ilona zum Weibe begehrt, um als Eidam Geyza's die Einführung des Christenthums leichter verhindern zu können. Daß ihm dies aber möglich sein würde, ist nicht genügend motivirt, kaum angedeutet. Jündari's Lied in der dritten Scene dieses Acts hat mit der Handlung gar nichts zu thun und ist daher, so schön es ist, eine ungerechtfertigte Ausschmückung. Ebenso wenig wird durch die an sich ganz hübsche epische Episode dieser Scene, welche die magyarischen Edeln durch die von ihnen vorgetragenen Erzählungen charakterisiren soll, die Handlung gefördert; sie ist daher ein überflüssiges Einschiebsel, da eine Charakteristik dieser ganz nebensächlichen Personen durchaus nicht geboten ist. In der vierten Scene wird die Verwickelung der Handlung noch weiter gesteigert durch das Complot Kuppa's und seiner Genossen gegen das Leben des Herzogs und erreicht ihren Höhepunkt in der fünften Scene, in welcher Kuppa's Streben nach dem Herzogsstuhle hervortritt. Bis hierher ist der Aufbau des Ganzen kunstgerecht. Mit diesem Höhenpunkte der Verwickelung hätte aber der dritte Act schließen sollen. Es folgen indessen noch zwei, eigentlich drei Scenen: die Rettung des Herzogs Geyza durch Svatopluk, die Aufdeckung von Ilona's Abkunft und Trauung und die Billigung der letztern durch die herzoglichen Aeltern. Gleichzeitig werden nun in diesen drei Scenen auch die andern Grundideen des Dramas: die Festigung des Christenthums in Ungarn, der Anschluß an das Deutschthum und die Versöhnung der Magyaren mit den besiegten Mähren, wieder in den Vordergrund gerückt. Dies ist verfehlt. Nach der bisherigen Anlage hätte der durch die Liebe Svatopluk's und Ilona's veranschaulichte Widerstreit zwischen Liebe und Patriotismus der Mittelpunkt der Handlung bleiben und die Lösung des Conflicts durch die Rettung Geyza's durch Svatopluk herbeigeführt werden müssen.

Während mit dem dritten Act die dramatische Handlung und damit das Interesse des Zuschauers eigentlich zu Ende ist, muß der Verfasser im vierten Act neue Verwickelungen herbeiführen, um die ihm vorschwebende Idee des Christenthums und des Völkerfriedens noch schärfer hervorheben zu können. Dies verstößt gegen die Regeln der dramatischen Dichtkunst, welche bei einem fünfactigen Drama den Höhenpunkt der Krise am Schluß des dritten Acts verlangt. Der vierte Act soll die Peripetie enthalten, in der Tragödie den Umschwung des Glücks, im Schauspiel die allmähliche Aufwickelung des Knotens. Statt dessen wird hier im vierten Act nach dem glücklichen Abschluß des dritten wieder eine neue Verwickelung der Handlung herbeigeführt durch Kuppa's Verrath und Aufruhr und die Einnahme der Feste Ilva, welche Svatopluk und Ilona in Kuppa's Gewalt bringt. Durch das rechtzeitige Erscheinen Geyza's aber werden diese befreit, und hiermit schließt die dramatische Handlung zum zweiten mal ab. Dieses künstliche Zurückschrauben der Handlung stört den harmonischen Eindruck. Mit dem zweiten Abschluß der Handlung erlahmt das Interesse des Zuschauers gänzlich.

Der fünfte Act enthält auch thatsächlich keine weitere Handlung, sondern nur Declamation, welche den Ideen des sieghaften Christenthums und des Völkerfriedens Ausdruck geben soll. Dieser Act ist ganz undramatisch und schwächt den lebendigen Eindruck der vier ersten Acte in bedauerlicher Weise ab, so schön der geistige Inhalt desselben auch gedacht und ausgedrückt ist. Das Hauptmotiv der Handlung, der Widerstreit zwischen Liebe und Patriotismus, tritt in diesem Schlußact ganz in den Hintergrund, um die Nebenmotive hervortreten zu lassen und mit einer Verherrlichung des Völkerfriedens und des neuen Deutschen Reichs zu schließen, während doch die Schlußscene die Grundidee des ganzen Dramas widerspiegeln soll. Auch die phantastische Vision, in welche die Schlußscene ausläuft, dürfte bei der realistischen Richtung des Zeitgeistes die beabsichtigte Wirkung kaum erreichen.

Während somit die ersten drei Acte dramatisch geschickt aufgebaut sind, fallen die beiden letzten Acte ab und beeinträchtigen den Gesammteindruck.

Die Charakteristik der handelnden Personen ist correct und consequent. Da sind zunächst die idealen Gestalten des Svatopluk und der Ilona, die sich an Edelmuth und Opferwilligkeit überbieten; der groß- und edeldenkende Held Svatopluk, der als rechter Fürst sein unglückliches Volk nicht verlassen und eher die mächtige Liebe

in seiner Brust ersticken, als die geliebte Herzogstochter sein elendes Dasein theilen lassen will; dies liebende Weib Ilona, welche Vaterland, Aeltern und Fürstenglanz aufgibt und eher den Flammentod mit dem geliebten Manne sterben, als ihrer Liebe entsagen will. Da sind die beiden Pilger im Osten, Adalbert und Astricus, echte Prediger der christlichen Nächstenliebe, begeisterte Apostel der sieghaften Glaubenslehre. Herzog Geyza von Ungarn und seine Gattin Sarolta zeigen uns das Muster eines Fürstenpaares, wie es sein soll; Woyk (der spätere König Stefan) verkörpert die Grundsätze, durch welche er das Königreich gegründet und auf feste Grundlage gestellt hat:

Arm scheinet mir ein Reich und gar gebrechlich,
Das einer Zunge Volk nur in sich schließt.
. . . . . .
Dies schöne Land, das ich mein Vaterland
Zu nennen glücklich bin, soll allen Söhnen,
Die in ihm wohnen, eine Mutter sein,
Die ihnen allen gleiche Liebe schenket,
Nicht einem nimmt, was sie dem andern gibt,
Die keinem drohet, keines schreckt, von keinem
Den sklavischen Gehorsam fordert, der aus Furcht,
So lang sie eben währt, geleistet wird
Und gleich verschwindet, wenn sich Furcht in Rache
Zu wandeln die Gelegenheit erhält.
Wer Liebe säte, wird auch Liebe ernten,
Wer aber nach dem Grundsatz herrschen will:
Laßt sie mich hassen, während sie mich fürchten —
Der öffnet selber Thor und Thür dem Feinde
Und schaffet ihm mit unbedachter Hand
Ein Waffenarsenal im eignen Land!

Eine recht markige Charakterfigur ist die Oberpriesterin Zoltaná, welche freiwillig den Scheiterhaufen besteigt, um nicht den Untergang ihrer Götter zu erleben:

Sieg oder Tod! Ich kenne diese Losung!
Eh ihrer Götter Untergang sie sah,
Stieg in den Flammen sie zu ihnen auf!
Schad' um das Weib! Auf rechtem Wege hätte
Sie Großes ihrem edlen Volk geleistet.

Ein gut gezeichneter dämonischer Charakter ist Kuppa, Arpád's Urenkel, welcher vor keiner Schandthat zurückbebt, um seine selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen, während die Dankbarkeit und Treue des Dieners in Csóka einen würdigen Repräsentanten hat. Auch die Nebenpersonen sind sämmtlich gut gezeichnet. Ja, die magyarischen Edeln Kardos, Villám und Hári-Bogár sowie die Mordgesellen Ugro und Orbán sind durch wenige Pinselstriche geschildert und kleine Cabinetsstücke der Charakterzeichnung.

Die Diction verdient unbedingtes Lob. Es ist eine edle, würdevolle, durchgeistigte und doch anmuthige Sprache, reich an tiefen Gedanken und sinnigen Sentenzen. Wir wollen nur einige der letztern, zugleich als Stilproben, anführen. So sagt die Oberpriesterin, nachdem Astricus mit großer Verehrung von Adalbert gesprochen:

Verehrung seines Meisters in dem Munde
Des Schülers schmücket beide gleichermaßen.

Adalbert belehrt Csóka, welchen ein Verbrechen drückt, dessen Geheimhaltung er gelobt:

Kein Eid kann vor den Göttern gültig sein,
Womit man eine böse That verdeckt.

Liebevoll sagt Ilona zu dem von den Magyaren geschlagenen Svatopluk:

Wer Wunden schlug, so lehret mich mein Herz,
Der hat zunächt die Pflicht, sie auch zu heilen.

Mit offenbarer Anspielung auf die heutigen Zustände in Ungarn sagt Ilona weiter:

Ist denn dies schöne Land nicht groß genug,
Um mit dem Band des Friedens alle Kinder
Desselben zu umfassen und zu nähren?
Muß denn der eine Herr sein in dem Lande,
Der andre nur sein Knecht und auf dem Nacken
Das harte Joch der Unterdrückung tragen?
Wär's denn nicht besser, wenn sie brüderlich
Die Hände ineinander legten, glücklich
Sich gleicher Freiheit, gleichen Rechts erfreuend?

Den Grundsatz der christlichen Nächstenliebe spricht Adalbert folgenderweise aus:

Denn Wunden heilen, andern Freude schaffen,
Das ist der heiligste Beruf auf Erden,
Wodurch die Menschen Göttern ähnlich werden.

Die Macht der Ueberredung deutet Zoltána an mit den Worten:

Denn wer das Ohr besitzt, beherrscht das Herz.

Der listige Kuppa sagt, seinem Charakter entsprechend:

Wer die Gelegenheit
Nicht gleich am Schopfe faßt, dem kehrt sie gern
Den Rücken.

Zu ihm aber spricht die energisch und stolz denkende Oberpriesterin:

Echte Männer
Dünkt mich, verdanken niemals gern dem Zufall,
Was eigner Kraft und eignem Muth gelingt.

Woyk huldigt dem Fortschritt mit den Worten:

Der Abend geht, damit der Morgen komme;
Wie bricht das Neue doch so schwer sich Bahn,
Wo noch das Alte ruht auf starken Säulen!

Wenn etwas an der Diction auszusetzen ist, so wäre es allenfalls die mitunter etwas zu sehr theoretisirende Sprache, welche namentlich in der Liebesscene zwischen Svatopluk und Ilona, der vierten des zweiten Acts, nicht recht am Platze ist.

Der Dialog ist entschieden nicht flüssig genug. Diese durch das ganze Drama gehenden langen Reden und Gegenreden ermüden im höchsten Grade.

Der Verfasser hat mit Recht den fünffüßigen reimlosen Jambus gewählt, welcher das geeignetste Versmaß für das moderne Drama ist. Die Verse sind leichtflüssig und correct.

In das Drama sind auch eine Hymne und zwei Balladen eingeflochten. Das ist undramatisch, um so mehr, als sie von bedeutender Länge sind und die beiden Balladen nicht einmal den Zweck haben, die passende Stimmung vorzubereiten.

Was endlich die Bühnentechnik des Dramas anbelangt, so ist der häufige Wechsel des Orts dem raschen Fortgange der Handlung sehr hinderlich. Im ersten Act haben wir zwei, im zweiten drei, im dritten nicht weniger als sechs, im vierten vier und im fünften Act fünf Verwandelungen. Die langen Zwiegespräche und Monologe bieten dem Schauspieler schwer zu bewältigende Schwierigkeiten, während sie den Zuschauer ermüden. Zur Aufführung scheint das Drama daher kaum geeignet zu sein.

2. Harteneck. Trauerspiel in fünf Acten von M. Albert. Wien, Graeser. 1886. 8. 2 M.

Wenn ein Volk unter politischem Drucke seufzt, so erinnert es sich gern der Zeiten seines Glanzes, der Helden seiner Vergangenheit. In dieser Lage befinden sich gegenwärtig die siebenbürger Sachsen, deren Rechte und Freiheiten seit dem Jahre 1867 Schritt für Schritt von der Hand der magyarischen Machthaber zertrümmert wurden. Kein Wunder, daß unsere Dichter in die Vergangenheit zurückgreifen, um die Erinnerung an den frühern Glanz in unsern Herzen wachzurufen, daß sie die Heldengestalten vergangener Tage uns vorführen, um unser verzagendes Gemüth an ihnen aufzurichten, uns mit neuem Muth zu beleben.

Eine solche Heldengestalt der sächsischen Vergangenheit ist der Comes der sächsischen Nation, Johann Zabanius Sachs von Harteneck, welcher an der Neige des 17. Jahrhunderts nicht wenig dazu beitrug, daß die österreichische Herrschaft in Siebenbürgen festen Fuß faßte. Doch Undank war stets der Lohn für die Anhänglichkeit der Sachsen an Oesterreich. Harteneck fiel den Intriguen seiner politischen Feinde zum Opfer und mußte zum Lohn für sein Wirken das Schaffot besteigen.

Das Geschick Harteneck's war ein echt tragisches. M. Albert hat denn auch diese Heldengestalt zum Mittelpunkt seines Dramas gemacht.

Ich will mit einer Skizzirung des Inhalts beginnen. Erster Act: Elisabeth, die Gattin Harteneck's, wähnt sich von diesem vernachlässigt und hat mit Akton, dem Adjutanten des commandirenden Generals in Siebenbürgen, des Grafen Rabutin, ein Verhältniß angeknüpft. Als Akton auf Geheiß der Generalin dasselbe abbricht, glaubt Elisabeth, nur durch seinen Tod ihrer Rache genügen zu können, und bestimmt Akton's Diener Adam, seinen Herrn zu vergiften. Harteneck ist bestrebt, die Verbindung Siebenbürgens mit Oesterreich zu festigen, um der abendländischen Cultur die Pforten Siebenbürgens zu erschließen, während die Führer der Magyaren und Szekler Siebenbürgens die Verbindung mit Oesterreich wieder aufzulösen trachten. Diese, der Gouverneur Graf Georg Bánffy und der Kanzler Graf Nikolaus Bethlen, suchen daher Harteneck zu stürzen, indem sie den gewesenen Bürgermeister von Schaessberg, Sabuller von Rosenthal, Harteneck's größten Feind, begünstigen. Rosenthal war von Harteneck wegen Falschmünzerei in Untersuchung gezogen, aber auf Verwendung Bethlen's vom Kaiser Leopold begnadigt worden. Harteneck zieht ihn nun wegen betrügerischer Verwaltung von neuem in Untersuchung.

Zweiter Act: Akton macht General Rabutin's Eifersucht auf Harteneck rege, indem er ihn, selbst in Irrthum befangen, glauben macht, daß zwischen seiner Gemahlin Eugenie und Harteneck ein zärtliches Verhältniß bestehe. Zugleich stellt sich heraus, daß Adam's Anschlag auf Akton's Leben mislungen ist. Es folgt nun eine stürmische Landtagsscene, in welcher Harteneck Bethlen's Ränke aufdeckt und zu nichte macht. Als darob großer Tumult entsteht und Harteneck's Sicherheit bedroht wird, erscheint Rabutin und erklärt den Landtag für aufgelöst.

Dritter Act: Elisabeth beschließt, den zu ihr geflüchteten Adam, den Helfer und Zeugen ihres verbrecherischen Anschlags auf Akton's Leben, aus der Welt zu schaffen. Die Untersuchung gegen Rosenthal hat dessen Schuld erwiesen und Harteneck überliefert ihn dem Schaffot. Der Gerechtigkeit geschieht Genüge und Harteneck's größter Feind, der Hemmschuh seiner Pläne, ist aus dem Wege geräumt. Da wird er in das Vergehen seiner Gemahlin eingeweiht. Er schwankt zwischen dem Entschluß, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, dadurch sein Haus mit Schande zu bedecken und seinen dem Wohle seines Volks geweihten Einfluß auf den Gang der politischen Ereignisse zu verlieren, und dem Wunsche, sein Haus vor Schande zu bewahren und seine großen Pläne durchzuführen, dabei sich selbst aber mit schwerer Schuld zu beladen. Er entscheidet sich für letzteres und läßt seiner Gemahlin freie Hand, Adam aus der Welt zu schaffen.

Vierter Act: Adam wird von Elisabeth's Helfern ermordet, die That wird aber ruchbar. Zugleich wird Rabutin's Eifersucht durch einen verdächtigen Umstand bestärkt. Dazu kommt nun die Thatsache, daß Bethlen wegen Rosenthal's Hinrichtung trotz der kaiserlichen Begnadigung beim Kaiser die Verhaftung Harteneck's wegen Hochverraths erwirkt hat. Rabutin läßt daher Harteneck fallen und glaubt durch eine Versöhnung mit Bethlen den Sieg Oesterreichs erreichen zu können. Bei einem Festmahl wird Harteneck verhaftet. Im Bewußtsein seiner Schuld wehrt er dem Volke, ihn mit Gewalt zu befreien.

Fünfter Act: Eugenie's Unschuld kommt ans Licht, Elisabeth sühnt ihre Schuld durch freiwilligen Tod. Rabutin reut die Wendung der Dinge, allein ein Schreiben des Kaisers, welches Harteneck's Begnadigung und Bethlen's Verhaftung anordnet, kommt zu spät — Harteneck's Haupt war schon gefallen.

Wie wir aus dem skizzirten Inhalt sehen, ist der Aufbau der dramatischen Handlung tadellos durchgeführt. Die Exposition des ersten Acts versetzt uns sofort in medias res, und nicht etwa durch langathmige Erzählungen, sondern durch unmittelbare lebendige Handlung. Der verbrecherische Anschlag Elisabeth's bereitet die dem düstern Stoffe und Zeitgemälde entsprechende Stimmung vor. Dann führt uns der erste Act die gewaltige

Figur des Helden vor, und der Actschluß faßt das Ergebniß der Exposition in dem Entschluß Harteneck's zusammen, den Gegner seiner edeln Ziele, Rosenthal, dem verdienten Tode zu weihen. Der zweite Act schürzt den Knoten fester. Die Eifersucht Rabutin's, das Mislingen des Anschlags auf Akton's Leben, die Ränke Bethlen's bringen größere Verwickelung in die Handlung. Wirkungsvoll schließt der Act mit der Auflösung des stürmischen siebenbürgischen Landtags. Der dritte Act bringt die Krise. Harteneck erreicht den Gipfel der Macht durch die Vernichtung seines Gegners Rosenthal. Zugleich gewinnt die Handlung die höchste Spannung durch die Schuld, welche Harteneck auf sich ladet. Echt dramatisch schließt dieser Act mit dem verhängnißvollen Entschluß desselben. Der vierte Act zeigt uns die Peripetie, den Umschwung des Glücks durch Offenbarung von Harteneck's Schuld. Wieder schließt der Act echt dramatisch mit seiner Verhaftung. Zugleich erhebt der Held sich wieder zu tragischer Größe durch Erleichterung des schuldbeladenen Gewissens. Der fünfte Act führt in richtigem dramatischen Verständniß mit wohlbemessener Kürze die Katastrophe, die tragische Vergeltung durch Läuterung der Schuld und den Untergang des Helden herbei. Wie hier gezeigt, vollzieht sich die dramatische Handlung mit bewundernswerther Correctheit.

Auch die Charakteristik der handelnden Personen muß im allgemeinen als gelungen bezeichnet werden. Nur herrscht etwas zu viel Schatten vor. Es ist kaum eine Gestalt vorhanden, auf welcher unser Auge mit Wohlgefallen ruhen kann. Die Generalin allein ist eine solche Gestalt, doch tritt sie zu selten auf, um einen entsprechenden Gegensatz zu den einander die Hand reichenden düstern Scenen zu bilden. Das meiste Interesse nimmt der Held des Dramas in Anspruch. Harteneck ist eine entschieden tragische Figur. Als Haupt des kleinen Völkersplitters der Sachsen unternimmt er es, das Schicksal Siebenbürgens nach seinem Willen lenken zu wollen:

> Der kleine Mann des winzig kleinen Volks,
> Er übersteigt sein Maß, und er muß fallen —

sagt Bethlen von Harteneck und ruft ihm selbst an einer andern Stelle zu:

> Für ruh'ges Werden mangelt Euch der Sinn,
> Und allem greift Ihr vor mit dreister Hand.

Harteneck sagt im Kerker:

> Dem Comes galt der Richterspruch, dem Manne,
> Der in die Zügel griff dem Völkerschicksal.
> Zu schnell, zu weit hab' ich mich vorgewagt,
> Die Luft zum Sturm, das Licht zum Blitz gesteigert,
> Bis mich zu Boden warf der Zorn der Zeit.

Wir finden also in Harteneck's Charakter das wahre Motiv der historischen Tragödie, den Conflict, in welchen sich der einzelne mit der bestehenden Weltordnung setzt. In den Handlungen Harteneck's liegt aber zugleich das Motiv der sittlichen Collision zwischen Pflicht und Schonung seiner Familie. Beide Conflicte vereinigen sich, um den Untergang des Helden herbeizuführen. Elisabeth zeigt uns das nach Liebe verlangende leidenschaftliche Weib, welches zur Verbrecherin wird, weil ihrem Verlangen nicht Genüge geschieht. Ihr Mordanschlag auf Akton scheint aber doch etwas zu wenig motivirt zu sein, und noch weniger die Ermordung Adam's durch drei Mitwisser, um den einen Zeugen aus der Welt zu schaffen. Rabutin ist ein gut gezeichneter Repräsentant des rauhen Kriegerthums jener Zeit, seine Gemahlin Eugenie neben dem nur flüchtig auftretenden Stadtpfarrer Zebenius die einzige Vertreterin makelloſen Seelenadels. Eine markige Charakterfigur ist die mephistophelische Ausgeburt jener blutgetränkten Kriegszeiten, Schuller von Rosenthal, der mit brutaler Gewalt Recht und Gesetz unter die Füße treten zu können wähnt. Die übrigen Personen zeichnen sich nicht durch originelle Charakterzeichnung aus, sind aber vollkommen correct in den Rahmen des Dramas eingefügt, um die Handlungen der Hauptpersonen zu illustriren und zu motiviren.

Die Diction zeigt Kraft und Würde. Wenn sie weniger poetischen Hauch athmet als das Malmer'sche Drama, so liegt dies zum großen Theil wol auch in dem düstern Stoffe. Doch scheint Albert die Sprache überhaupt nicht ganz so in der Gewalt zu haben wie Malmer. Albert's Sprache ist zwar sehr reich an Metaphern, doch erscheinen diese mitunter gekünstelt und gezwungen, z. B.:

> Heut wär' dies Reich ein Stück geborstnen Eises,
> Darauf wir trieben ohne Steu'r und Ruder,
> Darauf wir blutig selber uns zerfleischten,
> Bis uns verschlingt der Grimm der trüben Woge....
>
> Und dieses Volk, wofern
> Es Scham und Sittlichkeit von sich geworfen,
> Mit des Gesetzes Besen will ich's stäupen,
> Bis in dem Schmerz der Zucht erstickt die Sünde....
>
> Herr Comes, leert den Köcher Eurer Rede
> Bis auf den letzten Pfeil, denn Freie sind wir!...
>
> Die Erde bricht entzwei, der Himmel stürzt....

Dagegen finden wir auch bei Albert manch schöne Sentenz:

> Im Käfig erst hat man den Vogel sicher....
>
> Des Menschen Irrthum ist des Menschen Pein....
>
> Muß gewagt sein,
> Dann ist ein Wagniß mir kein Wagniß mehr....
>
> Das Schwanken und der Zweifel macht uns elend....
>
> Wenn das Erbarmen herrscht, nicht das Gesetz,
> Dann lenkt ein Kind die menschlichen Geschicke....

Der Dialog ist lebendig und fließend, die Handlung schreitet rasch und stets spannend fort.

Das Versmaß, reimloser fünffüßiger Jambus, ist tadellos.

In bühnentechnischer Hinsicht ist die Gliederung in Acte und Scenen vortrefflich. Jede einzelne Scene hat ihre vollgültige Bedeutung für den ganzen Organismus der Handlung. Verwandelungen kommen nur sehr wenige vor, je eine im zweiten, vierten und fünften Act.

„Harteneck" ist ohne Zweifel das bedeutendste der bisher aus siebenbürgisch-deutscher Feder hervorgegangenen Dramen

und wird auch in der deutschen dramatischen Literatur einen ehrenvollen Platz einnehmen. Es bekundet einen bedeutenden Fortschritt gegen Albert's Erstlingsdrama „Die Flandrer am Alt", und läßt hoffen, daß wir noch manche schöne Frucht von seinem poetischen Talent zu erwarten haben.

Joseph W. Filtsch.

Zur Literatur über Voltaire.

Voltaire's Leben und Werke von Richard Mahrenholtz. Erster Theil: Voltaire in seinem Vaterlande (1697—1750). Oppeln, Franck. 1885. Gr. 8. 5 M.

Ueber das Leben und Wirken Voltaire's liegen zahlreiche und zum Theil sehr tüchtige Arbeiten vor: so hat unter andern Hettner in seiner großen Literaturgeschichte ein abgerundetes Bild von dem großen Denker und Dichter Voltaire gegeben, so hat David Strauß eine bahnbrechende Biographie desselben verfaßt und der Franzose Desnoireterres ein bändereiches Werk über seinen großen Landsmann veröffentlicht. Wie vortrefflich nun aber auch diese Werke in vieler Beziehung sein mögen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die beiden erstern den Fortschritten nicht mehr entsprechen, welche die Voltaire-Forschung seit ihrem Erscheinen gemacht hat, und daß das letztere nicht frei von einseitig nationalen Anschauungen und selbst Vorurtheilen ist, nur auf französischem Quellenmaterial beruht und im ganzen genommen mehr eine Darstellung von Einzelporträts und Einzelschilderungen als eine wahrhaft zusammenhängende Geschichte Voltaire's und der französischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts genannt werden kann. Mit Recht hat daher Richard Mahrenholtz sich die Aufgabe gestellt, eine neue Biographie Voltaire's auf Grund der neuesten Forschungen zu entwerfen und in derselben die Resultate mitzutheilen, die ihm eine sorgfältige Untersuchung der ästhetischen und kritischen Seite der Werke Voltaire's geliefert hat. Von diesem Werke liegt uns bisjetzt der erste Theil vor, von dessen Inhalt wir in Folgendem eine kurze Skizze entwerfen wollen.

Im ersten Abschnitt bespricht der Verfasser zunächst die Urtheile, welche die Zeitgenossen in Frankreich, Deutschland, England und Italien über den Charakter und die schriftstellerische Thätigkeit Voltaire's gefällt haben; hierauf betrachtet er in kritischer Weise die zahlreichen Documente und Schriften, welche für die Beurtheilung der schriftstellerischen Thätigkeit, die Lebensumstände und die Darstellung der Einzelheiten der literarischen Stellung Voltaire's von Wichtigkeit sind. Zu diesen Schriften gehören vor allen die Correspondenz Voltaire's, sein „Commentaire historique", seine „Mémoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire", dann die Biographien seiner Secretäre Wagnière, Longchamps, Cothin, ferner die des Abbé du Vernet, Cardorcet's u. a. sowie auch die Veröffentlichungen der ausgesprochenen Verleumder und Gegner Voltaire's, z. B. des Abbé Gaultier, des Arztes Trouchin, des Jesuiten Hazel. Nachdem so der Verfasser die Urtheile der Zeitgenossen mitgetheilt und nach ihrer Glaubwürdigkeit geprüft hat, geht er zur Darstellung der Werthschätzung über, welche Voltaire nach seinem Tode in den Perioden der Revolution, der Kaiserzeit, der Restauration und bis auf unsere Zeit gefunden hat, in der man endlich zu einer rein historischen Anschauung, zu einer wahrhaft objectiven Forschung gelangt ist.

Im zweiten Abschnitt, der die Jahre 1694 bis 1714 umfaßt, schildert der Verfasser das Leben Voltaire's im Vaterhause, seinen Aufenthalt im Jesuitencolleg Louis le grand, seinen Umgang mit jenen leichtlebigen Abbés und oberflächlich denkenden Edelleuten, die im sogenannten Temple ihren Versammlungsort hatten, seine Reise nach dem Haag als Page des Marquis Châteauneuf, seine Liebschaften daselbst mit Olympie Dunoyer, seine spätere Anstellung bei dem Notar Alain in Paris und seine Aufnahme bei dem Marquis von Caumartin auf dem Schlosse St.-Ange bei Fontainebleau. Unbedeutend sind selbstverständlich Voltaire's Dichtungen in dieser Zeit, wie z. B. seine Ode an die heilige Genoveva und sein dramatischer Versuch „Amulius und Numitor", welche beide noch auf dem Colleg entstanden; dagegen verrathen die Dichtungen, die aus der Anregung jenes literarischen Kreises im Temple hervorgingen, schon den spätern Voltaire mit seinem kirchlichen und politischen Freisinn, seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft, seiner Spottsucht und Heuchelei. In den für vertraute Kreise bestimmten Dichtungen spottet er z. B. des Messiasthums und der übernatürlichen Geburt Christi, während er in andern, wie in der Ode „Sur le vrai dieu", um einigen mächtigen Frömmlingen zu gefallen, den vulgärsten Gottesglauben predigt; in der Ode „Sur les malheurs du temps" klagt er über die politischen Zustände der Zeit, im „Antegiton" feiert er die Kunst und die berühmte Schauspielerin Lecouvreur, und in der Satire „Le Bourbier" gibt er den Homerverbesserer Lamotte dem Gelächter preis.

Der dritte Abschnitt umfaßt die Zeit von 1715 bis 1726. Die äußern Thatsachen und Ereignisse im Leben Voltaire's, die wir allerdings nur mit einem Worte andeuten können, sind: seine Verbannung nach Sulli sur Loire, wo er die Bekanntschaft und Gunst des Herzogs von Sulli sich erwirbt; seine Einsperrung in die Bastille, die ihm ein Spottgedicht auf den sittenlosen Regenten Philippe d'Orleans zugezogen; eine zweite Verbannung infolge eines auf ihn gefallenen fälschlichen Verdachts, der Verfasser eines andern Pamphlets auf den Regenten zu sein; seine spätern Wanderungen von Schloß zu Schloß (1719—21); seine Finanzspeculationen; seine Reise nach Holland (1722) in Gesellschaft der Frau von Ruppelmonde; sein Umgang

in Brüssel mit dem verbannten Odendichter J. B. Rousseau; seine Rückkehr nach Frankreich und seine abermaligen Wanderungen zu seinen Freunden und Freundinnen; endlich seine Vorstellung beim Herzog von Bourbon und der neuvermählten Königin von Frankreich. Von den Dichtungen aus dieser Periode sind zunächst zu nennen die drei Tragödien „Artémise", „Mariamne", „Oedipe". Der „Oedipe" sollte nach der anfänglichen Idee des Verfassers ganz im Sophokleischen Geiste gedichtet werden und somit in einem scharfen Contrast stehen zu der halbantiken französischen Tragödie mit ihrer unwahren Rhetorik, ihrer höfischen Etikette, ihren gekünstelten Liebesschilderungen und Liebesintriguen; allein wie hätte ein solches Stück bei dem Publikum und den Schauspielern, die an dem Tragödienschema des 17. Jahrhunderts festhielten, Aufnahme finden können! So wurde denn Sophokles durch Corneille verdrängt und das Stück im Geiste des letztern vollendet. Dasselbe hatte übrigens trotz seiner ästhetischen Mängel einen überaus glänzenden Erfolg und verlieh dem Verfasser mit einem Schlage in dichterischer wie gesellschaftlicher Beziehung einen hohen Rang. Voltaire gewann durch sein Werk die Gunst des Marschalls Villars und des Bankiers Hagnière; der Herzog von Orléans beschenkte ihn mit einer Pension und goldenen Medaille, und die Mutter des Regenten nahm gnädigst die Widmung des Dramas an. Die „Artémise", aufgeführt den 15. Februar 1720, hatte einen gänzlichen Misserfolg, und in der „Mariamne" wurde auch wieder das gewohnte Schema der französischen Tragödie, Liebe, Eifersucht und Intrigue, zu Grunde gelegt, doch in wenig genialer Weise ausgeführt; die übertrieben heroische Zeichnung der weiblichen Charaktere verrieth wieder den verderblichen Einfluß Corneille's. Ferner gehören dieser Periode an: die Komödie „L'indiscret", die „Epître à Uranie", die allerdings erst 1732 veröffentlicht ward, und das berühmte Epos „La Henriade". Die Komödie ist ein leichtes, aber gewandtes und lebendiges Stück, worin die Zeichnung der Hauptcharaktere unverkennbar treu und naturwahr ist, die „Epître" verkündet mit begeisterten Worten die Religion der Liebe und der Toleranz und den reinen, unverfälschten Deismus im Gegensatz zu der staatlichen und kirchlichen Verfolgungssucht und zu dem finstern Glauben der Inquisitionstribunale; die „Henriade" richtet sich gegen den Fanatismus und die Ränkesucht der Kirche, sie bekämpft die Sonderinteressen intriguirender Edelleute und verherrlicht das moralische Princip in Heinrich IV., der als Feldherr, als freidenkender Theist und als Humanitätsprediger gefeiert wird. Das Epos hatte einen ungemeinen Erfolg; es wurde ins Italienische, Holländische, Deutsche und selbst Lateinische übersetzt; der König von England machte dem Autor ein Geschenk von 6000 Pfund Sterling, und eine Subscription trug in England 20000 Francs ein.

Der vierte Abschnitt behandelt die Periode von 1726 bis 1734. Die äußern Ereignisse im Leben Voltaire's sind hier: erstens die ganz unverdiente Demüthigung, die er durch einen rohen Junker, den Chevalier de Rohan-Chobot, erfuhr, dessen Familie sogar seine nochmalige Einkerkerung in die Bastille bewirkte; ferner seine Abreise nach England und sein Aufenthalt daselbst (1726—29), der für seine literarischen wie politischen Anschauungen von so großer Bedeutung werden sollte; hierauf sein jahrelanges ruheloses Umherirren in Frankreich, bis er 1734 im Hause des Marquis du Châtelet in Cirey einen sichern und angenehmen Aufenthaltsort fand. Sehr zahlreich sind die in dieser Zeit entstandenen Dichtungen und in Prosa verfaßten Werke. Rein lyrischen Charakters sind: seine tiefempfundene Trauerode auf den dahingeschiedenen Freund Faluère de Genonville, das Gedicht „Temple de l'amitié", worin die wahre und ideale Freundschaft gefeiert wird, die Elegie auf die früh gestorbene, allgemein betrauerte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, in welcher er eine scharfe Polemik gegen die Geistlichkeit richtete, da diese der Künstlerin ein kirchliches Begräbniß verweigert hatte; satirischen Charakters sind: die Ode „Auf den Fanatismus", eine bittere Kritik der unchristlichen Verfolgungswuth der Jesuiten und Jansenisten, die Epistel „Sur la calomnie", welche den heuchlerisch frommen Rousseau geißelt, die versificirte Erzählung „La mule du pape", in welcher die päpstliche Gewalt als das Resultat eines zwischen Teufel und Papst geschlossenen Vertrags hingestellt wird, und zuletzt „Le temple du goût", eine zusammenfassende Kritik der Tagesgrößen, die ihm als Dichter und Kritiker im Wege standen. Aufgenommen in diesen Tempel wurden nämlich nur diejenigen, deren Geist auf die späteste Nachkommenschaft übergeht, ausgeschlossen daher alle, die nur den Geist ihrer Zeit ausstrahlen, also alle, die den literarischen Coterien und den frommen Cliquen der Zeit angehören. Und zugleich werden auch manche Bestrebungen der frühern Zeit dem Witz preisgegeben: die gothische Baukunst, die Romandichtungen in Scuderi'scher Manier sowie die Originalität eines St. Evremond; bedingungslos verherrlicht wird nur Racine, wogegen Corneille's spätere Dichtungen und Molière's niedere Komik bittern Tadel erfahren. Den „Temple" kann man daher als eine Schutzschrift für Geistesgröße und Geistesfreiheit gegenüber der Mittelmäßigkeit und unfreien Beschränktheit bezeichnen, nur daß diese hohe Anschauung überall durch des Dichters Laune und Interessen beeinträchtigt wird. Auch die dramatische Poesie ist in diesem Zeitraum durch mehrere namhafte Werke vertreten, in denen sich eine mehr oder weniger accentuirte Hinneigung des Dichters zu dem Geschmack Shakspeare's ausspricht. In der Tragödie „Brutus" deutet allerdings die Wahl des Stoffs sowie die Verherrlichung altrömischer Tugend und Selbstentsagung auf das Vorbild Corneille's hin, aber die Tendenz ist doch entschieden monarchisch und darin ist der Einfluß von Shakspeare's „Julius Cäsar" nicht zu verkennen. Noch mehr als „Brutus" verdankt „La mort de César" dem Einflusse Shakspeare's; denn offenbar hat Voltaire in der Einführung der Volksscenen dieses Stücks den englischen Dichter nachgeahmt;

übrigens sind in dieser Tragödie die eigenen damaligen ästhetischen Ansichten des Dichters durchgeführt, der, von dem Einerlei galanter Liebesepisoden und rhetorischer Declamationen in der französischen Tragödie angewidert, für die Einfachheit der antiken Tragödie schwärmte. Auch die dritte Tragödie: „Eryphile", zeigt den Einfluß Shakspeare's, aber es ist ein ganz äußerlicher und unglücklicher; denn er besteht darin, daß Voltaire, wie später in der „Semiramis", ein Gespenst, nämlich den Geist des verstorbenen Königs von Argos, auf die Bühne brachte, wogegen er in der Schilderung der Charaktere und in den grellen Contrasten der Handlung dem Einflusse Corneille's aufs neue verfiel. In der nächsten Tragödie aber, der berühmten „Zaïre", wendet sich Voltaire von der Corneille-Manier ab und lehnt sich enger an Racine, an Sophokles und an Shakspeare an. Zudem erweitert er den Stoff und den Gesichtskreis seiner Tragödien. Während sie bisher ausschließlich in der vornehmen Welt spielen und der Entwickelung menschlicher Gefühle den Zwang der höfischen Etikette auferlegen, während der Stoff aus der griechisch-römischen Geschichte gewählt, aber völlig modern-französisch zugeschnitten ist, wird mit der „Zaïre" der Bann des Höfischen und Aristokratischen durchbrochen, werden echt menschliche Gefühle und Gegensätze vorgeführt; der enge Horizont der antiken Sage und Geschichte erweitert sich zur Weltgeschichte, und es werden gerade moderne Verhältnisse zum Gegenstand der Dichtung gemacht. Die wesentliche Bedeutung der „Zaïre", die einen glänzenden Erfolg hatte, liegt daher erstens in der Nachahmung von Shakspeare's „Othello", dann in der unfranzösischen Neuerung, eine Sklavin zur Hauptperson zu machen und ihr menschliches Gefühl über höfische Rücksichten triumphiren zu lassen, endlich in der Verkündigung der christlichen Liebe und Toleranz, welche der Angelpunkt des ganzen Stücks ist.

Was ferner die Prosaschriften dieses Zeitraums betrifft, so sind hervorzuheben: erstens der „Essai sur la poësie épique", eine zusammenhängende Kritik der epischen Dichtung von Homer bis auf Milton; zweitens der „Essai sur les guerres civiles de France", der besonders Heinrich IV. als ein Lichtbild aus dem Dunkel der Ligakriege hervortreten läßt; drittens die berühmte „Histoire de Charles XII" und viertens die „Lettres sur les Anglais". Die „Histoire", zwar ohne gründliches Quellenstudium gearbeitet, war dennoch in einem damals so neuen, anziehenden und alles ermüdende Detail abweisenden Stil geschrieben, daß sie allgemeine Begeisterung hervorrief; übrigens gehörte dieselbe noch nicht der neuen, von Voltaire später begründeten Historik, sondern der hergebrachten Geschichtschreibung an, wonach nicht die innern Zustände der Länder und die bewegenden Zeitideen, sondern Schlachten und Märsche, höfische Händel und persönliche Beziehungen die Hauptgegenstände der Darstellung sind. Die „Lettres", die ihres Inhalts wegen auf Parlamentsbeschluß öffentlich verbrannt wurden, richten sich gegen die bestehenden Verhältnisse in Staat und Kirche und scheuen, trotz aller Verhüllungen und scheinbaren Unterwerfung unter das kirchliche Dogma, selbst eine Verspottung Christi und der Apostel, der Taufe, des Abendmahls und der französischen Geistlichkeit nicht. In den vier ersten Briefen, welche die Quäker behandeln, wird in Fox, dem Stifter der Quäkergemeinde, Christus parodirt, und in seinen Anhängern werden die Jünger und Apostel Christi bespöttelt; im fünften Briefe, welcher die anglikanische Kirche behandelt, wird in der englischen Geistlichkeit vielfach nur der französische Klerus mit seiner Habgier und Verfolgungssucht geschildert und schließlich die Sittenreinheit der erstern der Frivolität französischer Abbés gegenübergestellt. In den Briefen über das Parlament, die englische Regierung, den Handel Englands, über Bacon, Locke, Descartes und Newton tritt die Absicht immer deutlicher hervor, alles Englische auf Kosten der französischen Verhältnisse zu verherrlichen: so steht z. B. das englische Parlament als Vertreter der Landesinteressen in grellem Gegensatz zu dem französischen mit seiner religiösen Beschränktheit und einseitigen Bevorzugung der Standesinteressen; so wird die Beschränkung des Absolutismus in England gegenüber der schrankenlosen Willkür der französischen Herrscher und ihrer Favoriten hervorgehoben; endlich im letzten Briefe kritisirt Voltaire in bitterster Weise Pascal, den gefeierten Vorkämpfer des Kirchenglaubens, und reizt dadurch den Zorn der französischen Staatsmänner und geistlichen Würdenträger aufs äußerste.

Der fünfte Abschnitt enthält die Schilderung der Periode von 1734 bis 1739. Aeußere Ereignisse sind in dieser Zeit die folgenden: ein kurzer Besuch, den Voltaire von Cirey aus dem Herzog von Lothringen am Hofe zu Lunéville abstattet; eine Reise nach Amsterdam und Brüssel, wo er als vielgerühmter Dichter große Triumphe feiert; die ersten Beziehungen zu dem preußischen Kronprinzen, dem spätern König Friedrich II.; und mannichfache Kämpfe und Processe mit dem Abbé Desfontaines, der auf Voltaire's herausfordernde Schrift „Le Préservatif" mit der „Voltairomanie" antwortet, sowie mit seinen Gegnern Piron, Hyacinthe und J. B. Rousseau. Sehr zahlreich und theilweise von höchster Bedeutung sind die in diesen Jahren während seines Aufenthalts in Cirey entstandenen Werke; zunächst begegnen uns hier die Tragödien „Adelaïde du Guesclin", „Alzire" und „Mahomet". Die erstere sollte eine nationale Dichtung werden und das französische Ritterthum in der Zeit der englisch-französischen Kriege verherrlichen, doch Mangel an Handlung und Fehler in der Charakterzeichnung ließen sie bald von der Bühne verschwinden; die beiden nächsten Dramen sind gegen den Katholicismus und das Christenthum gerichtet: die „Alzire" hat zur Tendenz, die Greuel der Heidenbekehrung zu geißeln und die gewaltsame Unterdrückung friedlicher Naturvölker in ein gehässiges Licht zu setzen; wie in der „Zaïre" ist die echte, unverkünstelte Liebe wieder zum Mittelpunkt des dramatischen Interesses geworden, doch ist die Charakterzeichnung theilweise unwahr und verzerrt; der „Mahomet"

ist ein Stück von nicht unbedeutender Bühnenwirksamkeit, zeigt aber im ganzen die Fehler der Dramen Corneille's: Unwahrscheinlichkeit und Unnatur, Bombast der Redeweise, Uebertreibung des Tragischen, Galanterie und tragikomischen Abschluß; die Tendenz desselben ist, religiöse Heuchelei und den Katholicismus zu geiseln, doch zollt Voltaire in diesem Drama dem Stifter der christlichen Religion wegen seines Theismus und seines Gegensatzes zu dem herrschsüchtigen Priesterthum hohe Verehrung. In dieser äußerst fruchtbaren Periode entstehen ferner noch eine Reihe Komödien, ein zweites episches Gedicht und mehrere lyrisch-satirische Dichtungen. Die Komödien, wie „L'Enfant prodigue", „L'Échange", „Les Originaux", sind im allgemeinen Abbilder der alltäglichen Wirklichkeit, die eine moralische Tendenz haben und den Uebergang vom Rührenden und Pathetischen zum Lachenerregenden, den auch die einfache Natur zeige, widerspiegeln; es sind demnach Gesellschafts- oder Salonstücke voll prosaischer Lehren, denen witzige Sentenzen und geistvolle Pointen einigen Reiz verleihen, das wahrhaft dramatische Leben dagegen und die Bühnenwirkung abgehen. Das epische Gedicht dieser Periode ist die berüchtigte „Pucelle d'Orléans". Hier bricht der Dichter mit allem, was zur äußern Form wie zum innern Wesen der katholischen Kirche gehört; alle Schattenseiten der kirchlichen Corruption, der Heiligencultus, der Wunderglaube, die Inquisition, die Unsittlichkeit der Priester, das Unwesen der Nonnenklöster, die galanten Abenteuer vor dem Beichtstuhle u. s. w. werden einem vernichtenden Spotte preisgegeben; dagegen aber bricht der Dichter nicht mit der nationalen Ueberlieferung, denn die Engländer verhalten sich zu den Franzosen wie prosaische Caricaturen zu poetischen Lichtbildern; selbst Karl VII. läßt uns durch ritterliche Tapferkeit seine unwürdige Liebelei vergessen. Dieses seinem Inhalte nach so unmoralische und darum auch ästhetisch verwerfliche Werk ward übrigens — charakteristisch genug — das Erbauungsbuch der vornehmen Gesellschaft in ganz Europa. Zu den didaktischen und satirischen Gedichten dieser Periode gehören: das Poem „Sur la paix de 1736", worin die Kriege als die schlimmsten Verderber der heißersehnten Periode philosophischer Cultur dargestellt werden, und die Satiren „Le Mondain" und „Défense du Mondain", worin der Segen moderner Cultur und philosophischer Weisheit gepriesen wird; satirischen Inhalts sind die „Ode sur l'Ingratitude" und das Gedicht „La Crêpinade", welche Desfontaines und J. B. Rousseau in einer persönlichen, jeder Anstandsrücksicht baren Weise geiseln. Die größte Bedeutung haben jedoch die in dieser Periode entstandenen philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften. Zu den erstern gehören der berühmte „Traité de métaphysique" und der „Discours en vers sur l'homme". Im „Traité" ist Gott zwar der Schöpfer der Welt, aber um das Gute und Böse in derselben bekümmert er sich aus respectvoller Beachtung des freien Willens der Menschen nicht; von Strafen und Belohnungen ist weder im Diesseits noch im Jenseits die Rede; alle unsere Begriffe gehen von der sinnlichen Erfahrung aus und beschränken sich auf das irdische Leben. Daher sind Annahmen wie die Verschiedenheit der Seele und des Körpers und die Unsterblichkeit der erstern weder zu beweisen noch zu bestreiten, und ihre Realität oder Irrealität ist für das Wohl der „Gesellschaft" gleichgültig. In den spätern Kapiteln des Werks werden diese Ansichten des Verfassers dadurch modificirt, daß er Gott als den Richter über Böses und Gutes erkennt und den Glauben an ein Jenseits bei der Verderbtheit der diesseitigen Welt als eine Nothwendigkeit hinstellt. Diese letztere, optimistische Richtung prägt sich auch im „Discours" aus; da spricht er von einem Glück, das allen Ständen zuertheilt sei, da beweist er die Existenz eines allgütigen Gottes durch das Vorhandensein angenehmer Empfindungen und lehrt den Menschen aus allen Lebenslagen möglichst große Glückseligkeit gewinnen. Unter den naturwissenschaftlichen Werken ist das bedeutendste „Les Éléments de la philosophie de Newton", worin Voltaire sich nicht allein als ein gründlicher Physiker zeigt, der seinem großen Vorbilde selbständig gegenübersteht, sondern auch zu gleicher Zeit den in Frankreich zur Staatsphilosophie gewordenen Cartesianismus und die in Deutschland fast allgemein herrschende Leibniz'sche Philosophie siegreich bekämpft.

Der sechste Abschnitt umfaßt die Zeit von 1740 bis 1750. Hier sind es zunächst die folgenden Bestrebungen und äußern Ereignisse im Leben des Dichters, die der Verfasser in seiner lichtvollen Weise auseinandersetzt: Voltaire's vergebliche Bemühungen, als Spion des französischen Ministers Fleury eine politische Rolle zu spielen und sein Verhältniß zu Friedrich dem Großen im Interesse Frankreichs auszunutzen; dann seine Versuche, als Hofdichter und Hofhistoriker das zu gewinnen, was er durch politische Spionage nicht hatte erreichen können, nämlich eine Pension und eine Stellung bei Hofe; ferner seine Aufnahme in die Akademie, seine Beziehungen zu dem italienischen Dichter Maffei, sein Aufenthalt in Lunéville bei dem polnischen Exkönig Stanislaus, seine Rivalität und Feindschaft mit dem ältern Crébillon und schließlich seine Uebersiedelung an den Hof von Berlin. In dieser Periode sind zunächst eine Reihe von Dichtungen und Prosaschriften hervorzuheben, in denen Voltaire als ein serviler Schmeichler, ein schnellschreibender Gelegenheitsdichter und selbst, wie das auch früher schon geschehen war, als Opernlibrettist uns entgegentritt. Zur Verschönerung eines Hoffestes zu Ehren der neuvermählten Dauphine dichtet er die „Princesse de Navarre", eine Komödie von dürftigem Gehalt, aber großem Wortgepränge; um die Gunst der königlichen Familie und ihrer nächsten Umgebung zu gewinnen, schreibt er unmittelbar nach dem Siege bei Fontenoy in Zeit von acht Tagen das „Poëme de Fontenoy", das zwar von höfischen Kunstkennern sehr bewundert wurde, ihm aber auch den Neid seiner Gegner erweckte, die es in einem 1748 veröffentlichten Sammelsurium, „Voltariana" betitelt, verhöhnten; den unfähigen Louis XV. und die Marquise de Pom-

padour feiert er sowol in dem Singspiel „Le Temple de la Gloire" als auch in dem hochservilen „Panégyrique de Louis XV"; zu gleichem Zweck verfaßt er in poetischer Form den „Discours sur les évènemens de 1744", dichtet er zahlreiche Episteln und Stanzen, und entwirft er das Libretto zu der Oper „Pandora". Dem Hof zu gefallen, verschmäht er es selbst nicht, den Frommen zu spielen; er feiert in einem Panegyrikus den heiligen Ludwig und vertheidigt in den „Anecdotes sur Louis XIV" die Aufhebung des Edicts von Nantes; höfische Richtung und zugleich ein affectirter Patriotismus sprechen sich endlich noch in der kleinen Erzählung „La Vision de Babouc" aus, deren Tendenz auf eine Verherrlichung der pariser Corruption hinausläuft. Eine zweite Reihe von Prosaschriften predigt praktische Lebensphilosophie, z. B. die zwei launigen, frischen Novellen „Le crocheteur borgne" und „Cosi-sancta"; den Weisheitsdünkel der abstracten Philosophie verspottet die Erzählung „Memnon ou la sagesse humaine". Hieran schließen sich drittens mehrere kleine Abhandlungen und Gelegenheitsschriften, die Voltaire's entschiedene Opposition gegen die geistlichen Bestrebungen in Kirche, Staat, Kunst und Wissenschaft bekunden; so richtet sich z. B. die Flugschrift „La voix du sage et la voix du peuple" gegen das Mönchthum mit seinem frommen Bettel und seiner geisttödtenden Faulenzerei, sowie gegen die Cabinetskriege und den Militarismus der Zeit; so wird in der Novelle „Bababec et les Fakirs" der Heiligenglaube und der Betrug zu frommen Zwecken verspottet; zuletzt noch sind zu erwähnen: geschichtliche Abhandlungen, wie die „Mensonges imprimés", und eine physikalische Schrift: „Doutes sur la mesure des forces motrices". Auch reich an dramatischen Werken ist diese Periode. Zuerst sind zu nennen die beiden Komödien „Nanine" und „La femme qui a raison"; die erstere richtet sich in vorsichtiger Weise gegen adeliches Standesgefühl und redet den Heirathen mit bürgerlichen Mädchen das Wort, wobei jedoch die Gleichberechtigung der Stände als eine Chimäre bezeichnet wird; die zweite führt den Gedanken durch, daß der weibliche Instinct oft eher das Richtige treffe als das ernste Nachdenken des Mannes. Die ersten in dieser Periode entstandenen Tragödien sind „Mérope" und „Zulime". „Mérope" hatte Voltaire früher im engen Anschluß an des italienischen Dramatikers Maffei gleichnamiges Stück im antiken Geiste ohne Liebestiraden und Liebesintriguen ausgearbeitet, er ließ sich jedoch jetzt herbei, sie nach dem Geschmack des Publikums und der Schauspieler umzuarbeiten, und verfiel hierbei wiederum, wie dies schon gelegentlich des „Oedipe" der Fall gewesen war, in die schlimmsten Fehler Corneille's, das heißt, die Liebe dient nur als ein untergeordnetes Mittel zu politischen Zwecken und die Charaktere leiden an prunkhafter Rhetorik, Uebermaß der Leidenschaft und unnatürlichem Heroismus; „Zulime" wurde gleichfalls im Geschmack Corneille's gedichtet; der Hauptfehler des Dramas war eine unnöthige Steigerung des Tragischen und eine Häufung dramatischer Effecte. Die spätern, seit 1748, wo Voltaire seinen Aufenthalt in Luneville nahm, entstandenen Tragödien sind „Semiramis", „Oreste" und „Catilina"; in allen dreien trat Voltaire als der Nebenbuhler des alten Crébillon auf, der gleichfalls eine „Semiramis" und einen „Catilina" sowie eine „Electra" gedichtet hatte. Auch in diesen Stücken wiederholte sich die Erscheinung, daß der Theoretiker Voltaire schließlich wieder vom Praktiker Voltaire Lügen gestraft wurde. „Semiramis" sollte nämlich im Geiste Shakspeare's gedichtet werden, wie dies namentlich die der Scene in „Hamlet" nachgeahmte Gespensterscene bezeugt, ward jedoch zuletzt ganz im Geiste der französischen Bühnentradition vollendet, sodaß wir auch hier die Schwächen Corneille's: Hypertragik und Unklarheit oder Spitzfindigkeit der Charakterzeichnung, wiederfinden. „Oreste" sollte gleichfalls antiken Geist athmen und daher ohne Liebesscenen und Liebesintriguen sein; doch muß sich Sophokles die Rhetorik Corneille's gefallen lassen und büßt dabei viel von seiner Feinheit und Anmuth ein; endlich sollte auch „Catilina" rein antiken Charakter tragen; allein auch hier schuf der Dichter eine Frauengestalt, Aurelia, hinein, welche ganz modernen Geistes ist, glücklicherweise aber durch die Wahrheit ihres Gefühls an die Heroinen Corneille's nicht erinnert.

Adolf Heerklotz.

Du Bois-Reymond's Reden.

Reden von Emil Du Bois-Reymond. Erste Folge. Literatur. Philosophie. Zeitgeschichte. Leipzig, Veit u. Comp. 1886. Gr. 8. 8 M.

Es sind siebzehn Reden, welche der berühmte Verfasser bei hervorragenden Anlässen über hochinteressante Gegenstände vor Mitgliedern der Geistesaristokratie gehalten hat. Der Entschluß, diese ausgezeichneten Arbeiten zu mehrern Bänden zu vereinigen und dadurch der Vergessenheit zu entreißen, der Gedanke, den Genuß dieser Früchte weitern Kreisen zu ermöglichen, verdient unsern uneingeschränkten Dank. Ich stehe als Aesthetiker zur Philosophie und den Naturwissenschaften in einem ähnlichen Verhältniß wie Moriz Carriere; auch mir sind derartige Themen wie die hier behandelten nicht fremd. Insofern möchte ich auf das bescheidene Maß meiner Fach- und Sachkenntniß das Recht gründen zu dem Ausspruch: nicht blos der engere Kreis der Naturforscher, sondern die gesammte deutsche Gelehrtenrepublik darf stolz sein auf den Besitz von Du Bois-Reymond, weil derselbe nicht blos ein außerordentlich umfassendes Wissen zu einer relativ in sich

geschlossenen Weltanschauung erhoben, sondern auch in das lockende Gewand einer schönen und klaren Form gekleidet hat. Daß Du Bois-Reymond den Gelehrten zum Menschen erweiterte im Sinne des edelsten Humanismus, daß er sich zu dem Muster eines deutschen Denkers und Charakters herangebildet hat, rechnen wir ihm sehr hoch an; wenn er sich aber zuweilen auf abliegenden Gebieten zu weit vorwagt, so verzeihen wir ihm dies gern um seiner sonstigen Verdienste willen. Die Lektüre der hier veröffentlichten Reden gewährt an den meisten Stellen einen Hochgenuß; ich kann deshalb nichts Besseres thun, als diesem Gedankenparadies einen Strauß von köstlichen Blüten entnehmen, damit der Leser einen Theil des geistigen Aromas athme, welches diese Blätter durchweht. Es ist geradezu erhebend, zu beobachten, wie das Rohmaterial einer staunenswerthen Gelehrsamkeit hier wiedergeboren erscheint in Reden, welche meist zu wahrhaft künstlerischer Vollendung hinangeläutert sind. Nur eine Bemerkung möchten wir uns gestatten. Wir gehören zu denen, welche das Recht des modernen Geistes und die Geltung des nationalen Princips auf dem Gebiete aller Künste verfechten; wir wollen das Studium der antiken Welt eingeschränkt sehen auf das Maß, welches ihm endlich nach jahrhundertelanger Arbeit heute für gewisse Berufskreise zu geben ist. Gleichwol können wir uns der Empfindung nicht erwehren, daß Naturforscher von so universeller Bildung wie Alexander von Humboldt und Du Bois-Reymond ein gutes Theil ihrer Kraft dem Umstande verdanken, daß sie die antike Geisteswelt aus den Quellen kennen gelernt haben. Du Bois-Reymond thut folgende Aussprüche:

Nicht Friedrich's Kriegsthaten allein machten damals Preußen groß. Kaum mindern Theil daran hatten die Pflichttreue, Opferwilligkeit, Gerechtigkeit, Arbeitsamkeit und Wirthschaftlichkeit, die vom König auf den geringsten Unterthan übergingen. Wiederum nicht nur diese grundlegenden Bürgertugenden halfen Friedrich's Staat auf eine so hohe Stufe heben. Sie hätten es nicht vermocht ohne das ideale Lebensprincip, welches er ihm einflößte: ohne den philosophischen Geist des 18. Jahrhunderts, aus welchem Gewissensfreiheit, Achtung des Individuums und seiner Rechte so natürlich flossen wie Pflege von Wissenschaft, Literatur und Kunst. —

Man sollte doch nicht vergessen, daß schließlich Politik nur Mittel zum Zwecke ist. Sie stellt doch, wenn sie ihr Ziel erreicht, erst die äußern Bedingungen her, unter denen das Menschenthum gedeihen soll. Ein Staatsleben, welches ganz in Politik aufgeht, kehrt gleichsam zurück zu den ersten Anfängen der menschlichen Gesellschaft, wo auch alle Sorge und Anstrengung auf die bloßen Bedingungen des Daseins gerichtet ist. Wo aber zu wählen ist zwischen Zuständen, in denen politische Thätigkeit jede andere verschlingt, und solchen, wo Wissenschaft, Kunst und Poesie Triumphe feiern, da muß es jedem frei stehen, sein Ideal sich auszusuchen. —

Die Akademie ist die staatliche Verkörperung der reinen Wissenschaft; ihr Dasein legt Zeugniß ab von dem Antheil, welchen der Staat an Erhaltung und Förderung des Höchsten im Menschen, des Cultus der Idee um der Idee willen, nimmt. Rein ideale Bestrebungen aber kommen auch den materiellen Interessen zu Gute. Die wichtigsten Fortschritte der Praxis, die fruchtbarsten Gedanken der Industrie erwuchsen meist auf dem Boden streng wissenschaftlicher, um praktische Erfolge unbekümmerter Forschung. —

Es ist von jedem zu verlangen, daß er in heutigem Deutsch seine Meinung bündig und klar mittheile. Aber wieviel Naturforscher haben denn eine Ahnung davon, daß man auf die Darstellung Fleiß verwenden müsse, und daß eine wissenschaftliche Abhandlung ein Kunstwerk sein könne wie eine Novelle? Hochmeister des Gedankens wie Gauß haben ihre Arbeiten auch äußerlich mit der größen Sorgfalt vollendet. —

Wahrlich, in dieser sogenannten Weltgeschichte gibt es nur Eine Leuchte, welche aber bisher nicht oft hineingetragen wurde: das ist die Lehre von den Völkerpsychosen. Wie oft bei Geisteskrankheiten der einzelnen, hält es auch hier schwer, die Grenze zu ziehen zwischen Verrücktheit und Bosheit. In Staatenbildung und Kriegführung, deren unersprießlich einförmigen Wellenschlag die bürgerliche Geschichte spiegelt, hat die Menschheit noch Vorbilder in der wirbellosen Thierwelt; eine Culturgeschichte weist nur sie auf. —

Aus fertigen, von der Wurzel gelösten Ergebnissen, nützlichen, aber dürren Thatsachen, grobsinnlichen Anschauungen baut sich heutige Bildung nur zu oft als unorganisches Stückwerk auf. Wenige kümmert noch die Art, wie die Wahrheit gefunden wurde, der nur im Werden erkennbare Zusammenhang der Dinge, geschweige der Reiz vollendeter Form. Kunst und Literatur sinken herab zu Buhlerinnen des rohen, wechselnden Geschmacks der Menge, den der Hauch der Tagespresse leicht hier- und dorthin lenkt. Wo es nur noch Tagesberühmtheit gibt, hört eine der edelsten Triebfedern der menschlichen Natur, der Gedanke an Nachruhm, zu wirken auf. Bei allem Glanz, in welchem die deutsche Wissenschaft zur Stunde noch strahlt, vermissen wir an dem aufwachsenden Geschlecht schmerzlich die edle Leidenschaft, welche allein für fortgesetzte geistige Großthaten bürgt. —

Es thut uns leid, den voranstehenden (und überaus zahlreichen andern) Aussprüchen solche anfügen zu müssen, welche hart an das Komische streifen. In der Abhandlung „Goethe und kein Ende" schüttet Du Bois-Reymond das Kind mit dem Bade aus, wenn er sich zu folgender Plattheit hinreißen läßt: „Faust, statt an den Hof zu gehen, ungedecktes Papiergeld auszugeben und zu den Müttern in die vierte Dimension zu steigen, hätte besser gethan, Gretchen zu heirathen, sein Kind ehrlich zu machen und Elektrisirmaschine und Luftpumpe zu erfinden."

Gustav Portig.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Als Manuscript, in Leipzig 1886 erschienen, liegt uns ein Schriftchen vor, welches den Titel führt: „Denkmünze zum Centenarium Schopenhauer's. Memorandum in Gestalt eines kurzgefaßten Vermittelungsvorschlags, vom Beantrager einer Colossalbüste Schopenhauer's, zugleich ein Appell an die Presse". Der Verfasser (Hugo Meltzl, Edler von Lomnitz), einer der begeistertsten Verehrer des Philosophen, macht hier, angesichts der geringen Summe, die bisjetzt behufs Errichtung eines Denkmals desselben am bevorstehenden Centenarium zusammengekommen und dessen Zustandekommen mehr als fraglich erscheinen läßt, einen neuen Vorschlag, nämlich „an Stelle, beziehentlich zu

Gunsten der wie es scheint einstweilen allzu kostspieligen Kolossalbüste Schopenhauer's" eine Denkmünze zu prägen. Er führt dann des Nähern aus, wie diese Denkmünze beschaffen sein müßte, und motivirt die von ihm vorgeschlagene Composition derselben. Auf der letzten (sechzehnten) Seite des Schriftchens richtet er „an alle, quorum interest", die Bitte, seinen „Vorschlag zu prüfen, sowie auch weitere Notiz davon zu nehmen, sei es nun in zustimmendem, oder ablehnendem Sinne". Er schließt dann mit folgenden Worten: „Wenn nicht schon die männliche Pflicht der Dankbarkeit oder Gerechtigkeit gegen den vornehmsten Prosaisten der nach-Goethe'schen Epoche unsere Bitte, zumal in Deutschland, hinlänglich rechtfertigte und nicht laut genug spräche; so wäre auf die welterobernde Macht hinzuweisen, welche dem graziösesten und dennoch zugleich tiefernstesten aller philosophischen Systeme innewohnte, wohnt und wohnen wird. Diese welterobernde Macht hat sich längst an solchen erprobt, deren stillschweigende Ablehnung sogar ihre Verbreitung nur zu fördern vermag, entsprechend dem schönen Worte Goethe's, des Freundes und Gönners Schopenhauer's: «Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen, diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.»" Referent nun findet den Vorschlag an sich zwar sehr annehmbar, fürchtet aber, er werde insofern auf Schwierigkeiten stoßen, als, im Falle er zur Ausführung käme, die zum beabsichtigten Denkmal eingezahlten Beiträge wieder zurückgezahlt werden müßten, wobei sich's fragte, wer nun die dem frankfurter Ausschuß sowie den verschiedenen Localausschüssen erwachsenen Kosten tragen sollte. Eine Denkmünze könnte natürlich oder müßte vielmehr, als Gewinn bringend, einfach einem Verleger oder dem Verfertiger derselben zum Verkauf in allen Größen und Metallen überlassen werden. Freilich, das müssen wir hinzufügen, besteht die angedeutete Schwierigkeit auch ohne den Gedanken an eine Denkmünze anstatt eines Denkmals; doch wollen wir vorderhand die Hoffnung auf dessen Zustandekommen, trotz der Verzagtheit unsers Verfassers, noch nicht aufgeben. Sollte unsere Hoffnung schließlich sich doch noch als trügerische erweisen, nun dann wird wol jeder Beitragende einen Abzug von der ihm zurückzuzahlenden Summe zur Deckung der bisjetzt erwachsenen Kosten ohne Murren sich gefallen lassen.

— Unter der Redaction Ludwig Geiger's in Berlin läßt die vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebund berufene „historische Comission", bestehend aus hervorragenden christlichen und jüdischen Gelehrten, von nun an bei Schwetschke u. Sohn in Braunschweig eine „Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland" erscheinen, wovon uns das erste Heft des ersten Bandes vorliegt. Es enthält sehr werthvolle Aufsätze zur Erinnerung an Moses Mendelssohn: „Mendelssohn und das Judenthum", von Jakob Auerbach; „Mendelssohn und die deutsche Literatur", von Franz Muncker, und „Zur Geschichte der Juden im frühern Mittelalter", von R. Hoeniger. Außerdem „Miscellen" und „Nachrichten". Daß der Charakter der Zeitschrift ein wissenschaftlicher ist, geht hieraus klar hervor. Muncker's Abhandlung interessirt uns hier, in den „Blättern für literarische Unterhaltung" besonders und bietet auch wol des Neuen am meisten. Der Verfasser behandelt Mendelssohn zwar mit voller Unparteilichkeit und sucht nach allen Seiten hin ihm gerecht zu werden; trotzdem oder vielmehr ebendeshalb aber konnte die Zusammenstellung desselben einerseits mit Luther und andererseits mit Lessing den weniger sprachgewandten Uebersetzer und weniger kühnen Polemiker nur in den Schatten stellen.

Bibliographie.

Arndt, O., Gegen die Fremdwörter in der Schulsprache. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 1 M.

Baemeister, A., Abhandlungen und Gedichte. Mit einer Biographie Baemeisters herausgegeben von J. Hartmann, J. Klaiber und R. Schmid. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 2 M. 80 Pf.

Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins. 1ster Bd. Düsseldorf, Voß u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Beyer, C., Friedrich Rückert und das Regentenhaus von S. Coburg-Gotha. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Lex.-8. 2 M.

Brassel, J., Gesammelte Gedichte. St. Gallen, F. B. Müller. 8. 2 M. 40 Pf.

Briefwechsel des Beatus Rhenanus. Gesammelt und herausgegeben von A. Horawitz und K. Hartfelder. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 28 M.

Brill, L., Der Waldenhorst. Romantische Dichtung. Paderborn, F. Schöningh. 12. 2 M. 40 Pf.

Brunner, S., Don Quixote und Sancho Pansa auf dem liberalen Parnasse. Der Herren Anastasius Grün und v. Bauernfeld Fanfaronnaden in Politik und Religion, nach Erfahrung und Verdienst gewürdigt. Wien u. Würzburg, Woerl. 8. 2 M.

Egelhaaf, G., Analekten zur Geschichte. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Halder, A., Humor und doch Wohr. St. Galler G'spröök b'im Aarocke vom Eidgenössische Sängerfeste 1886. St. Gallen, F. B. Müller. 8. 30 Pf.

Hartwig, R. v., Welt-Märchen. Berlin, Thiel. 8. 1 M. 50 Pf.

Heyck, E., Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Nach Briefen und Acten. Mit 4 Lichtdruck-Bildern nach Originalen im Besitze der hiesigen Universitätsbibliothek. Heidelberg, C. Winter. 8. 2 M. 50 Pf.

Heydt, K. M., Das Buch Kassandra. Ein Sonettenkranz. Großenhain, Baumert u. Ronge. 12. 40 Pf.

Horn, E., Die Grenzen der sittlichen Verantwortlichkeit. Vorlesung. Königsberg, Gräse u. Unzer. Gr. 8. 50 Pf.

Huber, K., Ueber Jugendschriften und Schülerbibliotheken. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kunze, K., Die politische Stellung der niederrheinischen Fürsten in den Jahren 1314 bis 1334. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 M.

Meier, E., Morgenländische Anthologie. Klassische Dichtungen aus der finesischen, indischen, persischen und hebräischen Literatur. Uebersetzt von E. M. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 1 M.

Musgrave, C. A., Die bevorstehende Revolution in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 1 M.

Njeguš, P. P., Der Bergkranz. (Die Befreiung Montenegros.) Historisches Gemälde aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Zum ersten Male aus dem Serbischen in das Deutsche übertragen von J. Kirste. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Ohrenberg, B., In lustiger Gesellschaft. Humoresken. Leipzig, Unflad. 8. 1 M. 50 Pf.

Oswald's von Wolkenstein, des letzten Minnesängers Gedichte. Zum erstenmale in dem Versmaße des Originals übersetzt, ausgewählt mit Einleitung und Anmerkungen versehen von J. Schrott. Mit einem Bildniß des Dichters und einem Facsimile seiner musikalischen Compositionen. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Pfundheller, H., Bertel Thorwaldsen, sein Leben und seine Werke. Stralsund, Bremer. Gr. 8. 1 M.

Pünjer, G. C. B., Grundriss der Religionsphilosophie. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Reise durch Jahrhunderte. Aus der Plaudermappe eines Grenzenbummlers. Mit 115 Illustrationen von G. Doré. Leipzig, Unflad. Gr. 8. 2 M.

Riecke, K., Altwirtembergisches aus Familienpapieren. Mit dem Bilde von K. F. Haug. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 3 M.

Romundt, H., Ein neuer Paulus. Immanuel Kant's Grundlegung zu einer sicheren Lehre von der Religion dargestellt. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 5 M.

Rustmann, W., Alte Steine in neuer Fassung. Bilder und Sagen aus der Provinz Hannover. Hannover, Meyer. 8. 2 M. 40 Pf.

Sacher-Masoch, Die Bluthochzeit zu Kiew. Ariella. Zwei Liebesgeschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Das Erntefest. Die Todten sind unersättlich. Zwei Novellen. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Gläubiger als Heirathsstifter. Humoristische Novelle. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Magaß, der Räuber. Unser Deputirter. Zwei galizische Geschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Gute Menschen und ihre Geschichten. Ein Novellenbuch. Berlin, Jacobsthal. 8. 3 M.

— — Zwei Soiréen der Eremitage. Diderot in Petersburg. Zwei russische Hofgeschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Die letzten Tage Peter des Großen. Eine russische Hofgeschichte. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

Seidel, B., Die archäischen Formationen des Erzgebirges in der Umgebung von Zschopau. Zschopau, Raschke. Gr. 8. 80 Pf.

Seydel, M., Das Recht der Regentschaft in Bayern. München, Literar-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Stackelberg, Natalie Freiin v., Schloß Hohenburg im Isarthal. Heidelberg, C. Winter. 12. 1 M.

Vogt, H., 1870/71. Kriegstagebuch eines Truppenoffiziers. Berlin, Eisenschmidt. Gr. 8. 5 M.

Wattenbach, W., Gedächtnissrede auf Georg Waitz. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 60 Pf.

Weber, F. P., Im Pfalzgrafenschloß. Eine Studenten- und Soldatengeschichte aus dem alten Heidelberg. Lahr, Schauenburg. 12. 1 M.

Wüest, C., Abriss der Geschichte der Elektrizität. Mit 18 Abbildungen. Aarau, Wirz-Christen. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 220 bis 226.

Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1885. (IV./VI.) — Das Project einer Seeschifffahrtsstraße quer durch Frankreich. — Militärisches aus Rußland. — Epilog zu der Gasteiner Entrevue.

Das Heidelberger Jubiläum. (IV./V.) — Cavour. Von G. Th. Lommel. (X.) — Die Unechtheit der Königinhofer und Grüneberger Handschrift. (III.) — Die Pyramiden von Saqarah. Von R. Buchta. — Das Heidelberger Universitätsjubiläum. (III.) — Zum Heidelberger Schloßfest vom 3. August. Von F. Reber. — Die Naturvölker und ihre Behandlung. — Geschichte der Stadt Philippsburg. Von Dr. C. Barazetti. — Epilog zu den Heidelberger Erinnerungen. Von G. Weber. (III./IV.) — Zur deutschen Lyrik. — Das Dhammapada. Von Dr. M. Manitius. — Schlachtenmaler Albrecht Adam. (I./II.) — Die Ehrenpromotionen der Universität Heidelberg zum Jubiläumsfeste. — Rückblick auf das Heidelberger Jubiläum.

Zur Revision des Patentgesetzes.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Von

Dr. Lorenz von Stein.

Zweiter Theil.

Die Finanzverwaltung Europas.

Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder.

Zweite Abtheilung.

Fünfte, neubearbeitete Auflage. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

In dieser fünften Auflage ist das ausgezeichnete Werk sehr wesentlich erweitert worden, sodaß der zweite Theil nun drei Abtheilungen umfaßt; während die erste Abtheilung den Staatshaushalt, die Staatsausgaben, die wirthschaftlichen Staatseinnahmen und den allgemeinen Theil der Steuerlehre behandelt, enthält die zweite Abtheilung das positive Recht der bestehenden Steuern in den verschiedenen Staaten Europas und die Grundzüge des Staatscreditwesens.

Der erste Theil, „Die Finanzverfassung Europas“, kostet geh. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf., des zweiten Theils erste Abtheilung geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf. Die das Werk zum Abschluß bringende dritte Abtheilung des zweiten Theils folgt binnen kurzem.

Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen.

Lichtstrahlen

aus Friedrichs des Großen Schriften

von E. Schröder.

8. Geh. 2 M. 20 Pf., broschirt 1 M. 80 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Das beste Buch zur Einführung in den Geist Friedrichs des Großen.

G. Schwetschke'scher Verlag Halle a/S.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gesammelte Werke

von

Moriz Carriere.

Neun Bände. 8. Geh. 76 M. Geb. (in 8 Bänden) 88 M.

Inhalt:

Aesthetik. Dritte Auflage. 2 Thle. — **Die Poesie.** Zweite Auflage. — **Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung.** Dritte Auflage. 5 Thle. in 6 Bdn.

Die vorliegende Gesammtausgabe enthält Carriere's Schriften zur Philosophie des Schönen und zur Geschichte der Kunst und bildet eine abgeschlossene Sammlung. Ein Prospect über dieselbe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AUS DEM WESTLICHEN HIMALAJA.

Erlebnisse und Forschungen

von

KARL EUGEN VON UJFALVY.

Mit 181 Abbildungen nach Zeichnungen von B. Schmidt und 5 Karten.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

In ebenso wissenschaftlichem Geiste wie mit anspruchslosem, liebenswürdigem Humor schildert der verdienstvolle Forschungsreisende die Erlebnisse und Ergebnisse seiner im Jahre 1881 unternommenen Reise durch die Länder Hochasiens, namentlich durch Tschamba, Kaschmir und Klein-Tibet. Er hat eine ausserordentlich reiche Sammlung neuen ethnographischen und kunst-archäologischen Materials von dort heimgebracht, das durch getreue Abbildungen hier zum ersten mal vorgeführt wird und dem Werke noch besondern Werth verleiht.

(Mit einer Beilage der Verlagsbuchhandlung von **August Hettler** in **Berlin.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 2. September 1886.

Inhalt: Neuestes zur Goethe-Literatur. Von Wilhelm Buchner. — Ein Roman von Max Kretzer. Von Konrad Alberti. — Vermischte Schriften. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuestes zur Goethe-Literatur.

1. Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt. Erster Band. Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Weimar, Goethe-Gesellschaft. 1885. 8.
2. Goethe-Jahrbuch herausgegeben von Ludwig Geiger. Siebenter Band. Mit dem ersten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1886. Gr. 8. 12 M.

Die lange vergrabenen Schätze des Goethe-Hauses in Weimar beginnen allmählich an das Licht zu treten; Zeugniß dafür legen die beiden vorliegenden Veröffentlichungen ab, von welchen die erstere ganz, die zweite ihrem Hauptinhalt nach Mittheilungen aus dem Goethe-Archiv darbietet.

In den „Briefen von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia", herausgegeben von C. A. H. Burkhardt (Nr. 1), begrüßen wir die erste Veröffentlichung der Goethe-Gesellschaft, welche sich „die Pflege der mit Goethe's Namen verknüpften Literatur sowie die Vereinigung der auf diesem Gebiete sich bethätigenden Forschung" zum Zwecke gesetzt hat und deren Mittelpunkt Weimar ist. Die Briefe sind im großherzoglich sächsischen Hausarchiv bewahrt und sollten ursprünglich für dasselbe herausgegeben werden; der Ausschuß der Goethe-Gesellschaft erhielt aber die Erlaubniß, dieselben als ersten Beitrag den „Schriften der Goethe-Gesellschaft" einzureihen. Die Bemühungen des um die Goethe-Forschung so verdienten Herausgebers Burkhardt, auch im Goethe-Archiv etwa versprengte Briefe der Herzogin an die Frau Rath aufzufinden, haben keinen Erfolg gehabt; so sind wir bezüglich der letztern auf die Mittheilungen Robert Keil's in seinem Buch „Frau Rath" hingewiesen; die Herstellung des vollständigen Briefwechsels erweist sich als durchaus unmöglich, da sogar die Briefe der Frau Rath Goethe in ihrer Reihenfolge Lücken zeigen, diejenigen der Herzogin aber nur ganz vereinzelt erhalten sind. Von den Briefen der Frau Rath an die Herzogin sind bisher sechs ganz, zwölf im Auszuge veröffentlicht worden, und auch diese nur in modernisirter Gestalt; hier liegen uns nun 49 Briefe derselben vollständig und mit genauester Wahrung der alten Form vor.

Der früheste derselben ist am 17. August 1778 geschrieben; in jenem Sommer hatte Anna Amalia gelegentlich einer Rheinreise sich zweimal in Frankfurt längere Zeit aufgehalten und die persönliche Bekanntschaft der Frau Aja gemacht, wie die Räthin Goethe bei der Genossenschaft ihrer genialen Freunde hieß. Es spann sich von da ein Austausch von Briefen und Geschenken an, welchen wir verfolgen können, bis er mit dem letzten Briefe der Frau Rath vom 9. März 1787 schließt nach einer Dauer von etwa neun Jahren:

> Der Fortführung des Briefwechsels fehlte vor allem die Anregung, welche vielleicht aus einem persönlichen Erscheinen der Frau Rath in Weimar neue Nahrung gewonnen hätte. Daß aber dem Verhältniß beider Freundinnen auch ohne die Pflege des brieflichen Verkehrs fürs Leben dieselbe Wärme blieb, bezeugte Goethe's Mutter, als sie am 2. Mai 1807 ihrem Sohn nach dem Tode der Herzogin die schönen und tief empfundenen Worte schrieb: „Der Todesfall von unserer Lieben Herzogin hat mich ungemein gerührt! Die schönen Andencken, die ich noch von Ihr habe, sind mir jetzt doppelt theuer und werth — seit vielen Jahren sind wir (wie das so im Menschlichen Leben öffters geht) von einander abgekommen, aber nie ist die freundliche Erinnerung der Vorzeit aus meinem Gedächnüß erloschen — besonders die Freudentage im Rothen Hauß. Ich und alle die Sie kanten, seegnen Ihre Asche — und Ihre Werke folgen Ihr nach."

Die Briefe sind ungemein liebenswürdig und kennzeichnen die kluge, feine, warmherzige, heitere Frau, welche sich rühmen durfte, Goethe's Mutter zu sein, in trefflichster Weise. Erscheinen uns die häufig wiederholten Ergüsse ihrer Dankbarkeit und Verehrung gegenüber Anna Amalia bisweilen etwas überschwenglich, dem demokratischen Sinne

unsers Zeitalters widersprechend, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß dieselben durchaus naiv, durchaus wahr sind; die Frau Rath war nicht, auch gegenüber einer Herzogin nicht, danach geartet, schöne Redensarten zu machen, wohl aber war Anna Amalia eigenthümlich und liebenswürdig genug, solche Verehrung dadurch zu verdienen, daß sie sich mit der Mutter des Dichters völlig auf den gleichen Boden der herzlichsten Freundschaft stellte, wie das ihre Briefe beweisen. Viel Neues erfahren wir im Grunde aus den Briefen nicht. Die Herzogin sendet ab und zu ein Geschenk, ein Bild des Höllenbreughel, eine Zeichnung des Malers Kraus, ein Bildniß von Goethe, ihre eigene Büste, Handschuhe, Blumen, eigenhändig gefertigte Handarbeiten oder die neuesten tollen poetischen Ausgeburten des weimarer Hofes; Frau Aja schickt dafür „Büßqüttiger", Trauben, Schwartenmagen, oder besorgt der Fürstin Kron- und Wandleuchter, wie sie allem Anschein nach heutzutage kein leidlich vermögender Kaufmann in seinen Räumen anbringen würde. Ihren Sohn nennt Frau Aja ihren Hätschelhans, was sie beharrlich Häschelhanß schreibt, oder scherzhaft auch den Geheimen Legationsrath Häschelhanß; Anna Amalia nennt die acht Jahre ältere Räthin Liebe Frau Aja oder Liebe Mutter, den Dichter stets Doctor Wolff und vergißt nie, den „alten Vatter" zu grüßen. Frau Aja berichtet die kleinen Ereignisse ihres stillen Hauses, in welchem sie ihren leiblich und geistig immer schwächer werdenden Gatten pflegen muß, wol auch ab und zu von fürstlichen Gästen, welche zur Messe nach Frankfurt gekommen sind, oder von Schriftstellern und Künstlern, welche die Mutter des berühmten Goethe aufsuchen; aber ihre Gedanken weilen mit Vorliebe in Weimar bei ihrem Häschelhanß, welcher dort so tolle Streiche ausheckt, bei der gütigen Fürstin, an welche die Briefe gerichtet sind, ihre Erinnerungen bei den frohen Tagen, welche sie zusammen im Gasthof zum Rothen Hause in Frankfurt verlebt haben. Ernsthaftes und Scherzhaftes geht bunt durcheinander, und man fühlt aus dem behenden Tonfall dieser Briefe heraus, daß die kluge lebendige Frau sich keinen Augenblick hat besinnen müssen, was sie schreiben will, weil ein stets frisch sprudelnder Geist, ein stets warm quellendes Herz ihr die Feder führt. Und das alles mit einer Rechtschreibung, wie sie in unsern „gebildeten" Zeiten höchstens noch Urgroßmütter sich erlauben dürfen; allerdings konnte sich Frau Aja mit dem Bewußtsein trösten, daß ihre angebetete Herzogin genau ebenso fehlerhaft schreibe. Als Muster eines solchen Briefes mag dienen der Anfang desjenigen vom 16. Mai 1780:

Durchlauchtigste Fürstin. Den Todtesfall von Dero Hochseeligen Herrn Vater habe ich von Hertzen beklagt — Alters wegen hätten Hochdieselben noch lange Sich auf diesem Erdenrund aufhalten, und Ihrer Theuren Gemahlin und allen Ihren Fürstlichen Söhnen und Töchtern zur Freude noch viele Jahre leben mögen — doch in keinem, am wenigsten in diesem stück läßt sich das Schicksal in die Karte gucken, es spielt nun so sein spiel im Verborgnen fort, und 1000 gegen 1 gewettet am Ende müßen wir doch gestehen, daß es das spiel aus dem Grunde versteht. Wenn ich meine eigene Erfahrung zur Hand nehme, und dencke, was ich alles, diesen punckt betreffend vor Narrenspoßen gewünscht und nicht gewünscht, und wie wann es so gekommen wäre, die herrliche Epoche meines jetzigen Lebens gar nicht hätte erscheinen können, im Gegentheil alles alles wäre verdorben und verhuntzt geworden; so habe ich heilig geschworen, mich mit meinem Maulwurfs Gesicht in gar nichts mehr zu meliren, und zu mengen, es immer einen Tag dem andern sagen laßen, alle kleine Freuden aufzuhaschen, aber sie ja nicht zu anatomiren — Mit einem Wort — täglich mehr in den Kindersinn hineingehn, denn das ist Summa Sumarum doch das Wahre, wozu mir dann Gott seine Gnade verleihen wolle Amen. Hoffendlich werden Ihro Durchlaucht jetzt in Gottes freyer Welt seyn, den Balsam der Blüthen, Blumen und Kräuter einathmen, und dadurch neues Leben, neue Wonne und Seeligkeit empfinden. O! wie freue ich mich, Theureste Fürstin, Ihrer Freuden! Auch Frau Aja hat im sinn sich diesen Sommer hübsch zu nutzen zu machen — freylich muß ich Abens allemahl wieder in mein Häußlein zurück kehren — kan also die Sonne wenn sie geschmückt wie ein Bräutigam hervor tritt nicht sehen, habe sie (solten das Ihro Durchlaucht wohl glauben) nie aufgehn sehen — davor will ich ost bey ihrem Untergang mich einfinden, um doch etwas zu genießen. Künftige Woche habe vor Freund Merck zu besuchen, die fahrt ist jetzt wegen dem frischen Grün in denen Wäldern gantz herrlich — da nehme ich ein paar brave Mädels mit und einen wackern Bursch, der uns gegen die Räuber vertheigigt, und dann singen wir den gantzen Weg, allerley, was wir aus Operetten und andern Liedern wißen, z. E. Es lebe der Herzog mein Töffel und ich, der Herzog vor alle mein Töffel vor mich u. s. w. Von dem lieben Gevatter Wieland, habe am Samstag einen Brief bekommen — Einen Brief! der gar nicht zu bezahlen ist, davor ist Er aber auch Wieland. Was mir sein Oberon vor seelige Tage gemacht hat, und noch macht, das belohne Ihm Gott.

Oder aus dem Briefe von 1. März 1783:

Ihro Durchlaucht haben die Gnade Sich zu erkundigen was ich mache — Ich befinde mich Gott sey Danck, gesund, vergnügt, und fröliges Hertzens — suche mir mein bißgen Leben noch so angenehm zu machen als möglich — doch liebe ich keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwar und Beschwerlichkeit verknüpft ist — den die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gern seine ihm gebührendte Ehre. Morgens besorge ich meine kleine Haußhaltung und übrigen Geschäffte, auch werden da Briefe geschrieben — Eine solche lächerliche Correßpontentz hat nicht leicht jemandt außer mir. Alle Monath raume ich meinen Schreibpult auf — aber ohne lachen kan ich das niehmals thun — Es sieht drinnen aus, wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und geringe, Fromme und Zöllner und Sünder, alles auf einem Haufen — der Brief vom frommen Lavater liegt gantz ohne groll beim Schauspieler Großmann u. s. w. Nachmittags haben meine Freunde das Recht mich zu besuchen aber um 4 Uhr, muß alles wieder fort — dann kleide ich mich an — fahre entweder ins Schauspiel oder mache Besuche — komme um 9 Uhr nach Hauß — das ist es nun so ohngefähr was ich treibe.

Hatte Frau Aja, so lange der alte Rath lebte, Frankfurt nicht verlassen können, so sollte man meinen, nach seinem Ableben am 25. Mai 1782 (der bisher zweifelhafte Tag wird durch Nr. 39 festgestellt) hätte sie die Gelegenheit rasch ergriffen, nach Weimar, dem Lande ihrer Sehnsucht, zu ihrem Sohne und Wieland, zu Anna Amalia und Karl August zu fahren, aber, wie wir gesehen haben,

die Ruhe liebte sie von jeher trotz aller sprühenden Lebendigkeit; sie mochte sich aus dem behaglichen Gleichmaß ihres täglichen Lebens nicht losreißen, und so hat sie Weimar nie gesehen. Das hatte aber die Folge, daß das geistige Band, welches die beiden Frauen verknüpfte, nach und nach gelockert ward und endlich nicht sowol die Freundschaft als der Briefwechsel der beiden grundgescheiten und grundguten Frauen aufhörte.

Schließlich seien zwei Bemerkungen gestattet. Am 14. September 1781 schreibt Frau Aja:

Diese Meße brachte außer den verschiedenen gauckelern, Commediandten u. s. w. auch schöne Geister in unser Franckfurth. Der vornehmste drunter war ohne allen Zweifel, Herr Sebaldus Nothancker — Er machte mir eine Visite nebst Herrn Merck — Wer diese zwey nicht beysammen gesehen hat, hat nichts gesehen — das behaubte ich. Sie scheinen überaus gute Freunde zu seyn — O Jemine! O Jemine!!!

Die Anmerkung dazu besagt: „Es ist nicht festzustellen, wer er ist, der sie mit Merck besuchte und den sie mit der Figur im Romane Nicolai's verglich." Ich bin nicht entfernt im Zweifel, daß der Sebaldus Nothanker niemand anders war als Nicolai selbst, welchen Freund Merck widerwilligen Herzens zu Frau Aja führte: eine Vermuthung, welche, wie ich nachträglich sehe, auch G. von Loeper im Goethe-Jahrbuch VII, S. 303, ausspricht, wenn er auch einen zwingenden Beweis nicht erbringt. Ebenso heißt es S. 136 in den Anmerkungen zu den Briefen: „Von Goethe's Vater läßt sich kein zuverlässiges Porträt nachweisen, Silhouetten ausgenommen, wenigstens findet sich in den weimarer Sammlungen keins. Lavater." Ich verstehe das nicht recht. Ich besitze ein Blatt aus Lavater's Physiognomik, Bogen Ee 3, als S. 221—224 bezeichnet. S. 221 bringt ein als „ziemlich ähnlich" bezeichnetes Bildniß des „vortrefflich geschickreichen, alles wohl ordnenden, bedächtig und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes". Die nächste Seite aber bringt das Bildniß J. W. Goethe's. Es ist doch wol der Schluß erlaubt, daß der schön gestochene neun Centimeter hohe Profilkopf, nicht Silhouette, auf S. 221 Vater Goethe vorstellt. Und da Lavater sein Bild ziemlich ähnlich nennt, so dürften wir doch wol auch damit zufrieden sein.

Den neunundvierzig Briefen der Frau Rath folgen vier der Herzogin, ein Bogen Anmerkungen des Herausgebers, das Mitgliederverzeichniß und die Satzungen der Goethe-Gesellschaft. Aus dem ersten Bericht des geschäftsführenden Ausschusses erhellt, daß die von uns besprochenen Briefe nicht in den Buchhandel kommen, sondern nur für die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft gedruckt sind. Und das ist eigentlich schade, denn gar mancher Einzelne oder gar mancher Leseverein, welcher nicht in der Lage ist, durch eine jährliche Zahlung von 10 Mark die Mitgliedschaft zu erwerben, würde gern durch einmalige Zahlung eines Buchhändlerpreises das Vergnügen erkaufen, diese Briefe zu besitzen.

Zu der erfreulichen Gabe der „Briefe der Frau Rath an die Herzogin Anna Amalia" gesellt sich eine weitere: des „Goethe-Jahrbuchs" siebenter Band, herausgegeben von Ludwig Geiger (Nr. 2), dessen wichtigste Spenden wir ebenfalls dem neuerschlossenen Goethe-Archiv danken. Der Herausgeber begrüßt im Vorwort freudig die Begründung der Goethe-Gesellschaft, deren Zwecke ja mit den seit Jahren gepflegten Strebungen des „Goethe-Jahrbuchs" zusammentreffen. Er spricht:

Herausgeber und Verleger des „Jahrbuchs" wollen nicht unterlassen, auch an dieser Stelle ihre große Freude über die nahe Verbindung mit dieser Gesellschaft auszudrücken, welche bereits jetzt eine stattliche Schar der großen Goethe-Gemeinde in Deutschland und in der ganzen Welt umfaßt und hoffentlich binnen kurzem alle zerstreuten Mitglieder zu einer eng verbundenen Gemeinschaft vereinigen soll.

Unsere Kenntniß von Goethe's Studienzeit in Leipzig ist bis dahin dürftig genug gewesen; sie war begründet auf eine Anzahl Briefe Goethe's an die in Frankfurt weilenden Jugendfreunde und auf die nach der Heimkehr in die Vaterstadt an leipziger Freunde und Freundinnen geschriebenen Briefe, endlich auf dasjenige, was der Dichter selbst uns aus verblaßten Erinnerungen in „Dichtung und Wahrheit" mitgetheilt hat. Diese unsere mangelhafte Kenntniß der drei ersten Studienjahre des Dichters findet nun dank der Eröffnung des Goethe-Archis ganz unerwartet die willkommenste Bereicherung in den im siebenten Bande des „Goethe-Jahrbuchs" an erster Stelle mitgetheilten Briefen Goethe's an seine Schwester Cornelia und an seinen Freund Behrisch. Diese beiden von L. Geiger herausgegebenen und mit Anmerkungen versehenen Reihenfolgen von Briefen möchten wir unbedenklich als die werthvollste Gabe betrachten, welche nicht blos der vorliegende Band bringt, sondern welche überhaupt in letzter Zeit der Goethe-Gemeinde dargeboten worden ist.

„Fünfzehn Briefe Goethe's an seine Schwester, 21. Juni 1765 bis 14. October 1767", das ist die Ueberschrift des ersten Abschnitts. Wir haben also eine Reihe von Briefen des funfzehn- bis achtzehnjährigen Jünglings vor uns, geschrieben der erste noch im Sommer 1765, also vor der Abreise nach Leipzig, die zwanzig folgenden während Goethe's beider ersten Studienjahre. Vater Goethe hat nach seiner Weise diese Briefe, sechsundsiebzig Quartblätter, säuberlich zusammengeordnet, sogar bisweilen Schreib- und Sprachfehler verbessert; 1812 bei der Niederschrift des sechsten bis achten Buchs von „Dichtung und Wahrheit", welche von der leipziger Zeit handeln, hat Goethe, wie deutlich sichtbar, diese seine Briefe an Cornelie benutzt, wie er sie schon in der Krankheitszeit zu Frankfurt wieder durchgelesen hatte. Er gedenkt dessen im achten Buch von „Dichtung und Wahrheit" mit den Worten:

Was mir zuerst an diesen Briefen auffiel, war das Aeußere; ich erschrack vor einer unglaublichen Vernachlässigung der Handschrift, die sich vom October 1765 bis in die Hälfte des folgenden Januar erstreckte. Dann erschien aber auf einmal in der Hälfte des Märzes eine ganz gefaßte geordnete Hand, wie ich

sie sonst bei Preisbewerbungen anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung darüber löste sich in Dank gegen den guten Gellert auf, welcher, wie ich mich nun wohl erinnerte, uns bei den Aufsätzen, die wir ihm einreichten, mit seinem herzlichen Tone zur heiligen Pflicht machte, unsere Hand so sehr, ja mehr als unsern Stil zu üben. Sonst konnte ich auch bemerken, daß die französischen und englischen Stellen, obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geschrieben waren. Ferner konnte mir unter andern auch diese Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich sogleich bei dem ersten akademischen Unterricht für sehr klug und weise gehalten, indem ich mich, sobald ich etwas gelernt, dem Professor substituirte und daher auf der Stelle didaktisch ward. Mir war es lustig genug zu sehen, wie ich dasjenige, was Gellert uns im Collegium überliefert oder gerathen, sogleich wieder gegen meine Schwester gewendet, ohne einzusehen, daß sowol im Leben als im Lesen etwas dem Jüngling gemäß sein könne, ohne sich für ein Frauenzimmer zu schicken; und wir scherzten gemeinschaftlich über diese Nachäfferei.

Diese Briefe an Cornelie also liegen uns hier vor. Der erste derselben ist im Sommer 1765 aus Wiesbaden geschrieben und mag gleich zeigen, was der sechzehnjährige Wolfgang seiner vierzehnjährigen Schwester mitzutheilen hatte:

Liebe Schwester. Damit du nicht glaubest ich habe dich unter den schwärmenden Freuden eines starck besuchten Bades gantz vergessen; so will ich dir, einige absonderliche Schicksale die mir begegnet, in diesem Briefgen, zu wissen thun. Dencke nur wir haben allhier Schlangen, das häßliche Ungeziefer macht den Garten, hinter unserm Hause, gantz unsicher. Seit meinem Hierseyn, sind schon 4. erlegt worden. Und heute, laß es dir erzählen, heute morgen, stehen einige Churgäste und ich auf einer Terasse, siehe da kommt ein solches Thier mit vielen gewölbten Gängen durch das Graß daher, schaut uns mit hellen funckelnden Augen an spielt mit seiner spitzigen Zunge und schleicht mit aufgehabenem Haupte immer näher. Wir erwischten hierauf die ersten besten Steine warfen auf sie loß und traffen sie etliche mahl, daß sie mit Zischen die Flust nahm. Ich sprang herunter, riß einen mächtigen Stein von der Mauer und warf ihr ihn nach. er traf und erdrückte sie, worauf wir über dieselbe Meister wurden sie aufhängeten und zwey Ellen lang befanden. Neulich verwirrten wir uns in dem Walde, und mußten 2 Stundenlang in selbigem, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß wir wären biß in die Nacht gelaufen; wenn nicht eine wohlthätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwäntze (die aber unsere kurtz sichtige Augen für Strohwische ansahen) den rechten Weg uns zu zeigen gebunden hätte. Da wir denn glücklich aus dem Walde kamen.

Wir sehen, der zukünftige Dichter ist noch ein richtiger Kindskopf, wie es sich gehört, und dieser Kindskopf kommt auch noch hin und wieder später zum Vorschein. Im großen und ganzen aber ändert sich mit der Uebersiedelung Wolfgang's nach Leipzig der ganze Ton der Briefe merklich; er fühlt sich als Student gegenüber der jüngern Schwester, und wie er die Nachschrift an den Vater mit lateinischen Brocken verziert, beginnt er schon mit dem dritten Briefe vom 18. October 1765 Cornelie zu erziehen, indem er französisch schreibt. Es kommen solcher französischen Briefe oder Briefstheile viele vor, daher ist es wol an der Zeit, hier im allgemeinen über dieselben zu sprechen. Goethe's französische Briefe sind wie diejenigen der Zeitgenossen überhaupt, Friedrich's des Großen, Albrecht von Haller's u. a. Vorgelesen erscheinen sie flüssig, von sicherer Sprachfähigkeit und reichem Wortvorrath, gelesen dagegen zeigen sie eine Unsicherheit in Rechtschreibung und grammatischem Gefühl, welche wahrhaft erstaunlich ist und einen Sprachlehrer unserer Zeit zur Verzweiflung bringen würde. Ich rede dabei durchaus nicht von der Schreibweise jener Zeit, welche ja in mancher Hinsicht anders war als die gegenwärtige. Kaum eine Spur von Accenten; nach einem Subject in der Mehrzahl getrost der Aussprache nach était, serait statt étaient, seraient u. dgl. Wir betreiben eben heutzutage die Neusprachen ganz anders; wir fangen nicht an mit dem Sprechen, sondern mit der Sprachlehre, und bringen damit fertig, daß unsere Jugend ihre schriftlichen Aufgaben wol grammatisch ziemlich richtig anfertigt, aber in der Fremdsprache kaum das Nothdürftigste reden kann.

Mit dem vierten Briefe stellt sich der Schüler Gellert's, der Schulmeister ein, welcher die Briefe der Schwester kritisch beurtheilt. Wolfgang hält dabei mehr als später auf ein reines Deutsch. „Subsistiren ist nicht deutsch", schreibt er; „castrum doloris besser Trauergerüste." Und später: „Au lieu de Figure, Charge dis plustot Aufsehen, Amt"; andererseits nimmt er Anstoß am Ausdrucke durchleben als einem poetischen. Er mischt Abschnitte ein aus dem Drama „Belsazar", welches gleich zahlreichen andern Jugendarbeiten vor der Abreise nach Straßburg ins Feuer wanderte. Seltsamerweise haben die beiden Bruchstücke verschiedene Form: der erste Auftritt des ersten Aufzugs in Alexandrinern, der Schluß in Jamben; denn er berichtet:

Ich schreibe jetzt von meinem Belsazer.
Fast ist der letzte Aufzug auch so weit
Als wie die andern sind. Doch wiß du das:
In Versen, wie hier die, verfertigt ich
Die fünfte Handlung. Dieses, Schwester, ist
Das Versmas, das der Britte braucht, wenn er
Auf dem Coturn im Trauerspiele geht.
Jetzt steh ich still, und denck den Fehlern nach,
Den Fehlern, die so häufig sind, wie hier
Studenten sind. Da denck ich nach und die
Verbessr ich. Dir schick ich vielleicht einmahl
Etwas davon, wie auch von dem was ich
Sonst noch in Versen schrieb. Jetzt lebe wohl.
Grüß mir die Mutter, sprich, sie soll verzeihn,
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag ihr
Das was sie weiß — daß ich sie ehre. Sags,
Daß nie mein kindl. Hertz, von Liebe voll,
Die Schuldigkeit vergist. Und ehe soll
Die Liebe nicht erkalten eh ich selbst
Erkalte.

Es ist das Einzige, was wir überhaupt vom „Belsazar" wissen und besitzen. In Nr. 5 berichtet Goethe über das leipziger Theater und geräth dann sofort wieder in die altkluge Schulmeisterei:

Ich will jetzo von was anders reden, nehmlich von dem was ich dir am nohtwendigsten glaube, das ist von deiner jetzigen

Unterhaltung im Lesen. Du bist über die Kinderjahre, du must also nicht nur zum Vergnügen, sondern zur Besserung deines Verstandes und deines Willens lesen. Bitte dir vom Papa Zeit dazu aus, er wird dir sie geben. Zuerst sollst du den Zuschauer lesen, laß dir ihn durch Hn. Ohme Textor von der Stadt Bibliotheck schaffen. Dieses Buch ließ mit Aufmerckſamkeit. Du wirst viel gutes darinn finden. Allein ich muß dich auch lesen lernen. Nicht wahr, das kommt dir wunderlich für, daß ich so rede. Ich kenne dich ich weiß wie nnd warum du liesest. Siehe so must du es machen. Nimm ein Stück nach dem andern, in der Reihe, ließ es aufmerckſam durch, und wenn es dir auch nicht gefällt, ließ es doch. Du must dir Gewalt antuhn. (Ich sag es noch einmahl: wenn du haben willst daß ich für dich sorgen soll; so must dn mir folgen, und nicht nur Vergnügen beym Lesen suchen). Wenn du es gelesen hast; so mach das Buch zu und stelle Betrachtnngen darüber an. Im Anfange wird es dir schweer fallen, aber bald wird es leichter gehen wie mit dem Schreiben. Fange damit an aber balde. Schreibe wie es dir gefallt, deine Gedancken über einzelne Stücke. Manch mahl werde ich Stücke aussuchen, und dein Urtheil darüber erforschen. Dieses ist besser und dir nützlicher als wenn du 20 Romanen gelesen hättest. Diese verbiete ich dir hiermit völlig, den einzigen Grandison ausgenommen, den du noch etlichemahl lesen kannst, aber nicht obenhin, sondern bedächtig.

Es folgen dann Empfehlungen guter Bücher sowie Warnungen vor nachtheiligen; es klingt seltsam, wenn der sechzehnjährige Knabe der Schwester den Decamerone sehr ernsthaft verbietet; er muß ihn also doch wol kennen. Dazwischen belebte Schilderungen der Tischgesellschaft bei Professor Ludwig, Mittheilungen über seine leipziger Bekanntschaften, Theilnahme an frankfurter Stadtereignissen, Grüße an die verschiedenen frankfurter Mädchenbekanntschaften, und immer Späße:

Du kannst dem Vater sagen wie viel Louisdor ich noch habe. Aber vorher must du es ausrechnen. Höre zu. Wenn ich noch einmahl so viel hätte als ich habe, und darüber noch die Hälfte Ein drittel und drey sechstel von dem was ich habe; so würde ich Hundert Louisdor haben. Es ist leicht auszurechnen.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Roman von Max Kretzer.

Drei Weiber. Berliner Cultur- und Sittenroman von Max Kretzer. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1886. 8. 10 M.

So verschiedenartig auch die Beurtheilung sein mag, die man der jüngern berliner Literaturschule angedeihen läßt, welche in der letzten Zeit viel von sich sprechen gemacht: eins werden ihr selbst ihre erbittertsten Gegner, die in Vers und Prosa ihren ganzen Geifer gegen dieselbe ausspritzen, unmöglich abstreiten können: daß in ihren Bestrebungen ein kraftvolles Ringen nach der Wahrheit, nach der engsten Verbindung der Kunst mit dem Leben zu Tage tritt. Man mag immerhin der Anschauung von der nothwendigen Verschwisterung von Kunst und Leben feindlich gegenüberstehen, man mag, wie die Gegner des Realismus, die Kunst für eine hoch über dem niedern Erdenleben in marmorner Ruhe schwebende Göttin halten: dies wird man doch nicht leugnen können, daß die Vertreter der neuen Schule ein Ideal, ein Ziel haben, und daß eine große selbstlose Aufopferung ihrer Kräfte für ihr Ideal aus ihrem Bestreben hervorleuchtet. Unsere jungen Autoren durchstreifen tage- und wochenlang bei Sturm und Regen die Gassen, die öffentlichen Orte, kurz alle Plätze, auf denen sich das großstädtische Leben entfaltet, um Studien für ihre Arbeiten zu sammeln.

Unter diesen Vertretern der jüngern Schule, welche man mit zwei Worten wol kurz als die des nationalen Realismus bezeichnen möchte, hat sich im Laufe weniger Jahre Max Kretzer eine hervorragende Stelle, wenn nicht die erste, gesichert, und zwar ebenso sehr durch seine Persönlichkeit und die eigenartige Entwickelung seiner Laufbahn wie durch seine schriftstellerischen Leistungen. Max Kretzer ist wie von der Natur geschaffen, die Vorzüge und Nachtheile der Selbstbildung in der Literatur darzulegen. Ein einfacher Handwerker, von Hause aus nur mit der nothdürftigsten Schulbildung ins Leben geschickt, kam er erst während einer langwierigen Krankheit, die ihn von seinem Beruf fern hielt, dazu, sich eingehender mit Literatur und Wissenschaft zu beschäftigen und seine ersten Versuche selbständigen Gestaltens und Schaffens zu wagen. Und hier trat das zu Tage, was den ernstlich strebenden und natürlich veranlagten Selbstgebildeten vor uns regelrecht Geschulten auszeichnet: während uns das Methodische, der Drang zum Schematisiren anhaftet, während uns nicht wohl ist, wenn wir nicht jedes neue Ding, an das wir schon mit einer gewissen von der Schule herstammenden Voreingenommenheit herantreten, gleich in einen bestimmten Schubkasten unserer angelernten Anschauungen einnreihen können, genießt der Selbstgebildete die Freude, an jede neue Erscheinung wie an ein Fremdes heranzutreten, sieht, denkt, empfindet er frischer, unmittelbarer, springen ihm die charakteristischen Merkmale viel schärfer in die Augen, alle Formen erscheinen ihm greifbarer, alle Farben leuchtender, er findet bei der Wiederkehr seiner Eindrücke, da er sich nicht wie wir an bestimmte dargebrachte Formeln kehren kann, neue, eigenartige Wendungen und Töne — was ihm neu ist, glaubt er, müsse es auch der Welt sein, und er geht mit größerm Feuereifer daran, es ihr mitzutheilen. Aber er geräth dabei auch in die Gefahr, sich in Einzelheiten und Nebendinge zu verlieren, die für uns keinen Werth mehr besitzen, und die Hauptpunkte, auf die es ankommt, außer Acht zu lassen, und weil ihm viele der einfachsten Handgriffe und Regeln, mit deren Erlernung wir beginnen, erst im Laufe der Jahre klar werden, weil er sich jede Form, jede Type erst selbst schaffen muß, zeigt seine Thätigkeit namentlich im Anfang manche technische

Ungeschicklichkeit, die uns vielleicht ein Lächeln entlockt. Aber wenn der Selbstgebildete mit Ernst und Fleiß bei der Sache und von unermüdlichem Streben erfüllt ist, so werden jene Schwächen sich bald verlieren und nur die Vorzüge bleiben. Das haben die Beispiele eines Aron Bernstein, Theodor Fontane, Fritz Wernick gelehrt — Namen, auf die unser Schriftthum stolz sein darf —, das lehrt in ganz besonders merkwürdiger Weise auch Max Kretzer.

Er hat von Anfang an den glücklichen Gedanken gehabt und ihn mit lobenswerther Folgerichtigkeit durchgeführt, den Franzosen, diesen Meistern des modernen Romans — dieses Lob kann man ihnen nun einmal nicht vorenthalten —, abzulauschen, was ihnen abzulauschen ist, und im eigenen Schaffen dennoch stets national zu bleiben. Bei Daudet und Zola ging er in die Schule. Die pessimistische Weltanschauung, die Ehrlichkeit der Darstellung, der Verzicht auf alle heuchlerische Schönfärberei, die Kunst der knappen Charakteristik, den scharfen Blick für die Verfaultheit der modernen Gesellschaft, die Kunst, die Fabel einzuleiten und den Knoten zu schürzen, die Personen einzuführen — alles das hat er von ihnen. In seinem ersten größern Roman von Bedeutung: „Die Betrogenen", ist nicht nur die Handlung ganz nach Daudet'schem Muster aufgebaut, nein, auch einzelne Sätze stimmen fast wörtlich mit solchen aus Daudet's Werken überein. Aber er ist kein Nachtreter und Anempfindler, er ist in seinen Stoffen, seiner Darstellung ganz ursprünglich. Den großen Zug unserer Zeit, die Leiden und das Ringen des vierten Standes in der eigenartigen Färbung, die er in Deutschland angenommen, hat er begriffen und dargestellt. Er kennt den deutschen Arbeiter wie kaum Turgenjew den Nihilisten, oder wie Reuter seine mecklenburgischen Bauern und Edelleute, und der Kampf des vierten Standes, dem er erst selbst angehörte, wird bei ihm im Rahmen des realen Lebens und mit sattern Farben dargestellt als bei Spielhagen. Er ist erfüllt von der centralistischen Bewegung im modernen Deutschland, von dem Drängen, Stoßen und Schieben nach Berlin. Was Gutzkow in seinen unvergleichlichen „Rittern vom Geiste" erstrebte, mit denen er der deutschen Literatur eine neue Bahn wies, die Darstellung des Lebens im modernen Berlin, als des Brennpunktes des ganzen deutschen geistigen, politischen und socialen Lebens: das hat Kretzer mit sicherm Blick und kühnem Muth neu aufgenommen, durchgebildet und ausgeführt. Die „Betrogenen" und die „Verkommenen" waren zwei trefflich gezeichnete Sittenbilder aus der modernen Reichshauptstadt, in denen Kretzer sich als gründlicher Kenner unserer berliner Déclassés, dieses von Daudet so wunderbar gezeichneten Menschenschlags, in allen Abstufungen zeigte. Durch ergreifende Lebenswahrheit, unvergleichliche Plastik der Menschen und Scenen, meisterhafte Charakteristik der auftretenden Personen mit wenigen Strichen, treffliche Schilderungen aus dem Großstadtleben zeichneten sich diese Romane aus, und man sah wol darüber hinweg, daß der Verfasser mit Sprache und Stil stellenweise recht willkürlich umsprang, ja sich sogar gegen die Gesetze derselben offen auflehnte, denn man bewunderte den Fleiß und die Thatkraft des Handwerkers, der sich überhaupt zur Höhe literarischen Schaffens emporgearbeitet hatte. Man sah über manche störende Mängel der Composition und Unwahrscheinlichkeiten der Handlung hinweg, weil der Verfasser durch Schärfe der Charakteristik und einen eigenthümlichen Schillerglanz der Farbe entschädigte, und erwartete für die Zukunft Großes von ihm. Um so erstaunter war man, daß er Jahre verstreichen ließ, ohne — einige unbedeutende, von seiner Schöpferkraft kein Zeugniß gebende Skizzen nicht gerechnet — etwas Werthvolles zu veröffentlichen. Man meinte, daß seine Schaffenskraft so urplötzlich, wie sie aufgetaucht war, auch versiegt wäre, und die Gegner jeglicher Selbstbildung in der Kunst und alle die, welche er sich zu Feinden gemacht, indem er sie in den Personen seiner Romane ihre Ebenbilder hatte sehen lassen, triumphirten. Jetzt endlich ist Kretzer mit einer neuen Schöpfung: „Drei Weiber", hervorgetreten. Sie zeigt, daß der Verfasser die Zwischenzeit nicht thatenlos geruht, sondern wohl benutzt hat, er hat viel gelernt und wenig vergessen. Die meisten seiner Vorzüge begegnen uns hier wieder, und viele seiner frühern Fehler treten nicht mehr so schroff hervor. Dazu rechnen wir seine einstmaligen Sünden wider die Logik und den Geist der deutschen Sprache. Früher mochte man in Kretzer's Schriften von den Arbeiterinnen einer Fabrik lesen: „Sie waren alle schon Mütter gewesen, die einen mehr, die andern weniger" (was heißen soll: die einen öfter, die andern seltener), und ähnliche Unbehülflichkeiten des Ausdrucks. Das neue Buch ist in weit besserm Deutsch geschrieben, wenn auch noch lange nicht in einem guten. An Stilfehlern mangelt es auch hier nicht; z. B. einige Blüten, gepflückt auf S. 220 des ersten Bandes: „Sie war geneigt ... ihre von Haß und Verachtung zusammengesetzte Anklage allein gegen ihre Stiefmutter zu richten" (statt entweder aus Haß u. s. w. zusammengesetzte oder von Haß dictirte). Oder: „Eine grenzenlose Wuth bemächtigte sich ihrer, sodaß sie die Lippen fest zusammenpreßte und die Hand ballte, um schließlich wieder einem wehmüthigen Gefühl Platz zu machen und so abwechselnd aus einer Stimmung in die andere zu kommen." Wir begreifen nicht recht, warum Kretzer, der doch so viele literarische Freunde besitzt, seine Arbeiten nicht vorher einem derselben zur stilistischen Durchprüfung übergibt. Es liegt darin nichts Entehrendes für einen Schriftsteller. Hat nicht Friedrich der Große seine Arbeiten von Voltaire durchsehen lassen? Kretzer hat es gern, wenn man ihn mit Zola vergleicht, aber nicht der geringste Vorzug Zola's ist das geradezu classische Französisch, welches er überall schreibt, wo er nicht seine Personen ihrem Charakter gemäß reden läßt, sondern selbst als Erzähler das Wort ergreift. Zola ist von einer seltenen stilistischen Vollendung und Eindringlichkeit. Und in der That ist doch auch vollendete Beherrschung der Sprache und ihrer Gesetze das erste

Gebot der Schriftstellerei, und Kretzer gibt durch Vernachlässigung derselben seinen Feinden nur selbst eine gute Waffe in die Hand.

Wir Berliner pflegen, wenn von pariser, von französischen Ehebruchsdramen, von Dumas' Werken und Zola's Romanen die Rede ist, mit sittlicher Entrüstung auszurufen: „Nun ja, dergleichen mag für Paris, das moderne Sodom zutreffen; dort mögen solche Verhältnisse herrschen; dort mag Ehebruch, Verderbniß, Fäulniß, Ausschweifung, Demimondewirthschaft an der Tagesordnung sein; dort mag eine solche Literatur lebenswahr und darum auch erlaubt sein; aber bei uns in Berlin trifft alles das nicht zu, wir Wilden sind bessere Menschen, wir kennen jene Zustände kaum dem Namen nach; bei uns bewegt sich das großstädtische Leben nur in den Kreisen strengster, idealer Sittlichkeit, und darum können wir auch nur eine ideale Literatur, nur die Zeichnung durchweg sittenreiner Menschen und Gesellschaftszustände brauchen!" Und dabei sind die Spalten unserer Zeitungen fast mit nichts anderm angefüllt als mit Nachrichten von Verbrechen der grausesten Art, von Uebertretungen der Sittlichkeit, von einer täglich anschwellenden Skandalchronik, und in allen Gesellschaften spricht man offen über die geheimsten Sünden, die schauerlichsten Miswirthschaften in bekannten Kreisen und Familien. Nur im Feuilleton der deutschen Zeitungen herrscht Ruhe und Sittlichkeit und Langeweile. Wer sich mit offenen Augen im berliner Gesellschaftsleben umsieht, der weiß, daß Berlin nicht um ein Haar besser ist als Paris, daß es dasselbe Sündenbabel ist und nichts in Paris vorgehen kann, was bei uns kein Seitenstück fände, daß die Sittenlosigkeit alle Kreise der berliner Gesellschaft aufs tiefste angefressen hat und nur der Savonarola fehlt, der sie offen aufdeckt. Und wer mit der Culturgeschichte dieser Stadt vertraut ist, weiß, daß dem nie anders war, daß Berlin von Urzeiten an derselbe Herd der Sittenlosigkeit gewesen, der er heute ist, ja daß die Zustände zu gewissen Zeiten, so im Anfang dieses Jahrhunderts, vor den Napoleonischen Kriegen, vielleicht noch viel schlimmer waren als heute. Nur die Grazie der Sünde fehlt uns, alles artet bei uns schnell ins Plumpe, Derbe, Gemeine aus, die kalte, raffinirte Berechnung, die Brutalität wagt sich offen ans Tageslicht, ohne den Versuch zu machen, sich wie in Paris oder Wien mit dem Gewande der Liebenswürdigkeit zu bedecken. Und das Verdienst, einer Stadt und Zeit muthvoll deren Laster und Sünden wie in einem ehernen Spiegel vorgehalten zu haben, daß sie wie Rinald vor jenem Tancred's bei ihrem eigenen Anblick entsetzt zurückfahre und sich ihrer Pflichten, ihrer hohen Aufgabe bewußt werde, einer Aufgabe, die einst nicht nur Prediger wie Jesajas, Cato, Demosthenes, Savonarola, nein auch Dichter wie Juvenal, Dante, Cervantes, Byron, Turgenjew für ihre Zeit zu erfüllen bemüht waren und Zola noch bemüht ist — dies Verdienst kann man Kretzer nicht absprechen, er hat diese erste und größte Aufgabe des wahren Dichters gleichfalls begriffen und ihre Ausführung versucht.

Im Unterschied von seinen frühern Romanen hat Kretzer in den „Drei Weibern" den Schauplatz in die sogenannte bessere Gesellschaft Berlins verlegt, und er malt hier — wie freilich zugegeben werden muß, nicht selten mit diabolischer Schadenfreude — die ganze Unsittlichkeit, Wollust, Nichtigkeit und Verderbtheit dieser Kreise. Folgendes ist der Kern des Romans: der Assessor Neukirch, zu der berüchtigten, aber weit verbreiteten Gattung jener „schönen" Männer gehörig, welche ihre Schönheit benutzen, um auf Kosten der Frauen, die sie beglücken, zu leben, unterhält enge Beziehungen zu der Geheimräthin Frida von Setzen, einer jungen Witwe. Nun ist aber Frida nicht Erbin des Vermögens ihres verstorbenen Gatten, sondern hat nur die Nutznießung desselben bis zur Großjährigkeit der Tochter aus des Geheimraths erster Ehe, Fanny, der jedoch das Geld auch nur unter der Bedingung zufällt, daß sie bis zum zwanzigsten Jahre geheirathet hat. Um nun für alle Fälle sicher zu gehen, beschließt das saubere Paar, Neukirch solle Fanny heirathen, welche, ohne etwas von dem Verhältniß der beiden zu wissen, den Assessor liebt. Am Verlobungsabend überrascht Fanny die beiden, aber ihr Zorn richtet sich nicht gegen den Geliebten, sondern gegen die Stiefmutter, in der sie die Verführerin ihres Bräutigams sieht. Man kann sich ein Bild von der Ehe machen, die nun folgt, besonders wenn man hinzunimmt, daß Neukirch sich nicht mit diesen beiden Frauen begnügt, sondern in unersättlicher Wollust noch das Dienstmädchen Frida's verführt und zu seiner Maitresse macht. Es kommt zum Bruch; Frida sinkt von Stufe zu Stufe, um schließlich mit einem Pianisten auf und davon zu gehen. Neukirch und seine Gattin führen ihre Ehe, nachdem sie einen Compromiß geschlossen, weiter. Die Geschichte endet ohne eigentlichen Schluß.

Wie man sieht, ist die Handlung für einen zweibändigen großen Roman recht dürftig, und in der That ist sie auch die schwächste Seite des Werks. Das Talent des Verfassers neigt überhaupt nicht nach dieser Richtung. Die Nebenfiguren und Nebenhandlungen machen sich breit und ersticken die Haupthandlung vollständig. Der schöne und werthvolle Grundgedanke, der dem Verfasser anfänglich vorgeschwebt zu haben scheint, die Gegenüberstellung Fanny's und Margarethe von Lambert's, der Erzeugnisse einer verfehlten und einer richtigen Mädchenerziehung — jene lange Zeit in Verdummung und Unkenntniß des wirklichen Lebens gehalten, diese von Anfang an auch in die Schatten desselben eingeweiht — dieser Gedanke wird bald wieder fallen gelassen. Auf mehr als 100 Seiten wird uns im ersten Bande die Schilderung eines Diners gegeben, ohne daß für die Entwickelung der Handlung das Geringste geschähe, ohne daß überhaupt irgendetwas vorginge. Dann werden wieder wichtige Wendungen der Handlung und psychologische Wandlungen plötzlich in sprunghafter und abgerissener Weise dargestellt.

Aber mag es immerhin wahr sein, daß der Fall, den uns Kretzer hier erzählt, so wie er ihn darstellt, sich nicht

täglich in der berliner Gesellschaft ereignet: charakteristisch für den Grad der Sittenlosigkeit, der in derselben wirklich herrscht, bleibt die Geschichte darum doch. Man braucht nur in einer beschränkten Anzahl von Familien der berliner „guten Gesellschaft" zu verkehren und Augen und Ohren recht offen zu halten, um Dinge und Geschichten in Fülle zu sehen und zu hören, gegen welche die Fabel der „Drei Weiber" noch naiv und „moralisch" erscheint, um Hunderten von Menschen zu begegnen, die genau so verbuhlt, lüderlich, schmarotzerhaft, genußsüchtig, der Völlerei an fremden Tafeln ergeben sind wie diese Gestalten Kretzer's: der Hauptmann von Schnitzer, der Assessor Neukirch, der Herr von Unterrock u. s. w. Wir lassen uns gern die Breite der Nebenhandlungen, das Uebergewicht der Nebenpersonen und die weitausgesponnenen Schilderungen gefallen, denn in ihnen beruht die Hauptbedeutung des Werks. Welch ein köstliches, eines Menzel würdiges Bild ist die Schilderung der Friedrichsstraße im Morgengrauen! Welche Fülle feiner Beobachtung drängt sich hier zusammen! Die Schilderung ist leider zu lang, als daß ich sie hierhersetzen könnte. Welch prächtig gezeichnete Figuren sind der halbblinde Klavierspieler Paulus Linse mit seiner rührenden Liebe zu Olga, der alte ehrliche Arbeiter Braun, Olga's Vater, Otto von Lambert, ein echter Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe, in seiner männlichen Zurückhaltung und Bekämpfung seiner Liebe zu Fanny, in der vornehmen Kaltblütigkeit, mit der er, nachdem er im amerikanischen Duell mit Neukirch das Unglückslos gezogen, in den Tod geht, und seine Schwester, die züchtige, vernünftige, reine Margarethe! Durch die Zeichnung dieser Gestalten hat Kretzer genugsam bewiesen, daß er nicht blos grau in grau malen will, daß er nicht mit Wollust ausschließlich in der Schilderung des Häßlichen schwelgt, sondern daß er auch edle, vornehme und noble Gestalten zu zeichnen versteht. Ist es denn seine Schuld, daß in der wirklichen Welt, deren Abbildung die Dichtung ist, diese die Minderheit, und die Schurken, die Dummköpfe, die Genußsüchtlinge die erdrückende Mehrheit bilden? Ganz außerordentlich ist die Kunst, mit der Kretzer seine Personen reden läßt, namentlich die der untern Stände; hier wird er nur von Shakspeare, Reuter und Zola übertroffen. Man muß diese Unterhaltungen zwischen dem Dienstpersonal im Setzen'schen Hause lesen, die Zankscene der Kammerjungfer Hedwig und der dicken Köchin Minna, überhaupt die Unterhaltungen in der Küche, dann die Gespräche der Kellner im feudalen Club, wie sie den Werth der Mitglieder nach der Höhe der Trinkgelder beurtheilen, die diese zu geben pflegen, die Scenen des Assessors mit dem Dienstmädchen Olga, um von der feinen Beobachtung und dem Humor des Verfassers die richtige Anschauung zu gewinnen. Und wie köstlich ist die Unterhaltung des conservativen Redacteurs Schichlinski und des jüdisch-liberalen Doctor Gerechter, als beide nach einem reichlichen Abendessen zusammen in angeheiterter Stimmung das Haus verlassen! Ich will nur ein paar Zeilen hierher setzen:

„O mein verehrter Herr Schichlinski . . ." (sagt Doctor Gerechter). „Pardon, Herr Doctor, ich heiße von Schichlinski", unterbrach er ihn ruhig, als müsse man das von ihm erwartet haben. Der neue Caliban (Gerechter's Spitzname) bat um Verzeihung, er habe sich nichts dabei gedacht, aber das ironische Lächeln, das über seine schwulstigen Lippen ging, zeugte dafür, daß er sich innerlich amusire. Nach wenigen Minuten war dieser kleine Zwischenfall vergessen und die beiden Collegen waren auf ein anderes Thema gekommen. Sie sprachen über die Judenfrage. „Sie haben mich einmal sehr in Ihrer Zeitung angegriffen", beklagte sich Doctor Gerechter. „Mein lieber Herr Doctor, hätte ich gewußt, daß Sie so ein netter Mann sind, so hätte ich das jedenfalls nicht gethan", versicherte Herr von Schichlinski. „Wenn man sich erst näher kennen lernt, so bekommt man einen ganz andern Begriff voneinander." Es war nun ergötzlich, beide sich gegenseitig die vollendetsten Complimente sagen zu hören. „Seien Sie versichert, Herr Doctor, daß ich stets mit Interesse Ihre Feuilletons gelesen habe." Doctor Gerechter erwiderte darauf, daß ihn selten eine Novelle bei der Lektüre so gepackt habe als die letzterschienene Schichlinski's. Bei dieser Discussion verschwiegen sie wohlweislich, daß eigentlich keiner mehr als den Titel der literarischen Production des andern gelesen habe. Dann versprachen sie sich ihre zuletzt erschienenen Bücher zuzuschicken, damit jeder etwas Günstiges über den andern in seine Zeitung bringen könne. Schließlich kamen sie zu der Ueberzeugung, daß es überall Lumpen gebe, unter den Christen wie unter den Juden. Doctor Gerechter behauptete, sehr viele gute Freunde unter den Christen zu besitzen, und Herr von Schichlinski gestand offen ein, daß einer seiner intimsten Bekannten ein Jude sei, mit dem er sehr gern verkehre. Sie wurden immer gemüthlicher zueinander. Zum Schluß zogen sie in sehr scharfer Weise über die Verleger ihrer Zeitungen her und versicherten, daß sich diese Herren im Punkte des Geschäfts alle gleich blieben: im Inseratentheil zeige sich stets ihre politische und confessionelle Toleranz.

Köstlich wird in dieser Weise die ganze berliner literarische Bohème gezeichnet. Den Gipfelpunkt der Schilderungs- und Menschendarstellungskunst Kretzer's bildet jedoch das Diner im feudalen Club. Hier wird ein echtes modernes Sittenbild voll bewegten Lebens mit beinah Shakspeare'schem Humor gezeichnet. Wir sehen die Mitglieder dieser hochconservativen Gesellschaft bei Austern und Sect schwelgen und in schönen Reden die Nothlage des Volks erörtern und über Mittel zur Abhülfe berathschlagen. Während ihnen Lippen und Bart vom Fett der gebratenen Fasanen triefen, erklären sie den übertriebenen Luxus für die Quelle unserer wirthschaftlichen Nothlage; mit demselben Athemzuge, mit dem der Festredner den arbeitenden Klassen Einschränkung anräth, befiehlt er dem hinter ihm stehenden Kellner noch ein halbes Dutzend Flaschen Sect kalt zu stellen. Im vierten Stock des Hinterhauses wohnt ein armer, ehrlicher Arbeiter, dessen Weib krank daniederliegt; der hört durch das offene Fenster die schönen Reden voll des Mitleids mit dem darbenden Volke und überwindet sich hinunterzugehen, in der Hoffnung, von diesen Predigern des Mitleids und der socialen Hülfe eine kleine Beisteuer für seine Noth zu erhalten. Aber wie schlecht bekommt ihm der Versuch, wie theuer muß er die paar Pfennige, die mit Mühe und Noth nach langem Sträuben für ihn gesammelt werden, bezahlen! Er muß Grobheiten

und Zurücksetzungen ertragen und schließlich in dem lautesten der Wüstlinge den Verführer seiner einzigen Tochter finden. Es steckt ein echt dramatischer Gehalt in dieser Scene, und wäre es möglich, sie bei der heutigen Theatercensur mit den nöthigen scenischen Veränderungen auf die Bühne zu bringen, sie müßte dort von überwältigender Wirkung sein.

Aber sowie Kretzer daran geht, leidenschaftlich erregte Scenen zwischen wenigen Personen wiederzugeben, läßt ihn sein Talent im Stich und er wird unnatürlich. Niemand wird ihm glauben, daß der Bruch zwischen zwei Personen, die jahrelang intim miteinander verkehrt haben, sich so vollzieht, wie er es auf S. 124 und 125 des zweiten Bandes geschehen läßt.

Doch nun zur Hauptsache!

Der schwerste Vorwurf, den Kretzer's Gegner ihm machen, ist der, daß er in einer Anzahl Gestalten seines Romans bekannte berliner Persönlichkeiten in nicht zu verkennender Art und zwar theils als lächerliche, theils als durch und durch verderbte Menschen geschildert habe, daß ein solches Beginnen unehrenhaft, eine Art literarischen Rowdiethums sei, namentlich wenn es sich um solche handle, zu denen, wie nachweisbar, der Autor früher in engen Beziehungen gestanden. In der That, wir erkennen sie ganz genau wieder, diese Frau Island, welche die zartesten Kindergeschichten schreibt und dabei angeblich ihre eigenen Kleinen vernachlässigen soll; wir erkennen den „neuen Caliban", Doctor Isidor Gerechter, der hauptsächlich vom Schimpfen auf Zola lebt und gleich im ersten Kapitel seines neuesten Romans an frivolem Cynismus alles überbietet, was je ein Guy de Narzassent oder Paul de Kock geschrieben; wir kennen diesen blasirten Herrn von Schichlinski, kennen diesen Herrn Zeitungsverleger Löschkopf mit seinem fabelhaften Glück im Spiel, seinen Reformideen zur socialen Frage, die er, das Sectglas in der Hand, entwickelt, wir wissen auch, daß der Autor den letztern beiden längere Zeit hindurch näher gestanden — wir nämlich, die wir in die literarischen Verhältnisse Berlins eingeweiht sind. Die aus Frankreich stammende Art der reinen Modellmalerei, welche dem bildenden Künstler, wie der berüchtigte Proceß Gräf lehrte, bisweilen verhängnißvoll sein kann, hat auch das französische Schriftthum überwuchert, und ein in seiner Technik so sehr nach französischem Muster gebildeter Schriftsteller wie Kretzer konnte sich natürlich auch von ihr nicht frei machen. Balzac, Daudet, Zola arbeiteten streng nach Modellen aus dem Leben, die sie benutzten, ohne daß die Originale eine Ahnung davon hatten; jedermann in Paris kennt die Originale der meisten Gestalten in „Les rois en exil", „Nouma Roumestan", „Le Nabab" u. s. w., so gut wie in London jedermann die der meisten Dickens'schen Romane, in Petersburg die der Turgenjew'schen, in Christiania das des Advocaten in Björnson's „Fallissement" kennt. Ja sind die Gestalten in Goethe's „Werther" nicht sämmtlich treu nach Modellen gezeichnet? Man erinnere sich des Entrüstungssturmes, der gegen Goethe nach Erscheinen des „Werther" ob dieser Benutzung seiner Modelle losbrach! Und leidet oder steigt der Werth der Tragödien Corneille's und Racine's darunter, daß wir wissen, viele ihrer angeblichen Römer und Hebräer sind nichts als verkappte hochstehende Personen der damaligen pariser Gesellschaft? Zu allen Zeiten haben gerade die bedeutendsten Dichter ihre Figuren nach zeitgenössischen Originalen geschaffen, und es hieße dem Schriftsteller, dem Sittenschilderer, eines seiner wichtigsten Rechte verkümmern, wollte man ihm verbieten, bekannte Persönlichkeiten ohne deren Zustimmung zu studiren und abzuschildern, sei es nun in idealisirter oder ikonischer Weise. Nähme man ihm dieses Recht, so würde auch der größte Dichter schließlich statt lebenswahrer Gestalten nur schablonenhafte, steife Idealtypen hervorbringen können. Nur müssen die Gestalten, die er abschildert, interessant und für ihre Zeit und das gesellschaftliche Leben derselben charakteristisch, nur muß die Wiedergabe derselben eine künstlerisch vollendete sein. Ob der Schriftsteller seine Modellgestalten auch im Aeußern porträtähnlich zeichnen und auch in der Namengebung einen Anklang an die Wirklichkeit bewahren will, ist ihm ganz freigestellt, und er wird es ohne Bedenken thun, sobald er es für charakteristisch, also für poetisch nothwendig hält. Ob die Modellbenutzung zur persönlichen Ehrenkränkung wird, das hängt davon ab, ob der Schriftsteller porträtähnlich gezeichneten Figuren geradezu unehrenhafte Züge aus eigener Erfindung hinzufügt, und vor allen Dingen ob sein Werk als Ganzes ein wirklich literarisch werthvolles Erzeugniß bildet oder nicht, was ja in den meisten Fällen unschwer festzustellen ist. In der Kunst ist eben nun einmal das Wie die Hauptfrage. Die schärfste Caricatur verliert den beleidigenden Charakter, sobald ihr sichtlich eine sittliche Absicht zu Grunde gelegt und sie selbst künstlerisch ausgeführt ist. Ein Roman vollends wird nicht für eine Stadt, einen bestimmten Gesellschaftskreis, sondern für das ganze Land geschrieben; von hundert Lesern eines Buchs wohnen neunundneunzig außerhalb der Reichshauptstadt, und diesen neunundneunzig dürfte es vollkommen gleichgültig sein, ob die in Romanen geschilderten Menschen ganz so wie sie geschildert sind in der Landeshauptstadt existiren und wie sie mit den wirklichen Namen heißen; sie wollen einfach unterhalten oder angeregt sein und legen den Hauptwerth darauf, daß die Gestalten des Romans als solche anziehende und charakteristische Menschen und anziehend und charakteristisch dargestellt sind.

Es könnte wol der Fall eintreten — ich setze hier nur die Möglichkeit eines solchen, ohne Rücksicht, ob er sich jemals wirklich ereignet hat oder nicht —, daß ein Schriftsteller Menschen, denen er in irgendeiner Weise zu Dank verpflichtet ist, nachdem durch seine Schuld ein Bruch erfolgte, in einem Werke in carikirter, aber dabei doch für jedermann erkennbarer Art als verabscheuenswerth oder lächerlich darstellt. Das aber wäre eine Angelegenheit, die nur jene beiden, den Schriftsteller und sein Opfer, an-

ginge; letzteres möge sich mit jenem auseinandersetzen, ihn fordern oder sonst für Wiederherstellung seiner Ehre sorgen; auf das Urtheil des Publikums und der Kritik über das Werk und seinen Verfasser könnte selbst die eingehende Kenntniß dieser Dinge keinen Einfluß ausüben. Für sie handelt es sich nur um die Frage: sind jene Gestalten an sich glaubhaft, als lebenswahr anzusehen, charakteristisch, plastisch wiedergegeben und in den Rahmen des ganzen Werks hineinpassend, oder nicht? Ist das erstere der Fall, so bleibt das Werk ungeachtet des persönlichen Beigeschmacks ein Kunstwerk, der Verfasser ein Künstler, während er im entgegengesetzten Falle einfach ein Stümper ist. Und selbst wer in alle persönliche Beziehungen zwischen dem Verfasser und den von ihm carikirten Modellen eingeweiht wäre, hätte nur das Recht, den Verfasser im äußersten Falle, wenn alles zu seinen moralischen Ungunsten spräche, für einen schlechten, undankbaren oder unredlichen Menschen zu halten, nimmermehr aber seine Künstlerschaft und sein Werk zu schmähen. Aus der Moral eines Schriftstellers Schlüsse auf seine Künstlerschaft zu ziehen, ja nur beide vermengen, heißt beweisen, daß man vom Wesen des Schriftthums keine Ahnung habe. Es kann sich ein Mensch in gewissen Lagen des Lebens als vollendeter Lump erweisen und trotzdem ein großer Künstler sein. Es ist für den Nachruhm eines großen Künstlers von Werth, daß er auch ein sittliches und edles Leben geführt habe, aber keine Mittelmäßigkeit kann sich dadurch Eintritt ins Pantheon erzwingen, daß sie nachwiese, wie ein Sokrates gelebt zu haben, und Goethe's Lieder aus der Zeit seiner sesenheimer Liebe blieben doch die herrlichsten Perlen der deutschen Lyrik, auch wenn die berüchtigte Verleumdung seiner Beziehungen zu Friederike eines Tages als auf Wahrheit beruhend erwiesen werden sollte.

Konrad Alberti.

Vermischte Schriften.

1. Die Beziehungen zwischen Geistesstörung und Verbrechen. Nach Beobachtungen in der Irrenanstalt Dalldorf von W. Sander und A. Richter. Berlin, Fischer. 1886. Gr. 8. 7 M.

Geistesstörung und Verbrechen haben gemeinsamen Ursprung; demgemäß sind deren gegenseitige Beziehungen auch sehr innig, und wir begreifen es, daß so viele arme Erdensöhne bestraft werden, die geisteskrank sind, und so viele Menschen im Gefangenhause wirklich geisteskrank werden. Und weil es Zustände gibt, welche nach außen hin oft genug tief verborgen bleiben, darum wird eine so erschrecklich hohe Zahl Geistes- und Nervenkranker, die gesetzwidrige Handlungen begehen, dem verstockten Verbrecherthum zugerechnet. Und so ungemein viele dieser Unglückseligen werden gebrandmarkt, trotzdem dunkle Nacht den Geist der Armen umfängt. Und die Bemühungen der Wissenschaft zur Ehrenrettung, zur Heilung der Bedauerungswürdigen scheitern an der Unwissenheit und Hartnäckigkeit der Richter und Gesetzgeber.

Zwei verdienstvolle Aerzte haben ein Buch verfaßt, welches in mehr als einem Punkte die vollste Aufmerksamkeit der gelehrten und gebildeten Welt beanspruchen darf, indem es manche wichtige Thatsachen enthüllt und damit den Zusammenhang von Verbrechen und Geisteskrankheit entschleiern hilft.

Das Werk besteht aus zwei organisch miteinander verknüpften Abtheilungen. Die erste derselben, von Alfred Richter verfaßt, beschäftigt sich mit dem Studium der mit dem Strafgesetz in Conflict gerathenen geisteskranken Männer der Irrenabtheilung zu Dalldorf; die zweite Abtheilung, von W. Sander verfaßt, nimmt die Statistik der mit dem Strafgesetz in Berührung gekommenen Geisteskranken zum Gegenstand der Erforschung, bringt eine Zahl von Gutachten über schwierige Fälle von Geisteskrankheit bei Verbrechern und von Verbrechen bei Geisteskranken, und schließt mit Beantwortung der Frage, ob besondere Anstalten für geisteskranke Verbrecher nothwendig seien.

Es sei gestattet, einige der Ergebnisse, zu denen die beiden Kundigen der Psychiatrie gelangten, mitzutheilen und Bemerkungen daran zu knüpfen. Zunächst behauptet Richter, daß Schwachsinnige und Blödsinnige am meisten Vergehen wider die Sittlichkeit sich zu Schulden kommen lassen, Verrückte am meisten Diebstahl, Unterschlagung, Urkundenfälschung, Betrug, Hehlerei und Münzverbrechen; daß Menschen mit secundärer Geistesschwäche behaftet nur selten gesetzwidrige Handlungen begehen; daß Epileptiker, abgesehen von den schweren Verbrechen, welche sie im Raptus verüben, am meisten den sogenannten schweren Diebstahl, ferner rücksichtslosen gewagten Einbruch begehen; daß Paralytiker selten wider das Gesetz handeln und, wofern dies überhaupt geschieht, nur mit Bettel, Unterschlagung und Diebstahl sich abgeben.

In der zweiten Abtheilung des Werks faßt Sander zuvörderst statistische Verhältnisse in das Auge. Nach seinen Angaben befanden sich am 1. Juli 1883 850 männliche und 856 weibliche Irre in Anstaltspflege der Stadt Berlin. Davon waren bei den Männern 18 Procent, bei den Frauen 2,8 Procent mit dem Strafgesetz in Berührung gekommen. Seit dem Jahre 1881 habe sich die Zahl der männlichen Irrenverbrecher von 8,5 bis 18 Procent gesteigert, die der weiblichen aber nur höchst unbedeutend, nämlich von 2,5 auf 2,8 Procent.

Wir wollen eines gewichtvollen Ausspruches von Sander gedenken; derselbe sagt unter anderm:

Wird man die unglückliche Frau, welche im Zustande der Melancholie ihr Kind tödtet, weniger bemitleidenswerth finden, als eine andere Melancholische, die vor dieser That bewahrt

blieb, vielleicht nur, weil sie zufällig einen Tag früher der Anstalt zugeführt wurde als jene? Sicher wird man der erstern, wenn überhaupt ein Unterschied möglich, noch mehr Theilnahme schenken müssen. Oder, wenn ein bisher unbescholtener Mann, an organischer Hirnerkrankung leidend, geistesschwach wird und in diesem Zustande einen Diebstahl ausübt, wird man ihn deshalb anders betrachten als einen andern, der bei derselben Krankheit zufällig bewahrt wurde? Aber auch, und hier berühren wir schon ein wichtiges Gebiet, ist es richtig, den von Jugend auf idiotischen oder epileptischen Menschen, der in dem schweren Kampfe um die Existenz nicht concurriren kann mit dem gesunden, und der deshalb vagabundirt und bettelt, weniger als Gegenstand des Mitleids zu betrachten als einen andern an denselben Krankheiten Leidenden, dem die gut situirten Angehörigen die Sorge um die Existenz abnehmen können? Diese Consequenzen wird wol auch ein Laie nicht aus jener Erfahrung ziehen, und noch weniger wird er auf den Gedanken kommen, den Geisteskranken ein geringeres Interesse, als er es sonst thut, zu widmen, weil ein größerer Theil von ihnen, als von Gesunden, das Gesetz übertreten hat oder gelegentlich übertreten kann. Den Geisteskranken gegenüber ergibt sich vielmehr nur eine Folgerung aus jenem Satze, . . . daß man sie möglichst bald erkennen, sie möglichst überwachen und möglichst bald und ausreichend Fürsorge für sie treffen muß. Den Verbrechern aber gegenüber sind andere Folgerungen aus dem Verhältniß zwischen Geistesstörung und Verbrechen zu ziehen. Jeder, der mit ihnen zu thun hat, . . . sollte jene Beziehung nie aus dem Auge verlieren und sollte stets eingedenk sein, daß ein Geisteskranker sechsmal so leicht zu strafbaren Handlungen veranlaßt wird als ein Geistesgesunder. Im zweifelhaften Falle soll man nicht vergessen, daß Geistesstörung wie Verbrechen in demselben Boden wurzeln, unter ähnlichen Bedingungen sich entwickeln. Wo aber in demselben Individuum unzweifelhaft Krankheit und moralische Verkehrtheit sich vereinigen, da muß der Gedanke, daß die erstere eine größere Neigung zur letztern mit sich bringt, maßgebend sein, selbst in Fällen, in denen zeitlich das Verhältniß ein umgekehrtes zu sein scheint, da muß die Krankheit in erster Linie unser Handeln beeinflussen.

Und weiter bemerkt Sander:

Man muß erstaunen, wenn man sieht, was alles verurtheilt werden kann, und welch ein geringer Maßstab an die menschlichen Geisteskräfte gelegt wird. Ebenso ließe sich ein großer Theil der Misgriffe in den Strafanstalten wohl vermeiden. Jedenfalls ist als Thatsache festzuhalten, daß Geisteskranke sehr häufig verurtheilt und in Gefängnissen zurückgehalten und dort in einer ihrem Geisteszustand nicht zuträglichen Weise behandelt werden, während der umgekehrte Fall, daß ein Geistesgesunder unter dem Vorwande des Irrsinns nicht verurtheilt oder der Strafe entzogen worden wäre, wol kaum unbezweifelt nachgewiesen, jedenfalls sehr selten vorgekommen ist. Die Schwierigkeiten, Geistesstörungen bei Angeklagten und Gefangenen aufzufinden und nachzuweisen, sind sehr große; sie wirken aber alle darauf hin, die thatsächlich vorhandene Krankheit zu verbergen, nicht aber darauf, eine nicht vorhandene als vorhanden erscheinen zu lassen.

Sander wünscht, und dies mit vollster Berechtigung, keine besondern Anstalten für geisteskranke Verbrecher.

Geistesstörung ist eine den Gerichtspersonen und sogar der großen Zahl der Aerzte unknackbare Nuß. Weil dem so ist, werden alljährlich ungemein viele Menschen, deren Geisteskrankheit nicht offen zu Tage liegt, nicht mit den Händen sich greifen läßt, zu mehr oder minder schweren Strafen verurtheilt. Die Verurtheiler aber müßten verurtheilt werden; denn sie haben an Kranken, an Zurechnungsunfähigen sich vergriffen!

Mit Nothwendigkeit nimmt die Zahl geisteskranker Verbrecher immer mehr zu: Elend einerseits, Ausschweifung und Gebrechlichkeit andererseits wachsen täglich. Will man die Quellen der Verbrechen zum Versiegen bringen und das Verbrecherthum wie die Geistesstörung nicht zur Entwickelung gelangen lassen, so muß man Elend und Ueppigkeit bannen, also die sociale Frage naturgemäß lösen, dadurch die Gebrechlichkeit vermindern und beseitigen.

Damit aber, weil es mit alle dem nicht so rasch geht, als es zu wünschen wäre, nicht blos die ausgesprochene und die verborgene Geisteskrankheit bei den Verbrechern sicher ermittelt, sondern das Verbrechen überhaupt als Form von Geistesstörung erkannt werde, müssen Aerzte, Richter und Gefängnißbeamte die genaueste Kenntniß der Pathologie der Seele und des Leibes sich aneignen und ihrer unzähligen Vorurtheile sich entäußern.

Ich habe in meinem soeben erschienenen Werke: „Blicke in das Menschenleben" (Schaffhausen 1886), welches Leidenschaften, Laster und Verbrechen zum Gegenstand nimmt, den Nachweis zu liefern gesucht, daß kein ganz normaler Mensch zum eigentlichen Verbrecher werden könne. Wer unter dem Einfluß von ererbten krankhaften Anlagen, von Elend oder Ueppigkeit lebt, ist kein ganz normaler, sondern zumeist ein recht abnormer Mensch. Ein solcher wird leicht zum Verbrecher, wenn er in eine der unzähligen Schlingen geräth, welche das System des „wie viel: so viel" mit raffinirtestem Studium dem armen Zweihänder gelegt hat. Und wird er nicht zum Verbrecher, so verfällt er in Nervosität, Geistesstörung, Laster, oder in Zustände, die als Gesammtheit aller dieser Kategorien sich erweisen, und aus denen eine einzelne Kategorie blos stärker hervorragt. Und in diesem Grundzustande ist von Zurechnungsfähigkeit nicht die Rede. Hierüber verbreitete ich mich ausführlicher in meiner Arbeit „Der Epilepsismus" (Berlin 1886).

Zum Schluß empfehle ich das Sander-Richter'sche Werk aus bester Ueberzeugung zu aufmerksamstem und fleißigstem Studium.

2. Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum von Karl von Scherzer. Leipzig, A. Dürr. 1885. Lex.-8. 18 M. 50 Pf.

Zu den modernsten Menschen, jedoch nicht pessimistischen, sondern optimistischen Gepräges, gehört der Autor dieses Buchs, Oesterreicher von Geburt und österreichisch-ungarischer Generalconsul in Genua. Derselbe ist von der äußern mechanischen Civilisation unserer Tage so entzückt, daß er nur Rosen sieht und den beseligendsten Gefühlen und Gedanken sich hingibt, den Fortschritt innerhalb der Thierwelt leugnet und ausspricht: „Aufgabe und Lohn der Civilisationsarbeit ist die Beherrschung der Natur." Hiermit meint er nicht etwa die Beherrschung des eigenen Selbst, die Veredelung von Leib und Seele, den Auf-

schwung des Herzens zur Nächstenliebe, den Aufschwung der Seele zur Erkenntniß der Spuren der Gottheit, sondern die Beherrschung der mechanischen Kräfte der Natur, die Ersetzung des Menschen durch die Maschine, die höchste Ausbildung des Arbeits- und Productenmarktes, der Volkswirthschaft und Eigenthumsjurisprudenz.

Doch abgesehen hiervon, nämlich von der Vergötterung der Zeit und von der Betäubung durch die Wohlgerüche, Schall- und Lichterscheinungen der äußern Civilisation, hat Karl von Scherzer als ganz vorzüglicher Sachkundiger auf seinem eigentlichen Boden sich erwiesen, als Mann mit umfassendem Blick, vielseitiger Bildung, klarem Verständniß und richtiger Beurtheilung; es ist ihm gelungen, ein treues Gemälde dessen zu liefern, was er Weltarbeit nennt; er hat die mannichfaltigen Eindrücke seines Aufenthalts in fernen Ländern und seiner vielen Reisen in ausgezeichneter Art zu verwerthen und dem vorliegenden vortrefflichen Werke nutzbar zu machen gewußt; er hat damit ein in Wahrheit großes Verdienst sich erworben, zahlreiche Bedürfnisse befriedigt und neue Wege gebahnt. Seine Mitarbeiter an dem Werke, Emil Fanta in London, Max Neißer in Bremen und F. Scubitz in Görlitz, wußte er auf den rechten Platz zu stellen und aus ihren Arbeiten die nutzbringendsten Folgerungen für das Ganze zu ziehen. Er machte es nicht wie jener Augenheilkünstler, der jeden Abschnitt seines Werks von einem andern Gelehrten ausarbeiten ließ, unterdessen Rebhühner, Hasen und Schnepfen jagte, sodann die Abschnitte zusammenleimte und das buchhändlerische Honorar, ebenso wie Ruhm und Lob, ganz allein für sich erhob; sondern er ließ von seinen Mitarbeitern nur die Massen des Materials ordnen, und that die eigentliche geistige Arbeit ganz ausschließlich selbst.

In der ersten Abtheilung werden die vegetabilischen Nahrungs- und Fabrikationsstoffe besprochen und zwar Nahrungs- und Genußfrüchte, Gewürze, Genuß- und Reizmittel, Gärungs- und Destillationsproducte, pflanzliche Oele, Nutzpflanzen für industrielle und arzneiliche Zwecke, pflanzliche Farb- und Gerbstoffe, Harze und ähnliche Körper, Bau- und Nutzhölzer. Sodann werden betrachtet: Nutzungen aus dem Thierreich, mineralische Producte des Erdbodens (Kohle, Metalle u. s. w.), Chemikalien zu Zwecken der Industrie, mechanische Betriebskräfte (Maschinenwesen, Dampfkraft, Elektricität), Betheiligung der einzelnen Völker am Welthandel, Geld- und Creditwesen, Wege und Mittel des wirthschaftlichen Völkerverkehrs (Wasserwege, Eisenbahnen, Postverkehr, Telegraphie, Telephonie), die Weltwirthschaft als Organismus (Zollwesen, Consulatwesen, Ausstellungen, internationale geistige Arbeit), Auswanderung und Colonisation, und schließlich wird ein Ueberblick gegeben über die wichtigsten im Welthandel vorkommenden Münzen, Maße und Gewichte.

Wenn wir aus der Fülle der behandelten Gegenstände irgendeinen herausgreifen, finden wir dessen Darlegung und Bearbeitung in aller und jeder Weise befriedigend, vermissen aber überall die erforderlichen Literaturangaben schmerzlich. Allerdings ist der Zweck des Buchs ein praktischer; aber der Autor wünscht doch entschieden, daß es auch Gelehrten zur Hand komme, und der Gelehrte fordert literarische Nachweisungen.

Ich empfehle das Werk wegen der Reichhaltigkeit seiner Gegenstände, wegen seiner trefflichen Bearbeitung, klaren und schönen Darstellung, Vielseitigkeit und praktischen Brauchbarkeit.

3. Die Gesetze der socialen Entwickelung von Theodor Hertzka. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. Gr. 8. 3 M.

Ueber die Entwickelung der Gesellschaft und die sogenannten Gesetze dieses Vorgangs ist mancherlei geschrieben worden; aber so vorzüglich auch die genommenen Anläufe waren, so wenig bedeutend waren bis zu dieser Stunde die gewonnenen Ergebnisse. Der Grund dieser Thatsache ist höchst einfach: man faßte nicht die entsprechende Zahl wohl erhärteter Facta in das Auge und blieb auf niedern Stufen der Warte stehen; man entledigte sich nicht der Vorurtheile und ließ von Ueberlieferungen sich leiten. Daher kam jeder, der nach socialen Gesetzen suchte, zu Aufstellung anderer Normen, und diese waren der treue Spiegel der Entwickelung des Normenbildners selbst.

Es ist ungemein schwierig, den rechten Weg zu finden, auf welchem die Gesetze des gesellschaftlichen Daseins zu ermitteln sind. Und zwar ist diese Schwierigkeit um so größer, je mehr der Suchende durch eigenes Vorurtheil und durch Meinungen der Schulen beeinflußt wird. Wer also zu irgendeinem nennenswerthen Ergebniß gelangen will, muß die volle Freiheit des Geistes sich erkämpfen und zu den höchsten Stufen der Warte emporsteigen, mit klarem Auge beobachten, mit gesundem Verstande beurtheilen.

Weil die Gesellschaft ein collectiver Organismus ist, darum muß sie analog dem Organismus des Einzelwesens sich entwickeln. In der That finden wir die Altersstufen des Individuums als entsprechende Zustände bei dem socialen Organismus wieder, indem die Gesellschaft blüht, die Höhe ihrer Entwickelung erreicht, altert und verfällt. Und so lassen schon aus den Analogien des individuellen und socialen Organismus mancherlei Normen der gesellschaftlichen Entwickelung sich erkennen. Man muß aber hierbei mit Vorsicht verfahren und darf in den Analogien nicht zu weit gehen, weil man sonst dem Irrthum Thür und Thor öffnet.

Man soll aber auch unter allen Umständen im Auge behalten, daß den verschiedenen Stadien der Entwickelung, also den Altersperioden der Gesellschaft, die verschiedenen Zustände innerhalb des gesellschaftlichen Organismus entsprechen, und daß demgemäß das sociale Leben in allen seinen Theilen stetem Wandel unterworfen ist. So wenig wie in der Natur etwas beständig bleiben kann, ebenso wenig kann in der menschlichen Gesellschaft etwas beständig bleiben. Daher müssen auch im wirthschaftlichen Leben Andersgestaltungen eintreten, und es wird das, was gestern

dem Bedürfniß der Gesellschaft angemessen war, morgen demselben nicht mehr entsprechen.

Diese Erkenntniß bringt das obige Werk von Theodor Hertzka überall zum Ausdruck. Er geht mit lobenswerther Parteilosigkeit voran und kommt zu manchen Erkenntnissen, zu welchen ich theilweise, wenn auch auf andern Wegen und von andern Gebieten her, schon vor Jahren gelangte.

Fassen wir mit kurzen Worten die Ergebnisse der Ermittelungen Hertzka's zusammen, schicken wir aber voran, daß dieser Gelehrte in seinem socialen Staate das Geld nicht beseitigt, das „wie viel: so viel" nicht abschafft, und in diesem Punkte wesentlich von mir abweicht. Dadurch liefert er den Beweis, daß die Grundirrthümer der Volkswirthschaftslehre noch in mancherlei Ueberresten seinem Standpunkte anhaften.

Hertzka erkennt, daß „der Liberalismus die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nicht beseitigt, die wirthschaftliche Lage der arbeitenden Massen nicht verbessert hat". Ferner: „Der Zwiespalt der herrschenden Freiheitstheorie mit der thatsächlich bestehenden Unfreiheit der Arbeit raubt der modernen Gesellschaft den moralischen Rückhalt und selbst den Besitzenden die Möglichkeit befriedigten Genusses." Trotz dessen bezeichnet Hertzka den Liberalismus als den „einzig richtigen Weg zu voller Gleichberechtigung". Nicht Umkehr, sondern zielbewußtes Fortschreiten thue noth.

Es kommt darauf an, was man unter Liberalismus versteht. Wenn er der Weg zu wirklicher Gleichberechtigung und allgemeiner Glückseligkeit sein soll, muß er andern Inhalts sein wie bisher; er muß vernünftig und sympathisch sein und davon Abstand nehmen, auf eine unrichtige, einseitige Weltanschauung sich zu berufen, zu stützen; er muß Ausbeutung, Ausnutzung eines Menschen durch den andern unmöglich machen. Und damit hört er auf, Liberalismus in niederm Sinne der Parteien zu sein, und wird Humanismus im besten und edelsten Sinne, Religion des Herzens, Tugend. Hertzka sagt:

Der moderne Liberalismus hat aber ebenso wenig, wie er die wirthschaftliche Ausbeutung zu beseitigen oder auch nur zu mildern vermocht hat, das materielle und geistige Wohlbefinden der Menschheit erhöht. Reichthum, Bildung, Humanität sind zwar in seinem Gefolge unendlich gestiegen; nichtsdestoweniger darf ohne weiteres behauptet werden, daß das Jahrhundert, welchem er seinen Stempel aufgedrückt hat, trotz aller Fortschritte geistiger und materieller Cultur, dasjenige ist, in welchem nicht etwa blos die ausgebeuteten großen Massen, sondern die Gesammtheit der Menschen, die Bevorrechteten mit inbegriffen, unglücklicher ist als je zuvor, so weit geschichtliche Erinnerung zurückreicht. Niemals zuvor waren die Genüsse an sich höher, ja selbst allgemeiner verbreitet als jetzt, und trotzdem war das Leben der Menschen niemals zuvor reizloser. Es ist kein bloßer Zufall, daß das Jahrhundert des Liberalismus und der Aufklärung den Pessimismus geboren hat, und zwar den Pessimismus nicht etwa blos als Lebensanschauung einer geringen Anzahl von Sonderlingen, sondern den Pessimismus als Grundzug der Lebensansicht der ungeheuern Mehrzahl aller denkenden Menschen. Wir halten die Welt für schlecht, während sie unsere Vorfahren für gut hielten, weil der Lauf der Welt unsere Anschauungen über Recht und Unrecht beleidigt, den einschlägigen Anschauungen unserer Vorfahren aber im ganzen und großen entsprach. Elend und Noth hielten jene entweder für das der großen Masse gebührende Los oder schlimmstenfalls für ein vorübergehendes Uebel, für welches sicherer Ersatz nach dem Tode in Aussicht stände. Wir halten Elend und Noth für das ärgste aller Uebel; wir erkennen in den unter Ausbeutung Schmachtenden unsere gleichberechtigten Brüder; wir haben keinen Trost für sie in Bereitschaft und können ihnen doch nicht helfen; was wunder, daß Entsetzen und Grauen jeden erfassen muß, dessen Sinnen und Fühlen weiter geht als auf die Sorge für das eigene Ich. Aber selbst der fühlloseste Egoist kann sich in der modernen Gesellschaft des Genusses nicht erfreuen. Früher hatte mit geringen Ausnahmen jedermann seine festgefügte Stellung in der Gesellschaft. ... Jetzt ist der Kampf entfesselt; jedermann darf nach dem Höchsten ringen; jedermann muß aber zugleich darauf gefaßt sein, in den tiefsten Abgrund des Elends zurückgestoßen zu werden. Und da der Liberalismus zwar den Kampf um das Dasein entfesselte, zugleich aber der Mehrzahl der Menschen die Waffen versagte, mit welchen sie ihn erfolgreich führen könnten, ihnen gleichsam die alten Fesseln an den Händen ließ und sie trotzdem in den Kampf hinausstieß, machte er diesen zugleich zu einem hoffnungslosen für die Massen. Wären alle Hände frei und gut gerüstet, dann würde zwar weiter gekämpft werden, ja der Kampf würde erst recht verallgemeinert; aber die Entscheidung würde nicht zwischen Ueberfluß und Hunger, sondern zwischen größerm oder geringerm Ausmaß von Wohlstand schwanken, und, worauf es in erster Linie ankommt, die ganze Art des Kampfes wäre grundsätzlich eine andere; denn nicht gegen den Nebenmenschen, sondern gegen die gemeinsam und im Wettbewerbe mit diesem zu überwindende Natur wären jedermanns Waffen gerichtet, und es gäbe somit nur mehr oder weniger Erfolgreiche, statt der Besiegten und wirthschaftlich Vernichteten in diesem Kampfe. ... Unser Zeitalter ist vom Wahnsinn der Furcht vor dem Hunger besessen.

Trotz all dieser Erkenntniß setzt Hertzka doch seine Hoffnung auf den Liberalismus und meint, die von ihm so genannte sociale Gesellschaft werde auch des Geldes bedürftig sein.

Auf diesem Wege dürfte die sociale Frage niemals zu lösen, das Elend gleich dem Uebermuth niemals aus der Welt zu schaffen, dasjenige, was sociale Gerechtigkeit genannt wird, unter keinen Umständen zu erreichen sein.

Mit vollster Berechtigung sagt Hertzka: „Die bestehende Wirthschaftsordnung für ewig und unabänderlich zu halten, ist ein logischer und historischer Widersinn." Das jedoch, was der Verfasser an Stelle der jetzigen Wirthschaftsordnung zu setzen beabsichtigt, wird niemals auch nur halbwegs zum Ziele führen; es wird immer nur als palliatives Mittel sich verhalten.

Hören wir noch einige Worte von Hertzka:

Um sich von der Bevormundung der Besitzenden zu befreien, müssen die arbeitenden Massen die Fähigkeit erwerben, sich unabhängig vom Herrschaftsverhältniß zu freier, gleichberechtigter Production zu organisiren. Um die Fähigkeit zu solcher Organisation zu erlangen, ist ihre moralische und materielle Hebung unerläßlich. Eine ausgiebige und allgemeine Hebung des Arbeiterlohnes ist der erste und wichtigste Schritt zu diesem Ziele, der auch innerhalb des Rahmens der bestehenden Gesellschaftsordnung sehr wohl möglich ist.

Und weiter:

Die sociale Organisation der Arbeit hat die Befreiung der Naturkraft aus dem Privateigenthum zur nothwendigen und selbstverständlichen Consequenz. Das Eigenthumsrecht an der Natur wird blos deshalb und insolange anerkannt, als productive Arbeit ohne Herrschaftsverhältniß unmöglich ist. Jegliche Form von Eigenthum gilt nur, insolange sie sich dem Gesammtinteresse nützlich erweist. Da nun Grundeigenthum mit dem Moment, wo die Massen die Fähigkeit gleichberechtigter Production erworben haben, nicht blos überflüssig, sondern zu einem Culturhinderniß geworden ist, wird es durch das öffentliche Rechtsbewußtsein beseitigt werden. Die Grundbesitzer müssen für das ihnen entzogene Eigenthum voll entschädigt werden. . . . Der vom Privateigenthum befreite Boden gehört der Gesammtheit, der Ertrag vom Boden jedoch dem Bodenbebauer.

Diese Aussprüche bestehen aus Wahrheit und Phraseologie. Den beabsichtigten Verbesserungen liegt das Princip des „wie viel: so viel" zu Grunde, also dasjenige, welches ich als das größte Hemmniß der Entwickelung des gesitteten Menschen betrachte. Meine Anschauungen über Grundeigenthum, Austausch, Erzeugung und Vertheilung der Güter habe ich in meiner Arbeit „Der Staat der Zukunft" (Leipzig, 1879) ausgesprochen.

Sehr beachtenswerth sind die Aeußerungen Hertzka's über die sogenannte Uebervölkerung und über „Moral und Sitte der socialen Gesellschaft", anziehend seine geschichtliche Rück- und Vorschau.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Vom Verfasser von „Madagascar", Louis Pauliat, ist ein neues Werk über das Thema, dem er so viel Sachkenntniß entgegenbringt, unter dem Titel „Madagascar sous Louis XIV. Louis XIV et la Compagnie des Indes orientales de 1664" (Paris, Calman Lévy) erschienen. Die eingehenden Studien, die er hier dem Publikum vorlegt, beruhen auf bisher unveröffentlichten Urkunden aus dem Colonialarchiv des Ministeriums für das Seewesen und die Colonien, und führen den Nachweis, daß Ludwig XIV. seinerzeit den Werth der Insel Madagaskar für Colonisationszwecke vollständig erkannt und nach dieser Erkenntniß zu handeln versucht hat, daß nur die damals begangenen Irrthümer, vor allem aber die Meinungsverschiedenheiten daran schuld waren, daß die Insel nicht von den Franzosen in Besitz genommen worden und es jetzt von größter Bedeutung für Frankreich wäre, seine Ansprüche darauf endlich geltend zu machen.

— Der unter dem Pseudonym Dranmor schriftstellernde Ferdinand Schmid hat die erste, der brasilianischen Jugend mit der huldvollen Genehmigung Sr. Maj. des Kaisers Dom Pedro III. dargebotene Lieferung seiner von ihm ins Leben gerufenen und redigirten internationalen Zeitschrift „Cosmos Litéraire" (Rio de Janeiro, 1886) herausgegeben. Er meint, die Zeit sei nun gekommen, um das Goethe'sche Ideal einer Weltliteratur zu verwirklichen, und will seines Theils mit dieser Zeitschrift, die er näher als internationale Sammlung poetischer Bruchstücke, Auszüge, Uebertragnngen und Nachahmungen bezeichnet, dazu beitragen. Die vorliegende Lieferung, ein Bändchen von 93 Seiten, enthält eine Uebertragung in Prosa des Longfellow'schen „Excelsior", der zwei brasilianischen Dichtungen „Un songe" des 1852 im einundzwanzigsten Lebensjahre verschiedenen Alvares de Azevedo, den Filho für den vollendetsten Vertreter der zeitgenössischen nationalen Poesie erklärt, und des „Leurs yeux", des Gonçalves Dias; dann von deutschen Dichtungen Lenau's „Marine" und „Eignes" von Dranmor, ebenfalls in französischer Uebersetzung, darunter Bruchstücke aus seinem „Requiem", ferner „Pensées" älterer und heutiger Schriftsteller und Denker, deutscher und ausländischer, darunter eine ziemliche Anzahl, die vom Herausgeber selbst stammen und mit D. unterzeichnet sind, und schließlich „Mélanges", die aus kleinen Anekdoten bestehen. Ein großer Mangel des Bändchens ist das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses.

— Nur mit Widerstreben gehen wir zur Anzeige des „La France juive" von Edouard Drumont über, da es ein Machwerk ist, welches selbst Eisenmenger's „Entdecktes Judenthum" an Gehässigkeit und Lügenhaftigkeit weit hinter sich zurück läßt. Dazu wimmelt es von Schnitzern der gröbsten Art. Dieses eigentlich gar nicht zu qualificirende Werk bekämpft oder vielmehr verleumdet und schmäht nicht blos die Juden, sondern auch ihnen zunächst die Freimaurer — die ganze Freimaurerei soll übrigens jenen ihren Ursprung verdanken —, das eigene Vaterland, soweit es nicht dem Jesuitismus huldigt, und den Liberalismus überhaupt. Von allen monströsen und lächerlichen Behauptungen in dem Buche, das im Grunde nur aus solchen besteht, ist vielleicht diejenige als die lächerlichste hervorzuheben, nach welcher der letzte, für Deutschland so glorreiche Krieg „der jüdische Krieg" genannt wird. Die Juden sollen nämlich alles in der Welt, vom Trojanischen Kriege her — Paris soll Jude gewesen sein — bis auf den heutigen Tag, d. h. alles Böse und was in den Augen Andersgesinnter als groß bezeichnet wird, bewirkt haben. Da uns der Raum hier knapp zugemessen ist, können wir leider nur einige wenige Beispiele von der Ungenauigkeit alles dessen anführen, was in dem Buche enthalten ist, seien es Thatsachen, Namen oder gelehrte Daten. In Bezug auf erstere möge das bereits Erwähnte genügen. Von den zweiten wählen wir aus vielen andern den Namen des Herausgebers d. Bl., dem die Ehre zutheil geworden, zweimal, und zwar einmal in einer Anmerkung zum Text (I, 542) und das zweite mal im Register, als Goltschal (sic!) in dem Werke zu figuriren. Was ihm zugeschrieben wird, beruht übrigens wie fast alles Uebrige auf lauter Verwechselungen und Irrthümern, wir sagen fast, denn wo solche nicht zu Grunde liegen, sind die Angaben muthwillig entstellt oder gänzlich erfunden. „Goltschal", heißt es nämlich an der angeführten Stelle, „soll in seinem «Ein Herbstmonat in Italien» erzählen, Daniel Manin selbst habe ihm seine jüdische Abkunft eingestanden." Nun hat Gottschall zwar „Reisebilder aus Italien" geschrieben, „Herstmonate in Oberitalien" aber ist bekanntlich ein Werk A. Stahr's, und dieser erzählt einfach den Lebenslauf Manin's, ohne von einer privaten Mittheilung desselben an ihn ein Wort zu erwähnen. Dies ist nur eine Kleinigkeit, doch ex ungue leonem. Was nun die zur Schau gestellte jüdische Gelehrsamkeit betrifft, so ist nicht ein einziges hebräisches Wort richtig wiedergegeben, und wiederum muß Ein Beispiel genügen, um das Unzuverlässige aller Angaben auch auf diesem Gebiete nachzuweisen. In der Liturgie der Synagoge gibt es ein Lied, nach den Anfangsworten des Refrains Lecha Dodi genannt, welches am Vorabend jedes Sabbats gesungen wird, der nicht zugleich einen andern Festtag beschließt oder der Vorabend des Versöhnungstags ist. Der Verfasser desselben ist, wie nach Art der hebräischen

Poesie, namentlich der liturgischen, aus den Anfangsbuchstaben der Verse zu erkennen ist, Salomo Halevi. Drumont nun läßt dieses Lied am Vorabend des Versöhnungstags singen und nennt den auch Laien aus Heine's „Romanzero" bekannten Jehuda ben Halevi als den Verfasser. Doch genug. Ein solches Machwerk kennzeichnet und richtet sich selbst.

— „Bernard l'Assassin" von Edmond Tarbe (Calman Lévy) ist zwar eine Erzählung von düsterm Tone, erquickt aber durch den schönen Charakter des in Wirklichkeit unschuldigen Titelhelden sowie durch einige Nebenfiguren, unter denen ein Landadvocat und seine schöne und liebenswürdige, wenn auch entschieden herrschsüchtige Gattin die gelungensten sind.

— In derselben Verlagshandlung erschienen: „La confession de Madame de Weyer" von Amadée Pigeon — eine Sammlung von romantischen Erzählungen nach Art der Charles de Bernard, Gautier, Gerard u. a., und ähnlich den ergötzlichen Schöpfungen dieser Schriftsteller von Heiterkeit und gesunder Ironie durchweht — und der erste Band der „Souvenirs, 1785—1870, du feu Due de Broglie", deren vortreffliche Form allein schon hinreichen würde, ihnen Auszeichnung zu verleihen, wäre nicht auch der Inhalt von bedeutendem Interesse.

— Die „Étude sur l'Histoire Diplomatique de l'Europe" von le Comte de Barral, I, 1648—1792; II, 1789—1797 (Plon u. Comp.) ist zum Theil eine bloße Uebersetzung oder doch Bearbeitung des Heeren'schen Werks: „Die europäischen Staaten und Colonien." Was darin selbständige Leistung ist, wird, soweit der erste Theil in Frage kommt, nur mit Vorsicht zu gebrauchen sein, da dieser keine geringe Zahl von Ungenauigkeiten enthält; zuverlässiger und ausführlicher ist der zweite, die Revolutionszeit behandelnde Theil, nur daß der Verfasser in seinen Neigungen hier etwas schwankt.

— Der Verfasser des von uns früher angezeigten „A traverso la Spagna", F. Varvaro Popro, hat nun auch ein ähnliches Buch über das seltener bereiste oder doch selten in Büchern beschriebene Portugal unter dem Titel „Quindiei giorni in Portogallo" (Mailand, Treves) veröffentlicht. Besucher des schönen Landes werden sich des Buchs als anspruchlosen und nützlichen Führers gewiß gern bedienen. Als einzige Quelle seiner Angaben — da es kein anderes Reisebuch über Portugal gibt — hat er das bekannte englische Handbuch von Murray und die Belehrung seiner portugiesischen Freunde benutzt und benutzen können. Erwähnt sei nur noch, daß das Buch in sehr leicht verständlichem Italienisch geschrieben und vortrefflich ausgestattet ist.

— Auf dem Gebiete der englischen Literatur sind diesmal besonders zwei Werke hervorzuheben, die sich mit der deutschen Sprache und Literatur beschäftigen. Das eine ist: „Outlines of a History of the German Language" von H. A. Strong und Kuno Meyer, und das andere: „Studies in the Literary Relations of England and Germany in the Sixteenth Century" von Charles H. Herford. Jenes ist das erste populäre Werk im Englischen, welches einen Umriß der Ergebnisse deutscher Forschung in den letztern Jahren auf dem philosophischen Gebiete der deutschen Sprache gibt, und beruht natürlich auf den einschlagenden Originalwerken, welche die Verfasser mit Geschick benutzt haben, sodaß das „Athenaeum" ihnen das Lob spendet, ihr entlehntes Material entschieden lichtvoller und anziehender dargestellt zu haben, als dies in ihren Quellen geschehen ist. Das zweite ist eine selbständige, mit beachtenswerthem Fleiß und Scharfsinn ausgeführte Leistung, wie dieselbe Wochenschrift sich ausdrückt, und weist den Einfluß nach, welchen die deutsche Literatur auf die englische bereits im 16. Jahrhundert ausgeübt, während man dieses bisher als die Periode des italienischen Einflusses allein bezeichnet und erst im 19. Jahrhundert die des deutschen anerkennen zu müssen geglaubt hat. Jener war nun freilich größer als der deutsche, dieser aber viel bedeutender, als man bisher angenommen, und dem Verfasser gebührt das Verdienst, durch seine Forschungen diese Thatsache klar ins Licht gestellt zu haben.

— Der bekannte treffliche Uebersetzer des ersten Theils des Goethe'schen „Faust", Sir Theodore Marin, hat nun auch seine Uebertragung des zweiten Theils erscheinen lassen, und auch diese, so viel schwieriger als die des ersten sie auch ist, soll, abgesehen von kleinen Ungenauigkeiten, ebenfalls sehr gelungen sein.

Bibliographie.

Böhme, F. M., Geschichte des Tanzes in Deutschland. Beitrag zur deutschen Sitten-, Litteratur- und Musikgeschichte. Nach den Quellen zum erstenmal bearbeitet und mit alten Tanzliedern und Musikproben herausgegeben. 2 Thle. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 20 M.

Caspari, O., Philosophische Jubiläumsgrüsse zur Säcularfeier der Universität. Drei Essays über Grund und Lebensfragen der philosophischen Wissenschaft. Heidelberg, Burow. Gr. 8. 4 M.

Dahl, F., Die Nothwendigkeit der Religion, eine letzte Consequenz der Darwinschen Lehre. Gemeinfasslich dargestellt. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 2 M.

Deviloff, P., Die Jahreszeiten der Liebe. Gedichte. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M.

Diercks, G., Nordafrika im Lichte der Kulturgeschichte. In gemeinverständlicher Darstellung. München, Callwey. 8. 5 M.

Ebertz, v., Stamm-Liste (kurze Geschichte) des 2. Schlesischen Grenadier-Regiments Nr. 11. Für alle jetzigen und ehemaligen „Elfer" zusammengestellt. Mit einem Porträts des hohen Chefs und 4 farbigen Darstellungen der Regiments. Berlin, H. J. Meidinger. Gr. 8. 3 M.

Geschichte der Einigungskriege 1864. 1866. 1870/71. Nach den vorzüglichsten Quellen für die Mitkämpfer und das deutsche Volk geschildert. Mit Karten und Schlachtplänen, Portraits und anderen Abbildungen. 1ster u. 2ter Th. Berlin, Hempel. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Grung, F., Das Problem der Gewissheit. Grundzüge einer Erkenntnisstheorie. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 4 M.

Haushalter, B., Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Mit 2 Sprachkarten. Halle, Tausch u. Grosse. 4. 1 M. 60 Pf.

Hering, Die Ueberbürdungsfrage und eine einheitliche höhere Schule. Ein populärer Vortrag. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 1 M.

Hirsch, M., Die hauptsächlichsten Streitfragen der Arbeiterbewegung. Berlin, Steinitz u. Fischer. Gr. 8. 1 M.

Höfler, C. Ritter v., Zum Jubiläum der Universität Heidelberg. Prag, Dominicus. Gr. 8. 80 Pf.

Horning, W., Dr. Balthasar Bebel, Professor der Theologie und Münsterprediger zu Straßburg im 17. Jahrhundert. Geschildert nach unbenutzten Urkunden und Manuskripten. Straßburg, Vomhoff. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kohut, A., Heitere Fahrten. Humoresken. Minden, Bruns. 8. 1 M. 50 Pf.

Körösi, J., Armuth und Todesursachen. Zugleich ein Beitrag zur Methodologie der Statistik. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Mays, A., Heidelberg, gefeiert von Dichtern und Denkern seit fünf Jahrhunderten. Festgabe zum Jubiläum der Universität. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 8. 3 M.

Meerheimb, R. v., Anno Domini? Zukunfts-Vision auf der Teutoburg. Berlin, Parrisius. Gr. 8. 50 Pf.

Meyer, G., Pyrmonter Tage in Wahrheit und Sage. Hamburg, O. Meißner. 8. 2 M. 50 Pf.

Onchsli, W., Zur Sempacher Schlachtfeier. Mit einer Beigabe: das Sempacherlied bei Ruß und das große Halbsuterlied. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 M.

Petöfi. Liederkranz aus Alexander Petöfi's lyrischen Dichtungen. Uebersetzt von G. v. Schulpe. Minden, Bruns. 8. 1 M. 50 Pf.

Rangabé, A. R., Novellen. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung aus dem Griechischen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Ruperto-Carolina. Illustrirte Fest-Chronik der V. Säcularfeier der Universität Heidelberg. Herausgegeben im Auftrage der Commission für die Presse. Red.: K. Bartsch. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Fol. 6 M.

Schaefer, W., Die Nationalökonomie und die neuere deutsche Gesetzgebung. Von der philosophischen Fakultät der Universität Breslau gekrönte Preisschrift. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Scherrer, H., Uebersicht der vaterländischen deutschen Geschichtschreibung. Heidelberg, Weiß. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schreibershofen, H. v., Die Wandlungen der Mariendarstellung in der bildenden Kunst. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Springer, R., Charakterbilder und Scenerien. Darstellungen aus der Litteratur- und Kunstgeschichte. Minden, Bruns. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Sybel, H. v., Gedächtnissrede auf Leopold von Ranke. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 1 M.

Weiss, J., Goethe's Tancredübersetzung. Eine literarische Studie. Troppau, Zenker. Gr. 8. 1 M.

Wolf-Südhausen, J., Hinter der Leinwand. Aesthetische Skizze. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 20 Pf.

Zu Leopold von Ranke's Heimgang. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen.

Lichtstrahlen

aus Friedrichs des Großen Schriften

von E. Schröder.

8. Geh. 2 M. 20 Pf., broschirt 1 M. 80 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Das beste Buch zur Einführung in den Geist Friedrichs des Großen.

G. Schwetschke'scher Verlag Halle a/S.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Frau Rath.

Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe.

Nach den Originalen mitgetheilt von

Robert Keil.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Bisjetzt waren von Goethe's Mutter und an dieselbe nur einzelne Briefe bekannt geworden, die zerstreut in verschiedenen Werken zur Mittheilung gelangten. Dem Herausgeber des vorliegenden Werks ist es nun gelungen, eine größere Zahl (34 Briefe von und 53 an Frau Rath) theils im Original, theils in sorgfältiger Copie neu aufzufinden, sodaß hier ein chronologisch geordneter Briefwechsel veröffentlicht werden konnte, der nicht nur zu einem getreuen Lebens- und Charakterbilde dieser seltenen Frau sich gestaltet, sondern auch höchst werthvolle Urkunden zur Geschichte unserer classischen Literaturperiode darbietet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe's Briefe

an die

Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwitwete Gräfin von Bernstorff.

Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, einer der wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des jungen wie des alten Goethe, waren schon seit mehreren Jahren vergriffen. Vorliegende neue gefällig ausgestattete Ausgabe, von Professor Dr. W. Arndt herausgegeben und mit werthvollen literargeschichtlichen Excursen versehen, entspricht einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der Goethe-Sammler und Literaturfreunde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Stadt Palma.

Separatabdruck aus dem Werke: „Die Balearen. In Wort und Bild geschildert."

Folio. Geb. 60 M.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 227 bis 233.

Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1885. (VII./VIII.) — Die Erhaltung des Friedens. — Die Universitätsreformpläne des Ministers Dr. v. Gautsch. — Die belgische Arbeiterfrage. — Die canadische Pacificbahn. (I./II.) — Cavour. Von G. Th. Lommel. (XI.)

Friedrich der Große. — Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XXI.) — Die Erdbeben-Katastrophe in Neuseeland. — Friedrich der Große als Philosoph. — Epilog zu den Heidelberger Erinnerungen. Von G. Weber. (V. Schlußartikel.) — Die Colonialausstellung in London. Von E. A. Ehemann. — Die Befreiung Ofens vom Halbmond. (I./II.) — Die Bedeutung Richard Wagners. — Unterm Schatten der Castanien. — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (VI.) — Ein Züricher Professor in Heidelberg. — Biographisches. Von Dr. A. Peez. — Zur Erinnerung an die Normannen-Herrschaft in England. — Bayerische Immobilien-Gesellschaft. — Der hamburgische Handels- und Schifffahrtsverkehr im Jahre 1885. — Der Umschwung der Tendenz auf dem Weizenmarkte. — Die Rentabilität der Anlagewerthe.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (Wilibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**

Neue Serie. Neunzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Hugo Schenk, Karl Schlossarek, Karl Schenk. (Räuber und Mädchenmörder. Wien 1884.) — Georg von Majlath, der Judex Curiae von Ungarn, und seine Mörder. (Budapest 1883—84.) — Das Attentat auf den König Humbert I. von Italien durch Giovanni Passanante. (Neapel 1878—79.) — Der florentiner Bombenproceß. (1878—79.) — Karl F. Kring, der Mörder seiner Geliebten. (Saint-Louis 1875—83.) — Der Hoffourier Joseph Schmid, genannt Ferrari. (Diebstahl. München 1883—84.) — Der Proceß von Tisza-Eszlar. (Ungarn 1883.) — Nachträge zu dem Processe von Tisza-Eszlar.

Wie die vorstehende Inhaltsangabe zeigt, führt dieser neue Band des beliebten Sammelwerks eine Reihe von Criminalfällen vor, die alle den letzten Jahren angehören und fast sämmtlich das außerordentlichste Aufsehen erregt haben. Die sachkundige und streng objective Behandlung, welcher „Der Neue Pitaval" die dauernde Gunst des juristischen wie des Laienpublikums verdankt, wird auch diesmal nirgends vermißt werden.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1886. Nr. 9.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 9. September 1886.

Inhalt: Neue Romane und Novellen. Von Hermann Conradi. — Neuestes zur Goethe-Literatur. Von Wilhelm Buchner. (Beschluß.) — Militärische Literatur. Von Hermann Vogt. — Blüten der Lyrik. Von Hans Minckwitz. — Flögel-Ebeling's „Geschichte des Grotesk-Komischen". Von Anton Schlossar. — Geschichtliche Werke. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue [und ältere] Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane und Novellen.

1. Feurige Kohlen. Roman von B. Renz. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Mit B. Renz tritt entschieden ein neues, reiches und bildsames Talent in die Literatur ein. Es ist nicht besonders eigenartig. Es ist auch keineswegs modern, das heißt: für die gewaltigen Probleme und Conflicte der Gegenwart, für das Zusammenspiel der socialen Contraste scheint es kein feineres Verständnißorgan zu besitzen. Der Familienroman, der Situationsroman ist seine Domäne. B. Renz verzichtet, jedenfalls weil er nicht anders kann, auf psychologische Schärfe; die psychologische Analyse, das Entwirren und Aufdecken des ganzen Zusammenhangs an der Hand psychischer Leitmotive ist überhaupt nicht seine Sache. Aber dieser Schriftsteller hat das Leben beobachtet, hat allem Anschein nach hauptsächlich die Lehre von den Gesetzen des — Zufalls studirt und webt nun mit bedeutender Geschicklichkeit die mannichfachsten Momente zusammen: zwanglos, anregend, um eine eventuelle Durchschnittswahrscheinlichkeit, halb mit Recht, halb mit Unrecht, wenig bekümmert. Nun ja, das Leben ist, wie männiglich bekannt, ein sehr sonderbares Ding. Trotz der nicht zu verleugnenden Hartnäckigkeit, mit der es in der Regel die Menschen, die im Innersten ihrer Seelen zusammengehören, auseinanderreißt, mit der es die Guten und Schutzlosen zertritt, die Unwürdigen auf den Thron setzt, mit der es dem von Berufenen und Unberufenen verkündigten Märchen von einer „höhern Gerechtigkeit" brutal ins Gesicht schlägt — ich sage: trotz dieser liebevollen Consequenz braut es doch zeitweilig Geschichten zusammen von Wiederfinden und Vergeltung, die sich allerdings sehr auffällig und merkwürdig ausnehmen. Und der Dichter hat gewiß das Recht, an diese Einzelereignisse anzuknüpfen und ein effectvolles Drama von Schuld und Sühne in Scene zu setzen. Man hat sich aus einem Einzelfall das Dogma von der „poetischen Gerechtigkeit" — bis zu einem gewissen Punkte allerdings berechtigt — abstrahirt und arbeitet nun nach diesem Schema, sollte selbst, wie es bei Renz fast geschieht, eine Apotheose des Zufalls daraus hervorgehen. Ich will dieses ästhetisch-ethische Moment hier nicht weiter ausspinnen. Sieht man von den wunderbaren Launen, welche der Zufall hier zum besten gibt, einmal ab, hält man sich nur an die Leistung, so muß man den reinen, glatten, hier und da mit humoristischen Pointen durchwürzten Stil anerkennen, die Composition sehr geschickt finden und eingestehen, daß die Personen im allgemeinen lebendig und plastisch gezeichnet sind. Aber das ethische Motiv? Die „feurigen Kohlen"? Es ist doch noch sehr die Frage, ob der Held dieser Geschichte, der natürlich Freymuth heißt, auf das Haupt des Herrn Commerzienraths Kleemann feurige Kohlen sammeln würde, wenn er nicht dessen holdseliges Töchterlein von Herzen liebhätte. Es ist ja ganz richtig, daß die banale Geschlechtsliebe ein gewaltiger Versöhnungsfactor ist. Aber die ethische Idee der Vergebung, wie sie die Bibel in dem Bilde von dem Sammeln der feurigen Kohlen faßt und aufgefaßt wissen will, ist doch eine andere, reinere, bei weitem selbstlosere. Der Renz'sche Roman bringt eine, von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt, nicht ganz glückliche und gelungene Paraphrase zu dem biblischen Motiv.

Doch im übrigen verdient der Roman das Wohlwollen des Publikums, speciell des weiblichen, dessen Bedürfnissen er mit seiner Fülle von Rühr- und Liebesscenen sehr bereitwillig entgegenkommt.

2. Im Banne der Schmach. Roman von E. V. Hörschelmann. Leipzig, F. Duncker. 1885. 8. 2 M.

Ein Buch, wie es alles in allem schon tausendmal

dagewesen ist und wie es leider noch tausendmal wiederkehren wird. Originell, groß ist nichts an dieser Geschichte, welche das Leben einer Sirene schildert, eines Weibes, das durch fascinirende Schönheit, den Zauber einer eleganten, pikanten, dämonischen, phrynenhaften Sündlichkeit alles in seinen Bann zieht, aushöhlt und zu Grunde richtet. Auch hier spielt der Wechsel der Scenerie, die bunt zusammengehäufte Fülle der Situationen die Hauptrolle. Eine feinere psychologische Begründung wird nirgends versucht. An grellen Effecten, die mehr stoff- als krafthungerige Leser immer reizen werden, ist der Hörschelmann'sche Roman reich, überreich. Auch gegen den Stil, in dem er geschrieben, kann man im ganzen nichts einwenden. Zeitweilig erhebt er sich sogar zu einer Energie, die unwiderstehlich packt, zumeist da, wo er sich bemüht, für das Größte, Höchste und Tiefste, so es unter der Sonne, dem Mond und den Sternen gibt, Worte zu finden. Aber was sollen uns immer wieder die Romane, die von den Privatschicksalen einiger Menschen berichten, ohne nur im geringsten den Versuch zu machen, diese Persönlichkeiten aus der Zeit, in der sie leben, hervorwachsen zu lassen und mit ihr in Zusammenhang zu bringen! In solchen Geschichten kommt einem alles wie aus der Luft gegriffen vor. Der Verfasser, resp. die Verfasserin, kennt die Welt, ist in Italien zu Hause, scheint das Leben der bürgerlichen wie adelichen Demi-Monde studirt zu haben — nun hätte sie in erster Linie danach streben sollen, weitere Gesichtspunkte aufzustellen und aus den allgemeinen realen Verhältnissen heraus die Sonderschicksale ihrer Personen zu entwickeln. Wäre ihr dieser Versuch gelungen, dann hätte sie ihrer Geschichte den Werth einer feinen, psychologisch durchsichtigen, und darum unanfechtbaren Romanstudie gegeben.

3. Am Arysfee. Sirenenstimmen. Zwei Novellen von Gustav Pigirs. Riga, Jonck u. Poliewsky. 1886.

Die Novelle „Am Arysfee" entrollt eine Schicksalstragödie, die man nicht ohne tief ergriffen zu werden lesen kann. Die Composition ist wol noch ein wenig zu locker und zwanglos. Aber eine nach künstlerischer Bethätigung energisch ringende Kraft und ein muthiger Sinn, der dem Unerbittlichen und Abgründigen im Leben auf den Leib rückt, kommen zum Ausdruck. Kein feiges Ausweichen; so erbarmungslos wie das Schicksal ist, so erbarmungslos ist auch der Dichter, dem durchaus nicht daran liegt — und das ist ein großer Vorzug —, aus tausend Fäden und Strähnen bunt zusammengeschlungene Fabeln in Scene zu setzen, der vielmehr aus einer einfachen Folge sich gegenseitig bedingender Thatsachen mit feinem psychologischen Verständniß das Ganze kurz und knapp sich entwickeln läßt. Der Förster Bergau; Dr. Reimers, der Milchfahrer und Tacitus-Enthusiast zugleich ist; Helene, die Verführerin; Lore, das deutsche Weib der Liebe, Pflicht, Geduld; Walldorff, der nach seinen Monacoschwärmereien Wilddieb wird — es sind im ganzen nur ein paar Leute, die auftreten, aber was sie sich gegenseitig zu sagen und einander anzuthun haben, ist keine Tändelei, hat Hand und Fuß.

Die zweite Novelle: „Sirenenstimmen", nimmt sich ein wenig romantisch aus: das fruchtlose Ringen des gräflichen Dilettanten ist gewiß natürlich und lebendig erzählt und wird auf jeden künstlerisch angelegten Geist, der hinter diesen Coulissen Bescheid weiß, einen tiefen Eindruck machen. Aber soll denn etwa der brave Dorfschulmeister mit seinem Geflunker von Idealismus sans phrase, seinem Aufgehen in der Ehe das Urbild eines Poeten sein, die einzig berechtigte Auffassung hier vertreten? Um in der Kunst etwas Großes, Bedeutsames, Dauerndes zu leisten, muß man Zeit haben, etwas Großes, Seltenes erleben zu können. In der Ehe aber . . . ich weiß nicht . . . ich glaube, sie wird mit der Zeit für die breiteste Romanprosa zu prosaisch. Ein Künstler soll sich überhaupt nicht für ewig binden. Ich dächte, er müßte stolz darauf sein, daß ihn Plato aus seinem Idealstaat verbannt wissen wollte! Nein, der gute Schulmeister in der Novelle ist im Grunde auch weiter nichts als ein Dilettant. Ein Künstler reift im Sturm des Lebens aus, nicht in der stillen Ecke hinter dem Ofen. Ich muß gestehen, daß ich die Bücher, die der Schulmeister Ruhdorff nach zehnjähriger Ehe schreiben wird, nicht lesen möchte. Sie müssen entsetzlich inhaltslos sein. „Modern" ist dieser Geist jedenfalls nicht. Die Figuren Else und Dora sind zu schattenhaft. Die ganze Novelle scheint überhaupt nur einer Idee auf den Leib geschrieben zu sein, wenn ich dieses Paradoxon wagen darf. Sie wurzelt zu wenig im unmittelbaren Leben. Ist Gustav Pigirs etwa selbst der ehrenwerthe Schulmeister, der den Helden spielt? Nun, Aufmunterung und Lob verdient er immerhin, hauptsächlich allerdings der ersten Novelle halber.

4. Aus der Verbrecherwelt. Von Heinrich Spengler. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Lehmann. 1886. 8. 3 M.

Dieses Buch hat schon eine zweite Auflage erlebt: ein Beweis, daß es seine Leser gefunden. Ich wünsche ihm noch eine ganze Reihe von Auflagen, das heißt nur seines stofflichen Inhalts, des Motivs, des psychologisch außerordentlich interessanten und werthvollen Materials halber, das es aus einer Sphäre herbeiholt, die für den Juristen, Mediciner, Philosophen, Schriftsteller eine unendliche Fülle durchforschens- und berücksichtigungswerthen Stoffs enthält. Geheimnißvolle Seelentiefen thun sich auf. Die große menschliche Tragikomödie von Schuld und Sühne malt sich in ernsten, dunkeln Farben. Man wird erschüttert, gepackt, wenn man sich in das Zusammenspiel und Gegenspiel der seelischen Kräfte hineinlebt, aus dem sich die verbrecherische That erzeugt. In dieser Hinsicht machen die Kapitel „Der Gattenmörder", „Der Hochstapler", „Der Anarchist" einen unauslöschlichen Eindruck. Für einen modernen Schriftsteller ist die Lebensanalyse im „Hoch-

stapler" ein kostbares Document. Er kann sehr viel aus diesen düstern Blättern lernen. Weniger sympathisch ist mir die ganze Art und Weise, mit der H. Spengler seine trüben und traurigen Erfahrungen vorträgt. Er ist Geistlicher; der Bußrednerton ist also verständlich, ist ihm natürlich. Aber er sollte sich doch auch darüber klar zu werden suchen, daß mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher er aus der Sphäre heraus, in die er von Anfang an hineingestellt war, und die ihn bildete und prägte und eben zum Geistlichen erzog, zu diesen Anschauungen hingeleitet wurde, daß, sage ich, mit demselben innern Zwange alle jene armen Creaturen aus der Sphäre heraus, welche auf sie Einfluß hatte und welche ihren Charakter bestimmte, sich zu mehr oder minder schweren Verbrechern entwickeln mußten. Derartige im tiefsten Sinne tragische, in ihrer Entschiedenheit brutal auftretende Lebensthatsachen sind vom genetisch-analytischen Standpunkte aus zu betrachten, so viel als möglich sine ira et studio — dann erheben sie sich erst zu wissenschaftlicher und im weitern Sinne socialer Bedeutung. Die Fassung, die ihnen Spengler gibt, macht sie für den gewöhnlichen Leser zu einer pikanten belletristischen Lektüre, und wenn der Verfasser noch so salbungsvoll, noch so viel von Gewissen und Buße und Gnade und Reue spricht: dieses Beiwerk schiebt der gewöhnliche, sensationssüchtige Leser ruhig beiseite, und aus der Hülle schält er sich sorgfältig den Kern heraus, den er mit Wollust genießt. Trotzdem wünsche ich dem Buche recht viele neue Leser, allerdings vorzugsweise in Gelehrtenkreisen, wo man psychologischen Studien zugethan ist. Diese Leser sind wol in der Mehrzahl so „aufgeklärt", daß sie sich von dem theologischen Suppenkraut nicht weiter stören lassen; höchstens könnten sie über die echt priesterliche Vermessenheit ein wenig unwillig werden, mit der Spengler am Schluß seines Buchs aufwartet, indem er in der Thatsache, daß ein reulos entlassener Sträfling beim Eishacken, womit er sich ein paar Heller zur Fristung seines Lebens verdient, die Füße erfriert, die ihm amputirt werden müssen, eine göttliche Absicht erkennt, einen Act Gottes, der das verirrte Schäflein auf den rechten Weg bringen sollte. Freilich, es ist sehr bequem, dem lieben Gott, dessen Wege bekanntlich wunderbar sind, dem alle Mittel zu Gebote stehen, solche Tendenzen unterzuschieben.

5. Trudchens Heirath. Roman von W. Heimburg. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Diese trotz ihres immerhin schweren und ernsten Conflicts sehr schlicht und harmlos sich ausnehmende Geschichte ist leicht und flüssig geschrieben, sehr geschickt componirt, und wird sich in Damenkreisen, wo die Marlitt mit ihren beiden Paladinen Fräulein Werner und Fräulein Heimburg literaturtonangebend ist, gewiß eines enthusiastischen Willkommengrußes erfreuen. Nun, es ist kein Grund vorhanden, warum man der gewandten Erzählerin diesen Lorber nicht gönnen sollte. Sie entnimmt ihre Motive dem Bourgeoisleben, sie zeichnet mit einem discreten Lebensrealismus, sie ist nicht geistreich, aber schlagfertig und gemüthsvoll — ihr lieben Damen, Mütter und Jungfrauen, was wollt ihr noch mehr? Aber der Kritiker hat die Pflicht, zu betonen, daß das Schriftthum in tieferm Sinne so gut wie nichts gewinnt mit diesen Erzeugnissen. Kein neuer, ursprünglicher, starker, ringender Geist spricht sich hier aus. Diese Sprache ist die abgegriffene, verwaschene Sprache der Convenienz. Diesen Leuten, diesen Situationen sind wir schon tausend- und abertausendmal begegnet. Soll uns dieser gutmüthige, aber im ganzen herzlich unbedeutende Linden etwa imponiren, soll er uns wirklich in tieferm Sinne interessiren? Man hat eine gewisse Theilnahme für diesen Mann, solange man sich von seinem kleinen Schicksal erzählen läßt. Klappt man das Buch zu, hat man den Menschen schon halb vergessen. Gertrud Baumhagen? Nun ja, sie prägt sich tiefer ein, aber man fragt sich ganz unwillkürlich: wo gibt es heutzutage ein solches Weib? Ich leugne nicht, daß diese Gestalt lebendig und glaubwürdig gezeichnet ist; aber ich kann doch nicht glauben, daß ein ihren Eheherrn fanatisch liebendes Weib, das tausend Beweise von seiner glühenden Gegenliebe bekommen hat, ihm eins zwei drei davonlaufen würde, weil es auf dem ersten besten Zettel eine Notiz findet, nach der sich der Herr Gemahl vor der Hochzeit nach der zu erwartenden Mitgift erkundigt hat. Ueberhaupt ist die ganze Geschichte von dem verlorenen Brief höchst romantisch. Und nun noch das Gewitter mit dem sich seiner Mission bewußten Blitz, der natürlich gerade da einschlägt, wo es für den guten Abschluß der Geschichte nothwendig erscheint. Nein, diese verbrauchten Romankniffe kann der moderne Erzähler ruhig über Bord werfen. Und sind die alte Frau Baumhagen, die junge Frau Fredrich, der Onkel Heinrich nicht Figuren, an denen sich schon eine Unzahl von Federhelden und Federheldinnen versucht hat? Diese alten Geschichten auszukramen, hat nur dann Sinn, wenn sie im Punkte psychologischer Analyse mit schneidender Schärfe behandelt werden. Die durch das Wesen der Kunst bedingte Synthese basirt nur auf analytischer Exactheit.

Es wäre zu wünschen, daß sich die feine und gesunde Kraft des Fräulein Heimburg einmal an einem weniger conventionellen Stoff versuchte. Hermann Conradi.

Neuestes zur Goethe-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 35.)

1. Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt. Erster Band. Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Weimar, Goethe-Gesellschaft. 1885. 8.
2. Goethe-Jahrbuch herausgegeben von Ludwig Geiger. Siebenter Band. Mit dem ersten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1886. Gr. 8. 12 M.

Dazwischen zeigt sich der junge Goethe immer wieder als Schulmeister; so z. B. in dem langen französischen Briefe Nr. 9 eine Stelle, welche um ihres Inhalts willen sowie als Muster von Goethe's französischer Sprachkenntniß hier eingefügt sein mag:

Croyez ma chere que je vous ai fortement au coeur. C'est une si jolie creature q'une fille, que je ne puis souffrir a en voir de gatées; ie voudrois cepourquoi les pouvoir faire toutes bonnes. On prend a presant tant des soins pour ammeliorer les ecoles, pourquoi ne penset on pas aux ecoles des filles. Qu'en pense tu? J'ai eu la pensee de devenir maitre d'une ecole du beau Sexe après mon retour en ma patrie. Ce ne seroit pas si mauvais, qu'on pense; toutefois je scrois plus utile a ma patrie qu'en faisant l'avocat. Mais il faudroit prendre garde de ne pas mcner dans mon ecole, de si belles filles, comme ma cher Runkel cn est, autrement, je serois en danger de jouer l'amour Precepteur.

Ein possirlicher Gedanke, Goethe als Mädchenschullehrer!

Im zehnten Briefe, welcher mit sehr schroffen Urtheilen über die sächsischen Mädchen beginnt, tritt neben die französische im zweiten Theil die englische Sprache. Goethe's Englisch ist wie sein Französisch, frisch, flott, wortreich im Ausdruck, dabei meines Bedünkens etwas weniger fehlerhaft in der Rechtschreibung. Er macht sogar ein englisches Gedicht. Hier eine getreue Probe von Goethe's Englisch:

Often sister I am in good humor. In a very good humor! Then I go to visit pretty wifes and pretty maiden. St! Say nothing of it to the father. — But, why should the father not know it. It is a very good scool for a young fellow to be in thc company and acquaintance of young virtuos and honest ladies. The fear to be hatrcd by them makes us fly many excesses seducing by his outward side, and therefore periculous to the Youth. Look Sister, that is the Statc of my present life; I seek to do nothing of what I could not give reason to my superiors which are my God and my parents; I seek further to please to thc uttermost part of men, wise and fools, great and littles, I am diligent, I am mirthy, and I am luky. Adieu.

Dann geht es lustig wieder ins Französische über, und immer wieder dieselbe Mischung altklugen Lehrtons und kindlichen Behagens, kurze knappe Sätze voll dramatischer Lebendigkeit.

Allem Anschein nach hatte Wolfgang im September 1766 Zeit im Ueberfluß: der elfte, französisch-englische Brief an Cornelie ist nicht weniger als vierundzwanzig Quartseiten groß. Goethe spricht darin unter anderm in sehr bezeichnender Weise über sein Studium des Italienischen; die Stelle ist für die Lehrweise jener Zeit zu bezeichnend, um sie nicht hierher zu setzen:

Il y avoit un temps ou je me melois a lire et a ecrire de l'italien, j'avois quelque connoissance de cette langue, j'appris bien de paroles, un petit peu de la Syntaxe, et rien de plus. Malgrè ccla, je chiffonnois tantot une lettre, tantot un air. J'avois composé, l'Opéra comique La sposa rapita, et bien d'autrcs choses. Mais ma prose n'alloit pas en trop bon train faute d'avoir lu trop de vers, et naturellement les lettres qu'il me falloit ecrire pour mon pere etoit rarement de son gout. Souvent il se mit à me railler sur quelque mots, je ne savois le faire mieux, j'enrageois, je brulai mes papîers, et depuis ce tems la, je n'ai jamais pu me resoudre, de commencer mes lettres par, Signor.

Man sieht diesen Lehrgang des Italienischen auf seinen französischen und englischen Briefsteller an. Er hat einige Kenntniß der Sprache, lernt viele Wörter, ein klein bischen Syntax und weiter nichts; aber er schreibt drauf los, Briefe, Gedichte, und auch seine Prosa gibt von dem vorwiegenden Lesen poetischer Werke Zeugniß. Daß Goethe als Knabe eine italienische komische Oper „La sposa rapita" geschrieben, war bisher nicht bekannt.

Und dieser frühreife Knabe, welcher abwechselnd den Schulmeister und den Spaßvogel herauskehrt, hat in vielen Dingen ein literarisches Urtheil von überraschend richtigem Scharfblick. Zwar dem Tasso thut er schweres Unrecht, indem er Boileau's abfälliges Urtheil nachspricht; dagegen ist, was der sechzehnjährige Goethe über den „Télémaque" äußert, und die Behauptung, er sei ungeeignet, zu einer guten französischen Prosa anzuleiten, erstaunlich treffend. Im übrigen sieht man den mehrfach eingestreuten französischen Gedichten an, wie flott er die Sprache beherrscht.

Auffallend möchte es erscheinen, daß Wolfgang in diesen Briefen der Mutter kaum gedenkt; er mochte das wol in den gleichzeitigen Schreiben an den Vater in geziemender Form thun. Um so lebhafter thut er es im Briefe vom 11. Mai 1767 mit dem nachfolgenden Gedicht:

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß, vor ewgem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Fluht,
Mit stürmschen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt, und ihn dem Aug entreißt.
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom
Vom Schmerz gepeitscht bald stürmend drüber fließt,
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt, und sie verhindert daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt, und rings umher
Zurückgeworfne Strahlen trägt, und dir
Bey jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

Außer diesem Gedicht an die Mutter bringt derselbe Brief ein bisher unbekanntes „An den Schlaf“:

Der du mit deinem Mohne
Der Götter Augen zwingst,
Und Bettler oft zum Trohne,
Zum Mädchen Schäfer bringst,
Hör mich, kein Traumgespinste
Verlang ich heut von dir,
Den größten deiner Dienste
Geliebter, leiste mir.

An meines Mädgens Seite
Sitz ich, ihr Aug spricht Lust,
Und unter neid'scher Seide
Steigt fühlbaar ihre Brust;
Oft wären sie zu küssen
Die gier'gen Lippen nah,
Doch ach, diß muß ich missen,
Es sitzt die Mutter da.

Heut Abend bin ich wieder
Bei ihr, o tritt herein.
Sprüh Mohn von dem Gefieder,
Da schlaf die Mutter ein;
Blaß werd der Lichter Scheinen
Von Lieb' mein Mädgen warm,
Sink wie Mama in deinen,
Ganz still in meinen Arm.

Welche durchsichtige Entwickelung des Gedankens trotz einiger Härten der dritten Strophe, welche anmuthige einfache Schönheit der Form in dem Gedicht des Siebzehnjährigen! Und derselbe tolle Junge schreibt im folgenden Briefe Unsinn wie:

Je suis drolement gai. Ta lettre ny a pas contribue peu. Je me porte a merveille. Qu' une chose eharmante que la santé. Dieu me l'a donnée, le Diable ne me l'otera pas! Adieu, ma soeur! tout le monde dit que mon visage maigre s'arrondit peu a peu. J'en suis ravi, mais je le serois plus, si Mdme D'Izenheim voudroit bien faire un testament en ma faveur et mourut allors au plutot. Je lui en serois bien obligé. Voila ma petite que ton frere est sot. Punctum.

Das mag genügen, um zu zeigen, wie bedeutsam diese Briefe an Cornelie sind, nicht zu gedenken der gar mannichfachen bisher nicht erwähnten Hindeutungen auf früher entstandene oder gleichzeitig entstehende Dichtungen: den epischen „Joseph“, das Trauerspiel „Der Thronfolger Pharao's“, „Die Laune des Verliebten“ u. a. Ohne Zweifel hat der Briefwechsel mit der Schwester nicht wie hier am 14. October 1767 geendet, aber weiteres hat sich allem Anschein nach nicht erhalten, von Corneliens Briefen nur der „Entretien en forme de lettre“, dessen Wolfgang's Brief vom 11. Mai 1767 gedenkt. Der „Entretien“ zeigt, daß Cornelie des Französischen ebenso mächtig ist wie ihr Bruder.

Diese Briefe Goethe's aus seinem siebzehnten und achtzehnten Lebensjahre sind äußerst merkwürdig, die werthvollste Ergänzung der wenigen sonst aus seiner Studienzeit erhaltenen Briefe. Sie zeigen uns wie diese die seltsamste Mischung genialer Begabung und kindischen Sinnes, überraschend vielseitiger Kenntniß und andererseits Altklugheit, sprudelnden Geistes und Witzes, scharfer Menschenbeobachtung und andererseits bisweilen fast Albernheit, wie denn ja noch in Straßburg Herder Goethe's spatzenmäßig vorlautes Wesen zu tadeln hatte. Es zeigen diese Briefe des frühreifen Jünglings in der Schilderung seines Zimmers, seines Lebens eine Frische der Ausdrucksweise, eine dramatische Lebendigkeit, welche überraschend wirkt, auch wenn er nicht deutsch, sondern französisch oder englisch spricht; er arbeitet dann freilich mit einem Sprachstoff, den er sich aus Molière, Shakspeare u. a. zusammengelesen hat, aber doch immer mit einer erstaunlichen Freiheit, Sicherheit, stilistischen Fertigkeit; man sieht eben, daß der seltsame Knabe durch und durch Genie ist.

Der Abschreiber der Briefe hat hin und wieder Lesefehler gemacht, welche hier als Druckfehler erscheinen und von Goethe's eigentlichen Sprachfehlern wohl zu unterscheiden sind. Mon notesse hat Goethe S. 9 gewiß nicht geschrieben, sondern mon hotesse; S. 32 if he should write „letter“ then I muß gelesen werden better; S. 42 La nymphe forcée par le Dieu à pieds de „boue“ muß à pieds de bouc gelesen werden. S. 46 in les règles si „tottement“ barbouilles steckt außer zwei Schreibfehlern ein Lesefehler: es muß follement oder sottement gelesen werden; ebenso am Schluß derselben Seite: Dis lui que statt zue. Dagegen, wenn Goethe S. 65 schreibt: Je t'envois une tete estombée, ist nicht etwa, wie die Anmerkung vermuthet, estampée dafür zu lesen, sondern jedes Wörterbuch lehrt, daß une tête estompée ein mit dem Wischer ausgeführter Kopf ist.

Wie bereits erwähnt, liegen uns die Briefe Goethe's an die Schwester aus dem letzten leipziger Studienjahre nicht mehr vor; da ist es denn eine glückliche Fügung, daß die einundzwanzig Briefe an Behrisch, welche den Zeitraum vom October 1766 bis Mai 1768 umfassen, ergänzend eintreten. Ernst Wolfgang Behrisch, geboren 1738, also elf Jahre älter als Goethe, verweilte bis Herbst 1767 zu Leipzig als Erzieher eines jungen Grafen Lindenau und ward mit Goethe bekannt, welcher demselben in „Dichtung und Wahrheit“ eine sehr eingehende, wenn auch nicht gerade schmeichelhafte Schildernng gewidmet hat. Behrisch erscheint dort als ein Schalk, welcher zu zeiten etwas vom Hanswurst an sich hat; aber er muß doch mehr gewesen sein, sonst hätte ihn Goethe nicht zum Vertrauten in den Herzensstürmen seines Verhältnisses zu Käthchen Schönkopf gewählt. Behrisch scheint als eine Art ruhiger Merck den leidenschaftlichen Jüngling in Schranken gehalten zu haben; ihm zeigte Goethe seine Liebes- und andere Gedichte, und Behrisch, ein methodischer ordnungsliebender Mensch, erwarb sich das Verdienst, die Lieder des jungen Freundes in sauberer Abschrift zu sammeln, ihn selbst aber vor unzeitiger Veröffentlichung zu warnen. Mit derselben Sorgfalt bewahrte er Goethe's Briefe auf; dieselben kamen nach Behrisch's Tode 1809 in den Besitz seines Dieners, wieder nach dessen Tode in den Besitz eines Gärtners zu Dessau, welcher dieselben gegen Ende 1817 Goethe zum Kauf anbot. Der Dichter erwarb diese unbequemen

Zeugnisse jugendlicher Thorheiten alsbald, und so kamen sie in das Goethe-Archiv; der leipziger Abschnitt in „Dichtung und Wahrheit" war aber bereits abgeschlossen, sodaß Goethe seine Briefe an Behrisch nicht in gleicher Weise wie diejenigen an Cornelie für die Darstellung jenes Zeitraums benutzen konnte.

Ein achtzehnjähriger Mensch schreibt anders an eine Schwester, anders an einen Freund. Um zur Abwechselung dem Herausgeber das Wort zu überlassen:

Die an die Schwester gerichteten Briefe enthalten hauptsächlich Personalschilderungen, Reminiscenzen an frankfurter Erlebnisse und Bekanntschaften, Angabe und Beurtheilung der Lektüre, literarische, literarhistorische Abhandlungen überhaupt, Mittheilungen über Goethe's Dichtungen, vor allem aber moralische Betrachtungen. Die Briefe an Behrisch dagegen sind fast ausschließlich den Herzenszuständen des Dichters gewidmet; lose Abenteuer werden angedeutet und erzählt, schwere Seelenkämpfe, oft aus einem Nichts hervorgehend, oft von dem Dichter selbst geschaffen, werden bis in die kleinsten Einzelheiten verfolgt, wie von einem Verhörrichter aufgenommen. Hätte Goethe diese Briefe bei Abfassung von „Dichtung und Wahrheit" gekannt, so wäre die Darstellung seines leipziger Liebesverhältnisses zweifellos eine andere geworden. Wer möchte in demselben eine grenzenlose Leidenschaft und dabei einen wunderbaren Lebensernst, bedingt durch ein mannhaftes Pflichtgefühl, verkennen? Wer wollte nicht in dem Briefe, in welchem der Verliebte zum Tode betrübt ist und himmelhoch jauchzt — S. 98—106 — gleichsam einen ersten Entwurf zu gewissen Partien von „Werther's Leiden" erblicken?

Bekanntlich spielt eine Hauptrolle in Goethe's leipziger Jahren jenes anmuthige Käthchen Schönkopf, in „Dichtung und Wahrheit" Aennchen, in diesen Briefen Annette oder Nette genannt; sie, welche in den Briefen an Cornelie nur einmal und selbstverständlich etwas kühl erwähnt wird, ist der wichtigste Gegenstand der Ergießungen Goethe's gegen den Freund. In „Dichtung und Wahrheit" klagt Goethe sich selbst an, daß er durch seine Launenhaftigkeit, seine Eifersucht Käthchens Herz sich entfremdet habe; wollen wir den Beweis dafür, so brauchen wir blos diese Briefe zu lesen, so seltsam es erscheint, daß auch diese raschen Geburten der Leidenschaft abwechselnd in deutscher, französischer und englischer Zunge sprechen, sogar der zweite, welcher mit glühender Leidenschaft ein Stelldichein mit Käthchen schildert; wir wissen wahrlich nicht, worüber wir uns mehr wundern sollen, über die Seltsamkeit der Laune, sich im Nachgenuß höchster Seligkeit in englischen Versen zu ergießen, oder über die Geschicklichkeit, womit der liebesheiße Jüngling die fremde Sprache beherrscht, oder endlich über die Unbefangenheit, mit welcher die „kleine Heilige" den Geliebten zu sich beruft, seine leidenschaftlichen Liebkosungen empfängt und erwidert. Hat dann Goethe in einem überseligen Briefe sein Liebesfeuer ausgerast, so sehen wir aus dem nächsten, daß Freund Behrisch ihm Moral gepredigt hat. Wie toll geberdet sich Goethe, als im Hause Schönkopf zwei Leute, wol Studenten, einziehen; der eine ist ein ältlicher Mensch, der ist unschädlich; der andere ist jünger, „der mich wohl werth sein möchte". Wie er da das arme Mädchen, welches als Tochter eines Wein- und Speisewirths mit allen Kunden artig sein muß, mit seiner Eifersucht verfolgt! Mit Eifersucht auf jenen Jüngern, mit Eifersucht auf Behrisch, mit Eifersucht auf den und jenen. So der dreizehnte Brief mit seinen sechzehn Quartseiten, welche die Ereignisse von fünf qualvollen Tagen und schließlich die Versöhnung berichten. Dann kommen wieder ruhigere Zeiten und endlich die Lösung des Knotens im Briefe vom 26. April 1768:

Lange nicht geschrieben, Behrisch, lange nicht, und doch immer eben derselbe wie ich war. Siehe, ich habe dich noch so lieb, als ich dich hatte, und Netten noch so lieb, als ich sie hatte, mehr noch beide, wenn ich die Wahrheit sagen soll, denn stärker ist eine Leidenschaft, wenn sie ruhiger ist, und so ist meine. O Behrisch, ich habe angefangen zu leben! Daß ich dir alles erzählen könnte! Ich kann nicht, es würde mich zu viel kosten. Genug sei dir's, Nette, ich, wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. Es war Arbeit, aber nun sitz' ich wie Herkules, der alles gethan hat, und betrachte die glorreiche Beute umher. Es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung und nun — nun kenn' ist erst das Leben. Sie ist das beste, liebenswürdigste Mädchen, nun kann ich dir schwören, daß ich nie aufhören werde, das für sie zu fühlen, was das Glück meines Lebens macht. Behrisch, wir leben in dem angenehmsten, freundschaftlichsten Umgange, wie du und sie; keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr, und so vergnügt, so glücklich! Behrisch, sie ist ein Engel! Es sind heute zwei Jahre, daß ich ihr zum ersten male sagte, daß ich sie liebte, zwei Jahre, Behrisch, und noch! Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich. Ich liebe sie noch so sehr, Gott, so sehr!

Es ist, wie Ludwig Geiger treffend sagt, der reine Werther; aber schließlich können wir es Aennchen nicht eben übel nehmen, wenn sie einem so seltsamen Liebhaber, bei dem ohnehin von einer Heirath nicht entfernt die Rede sein konnte, schließlich in aller Freundschaft den Laufpaß gab und einen vernünftigen Menschen heirathete.

Sonst erfahren wir nicht allzu viel Neues. Goethe schickt dem Freunde das Hochzeitslied; er gedenkt eines beabsichtigten einactigen Prosalustspiels „Der Tugendspiegel" und theilt einen Auftritt desselben mit; er spricht von seiner ersten radirten Landschaft, von seiner dresdener Reise, deren Zeit bisher nicht feststand; durch den neunzehnten Brief ist erwiesen, daß dieselbe etwa in den März 1768 fällt. Immerhin ist die Ausbeute, welche wir aus diesen beiden Reihenfolgen von Briefen für die Kenntniß von Goethe's Jugenddichtung gewinnen, sehr hoch anzuschlagen; wir erfahren manches durchaus Neue, wie manche Ergänzung des bereits Bekannten. Der Herausgeber hat den Briefen nicht blos inhaltreiche und gelehrte Erläuterungen beigegeben, sondern auch die Ergebnisse derselben für unser literargeschichtliches Wissen übersichtlich in dankenswerthester Weise zusammengestellt.

Zu den früher erwähnten Lesefehlern füge ich noch einen. S. 77 heißt es: A virteous fire, that ne'er „ta" vice kan turn. Hier hat Goethe sicherlich to vice geschrieben.

Bilden diese beiden Gruppen von Briefen das Bedeutendste des vorliegenden Bandes, so dürfen wir über das Weitere etwas rascher hinweg gehen, wie z. B. über die zwölf Briefe Goethe's an den Professor der Naturwissenschaften zu Jena, Friedrich Siegmund Voigt, sowie über die zweiunddreißig vereinzelten, aus Sammlungen mitgetheilten Briefe an verschiedene; unter den Briefen an Goethe ist von besonderm Werth derjenige Schiller's vom 6. Juni 1804, welcher seltsamerweise in den Briefwechsel der beiden Freunde bisher nicht aufgenommen worden ist. Derselbe bezieht sich auf Schiller's Verhandlungen mit Berlin, während er doch zugleich die Hoffnung hegte, durch eine Zulage zum Verbleiben in Weimar veranlaßt zu werden. Auf Schiller's Brief an Goethe, welcher als freundschaftlicher Vermittler eintrat, folgt das gleichfalls bisher ungedruckte Schreiben an Karl August und einige andere auf diese Frage bezügliche Schriftstücke, durch welche eine Lücke unserer bisherigen Kenntniß in erfreulicher Weise ausgefüllt wird. Aus den Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe heben wir heraus den ungemein interessanten Bericht des polnischen Schriftstellers Grafen Kozmian über zwei Besuche bei Goethe in den Jahren 1829 und 1830.

Der zweite Haupttheil des Buchs enthält Abhandlungen. Hier ist zunächst leichtern Inhalts der Aufsatz von Stickel: „Meine Berührungen mit Goethe." Johann Gustav Stickel, geboren 1805, besuchte das weimarer Gymnasium und studirte Theologie und Sprachwissenschaft zu Jena. Nachdem er während der Jahre 1829 und 1830 zum Zweck des Studiums der morgenländischen Sprachen in Paris verweilt, ward er Professor der Theologie, dann der orientalischen Sprachen zu Jena; der hochbetagte Herr ist also sehr wohl in der Lage, von seinen Berührungen mit Goethe ein halbes Jahrhundert nach des Dichters Tode zu reden. Als zweiundzwanzigjähriger Docent führte er sich durch einen Brief Knebel's bei Goethe ein, welcher ihn mit der Aufforderung entließ, künftig bei der Anwesenheit in Weimar in seinem Hause einzusprechen. Bei einem dieser Besuche erlaubte sich, hingerissen durch Goethe's Zutraulichkeit, Stickel die allerdings naive Frage, wie es Se. Excellenz nur angefangen habe, einen so schönen Stil zu schreiben. Lächelnd antwortete Goethe: „Das will ich Ihnen sagen, mein Lieber. Ich habe die Gegenstände ruhig auf mich einwirken lassen und den bezeichnendsten Ausdruck dafür gesucht." Das ist der ganze Goethe. Auch die übrigen Mittheilungen Stickel's über Goethe sind anmuthig.

Die Abhandlung von Hermann Brunnhofer: „Giordano Bruno's Einfluß auf Goethe", entwickelt eingehend und überzeugend, daß manche Stellen der Dichtungen, welche man bisher als unter dem Eindruck von Goethe's Spinoza-Studien entstanden betrachtete, Anschauungen des italienischen Philosophen und Theologen Giordano Bruno aussprechen. Der Verfasser weist nach, daß Goethe sich bereits zu Straßburg und dann wieder 1812 mit Bruno beschäftigte; er zeigt, daß die wunderbare Stelle im „Faust" I: „O daß kein Flügel mich vom Boden hebt" daß die tiefsinnigen Gedichte der Abtheilung „Gott und Welt":

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße —
Im Innern ist ein Universum auch —
Kein Wesen kann zu nichts zerfallen —

und einzelne der „Zahmen Xenien" sich auf Aussprüche Bruno's zurückführen lassen. Ebenso erscheint sehr bedeutsam die folgende Abhandlung „Alt-Italienische Gemälde als Quelle zum «Faust»" von G. Dehio. Daß die letzte Scene des zweiten Theils von „Faust": „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde", in ihrem theatralischen Aufbau auf das großartige Einsiedlerbild im Campo Santo zu Pisa hinweist, ist bereits früher hervorgehoben worden. Der Verfasser zeigt nun, wie die weitern Theile desselben Bildes gleichermaßen zu Goethe's dichterischer Behandlung von Faust's Tod und Himmelfahrt Anregung gegeben: die Teufel, welche die Seele in Gestalt eines kleines Kindes aus dem Munde der Gestorbenen wegführen, der Kampf der Engel und Teufel um die Seelen, die Darstellung des Höllenrachens; insofern irrt der Verfasser, als das pisaner Bild wie alle übrigen die Gruppe der Seligen rechts, diejenige der Verdammten links vom weltrichtenden Christus zeigt. Dehio weist zugleich aus den Annalen nach, daß Goethe im Jahre 1818 sich mit Lasinio's Kupferwerk über den Campo Santo zu Pisa beschäftigte; außerdem äußerte er 1831 nach Vollendung des „Faust" zu Eckermann: „Uebrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte." Wir dürfen dies als eine directe Hinweisung auf diese berühmteste aller mittelalterlichen Darstellungen des Jüngsten Gerichts betrachten, die wir besitzen.

Auch die Miscellen enthalten manches Interessante, jedoch läßt sich hier auf Einzelnes kaum hinweisen. Merkwürdig ist die Notiz, derzufolge Schiller's letzter Besuch im weimarer Theater nicht am 29. April, sondern am 1. Mai stattgefunden hätte. Ferner eine „Gelegentliche Bitte bei Herder's Tode", welche Goethe eingangs 1804 in die „Zeitung für die elegante Welt" einrückte:

Es ist zu einer unglücklichen Gewohnheit unter uns geworden, jedem großen Mann, wenn er einmal die Augen geschlossen hat, eine Menge Dichtereien auf sein Grab zu legen, die man mit viel Anmaßung für schöne, süß duftende Blumen angenommen wissen will, da sie doch oft keine andern als Nessel- und Stinkblumen sind. Klopstocken erging es noch ganz neuerlich so, und auch Herdern könnte es so ergehen. Ich bitte euch, ihr Dichterlinge, laßt den großen Mann in Frieden ruhen und ihn in seiner Unsterblichkeit wie einen Gott unter uns leben in Ewigkeit. Die Unsterblichkeit, die ihr ihm geben könntet, würde doch höchstens nur von einem Wochentagsblatte zum andern dauern; denn wenn ihr weiter nichts bemerklich machen wollt,

als daß auch ihr etwas bei seinem Tode gefühlt habt, so erlaubt mir euch zu sagen, daß dies das Wenigste ist, was ihr dabei thun könnt. v. G.

Paßt auch auf andere Menschen und andere Zeiten. An der Chronik und Bibliographie, so umfassenden Raum sie einnehmen, dürfen wir hier vorüber gehen. Aus allem erhellt, daß auch der siebente Band des „Goethe-Jahrbuchs" eine Fülle werthvoller Beiträge zu näherer Kenntniß vom Leben und Dichten des Dichterfürsten darbietet.

Wilhelm Buchner.

Militärische Literatur.

1. Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung authentischer Quellen von Fr. von der Wengen. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 19 M. 20 Pf..

In Nr. 12 d. Bl. f. 1886 wurde bereits auf das Erscheinen dieser gewissenhaften und fleißigen Arbeit aufmerksam gemacht, von der damals fünf Lieferungen vorlagen. Jetzt ist das Werk mit acht Lieferungen abgeschlossen, und man ist nun im Stande, sich ein abschließendes Urtheil über dessen Bedeutung zu bilden. Es ist mir nicht erinnerlich, je ein Buch unter den Händen gehabt zu haben, das eine kriegerische Episode, in welcher verhältnißmäßig und namentlich im Vergleich zu den Riesenschlachten der Neuzeit so geringfügige Streitkräfte einander gegenübertraten, wie dies bei Langensalza der Fall war, mit gleicher oder auch nur ähnlicher Ausführlichkeit behandelt hätte. Nimmt doch der achte Abschnitt mit der Beschreibung des Treffens bei Langensalza allein mehr als zweihundert Seiten in Anspruch. Dabei hat die eigentliche Erzählung der Thatsachen keine Längen, und die bis auf die kleinsten Einzelheiten mit Bezug auf Zeit und Raum eingehenden Angaben sind sehr genau. Sie erhöhen den Werth des Buchs als sehr geeignet zum kriegswissenschaftlichen Fachstudium und sind auch für einen mehr laienhaften Leserkreis von großem Interesse. Der Verfasser ist eifrig und mit Erfolg bemüht gewesen, ein reiches und vielumfassendes ungedrucktes Material zusammen zu tragen, hat dabei aber die Benutzung der bereits über den unglücklichen Zug der Hannoveraner vorhandenen Literatur keineswegs versäumt. Er hat seine eigenen Quellen vorsichtig gesichtet, schildert mit großer Unparteilichkeit die Verhältnisse und verfügt zweifellos über einen scharfen, richtigen Blick in der Beurtheilung mancher einander völlig entgegengesetzter Anschauungen. So ist es ihm gelungen, die leitenden Persönlichkeiten auf hannoverscher Seite wie die aus ihrem Zögern erwachsenden Schwankungen und Irrungen treffend zu zeichnen, und von der erreichten Unparteilichkeit legt die Thatsache das vollgültigste Zeugniß ab, daß trotz der erbetenen Monita von betheiligter Seite bisher so gut wie gar keine Reclamationen gegen die Darstellung F. von der Wengen's erhoben worden sind. Den großen Vorzügen, die das Buch besitzt, müssen allerdings auch einige Ausstellungen gegenübergestellt werden. Diese betreffen zunächst die hinter der klaren und bündigen Aufführung der Thatsachen stets angefügten strategischen und taktischen Betrachtungen. Sie ermüden den Leser, da er lediglich an der Hand der beigefügten beiden Karten ein zutreffendes Bild der stattgefundenen Ereignisse gewinnen möchte, und sind in ihren Schlußfolgerungen nicht von so unanfechtbarer Richtigkeit, um einem eingehenden Studium als sichere Grundlage zu dienen. Zudem ist es ja bekanntermaßen viel leichter, in ruhiger Zeit, wenn man alle in Betracht kommenden Verhältnisse genau übersieht, vom grünen Tisch aus zu beweisen, wie es hätte anders und besser gemacht werden sollen, als im Drange der kriegerischen Geschäfte, im Augenblick der stets wechselnden Lage, die man außerdem eigentlich nie völlig klar erkennen kann, das absolut Richtige zu treffen. Der Commandirende der preußischen Westarmee, General von Falckenstein, kommt in der Darstellung F. von der Wengen's schlecht weg. Ob die Schilderung der von diesem verdienten Kriegsführer hier entwickelten Thätigkeit überall den Thatsachen entspricht, ob namentlich die Enthebung des Generals vom Obercommando schon am 29. Juni beschlossene Sache gewesen ist, sodaß das betreffende Telegramm nur durch besondere Umstände nicht in seine Hände gelangte, entzieht sich gänzlich der Beurtheilung. Jedenfalls leidet das Buch unter der Sprache, in welcher wiederholt die Handlungsweise des Generals von Falckenstein gekennzeichnet wird; der Verfasser war wol kaum in der Lage, von seinem Standpunkte aus die Gründe für viele Befehle eines hochgestellten Truppenführers zu übersehen, wenn die Folgen derselben auch offenkundig zu Tage traten; und jeder Leser kann sich unschwer aus der einfachen Aufzählung der Thatsachen sein eigenes Urtheil über das Verhalten des Generals bilden. Nichtsdestoweniger aber hat das von der Wengen'sche Werk einen geschichtlichen und kriegsgeschichtlichen Werth, denn es füllt eine Lücke in der Literatur über jene Zeit des historischen Wachsens und Werdens in Deutschland mit wünschenswerther Vollständigkeit und Unparteilichkeit aus.

2. Landesbefestigung. Eine Studie von Eduard Heyde. Rathenow, Babenzien. 1886. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Dem Leser wird hier in vortrefflicher Ausstattung eine beachtenswerthe kleine Schrift geboten, die auf Grundlage der im letzten französischen Kriege gemachten Erfahrungen die Frage der Landesbefestigung bespricht. Der Verfasser war Major im Kriegsministerium, leitete bis zu seinem Scheiden aus dem praktischen Dienst die Geschäfte

als Chef der Ingenieurabtheilung in einer Centralbehörde, war zugleich Protokollführer der Landesvertheidigungscommission, und ist also auf seinem Gebiete Autorität. Daher erscheint es doppelt dankenswerth, daß er sich mit dieser Schrift an die Oeffentlichkeit wendet, da die Literatur über den behandelten Gegenstand wenig zahlreich und die Kenntniß von dem Wesen der Landesbefestigung eigentlich nur unter Männern von Fach im engsten Sinne verbreitet ist. Nach einigen Vorbemerkungen, welche davon ausgehen, daß von den Elementen der Wehrfähigkeit eines Landes keins so wechselnder Beurtheilung unterworfen ist wie die Landesbefestigung, tritt der Verfasser in die Behandlung seines Themas: „die Landesbefestigung unserer Epoche", unter besonderer Nutzanwendung auf Frankreich und Deutschland ein, und schildert zunächst in einem besondern Abschnitt die Leistungen der französischen Festungen im Kriege 1870—71. Der folgende Abschnitt entwickelt dann die aus dem Verhalten jeder dieser Festungen abzuleitenden Grundlehren der Landesbefestigung, während weiter in einem Abschnitt die Verwerthung geschildert wird, die diese Lehren bei Aufstellung von Systemen der Landesbefestigung erfahren haben. In großen treffenden Zügen bringt der Verfasser dann in zwei getrennten Abschnitten zur Anschauung, wie einerseits die französische Republik und andererseits das deutsche Kaiserreich, den geographischen, politischen und dynastischen Verhältnissen wie nicht weniger den militärischen Anschauungen in beiden Ländern entsprechend, auf sehr verschiedene Weise bei der Neubefestigung der jetzigen deutsch-französischen Grenze diese Lehren zur Anwendung gebracht haben. Wie muß nach den Schlußfolgerungen, welche aus den Leistungen der französischen Festungen im Kriege von 1870—71 gezogen worden sind, die Befestigung der Landgrenzen einer Großmacht ersten Ranges beschaffen sein? Diese Frage bildet die Ueberschrift des siebenten Abschnitts, und in ihrer Beantwortung kommt Oberstlieutenant Heyde der Hauptsache nach zu folgenden Schlüssen:

> Es genügt, wenn die Landgrenzen durch Festungen gedeckt sind, welche 15—20 geographische Meilen voneinander entfernt sind. Sie müssen jedoch für eine nachhaltige Vertheidigung befähigt und zu diesem Zweck mit einem Kranz von vorgeschobenen Forts versehen sein. ... In zweiter Linie müssen hinter den gefährdeten Landgrenzen größere Plätze vorhanden sein, welche geeignet sind, geschlagenen und zurückweichenden Armeen Halt und Stütze zu bieten, um sie schlimmstenfalls in sich aufzunehmen. ... Die Besatzung der befestigten Landeshauptstadt entzieht der Feldarmee so erhebliche Streitmittel, daß die Befestigung derselben nur dann gerechtfertigt erscheint, wenn mit Sicherheit vorauszusehen ist, daß nach dem Fall der Landeshauptstadt jede geordnete Regierung aufhört und dadurch dem Widerstande des Landes ein Ende gemacht wird.

Im Anschluß an seine Darlegungen verlangt der Verfasser eine bessere Vorbereitung der Festungscommandanten für ihre schwierige und verantwortungsvolle Stellung im Kriege, als bisher üblich gewesen, und befürwortet die Organisation besonderer Abtheilungen Festungspionniere, die, mit der von dem Verbande der Feldartillerie gänzlich loszulösenden Fußartillerie unter einer gemeinsamen Spitze vereinigt, lediglich für die Vertheidigung und den Angriff von Festungen verwendet werden sollen. Die Ausführungen des jedermann warm zu empfehlenden Buchs gipfeln in dem hocherfreulichen Ausdruck der Ueberzeugung, daß nicht nur unsere neuen Festungsconstructionen, sondern auch die ältern Bauten der neupreußischen Schule bei energischer und sachverständiger Leitung der Vertheidigung noch auf lange Zeit den Fortschritten der Waffentechnik gewachsen bleiben werden.

3. Bulgarien und Ostrumelien. Mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraums von 1878—1886, nebst militärischer Würdigung des serbo-bulgarischen Kriegs. Von Spiridion Gopčević. Mit 6 chromolithographirten Schlachtplänen. Leipzig, Elischer. 1886. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Der Verfasser ist auch deutschen Leserkreisen bekannt, vorzugsweise durch verschiedene Arbeiten auf militärischem und militär-politischem Gebiete, Veröffentlichungen, die der Mehrzahl nach sich auf die südöstlichen Länder Europas beziehen, welche man unter dem Gesammtbegriff „Halbasien" zusammenzufassen pflegt. Er sagt im Vorwort zu dem vorliegenden dicken Bande, daß er mit dieser Veröffentlichung in ein Wespennest zu stechen sich völlig bewußt sei, daß ihn dies aber wenig kümmere, denn er sage mit Georg Frundsberg: „Viel Feind', viel Ehr'!" Die öffentliche Meinung Deutschlands, beziehentlich Europas mit Bezug auf Bulgarien ist nach Spiridion Gopčević seit Jahren systematisch getäuscht und irregeführt worden, und die Glaubwürdigkeit der übrigen vorhandenen Preßerzeugnisse soll nun von dem Correspondenten des „Berliner Tageblattes" auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Nachdem im ersten Theil die Geographie, die Statistik, Ethnographie und Geschichte Bulgariens abgehandelt ist, gibt der zweite Theil in funfzehn Kapiteln eine Schilderung der Verhältnisse vom Frieden zu San-Stefano bis zur serbischen Kriegserklärung, während der dritte Theil den serbisch-bulgarischen Krieg schildert. In den beiden letzten Theilen gewährt der Verfasser dem eigenen Ausdrucke nach seinen persönlichen Erlebnissen einen etwas weitern Spielraum. Dadurch gewinnt die Darstellung gewiß, wie beabsichtigt, an Unmittelbarkeit, an Leben und Farbe; aber der Erzähler tritt häufig derartig in den Vordergrund der Erzählung, daß man unwillkürlich wähnt, er sei der Mittelpunkt gewesen, von dem alle politisch-militärischen Vorgänge in jenen Ländern ihren Ausgang genommen hätten. Das schadet der Wirkung der lebensvollen Erzählungen, und auch das absprechende Urtheil gibt Anstoß, mit dem eigentlich über alle öffentlichen Persönlichkeiten kurzer Hand der Stab gebrochen wird. Die Schilderung des Fürsten Alexander weicht sehr ab von dem Bilde, das man sich im allgemeinen von diesem deutschen Fürstensohne macht. Nach Spiridion Gopčević darf man mit dem Fürsten kein Gespräch über ernste Themata anfangen, denn derselbe „interessirt sich nur für

Pferde, Hunde und was sonst zu den nobeln Passionen gehört — mit einem Wort, er ist der preußische Landjunker, wie er im Buche steht. Für Kunst und Wissenschaft fehlt ihm jedes Verständniß". Zwar besitzt, immer nach der Schilderung unsers Buchs, Fürst Alexander natürlichen Verstand und verbirgt unter der täuschenden Maske der Harmlosigkeit eine beträchtliche Dosis Verschlagenheit: indessen hat er so wenig militärische Fähigkeiten wie staatsmännisches Talent. Und auch seine Umgebung findet keine Gnade vor den Augen des gestrengen Beurtheilers. Ueber Ansichten läßt sich streiten; wenn aber der Verfasser gelegentlich meint, der Spruch „Noblesse oblige" scheine dem Fürsten gänzlich unbekannt zu sein, und sich in weitern Verunglimpfungen desselben gefällt, so vermuthet man persönlichen Groll hinter dem sich in Schimpfwörtern äußernden Urtheil und glaubt nicht an die Unparteilichkeit des Schriftstellers, der auf bulgarischer Seite den Krieg mitgemacht hat, so sehr dieser auch versichert, daß er sich bemüht habe, „jedem gerecht zu werden".

4. Der serbisch-bulgarische Krieg bis zum Waffenstillstand. Vier Vorträge von einem preußischen Offizier. Mit zwei Uebersichtskarten. Minden, Bruns. 1886. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der anonyme Verfasser hat aus den Berichten unserer bedeutendsten Zeitungen vier Vorträge über die Kriegsereignisse in Bulgarien und Serbien während des Jahres 1885 zusammengestellt, und übergibt dieselben in einem anspruchslosen Schriftchen der Oeffentlichkeit. Es liegt auf der Hand, daß eine solche zum Theil noch während der kriegerischen Verwickelungen niedergeschriebene Schilderung manche Irrthümer enthält und schiefen Anschauungen Raum gibt, die sich erst mit der Zeit klären können, selbst wenn, wie dies hier der Fall, die möglichste Vollständigkeit, Klarheit und Objectivität durch unmittelbaren brieflichen Verkehr mit dem Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" angestrebt ist, der während des Kriegs im Hauptquartier des Fürsten Alexander sich befand. Immerhin ist das kleine Buch empfehlenswerth und spricht mehr an als die von einem wenig angenehmen Unfehlbarkeitsdünkel zeugenden Schilderungen derselben Vorgänge in dem oben einer kurzen Beurtheilung unterzogenen Buche von Spiridion Gopčević.

4. Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71 von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von Friedrich Ratzel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 4 M.

Karl Stieler, der tief schauende und weit blickende, leider seiner erfolgreichen Thätigkeit durch den unerbittlichen Tod zu früh entrissene Schriftsteller, hat sich seinerzeit lebhaft an der Besprechung der Zeitfragen in der Presse betheiligt. Der Verewigte hat, wie Friedrich Ratzel in dem Vorwort sehr richtig sagt, als Tagesschriftsteller bewiesen, daß wer warm fühlt, auch groß empfindet. In der Tiefe ruhte ihm die Wahrheit, und aus der Wärme seines Herzens quoll die Kraft. Der Herausgeber hat deshalb eine Anzahl von Blättern zusammengestellt, die wol während jener großen Zeit, da in Blut und Eisen das neue Deutsche Reich erstand, in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden sind, und bietet diese Erinnerungen an den verstorbenen Freund dar „als Werke des Dichters und Denkers, als Zeugen der Gesinnung des Mannes, als Beiträge zur Geschichte des Herzens des deutschen Volks". Es weht ein erfrischender Hauch, ein Hauch echt deutscher, kerniger und fester Gesinnung durch diese Schilderungen aus bewegter Zeit, an denen hoffentlich ein recht ausgedehnter Leserkreis Freude und Gefallen finden wird. Wie richtig und treffend Karl Stieler zu urtheilen verstand, das beweisen am schlagendsten gerade jetzt wieder bei der in Frankreich ihre herrlichen Blüten treibenden Deutschenhetze die Schlußworte des Artikels aus der Occupationszeit, der zugleich die Reihe der aus dem vollen Leben gegriffenen Schilderungen abschließt: „Was wird man jetzt wol von uns sprechen in den Cafés, die wieder bis nach Mitternacht geöffnet sind, beim Billard, auf den steinernen Stufen, wo die Kinder schlafen?" ... „Man wird uns mäßig, gutmüthig und achtbar finden, aber das letzte Wort von allem wird doch immer sein — Revanche."

Hermann Vogt.

Blüten der Lyrik.

1. Wahrheit und Dichtung. Gedichte von Julius Graefe. Leipzig, Lincke. 8. 2 M.

Es hallt und schallt von allen Zweigen, der Dichter Zungen sind zahlreich und unermüdlich. Das ist im Grunde ganz hübsch, denn es zeugt von Lebenslust in der Natur; wenn es aber gar zu sehr schmettert, so wird es für des Hörers Fassungsgabe etwas zu bunt, und er hat wenig Genuß von alle dem Singsang. Er weiß dann nicht, welchen Melodien er zuerst lauschen soll. Fast macht es ihm den Eindruck, als singe jeder der muntern Waldbewohner eigentlich nur für sich, zu seinem eigenen Vergnügen, nicht um des Hörers oder der Hörer willen — wie es in der That bei jenen unschuldigen kleinen Geschöpfen ja auch ist, während die sonst so selbstsüchtigen und schnö-

den Menschen in ihren Dichterherzen hier viel weniger selbstsüchtig sind: sie singen meist nicht für sich, wie die Waldvögelein, sondern vorzugsweise für andere. Sie haben indeß häufig nicht so viel Glück wie jene Naturs sänger, einestheils weil es ihnen an Hörern gebricht, anderntheils weil ihr Gesang zu wenig natürlich aus dem Innern hervorquillt. Sie singen meist aus Ehrgeiz. Um so erfreulicher berührt es das unbefangene und empfängliche Gemüth des Kritikers, einmal einem Dichter zu begegnen, dessen Sang, dem des Waldvögeleins ähnlich, rein für ihn selbst gesungen erscheint. Julius Graefe hat sich durch verschiedene, namentlich Kinderschriften bereits einen Namen gemacht. Seine Dichtungen berühren den Leser sehr angenehm durch ihre einfache Frische und ihre warme Naturempfindung. Auch in der Form sind sie recht vollendet und unreine Reime haben wir nur wenige gefunden, die meist in den „Erstlingsgedichten" vorhanden sind. Aus diesen führen wir hier an das naive:

O, gleiche jener Blume du!

Es liebt der bunte Schmetterling
Die Blume dort im Waldesgrund,
Und Küsse drückt das kleine Ding
Ihr schüchtern auf den zarten Mund.

Die Blume ziert und wehrt sich nicht,
Sie lacht dem kleinen Schäker zu —
O Maid, du wendest dein Gesicht?
O, gleiche jener Blume du!

Ferner:

Rechtfertigung.

Es schmückt im Lenz sich die Natur,
Weil sie es muß.
Es blüht die Blume auf der Flur,
Weil sie es muß.

Es singt die holde Nachtigall,
Weil sie es muß.
Es rauscht der Bach ins grüne Thall (!),
Weil er es muß.

So sing' auch ich vom frohen Mai,
Weil ich es muß.
So küss' ich die Geliebte frei,
Weil ich es muß.

Oder:

Eitles Hoffen.

Was ich empfangen sollte,
Das hab' ich nicht gewollt —
Was ich empfangen wollte,
Das hab' ich nicht gesollt.

Der alte Baum.

Den Baum da, Förster, laßt mir stehn,
Und mit der Axt ihn zeichne nicht!
Ich möcht' ihn, bis ich sterbe, sehn,
Er staunt aus einer Zeit voll Licht.

Am Tag, als ich geboren ward,
Hat ihn mein Vater angepflanzt,
Und später — wie's der Kinder Art — (!)
Da hab' ich jubelnd ihn umtanzt.

Er hörte dann so manches Wort
Aus meiner theuern Aeltern Mund;
Auch schloß ich einst an diesem Ort
Der ersten Liebe süßen Bund.

Laß also stehn nur diesen Baum,
Und mit der Axt ihn zeichne nicht!
Hier möcht' ich oft noch sehn im Traum
Vorüberziehn die Zeit voll Licht!

Von den übrigen Erstlingsgedichten erwähnen wir: „Der alte Schnitter", „Hoffe still!", „Auferstehen". Aus den „Romanzen und Balladen" (des Werkchens zweite Abtheilung): „Kang-hi", „Rheinsage", „Der kranke Dichter", „Der blinde Greis". An den Sonetten beklagen wir die Unregelmäßigkeit der Reime und der Reimverschlingung. Wir können junge Dichter nicht genug davor warnen, von den durch Rückert, Platen, Geibel u. a. in dieser Hinsicht festgesetzten Normen abzuweichen. Leider meinen so viele derselben irrigerweise, sich darüber hinwegsetzen und sich größere Freiheiten erlauben zu dürfen, besonders deshalb wol, weil die Aufrechthaltung jener Formen eine gewisse Kunstfertigkeit verlangt, welche nach der üblichen nachlässigen Behandlungsweise — die angeblich durch das Genie bedingt und ersetzt werde — nicht nur überflüssig, sondern namentlich viel zu schwer durchzuführen sei.

Es folgen noch Uebertragungen aus dem Englischen, Französischen und Spanischen, die mit Geschick angefertigt sind, bei welcher Gelegenheit wir nicht unerwähnt lassen wollen, daß der Dichter sich mit Glück selbst im Dichten in fremder Sprache („Maiden's Grief") versucht hat. Sodann „Verschiedenes", ein niedliches Allerlei ohne Krebse und Nasen, und „Epigramme und Sinngedichte", von denen wir aus der dritten veränderten Auflage der:

2. Meeresstille und wilde Wellen. Gedichte von Julius Graefe. Leipzig, Wartig's Verlag. 1 M. 50 Pf.

größtentheils Excerptausgabe, entnehmen:

Vertrauen in andere.

Treue und Glauben
Laß dir nicht rauben,
Aber vertraue
Auch nicht ins Blaue.

Wir haben einen talentvollen Dichter vor uns, welcher noch manchen tiefempfundenen Sang fröhlich hinausjubeln wird.

3. Gedichte. Eigenes und Fremdes von Georg von Schulpe. Leipzig, Leiner. 8.

Ein Heftchen von knapp drei Druckbogen bringt uns etwa fünfundzwanzig Lieder und fünf Balladen oder Romanzen. Die Lieder sind vermischten Inhalts und von gutem Geist durchweht. Muthiges Selbstvertrauen, gläubige Zuversicht, Freude an der Natur spricht aus ihnen. Einige derselben sind freie Nachbildungen (A. de Lamartine, Gyulai, Pachott).

Schmetterlingslust.

Sei wie der lose Schmetterling,
Der sich von Stern zu Sternchen schwingt,
Genieß', was dir das Leben beut,
Genieße, was der Lenz dir bringt!

Denn ach, die Blum' ist bald verblüht,
Entschwunden schnell der ros'ge Mai,
Die Spanne Zeit, die uns verliehn,
Zieht wie ein Traum so rasch vorbei.

Sei wie der frohe Falter drum,
Der sich an jede Blüte schmiegt,
Aus jeder süßen Nektar nippt,
Dann leicht sich in den Lüften wiegt!

Sei wie der lose Schmetterling,
Der sich von Stern zu Sternchen schwingt,
Genieß', was dir das Leben beut,
Genieße, was der Lenz dir bringt!

Aus den Sinnsprüchen theilen wir mit:

Was sich vordrängt, prahlt und preiset,
Ist nur Trug und eitler Schein, —
Unten, tief im Schacht verborgen
Ruht das Gold, der Edelstein.

Säume nicht zu lang' und sinne nicht zu viel,
Geh mit Muth ans Werk, dann bist du bald am Ziel.

Aus „Mythos und Geschichte" erwähnen wir die vortrefflich gelungene Trauerhymne „Baldur's Tod". „Gelimer" ist in der Idee gut, in der Ausführung mangelhaft; „Germanenschlacht" und „Alboin und Kunimund" desgleichen: eine kunstgeübtere Hand hätte aus diesen guten Stoffen mehr geschaffen. Diese Gedichte sind dem Dichter Hermann Allmers zugeeignet.

4. Minnelieder aus dem Tagebuche eines Glücklichen. Von Heinrich Hersch. Dresden, Pierson. 1886. 16. 1 M.

Eine hübsche kleine Sammlung ist es, die uns ein uns bisjetzt unbekannter Dichter auftischt, man merke wohl — ein glücklicher, ein durch Liebe beglückter Dichter! Nicht ein unglücklich liebender Verliebter oder verliebter Liebender! Demzufolge darf man nur Angenehmes, nichts Schmerzliches erwarten, kein zerrissenes oder gar gebrochenes Herz, und sehen wir Thränen im Auge des Dichters, so sind es sicherlich nur Freudenthränen. Dagegen finden wir hier und da eine höchst wohlthuende Naivetät, eine heitere spielende Scherzhaftigkeit. In der That, das Büchlein hat uns trotz einiger Verstöße gegen Reimkunst und Rhythmus einen recht befriedigenden Eindruck hinterlassen; somit wollen wir zu Nutz und Frommen wehmüthig angelegter Naturen einiges daraus citiren:

Frühlingslied.

Und sind wir gleich noch nicht im Mai,
Das will mir nichts bedeuten:
Die Sonne lacht so lenzesfroh
Und Maienglöckchen läuten.

Natur zog aus das Winterkleid,
Die starre, kalte Hülle,
Und hat den Lenzrock angethan
Mit duft'ger Blumenfülle.

Mein Herz thu' ich den Blüten auf
Und schmück' es neu im Lenze,
Daß ich mit Liederknospen bunt
Mein schönes Lieb umkränze.

Du, nur du!

Wenn die andern mich verkennen,
Wenn mich alle misverstehn,
Wenn sie wunderlich mich nennen,
Meine Worte stolz verschmähn —

Flieh' ich aus der Nacht der Thoren
Hin in meiner Sonne Glanz,
Hin zu dir, die ich erkoren,
Du, nur du verstehst mich ganz!

Sehr hübsch sind ferner: „Im Mai", „Trost", „Hoffnung", „Musengunst", „Mein Glaube", „Im Walde", „Viel tausendmal", „Am Abend", „So glücklich", „Er und Sie" und viele andere dieser Minnelieder, die duftig wie die Rose, süß wie Honig und hellblinkend wie Thau sind. Zum Schluß erfahren wir auch den Namen der Geliebten, nämlich in

Waldes Antwort.

Hör', Wald, ich will dich fragen,
Du sollst mir Antwort sagen:
Was ist mir wol hienieden
Als höchstes Gut beschieden,
Ohn' das mir öde Leere
Das ganze Dasein wäre,
Ohn' das an jedem Tage
Mir nichts als neue Plage
Und nichts als Bangniß bliebe?

Der gehorsame Diener Wald gibt denn auch schleunigst Antwort durch sein Echo: Agnes' Liebe!

Gern hätten wir das wirklich schöne Lied „Deine Liebe" hier noch wiedergegeben; doch es enthält sechs vierzeilige Strophen, und wir müssen uns daher damit begnügen, zu bekennen, daß wir seit langem kein so schönes Liebeslied gelesen haben. Ein Rückert, Goethe, Platen, Geibel könnte dasselbe getrost seinen ausgewählten Gedichten einverleiben.

Hans Minckwitz.

Flögel-Ebeling's „Geschichte des Grotesk-Komischen".

Floegel's Geschichte des Grotesk-Komischen bearbeitet, erweitert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Friedrich W. Ebeling. Mit 40 Originalkupfern zum Theil in Farbendruck. Vierte Auflage. Leipzig, Barsdorf. 1886. Gr. 8. 18 M.

Vor etwa hundert Jahren, im Jahre 1788, erschien in schlichter Ausstattung die erste Auflage der „Geschichte des Grotesk-Komischen von K. F. Flögel", ein bescheidener Band mit wenigen Illustrationen geziert. Der Verfasser war dem deutschen Publikum schon durch einige Werke, welche sich der deutschen wie der allgemeinen Literaturgeschichte zuwendeten, so durch die „Geschichte des gegenwärtigen Zustandes der Literatur in Deutschland" (1771) und durch die umfangreiche „Geschichte der komischen Literatur" (4 Bde., 1784—87) bekannt geworden, und insbesondere hatte er in dem letztern Werke auf Grund einer reichen Belesenheit die Resultate langjähriger Studien niedergelegt und zum ersten male auf eine Seite des literarischen Lebens die Aufmerksamkeit gelenkt, welche bisher wenig beachtet war und doch zur Beleuchtung des culturellen Lebens von nicht zu unterschätzendem Interesse erschien. Gewissermaßen als Ergänzung, wenigstens für verschiedene Partien des erwähnten Werks diente die in dem Jahre nach Abschluß desselben herausgegebene „Geschichte des Grotesk-Komischen". Es ist hier nicht der Ort, Flögel's übrigen Arbeiten besondere Beachtung zuzuwenden, zumal alle Werke desselben keine sehr zweckmäßige Vertheilung des Stoffs, wenig Systematik und geringes Geschick in der Darstellung aufweisen. Dafür gebührt ihm aber das Verdienst, auf Grundlage seiner Forschungen Neues und Unbekanntes zu Tage gefördert, für die Literatur und Culturgeschichte schätzenswerthes Material gesammelt und gesichtet zu haben. Die „Geschichte des Grotesk-Komischen" insbesondere enthielt trotz ihres zuerst so bescheidenen Umfangs viel derartiges Material, und da in diesem Buche neben der culturgeschichtlichen auch die ästhetische Seite Berücksichtigung erfuhr, so war damit zugleich ein origineller Beitrag zur Aesthetik geliefert. Erst im Jahre 1862 wurde eine neue Auflage dieser Arbeit veranstaltet; F. W. Ebeling bearbeitete dieselbe, er schuf gewissermaßen ein neues Buch, denn dasselbe hatte fast den vierfachen Umfang der alten Ausgabe; eine strengere Systematik wurde durchgeführt, jedes Kapitel erschien umgearbeitet; neue Abtheilungen, welche Musik, objective Kunst und das Costüm behandelten, hatte der gewissenhafte Bearbeiter selbst beigefügt, endlich — und bei einem derartigen Werke bleibt dies durchaus nicht nebensächlich — hatte der Verleger eine reiche Zahl von Abbildungen auf besondern Tafeln, die dem Ganzen zur Zierde und zu wesentlicher Erläuterung dienten, beigegeben.

Man kann es freudig begrüßen, daß nun eine vermehrte dritte Auflage des alten „Flögel" ans Licht getreten. Es rührt in derselben freilich der größte Theil des Textes von Ebeling selbst her, der die Bearbeitung auch dieser Auflage unternommen, und zwar, wie die genaue Durchsicht des Buchs ergibt, durchaus nur zum Vortheil desselben. Die Eintheilung des Stoffs ist allerdings fast dieselbe geblieben wie in der Ausgabe von 1862. Der erste Abschnitt handelt vom „Grotesk-Komischen in der Komödie"; diesem schließen sich an die Abschnitte: „Possen bei christlich-kirchlichen Festen"; „Narreteien bei gemischten Festen"; „Komische Feste und Possen bei weltlichen Gelegenheiten"; „Komische Gesellschaften" und „Musik, Objective Kunst und Costüm". Von besonderm literarischen Werth erscheint der ganze erste Abschnitt; derselbe erfuhr allerdings keine besonders auffallende Vermehrung gegen die letzte Auflage; doch bleibt er stets wichtig für die Geschichte der Entwickelung des dramatischen Lebens und der dramatischen Poesie im Alterthum sowol wie im Mittelalter und in der neuern Zeit. Auch in den weitern Abschnitten ist eine wesentliche Veränderung nicht vorgenommen worden bis auf den fünften Abschnitt, welcher in dem vierzehnten und funfzehnten Kapitel die komische Gesellschaft Allschlaraffia und die „Vereinigten Ritterschaften in Baiern und Oesterreich-Ungarn" behandelt. Bekanntlich zählt der erstgenannte Verein oder vielmehr die Reihe der unter dem Collectivtitel Allschlaraffia zusammengefaßten Vereine Mitglieder in den Künstlerkreisen von ganz Deutschland und erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Das bezügliche Kapitel Ebeling's macht mit der Geschichte dieser komischen Gesellschaft, mit ihren Satzungen und Bestimmungen, mit den Gebieten, in denen dieselbe verbreitet ist, und mit allen Details, welche die Allschlaraffia betreffen, genau bekannt und bringt damit die Kenntniß hiervon in die weitesten Kreise. Auch einige Scherze und Lieder aus der Schlaraffen-Zeitung sind als Proben mitgetheilt. Die spätern komischen Ritterschaften in Baiern und Oesterreich, wie z. B. den Schwemmritterbund in Landshut, die Tafelrunde in Graz, die Wendelsteiner zu Aibling, die Halser Ritterschaft zu Passau, den Ritterorden vom güldenen Humpen in Wien und andere ähnliche Vereinigungen mit scherzhaften und komischen Ceremonien und heiterm Anstriche behandelt das folgende Kapitel. Da unter den verschiedenen Ritterschaften auch die Wildensteiner Ritterschaft in Sigmaringen genannt ist, so sei hier gewissermaßen als kleine Ergänzung, freilich zu einer frühern Periode, auf jenen Bund hingewiesen, der zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Titel der Wildensteiner Ritterschaft auf blauer Erde auf dem Schlosse Sebenstein im romantischen Pittenthale seinen Sitz hatte und Ritterbrauch und -Sitte pflegte. Die Wildensteiner Ritter hielten auf dem erwähnten Schlosse ihre regelmäßigen Sitzungen ab, trugen vollständiges altdeutsches ritterliches Costüm, hatten ihre eigenen Statuten und die Mitglieder der Gesellschaft bestanden sogar aus

Persönlichkeiten in hohen, ja in den höchsten Stellungen: so befanden sich unter den Ehrenrittern der Erzherzog Anton, der Großherzog Karl August von Weimar, der Prinz Leopold von Salerno, der Prinz Wilhelm von Preußen und der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, welcher nachher König von Belgien wurde. Im Jahre 1813 trat Erzherzog Johann von Oesterreich als Hoch- und Großmeister dem Ritterbunde unter dem Namen Hans von Oesterreich der Thernberger bei, und 1811 hatte es sogar Kaiser Franz nicht verschmäht, die Burg Sebenstein mit einem Besuch zu beehren. Eine detaillirte Darstellung des für die Culturgeschichte jener Zeit besonders interessanten Bundes, mit vielen Actenstücken, Liedern und werthvollen Documenten zur Geschichte der „Ritterschaft" belegt, enthält K. A. Schimmer's „Geschichte der Wildensteiner Ritterschaft" (Wien, 1851). Eigenthümlicherweise brachten die politischen Verhältnisse jener Zeit auch diesem Verein den Untergang, obgleich derselbe seiner Tendenz nach mit Politik gar nichts zu schaffen hatte und nur der heitern Geselligkeit und Humanität (die Beiträge flossen zum großen Theil wohlthätigen Zwecken zu) huldigte.

Wieder auf das Buch Flögel-Ebeling's selbst übergehend, bleibt nur noch zu bemerken übrig, daß diese neueste Auflage auch ein genaues Register enthält, welches das Nachschlagen und die Benutzung des Werks wesentlich erleichtert. Wie schon einmal anläßlich des Erscheinens der ersten Lieferung hier angedeutet wurde, wäre es nicht gerade nothwendig gewesen, das ganze Buch mit blauer Farbe zu drucken. Allerdings erhält dasselbe dadurch den Charakter eines topographischen Curiosums; wir möchten es jedoch nicht nur als solches betrachtet wissen; denn die Fülle des Gebotenen bleibt stets ein werthvolles Material. Es ist übrigens anzuerkennen, daß auf die typographische Ausstattung ganz besondere Aufmerksamkeit verwendet wurde, insbesondere ist das gewählte holzfreie Chamoispapier von einer Qualität, wie sie leider oft bei den besten Werken unserer Zeit nicht vorkommt.

Anton Schlossar.

Geschichtliche Werke.

1. Russische Geschichte in Biographien. Von N. Kostomarow. Nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von W. Henckel. Erster Band. Erster Theil. Die Herrschaft des Hauses Wladimir's des Heiligen. Leipzig, Franz Duncker. 1886. Gr. 8. In Lieferungen zu 1 M. 50 Pf.
2. Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit. Ein Beitrag zur elsässischen Sittengeschichte von Julius Rathgeber. Basel, Schneider. 1886. Gr. 8. 4 M.

In gewandter Uebersetzung macht uns W. Henckel das hochinteressante Werk „Russische Geschichte in Biographien" von N. Kostomarow (Nr. 1) zugänglich, welches die Geschichte Rußlands in chronologischer Folge unter der Form von Biographien der bedeutendsten Männer darstellt, um die sich ihre Zeit krystallisirt. Rußland war ein Barbarenland, bis es durch das Verdienst Wladimir's des Heiligen, eines seiner großen Fürsten, das Christenthum annahm; letzteres legte den Grund zur weitern geschichtlichen Entwickelung des Volks. Jaroslaw Wladimirowitsch führte des Vaters Werk in dessen Geiste fort, sammelte zuerst die alten Gesetze und gab dem Volke einen von Konstantinopel unabhängigen Metropoliten. Heilig gehalten und weithin verbreitet, wurden die Klöster zu einer Macht; Theodosius von Petschersk und Sergius gewannen mächtigen Einfluß; Wunderthäter wurden hoch verehrt; doch verfiel das Klosterleben mit der Zeit in Faulheit, Verdummung und Nichtswürdigkeit. Eine Blütezeit künstlerischen und literarischen Schaffens brach unter dem energischen Großfürsten Wladimir Monomach an, es entstand die mit Unrecht nach Nestor betitelte erste Chronik; Wladimir gab seinem Volke Gesetze und arbeitete an der Unterwerfung anderer Theilfürsten. Der erste großrussische Fürst aber, der das großrussische Volk auf die Weltbühne führte, Andrei Bogoljubskij, entkleidete Kiew seiner Jahrhunderte geübten Suprematie. Mstislaw und Danilo Romanowitsch sind echte Typen des Theilfürstenthums. Nach den großen Tagen Alexander J. Newskij's, der Rußlands Existenz gegen alle Feinde verfocht, sich aber doch den Tataren beugen mußte, erhoben Jurij und Iwan Kalita Moskau zur ersten Stadt Rußlands, zum Kernpunkt des werdenden Reichs, dem nach der unglücklichen und an Misgriffen reichen Regierung Dimitri's IV. Donskoj's in Iwan III. Wassiljewitsch und Wassilij IV. Iwanowitsch selbständige Alleinherren erwuchsen. Die Theilfürstenthümer hörten auf, die Freistaaten Nowgorod, Pskow, Wjätka verschwanden, Kasan und Sibirien wurden erobert, Ein Wille herrschte in der ganzen russischen Monarchie, freilich ein asiatisch-despotischer, ohne Gefühl für den wahren Wohlstand des Volks, ohne Interesse für höhere Ziele als Beute und Macht. Geistliche Streitigkeiten zerrissen die Gemüther; als Hauptfiguren erheben sich aus diesen Fehden Gennadios von Nowgorod, Wassian, Maxim, Baschkin u. a. Unter dem Einfluß Sylvester's und Adaschew's beginnt nun Iwan der Schreckliche seine Regierung, die von 1560 an, wo er sich demselben entzog, zum Fluche Rußlands ausschlug. Die Darstellung Kostomarow's ist streng geschichtlich, ohne daß er seine Quellen citirt, dabei durchaus populär und trägt manchmal sehr deutlich den russischen Zug in der Anschauung der Verhältnisse. Das Werk wird gewiß Anklang finden.

Weniger befriedigend sind die „Elsässischen Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit" von Julius Rathgeber (Nr. 2); außerordentlich flüchtig geschrieben, entbehren sie nicht nur der Tiefe, sondern enthalten zahlreiche Wiederholungen, ungelenke Wendungen und manche

Fehler. Die Rohans wurden z. B. nicht 1100, sondern 1128 Vicomtes, 1570 und nicht 1750 Fürsten; der im Halsbandprocesse hervortretende Cardinal, den Rathgeber viel zu gnädig beurtheilt, wurde 1734 geboren; einen Kaiser Paul III. von Rußland kennt nur Rathgeber; Bernadotte bestieg erst 1818 den Thron Schwedens; das bekannte Wort über Enghien's Mord stammte von Fouché und nicht von Talleyrand. Am interessantesten erschienen mir neben der Schilderung des alten Straßburg, das wie zum großen Theil das Elsaß bis Ende des 18. Jahrhunderts deutsch fühlte und lebte, die Erinnerungen an den nichtswürdigen Eulogius Schneider, an Kurfürst Maximilian I. von Baiern, den edeln Maler Guérin, den trefflichen Präfecten Lezay-Marnesia und an „Lilli's" Gemahl Türckheim.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue (und ältere) Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen. Ein Lebensbuch von Wolfgang Kirchbach" sagt die amerikanische Zeitschrift „The Nation", nachdem sie das satirische jeu d'esprit auf Kosten Paul Heyse's für witzig oder geistreich (witty kann beides bedeuten) genug in seinen Details erkannt hat: was man auch über das centrale Motiv denken möge, sie fühle sich nicht dazu aufgefordert, über den ernsten Theil des Buchs (und Ernst sei entschieden der normale Gemüthszustand des Verfassers) ausführlich zu sprechen. „Die behandelten Gegenstände", heißt es dann, „umfassen einen weiten Forschungskreis, die Darstellung ist meist gedankenvoll und anregend, doch ist sie zuweilen durch eine gewisse Eigenschaft entstellt, für welche es vielleicht keine passendere Benennung gibt als bumptiousness (Aufgeblasenheit). Die Ansichten, welche der Essayist über die verschiedenen Themata, die er bespricht, äußert, weichen mit ziemlicher Regelmäßigkeit von denen ab, welche die anerkannten Vertreter der einzelnen Fächer über sie hegen, so z. B. in Betreff der deutschen Kritik und die Homer-Frage." Es wird dann noch zum Schluß das kurze Kapitel über die Vorzüge der deutschen Lettern gegenüber den lateinischen belobend hervorgehoben. Wenigstens hat der Recensent es viel erheiternder gefunden als den humoristischen „Münchener Parnaß". Doch sagt er zuletzt über Kirchbach's Vertheidigung der großen Anfangsbuchstaben: „Man kann vielleicht mit dieser Philosophie der großen Anfangsbuchstaben Nachsicht haben; allein es scheint wirklich, als ob die «Haken und Häkchen» ein Fall für das beliebte alte Recept wären — eine Dosis Schierling."

— Ueber „Allgemeine Ethik" von H. Steinthal sagt das „Athenaeum", Nr. 3064, nachdem es drei englische Werke über Ethik besprochen: „Steinthal's Werk ist von größerm Werthe als die übrigen hier erwähnten Bücher. Ja, es ist das einzige deutsche Werk über Ethik in den letzten zehn Jahren, welches verdient, den großen englischen Werken, deren wir in unserm Anfangssatze gedacht, an die Seite gestellt zu werden. (Es sind dies die Werke von Sidgwick, Green und Martineau.) Es ist unmöglich, hier den Vorzügen dieses Werks gerecht zu werden, da es eine Bahn einschlägt, die dem Gedankengange englischer Speculation fremd ist und einer zu langen Auseinandersetzung bedürfte. Gerade aus diesem Grunde aber ist es der Beachtung englischer Forscher werth, und da die Uebersetzungslust jetzt bei uns um sich greift, so verdient kein Buch der jüngsten deutschen Philosophie diese Ehre mehr. . . . Die darin erörterten Fragen werden in höchst interessanter Weise und in vielen Hinsichten in einer neuen Form behandelt; namentlich verleiht das zweite Buch der ganzen Behandlung dadurch einen festen Halt, daß es sich mit den thatsächlichen Formen, in welchen ethische Ideen in der Gesellschaft verkörpert sind, befaßt. Könnten wir Steinthal's Ziel in einigen wenigen Worten ausdrücken, so würden wir sagen, es sei dasselbe wie Lotze's, nämlich nachzuweisen, daß die Forderungen des Ideals unter den von der Wirklichkeit verlangten Bedingungen vorhanden seien. Selbst in einer so kurzen Anzeige wie dieser, können wir nicht umhin, noch besonders die Darstellung des Buchs hervorzuheben, die in jeder Hinsicht weit besser ist als in andern deutschen philosophischen Werken. Steinthal's Stil ist so gefeilt und kraftvoll, daß er die wohlthuendste Wirkung macht. Sein Werk darf daher aus allen Gründen den vielen unter uns, die deutsches Denken zu erforschen suchen, empfohlen werden."

Bibliographie.

Am Hofe des Kaisers. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 6 M.

Belling, E., Die Königin Luise in der Dichtung. Eine Sammlung aus den in älterer und neuer Zeit verfaßten Dichtungen. Berlin, A. Senff. Gr. 8. 3 M.

Daelen, E., Ueber Wilhelm Busch und seine Bedeutung. Eine lustige Streitschrift. Mit bisher ungedruckten Dichtungen, Illustrationen und Briefen von W. Busch. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 2 M.

Ertl, E., Liebesmärchen. Leipzig, Liebeskind. 8. 4 M.

Flach, J., Sappho. Griechische Novelle. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Hohenwart, E., Land und Leute in den Vereinigten Staaten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Jadrinzew, N., Sibirien. Geographische, ethnographische und historische Studien. Mit Bewilligung des Verfassers nach dem Russischen bearbeitet und vervollständigt von E. Petri. Mit zahlreichen Illustrationen. Jena, Costenoble. Gr. 8. 14 M.

Lenze, K., Die Weltsprache und ihre Bedeutung für den Völker-Verkehr. Ein Mahnruf an alle Gebildeten. Leipzig, Gloeckner. Gr. 8. 1 M.

Linke, O., Ergo bibamus! Humoristisches Intermezzo. Minden, Bruns. 8. 4 M. 50 Pf.

Mayer, K. A., Novellenkranz. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Michel, C., Die Gebärdensprache, dargestellt für Schauspieler, sowie für Maler und Bildhauer. Köln, Du Mont-Schauberg. Lex.-8. 30 M.

Pârvati's Hochzeit. Ein indisches Schauspiel. Zum ersten Male ins Deutsche übersetzt von K. Glaser. Triest, Schimpf. Gr. 8. 1 M. 20 Pf

Reiter, H., Der Entwicklungsgang der Wissenschaften von der Erde und sein Einfluss auf die Stellung derselben in der Gegenwart. Erste Vorlesung über vergleichende Erd- und Länderkunde, gehalten zu Beginn des Sommersemesters 1886. Freiburg i. Br., Wagner. 8. 1 M.

Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a/S. Herausgegeben von J. Conrad. 4ter Bd. 3tes Hft.: Das Unternehmen, der Unternehmergewinn und die Beteiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn. Von A. Wirminghaus. Jena, Fischer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schlicht, J., Altbayernland und Altbayernvolk. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 2 M.

Schmidt, Meine Reise in Usaramo und den deutschen Schutzgebieten Central-Ostafrikas. Berlin, Engelhardt. Gr. 8. 80 Pf.

Trojan, J., Kleine Bilder. · Ernstes und Heiteres. Minden, Bruns. 8. 2 M. 50 Pf.

Uschner, K. R. W., Die Fee von Heidelberg. Festspiel. Zur 500jährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg. Heidelberg, C. Winter. 12. 1 M.

Velten, Erna, Blau-Blümchen. Erzählungen für junge Mädchen. Leipzig, Peterson. 8. 3 M.

Wachs, Vor der Schlacht. Entgegnung aus dem deutschen Lager. Hannover, Helwing. Gr. 8. 80 Pf.

Wechsler, E., Orgien und Andachten. Dichtungen. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M.

Werveke, N. van, Beiträge zur Geschichte des luxemburger Landes 1stes Hft. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Zapf, L., Waldsteinbuch. Natur, Geschichte und Sagenschatz des Großen Waldsteins im Fichtelgebirge. Mit 1 Karte des Waldsteins. Hof, Lion. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Auflage 30000.

Seemanns Litterarischer Jahresbericht für 1886.

Sechzehnter Jahrgang.

Ein zuverlässiger Ratgeber auf dem Gebiete der Weihnachtslitteratur. Enthält Besprechungen von 300 bis 400 neuen Erscheinungen aus allen Gebieten der Litteratur mit Ausschluss der fachwissenschaftlichen, ein systematisches Verzeichniss empfehlenswerter Werke und einen Inseratenanhang. Zusammen 10—13 Bogen gross 8. **Reich illustrirt und elegant ausgestattet!**

Preis 60 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und von der Verlagshandlung von **E. A. Seemann** in **Leipzig** zu beziehen. NB. Die Bestellung muss **vor Erscheinen** des Katalogs gemacht werden. Bei seinem Erscheinen (am 15. November) ist der Katalog fast stets vergriffen gewesen.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 234 bis 240.

Bulgarien. — Zur afghanischen Gränzfrage. — Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1885. (IX./XI.) — Wachan. — Die politische Lage in Spanien. (I./II.)

Nekrologe Münchener Künstler. (XLV.) — Die römische Neckarlinie vom militärischen Standpunkt. — Ludwig I. von Bayern als Freund der Geschichte. Von K. Th. Heigel. — Das neue Berliner staatswissenschaftlich-statistische Seminar. — Eine Münchener Ausstellung für 1888. Von Fr. Pecht. — Oberösterreichische Dichter. Von Prof. Dr. A. Horawitz. — Heidelberg und Prag. Von Dr. A. Peez. — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (VII.) — Die Aufhebung der katholisch-theologischen Facultäten in Italien. Von Benrath. — Ein Gedenktag aus der osmanischen Geschichte. — Die canadische Pacificbahn. (III. Schlußartikel.) — Cavour. Von G. Th. Lommel. (XII.) — Das königlich bayerische Armeemuseum in München.

Die Gewinnbetheiligung der Arbeiter.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hermann Hettner.

Ein Lebensbild von

Adolf Stern.

Mit einem Porträt. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch**, das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage vollendet vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon" in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GUATEMALA.

Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—1883

von

OTTO STOLL,

Dr. med. und Docent an der Universität Zürich.

Mit 12 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die centralamerikanische Republik Guatemala bietet hervorragendes, vielseitiges Interesse sowol in ethnographischer wie in naturgeschichtlicher, politischer und commerzieller Beziehung. Der Verfasser hat während seines fünfjährigen Aufenthalts daselbst das Land und dessen aus verschiedenen Mischrassen zusammengesetzte Bevölkerung gründlich kennen gelernt und entwirft im vorliegenden Werke von beiden ein vollständiges und höchst anschauliches Bild.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 16. September 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Schnitzer in drei Sprachen. Von Alfred Friedmann. — U. S. Grant's Selbstbiographie. Von Rudolf Doehn. — Alte und neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Wolfgang Kirchbach's „Lebensbuch". Von Hermann Conradi. — Lieder und Sprüche. Von Otto Henne Am-Rhyn. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Schnitzer in drei Sprachen.

Wir werfen dem Franzosen, dessen Bücher, nachdem sie erst als Feuilletonromane allen deutschen den Weg versperrt, wir doch mehr als die deutschen kaufen, gern Ungründlichkeit, Oberflächlichkeit vor. Wie lachen wir nicht über den „General Stab" und das kurz angebundene Gretchen, das der transrhenanische Uebersetzer für „peu vêtue" hält! Wie freuen wir uns über geographische Schnitzer eines pariser Kritikers, der kein Shakspeare ist — welcher bekanntlich allein Böhmen ans Meer verlegen darf! In den gelben Bänden von Theuriet, Daudet, Feuillet, also den besten der Autoren der Republik, ist kaum Ein Fremdwort richtig gedruckt. Viele der ersten Schriftsteller Frankreichs verstehen kein Deutsch. In einem Briefe des poeta laureatus von England, Tennyson's, ist ein gleiches Bekenntniß zu lesen. Wir aber sind nicht nur Poeten, sondern auch Vielwisser, wir schreiben nicht nur ein vorzügliches Deutsch, wir beherrschen auch die Sprachen unserer Nachbarn mit gleicher Virtuosität.

Mit nichten! Wir dürften ein klein wenig vor der eigenen Thür kehren, ehe wir die andern belehren. Sie senden mir, geehrter Herr Redacteur, an meinen Badestrand einen Roman aus vorzüglichem Verlage, und ich bin demnach gezwungen, ihn zu lesen, zu kritisiren, oder ihn zurückzuschicken. Im Sommer greift man gern zu leichter Lektüre. Ich lese also das „Gänseliesel" der Nataly von Eschtruth, das in der „Deutschen Illustrirten Zeitung" erschienen. Ich lese und denke an die Reclame, die diesen Roman begleitete, ich sehe die schöne Ausstattung der zwei Bände. Aber es kostet mich die größte Ueberwindung, das Schicksal dieser durch und durch unwahren Helden und Heldinnen zu verfolgen.

Neulich machte ein Artikel gegen die Marlitt Aufsehen. Was dort vielleicht mit warmblütiger Uebertreibung gesagt wurde, wäre hier zu schwach. Nicht daß die Verfasserin ohne Talent sei, soll behauptet werden. Die erste Scene, da Josephine von Wetter ein Gänsemädchen für ein paar Stunden ablöst und in ihrem Schlafe von zwei Reiteroffizieren beobachtet wird, ist ganz hübsch. Ob nun Job Günther, der Don Juan, Reimar von Hattenheim, der rothe Dicke, der Edelmüthige bis zur Unmöglichkeit, ob d'Ouchy, der zigeunerhafte Fälscher, das Dornröschen oder Heideprinzeßchen heirathet, ist mir ganz gleichgültig. Ein Problem wird da nicht gelöst. Ein paar Scenen mit Pastors Kindern, ferner das Jagen, Reiten, Schlittenfahren der Aristokratie, das alles ist ganz lebendig geschildert. Aber diese Hofmenschen sprechen eine Sprache, die weder an den Hof noch in den Roman, vielleicht in den Hof paßt. Und sie werfen alle mit französischen und englischen Brocken um sich, von denen kein Wort richtig ist.

Haus Hofmann, der feinsinnige Dichter so vieler antikisirender Novellen, der Poet, der das römische und griechische Alterthum kennt und wieder aus sich heraus in künstlerische Formen stellt, Emil Dominik, der bekannte gewandte Redacteur des berliner „Bär" (nur für berliner Autoren gegründet), Paul Dobert, der Kenner der Franzosen, können unmöglich den Roman gelesen haben. Die gröbsten Fehler müßten ihnen aufgestoßen, von ihnen bei der Correctur oder im Manuscript entfernt worden sein; wie sie sich zur Beschämung unserer deutschen Gründlichkeit und Tiefe gar noch in die Buchausgabe verlieren konnten, ist und bleibt ein Räthsel.

Während ich dies schreibe, kommt das „Magazin" und zeigt an, daß bereits ein Broschürchen über „Die «Gänse-

liesel» in der Literatur und Nataly von Eschtruth, die jüngste Berühmtheit der «Deutschen Illustrirten Zeitung»", von Jakob Lippmann erschienen sei (Hagen i. W., Risel u. Comp.). Ich erstehe das Büchlein in einer Buchhandlung und finde darin — mirabile visu — den Brief des Verlegers an ein Journal mit der Bitte um Besprechung oder Zurücksendung. So sind, nebenbei bemerkt, unsere deutschen Zustände! Recensionsexemplare wandern zum Sortimenter! Jakob Lippmann ist zwar recht ungalant gegen die Autorin, aber sie verdient es. Er überhebt mich einer eingehenden Kritik. Aber nachdem er ihr die gröbsten Verstöße, höhern Blödsinn u. s. w. nachgewiesen, meint er, in der Literatur sei leider das falsch Beobachtete, oberflächlich Wiedergegebene, phantastisch Entstellte, wenn durch sprachliche Routine gedeckt, gestattet.

Gestattet, leider vom Publikum, einem galanten Verleger, einem schmeichelnden Kritiker — zur Literatur gehört das aber nicht.

In einem wiener Witzblatt stand einmal: „Der Autor, der sehr gebildet und belesen ist, macht uns den Eindruck, als stünde er auf drei Beinen." Und doch schrieb der Autor nur gebildet für Gebildete. Fräulein von Eschtruth steht nur auf Einem Bein. Sie läßt drucken: „coute qui coute" (S. 8). „Lat bee!" Nur ein Oedipus vermag zu errathen, daß dies Englisch sein und let be! heißen soll. In der Quadrille läßt sie ein Quarrée (Carré) (S. 300) tanzen; man macht ein Balancée; Sylvie ruht nach ihrem Sortie de bal (S. 307), füllt en passant vom Tablette (S. 300) eines Dieners ihren Teller mit Eiscrême; man macht haute pas und compliment au place (S. 125), und wenn einer dem andern begegnet, so sagt er: „ne rien que moi", statt ce n'est que moi. Wozu die Feder ergreifen und sich mit Schnitzern brüsten, welche ein Pensionsmädchen von funfzehn Jahren belächeln würde? „En revers de medaille", wie Nataly von Eschtruth sagt, gibt sie uns den Jargon der Prinzessin Sylvie, die sich einen Bleistift leiht und den Aristokraten fragt: „Lecken Sie etwa an der Spitze?" „Sie kokettirt den Bub!" (S. 157). „O Sie Schandmaul! Scherz à bas" (S. 103). Sie schnaubt sich die Nase, erlegt drei Keiler mit dem Jagdmesser und ruft (S. 142): „Mit alten Weibern befaße ich mich nicht und laissez le courir!" (S. 179) „Leute verschwinden mit einem Stolper über die Schwelle." (S. 64) „Ein Student concentrirt sich rückwärts" (!). (S. 63) Die Hofdame Ilse sagt ebenso gewählt als geschmackvoll: „So ein Köter ohne Appell ist mir noch verhaßter, wie eine Omelette mit einer eingebacknen Maus." (S. 253) „Mehrmals wandeln Leute wie wandelnde Leichen (!) vorüber" (S. 235). Die Maßliebchen und Sternblumen scheinen nach der Teleologie der Nataly von Eschtruth nur zum „Zupfen" da zu sein, deshalb heißen sie auch Zupfblumen. Ich bin leider zu wenig Jäger, um zu wissen, was Büchsflinten sind. Die „quitschfidelen" Pastorkinder mögen der „Authoreß" wegen der Drolligkeit der Scene im Theater sowie wegen ihrer Unmöglichkeit hingehen. „Ein raffinirt unzugänglicher Platz" (S. 103) ist eine hübsche Erfindung, und Nataly von Eschtruth sollte bei dem nächsten Kriege aus ihr Kapital schlagen. „Im Antichambre (la chambre) zuckt ein eigenartiges Mienenspiel auf den glatten Gesichtern." Am Hof „zerreißt man sich die Mäuler!" (S. 215). „Die grünseidenen Vorhänge werfen einen fast lividen Schein!" Eine große Rolle in dem Roman spielen die «heißblütigen Melodien Zampas» und Citate aus „Carmen". Einer der Reiterofficiere redet seinen Freund mit dem Kosenamen „Mein Mäusel" an (S. 275). Der andere sagt: „Als ich Josefine zuerst kennen lernte, das schlichte einfache Naturkind, mit dem grauen Regensack bedeckt im Heu liegen, da ging es plötzlich wie ein seliges Aufleuchten durch mein Herz, welcher Art das Weib sein müße, welches mich dereinst beglücken könne"!! Dieses Gänseliesel, das im Anfang der Erzählung mit einem Buche spazieren geht, darin das Lied „Sah ein Knab' ein Röslein stehn" aufschlägt und ausruft: „Unsinn mit diesem Gedicht, von wem ist es denn eigentlich"!! wird im Handumdrehen, weil ihr Angebeteter sich ein wenig über sie lustig macht, zur raffinirtesten Kokette. Ihre Umgebung sagt: „Machen Sie keine Schnacken", oder: „Sie können mir den Buckel raufsteigen." „Wissen Sie was sie mir thut? Leid!" Eine besonders schöne Stelle lautet: „Und ohne nur eine Erwiderung abzuwarten, trabten die Nägelschuhe der jungen Dame über den Kies, verschwand das geblümte Mousselinkleid wie eine schnellziehende Wolke hinter dem nächsten Stangenbohnenbeet."

Jüngst hat ein vergilbter Kritiker, der sich für Nachwelt hält, aber nur antediluvianische Vorwelt ist, in seiner universellen Verbittertheit Ossip Schubin abgekanzelt. Und doch findet Lola Kürschner manchmal Sätze, die Chamfort zeichnen würde, ihre Personen sind hier und da so geistvoll, wie die Nataly'schen gesucht geistlos. Wir wären begierig (?) zu hören, was der alte Herr zu Nataly von Eschtruth sagt! Aber die ernste Kritik sollte sich mit solchen den Bedürfnissen der zahllosen Bilderabonnenten und eines geistlosen Lesermittelstandes völlig entsprechenden Drucksachen nicht befassen. Das Hinweisen befördert nur die Verbreitung. Und Nataly von Eschtruth sagt ja: „Hattenheim hatte einen neuen «Schmöcker» in der Buchhandlung erstanden. Die Kritiker schimpften unglaublich darüber, darum mußte wol etwas Gutes daran sein!"

Glauben Sie nun wirklich, Fräulein Nataly von Eschtruth, daß deshalb Gutes an Ihrem Buche sein muß, weil ich, ein sonst als galant verschriener Mensch, darüber schimpfe?

Aber Sie sind lancirt, haben gute Protection, und Sie können mit Ihrer „Tante Renate" sagen, denken und drucken lassen: „Sie können mir den Buckel hinaufsteigen!"

Alfred Friedmann.

U. S. Grant's Selbstbiographie.

Memoiren des Generals U. S. Grant. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen. In zwei Bänden. Zweiter Band. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 12 M.

Der erste Band der „Memoiren des Generals U. S. Grant", welcher mit der Einnahme von Vicksburg am 4. Juli 1863 schließt (vgl. Nr. 12 d. Bl. f. 1886), schildert in seinem letzten Kapitel die unmittelbaren Folgen dieses bedeutungsvollen Ereignisses. Der vor kurzem erschienene zweite und letzte Band berichtet nun zunächst über das erste Zusammentreffen Grant's mit dem Kriegsminister Edwin M. Stanton in der ersten Hälfte des October in der Stadt Indianopolis und über die Niederlage, welche der General Rosecrans durch den Rebellengeneral Bragg einige Wochen vorher am 19. und 20. September bei Chickamauga erlitten hatte. Wenn nun auch durch diese Niederlage die großen Erfolge, welche auf dem rechten Flügel der Bundesmacht bei Vicksburg und auf dem linken Flügel bei Gettysburg von der Bundesarmee errungen waren, nicht wieder ganz in Frage gestellt wurden, so war doch große Gefahr vorhanden, daß durch den Sieg Bragg's über Rosecrans im Centrum das hochwichtige Osttennessee verloren gehen konnte. Unter solchen Umständen ward Grant, der infolge eines Sturzes mit dem Pferde längere Zeit fast ganz dienstuntauglich gewesen war, zum Oberbefehlshaber sämmtlicher am Mississippi, Ohio, Tennessee und Cumberland stehenden Bundesheere ernannt, Rosecrans aber von der Cumberlandarmee entfernt und nach dem Departement von Missouri versetzt. Das neue Commando Grant's umfaßte weit ausgedehnte Landesstrecken und brachte ihn an die Spitze von vier bedeutenden Heeresabtheilungen. Als Armeecommandeure dienten unter ihm die Generale Sherman, Thomas, Burnside und Hooker; als Befehlshaber der Cavaleriecorps der wichtigen Potomacarmee erwarb sich Sheridan hohen Ruhm; seine vorzüglichsten Corpsführer aber waren die Generale Logan, Mac Pherson, Palmer, Slocum, Granger und Howard. Zu seinem Districte gehörten die Staaten Michigan, Illinois, Indiana, Ohio, Kentucky, Tennessee, Mississippi, das nördliche Alabama und der Nordwesten von Georgien. Die ihm gegenüberstehende feindliche Macht war indessen ebenfalls achtunggebietend. Außer seiner eigenen, aus Veteranen bestehenden Armee standen unter dem Befehle Bragg's starke Heeresabtheilungen von der Armee des Obergenerals Lee in Virginien, von bewährten Führern, wie Longstreet und Hill commandirt; auch Pemberton war mit seinen Truppen, die gegen nordstaatliche Gefangene ausgewechselt worden waren, zu Bragg gestoßen, während J. Johnston und der Reitergeneral S. D. Lee mit ihm zusammen operirten.

Im einundvierzigsten bis sechsundvierzigsten Kapitel schildert Grant die Vorbereitungen und Gefechte bis zu den Schlachten beim Lookout-Berge und bei Chattanooga sowie diese Schlachten selbst, in welchen sich besonders die Generale Sherman, Thomas und Hooker hervorthaten. Der Sieg von Chattanooga wurde in Anbetracht der vortheilhaften Stellungen des Feindes gegen eine große Uebermacht gewonnen und deshalb leichter errungen, als die Unionsgenerale erwartet hatten, weil Bragg mehrere grobe Fehler begangen hatte. Von Interesse sind die Bemerkungen Grant's über die Fähigkeiten und Eigenthümlichkeiten Bragg's, Longstreet's und des Präsidenten Jefferson Davis. Letzterer hatte eine übertriebene Meinung von seinem eigenen militärischen Genie und hat dadurch der Sache der südlichen Conföderation wiederholt mehr geschadet als genützt.

Nachdem Grant im sechsundvierzigsten und siebenundvierzigsten Kapitel die Operationen im Staate Mississippi und Osttennessee beschrieben, sein erstes, recht freundliches Zusammentreffen mit dem Präsidenten Lincoln im Frühjahr 1864 erwähnt, die Expedition des Generals Banks gegen Mobile berührt und ein anschauliches Bild der derzeitigen militärischen Lage gegeben, schildert er im achtundvierzigsten und den folgenden Kapiteln den Beginn und Fortgang der „großen Campagne", welche dem blutigen Ringen ein Ende machen sollte. Am 9. März erhielt Grant durch Lincoln das Patent eines Generallieutenants und damit den Oberbefehl über sämmtliche Armeen der Vereinigten Staaten. Sein Generalplan ging nunmehr dahin, so viel Truppen wie möglich den im Felde stehenden Rebellenarmeen gegenüber zu concentriren. Von letztern gab es östlich vom Mississippi und mit der Fronte nach Norden nur zwei. Die Nordvirginia-Armee unter dem Befehl von Robert E. Lee stand auf dem südlichen Ufer des Rapidan der von dem tüchtigen Unionsgeneral Meade commandirten Potomacarmee gegenüber, während die andere, unter dem Commando von General Joseph E. Johnston sich bei Dalton in Georgia befand und dort Sherman, der sich noch in Chattanooga aufhielt, Widerstand leistete. Außer diesen feindlichen Hauptarmeen hatten die Conföderirten das Shenandoahthal, eine reiche Kornkammer, welche ihre Armeen versorgte, und die Verbindungslinie von Richmond nach Tennessee zu bewachen. Forrest, ein tapferer und unerschrockener Reitergeneral des Südens, stand mit einer großen Macht im Westen und zwang dadurch Grant, eine große Zahl von Truppen aufzubieten, um das zu behaupten, was die Unionsarmee in Mittel- und Westtennessee gewonnen hatte. Nördlich von der von den Rebellen besetzten Linie durfte Grant kein Gebiet aufgeben, weil sonst die Nordstaaten einer Invasion zugänglich geworden wären; allein wie die Potomacarmee, selbst wenn dieselbe sich auf dem Marsche gegen Lee befand, das Hauptcorps für den Schutz Washingtons war, so

bewachten auch alle weiter nach Westen stehenden Truppenabtheilungen und die James-Armee jeden ihrer besonders wichtigen Punkte, einerlei ob sie vorrückten oder in ihren Stellungen blieben. Eigentlich leisteten sie im erstern Falle noch bessere Dienste, weil sie den Feind zwangen, seine Linien und Hülfsquellen in größern Entfernungen von den nördlichen Heeren und mit mehr Truppen zu bewachen. Kleinere Expeditionen waren nicht so wirksam, wenn es galt, eine wichtige Brücke zu zerstören, eine Eisenbahn mehrere Meilen weit aufzureißen, einen Speicher zu verbrennen oder sonstige Streifzüge auszuführen. Deshalb traf Grant Vorkehrungen für ein gleichzeitiges Vorrücken auf der ganzen Linie. Sherman wurde gegen Atlanta und die Armee Johnston's gesandt; Crook mußte suchen, sich in den Besitz der Virginia-Tennessee-Eisenbahn zu setzen, wodurch der Feind gezwungen wurde, dort eine verhältnißmäßig große Truppenmacht zu halten, um seine Verbindungen zu schützen. Oefter wurden dieselben zerstört und es fiel eine große Menge Fourage und Proviant, deren die Rebellen so sehr bedurften, in die Hände der Unionsarmee; Sigel sollte aus dem Virginiathal vorwärts rücken und die Bundestruppen in den Besitz von Vorräthen setzen, von denen Lee abhängig war, und Butler's Aufgabe war, am Jamesflusse nach Richmond und Petersburg vorzudringen. Nicht alle diese wohlangelegten Pläne glückten; namentlich waren Sigel und Butler nicht im Stande, ihre Aufgaben zu lösen. Der kühne und tapfere General Sheridan wurde zum Befehlshaber der Cavalerie der Potomacarmee ernannt und unternahm einige glückliche Züge, während Sherman, nicht minder kühn und talentvoll, in Georgia operirte, Atlanta belagerte und einnahm.

Die Nachrichten von den Erfolgen Sherman's und Sheridan's verbreiteten sich im Norden der Union und versetzten das Land in die frendigste Aufregung. Dies war der erste große politische Feldzug, welchen die Republikaner zur Stimmenwerbung bei der Präsidentenwahl des Jahres 1864 verwenden konnten, wie Schreiber dieser Zeilen, der zu jener Zeit als Unionssoldat zu St.-Louis im Staate Missouri diente, aus eigener Erfahrung bezeugen kann. Sherman's und Sheridan's siegreiche Kämpfe haben zur zweiten Erwählung Lincoln's im November 1864 wahrscheinlich mehr beigetragen, als alle in den Nordstaaten gehaltenen Reden, alle Feuerwerke und alle Paraden mit Bannern und Musikcorps.

Das funfzigste bis achtundsechzigste Kapitel enthalten eine getreue und höchst anziehende Schilderung der letzten blutigen Kämpfe im Secessionskriege. In der Nacht vom 3. auf den 4. Mai 1864 marschirte die Potomacarmee unter Grant's Oberleitung aus ihrer Stellung nördlich vom Rapidan heraus, um den denkwürdigen Feldzug zu beginnen, der mit der Eroberung der Hauptstadt der Conföderation und der Gefangennahme der dieselbe vertheidigenden Armee endigen sollte. Grant sagt hierüber Folgendes:

Diese Beendigung sollte jedoch nicht ohne so verzweifelte Kämpfe, wie die Welt sie je erlebt hat, erreicht, nicht in einem Tage, einer Woche, einem Monat oder einer Jahreszeit vollbracht werden. Die Verluste, welche wir dem Feinde zufügten oder von ihm erlitten, sollten schwer sein, aber die sich jetzt einander gegenüberstehenden Armeen hatten sich schon drei Jahre lang im tödlichen Kampfe, mit ungeheuern Verlusten, theils durch den Tod auf dem Schlachtfelde und auf dem Krankenbette, theils durch Gefangennahme und Verwundung, befehdet und keine derselben hatte bisjetzt einen wirklichen Fortschritt zur Erreichung des Endzwecks gemacht. Allerdings hatten die Conföderirten bis dahin ihre Hauptstadt gehalten, was, wie sie behaupteten, ihr einziger Zweck war; allein früher hatten sie kühn die Absicht ausgesprochen, Philadelphia, Newyork und die Nationalhauptstadt erobern zu wollen, und auch mehrfache Versuche gemacht, diesen Vorsatz auszuführen, wobei sie ein- oder zweimal wirklich sehr nahe daran waren, ihre Prahlerei zur That zu machen — viel zu nahe, als daß der getreue Norden dies ruhig mit ansehen konnte. Sie waren auch, wenigstens bei einer Gelegenheit, sehr nahe daran gewesen, ihre eigene Hauptstadt zu verlieren. Hier wurde also ein Anlauf genommen. Die jetzt begonnene Campagne sollte für beide Armeen innerhalb einer bestimmten Zeit schwerere Verluste herbeiführen, als eine von ihnen bisher erlitten hatte; dafür sollte die Metzelei sich aber auf ein einziges Jahr beschränken und dazu dienen, alles das zu erreichen, was man schon seit Beginn des Kriegs erwartet und gewünscht hatte. Uns (dem Norden) standen schwere Kämpfe in Aussicht, um dies zu vollbringen. Die beiden Armeen hatten sich ohne ein entscheidendes Resultat so lange gegenübergestanden, daß sie kaum wußten, welche von ihnen die stärkere sei.

Zur Herbeiführung dieses entscheidenden Resultats waren die erbittertsten und blutigsten Schlachten nothwendig; wir erwähnen nur kurz folgende oft mehrtägige Schlachten, Feldzüge und Eroberungen wichtiger Plätze: Schlacht in der Wildniß, Schlacht bei Spottsylvania, Schlacht am Nord-Anna, Kämpfe bei Cold-Harbor, Feldzug und Sieg Sheridan's im Shenandoahthal, Sherman's Feldzug in Georgia, Marsch nach der Küste des Atlantischen Oceans, Einschließung und Eroberung von Savannah, die Schlachten bei Franklin und Nashville, Einnahme von Fort Fisher, Sherman's Zug in die Karolinastaaten, welche bisher noch vom Kriege unberührt geblieben waren, Schlacht an der White-Oak-Straße, Schlacht bei Five Forks, Schlacht vor Petersburg und Einnahme der Stadt, Eroberung von Richmond und Verfolgung des Feindes. Nach dem Besuche, welchen General Sherman den stolzen Karolinastaaten abstattete, stellten sich bei Grant Friedenscommissare ein, zu denen auch der Vicepräsident der Conföderation Alexander H. Stephens gehörte, doch blieben die Verhandlungen ohne allen Erfolg. Als jedoch Richmond am Morgen des 3. April 1865 gefallen und die Gefechte am Sailor's Creek und bei Farmville unglücklich für die Rebellen ausgefallen waren, richtete Grant am 7. April an Robert E. Lee, den Oberbefehlshaber der conföderirten Armee, ein Schreiben, in welchem er denselben aufforderte, sich und die Nordvirginia-Armee zu ergeben. Dies Schreiben führte zu einer Zusammenkunft der beiden Feldherren in Appomattox-Courthouse am 9. April, wo die Uebergabe von Lee's Armee unter folgenden, von

Grant in Form eines Briefes an Lee niedergeschriebenen Bedingungen erfolgte:

Die Listen der sämmtlichen Offiziere und Mannschaften sind in zwei Exemplaren auszufüllen. Davon ist ein Exemplar einem von mir zu ernennenden Offizier zu übergeben, das andere soll einem oder mehrern von Ihnen zu ernennenden Offizieren zurückgelassen werden. Die Offiziere haben individuell ihr Ehrenwort zu geben, daß sie die Waffen gegen die Regierung der Vereinigten Staaten nicht wieder ergreifen werden, bis sie in gehöriger Weise ausgewechselt sind, und jeder Compagnie- oder Regimentschef hat für die Mannschaften seiner Truppe die gleiche Ehrenwortserklärung zu unterzeichnen. Die Waffen, Geschütze und das Staatseigenthum werden zusammengefahren und zusammengesetzt und sind einem Offizier zu überweisen, der von mir zur Empfangnahme beauftragt wird. Eingeschlossen hierin sind weder die Seitengewehre der Offiziere, noch ihre Privatpferde und ihr Gepäck. Nachdem dies geschehen ist, steht es allen Offizieren und Gemeinen frei, in die Heimat zurückzukehren, wo sie von den Behörden der Vereinigten Staaten nicht belästigt werden sollen, so lange sie ihr Ehrenwort halten und die an ihren Wohnplätzen gültigen Gesetze befolgen.

Auf Lee's Wunsch, denjenigen seiner gemeinen Soldaten, die arme Farmer seien, ebenfalls ihre Pferde oder Maulthiere zu lassen, gestand Grant auch dies zu, worauf ersterer bemerkte, es werde einen guten Eindruck auf seine Armee machen. Nachdem die Verhandlungen beendet waren, bemerkte Lee noch, seine Armee befinde sich wegen Mangel an Lebensmitteln in sehr schlechter Lage und es fehle ihr auch an Fourrage; seine Leute hätten schon mehrere Tage ausschließlich von gedörrtem Mais gelebt und er müsse Grant um Rationen und Fourrage bitten; letzterer erfüllte diese Bitte, soweit es in seinen Kräften stand.

Als die Nachricht von der Uebergabe die Unionsarmee zuerst erreichte, begannen die Truppen zu Ehren des Sieges einen Salut von 100 Kanonenschüssen abzufeuern. Grant schickte jedoch sofort den Befehl hin, damit aufzuhören. „Die Conföderirten", sagt er in den „Memoiren", „waren jetzt unsere Gefangenen und wir wollten über ihre Niederlage nicht triumphiren." Kurze Zeit hierauf ging Grant nach Washington, um dem Einkauf von Vorräthen und sonstigen von ihm als unnöthig erachteten Geldausgaben ein Ende zu machen. Vor seiner Abreise hegte er jedoch den Wunsch, seinen großen Gegner, den General Lee, nochmals zu sehen; er ritt daher am Morgen des 10. April, worauf ein Hornist und ein eine weiße Flagge tragender Stabsoffizier, über die Linien der Unionsarmee hinaus in der Richtung nach Lee's Hauptquartier. Als letzterer Grant erkannte, stieg er alsbald zu Pferde und kam ihm entgegen. Beide Feldherren hatten zwischen den Linien, zu Pferde sitzend, eine mehr als halbstündige Unterhaltung, in deren Verlauf Lee meinte, der Süden sei ein großes Land, durch das die Unionstruppen vielleicht drei- oder viermal hindurchzumarschiren hätten, ehe der Krieg gänzlich beendigt sein würde; man wäre nun aber dazu im Stande, da der Süden den Nordstaaten keinen Widerstand mehr zu leisten vermöchte. Er sprach indeß die Hoffnung aus, daß der Norden nicht veranlaßt werden möchte, noch mehr Verluste und Opfer an Menschenleben zu verursachen, doch könne er das Resultat nicht voraussagen. Grant deutete dem General Lee nun an, daß niemand in der ganzen südlichen Conföderation bei dem Militär und der gesammten Bevölkerung größern Einfluß besitze als er, und daß, wenn er zur Uebergabe der sämmtlichen Armeen rathen wollte, es kein Zweifel sei, daß sein Rath prompt befolgt werden würde. Lee entgegnete indeß, er könne dies nicht wohl thun, ohne erst mit dem Präsidenten Davis darüber zu berathen. „Ich wußte", schreibt Grant, „daß es nichts nützte, Lee zu drängen, irgendetwas gegen das zu thun, was er für recht hielt." In Grant's Begleitung befanden sich bei dieser Zusammenkunft dessen Stab und einige andere Offiziere, von denen mehrere den lebhaften Wunsch zu hegen schienen, das Innere der conföderirten Linien besuchen zu dürfen. Schließlich baten sie Lee um Erlaubniß, einige ihrer alten Freunde von der Armee aufzusuchen, worauf ihnen die Erlaubniß ertheilt wurde. Sie begaben sich hinüber, verlebten recht angenehme Stunden bei ihren alten Bekannten und brachten, als sie zurückkamen, einige derselben mit. Der lange und harte Krieg hatte nicht vermocht, die alte Freundschaft zu zerstören. Als Grant und Lee sich trennten, kehrte dieser zu seinen Linien zurück, während ersterer sich wieder nach dem Hause Mac Lean's in Appomattox-Courthouse begab. Hier trafen später die Offiziere beider Armeen in großer Zahl ein und schienen sich, wie Grant berichtet, über die Zusammenkunft ebenso sehr zu freuen, wie wenn sie Freunde wären, die immer unter derselben Flagge kämpften und nur längere Zeit getrennt gewesen wären. „Für den Augenblick sah es fast so aus", berichtet Grant, „als ob ihnen jeder Gedanke an den Krieg entschwunden war." Dann stieg der General zu Pferde und machte sich in Begleitung seines Stabes und einer kleinen Escorte auf den Weg nach Burkesville-Junction, bis zu welchem Punkte die früher zerstörte Eisenbahn mittlerweile wiederhergestellt worden war.

In den drei letzten Kapiteln, dem achtundsechzigsten, neunundsechzigsten und siebzigsten, berichtet Grant zunächst in höchst interessanter Weise über die moralische Verfassung der beiden Armeen und die relative Lage des Nordens und Südens der Union sowie über die Ermordung des Präsidenten Lincoln und die Politik von dessen Amtsnachfolger Johnson, welche er in keiner Hinsicht billigt. Er constatirt, daß sich die Niedergeschlagenheit der südlichen Truppen seit der Schlacht am Sailor's Creek fortwährend gesteigert habe, sie warfen vielfach ihre Waffen weg, verließen ihre Reihen und verbargen sich in den Wäldern, um so in ihre Heimat zu gelangen. Der Ansicht übrigens, daß die Armeen des Nordens fast stets stärker, d. h. zahlreicher, als die des Südens gewesen seien, tritt Grant entschieden entgegen; der Süden war im Vergleich zum Norden ein einziges Militärlager. Ueber die Ermordung Lincoln's äußert sich Grant unter anderm also:

Es würde mir unmöglich sein, das Gefühl zu beschreiben, welches bei der Nachricht von diesem Meuchelmord über mich kam. Ich kannte seine Herzensgüte, seinen Edelmuth, seine Nachgiebigkeit, sein Bestreben, jeden glücklich zu machen, und vor allen Dingen seinen Wunsch, die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten wieder die Privilegien des Bürgerthums mit gleichen Rechten für alle genießen zu sehen. Ich kannte auch die Gesinnung, der Herr Johnson in Reden und Unterhaltung der Bevölkerung des Südens gegenüber Ausdruck geliehen hatte, und fürchtete, daß sein Verhalten den Südländern gegenüber derartig sein würde, daß er sie zurückstoßen und zu widerwilligen Bürgern machen könnte, und daß, wenn dies der Fall war, sie es auch lange Zeit bleiben würden. Ich fühlte, daß die Reconstruction der Union einen Rückschritt gemacht habe, von dem niemand sagen konnte, wie weit derselbe ging.

Wir lassen dahingestellt sein, inwiefern Grant's Urtheil über die Politik Lincoln's und Johnston's richtig ist, glauben aber, daß es nicht in allen Punkten zutrifft.

Nachdem Grant Johnston's Ergebung an Sherman und die Einnahme von Mobile geschildert, sowie die Gefangennahme von Jefferson Davis erzählt, eilt er zur Darstellung der Beendigung des Kriegs, die er mit einer interessanten Charakteristik der verschiedenen Corpscommandanten sowie Lincoln's und des Kriegsministers Stanton schließt. Nach Grant's Ansicht, die wol im wesentlichen das Richtige trifft, waren die beiden letztgenannten Staatsmänner so ziemlich in jeder Beziehung das gerade Gegentheil voneinander, ausgenommen daß sie beide große Fähigkeiten besaßen; seine Charakteristik derselben lautet also:

Herr Lincoln gewann seinen Einfluß auf die Leute dadurch, daß er ihnen das Gefühl beibrachte, es sei ein Vergnügen, ihm zu dienen. Er entsagte lieber seinem eigenen Wunsche, um andern gefällig zu sein, als daß er auf seinem Willen bestand. Es machte ihm Kummer, andere zu enttäuschen. In Angelegenheiten des Staats geschah jedoch alles, was er wünschte, aber nur in der am wenigsten verletzenden Weise. Herr Stanton bezweifelte niemals seine Befugniß zum Befehlen, außer wenn man ihm Widerstand leistete. Er kümmerte sich nicht um die Gefühle anderer. Es schien ihm thatsächlich mehr Vergnügen zu machen, jemand zu enttäuschen, als ihm einen Gefallen zu erzeigen. Er zögerte nicht, die Functionen des Präsidenten sich anzumaßen oder zu handeln, ohne mit ihm zu berathen. Wurde sein Verfahren nicht gebilligt, so pflegte er dasselbe zu ändern — wenn er einsah, daß man die Sache solange verfolgen würde, bis er sein Benehmen änderte. Man nahm gewöhnlich an, daß diese beiden Beamten sich gegenseitig ergänzten. Der Minister sollte verhindern, daß der Präsident nicht hintergangen wurde. Der Präsident sollte in der allerverantwortlichsten Stellung darauf achten, daß andern keine Ungerechtigkeit geschah. Ich weiß nicht, ob diese Ansicht von den beiden Männern von der Mehrheit der Bevölkerung noch jetzt getheilt wird. Meiner Meinung nach ist jedoch keine die richtige. Herr Lincoln bedurfte keines Vormundes zu seiner Unterstützung bei der Erfüllung seiner öffentlichen Pflichten. Herr Lincoln war nicht furchtsam, aber geneigt, seinen Generalen so weit zu vertrauen, daß sie ihre Pläne selbst entwarfen und ausführten. Der Minister war sehr furchtsam, und es war ihm unmöglich, sich nicht in die Angelegenheiten der die Hauptstadt deckenden Armeen zu mischen, als man sie durch eine Offensivbewegung gegen die die Hauptstadt der Conföderirten schützende Armee zu vertheidigen suchte. Er konnte unsere Schwäche sehen, aber nicht bemerken, daß der Feind in Gefahr war. Der Feind wäre nicht in Gefahr gewesen, wenn Herr Stanton sich im Felde befunden hätte. Diese Charaktereigenschaften der beiden Beamten traten deutlich zu Tage, kurz nachdem es dem Rebellengeneral Early beinahe gelungen wäre, in die Hauptstadt zu kommen.

Als Anhang ist dem werthvollen Werke Grant's eine ausführliche Darstellung der kriegerischen Ereignisse in den Jahren 1864 und 1865 beigegeben. Diese Darstellung trägt einen officiellen Charakter und ist betitelt: „Bericht des Generallieutenant U. S. Grant über die Armeen der Vereinigten Staaten." Der Bericht enthält eine möglichst genaue und zuverlässige Schilderung aller Operationen der Armeen der Vereinigten Staaten seit dem Tage der Ernennung Grant's zum Oberbefehlshaber derselben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die „Memoiren" Grant's für jeden Geschichtsfreund, namentlich für gebildete Militärpersonen, von höchstem Interesse sind, um so mehr, als der Verfasser sich der größten Unparteilichkeit befleißigt.

Rudolf Doehn.

Alte und neue Dramen.

1. Lord Byron's Marino Faliero. Für das herzoglich sachsenmeiningensche Hoftheater übersetzt und bearbeitet von A. Fitger. Oldenburg, Schulze. 1886. Gr. 8. 2 M.

Byron's Trauerspiel „Marino Faliero" ist das Werk eines großen Dichters, dennoch keineswegs ein Stück von mächtig ergreifender Bühnenwirkung. Trotz aller Leidenschaft, die es erfüllt, trägt es eine kalte und frostige Haltung, etwa wie die Dramen Alfieri's. Die ganze Tragik desselben baut sich auf eine Handlung, die außerhalb des Trauerspiels liegt, auf eine Beleidigung, die Michael Steno gegen die Gemahlin des Dogen Faliero geschleudert und welche der Rath der Zehn in Venedig nach des letztern Meinung nicht streng genug bestrafte. Aus Entrüstung und Zorn darüber schließt sich Faliero einer im Schoße der Republik gärenden Verschwörung an und wird, nachdem sie verrathen worden, mit den Rädelsführern angeklagt und enthauptet.

Dies der Stoff der Tragödie, die nirgends rechtes Leben gewinnt, weil sie die Vorgänge und Charaktere zu wenig dramatisch entwickelt und austrägt, sondern nur mit einer allerdings festgeschlossenen und gediegenen, aber zugleich auch etwas trockenen Rhetorik auf die Bretter bringt. Einzelne Züge darin sind großartig und erschütternd, allein das Ganze bleibt, eingeengt und steif in der Form, ohne recht zündende Kraft, weil man weder für die Gestalten noch für die Vorkommnisse durchgreifende Theilnahme zu gewinnen

vermag. Die letztern werden nicht genug erörtert und dem allgemeinen Verständniß nahegeführt, und die erstern erhalten nicht die genügende Gegenständlichkeit und Blutwärme, um den Zuschauer tief innerlich zu erfassen. Bei aller Schönheit und Fülle der Sprache, bei aller Reinheit des Stils und Großartigkeit des leitenden Grundgedankens wird man von der Schöpfung doch keineswegs wahrhaft ergriffen und hingerissen, sondern man verhält sich ihr gegenüber sozusagen kühl bis ans Herz hinan.

Die Uebersetzung und die Bearbeitung von A. Fitger, so trefflich sie genannt werden können, werden kaum eine Wandlung darin hervorzubringen im Stande sein, und wir bedauern deswegen, daß das meiningensche Hoftheater die sehr beachtenswerthe dramatische Kraft des genannten Dichters nicht auf eine andere Aufgabe hingelenkt hat. Muß die deutsche Bühne denn immer beim Auslande betteln gehen und selbst ihre hervorragendsten Begabungen auf Unternehmungen hinweisen, die bei einigem Nachdenken sich von vornherein als unfruchtbar und erfolglos erkennen lassen? Vielleicht nur um eine geschichtlich treue und stilvolle Ausstattung anbringen zu können, veranlaßt man A. Fitger zur Uebertragung und Einrichtung eines Dramas, das nie in Deutschland Anklang finden wird, statt ihn zu selbständigem, deutschvolksthümlichem Schaffen anzuregen.

Was er in der Verdeutschung und scenischen Zustutzung des Byron'schen „Faliero" geleistet, ist durchaus anerkennenswerth und verdienstlich. Seine Kürzungen und Veränderungen im Text bedünken uns überall verständig und zweckmäßig, seine Verse, bis auf wenige Gewaltsamkeiten und Verstöße, correct und wohllautend. In „Männer, die ihr's und die Venedigs Los beklagen", ist das „ihr's" jedenfalls gezwungen; „Dem traun sollt Ihr, der sich Euch anvertraut", hätte sich harmonischer und bedeutsamer sagen lassen; ebenso „Wie hört' ich sonst zu Euren Auserwählten", wenn das „hört" für gehört gelten soll; auch „Nach Beute streiften durch den Archipel" dürfte anzutasten sein, nicht weniger „Und für die Freiheit nicht mal so viel Blut".

In der hohen Tragödie und bei der Aneignung eines Byron'schen Werks sollte man gewissenhaft und streng verfahren und nirgends den Adel einer wahrhaft erhabenen Diction aus den Augen lassen.

2. Abel, König von Dänemark. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Peter Richard. Berlin, Richard.

Der Held dieses Trauerspiels, der im 13. Jahrhundert kurze Zeit den Thron von Dänemark einnahm, wird wenigen auch nur dem Namen nach bekannt sein. Unser Verfasser hat eine Art Richard III. aus ihm gemacht. Abel, ein tapferer, aber ehrgeiziger und ruhmsüchtiger Mann, entthront seinen Bruder Erich und läßt ihn ermorden, um sich an seiner Statt zum König von Dänemark krönen zu lassen. Nachdem er zuerst durch Gnadenbezeigungen und Schenkungen sich Anhang und Freunde erworben, sieht er später nach Bekanntwerdung des geschehenen Mordes eine offene Empörung ausbrechen und fällt zuletzt verzweiflungsvoll in der Schlacht.

Dieser Stoff ist durchaus dramatisch und dürfte, glücklich ausgestaltet, auf der Bühne von entschiedener und großer Wirkung sein. Leider gebricht es Peter Richard zu einer solchen glücklichen Ausgestaltung vorderhand noch wesentlich an Uebung und Geschick, wenn auch im übrigen keineswegs an natürlicher Begabung und einer knappen und wuchtigen Ausdrucksweise.

Die Sprache seiner Dichtung athmet gesunde Kraft und Fülle und hält die richtige Mitte zwischen rhetorischem Bombast und dürrer Nüchternheit; seine Gestalten zeigen unverkennbare Anläufe zur Charakterausprägung, und die Handlung entwickelt sich fest und geschlossen. Wenn trotz so guter Eigenschaften die Tragödie keine gelungene genannt werden kann, so trägt die Schuld daran Mangel an Erfahrung und technischer Kenntniß. Der Dichter hat noch nicht gelernt, in seine dramatische Schöpfung die nöthige Consequenz und Steigerung zu bringen. Die wahrhaft gediegene und prachtvolle Anlage gipfelt zu wenig in dem Conflict, den sie im Schose trägt, sie erweist sich bereits da als gesunken, wo sie erst ins Steigen gebracht werden sollte. Bauge Gutmundson, der treue Helfershelfer Abel's, tritt zu früh aus dem Getriebe heraus, und Wessel Hummer, sein Gegner, tritt zu spät in dasselbe ein. Der letztere ist nicht hinreichend eingeführt, der erstere nicht genügend ausgetragen. Aus beiden Figuren hätte sich mehr machen lassen, als aus ihnen gemacht worden ist. Beide verwerthen sich bei der Ausführung der Handlung nicht in dem Maße, in dem sie sich zu verwerthen fähig wären. Sie gerade sind die Gegensätze, die der Autor auseinanderplatzen lassen mußte, um seiner dramatischen Erfindung die volle Bewegung und das frische Leben zu verleihen, deren sie bedurfte, um durchgreifenden Erfolg zu erlangen. Zum Schaden seiner Arbeit versteht er noch nicht, seinen Aufstellungen die zweckmäßige und unerläßliche Durchführung zu geben, die sie benöthigen, um ihr Gelingen und ihre Vollendung sicherzustellen. Es gebricht ihm an einer gewissen Kühnheit der Fassung selbst bei seiner Hauptfigur. Der Auftritt der Exposition, in welchem Abel und Erich bei einem Versuch der Aussöhnung sich nur um so erbitterter erzürnen und verfeinden, ist nahezu meisterhaft; aber nachdem der erstere seinen Bruder hat gefangen nehmen und morden lassen, erlahmt die Gestaltungskraft des Verfassers sehr bedenklich. In der Nacht während eines Gewittersturms erscheint Abel der Geist des Ermordeten. Wenn der Dichter diesen Geist einmal ins Mittel zog, so ist es zu verwundern, daß er ihn nicht wirksamer zu verwenden wußte. Da im dänischen Volke dunkle Gerüchte von einem stattgefundenen Verbrechen umgehen, so soll Abel, ehe ihm die Krone zugesprochen wird, vor dem Reichsrathe einen feierlichen Eid leisten, daß er an Erich's Tode unschuldig ist. Einen ganzen Act hindurch sucht er sich unter allerlei Finten und

Winkelzügen von diesem Eide wegzudrücken, und es ist infolge dessen natürlich, daß man, wenn er ihn endlich doch nicht umgehen kann, eine besondere Katastrophe dabei erwartet. Wie leicht war er hier, wenn doch einmal Shakspeare nachgeahmt werden sollte, ein Seitenstück zum Geiste Hamlet's zu geben, und wie dieser „Schwört! Schwört!" ruft, den Geist Erich's rufen zu lassen: „Schwör nicht! Schwör nicht!" Nur mit einer solchen Wendung war die erregte Spannung zu lösen und dem dritten Act ein Schluß zu geben, der erschütternd zu wirken vermochte. Schwor Abel trotz der Warnung des brüderlichen Geistes den Meineid, so ward sein Frevel wahrhaft herausfordernd und sein Verhängniß besiegelnd. Nach diesem in furchtbarer Erregung, mehrfach durch die Erscheinung und den Zuruf des Geistes unterbrochenen Meineid mußte Abel dann gebrochen zusammensinken und als vor sich selbst und der waltenden Gerechtigkeit Gottes verurtheilter Verbrecher seinem vernichtenden Geschick entgegengeführt werden.

Das ist die Schwäche des an sich bedeutenden und von Talent zeugenden Stücks, daß es, auf den Grund und Boden menschlicher Gewaltsamkeit gestellt, dieselbe nicht auch in der dramatischen Ausgestaltung zu Tage legt. Wild und grausam im Stoff, ist es beinahe zahm und verzagt in der Ausführung. Kühnheit, Kühnheit und noch einmal Kühnheit! darf man mit Danton unserm Dramatiker zurufen. Wenn er sich diese erwirbt und mit ihr Technik und theatralische Einsicht, so wird er in Zukunft ohne Zweifel wirklich Verdienstliches leisten.

3. Pausanias. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Elisabeth von Berge. Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing. 1885.

Diese dramatische Arbeit zeigt im allgemeinen mehr theatralischen Schliff und eine planvollere Mache als die vorher besprochene, aber neben diesen Vorzügen zugleich beengtern und kleinlichern Sinn.

Sie behandelt Pausanias, den Neffen des Leonidas, welcher durch seinen Sieg bei Platää gegen Xerxes Griechenland von der Herrschaft der Perser befreite, nachträglich aber, verführt durch die verfeinerten Sitten und das Wohlleben dieses Volks, selbst in dessen Abhängigkeit und Joch gerieth. Bestrebt, ganz Griechenland unter sein Scepter zu bringen, läßt er sich in Unterhandlungen mit Xerxes ein, die, verrathen, zuerst seine Verbannung aus Sparta und, als er sie wiederholt, seinen Tod zur Folge haben. Den geschichtlichen Angaben nach rettete er sich bei der Entdeckung seines zweiten Verraths in den Tempel der Athene, und das Volk, angeführt von Pausanias' eigener Mutter, vermauerte die Pforten desselben, um ihn durch Hunger zu tödten, ohne die Stätte der Göttin durch Gewalt zu entweihen.

Jeder großartig und mächtig gestaltende Dramatiker würde entschieden nicht Pausanias, sondern dessen Mutter zur Heldin seiner Tragödie gewählt haben. In ihr ist der Bühne eine Gestalt geboten, die wahrhaft erschütternd und erhebend zu wirken nicht nur alle Berechtigung, sondern sozusagen auch alles Zeug in sich trägt. Eine Spartanerin, eine echte Vaterlandsfreundin, die ihren Sohn abgöttisch liebt, weil sie in ihm den Retter und Befreier ihres Volks erblickt, denselben zum Tode verurtheilend und selbst die erste Hand an die Mauer legend, die ihn für ewig dem rosigen Lichte des Tags entzieht und in den Tartarus bannt — welche Aufgabe bietet sie dem dramatischen Dichter! Elisabeth von Berge, ein weiblicher Autor, hat sich seltsamerweise diese Aufgabe und mit ihr eine Heroine entgehen lassen, wie sie dem Theater nicht leicht wieder geboten wird. Und nicht zufrieden mit diesem Versäumniß, thut sie in ihrem Trauerspiel auch sonst noch alles Mögliche, um diese Gestalt in ihren Triebfedern und ihrer Wirkung abzuschwächen. Pausanias hat eine Hetäre aus Milet mitgebracht, und diese ist es, die ihn mit seiner Mutter Alithea und seiner Gemahlin Geilonis entzweit und, als er sie, um sich die Heimkehr in sein Vaterland zu erwirken, von sich weist, dadurch sein böser Genius wird, daß sie ein Schreiben an Xerxes, das sie in der Verbannung ihm in die Feder dictirt hat, und worin der König von Persien zur Unterwerfung Spartas aufgefordert wird, den Ephoren Spartas zur Kenntniß bringt gerade in dem Augenblick, da diese Väter des Staats ihn den Mitbürgern jubelnd wieder zuführen wollen.

Abgesehen davon, daß das Hetärenthum neuerdings in dem modernen Drama vielfach ausgebeutet worden, bildet es hier nur einen schwachen dramatischen Zug, der selbst in seiner Gegenüberstellung der rechtmäßigen Gattin unsers Helden keine Größe erlangt. Nicht minder schwach und unbedeutend ist der tragische Ausgang des Stücks. Die Geschichte weiß nur von der Einmauerung des Pausanias durch die eigene Mutter. Unsere Autorin benutzt dies Motiv, ist aber damit keineswegs zufrieden, sondern läßt, was durchaus schön und edel ist, die Gattin des Pausanias freiwillig seinen Untergang theilen, aber nicht, indem sie sich groß und erhaben in ihr Schicksal ergibt, sondern indem sie sich erdolcht und den Gatten veranlaßt, dasselbe zu thun. Diese Verdoppelung der Tragik schwächt sie ab. Das Ende der Tragödie wird durch sie unruhig und zerfahren und büßt alle stoische Bedeutung ein.

Im übrigen aber darf die Arbeit immerhin mit Ehren genannt werden. Sie ist, wie schon im Eingang gesagt worden, scenisch nicht ungewandt ausgeführt und in der Sprache, wenn auch nicht gerade mächtig, doch jedenfalls geschmackvoll und nicht ohne eine gewisse Würde des ernsten Ausdrucks.

4. Graf Lothar. Dramatische Dichtung in drei Acten. Von Cäsar Stuart. Leipzig, Wartig. 1886. 8. 2 M.

Der vorstehend bezeichneten dramatischen Dichtung wird man wol nicht unrecht thun, wenn man sie eine Nachahmung von Byron's „Manfred" nennt. Sie ist dunkel, romantisch und ebenso wenig für die Bühne berechnet wie

diese. Doch bezweifeln wir, daß sie dieselbe Berühmtheit erlangen wird, denn obschon nicht ohne Geist und Phantasie entworfen und geschrieben und als Verfasser gleichfalls einen berühmten englischen Namen nennend, fehlen ihr doch als leuchtender Hintergrund die ausgezeichneten Schicksale und Werke des Dichters, welche dem „Manfred" zur Folie dienten.

„Graf Lothar" ist die poetische Arbeit eines noch unbekannten Autors. Sie fesselt wie das Byron'sche Drama durch düstere Stimmung und eine etwas geheimnißvolle und räthselhafte Fabel. Der Held der Tragödie ist der natürliche Sohn eines vornehmen Mannes, der, für die Kirche erzogen, das priesterliche Gewand eigenmächtig abgestreift und sich verheirathet hat. Der echte Sohn seines Vaters, sein Halbbruder also, stört jedoch den Frieden seiner Ehe und verführt seine Frau. Außer sich dadurch gebracht, beginnt er, nachdem er den Bruder erstochen und seine Gattin verstoßen hat, an Gott und Menschheit verzweifelnd, ein unstetes und ziellosses Wanderleben. Nach vielen Irrfahrten heimgekehrt, versucht die indeß von ihrem wiedererstandenen Verderber verlassene Gertrud, Graf Lothar's Verzeihung zu erwirken, und da ihr das nicht gelingt, entreißt sie dem betrogenen Ehemann einen Dolch und tödtet sich vor seinen Augen. Der inzwischen nach Rom gepilgerte Bruder Heinrich, der mit der päpstlichen Absolution gerade in dem Augenblick nach Hause kehrt, in dem Gertrud zu den Füßen Lothar's ihre Seele aushaucht, hält den Bruder für den Mörder, klagt ihn bei der Feme an, und dieser, da er es verschmäht, seine Unschuld darzulegen, wird von dem Freigrafengericht zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Dies in Kürze die Angabe des Inhalts, der mit allerlei sonderbaren Betrachtungen und Gedanken über Gott, Welt und Menschenleben durchwirkt ist. Manche darunter sind nicht ohne Bedeutung und Werth, viele aber auch sehr bizarr und curios. So heißt es z. B. einmal:

> Es wird, es muß ein Tag einst kommen,
> Da jeder bitterlich bereuen wird,
> Auf dieser Erde sich gefreut zu haben.

Ein anderes mal:

> Ich habe Nächte nachgegrübelt, um
> Auf eine Frage Antwort aufzufinden:
> Auf welchem Grund Gott schuf die Erdenwelt,
> Warum, zu welchem Zweck das Menschenvolk?

Man fühlt im Lesen des Buchs bald heraus, daß es dem Dichter desselben wesentlich darauf ankommt, Aussprüche zu thun, die orakelhaft und sibyllinisch klingen. Er will damit beschäftigen, reizen und zünden. Bis zu einem gewissen Grade gelingt ihm das auch, wie wir nicht leugnen wollen. Doch bleibt nichtsdestoweniger bei ehrlicher Beurtheilung zu bekennen: daß sich aus dieser Schöpfung allein nicht feststellen läßt, ob solche seltsame und barocke Art zu dichten eine wirkliche geistige Tiefe oder nur eine Maske ist, welche eine ohnmächtige Gestaltungskraft verbergen soll; denn von einem regelrecht angelegten und ausgetragenen Drama ist natürlich in diesem „Graf Lothar" keine Rede.

5. Der Liebe Fluch. Tragödie in fünf Acten von August von Friedlor. Berlin, Parrisius. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Das unter vorstehendem etwas paradoxen Titel im Druck erschienene Drama verräth beachtenswerthe Gestaltungskraft, eine gewisse Mächtigkeit der Sprache und vor allen Dingen auch die glückliche Fähigkeit, Empfindung und Leidenschaft in bedeutsamer Weise zum Ausdruck zu bringen. Man kann wohl sagen, daß ein großer Zug in dieser Arbeit liegt, wenn sie freilich immerhin noch weit von der Vollendung entfernt ist. Was zunächst als der hervorstechendste Mangel an ihr erscheint, ist eine geläuterte Abklärung der Fabel und eine zielbewußte Ruhe in der Ausführung des gefaßten Plans.

Schon eine kurze Inhaltsangabe kann diesen Ausspruch einigermaßen belegen. Eine Hauptfigur der Tragödie ist der bereits mehrfach künstlerisch verwendete Thomas de Torquemada, jener fanatische Großinquisitor Spaniens, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts den katholischen Ferdinand und ganz Arragonien, Castilien und Granada mit seinem zelotischen Fenereifer beherrschte. Wer seinem Papste und Glauben nicht anhing, mußte auf dem Scheiterhaufen brennen. Jeder, der sich gegen die Satzungen der Kirche verging, mußte sterben. Es ist ein finsteres Stück Geschichte, das vor uns tritt. Der eigene Bruder Torquemada's, Pater Franziskus, hat gegen sein Gelübde gefehlt und im sträflichen Umgange mit einem Weibe ein Mädchen gezeugt, das nach dem Tode der Mutter ein vornehmer Maure als Tochter erzogen. Der Großinquisitor erfährt das und will den Bruder zwingen, das spanische Volk gegen die Mauren aufzureizen und die eigene Tochter zu verderben. Pater Franziskus, von den Kriegern Torquemada's gewaltsam vor die Menge gestellt, predigt aber laut und eifrig gegen die Inquisition. Allein umsonst, Torquemada nimmt ihn gefangen und entflammt nun selbst die Masse. Omar, Suleika, des Bruders Tochter, deren Bräutigam und viele andere werden eingesperrt und zum Tode verurtheilt. Alle Rettungsversuche sind vergeblich, und selbst der König vermag durch Einspruch nichts zu hindern. Um Suleika die Qualen des Flammentodes zu ersparen, ersticht Pater Franziskus sein eigenes Kind vor dem Scheiterhaufen und besteigt ihn dann selbst voll Freudigkeit und Gottergebung.

Das erste, was sich aus dieser Darstellung ergibt, ist eine Vielheit an Hauptfiguren, die beeinträchtigend und fast verwirrend wirkt. Wem soll sich die besondere Theilnahme zuwenden? Den Brüdern Torquemada, Omar, Suleika, dem katholischen oder dem maurischen Könige? Jeder von ihnen hat ein Anrecht dazu. Der Pflegevater der Suleika ist eine Art Nathan, den Abstammung und Unterthanenpflicht zu Omar, ehemaligen König von Granada, ziehen und Liebe zu dem angenommenen Kinde immerhin in nähern Zusammenhang mit zwei feindlichen Parteien bringt.

Pater Franziskus befindet sich in ähnlichem Verhältniß. Strenger Katholik von Hause aus, bewegt ihn doch Omar's Hingabe an Suleika zur Nachsicht gegen den maurischen Glauben. Unerbittlich und eisern, auf den Satzungen seiner Kirche fußend, zeigt sich Thomas de Torquemada. Er ist das Fatum und Verhängniß der ganzen Menschengruppe, mit der wir es hier zu thun haben. Auch ist er es allein, der am Ende triumphirend aus dem Kampfe aller hier beregten Gegensätze hervorgeht. Man wird die Frage natürlich finden: mit welchem Rechte? Daß der blinde Fanatismus eine schöne Welt der Liebe zerstampft, die Bruderliebe mit Füßen tritt, einen König demüthigt, den andern vertreibt, kurz aller menschlichen Gefühle und Satzungen spottet, um nach allen diesen Schändlichkeiten als Sieger dazustehen, ist, wie man uns zugestehen wird, eine einigermaßen befremdliche Errungenschaft einer modernen Tragödie, die keineswegs damit genügend gesühnt oder wett gemacht wird, daß König Ferdinand am Schluß verstohlen droht:

Ich muß mich beugen; wart' nur, stolzer Mönch,
Zum letzten male war's!

Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, sagt ein altes Sprichwort, und dieses Sprichwort verdiente hier entschieden in Anwendung gebracht zu werden. Der spanische Großinquisitor dürfte seine Frevelthaten nicht vollführen, ohne seine Strafe zu finden. Welche Moral erhellt aus dem Friedlor'schen Stück? Beinahe sieht es danach aus, als sollte diese Tragödie dem finstersten Glaubenseifer recht geben und der Liebe den Stempel eines unseligen Fluchs aufdrücken.

Ohne Zweifel ist dies die Absicht des Verfassers nicht; aber jedenfalls ist es seine Schuld, daß sein Werk solcher Misdeutung Raum gibt. Seinem Werke fehlen eben noch Abklärung der Fabel und geläuterte Tendenz, daneben auch hier und da Reinheit und Correctheit der Sprache, mit der er es zuweilen in Ausdruck, Form und Wendung nicht eben sehr genau nimmt. So z. B. wenn Omar auf die Frage: „Ihr seid Moslem?" antwortet: „Die Väter waren's, was sollt' ich's nicht sein!" „Was" für warum ist hier durchaus unrichtig; höchstens wäre ein „wie" zu gestatten gewesen. Der Vers:

Selbst her zu mir in dieses kleine Dorf
Drang ja der Ruhm von eurem milden Herz —

läuft mit „Herz" statt Herzen unnöthig und gezwungen hart aus. Das „ja" ist hier eins jener geschmacklosen Füllworte, deren sich der Verfasser oft bedient und wodurch er nicht selten seinen Vers gewöhnlich und lahm macht. „Wer hätt' doch das gedacht", „Dem Priester hier die Rechnung schon verderben" sind Beispiele. „Was soll's Gerede", „bei solch' Gefahr" sind unschöne und platte Abkürzungen.

Derlei Liederlichkeiten muß der junge Dramatiker unter allen Umständen vermeiden lernen, weil sie seiner Arbeit in den Augen seiner gebildeter Leser und Kritiker schaden. Seine Begabung verdient jedoch, ohne eine solche Schädigung zu erscheinen, weil sie etwas von einer vornehmen Natur in sich trägt und infolge dessen Menschen und Vorgänge in höherer Weise und in getragenerm Stile faßt und bildet.

6. Der gefährliche Vetter. Lustspiel in einem Aufzuge von Georg Irrgang. Leipzig, Mutze. 1886. 8. 50 Pf.

Diese kleine Komödie bringt einen übermüthigen lustigen jungen Mann, Leo von Bergen, auf die Bühne, der in sein Bäschen Elisabeth von Ostheim ein wenig verliebt war und, als er nach längerer Abwesenheit auf das Gut von deren Aeltern kommt und erfährt, daß sie sich ohne sein Wissen verlobt hat, dafür sich etwas unzart dadurch rächt, daß er die beiden Verlobten in Verkleidung je mit frühern Verlobungen des andern Theils in Schrecken setzt. Der Spaß ist etwas derb und gewaltsam, auch wol zu breit ausgeführt, um wirksam zu bleiben; doch ist die Idee an sich nicht undramatisch. Natürlich nimmt dieser tolle Vetter zum Schluß mit dem andern Bäschen, der Schwester Elisabeth's, vorlieb, die ihm heimlich schon lange ihr Herz geschenkt hat. Mehr Zusammengefaßtheit in der Handlung und mehr Geist in den Gesprächen würden dem Stücke wesentlichen Vortheil verschafft haben.

7. Die Gerichtsfexen. (Die Proceßsüchtigen.) Lustspiel in drei Acten von Racine. Uebersetzt von Dora von Gagern. Wien, Manz. 1886. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Franzosen, die gegen ihre classischen Dichter weit anerkennender und pietätvoller gesinnt sind als die Deutschen gegen die ihrigen, können noch heutigentags „Les plaideurs" von Jean Racine mit Antheil und Beifall sich vorspielen lassen. Es genügt ihnen, daß Ludwig XIV. das Stück mit Vergnügen sah und es beklatscht hat. Es wurde zuerst in Paris gegeben und hatte dort missfallen. Da ließ der König sich dasselbe in Versailles aufführen, belachte es und hieß es gut in so schmeichelhafter und für den Dichter rühmlichen Weise, daß die Schauspieler noch in derselben Nacht, von Versailles heimkehrend, bei Racine vorfuhren, ihn weckten und ihm jubelnd die Nachricht überbrachten. Der dadurch verursachte Lärm veranlaßte die Nachbarn zu glauben, auch in Versailles habe der Spott auf die Proceßsucht und die Rabulisterei der Advocaten Aergerniß erregt und zur Folge gehabt, daß man den Verfasser in die Bastille abgeführt. Die Kunde vom Gegentheil entschied das Glück der Komödie, in dem sie sich noch jetzt behauptet.

In Deutschland dürfte ihr eine gleiche Gunst kaum zutheil werden, so artig und geschickt die Uebersetzerin dieselbe auch in unser geliebtes Deutsch übertragen hat. Uns wird die Handlung dürftig, intriguenlos und veraltet erscheinen, und die Verhöhnung der in Narrheit ausartenden Sucht, mit jeder Kleinigkeit das Gericht in Anspruch zu nehmen, wird uns ebenso mäßig interessiren wie die blinde Leidenschaft des Richterstandes, solche Kleinigkeiten zu großen Streitfragen aufzubauschen. Was sich für uns Deutsche

aus solchem Stoffe etwa Drolliges und derb Lustiges herausschaffen läßt, das hat Heinrich von Kleist in seinem unsterblichen Lustspiel „Der zerbrochene Krug" glänzend genug zu Tage gelegt und später noch Roderich Benedix in seinem kleinen Schwanke „Der Proceß" gezeigt. Dagegen kommen für uns „Die Proceßsüchtigen" von Racine nicht auf. Sie sind allerdings spaßhaft und lächerlich, haben jedoch für drei Acte zu wenig Stoff und Handlung, um auf der deutschen Bühne von heute noch Bürgerrecht erlangen zu können. Der Alexandrinervers, den der gelehrte Professor Nikolaus Delius in einer eigenen Vorrede in Schutz nimmt, würde keinen Anstoß erregen, zumal hier nicht, wo er mit viel Geschick gehandhabt wird und geistig frisch und ausdrucksvoll erscheint. Was der Posse Schaden thut, ist die Breite in der Ausführung und die Dürftigkeit der Charakterzeichnung. Der letztern mag eine gute Darstellung einigermaßen auf die Beine helfen und die erstere ein lebhaftes Ineinander- und Zusammenspiel wesentlich verringern, aber trotz alledem meinen wir doch, ohne dem Verdienst der Verdeutschung zu nahe treten zu wollen, bei unserer Behauptung bleiben und sagen zu dürfen, daß das Stück bei uns auf der Bühne weder beflissene Aufnahme noch Zustimmung finden werde.

Feodor Wehl.

Wolfgang Kirchbach's „Lebensbuch".

Ein Lebensbuch. Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen von Wolfgang Kirchbach. München, Heinrichs. 1885. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Voilà un homme! Voilà un livre! Da habt ihr ein Buch! Und eben — was für ein Buch!

Die ganz eigenartige Physiognomie, der ganz eigenartige Gehalt des Kirchbach'schen „Lebensbuchs" zwingen mich zu dieser Parallele, die von vornherein meine nicht geringe Begeisterung für die gesammte geistige Art Kirchbach's, in erster Linie meine allerhöchste Hochachtung vor der Kraftfülle, vor dem schöpferischen Reichthum dieses modernen Geistes constatiren will.

Kirchbach beginnt im nächsten Jahre sein drittes Jahrzehnt. Er hat fünf bis sechs Bücher geschrieben, die ihn zu einem der bekanntesten Schriftsteller aus der jüngern Generation gemacht haben. Zugleich haben sie ihm das Gesicht eines sehr merkwürdigen Schriftstellers gegeben. Kirchbach hat eine ganz eigene Art, zu sehen, aufzufassen, von sich zu geben, zu münzen, zu gestalten, kurz: zu schaffen. Und doch ist es schwer, die charakteristischen Linien und Striche dieser Persönlichkeit herauszufinden und geschmackvoll, geistvoll, zugleich glaubwürdig, zu combiniren, eben weil Kirchbach unter den sonderbarsten geistigen Voraussetzungen, wenn ich so sagen darf, an die sonderbarsten Motive herangeht. Sein Interessenreich ist ein außerordentlich weites und mannichfaltiges. Politik, Philosophie, die bildenden Künste, Literatur, dazu tausend Aeußerungen und Specialgebiete menschlichen Wissens, Forschens und Schaffens will sich dieser seltene Geist zu eigen machen, erstrebt er mit wirklich heißem Bemühen, und bezwingt, bändigt und heimst er wol auch ein. Allerdings: mit heißem Bemühen! Kirchbach ist durchaus keine leichtblütige, flüssige, schlagfertige Natur, die mit müheloser Leichtigkeit sich die Dinge erwirbt und ihres Wesens Grundgeheimniß mit eleganter Pose, mit graziöser Selbstverständlichkeit auseinanderlegt. Das kennzeichnende Hauptmoment ist der Proceß, in dem und durch den er sich eine Materie unterwirft. Er kämpft, streitet, erobert sich. Wohl besitzt auch er die Intuitionskraft des Dichters. Aber man kann dichterisch, künstlerisch sein, ohne zugleich auch wahrhaft schöpferisch zu sein. Das Moment des Schöpferischen resultirt nur aus dem Conflict, dem harten Widerstreit der Dinge in ihren begrifflichen Wesenheiten. In diesem Punkte des Schöpferischen liegt meinem Gefühl nach Kirchbach's Hauptbedeutung. Der Begriff „schöpferisch" bedingt nicht geradezu den Begriff „vielseitig" als Voraussetzung. Aber er kann ihn doch bedingen, und so ist es bei Kirchbach. Hier liegt auch der Grund, warum der Verfasser des „Lebensbuchs" oft so unbehend, so schwerfällig ist in Bezug auf Stil und Technik. Am Eingang des Aufsatzes „Im Medicäergrabmal" sagt er, daß ihm die Gestalten Michelangelo's in der Kapelle San Lorenzo in Florenz deshalb so eindrucksreich gewesen wären, weil er sich bei ihnen in seinem „eigensten, natürlichen Elemente" gefühlt hätte. „Hier ging mir die Seele auf, hier fand ich, was ich in Italien so oft vergeblich gesucht hatte: Natur, organisches Schaffen und die innere, in sich beruhende Genügsamkeit einer großen Seele." Natur! Organisches Schaffen! Das ist's. Kirchbach ist nicht spontan, er liebt nicht das Unvermittelte, Unberechenbare, den überraschenden Effect. Er ist naturgemäß, organisch, d. h. folgerichtig. Bei dieser Tendenz seiner Natur ist die erwähnte Schwerfälligkeit, ist eine gewisse Unbeholfenheit der Composition, die sich hier und da bemerkbar macht, ist eine Vorliebe für Wiederholungen u. s. w. erklärlich und verständlich. Diese Schwächen und Fehler waren sogar, darf man ruhig sagen, bis heute gar nicht zu vermeiden. Sie waren eben auch — natürlich.

Ich kann es recht gut verstehen, warum Kirchbach schon in verhältnißmäßig so jungen Jahren ein Werk unter dem Titel „Ein Lebensbuch" herausbringt. Er hatte den Drang, endlich einmal abzurechnen und reine Bahn zu machen. Zu bunt und mannichfaltig waren die Interessen gewesen, die er Jahre hindurch, in einer Zeit rastlosen Werdens und Wachsens gepflegt. Nun galt es, sie zu künstlerisch greifbaren Resultaten auszuprägen. Ich denke

mir, Kirchbach hat recht wohlig aufgeathmet, als er diese Materienfülle in einer Form, die ihm einigermaßen selbst genügen durfte, von der Seele gewälzt hatte. Und doch! Das ist ja eben der wunderbare Widerstreit des Lebens: kaum hat ein geistig stark und consequent arbeitender Mensch einmal abgerechnet, hat sich durch eine That des Sammelns, Zusammenfassens, Abrundens, Ergänzens gekräftigt und gehoben, so spürt er auch, freudvoll und leidvoll zugleich, daß mit dem erweiterten Horizont auch ein neues, erweitertes Arbeitsgebiet gegeben ist, auf dem derselbe Proceß der Unterwerfung vor sich geht.

Was das „Lebensbuch" — dessen weiterer Titel: „Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen" — nun eigentlich enthält? Nun: Naheliegendes, Nächstliegendes, manchmal sogar Selbstverständliches und Triviales, wie öfter in den Sentenzen und Maximen „Leben, Denken, Dichten", öfter sehr Sonderbares und Originelles, der Mehrzahl nach Bedeutendes nach Gehalt und Ausdruck. Die Motive zu den einzelnen Aufsätzen und „Versuchen" — Kirchbach ist deutsch und sagt „Versuch" für „Essay" — sind sehr verschiedene. Von welch köstlichem, übersprudelndem, fortreißendem Humor trieft gleichsam die „Lebensreise" — „als Reiseleben in Italien und Deutschland"! Und dabei welcher Tiefsinn! Welcher Reichthum an Parallelen, an eingesprengten Lagern von kritischen, philosophischen, weltmännischen Glossen und Contouren! Hier äußert sich so recht energisch ein Zug Kirchbach's: sein intimes, gleichsam a priori bedingtes Freundschaftsverhältniß zu der unmittelbar gegebenen realistischen Welt des in tausend und abertausend Spielarten zum Ausdruck kommenden Lebens. Er hat für alle diese Aeußerungsmomente des Lebens ein natürliches Organ, das ihm eine natürliche Lebensfreude ermöglicht und vermittelt — eine Freude an den Dingen, die nur manchmal durch eine zu willkürlich und barock angewandte Synthese einen Anstrich von Behäbigkeit und Selbstgefälligkeit bekommt, der zwar auch komisch und erheiternd und vielleicht auch anregend wirkt, nur leider nicht in dem vom Verfasser beabsichtigten Sinne. Kirchbach hat in seinen Gedichten wie in seinen vaterländischen Novellen sattsam bewiesen, daß ihm auch das Traurige und Tragische am Leben nicht fremd ist. Aber seinen Sturm und Drang tobt er, wenn ich so sagen darf, mehr in einer Art von Lebenswollust, welcher ein griechischer Accent nicht fehlt, in einer Art von Naturrausch aus, als durch eine einseitige Versenkung in die Schmerzen und Einöden des Lebens, wie es bei so vielen Poeten im ersten Werdestadium der Fall ist. Kirchbach ist eine außerordentlich concret gestimmte Natur. Zugleich hat er aber auch eine starke Vorliebe für philosophische Abstractionen, für Begriffsspielereien, die manchmal ganz ernsthaft gemeint sind und öfter auch wirklich ein paar Unzen ungefälschten Ernstes haben. Und er besitzt drittens die glückliche Gabe künstlerischer Synthese, und damit kommt das eigentlich schöpferische Moment in seine Natur.

Gedankenreich, eindringlich geschrieben, sehr beachtens- und beherzigenswerth ist der erste größere Aufsatz des Buchs „Die deutsche Kritik". Kirchbach fordert Ernst, Gewissenhaftigkeit, Wissen, Gerechtigkeit von der Kritik, die heutzutage, wie männiglich bekannt, aus gewissen Gründen kaum das Verdienstkreuz sich zuerkennen dürfte.

Wir leben in einer gewerblichen Zeit,
Und alles macht sich gewerblich —

meint Leuthold. Das möchte stimmen. Der Kirchbach'sche Aufsatz hat bedeutenden ethischen Werth; nur gewisse Wendungen und Ausdrücke haben oft einen allzu stark aufgetragenen Bemutterungs-, resp. Bevaterungston. Das stört. Das wirkt zuweilen unfreiwillig komisch. Und ist diesem, nicht gerade immer sehr distinguirten, halb naseweisen, halb kathederhaft fürsorglichen Tone, den Kirchbach zu lieben scheint, denn er findet sich auch an manchen andern Stellen und bei andern Gelegenheiten — ist diesem Tone nicht auch, frage ich, ein Moment von Pathos und Rhetorik, das Kirchbach immer so von sich weist, wesenhaft immanent? Ich dächte doch!

Das „Münchener Leben" beschäftigt sich mit Geibel, Lingg, Stieler, Conrad u. a. Das Köstliche ist, daß Kirchbach auch hier, wo doch der Stoff nicht gerade mehr jungfräulich und neu ist, wo zahlreiche andere ihn schon vor Kirchbach geprägt und gemünzt haben, wo also die Gefahr des Nachtrottens in alten Gleisen nahe genug liegt — auch hier der selbständige Denker, der mit ureigener Gedanken fracht reichbeladene Kritiker bleibt. Manche „Ketzerei" läuft hier ganz gemüthlich, als verstände sie sich von selbst, mit unter.

Aber es würde mich zu weit führen, wollte ich selbst nur die einzelnen Inhaltskapitel nach ihren Ueberschriften angeben und mit einigen orientirenden Bemerkungen versehen. Vischer, Shakspeare, Tizian, Hegel: hier liegen Ankerpunkte Kirchbach'schen Interesses und Kirchbach'scher Gedankenarbeit. Wahrhaftig Geister, die für eine gleichgestimmte Natur etwas Herausforderndes und Zwingendes haben!

Im ganzen ein Buch, dessen Bedeutung vor allem wol darin liegt, daß man sich so schwer — in zweifachem Sinne schwer — mit ihm abfinden kann. Der Stil möchte noch gehen. Er ist wuchtig, schwer, kernig, oft aber auch ungefügig, ungelenk, „schildkrötenhaft humpelnd", wie ihn Conrad treffend bezeichnet hat. Er wirkt an vielen Stellen erhaben und treuherzig-naiv zugleich. Auch trägt er sprachbildende Accente. Aber der Inhalt! Er fordert die stärkste Theilnahme von Herz und Hirn. Er regt an und reizt immer, öfter zum kategorischen Widerspruch. Doch das schadet nichts. Kirchbach's „Lebensbuch" gehört eben zu den Büchern, die man am liebsten nach der ersten Viertelstunde Lektüre in die Ecke werfen möchte — weil man das dringende Bedürfniß fühlt, geistig zu verdauen. Man athmet auf und geht mit doppeltem Feuer an die Lesung. Und wieder — und wieder.

Die geistige Elite Deutschlands wird das Buch nicht ungelesen lassen dürfen.

Im Wappenschilde des Künstlers Kirchbach liegt neben der Laute ein Foliant, das Symbol des Forschens nach der Wahrheit. Und um beide schlingt sich ein Aehrenbündel: das Symbol des Erfolgs, der Frucht, die dem Fleiße, der im Schweiße des Angesichts verrichteten Arbeit wird. Kirchbach's kreißender Berg hat ein ganz respectables Mäuslein geboren. Es sei der allgemeinen Beachtung von Herzen empfohlen.

Hermann Conradi.

Lieder und Sprüche.

1. Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten. (1386—1871.) Gesammelt und herausgegeben von Hans Ziegler. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1884. 12. 3 M.

Eine äußerst reichhaltige Sammlung, in welcher es schwer sein wird, irgendein bekannteres, das Kriegerleben berührendes Lied nicht zu finden. Sie zerfällt in zwei Theile: (171) Soldaten- (lyrische) und (192) Kriegs- (epische) Lieder. Der erste Theil umfaßt wieder die Gruppen: „Soldaten-Lust und Leid"; „Werbung und Abschied"; „Leben und Treiben"; „Liebesleben"; „Auf dem Marsche"; „Vor und in der Schlacht"; „Vom Sterben auf grüner Heide." Die Kriegslieder sind historisch geordnet und umfassen die kriegerischen Thaten der deutschen Nation von der Schlacht bei Sempach, deren halbtausendjähriges Jubelfest naht, bis zum Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71. Sowol die Volkslieder wie die Lieder der namhaftesten und anderer Dichter sind aufgenommen; bei jenen durfte es bezüglich der ältern mit der Textkritik nicht allzu streng genommen werden. Der Kundige wird hier und da weniger gute Lesarten wahrnehmen; aber die hübsch ausgestattete und dem großen Schlachtendenker Moltke gewidmete Sammlung hat ja nicht gelehrte Zwecke und wird jedem jungen und alten Soldaten viele Stunden der Erholung und Erinnerung bieten.

2. Almania. Ὠιδεῖον. Versus cantabiles et memoriales. Dreisprachiges Studentenliederbuch. Auswahl der beliebtesten Studenten- und Volkslieder für Kommers und Hospiz, Turnplatz und Wanderfahrt, Kränzchen und einsame Rekreation. Von Franz Weinkauff. Zweites Heft (Schluß). Heilbronn, Henninger. 1885. 8. 1 M. 80 Pf.

Was wir im vorigen Jahre über das erste Heft dieses fröhlichen Liederbuchs sagten, gilt auch von dem zweiten und letzten, das indessen mehr Lieder aus nichtstudentischen Kreisen enthält als aus akademischen, indessen doch meist nur solche, die auch den Musensöhnen bekannt und bei ihnen beliebt sind, nämlich Frühlings-, Morgen-, Wander-, Turn-, Jäger-, Soldaten- und Vaterlands-, dann Herbst-, Abend-, Abschieds-, Trauer- und Trostlieder. Die griechischen und lateinischen Uebersetzungen sind auch diesmal höchst gewandt und oft von erstaunlicher Leichtigkeit des Ausdrucks und Versmaßes, freilich nicht mit classisch-prosodischem Maße zu messen. Wir nennen aus ihnen unter einer Masse bekannter nur: „Die Pintschgauer Wallfahrt"; „Des Knaben Berglied"; „Das Mantellied"; „Die Fahnenwacht"; „Prinz Eugen"; „Lützow's wilde Jagd"; „Das Rheinlied"; „Schleswig-Holstein meerumschlungen"; „Das Kutschke-Lied"; „Bismarck-Lied" „Burschenabschied"; „In einem kühlen Grunde"; Scheffel's „Perkeo" u. s. w. Das Büchlein ist ein wahrer Sorgenbrecher und geeignet, nicht nur für viele Stunden angenehm zu unterhalten, sondern eine Fundgrube zerstreuender Gedanken für die Dauer zu bilden.

3. Urväter-Hausrath in Spruch und Lehre. Von dem Herausgeber der „Deutschen Inschriften an Haus und Geräth". Berlin, Hertz. 1885. 12. 3 M.

Wir finden in dem eleganten Buche: Sprüche an Oefen gemalt, Sprüche an und in Wirthshäusern, Inschriften im Kloster Oelenberg im Elsaß, Kanonen-Inschriften, Inschriften auf Richtschwertern, Heinrich Albert's (des Königsberger Dichters im 17. Jahrhundert) Kürbishütte (das Gärtchen, das ihn und seine Genossen zusammen sah), Carcer-Inschriften, solche auf Tabackspäckchen und Tabackspfeifen, Fahnensprüche, Sinnsprüche auf Denk- und Schaumünzen, aus alten Trinkbüchern, Inschriften bei Illuminationen u. s. w., Heilsprüche, Schnitter- und Erntesprüche, Wetterregeln, Leberreime, Schnaderhüpfel, Quodlibetiana, Glockeninschriften und Nachträge zu des Verfassers „Deutschen Inschriften an Haus und Geräth". Jeder Gruppe ist eine erklärende Einleitung vorgesetzt, die den Werth dieser reichhaltigen Sammlung culturgeschichtlich vielfach belehrender, ernster wie launiger, tiefgefühlter wie grotesker Verseinfälle erhöht.

4. Gesammelte Gedichte von Johannes Brassel. St.-Gallen, Zollikofer. 1886.

Herzensergüsse eines einfachen und anspruchlosen schweizer Schullehrers, keine Goldschnittliteratur, kein Kokettiren mit der Unsterblichkeit des lieben Ich, kein Weltschmerz und pessimistisches Seufzen, sondern einmal zur Seltenheit wirklich Kraft und Natur, kunstloses echt poetisches Gefühl in dichterischer Form. Die Gedichte, welche „Gott und Vaterland", „Natur", „Vereinsleben" und „Humoristisches" umfassen, verrathen ein tüchtiges Studium und geübte Handhabung der deutschen Sprache und Verskunst (wenn es auch an kleinen metrischen Sünden nicht fehlt) und Begeisterung für ihre Classiker und sonstigen Koryphäen (z. B. Prolog zu Schiller's „Tell", Dem Gedächtniß Holtei's). Einige Gedichte enthalten überraschend große Gedanken (wie z. B. „Gewitter" und „An die Natur"), und allen ist eine edle Haltung und würdevolle Dichter-

sprache nachzurühmen. Wirklich, das Büchlein verdient auch jenseit des Bodensees mehr Beachtung als viele alltägliche Erscheinungen im Reimgewande. Ein Anhang bringt allerliebste Bilder aus dem Volksleben im Dialekt des sanct-gallenschen Rheinthales, der Heimat des Dichters, an der österreichischen Grenze. Otto Henne Am-Rhyn.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Christian Daniel Rauch". Von Friedrich und Karl Eggers. Dritter Band, zweite Hälfte (Berlin, C. Duncker). Ein Referent ist selten in der Lage, mit ebenso viel Freude wie Schmerz das Bruchstück eines größern Werks anzuzeigen, wie dies in Bezug auf vorliegendes Fragment wirklich der Fall ist. Es war ein überaus glücklicher Gedanke, daß in zwei Brüdern ein Künstler und ein Kunsthistoriker sich zusammenthaten, um die Biographie eines Koryphäen unter ihren Zeitgenossen zu schreiben. Erst nach dem Tode beider erschienen die ersten beiden Bände dieses Werks (1873—78), bis dann 1881 die erste Abtheilung des dritten Bandes folgte und endlich jetzt die zweite Hälfte. Gleichzeitig wird noch ein vierter Band in Aussicht gestellt, welcher zu zwei Drittel druckfertig sein soll. Eine derartige Verschleppung existirt unsers Wissens nur noch in Chrysander's Händel-Biographie, obwol wir die Eggers'sche Rauch-Biographie jener vorziehen. Wir stehen nicht an, auch diese zweite Hälfte des dritten Bandes für mustergültig zu erklären. Kunst- und Culturgeschichte sind in wahrhaft bestechender Weise ineinander verwoben; ganz besonders aber ist der Verfasser getragen von einer vollausgereiften, durch und durch gesunden Philosophie der Geschichte und des Schönen. Es wird uns ebenso lebendig wie vornehm ruhig die Periode von 1840 bis 1857 aus Rauch's Leben geschildert. Die Beurtheilung von Friedrich Wilhelm IV., Cornelius, Kaulbach und Menzel, von Gallait und Biefve sind wahre Cabinetsstücke; sodann werden die Reisen Rauch's ausführlich geschildert mit all ihren interessanten Beziehungen zum Kunstleben. Eine derartig angelegte Biographie wird ganz von selbst zu einer der vornehmsten Quellen für die damalige Kunstbewegung überhaupt. Es gebricht uns an Raum, um aus der Fülle des Wichtigen eine Schnur von Perlen aufzureihen; nur auf einen Punkt möchten wir hinweisen. Die Freundschaft, welche Rauch für seinen großen Schüler Rietschel hegte, gehört zu den höchsten Freundschaftsidealen aller Zeiten; Karl Eggers bringt davon so ergreifende Proben bei, daß man sich fast versucht fühlt, den Menschen in Rauch über den Künstler zu stellen. Möge der Schlußband, welcher sich mit den bedeutendsten Werken Rauch's aus der Zeit seiner Reife beschäftigen soll, möglichst bald erscheinen. Die deutsche Kunstgemeinde ist nicht blos stolz darauf, eine solche Biographie zu besitzen; sie hat auch ein Recht zu der Forderung, dieselbe endlich abgeschlossen zu sehen.

— Ein Lebens- und Charakterbild von „Philipp von Jolly" hat Gottfried Böhm bei Cäsar Fritsch in München erscheinen lassen. Es ist dies nur eine erweiterte Fassung des Nekrologs, welchen der Verfasser seinerzeit in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hatte. Beigegeben ist ein Lichtdruck der Büste Jolly's und ein Verzeichniß seiner Schriften. Den zahlreichen Freunden und Schülern des Verewigten wird diese Gabe sehr willkommen sein.

— E. von Hörschelmann gibt bei F. Luckhardt in Berlin einen „Culturgeschichtlichen Cicerone für Italienreisende" heraus, dessen erster Band das Zeitalter der Frührenaissance in Italien behandelt und mit 6 Illustrationen ausgestattet ist. Er meint, daß die Werke von Gregorovius, Reumont und Burckhardt zu gelehrt seien und auf ihre Quintessenz zurückgeführt werden müßten. So will er denn einen Führer bieten durch das gesammte Geistesleben der Renaissance, und zwar der Art, daß die Kunst nur als Reflex der Cultur erscheint. Das Ganze ist lebendig geschrieben, kann und will freilich nichts anderes sein als eine Compilation für Leser, welche viel Zeit haben und in breitem Redefluß orientirt sein wollen. Diese aber werden eine derartige Schilderung nicht uninteressant finden. Nach einem Rückblick auf die altchristliche Kunst wird der Aufschwung des italienischen Nationallebens im 13. und 14. Jahrhundert geschildert; es folgt die Kunstrichtung des 14. Jahrhunderts, der Einfluß der Päpste des 15. Jahrhunderts auf den Entwickelungsgang der Kunst, und endlich das florentinische Kunstleben des 15. Jahrhunderts.

— Unter dem Titel „Diätetik des Geistes" hat Lic. Dr. Friedrich Kirchner eine Anleitung zur Selbsterziehung herausgegeben, welche bei Brachvogel u. Boas in Berlin in zweiter Auflage erschienen ist. Der reichbegabte, überaus fleißige und universell gebildete Verfasser trägt hier in kurzen, schlagenden Sätzen zusammen und verbindet zu einer Art Mikrokosmus, was er in seinen übrigen Schriften breiter ausgeführt hat. Kirchner ist nicht etwa nur im Zusammenstellen und Anempfinden dessen geschickt, was andere geleistet haben, er ist vielmehr ein selbständiger Denker und trefflicher Stilist. Wir empfehlen sein Buch auch in der zweiten Auflage als ausgezeichnet in seiner Art. Es handelt vom Zweck des Daseins, von der Zucht des Leibes, der Zucht des Denkens, den Bildungsidealen, dem Charakter; unter diese Ueberschriften bringt es alles, was aus den Gebieten der Physiologie und Psychologie, der Ethik und Aesthetik, der Religion und Philosophie herangezogen werden muß, um sich zum harmonischen Gesammtbilde im Dienste des gewählten Zweckes abzurunden.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wir haben einige Nekrologe namhafter Männer nachzuholen, die in den letzten Monaten dahingeschieden sind.

In Berlin starb Wilhelm Scherer am 6. August im sechsundvierzigsten Lebensjahre, ein Germanist von Ruf. Zu Schönborn in Niederösterreich geboren, besuchte er das wiener akademische Gymnasium und die Universität in Wien, während er das letzte Jahr seiner Studien in Berlin zubrachte. Im Jahre 1862 promovirte er in Wien und habilitirte sich 1864 für Mittelhochdeutsch, für deutsche Literaturgeschichte und Alterthumskunde mit einem Vortrag über „den Ursprung der deutschen Literatur". Im Jahre 1868 erschien sein großes Werk „Zur Geschichte der deutschen Sprache". Als Lehrer wirkte Scherer nicht blos durch die wissenschaftliche Bedeutung seiner Vorlesungen, sondern auch durch seine überaus anregende und begeisterte Vortragsweise. Als er im Jahre 1870 in seinen Collegien den Sieg der deutschen Waffen in Frankreich verherrlichte, wurde seine Stellung in Wien gefährdet: er folgte einem Rufe an die Universität Straßburg und wurde nach einigen Jahren an die berliner Universität berufen, wo er im Jahre 1874 seine gesammelten Vorträge und Aufsätze, im Jahre 1883 seine „Geschichte der deutschen Literatur" herausgab, welche durch die elegante stilistische Einkleidung ein

über wissenschaftliche Fachkreise hinausreichendes Publikum fand. Auf dem Gebiete der germanistischen Gelehrsamkeit wird der Name des Forschers in Ehren bleiben: wo es aber die Literatur und Literaturgeschichtschreibung der Gegenwart gilt, da sind die Verdienste Scherer's und seiner Schule nur mit Vorbehalt anzuerkennen.

— Auch Franz Liszt ist aus dem Leben geschieden: er starb am 31. Juli in Bayreuth. Die musikalische Welt hat damit einen unersetzlichen Verlust erlitten: Liszt war nicht nur der größte Klaviervirtuos der Neuzeit; er war auch ein geistvoll anregender Kopf, ein Agitator und Propagandist ersten Ranges, außerdem einer der liebenswürdigsten Cavaliere, ein durchaus edler Mann, dem die Förderung anderer Herzensbedürfniß war. So viel jetzt über ihn geschrieben worden und wie auch die musikalischen Blätter mit Biographien und Charakteristiken des Meisters überflutet sind: es bleibt immer noch ein Lebensbild desselben zu schreiben übrig, das die merkwürdige Vereinigung widerspruchsvoller Eigenschaften bei diesem hervorragenden Manne in überzeugender Weise darstellt. Vom einseitig musikalischen Standpunkte aus kann ein solches Charakterbild nicht entworfen werden; es muß nicht nur dem enthusiastischen Kopfe, es muß auch dem Weltmanne von größter Lebensgewandtheit, es muß nicht nur dem klerikalgesinnten Anhänger des Papst- und Mönchsthums, es muß auch dem espritvollen Abbé Rechnung tragen, der mit schlagfertigem Witz, mit pikanten, bisweilen frivolen Anekdoten seinen Vorbildern aus dem vorigen Jahrhundert nacheiferte. Wir haben es hier nur mit dem Schriftsteller Franz Liszt zu thun, der sich allerdings vorzugsweise der französischen Sprache bediente. In erster Linie erwähnen wir seine bahnbrechende Schrift über Richard Wagner: „Lohengrin et Tannhäuser de Richard Wagner" (1851), dann seine Schrift über „Fr. Chopin" (1859), über „Robert Franz" (1832); neidlos hat er den gleichstrebenden Künstlern den Lorberkranz gespendet. Früher schrieb er „De la Fondation-Goethe à Weimar" (1851); seine geistreiche Studie über die Zigeunermusik führt den Titel „Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie" (1859). In zahlreichen Journalen war er unermüdlich thätig für die Propaganda der neuen Schule, die er, wenn nicht begründet, doch über die Taufe gehoben hat. Liszt war am 22. Oktober 1811 in dem ungarischen Orte Raiding geboren, hat daher ein Alter von beinahe fünfundsiebzig Jahren erreicht. Abgesehen von seinen Virtuosenreisen hat er viel in Paris, Rom, Ungarn gelebt; Weimar war in spätern Jahren sein eigentlicher Heimatsort. Ueber seine symphonischen Orchesterstücke, seine Oratorien und sonstigen Compositionen gehen die Stimmen der Zeitgenossen noch auseinander; jedenfalls ist in ihnen ein kühnes erfreuliches Streben unverkennbar, welches auch auf diesem Gebiete wie Wagner auf dem der Oper neue Bahnen zu brechen sucht.

Bibliographie.

Aus dem Album eines Achtzigjährigen. Freiburg i. Br., Mohr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Bedrückung der Deutschen und die Entrechtung der protestantischen Kirche in den Ostseeprovinzen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 1 M. 20 Pf.

Berlin im Jahre 1786. Schilderungen der Zeitgenossen. Leipzig, Grunow. 8. 4 M. 50 Pf.

Bleibtreu, K., Lord Byron. (Lord Byrons letzte Liebe. Drama. — Seine Tochter. Drama.) Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Bojanowski, J., Feldblumen. Gedichte. Mit Widmungsblatt in Farbendruck von Olga Behm. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 2 M.

Bucher, J., Der Müller von Sempach. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Sempacher Krieges. Für die Jugend und das Volk. Festgabe zur 500jährigen Jubelfeier am 5. Juli 1886. Mit 2 Illustrationen. Luzern. 8. 2 M. 20 Pf.

Cassel, P., Der Name Heidelberg. Eine wissenschaftliche Anmerkung. Berlin, Kühl. Gr. 8. 45 Pf.

Christ, K., Das erste Heidelberger Faß und die damit zusammenhängenden Bauten mit 5 Tafeln Abbildungen. Eine Jubiläumsstudie. Nebst einem Anhang: Des Meistersängers Michel Beheim Lob auf Heidelberg, herausgegeben und mit erklärenden Anmerkungen versehen von dem Verfasser 1884. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 1 M.

Colling, J. P., Lieder des Harfenknaben. Luxemburg, Brück. 12. 2 M.

Cuno, Louise, Das Gericht unter der Linde auf dem Leineberge bei Göttingen. Eine Geschichte aus dem 14. Jahrhundert. Hildesheim, Gerstenberg. 8. 1 M.

Flügel, O., A. Ritschl's philosophische Ansichten. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Franco, G., S. J., Die Geister der Finsterniß. Geschichtliche Erzählung über die Praktiken des heutigen Spiritismus. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 4. 1 M.

Freund, L., Forschungen über Staat und Gesellschaft. I. Studien und Streifzüge auf socialwissenschaftlichen, juristischen und culturhistorischen Gebieten. 2tes Hft. Leipzig, Pfau. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Fried, S., Der moderne Geheimmittel-Schwindel. Ein Beitrag zur vollständigen Blosslegung und Bekämpfung desselben. Wien, Szelinski. Gr. 8. 1 M.

Hardt, L., Im Vaterhause. Roman aus Livland's jüngster Vergangenheit. 2 Thle. in 1 Bd. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 6 M.

Hartmann, K. A. M., Zeittafel zu Victor Hugo's Leben und Wirken, nach den Quellen bearbeitet und als Hülfsmittel für das Studium des Dichters herausgegeben. Oppeln, Franck. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hartmann, V., Das Kärntner Faakerseethal der Gegenwart und der Vorzeit. Ein Beitrag zur nähern Kenntnis der Seethäler des Landes. Mit 1 Karte. Klagenfurt, Raunecker. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hasenclever, A., Der altchristliche Gräberschmuck. Ein Beitrag zur christlichen Archäologie. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Haushofer, M., Der ewige Jude. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Liebeskind. 8. 6 M.

Herm, F., Kindermund. Blüthen und Perlen aus Herzen und Verstand unserer kleinen Lieblinge. Gesammelt und herausgegeben. Berlin, Th. Grieben. 8. 1 M. 50 Pf.

Koch, J. L. A., Die Wirklichkeit und ihre Erkenntnis. Eine systematische Erörterung und kritisch vergleichende Untersuchung der Hauptgegenstände der Philosophie. Göppingen, Herwig. 8. 5 M.

Kraus, C., Alte Geschichten vom Rheine. Novellen. 3ter Bd.: Friedrich Carl, Fürstbischof von Würzburg. Der Tag von Seckenheim. Zwei historische Novellen aus dem XVII. und XV. Jahrhundert. Mainz, Kirchheim. 8. 3 M. 60 Pf.

Kretzer, M., Im Sündenbabel. Berliner Novellen und Sittenbilder. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgegeben von F. Umlauft. 12ter Bd.: Das Königreich Ungarn. Geschildert von J. H. Schwicker. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt. Wien, Graeser. 8. 1 M. 40 Pf.

Lechler, G. V., Urkundenfunde zur Geschichte des christlichen Altertums. Leipzig, Edelmann. Gr. 8. 2 M.

Mackay, J. H., Im Thüringer Wald. Eine Wanderfahrt in Liedern. Dresden, Pierson. 8. 60 Pf.

Marsop, P., Unsere Illusionen! Offene Briefe an Herrn Gottlieb Zwinkerlein, Vorsitzenden des Richard-Wagner-Vereins zu Klein-Brktztlwitz. München, Aibl. 8. 1 M.

Netz, E., Farbenblindheit oder Farbenunkenntnis? Pädagogische Studie eines farbenblinden Lehrers. Mit 2 Farbentafeln. Jena, Busleb. 8. 1 M. 20 Pf.

Pfister, H. v., England und Irland. Eine zeitgemäße Betrachtung. Berlin, Reinecke. Gr. 8. 60 Pf.

Roth von Schreckenstein, K. H. Freih., Die Ritterwürde und der Ritterstand. Historisch-politische Studien über deutsch-mittelalterliche Standesverhältnisse auf dem Lande und in der Stadt. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 18 M.

Sacher-Masoch, Ewige Jugend und andere Geschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. Novellen. Zweite Sammlung. Berlin, Jacobsthal. 8. 3 M.

— — Eine Schlittenfahrt und andere Geschichten. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Ungnade um jeden Preis. Eine russische Hofgeschichte. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

— — Sabbathai Zewy. Die Judith von Bialopol. Zwei Novellen. Berlin, Jacobsthal. 8. 1 M.

Schweisthal, M., Das Princip des Schönen. Prolegomena zur Aesthetik. Prag, Dominicus. Gr. 8. 2 M.

Seeliger, K., Die neuesten Angriffe auf das Gymnasium. Vortrag. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 60 Pf.

Taysen, A. v., Die militärische Thätigkeit Friedrichs des Großen während seines letzten Lebensjahres. Dem Andenken des großen Königs bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages gewidmet. Mit Titelbild und 2 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 3 M. 50 Pf.

Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. 47ster Bd.: Charlotte Oldenstätt. Kriminal-Novelle von Amanda Klock. Jena, Costenoble. 8. 2 M.

Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von J. Kürschner. 1ster Bd. Stuttgart, Kürschner. Gr. 8. 10 M.

Wirth, M., Die König-Marke-Frage. Eine Abwehr für das Kunstwerk, wider den Meister. Leipzig, Reinboth. 8. 1 M.

Zeller, E., Friedrich der Große als Philosoph. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 7 M.

Zimmermann, P., Was bedeutet der Ausdruck Haus Braunschweig in unserem Erbhuldigungseide? Eine kritische Untersuchung. Wolfenbüttel, Zwißler. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters.

Von **Johannes Janssen.**

Fünfter Band: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580 bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618. Erste bis zwölfte Auflage. Gr. 8. (XLIV u. 714 S.) 7 M.; geb. 8 M. 40 Pf.

Neben der Band-Ausgabe existirt eine

Lieferungs-Ausgabe. — Die ersten vier Bände des Werkes nebst den beiden Ergänzungsschriften sind in den bereits vorliegenden 29 Lieferungen à 1 M. enthalten.

Die 30. Lieferung eröffnet den V. Band, der 7 Lieferungen à 1 M. umfassen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren des Generals U. S. Grant.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit Stahlstichen, Facsimiles und Kartenskizzen.

Zwei Bände. 8. Geh. 24 M. Geb. 26 M.

Die hinterlassenen Denkwürdigkeiten des im Juli 1885 verstorbenen Generals Grant, des siegreichen Feldherrn und zweimaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, von welchen in Amerika schon über 300000 Exemplare abgesetzt sind, werden hier in getreuer Uebersetzung von H. von Wobeser dem deutschen Publikum zugeführt. Mit dem soeben veröffentlichten zweiten Bande ist das hochinteressante, werthvolle Werk abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Vier Bände. 8. Geh. 40 M. Geb. 46 M.

I. Band.	Verfassungsrecht.	1. Abth.	Geh. 10 M.	Geb. 11 M. 50 Pf.
II. Band.	Verfassungsrecht.	2. Abth.	Geh. 8 M.	Geb. 9 M. 50 Pf.
III. Band.	Verwaltungsrecht.	1. Abth.	Geh. 8 M.	Geb. 9 M. 50 Pf.
IV. Band.	Verwaltungsrecht.	2. Abth.	Geh. 14 M.	Geb. 15 M. 50 Pf.

(Auch in 20 Lieferungen à 2 M. zu beziehen.)

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks hat mit dem soeben vollendeten vierten Bande ihren vorläufigen Abschluß erreicht. Sie sollte im ganzen 5 Bände umfassen; da aber die in Aussicht stehenden Kreis- und Provinzial-Ordnungen noch nicht für sämmtliche Provinzen des Preußischen Staats ergangen sind, kann die Bearbeitung des fünften Bandes erst später erfolgen.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 241 bis 247.

Militärisches aus Frankreich. — Wo liegt der Schlüssel? — Aus Persien. — Afghanistan, Kaschgar und Bulgarien. — China's Heer- und Flottenwesen. — Die Ereignisse in Bulgarien. — China's Verkehr mit dem Ausland. (I./II.)

Die Hienzen in Westungarn. Von G. Jauß. — Erinnerungen des Dr. Joh. Nep. v. Ringseis. — Kuno Fischers Festrede beim Heidelberger Jubiläum. Von W. A. Meyer. — Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. — Wieder etwas Ultramontanes. Von A. v. Warsberg. (I.) — Salisburgensia. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Sebastian Wilds Spiel von der Geburt Christi. Von L. Lier. — Wilhelm Scherer. (Nekrolog.) — Ueber französische Renaissance-Architektur. Von Dr. H. Semper. — Die Haftpflicht im Gewerbebetrieb und die obligatorische Unfallversicherung von Staatswegen. — Ludwig XI. von Frankreich und sein Familienleben. Von H. Semmig. — Der Philosoph des Salzkammergutes. Von A. Rau. — Universitätsfragen. (I./II.) — Zur Erinnerung an Isabella Braun. — Der Dichter des „Immensee". Von Johannes Kruse. — Das königl. bayer. Armeemuseum in München. (Schluß.)

Die russische Convertirung. — Vereinstag der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften. — Die Ernte des Jahres 1886.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bosnien als Neuösterreich.

Vom Verfasser von

„Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft".

8. Geh. 2 M.

Der zu Anfang dieses Jahres erschienenen Schrift über die Zustände Bosniens, die in weiten Kreisen ungewöhnliches Aufsehen erregte, folgt hier eine zweite Schrift von demselben Verfasser, in welcher er die von ihm ausgesprochenen Ansichten durch neue Thatsachen belegt und noch tiefer begründet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

O Polsce

napisał

Generalfeldmarszałek Hr. Moltke.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 23. September 1886.

Inhalt: Neue historische Literatur. Von Hans Prutz. — Zur Novellen- und Romanliteratur. Von Rudolf Doehn. — Kunstgeschichtliche und ästhetische Literatur. Von Gustav Portig. — Zur neuern philosophischen Literatur. Von Konrad Hermann. — Studien von Georg Curtius. Von J. Mähly. — Beiträge zur Anthropologie. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue historische Literatur.

1. Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1886. 8. 10 M.

Die hundertste Wiederkehr des Tages, an welchem der große König in der Einsamkeit von Sanssouci die Augen schloß, hat eine ziemlich umfangreiche Gelegenheitsliteratur hervorgerufen. Das zu derselben gehörige vorliegende Werk sucht die Persönlichkeit und das Wirken Friedrich's des Großen dem Leser nahe zu rücken und lebendig zu vergegenwärtigen, indem es unter Verzicht auf eine zusammenhängende Darstellung die verschiedenen Seiten in dem Charakter und der Regierungsweise, dem philosophischen und politischen Denken des Königs aus seinen eigenen Aeußerungen hervortreten läßt und, wo solche nicht vorliegen oder nicht ausreichen, auf die ergänzenden Berichte der mit ihm zusammenwirkenden oder sonst mit ihm in charakteristischer Weise in Berührung gekommenen Zeitgenossen zurückgeht. Daß dabei eine auch nur relative Vollständigkeit nicht erreicht wird, daß zuweilen eine recht störende Ungleichmäßigkeit eintritt, infolge deren manches in einer schiefen Beleuchtung erscheint, darf in gewissem Grade als unvermeidlich bei derartigen Sammlungen angesehen und muß demgemäß mit in den Kauf genommen werden. Denn solche „Lichtstrahlen" mögen angebracht sein und ihren Zweck wol erfüllen, wo es sich darum handelt, aus den Werken großer Dichter und Denker eine größere oder geringere Anzahl von Stellen herauszuheben, welche einem Publikum, das anstrengender Lektüre und mühsamem Nachdenken abgeneigt oder nicht gewachsen ist, gleichsam die Quintessenz von dem geistigen Leben vermitteln sollen, oder wo es gilt, den mit demselben Vertrauten die Möglichkeit zu bieten, sich im Anschluß an besonders charakteristische Stellen auf Grund der früher gewonnenen Kenntniß seine Hauptmomente von neuem zu vergegenwärtigen: durchaus unzureichend aber sind sie, wo es sich im wesentlichen um die Veranschaulichung geschichtlicher Verhältnisse handelt, zu deren Erkenntniß und Beurtheilung nicht blos die Individualität der Einen großen Persönlichkeit nöthig ist, sondern auch die Gesammtheit der auf diese einwirkenden Zeitverhältnisse — um ein Ranke'sches Wort zu gebrauchen — die Zeitgenossenschaft, herangezogen werden muß.

Auch die Schwächen der vorliegenden Sammlung von Stellen aus dem Briefwechsel Friedrich's des Großen, aus seinen Schriften und aus den Berichten seiner Zeitgenossen haben in diesem Punkte ihren Ursprung. Gelöst aus dem Zusammenhang, dem psychologischen sowol wie dem geschichtlichen, in dem sie entstanden sind, gewinnen solche prägnante Aeußerungen nicht selten einen andern Sinn, als sie ursprünglich hatten und haben sollten, und erwecken demgemäß in dem mit der Sache und dem benutzten Material nicht völlig vertrauten Leser (und für solche werden derartige Blütenlesen gewöhnlich doch zunächst veranstaltet) nicht selten recht unzutreffende Vorstellungen, welche das Charakterbild der betreffenden historischen Persönlichkeit verdunkeln oder durch fremde Züge entstellen. Ein zahlreiches Contingent zu solchen Sammlungen charakteristischer Aeußerungen großer Männer pflegen naturgemäß Aussprüche zu stellen, die in Augenblicken der Erregung, wol gar der Leidenschaft gethan wurden: es liegt auf der Hand, wie wenig ähnlich ein allein oder auch nur vorzugsweise auf derartige Aussprüche gegründetes Charaktergemälde ausfallen muß. Wie oft werden sich da bei einer und derselben Persönlichkeit Aeußerungen finden, die einander diametral entgegenstehen, ohne daß die Samm-

lung auch solche darbietet, welche den Widerspruch aufzulösen oder psychologisch zu erklären vermöchten. Dafür liefert auch diese Sammlung Friedricianischer Aeußerungen eine ganze Anzahl Belege; der König erscheint da vielfach launischer und despotischer, als er in Wahrheit gewesen, einfach weil man meist nach den durch die Stärke des angeschlagenen Tons besonders charakteristisch scheinenden Stellen gegriffen, diejenigen aber, die den richtigen Durchschnitt des Normalen darthun, als nicht hinreichend bezeichnend beiseite gelassen hat.

Wer sich allein nach dem hier gebotenen Material von der geistigen Eigenart des großen Königs ein Bild zu machen versuchen wollte, würde jedenfalls zu einem wenig befriedigenden Ergebniß gelangen. Von der Größe und Tiefe des Conflicts Friedrich's mit seinem Vater z. B. bekommt man nach den hier mitgetheilten darauf bezüglichen Stellen gar keine Vorstellung; im Gegentheil, man wird sich auf Grund derselben ein für den damaligen Kronprinzen äußerst ungünstiges Bild davon machen, besonders wenn man die höchst bedenklichen, von arger sittliche Frivolität zeugenden Ergüsse hinzunimmt, welche der Prinz aus Anlaß seiner bevorstehenden Verheirathung an General von Grumbkow u. a. gerichtet hat, und welche nur durch wohlausgewählte entgegenstehende Erklärungen auf das richtige Maß ihrer Bedeutung zurückgeführt werden könnten.

Gesteigert werden nun die in der Natur solcher Lichtstrahlensammlungen liegenden Gebrechen in diesem Falle noch durch die unglückliche chronologische Anordnung des Ganzen. Denn dieselbe reißt das sachlich Zusammengehörige willkürlich auseinander und verhindert dadurch die gegenseitige Correctur der allzu starken und dadurch einseitigen Aeußerungen; nach dieser Seite hin wäre es ohne Zweifel zu empfehlen gewesen, den Stoff nach gewissen Kategorien zu gruppiren, etwa: Persönlichkeit, Lebensweise, Sorge für die Landescultur, Heerwesen, Feldherr u. s. w.; innerhalb der einzelnen so gewonnenen Abtheilungen hätte dann wieder eine chronologische Ordnung durchgeführt werden können, welche den Wandel lehrreich veranschaulicht haben würde, den die Anschauungen des großen Königs in vieler Hinsicht im Laufe der Zeit und unter dem Einfluß besonderer Verhältnisse durchgemacht haben. Nur so würde auch die Vielseitigkeit seines Wirkens und die rastlose Beweglichkeit seines Geistes recht zur Anschauung gekommen sein.

Endlich erscheint es doch nicht ganz unbedenklich, die Briefe Friedrich's des Großen, wie hier geschehen ist, ihres originalen französischen Gewandes zu berauben und in das deutsche zu kleiden: denn abgesehen davon, daß die Uebersetzung nicht überall glatt und fließend ist und an manchen Stellen einen peinlich ungelenken Eindruck macht, so geht selbst bei einer guten Uebersetzung von dem eigenthümlichen Friedricianischen Französisch so viel verloren, daß auch der Gedanke in manchem Falle dadurch eine gewisse Modification erfährt und sich etwas anders gibt, als ihn der König in seinem lebhaften und eigenartigen, wenn auch oft durchaus unclassischen Französisch gegeben hat.

2. F. C. Dahlmann's kleine Schriften und Reden. Stuttgart, Cotta. 1886. Gr. 8. 6 M.

Auch dieses Buch ist die Festgabe zu einer Säcularfeier: die hundertste Wiederkehr von Friedrich Christoph Dahlmann's Geburtstag am 13. Mai dieses Jahres hat den Gedanken angeregt, eine Sammlung der zerstreuten und auch zum Theil schwer zugänglichen kleinern Schriften des großen Patrioten, Staatsrechtslehrers und Historikers zu veranstalten. Namentlich der verstorbene Georg Waitz, einst Dahlmann's Nachfolger auf dem kieler Lehrstuhl und späterhin wissenschaftlich sowol wie auch durch seine politische Thätigkeit besonders im frankfurter Parlament demselben vielfach verbunden, hat ein solches Unternehmen angelegentlich befürwortet; mit bereitwilliger Beihülfe von Dahlmann's Sohn und Enkelin ist dasselbe unter der redactionellen Leitung des marburger Geschichtsprofessors Bernard Varrentrapp in ansprechender und zugleich durchaus sachgemäßer Weise durchgeführt worden. Wie die Sammlung vorliegt, ist ihr ein hohes wissenschaftliches und vaterländisches Interesse nicht abzusprechen, wenn auch unzweifelhaft das letztere beträchtlich überwiegt. Denn von den darin aufgenommenen kleinern Dahlmann'schen Arbeiten rein wissenschaftlichen Charakters können die meisten einen hohen sachlichen Werth nicht mehr beanspruchen: von dem, was Dahlmann auf diesem Gebiete geleistet hat, ist ohnehin nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil hier abgedruckt worden, und man wird die Gründe, welche der Herausgeber dafür angeführt hat, nur billigen und dem beobachteten Verfahren beistimmen können. Hierher gehören die knappen Skizzen, zum Theil nur gelegentliche Bemerkungen über den dithmarschen Nordbund, dessen Chronik Dahlmann bekanntlich herausgegeben hat, das Zeugniß für die frühere Bewaldung Islands, die Briefe über Palnatoke und Tell, die Skizze von der Selbstbefreiung Lübecks im Jahre 1226, einige Recensionen aus den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", der Aufsatz über Emmerich und dann namentlich die interessante und charakteristische Vorrede zu einer von Dahlmann geplanten, aber nicht nur nicht ausgeführten, sondern offenbar niemals in Angriff genommenen Geschichte der deutschen Könige aus dem sächsischen Hause, über deren Entstehungszeit nur das Eine zu ermitteln gewesen ist, daß sie noch in Kiel vor der Uebersiedelung nach Göttingen geschrieben worden ist. Alles andere ist aus der patriotischen und politischen Wirksamkeit Dahlmann's hervorgegangen und daher vorzugsweise geeignet, das Bild desselben, wie es uns namentlich sein Biograph Robert Springer zum Theil eben auf Grund des ihm bereits vorliegenden Materials so meisterhaft gezeichnet hat, zu ergänzen und zu beleben. Die auf die speciellen schleswig-holsteinischen Angelegenheiten bezüglichen Arbeiten Dahlmann's haben hier nur theilweise Aufnahme gefun-

den: man wird es nur billigen können, daß z. B. die urkundliche Geschichte des Steuerbewilligungsrechts des schleswig-holsteinischen Landtags und die dieselbe zum großen Theil wiederholende Denkschrift an den Bundestag über den gleichen Gegenstand hier nicht eingereiht worden sind. Im Mittelpunkt des Interesses stehen die auf die göttinger Katastrophe vom Jahre 1837 bezüglichen Aktenstücke; namentlich wird man sich freuen, Dahlmann's Schrift „Zur Verständigung", welche 1838 in Basel erschien und das gesammte Aktenmaterial über das Verfahren gegen die göttinger Sieben enthält, hier nebst etlichen lehrreichen Anlagen vollständig reproducirt zu sehen. Der tapfere Ton ernster männlicher Ueberzeugungstreue, welcher, jedes sacrificio dell' intelletto unfähig, selbst ein ohne directen Nachtheil mögliches Verschweigen der abweichenden principiellen Anschauung für einen moralischen Frevel und ein politisches Unrecht hält, möge in unsern Tagen mahnend und erweckend an das Ohr und in das Gewissen all derjenigen schlagen, welche, einer gegenwärtig nur allzu sehr überhand nehmenden Richtung folgend, den Erfolg und seine Träger anbeten und ihren Stolz darein setzen, immer der Ansicht der augenblicklich tonangebenden Persönlichkeiten zu sein und sich eine Zukunft zu sichern, indem sie in politischen Dingen überzeugungslos stets mit dem Strom schwimmen. Die hier wiederholten Artikel Dahlmann's aus der „Hannoverschen Zeitung" und der „Deutschen Zeitung" und in fast höherm Grade noch seine Reden in der Paulskirche und aus der ersten preußischen Kammer lassen von neuem erkennen, wie tief bei diesem in seiner Art einzigen Manne die politische Wirksamkeit nicht blos in wahrhaft heiligem nationalem Eifer, sondern mit diesem zugleich in unantastbarer Sittlichkeit und unentwegtem Pflichtgefühl wurzelt. Darin möchten wir das vornehmste Verdienst dieser Sammlung von Dahlmann's kleinen Schriften erblicken; in dieser Richtung möchten wir von derselben auf möglichst weite Kreise eine recht nachhaltige und tiefe Einwirkung ausgehen sehen. Mit Recht hebt der Herausgeber als charakteristisch für Dahlmann hervor, wie derselbe in den hier zuerst veröffentlichten kurzen Bemerkungen, welche er in sein Handexemplar der Schrift „Zur Verständigung" eingetragen hatte, mit allem Nachdruck darauf hinweist, daß er und seine Genossen bei der Erklärung gegen die Gewaltthat König Ernst August's von Hannover lediglich ihre Pflichten haben wahren wollen, und wie Dahlmann überhaupt rastlos bemüht gewesen ist, die sittlichen Normen unsers öffentlichen Lebens zu vertiefen und zu veredeln. Mit dem Herausgeber möchten auch wir gerade hierin Dahlmann's größtes Verdienst sehen und wünschen, daß diese Sammlung seiner Aufsätze und Reden dazu beitragen möge, solche vertiefende und veredelnde Wirkungen auch ferner hervorzurufen.

3. Historische Darstellungen und archivalische Studien. Beiträge zur baltischen Geschichte von Theodor Schiemann. Hamburg, Gebr. Behre. 1886. Gr. 8. 5 M.

Von den vierzehn selbständigen Arbeiten, welche der um die Geschichte seiner baltischen Heimat verdiente Verfasser in der vorliegenden Sammlung vereinigt hat, wenden sich die ersten neun, Bilder aus verschiedenen Epochen der baltischen Geschichte, an ein größeres, ungelehrtes Publikum in den baltischen Provinzen selbst; sie wollen das historische Interesse im Lande und am Lande lebendig erhalten: ein Vorhaben, welches angesichts der gerade in unsern Tagen den russischen Ostseeprovinzen drohenden Krisis alle Anerkennung verdient und auch außerhalb derselben Theilnahme erwecken wird. Insbesondere die Geschichte Livlands wird in diesen knappen, ansprechend geschriebenen, aber auf tüchtiger Quellenkenntniß beruhenden Aufsätzen nach verschiedenen Richtungen hin lebhaft zur Anschauung gebracht: von den Vitalienbrüdern des 14. Jahrhunderts beginnend, gehen dieselben zu der Zeit des Humanismus und der Reformation fort, um mit der Darstellung von der Entstehung der Constitutiones Livoniae vom 4. December 1582 zu schließen, der Geschichte eines bösen polnischen Rechtsbruchs, dessen Schatten noch in die Gegenwart Livlands hineinfallen, insofern dadurch zuerst eine tiefe Bresche in das livländische Landesrecht gelegt wurde. Die folgenden fünf Aufsätze haben einen mehr gelehrten Charakter und wenden sich demgemäß auch mehr an einen fachmännischen Leserkreis, indem sie von den noch unbenutzten und zum Theil noch ungedruckten Materialien Kunde geben, welche das herzogliche Archiv zu Mitau, das piltensche Archiv und das Stadtarchiv zu Reval für die Geschichte Livlands und der russischen Ostseeprovinzen enthalten.

Hans Prutz.

Zur Roman- und Novellenliteratur.

1. Vom Fels zum Meer. Historische Erzählung aus dem Leben Friedrich's des Großen von Hans von Zollern. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1886. 8. 12 M.
2. Der Mohr von Berlin. Roman von Georg Horn. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1886. 8. 10 M.
3. Doña Perfecta. Roman von Perez Galdos. Aus dem Spanischen von E. Reichel. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1886. 8. 6 M.
4. Julian Loraine's Testament. Roman von Hugh Conway. Aus dem Englischen von F. Siemers von Ostermann. Dresden, Pierson. 1886. 8. 3 M.
5. Erinnerungen eines alten Oesterreichers. Drei Erzählungen von Ossip Schubin. Jena. Costenoble. 1886. 8. 3 M.

6. Hinter den Coulissen. Humoristische Skizzen und Bilder aus dem Schauspielerleben von Friedrich Friedrich. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 1 M.

Fast um dieselbe Zeit, wo so vielfach und begeistert in Preußen und im Deutschen Reiche überhaupt der hundertjährige Gedächtnißtag des Hinscheidens Friedrich's II., des großen Preußenkönigs, mit ernster Feier begangen wurde, erschien die historische Erzählung „Vom Fels zum Meer" von Hans von Zollern (Nr. 1). Der Verfasser hat sich schon wiederholt und mit Erfolg auf dem Gebiete des historischen Romans bewegt; auch das in Rede stehende Buch ist wohl der Beachtung werth, denn es vereint vielfach mit geschichtlicher Treue warmen Patriotismus und poetische Anziehungskraft. Zwar wird der Leser, wie der Autor selbst im Vorwort hervorhebt, in einem Werke, das seinem Hauptinhalt nach über Friedrich den Großen handelt, durchweg Neues kaum finden; allein nach dem Erscheinen der werthvollen Memoiren der Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, betitelt „60 Jahre am Preußischen Hofe", ist H. von Zollern doch in der Lage gewesen, viel des Interessanten und Spannenden über den großen König, seine Familie und seine Umgebung, das dem größern Publikum wenig oder gar nicht bekannt sein dürfte, in seine Erzählung aufzunehmen. Beiläufig sei noch bemerkt, daß das Buch keine in Eile hingeworfene Schrift, sondern bereits im Jahre 1879 entworfen und erst nach reiflichem Sichten beendigt worden ist.

Die Erzählung beginnt in den ersten Kapiteln mit der Zeit nach dem ersten Schlesischen Kriege, welcher der aufstrebenden preußischen Monarchie Schlesien als neue Provinz hinzugefügt hatte. Auf der Gartenterrasse des Schlosses Monbijou sitzen an einem schönen Herbsttage des Jahres 1742, kurze Zeit nach dem ruhmreichen Einzuge der preußischen Armee in Berlin, die drei Schwestern Friedrich's II.: Friederike Wilhelmine, die damalige Markgräfin von Baireuth, die älteste, Ulrike, die zweite, und Amalie, die jüngste. Zu ihnen gesellen sich bald die neue Hofdame Fräulein von Dorn und die beiden Hofcavaliere Baron von Pöllnitz und der junge Baron von der Trenk, Ordonnanzoffizier Sr. Majestät des Königs. Schon hier zeigen sich die ersten Spuren der aufkeimenden Liebe zwischen der Prinzessin Amalie und dem Fräulein von Dorn einerseits und dem ebenso schönen wie verwegenen Baron von der Trenk andererseits, die ein so trauriges Ende finden sollte. Später lernen wir auch die Tänzerin Barbarina, das nicht minder edle als schöne Fräulein Sophie von Pannewitz und deren Vetter Graf von Voß kennen.

Der zweite Band schildert die Zeit des zweiten Schlesischen Kriegs, namentlich die Schlachten bei Hohenfriedberg, Sohr und Groß-Hennersdorf; in der ersten hatte sich Friedrich's II. Lieblingsbruder Wilhelm, den er so früh verlieren sollte, ebenso ausgezeichnet, wie bei Groß-Hennersdorf der Fürst von Dessau. In allen Landen verkündete man schon, daß der Siegesflug des preußischen Adlers „vom Fels zum Meer" unaufhaltsam sei. Außerdem aber werden, von andern interessanten Zügen abgesehen, die harte Bestrafung des Barons von der Trenk, die Liebe des Prinzen Wilhelm zu Sophie von Pannewitz und die Ernennung des Herrn von Voß zum Gesandten in Dresden mehr oder weniger ausführlich besprochen. Den Schluß des zweiten Bandes bildet eine nähere Beleuchtung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen König Friedrich und dem schwedischen Gesandten Grafen von Rudenskiöld, welcher die schweren Gewitterwolken des Siebenjährigen Kriegs heraufziehen sah und darüber dem Könige, den er hoch verehrte, wichtige Mittheilungen machte. Im dritten Bande endlich werden die Hauptschlachten des Siebenjährigen Kriegs geschildert sowie Preußens glorreicher Sieg. Den Schluß bilden das ergreifende Ende des Prinzen Wilhelm, die Vermählung der hochherzigen Sophie von Pannewitz mit Herrn von Voß und die Befreiung des Barons von der Trenk. Der Roman „Vom Fels zum Meer" darf mit vollem Recht als ein fesselnd geschriebenes Zeitgemälde bezeichnet werden.

Wie in der Erzählung von Hans von Zollern sich die Zeit Friedrich's Großen vielfach widerspiegelt, so bietet uns der Roman „Der Mohr von Berlin" von Georg Horn (Nr. 2) ein kaum minder schönes Gemälde auf historischer Grundlage aus der Regierungszeit des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Es handelt sich vorwiegend um die Gründung brandenburgischer Colonien in Afrika. Inhalt und Form sind gleich anziehend, und das Ganze ist von aufrichtiger Vaterlandsliebe durchweht. Zwei brandenburgische Schiffe, das Wappen von Brandenburg und der Mohrian, waren unter dem Commando des Kapitäns Blank nach Afrika gesegelt, waren dort zwischen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen gelandet, hatten gegen europäische Waaren Gold, Elfenbein, Sklaven und andere Dinge eingetauscht und waren, reich mit kostbarer Ladung befrachtet, an die Küste des Vaterlandes heimgekehrt. Ein früherer holländischer Kaufmann und Seefahrer, Raule, war der Leiter dieser Handelsunternehmung, die unter brandenburgischer Flagge vor sich ging. Raule stand in hohen Gnaden bei dem Kurfürsten, der mit Hülfe des Holländers seine Kriegsaction gegen die Schweden an den Küsten der Nord- und Ostsee geführt hatte. So hatte es Raule wohl wagen können, der Gemahlin seines neuen Herrn von der Handelsausbeute den Mohren Abba als Geschenk anzubieten. Diese schwarze Menschenspecies war in damaliger Zeit an den Höfen Europas sehr beliebt; wenn die Herrschaften sich malen ließen, mußte auch der Mohr mit auf der Leinwand dargestellt sein. Die Handlung beginnt mit der Taufe des genannten Mohren, der übrigens in der Erzählung keine unbedeutende, wenn auch eine wenig beneidenswerthe Rolle spielt. Die Hauptpersonen der Erzählung sind außer dem Großen Kurfürsten und Raule: der Minister von Fuchs, dessen schöne und gute Tochter Erika und der tapfere und pflichtgetreue Fritz von der Gröben. Die beiden Letztgenannten reichen sich nach verschiedenen Wirrnissen und Gefahren die Hand fürs Leben. Die Handlung spielt theils

in Europa, namentlich in Berlin, theils in Afrika. Die rothe Adlerflagge, welche einst von Großfriedrichsburg am Ocean wehte, ist gesunken, aber an ihrer Stelle ist das deutsche Banner emporgestiegen.

Der Roman „Doña Perfecta" von Perez Galdos (Nr. 3) trägt in vieler Beziehung einen ganz andern Charakter als die beiden vorstehend genannten Werke, dürfte aber doch von dem deutschen Lesepublikum, welches es nicht verschmäht, sich mit ausländischer Literatur bekannt zu machen, gern und mit Interesse gelesen werden. Schon aus diesem Grunde hat sich die talentvolle Uebersetzerin, E. Reichel, ein Verdienst dadurch erworben, daß sie die spanische Dichtung ins Deutsche übertragen hat. Wohl streifen manche Schilderungen hier und da an das Gebiet des Abenteuerlichen, wie es spanische Zustände mit sich bringen, allein es fehlt keineswegs an feinen psychologischen Zügen und landschaftlichen Gemälden, die einestheils die Sitten und Gebräuche der Iberischen Halbinsel, anderntheils Land und Leute treffend schildern. Die Charakteristik der einzelnen Personen ist meisterhaft; wir erwähnen in dieser Beziehung nur den Helden der Erzählung, den energischen und feingebildeten Don José de Rey, und dessen Verwandte die liebliche Rosario, sowie deren Mutter Donna Perfecta und den bigoten Kanonikus Don Inocentio. Spanien, „das schöne Land des Weins und der Gesänge", wie Goethe es nennt, erscheint uns allerdings meistens nicht in einem allzu verlockenden Lichte; die zur Darstellung gebrachten Provinzialzustände liegen durchweg sehr im Argen, aber die Geschichte trägt unleugbar den Stempel der Wahrheit, denn der Autor wollte eben vielfach ein Bild der Wirklichkeit geben. Daher erklärt sich auch der humoristische, um nicht zu sagen sarkastische Ton, der das Ganze durchzieht, und das tragische Ende, welches die Erzählung findet.

Im Gegensatz zu dem Roman von Perez Galdos, der uns spanische Zustände vorführt, entrollt uns „Julian Loraine's Testament" von Hugh Conway (Nr. 4) ein Bild von den socialen Verhältnissen Großbritanniens. Die ersten Kapitel schildern einen reichen englischen Grundbesitzer, Julian Loraine, der, obgleich voller Menschenverachtung, doch einen jungen Mann, den Helden der vorliegenden Erzählung, adoptirte, welcher weder verwandt mit ihm war, noch sich sonst seine Zuneigung in besonderm Grade erworben hatte, es sei denn daß die romantische Art und Weise, wie er zu ihm gekommen, die Adoptirung veranlaßte. Nach dem Tode des ältern Loraine tritt der jüngere an die Stelle seines Adoptivvaters und gewinnt bald die Liebe eines jungen und edeln Mädchens, Viola Keit mit Namen. Verschiedene Gründe bestimmten ihn, vorläufig den Namen Vane anzunehmen, obschon in dem Heirathscontract sein wahrer Name stand. Der Zufall wollte nun, daß dies entdeckt wurde; da aber Viola's Mutter die geschiedene Frau des alten Julian Loraine war, so mußte man annehmen, daß zwischen Viola und dem jüngern Loraine eine Ehe zwischen Geschwistern stattgefunden hatte. Unter diesen Umständen reisten Mutter und Tochter unter Beihülfe eines gewissen Grant, der Viola ebenfalls heiß liebte, ohne daß diese es ahnte, schnell ab, um durch sofortige Trennung die bösen Folgen einer Geschwisterehe zu vermeiden. Nach manchen Wirrnissen gelang es endlich, ebenfalls mit Hülfe des edeln Grant, die getrennten Gatten wieder glücklich zu vereinigen; denn der jüngere Loraine war ja nur ein Adoptivsohn des ältern und nicht durch die Bande des Bluts mit demselben verwandt gewesen. Der Roman von Conway ist theilweise nicht übel geschrieben und enthält sogar einzelne Stellen, die wirklich ergreifend sind; im ganzen können wir jedoch denselben nicht zu den bessern Erscheinungen in der schönen Literatur zählen, da er hier und da den Vorwurf der Effecthascherei verdient.

Die drei Erzählungen von Ossip Schubin, „Erinnerungen eines alten Oesterreichers" (Nr. 5) betitelt, welche dem Major a. D. Theodor von Salemfels gewidmet sind, werden ohne Zweifel ihr Lesepublikum finden, allein sie dürfen nicht darauf Anspruch machen, einen höhern Werth zu besitzen. Der Held der ersten Erzählung ist ein österreichischer Offizier, der von seinen Kameraden gewöhnlich Zwilch oder Nobl' Zwilch, oder auch kurzweg Battist genannt wurde; er gereichte der österreichischen Armee nicht zur Zierde und mußte dieselbe auch nicht gerade sehr ehrenvoll verlassen. Die Verfasserin läßt die Geschichte in einer Gesellschaft, welche bei einer reichen Bankiersfrau, der man den Spitznamen „die wiener Madame Necker" gegeben hatte, stattfand, von einem alten braven Reitergeneral erzählen. Die erwähnte Bankiersfrau hatte wöchentlich zwei sogenannte jours fixes, und zwar den Mittwoch „pour les gens d'esprit" und den Freitag „pour les gens bêtes". Die zweite Erzählung, „Enthusiasmo Steinkerque", schildert die traurigen Schicksale eines Menschen, der stets in Illusionen lebt, über die Verderbtheit der gesellschaftlichen Zustände grübelt und schließlich, nachdem er ein nicht unbeträchtliches Vermögen verloren, in der elendesten Weise sein Leben endet. Die letzten Worte dieses beklagenswerthen Schwärmers, der lange Zeit auch Vorträge über die Unsterblichkeit hielt, waren: „Seitdem meine eigene Seele gestorben ist, glaube ich an keine Unsterblichkeit mehr." Auch die Schlußerzählung, welche den eigenthümlichen Titel „Die Zinsenburgische Familiennase" trägt, hat einen entschieden pessimistischen Charakter. Ossip Schubin hat ein ohne Zweifel nicht unbedeutendes Erzählungstalent, dem auch ein gewisser Humor nicht fehlt, schon oft bewährt; allein sie betritt nach unserer Ansicht einen falschen Weg, wenn sie nur durch Schwarzmalerei Wirkung auf den Leser zu erzielen sucht.

Zum Schluß erwähnen wir noch kurz ein kleines Buch von Friedrich Friedrich, in welchem derselbe dem Leser unter dem Titel „Hinter den Coulissen" (Nr. 6) in neuer und verbesserter Auflage acht humoristische Skizzen oder Bilder aus dem Schauspielerleben darbietet. Der Verfasser, welcher bekanntlich zu den gelesensten deutschen Ro-

manschriftstellern gehört, läßt uns darüber im Unklaren, wie weit die dargebotenen Erzählungen dem Gebiete der Wahrheit oder der Dichtung angehören; wir glauben indeß in der Annahme nicht zu irren, daß dieselben in allen Hauptpunkten der Wirklichkeit entnommen sind. Als Probe der Erzählungsweise mag hier der Anfang der fünften Skizze einen Platz finden:

Executoren und Theaterdirectoren sind die armen Menschen, welche am meisten verkannt und gehaßt, von Hunderten verwünscht werden. Die Executoren haben es noch am besten, denn sie sind nur die ausführenden Individuen einer andern Macht, welche schützend hinter ihnen steht. Aber ein Theaterdirector! Er lebt, kämpft, zankt sich, zahlt, empfängt Beleidigungen und häufig noch mehr — alles auf eigene Hand. Er steht an der Spitze einer Menge Menschen, in denen allen das demokratische Element außerordentlich scharf ausgeprägt ist, und ihnen gegenüber muß er das monarchische und dynastische Princip aufrecht erhalten. Er muß sie beherrschen, in den strengsten Fesseln halten und noch über ihre Schulden wachen. Von fast lauter mehr oder weniger exaltirten Menschen umgeben, muß er sich zwischen ihnen hindurchwinden, je nach den einzelnen Charakteren schmeichelnd, ohne es ehrlich zu meinen, lobend mit verbissenem Grimme, versprechend, ohne je daran zu denken, Wort zu halten, imponirend, um ausgelacht zu werden, drohend, ohne daß es hilft, grob und zur Thüre hinauswerfend mit innigster Ueberzeugung. Er hat nur einen einzigen Menschen, der ihn in allem unterstützt, seinen Secretär, ohne daß dieser es mit ihm selbst ehrlich meint. Selbst auf seine Frau kann er sich nur selten verlassen. Es gehört aber auch eine ganz besonders organisirte Natur dazu, um Theaterdirector sein zu können, eine Natur, die sich nur am Theater selbst heran- und herausbildet.

Es mag dahingestellt bleiben, wieweit diese Charakteristik eine richtige ist, doch glauben wir, daß sie im wesentlichen das Richtige trifft, wenn auch Ort, Zeit und Verhältnisse modificirend einwirken. Ein mehr erheiternd wirkender Humor waltet in der siebenten kleinen Erzählung „Das Benefiz" vor, während die letzte: „Ein Gastspiel Ludwig Devrient's", bald lächerlich und heiter, bald ernsthaft und rührend wirkt. Das ganze Buch ist der Beachtung werth, es verräth eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß des Autors, obschon derselbe wie alle Sterblichen dem Irrthum unterworfen ist.

Rudolf Doehn.

Kunstgeschichtliche und ästhetische Literatur.

1. Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben von F. X. Kraus. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herder. 1885—86. Lex.-8. 32 M. 40 Pf.

Nachdem ich bereits wiederholt in d. Bl. das vorliegende Werk unter wärmster Empfehlung zur Anzeige gebracht habe, gereicht es mir zur hohen Freude, noch einmal auf das nunmehr vollendete Ganze zurückzukommen. Ist dasselbe doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Ende geführt worden, denn der erste Band erschien 1882 und umfaßt 677 Seiten in Lexikonformat, während der zweite, 1019 Seiten stark, die Jahrzahl 1886 trägt. Dabei ist der Text mit 248 + 545 Abbildungen illustrirt, welche vielfach nur mit Opfern zu beschaffen waren. Staunenswerth aber ist es, daß Kraus dieses monumentale Werk nicht blos redigirt, sondern auch größtentheils selbst geschrieben hat. Seine Mitarbeiter (Dippel, Funk, Krieg, Krüll, Münz, Peters, Schill u. a.) haben ihm wol Handreichung gethan; aber Bauherr des Ganzen bleibt doch er selbst. Auch mag ihm Martigny's „Dictionnaire des antiquités chrêtiennes" (2. Aufl., 1877) nicht unwesentliche Dienste geleistet haben; das Hauptverdienst aber gebührt doch ihm, nämlich sein Buch auf die volle Höhe der heutigen deutschen Wissenschaft gestellt zu haben. Es umfaßt die ersten sechs bis acht Jahrhunderte der kirchlichen Archäologie (die Alterthümer der Verfassung, des Rechts, des Cultus, des Privatlebens und der Kunst) und gibt dadurch die wünschenswerthe Ergänzung zu der bisher vorzugsweise bearbeiteten kirchlichen Archäologie des Mittelalters.

Wohl halte ich auch jetzt noch fest an dem Wunsche, daß ein protestantischer Gelehrter oder ein Verein von solchen ein Seitenstück zu dieser katholischen Realencyklopädie verfassen möge, vielleicht mit einer weniger wuchernden Gelehrsamkeit; aber ich halte es für Ehrensache, die katholische Theologie zu dieser Leistung zu beglückwünschen, und zwar ebenso wol wegen der darin kundgegebenen Gründlichkeit als wegen der wohlthuenden Besonnenheit im Urtheil.

Ich will die Freude über das Gelingen das Unternehmens nicht trüben, indem ich den Hebel der Kritik an Einzelheiten ansetze; das wäre ja bei zahllos aufgespeicherten Notizen ein Leichtes. Würdiger ist es jedenfalls, hier nicht zu mäkeln, sondern zu danken. Ob Kraus eine jener äußern Würden empfangen wird, an denen die katholische Kirche so reich ist, weiß ich nicht; überall da aber, wo man noch geistige Güter und die Bedeutung der Wissenschaft als solche zu würdigen vermag, wird auch Kraus' Name mit hoher Anerkennung genannt werden. Möge es ihm vergönnt sein, mit seiner ausgezeichneten Kraft zu dem Gebiet der kirchlichen Kunst zurückzukehren, auf welchem er bereits so bemerkenswerthe Proben seines wissenschaftlichen Könnens abgelegt hat!

2. Geschichte des Barockstils, des Rococo und des Klassicismus von Cornelius Gurlitt. Mit circa 350 Original-Illustrationen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1886. Lex.-8. In Lieferungen zu 1 M. 40 Pf.

Der Verfasser ist von der Ansicht ausgegangen, daß in der Geschichtschreibung der Baukunst noch die Lücke auszufüllen sei, welche Kugler, Burckhardt und Lübke mit ihren Werken gelassen haben. Er wollte aber diese Ge-

schichte nicht mehr nach einzelnen Ländern und Völkern betrachten, sondern das gesammte Schaffensgebiet der in das Auge gefaßten Periode in einer geschlossenen Darstellung vereinen, damit so die vielfach verschlungenen, alle Landesgrenzen überschreitenden Wege des Entwickelungsganges klar zur Erscheinung kämen. Gurlitt hat zu diesem Zwecke fast ganz Europa von Land zu Land bereist, um sich erst jene vergleichende Uebersicht über die endlose Menge der Schöpfungen eines baulustigen Zeitalters zu verschaffen, welche die Klarlegung des gesammten Sachverhalts ermöglichte. Meist befand er sich Bauten gegenüber, von denen bisher nicht einmal photographische Aufnahmen existirten. Es gereicht ihm zum Verdienst, alle diese Schwierigkeiten überwunden zu haben, dank der Beihülfe tüchtiger Künstler. So will er denn versuchen, ob ihm eine gerechtere Beurtheilung des Barock und Rococo gelingt als unsern Vätern; er will einführen in die Thätigkeit der Nachfolger Michel Angelo's, Bernini's und Borromini's, der Zeitgenossen von Rubens, der französischen Classicisten unter Ludwig XIV. und XV., des Inigo Jones und Christopher Wren, Schlüter und Pöppelmann, Fischer von Erlach und Balthasar Neumann. Das ganze Werk soll in 20 Lieferungen erscheinen.

Ich verzichte darauf, die babylonische Sprachverwirrung mehren oder mindern zu helfen, welche in Bezug auf Bedeutung und Abgrenzung des Rococo und Barock, des Zopf und Classicismus und mehrerer anderer -ismen herrscht bis in die unmittelbare Gegenwart herein. Ich begnüge mich vielmehr, zunächst Gurlitt für sich selbst reden zu lassen. Er nennt die Renaissance einen in Nachbildung der Antike abgeleiteten Stil. Nachdem die Frührenaissance ihre Freude gehabt an der reichen Ausbildung des Einzelnen, wurde in der Hochrenaissance der Bau ein organisches, in seinen Theilen durch den Gesammtinhalt bestimmtes Kunstwerk. Man beurtheilte ihn nach feststehenden ästhetischen und formalen Gesetzen. Wieder in den nachfolgenden Jahrhunderten rang die moderne Empfindung, die persönliche Beanlagung und Neigung des Künstlers mit der classischen Form. Die einen suchten sich von der Bevormundung der Antike zu befreien, die andern wollten sie mit Haut und Haar beleben. Michel Angelo war der Titan des individuellen Willens, Palladio der Meister der innern Gesetzmäßigkeit.

Als Spätrenaissance bezeichnet Gurlitt die strengere Schule, welche von Vignola auf Domenico Fontana und Tibaldi führt; Rococo aber ist ihm eine spätere Spielart des Barock, denn es entstand als Reaction des Kunstgewerbes gegen die Palladianische Richtung in der Architektur der pariser Akademie. Deutschland allein kennt es als Baustil, wo es denn mit dem Barock so eng verwandt erscheint, daß eine Trennung sehr schwer durchzuführen ist. Endlich nennt er die auf das Studium der Antike basirte Kunst des endigenden 18. Jahrhunderts den Stil des Classicismus und seine Weiterentwickelung den hellenisirenden Stil.

Soweit die mir vorliegenden ersten vier Lieferungen des groß angelegten Werks ein Urtheil gestatten, muß ich es dahin fällen, daß Künstler, Kunsthistoriker und Stilist sich in Gurlitt harmonisch durchdringen. Er schreibt mit ebenso wissenschaftlichem Vollgehalt wie in schöner Form, ist ebenso ein Meister in culturhistorischen Schilderungen wie in kunstkritischen Urtheilen. Ich hoffe zuversichtlich, daß sein Werk sich als eine wesentliche Bereicherung der heutigen kunstgeschichtlichen Literatur erweisen werde.

3. Geschichte der modernen Kunst von Adolf Rosenberg. Leipzig, Grunow. 1884—86. Lex.-8. In Lieferungen zu 2 M.

Ich habe hier die siebente und achte Lieferung des zweiten Bandes dieses gediegenen Werks zur Anzeige zu bringen, und freue mich aussprechen zu können, daß Rosenberg der deutschen Kunst wirklich eine so eingehende Behandlung zutheil werden läßt, wie ich sie bei meinen Besprechungen des ersten Bandes gewünscht habe. Nachdem er die Schüler Thorwaldsen's dem Leser vorgeführt, geht er über zu einer ausführlichen Würdigung von Genelli. Mit Recht nimmt er Urtheile von F. Pecht und Peter Cornelius (dem Tonsetzer) herüber, wie z. B. das folgende:

Genelli's Theatervorhang (Idealbild) ist sein jüngstes Gericht, seine göttliche Komödie. Die Schönheit der Linien, die keusche Poesie der Farbe, die feinste Stilempfindung der Anordnung trifft hier zusammen mit einem erhabenen Geist, mit einer allen Gipfeln und Untiefen des Lebens abgezwungenen Macht der Charakteristik, mit einer Reinheit der Seele und einer weihevollen poetischen Gerechtigkeit, welche allem Schönen und Guten, was je gedacht worden, die Hand reicht. Nacht und Licht als Mittelpunkt, Todsünden und göttliche Tugenden als ihre Sprossen, und darunter in bunten Gestalten die Welt der Breter, welche den Kampf zwischen beiden in poetischer Verklärung der Welt der Wirklichkeit zur Selbsterkenntniß und Läuterung als Spiegel vorhält.

Vortrefflich ist das Gesammturtheil, welches Rosenberg über Genelli fällt; ich greife nur die Stelle heraus:

Was Genelli über Carstens hinaushebt, ist der größere Reichthum an Phantasie und poetischer Erfindungskraft, ein höher ausgebildetes Schönheitsgefühl und ein dramatisch bewegter Stil.

Hierauf folgt ein Essay über F. Preller und die historische Landschaft. Hier und anderwärts bekundet Rosenberg eine große Gabe, die Geschichte eines Künstlers organisch mit dessen Werken zu verbinden. Ich citire wiederum folgenden Ausspruch:

Die Mehrzahl der Figuren in Preller's Odysseelandschaften ist durchaus plastisch gedacht, und ebenso tragen die Linien und Formen der Landschaft einen plastisch-monumentalen Charakter. Trotz einer reichen Fülle von Einzelheiten strebte er nach der möglichsten Vereinfachung der herrschenden Linien, wobei er glücklich vermied, in das Extrem, in das naiv Kindliche zu gerathen.

Dem großen Landschafter Karl Rottmann wird zwar ein besonderes, aber flüchtiger gearbeitetes Kapitel gewidmet. Dagegen erfreut sich Böcklin einer eingehendern Berücksichtigung; gerade an ihm Gerechtigkeit zu üben, ist sehr schwer. Ich lasse wiederum Rosenberg selbst zu Worte kommen:

In dem Farbenzauber liegt das Geheimniß Böcklin'scher Wirkung. Ihm zu Liebe gibt er die Form preis; er denkt, er schafft nur malerisch, nicht plastisch, und deshalb erreicht er nur sehr selten das Ziel seines Strebens, das classische Ideal mit dem romantischen zu einem neuen Ideal zu verschmelzen. Die Burg am Meer, die Todteninsel und Prometheus sind aber die höchsten Offenbarungen, welche die romantisch-idealistische Landschaftmalerei in unserer Zeit hervorgebracht hat. Mit großer Kraft hat Böcklin alle Localfarben zu einem einzigen schwermüthigen Accord zusammengestimmt. Es ist, als ob das Colorit einen Trauerflor angethan hätte, welcher sich über das Meer, den Himmel und die Bäume breitet. Die ewige erhabene Harmonie des Todes hat in der ernsten und doch feierlich glänzenden Tonstimmung ein ergreifendes Symbol gefunden. Ueber das Menschliche hinaus zum Heroischen gesteigert ist die Stimmung im Prometheus.

Aehnlich liebevoll wird Anselm Feuerbach geschildert, die am großartigsten angelegte Natur unter den Classicisten. Endlich erfährt die ausführlichste Behandlung der Heros der deutschen Maler der Neuzeit, Peter von Cornelius. Ich erkenne an, wie schwer es gerade der herrschenden Strömung gegenüber ist, Cornelius gerecht zu beurtheilen; aber ich halte es für verfehlt, die Biographie desselben zu zerreißen und zu zerstückeln wie keine andere in diesem Werke. Die Nazarener und verwandte Künstler konnten leicht in einem besondern Abschnitt untergebracht werden. Wenn übrigens Rosenberg bona fide über Joseph von Führich sagt, daß dessen Illustrationen den Höhepunkt seines Könnens bezeichneten, so hat er wol bei der Niederschrift dieser Worte die darin (mit Recht) verborgene Ironie selbst nicht geahnt. Schließlich stimme ich folgenden Bemerkungen Rosenberg's freudig zu:

Goethe's Urtheil in Sachen der bildenden Kunst ist sehr schwankend und einseitig. . . . Die Bedeutung der Fresken des Cornelius vermag man nur aus den Cartons zu erkennen. . . . Cornelius stilisirte die Natur und reducirte das Modell auf diejenigen Linien, welche ihm für seinen Zweck brauchbar erschienen.

4. Lotze's Aesthetik von Fritz Kögel. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1886. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Diese Schrift erwirbt sich das Verdienst, diejenigen Gedanken in übersichtlicher Weise zusammenzufassen, welche Lotze in Bezug auf die Welt der Schönheit mehr aphoristisch als systematisch gegeben hat. Sie ist eine willkommene Ergänzung zu jener Würdigung und Eingliederung Lotze's in die Geschichte der neuern deutschen Philosophie, welche bereits O. Caspari 1883 versucht hat. Ich begreife vollständig, warum auch über Lotze eine besondere Literatur sich zu bilden anfängt wie über andere hervorragende Philosophen; er ist mir persönlich sehr sympathisch, und doch kann ich von dem Gefühl nicht loskommen, daß er nur ein geistreicher Essayist ist, daß bei ihm das Tüpfelchen über dem i fehlt. Er wirft fruchtbringende Keime hin, gibt Directiven und Perspectiven, er behaut Bausteine, aber er baut nicht sein eigenes Haus. Auch Kögel verschließt sich diesem Gefühl nicht. Seine Gabe klarer Sichtung und gewandter Darstellung verdient alle Anerkennung; dagegen ist sein sicheres Auftreten wol nur ein Wechsel, den er auf sich selbst ausstellt und hoffentlich in Zukunft einlösen wird. Ich wünsche das ebenso um der Wissenschaft wie um seinetwillen von ganzem Herzen. Ich kann hier unmöglich auf alle Einzelheiten eingehen, welche mir bei der Lektüre seines Buchs aufgestoßen sind; ich begnüge mich damit, es allen Betheiligten warm zu empfehlen und ihm einige Randbemerkungen mit auf den Weg zu geben. Ich möchte Kögel darauf hinweisen, daß Lotze viel mehr Verwandtschaft hat mit Leibniz als mit Schelling, und daß Lotze — soweit er die Aesthetik des Idealismus vertritt — fast nur das in lesbares Deutsch gebracht hat, was sein Lehrer C. H. Weiße in ungenießbarer Sprache orakelt hat. Ich möchte ihn bitten, Weiße's „Philosophische Dogmatik", F. T. Vischer's „Selbstkritik und Abhandlung über Inhalt und Form", endlich auch den zweiten Band von meinem „Religion und Kunst" in denjenigen Partien nachzulesen, welche Material zur Kritik der Lotze'schen Aperçus bieten können. Endlich möchte ich ihn warnen vor der modernsten Ueberspannung der „exacten Forschung", welche „eine genetische Entwickelungsgeschichte der ästhetischen Fähigkeiten" aufbauen zu können meint; obwol nicht Vischerianer, gestehe ich doch ganz offen, daß mir in dem Gestrüpp zahlloser aphoristischer Bemerkungen eines Lazarus, Fechner u. a. doch noch eher die Lebensluft ausgeht als in dem Hochwald philosophischer Speculation bei Vischer.

5. Die Grenzen der Kunst und die Buntfarbigkeit der Antike von Theodor Alt. Berlin, Grote. 1886. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser handelt der Reihe nach von den Grenzen der Kunst, von den Grenzen der Künste, von den Grenzen der plastischen Kunst, von den Forderungen des Idealismus (dabei vom Begriff der Idee und vom Princip des Idealismusses [wörtlich] und der sittlichen Grenze der Kunst). Im einzelnen verlangt er von den Kunstwerken, daß „ihr Gegenstand so wahr als möglich wiedergegeben sei, und daß sie nichts anderes als Bilder sein wollen":

Theoretisch lassen sich unzählige Baustile denken. . . . Der Stil eines jeden Kunstwerks kann naturgemäß nur ein einziger sein. Der Stil ist eine vom Menschen in den Gegenstand hineingetragene, ihm selbst fremde, eigenthümliche Gestaltung. Die Griechen haben das Drama sehr stark stilisirt. Das Kunstwerk ist um so schöner, je deutlicher es uns seinen Gegenstand zum Bewußtsein bringt. Das Verhältniß totaler Irrealität der durch Ansehen zu erzeugenden Vorstellung (welch letzteres mit einiger Dauer verbunden sein muß) bei Gegenständen, welche keinerlei Dauer haben können, berechtigt zu der Forderung eines relativen Dauerzustandes in den Werken der bildenden Kunst. Der Künstler sucht denjenigen Moment auf, in welchem man von dem ganzen Vorfall am meisten sieht. Die weiße Plastik schafft nicht viel mehr als drehbare Silhouetten. Es zweifelt niemand, der sich überhaupt mit der Frage beschäftigt hat, daß die Griechen alle ihre Marmorstatuen bemalt haben.

Ich unterstehe mich allerdings auf Grund der Beschäftigung mit der Sache, nicht blos die Berechtigung dieses Satzes, sondern überhaupt die wissenschaftliche Berechtigung Alt's zur Abfassung dieses Werks zu bezweifeln.

Es ist eine oberflächliche Beweisführung, eine durchgängige Bemalung der griechischen Statuen anzunehmen, weil der Praxiteleische Satyr in München mit gelb-röthlichen Farberesten bedeckt sei, und weil die Körper von Thieren als der Natur entsprechend durchgängig bemalt angenommen werden müßten. Kaum glaublich sind für jeden Kundigen folgende Schlußfolgerungen und Sätze:

Man kann annehmen, daß die bekannten Tanagrafigürchen, welche auf die Praxiteleische Epoche zurückzuführen sind, nicht als Nippesspielerei nur eine Ausnahme, sondern daß sie ganz und gar das verkleinerte Bild der damaligen lebens- und überlebensgroßen Marmorstatuen darstellen. Der Annahme einer totalen Bemalung der antiken Sculpturen mit Deckfarben (!!) steht daher principiell nichts entgegen. . . . Praxiteles brachte am vollkommensten den Anthropomorphismus der griechischen Götterwelt zur Erscheinung. . . . Man stellt die Kunstwerke der Sculptur auf Postamente, manchmal wol auch in Nischen. . . . Gerade weil unser nordischer Himmel grau ist, müssen wir eine freundliche Umgebung durch Kunst erzeugen, durch Anwendung von Farben zum Schmuck des Aeußern unserer Städte. . . . Kugler spricht von der Gespensterhaftigkeit bemalter Statuen; soviel ich mich aus meiner Kindheit erinnere, so werden Gespenster immer weiß, nicht aber farbig gedacht.

Gegenüber diesen nur als Proben vom Gesammtwerth des Alt'schen Buchs dienenden Aeußerungen habe ich zu bemerken, daß es mir aufrichtig leid thut, die Gespensterhaftigkeit einer derartigen Kunstgelehrsamkeit gedruckt zu sehen. Wehe uns, wenn die Künstler sich auf das Alt'sche Buch berufen: die einen, um ihre Zuchtlosigkeit zu beschönigen; die andern, um uns Aesthetiker lächerlich zu machen!

6. Studien zur Kunstgeschichte von Robert Vischer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. Gr. 8. 10 M.

Die Kritik dieses umfänglichen Buchs (632 Seiten) fällt mir ganz besonders schwer, weil der mir persönlich unbekannte Verfasser hier sein Bestes gegeben hat und ich doch meinem freudig gespendeten Lobe eine schmerzliche Einschränkung hinzufügen muß. Ich erkenne rückhaltlos die Belesenheit, den Fleiß, den Scharfblick, das ästhetische Feingefühl Vischer's an. Mehrere seiner hier niedergelegten größern und kleinern Abhandlungen enthalten offenbar sehr schätzbare Quellenstudien und gründliche Kritik. Dahin rechne ich die Artikel: „Luca Signorelli in Gotha"; „Albrecht Dürer und die Grundlagen seiner Kunst"; „Ueber Michel Wohlgemut"; „Beiträge zur Geschichte der bairischen Kunst"; „Quellen zur Kunstgeschichte von Augsburg"; „Ueber die Grabkapelle der Fugger". Andere wieder sind reich an interessanten Durchblicken und geistvollen Bemerkungen. Dahin gehören: „Zur Kritik mittelalterlicher Kunst"; „Rumohr und Giotto"; „Rafael und der Gegensatz der Stile". Es berührt mich peinlich, hier nicht über Einzelheiten mich mit Vischer auseinandersetzen und darum nur den Gesammteindruck seines Buchs charakterisiren zu können. Immerhin möchte ich doch, gestützt auf eine sorgfältige Prüfung dieser Studien sowie meine Kenntniß der neuern und neuesten kunstgeschichtlichen Literatur, eine mir sehr wichtig scheinende Klage gerade an dieses Werk anknüpfen. Vischer schleppt wahre Hekatomben von specialgeschichtlichen und kritischen Bemerkungen zusammen und behauptet vieles so sicher, daß er eine Controle auszuschließen scheint. Schon sein Register der Künstler und Ortsnamen ist hierfür ein kleiner Beweis. So hüllen sich unsere jüngern Kunsthistoriker immer mehr in undurchdringliche Wolken von Specialgelehrsamkeit, aus denen sie doch keinen befruchtenden Regen auf unser Kunstleben herniederträufeln lassen. Möchten sie doch endlich an der Grenze der bedingungsweise so achtungswerthen Specialforschung und ihres Feuerwerks von Conjecturen angelangt sein; möchten sie Spreu und Weizen scheiden und wieder einmal bauen lernen im großen Stil. Das Publikum wäre ihnen unendlich dankbar, wenn es weniger mit dem Staub und Schweiß, dem Füllsel und Gezettel der Studirstube als mit köstlichem ausgegohrenen Wein regalirt würde. Wenn unsere deutschen Gelehrten nach urväterlicher Sitte noch immer nicht anders können, als sich gegenseitig anzustaunen wie einen Areopag von Akademikern und sich Weihrauch in die Nase zu dampfen oder vielleicht auch Sand in die Augen zu streuen, so mögen sie es thun. Nur sollen sie sich bewußt bleiben, daß ein einziger plastisch ausgemeißelter und doch farbensatter Paragraph in der Aesthetik des Vaters Vischer schwerer wiegt als viele Seiten in der Schreibweise seines Sohnes. Wie hat doch der jüngere Vischer das Zeug des Alten; wie möchte man doch hütend und sorgend die Hände über den Sohn breiten, daß er immer und immer wieder den alten Adam ausziehe, bis er endlich als der neue Mensch in vollster Schönheit strahle, zu dem er berufen ist. Robert Vischer kann nur dann den Aesthetiker und den Kunsthistoriker harmonisch verschmelzen, wenn er sich immer wieder in Zucht nimmt; er muß strenge Ordnung halten im Aufbau seiner Gedanken, in der Ausfeilung aller Redewendungen. Es gärt noch zu sehr durcheinander bei ihm; besonders gern wiegt er sich auf einem Strome selbstgebildeter, theils treffender, theils herausgequälter Zuspitzungen. Er wird zur zeit noch seine Schüler mehr blenden als befruchten; er hat aber die Begabung, um ein lebenspendender Geistesquell für weite Kreise zu werden. Er darf sich nicht an die Schwächen, sondern an das Vorbildliche seines Vaters halten; gelingt es ihm, die köstlichsten Eigenschaften der Aesthetik des ehrwürdigen Altmeisters mit der eigenen kunstgeschichtlichen Durchbildung zu verbinden, so erhoffe ich in ihm einen Jakob Burckhardt in höherer Potenz. Möchte man aus diesen Worten nur den Herzenston wahrer Theilnahme, nicht aber Selbstüberhebung heraushören!

Gustav Portig.

Zur neuern philosophischen Literatur.

1. Philosophische Bibliothek. Heft 318. 319: Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe. Von F. Kirchner. Fünfte und sechste Lieferung. Heidelberg, Weiß. 1886. 8. 1 M.

Dieses Wörterbuch ist hiermit, und zwar zuletzt mit dem Begriff Zweikampf, zum Abschluß gelangt. Ob gerade dieser Begriff nebst einer Anzahl anderer zu den eigentlich philosophischen Begriffen zu zählen sei, möchten wir billig bezweifeln. Auch Todesstrafe, Todtschlag, Ton, Schadenfreude u. a. gehören hierher. Eine strenger gezogene Grenze würde unserer Ansicht nach dem Zweck des Ganzen förderlich gewesen sein. Es ist ja ohnedies der Umfang der eigentlich philosophischen Terminologie kaum zu erschöpfen. Der Philosoph von Fach wird hierbei immer ungemein vieles vermissen, während wieder für das populäre Bedürfniß manche zu streng gelehrte Begriffe hätten entfernt werden können. Das Ganze des philosophischen Denkens verläuft sich überhaupt nach allen Richtungen hin in dasjenige der übrigen Wissenschaften und des sonstigen Wortgebrauchs der Bildung und Literatur. Ein Unternehmen wie das vorliegende leidet nothwendig an einer gewissen Principlosigkeit und wird nicht alle an dasselbe zu richtenden Erwartungen befriedigen können. Auch täuscht man sich wol vielfach über die Berechtigung und den Werth oder auch den Umfang des sogenannten populären Interesses an der Philosophie. Der Verfasser aber hat sich seiner Aufgabe im übrigen jedenfalls mit Fleiß, Geschick und maßvollem Takt unterzogen, und es ist innerhalb bescheidener Grenzen hier wol immer eine genügende Auswahl des Wichtigsten, was zur Philosophie gehört, gegeben worden.

2. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit mehrern Gelehrten gegründet von J. H. Fichte und H. Ulrici, redigirt von August Krohn und Richard Falckenberg. Neue Folge. Neunundachtzigen Bandes erstes Heft. Halle, Pfeffer. 1886. Gr. 8. 3 M.

Der Inhalt dieses Hefts besteht in einigen selbständigen Aufsätzen und dann in einer Folge von Recensionen. Jene sind: erstens „Der Protagoreische Sensualismus und seine Um- und Fortbildung durch die Sokratische Begriffsphilosophie" von Fritz Sattig. (Forsetzung.) Der Verfasser weist mit Recht auf die Analogie der Lehren des Protagoras mit der neuern substantivistischen Erkenntnißtheorie vor Kant hin. Der antike Skepticismus vor Sokrates und der neuere vor Kant waren einander dem Wesen nach ganz ähnlich, nur daß der erstere mehr abstract, begrifflicher, der letztere mehr von empiristisch-naturwissenschaftlicher Art war. Diese Analogie hätte noch weiter ausgedehnt werden können, indem auch die ganze hierauf folgende Verinnerlichung des antiken begrifflichen Denkens in Sokrates als ein Vorspiel oder verkleinertes Abbild des umfassendern und tiefern philosophischen Kriticismus Kant's in der neuern Zeit aufgefaßt werden darf. Zweitens „Ueber die Vorstellung von Melodien" von Stumpf. Eine ganz kurze polemische Bemerkung gegen Stricker über die Muskelempfindung bei der Klangfarbe des Tons. Drittens „Einige Gedanken über die Ziele und Wege der Ethik" von Friedrich von Medoczky-Baerenbach. Eine von freiem und vorurtheilslosen Blick getragene Gesammtauffassung der Verhältnisse der neuern Philosophie mit besonderer Beziehung auf das Problem der Ethik. Es kann keine Frage sein, daß es uns jetzt vor lauter metaphysischer und erkenntnißtheoretischer Speculation an einer echten und genügenden Ethik in der Philosophie gebricht. Die Lehre Kant's dürfte nach dieser Seite hin wol noch einer weitern Ergänzung und Vervollkommnung fähig sein. Mindestens hat der Verfasser darin recht, daß in einer wahren Ethik der Kant'sche Pflichtbegriff nicht vermißt werden darf. Fünftens „Streifzüge durch die Philosophie der Gegenwart. II." Das Hauptlicht dieser Streifzüge fällt auf die Stellung Eduard von Hartmann's in der Philosophie der Gegenwart. Neben vielem Geistreichen dürfte doch das Gesammturtheil des Verfassers über den hohen Werth dieser Erscheinung noch nicht als vollkommen sicher und zweifellos bestehend anzusehen sein. Unter den Recensionen sind besonders hervorzuheben: R. A. Lipsius' „Philosophie und Religion. Neue Beiträge zur wissenschaftlichen Grundlegung der Dogmatik" (Leipzig, Barth. 1885). Von Lasson. Sehr anerkennend, neben kritischer Auseinandersetzung über den allgemeinen Standpunkt des Verfassers. Sodann Richard Falckenberg's „Geschichte der neuern Philosophie von Nikolaus von Cues bis zur Gegenwart, im Grundriß dargestellt" (Leipzig, 1886. Veit u. Comp.). Von Gustav Glogau. Ebenfalls sehr anerkennend. Eine eigenartige Leistung, die mit selbständiger Denkarbeit geschickte Benutzung sonst nicht bekannter Einzelheiten verbindet.

3. Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. Zweiter Band. Zwölf philosophische Essays. Fünfte Lieferung: Kritik der Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1886, Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Mit diesem Heft ist die „Philosophie der Erlösung" endlich abgeschlossen, und es kann sich, wer da will, jetzt durch sie von allem Uebel erlösen lassen. Wir fürchten, daß in Anbetracht der ganzen Denkweise und des Stils des Verfassers das keine allzu leichte Aufgabe sein wird. Der letztere ist bereits seit zehn Jahren todt, und wir wollen ihm das Zeugniß geben, daß er es in der That ernstlich mit seinem Werke der Erlösung gemeint hat. Wenn das Christenthum bisher als die allgemeine Erlösung der Menschheit von dem Uebel der Welt angesehen worden war, so erscheint das jetzt nicht mehr genügend, seitdem der abendländische Buddhismus in diese Stellung

einzutreten versucht hat. Die Lehre des Christenthums aber war jedenfalls einfach, klar und verständlich, was von diesem neuern Buddhismus durchaus nicht behauptet werden kann. Sollte wirklich in der buddhistischen Weltanschauung, ähnlich wie am Schluß der alten Geschichte im Christenthum, uns noch eine neue Religion und eine weitere Erlösung von dem Uebel der Welt beschieden sein? Der Orient ist ja überhaupt die Mutter aller Religionen, und ähnlich wie damals die antike Philosophie der Vereinigung mit dem Christenthum, so strebt jetzt unsere neuere Philosophie, wie es scheint, der Vereinigung mit dem Buddhismus zu. Schopenhauer, Hartmann, Mainländer sind alle der Grundanschauung ihrer Lehre nach Buddhisten. Der Weltschmerz oder der Pessimismus ist ja an sich immer die erste Voraussetzung für die religiöse Erlösung von dem Uebel der Welt. Wer sich durch Mainländer erlösen lassen will, bedarf aber immer einer ganz eigenthümlichen Leuchte in dem wirren und phantastischen Denken seiner Philosophie. Mainländer ist am meisten orientalisch gestimmt und angelegt unter allen dieser Richtung angehörenden Geistern der Zeit. Er sprengt mit größter Kühnheit die Fesseln der Logik des Abendlandes, ohne darum auf den metaphysischen Jargon der neuern speculativen Begriffsdialektik bei Schopenhauer, Hartmann und andern zu verzichten. Das gegenwärtige Heft richtet sich speciell gegen Hartmann, dessen „Rückfall in die Schelling'sche Romantik" nach allen Richtungen hin mit der schärfsten kritischen Lauge übergossen wird. Man muß selbst Buddhist sein, um alles dieses und die bedeutungsvollen Differenzen des Wortschwalles aller jener einzelnen Lehren begreifen zu können.

Wir können nicht ein gewisses Gefühl der Befriedigung unterdrücken, daß wir mit diesem Heft endlich von dem bisher anscheinend unendlichen Fortgang der Mainländer'schen Erlösungsphilosophie erlöst worden sind.

Konrad Hermann.

Studien von Georg Curtius.

Kleine Schriften von Georg Curtius. Herausgegeben von E. Windisch. Erster Theil: Ausgewählte Reden und Vorträge. Mit Vorwort von Ernst Curtius. Mit einem Bildniß. Leipzig, Hirzel. 1886. Gr. 8. 3 M.

Durch Betheiligung an der Ausgabe der Reden und Vorträge seines Bruders, die E. Windisch veranstaltete, hat Ernst Curtius sich und dem Verstorbenen ein Denkmal brüderlicher Pietät gestiftet, zugleich aber den Verehrern des berühmten Sprachforschers, der wie kaum ein zweiter seiner Zeitgenossen „Schule" im besten Sinn gemacht hat, einen dankenswerthen Dienst erwiesen. Wohl sind Georg Curtius' Verdienste auf dem Gebiete der Sprachforschung und der Methodik des Sprachunterrichts weltbekannt und bedürfen keines Heroldes mehr — kein gelehrtes Werk der philologisch-pädagogischen Literatur kann sich im laufenden Jahrhundert eines solchen Erfolgs rühmen wie seine „Griechische Grammatik"; wohl ist seine „Griechische Etymologie" mit ihren zahlreichen Auflagen ein epochemachendes Werk, dessen kein Sprachforscher entrathen kann, und wohl enthält die Einleitung zu demselben in wünschenswerthester Klarheit das Programm und die leitenden Grundsätze seines Forschens: aber den ganzen Mann, seine Stellung im großen Ganzen der Sprachwissenschaft, seine Anschauung von ihren Zielen und ihren Aufgaben, von ihrem Verhältniß zu andern, verwandten Disciplinen, und auch das, was zu jeder geistigen, wenn auch nicht gerade gelehrten Physiognomie so unentbehrlich, für jede gelehrte aber so erwünscht ist, sein Gemüth, die Art und Weise seines menschlichen Denkens und Fühlens lernt man daraus kennen. Man vergleiche die Rede, welche die Reihe der Beiträge eröffnet; sie handelt über „die Pietät"; und gerade Curtius hat noch am Abend seines Lebens bittere Erfahrungen über dieses Kapitel gemacht von einer Seite her, wo man, bei aller Meinungsverschiedenheit, sich an die Pflichten der Pietät etwas lebhafter hätte erinnern sollen. Den Meister kann es ja nur freuen, wenn er den Schüler so weit gebracht hat, daß dieser seine eigenen Wege geht; aber ist denn dadurch auch das Erkalten der persönlichen Beziehungen nothwendig geworden? Leider setzt man sich heutigentags über dergleichen Bedenken einer „altfränkischen" Pietät leichten Sinnes hinweg und maskirt diesen gemüthlichen Manco gar gern mit dem Gebot der wissenschaftlichen Objectivität und Unparteilichkeit, als ob nicht beide Begriffe sich in bester Harmonie vertragen könnten! Nichts Leichteres zwar, als über „veraltete Standpunkte" zu triumphiren und sich als Wegweiser zu neuen Pfaden zu fühlen und dem Publikum zu präsentiren; aber in keiner Wissenschaft ist größere Reserve und Vorsicht geboten als in der Sprachwissenschaft. Man erlebt es ja sozusagen täglich, daß ein Resultat, eine Errungenschaft um die andere, die man glaubte als sichern Besitz in den Vermögensstatus eintragen zu können, wieder ausgestrichen werden und einem neuen Werthe Platz machen muß; und dieser neue Werth theilt das Schicksal seiner Vorgänger: er erweist sich als fictiv!

Was die vorliegende Sammlung vor allem kennzeichnet, ist die Milde und Humanität im Urtheil; sie ist der Grundzug in Curtius' Wesen: Entschiedenheit zwar in der Ansicht, soweit diese wissenschaftlich gestützt und geschützt werden kann, aber wohlthuende Toleranz in allen Dingen und Fragen, die einstweilen noch der subjectiven Entscheidung anheimgestellt sind; nirgends ein selbstgerechtes

Meistern oder abschätziges Bekritteln. Aber nicht blos der ethische, urbane Ton ist wohlthuend, sondern auch die ästhetische Form: klar und durchsichtig, weder zu knapp noch zu weit, ohne Prunk und Aufwand, nicht gespreizt und nicht geschnörkelt, sondern anmuthig in ihrer logischen natürlichen Gliederung und ihrem maßvollen Aufbau. Jeder Gebildete — er braucht durchaus kein Sprachgelehrter zu sein — wird dieser Darstellung mit Vergnügen folgen und den Inhalt ohne weiteres sich aneignen können. Der Leser erhält hier einen Einblick in das Wirken dreier großen Entdecker auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft: Franz Bopp's, Jakob Grimm's, Wilhelm von Humboldt's, sowie eine Skizze über den Kritiker Karl Lachmann; er wird aufgeklärt über „den Beruf der Universitäten", über „die Bedeutung des Studiums der classischen Literatur", über „Geschichte und Aufgabe der Philologie"; er lernt den Unterschied kennen zwischen „Philologie und Sprachwissenschaft" und kann besonders an dem letzten Vortrag „Sprache, Sprachen und Völker" als an einem Muster ersehen, wie man einen scheinbar trockenen Gegenstand im besten Sinn populär behandeln und für ein nicht gelehrtes Publikum genießbar machen kann.

Dem Buch ist ein (biographisches) Vorwort von Ernst Curtius mitgegeben, schlicht und ansprechend gehalten, worin sich folgende Charakterstriche finden:

Die historische und die physiologische Betrachtung (der Sprache) scharfsinnig verbindend, beobachtete Georg auf das Sorgfältigste den gesammten Haushalt der Sprache, die verschiedenen in ihr wirksamen Triebe, den Zug des Beharrens wie den nach Abwechselung, die Regel des Gesetzes, wie die Laune des Zufalls, den äußern Verfall in Lautschwächung und Abschleifung neben dem Fortschritt, den die Sprache im Ausdruck des Gedankens macht. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte er den Wechsel der Bedeutungen im Verlauf der Volksgeschichte.

An einer andern Stelle heißt es:

Seine Reformbewegung sollte keinen Riß hervorrufen. Darum trat er auch nicht mit fertigen Theorien auf, sondern vorsichtig tastend und suchend ist er Schritt für Schritt vorwärts gegangen, auch darin philologischer Forschung treu, daß er die Sprache nicht als ein unwandelbaren Naturgesetzen unterliegendes Gesetz ansehen wollte, sondern als ein Organ des Volksgeistes, der sich in ihm versinnlicht.

Eben diese Ansicht von der freiern spontanern, statt naturnothwendigen Bildung des Sprachkörpers ist es, was ihm Gegner, gerade unter seinen Schülern, erweckt hat. Der Kampf wogt auch heute noch fort; er ist von Curtius, seinem Charakter gemäß, in durchaus humaner und würdiger Weise geführt worden. Curtius hatte, trotzdem daß sein Horizont als Sprachforscher ein sehr weit ausgedehnter gewesen, ein Gebiet, auf dem er ganz und völlig zu Hause war, das zwar auch mit dem sprachlichen zusammenhängt, ja einen Theil desselben bildet, gleichwol aber auch, aus guten Gründen, für sich selbst gepflegt wird: die griechische Sprache und Literatur. Mit Recht sagt wol sein Bruder Ernst von ihm: „er wird einer der letzten sein, welche mit der Philologie die neu entwickelte Sprachwissenschaft so verbunden haben, daß sie auf deutschen Universitäten griechische Literatur und vergleichende Grammatik vertreten konnten." Gewiß: vertreten konnten, aber auch vertreten werden? So lange es Gelehrte gibt, welche mit fünfundzwanzig Jahren eine Geschichte der griechischen Literatur in die Welt hinausschicken, so lange wird freilich eine solche „Vertretung" noch möglich sein. Curtius trägt das Banner der classischen Philologie hoch, auch auf pädagogischem Felde, und hat mit beredtem Munde die griechische und römische Literatur als das beste Bildungsmittel für die Jugend empfohlen, hat auch mit Gründen gezeigt, worin ihre Größe und Mannichfaltigkeit besteht, nicht mit Phrasen, wie das so oft geschieht. Hierin hat er natürlich Gegner und wird sie immer haben, und sie werden, sie müssen immer zuversichtlicher auftreten, je maßloser und verstockter sich manche Philologen gegenüber vernünftigen und verständigen Anforderungen geberden, d. h. ihr Spiel sich selber verderben. Billige Concessionen machen heißt noch nicht eingestehen, daß man von dem Werth einer Disciplin weniger hält; möchten doch die Philologen bedenken, daß sowol der breite Raum als die hohe Bedeutung, welche den classischen Sprachen im Unterricht zugemessen wird, eigentlich erst aus diesem Jahrhundert datiren. Wohl wurde früher Latein (aber nur Latein!) über Hals und Kopf gelehrt und gelernt, aber nicht als Bildungsmittel, sondern nur als Sprache, die durchaus gekannt und gesprochen werden mußte, und darum sozusagen als eine lebendige Sprache! Man kann im Prineip recht haben — die Philologen befinden sich nach der Ansicht des Referenten in diesem Fall — und darf in der Ausführung des Princips dennoch den Umständen Rechnung tragen. Und doch gibt es heutzutage noch Philologen, besonders sprachforscherisch angehauchte, welche der Schule zumuthen, das sprachvergleichende Element nicht blos gelegentlich, sondern ex officio herbeizuziehen, die Schüler mit den Gesetzen der Etymologie, der Lautverschiebung, kurz mit dem Rüstzeug des eigentlichen zünftigen Sprachforschers vertraut zu machen, weil — man staune! — nur auf diesem Wege eine ästhetische Wirkung der classischen Sprachen erreichbar sei. Der würdige Greis, der gegen den Referenten diesen Satz im Beisein einiger seiner natürlich Beifall schmunzelnden akademischen Schüler verfocht, hätte damit schwerlich bei Georg Curtius Beifall gefunden. Man darf sich bei solchen Ausschreitungen aus der Bahn nüchternen Denkens dann nicht wundern, wenn die Naturforscher der Ausschließlichkeit der Philologen ihr Veto entgegenhalten und den Popanz des griechischen Seriptums heraufbeschwören, wie dies der berühmte Du Bois-Reymond, jedenfalls zum Gaudium seiner Zuhörer, gethan hat. Uebrigens möchte Referent auch nicht jeden Ausspruch von Curtius in der vorliegenden Sammlung unterschreiben. Was derselbe sich z. B. gedacht hat bei dem Satz, „die Geschlossenheit des lateinischen Satzbaus" sei „nur auf Grund etymologischer Forschung begreiflich", ist für den Referenten unfaßbar. Sicher ist,

daß bei den Philologen früherer Zeiten, die von der Etymologie blutwenig oder weniger als nichts, nämlich nur die verkehrte Seite derselben kannten, viel mehr Kenntniß des lateinischen Satzbaus und unvergleichlich mehr Sinn für die Schönheit desselben zu finden war als bei den meisten modernen, die sich hier und da nicht entblöden, über die höhere Kritik in der Homer-Frage sich auszulassen, bevor sie noch den Homer ordentlich gelesen und verstanden haben. Georg Curtius hat selber in sinniger Weise die Grenze zwischen dem allgemeinen Sprachforscher und dem Philologen also gezogen, daß er jenem die „Naturseite", diesem sozusagen die „Culturseite" der Sprache zuwies. Mit der erstern wird die „Geschlossenheit des lateinischen Satzbaus" wenig oder nichts zu schaffen haben. Die Gelehrten sind ein Volk von Denkern, sollen es wenigstens sein, obschon ein mehr oder weniger gedankenloses Sammeln und Speichern heutzutage nur zu oft Gelehrtendiplome verschafft. Wie gut, daß es auch in andern als gelehrten Kreisen Denker gibt, ja daß allen Menschen diese ehrende Eigenschaft zukommt — denn auch nach Georg Curtius hängt das Wort Mensch mit der Wurzel man, welche denken bedeutet, zusammen.

T. Mähly.

Beiträge zur Anthropologie.

Anthropologische Studien. Von Hermann Schaaffhausen. Bonn, Marcus. 1885. Gr. 8. 12 M.

Mit sehr großem Vergnügen habe ich dieses Buch zur Hand genommen und mit eben solcher Genugthuung wieder aus der Hand gelegt; ich habe dasselbe wieder gelesen und mit dem Inhalt immer mehr mich befreundet; und ich wünsche, dies alles möge bei jedem Gelehrten der Fall sein.

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede unter anderm:

Zwei in neuerer Zeit erst gewonnene Anschauungen sind in allen diesen Abschnitten niedergelegt, und so verschieden ihr Inhalt sein mag, sie haben sich alle die Aufgabe gestellt, die Wahrheit derselben zu erweisen. Die eine faßt die ganze Natur als ein zusammenhängendes Ganze auf, nicht nur in dem Sinne, daß in der bestehenden Welt Pflanze und Thier aufeinander angewiesen sind und beide das Unorganische zur Voraussetzung haben, sondern mit der Annahme, daß in der Geschichte der Schöpfung alle organischen Bildungen wirklich auseinander hervorgegangen sind. Die andere sieht im Thiere wie im Menschen die Seelenthätigkeiten in der innigsten Verknüpfung mit materiellen Vorgängen, sodaß die Entwickelung der Seelenvermögen bis zum menschlichen Geiste immer mit der Stufe der Organisation in nothwendiger Uebereinstimmung steht. Im Menschen hat die Schöpfung nach beiden Richtungen hin ihr höchstes Ziel erreicht; die fortschreitende Entwickelung ist aber ein so allgemein herrschendes Naturgesetz, daß auch er nach noch höherer Vollkommenheit strebt.

Entwickelung und Vervollkommnung, dies sind die beiden Normen, die auch Schaaffhausen überall in der Natur erkennt und auf welche er immer wieder zurückkommt. Er erblickt im Menschen die Verwirklichung des höchsten Zieles der Schöpfung, unterläßt es aber, beizufügen: auf Erden. Der Mensch, wie er jetzt ist, befindet sich von beziehungsweise vollkommenen Wesen noch sehr weit entfernt. Man sagt: der Mensch sei der Inbegriff des ganzen Thierreichs. Und er ist dies weder leiblich noch seelisch; denn es ist ihm keine somatische Eigenthümlichkeit der Vogel- und Amphibiennatur geblieben. Solche Besonderheiten aber müßte er besitzen, um den Namen eines das gesammte Thierreich in sich begreifenden Wesens zu rechtfertigen.

Wir mögen, auf Grund einer unbeschränkt fortlaufenden logischen Schlußfolge, überzeugt sein, daß andere Weltkörper unseres oder fremder Sonnensysteme Lebewesen hervorbringen, die weit vollkommener an Leib und Seele sind als der vollkommenste Mensch auf Erden. Entwickelung und Vervollkommnung finden also nicht auf dem Planeten Erde im Menschen ihren Abschluß, sondern bethätigen sich auf andern Weltkörpern noch weiter.

Nach diesem kleinen Ausflug wollen wir mit einer flüchtigen Umschau über die Materien uns beschäftigen, welche das Buch von Schaaffhausen zum Gegenstande der Betrachtung nimmt. Es handelt über Lebenskraft, Fortschritt der Naturwissenschaften, Fortschritt der menschlichen Bildung, Natur und Gesittung der Völker, Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde, Beständigkeit und Umwandlung der Arten, Hautfarbe des Negers und Annäherung der menschlichen Gestalt an die Thierform, Schlaf und Traum, Beziehungen der Natur zur bildenden Kunst, Entwickelung des Menschengeschlechts und Bildungsfähigkeit seiner Rassen, Zusammenhang der Natur- und Lebenserscheinungen, Tod, Kunst gesund zu leben, Gesetze der organischen Bildung, Kampf des Menschen mit der Natur, Zustand der wilden Völker, Krafterzeugung im thierischen Körper, die anthropologischen Fragen der Gegenwart, das Zweckmäßige in der Natur, die Lehre Darwin's und die Anthropologie, das geistige Wesen des Menschen, Aberglaube und Naturwissenschaft, Menschenfresserei und Menschenopfer, Menschenbildung, Sprache, Einheit des Menschengeschlechts, Zusammenhang der Anthropologie mit Ethnologie und Urgeschichte, die beiden Geschlechter.

Hermann Schaaffhausen hat durch diese Schrift den Namen eines echten Philosophen sich verdient. Die Klarheit und Wahrheit, mit denen die Abhandlungen geschrieben sind; die Weisheit und Erkenntniß, welche aus jedem

Blatte hervorleuchten; die Gerechtigkeit, mit der alle Dinge beurtheilt werden; die harmonische Verknüpfung von Idealismus und Realismus, von Theorie und Praxis: dies alles macht es in hohem Grade wünschenswerth, daß das Buch von jedem Naturkundigen, von jedem Philosophen, von jedem höher Gebildeten gelesen und wieder gelesen, gewürdigt und beherzigt werde.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig hat der langjährige, jetzt emeritirte Pastor an der Nicolaikirche daselbst W. A. Lampadius eine umfängliche Biographie von „Felix Mendelssohn-Bartholdy" herausgegeben. Beigefügt ist ein gutes Porträt sowie ein facsimilirter Brief des großen Tonsetzers. Die Erfahrung der jüngern und der Fleiß der ältern Jahre des Verfassers vereinigen sich hier in vortrefflicher Weise, um die zuverlässigste und umfassendste Lebensbeschreibung Mendelssohn's zu Stande zu bringen, soweit es sich — um bloße Thatsachen handelt. Dafür gebührt dem Autor der herzlichste Dank aller derer, welche irgendwie Interesse haben an dem frühverklärten Meister. Die Kritik aber ist eine durchweg laienhafte, obwol Lampadius ausübender Musikdilettant ist; sie bewegt sich fortwährend in Ausrufungen und Superlativen, wodurch gewöhnlich die Biographen ihrem Helden mehr schaden als nützen. Insofern bleibt A. Reißmann's Werk über Mendelssohn — wie übrigens auch Lampadius selbst zugesteht — in seiner ganzen Nothwendigkeit fortbestehen. Lampadius hat als junger Mann in Leipzig persönlichen Verkehr mit Mendelssohn gehabt, und schon 1847 bald nach dessen Tode dem Verewigten ein literarisches Denkmal gesetzt. Nachher empfing er schriftliche und mündliche Mittheilungen von Moscheles, Rietz und David; es erschienen später die Erinnerungen an Mendelssohn von Eduard Devrient und Ferdinand Hiller, das Buch von Hensel, Briefe Mendelssohn's u. s. w. So ausgerüstet ging der greise Verfasser an die Arbeit und lieferte jedenfalls das schätzbarste Material für die Umgestaltung, welche Reißmann vielleicht nach der Seite des Thatsächlichen hin mit seinem Werke (zweite Auflage 1872) vornehmen wird.

— Der bekannte Literarhistoriker A. F. C. Vilmar ließ bereits im Jahre 1846 „Schulreden über Fragen der Zeit" erscheinen, von denen er noch selbst im Jahre 1851 die zweite Auflage besorgt hat. Wenn nun die Verlagshandlung (C. Bertelsmann in Gütersloh) sich genöthigt sieht, im Jahre 1886 zu einer dritten und zwar unveränderten Auflage zu schreiten, so überhebt uns diese Thatsache sowie der Name des berühmten Verfassers jeder weitern Empfehlung. Es werden hier auf 268 eng gedruckten Seiten 24 Reden geboten, in welchen zwar nicht selten die Orthodoxie des Verfassers ungleich mehr hervortritt als in seiner Literaturgeschichte, welche aber niemals eine geistvolle Auffassung sowie ein warmes Herz vermissen lassen. Insofern viele der damals von Vilmar behandelten Fragen auch unsere Zeit noch bewegen, viele für alle Zeiten Bedeutung haben, dürfen sie auch heute noch als eine Fundgrube lehrreicher Gedanken angesehen werden.

— Ein kleines, aber sehr beachtenswerthes Charakterbild bietet Berthold Thorsch in seinem „Iwan Turgenjew" (Leipzig, F. Duncker). Turgenjew's empfindungstiefer und doch schneidend scharfer Realismus ist russisch; der Dichter wird nicht müde, Menschen zu bilden, in welche sich die Liebe wie ein tödliches Gift eingeschlichen hat, und die dann in ihrem krankhaften Bestreben, sich dem Leiden zu entziehen, in ihren gräßlichen Zuckungen Lächeln und Grausen zugleich hervorrufen. Der Verfasser ist zu einer derartigen Charakteristik besonders geeignet, weil er selbst Kenner russischer Zustände und Pessimist ist.

Ausländische Literatur.

Algernon Charles Swinburne hat einen neuen Band seiner jüngsten, in verschiedenen Zeitschriften zuerst veröffentlichten Aufsätze über ältere und neuere englische und französische Dichter und Schriftsteller sowie über Maria Stuart unter dem Titel „Miscellanies" kürzlich herausgegeben. Fehlt ihm auch zum Kritiker die wesentlichste Eigenschaft, die Ruhe und Unparteilichkeit des Richters, sodaß er fast stets entweder nur überschwenglich lobt oder aufs tiefste verurtheilt, so sind seine Abhandlungen doch immer lehrreich, da er seinen Gegenstand vollständig beherrscht und eine seltene Kenntniß der beiden von ihm behandelten Literaturen besitzt. Die über Maria Stuart ist übrigens eine meisterhafte, für die „Encyclopaedia Britannica" geschriebene Monographie von wissenschaftlichem Werth. Er weist hier nach, daß die durch ihre Schönheit das Urtheil bestechende schottische Königin nicht allein die hassenswertheste, verworfenste und frevelhafteste Uebelthäterin, sondern im wahren Sinne des Wortes eine feige Memme gewesen sei.

— Von Coventry Palmore, dessen Bedeutung vielleicht niemand so warm anerkannt hat als der sonst so eigene und wenig sympathische Carlyle und der erst jetzt zur vollen Geltung zu kommen scheint, sind die gesammelten Dichtungen unter dem einfachen und einsilbigen Titel „Poems" in zwei Bänden erschienen. Die bekannteste derselben ist „Angel in the House".

— In der unter dem Gesammttitel „English Worthies" erscheinenden, von Andrew Lang redigirten, mit Morley's „Men of Letters" rivalisirenden Sammlung ist unlängst „Shaftesbury (the First Earl)" von H. D. Traill erschienen. Der als Deist besonders unter dem Namen Anthony Ashley Cooper in Deutschland wohlbekannte Graf, der Freund Locke's, bei dem Leibniz viele Gedanken seiner „Theodicee" gefunden zu haben erklärt, hat hier zwar volle und verdiente Würdigung gefunden, und auch der Darstellung gebührt alle Anerkennung; trotzdem aber kann man das Buch nicht als eine wirkliche Biographie Shaftesbury's gelten lassen; eine solche bleibt noch zu schreiben.

— In der anspruchslosen, aber spannenden Autobiographie des verstorbenen Generals und frühern Präsidenten der Vereinigten Staaten, Grant, die unter dem Titel „Personal Memoirs of U. S. Grant" erschienen ist, zeigt sich deren Held als ebenso bescheiden wie liebenswürdig. Hier ist nichts von Selbstverherrlichung, während er stets voll des Lobes für seine Gegner und die Verdienste anderer ist. Er hat demnach durch dieses Werk seinen Ruhm nur um so mehr erhöht und neue Lorbern in den Kranz, der sein Haupt schmückt, geflochten.

— Band 262 der Asher'schen „Collection of English Authors" enthält „Lindenblumen and other Stories" von Rowland Grey. Mit Ausnahme gerade der Haupterzählung „Lindenblumen", die eine für heutige Zeiten wol ziemlich unpassende Erneuerung des Ritterromans ist, sind die Erzählungen recht unterhaltend und angenehm geschrieben. Der uns bisher unbekannt gebliebene Verfasser hat entschiedenes Talent zum Fabuliren und scheint sich auch deutsche Bildung angeeignet zu haben; jedenfalls ist er mit der deutschen Sprache und Literatur bekannt.

— Nr. 3 der von Karl Vollmöller herausgegebenen „Englischen Sprach- und Literaturdenkmale" bringt einen Neuabdruck

von „The Life and Death of Doctor Faustus, Made into a Farce by Mr. Mountfort. With the Humours of Harlequin and Scaramouche. London 1697." Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Otto Francke. Dies ist eine der vielen Parodien, welche Marlowe's „Faustus" in England hervorgerufen hat, und die freilich ihres zum Theil unflätigen Inhalts wegen besser in der Vergessenheit geblieben wäre, der sie längst anheimgefallen ist. Was solche alte aufgewärmte Scharteken auch nur für die Geschichte der Sprache nützen sollen, ist kaum ersichtlich, denn jedenfalls gibt es aus jener Zeit weit werthvollere und decentere Sprachdenkmale als diese Ausgeburt der muthwilligen Laune eines Schauspielers. Ebenso wenig kann die Posse einen literarhistorischen Werth beanspruchen. Wohl aber verdient der Herausgeber Otto Francke alle Anerkennung für seine Einleitung, deren erster Abschnitt uns Näheres über den wenig bekannten, aber als Schauspieler und Dichter, jedenfalls in ersterer Eigenschaft höchst verdienstvollen Mountfort mittheilt, während der zweite, unter der Ueberschrift „Zur Geschichte des Schauspiels Doctor Faust in England", eine durch Fleiß und Umsicht sich auszeichnende, wenn auch nicht umfangreiche Leistung ist. Auffallenderweise scheint es dem Verfasser dabei entgangen zu sein, daß Mountfort in Macaulay's „History of England" (Vol. 122 und 124 Tauchnitz Ed.) lobend erwähnt und sein Drama „Greenwich Park" in der Anmerkung daselbst genannt ist. Als Glosse zu S. XXXIV möchten wir nur noch hinzufügen, daß in der aus Pope's „Dunciad" citirten Stelle entweder ein Druckfehler sich eingeschlichen hat oder eine Variante sich befindet. In der uns vorliegenden Ausgabe von 1729 (allerdings zweite Auflage) lautet der dritte Vers der angeführten Stelle aus Bd. III, 301 fg.: „To aid her (nicht our) cause", was uns richtiger zu sein scheint, und in dem vierten Vers heißt es in unserer Ausgabe: „for Faustus is thy (nicht our) friend". Auch bezieht sich die dort als zu Vers 233 des dritten Buchs gehörende Anmerkung Pope's in unserer Ausgabe auf Vers 229 und es heißt darin: „to outdo each other in the years 1726, 1727", statt, wie O. Francke citirt: „to outdo each other for some years". Es folgt dann noch ein dritter Abschnitt: „Zur Mountfort'schen Farce", und am Ende des Bändchens sind erläuternde Anmerkungen sprachlicher und sachlicher Art beigegeben. Das Beste an der Posse sind unzweifelhaft die Selbstschilderungen der darin auftretenden sieben Todsünden; alles übrige war, wie gesagt, nicht werth, aus seiner Verborgenheit hervorgezogen zu werden; es ist nichts als sound and fury signifying nothing.

Bibliographie.

Alexandri, V., Ovid. Schauspiel in 4 Aufzügen. Aus dem Romänischen von A. Stern. Hermannstadt, Typographische Anstalt. Gr. 8. 1 M.

Aßrott, O., Sozialdemokratische Druckschriften und Vereine, verboten auf Grund des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878. Im amtlichen Auftrage bearbeitet. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ans dá Hoamát. (II.) Linz, Fink. Gr. 8. 4 M.

Barre, E., Novellen. Düsseldorf, Voß u. Comp. 12. 3 M. 60 Pf.

Bartók, L. v., Karpathenlieder. Erinnerung an die ungarischen Alpen. Dem Magyarischen nachgedichtet von A. Silberstein. Mit Illustrationen. Budapest. Lex.-8. 4 M.

Baumgart, M, Die Literatur des In- und Auslandes über Friedrich den Grossen. Anlässlich des 100jährigen Todestages des grossen Königs zusammengestellt. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Beeger, J., Die Aufgabe der Lehrervereine. Festrede. Leipzig-Reudnitz, O. Schmidt. Gr. 8. 30 Pf.

Bormann, E., Das Büchlein Komm mit mit! Ein Schreib- und Taschenkalender für fröhliche Menschenkinder. 1887. Leipzig, Mylius. Schmal 8. 1 M. 10 Pf.

Bosnien als Neuösterreich. Vom Verfasser von „Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft". Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Elsas, A., Ueber dio Psychophysik. Physikalische und erkenntnisstheoretische Betrachtungen. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 M.

Engel, C., Das Schulwesen in Strassburg vor der Gründung des protestantischen Gymnasiums 1538. Strassburg, Heitz. 4. 2 M.

Farini, G. A., Durch die Kalahari-Wüste. Streif- und Jagdzüge nach dem Ngami-See in Südafrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Flegel's, des Pritschenmeisters Lienhard, Reimspruch über das Heidelberger Armbrustschießen des Jahres 1554. Bei Gelegenheit der 500jährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg herausgegeben von K. Wassmannsdorff. Mit 1 Lichtdruck aus Merian's Panorama Heidelbergs. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 2 M.

Frahm, L., und J. Petersen, Nordseestrand und Inselland. Eine Anthologie. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 2 M. 50 Pf.

Gess, F., Johannes Cochläus, der Gegner Luthers. Oppeln, Franck. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Glücklich, J. C., Lose Blaetter. Gedichte. Wiesbaden, Rodrian. 8. 2 M.

Gogol, Tagebuch eines Wahnsinnigen. Frei nach G. v. B. Manassewitsch. München, Foth. 8. 50 Pf.

Grün, E., Hinter den Coulissen. Parteigeschichten. München, Ernst. 1885. 8. 1 M.

Herquet, K., Die Insel Borkum in kulturgeschicbtlicher Hinsicht. Mit 1 Karte von 1713. Emden, Hayuel. 8. 3 M.

Hochmuth, F. J. F., Die Kreuzfahrer. Historisches Schauspiel. Zunächst für den Luxemburger Gesellen-Verein bearbeitet. Luxemburg, Brück. 8. 1 M.

Hoffmann, J., Das Wesen der Philosophie im Dienste der Schule. Mähr.-Ostrau, Prokisch. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kohut, A., Friedrich der Große und die Frauen. Ein Gedenkblatt zum 100jährigen Todestage Friedrichs des Großen am 17. August 1786. Minden, Bruns. 8. 3 M.

Krohn, J., Die Auflösung der rationalen Psychologie durch Kant. Darlegung und Würdigung. Breslau, Koebner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Lachmuud, A., Die Entwicklungslehre. Zwei Vorträge. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M.

Lancken, B. von der, Christa. Roman. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Leyser, J., Die Neustadter Hochschule. (Collegium Casimirianum.) Eine Festgabe zur 5. Säcularfeier der Ruperto-Carola. Neustadt a/d. Haardt, Gottschick-Witter. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Markull, G., Westpreußen unter Friedrich dem Großen. Erinnerungsblätter, dem 100jährigen Todestage (17. August 1786) des Königs gewidmet. Danzig, Sannier. 8. 60 Pf.

Meschtschersky, W. Fürst, Die Frauen der Petersburger Gesellschaft. Roman. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen ins Deutsche übertragen von J. Clark. 2te Abth. — A. u. d. T.: Fürstin Lisa und Gri-Gri. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Melzn, H., Die Nibelungen. (Drama.) Leipzig, Haendel. 8. 2 M.

Mennell, A., Buchholtzens in der Schweiz. Kuriose Reiseerlebnisse einer Berliner Familie. 1ste bis 8te Aufl. Leipzig, Unflad. Gr. 8. 3 M.

Müller-Portius, Adelaide, Zwei Waisenkinder. Eine Erzählung für junge Mädchen. Hannover, Meyer. 8. 2 M.

Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. Herausgegeben von der Neu-Guinea-Compagnie zu Berlin. Jahrg. 1886. 3tes Hft. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Oser, F., Bruder Adolphus. Ein Klosteridyll. Illustrirt von K. Jauslin. Volksausgabe. Basel, Bernheim. 1887. Gr. 8. 80 Pf.

Peschkau, E., Zeitglossen. Essays, Plaudereien, Satiren. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis). Fortgeführt von A. Bollert. Neue Serie. 20ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Prel, C. du, Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst. Mit einer photographirten Aufnahme von Justinus Kerner und Zeichnungen aus dem Skizzenbuche von G. Max. Leipzig, Th. Grieben. Gr. 8. 1 M.

Reichenbach, A., Die Religionen der Völker. Nach den besten Forschungs-Ergebnissen bearbeitet. 1stes u. 2tes Buch. München, Ernst. 1885. 8. à 2 M. 50 Pf.

Reuleaux's, C., Dichtungen. Op. 7. Den Manen Ludwig des Zweiten. München, Kellerer. Gr. 8. 1 M.

Schnorr von Carolsfeld, J., Briefe aus Italien, geschrieben in den Jahren 1817 bis 1827. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und der Kunstbestrebungen seiner Zeit. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Schücking, L., Virago. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Schulze, H., Robert von Mohl. Ein Erinnerungsblatt, dargebracht zur 500jährigen Jubelfeier der Ruperto-Carola. Mit einem Bildniß R. v. Mohls. Heidelberg, C. Winter. 8. 2 M.

Schwerin, Josephine Gräfin, Der Herr Major. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Sturm, A., Wechselnde Lichter. Sylter Stizzen. Ein Büchlein für die Sommerfrische. Hamburg, J. F. Richter. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Tauscher, J., Geschichte der Jahre 1815 bis 1871. Kurz zusammengefaßt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Thiemann, T., Deutsche Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik. Oppeln, Franck. Gr. 8. 3 M.

Vogelsang, Freih. C. v., Gesammelte Aufsätze über socialpolitische und verwandte Themata. 2tes bis 7tes Hft. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. à 1 M.

Waldow, E. v., Der Doppelgänger. Kriminal-Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Wer trägt die Schuld an der Antisemiten-Bewegnng? Ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit. Berlin, F. Luckhardt. 8. 60 Pf.

Whyte Melville, G. J., Sarchedon. Ein Roman aus der Zeit der Semiramis. Deutsch von J. Voit. 3 Bde. München, Franz. 8. 12 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 248 bis 254.

Die Abdankung des Fürsten Alexander. — Panslawistische Ideen und Actionen. — Die Arbeiterbewegung im skandinavischen Norden. — Die Erdbebenkatastrophe in Griechenland. — Die Wiedergeburt der Internationale. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Deutsch-Ostafrika. — Auswärtige Sorgen des neuen englischen Cabinets. (I.)

Universitätsfragen. (III. Schlußartikel.) — Cavour. Von G. Th. Lommel. (XIII.) — Griechisches Alterthum und moderne Staatslehre. — Wanderungen in Vorarlberg. Von K. v. Binzer. — Raphael und Gambrinus von John Grand-Carteret. — Zur neuesten Literatur über Richard Wagner. Von Fr. Muncker. — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (VIII.) — Internationales Eherecht. — Zur Geschichte des Schuldenmachens. Von Dr. M. Landau. — Nekrologe Münchener Künstler. (XLVI. H. Heinlein. R. Krause.) — Die germanischen Niederlassungen im Römerreiche. Von J. v. Pflugk-Harttung. — Der braunschweigische Erbhuldigungseid. Von O. v. Heinemann.

Die Ernte des Jahres 1886. — Die Stellung der Revisoren im Reichsgesetz für Commanditgesellschaften auf Actien und Actiengesellschaften vom 18. Juli 1884.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch die Kalahari-Wüste.

Streif- und Jagdzüge

nach dem Ngami-See in Südafrika.

Von

G. A. Farini.

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenskizzen.

8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

Die auf den Karten als Kalahari-Wüste bezeichnete Gegend im Innern Südafrikas bildet das Hinterland von Angra Pequena und hat daher ganz besondere Wichtigkeit für Deutschland. Im vorliegenden reich ausgestatteten Werke wird diese Gegend, die zum Theil bisher noch ganz unbekannt war, von dem verdienstvollen, durch die Vorführung der „Erdmenschen“ bekannten Reisenden Farini mit ihren Bewohnern wie mit ihrer Thier- und Pflanzenwelt anschaulich geschildert. Das Werk, dessen Preis ausnahmsweise billig gestellt ist, wird sich sowol deshalb wie wegen seines hochinteressanten Inhalts gewiss zahlreiche Freunde erwerben.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Register zu den Stimmen aus Maria-Laach, umfassend: a. Die Encyklika Papst Pius' IX. vom 8. Dezember 1864 (Syllabus). b. Das ökumenische Concil. c. Band I—XXV der Zeitschrift (Juli 1871 bis Dezember 1883). d. Band I—VI (Heft 1—24) der Ergänzungshefte. Gr. 8. (IV u. 445 S.) 6 M. — Einbanddecke dazu (übereinstimmend mit dem Einband der „Stimmen aus Maria-Laach“). 1 M.

Dieses längst erwartete Register ist auch für diejenigen Leser der „Stimmen aus Maria-Laach“ interessant und nützlich, welche nicht die ganze Serie besitzen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Zwanzigster Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Das Duell zwischen dem Lieutenant Chapuis und dem Kaufmann Dekeirel. Zweikampf oder Mord? (Dünkirchen. 1885.) — Der Gemeindelehrer Lesnier. Sieben Jahre unschuldig auf der Galere. (1847—55.) — Charley Roß. Kindesraub (Germantown in Pennsylvanien. 1874.) — Black Bart. Ein poetischer Räuber. (Californien. 1877—83.) — Billy Corbett und John Dwyen, noch zwei californische Postkutschenräuber. (1884.) — Shep Tinker. Ein merkwürdiger Pferdedieb. (Pennsylvanien. 1884.) — Der Proceß Johnston. Ein Mord aus Aberglauben. (Südcarolina. 1880.) — La Caramboda. Ein weiblicher Räuberhauptmann. (Mexico. 1884.) — Vom Galgen gerettet. (Britisch-Canada. 1830.) — Der Hauptmann Heutsch und der Schriftsteller Dr. Ignaz von Kraszewski. Landesverrath. (1884.) — Das Dynamit-Attentat bei der Enthüllung des Denkmals auf dem Niederwalde. Der Proceß wegen Hochverraths wider die Anarchisten Reinsdorf und Genossen. (1884.) — Das Attentat auf den Kaiser Alexander II. durch den verabschiedeten Collegiensecretär Ssolowjew. (Petersburg. 1879.) — Der Fähnrich in der kaiserlich russischen Garde Christoforowitsch von Landsberg. Mord. (Petersburg. 1879.) — Der Oberstlieutenant Filippone unter der grundlosen Anklage des Mordes vor dem Schwurgericht in Piacenca. (1877—78.)

Der vorliegende neue Band des beliebten Sammelwerks hat einen besonders reichen Inhalt; er bringt zwei Criminalproceſſe aus Frankreich, sieben aus Amerika, zwei vor dem Reichsgericht in Leipzig verhandelte, zwei aus Rußland und einen aus Italien, alle in der gewohnten rechtskundigen, streng objectiven Darstellung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bosnien als Neuösterreich.

Vom Verfasser von

„Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft“.

8. Geh. 2 M.

Der zu Anfang dieses Jahres erschienenen Schrift über die Zustände Bosniens, die in weiten Kreisen ungewöhnliches Aufsehen erregte, folgt hier eine zweite Schrift von demselben Verfasser, in welcher er die von ihm ausgesprochenen Ansichten durch neue Thatsachen belegt und noch tiefer begründet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 30. September 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Der Journalismus und das Interviewer- und Reporterthum. Von Fedor Wehl. — Romane und Novellen. Von Ernst Wechsler. — Vermischte Schriften. Von Friedrich Henninger. — Zur Culturgeschichte. Von Th. Achelis. — Gedichtsammlungen. Von Robert Waldmüller. — Ein literarhistorischer Bilderatlas. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der Journalismus und das Interviewer- und Reporterthum.

Daß das Interviewer- und Reporterthum den Journalismus zu beherrschen und den Schriftsteller von Beruf daraus zu verdrängen angefangen habe, ist keine neue Klage. Unsere raschlebende, eilfertige Zeit hat keine Muße mehr, sich auf längere, die Dinge und Thatsachen einigermaßen erschöpfend behandelnde Aufsätze einzulassen. Bald werden unsere Zeitungen nur noch aus Telegrammen und aus Interviewer- und Reporterberichten bestehen. Es ist die „Kölnische Zeitung" gewesen, die jüngst in einer Mittheilung aus Paris offen die Meinung aussprach, daß die Presse dort schon beinahe vollständig in dem „ganz unfranzösischen, aus Amerika eingeführten Interview ihren modernsten Ausdruck finde". Der geistvolle Essay, die unterhaltende Plauderei, die gedankenreiche Abhandlung und Besprechung verschwinden nach und nach aus den Spalten selbst der bedeutendsten und vornehmsten Tagesblätter. „Es ist in Frankreich kein Gebiet des öffentlichen Lebens und der Kunst vorhanden", schreibt bei dieser Gelegenheit das eben angeführte rheinische Organ, „das von der geschilderten Phylloxera des Reporterthums verschont geblieben wäre, selbst das Theater nicht, das seinen nationalen Charakter bisher, wenn auch oft nicht ohne Einseitigkeit, am reinsten sich bewahrt hat. In der That hat man in Paris niemals Aehnliches versucht wie gewisse deutsche Theaterleiter, welche zum Nachtheil vaterländischer Dichter mittelmäßige, im Auslande fast unverständliche Ehebruchsstücke mit Gold aufwiegen und gar zahlen, bevor sie dieselben noch überhaupt gelesen haben. Dagegen hat man das Theater vor dem unfranzösischen Interview so wenig schützen können, daß alle Neuigkeiten fast nur noch auf diesem leider nicht mehr ungewöhnlichen Wege in die Oeffentlichkeit gelangen. Es vergeht kein Tag, an dem nicht einer der «Meister», sei er nun Dichter, Schauspieler oder Kritiker, in seiner stillen Klause überfallen wird und seine literarische Farbe bekennen muß. Ueberdies ist in fast allen größern Blättern, ausgenommen den «Temps», die «Débats» und wenige andere, nicht nur die allwöchentlich erscheinende, gründlichere «Theater-Revue» zu Gunsten der noch in derselbigen Nacht in der Schlummertrunkenheit geschriebenen Premièren-Kritik ausgemerzt, sondern dem ernstern Verfasser der letztern ist auch noch ein Mephisto oder richtiger gesagt ein Hanswurst beigesellt, der mit billigen Scherzen aufwartet und die «actuellen» Coulissen- und Toilettengeheimnisse ausplaudert. Im Gegensatz zu der vorher angedeuteten gelegentlichen Theaterschau vertritt er die ständige, er ist gewissermaßen der seßhaft gewordene Nomade der modernen französischen Journalistik. Aber welcher Gattung der Reporter nun auch sei, man erfährt, wie gesagt, nur durch ihn, was hinter den Coulissen des Theaters und in dem Arbeitszimmer des Dichters vorgeht und geplant wird, was diese oder jene Schule bezweckt und welche Siegesaussichten sie hat oder zu haben vermeint, welche letztere Nuance der Herr Berichterstatter übrigens durch ein ebenso überlegenes wie verschwiegenes Lächeln stets in sehr verständlicher Weise hervorzuheben versteht. Die meisten pariser Theaterdirectoren haben dies mit dem großen Theaterdirector an der Spitze des französischen Kriegsministeriums gemein, daß sie sich gegen den ersten besten Reporter, der mit der Rechtschreibung vielleicht weniger vertraut ist als mit ihnen, zu größerer Achtungsbezeigung verpflichtet glauben als gegen ihre verdienstvollsten Untergebenen."

Dieses Theaterreporterthum hat sich auch nach Deutschland verpflanzt und zwar in so französelnder Weise, daß

wir durch unsere deutschen Zeitungen auf das genaueste von allem unterrichtet werden, was pariser Autoren thun und treiben und was hinter dem Vorhange der verschiedenen pariser Theater sich ereignet hat oder sich zu ereignen im Begriff steht. Unter anderm war kürzlich berichtet worden, daß Augier, der Verfasser von „Der Pelikan", „Die Goldprobe", „Haus Fourchambault" u. s. w., sich entschlossen habe, kein Schauspiel mehr zu schreiben, weil ihm scheine, daß seine Stücke „rococo" geworden und er von der neuen naturalistischen Schule, wie sie in Daudet und Zola aufgegangen sei, nichts verstehe und nichts verstehen wolle.

Die deutsche Presse war von dieser Nachricht ebenso sehr, ja fast noch mehr betroffen als die französische. Es fehlte nicht viel, so hätte sie in Sack und Asche getrauert, um ihre Bekümmerniß darüber auszudrücken. Sie sucht nun Trost darin, daß Daudet seinen Roman „Numa Roumestan" für die Bühne bearbeiten wolle. Bei diesem Anlasse unterließ sie nicht, aus pariser Interview-Nachrichten auch die neuen ästhetischen Grundsätze mitzutheilen, die der Schriftsteller dabei zu befolgen im Sinne habe. Bisher, so wird gemeldet, hätte man die Charaktere den Vorgängen angepaßt; er indeß wolle von nun ab die Charaktere selbständig entwickeln und erst nach diesen die Vorgänge modeln. Was das eigentlich besagen will und worin das überraschend Neue liegt, was hier verkündigt wird, weiß so recht kein Mensch. Aber das thut auch nichts. Die Interviewer sind zufrieden, daß sie etwas verrathen können; ob das Verrathene klug oder thöricht ist, darauf kommt es ihnen nicht an, den deutschen Zeitungen ebenfalls nicht. Ist es doch immer eine Notiz aus Paris. Zuletzt brachten sie ein Zwiegespräch mit Sardou über sein berühmtes, ein wenig an Goethes „Egmont" erinnerndes Trauerspiel „Patrie", aus dem der Dichter als praktischer Geschäftsmann — das sind sie alle, alle in Frankreich! — ein Operntextbuch herausgearbeitet hat. Die Oper kommt in der nächsten Saison in der Großen Oper zur Aufführung, die Musik ist von Paladilhe. Sardou erzählt übrigens — da er ein berühmter Causeur ist, muß man indessen nicht alles wörtlich nehmen —, daß er den Stoff von „Patrie" zuerst für Meyerbeer bearbeitet habe. Nach dessen Tode sei das Buch von ihm Verdi angeboten worden, allein dieser verlangte einen Text mit einer italienischen Unterlage. Darauf soll Sardou die stolze Antwort gegeben haben: „Ich bin Franzose und habe die Gewohnheit, für Frankreich zu schreiben." Die deutsche Presse ist entzückt von diesem echt französischen Ausspruche, den sie höchst rühmlich findet, ohne daß sie daran denkt, sich eine ähnliche Gesinnung beizulegen. Nur zu oft, ja geradezu täglich vergißt sie, daß es ihre nächste Aufgabe wäre, für Deutschland zu schreiben, und daß ihr infolge dessen deutsche Dinge und Personen näher liegen und wichtiger sein müßten als diese pariser Reportersagen. Man hat neuerdings bei uns Gustav Freytag gelegentlich seines siebzigsten Geburtstags vielfach gefeiert und mit Ehren überhäuft. Wer möchte diesem verdienten Schriftsteller die Auszeichnungen nicht gönnen? Aber daß solche in Deutschland selbst hervorragenden Dichtern erst spät oder wol gar nicht zutheil werden, wer trägt die Schuld daran? Doch nur die deutsche Presse, die ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme so vorwiegend ausländischen Autoren zuwendet und sich um die eigenen nur wenig kümmert. Freilich leben die letztern nicht alle in der Reichshauptstadt Berlin. Allein auch Dresden, Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Köln, München sind doch entschieden keine Sperlingsnester. In der zuletzt genannten Stadt z. B. existirt ein großer Dichter, Hermann Lingg. Seine „Völkerwanderung" ist eine großartige Schöpfung. Doch hat sie unsers Wissens noch keine zweite Auflage erlebt. Seine gesammelten „Gedichte" sind seit 1873 ebenfalls nicht wieder neu aufgelegt worden. Wie schlecht muß es in Wahrheit um die höhere Bildung in unserer immer mehr in Krämerei ausartenden Zeit des wiedererstandenen Deutschen Reichs stehen, wenn solche poetische Erscheinungen keiner Nachfrage mehr begegnen. Hat Gerhard von Amyntor, ein neuerer höchst beachtenswerther Dichter, der lange nicht genug bekannt ist, nicht recht, wenn er in seinem „Neuen Romanzero" (in Hamburg bei J. F. Richter in zweiter Auflage 1883 erschienen) singt:

Armseliges, verfluchtes Los,
Dem Deutschen Lieder singen!
Er rührt sich nicht, wenn noch so süß
Des Sängers Saiten klingen.

Kaltblütig denkt er, ausgestreckt
Auf reichen Erntegarben:
Die Racker pfeifen am schönsten doch,
Wenn sie verzweifelnd darben.

Ein Deutscher regt und rührt sich nicht,
Tönt noch so hold die Weise;
Er klatscht erst, wenn der Sängermund
Den Würmern dient zur Speise.

Hat einer reichen Ruhmeskranz
Als ein Poet erworben,
Dann heißt es sicher auch von ihm:
Gestorben und verdorben.

Ist es auch nicht ganz so schlimm, so ist es doch sicher schlimm genug und die Theilnahme für deutsche Dichtung und Dichter eine äußerst geringe. Der siebzigste Geburtstag Julius Sturm's ist kaum beachtet worden, und doch besitzt Deutschland in ihm einen hervorragenden Lyriker, der, ein Prediger wie Karl Gerok, gleich diesem wahrhaft erbauliche Lieder geschaffen hat. Vom Grafen Friedrich von Schack wissen wenige, und gar manche andere verdiente dichterische Kraft befindet sich in vollständiger Vergessenheit.

Wer heutzutage sich nicht selbst vordrängt und nicht die große Lärmtrommel der Reclame mit eigenen Händen rührt, ist ein verlorener Mann. Den dichterisch schaffenden Geist in der Stille der deutschen Heimat spürsam aufzusuchen, ist nicht die Gewohnheit unserer Tagespresse. Sie

findet es, wie wir bereits gesagt, bequemer und ist unpatriotisch genug, hierin dem Auslande und namentlich Frankreich nachzugehen. Was pariser Blätter von französischer Kunst und französischen Künstlern reclamemäßig berichten, wiederholen sie eifrig und beflissen. Unsere Zeitungen, die für deutsche Bücher, deutsche Theaterstücke, deutsche Erzeugnisse bildender Kunst keinen oder nur kärglichen Raum übrighaben, verschwenden solchen an die Reportermittheilungen und Interviewernotizen fremder Blätter.

So abgeschmackt und unbedeutend beide oft auch sein mögen, den Leitern unserer großen öffentlichen Zeitorgane erscheinen sie anziehend und wichtig genug. Die wiener Zeitschriften aller Art haben darin den Ton angegeben und die Blätter des übrigen Deutschland ihn nachgeahmt. Infolge dessen werden dem deutschen Lesepublikum täglich eine Menge Dinge zugeführt, die dasselbe, weil sie es nicht tiefer zu berühren im Stande sind, im Lesen immer oberflächlicher und flüchtiger machen. Das Lesen wird lediglich eine mechanische Verrichtung, bei der man kaum noch zu denken gewohnt ist, wenigstens nicht an das, was man liest, sondern etwa an seine Tagesverrichtungen, seine gesellschaftlichen Beziehungen oder was sonst den Geist in Anspruch nimmt. Mit vollem Recht ließe sich am Ende die Behauptung aufstellen: man schreibt nur deswegen so viel ungewaschenes Zeug, weil man so wenig behutsam liest. Läse man mit Nachdenken, Ernst und Sammlung, so würde man bald entdecken, wie viel Schätzenswerthes, Tüchtiges und Vortreffliches bereits vorhanden, und wie unnöthig es ist, ins Blaue hinein zu schriftstellern. Wer die Werke unserer jetzt so billig zu erlangenden Classiker, dann auch die weitern Schriften vom Ende des vorigen und vom Anfang dieses Jahrhunderts gründlich durchgeht, der wird sich sehr bald überzeugen, daß darin ein reich sprudelnder Quell und Schatz von Ideen und Kenntnissen enthalten ist, die zu verarbeiten und auszubreiten eine Aufgabe noch langer Zeiten sein dürfte. Jedenfalls stechen sie erschreckend von dem leichtfertigen Lappalienkram ab, der sich in der Mehrzahl unserer Tagesblätter breit und das Lesen fast zur geistleeren und beinahe ganz unfruchtbaren Beschäftigung macht. Das gedruckte Wort vermag heute kaum noch einen Eindruck hervorzubringen, ja man kann sagen, daß es einigermaßen in Miscredit gekommen ist. Namentlich bei der deutschen Männerwelt. In dieser ist das Lesen von Romanen, vollends von Gedichten, fast zur Lächerlichkeit geworden. Wer liest denn gegenwärtig noch Wissenschaftliches, Geschichte, Poesie mit eingehender Aufmerksamkeit? Die Fachgelehrten ausgenommen, wol nur wenig besonders Auserlesene und geistig höher gestimmte Seelen. Die Mehrzahl der Männer wol kaum; sie meinen genug gethan zu haben, wenn sie die Zeitung gelesen haben.

Gerhard von Amyntor, der schon angeführte gesinnungstüchtige Schriftsteller, erzählte jüngst im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“: „Man theilte mir neulich mit, daß Gottfried Kinkel kurz vor seinem Tode einen Vortrag in Karlsruhe gehalten habe, in dem er den Männern den Rath gab, in jeder Woche zwei Abende zu Hause zu bleiben und — zu lesen; er soll ihnen vorgerechnet haben, wie viel sie dabei an wahrer Bildung und die Literatur an Förderung gewinnen würden.“ Zunächst würde dadurch schon der Absatz der Bücher ein größerer und die Anschaffung einer anständigen Hausbibliothek in den bessern Familien zur Gewohnheit und Sitte werden. In Frankreich hat im Jahre 1878 der Roman „Ohne Familie“, den Hektor Malot für sein Töchterchen schrieb, einen Absatz gefunden, der 100000 Exemplare überstieg. Und das Werk ist kein Sensationswerk und von keinem Modeschriftsteller. In Deutschland kennt man ihn kaum. Ist bei uns ein solcher Absatz möglich? Sicherlich nicht bei dem geringen Bücherankauf unserer Gebildeten und bei dem geringen Interesse der heutigen Männerwelt für Literatur. Dadurch aber, daß die Männer so wenig tiefern Antheil an der Literatur nehmen, muß diese selbst natürlich immer mehr sinken. Es wäre durchaus Sache der Zeitungspresse, das Publikum zu größerer Antheilnahme wieder anzuregen und anzustacheln. Aber wie kann ihr das in ihrer jetzigen Verfassung gelingen, in der sie mit athemloser Eilfertigkeit und Hast nur immer danach trachtet, über alles in der Welt das erste Wort zu haben.

Enthüllungen, Sensationsnachrichten und Skandalgeschichten, die Hauptleistungen der Reporter und Interviewer, sind fast der alleinige Inhalt unserer Zeitungen. Diese Dinge entnerven den Geist und entwöhnen ihn von aller Aufmerksamkeit für logische Begründung aufgestellter Ansichten und Behauptungen, für ruhige und gediegene Darlegung der Thatsachen, für das, was man guten Stil nennt. Verödung und Verwilderung des Geschmacks müssen unter solchen Umständen immer mehr um sich greifen und unser Volk verderben. „Vernachlässigt ein Volk“, sagt Gerhard von Amyntor in dem bereits angeführten Aufsatz, „die Pflege seines schönen Schriftthums, so zersägt es den Ast, der seine Gesittung trägt; immer lauter wird es dann den Ruf «Panem et circenses» erschallen lassen, und die nach rohen Schaustellungen entfesselte Gier wird jedes Saatfeld der wahren Cultur orgiastisch zerstampfen.“

Es wäre also wohl an der Zeit, daß man zur Besinnung und dahin käme, in dieser Sache Wandel zu schaffen.

Unsere ersten, tonangebenden Blätter hätten es sich zur Gewissenssache zu machen, das Interviewer- und Reporterthum in seine Grenzen zu verweisen und den Schriftsteller wieder zu seinem Rechte zu verhelfen. Vor allem aber sollte man dabei zugleich lernen, patriotischer zu empfinden und von Paris abzusehen, das uns heute nicht mehr das Muster und Vorbild von Kunst und Freiheit sein kann, wie es uns das ehedem gewesen ist. Heute steht Deutschland als erste politische Macht im Mittelpunkt Europas, aber von Neid und Misgunst umlauert, ist es beinahe aus-

schließlich auf sich selbst angewiesen. Sich auf sich selbst zu besinnen und die eigene Fahne hoch zu halten, ist deswegen im gegenwärtigen Augenblick nicht nur die von den Umständen gebotene Pflicht, sondern noch mehr sozusagen seine verfluchte Schuldigkeit, die zu erfüllen einzig der bessere Theil des Schriftthums, nie jedoch das Interviewer- und Reporterwesen im Stande sein wird.

Feodor Wehl.

Romane und Novellen.

Es liegt uns eine Reihe von Romanen und Novellen vor, in welchen ein unverkennbares Streben zu Tage tritt, alle grellen und geheimnißvollen Gegensätze des allgemeinen Lebens wie des Einzelgeschicks zu versöhnen und auf des Ewigen gütigen Willen zurückzuführen. An und für sich ist gegen solche Bestrebungen nichts einzuwenden, ja sie müssen sogar willkommen geheißen werden, weil sie den crassen materialistischen Tendenzen ein nöthiges Gegengewicht bieten. Nur muß man im Interesse ihrer Wirkung allerdings wünschen, daß die Vertreter derselben mit größerm Talent begnadet wären; denn nahezu sämmtliche Bücher, mit denen wir uns am Anfange dieses Artikels beschäftigen werden, erweisen sich, auf die Goldwage ernster literarischer Kritik gelegt, von sehr geringem Werthe.

1. Rau von Nettelhorst. Roman von Maria Lenzen di Sebregondi. Köln, Bachem. 1886. 8. 2 M.
2. Durch Kampf zum Ziel. Roman von Jos. Flach. — Ikarusflügel. Eine Geschichte in vier Bildern von Elise Polko. Köln, Bachem. 1886. 8. 2 M.

Die beiden Romane (aus Bachem's Romansammlung) können nicht einmal als annehmbare Leihbibliothekswaare taxirt werden. Frau Maria Lenzen di Sebregondi und Josef Flach verfügen zwar über eine correcte Sprache: das ist aber alles, was wir zu ihrem Lobe sagen können. Die Handlung ist eine ganz willkürlich geführte die Technik eine sehr ungeschickte, und die auftretenden Personen sind fleisch- und blutlose Schemen. Ueber beiden Werken webt der dichte Nebel der Langeweile, welche jeden nur halbwegs denkenden Leser verscheuchen muß.

Ein frischer Zug geht durch die kleine Erzählung „Ikarusflügel" der Frau Elise Polko; ist auch der Werth derselben kein bedeutender, so nimmt sie sich doch neben den beiden öden Romanen ganz anmuthend aus. Die Geschichte eines Bürgermädchens, das von leisen Emancipationsgelüsten befallen wird, ohne zwingenden Grund das Haus ihrer wohlhabenden Aeltern verläßt, mit Mühe und Noth das Lehrerinnenexamen besteht, um sich ihr Brot in der Fremde selbständig zu verdienen, und dann nach mancherlei Erfahrungen, gänzlich geheilt von allen revolutionären Frauengedanken, wieder zu ihren Aeltern zurückkehrt: diese Geschichte ist so einfach, mit so liebenswürdig-schalkhaftem Humor erzählt, daß mich fast ein Bedauern überkam, sie in der Nachbarschaft des Flach'schen Romans zu sehen.

3. Glockenklänge. Festgeschichten von Ernst Evers. Norden, Soltau. 1886. 8. 3 M.

Das Buch besteht aus elf kleinen Geschichten, in denen die kirchlichen Feiertage eine große Rolle spielen. Advent, Weihnacht, Neujahr, Gründonnerstag, Charfreitag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten bilden gewissermaßen die Leitmotive des Buchs, das mehr frommem Wollen als gutem Können entsprossen ist. Wir betonen nochmals, daß wir die Absichten der religiösen Belletristen durchaus anerkennen, aber wir dürfen deswegen nicht die Mängel ihrer Begabung oder gar den gänzlichen Mangel einer solchen verschweigen.

4. Aus dem täglichen Leben. Erzählungen von J. Aus dem Dänischen von E. Karstens. Norden, Soltau. 1885. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese Erzählungen erfüllen in weit höherm Maße die Ansprüche, die man stellen muß, als die Festgeschichten von Evers. Die ersten beiden: „Der Invalide" und „Der Kirchsteig", dürfte jedermann mit Befriedigung lesen. Etwas wie scharfer Realismus weht in denselben; die Verfasserin ist eine vortreffliche Beobachterin des Alltagslebens und weiß ihre Wahrnehmungen mit wirkungsvoller Prägnanz darzustellen. „Der Kirchsteig", die längste der gebotenen vier Erzählungen, ist unbedingt spannend; nur schade, daß die Composition eine etwas gespaltene ist. Die Novelle theilt sich nämlich in zwei Hälften, welche nur lose aneinanderhängen. Trotzdem dieselben Personen auftreten, hätte die Verfasserin aus diesen Hälften ganz gut zwei besondere Erzählungen gestalten können. „Der Agent" ist etwas rührselig, während „Der alte Postbote" manchmal zu grelle Töne anschlägt; aber auf keiner Seite verleugnet sich die Kennerin des Lebens und des Herzens, welche mit anerkennenswerthem Feuer den Glauben an Gott predigt.

5. Die Studiengenossen. Von Hans Tharau. Zweite Auflage. Norden, Soltau. 1885. 8. 3 M.

Hans Tharau scheint mit seinen „Studiengenossen" einen schönen Erfolg davongetragen zu haben, denn außer der zweiten Auflage erschien auch eine englisch-amerikanische Uebersetzung: „The fellowstudents". Verdient die Erzählung einen solchen Erfolg? In vieler Beziehung ist ihr derselbe zu gönnen. Denn sie schildert in anschaulicher Weise das Leben und Treiben der Studenten und Professoren an der theologischen Facultät einer kleinern deutschen Universitätsstadt. Der Verfasser ist eine

gewisse Erfindungsgabe durchaus nicht abzusprechen, ebenso wie eine wenn auch allerdings nicht besonders hoch entwickelte Fertigkeit, Menschen zu schildern und ihre Geisteskämpfe darzustellen. Was wir aber besonders an dem Buche schätzen, ist die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, mit der Tharau seine Aufgabe durchführt. Die auftretenden Personen berühren den Leser sehr sympathisch, vor allem die Hauptgestalten: Theodor Freiherr von Rothenhalm, ein junger Theologe aus Thüringen, und dessen Herzens- und Studiengenosse Kenneth Gordon. Sehr hübsch gezeichnet sind die Bewohner der Villa Hispania, Frau von Merlèdez und deren Tochter Beatrice. Nicht ohne Kunst ist auch der unglückliche Franz Dominik, der Vetter Beatricens, hingestellt. Als Cultur- und Sittenbild betrachtet, müssen die „Studiengenossen" unbedingt empfohlen werden; der dichterische Gehalt freilich ist kein besonders starker, wiewol wir weit entfernt sind, den Verfasser zu den Dilettanten zu zählen.

6. Vom Wegrand. Novellistische Studien von Konrad Telmann. Leipzig, Mutze.

Telmann ist einer der fruchtbarsten Autoren unserer Zeit; nicht viel über dreißig Jahre alt, hat er mindestens schon dreißig Bände veröffentlicht. Daß sein Talent trotz dieser geradezu unheimlichen Fruchtbarkeit nicht verflacht, sondern sich immer mehr vertieft, beweist nur den außerordentlich bedeutenden Fonds, aus dem heraus er schafft. Der vorliegende Band weist viel Schönes und Interessantes auf; zwei, allerdings bedeutende Mängel wollen wir gleich hervorheben: das ist einerseits der erschreckendste trostloseste Pessimismus, der sich wie ein zerstörender Melthau auf die Blüten seiner Phantasie setzt, andererseits eine gewisse Monotonie in den auftretenden Helden des Buchs. Diese sind zumeist unglücklich liebende Professoren und Gelehrte, so in „Erster Schnee", „Vergebens", „Auf der Soirée". Wir wollen indeß diese Einförmigkeit nicht der mangelnden Gestaltungsgabe des Dichters zur Last legen, sondern sie auf ungeschickte Zusammenstellung der Novellen zurückführen. In Bezug auf Technik und Darstellung nimmt Telmann eine Stellung zwischen Storm und Heyse ein: bald klare, ruhig hinfließende Erzählung, bald eine dämmernde Stimmung, die das Präludium einer längst verflossenen, in der Erinnerung wieder auftauchenden Handlung ist. Wunderbar erfrischend nimmt sich das anmuthige Märchenidyll „Am Waldquell" neben der Welt voll Jammer und Elend aus, in der sich Telmann mit Vorliebe bewegt. Möchte doch der so begabte Autor sich öfters in solch herzerfreuenden Schöpfungen versuchen, und er wird unzählige Freunde gewinnen! Eigenthümlich ist „Ein sizilianischer Dorfpfarrer", der interessante Einblicke in das sicilianische Volkstreiben gewährt; von unendlich weitem Herzen und tiefem Gemüth zeugt das Phantasiestück „In der Fremde". Telmann ist ein reichbesaitetes und nicht genug anzuerkennendes Talent, das sich schwer schädigen würde, wenn es sich noch weiterhin dem zerstörenden und dämonischen Zauber des Pessimismus hingäbe, der gerade die edelsten Geister sich zu erwählen scheint. Im Interesse unserer guten Literatur wäre zu wünschen, daß Telmann von seinem Pessimismus geheilt würde.

7. Novellen von Hermann Küchling. Breslau, Trewendt. 1886. 8. 6 M.

Der Name Küchling ist mir zum ersten mal begegnet, und ich muß gestehen, daß mich diese neue Bekanntschaft in keiner Weise reut. Das ist ein sicheres, zielbewußtes Talent, ausgerüstet mit großer Welt- und Menschenkenntniß. Man lese z. B. den Beginn der ersten Novelle „Mephisto's Schwiegersohn":

Er verlöschte die Lampe etwas früher als gewöhnlich, aber vorsichtig wie immer, horizontal über die Oeffnung des Cylinders blasend, wie es vor Jahren in den Zeitungen empfohlen worden war. Dann schritt er im Dunkeln nach der Schlafkammer, wie er sich's angewöhnt, seitdem er einmal im Bett beim Lesen eingeschlafen war, mit einer jähen Traumbewegung die Lampe umgestoßen hatte und fast verbrannt wäre. Wie er im Arbeitszimmer auf den hohen Büchergestellen jedes Buch, jede Broschüre in dunkler Nacht finden konnte, so fand er auch in der Kammer mit gewohntem Griff die Wasserflasche und das Glas, das er vor dem Schlafengehen zweimal zu leeren pflegte. Vorsichtig füllte er's, aber bevor er es an die Lippen setzte, kehrte er noch einmal in das Arbeitszimmer zurück, um das Fenster zu öffnen und den Cigarrenrauch entweichen zu lassen, der im Laufe des Abends sich reichlich angesammelt hatte. Das Oeffnen des Fensters besorgte er sonst regelmäßig, bevor er die Lampe verlöschte. Heute hätte er es beinahe vergessen. Es war überhaupt an diesem Abend mit ihm nicht wie gewöhnlich; die Arbeit war ihm nicht von der Hand gegangen und öfter war ihm die Cigarre verlöscht, die sonst zu glimmen pflegte, so lange er arbeitete. Er hatte öfter von den Büchern emporgesehen und dabei zum ersten mal, seitdem er das Zimmer bewohnte, das Muster der Tapete betrachtet. Als er sich hierüber zum dritten mal ertappt, hatte er, obgleich es noch nicht 11 Uhr geschlagen, die Bücher zugeklappt, einen Briefbeschwerer auf die losen Blätter gelegt, die er beschrieben, und die Lampe in der Absicht verlöscht, morgen zeitiger als gewöhnlich aufzustehen, um das Versäumte nachzuholen. Als er jetzt die dichten Gardinen zurückschlug und das Rouleau emporzog, schüttelte er den Kopf. Er kam sich fremd vor.

Unstreitig eine geschickte, sichere Charakteristik und eine spannende Einführung. Der Inhalt dieser trefflichen Novelle ist kein origineller, aber auch hier findet der Grundsatz, daß es nicht auf das Was, sondern auf das Wie ankomme, seine volle Bestätigung. Die zweite Novelle „Wildauer" ist ein psychologisches Meisterstück und macht dem Verfasser alle Ehre. Sie hat geradezu criminelle Bedeutung und sollte von jedem gewissenhaften Richter gekannt sein. Es wäre viel zu weitläufig, wenn wir den Inhalt auch nur andeuten wollten, nur dies sei verrathen, daß Wildauer durch Dämonen seiner Brust zu einer blutigen That verleitet wird. Obwol Küchling nichts mit dem Amerikaner Edgar Allan Poe gemein hat, so muß der letztere dennoch hier erwähnt werden, weil dessen Novellen, allerdings in ganz anderer Weise, sich ebenfalls mit criminellen Vorwürfen befassen. Nur ein welt-

erfahrener Mann kann eine solche Gestalt wie Wildauer schildern. Weit unter diesem psychologischen Kunstwerk steht die dritte und letzte Novelle „Liebesopfer". Der Autor skizzirt selbst an einer Stelle den Inhalt:

Denken Sie sich zwei Freunde, denen die Photographie eines Mädchens (durch ein leichtsinniges Zeitungsinserat) in die Hände kommt und die sich beide, der eine künstlerisch der andere persönlich, in das Original verlieben, und zwar so plötzlich und augenfällig, daß jeder in dem andern den Nebenbuhler erkennt, fürchtet und beinahe haßt. Der persönliche Liebhaber ist so glücklich, das Original auszuspüren. Natürlich verbirgt er das dem Freunde. Aber trotz aller Besorgniß, daß auch der Freund die eifrigst gesuchte Spur finden könnte, hat er nicht den Muth, der Geliebten sich zu entdecken. Aber er ist so rasend verliebt, daß er der Schwester des Freundes, die seine Freundin (d. h. die ihn geheim liebt) ist, zumuthet, für ihn zu werben.

Nun das Facit ist: der eine Freund entpuppt sich als Bruder des von beiden geliebten Mädchens, welches schließlich den andern heirathet; dafür erhält dessen Schwester den Gegenstand ihrer geheimen Neigung. Das Ganze ist höchst unwahrscheinlich und macht den Eindruck einer müßigen Combinationsspielerei. Allerdings zeigen sich auch in dieser mislungenen Novelle die schönen Fähigkeiten des Verfassers. Alles in allem: Hermann Küchling hat hier einen Band Novellen geboten, der uns Respect vor seinem reifen und vielsagenden Können einflößte.

8. Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Von Marie Ebner-Eschenbach. Berlin, Paetel. 1886. 8. 4 M.

Marie Ebner-Eschenbach gilt mit vollem Recht als eine der hervorragendsten Vertreterinnen deutscher Literatur. Ihr Talent feiert in diesem Buch wieder einen glänzenden Triumph. Die erste der drei gebotenen Novellen: „Die Unverstandene auf dem Dorfe", ist weniger dem Aufbau nach als in Hinblick auf die treffliche Charakteristik eine lobenswerthe Leistung zu nennen. Der folgenden: „Er läßt die Hand küssen", gebührt uneingeschränktes Lob. Die Verfasserin entrollt hier an dem Faden einer vormärzlichen Bauerngeschichte ein Schicksal voll erschütternder Tragik. Der Schluß ist eine beißende Satire auf Zustände, die wir bereits hinter uns haben; die Ausübung des jus gladii von seiten der Aristokraten gegen ihre Untergebenen erfährt hier eine traurige Illustration, der um so höherer Werth der Wahrhaftigkeit beizumessen ist, weil eine Aristokratin selber noch das vernichtende Urtheil über jene barbarische Machtvollkommenheit fällt. Man sollte kaum glauben, daß die letzte Erzählung „Der gute Mond" der Feder einer Dame entsprossen ist. Da herrscht eine Gedrungenheit des Stils, eine tiefsinnige Schärfe des Ausdrucks, da waltet jene geheimnißvolle Kraft, mit einigen einfachen Worten das Höchste zu sagen, — und diese herrlichen Gaben sind an einem ebenso schönen wie originellen Stoffe bethätigt! Wir legen das Buch aus der Hand, von jener erhebenden Stimmung beseelt, die alle echten Dichtwerke in uns hervorrufen.

9. Schön-Düweke. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert von Johann von Wildenradt. Leipzig, Elischer. 1886. 8. 4 M.

Die tragische Geschichte Düweke's, der liebreizenden Holländerin, welche den Dänenkönig Christiern jahrelang in den Banden ihrer märchenhaften und doch herzensschlichten Schönheit hielt, deren Mutter Siegbritte einen theils günstigen, theils unheilvollen, aber unbegrenzten Einfluß auf den König ausübte, den kläglichen Tod der Düweke — hat einer der größten deutschen Poeten in einer seiner Novellen, welche leider Gottes bereits so ziemlich vergessen sind, behandelt; mit dem ganzen mystischen Zauber der Sprache, deren ein Poet je fähig ist, hat Leopold Schefer aus dem Stoff ein Kunstwerk gestaltet, das ihm für immer eine hohe Stellung unter den Dichtern einräumt. Wir müssen annehmen, daß Johann von Wildenradt, der Autor des Romans „Der Zöllner von Klausen" und der epischen Dichtungen „Der letzte Wendenkönig" und „Fra Filippo Lippi", Schefer's Novelle kennt, und müssen ferner annehmen, daß ihm der hohe Werth derselben wohl bewußt ist, und da gehört eine große Dosis Selbstvertrauen dazu, noch einmal diesen Stoff zu behandeln, mit Leopold Schefer zu wetteifern und so die Kritik zu veranlassen, Schefer mit Wildenradt zu vergleichen. Daß bei diesem ungleichen Wettkampf Wildenradt der Geschlagene ist, wollen wir ihm nicht als Tadel anrechnen, denn niemand kann über die Grenzen seiner Begabung hinaus. Es ist sicher, Wildenradt hat Talent, aber er bewegt sich in engen Bahnen. Als schlichte Wiedergabe jener historischen Begebenheit betrachtet, aber der höhern kunstvollen Ausgestaltung und sinnreichen Vertiefung entbehrend, mag der Roman Wildenradt's ein mäßiges Lob verdienen; die Leser, insofern sie keine besondern Ansprüche stellen, werden sein Buch mit Interesse und Spannung lesen; allerdings wird dieselbe mehr durch den Stoff, der aber kein Verdienst des Autors ist, als durch die Behandlung und Gestaltung desselben hervorgerufen. Wildenradt hat eine correcte Salonsprache; er verfügt über Routine und hat fleißige Studien gemacht. Sein Buch ist eine geschickte Erzählung, welche sicher ihr Publikum finden wird; Schefer's Werk ist eine literarische Schöpfung vom ersten Range, die — wenige kennen. Welche Schlüsse man nothwendigerweise aus diesen beiden Sätzen ziehen muß, wird wol der Leser selbst wissen.

10. Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Dritte Auflage. Berlin, Paetel. 1886. 8. 4 M.

Auch dieses Werk befaßt sich mit einer Liebesepisode Christiern's von Dänemark, jenes grausamen, heimtückischen Charakters, dessen ursprüngliche edle Eigenschaften nach und nach hinschwanden und den Dämonen der Rachsucht Platz machten. Die Düweke war eine Jugendleidenschaft des Königs, Karin, „die Rose von Trollhätta", eine Mädchenblüte, deren Duft den Mann Christiern berauschte. Die Novelle erzählt die grausam-hinterlistige Unterwerfung

Schwedens durch Christiern und die kraftvolle Erhebung des bedrückten Landes durch Gustav Wasa, der sich durch diese unsterbliche That zugleich Karin eroberte, die bereits mit einem jungen dänischen Aristokraten verlobt war. Ich habe in den letzten Jahren kein Werk in Prosa gelesen, das mich in meinem ganzen Wesen so ergriffen und erschüttert hätte, wie eben „Karin von Schweden". Von all der mühseligen Weitschweifigkeit, der hindämmernden Redseligkeit und Schilderungslust, welche oft den künstlerischen Werth der Schöpfungen Jensen's schädigt und den Leser ermüdet oder abstößt, ist in diesem Buche nicht die geringste Spur. Die Sprache sucht an Kraft und Größe ihresgleichen; die Seenerie, der ganze Aufbau ist das Werk eines in des Wortes wahrster Bedeutung großen Dichters. „Karin von Schweden" ist ein grandioses Heldenlied in ungebundener Rede; es hat thatsächlich in Bezug auf die qualvollen Motive, in der Wahl zwischen Liebesbruch und Landesverrath bestehend, die ja auch den gigantischen Seelenkampf Rüdiger's von Bechlaren hervorriefen, mit den Nibelungen eine große Aehnlichkeit. Die Kunst des Autors, welche es zuwege gebracht, so über das irdische Maß hinausragende Gestalten zu schaffen, die uns dennoch so menschlich nahe treten, als wären wir mit ihnen verwandt oder befreundet, muß die höchste Bewunderung erregen. Gestalten wie Karin und Brita Stenbock lassen sich nicht leicht vergessen; jene Scene, wo Brita Stenbock dem König gegenübertritt, dessen Ermordung, die allerdings vereitelt wurde, sie geplant hatte, gehört zu den wirkungsvollsten der neuern deutschen Dichtung. Das Buch hat auch einen gewissen äußeren Erfolg errungen, denn es liegt uns in dritter Auflage vor; Jensen's jüngste Schöpfungen „Am Ausgang des Reiches" und „Die Heiligen von Amoltern" sind ebenfalls imposante Kundgebungen seines Könnens, aber an „Karin von Schweden" reichen beide nicht hinan. Die Liebesschicksale Christiern's haben in zwei Poeten, Leopold Schefer und Wilhelm Jensen, eine poetische Verklärung gefunden, die wesentlich zur Bereicherung des deutschen Schriftthums beigetragen hat.

11. Lappländische Märchen, Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter. Nach lappländischen, norwegischen und schwedischen Quellen von J. C. Poestion. Mit Beiträgen von Felix Liebrecht. Wien, C. Gerold's Sohn. 1886.

Auf die Lyrik der Lappen hat bereits Herder in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" aufmerksam gemacht. (Vgl. „Brauthid", „An das Rennthier.") Fast gänzlich unbekannt sind die Leistungen der Lappen in ungebundener Rede geblieben. Eine Sammlung von Märchen und Sagen in Prosa hat vor Jahren Professor J. A. Friis in Christiania unter dem Titel „Lappiske Sprogpröver" herausgegeben, welche aber nicht nach Deutschland gedrungen ist; dieselbe wäre auch fernerhin in Deutschland unbekannt geblieben, wenn nicht Professor Liebrecht einiges daraus übersetzt hätte. (In „Germania, Organ für deutsche Alterthumskunde", herausgegeben von Karl Bartsch, XV. Jahrgang.) Poestion, der hochverdiente, von unermüdlichem Fleiß beseelte Gelehrte, hat sich der lobenswerthen Aufgabe unterzogen, diese Lücke in unserer Märchenliteratur auszufüllen, und die Ergebnisse seiner Forschung liegen uns in diesem splendid ausgestatteten Bande vor. Das Buch hat doppelten Werth: einerseits durch die mitgetheilten Märchen und Sagen, andererseits durch die interessanten Bemerkungen Poestion's. Wir setzen ein für die vergleichende Forschung bemerkenswerthes kurzes Märchen hierher:

Die Hexe und Jes.

(Aus dem schwedischen Lappmarken.)

Ein alter Lappe hatte sich einmal auf der Jagd dermaßen verirrt, daß er nicht wieder nach Hause fand. Endlich kam er zu einer kleinen Hütte auf einer Lichtung im Walde. Er ging hinein, um da die Nacht über zu bleiben, machte Feuer und fing an, in einem kleinen Kessel, den er mit sich führte, etwas von seiner Jagdbeute zu kochen. Plötzlich trat eine Hexe herein und fragte: „Wie heißest du?" — „Ich heiße Jes (Selbst)", antwortete der Lappe, nahm aber in demselben Augenblick einen Schöpflöffel voll kochenden Wassers und goß ihn der Hexe in die Fratze. Da fing sie an jämmerlich zu schreien und zu heulen und rief aus: „Jes muo boldi, Jes muo boldi!" (Selbst mich verbrannte, Selbst mich verbrannte!) — „Hast du dich selbst verbrannt, so mußt du selbst dafür leiden!" antwortete es von dem nächsten Berge, wo sich die Genossen des Trollweibes befanden, sodaß für diesmal der Lappe mit heiler Haut davon kam, obwol sie beim Fortgehen sagte: „Selbst kannte mich und Selbst verbrannte mich, und Selbst soll bis zum nächsten Jahre schlafen!" Nach der Mahlzeit legte der Lappe sich zur Ruhe; als er aber des Morgens aufwachte und in seinen Speisesack griff, fand er ihn voll Schimmel und Fäulniß und verdorbener Speisereste. Er konnte nicht begreifen, wie das zugegangen; als er aber weiterhin Leute traf, so erfuhr er, daß er ein ganzes Jahr fortgewesen war.

Von den Sprichwörtern seien folgende hier mitgetheilt:

Nicht alle Brüder haben an derselben Mutterbrust gesogen. — Höflichkeit gegen alle, aber mit niemand Umstände machen. — Neue Besen kehren immer gut, aber die alten reinigen besser die Fugen. — Nun kann man sehen, sagte die Alte, welche sich die Augenbrauen abschor. — Ein böser Freund ist besser als ein guter Unbekannter.

Das Buch ist für Gelehrte wie für Laien eine gleich interessante Gabe; wir wünschen, daß Poestion die in der Vorrede versprochene neue Schrift über lappische Poesie baldigst möge erscheinen lassen.

12. Der Dunkelgraf von Eishausen. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten. Von R. A. Human. Zwei Theile. Hildburghausen, Kesselring. 1883—86. 8. 3 M. 60 Pf.

Human behandelt die räthselhafte Geschichte jener zwei Menschen, welche in einsiedlerischer Abgeschiedenheit im Schlosse Eishausen vierzig Jahre lang lebten, ohne um ihren wirklichen Stand und Namen, ihre Reisedocumente von den Behörden befragt zu werden; Herzogin Charlotte nahm die beiden, einen Herrn und eine Dame, unter ihren Schutz, was der Sache einen geheimnißvollen politisch gefärbten Anstrich gab. Er nannte sich Vavel de

Versay, bezog von einer bis heute nicht erforschten Seite eine sehr bedeutende jährliche Rente und umgab sich mit gräflichem Luxus; sein Charakter erscheint als ein seltenes Gemisch von allerlei guten und schlechten Eigenschaften. Noch mehr in Dunkel gehüllt ist seine Gefährtin. In welchem Verhältniß die beiden zueinander gestanden, ob sie ehelich getraut, oder nahe verwandt, oder Genossen einer unseligen That gewesen, für welche sie beide den Fluch klösterlicher Einsamkeit tragen mußten, ist bis heute nicht ermittelt worden. Selbst nach dem Tode der beiden erhellte sich nicht das Dunkel, das über den Lebenden geschwebt. Eine Flut von allerlei Muthmaßungen ging durch die Presse, welche die beiden bald zu Verbrechern, bald zu Märtyrern stempelte, bald sie als Genossen oder Abkömmlinge hoher und höchster Personen bezeichnete. Auch die erzählende Literatur bemächtigte sich dieses Problems; wir nennen nur Bechstein, G. Hesekiel, A. C. Brachvogel, Wilbrandt, die den Stoff behandelten und zum Mittelpunkt abenteuerlich-phantastischer Geschichten machten. Human's Werk ist ein Versuch, ein Resumé aus den bisher bekannten Facten und Daten zu geben, ohne daß es indeß auch ihm im entferntesten gelungen wäre, dem Geheimniß näher auf den Leib zu rücken. Sein Buch ist mit Liebe und Sorgfalt zusammengestellt, aber es fehlt ihm die kritische Strenge, ohne die kein echt wissenschaftliches Werk zu Stande kommt. Als Quellenwerk betrachtet, darf es immerhin einen gewissen Werth beanspruchen; es ist für jeden von hohem Interesse, der Dinge und Begebenheiten kennen lernen will, die sich aus der Monotonie des Alltagslebens herausheben, und der Dunkelgraf von Eishausen ist thatsächlich eine der räthselhaftesten Gestalten dieses Jahrhunderts.

Ernst Wechsler.

Vermischte Schriften.

1. Biographisches. Gesammelte Aufsätze von Otto Mejer. Freiburg i. Br., Mohr. 1886. 8. 10 M.

Das vorliegende Buch enthält vier Arbeiten des gelehrten Verfassers. Die erste gibt uns eine mit vieler Wärme und Pietät geschriebene Biographie des göttinger Rechtsgelehrten Gustav Hugo, des Gründers der Historischen Juristenschule. Die zweite Abhandlung ist betitelt „Eine Erinnerung an B. G. Niebuhr". Nicht von der bahnbrechenden Thätigkeit Niebuhr's auf dem Gebiete der römischen Geschichte, auch nicht von seiner staatsmännischen Wirksamkeit ist in diesen Blättern die Rede; nur eine Erinnerung wollen sie wiedergeben, durch die eine Einzelseite seines Wesens wieder vorgeführt werden soll, sein Verhalten zur Religion und zum Christenthum. In überaus anziehender Weise führt der Verfasser aus, wie Niebuhr in dieser Beziehung anders als die Mehrzahl der Gelehrten und Staatsmänner, ja der Gebildeten seiner Zeit gedacht, und wie er in einer Zeit, die sonst bemüht war, die Thatsachen des Christenthums durch Kritik zu beseitigen, obwol selbst Kritiker, in seinen historischen Arbeiten doch sich ehrfurchtsvoll vor denselben gebeugt habe. Daß er aus dieser Gesinnung nie ein Hehl gemacht, gereicht einem solchen Mann in einer solchen Zeit gewiß nur zur Ehre.

Der dritte Aufsatz handelt vom „römischen Kestner". Kestner, „Lottens" und des Archivsecretärs, spätern Archivars und Hofraths Johann Christian Kestner vierter Sohn, ist ein allen deutschen Reisenden und Künstlern, die in den Jahren 1820 bis 1850 mehr als nur flüchtig Rom besucht haben, gar wohl bekannter Name, bei dessen Nennung ihnen, wie der Verfasser zuversichtlich hofft, ein heiterer Sonnenstrahl wohlthuender Erinnerung in die Seele fallen wird. Denn sie alle sind ihm gewiß für irgendetwas Gutes dankbar, das er ihnen in der wohlwollendsten, gütigsten und liebenswürdigsten Art erwiesen hat. So will denn der Verfasser, als einer von den Aelteren, die Kestner kannten, auch in dankbarem Sinn dieser Persönlichkeit und ihres Bildungsgangs gedenken, deren Hauptbedeutung nicht in dem lag, was er that, sondern in dem, was er war, obwol auch von dem erstern sich manches namhaft machen ließe, wobei ja nur unter anderm an das von ihm gestiftete Archäologische Institut erinnert werden darf.

Die vierte, umfangreichste Arbeit behandelt das Leben und die Wirksamkeit des einstigen preußischen Cultusministers Eichhorn. Der Verfasser will in dieser Form gleichsam eine pathologische Studie zur evangelisch-kirchlichen Verfassungsentwickelung geben. Letztere ist ja eben mit dem Namen Eichhorn aufs engste verknüpft. Eichhorn hatte seinerzeit viele Feinde, die in ihm den vornehmsten Träger und officiellen Führer einer geistigen Richtung erblickten, welche sie bekämpften. Ihrem Ansturm fiel er auch im Jahre 1848 zum Opfer. Wie viele von seinen Gegnern haben ihn jedoch verkannt! In sehr eingehender, sachlicher Weise wird uns gezeigt, wie das, was nach einem Vierteljahrhundert angestrengtester Arbeit als evangelische Kirchenverfassung der alten Provinzen seit 1873 Gestalt gewonnen hat, ungefähr dasselbe ist, was Eichhorn 1847 in fertigem Plane dem König zur Genehmigung vorlegte. Freilich vermochte er nicht das Neben- und Gegeneinander sich widersprechender und unter sich kämpfender Principien, wie es in der Kirchenpolitik der vierziger Jahre hervortrat, zu beherrschen. Hier liegt in Eichhorn's Leben eine Tragik; die Gegensätze selbst ergriffen ihn und rieben seine Thätigkeit auf.

Die durchaus schön geschriebenen Aufsätze sind, mit Ausnahme des über Niebuhr, schon in Zeitschriften erschienen. Das ganze sehr empfehlenswerthe Buch hat der Verfasser seiner lieben Frau, der „treuesten Gehülfin seiner schriftstellerischen Arbeit", dankbar gewidmet.

2. Deutscher Pitaval. Vierteljahrsschrift für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum. Erster Jahrgang. Vier Hefte. Leipzig, C. F. Winter. 1886. Gr. 8. Jedes Heft 3 M.

Der lebhafte Beifall, welchen das im vorigen Jahre in demselben Verlage erschienene zweibändige Werk des Herausgebers: „Aus dem alten Pitaval" gefunden hat, regte bei ihm und seinem Verleger den Gedanken zu dem vorliegenden Unternehmen an. Jene Sammlung behandelte Stoffe, welche eine Fülle des interessantesten Materials zur Rechts- und Culturgeschichte Frankreichs unter Ludwig XIII. bis zu Ludwig XV. enthalten, aber doch insgesammt um etwa zwei Jahrhunderte hinter uns liegen. Der „Deutsche Pitaval" will nun die bedeutsamsten Straffälle der Gegenwart und Vergangenheit des In- und Auslandes nach den besten Quellen, den Acten, Verhandlungen und Urtheilen darstellen in abgerundeter, gemeinverständlicher, kritisch und wissenschaftlich durchgearbeiteter Form. Jeder Fall soll ein actentreues, sprechendes und fesselndes Zeit- und Culturbild sein. Durch vierteljährliches Erscheinen hofft der „Deutsche Pitaval" einerseits die Zeit zu gewinnen, um auch über die der neuesten Vergangenheit angehörigen Fälle ein ruhiges gereiftes Urtheil zu ermöglichen, andererseits aber auch in der Lage zu sein, die der Gegenwart entnommenen Ereignisse zu veröffentlichen zu einer Zeit, da sie dem Gedächtniß der Mitlebenden noch nicht entrückt sind.

Die zwei ersten bisjetzt vorliegenden Hefte besprechen und veranschaulichen einige überaus interessante Fälle aus der leipziger Gegend nach den im Archiv der leipziger Gerichte ruhenden Acten, „Ein dunkles Geheimniß" betitelt, und enthalten weiterhin eine eingehende Darstellung der anarchistischen Verbrechen in Deutschland in den Jahren von 1880 bis 1885. In zehn Kapiteln werden nach einleitenden übersichtlichen Auseinandersetzungen die Hauptverbrechen der Anarchisten in den letzten Jahren bis zur Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf besprochen und actenmäßig geschildert.

Wir glauben, daß das neue Unternehmen seine Gönner finden werde und zwar nicht nur aus der Reihe derer, die blos aus Skandalsucht und Freude am Grauenvollen zu derartigen Schilderungen greifen, sondern auch aus der Zahl solcher, welche mit Recht in jedem hervorragenden Strafproceß einen Vorgang erblicken, der uns die tiefsten und überraschendsten Blicke in das menschliche Seelenleben gestattet, zugleich einen Vorgang, der in der Missethat, in den handelnden und schuldigen Personen, im Strafverfahren, in der Strafe und Sühne meist ein merkwürdiges Spiegelbild der Zeit bietet.

3. Ein verlorener Posten deutschen Geistes, deutscher Sitte und Cultur. Von Hans Brackmann-Fleckenstein. Leipzig, Kasprowicz. 1886. 8. 1 M.

Mit dem Motto: „Ein Mahnruf sei's dem Deutschen, ein Weckruf sei's dem Balten: daß jener deutsch mal werde und dieser bleib' beim Alten", wendet sich der jugendliche Verfasser dieser Broschüre in seiner Vorrede zunächst an die Deutschen im Reich und zwar mit herben Vorwürfen. Er meint, der Deutsche sei durch seinen historischen Föderalismus für Deutschthum und für Nationalbewußtsein unempfindlich geworden, und sein so viel gepriesenes Rechtsgefühl sei nur eine hohle Phrase, nur Renommage. Der Balte dagegen, der deutscher als deutsch gesinnt ist, habe stets die Fahne seines Deutschthums hoch gehalten; er werde auch wol in dem Kampf für Religion, Recht und Freiheit, für Deutschthum, Sitte und Cultur den Deutschen beschämen.

Daß das Recht in diesem Kampfe in der That auf des Balten Seite sei, das klar zu legen, sowie die Pflicht aller Deutschen, ihren baltischen Brüdern Hülfe zu leisten, nachzuweisen, das ist der Zweck der Broschüre. „Wenn wir auch vom einstigen Mutterlande als verlorener Posten aufgegeben worden, lieber — lieber glanzvoll untergehen, als knechtisch verderben!"

In welcher Weise nun aber diese Hülfe bei dem derzeitigen Vorgehen Rußlands gegen die verbrieften Rechte der Deutschen in den baltischen Provinzen geleistet werden soll, das ersehen wir leider nicht aus dem Werkchen, und diese schwierige Frage bleibt unbeantwortet. Der Vorwurf des Mangels an Nationalgefühl und Nationalbewußtsein, der dem heutigen Deutschland gemacht wird, erscheint etwas voreilig; ihn auf Aeußerungen ultramontaner Blätter oder auf die Behauptung der „Schlesischen Zeitung", Deutschland könne gegenüber dem Vorgehen Rußlands schwerlich etwas machen, zu gründen und ihn dann dem ganzen deutschen Volk ins Gesicht zu schleudern, dazu hat der Verfasser kein Recht. Wir blicken vielmehr voll Sympathie auf die Bedrängnisse unserer Stammesgenossen in den russischen Ostseeprovinzen und sind überzeugt, wenn es Mittel und Wege gäbe, das Deutschthum dort zu retten, so hätte unser großer Staatsmann schon längst das Seinige gethan. Indessen sollten diese begeisterten Verfechter deutschen Geistes, deutscher Sitte und Cultur in ihrer Heimat ihrerseits ausführbare Mittel angeben und nachweisen, bevor sie uns so schwere Vorwürfe machen.

4. Ein deutsches Land in Gefahr! Zustände und Vorgänge in Liv-, Est- und Kurland. Berlin, A. Deubner. 1886. Gr. 8. 50 Pf.

Eine viel ruhiger und sachlicher geschriebene Schrift als die voranstehende! Der Verfasser ist ein Deutscher, der nach mehrjährigem Aufenthalt in den russischen Ostseeländern nach Deutschland zurückgekehrt ist. Da findet er denn viele theils irrige, theils ungenügende Vorstellungen über Charakter und Verhältnisse derselben in Deutschland verbreitet. Er gibt uns nun eine klare übersichtliche Schilderung der dortigen Verhältnisse, die sich auf eigene Anschauung gründet, und ermöglicht es dadurch dem Leser, sich selbst ein Urtheil über die Zustände in jenen Ländern zu bilden und besonders darüber, in-

wieweit dieselben deutsch genannt werden dürfen. Die Darstellung ist jedenfalls eine unparteiischere, als der baltische Deutsche selbst sie uns bieten würde. Im ersten Abschnitt behandelt der Verfasser das Geschichtliche, im zweiten den Verfassungs- und Culturzustand in den baltischen Provinzen; ein dritter Abschnitt ist der Darstellung der Angriffe gewidmet, denen diese ausgesetzt sind. Er meint zum Schluß:

Viel hängt davon ab, ob die Deutschen mit Esten und Letten eine feste Vereinigung wider den russischen Ansturm dauernd herzustellen wissen; viel auch davon, daß sie nicht durch starres Festhalten an den ständischen Privilegien als solchen sich selbstsüchtig erweisen; am meisten wol davon, daß sie nicht mismuthig in zähe Passivität sich zurückziehen, sondern auch unter schweren Verhältnissen die Arbeit im activen Dienste des Landes ferner zu leisten, als ihr Ehrenvorrecht noch fernerhin betrachten.

5. Die staats- und völkerrechtliche Stellung der deutschen „Colonien" und ihre zukünftige Verfassung von Karl Freiherr von Stengel. Berlin, Expedition der deutschen Colonialzeitung. 1886. Gr. 8. 1 M.

Die vorliegende Broschüre bildet das fünfte Heft der „Beiträge zur Förderung der Bestrebungen des deutschen Colonialvereins". Sie verbreitet sich in sieben Abschnitten über die Geschichte der colonialen Erwerbungen des Deutschen Reichs; über Colonien im Sinne des Staats- und Völkerrechts; über eigentliche Colonien und Schutzgebiete; über die Gründung und Erwerbung von Colonien; über den gegenwärtigen Rechtszustand der deutschen Schutzgebiete; über Colonialgesellschaften und Schutzbriefe, und endlich über die zukünftige Organisation der deutschen Colonien. Jede dieser Materien erfährt eine eingehende, gründliche und auch für den Nichtjuristen faßliche Behandlung und Besprechung, die zur Orientirung in den angeregten Fragen sehr geeignet ist.

6. Fürst Bismarck als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarck's seit dem Jahre 1847. Sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitungen und Erläuterungen versehen von Wilhelm Böhm. Dritter Band. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 1 M.

Dieses Buch bildet das zweiundneunzigste Bändchen der „Deutschen Hand- und Haus-Bibliothek", die im Spemann'schen Verlage erscheint. Es ist zugleich das dritte der die Reden Bismarck's uns vorführenden Bändchen. Es umfaßt die verhältnißmäßig nur kleine, aber doch so überaus wichtige Zeitspanne von 1866 bis 1867 und bringt zunächst seine parlamentarischen Reden bis zum constituirenden Reichstag, sodann die, welche er im constituirenden Reichstag 1867 und während einer kurzen Landtagssession 1867 gehalten hat. Es sind also die Reden aus der Zeit, wo es sich für unsern Staasmann darum handelte, das, was das Schwert des Soldaten vom äußern Feinde erstritten, gewissermaßen durch die Feder des Diplomaten und die Zunge des Parlamentariers noch einmal den offenen und versteckten, übelwollenden und verblendeten innern Gegnern abzugewinnen.

Wir zweifeln nicht daran, daß auch dieses Bändchen mit demselben Wohlwollen wie die früher erschienenen aufgenommen werden wird.

7. Zur Judenfrage nach den Acten des Processes Rohling-Bloch. Von Josef Kopp. Leipzig, Klinkhardt. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine unser Interesse im höchsten Grad in Anspruch nehmende und unsere Aufmerksamkeit bis zuletzt fesselnde Broschüre. Schon die Vorgeschichte derselben ist überaus interessant. Der bekannte k. k. österreichische Universitätsprofessor zu Prag Dr. Rohling, der sich durch seinen „Talmudjuden" und andere antisemitische Schriften bekannt gemacht hat, sodaß er selbst von deutschen Gerichten in Fragen, welche die Juden oder jüdische Gebräuche betrafen, als Sachverständiger vernommen wurde, hatte sich bei dem Falle Tisza-Eszlar dem antisemitischen Abgeordneten Geza-Onody in einem Schreiben vom 19. Juni 1883 als Zeuge angeboten und zwar unter Berufung auf seine bisher abgegebenen amtseidlichen Gutachten, wenn es nothwendig sein sollte, vor Gericht eidlich zu bezeugen, daß er in einem hebräischen Werke die Stelle aufgefunden habe: das Vergießen des Bluts einer nicht jüdischen Jungfrau für die Juden sei eine überaus heilige Handlung, das so vergossene Blut sei dem Himmel sehr angenehm und verschaffe den Juden das Erbarmen Gottes. Nun tritt in vier Artikeln der „Morgenpost" J. S. Bloch, österreichischer Reichsrathsabgeordneter und Bezirksrabbiner zu Floridsdorf bei Wien, gegen Rohling auf. In diesen Artikeln mit der Ueberschrift „Das Angebot des Meineids" führen Erbitterung und Entrüstung die Feder. Professor Rohling kann darauf hin nicht anders als Dr. Bloch anklagen. Dies geschieht. Bloch wählt Dr. Josef Kopp, einen Christen, zu seinem Rechtsbeistand. Da Rohling den Beweis der Wahrheit für seine Behauptungen antreten zu wollen erklärt, so bleibt dem Vertheidiger nichts anders übrig, als die Herstellung des Gegenbeweises zu versuchen. Als Sachverständige wurden aufgestellt und von den Gerichten ihrer Wohnsitze für diesen Fall in Eid genommen Professor Nöldecke in Straßburg und Dr. August Wünsche in Dresden. Und nun entfaltet Dr. Kopp, stets unterstützt durch seine Sachverständigen, die ausgedehnteste Thätigkeit, den rastlosesten Eifer, arbeitet sich in die betreffende Literatur hinein, prüft und läßt prüfen Stelle für Stelle in allen hebräischen wie nichthebräischen Texten, die sich irgend auftreiben lassen, und das Resultat ist: daß bis zur Evidenz die Haltlosigkeit und Unwahrheit eines Rohling'schen Vorwurfs gegen die Juden nach dem andern erwiesen wird. Das Material für den Gegenbeweis ist im Ueberfluß vorhanden, ist geradezu erdrückend, alles ist zur Verhandlung bereit — da findet es Rohling angezeigt, seine Klage zurückzuziehen. Umsonst will aber Kopp doch nicht in solcher Weise gearbeitet haben; was er dem Gericht bewiesen hätte, will er nun wenigstens dem Publikum beweisen im Interesse der Wahrheit.

Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll beim Lesen der Broschüre, über die Leichtfertigkeit, mit welcher Rohling seine sogenannten Beweise führt und seine Schlüsse zieht, oder über die Geschicklichkeit, mit der Kopp ihm dies alles nachweist, über den redlichen Eifer, mit dem der Verfasser nach Wahrheit strebt und sie ans Licht zu bringen weiß, sowie über die Unparteilichkeit, mit der er alle Punkte bespricht. Seiner Unparteilichkeit thut dies oder jenes vielleicht zu harte Wort, das ihm der Zorn dictirt, keinen Eintrag. Friedrich Henninger.

Zur Culturgeschichte.

Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Von Julius Lippert. Erster Band. Stuttgart, Enke. 1886. Gr. 8. 10 M.

Je eindringender die Specialforschung wirkt, je mehr sich das undurchdringliche Dunkel, das bis dahin über ganzen Epochen und Völkern ruhte, lichtet und die verborgenen Bezüge zwischen verschiedenen, anscheinend isolirten Civilisationen offenbar werden: desto weiter dehnt sich der Rahmen aus, mit dem man die Weltgeschichte umfaßt, und desto hoffnungsloser wird es, auf dem ganzen Erdenrund an dem bekannten chronologischen Leitfaden die Geschichte der menschlichen Erlebnisse aufzureihen. Schon innerhalb der einzelnen Continente für sich genommen klaffen bedenkliche Lücken; noch bedenklicher gestaltet sich aber die Sache, wenn man z. B. die ostasiatische Cultur mit der indogermanischen in irgendeinen causalen Zusammenhang bringen wollte. Deshalb sieht auch bekanntlich die Ethnologie völlig von jeder zeitlichen Anordnung ab und gruppirt ihre Untersuchungen nach rein sachlichen oder, wenn man will, nach pragmatischen Gesichtspunkten. Ein eifriger Arbeiter auf diesem Felde ist der Verfasser des uns in seinem ersten Bande vorliegenden Werks, der, wie gesagt, sich schon durch andere Schriften („Geschichte der Familie", „Der hebräische Seelencult"; „Geschichte der europäischen Culturreligionen" u. s. w.) einen Namen erworben hat.

In diesem seinem neuesten Werke faßt Lippert die Culturgeschichte gleichsam in einer psychologischen Perspective auf, indem er die verschiedenen Factoren in der socialen Entwickelung der Menschheit einer eingehenden, die einzelnen Phasen der Differenzirung umfassenden Zergliederung unterwirft. Freilich ist eine gewisse Begrenzung bei dieser Behandlung unentbehrlich, eine, wenn man so will, imaginäre Annahme einer Vorzeit und Barbarei im Gegensatz zu der spätern Civilisation:

> Wenn wir den Leser zurück zu einer Urzeit des Menschen führen, die wir doch weder nach unten noch nach oben hin scharf abgrenzen können, so soll er damit nicht überredet werden, daß es jemals eine Urzeit in dem Sinne gegeben habe, daß in ihr alle Antriebe und Vermögen des Menschen gleichsam schliefen. Eben weil das nie der Fall sein konnte, bleibt jene Urzeit eine unbegrenzbare. Wir construiren uns nur diesen Begriff, weil wir einmal nach unten hin über eine gewisse Grenze hinaus auf das Gebiet unsicherer Vermuthungen treten, und weil es andererseits geboten scheint, uns über ein geringstes Ausmaß von menschlichen Culturschöpfungen zu verständigen, welche wir der Cultur als relative Culturlosigkeit und als Ausgangspunkt jener entgegenstellen können; eine absolute Grenze zwischen beiderlei besteht für den Culturhistoriker nicht. Alles, wodurch sich der Mensch auch nur im geringsten gerade über seine natürliche Beschränktheit erhebt, ist ein Theilchen Cultur, und wir Erben vergangener Geschlechter sind wenig berechtigt, die ersten und schwierigsten Schritte von der Ehre dieses Namens auszuschließen. Dieser eine, überall herrschende Grundantrieb in der Culturgeschichte ist die Lebensfürsorge. In ihr vereinigt und sondert sich Menschliches und Thierisches; in ihr bekundet sich je nach ihrer Erstreckung thierischer Instinct und das Siegel und Zeichen des Menschenthums, sie verknüpft und trennt je nach ihrer Art die beiden Bereiche des Lebenden auf der Erde.

Der Verfasser stellt sich mit Recht, entgegen Waitz und Gerland, in der allgemeinen Beurtheilung der wilden Völker auf den Standpunkt, diese intellectuelle und moralische Inferiorität nicht als einen vermeintlichen Abfall von einem frühern paradiesischen Zustande, sondern als einen eben durch die verschiedensten socialen Einflüsse bedingten Zustand ihrer organischen Entwickelung zu betrachten. Ganz besonders muß gegen die romantische Verzücktheit protestirt werden, die, angeekelt von ihrer eigenen Blasirtheit und Zerfahrenheit, in jedem divergirenden und anscheinend auch gesundern Bilde der gesellschaftlichen Organisation eine ursprüngliche Frische und naive Sittenreinheit zu finden sich einbildete. Auch mit dem Inventar des geistigen Fonds, wie es gewöhnlich einem Naturmenschen zugeschrieben wird, ist nicht selten unvorsichtig verfahren worden, indem unvermerkt, wenn auch ganz begreiflich, an die Stelle einer empirischen Untersuchung ohne weiteres die geistreiche Speculation über das Walten gewisser Gefühle und Triebe getreten war. Namentlich ist es in dieser Deduction das Moment der Furcht und des Staunens vor den großartigen, aber unverständlichen Naturereignissen, das immer wiederkehrt; dem gegenüber bemerkt Lippert ganz richtig:

> Die Großartigkeit der Natur und ihrer Erscheinungen vermag einen Geist nicht anzuregen, der nicht vorgeschult ist in der Schule des Gesellschaftslebens, und die Elementarien dieser Schule bestehen in der Sorge um das eigene Ich. Nur an dieses knüpft überall die elementare Betrachtung an; die Sonne drängt sich der Gedankenbildung des Menschen auf, indem sie und nur insoweit sie sein eigenes Ich wärmt oder sengt, der Donner, indem er es schreckt, der Hagel, weil er es peitscht; nur an diese Beziehung zum Ich knüpft sich eine Reihe primitiver Gedanken, und mit diesen beginnt die immer an die Sorge um das Ich gelehnte Schulung der menschlichen Denkkraft.

Denselben realen Hintergrund haben alle weitern sittlichen Schöpfungen, welche erst in höchst complicirter Zäch-

tung entstanden sind, freilich nicht mit Wundermacht aus dem Nichts geboren, sondern aus gewissen aprioriſchen Functionen und Instincten entwickelt. Vor allem ist es das Recht und die Sitte, welche diesen Proceß nachdrücklich beeinflußt haben; gerade hier läßt sich einleuchtend zeigen, daß weder übernatürliche Offenbarungen noch staatliche Decrete oder Verfügungen per majora den Inhalt des rechtlichen Bewußtseins producirt haben, sondern daß dieses organisch aus der specifischen Structur der bezüglichen Association herausgewachsen ist, als dessen äußere Decoration gleichsam es nachher erscheint. Man wird nie den exacten Nachweis erbringen können, daß z. B. das Gewissen oder noch weiter gesprochen das ethische Sollen ein bloßes Erzeugniß irgendeiner äußern Strafgewalt gewesen sei, die diese psychische Anlage erst in den Menschen hineingebracht habe. Ebenso wenig wahrscheinlich ist es, daß die in der weitern Entwickelung dieser ethischen Motive freilich weitreichenden Einflüsse jene schöpferische Macht besessen hätten, z. B. irgendwelche logische Ueberlegungen oder bestimmte religiöse Vorstellungen:

Unser eigenes Bewußtsein empfiehlt die Annahme, daß das Sittlichkeitsprincip unter dem Einfluß vernunftmäßigen Denkens in uns jene Instincte des dem ästhetischen nahe verwandten ethischen Wohlgefallens und Misfallens geschaffen habe, auf welche Herbart seine praktische Philosophie gründete. Aber als die ursprünglichen Schöpfer des Gewissens können wir diese ethischen Empfindungen nicht betrachten, weil sie nach Erfahrungen, die kaum einen Widerspruch vertragen, nur dem Culturmenschen angeboren sind. Die Religion in ihrer historischen Erscheinung ist nicht das reine, ideale, aber das praktische Sittlichkeitsprincip im Menschen. Sie hat nicht den Kanon des Sittlichkeitsgesetzes geschaffen; diesen hat vielmehr die fortschreitende sociale Lebensfürsorge mit Geboten und Verboten angefüllt; aber die Religion hat ihm jene überaus bedeutsame Strafsanction verliehen, ohne welche die Erziehung des Menschen auf den untern und mittlern Stufen, und da diese nicht übersprungen werden konnten, überhaupt nicht zur Schaffung eines sittlichen Instincts gelangt wäre.

Worin zeigt sich nun im allgemeinen jene für den Wilden so charakteristische Lässigkeit des Daseins, jener Mangel an Lebensfürsorge? Sie beschränkt sich, sagt unser Autor, räumlich auf das Individuum, zeitlich auf den Augenblick der Bedürfnißempfindung, in ihrer Ausübung einer einfachen Reflexerscheinung gleichend, ohne maßgebenderes Hinzutreten aufgesammelter und durch das Denkvermögen dem Fall angepaßter Erfahrung, mit geringer Zuhülfenahme also des Gedächtnisses und des Schlußvermögens. Nur an einigen instructiven Beispielen möge man sich dies Princip versinnlichen: man denke an die brutale Genußsucht der Wilden, die keine Sorge für die Zukunft kennt, an die blinde Zerstörungswuth, die sich gegen alles Lebendige richtet, an den Mangel körperlicher Sauberkeit und dann wieder an den gutmüthigen Leichtsinn und die persönliche Gutartigkeit, welche sich nur leider zu wohl mit vollendeter Gefühlsroheit verträgt. Ebenso typisch ist die geringe Ausnutzung der elementaren Kräfte (des Wassers und Feuers) und der Natur überhaupt zu irgendwelchen social bedeutsamen Zwecken, z. B. das Fehlen gezähmter Thiere, feinerer Werkzeuge u. s. w., und endlich nicht zum wenigsten beachtenswerth ist die vollständige Geringschätzung des Daseins, des individuellen Lebens sowol bezüglich der zartern wie der ältern Entwickelungsstufen. Wie aber auch jene entlegenen Zeiten Anschauungen huldigen, welche wir für ein Sondergut höherer Civilisation in Anspruch zu nehmen gewohnt sind: das zeigt ein Blick auf die Entwickelung des Schmucks und der Kleidung. Beschränkte sich die ästhetische Neigung auch zuerst auf eine bunte und möglichst grelle Bemalung des eigenen Leibes, so ist doch diese Verwendung eine originelle, die den Urmenschen mit einem Schlage aus dem thierischen Bereich emporhebt. Allerdings darf man auch hier nicht vergessen, daß es keineswegs ideale Principien sind, welche den Ausschlag geben, sondern wiederum utilistische Rücksichten, die unmittelbar mit persönlicher Werthsteigerung zusammenhängen. Deshalb bemerkt Lippert richtig:

Nur die überlegene Stärke und Macht fällt dem Wilden ins Auge und ringt seiner Seele Anerkennung ab, ein roher Keim des Gefallens. Auf ein anderes Gefallen kann es auch der Urmensch nicht abgesehen haben als auf jenes, welches vielmehr durch einen Einschlag von Furcht ins Gegentheil verwandelt zu werden scheint.

Die Kapitel des sehr anziehend und fließend geschriebenen Buchs haben folgende Ueberschriften: „Die Lebensfürsorge als Princip der Culturgeschichte“; „Die Urzeit“; „Ausblick auf die Verbreitung der Menschheit“; „Die ersten Fortschrittsversuche der Lebensfürsorge“; „Die Zähmung des Feuers“; „Die Fortschritte des Werkzeugs als Waffe“; „Ausblick auf die Entwickelung differenzirter Geräthe“; „Fortschritte der Speisebereitung“; „Fortschritte des Schmucks und der Kleidung und ihr socialer Einfluß“; „Der beginnende Anbau und die Verbreitung der jüngern Völker in Europa“; „Das Nomadenthum und die Verbreitung des Zuchtthiers“; „Die Nahrungspflanzen im Gefolge der Cultur“; „Die Genußmittel engern Sinnes in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung.“

Th. Achelis.

Gedichtsammlungen.

1. Allruue. Blüten aus der Gedankenwelt deutscher zeitgenössischer Dichterinnen und Schriftstellerinnen. Gesammelt von Karl Schrattenthal. Stuhlweißenburg, Selbstverlag. 1885.

In einer über den Begriff Aphorismen gut orientirenden Vorrede setzt der Herausgeber die Gründe auseinander, welche ihn bewogen, nachdem bereits vier Aphorismensammlungen eigener Pflege von weiblicher Seite an den Markt gebracht worden sind, nun auch das anderweitig noch verstreute Material weiblichen Ursprungs zu sichten und mit Entlehnungen aus jenen Sammlungen zu einem Buche zu

vereinigen. Den meisten Schriftstellerinnen und Dichterinnen wird es nicht unlieb sein, auf diese Weise über den Leserkreis der verschiedenen illustrirten Zeitungen hinaus ihren Gedanken Verbreitung verschafft zu sehen, und da heute Spruchbücher allseitig in lebhafter Nachfrage sind, so ist auch gegen diese Collection weiblicher Gedanken wenig zu erinnern. Ob die Logik der Leserinnen dabei vortheilhaft wegkommt, wäre freilich abzuwarten. Marie Freiin von Ebner-Eschenbach eröffnet den Reigen mit dem Ausspruch: „Ein Aphorismus ist der letzte Ring einer langen Gedankenkette."

Ist? Wie so: ist? Er sollte es vielleicht sein, wenn anders er nicht in einem Kopfe entspringt, welchem Gedanken blitzartig aufgehen. Will man die Sache beim rechten Namen nennen, so könnte man sagen: ein Aphorismus nach heutiger Mode ist eine in peremtorischer Form hingestellte Scheinwahrheit. Hierauf die Aufmerksamkeit zu richten und durch kritisches Abwägen solcher Aussprüche das eigene Nachdenken zu schärfen, möge allen Leserinnen ähnlicher Bücher wie das obige empfohlen sein. Geschieht das, dann können solche Bücher Nutzen stiften.

2. Sprüche, Sentenzen, Aphorismen und Epigramme lebender deutscher Dichter. Gesammelt und herausgegeben von Ernst Moser. Brünn, Irrgang. 1885. 12. 2 M. 40 Pf.

Der Sammler dieser Citate sagt in seinem aus Königsberg i. P. datirten Vorwort: „Mit nur wenigen Ausnahmen bietet dieses Werkchen Originalsprüche". . . . Das ist wol so zu verstehen, daß die Sprüche auf Ersuchen des Sammlers ihm von der Mehrzahl der in dem Buche vertretenen Dichter (es sind aber auch Dichterinnen darunter) zugesandt wurden: ein neuer Beweis für die Leichtigkeit, mit welcher heute Bücher entstehen, und nicht minder für die Mittheilungsfreudigkeit unserer Poeten. Vielleicht wäre es zweckmäßig, bei einer etwaigen zweiten Auflage die „Originalsprüche" von den durch den Herausgeber selbst ausgesuchten Aphorismen durch irgendein Merkzeichen zu unterscheiden und bei den nichtoriginalen die Quellen anzugeben.

3. Gedichte von Ferdinand Heitemeyer. Zweite Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1886. 12. 3 M.

Das Buch ist vornehmlich Andachtsbuch und zwar katholisches, hält sich aber auf allgemein religiösem Standpunkte, sodaß sein Leserkreis nicht nothwendig auf die Anhänger der „alleinseligmachenden Kirche" beschränkt zu sein braucht. Warme Liebe für Deutschland tritt als erfreulicher Grundton des Verfassers aus zahlreichen Gedichten zu Tage, und nirgends mischt sich ein polemischer Klang störend ein. Außer den religiösen und patriotischen Liedern enthält das Buch vorwiegend Balladen, Romanzen und Legenden. Hier und da gäbe es bei folgenden Auflagen wol noch nachzubessern. „Söhne urahniger Kraft" klingt nicht gerade poetisch. Ebenso möchte ein Umbau des Verses den Verfasser leicht in den Stand setzen, S. 209 das fehlende „sich" einzuschieben; „der Knabe sehnt nach der Mutter Brust" ist eben nicht richtig.

Robert Waldmüller.

Ein literarhistorischer Bilderatlas.

Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Gustav Könnecke. Erste bis vierte Lieferung. Marburg, Elwert. 1885—1886. Folio. Jede Lieferung 2 M.

Das vorliegende schön ausgestattete Werk will die Freunde unserer Literatur durch quellenmäßige Abbildungen mit den Illustrationen seltener literarischer Werke, mit Porträts und Schriften berühmter Dichter und Schriftsteller, mit den Titelblättern erster Editionen sowie mit den Aeußerlichkeiten merkwürdiger Texte bekannt machen; es wird insbesondere solchen Freunden unsers nationalen Schriftthums von Werth sein, welche nicht Gelegenheit haben, in Bibliotheken und Sammlungen die zumeist sehr seltenen Bücher oder Drucke einzusehen. Wichtigern Partien unserer Literaturgeschichte ist auch in der Illustration ein größerer Platz eingeräumt; die Reproduction der Titelblätter, Textproben und Faesimilia ist eine vorzügliche zu nennen. Kurze Texte, welche beigegeben sind, dienen zur Erklärung. Die Bildnisse der Dichter und Schriftsteller neuester Zeit sind nach den besten Originalen wiedergegeben. Indem wir uns vorbehalten, dem ebenso lehrreichen wie schönen Werke nach dessen Vollendung eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden, seien hier nur als bemerkenswerth einige der interessantesten Abbildungen aus den ersten vier Heften angeführt: Porträt Sebastian Brant's und Titelblätter der ersten Ausgaben seiner hervorragendsten Schriften, Facsimileabdruck des Volksliedes „Vom Tanhäuser" (1515), eine Seite aus der ersten Ausgabe des „Theuerdank", Porträt von Hans Sachs und Titelblätter von Ausgaben einzelner Werke desselben sowie eine größere Schriftprobe, Abbildungen der Titelblätter von Fischart's wichtigsten Schriften sowie der ersten Ausgaben von Werken Martin Opitz' und Paul Fleming's, Schriftproben und zeitgenössische Porträts der Dichter unserer classischen Literaturperiode insbesondere auch Schiller's und Goethe's, Bildnisse aus dem Reformationszeitalter, Hutten's und Luther's Porträts und Titelblätter der Schriften dieser beiden, Facsimilia von alten Drucken deutscher Volkslieder und anderer Drucke fliegender Blätter, Stammbuchblätter und Sinnbilder von Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft und anderer Dichterorden des

17. Jahrhunderts, Porträts von Leibniz, Christ. Wolff, Thomasius, das Titelblatt von Schnabel's „Insel Felsenburg" (1731) und von Brocke's „Irdischem Vergnügen in Gott" (1721), ein Facsimilegedicht von Ch. E. von Kleist, eine Radirung zu Geßner's „Idyllen", das Titelblatt der ersten Ausgabe des „Messias", ein Flugblatt Fischart's von 1577, Porträts von Johann Aventinus und Sebastian Münster, das Titelblatt der Sammlung von Stücken englischer Komödianten, aus der jüngsten Literaturepoche die Porträts Kobell's, Scheffel's, Geibel's, Bodenstedt's, Lingg's, Roquette's, Hamerling's, Bauernfeld's u. s. w. Zu bemerken ist, daß die Abbildungen der Abwechselung wegen nicht in der chronologischen Reihenfolge ausgegeben werden, welche erst, wenn das Werk vollendet ist, hergestellt werden kann, sodaß auch dann erst sich der richtige volle Ueberblick wird gewinnen lassen. Anton Schlossar.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance (1460—1530)" von Richard Muther, erster und zweiter Band, enthaltend 313 Seiten Text und 263 Seiten Illustrationen (München u. Leipzig, G. Hirth). Dieser nach Ausstattung und Inhalt gleich stattliche Doppelband in Quart ist die wohlausgereifte Frucht langer, fleißiger und dabei doch die Um- und Uebersicht nie aus dem Auge lassender Arbeit auf diesem für den Kunstforscher und für den Bibliographen hochwichtigen Gebiete. Befriedigung über die endliche Urbarmachung desselben ist das Gefühl, mit welchem man das umfängliche Werk durchsieht. Von den drei möglichen Anordnungsweisen des überreichen Stoffs, der culturgeschichtlichen, der kunstgeschichtlichen und der bibliographischen, hat der Verfasser in ganz richtiger Erwägung die letztere gewählt; denn so ist zunächst dem Bedürfnisse des gewiß nicht kleinen Kreises der Bibliophilen Rechnung getragen, und wenn auch dabei manche kunstgeschichtliche Fragen einigermaßen zurücktreten, so bildet sie doch die feste Grundlage für eine kunstgeschichtliche Behandlung. Der kleinere erste Theil des Textbandes behandelt die Gothik, mit den Anfängen vor 1470 beginnend und dann zu den einzelnen Druckorten Augsburg, Ulm, Köln, Würzburg, Basel, Straßburg, Mainz und den kleinern Städten weiterschreitend. Der zweite Theil, die Frührenaissance, beginnt nach einer Einleitung mit den illustrirten Büchern des Kaisers Maximilian und behandelt dann in aller Ausführlichkeit Burgkmair, Scheifelin, die kleinern und die unbekannten augsburger Meister, die baseler Blütezeit, die straßburger bekannten und unbekannten Meister, Wittenberg und das übrige Deutschland. Ein Künstler-, ein Drucker- und ein Bücherverzeichniß erleichtern die Uebersicht des Stoffs in jeder Weise. Besonders fesselnd und interessant ist der zweite illustrirte Band des Werks, enthaltend eine reiche Auswahl der trefflichen Bücherholzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in treuer Facsimilenachbildung und — was besonders wichtig ist — in Originalgröße. Es würde jedoch zu weit führen, auch nur auszugsweise einen Ueberblick über den Inhalt des Bandes zu geben. Jedes Blatt ist eben in seiner Weise interessant.

— Nachdem Adolf Wohlwill, Professor der Geschichte in Hamburg, bereits im Jahre 1875 einen ausgezeichneten, umfänglichen Essay, „Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben", hatte erscheinen lassen, veröffentlicht er nunmehr (Leipzig, Voß) als selbständige bedeutend erweiterte Abhandlung einen bereits dort vorkommenden Abschnitt. Es ist dies die Schrift: „Georg Kerner, ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der Französischen Revolution". Georg Kerner, der Bruder von Justinus Kerner, ist nach Wohlwill unter den deutschen Parteigängern der Französischen Revolution von einer gewissen typischen Bedeutung. Er hat die letzten siebzehn Jahre seines Lebens in Hamburg verbracht und zwar 1795—98 als Secretär des französischen Gesandten Reinhard daselbst, seit 1806 als Agent des bremischen Senats und Arzt, bis er 1812 starb. Insofern nun Kerner in die damaligen Verwickelungen vielfach persönlich verflochten ist, darf seine Biographie als werthvoller Beitrag zur Geschichte der Napoleonischen Zwingherrschaft in Deutschland, speciell in Hamburg angesehen werden. Mit außerordentlichem Fleiß hat er alle hierauf bezüglichen Documente gesammelt und zum einheitlichen Bilde verarbeitet. Das beste Quellenmaterial hat ihm vorgelegen und er hat es ebenso streng wissenschaftlich wie edel populär zu einer Studie verarbeitet, welche für den Geschichtschreiber jener Periode eine Fundgrube von werthvollen Beiträgen bildet.

— Es ist uns eine angenehme Pflicht, auf ein ausgezeichnetes Buch hinzuweisen, welches bei S. Hirzel in Leipzig erschienen ist: „Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen. Nebst Beiträgen zur Geschichte der Reformation", von Ludwig Keller. Es ist bezeichnend, daß dieses auf den gründlichsten historischen Forschungen beruhende Buch von einem Nichttheologen (der Verfasser ist königlicher Staatsarchivar in Münster) geschrieben worden ist; es bringt das Beweismaterial für neue Gesichtspunkte von größter Tragweite und hat ebendeshalb die Ehre erfahren, von orthodoxen lutherischen Theologen heftig angegriffen zu werden. Wir bedauern nur einen Fehler an diesem Buche: seine Form. Um ihm die weiteste Verbreitung zu sichern, müßte es umgegossen werden; viele Bemerkungen und Abschweifungen, welche jetzt noch den Text durchsetzen und zerreißen, müßten als Anmerkungen hinter denselben verwiesen werden. Wir geben gern zu, daß dies bei einem so entschieden wissenschaftlichen Werke nur bis zu einem gewissen Grade möglich ist; sollen aber die Laienkreise für die Sache interessirt werden, dann ist dies unbedingt nöthig. Keller hat nachgewiesen, daß die als Ketzer und Sektirer verschrieenen Waldenser die eigentlichen Träger des altchristlichen Gemeindebewußtseins gewesen sind; sie alle gruppiren sich um eine deutsche Bibelübersetzung, welche schon vor Luther vorhanden gewesen, und in Bezug auf diese letztere bringt er die allerinteressantesten Momente bei. Wir verweisen dringend auf das Buch selbst, bitten aber gleichzeitig, der Verfasser möge den Kern desselben in populärer Form einem unbeschränkten Leserkreise zugänglich machen.

— Die „Bekenntnisse eines Opiumessers" von T. de Quincey hat L. Ottmann ins Deutsche übersetzt (Stuttgart, Lutz). Der Verfasser dieses merkwürdigen Buchs gehört zu den Meistern des kunstvollen Essays in England; er versteht es, alle Stimmungen unserer Seele, alle Saiten unsers Geistes zu berühren. De Quincey hat über funfzig Jahre lang Opium genossen und schildert die Freuden wie die Leiden dieses Genusses auf das eingehendste. Er beruft sich darauf, daß es in England selbst in den höhern Klassen viele Opiumesser gibt, und daß er nur mit dem größten Kraftaufgebot sich von diesem Laster habe frei machen können. Interessant ist seine Schrift in hohem Grade; die Natur ihres Inhalts aber läßt es uns bedenklich erscheinen, ihr einen zahlreichen Leserkreis zu wünschen.

Ausländische Literatur.

Es ist bekannt, daß der berühmte russische Romanschriftsteller Graf Lew (d. i. Leo) Tolstoj, von dem jetzt eine Anzahl Schriften, insbesondere seine großen Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina", auch ins Deutsche übersetzt vorliegen, in den letzten Jahren sich ganz von seiner künstlerischen Thätigkeit abgewendet hat und sogar die Aufforderung Iwan Turgenjew's, der in Lew Tolstoj den bedeutendsten russischen Schriftsteller der Gegenwart sah, nicht vermochte, ihn zu derselben zurückzuführen. Tolstoj hält nämlich jene Thätigkeit nicht nur für zwecklos, sondern nahezu für schädlich, weil sie nur den obern Ständen, den reichen Leuten diene, das arme Volk aber vernachlässige. Für letzteres hat er nun literarisch zu wirken begonnen im Sinne eines freilich etwas dunkeln christlichen Philanthropismus. Dahin gehören: „Das Bekenntniß", „Was sollen wir denn nun eigentlich thun?", „Kirche und Staat", „Vom Gelde" u. s. w., sowie eine Reihe Erzählungen für das Volk mit einer legendenhaft moralisirenden Tendenz. Die letztern Schriften sind in Rußland gedruckt, von den erstern aber wegen Censurschwierigkeiten nur ein Theil; doch sind auch die übrigen von den Anhängern Tolstoj's wenigstens autographirt worden (allerdings heimlich) und finden als ideale Lektüre einen großen Erfolg bei der russischen Jugend. In der ernsthaften russischen Presse aber, in besondern Schriften sowol als in Zeitungsartikeln, z. B. der Revue „Europas Bote", riefen jene theoretischen Schriften, soweit sie in Rußland gedruckt sind, wegen der darin enthaltenen phantastischen Sophismen, die zum Theil socialistisch gefärbt sind und die in Obscurantismus ausarten, einen entschiedenen Protest hervor und werden immer noch bekämpft. Merkwürdig ist der Erfolg, den einige Schriften dieser Art außerhalb Rußlands erzielt haben; so erschien z. B. die Schrift „Izpovědj" („Das Bekenntniß"), nach dem russischen Manuscript oder einer Autographie übersetzt, bereits in deutscher, französischer (hier sogar schon in zweiter Auflage) und englischer Ausgabe. Die deutsche Ausgabe, veranstaltet von Sophie Behr (Leipzig 1885), hat den Titel „Worin besteht mein Glaube?" Nur selten veröffentlicht Lew Tolstoj noch Erzeugnisse in der frühern Manier und mit den frühern Vorzügen, z. B. das Fragment eines Romans „Die Dekabristen", „Der Tod Iwan Iljitschs". Die neueste (fünfte) Auflage der gesammten Werke Tolstoj's, welche dem Verfasser ein Honorar von 50000 Rubel eingebracht haben soll, erschien 1885—86 in Moskau und umfaßt zwölf Bände.

Besonders eifrig werden die Werke Lew Tolstoj's ins Französische übersetzt, es sind deren dort weit mehr erschienen als in Deutschland. Jetzt hat auch der Vicomte E. M. de Vogue ein interessantes Werk über den russischen Roman, mit einer Abhandlung speciell über Lew Tolstoj, veröffentlicht („Le roman russe", Paris 1886).

Bibliographie.

Bruhnsen, O., Cerevis und Bürgerkappe. Erzählungen. Hamburg, Grädener. 8. 1 M.

Bücking, W., Mitteilungen aus Marburgs Vorzeit. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Burmeister, H., Nawerslüd. En Roman ut de Geigenwart. Berlin, Friedrich Nachfolger. 8. 3 M.

Büttner, F., Herbstzeitlosen. Gedichte. Mit Illustrationen von P. Thumann. Leipzig, G. Wolf. 8. 1 M. 80 Pf.

Crome-Schwiening, C., Humoresken aus dem Soldatenleben im Frieden. 4ter Bd. Leipzig, Verlags-Magazin. 12. 1 M.

Delbrück, H., Historische und politische Aufsätze. 2te Abth. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Zwei Erzählungen. Ein Deutscher in Amerika. Nach einer wahren Begebenheit erzählt von R. Immann. Im Höllenloch. Eine Episode aus dem canadischen Holzfällerleben. Von P. Moreno. Leipzig, Werther. 12. 75 Pf.

Friedrich, G., Die Entstehung des Wahnsinnes in der Phantasie, vom Standpunkte der Psychologie aus betrachtet, im Anschlusse an die Untersuchung des normalen Wesens der Phantasie. München, Friedrich. 8. 1 M.

Hausmann, O., Zerstreute Blätter. Gedichte. Elberfeld, Bädeker. 12. 3 M.

Heiberg, H., Esthers Ehe. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Hermann, E., Das Mannheimer Theater vor hundert Jahren. Mannheim, Bensheimer. 8. 1 M.

Hermann, G., Harfenklänge. Lieder, in Freud und Leid gesungen. Nebst einer Biographie und einem Porträt desselben. Herausgegeben von C. Hermann. Langenberg, Joost. 8. 3 M.

Hopfen, H., Tiroler Geschichten. 2ter Bd.: Zum Guten. Eine Geschichte aus Südtirol. Dresden, Minden. 1887. 8. 5 M.

Jókai, M., Aug' um Auge. Erzählung. Aus dem Ungarischen übersetzt von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Kleine Könige. Roman. 5 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Kreidner, H. L., Schebbern un Wacken. Mausfäller Gedichte. Hettstedt, Schnee. 8. 1 M. 20 Pf.

Leroy-Beaulieu, P., Das Sinken der Preise und die Welthandelskrisis. Angebliche Ursachen und vorgeschlagene Heilmittel. Uebersetzt durch C. v. Kalckstein. Berlin, Simion. Gr. 8. 30 Pf.

Lippmann, J., Die Gänseliesel in der modernen Litteratur und Nataly von Eschstruth, die jüngste Berühmtheit der „Deutschen illustrirten Zeitung". Hagen, Risel u. Comp. 8. 50 Pf.

Mantegazza, P., Anthropologisch-kulturhistorische Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen. Aus dem Italienischen. Einzig autorisirte Ausgabe. Jena, Costenoble. Gr. 8. 7 M.

Mittermaier, K., und F. Mittermaier, Bilder aus dem Leben von K. J. A. Mittermaier. Zur 500jährigen der Universität Heidelberg gewidmet. Heidelberg, Weiß. Lex.-8. 3 M.

Paul, E., Die Ziele des Russenthums. Leipzig, Renger. Gr. 8. 75 Pf.

Paulitschke, P., Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somâl, Galla und Harari. Mit 40 Lichtdruck-Bilderu, 4 Textillustrationen und 1 Karte. Leipzig, Frohberg. Imp.-4. 40 M.

Nietzsche, F., Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 5 M.

Remmer, H., Die bulgarische Situation. Berlin, H. S. Hermann. Gr. 8. 1 M.

Riotte, H., Der „Weiße-Hirsch-See". Ballade nach einer amerikanischen Volkssage, nebst einer Vorbemerkung und einem Anhang. Leipzig, Vieweg. 16. 75 Pf.

Sacher-Masoch, Polnische Ghetto-Geschichten. München, Franz. 8. 3 M.

Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze. 1stes Hft.: Die Philosophie in der Sozialdemokratie. Von J. Huber. München, Ernst. 1885. Gr. 8. 40 Pf.

Schabinger, L., Abälard und Heloise. Eine Geschichte aus dem 12. Jahrhundert. Karlsruhe, Reiff. 1887. 8. 2 M.

Schafheitlin, A., Visionäre. Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 50 Pf.

Scheffel, Frau Josephine, und Alberta von Freydorf, In der Geisblattlaube. Mit Porträt und Handschriftprobe. Ein Märchenstrauß. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 3 M.

Schleich, M., Der Einsiedler (Jude von Cäsarea). Nachgelassener humoristischer Roman. Bearbeitet und herausgegeben von M. G. Conrad. München, Franz. 8. 6 M.

Schoen, H., Hinemoa. Eine neuseeländische Sage. Leipzig, Unflad. 8. 2 M.

Schrader, W., Karl Gustav von Goßler, Kanzler des Königsreichs Preußen. Ein Lebensbild. Berlin, Hempel. 8. 2 M. 40 Pf.

Schulte vom Brühl, Die letzte Heidin. Ein Märchen für die Jugend von 14—18 Jahren. Lahr, Schauenburg. 8. 70 Pf.

— — Die Nixe vom Walchensee. Ein Märchen aus Oberbayern. Lahr, Schauenburg. 8. 70 Pf.

— — Die Priesterin der Holde. Ein episches Gedicht in 12 Gesängen. Lahr, Schauenburg. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Hans Wohlgemut, der Spielmann. Ein Märchen für groß und klein. Lahr, Schauenburg. 8. 70 Pf.

Solano, A., Kontorrock und Konsulatsmütze. Eine Erzählung aus dem überseeischen Leben. Hamburg, Grädener. 8. 4 M.

Stuhrmann, J., Die Idee und die Hauptcharaktere der Nibelungen. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Teweles, H., Presse und Staat. Eine Untersuchung. Prag. 8. 50 Pf.

Thieme, E., Freibergs Bürgertreue. Historisches Festspiel für Schulen und Vereine. Meißen, Schlimpert. Partitur der Gesänge. Gr. 8. 1 M. Textbuch. 8. 25 Pf.

Veneta, Mathilde, Doreas Mora. Erzählung aus dem Leben einer Schauspielerin. Berlin, Stuhr. 8. 2 M.

Vor dem Kampfe. Drohende Stimmen aus Osten und Westen. Von einer deutschen Kassandra. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 60 Pf.

Wachenhusen, H., Graf Betsany. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Walther, C. F. v., Deukmal der Verehrung. Auf das Jubilaeum der 25jährigen glücklichen und glorreichen Regierung und auf den hohen und feierlichen 90. Geburtstag Sr. Maj. des Kaisers von Deutschland und Königs von Preussen Wilhelm I. am 22. (10.) März 1886. Alcaeisches Gedicht, lateinisch und deutsch. St. Petersburg. Lex.-8. 2 M.

Weber, T., Stöckls Geschichte der neueren Philosophie. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Ultramontanismus. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Weddigen, F. H. O., Gedichte aus der Heimat und aus Italien. Norden, Fischer Nachf. 8. 3 M.

Wolzogen, E. v., Die Miether des Herrn Thaddäus oder die braunschweigische Frage. Eine mecklenburgische Geschichte. — Das ewige Gesetz. Novelle von E. Marriot. Leipzig, Werther. 12. 75 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 255 bis 261.

Auswärtige Sorgen des neuen englischen Cabinets. (II./III.) — Oesterreichische und russische Interessen. — Cultur und Politik. — Ueber die Erhaltung deutscher Sprache und Art in der Fremde. — Deutscher Reichstag. — Die Franzosen des Nordens. — Die Revision der japanischen Verträge. (I.)

Charakterköpfe aus der neuesten französischen Literatur. — Die Poetik der deutschen Renaissance. — Ein englischer Moralist. Von Leon Kellner. — Die militärische Thätigkeit Friedrichs des Großen während seines letzten Lebensjahres. — Die deutschen Tempelgemeinden in Palästina. — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (IX.) — Zur Geschichtsliteratur. — Zur Literatur über Napoléon I. — Mythos oder Sage? Religion oder Fabel? Von P. W. Forchhammer. — Justinus Kerner. — Ludwig Tieck und Justinus Kerner. Von L. H. Fischer. — Elsaß-Lothringen und seine Sprache. Von H. Semmig. — Erinnerungen an Ludwig Löwe.

Rußlands auswärtiger Handel.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugène Rey

herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Zwei Bände in je zwei Abtheilungen.

Mit 58 Separatbildern und 1519 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 18 M. Geb. (in vier Bände) 24 M.

Neue Ausgabe in 36 Lieferungen à 50 Pf.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere“ nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie für das Haus. Mit überaus zahlreichen charakteristischen und naturgetreuen Thierbildern illustrirt und zu außerordentlich billigem Preise dargeboten, wird dem höchst beifällig aufgenommenen Werke, das bereits viele tausend Abnehmer gefunden, ohne Zweifel immer weitere Verbreitung zutheil werden. Dasselbe liegt jetzt vollständig vor, ist aber auch noch in 60 Lieferungen à 30 Pf. oder in einer neuen Ausgabe in 36 Lieferungen à 50 Pf. nach und nach zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Zwanzigster Band. 8. Geh. 5 M.

Der vorliegende neue Band des beliebten Sammelwerks hat einen besonders reichen Inhalt; er bringt zwei Criminalprocesse aus Frankreich, sieben aus Amerika, zwei vor dem Reichsgericht in Leipzig verhandelte, zwei aus Rußland und einen aus Italien, alle in der gewohnten rechtskundigen, streng objectiven Darstellung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kleine Jagd.

Für Jäger und Jagdliebhaber.

Von

F. E. Jester.

Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal.

Mit 242 Abbildungen im Text und 11 Separatbildern.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

(Auch in 12 Lieferungen à 1 M. zu beziehen.)

Jester's „Kleine Jagd“ zählt schon beinahe ein Jahrhundert lang zu den besten Werken der deutschen Jägerei, weil der Verfasser in seltenem Grade Praxis mit Wissenschaftlichkeit zu verbinden wußte und auch die folgenden Auflagen immer in seinem Geiste weitergeführt worden sind. In der gegenwärtigen fünften Auflage, bearbeitet von dem königl. preußischen Oberförster von Riesenthal, hat das Werk abermals sehr wesentliche Bereicherungen erfahren und ist außerdem mit vielen vorzüglich ausgeführten Abbildungen illustrirt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch**, das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage vollendet vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon“ in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, 1886. Nr. 10.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 7. October 1886.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur Lessing-Literatur. Von Robert Boxberger. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Neue deutsche Dramen. Von Karl Nissel. — Aus Gebhardt's Jugendbibliothek. Von Adalbert Schroeter. — Vermischte Schriften. Von Friedrich Henninger. — Ein preußisches Geschichtsbild. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue [und ältere] Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Lessing-Literatur.

1. Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Zweiter Band. Stuttgart, Göschen. 1886. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der zweite Band dieser Lessing-Ausgabe, deren ersten wir in Nr. 18 d. Bl. f. 1886 anzeigten, bietet nur geringen Anlaß zu Bemerkungen. Die Anordnung ist dieselbe geblieben wie bei Lachmann: zuerst kommen die Lustspiele, dann die Trauerspiele, beide Gattungen in chronologischer Ordnung. Beim Durchlesen dieses Bandes hat man aufs neue das Gefühl, wie doch Lessing wahrhaft mit Siebenmeilenstiefeln fortschreitet, ein Gefühl, welches sich noch verstärken würde, wenn nicht die beiden frühsten und unreifsten Dramen, „Damon" und „Die alte Jungfer", die Lessing nicht in seine Schriften aufnahm, von Lachmann in einen Anhang zum dritten Bande verwiesen worden wären. Der „Misogyn" (Weiberfeind), womit der zweite Band beginnt, dürfte übrigens, wie mir bei der jetzigen Lektüre einfiel, besonders in der kürzern einactigen Fassung, noch jetzt ein auf dem Theater wirksames Vor- oder Nachspiel sein. Der Wumshäter ist doch ein recht drolliger Kauz, und auch der Advocat Solbist ist eine dankbare Rolle. Aber gleichwol, welch ein Sprung vom „Misogyn" bis zur „Minna von Barnhelm"! Und wieder von dem endlosen, in einer Menge unnützer Spitzfindigkeiten sich hinschleppenden Dialog der „Miß Sarah Sampson" bis zu dem blankgeschliffenen, knappen Dialog der „Emilia Galotti", wo kein Wort zu viel und keins zu wenig gesagt ist! Und doch verräth auch in „Miß Sarah" der Charakter der Marwood den großen Dramatiker. Die Marwood sagt einmal zu Mellefort: „Sieh in mir eine zweite Medea!" Ich stehe nicht an zu behaupten, daß die Marwood wirklich eine modernisirte Medea, wie Odoardo ein modernisirter Virginius ist. Lessing liebte es überhaupt, gegebene mythische oder geschichtliche Motive mit den nöthigen Abänderungen auf andere Stoffe zu übertragen. So sagt er in seinen Collectaneen (Hempel's Ausg. XIII, 2, S. 727 fg.): „Wenn man das tragische Ende Karl's des Ersten, Königs von England, unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, so könnte man am besten die ähnliche Geschichte eines Königs von Siam dazu nehmen, welcher zu eben der Zeit von seinen Unterthanen der königlischen Würde entkleidet und hingerichtet wurde." Es mag ihn gereizt haben, gerade den Stoff der „Medea", jener unnatürlichen Mutter und Zauberin, zu modernisiren und zugleich zu humanisiren, weil hier eine große Arbeit zu verrichten war, um all den antiken Apparat, das vergiftete Gewand, den Drachenwagen u. a. zu beseitigen, auch den Kindermord zu humanisiren, d. h. ihn nur in der Idee existiren zu lassen, ihn nur als Schreckmittel zu verwenden. Wie Lessing humanisirend verfuhr, ersehen wir am deutlichsten aus seiner Besprechung der „Matrone von Ephesus" von Houdar de la Motte im sechsunddreißigsten Stück der „Dramaturgie". Die Erzählung des Petron schließt bekanntlich damit, daß die trostlose Witwe den Leichnam ihres Gatten an den Galgen hängen läßt, um ihren neuen Geliebten zu retten. Lessing findet diesen Schluß für das Drama nicht verwendbar: „Der Einfall vergnügt unsern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken . . . Kurz, die Petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den

nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten, müßte die Matrone so weit gehen und auch nicht so weit gehen. Die Erklärung hierüber anderwärts!" Diese Erklärung finden wir in seinen eigenen Entwürfen zu diesem Stück (Hempel XI, 2, S. 376), welches so schließen sollte: „Der Soldat kommt wieder, erzählt, daß der Gehangene gestohlen sei. Der Offizier will verzweifeln. Der Bediente kommt auf den Einfall, den todten Mann an die Stelle zu hängen. Die Matrone willigt endlich darein, und da sie sich eben darüber machen, entdeckt der Soldat lachend, daß der Gehangene noch da sei."

Was die textkritischen Anmerkungen betrifft, so sind wir freilich durch Goedeke etwas verwöhnt, der es nicht verschmäht, gelegentlich auch einmal sachliche Erläuterungen zu geben, besonders wo die Textkritik dazu Anlaß bietet. So hätte der weniger eingeweihte Leser auf S. 229 eine Erläuterung gewünscht, warum denn, gegen die Lesart aller Drucke (die Handschrift, heißt es in der Anmerkung, läßt die Lesart unentschieden), in dem Namen Riccaut's „Pret-au-vol" statt Pret-au-val gedruckt ist. Nicht jedem, auch von den Lesern der kritischen Ausgabe, wird es erinnerlich sein, daß in O. Sievers' „Akademischen Blättern", S. 34 fg., Wilhelm Buchner eine Reihe, mir allerdings nicht zusagender, Conjecturen zu unsern Classikern veröffentlichte, darunter auch die obige Pret-au-vol, d. h. bereit zum Diebstahl. Diese Conjectur hat Beifall gefunden; sie wurde zu gleicher Zeit noch in einer andern Zeitschrift aufgestellt, und Muncker hat sie sogar in den Text aufgenommen, wozu er nicht berechtigt war. Außerdem war die Conjectur nicht einmal neu; vgl. Gosche in der Grote'schen Ausgabe II, S. 72, vom Jahre 1875. Riccaut ist nur eine verbesserte Auflage jenes windbeutteligen Offiziers, den Peter in der „Alten Jungfer" copirt, der sich (meine Ausgabe III, 1, S. 252) „Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Nichtswitz, Betteldorf, Schildhausen und Armingen" nennt. Hier könnte man eher Schuldhausen für „Schildhausen" vermuthen. Ich meine, Lessing nimmt prêter für emprunter und Gosche hat recht, Pret-au-val mit „Pumpenthal" zu übersetzen. Eine andere Nörgelei an Lessing's Text, die neuerdings viel Staub aufgewirbelt hat, ist die Beanstandung der Worte in der „Emilia Galotti" (S. 401, Z. 11 fg.): „Wie wild er schon war, als er hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Misfallen gesehen!" Daß Lessing hat sagen wollen: nicht ohne Wohlgefallen, oder nicht mit Misfallen, liegt auf der Hand, ja es liegt so auf der Hand, daß man sich wundern muß, wie nur jemand ein Wort darüber verlieren kann. Gleichwol geschieht dies, und geschieht nicht blos in Fachzeitschriften (weshalb auch der verehrte Redacteur dieses nicht auf Fachmänner berechneten Blattes meine Auslassung hier wol passiren lassen wird), oder wenn es in Fachzeitschriften geschieht, so ist schon dafür gesorgt, daß es in die Tagespresse übergeht, und des Pudels Kern ist dann: man belächelt die Dutzende von Erklärern unserer Classiker, die keine Augen für dergleichen haben. Man stellt sich die Erklärungsbedürftigkeit unsers Lesepublikums immer noch zu gering vor; daß die Negationen im Griechischen wie im Deutschen oft unnütz gehäuft werden, weiß zwar jeder Tertianer, aber darum noch nicht das große Publikum. So sagt Opitz auch einmal in der „Argenis" II, S. 344: „nicht unschwer", statt unschwer. — Zweimal sind in der vorliegenden Ausgabe Substantiva weggefallen; S. 397, Z. 4, „Wort" hinter „einziges" und S. 449, Z. 25, „Mal" hinter „zweiten". Der echte, gute, besonders berlinische Ausdruck „gewohne" für „gewohnt", der auch sonst bei Lessing vorkommt und den wenigstens von Maltzahn mit Recht noch beibehalten hat, ist von Muncker mit Unrecht beseitigt worden. — Und das wären meine Ausstellungen! Mit Begier erwarte ich den folgenden Band, zu dem ich gehaltreichere Anmerkungen machen zu können hoffe.

2. Deutsche Nationalliteratur. Historisch kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke, K. Bartsch u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Neunundsechzigster Band. Erste Abtheilung. Lessing's Werke IX, 1: Laokoon. Herausgegeben von H. Blümner. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Professor Blümner ist jedem Leser des „Laokoon" schon bekannt durch seine beiden vortrefflichen Ausgaben desselben, von denen die zweite (Berlin 1880) wol das umfangreichste und gründlichste Werk über diese bahnbrechende Arbeit Lessing's für immer bleiben wird. Aber das umfängliche und splendid ausgestattete Werk, welches auch auf die neuesten griechischen Ausgrabungen, sofern sie den Laokoon angehen, Bezug nimmt und sie zur Anschauung bringt, möchte manchem zu hoch im Preise scheinen. Hier erhält er sie im Auszuge und noch vermehrt mit einer Uebersetzung aller fremdsprachlichen Stellen, die gleichfalls manchem willkommen sein wird.

Von Lessing sind in der „Nationalliteratur" auch noch zwei Lieferungen des fünften Bandes erschienen, von mir herausgegeben (Nr. 328 fg.). Sie enthalten einen Theil von Lessing's Arbeiten in der „Theatralischen Bibliothek", weniger eigene Arbeiten als Uebersetzungen, Auszüge u. s. w. Lessing war, als er die „Theatralische Bibliothek" schrieb, noch in der Lage, daß er sich seine Studien vom Publikum mußte bezahlen lassen. Ich habe deshalb auch geglaubt, den umfangreichsten dieser Auszüge: „Du Bos' Ausschweifung von den theatralischen Vorstellungen der Alten", wiederum nur in einem Auszuge geben zu sollen. Zum ersten mal in einer Gesammtausgabe Lessing's erscheinen zwei Recensionen über zwei spanische Werke aus den „Kritischen Nachrichten" (1751), deren Auffindung wir dem Spürtalent B. A. Wagner's verdanken.

3. Mendelssohn und Lessing. Zweite Auflage. Nebst einer Gedächtnißrede auf Moses Mendelssohn zu dessen hundertjährigem Todestage gehalten im akademischen Verein für jüdische Geschichte und Literatur von Immanuel Heinrich Ritter. Berlin, Steinthal. 1886. Gr. 8. 2 M.

Es sind fünf Jahre her, daß schon ein anderer Todestag, der von Mendelssohn's großem Freunde Lessing, den

israelitischen Schriftstellern Gelegenheit gab, sich ihres Reformators in dankbarer Gesinnung zu erinnern. Wir Christen nehmen unsererseits ebenfalls dankbar die Aufklärungen über Mendelssohn's Stellung zum Judenthum, sowie besonders über die Stellung des damaligen und heutigen Judenthums zu Lessing entgegen, besonders wenn sie uns in einer so milden, klaren, faßlichen und schönen Form vorgetragen werden, wie es in der vorliegenden Schrift geschieht. Mendelssohn's Auffassung des Judenthums charakterisirt der Verfasser mit den Worten:

Ein neues Bewußtsein hatte sich im Laufe des Jahrhunderts aller denkenden Geister bemächtigt, Judenthum und Christenthum mit ihren Forderungen waren nicht mehr Maßstab der Wahrheit, sondern wurden selbst gemessen, regelten nicht mehr den Glauben ihrer Bekenner, sondern mußten sich selbst den Regeln des prüfenden Verstandes unterwerfen. Da erscholl Mendelssohn's Ruf: Das Judenthum hat niemals Glauben verlangt wie das Christenthum, im Gegentheil ist in ihm die Freiheit des Denkens gewährleistet, indem man ihm vollständig genügt, wenn man sich seinen äußern Anordnungen fügt. Mendelssohn geht so weit, zu erklären, daß Spinoza ein guter Jude würde gewesen sein, wenn er nicht durch Handlungen das positive Gesetz verletzt hätte. Diese Befreiung des Geistes von der Autorität jeglichen von außen herantretenden Gedankens auf Grund des gegebenen Gesetzes selbst war es, welche die stärksten Sympathien erweckte, und welche einen Kant zu der Aeußerung veranlaßte, das Christenthum werde nun auch darauf denken müssen, nach dieser Seite hin zu reformiren. Wirklich war es keine geringe Instanz für die Sache des Judenthums, daß in demselben die Gewissensfreiheit als unveräußerliches Recht in ausgedehntestem Maße anerkannt wurde. Thatsächlich zwar stellte sich die Sache anders. Seit dem uralten Streit gegen diejenigen, welche sich mit der griechischen Philosophie beschäftigten, insbesondere seit Einführung des Bannes, von dem wir die erste geschichtliche Notiz im zweiten Jahrhundert finden, waren dort ebenso wie im Christenthum die Verpönungen der Heterodoxie mit dem ganzen Gefolge von Rechtsentziehungen und Unterdrückungen im Gange, welches dieselben so furchtbar macht. Daß die Rabbinen den Vollzug von Strafen in vielen Fällen aufgaben, lag meist nur an ihrer Ohnmacht. Aber eben weil Mendelssohn den Nachweis führte, daß die Verketzerung abweichender Meinungen von Haus aus dem Judenthum fremd und ein später eingeschlichener Misbrauch sei, daß der Geist desselben, richtig aufgefaßt, Freiheit in Absicht der Lehrmeinungen bedinge, hat er überhaupt das wahre Wesen der Religion erkennen lassen und weit über die Grenzen der eigenen hinaus sich wichtige Verdienste erworben.

Von Lessing's Stellung zur christlichen Religion sagt er:

Zwar ist er noch viel kritischer und gründlicher im Aufräumen wie Mendelssohn. Zwar tritt er an keinen einzigen Theil der Schrift mit dogmatisch-gläubigem Auge heran; er läßt seine Vernunft so wenig von einer Offenbarung als von einem Gesetze gefangen nehmen. Aber dafür ist auch das Resultat ein im ganzen und großen befriedigendes, welches Geist und Gemüth in gleicher Weise anspricht, und wir fühlen uns allmählich auf dem Wege des Unglaubens zum reinsten Glauben geleitet. Mendelssohn beginnt mit dem Versuche, alles, was ihm seine Religion vorschreibt, gläubig annehmen zu wollen, und kommt schließlich dazu, an allem Zweifel zu erregen. Lessing beginnt mit dem Zweifel und schließt mit dem Glauben, und zwar mit einem viel fester begründeten, weil er verständnißinnig ist, und weil seine Wurzeln nicht draußen in Buchstaben, sondern tief innen im Herzen und im Geiste gegründet und gefestigt sind. Ja was Mendelssohn nur im einzelnen und stückweise versuchte, wird hier im ganzen geboten: eine Versöhnung mit dem traditionellen Glauben, welchen man immer nur seiner frühern dogmatischen Form zu entkleiden braucht, um ihn sinnig und vernunftgemäß zu finden. Wie man in Bezug auf Kunst und Wissenschaft die Kritik Lessing's mit Recht eine productive genannt hat, so kann man auch sein kritisches Verfahren mit dem Gegebenen der Religion ein wahrhaft hervorbringendes und fruchtbringendes nennen. Wendet man seine Methode an, wie er sie selbst in hinreichenden Beispielen an den Tag gelegt, so sieht man nicht ein Stück der Religion nach dem andern mit Betrübniß schwinden wie bei den schalen Aufklärern, und allenfalls einen dürftigen Rest übrig bleiben, sondern im Gegentheil eine alte Erscheinung nach der andern lächelt uns mit ihrem wohlbekannten Antlitz freudeerweckend an, denn sie ist wiedergeboren, und nur etwas hat sich verändert: aus der alten hinfälligen ist eine jugendlich frische Gestalt geworden.

Der Verfasser steht auf dem Standpunkt des Reformjudenthums und vertheidigt diesen mit ebenso viel Milde wie Festigkeit. Noch eine kleine Bemerkung möchte ich mir zu der Notiz S. 35 **) erlauben, daß Mendelssohn's Glaubensgenossen auf ihn das Wort angewandt haben, welches einst von Moses Maimonides galt: „Von Mose bis Mose stand keiner auf wie Mose." Dieses Wort scheint auf mehrere unter den vielen Moses angewendet worden zu sein; denn in Jöcher's „Gelehrten-Lexikon" finde ich es auf einen Christen, einen reformirten Theologen des 17. Jahrhunderts, Moses Amyraldus, von einen gewissen du Bosc in einem lateinischen Distichon bezogen.

Robert Borberger.

Neue Romane.

1. Die Sünden der Väter. Roman von Ludwig Ganghofer. Zwei Bände. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 10 M.
2. Moderne Ideale. Von Konrad Telmann. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1886. 8. 9 M.
3. Licht, mehr Licht! Ein livländischer Roman in drei Bänden von Schack von Igar (Elfriede Jaksch). Breslau, Schottländer. 1885. 8. 12 M.
4. Wildes Blut. Erzählung von Balduin Möllhausen. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1886. 8. 14 M.

Alle vier Werke sind ziemlich weit ausgedehnte Compositionen mit dem ausgeprägtesten Romancharakter; alle behandeln echt moderne Stoffe und bieten höchst complicirte Lebens- und Gesellschaftsporträts von zweifelhafter künstlerischer Durchbildung.

Der Roman „Die Sünden der Väter" von Ludwig Ganghofer (Nr. 1) ist ein wunderliches Compositum aus einer Reihe so durcheinander gewickelter Lebensläufe, daß der Leser große Ueberlegung anwenden muß, um jeden einzelnen Faden wieder aus dem künstlichen Knäuel

herauszuwickeln und bis an seinen Endpunkt zu verfolgen. Nicht weniger als vier nach Zeit und Ort ursprünglich ganz getrennte Parallelhandlungen sind da so miteinander verwoben, daß sie ein einheitliches Gesammtbild ausmachen sollen. Wenn nun die Kunst darin besteht, höchst complicirte Gebilde zu schaffen, das anfänglich ganz Fernliegende in ein zusammenhängendes Ganze hineinzupressen, aufs sorgsamste alle Risse und Fugen zu verdecken und auszufüllen, welche die Abrundung der Handlung stören und den künstlerischen Eindruck abschwächen könnten, so haben wir hier wirklich ein bedeutendes Kunstwerk vor uns; jedenfalls ist es ein Kunststück. Eine andere Frage ist, ob wir uns daran erbauen können.

Nach Maßgabe der Kreise, in denen die ganze Handlung mit all ihren Hauptpersonen sich abspielt, ist das vorliegende Werk wieder einmal ein ausgesprochener Künstlerroman, die Gestalten Dichter, Maler und Schauspieler. Hauptschauplätze sind Berlin, München und Tegernsee.

Der Held des Romans — soweit überhaupt bei der obenerwähnten Eigenthümlichkeit desselben eine solche Bezeichnung passen möchte, d. h. in sehr beschränktem Sinne — ist entschieden der junge Dichter Richard Albert, der bereits ein schweres Leben hinter und eine nicht weniger schwere seelische Entwickelung vor sich hat. In aller Kürze fassen wir hier seine Erlebnisse zusammen. Mit stürmisch schäumendem Blut ausgestattet, durchlebt er eine wilde Jugend, die ihn innerlich und äußerlich an den Rand des Untergangs bringt; so hat er von der Magd seiner Aeltern ein Kind, welches er erhalten soll. Da bricht die wahre läuternde Liebe zu dem eigenartig fesselnden und anmuthsvollen Mädchen Louison von Gerlach über ihn herein, und damit wird er ein anderer, träten nur nicht die schlimme Vergangenheit und die durch diese aufgestörten Vorurtheile der Familie einer Verbindung störend entgegen. Vom strengen Vater des Mädchens abgewiesen, sucht er zuerst in der alten tollen Manier durch Orgien sich zu betäuben, zieht sich aber sehr bald vereinsamt nach einem ganz neuen Aufenthaltsort zurück und lebt hier als eine Art Sonderling und fast als Menschenfeind, rathlos grübelnd und nicht Herr werdend über seine unglückliche Liebe. Da greift das Schicksal zu glücklicher Wendung ein: nachdem es Albert gelungen, durch kräftiges und zugleich gütiges Einschreiten den in die Künstlerlaufbahn eingetretenen, vom Vater verstoßenen und vorübergehend jämmerlich heruntergekommenen Bruder der Geliebten zu anderm und besserm Leben zu bringen, ganz eigentlich zu retten, kommt er mit ihr selbst und ihrer Familie in neue Berührung; alle Misklänge werden ausgeglichen, die alten trennenden Schranken und damit die Erinnerung an die bösen Jugendstreiche ausgelöscht und die beiden unauflöslich verbundenen Herzen durch glückliche Ehe auch fürs Leben geeint. In der Zeit der Wirren, des Unglücks und der innern Kämpfe ist Richard Albert zum bedeutenden Dichter emporgewachsen. Jenem aus der Jugendverirrung entsprossenen Kinde spielt das Schicksal seltsam mit. Es ist bei Fremden versorgt worden, und der eigene Vater hat es auf den Irrwegen seiner folgenden Jahre vergessen und sucht es erst später, als er in und mit sich klar geworden, ängstlich wieder auf. Unterdeß hat Louison großmüthig eben dieses Kind ihres Geliebten als Pflegetöchterchen in die eigene Familie aufgenommen, wo der Vater es zuerst wieder erblickt, ohne eine Ahnung, wen er in der muntern Kleinen vor sich hat. Unmittelbar vor der vollen Aussöhnung wird das Kind von einem heranstürmenden Wagen bedroht; der Vater reißt es von der Straße weg, aber es stirbt in seinen Armen. So ist das lebende Denkmal alter Schuld und Irrung aus der Welt genommen.

Die zweite Carrière ist die des Sohnes Egon aus der Gerlach'schen Familie. Wir erwähnten schon, daß er wider den Willen des etwas starren Vaters die Künstlerlaufbahn betrat und verstoßen wurde. Nachdem Richard Albert's kräftige Hand ihn aus dem tiefsten Elend gezogen, geht sein Stern wieder auf. Auch er wie sein Retter ist geläutert, zum tüchtigen Künstler gereift, wird zu Hause wieder in Gnaden aufgenommen und ein ebenso glücklicher Familienvater wie tüchtiger Musiker. Sein Schicksal verflicht sich noch enger als dasjenige unserer ersten Hauptperson mit der Familie eines armen und originellen berliner Musiklehrers Barka, mit welchem Albert in demselben Hause wohnt. Egon hat in frühern Jahren eine ehrbare Sängerin geliebt, Barka's bevorzugte Schülerin; sie trägt ein Kind von ihm unter dem Herzen, die beiden können sich aber nicht heirathen. Um nun die Ehre der von Schande und Elend Bedrohten zu retten, entschließt sich der seelengute alte Musiker, das Mädchen zu heirathen; sie wird ihm ein treues Weib, stirbt aber frühzeitig. Das Töchterchen Marietta wird Albert's ausgesprochener Liebling und ist ihm aufs innigste zugethan. Sodann führt das Geschick die eine Tochter aus Barka's erster Ehe in Egon's Familie; dieser gewinnt sie lieb und heirathet sie. Ganz anders und tragisch endet die andere Tochter aus eben dieser Ehe; das führt uns auf die dritte Hauptperson der Erzählung.

Es ist der junge Maler Lukas Köhler, eine echte Künstlernatur mit leichtem Blut und lachendem Humor. Wir begegnen ihm zuerst auf dem Wege nach Helgoland, wo er es sehr glücklich trifft. Seine Seebilder sagen nämlich einem reichen wunderlichen Engländer so gut zu, daß er den Maler mit Aufträgen überhäuft und mit vielem Gelde bezahlt. In dieser glücklichen Stimmung und Lage kehrt er nach München zurück. Hier sieht er Barka's zweite Tochter, die in ungebändigtem Hange nach dem freien Theaterleben das älterliche Haus heimlich verlassen und in die Welt hinausgerannt ist. Die Haltlose, aber durch ihr frisches Wesen Anziehende lernt Köhler lieben, und sie gibt sich ihm hin, ohne doch rechte und wahre Liebe zu ihm zu empfinden; er aber will sie alles Ernstes zu seiner Frau machen. Um aus diesem Irrwege

den Ausgang zu finden, haben Albert und die andern Bekannten dem alten Vater geschrieben, und der eilt nach München; als aber die rathlos mit sich kämpfende Tochter den Vater erblickt, wird sie ganz verwirrt, entspringt und ertränkt sich in der Isar. Köhler entwirft in seiner verzweifelten Stimmung, von aller Welt zurückgezogen, ein als Andenken dienendes großes Flußbild und geht dann in die Welt hinaus.

Die letzte Hauptgestalt ist, unter dem Pseudonym Frießhardt schwach versteckt, der unglückliche geist- und gemüthreiche züricher Dichter Heinrich Lenthold in der letzten trostlosen Phase seines traurigen Lebens. Es läßt sich darüber gerade nicht viel sagen. Vorgeführt wird uns seine gewaltsam getrennte Liebe, dann das unheimliche Treiben und Gebaren unmittelbar vor dem ausbrechenden Wahnsinn und diese Phase selbst bis zum Tode. Es ist ein überaus trostloses und erschütterndes Bild höchst unästhetischer Natur.

Das also sind die vier wichtigsten Lebensläufe. In die des Haupthelden Richard Albert verflicht sich auch noch das Geschick einer hervorragenden Frau, der ebenso schönen wie geistvollen Schauspielerin Martha Kronik. Es ist ihr Verhängniß, daß sie sich in den mit äußern und innern Vorzügen reich ausgestatteten Dichter verliebt; als sie erfährt, daß sein Herz bereits unlöslich gebunden, ist sie ein gebrochenes Wesen. Sie entsagt allen Hoffnungen des Lebens und allem Ruhme ihrer Kunst, und eben als der geliebte Mann seine Hochzeitsreise antritt, geht sie zu Rom ins Kloster. Einige Prachtstellen sind es, wo die Meisterin der Darstellung in der reinen hohen Entfaltung ihrer Kunst vorgeführt wird, genauer gesagt, wo in der Darstellung eines bedeutsamen Charakters ihre Kunst durch die tief innerliche Liebe getragen und zur Leistung des Höchsten gereift ist; diese Schilderungen sind wahrhaft schön.

Das also ist der reich besetzte Kreis handelnder und leidender Personen.

Der absolut dominirende Charakter, von Anfang bis zu Ende bestimmend und auch mit der größten Sorgfalt gezeichnet, ist der des Dichters. Zweifellos ist die Aufgabe, welche mit der Entwickelung desselben gestellt war, dichterischer Darstellung und Zeichnung sehr günstig und gerade in dieser Art noch nicht so alltäglich verbraucht. Darin also hätte der Verfasser glücklich gegriffen. Aber auch hier, wie in allem, was der Roman vorführt, ist des Guten zu viel gethan. Trotz alles Interesses, das wir an seinem Wesen nehmen, werden wir doch bis zu völliger Ermüdung mit seiner seelischen Entwickelung, der wir in alle Windungen und Wendungen folgen sollen, behelligt. Der Mann ist ein verzweifelter Grübler geworden, der künstlich an sich herumzerrt und in den eigenen Eingeweiden wühlt; und die gesammte Zeichnung hat so viel zugespitztes Raffinement, daß sie trotz des befriedigenden Abschlusses ans Abnorme wenigstens streift, wo nicht in dasselbe verfällt. Mehr einfache Natur, mehr Gesundheit und mehr Wahrheit! Die Forderung gilt diesem schriftstellerischen Product gegenüber in allen Stücken und zu allererst in der Seelenmalerei.

In Frießhardt, resp. Lenthold, erhalten wir das Lebensbild eines hochbegabten Mannes im letzten Stadium, da er rasch und unheilbar in Trümmer geht, innen und außen untergraben, aufgerieben, zerstört. Ließe sich irgendwie annehmen, daß der Autor sein so jammervolles Bild blos darum entworfen habe, um mit einem bedeutenden Namen, dessen wahren Träger man ja bald und unschwer herausfinden muß, Aufsehen zu machen, so würden wir das Buch in Grund und Boden verdammen. Gerechterweise darf jedoch bezeugt werden: den Eindruck macht die Arbeit nicht, eher den, daß ein tieferer und aufrichtiger Herzensantheil die Striche gezogen. Und gleichwol ist diese Zeichnung des Menschen Lenthold ein Misgriff, wenn auch nicht so arg wie jene bekannte hämische Bornirtheit, die nachträglich noch den Dichter Lenthold zu bemängeln und herabzuwürdigen versuchte. Aber ein tadelnswerther Misgriff ist und bleibt diese als Zubehör in eine ganz andere Hauptgeschichte hineingewobene Episode; noch schlimmer freilich wäre es, wenn sie als eigenes Werk selbständig aufträte, weil das ja ein Weiterspinnen der unschönen und erschreckenden Züge bedingen würde. Die einfach natürliche Empfindung sagt: lassen wir den armen Todten ruhen, hat ihm ja das Leben grausam genug mitgespielt! Die andern Gestalten sind erträglich, sind auch natürlicher.

Der Roman ist eine der verwickeltsten Arbeiten. Der Autor hat sich selber innerlich und äußerlich, was den Gang der vielfach verknoteten Handlung und die Zeichnung einzelner Hauptträger derselben betrifft, die größten Schwierigkeiten bereitet. Wozu denn so viel Pulver verschießen? Das hier aufgehäufte Material würde vollständig ausreichen für drei oder vier Romane von gleicher Größe, und die Folge des Ineinanderpressens ist einfach die, daß der Leser von der Ueberfülle des Stoffs erdrückt wird, nicht zum Aufathmen und nirgends zum frei ästhetischen Genusse kommt. Und gerade so steht es mit den unausstehlich zugespitzten, in ungesunden Zuständen erfaßten Charakterzeichnungen. Es berührt seltsam, wenn der Autor an einer Stelle gegen den Schluß hin unter fremdem Namen Rechenschaft ablegt über das Verfahren, das er in seinem Roman beobachtet hat; es macht dies den Eindruck des Unkünstlerischen. Fühlte er das Bedürfniß, sein Vorgehen zu beleuchten, um sich wegen desselben zu rechtfertigen?

Wir bedauern, daß der Roman uns nicht recht befriedigen kann, denn trotz allem ist eins unbestreitbar: Ganghofer besitzt Talent, sogar ein bedeutendes Talent der Beobachtung wie der Darstellung. Er hat auch Geist, der ihn nur da im Stiche läßt, wo er sich an überkünstliche, sagen wir unmögliche Aufgaben wagt und Problemen nachgräbt, bei denen der Geist in die hohle Phrase überschlägt. Das Talent ist da, aber es überspannt sich und geht auf falschen Wegen.

Auch der Roman „Moderne Ideale" von Konrad Telmann (Nr. 2) hat eine Ueberfülle verwilderten Materials aufgehäuft.

Das Centrum der Handlung liegt in dem großen berliner Kaufhause Röseler u. Comp. Der zum Commerzienrath ernannte Chef desselben ist eine allermodernste Gestalt; er erkennt keinen andern Gott an als das Geld und den durch dasselbe zu erlangenden Schein und Einfluß, trägt daneben sein schweres Pack Sünden unbehelligt, bis auch den schlauen Rechner die Vergeltung erreicht. Der saubere Herr, unpassend Leberecht getauft, hat erstlich auf die abgefeimteste Weise seine Schwester Mathilde um ihr Vermögen betrogen und sie mit ihrem Gatten hinterlistig nach Amerika getrieben, von wo sie nach Jahrzehnten als Witwe mit sehr tüchtigen Kindern und in günstigen Verhältnissen in die deutsche Metropole zurückkehrt. Auf diabolisch gemeine Art hat er ein ehrbares Mädchen, die von einem gewissenlosen Adelichen im Unglück sitzen gelassen wurde, in seine Gewalt gebracht, bis sie sich seiner Lust ergab und dann durch frühen Tod den Leiden des Leben entzogen wurde; sie war nie mehr froh geworden, obgleich sie hernach die innig geliebte und treue Gattin eines sehr braven Mannes war. Er vergrößert sein Fabriketablissement ins Ungemessene, fälscht und verschlechtert seine Fabrikate, die nach Amerika gehen, bis von da die härtesten Klagen einlaufen und der Ruf des früher hochgeachteten Hauses gründlich ruinirt ist. Als nun der Concurs droht, gründet er auf durchaus faulen Fundamenten eine sogenannte Vereinsbank, die zuerst das große Kapital anzieht, dann aber rasch als Schwindelunternehmen sich entpuppt und verkracht, wobei der zum nominellen Director ernannte Sohn des alten braven Buchhalters statt des Hauptschuldigen als Betrüger angeklagt und bestraft wird. Die aus eitler Genußsucht ohne wirkliches Talent zum Theater gegangene Tochter eben dieses Buchhalters macht der Chef zur Dirne. Endlich schlägt die Stunde der Vergeltung. Als ihm der entlassene unterdeß fast ganz erblindete Buchhalter in schwerer Stunde die alten und neuen Sünden wie ein mahnender Geist vorhält, trifft den Erschreckten der Schlag, und er wird auf ein Leidensbett geworfen, von dem ihn nach Jahren erst der Tod erlöst. Sein Haus ist zu Grunde gerichtet.

Die Hausfrau, eine geborene Adeliche mit hochfahrenden Manieren, ist nichts weiter als eine dumme Betschwester und Zierpuppe.

Die Tochter des Hauses, die sich an Schopenhauer, Büchner und ähnlichen Autoren herangebildet, die absoluteste kalte Nihilistin und Pessimistin, läßt sich, um den Schein des stürzenden Hauses zu retten, an einen geadelten reichen Juden verhandeln, hat aber unterdeß zufolge einer plötzlich sie erfassenden unglücklichen Liebe das Unerwartete und mit aller Zuversicht Bestrittene entdeckt, daß eben auch sie ein Herz hat. Um einem ihr nun unerträglich scheinenden Leben zu entfliehen, vergiftet sie sich.

Den total anders gearteten, nach des Papas Meinung gänzlich unwürdigen Sohn werden wir in einer merkwürdigen Geisteswandlung treffen.

Betrachten wir diese Familie, so wird uns sehr einleuchtend, in was für einer Atmosphäre wir leben.

Den Thaten und Schicksalen der bürgerlichen Finanzwelt reiht sich als vollständig gleichartiges und ebenbürtiges Seiten- oder Gegenstück eine Geschichte aus der hohen Geburtsaristokratie an, diejenige der Grafen Wendburg.

Von der ältern Generation ist Folgendes zu sagen: Leben geblieben ist ein Graf Malte Wendburg, ein höchst ordinärer und absurder Lebemann und Spieler, der seinen Vermögensantheil längst durchgebracht hat und nun als eine Art von vornehmem Bettler weiter vegetirt; um sich schließlich eine bleibende Rente zu verschaffen, verkauft er den Grafentitel, d. h. er adoptirt einen reichen Juden Louis Cohn, der übrigens auf den Handel nicht etwa blos aus Eitelkeit eingeht, sondern weil er zu der Wendburger Familie eine ganz eigenthümliche Stellung einnimmt. Graf Malte und sein zur Zeit unserer Erzählung bereits verstorbener Bruder, welcher Majoratsherr auf Schloß Wendburg gewesen, haben in ihrer Jugend einen hinterlistigen Streich begangen, das vollständige Conterfei desjenigen, der sich in der Röseler'schen Familie abspielte. Sie hatten nämlich einen ältern Bruder Albert, den die hochmüthigen Herren schon deshalb als entartetes Glied behandelten, weil er Demokrat war und sich an dem 1848er Aufstande betheiligte. Er muß demnach aus dem Geschlecht gestrichen werden, und das wird so angefangen: Albert hat im Drange der Noth, als er verhaftet werden soll, einen Mann niedergeschlagen; später wissen die liebreichen Brüder ihn und den alternden Vater zu überreden, er habe den Mann getödtet und müsse nothwendig fliehen. Das geschieht; er wird mit einigen Mitteln nach Amerika spedirt, während die Betrüger sich in das große Erbe theilen, das um so bedeutender ist, als dem Beseitigten eben das Majorat zugefallen wäre. Der Graf nimmt drüben im fernen Westen den Namen Pflüger an und schwingt sich als tüchtiger Farmer zu solidem Wohlstand und allgemeiner Achtung auf, stirbt aber vor der Zeit. Unterdeß haben die Herren Brüder in der Heimat folgende Komödie in Scene gesetzt: sie ließen auf dem Familienkirchhof ein Grabmal für Albert errichten, ihn also aus der Zahl der Lebenden streichen, nur daß die Gruft eben nicht seinen Leichnam birgt, sondern den eines in dem Revolutionskampfe an seiner Seite gefallenen Dieners.

Die beiden Betrugsgeschichten sind um so verwerflicher, als die Väter, sowol der Albert's wie der Mathildens, trotz allem gerade diese guten Kinder recht lieb hatten und nur durch Trug und Hinterlist zum harten Handeln gegen sie getrieben wurden; im Herzen der beiden Alten wurmt und nagt die Trauer um die Ausgestoßenen, und wol war das mit der Grund, weshalb beide ziemlich frühzeitig ins Grab sanken. Gegenwärtig nun gerirt sich als Herr auf Wendburg Graf Detlev Thissow, der Sohn jenes verstorbenen unrechtmäßigen Majoratsherrn.

Auch er ist unter die hohe Finanz gegangen, speculirt und fabricirt, lebt daneben höchst kostspielig als vornehmer Cavalier in der Hauptstadt und ist eines Tags bankrott. Noch mehr: in blinder Eifersucht erschlägt er bei nächtlicher Straßenrauferei einen Standesgenossen, den Freiherrn von Othen, er wird entdeckt, gefangen gesetzt und endet durch Selbstmord.

Was das Verhältniß des Louis Cohn zur gräflichen Familie betrifft, so hatte er einen Vater, dessen schöne Schwester Graf Malte verführte und sitzen ließ; als der Bruder Rechenschaft fordert, wird er mit Hunden weggehetzt. In dem Augenblick schwört er den Wendburgs den Untergang; bei seinem Tode trägt er die Verfolgung dieses Ziels dem Sohne auf. Vater und Sohn erwerben auf alle Weise viel Geld; Louis, auch persönlich von Detlev beleidigt, kauft dessen Schulden auf, entdeckt die alte Betrugsgeschichte und macht sich an Stelle der gesunkenen Familie selber zum Schloßherrn.

Den düstern Lebensbildern gehört auch dasjenige der sehr schönen und anscheinend sehr reichen russischen Fürstin an, die als Leibeigene geboren war, durch ihren vornehmen Gutsherrn die zwei Personen, welche sie im Leben innig liebhatte, ermorden sah, diesen Mann aus Rache heirathete, dann an seiner Ermordung sich betheiligte, mit den Nihilisten verkehrte und zum Schluß bei drohender Entdeckung sich aus dem Fenster ihres Hotels stürzte und zerschmetterte — ein erschreckend gewaltsames Leben und Ende.

Wir wenden den Blick jetzt auf die andere Reihe der Personen, auf die, welche das wahre Ideal des Lebens, Poesie und Gemüth, Recht und Tugend vertreten. Wir nennen sie hier: Dietrich Pflüger und seine Schwester, die Kinder jenes nach Amerika vertriebenen Grafen; das Mädchen wird zum Schluß glückliche Gattin eines kunstbegeisterten Docenten Dr. Halden. Die ebenfalls aus Amerika zurückgekehrte Familie Halden, Mutter mit zwei braven Töchtern; die Mutter ist des Commerzienraths von ihm hintergangene Schwester Mathilde; die Töchter werden glückliche Gattinnen: die ältere heirathet ihren Jugendgespielen aus Amerika, den geistreichen jetzigen Redacteur Pflüger; die jüngere den einzigen Sohn aus dem Hause Röseler. Dieser Sohn Hubert, erst ein Windbeutel und lächerlicher Dilettant, wird ein ganz neuer Mensch und wahrhaft gediegener Künstler unter der ebenso strengen wie liebevollen Leitung eines tüchtig geschulten alten Malers, den sie den Spatzen-Rafael heißen und der in Wahrheit ein Curiosum ist.

Also drei ganz gemeine Betrugsgeschichten, einige Bankrotte, eine Anzahl ordinärer Verführungen mit lange nachwirkenden Folgen, russische Leibeigenen- und Nihilistenschicksale mit all ihren Schrecken, ein Mord und drei Selbstmorde — das ist des Guten denn doch etwas zu viel. Dazu die Kämpfe in den Herzen und Köpfen der übrigen Personen; so die Liebeskämpfe des einmal schwankenden Dietrich Pflüger und der jungfräulich stolzen Else Raven, bis die beiden über sich klar sind; so der vollständig läuternde Umwandlungsproceß des jungen Röseler; so die beklagenswerthe Lebensgeschichte des alten Buchhalters und des mit seinem reinen Kunstbewußtsein gescheiterten bizarren Malers.

Was ist von alledem der Schlußeindruck? Ein ähnlicher wie bei der ebenbesprochenen Arbeit Ganghofer's, so fern auch sonst die beiden sich stehen. Auch hier werden wir förmlich vom Stoff erdrückt, und von was für einem Stoff? Gewaltsam, erschütternd, in ruhelosen Revolutionen vorschreitend bis zum Furchtbaren und Häßlichen, im ganzen eine abstoßende Welt. Wir wissen, daß Telmann Höheres und Besseres anstrebt als unsere ordinären Effect- und Sensationsromane, und gleichwol hinterläßt dieses Buch annähernd denselben Eindruck wie sie. Das Fürchterlichste sind jene russischen Dinge, welche ihre schwarzen Schatten auf die Zeitgeschichte geworfen haben. Auch hier ist der Organismus berechnet und mit zweifelloser Sicherheit durchgeführt; die ungemein verwickelten Theile der Handlung tragen sich, ohne daß ein Riß klafft; es fehlt weder am Ineinandergreifen der Thatsachen noch an der Motivirung. Die Sprache ist gemäßigt; aber die Zeichnungen haben durchgehends etwas Rauhes und Herbes an sich. Unpoetisch ist, daß die Hauptcharaktere von vornherein in einer jede Weiterentwickelung ausschließenden Abgeschlossenheit vor uns treten, schroff wie Steingebilde.

Das Werk ist ein ausgesprochener Tendenzroman, und das rechnen wir ihm zum Verdienst an. Zwei Welten stehen sich hart und scharf gegenüber, und der Autor stellt sich mit jener Entschiedenheit, die sich von der ersten Zeile an dem Werk aufprägt, auf die Seite des Schönen und Wahren und kämpft mit wuchtigen Schlägen gegen die jämmerlichen neuesten Alltagsgötzen, gegen den brutalen Materialismus, der heutigentags den Kopf so hoch streckt, die Herzen trocken, die Welt unsolid, die Charaktere schlecht, das Leben zu einer nichtig gehaltlosen Hetzjagd und einem Va-banque-Spiel macht. Da sind sie alle, die Ungethüme des Industrie- und Speculationszeitalters, die „modernen Ideale", nackt und unsauber, aufregend und zerstörend. Auf den ersten Seiten schon werden wir ganz ins Klare gestellt, indem die himmelweit auseinandergehenden Weltanschauungen sich zuspitzen in den Charakteren des Grafen Detlev und des Dr. Halden, welche übrigens vermöge des recht unmodernen und unpraktischen Einfalls der Mutter, die nach dem frühen Tode des gräflichen Gemahls einer Jugendliebe nachgegeben und einen bürgerlichen Maler geheirathet hat, sehr ungleich geartete Stiefbrüder sind. Da predigt jener eingefleischte Materialist dem „dummen und versessenen, unmodern hinter der Zeit zurückgebliebenen" Idealisten zur Genüge vor von unpraktischer Phantasterei, verschwommenen Ideen, Engherzigkeit, thöricht altväterischen Anschauungen, „während wir übrigen in allen Dingen mit Riesenschritten vorwärts gegangen sind und die alte Zeit mit ihren beschränkten, kleingeistigen, kurzsichtigen Gedanken weit hinter uns gelassen haben. Wir haben in diesen

paar Jahren Ungeheueres geleistet; mit den alten Traditionen haben wir gebrochen und tragen dem modernen Zeitgeist auf allen Gebieten Rechnung. Das alte, nur noch im spöttischen Sinne von den Ausländern gebrauchte Wort, daß wir das Volk der Dichter und Denker seien, ist glänzend zu Schanden gemacht worden. Wir haben gezeigt, daß wir auch das Volk der Soldaten sind und wir zeigen nun, daß wir das Volk der modernen Ideale sind, d. h. des Geldgewinnes, des Genusses, des Glücks, das Reichthum und Macht allein gewähren. In diese neue Zeit passest du mit deinen altmodischen Träumereien nicht mehr hinein". Das heißt, altmodisch ist alles, was schön und rein, über die triviale Alltäglichkeit und Corruption hinaus blickt und strebt! Jammerschade, daß die mit so viel Eclat gepredigte Weltweisheit modernsten Stils an deren Prediger selber binnen kürzester Frist so fürchterlich Fiasco macht, daß ihre Hauptträger sammt und sonders Lumpen und Verbrecher werden, während die altgeheiligten ewigen Ideale der Menschheit allen Wechsel der Moden und Zeiten überdauern und weder durch Sophistik noch Gewalt je aus dem Leben der Menschheit gestrichen werden können. Die zweifellose Begeisterung für diese Mächte söhnt uns mit vielen Mängeln des Buches aus. J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue deutsche Dramen.

Unsere Besprechungen neuer Bühnenwerke eröffnen wir diesmal nicht mit dem Werke eines deutschen Dichters der Gegenwart, sondern mit dem Werke eines stammverwandten ältern englischen Dichters, des Hofschmeichlers und Hofhistoriographen der letzten Stuarts, Dryden, eines Dichters, der bei viel Talent wenig Charakter besaß:

1. Antonius und Kleopatra. Trauerspiel in fünf Acten von John Dryden. Deutsch von Fr. Ohlsen. Altona, Schlüter. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.

Daß im Drama Dryden's Talent sich nicht am meisten bewährte, bezeugt auch die uns vorliegende Dichtung, die allerdings formgerecht und nicht ohne allen poetischen Werth ist, doch mit dem gleichbetitelten Werke Shakspeare's den Vergleich nicht aushält. Auf die Bühnen wird dies Trauerspiel nicht kommen, auch kaum als Experiment. Die Bühnenleiter würden wol alle Shakspeare's Drama „Antonius und Kleopatra" den Vorzug geben, das von ungleich höherm poetischen und dramatischen Werthe ist als Dryden's Trauerspiel, in dem das gespreizte hohle Pathos einen so großen Raum einnimmt. Für die Bühnen unwirksam, ist das Dryden'sche Werk auch zur Lektüre weder interessant noch anregend und belehrend genug, außer etwa für den Literarhistoriker. Wir halten deshalb die auf die Ausgrabung dieser Mumie verwendete Arbeit und Mühe für nutzlos, um so mehr, als die Uebersetzung nicht zu den gewandten zu zählen, sondern schwerfällig und voller Härten ist. Man lese:

> Huldreiche Gnad' sein liebstes Attribut
> Erscheint, die mild Gerechtigkeit beschränkt,
> Als gäb' es Stufen ins Unendliche,
> Und was unendlich, eh Vollkommenheit
> Entbehren möcht', als strafen ohne Maß.

Die Arbeit eines wirklichen Dichters ist:

2. Der Raub der Sabinerinnen. Trauerspiel von C. G. Ritter. Leipzig, C. G. Naumann. 1886. 8. 3 M.

Es gehört in Wahrheit der Muth der Entsagung dazu und großer Eifer im Dienst der Musen, um mit der sichern Perspective auf eine noch sehr ferne Anerkennung ein Werk wie das uns vorliegende zu dichten, das mit Liebe entworfen und mit Sorgfalt ausgeführt ist. Mit der preisgekrönten Heyse'schen Tragödie hat es nur den Titel, die historische Quelle und den hohen poetischen Werth gemein, die Ausführung Ritter's ist eine wesentlich andere und in dieser Beziehung von Aehnlichkeiten nicht eine leise Spur zu finden. Wir halten das Zurückgreifen in die aschgraue Vorzeit nach brauchbaren Stoffen für das Drama für keinen Vortheil, sondern für einen Fehler. Das Interesse des großen Publikums, das der dramatische Dichter stets im Auge haben muß, wird durch derartige demselben zu fernliegende Stoffe nur in seltenen Fällen angeregt. Die sieben Acte würden uns nicht stören, denn der nicht mehr zu entbehrende Zwischenvorhang theilt manches Drama in noch mehr Abschnitte; wohl aber stört uns der wechselnde Rhythmus im Gange der Handlung. Ein so feinsinniger und dabei so scharfer kritischer Kopf, wie der Dichter des uns vorliegenden Trauerspiels ist, sollte doch erwägen, daß ein feingestimmtes Ohr durch den raschen Uebergang einer Verstonart in die andere, besonders vom Jambus zum Trochäus, verletzt und dadurch die Illusion zum Nachtheil der Dichtung gestört wird, selbst wenn das Ohr die Melodie des Rhythmus zu würdigen versteht. Vielleicht gerade deshalb um so mehr. Und wie stellt sich zu der Recitation so verschiedener Rhythmen die Mehrzahl unserer Schauspieler? Durch die seichte inhaltslose Prosa der unsere Bühne beherrschenden Dramen des rhythmischen Sprechens theils entwöhnt, theils überhaupt unkundig, überläuft die Mehrzahl schon bei dem bloßen Gedanken an gebundene Rede ein gelindes Gruseln. Es soll sogar eine Anzahl Bühnenleiter geben, die jedes Drama in gebundener Rede ungelesen beiseite legen, wenn dasselbe nicht eine klangvolle Empfehlung mitbringt oder einen berühmten Autornamen auf dem Titel trägt. Wir können darüber aus unserer eigenen Erfahrung ein Wort mitsprechen. Hat uns doch erst in der allerjüngsten Zeit der Regisseur einer Bühne ersten Ranges zugerufen: „Bei uns finden Dramen

in gebundener Rede keine Annahme! Nur die Prosa ist modern."

Ritter's Verse sind tadellos, die Handlung seines Trauerspiels enggeschlossen und rasch fortschreitend und dabei effectvoll, die Charaktere durchweg trefflich gezeichnet, das Ganze knapp und ohne episodisches Beiwerk. Eine gute Aufführung des Dramas würde die Bühnenwirksamkeit desselben unzweifelhaft herausstellen, doch nur eine gute; denn jeder Verstoß gegen die rhythmische Form würde der schönen Dichtung schaden, an der das gebildete Lesepublikum sich erfreuen wird. Möglich, daß auch für die deutsche Bühne wieder eine Aera des Schönen, des edlern geläuterten Geschmacks eintritt, dann wird neben mancher andern zurückgesetzten guten Dichtung auch Ritter's „Raub der Sabinerinnen" auf der Bühne zum Leben erweckt werden.

Eine den Anforderungen des großen Publikums entgegenkommende dramatische Arbeit, deren ästhetischer Werth allerdings zweifelhaft, ist:

3. Der Philosoph von Sanssouci. Schauspiel in fünf Acten von Alfred Börckel. Mainz, von Habern. 1885. Gr. 8. 1 M.

Eine Reihe mehr und weniger bekannter Anekdoten aus der Zeit und dem Leben Friedrich's des Großen sind, gut oder übel, an einen schwachen dramatischen Faden lose aneinandergereiht und bilden die Handlung des „Philosoph von Sanssouci". Daß bei solchem Inhalt das Stück eines gewissen Interesses nicht ermangelt und auch seine Wirkung auf das Publikum üben wird, ist begreiflich; aber eine Anzahl ziemlich willkürlich verknüpfter Anekdoten bildet noch lange nicht ein Kunstwerk, das den Namen Schauspiel verdient. Dazu gehört als fester Mittelpunkt und Kern eine gut erfundene Fabel, und diese läßt das Schauspiel von Börckel vermissen. Auch hätte der Dichter bei der Ausführung seiner Arbeit die Mahnung Schiller's mehr beherzigen sollen: „Der Schein darf nie die Wirklichkeit erreichen."

Wir bezweifeln nicht die Bühnenwirksamkeit des Börckel'schen Schauspiels, ja wir glauben sogar, daß dasselbe, einigermaßen gut in Scene gesetzt und dargestellt, seine Zugkraft nicht versagen wird, da der Appell an das patriotische Empfinden stets lauten Widerhall findet, aber wir bedauern, daß es nur eine jener flüchtigen Tagesarbeiten ist, die keine Zukunft haben.

Ein auf starke Sensationsmotive gebautes Schauspiel ist:

4. Der Blender. Schauspiel in fünf Acten von Gottfried Böhm. München, Schuh u. Comp.

Dieses Schauspiel, dessen Mittelpunkt und bewegendes Element ein leichsinniges, treu- und gewissenloses Weib bildet, ist nach französischem Muster gearbeitet. Auch die öffentliche Gerichtsverhandlung mit allen ihren aufregenden Momenten fehlt nicht; sie besteht in der Sitzung eines Ehrenraths von Offizieren, bei welcher sogar als Hauptzeugen Damen fungiren und den Schlußeffect um so wirksamer machen. Die verwendeten Motive eignen sich allerdings mehr für die Novelle als für das Drama; der psychologischen Charaktervertiefung ist zu wenig Raum gegönnt; der unvermittelt hereinbrechende jähe Schluß läßt uns nicht an den plötzlichen Uebergang der Heldin vom Bösen zum Guten glauben, und die Bedeutung der unheimlichen Figur des Dr. Stein ist nicht genügend motivirt, denn die verhängnißvolle Katastrophe würde auch ohne sein Zuthun eintreten, und das leichtsinnig gegebene Ehrenwort des Grafen Wiel, das Hauptmotiv des Dramas, ist kaum zu entschuldigen. Ueberhaupt läßt das Drama vieles von dem vermissen, was zu einem dramatischen Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes gehört; aber es besitzt bei allen seinen Mängeln auch mancherlei beachtenswerthe Vorzüge. Die Handlung ist rasch fortschreitend, eng zusammengeschlossen und ohne alles Episodenbeiwerk. Die Sprache ist nicht ohne Schwung, elegant, scharf pointirt und knapp; kein Wort zu viel, eher stellenweise ein Dutzend Worte zu wenig. Die handelnden Personen haben Fleisch und Blut und sind keine abgeblaßten Schablonenfiguren. Dem ebenso spannenden wie effectreichen Schauspiel dürfte auf der Bühne Zugkraft und Wirkung auf das Publikum sicher sein; vor den gleichartigen französischen Dramen hat es den Vorzug tiefern sittlichen Gehalts.

Ein seiner Bezeichnung als Satire wenig entsprechendes Werk ist:

5. Was für schlechte Menschen! Politische Satire in drei Acten von Lothar Auge. Leipzig, Mutze. 1886. 8. 1 M.

Als Drama wirkungslos, als politische Satire unklar und unbedeutend. Zur politischen Satire fehlt ihm nicht mehr als alles. Da ist weder Verständlichkeit der Motive, noch eine greifbare packende Handlung vorhanden, und es läßt sich wol vieles hinein-, aber nichts herausdeuten. Auch ermangelt die Schrift der Schärfe und vor allen Dingen der nothwendigen Dosis von Witz und attischem Salz. Für derartige dramatische Räthselspiele ist die Bühne nicht der rechte Ort, und der matte Inhalt wird auch das Interesse des Lesers nicht anzuregen und zu fesseln vermögen.

Karl Nissel.

Aus Ebhardt's Jugendbibliothek.

1. Dietrich von Bern und seine Schildgesellen. Eine Erzählung nach der gleichnamigen Amelungensage. Der deutschen Jugend gewidmet von Oskar Höcker. Mit sechs Illustrationen in Photoaquatinta. Berlin, Ebhardt. 1886. 8. 3 M. 50 Pf.

„Ebhardt's Jugendbibliothek" hat mit dem angeführten Werke einen bedauerlichen Misgriff gethan, der um so peinlicher berührt, mit je lauteren Lobsprüchen die vorausgegangenen sechs Bände von Wochen- und Tagesblättern jeder Rangordnung aufgenommen wurden. Prüft man freilich diese kritischen Aeußerungen, welche in sorgfältiger Sammlung den einzelnen Erscheinungen beigefügt sind, genauer, so ermangeln sie gar sehr jeglicher Begründung, und es gewinnt den Anschein, als ob die Recensenten über der Freude an den grellbunten Einbänden eine Einkehr in den Inhalt und eine Wägung des Gehalts versäumt hätten. Einige wissen denn auch in der That ihre Empfehlung nicht anders zu motiviren als mit der Gefälligkeit und Sauberkeit der äußeren Einkleidung, beides so selbstverständliche Eigenschaften. So begnügt sich die wiener „Presse" mit den bündigen Worten: „«Ebhardt's Jugendbibliothek» ist ein Werk, das man nur auf das beste der deutschen Familie zur Benutzung für die reifere Jugend empfehlen kann, und das sich durch die glänzende äußere Ausstattung auch als Festgeschenk ganz besonders eignet. Sämmtliche Bände der Jugendbibliothek sind mit Illustrationen versehen und in geradezu prachtvoller Weise ausgestattet", und die berliner „Deutsche Illustrirte Zeitung" entledigt sich ihres Heroldsamts mit noch schönerer Prägnanz: „Diese Erzählungen sind für die reifere Jugend bestimmt, sind gut ausgestattet und können bestens empfohlen werden". Man sieht, beide Organe haben über den Inhalt nichts zu sagen gefunden, und wenn auch in andern Zeitschriften der wohlfeile journalistische Terminus „Gediegenheit des Inhalts" einmal mit unterläuft, so hat man alle Berechtigung, bescheidene Zweifel betreffs der Echtheit dieser kritischen Scheidemünze zu hegen, da ein Hauptlob der Referenten demselben Autor gilt, der in dem vorliegenden Buche von „Dietrich von Bern und seinen Schildgesellen" einen so beklagenswerthen Mangel an Bildung verräth, daß unsere „Blätter" diesem seinem neuesten Angebinde für die deutsche Jugend die Ehre einer Notiznahme von vornherein versagen müßten, wenn es ihnen nicht andererseits ihr annalistischer Charakter zur Pflicht machte, ein Werk zu erwähnen, das mit der Prätension in die Oeffentlichkeit tritt, der reifern deutschen Jugend Unterhaltung und Belehrung zu bringen, während es doch selbst hinter den elementarsten sprachlichen und stilistischen Anforderungen zurücksteht.

In diesem Bande gibt Oskar Höcker eine novellistische, höchst gewaltsame Verquickung verschiedener Partieen unserer Dietrichsage. Er wagt, diese so geschmack- wie phantasielose und nach jeder Hinsicht schwächliche Leistung der deutschen Jugend vorzuführen, wiewol ihm die einfachsten Elemente der deutschen und nebenbei auch der lateinischen Sprache so sehr fehlen, daß mancher seiner jugendlichen Leser sich dem Erzähler gegenüber überlegen dünken wird. Maßvolle Kritik lautet eines der ersten Prineipien dieser „Blätter", aber wenn man in Jugendschriften, die ebenso sehr der Lernbegierde und dem Wissenstrieb wie dem Unterhaltungsbedürfniß der freien Stunde dienen sollen, Wendungen begegnet wie: „Er erzählte dem Kleinen von Gott und Christum", so fürchten wir, daß der Autor bei achtjährigen Knaben, die ihr servus deeliniren können, seiner Autorität sich begeben hat. Und trifft man auf so ungefüge und unmögliche Construetionen wie: „Kaum hatte die Nachricht von der Vergiftung Ermenrich's die Gemüther bewegt, als auch schon die Kunde anlangte, daß der sich zum Herrscher von Romaburg aufgeworfene Sibich zu einem Kampfe gegen Dietrich rüstete", so erstaunt man, wie der Verfasser der deutschen Jugend von Dietrich von Bern zu erzählen unternimmt in einer Sprache, welcher er so hülflos gegenübersteht, daß er Sätze baut wie: „Er richtete sich hoch empor und verließ stolzen Schrittes das Gemach, während ihm die sich wieder emporgerafft habenden Sklaven hurtig folgten". Diesem Bildungsgrade des Verfassers nun entsprechend ist naturgemäß sein Stil. Er ist dort noch am wenigsten mislungen, wo der Erzähler jene billige Freytag'sche Manier nach der famosen wohlbekannten Analogie: „Leidig ist das Messer" (Jugo) schlechtweg copirt. Nach dieser Schablone formen sich denn theils grundlose, theils abgeschmackte Inversionen wie: „Nicht wollte ich dich verletzen"; „Groß gestaltete sich der Jubel". Immerhin hätte unser Autor sich lieber irgendeiner Manier auf Gnade oder Ungnade völlig gefangen geben sollen, statt mit eigenem Compaß in die Irre zu laufen. „Schwerlich gab es je einen treueren und aufopferungsfähigeren Hofmeister", so heißt es von Dietrich's altem Waffenmeister Hildebrand. „Weißt du, was ein alter Schwätzer ist?" fragt einmal Prinz Dietrich. „Jetzt glaube ich wahrhaftig, daß du nicht recht im Kopfe bist" — dies ist der Conversationston der Höcker'schen Ritter. „Dann könnt ihr euch meinetwegen gegenseitig auffressen!" — „Komm an und laß sehen, wer den andern zwingt!" — „Na, na, nimm deinen Mund nicht zu voll!" — „Laß mich weiter schlafen, sonst sollst du meine Fäuste zu fühlen bekommen!" — „Wenn ihr nicht auf der Stelle uns in Frieden laßt, ihr Störenfriede, so sollt ihr so derbe Kopfstücke erhalten, daß euch sehen und hören vergeht." — „Kommst du aber nicht bald, so soll mein Schwert dich so zurichten, daß selbst die hungrigen Raubvögel sich mit Abscheu von deinem verstümmelten Körper wenden werden." — „Und wenn es der gewappneten siebenmalsieben wäre

(sic), so sollten ihre Köpfe doch brummen, wenn sie unser Kloster plündern wollten." — „Halt dein loses Mundwerk und komme heran. Ein gräßlicher Kerl bist du freilich, und ein kleines Kind könnte man durch dich zum fürchten bringen." — „Mag sein, doch mit dem Höllenbraten da kämpfe ich nicht." — „In den Tartaros mit dir, du Höllensohn!" Nun, die griechische Gelehrsamkeit dieser Recken scheint auf das Urwüchsige ihrer Ausdrucksweise wenig veredelnden Einfluß geübt zu haben. Auf der Stufe dieses ungeschliffenen Gesprächsstils seiner Helden verharrt auch Oskar Höcker's sonstige Diction. Grobe Fehler sind in ihr nicht selten. „Euch andern erwartet ein gleiches Geschick." — „Von allen Seiten fielen nun die Dankesäußerungen." — „Die Helden, denen die Milde Kühnildens anfänglich nicht recht zu Kopf wollte, sahen doch endlich das Edle ihrer Handlungsweise ein." — „Die Aussicht auf Kampf und Ruhm, (sic) zwickte ihn sozusagen in allen Gliedern."

So beschaffen ist die Stilart der Höcker'schen Jugendschriften. Es genüge dieser einfache Nachweis, um die Unmöglichkeit klar zu machen, das Buch irgendwelchen Kreisen empfehlen zu können. „Gut zu schreiben", sagt einmal Buffon, „erfordert zugleich, gut zu denken, gut zu empfinden und sich gut auszudrücken, d. h. man muß Geist, Seele und Geschmack besitzen. Der Stil begreift eine Vereinigung und Uebung aller intellectuellen Kräfte in sich." Und Karl von Raumer bezeichnet den Stil nicht als das Erzeugniß grammatischer oder stilistischer Unterrichtsstunden, sondern als Ergebniß der gesammten Bildung des Menschen. In wie hohem Grade Stil und Bildung correspondiren, beweist unsere Betrachtung. Doch führen wir sie zu Ende mit einem letzten Blick auf die Behandlung des Stoffs an sich. Wir haben im Eingang unser Urtheil über diese vorweggenommen. Höcker gibt eine novellistisch zusammengerührte poesielose Erzählung der Dietrichsage. Einzelnes, wie die Episode von Wiland dem Schmied, ist über die Maßen verwässert. Alle, die Spazzo's köstliche Erzählung aus Scheffel's „Ekkehard" kennen, werden dies doppelt empfinden. Anderes wird vergröbert durch eigenmächtige Zusätze des Verfassers. In Bezug auf das Ganze sei hier nachgetragen, daß er die Hauptepisode in Dietrich's Leben, ich meine den tieftragischen Fall aller seiner Helden, mit Ausnahme des einen Hildebrand, im Kampf mit den Nibelungen, völlig ignorirt, sowie er auch vom schließlichen Ausgang des Königs selbst schweigt. Es gibt hier Varianten; vielleicht, daß sich der Erzähler einer Entscheidung nicht gewachsen hielt. Die Nacherzählung alter Sagen gehört ja an und für sich zu den untergeordnetern schriftstellerischen Aufgaben, weil die poetische Prägung in den meisten Fällen bereits vorhanden ist. Das ist aber leider nicht mit der Dietrichsage der Fall. Nur das Nibelungenlied, das schlechterdings als eine Episode der Dietrichsage aufzufassen ist, sowie das Märchen von Laurin's Rosengarten, weniger dasjenige von Krimhild's Rosengarten, haben eine dichterische Durchbildung erfahren. Die meisten andern Bestandtheile der Sage sind uns als Rohmetall überkommen, das ich meinerseits für geringwerthig erachte, das aber jedenfalls, soll es cursfähig werden, einer sorgfältigern und berufenern Bearbeitung bedarf, als ihr von der haltungslosen Feder Oskar Höcker's zutheil wurde.

Wir glauben dem Verfasser dringend empfehlen zu sollen, von weitern Versuchen, die deutschen Jugendbibliotheken zu bereichern, Abstand zu nehmen. Ein Buch wie das besprochene entbehrt aller erzieherischen wie aller erhebenden und adelnden Momente. Unserm Princip erschöpfender Gründlichkeit zu Liebe noch ein Wort über die Abbildungen. Sie sind durchaus unschön. Text und Illustration haben sich nichts vorzuwerfen. Höchst selten begegnet man einer gelungenen, kaum einem ansprechenden Umriß, und solches in einer Jugendschrift, die zugleich den Schönheitssinn bilden und veredeln soll! An die Stelle der plastischen Schraffirung tritt eine peinliche Verwaschenheit. Füße und Hände sind oft unförmlich, die Mienen abstoßend und häufig im Gegensatz zu den Charakteren, wenn man von solchen reden will, und zu den Situationen. Die Figuren haben fast sämmtlich etwas Hanswurstthaftes; die berittenen gemahnen eher an Heckenreiter als an Dietrich's stolze Amelungen. Die Schwerter tragen sie an der rechten Seite. Die Costüme bilden einen anachronistischen Mischmasch. Das Streitroß Dietrich's von Bern ist der elendeste magerste Buschklepper. Er selbst erscheint wie ein berittenes Schneiderlein, und Hildebrand der Alte erinnert wenig sachgemäß an Bardolph, Falstaff's Spieß- und Zechgesellen.

Fleckenreiner erweist sich die achte Nummer der Ebhardt'schen Sammlung:

2. Mitten im Leben. Erzählung für unsere erwachsenen Töchter von Anna Gnevkow. Mit sechs Illustrationen in Lichtdruck. Berlin, Ebhardt. 1886. 8. 3 M. 50 Pf.

Die Autorin läuft hier einmal dem Autor den Rang ab. Getrübte, unsichere Stilistik und lückenhafte Kenntniß des grammatischen Kanons wie des Wortbestandes und seiner Abwandlung begegnen uns indessen auch hier. Folgende Zusammenstellung gebe die Begründung. Höchst verrätherisch lautet bereits das erste Satzgefüge der Introduction: „Mitten im Zimmer stand eine mächtige Staffelei und auf derselben, in einen entsprechend großen Rahmen gespannt, ein Stück einfachen weißen Kattuns, von dem noch ein Haufen desselben Stoffes zur rechten Seite lag." Anderswo heißt es: „Aus der einfachen Bewirthung war längst ein Ueberbieten der Familien geworden, von denen jede einzelne es der andern hervorzuthun versuchte an Luxus und Freigebigkeit", und nicht minder ungeschickt ein anders mal: „Wie sie sich erschreckt, so erschrecken thut nur das böse Gewissen." Noch dazu ist es ein Schulinspector, welchem die Verfasserin eine so unbeholfene Ausdrucksweise leiht. Auch der Passus:

„Von den Aeußerungen seines Zornes machte der würdige Herr dann den ausgiebigsten Gebrauch", ist zu rügen; er sagt etwas ganz anderes, als er sagen soll. Höchst unschön hausbacken klingen auch die folgenden Sätze: „Aber Gerhard fügte mit einem so warmen Aufleuchten seiner ernsten Augen hinzu, daß sich Frau Gebhard trotzdem nicht sorgen solle, er und Constanze wären ja da, ihnen zur Seite zu stehen, daß sich die kleine Frau endlich getröstet fühlte, und in das Herz Erna's eine ordentliche Hoffnungsfreudigkeit kam." Befremdlich wird einmal das Lied: „O lieb', solang' du lieben kannst", als ein „altes" bezeichnet, da doch der Verfasserin bekannt ist, daß die Strophe von Ferdinand Freiligrath stammt.

So viel vom Stilistischen. Schlimmer und zahlreicher sind die Verstöße gegen die Grammatik. Der Genitiv von „die Zweie" wird „der Zweien" gebildet; von Wanderer wird eine „Wanderin" abgeleitet; ein ander mal begegnet man dem Genitiv „des Mädchen"; es mag ein Druckfehler sein, aber man begegnet ebenso „den Häusern Romeo und Julias". Man trifft auf fehlerhafte Handhabung der Präpositionen: „um ihres Fernbleibens wegen", oder auf Verwechselungen derselben mit verwandten Adverbien, wenn von dem Bewußtsein der Heldin gesprochen wird, „alles dahinter gelassen zu haben, was sie mit der Welt verband". Das Präteritum von „willfahren" wird „willfahrtete" gebildet, und wie wenig taktfest die Verfasserin selbst in einfachern Dingen der Grammatik ist, beweisen faux-pas wie: „in dem hellem, luftigem Gemach", und: „eine heiße Ungeduld, über die er selbst zuweilen lächelte, ließ ihn das dahinbrausende Dampfroß zu langsam erscheinen". Doch es sei genug. Nahezu sind unsere Rügen erschöpft. Niemand wird sie pedantisch nennen, handelt es sich doch um positiv Fehlerhaftes und absolut Verwerfliches; noch dazu in einer Schrift, welche der Jugend dienen soll. Auch diesen Zweck würde sie, wenigstens in formeller Hinsicht, nicht erfüllen. Es ist schade. Denn des Buches Inneres, des Buches Kern ist gut. Die Verfasserin führt eine gute, reine, lehrreiche Idee durch. Sie zeichnet die Abwege, auf welche zufolge mütterlicher Schwachheit und mütterlicher Verkehrtheiten ein junges, sonst edel und fein angelegtes Mädchen geräth. Die Verfasserin schürzt geschickt den Conflict und weiß ihn mit sicherer Hand zum guten Ausgang hinauszuführen. Ihr ist überhaupt Phantasie, ein warmes, frommes, echt weibliches Empfinden und eine gesunde milddenkende Weltanschauung zu eigen. „Er hatte es gelernt", rühmt sie zum Schluß von ihrem Helden, „daß man nie verdammen dürfe, ehe man nicht abgewartet, abgewartet womöglich bis zum Lebensende eines Menschen, wie sich sein Charakter entwickelt; ehe man nicht sein Herz ergründet und zugesehen, ob es nicht darin ein Körnchen Gold gebe, das, von der Schlacke verdeckt, nicht gleich klar zu Tage getreten." Die Fassung läßt auch hier zu wünschen, aber der Gedanke selbst ist lauter und hat sein ideales Recht. Er bildet der Novelle zweites Hauptmotiv. So können wir der Autorin nicht eigentlich abrathen, weiter zu streben; ihr nächstes Ziel freilich müßte die Aneignung der grammatischen Fundamentalsätze bilden, d. h. auch sie müßte wie Oskar Höcker zunächst noch mancherlei üben und lernen, ehe sie mitbauen dürfte an einer Jugendbibliothek.

Und so haben sich denn diese beiden neuesten Veröffentlichungen des Ebhardt'schen Verlags für Jugendschriften nichts weniger als musterhaft erwiesen. Und etwas Aehnliches sollte man von Werken doch erwarten dürfen, die mit der hochtönenden Devise auf dem Markt erscheinen: „Für die Jugend ist das Beste eben gut genug." Diese Erwartung aber sahen wir bei Höcker in jeder Beziehung, bei Anna Guevkow in wesentlichen Momenten mehr als getäuscht, ward auch dem Buche der letztern, um völlig gerecht zu sein, die Unterstützung eines geschicktern Illustrators zutheil, als ihn jener fand. In beiden Fällen ist auch die Zahl der Druckfehler, besonders innerhalb des Interpunktionssystems, größer als billig. Und diese Mängel fallen in Büchern, die der Jugend gewidmet sind, um so schwerer ins Gewicht, je mehr dieselbe durch die Erziehung gewöhnt wird, dem gedruckten Worte ein hochgradiges Vertrauen entgegenzubringen.

Die Ebhardt'sche Devise hat uns diesmal also nach keiner Seite gehalten, was sie versprach. Ob sie es in den vorangegangenen Bänden gethan, steht dahin; daß es ihr künftig gelinge, wollen wir hoffen. Freilich wird sich ihr Streben, dessen Resultate wir in den vorgeführten Fällen auf ein etwas tiefes Niveau gesunken sehen, in Zukunft um so höher schwingen müssen — und wäre es nur bis in die Region schlichter Correctheit in Wort und Bild.

Adalbert Schroeter.

Vermischte Schriften.

1. Der Kampf der Bulgaren um ihre Nationaleinheit. Politisch-militärische Geschichte der bulgarisch-rumelischen Ereignisse im Jahre 1885 von A. von Huhn. Mit einer Kartenskizze. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. 8. 6 M.

Das Buch gibt eine politisch-militärische Geschichte der bulgarisch-rumelischen Ereignisse im Jahre 1885. Dieselben sind noch in aller Gedächtniß. Der Verfasser wurde unmittelbar nach Ausbruch des Aufstandes in Philippopel seitens der „Kölnischen Zeitung" nach Bulgarien gesandt. Alle Welt dachte damals an einen bulgarisch-türkischen Krieg. Statt dessen fand Serbien es für angemessen, „zur Herstellung des Gleichgewichts auf der Balkanhalbinsel" jenen Bruderkrieg anzufangen, der so sehr zu seinem Schaden ausfallen sollte. Bevor es hierzu kam, hatte

A. von Huhn alle Gelegenheit, auf dem Schauplatze der Revolution sich umzusehen und Land und Leute näher kennen zu lernen. Ohne Voreingenommenheit zu urtheilen und zu berichten, ist sein fester Entschluß von Anfang an gewesen. Je mehr er aber auf Grund eigener Anschauung die Verhältnisse in jenen Ländern kennen lernt, um so mehr kommt er auch zu der Ueberzeugung, daß die von Rußlands Agenten betriebene Politik unwürdig und im höchsten Grade verwerflich gewesen ist. So wird er unwillkürlich zu einem warmen Freund und Anwalt der Bulgaren. Und diese Wärme steigert sich, wenn er auf den Fürsten Alexander zu sprechen kommt. Nur mit dem Tone aufrichtigster Bewunderung spricht er von diesem. Und wir müssen gestehen, all das, was der Verfasser uns von dem Fürsten, an dessen Seite er fast den ganzen serbisch-bulgarischen Krieg mitgemacht hat, erzählt, die vielfachen Züge von echt staatsmännischer Klugheit, hervorragender Tapferkeit und Mannhaftigkeit, nöthigt auch dem Leser volle Sympathie und Bewunderung für diesen Fürsten ab.

In gewandter, fließender und durchaus sachverständiger Darstellung läßt der Verfasser die Ereignisse, wie sie sich auf dem bulgarisch-serbischen Kriegsschauplatz in rascher Aufeinanderfolge abspielen, vor unsern Augen vorüberziehen, nachdem er die specielle Vorgeschichte derselben eingehend behandelt hat. Wie in einem Drama entwickeln sich dort die Dinge: erst die Bedrängniß und Gefahr am Dragomanpaß bei Slivnitza, wo ein Häuflein des seiner Offiziere beraubten bulgarischen Heeres dem ganzen serbischen Heer gegenüber steht, dann, mit Ankunft des Fürsten und der ersten Unterstützungen, die in unglaublicher Schnelligkeit von der ostrumelisch-türkischen Grenze herbeieilen, der erste Hoffnungsblick und nach dreitägigem Ringen bei Slivnitza, wo sich die Bulgaren unter ihres heldenmüthigen Fürsten Führung mit einer seltenen Begeisterung und ausgezeichneter Bravour schlagen, der erste Sieg, dann der Vormarsch durch den Paß und der Einmarsch ins feindliche Land, während der besiegte Feind Schritt für Schritt zurückweichen muß. Das wird uns von dem fachmännischen Autor so lebendig und anschaulich geschildert, daß es dem Leser scheint, als machte er selbst die Campagne als Augenzeuge mit. Ebenso gelungen sind die Betrachtungen über die Zukunft Bulgariens, mit denen das Buch schließt.

Man liest mit Genuß und Vergnügen in demselben. Uns Deutsche zumal, die wir die Sympathie für den Fürsten aus vollem Herzen theilen, erfüllt es mit Freude und Stolz, zu sehen, was derselbe durch sein mannhaftes Eingreifen und sein heldenhaftes glänzendes Vorbild zu bewirken und wie er damit seine Bulgaren mit sich fortzureißen verstand.

2. Tagesbegebenheiten und Tagesfragen. „Aus der Zeit". Zweite Serie. Besprochen von Ad. Jellinek. Budapest. 1886. 12. 2 M.

So betitelt sich eine Reihe von Artikeln, die, im Jahre 1884 geschrieben, zunächst wol in einer Zeitschrift erschienen sind und jetzt erst zu einer Broschüre zusammengefaßt wurden. Das Büchlein in seiner jetzigen Gestaltist vom Verfasser gewidmet „seinem verehrten Freunde, Herrn Dr. Moritz Steinschneider, dem Meister auf dem Gebiete jüdischer Bibliographie und Literaturgeschichte zu seinem siebzigsten Geburtstage". Unter den vierzehn einzelnen Kapiteln heben wir hervor: „Die Superiorität des jüdischen Stammes in ethischer Beziehung"; „Ein Anwalt unserer These"; „Die Völkertheorie des Fürsten Bismarck"; „Album Montefiore"; „Hillel, ein Triumph des modernen Judenthums".

Wie zum Theil schon aus den Artikelüberschriften zu entnehmen ist, haben wir es hier mit einer Verherrlichung des Judenthums und einzelner Vertreter desselben zu thun. Und zwar ist diese Verherrlichung eine so überschwengliche, wie wir sie in den in neuerer Zeit ja so zahlreich erschienenen Vertheidigungs- und Angriffsschriften aus jüdischer Feder noch nicht gefunden haben. Uns sind die Verdienste des Judenthums um die Menschheit gewiß nicht unbekannt; was aber der Verfasser dieser Artikel für das Judenthum alles in Anspruch nimmt und als Verdienst seines Stammes aufzählt, übersteigt das richtige Maß. Es möge uns erlassen sein, auf Einzelheiten einzugehen; die Ansprüche und Behauptungen sind im allgemeinen bekannt: so offen aber wie hier und mit solcher Selbstberäucherung sind sie wol selten ausgesprochen worden. Einen Wagner und Stöcker machen sie zu keinem Judenfreund; einen Juden können sie in seiner und seines Stammes Selbstüberschätzung, falls er sie mit dem Verfasser theilt, nur bestärken; einem andern Sterblichen erscheinen sie langweilig und abgeschmackt Friedrich Henninger.

Ein preußisches Geschichtsbild.

Friedrich Wilhelm II. Eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung. Von Paulus Cassel. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 3 M.

Gelegentlich der hundertjährigen Wiederkehr des Tags, an dem Friedrich Wilhelm II. den Thron Preußens bestiegen, hat der bekannte Schriftsteller Paulus Cassel eine Abhandlung herausgegeben, die einige fast unbenutzte Werke heranzieht und mit mehrern interessanten Beilagen abschließt. Seiner Ansicht nach ist Friedrich Wilhelm II. von der Geschichte durchgängig verkehrt und gehässig beurtheilt worden; der schlimmste Parteigeist hat sein Bild dauernd gefälscht, und es ist Christenpflicht, es so rein darzustellen, wie es der edle hochsinnige Mann verdiente; es gilt, seine zahllosen Feinde und Verleumder kritisch zu widerlegen.

Cassel glaubt, der König sei ein Opfer der Aufklärungsliteratur seiner Zeit, welche vergiftete Waffen führte; er schildert ihn, wie er, der Nachfolger des Anbeters Voltaire's, es unternahm, in einer französirenden Zeit in bewußtem Gegensatz zu Friedrich dem Großen national deutsche Politik zu treiben, das deutsche Element zu proclamiren, die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens zu betonen und sich als Vorkämpfer Deutschlands gegen die französische Invasion aufzuwerfen. In seinem gesammten Gedankengange erkennt Cassel eine geschlossene Einheit, die ihn zu einem der nationalsten Fürsten prägt; die ganze Politik nach innen und außen war antifranzösisch, und Friedrich Wilhelm erkannte in Oesterreich den natürlichen Alliirten Preußens. Dem Aberglauben und Unglauben der Zeit suchte er durch das Religionsedict Woellner's zu steuern, in dem Cassel im stricten Widerspruch mit der landläufigen Auffassung eine liberale rettende That, ein gesegnetes Werk für Kirche und Volk preist; Woellner ist Cassel ein verehrungswürdiger Mitstreiter des verleumdeten Monarchen, über dessen Neigung zu den Frauen übertriebene Schilderungen im Umlauf waren. Die Urtheile Mirabeau's u. a. über Friedrich Wilhelm erfahren die schärfste Zurückweisung. Das ganze Buch kennzeichnet sich als eine Apologie Friedrich Wilhelm's und trägt den Stempel der „Rettungen"; dabei sind Abhandlungen über den wahren Glauben an Christum und über echtes Christenthum eingeflochten, die von der Person des Königs weit abschweifen. Große Belesenheit tritt uns überall entgegen, der Stil jedoch ist oft recht flüchtig und der Correctur bedürftig.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue (und ältere) Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" hat sich, nach ihrer jetzigen Gewohnheit, in einem selbständigen Artikel (nachdem sie, wie bereits mehrfach erwähnt, nur noch gelegentlich über deutsche Literatur berichtet) über Scherer's „Geschichte der deutschen Literatur", anläßlich der englischen Uebersetzung derselben, ausgesprochen. Sie sagt: „Es ist eine ernste Frage, ob irgendein Schriftsteller, wie groß auch seine Befähigungen sein mag, eine Geschichte der Literatur seiner Landsleute den Erfordernissen dieser und der Ausländer zugleich anzupassen vermöchte. Eine solche Leistung verträgt sich kaum mit der nationalen Gesinnung, die für einen für sein eigenes Volk schreibenden Historiker wesentlich ist. Man kann sich leichter einen mit der nothwendigen Kenntniß der deutschen Literatur ausgestatteten Engländer vorstellen als einen Deutschen, der genügende Fühlung mit englischen Ansichten hat, er müßte denn lange unter uns verweilt haben. Weit mehr als bloße Sachkenntniß gehört zur Hervorbringung eines wirklich classischen Werks über die Literatur eines Landes, wenn ein solches Werk sich auch für die Bewohner eines andern eignen soll. Der Verfasser muß dazu ein Mann beider Welten und in beiden Literaturen gleich bewandert sein. Scherer's, in Mrs. Conybeare's vortrefflicher Uebertragung uns jetzt vorliegendes Werk, wenngleich unserer Ansicht nach zu mangelhaft in einigen Zweigen des Gegenstandes, um einen dauernden Platz einzunehmen (?), ist gleichwol offenbar den Bedürfnissen der durchschnittlichen deutschen Leser gut angepaßt, hätte denen der Engländer aber nur durch eine so vorherrschende Beleuchtung aus der englischen Literatur entgegenkommen können, daß es dadurch für das Publikum, für welches es eigentlich bestimmt war, verdorben worden wäre. So würde z. B. ein competenter englischer Verfasser die deutsche romantische Schule durch ihre Aehnlichkeit mit dem Prä-Raphaelitismus einer- und dem Tractarianismus andererseits beleuchtet haben. Durch Vergleichung des Hölderlin'schen ideellen Hellenismus mit dem echten Keats' und diejenige des Charakters und Schicksals jenes Dichters mit denen Collins' würde für den englischen Leser ein unklarer Umriß in ein lebhaftes Gemälde verwandelt worden sein. Scherer, der für Deutsche geschrieben, hat natürlich nichts dergleichen versucht. Soweit es daher sein Vaterland betrifft, können wir sein Werk nur als eine nützliche Hülfsquelle betrachten, so lange nicht etwa ein Ticknor der teutonischen Literatur, keine unmögliche oder selbst unwahrscheinliche Erscheinung, auftritt. Es ist dabei nicht nöthig, daß das Werk eines Ticknor seinem innern Gehalte nach werthvoller sei: es dürfte ihm viel an der Gründlichkeit und Tiefe sowie an der philologischen Gelehrsamkeit der Scherer'schen soliden Arbeit fehlen. Allein diese Mängel würden durch des Ausländers Geschick, sich auf den Standpunkt allgemeiner Cultur zu stellen, mehr als aufgewogen werden.

„Da Scherer für das deutsche Publikum schreibt, so berücksichtigt er nicht, was ein fremdes Publikum zu seiner Behandlungsweise sagen werde und hat auch keine Verpflichtung dazu, es zu berücksichtigen. Sobald er jedoch Bürgerrecht im Auslande sucht, wird die Frage wesentlich, und wir zweifeln nicht, daß seine neuen Beurtheiler ihm vorwerfen werden, er habe ihnen weit mehr über altdeutsche Literatur gesagt, als sie darüber zu wissen verlangen. Der Maßstab deutscher Leser weicht nothwendigerweise von dem ausländischer ab. Die Deutschen haben ein historisches Interesse an ihren alten Schriftstellern, als den Fortpflanzern der literarischen Ueberlieferung und mittelbaren Gestaltern des gegenwärtigen Zeitalters; Ausländer hingegen nur ein ästhetisches, insoweit nämlich die bleibende Schönheit oder das Verdienst jener Schriften betheiligt ist. Von diesem Gesichtspunkte aus ist ihre Bedeutung groß, sonst nur gering. Viele geniale Männer haben zwischen dem Aussterben der Minnesänger und dem Auftreten Klopstock's Bücher geschrieben; wie oft jedoch sie sich auch der Feder bedient haben, waren sie doch Männer der That viel mehr als Männer des Wortes. Luther und Tauler sind keine eigentlichen Schriftsteller; Leibniz und Ulrich von Hutten schrieben lateinisch; Hans Sachs ist zwar interessant, aber veraltet; das 17. Jahrhundert ist durch Pedanterie und Schwulst verdorben. Der rein literarische Werth des ganzen Zeitraums für die übrige Welt ist unbedeutend. Mrs. Conybeare hätte sich viel Arbeit ersparen und ihr Buch verbessern können, hätte sie ihren ersten Band kürzer gefaßt.

„Ein bedenklicherer Fehler der Scherer'schen Literaturgeschichte hätte sich, wie uns dünkt, durch ein so einfaches Verfahren nicht verbessern lassen. Große Gaben der Darstellung und der Kritik würden dazu nöthig sein, diejenigen Abschnitte seines Werks, welche unbedeutendere Autoren behandeln, auf die Höhe seiner Kapitel über Lessing, Schiller und Goethe zu bringen. Sein literarischer Geschmack scheint nicht sehr umfassend zu sein *),

*) Obiges Urtheil erschien vor Scherer's Ableben.

und er hat offenbar keine Augen für das, was sich nicht zu einer gewissen Höhe zu erheben vermag. Dies läßt den Leser gerade da am meisten in der Dunkelheit, wo er des Lichtes am meisten bedürfte. Es ist schwer, dem, was bereits über Goethe und Schiller gesagt worden, viel hinzuzufügen; wol aber brauchen wir noch viel Belehrung und gründlicher Kritik, was Tieck, Rückert und Platen anbelangt. Dem Werk ist zwar ein vortreffliches bibliographisches Register angehängt, welches den Schlüssel zu einer großen Masse erklärender Literatur gibt. In der Mehrzahl der Fälle jedoch hat der Leser keine Veranlassung, dasselbe zu benutzen. Wohl ihm, wenn er seinen Carlyle kennt, sonst wird er kaum versucht werden, nach der bloßen Belehrung, daß «Novalis' ‚Heinrich von Ofterdingen' ins Mittelalter zurückging und einen vermeintlichen Dichter zum Helden gewählt hat», nach «Heinrich von Ofterdingen» sich zu erkundigen. Ueber «Undine», ein in England vollständig eingebürgertes Buch, hat Scherer nichts Günstigeres zu sagen, als daß Fouqué «die Charaktere der Wassergeister sehr hübsch durchführte». «Sintram» und der «Zauberring», das Ergötzen von Tausenden englischer Leser, sind nicht einmal genannt.

„Dadurch, daß Scherer die Romantische Schule eigentlich ignorirt, schließt er zwar nicht das absolut Beste, wohl aber das Individuellste und Charakterischste in der Literatur seines Vaterlandes aus. Die Werke der großen deutschen Meister haben oft wenig localen Anstrich; sie gehören weniger einem besondern Lande, als der allgemeinen Menschheit an. «Iphigenie», «Tasso», «Die Jungfrau von Orleans», Lessing's Dramen hätten irgendwo geschrieben werden können, wo das Ideal der Cultur und menschlichen Würde ein hohes war und die Griechen und Shakspeare bekannt und geehrt wurden; die Erzeugnisse der Romantischen Schule jedoch sind so charakteristisch deutsch, wie der erste Theil des «Faust», der in der That der Anführer der Schar ist.

„Ein anderer Schriftsteller, der viel ausführlicher behandelt ist als irgendein Mitglied der Romantischen Schule, ist selbst noch schlimmer weggekommen. Niemand könnte aus Scherer entnehmen, daß Heine einer der Vertreter, nicht blos der deutschen sondern auch der neuern Literatur überhaupt ist. Die Kritik ist richtig, soweit sie eben reicht, schätzt aber Heine ebenso ungenügend ab, wie es die Schätzung Pope's sein würde, wenn man ihn einfach als Nachfolger Dryden's bezeichnen wollte, der sein Muster übertroffen habe. Arnold's Würdigung Heine's von vor zwanzig Jahren ist um ein halbes Jahrhundert vor Scherer's voraus, der wie ein zeitgenössischer Recensent über das «Buch der Lieder» schreibt. Die Beschränkung seines Blicks läßt sich vielleicht einigermaßen durch seine unglückliche Idee erklären, sein Werk mit dem Tode Goethe's abzuschließen, also mit einem Zeitpunkte, wo viele Autoren den Höhepunkt ihrer schriftstellerischen Thätigkeit erreicht hatten. Heine ist vielleicht das auffallendste Beispiel; seine Lebensarbeit ist vollständig in zwei Hälften durchschnitten, wobei Kopf und Büste der Loreley bleiben, während die schuppenbedeckten Extremitäten der Vergessenheit anheimgegeben sind. Eine weit bessere Theilungslinie wäre die Revolution von 1848 gewesen, die wirklich eine Epoche bezeichnet: die Poesie erloschen, die Illusionen zerstört, die Philosophie bankrott, die positiven Wissenschaften und die Philologie blühender als je, das Reich der Phantasie aber mit einer Unfruchtbarkeit geschlagen, die bis heute währt. Vielleicht darf man eine Neubelebung erwarten, sobald die Generation des letzten Jahrzehnts, die unter dem begeisternden Einfluß nationalen Stolzes und Triumphes aufwächst, das Gebiet der Schriftstellerei betritt.

„Es scheint uns daher im ganzen, daß Mrs. Conybeare mit Hülfe ihres talentvollen Herausgebers *), eine für englische Zwecke brauchbarere Literaturgeschichte hätte bieten können, als diejenige, welche sie sich solche Mühe gegeben hat, zu übertragen. Nicht die Scherer's war uns nöthig, sondern eine auf Scherer's basirende. Die vortrefflichen Kapitel über Goethe, Schiller und Lessing hätten ganz beibehalten, die erste Hälfte des Werks einer bedeutenden Kürzung unterzogen, die Bemerkungen über die Romantiker und andere neuere Schriftsteller erweitert oder vielmehr umgeschrieben und das Ganze bis zu einer neuern Zeit herabgeführt werden sollen. So, wie es vorliegt, ist das Buch zu umfassend für ein Handbuch und zu ungleich in der Ausführung für eine vollständige Geschichte. Es hat indessen entschiedene Vorzüge: die besten Partien sind sehr gut; die Gelehrsamkeit, mit welcher die ältere Zeit behandelt ist, wird einer gewählten Leserklasse sehr willkommen sein; das Ganze wird man häufig nachschlagen, wenn man es auch nicht in weitern Kreisen lesen wird."

*) Max Müller ist gemeint.

Bibliographie.

Berger, W., Marga. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1887. 8. 9 M.

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten an der Kopenhagener Universität. Uebersetzt und eingeleitet von A. Strodtmann. 5ter Bd.: Die romantische Schule in Frankreich. Uebersetzt von W. Rudow. Leipzig, Barsdorf. 8. 8 M.

Briefe von Heidelberger Professoren und Studenten, verfasst vor 300 Jahren. Der Universität Heidelberg zur Feier ihres 500jährigen Bestehens im Auftrag der Universität Bern dargebracht von H. Hagen. Heidelberg, C. Winter. Gr. 4. 5 M.

Dewall, J. van, Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichem Wege. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Dieterici, F., Mirjam. Orientalischer Roman in 3 Bdn. Leipzig, Friedrich. 8. 10 M.

Ferdy, H., Die künstliche Beschränkung der Kinderzahl als sittliche Pflicht. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 1 M.

Fischer, K., Festrede zur 500jährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg, gehalten in der Heiliggeistkirche den 4. August 1886. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M.

Fuchs-Nordhoff, R., Filipa. Handlung aus der Gegenwart in 4 Akten. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Hoffmann, R., Ein Kampf um die Heimat. Ein Blatt aus der Geschichte der Pfalz. Original-Roman. Karlsruhe, Pollmann. Gr. 8. 3 M.

Kiehne, H., König Hübich. Erzählende Dichtung. Norden, Fischer Nachf. 16. 1 M. 20 Pf.

Klaar, A., Gedenkrede zur Feier von Ludwig Börne's 100. Geburtstag. Prag. 8. 50 Pf.

Klaußmann, A. O., Militär-Humoresken. — Aus der Mappe eines amerikanischen Offiziers. Von M. Lortzing. Leipzig, Werther. 12. 75 Pf.

Miklosich, F., Die serbischen Dynasten Crnojević. Ein Beitrag zur Geschichte von Montenegro. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M.

Müller sen., M., Ueber der „Weisheit letzten Schluß!" Mit kritischen Bemerkungen über pessimistische Ansichten und Aussprüche von A. Schopenhauer, E. v. Hartmann, Ph. Mainländer, Max Nordau, Johannes Scherr und andere Pessimisten, sowie über diejenigen demokratischen Parteigenossen, welche der pessimistischen Weltanschauung huldigen. Berlin, Friedrich Nachf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Paul, G., Berliner Kriminalstudien. Berlin, Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Polko, Elise, Kleine Bildermappe. Federzeichnungen. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 5 M.

Ring, M., Auferstanden. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Rommel, Frankreich, gerichtet durch sich selbst. Deutsche autorisirte Ausgabe von Au pays de la revanche. Mannheim, Bender. 8. 2 M. 70 Pf.

Schawaller, F., Johann Georg Hamann als Pädagog. Darkehmen. 8. 50 Pf.

Scholz, A., Russische Herrscher und Charakterköpfe. Anekdoten und Skizzen, nach russischen Skizzen zusammengestellt. — Drei Erzählungen. Leipzig, Werther. 12. 75 Pf.

Schönberg, G. v., Die Socialpolitik des Deutschen Reichs. Rede. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schrader, W., Der evangelische Charakter unserer Volksschule. Vortrag. Halle, Strien. Gr. 8. 60 Pf.

Sternbanner-Serie. Amerikanische Humoristen und Novellisten. 1ster u. 2ter Bd. Stuttgart, Lutz. 8. à 2 M. 50 Pf.

Trinius, A., Thüringer Wanderbuch. 1ster Bd. Minden, Bruns. 8. 6 M. 50 Pf.

Voß, R., Ausgewählte Gedichte. Leipzig, M. Hesse. 8. 1 M.

Walloth, W., Gräfin Pusterla. Trauerspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Zapp, A., Aus Kleindeutschland. Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Nebst einem Anhang: Fingerzeige für Auswanderer. Berlin, Croubach. 8. 1 M.

Ziemssen, L., Im Sonnenschein. Novellen. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 5 M.

Die Zukunft des Officiers. Eine Studie über die Fürsorge des Staates für junge active und verabschiedete Officiere. Von einem alten Officier. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 262 bis 268.

Deutscher Reichstag. — Die Revision der japanischen Verträge. (II.) — Krieg mit Rußland. (I./III.) — Bulgarien und Centralasien. — Das Jubiläum des Oesterreichischen Lloyd.

Eine neue Religionsphilosophie. Von Professor Dr. Dorner. — Nekrologe Münchener Künstler. (XLVII. Karl von Piloty.) — Ein Besuch auf der dänischen Insel Möen. Von J. von Wickede. — Ein österreichischer Forschungsreisender in Arabien. — Cavour. Von G. Th. Lommel. (XIV.) — Aus dem Bayernlande an der Drau. (V.) — Militärisches aus Frankreich. — Eine neue Darstellung Heraklits. — Der Allgemeine Deutsche Congreß zur Förderung überseeischer Interessen. — Militärisches aus Rußland. — Orientalisten-Congreß. — Der Ewige Jude. Von G. C. Petzet. (I./II.) — Herzegowinische Burgen. Von E. Schwickert. — Enthüllung des Tegetthoff-Denkmals in Wien. — Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg.

Oesterreichische Staatsbahnen.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch die Kalahari-Wüste.

Streif- und Jagdzüge

nach dem Ngami-See in Südafrika.

Von

G. A. Farini.

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenskizzen.

8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

Die auf den Karten als Kalahari-Wüste bezeichnete Gegend im Innern Südafrikas bildet das Hinterland von Angra Pequena und hat daher ganz besondere Wichtigkeit für Deutschland. Im vorliegenden reich ausgestatteten Werke wird diese Gegend, die zum Theil bisher noch ganz unbekannt war, von dem verdienstvollen, durch die Vorführung der „Erdmenschen“ bekannten Reisenden Farini mit ihren Bewohnern wie mit ihrer Thier- und Pflanzenwelt anschaulich geschildert. Das Werk, dessen Preis ausnahmsweise billig gestellt ist, wird sich sowol deshalb wie wegen seines hochinteressanten Inhalts gewiss zahlreiche Freunde erwerben.

In unterzeichnetem Verlage erschien:

Voltaire's Leben und Werke

von

Richard Mahrenholtz.

I. Theil: **Voltaire in seinem Vaterlande.**
II. Theil: **Voltaire im Auslande.**

Preis jeden Theiles: 5 Mark;
compl. geb. in elegantem Halbfranzband 12 Mark.

Ein von der Kritik äußerst günstig aufgenommenes Werk. Theil I ist in Nr. 34 d. Bl. ausführlich besprochen.

Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske) in Oppeln.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**

Neue Serie. Zwanzigster Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Das Duell zwischen dem Lieutenant Chapuis und dem Kaufmann Dekeirel. Zweikampf oder Mord? (Dünkirchen. 1885.) — Der Gemeindelehrer Lesnier. Sieben Jahre unschuldig auf der Galere. (1847—55.) — Charley Roß. Kindesraub (Germantown in Pennsylvanien. 1874.) — Black Bart. Ein poetischer Räuber. (Californien. 1877—83.) — Billy Corbett und John Dwyen, noch zwei californische Postkutschenräuber. (1884.) — Shep Tinker. Ein merkwürdiger Pferdedieb. (Pennsylvanien. 1884.) — Der Proceß Johnston. Ein Mord aus Aberglauben. (Südcarolina. 1880.) — La Caramboda. Ein weiblicher Räuberhauptmann. (Mexico. 1884.) — Vom Galgen gerettet. (Britisch-Canada. 1830.) — Der Hauptmann Hentsch und der Schriftsteller Dr. Ignaz von Kraszewski. Landesverrath. (1884.) — Das Dynamit-Attentat bei der Enthüllung des Denkmals auf dem Niederwalde. Der Proceß wegen Hochverraths wider die Anarchisten Reinsdorf und Genossen. (1884.) — Das Attentat auf den Kaiser Alexander II. durch den verabschiedeten Collegiensecretär Sjolowjew. (Petersburg. 1879.) — Der Fähnrich in der kaiserlich russischen Garde Christoforowitsch von Landsberg. Mord. (Petersburg. 1879.) — Der Oberstlieutenant Filippone unter der grundlosen Anklage des Mordes vor dem Schwurgericht in Piacenca. (1877—78.)

Der vorliegende neue Band des beliebten Sammelwerks hat einen besonders reichen Inhalt; er bringt zwei Criminalprocesse aus Frankreich, sieben aus Amerika, zwei vor dem Reichsgericht in Leipzig verhandelte, zwei aus Rußland und einen aus Italien, alle in der gewohnten rechtskundigen, streng objectiven Darstellung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bosnien als Neuösterreich.

Vom Verfasser von

„Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft“.

8. Geh. 2 M.

Der zu Anfang dieses Jahres erschienenen Schrift über die Zustände Bosniens, die in weiten Kreisen ungewöhnliches Aufsehen erregte, folgt hier eine zweite Schrift von demselben Verfasser, in welcher er die von ihm ausgesprochenen Ansichten durch neue Thatsachen belegt und noch tiefer begründet.

(Mit einer Beilage von **Adolf Bonz & Comp.** in Stuttgart.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 14. October 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Deutsches und französisches Theater der Gegenwart. Von Feodor Wehl. — Eine neue Geschichte der Päpste. Von Hans Prutz. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. (Beschluß.) — Pädagogische Schriften. Von A. Sulzbach. — Byron-Dramen. Von Alfred Friedmann. — Zur neuern deutschen Literatur. Von Wilhelm Buchner. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Deutsches und französisches Theater der Gegenwart.

Die „Kölnische Zeitung" besitzt einen Berichterstatter in Paris, der, von Grund aus deutsch gesinnt, auch den Theaterzuständen beider Völker eine etwas tiefergehende Aufmerksamkeit schenkt, als sie für gewöhnlich an der Tagesordnung zu sein pflegt. Von Zeit zu Zeit veröffentlicht er in kleinen Aufsätzen seine Beobachtungen, und der Sachverständige wird nicht umhin können einzugestehen, daß dieselben sozusagen Hand und Fuß haben und nicht selten den Nagel auf den Kopf treffen. Erst vor kurzem sprach er es einmal offen aus, daß unser deutsches Theater im künstlerischen Aufsteigen, das französische aber im unverkennbaren Niedergange begriffen sei: eine Wahrnehmung, die wir selbst schon öfter, aber natürlich stets vor tauben Ohren gepredigt haben, denn im allgemeinen befinden sich die deutsche Zeitungspresse und das große Publikum in Bezug auf Theater noch immer in dem gewohnten Nachbetungsdusel, der im französischen Drama die Vollendung und im deutschen nur die nackte Stümperhaftigkeit erkennen will.

Es ist nun sehr verdienstlich, daß jener pariser Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" in dieser Beziehung seinen Lesern den Staar zu stechen bemüht ist und unter anderm unsern Hofbühnen den Vorwurf macht, daß sie „durch ihr geringes Verständniß für ihre nationalen Pflichten keine geringe Schuld" an der langsamen Hebung des deutschen Dramas tragen. Aber er vergißt dabei auch die Presse als mitschuldig anzuführen, er könnte das Sündenregister bei der „Kölnischen Zeitung" selbst beginnen. Dieses gewichtige Organ der öffentlichen Meinung in Deutschland, das in Dr. Heinrich Kruse lange Zeit einen Leiter besaß, welcher als dramatischer Dichter Hervorragendes leistete, hat es nie und nirgend sich angelegen sein lassen, die Bestrebungen, jenen nationalen Pflichten gerecht zu werden, wo sie immer auftauchen mochten, auch nur mit einer Zeile zu unterstützen. Die „Kölnische Zeitung" überließ und überläßt noch heute das deutsche Theater ohne alles Bedenken der neufranzösischen Richtung und damit jenem mit allen sensationellen Affecten und Effecten gepfefferten Naturalismus, der auf unsere deutsche Kunst nur verödend und verwüstend wirken kann. Daß der erwähnte pariser Berichterstatter auf eigene Hand gegen diesen Misstand auftritt, gereicht ihm selbst zur Ehre, will aber für die Haltung der Zeitung noch nicht viel bedeuten; denn sie müßte sich breiter und ausgiebiger ins Mittel legen, wenn es ihr darauf ankäme, auf dem berührten Gebiete wirklich Wandel zu schaffen. Zeit und Anlaß dazu wäre es vollauf, und ihr eigener pariser Mitarbeiter gibt ihr deutlich und klar genug die Richtung an, wenn er unter anderm sagt: „Niemals wurde von den französischen Theatersternen — selbst zur Zeit der Rachel nicht — so viel Aufhebens gemacht wie gerade jetzt, woraus man deutlich abnehmen kann, daß das Virtuosenthum sich in Frankreich in erschreckender Weise entwickelt. Es ist vielleicht nicht uninteressant, die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung zu untersuchen. Leider herrscht auch in Deutschland das Virtuosenthum, aber die Ursache ist eine andere. Hier fehlte es den Dichtern bisher an der Bühnenkenntniß, woran die eigenthümlichen, an dieser Stelle wiederholt gekennzeichneten deutschen Theaterverhältnisse und das geringe Verständniß der Hofbühnen für ihre nationalen Pflichten keine geringe Schuld tragen. Es kommt dazu, daß der deutsche Dichter — und Gustav Freytag hat das in seiner «Technik des Dramas» scharfsinnig dargethan — im Aufbau des Stückes und in

der künstlichen Verknüpfung der Handlung sich als schwerfällig erweist. Beide Umstände wirkten zu dem Ergebniß zusammen, daß ursprüngliche Geister selten etwas Bühnenfähiges hervorbrachten, und daß ihren ungleichen Erzeugnissen fast immer die der dichterischen Handwerker, der Birch-Pfeiffer und Genossen beiderlei Geschlechts, vorgezogen wurden. Mit diesen Werken aber war nicht auszukommen, und so kam man denn dazu, entweder auf das classische Repertoire zurückzugreifen oder bei den Neufranzosen Anleihen zu machen. Es fehlt nun in Deutschland überdies, bei der Zerrissenheit der theatralischen Verhältnisse und bei den dort vorhandenen zahlreichen Schulen, an einer schauspielerischen Ueberlieferung, wie sie in Frankreich seit den Zeiten Molière's besteht. Und so haben wir denn jetzt in Deutschland ein zwiefaches Virtuosenthum, nämlich, um es kurz zu bezeichnen, das der Shakspeare-Spieler und das der neufranzösischen Richtung. Was zumal diese letztere betrifft, so ist sie unserm deutschen Wesen ganz besonders entgegen; wir mußten da nicht nur hinter den Vorbildern zurückbleiben, sondern es mußte sich auch, da es sich um etwas Fremdartiges, Absonderliches handelte, das Virtuosenthum herausbilden. Bei so ungünstigen Verhältnissen konnte das moderne deutsche Theaterstück und das Zusammenspiel, diese Blüte der schauspielerischen Kunst, nimmermehr gedeihen. Gegenwärtig sind die Aussichten für das deutsche Theater etwas günstiger geworden. Nicht nur, daß auf diesem Gebiete hier und da Anzeichen eines selbständigen nationalen Strebens bemerkbar werden — wir sprechen hier nicht von dem zu hoher Vollkommenheit entwickelten Musikdrama Wagner's —, sondern auch unsere schlimmsten Feinde, die Franzosen, thun alles Mögliche, um den bisherigen Leitstern vieler, nur zu vieler unserer Dichter zu verdüstern und als nicht mehr anstrebenswerth erscheinen zu lassen. In Frankreich nimmt nämlich in dem Maße die Kunst des Zusammenspiels ab, als das Virtuosenthum zunimmt."

Wir sehen also: das französische Theater versinkt mehr und mehr in einen crassen Naturalismus und huldigt mehr als je dem Virtuosenthum, d. h. den rücksichtslosen Launen und Neigungen berühmter Künstler, denen die Bretер zum Tummelplatz dienen. In Deutschland dagegen gewinnt künstlerisches und geschlossenes Zusammenspiel die Oberhand, was durch die meininger Hofschauspieler, die Dialektdarsteller des münchner Gärtnerplatztheaters, die Gesammtgastspiele mancher andern Bühnen wahrnehmbar genug bekundet wird. Dazu kommt, daß unsere modernen Dramatiker mehr und mehr die technische Fertigkeit in der scenischen Ausgestaltung sich zu eigen gemacht haben und bei weitem wirksamer schaffen, als ihre Vorgänger. Endlich beginnt auch, wenn freilich immer nur noch schüchtern und schwach, das nationale Bewußtsein sich zu regen und in Fluß zu gerathen.

Wenn jetzt die deutsche Presse zur Einsicht ihrer Pflicht und Schuldigkeit gelangte, und wenn die Bühnenvorstände nur ein wenig vaterländisch denken und empfinden lernten, so würde es ohne Zweifel an einem gesunden Um- und Aufschwung in unserm Theaterleben nicht länger fehlen.

Feodor Wehl.

Eine neue Geschichte der Päpste.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchivs und vieler anderer Archive bearbeitet von Ludwig Pastor. Erster Band. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II. Freiburg i. Br., Herder. 1886. Gr. 8. 10 M.

Einer der jüngern katholischen Historiker, in deren Kreisen neuerdings eine höchst erfreuliche und auch durch ihre ernst wissenschaftliche Richtung anerkennenswerthe emsige Thätigkeit herrscht, der insbrucker Professor Ludwig Pastor, hat unlängst den ersten Band einer groß angelegten „Geschichte der Päpste" veröffentlicht, welche das Interesse weiterer Kreise in Anspruch zu nehmen durchaus geeignet ist.

Bekanntlich beruht der Ruhm, welchen der Schöpfer der modernen Geschichtswissenschaft, Leopold von Ranke, in weitern Kreisen erworben hat, und die literarische Stellung desselben in den Augen der ungelehrten Leser vorzugsweise in seiner 1834—36 erschienenen „Geschichte der Päpste". Dieselbe hat in den wiederholten neuen Auflagen, welche sie seitdem erlebte, wesentliche Aenderungen nicht erfahren: denn Ranke ist durch die Fülle der ihn bis an sein Ende beschäftigenden anderweitigen Arbeiten behindert worden, auf die zu einer Neugestaltung dieses seines beliebtesten und gelesensten Werks unerläßlichen archivalischen Forschungen zurückzukommen, ganz abgesehen davon, daß eine Wiederaufnahme und Erneuerung abgeschlossener Arbeiten der Eigenart des unübertroffenen Meisters überhaupt fremd war. Auch in der letzten Auflage der „Geschichte der Päpste", welche einen Theil von seinen „Sämmtlichen Werken" ausmacht, hat Ranke sich damit begnügt, einige wenige Punkte zu ändern und dann namentlich eine überaus geistvolle und lehrreiche Uebersicht über die Entwickelung des Papstthums in den Jahren von 1829 bis 1870 hinzuzufügen. Vergegenwärtigt man sich dem gegenüber, welche Fülle neuen und zum Theil durchaus authentischen Materials durch die rastlosen archivalischen und bibliothekarischen Forschungen der letzten Jahrzehnte zu dem einst von Ranke benutzten hinzugekommen ist, und erwägt man namentlich, daß durch die rühmenswerthe Liberalität des gegenwärtigen Papstes Leo XIII. die Schätze des bisher so ängstlich gehüteten und nur von wenigen Bevorzugten höchst bruchstückweise eingesehenen päpstlichen Geheimarchivs,

des weltberühmten vaticanischen Archivs der Wissenschaft mit nur geringen Einschränkungen zugänglich gemacht worden sind, so wird man selbst der Meisterleistung eines Ranke gegenüber, welche niemals veralten, niemals entwerthet werden wird, eine Neubearbeitung dieses Stoffs als berechtigt, ja als durch die Lage der Dinge gefordert und geboten erachten. Auch hier wird die Bereicherung unserer Einzelkenntnisse, ganz abgesehen von einer möglichen Berichtigung der Auffassung, für die Wissenschaft von Gewinn sein.

Nach dieser Seite hin hat Ludwig Pastor seine Aufgabe ernst und tief gefaßt und in höchst anerkennenswerther Weise gelöst. Eine ungeahnt reiche Fülle bisher unbenutzten Materials hat er in erstaunlichem und von seltenem Glück begünstigten Sammelfleiß herbeigetragen: obenan steht natürlich auch da wiederum das vaticanische Archiv, dessen Materialien auch dem Werth nach meist den ersten Platz einnehmen; aber auch andere kirchliche Archive der Ewigen Stadt konnten von Pastor benutzt werden, theils unmittelbar, theils auf Umwegen, indem ihm durch gelehrte Freunde aus den Früchten ihrer Studien in diesen meist völlig unzugänglichen oder nur sehr selten einmal sich öffnenden Sammlungen freigebig das für ihn Wichtige gespendet wurde. Die historische Wissenschaft wird von den Notizen, welche hier über diese Archive gegeben werden, dankbar Act nehmen und die ihr dargebotenen Spuren eifrig weiter verfolgen: dahin gehören das von Pastor zuerst auf seinen Bestand einigermaßen näher geprüfte Consistorialarchiv, welches ganz besonders wichtige Aufschlüsse verheißt, das leider noch ungeordnete Lateran-Archiv, die Archive der Inquisition, der Propaganda, der Sixtinischen Kapelle u. a. m. Emsig hat Pastor auch die römischen Bibliotheken und Privatarchive benutzt, von letztern namentlich die der Häuser Colonna, Gaetani, Ricci u. a. Weiter hat er dann die übrigen Archive Italiens in den Kreis seiner Forschungen gezogen, zuerst die der größern und kleinern italienischen Mächte, welche mit dem Papstthum in steter Berührung standen und weit früher und häufiger, als man gewöhnlich annimmt, Gesandte in Rom unterhielten: nächst der großartigen diplomatischen Correspondenz der Sforza im Staatsarchiv zu Mailand ergaben ihm die Archive zu Florenz, Siena, Bologna, Venedig und Mantua eine ungeahnt reiche Ausbeute an zum großen Theil noch unbekannten Acten. Ebenso hat er die Bibliotheken und die wichtigern Municipalarchive Italiens sorgsam berücksichtigt. Die einschlägigen Sammlungen Deutschlands und Frankreichs haben ebenfalls manchen werthvollen Beitrag geliefert. Der so zusammengebrachten Fülle des archivalischen Materials tritt dann verjüngend und controlirend die ältere Literatur zur Seite, welche Pastor gleichfalls, soweit ich sehen kann, mit beinahe erschöpfender Vollständigkeit benutzt hat, und zwar hat er dabei — was im Gegensatz zu der bekannten und beliebten Art mancher anderer katholischer Historiker besonders hervorgehoben zu werden verdient — auch die Arbeiten der protestantischen Geschichtschreiber sorgsam studirt und gewissenhaft verwerthet.

Nach der Seite des grundlegenden Materials genügt demnach die Pastor'sche Arbeit allen Ansprüchen, welche irgend erhoben werden können, in ungewöhnlich hohem Grade. Auch die Verarbeitung des Materials verdient alle Anerkennung: dasselbe ist, soweit sich das bei einer meist auf ungedrucktem Material beruhenden Arbeit nachprüfen läßt, correct und mit verständiger Kritik benutzt, ungezwungen und richtig gedeutet und der sachlichen Entwickelung gemäß geschickt combinirt, sodaß eine lebendige Anschauung der Persönlichkeiten und der Zeiten und Verhältnisse gewonnen wird, von denen ein geistiges Abbild zu schaffen in diesem Falle die Aufgabe des Historikers war. Auch die Form, in welcher der Verfasser die Ergebnisse seiner umfangreichen und gründlichen Studien bietet, ist durchaus lobenswerth: seine „Geschichte der Päpste" ist glatt und fließend geschrieben, fast nirgends haften der Darstellung die Spuren an von ihrem mühsamen Herausarbeiten aus der schwer übersehbaren Masse eines unendlich bunten und ungleichartigen Materials; manche Partien, namentlich diejenigen, wo die für die gesammte Cultur so segensreichen künstlerischen und humanistischen Bestrebungen der Päpste geschildert sind, wird man mit freudigem Wohlgefallen lesen.

Je rückhaltloser wir demnach die unleugbaren und nicht hoch genug zu veranschlagenden Verdienste des Pastor'schen Buchs anerkennen, um so entschiedener müssen wir doch auch den Gegensatz betonen, in dem wir uns zu ihm befinden in Bezug auf die für seine Arbeit maßgebende und grundlegende Auffassung des Papstthums und seiner Bedeutung für die neuere Zeit. Es ist der Gegensatz, welcher zwischen dem Protestanten und dem modernen Katholiken nun einmal besteht, und den zu vertuschen und abmildern zu wollen — wie das augenblicklich von gewissen Kreisen auf beiden Seiten mit Eifer in einer klar genug erkennbaren Tendenz geschieht —, nach unserer Ansicht für keinen von beiden Theilen löblich und nützlich ist. Pastor schreibt die Geschichte der Päpste als römischer Katholik: es braucht wol nicht des Nähern ausgeführt zu werden, wie sehr dadurch die Auffassung seines Stoffs sowol im Großen und Ganzen wie in einer Menge von Einzelheiten bedingt wird; er läßt sich dadurch bestimmen, die geistigen, sittlichen und politischen Bestrebungen, welche sich der in der katholischen Kirche herrschenden und allein als berechtigt anerkannten Richtung entgegenstellen, als unberechtigt zu verurtheilen, hingegen alle mit derselben übereinstimmenden, auch wenn sie von dem gegnerischen Standpunkte aus als für den Fortschritt der Cultur gefährlich erwiesen sind, ohne weiteres als berechtigt und als segensreich zu bezeichnen. Gerade in dem Zeitraum aber, welchen der vorliegende erste Band von Pastor's Werk behandelt, stehen ja meist so controverse Dinge im Centrum des Interesses, weil sich die Entwickelung der Kirche in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts fast ausschließlich um die Frage der Reformation, der Besserung

der Kirche an Haupt und Gliedern dreht. Es liegt auf der Hand, daß das Urtheil des protestantischen Historikers über die conciliaren Reformbestrebungen von dem des katholischen immer weit abweichen wird. Wo dieser eine rechtlose Rebellion gegen das von Gott verordnete Papstthum sieht, erblickt jener die ersten, leider noch nicht siegreichen Anläufe zu einer geistigen Verjüngung des absterbenden und verknöcherten Christenthums, welches in der ihm von der päpstlichen Kirche gegebenen Gestalt gegen Ende des Mittelalters seines Berufs mehr und mehr uneingedenk und auch immer unfähiger zur Erfüllung desselben wurde. Vom orthodox-katholischen Standpunkte aus wird man die Bedeutung und das Verdienst eines John Wiclif doch niemals unbefangen und in wahrhaft historischem Sinne würdigen können. So sieht denn auch Pastor in dem einzigen dieses Ehrentitels wirklich würdigen Reformator des Mittelalters, dem genialen Engländer, dessen Stellung und Werk man erst neuerdings wohl zu erkennen angefangen hat, den Stifter einer alle ältern häretischen Elemente in sich vereinigenden Sekte, „welche den Uebergang in eine neue häretische Grundrichtung universeller Art, in den Protestantismus, vermittelt". Die eigentlich kirchengeschichtlichen Theile seiner Arbeit wird Pastor daher von protestantischer Seite, nicht aus confessionellen, sondern aus historischen Gründen, theils angefochten, theils entschieden zurückgewiesen sehen. Anerkannt aber muß dabei werden, daß er sich in diesen Partien darauf beschränkt, seinen Standpunkt darzulegen und die Dinge zu zeichnen, wie sie ihm von demselben aus erscheinen, daß er die sonst so beliebte provocirende Polemik gegen den Protestantismus nirgends herbeizieht: sein Buch unterscheidet sich in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft von Werken derselben Richtung, wie z. B. namentlich von der vielberufenen Janssen'schen „Geschichte des deutschen Volks".

Diese eigentlich kirchengeschichtlichen Abschnitte treten nun aber in dem Pastor'schen Werke gegen die übrigen verhältnißmäßig sehr zurück: sie berührt der Verfasser nur insofern, als es für das Verständniß der Gesammtentwickelung der päpstlichen Herrschaft nöthig ist. Denn sicher nicht ohne bestimmte Absicht hat er sein Werk nicht Geschichte des Papstthums, sondern Geschichte der Päpste genannt, da es sich für ihn vornehmlich um die Darlegung der politischen, geistigen und künstlerischen Momente handelte, die in den Trägern der Tiara vereinigt waren, nicht aber um die innerkirchliche Entwickelung, für welche das verweltlichte Papstthum jener Zeit doch immer in sehr ungeeignetem Maße als der Ausdruck gelten kann. Nach dieser Seite hin bringt das Pastor'sche Buch denn auch eine Menge neuer Daten und bietet schon vermöge der ihm zu Grunde liegenden reichen archivalischen Schätze mannichfache Aufklärung und Belehrung.

Mit lebhaftem Interesse sehen wir der Fortsetzung des groß angelegten Werks entgegen, dessen zweiter Band die „Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance" zu Ende führen soll. Die folgenden vier Bände sollen dann die große abendländische Kirchenspaltung (d. i. die Reformation), die katholische Restauration und die moderne Revolution behandeln. Wir fürchten, daß wir uns mit der Fortsetzung viel weniger werden befreunden können als mit diesem noch auf mehr neutralem Gebiete liegenden Anfang.

Hans Prutz.

Neue Romane.

(Beschluß aus Nr. 40.)

1. Die Sünden der Väter. Roman von Ludwig Ganghofer. Zwei Bände. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 10 M.
2. Moderne Ideale. Von Konrad Telmann. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1886. 8. 9 M.
3. Licht, mehr Licht! Ein livländischer Roman in drei Bänden von Schack von Igar (Elfriede Jaksch). Breslau, Schottländer. 1885. 8. 12 M.
4. Wildes Blut. Erzählung von Balduin Möllhausen. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1886. 8. 14 M.

Die dritte der vorliegenden Compositionen, der Roman „Licht, mehr Licht!" von Schack von Igar (Nr. 3), ist bei weitem einfacher als die zwei vorausgegangenen.

Wir bewegen uns in und um Riga und haben es mit ausgesprochen deutsch-russischem Leben zu thun.

Die Handlung dreht sich ausschließlich um die reiche Kaufmannsfamilie des Consuls Röder, deren jüngere Mitglieder alle — Papa und Mama sind fertige Gestalten — ihre eigene Herzens- und Entwickelungsgeschichte haben: drei sehr verschiedenartige Schwestern mit Freundinnen, Verwandten und Bekannten; ja der Kaufmannslehrling des Hauses erlebt sein eigenes Herzensdrama, das aber wie alle andern zum befriedigenden Abschluß kommt.

Hervorragende Zeichnungen sind zwei Frauengestalten, die beiden ältern Töchter des Hauses: Ingeborg, verheirathete von Marhausen, die majestätische, und Beatrice, die still liebende und feinfühlige Idealistin. Jene, immer gewohnt, sich selbst zu regieren und ihre eigenen Wege zu gehen, thut einen verwegenen Schritt, der leicht unheilbares Unheil nach sich ziehen könnte. Nach dreijähriger Ehe verläßt die Frau, welche sich unglücklich fühlt, weil in ihr ein von niemand verstandener oder gewürdigter künstlerischer Schaffensdrang lebt, insgeheim Mann und Kind und begibt sich behufs der ersehnten Kunstausbildung nach München. Damit gefährdet sie trotz des schonenden Schweigens, welches in der Familie über das seltsame

Unterfangen beobachtet wird, ihre Stellung in der Gesellschaft; und schlimmer, was wird der Gemahl thun? Ein sogenannter Hausfreund hat in der schlechten Absicht, sich dann hinterher durch die Gunst der schönen Frau, wenn sie einmal vereinsamt und gefährdet in der Welt stehe, bezahlt zu machen, den Schritt der heimlichen Entweichung vermittelt; als er aber später den Versuch einer unlautern Annäherung macht, wird er heimgeschickt und kommt ein zweites mal nicht wieder. Denn Ingeborg ist trotz allem eine edle Natur, in welcher nur durch den aufreibenden Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung das Gemüth erstarrt war. Sie macht einen sehr gesunden Läuterungsproceß durch und erreicht zwei Ziele: einmal wird sie, begabt und strebend, wirklich eine Künstlerin, und damit ist ihr Schaffen befriedigt; und dann fühlt sie in der Stille ihres abgeschlossenen Lebens ein schärferes Pflichtbewußtsein und die zurückgedrängte Liebe zu ihren fernen Angehörigen in sich aufsteigen; sie wird jetzt erst recht Weib. In seiner Vereinsamung ist unterdeß der Mann ebenfalls ein anderer und höherer geworden; eine etwas nüchtern praktische Natur, hatte er in den ersten Jahren seine Frau nicht recht verstanden, unterschätzt, ihren Trieb zur Kunst verlacht oder misbilligt und so dieselbe sich entfremdet. Nun ist es in beiden klar geworden, und nun erst werden sie ein glückliches Ehepaar, wahrhaft innerlich eins. Recht schön ist es nebenbei, wie eine wenig anmuthige und niedrig denkende Verwandte des Herrn von Marhausen, die unterdeß sein Hauswesen führt, nachdem sie bereits von Scheidung und ihrer eigenen Verheirathung mit dem heiß Begehrten geträumt und mit allen Mitteln geschürt hat, den Bruch unheilbar zu machen, zuletzt erfolgos ihres Wegs gehen muß.

Einfacher ist Beatricens Geschichte. Sie liebt einen hochstrebenden jungen Mann, den aber die stolze Mama, welche mit der Tochter höher hinaus und ihr durchaus einen geistlosen Baron aufhalsen möchte, im stillen haßt und recht abstoßend behandelt. Innere Zweifel kommen hinzu, da ein Irrthum es fügt, daß sie ihren Geliebten in Ingeborg's eigenmächtiges Handeln verwickelt glaubt und sich vorstellt, er liebe eigentlich die junonisch schöne Frau, nicht sie, die stillere Seele. Kurz, Kämpfe von innen und außen sind zu bestehen, bis die Luft lauter, die Gedanken klar und die Herzen rein sind; auch sie, eigentlich eine zart besaitete Dichternatur, wird glücklich.

Des Hauses jüngste Tochter, erst aus den Kinderschuhen herausgetreten, ist der neckisch geistreiche Kobold in der Familie, der in halb gutmüthigem und halb überlegen ironischem Tone jedem, der ihr zu nahe tritt, eins anhängt. Aber auch dieses munter schlagende Herzchen wird von Gott Amor heimgesucht; ganz jung verheirathet sie sich und macht eine glänzende Partie.

Die Narrenrollen im Roman spielen zwei Tanten und ein Dummkopf von Baron. Tante Emma ist eine mittelmäßig sitnirte Beamtenwitwe, die den Beruf in sich fühlt, die Neuigkeiten und Geheimnisse aller ihrer Bekannten, womöglich der ganzen Stadt Riga auszukundschaften und möglichst schnell weiter zu verbreiten, immer unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit und mit verschiedenen ausschmückenden Randbemerkungen. In diesem edeln Berufe hat sie eine eifrige Rivalin an der Tante Laura Hopfenstange, einer ausgetrockneten alten Jungfer. Eigentlich hassen sich die beiden bitterlich, weil jede fürchtet, von der andern beim Auskramen ihrer Neuigkeiten in den bekannten Familien überholt zu werden. Der Baron ist ein fader Simplicissimus, der sich selber für sehr reich auszugeben pflegt. Als er dann Bankrott macht und kein wünschenswerther Prätendent auf die Hand der Tochter mehr ist, läßt auch die Frau Consul ihre warme Freundschaft für ihn erkalten.

Im übrigen meint es die Verfasserin mit allen Personen gut, denn sie bereitet allen einen glücklichen Ausgang; so wird auch eine schwer geprüfte Freundin der Röder'schen Familie, welche eine unglückliche Jugend hinter sich hat, durch die Liebe des Handelslehrlings beglückt und zur zufriedenen Frau gemacht.

Das sind die Kreise, in die wir eingeführt werden. Personen und Scenen sind weder mit großer Feinheit noch mit ausgesuchter Kunst gezeichnet, aber mit viel Natürlichkeit; es sind eben richtige Menschen, die wir gerade so auf unsern Wegen treffen könnten. Uebrigens scheint es, daß die Schriftstellerin den Menschen am besten dann zeichnet, wenn sie ihn mit leichtem Humor von seiner schlechtern Seite nimmt, d. h. in seinen trivial ordinären Schwächen und Neigungen. Ein paar Thee- oder Kaffeeklatschgeschichten gehören entschieden zu den besten Partien des Buchs; diese der guten Gesellschaft beizählenden Frauen, welche sich redlich bemühen, jede in ihrer Art, in ihrem besondern Ton und mit ihren verschiedenen Mitteln, den Ruf des Nächsten irgendwie anzutasten und feinere oder gröbere Hiebe auszutheilen, die auf den Personen sitzen bleiben, sind Zug um Zug vollständig und treu dem Leben entnommen. Die Spitze mag der Auftritt bilden, wo Emma und Laura, die beiden schönen Seelen, Ingeborg's Brief an Beatrice unberechtigt zu Gesicht bekommen, ihn unerlaubterweise durchlesen und aufs ordinärste commentiren und auslegen, bis sie sich endlich einreden, das Gehässige, was ein Vergehen constatiren könnte, stehe wirklich drin. Dabei sind sie bemüht, sich gegeneinander zu wehren und sich gegenseitig die Schuld des verletzten Briefgeheimnisses zuzuschreiben.

Eine ziemlich umfangreiche Partie des Buchs nehmen die vielen Auseinandersetzungen ein über Kunst, Literatur und Volkserziehung. Ein eigenes Kapitel darunter, das historische und culturgeschichtliche Gebiet berührend, bilden die mancherlei Angaben über Volksthum und Geschichte der Ostseeländer, wobei die Beziehungen zwischen Deutschen und Russen natürlich eine wesentliche Rolle spielen. So ist wieder ein besonderes Kapitel, und nicht das uninteressanteste, der Geschichte des lettischen Volksstammes gewidmet. Andere Partien handeln von den Vorgängen des letzten Krimkriegs. Mit diesen Dingen ist es der Verfasserin Ernst;

das beweist auch das am Schluß gegebenene Verzeichniß von sechs geschichtlichen Werken, die der Studie zu Grunde liegen. Allerdings sind diese Kapitel in die Handlung nur künstlich eingeflochten.

Das mit dem bekannten letzten Worte Goethe's betitelte Buch ist keine hervorragende, aber auch keine schlechte Leistung; es bewährt in Ton und Haltung eine natürliche Frische.

Der Roman „Wildes Blut" von Balduin Möllhausen (Nr. 4) hat den Vorzug eines höchst pikanten und originell anklingenden Stoffs.

Wenn wir in der Jugend die mit prickelndem Grauen und markanten Schilderungen vollgespickten Cooper'schen Romane und Verwandtes gelesen haben, so bewahren wir immer eine gewisse Sympathie für diese nicht gerade reinlichen, aber durch hervorragende Instincte (und wäre es der Haug zum Scalpiren) ausgezeichneten braunen Gestalten, mehr eigentlich noch für die weiten Tummelplätze, auf denen sie sich ungebunden bewegen. Nach Cooper ist diese amerikanische Urwelt etwas in Vergessenheit gekommen; die ganze indianische Literatur beschränkt sich auf wenige, an den Fingern herzuzählende Namen von Bedeutung. Das ist begreiflich, aus zwei Gründen. Einmal bieten diese instinctiven Naturzustände mit im ganzen immer gleichen Grundzügen doch nicht Mannichfaltigkeit genug, um psychische Zeichnungen in größerer Zahl zu gestatten; und zweitens erfordert es eine intensive Kenntniß und langen Aufenthalt an Ort und Stelle sowie Umgang mit Kindern dieser Stämme, der nicht gerade verlockend erscheint für Leute, welche mit feiner Hand die Feder führen. Unter den specifischen Schilderern ist mir kein Deutscher bekannt. Die großartigen Natur- und Völkerbilder eines Sealsfield gehören einem total andern Genre oder Kreise an, und auch die unerschöpflich fließende Massenschilderei eines Gerstäcker mit ihren Streifzug- und Jagdgeschichten fällt nur zum kleinen Theil in dieses specielle Gebiet. Wir finden uns sonach überrascht, wenn ein deutscher Roman dasselbe betritt.

Nun ist allerdings gleich eine starke Einschränkung zu machen: Möllhausen's Erzählung führt uns in der kurzen Einleitung (erstes und zweites Kapitel auf 38 Seiten) die greuelvollen Racheacte des nordamerikanischen Sklavenkriegs dicht vor das Auge, und ein großer Theil der Geschichte spielt im Verlauf auf norddeutschem Strande; aber der Faden reißt nicht, und die lebendige Beziehung zu dem nordamerikanischen far-west, wo noch am längsten die indianischen Jagdgründe sich erhalten haben, bleibt ungeschmälert. Denn im Centrum der Handlung steht eine großartig und vielgliederig bis ins fünfte Glied verzweigte, auf dem äußersten Punkte der Pioniere der Cultur mit fürstlichem Besitzthum angesessene Farmerfamilie, in deren Adern einige Tropfen indianischen Bluts fließen, und gerade um diesen Punkt dreht sich der proceßartig ausgetragene Conflict. Kurz, einige hochromantische unheimliche Indianergestalten, die letzten ihres untergegangenen Stammes, dazu ein Neger als treuer Diener, spielen bedeutsam mit. Das Hauptgemälde führt uns die von einer einzigen, allerdings sehr zahlreichen deutschen Familie bebaute deutsche Mustercolonie vor, welche nicht weniger als ein unabhängiges kleines Fürstenthum darstellt, ein Gemälde von ganz eigenartig wirkendem anmuthigem Zauber. Und die Hauptgestalt ist die über achtzig Jahre alte mächtige und willensstarke Patriarchin, des gesegneten Geschlechts souveräne Urgroßmutter.

Die Hälfte der Erzählung kommt in ihrer Wirkung einem ausgeprägten Sensationsroman gleich, obschon man nicht gerade sagen kann, daß die Farben gewaltsam und zu stark aufgetragen seien; sie entsprechen eben den an Schrecken reichen Situationen. Zu dem Furchtbarsten zählen gerade jene zwei Einleitungskapitel, die unter den Titeln „Der weiße Flüchtling" und „Der schwarze Flüchtling" die teuflische Grausamkeit enthüllen, mit welcher der fanatische südstaatliche Parteihaß die nordstaatlichen Gefangenen in den Tod trieb, und daneben die uns Culturmenschen geradezu wunderbar erscheinende Schlauheit und Kraft halbwilder Naturkinder im Kampfe gegen ihre Feinde: das sind die wuchtigsten Schlageffecte. Wenn wir dann auf deutschem Boden in die Schleichwege, die dunkeln Geheimnisse und gewaltsamen Manipulationen einer Schmugglerbande eingeweiht, auf nordamerikanischem mit den schauderhaften Plänen eines Indianerüberfalls vertraut gemacht werden, so fehlt es wahrlich nicht an Schrecken, Mysterien und Erschütterungen.

Schildern wir zuerst den zu Grunde liegenden Conflict.

Die alte Urgroßmutter Lady Liberty heißt so, weil ihr heilig gehaltener Wahrspruch lautet: Freiheit und Gerechtigkeit, die zwei Grundprincipien, nach denen ihr kleiner Staat verwaltet wird, in welchem die mündigen männlichen Glieder unter dem Vorsitz ihrer verehrten Altmutter eine Art Repräsentantenhaus und zugleich Gerichtshof bilden. Ihr ältester Sohn war zur Zeit unserer Geschichte schon lange verstorben, ist aber ebenso wenig vergessen wie der ebenfalls zu früh gestorbene und in hohem Andenken gehaltene Gemahl der energischen Frau. Jener Sohn heirathete zweimal: erst eine durch besondere Anmuth ausgezeichnete Indianerin mit dem passenden Namen Grace; sie starb früh mit Hinterlassung eines gleichgearteten und ebenso benannten Töchterchens, das ein Deutscher Namens Benfeld heimführte, welcher dann nach Norddeutschland zurückkehrte. Auch dieses Paar stirbt jung und hinterläßt ebenfalls eine Tochter, Florence, an welcher etwas weniges noch von indianischem Blut zu spüren ist. Zum zweiten mal heirathete dieser Sohn eine ebenso schöne wie herzenskalte und hochfahrende, heftige und fanatische Südländerin in Neuorleans. Aus den Kindern dieser Ehe bleibt, nachdem der Gemahl gestorben und die Söhne dem Kampf gegen den Norden geopfert worden, auch nur ein Mädchen übrig, die jüngste Grace, die heimlich der Mutter entführt, zur Urgroßmuttter auf die Colonie gebracht und

da sorgsam erzogen wird. Nun will die hochmüthige Südländerin jene Florenee, die ebenfalls aus Deutschland zu ihren amerikanischen Verwandten zurückgebracht worden, nicht als zur Familie gehörend und erbberechtigt anerkennen und läßt gegen sie all ihre Intriguen spielen, leugnet sogar ihre rechtmäßige Abstammung. Lady Liberty aber steht auch hier unbedingt für Recht und Wahrheit ein, indem sie mit Hülfe eines tüchtigen Mannes sorgsame Nachforschungen anstellt. Die aufgefundenen Documente über jene alten Vorgänge bei der ersten Heirath und alle weitern Vorkommnisse und dazu der feierliche Familienrath sprechen schließlich und unwiderruflich die Gleichstellung der beiden anmuthigen Mädchen aus, und damit ist der fast nach Art einer Criminalgeschichte verwickelte Proceß zu Ende.

Die zwei Stiefschwestern, höchst ungleicher Natur und doch beide gleich reizende Wesen, innig sich liebend, werden glückliche Ehefrauen. Der Verfasser übt volle Gerechtigkeit, indem er es allen Personen gut ergehen läßt, die das Rechte angestrebt und ehrbar gehandelt haben, so zumal auch dem prächtigen alten Neger Tiptoe, der eigentlich gar nicht Diener, sondern förmlich Familienglied ist. Uebel geht es blos der bösen Frau in Neuorleans, die nicht blos ihr Spiel ganz verliert, sondern dazu noch von ihrem niederträchtigen Unterhänder bestohlen wird und verarmt, worauf auch wieder die Lady Liberty im Andenken an ihren geliebten Aeltesten der anspruchsvollen Dame einen angemessenen Rentenantheil mit rechtlicher Gültigkeit zusprechen läßt. Frieden mit der Colonie!

Diese Erzählung nimmt eine ganz besondere Stelle ein. Man wird sie unzweifelhaft nicht ohne Spannung lesen, aber schließlich doch den Eindruck zurückbehalten, daß ihre Anziehungskraft mehr Verdienst des Stoffs ist als der Darstellung. Eine in beiden Welttheilen spielende Geschichte, welche alle Vorzüge fesselnden Interesses besitzt; ein Material, das uns zum großen Theil durch originelle Neuheit fesselt, und dessen Kenntniß wenigen zu Gebote steht; eine sehr inhaltreiche Handlung voll der springendsten Wechsel durch alle Stimmungsgrade hindurch, vom Lieblich-Anmuthigen bis zum Schreckenden und Grauenhaften; Menschen aller Civilisationsstufen und mit allen guten und bösen Eigenschaften. Auf der Zeichnung der drei Frauencharaktere, der Alten und der beiden feinen Mädchen, ist viel Sorgfalt verwendet; das Gesammtbild einer mächtigen nordamerikanischen Colonie des fernen Westens hat Züge des Großartigen wie des Idyllischen. Die Handlung ist rasch und consequent durchgeführt; hat sich der Autor ja nicht einmal verleiten lassen, größere Landschaftsbilder einzufügen, zu denen doch die gewaltige Natur jener Länder hinreichend Anlaß bieten dürfte; alle nutzlosen Reflexionen sind vermieden, dafür danken wir dem Verfasser.

J. J. Honegger.

Pädagogische Schriften.

1. Die classische Bildung in der Gegenwart. Von T. Schmeding. Berlin, Borntraeger. 1885. Gr. 8. 3 M.

So reich an neuen Schriften über die Berechtigungsfrage der Realschulen, resp. Realgymnasien, wie vor noch zehn Jahren ist die Gegenwart nicht; daraus aber schließen zu wollen, daß diese Frage bereits von der Tagesordnung abgesetzt, daß der Kampf aufgegeben sei und man die Realgymnasien ihrem Schicksal überlasse, wäre ein großer Irrthum. Aus der weitern Oeffentlichkeit hat der Kampf sich mehr in die interessirten Kreise zurückgezogen und gerade darum an innerer Kraft gewonnen; er beschäftigt die Conferenzen und die Lehrerversammlungen aufs angelegentlichste; in den Fachblättern bildet er den Gegenstand unausgesetzter Aufmerksamkeit; jeder einzelne ist überzeugt, daß der Kampf nicht aufgegeben werden darf, und zwar jetzt weniger denn je. Jetzt ist nämlich nicht mehr die bloße Vermuthung abzuweisen, daß die Realgymnasien, die man bei ihrem Erstehen als Realschule für eine Schöpfung von hohem Werth hielt, die aus den realen Bedürfnissen der Gegenwart hervorgegangen sei, nach und nach wieder verschwinden würden, sobald man sie nicht in ihren Berechtigungen wenigstens zum größten Theil den Gymnasien gleichstelle. Daß diese Stimmen recht hatten, beweist die Thatsache, daß an manchen Orten die Realgymnasien ernstlich in Gefahr gerathen, einzugehen. Man kämpft also nicht mehr um Wahrscheinlichkeitsfälle, man steht jetzt auf dem Boden von Thatsachen. Die Freunde des Realgymnasiums geben sich aber auch um so mehr der festen Zuversicht eines Sieges hin, als sie, und wol nicht mit Unrecht, in der Unterrichtsordnung von 1882, die aus den Realschulen Realgymnasien machte, einen Hinweis erblicken, daß die Regierung selbst gewillt sei, dieser Schule mit dem neuen Namen auch Rechte zuzweisen, deren ihre ältere Namensschwester bisjetzt sich nur allein zu erfreuen hat.

In der vordersten Reihe der Kämpfer steht der Verfasser des vorliegenden Buchs. Wenn es galt, für die Rechte der Realschulen einzutreten, so konnte man der Mitwirkung Schmeding's sicher sein, und seine Schriften gehören zu dem Gediegensten und Besten, was die Literatur über diese Frage aufzuweisen hat. Wir haben seine frühern Werke in d. Bl. besprochen, und schon in Nr. 47 f. 1872 konnten wir auf ihn als einen der bedeutendsten Kämpfer im Streite hinweisen; daß er seitdem nicht aufgehört, im Dienste der Sache thätig zu sein, daß er sorgfältig sein Rüstzeug vermehrt, die Bewegungen der Gegner wohl im Auge behalten und den kleinsten Angriffsversuch sich nicht hat entgehen lassen, das beweist das an Material reiche Buch, das er

jetzt der Oeffentlichkeit übergibt. Es ist ganz derselbe alte, für seine Sache begeisterte Kämpfer, aber die Kampfesweise ist eine andere geworden. Während er früher die Angriffe abzuwehren versuchte und mit bewundernswerthem Geschick abgewehrt hat, ist er jetzt selbst zum Angriff übergegangen, und wenn auch nicht überall mit gleich glücklichem Erfolg, doch in den wesentlichsten Punkten mit Geschick und Glück. Betrachtete der Verfasser es bisher als seine Aufgabe, jene unberechtigte Prätension zurückzuweisen, daß nur das humanistische Gymnasium die Bildung vermitteln könne, welche zu einem gelehrten Berufe hinzuführen im Stande sei, daß den classischen Sprachen nicht allein die formale Bildungskraft innewohne, die den Geist für das Studium logisch schule, sondern daß sie auch die versittlichende Kraft besäßen, dem Menschen den Idealismus zu wahren, von welchem die erfüllt sein müßten, die der Menschheit höchstes Gut, die Wissenschaft, zu pflegen hätten: so geht er in vorliegender Schrift einen Schritt weiter, indem er die classische Bildung in der Gegenwart geradezu als ein Hinderniß des Aufschwungs deutscher Wissenschaft und deutscher Nationalwohlfahrt anklagt.

Für einen Mann wie Schmeding, der so lange und so eifrig die Angriffe auf die Realschule, die vorzugsweise in überschwenglichen Lobreden auf den Classicismus bestanden, abzuwehren gesucht hat: lag ja die Versuchung sehr nahe, einmal die überschwenglichen Phrasen, deren die Gegner sich als Waffen bedienten, auf ihren wahren Gehalt zu untersuchen, und ist er dann in manchem zu weit gegangen, so ist es nicht seine, sondern der Gegner Schuld, die mit ihrem ans Lächerliche grenzenden Wortschwall auch einen Besonnenern und Ruhigern als den besonnenen und ruhigen Verfasser hätten hinreißen können.

So läßt sich an einer Stelle ein Lobredner des Gymnasiums vernehmen:

Auch ein Jüngling, der stets der letzte in seiner Klasse gewesen und nur halb hinhörend, nur halb fortarbeitend seine acht Jahre auf einer classischen Schule hingebracht, würde immer noch an geistiger Beweglichkeit dem fleißigsten Schüler überlegen sein, der nur moderne Sprachen und Fachkenntnisse erworben hätte.

Im Gymnasium macht's eben die Luft. Ein anderer lehrt:

Ohne die Alten würde Deutschland ein großer Fabrikflecken werden mit einer geeigneten Anzahl Zeitung haltender Casinos, rattenkahler, scheunenhafter reformirter Kirchen, wenn anders die graziösen Minarets der Dampfküchenrauchfänge eine solche Anerkennung eines Heiligen und Schönen noch neben sich duldete. ... Ohne die Alten würde die Vaterlandsvertheidigung einer Compagnie strumpfstrickender Stadtsoldaten anvertraut und die Staatsverwaltung von einigen Bankiers und Ouvriers solange hin- und hergerissen werden, bis der armselige und niederträchtige Pöbel dem Spectakel ein Ende machte. ... Was die Motten fressen, wonach die Diebe graben und stehlen, das erzielt die Realschule; Merkantilraffinerie, Manufacturindustrie ist ihr Geist. ... Während die Schüler des Gymnasiums den Ambrosiaduft des olympischen Jupiter athmen dürfen, muß der Realschüler mit Vespasian bonum odorem in re qualibet finden.

Einem Abgeordneten aus Mainz, der den Antrag gestellt, die Realschulabiturienten zur Universität zuzulassen, hält der streitbare Humanist entgegen:

Warum nicht auch alle mainzer Schusterjungen zu Doctoren der Gottesgelehrsamkeit, als dem erbpriesterlichen Geschlecht der Jakobo-Bohemiden? Nein, wie die gesellschaftliche, sittliche und wissenschaftliche Unterrichtsweise dieselben nicht fähig macht für den Umgang mit Jünglingen aus gymnasialer Unterrichtsweise, wie auch junge Militärs nicht, ebenso wenig passen sie überhaupt für eigentliche akademische Studien und zu einem mittels dieser zu erwerbenden höhern Staatsamt: sie können allenfalls einige Collegia hören, um sich zu guten Subalternen heranzubilden, wie man dies ja wissensdurstigen Barbiergesellen längst gestattet hat.

Solche mehr als überschwengliche Lobpreisungen des classischen Unterrichts, deren Werth durch größtmöglichste Geringschätzung der realistischen Studien gesteigert werden soll, würden dem nüchternen Leser nichts als ein Lächeln entlocken und eher den Spott als den Ernst herausfordern, wenn in ihm nicht das gerechtfertigte Bedenken aufstiege, daß doch wol in dem Wesen des gegenwärtigen classischen Studiums eine dem gewöhnlichen Auge noch verborgene Gefahr für das Denken liegen müsse, da seine durch dasselbe gebildeten Vertreter zu Aeußerungen sich versteigen, die jedem gesunden Menschenverstande Hohn sprechen. Denn jene merkwürdigen Aussprüche über den Werth des classischen Studiums sind nicht als die Ansichten einzelner aufzufassen; es ist eine große und ansehnliche Gemeinde, die ebenso denkt und fühlt, und da liegt die Annahme nahe, daß die Beschäftigung mit den Alten den freien Blick trübe und eine Untersuchung nach dieser Richtung hin sich wol verlohnen dürfte.

Diese Untersuchung hat der Verfasser nun mit großer Gewissenhaftigkeit geführt; das Resultat derselben ist ungefähr Folgendes. Die classische Bildung, wie sie jetzt getrieben und angesehen wird, ist eine Gefahr, indem sie den ungerechten Anspruch erhebt, die einzige zu sein, die den höchsten Einfluß auf Veredelung und Stärkung aller geistigen Kräfte übt. Dies ist aber ein Irrthum und aus demselben ergeben sich die bedenklichsten Nachtheile. Denn sie ist in Wirklichkeit in ihrem Wesen etwas sehr Bruchstückartiges und Unvollkommenes. Ihr specifischer, durch keine andern Bildungsmomente zu ersetzender Einfluß reducirt sich auf ein Minimum und ist wesentlich sprachlicher Natur. Namentlich ist die Ansicht aufzugeben, als ob die classische Bildung eine allgemeine Schärfung der Denkkraft, eine ideale Richtung der Anschauungen und Bestrebungen und eine Vertiefung des Gemüths herbeiführe. ... Die Zeit, welche auf ihre Aneignung verwandt wird, könnte dem Gemeinwesen zum größten Segen gereichen, wenn sie benutzt würde zur Auffassung der Momente, welche dienen, die Gegenwart zu erkennen und in ihre Gestaltung fördernd einzugreifen.

Indem sie in einer von der heutigen ganz verschiedenen Welt lebt, hat sie kein Verständniß für die Anforderungen der Gegenwart und entfremdet derselben daher ihre Jünger; dadurch erwächst aber der Mehrung des Nationalwohlstands ein Hinderniß, das zur Gefahr wird. Indem sie aber zugleich gegen jede andere Bildung ungerecht ist und

solche als minderwerthig ansieht, vereitelt sie eine gesunde Entwickelung und Organisation unsers Schulwesens.

Daß der Verfasser in der Ausführung dieser Gedanken stellenweise zu weit geht, haben wir oben schon angedeutet; wenn derselbe die Vorstellung erwecken will, daß classische Bildung unter allen Umständen praktischen Sinn und Hineinfinden in die Gegenwart ausschließe, so dünkt uns das nicht zutreffend. Es ist ja gerade das die merkwürdige Erscheinung, daß diejenigen, welche am beredtesten für die Alleinseligmachung der classischen Bildung eintreten und die realistische Bildung mit dem Wort Banausenthum verächtlich zu machen suchen, ganz bedeutend praktisch sein können, wenn es sich um sie angehende Zahlen handelt. Voll und ganz hat aber Schmeding recht, wenn er die classische Bildung als Hemmniß einer gesunden Entwickelung unsers Schulwesens bezeichnet und sie dafür verantwortlich macht, daß die für unser Nationalwohl so nothwendigen praktischen Berufe Noth leiden durch die Verachtung, mit welcher sie von derjenigen Schule angeschaut werden, welche, des Monopols aller Rechte sich erfreuend, Gelegenheit hat, dem größten Theil unserer gebildeten Jugend diese Ueberhebung und Geringschätzung einzuimpfen. Was die classische Bildung uns früher einmal gewesen, will der Verfasser nicht untersuchen, daß sie hohe Aufgaben erfüllt habe, will er nicht bestreiten; was sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist und wie sie jetzt gepflegt wird, das allein wollte er beleuchten.

Nach den Auseinandersetzungen Schmeding's müßte nun, streng genommen, die Forderung gestellt werden, die classischen Sprachen ganz oder möglichst ganz aus dem Jugendunterricht zu entfernen. Doch weist er selbst darauf hin, wenn dieses auch wol das zu erstrebende Ziel sei, so sei es doch nicht im Handumdrehen zu erreichen; alte, eingewurzelte Einrichtungen ließen sich nicht mit einem mal ohne Schädigung beseitigen. Sein Vorschlag geht deshalb dahin, daß man den Abiturienten des Realgymnasiums schon jetzt den Zugang zu allen Facultätsstudien eröffne, für diejenigen Schüler der Oberrealschulen aber, welche zu studiren wünschen, Vorkehrungen treffe, ähnlich wie für die Theologen des Gymnasiums betreffs des Hebräischen, die sie in den Stand setzten, „sich dasjenige Maß des Lateinischen anzueignen, welches Männer, die mitten im Leben arbeiten und nicht unter dem Druck von Vorurtheilen stehen, für das Studium fortsetzen würden".

Es wird nicht an Stimmen fehlen, die Schmeding, der so sehr auf praktische Tüchtigmachung der Jugend dringt, des Banausenthums bezichtigen und als jedes idealen Sinnes bar bezeichnen werden. Wir glauben jedoch, daß derjenige, welcher das materielle Wohl des Vaterlandes zu heben sucht, ebenfalls hohen idealen Zielen nachstrebt, denn auf dem materiellen Wohl ruht die Macht unsers Vaterlands und seine Größe, diese aber ist Bedingung für die Erhaltung der idealen Güter der Kunst und Wissenschaft, und wer eine solche Streitschrift wie die vorliegende zu veröffentlichen wagt, unbekümmert um den Kampf, dem er sich unterzieht, und die Anfeindungen, denen er sich aussetzt, dem ist der ideale Sinn gewiß nicht abzusprechen. Möge diese Schrift recht viel gelesen werden!

2. Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich. Von J. Wychgram. Leipzig, Reichardt. 1886. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Die empfindliche Niederlage, die Frankreich im Jahre 1870 und 1871 erlitten, hat es zum Nachdenken und zu einer heilsamen Selbsterkenntniß gebracht. Es wäre eine Täuschung, wollte man die Stimmen einzelner Schreier, die den Mund von Revanche voll nehmen, für den Ausdruck der Volksgesinnung oder den der Gesinnung der maßgebenden Persönlichkeiten halten, denen die Leitung der Geschichte des französischen Volks anvertraut ist. Nein, Frankreich will Ruhe, fürs erste gewiß, denn es weiß, es hat sie nöthig, es hat aus der Katastrophe gelernt, was ihm noch alles fehlt, es hat eingesehen, wie weit es gegen seinen Gegner, mit dem es seine Kräfte maß, zurückstehe, und es will deshalb vor allen Dingen erst an sich arbeiten, um wenigstens seinem Gegner gleichzukommen. Ob es, wenn es dieses Ziel erreicht glaubt, den alten Streit wieder aufnehmen wird, wer weiß es? Möglich ist es wol, gewiegte Politiker haben es sogar für wahrscheinlich erklärt, und Deutschland wird diese Möglichkeit immer im Auge behalten müssen; gegenwärtig aber arbeitet Frankreich an sich, es reformirt seine Schulen, um aus dem Zustande der Scheinbildung in den der wahren Schulbildung einzutreten. Daß es Frankreich mit dieser Arbeit Ernst ist, davon überzeugt uns das vorliegende Buch über „Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich".

Ueber den Mädchenunterricht ist in Frankreich von hervorragenden Männern und Frauen viel geschrieben, aber es ist wenig dafür gethan worden. Das Jahr 1848 rief die Volksschule durch Gesetz ins Dasein, der höhere Mädchenunterricht blieb aber die Domäne der Klöster. So trat dann im Jahre 1879 Camille Sée mit einem Antrage vor die Deputirtenkammer, welcher die höhere Mädchenschule zur Sache des Staats machen wollte. Dieser Antrag, der in der Kammer wenig und noch dazu ungeschickte Gegner fand, stieß im Senat auf heftigen Widerspruch. Der Klerus wollte sich die Erziehung der Mädchen nicht aus den Händen nehmen lassen, obgleich man der Errichtung von Privatinstituten keine Hindernisse in den Weg legte, und wollte nicht zugeben, daß der confessionelle Religionsunterricht durch einen Moralunterricht ersetzt werde, obwol ausdrücklich vorgesehen war, einen confessionellen Religionsunterricht außerhalb der planmäßigen Schulzeit zu gestatten, sobald eine Anzahl der Aeltern es wünschte. Das Gesetz ging dann nach längern Debatten durch, und zwar in freiheitlicher Richtung um einen Schritt weiter als der ursprüngliche Entwurf Sée's. Dieser wollte nämlich die neuen Schulen als Internate schaffen, in welche auch Externe aufgenommen werden könnten. Er zog die in Frankreich, und namentlich in den großen Städten, herrschende Peinlichkeit in der Mädchenerziehung

in Betracht, welche es für anstandswidrig hält, ein Mädchen selbst am hellen Tage allein über die Straße gehen zu lassen, und glaubte, daß den Aeltern von vornherein die Schulen verleidet würden, sobald man sie als Externate einführe. Doch die Kammer berücksichtigte diese Scrupel nicht und stellte den Grundsatz auf, daß die Schulen Externate sein müßten, gestattete aber, sobald sich die Nothwendigkeit herausstellte, mit denselben Internate zu verbinden. Die Ansprüche sowol an Schülerinnen wie an Lehrerinnen sind nicht gering, der Lectionsplan verlangt eine umfassende Bildung; auch fremde lebende Sprachen hat man in ihn aufgenommen; strenge Prüfungen sollen den Nachweis liefern, daß den Ansprüchen genügt wurde; doch wird wol die Praxis noch manches an diesem Lehrplan ändern und hier und da einen Gegenstand fallen lassen, um durch Zuwendung von mehr Zeit an einen andern diesem nachhaltigere Pflege und größere Sorgfalt zu widmen. Wir können uns nämlich bei Durchsicht des Plans, auf dem eine große Auswahl sich bei einem Minimum von Zeitaufwand darbietet, nicht des Gedankens erwehren, daß man mehr dem Bedürfniß nach dem Vielen und dem Allerlei als dem nach Vertiefung gehuldigt hat. Wenn z. B. im ersten und zweiten Schuljahr (Minimallebensalter zwölf bis dreizehn Jahre; die höhere Töchterschule bildet nämlich die Fortsetzung der école primaire) für Rechnen und Geometrie zwei Stunden, für Naturgeschichte (Zoologie und Botanik) eine Stunde angesetzt wird, wobei im zweiten Schuljahr letzteres Fach noch Geologie hinzunimmt, und im dritten Jahre wiederum Arithmetik und Geometrie zusammen mit einer Stunde bedacht ist, und der Plan dann noch einen einstündigen Unterricht in „Physiologie, Haushaltungskunde und Gesundheitslehre" als Einem Fach aufweist; wenn dann im vierten Schuljahr unter den obligatorischen Gegenständen eine einstündige „Pflanzen- und Thierphysiologie" hinzukommt, gar nicht zu reden von den facultativen Gegenständen im fünften und sechsten Jahre, unter denen wir einen einstündigen Lateinunterricht finden und auch sogar eine „Pflanzen- und Thierpsychologie": so muß man sich wohl sagen, daß man manches Wichtige mit gar wenig Zeit bedacht hat, nur um noch etwas Zeit für Schüsseln mit prunkvollen Namen zu erübrigen. Aber hier wird, wie gesagt, die Praxis wol manches ausgleichen. Denn daß es den maßgebenden Persönlichkeiten um das Schulwesen Ernst ist, daß man nicht nur auf das Aeußerliche hinarbeitet, das beweist am besten die materielle Stellung der Lehrenden. Gerade die Geldfrage: die Opfer, die der Staat für das Unterrichtswesen bringt, und wie er seine Lehrer stellt, ist der zuverlässigste Barometer für den Ernst, mit welchem der Staat die Aufgabe der Volkserziehung zu lösen sucht.

Man geht vor allen Dingen in Frankreich nicht von dem sowol social-ökonomisch wie auch sachlich schädlichen Grundsatz aus, die weiblichen Lehrkräfte so schlecht wie möglich zu bezahlen, sondern man bewilligt ihnen, um sie vollständig für ihren Beruf zu gewinnen, sehr ansehnliche Gehälter. Das Gehalt steigt mit dem Dienstalter, und so beziehen die Directricen 4500—6500 Frs., in Paris 5000—7000 Frs., die „ordentlichen Lehrerinnen" (Professeurs titulaires), die das Aggregationsexamen bestanden haben, 3000—4200 Frs., in Paris 3500—4700 Frs., die Lehrerinnen, die nur das certificat d'aptitude besitzen, 2500—3400 Frs., in Paris 3000—3900 Frs., die Lehrerinnen der Vorklassen 1800—2700 Frs., in Paris 2300—3200 Frs., die maîtresses répétitrices 1500—2400 Frs., in Paris 2000—2800 Frs. Diese Zahlen, vergleicht man sie mit den in Deutschland bezahlten Gehältern, reden laut. Ob sich das Princip, an den weiblichen Lehranstalten nur Lehrerinnen anzustellen und auf die Mitwirkung männlicher Lehrkräfte ganz zu verzichten, bewähren wird, muß die Zeit lehren; der Verfasser vorliegenden Werks glaubt es nicht, und wir sind auch seiner Meinung.

Das vorliegende Buch, welches uns ein vollständiges und anschauliches Bild des höhern Mädchenschulwesens in Frankreich vorführt, dabei aber auch nicht unterläßt, uns einen Einblick in die Primärschulen zu gewähren, verdient als Frucht reifer und ernster Studien und als Resultat langjähriger im Lande selbst angestellter Beobachtung die größte Aufmerksamkeit bildungsfreundlicher Kreise.

3. Beiträge zur Gymnasial-Pädagogik. I. Das Alumnatsleben auf dem evangelischen Gymnasium A. B. zu Kronstadt in Siebenbürgen in den Jahren 1829/30—1839/40 von Johann Vogt. Kronstadt, Alexi. 1886. 8. 1 M.

Von jenem weit nach Osten vorgeschobenen Posten des Deutschthums interessirt uns alles, was uns Kunde davon gibt, wie das wackere Sachsenvölkchen sein altererbtes Gut gehütet, und wäre es auch nur eine geschichtliche Erinnerung, die von dort zu uns gelangt. Als eine solche begrüßen wir die kleine Schrift, welche der einstige Rector des Gymnasiums zu Kronstadt in der Mußezeit, die ihm jetzt gegönnt ist, abgefaßt hat. Diese Schule wurde als Alumnat vom Reformator des Burzenlandes, Johannes Honterus, im Jahre 1543 gegründet und bis vor nicht langer Zeit nach dessen Constitutio scholae Coronensis geführt. Der Verfasser besuchte dieselbe als Alumne in den Jahren von 1829—30 bis 1839—40 und wurde später an derselben Lehrer und endlich Rector. Kein Wunder, daß er, der einst strebsame Schüler und dann ebenso gewissenhafte Lehrer, an diesem Institut und an dessen Institutionen, die jedoch mit der Zeit veralteten, mit ganzem Herzen hängt. Er bemerkt zwar selbst bei einer Gelegenheit, man möge ihm nicht zutrauen, daß er eine Einrichtung, die im damaligen Stillleben für das Publikum ihre ethische Bedeutung hatte, auch für den Lärm und das Getriebe der Gegenwart wünsche; doch kann er bei vielen Dingen den Seufzer nicht unterdrücken, daß es nicht jetzt noch so sei, daß man das Vergangene nicht der Gegenwart erhalten habe. Dieses ganze geschnörkelte Wesen mit seiner mittelalterlichen Rangordnung und Regel, mit den Mendicanten und Custoden, den Officialen, Prä-

fecten und Oratoren, mit den Aedilen und Präconen, den Conciniatoren, Exploratoren, Susceitatoren u. s. w., mit der Beigabe der gegenseitigen Aufpasserei und Angeberei, dazu noch die lateinische Umgangssprache: uns Nachgeborene kann es weder entzücken noch erwärmen. Darum sei es aber dem Verfasser nicht verübelt, wenn er darauf mit freudigem Herzen zurückblickt; wer ein treues Herz zu würdigen versteht, wird auch die treue Anhänglichkeit verstehen, die der Verfasser den Einrichtungen bewahrt hat, unter denen er zu einem tüchtigen Menschen herangereift ist. Bei Beurtheilung der Schrift sehen wir daher von diesem Subjectivismus, der häufig zum Durchbruch kommt, ab; es bleibt immer noch sehr viel übrig, das dieselbe als einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Unterrichtswesens erscheinen läßt, und als solche sei sie der Beachtung des Publikums empfohlen. A. Sulzbach.

Byron-Dramen.

Lord Byron. Von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 3 M.

Es ist schwer, es Karl Bleibtreu recht zu machen. Er fühlt sich beleidigt, wenn man ihn einen Lyriker nennt und Ausstellungen an seiner Prosa macht. Er vindicirt uns Unverständniß, wenn man ihn einen Epiker schilt, da er doch von den unerforschlichen Wegen der Vorsehung zum Nachfolger der Dramatiker ersten Ranges, der Calderon und Shakspeare bestimmt sei. Bleibtreu hat nicht ganz unrecht, wenn er im Staate der Kritik so manches faul findet. Aber die Kritik hat auch recht, wenn sie Bleibtreu's bisherige Werke noch nicht neben Plato's Urbilder stellt. Bleibtreu hält sich vorzugsweise für einen Dramatiker.

Obwol es an Anlaß und Gelegenheit nicht fehlt, wollen wir heute doch jedes kleinliche Nörgeln beiseite lassen und, über einige Dictionsschwächen, Anachronismen, Druck- und andere Fehler hinweggehend, uns darüber freuen, daß der Autor sich in würdiger Weise an einen großen Stoff gewagt hat. In großen Dingen gewollt zu haben, schien dem Römer schon genug. Bleibtreu ist der Führer der deutschen Naturalisten. Am Schluße seines zweiten Dramas ist er aber der größte Idealist, wie sich im Verlauf dieser Zeilen zeigen wird.

Die Beurtheilung eines Bühnenwerks blos nach dem Buche ist immer eine misliche Sache. Theaterstücke gehören auf die Bühne, und wollen einen Kritiker mit 1200—2000 Köpfen. Die Menge kann sich irren — der einzelne aber noch viel mehr. Es werden gewiß in Deutschland ganz gute Einacter, Schauspiele, Lustspiele, Tragödien geschrieben; voreilige Abschlachtungen berufsmäßiger und unberufener Recensenten beseitigen sie aber schon vor dem Kampfe. Hat ein geistreich witzelnder Kopf gar ein Stück ausgeblasen, bevor es das Lampenlicht erblickte, so wagt kein Theaterdirector mehr, die Fackel des Lebens an der Fackel des Todes anzuzünden. Freilich beweist eine sieghafte Darstellung nicht immer den Sieg. Ich erlebte einst unter Laube die Aufführung von Murad Effendi's „Robespierre" und konnte dem damals schon Siechenden spät abends unzählige Hervorrufe, glänzenden Erfolg telegraphisch mittheilen. Den andern Morgen las ich in sämmtlichen wiener Blättern, das Stück sei erbärmlich gewesen — und es ging in der That zum Orkus. Ein anderes Stück gefiel an mehren Orten und war an manchen andern angenommen. In der Vaterstadt des Autors aber glaubte die „Zeitung" das nemo propheta in patria neuerlich in ziemlich gehässiger Weise demonstriren zu müssen. Darauf sagten die Directoren der Nachbarbühnen ab.

Nur wenige harren auf die Dauer bei der Theaterschriftstellerei aus, und wenn man sieht, was heutzutage in Deutschland Erfolg hat, legt man gern die Feder beiseite. Einzelne Ausnahmen gibt es indessen, einzelne Glückliche, die, sei es Zufall oder Schicksal, sogar mit guten Dichtungen durchdringen.

Sehen wir uns nun Bleibtreu's „Lord-Byron"-Dramen an — nicht mit dem Wunsche, es ihm, sondern es uns recht zu machen, wie denn der ehrliche Kritiker nicht zur Befriedigung des Kritisirten, sondern zu der seines Gewissens schreibt —, so scheint uns das erste derselben durchaus aufführbar und eines Versuchs der Darstellung werth. Ob sich ein versuchender Director finden, ob an einen die Versuchung herantreten wird, das bleibt — Zufall oder Schicksal.

Indem der Dichter den Sänger des „Kain" und des „Beppo", des „Don Juan" und des „Giaur" zum Helden wählte, erspart er sich manche Arbeit, die bei einem unbekannten, fingirten Namen unerläßlich wäre. Held Byron hat von vornherein unsere Sympathien — dachte seine Zeit auch anders; manche sonst unerläßliche Charakteristik ist darum hier nicht nöthig. Dagegen fordern wir das Höchste von einem Dramatiker, der eine Persönlichkeit wie den Autor von „Sardanapal", „Marino Falieri" u. s. w. vor unsern Augen wieder aufleben lassen will.

Im ersten Act findet ein Gartenfest am Palast der Gambas zu Ravenna statt. Italien seufzt noch unter österreichischer Herrschaft. Theresa Gamba ist soeben Gräfin Guiccioli geworden. Der Gouverneur, von Reipperg, der „Spitzel" Scharfenklau, englischer und italienischer Adel verkehren bei den Gambas, welche conspiriren und mit der Revolution in Verbindung stehen. Theresa hört von Byron sprechen und glaubt, sein Weltschmerz sei

nur Komödie. Als sie aber Byron's Verse an das geknechtete Italien aus dem vierten Gesang des „Childe Harold" zu lesen bekommt, fällt es ihr wie Schuppen von den Augen. Sie wird von Neipperg durch einen Antrag beschimpft, und Byron tritt dazwischen. Ein Duell ist unvermeidlich. Während Theresa's Bewunderung für den englischen Dichter steigt, lernt sie ihren Mann, den Grafen Guiccioli, als Spion und Landesverräther kennen. Pietro, der Bruder Theresa's, veranstaltet einen Putsch, der mislingt. Oesterreichische Soldaten dringen ein. Byron bietet Bürgschaft. Theresa trennt sich am Hochzeitstage von ihrem Gatten.

Hier ist Handlung in Hülle und Fülle, die Personen, die guten wie die schlechten, sind scharf, oft sarkastisch gezeichnet. Es ist eine so gute Exposition wie in irgendeinem französischen Drama, und auch der Wahrscheinlichkeit wird nirgends ins Gesicht geschlagen.

Im zweiten Act conspiriren die Gambas weiter. Ein Siegel des Grafen Gniecioli wird zum Verräther an dem Verräther. Theresa und Byron finden sich allein. Sie sind sich schon früher einmal zufällig begegnet. „Wer den Zufall versteht, macht ihn zu seinem Schicksal." Margareta Cogni, die Maitresse Byron's, tritt vor Theresa, während jener sich für die Gräfin mit Neipperg schießt und ihn verwundet. Theresa, nun von der Verrätherei ihres Gatten durch aufgefangene Briefe überzeugt, gesteht sich ihre Liebe zu Byron.

Im dritten Act sehen wir Byron, seinen Freund Trelawny und Margareta in einem alten Palaste. Lady Blessington besucht sie. Orgie. Ein Schuß fällt draußen. Die Pferde am Wagen Theresa's werden scheu; die Gräfin tritt ein. Byron reinigt das Zimmer von den Spuren seines Leichtsinns, bittet aber Theresa, diesen Ort des Lasters zu verlassen. Dies nimmt sie noch mehr für ihn ein. Pietro hat einen päpstlichen Hauptmann erschossen. Der Mann wird sterbend hereingetragen. Auch Pietro tritt ein; den Verdacht abzulenken, will er die Pistole verstecken. Er wird von Byron ertappt, findet aber seine Schwester Theresa im Palast und fordert nun den Hausherrn vor seine Pistole. Der Vater Gamba kommt nun auch mit wichtiger Botschaft. Er ist des Landes verwiesen, die Verfolger sind hinter ihm. Auch er ist erbost, seine Tochter bei Byron zu finden; als Vater und Sohn aber hören, daß Theresa's Gatte der Verräther ihres neuen Complots ist, lassen sie sich vom Hausherrn retten und auf dessen Schiff Bolivar bringen. Neipperg und der feine Gniecioli finden die Vögel ausgeflogen. Theresa wird verbannt, und Byron — folgt ihr.

Im vierten Act leben Theresa und Byron in Livorno. Sie ist seine Muse, seine Inspiration. Wieder dringen Nachrichten vom revolutionären Comité in die Idylle: auch in Neapel ist der Aufstand im Keim erstickt; der alte Gamba ist gefallen, im Sterben den sybaritischen Wüstling verfluchend, der nichts für die Sache der Freiheit gethan und seine Tochter verführt hat. Da verlassen Byron auch Pietro und Theresa; er bleibt, wie der Alte sagte, allein mit seiner herzlosen Gleichgültigkeit. Ein sehr schöner Monolog Byron's, die alte Schwäche des Dichters, die Furcht vor der That geiselnd, beschließt den vierten Act.

Im fünften Act holen griechische Sendlinge Lord Byron am Gestade von Livorno ab. Er fühlt sich allein. „The Lyon is alone, and so am I." Seine letzte Liebe, Theresa, kehrt ihm noch einmal zurück. Aber sie ist nicht seine allerletzte. Seine erste und letzte — war die Freiheit. Nach edelm Kampfe mit sich, entläßt ihn Theresa als — Gatten der Freiheit. Der Zug geht nach Missolunghi. So schließt in erhabener und durchaus würdiger Weise dieses Drama, dem es weder an Spannung noch an hohen Gedanken gebricht.

Von dem zweiten Drama: „Seine Tochter", wäre eine Aufführung fast noch mehr zu wünschen. Von einem vereinzelten Kritiker kann man an eine höhere Instanz appelliren; eine zweitausendköpfige Menge aber entscheidet über das Schicksal des Genies. Man hat zwar auch Mozart's „Don Juan" nicht sofort mit Einstimmigkeit als die Oper begrüßt, die jetzt, nach hundert Jahren, ihr Jubiläum feiert; man hat sie sogar ausgepfiffen; aber wir sind doch reifer im Urtheil geworden, etwas absolut Werthvolles wird heutzutage von der Majorität nicht mehr abgelehnt. Die Befürchtung, daß eine Zeit, wo so harmlose Stücke wie „Eine neue Welt" (Bulthaupt) und „Das erste Gebot" (Wildenbruch) verboten werden, für Bleibtreu's Vererbungsdrama noch nicht reif sei, theile ich mit dem Autor nicht. Die Hypothese von der Vererbung ist heute Gewißheit geworden und in succum et sanguinem des gebildeten Deutschen übergegangen, und wenn sie die aristokratischen Engländer Bleibtreu's im Jahre 1835 als Gesprächsthema wählen, so wird sie dem Publikum nicht anstößig sein, das die „Vibrions" von Dumas verdaut hat.

Die Tochter Lord Byron's ist in völliger Unkenntniß der Rolle aufgewachsen, die ihr Vater gespielt. Sie hat seine Werke nicht gelesen, sie weiß nicht, daß ihr Erzeuger auch deren Autor ist. Die Prüderie, Herzlosigkeit und geistige Beschränktheit der Mutter Ada's stellt dieser den Vater als eine Art Verbrecher, ein moralisches Scheusal dar. Des „Ruhmes Erbin" leidet an dieser Unwissenheit, sowie an der Beachtung, der Neugierde, dem Erstaunen, die man ihr entgegenbringt, wo sie erscheint. Und doch war Byron ein liebender Vater.

> Mein Kind, mit deinem Namen hob' ich an,
> Mit ihm, o meine Tochter, schließe ich.
> Dich hör' und seh' ich nicht; niemanden kann
> Dein Bild jedoch erfüllen so wie mich —

singt der unsterbliche Sänger des „Childe Harold", der schon auf die Wanderfahrt gegangen war, als Ada (1815 geb.) kaum Papa lallen konnte. Diese Tochter nun wird (1835) an William Graf Lovelace vermählt, und auf Newstead Abbey, dem alten Landsitze der Byron, enthüllt sich ihr das

Geheimniß, um das fast alle Personen des Stücks sie fünf Acte lang herumführen.

An dem Zwiespalt, daß sie den Mann verachtete, den sie nun so völlig verehren muß, geht sie zu Grunde. Am Grabmal des Dichters findet sie Klarheit, sie liest jene oben citirten Verse und sinkt bewußtlos nieder. Wildmann, der jetzige Besitzer von Newstead Abbey, kommt und will sie retten:

Um Gotteswillen, klammern Sie sich an mich, raffen Sie sich auf! Ich trage Sie ins Freie.

Ada. Zu spät. Eine Ader ist gesprungen.

Wildmann. So sind Sie unrettbar verloren?

Ada. Nein, gerettet!

Während Wildmann ihr eine Strophe aus Lord Byron vorliest, stirbt sie.

Bleibtreu hat ganz recht, wenn er sein Drama in der etwas scharfen Vorrede als originell und ungewöhnlich bezeichnet, wie man aus dem Schluß ersieht. Es kommt sehr auf die Stimmung des Publikums an, ob diese letzte Scene durchdringt und damit den Beifall erzwingt, oder ob sie anders wirkt als beabsichtigt. Wir möchten sie gern von ersten Kräften darstellen sehen. Alfred Friedmann.

Zur neuern deutschen Literatur.

1. Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften nach den neuesten Quellen dargestellt von Robert Prölß. Mit Illustrationen und einem Handschrift-Facsimile. Stuttgart, Rieger. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

An der Schwelle der neuern deutschen Dichtung steht, glänzend begabt als Dichter und Schriftsteller, Heinrich Heine. Dreißig Jahre sind jetzt seit seinem Tode dahingegangen; außer der schwerwiegenden Arbeit von Strodtmann sind bis in die letzten Jahre immer neue, kleinere und kleinste Enthüllungen über ihn zu Tage gekommen, Streitfragen aufgetaucht, um entschieden zu werden oder unentschieden zu bleiben, und wenn auch jetzt, dreißig Jahre nach des Dichters Tode, seine Werke beliebig können gedruckt werden, so sieht es doch kaum danach aus, als ob aus dem Läuterungsfeuer eines Menschenalters von den zweiundzwanzig Bänden der Werke Heine's viel mehr als das „Buch der Lieder", die „Reisebilder" und etliches Lyrische aus den spätern Gedichten übrigbleiben sollte. Und zwar aus naheliegenden Gründen. Um dauernd auf die Nachwelt zu wirken, bedarf das Dichtungswerk der Gesundheit, und gerade diese fehlt einem großen Theil von Heine's Werken; ja sie fehlt sogar eigentlich auch gar vielem, was uns dennoch erfreut, weil der Dichter seine Krankheit mit den „Rosen der Poesie" zudeckt. Das „Wintermärchen" ist ein Meisterstück des Witzes, des politischen Weltschmerzes und Zornes; aber Deutschland ist mittlerweile gesund geworden, und wir lesen Heine's ätzend scharfe Gedichte zwar noch immer mit dem frühern Ergötzen über den geistreichen Spötter, aber zugleich mit dem Bewußtsein, daß eine Zeit, welche solche Gedichte hervorbrachte, herzlich ungesund gewesen sein muß. Was kümmert uns noch die Romantische Schule, gegen welche Heine seine scharfen Pfeile richtete? Was die schwäbischen Dichter, auf welche er mit so unsäglichem Erbarmen niedersah? Wir wissen längst, daß Uhland sich einen weitern Raum im Herzen der Nation erobert hat als Heine. Was kümmern uns dessen Händel mit Börne und zahlreichen andern, Händel, in welchen der geistreichste Mann der Zeit zuweilen in den alltäglichsten Klatsch hinabsteigt? Lessing's Schriften sind, auch wo sie uns längst ferneliegende Gebiete behandeln, Meisterwerke einer schöpferischen Kritik und darum unvergänglich; Heine verpufft sein reiches Talent wie ein Feuerwerk, das leuchtet und Funken sprüht und nach kurzer Frist nichts hinterläßt als Dunkel und übeln Geruch.

Es liegt etwas Tragisches in dem Wesen Heinrich Heine's; er hatte die Kraft, mit dem alten Griechen zu sprechen: gib mir, wo ich stehe, und ich will die Erde bewegen! Und er fand durch Schuld der Zeit wie durch eigene Schuld nie den festen Punkt zu einem nachhaltigen Wirken. Der Witz und die Satire sind treffliche Stoßdegen des Geistes, aber mit einem Stoßdegen kann man wol verwunden, nicht aufbauen. Das glänzendste Talent geht ohne nachhaltige Wirkung vorüber, wenn ihm der Ernst der Gesinnung, die sittliche Ueberzeugung fehlt, und das ist die kranke Stelle an der Seele des Dichters, welcher mit seinen Liedern alle Zeitgenossen überwand, mit seinem Witz hundert Schwächlichkeiten und Nichtigkeiten seiner Zeit zusammenhieb und dennoch der fernen Zukunft nur ein kleines Bändchen hinterlassen wird, das „Buch der Lieder".

Ob auch nach den pomphaften Verhandlungen und Veröffentlichungen der letzten Zeit über Heine's Memoiren der Name des Dichters einen neuen Glanz gewinnen wird, das möchte zweifelhaft erscheinen; wir Deutsche sind eben ein verzweifelt philisterhaftes Volk und können auch an einem großen Dichter Liederlichkeit des Lebens und der politischen Gesinnung nicht vertragen. Immerhin ist es gut, wenn die zahlreichen Bausteine, welche im Laufe der Jahrzehnte zu einem biographischen Denkmal Heinrich Heine's zusammengetragen worden sind, von kundiger Hand geprüft und zu einem stattlichen Bau zusammengefügt werden. Und ein solcher Versuch ist das Werk von Robert Prölß. Der Verfasser sagt im Vorwort:

Es lag für den neuen Bearbeiter des Gegenstandes zunächst die Aufgabe vor, ein Buch herzustellen, welches den reichen Stoff, ohne einen wesentlichen Zug davon aufzugeben, zu ungleich gedrängterer und doch dabei möglichst lebensvoller Darstellung brachte, was allein schon beweist, daß eine Verdrängung des von ihm hochgeschätzten Werks seines Vorgängers Strodtmann, das

schon als Quellenwerk bleibend seinen Platz in unserer Literatur behaupten wird, hier nicht entfernt beabsichtigt ist. Aus diesem Grunde hat dieses Werk insoweit auch von mir berücksichtigt werden müssen. Doch wird man, wie ich hoffe, sich leicht überzeugen, daß meine zwar um vieles erleichterte und minder ausführliche Arbeit sich deshalb keineswegs als ein Auszug des Strodtmann'schen Buchs darstellt, sondern im Gegentheil durchaus auf selbständiger Benutzung der Quellen beruht.

Heine's seltsamer Lebensgang ist dem Leser bekannt. Er entbehrt eigentlich eines stetigen Fortschritts; Heine zieht von Hochschule zu Hochschule, von Ort zu Ort, der fahrende Ritter der Tagesschriftstellerei, über Wasser gehalten durch einen Oheim, auf welchen er schilt, während er dessen Wohlthaten genießt; er wechselt den Glauben ohne Ueberzeugung um weltlicher Vortheile willen, welche sich dennoch nicht einstellen. So verbringt er die erste größere Hälfte seines Lebens auf deutschem, die zweite kleinere auf französischem Boden, welcher im Grunde seinem ganzen Wesen weit mehr zusagte als der heimische. Durch seinen sechsundzwanzigjährigen Aufenthalt in Paris ist Heinrich Heine uns nicht blos räumlich, sondern auch geistig entrückt worden; was an ihm noch deutsch war, verflüchtigt sich mehr und mehr unter dem Gluthauch der Weltstadt, deren Gepflogenheiten er wohlbehaglich mitmacht, bis schließlich schon im rüstigsten Mannesalter jenes entsetzliche Leiden eintritt, welches ihn mehr als ein Jahrzehnt lang in seiner Matratzengruft festhält, ohne doch diese unglaublich springkräftige Natur auf die Dauer beugen zu können. All das berichtet uns R. Prölß in eingehender klarer Darstellung, die zahlreichen Streitfragen dieses wunderlichen Lebensganges berührend, ohne allzu lange dabei zu verweilen, und solchergestalt ein rundes Bild des Dichters hinstellend, soweit solches von einem Menschen gebildet werden kann, welcher aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt ist. Einige Bildnisse Heinrich Heine's sowie ein Facsimileblatt aus dem „Wintermärchen" dienen dem stattlichen Bande von nahezu 400 Seiten zur Zierde, eingehende literarische Hinweise am Schluß zur Erläuterung.

2. Erinnerungen an Dr. Joseph Victor von Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Zernin. Darmstadt, Zernin. 1886. Gr. 8. 2 M.

Ein freundliches Büchlein. Der Verfasser berichtet, wie er seit 1878 zu wiederholten malen Victor von Scheffel zu Karlsruhe wie in seiner Sommerfrische zu Radolfzell am Bodensee aufgesucht habe, und was bei dieser Gelegenheit gethan und gesprochen worden. Bringt das artige Büchlein auch nicht gerade Neues zu unserer Kenntniß des Dichters des „Ekkehard" und des „Trompeters von Säkkingen", so schildert es doch dessen bald einsames, bald geselliges Sommer- und Herbstleben auf der Seehalde und der Mettnau in ansprechender Weise und bietet damit dem künftigen Lebensbeschreiber Scheffel's einen willkommenen Beitrag zur Geschichte von des Dichters letztem Lebensjahrzehnt. Wilhelm Buchner.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In vierter Auflage sind die „Gedichte" von Martin Greif erschienen (Stuttgart, Cotta), und jede neue Auflage bringt eine Zahl neuer Lieder, welche den Verehrern der Greif'schen Muse stets willkommen sind. Das Zarte, Sinnige, Hingehauchte, das stimmungsvoll Andeutende weiß Greif vorzüglich zu treffen; doch wie Meister Goethe, der mit unnachahmlichen Liederklängen den Nachstrebenden vorausschritt, hat auch Greif neben dem Liede Hymnen gedichtet, in denen der Ausdruck des Gedankens ohne leidenschaftliche Kühnheit, aber mit harmonischer Schönheit hervortritt. Auch davon gibt jede neue Ausgabe der Gedichte Greif's erfreuliche Proben.

— Von Peter Lohmann's „Dramatischen Werken" bietet der vierte Band: „Gesangsdrama", der in dritter Auflage (Leipzig, J. J. Weber) vorliegt, ein besonderes Interesse durch zwei Einleitungen, welche das „gesungene Drama" behandeln. Ohne Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft zu erwähnen, steuert Peter Lohmann demselben Ziele zu. Sein Axiom ist: „alle wahrhaft dramatische Poesie kann in Musik gesetzt und somit gesungen werden". Wir bestreiten das Axiom; man setze doch „Hamlet" in Musik oder andere Stücke, in denen eine Fülle von Geist, tiefsinnigen Beobachtungen, aus Reflexionen erwachsenen Handlungen anzutreffen ist. Oder ist dies nicht wahrhaft dramatische Poesie? Das edle Streben Peter Lohmann's, seine Begeisterung für wahre Kunst verdienen indeß alle Anerkennung. Der vorliegende Band enthält sechs Gesangsdramen: „Durch Dunkel zum Licht", „Die Brüder", „Frithjof", „Valmoda", „Irene" und die von Joseph Huber componirte „Rose vom Libanon". Wir möchten auch die andern wegen ihrer echt dichterischen Haltung den Componisten empfehlen; nur daß Lohmann seine Aufgaben innerlich faßt, Decorationsmaler und Costumes nicht über die Schwelle lassen will, das bunte Allerlei äußerlicher Vorgänge verschmäht, wird mindestens die auf Erfolg speculirenden Tonkünstler abschrecken.

Theater und Musik.

Am 30. September starb der Generalintendant der königlichen Schauspiele Botho von Hülsen, nachdem er fünfunddreißig Jahre lang seine verantwortungsvolle Stelle bekleidet und einen maßgebenden Einfluß nicht nur auf das berliner Hoftheater, sondern auf die Gestaltung des deutschen Theaters überhaupt ausgeübt. Nachdem im Jahre 1867 auch die Hoftheater von Hannover, Kassel und Wiesbaden ihm als oberster Verwaltungsinstanz untergeordnet worden, begann seine Stellung schon an sich eine weitreichende administrative Bedeutung zu gewinnen. Doch viel weiter reichte die Thätigkeit und Wirksamkeit des Generalintendanten: durch Leitung des Bühnencartellvereins trug er wesentlich zur Festigung der deutschen Theaterverhältnisse bei, und auch allen Bestrebungen der Bühnenangehörigen wandte er seine lebhafte Theilnahme zu; schon ehe sich die Bühnengenossenschaft gebildet, hat er der Perseverantia, die für das Wohl der Schauspieler in hülfloser Lebenslage sorgte, seinen speciellen Schutz zugewendet.

Botho von Hülsen wurde 1851 als Premierlieutenant des Alexander-Grenadierregiments von König Friedrich Wilhelm IV.,

dessen Augenmerk durch das geschickte Arrangement einer Schauspielvorstellung in militärischen Kreisen auf ihn gelenkt worden war, zum Kammerherrn und Generalintendanten der königlichen Schauspiele ernannt. Herr von Hülsen war ein echter Cavalier, dabei von großer Herzensgüte — und das hat ihm die Anhänglichkeit und Liebe seines Personals erworben, die sich auch mit aller Innigkeit ohne leeres Wortgepränge in dem Nachruf ausspricht, den ihm die Angehörigen der Hoftheater in Berlin gewidmet haben. Seine künstlerische Leitung ist vielfachen Angriffen ausgesetzt gewesen; doch gebührt ihm die Ankennung, daß er das neufranzösische Schauspiel mit allen seinen Auswüchsen vom berliner Hoftheater ferngehalten hat, und daß er den neuen deutschen Dramatikern von Talent mehr oder weniger gerecht geworden ist; es fehlt kein Name, der in größern oder geringern Kreisen Anerkennung gefunden, im Verzeichniß der am berliner Hoftheater aufgeführten Autoren. Namentlich hat er zwei der erfolgreichsten, Brachvogel mit seinem „Narciß" und Lindau mit seiner „Maria und Magdalena", in die deutsche Theaterwelt eingeführt.

— Die neuen Schwänke, welche die Saison gleich bei ihrem Beginn zu Tage gefördert, stehen ganz auf demselben Niveau wie die vorjährigen: es sind keine Treffer darunter. „In dem Strudel" von Bruno Köhler ist mit seiner hastigen, athemlosen Handlung und seinen marionettenhaften „Pärchen", trotz des glücklichen Anlaufs im ersten Acte, nur eine burleske Improvisation der bekannten Purzelbaumkomik. „Im Paradies" von Leon Treptow und Hermann hat wenigstens eine annehmbare Moral, indem es die Handwerker, die auf einmal sich als Künstler aufspielen, in ihre Schranken zurückweist: aber sehr beweiskräftig ist die Handlung selbst nicht erfunden, und auch hier überwiegt das Durcheinander sich überstürzender komischer Scenen. In dem Schwank „Die Sternschnuppe" erscheint G. von Moser Arm in Arm mit Otto Girndt; doch die Erwartungen, die man an die bekannten Namen dieser Schriftsteller knüpfen durfte, werden ebenfalls getäuscht. Drei verschiedene Handlungen spielen hier nebeneinander, ohne irgendwelche dramatische Verknüpfung, ohne einen einheitlichen Grundgedanken zu spiegeln. Der Held des Stücks, ein durchreisender Universitätsfreund eines jungen Arztes, eine Art von Don Juan, der statt einer Stunde ein paar Tage am Orte weilt und immer einen Tag nach dem andern zugibt, könnte als Sternschnuppe ein interessanter Lustspielheld sein; doch er ist nur eine oberflächliche Bühnenfigur, deren Situationswitz bald erschöpft ist und die zuletzt ein ganz gewöhnlicher Lustspielliebhaber wird. Ein Stadtverordnetenjubiläum und eine Bürgermeisterwahl bilden die andern Ingredienzien des Stücks, verbrauchte Satire auf kleinstädtische Verhältnisse; und wenn der neue Candidat des Bürgermeisteramts ein ganzes Conversationslexikon von Gelehrsamkeit ziemlich nutzlos auskramt, so wird dadurch das Stück nicht über die Höhe der gewöhnlichen Schwänke hinausgehoben.

— Der Regisseur des manheimer Theaters, Martersteig, dessen letzte episch-lyrische Dichtung wir jüngst anerkennend besprochen haben, hat das eine Hohenstaufen-Drama Grabbe's, „Heinrich VI.", für die Bühne eingerichtet und in Manheim zur Aufführung gebracht. Einen ähnlichen Versuch hat früher Alfred von Wolzogen in Schwerin und unsers Wissens auch Feodor von Wehl in Stuttgart gemacht. Es ist dies indeß alles ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Grabbe's geniale Charakterzeichnung und kühne Geistesblitze werden auch bei der Aufführung eine momentane Wirkung nicht verfehlen; doch es fehlt durchaus die künstlerische Führung der Handlung, die Spannung, die auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist. Und so sehr er sich gegen Shakspeare's Historien in der Theorie erklärt, mit so viel Recht er für das Drama eine concentrische Handlung verlangt, so sind doch seine Hohenstaufen-Dramen ebenfalls nur Historien, und so geschickt auch die neueste Martersteig'sche Einrichtung, so verdienstlich und interessant die Wiedererweckung eines Grabbe'schen Dramas ist: das Interesse wird weitere Kreise nicht berühren.

Bibliographie.

Andree, R., Die Anthropophagie. Eine ethnographische Studie. Leipzig, Veit u. Comp. 1887. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Auch ein Armeefrage! Wien, J. Fischer. Gr. 8. 50 Pf.

Historische Aufsätze, dem Andenken an Georg Waitz gewidmet. Hannover, Hahn. Gr. 8. 16 M.

Babo, F. M., Otto von Wittelsbach. Ein Trauerspiel. Für die Bühne frei bearbeitet von W. Buchholz. München, Callwey. 8. 1 M. 20 Pf.

Baier, R., Die Insel Rügen nach ihrer archaeologischen Bedeutung. Stralsund, Bremer. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Bauch, H., Is Monopol oder Kupp muuß ma hoan. Humoristische Scene in schlesischer Mundart. Schweidnitz, Heege. 8. 50 Pf.

Berlin und Lessing, Friedrich der Große und die deutsche Litteratur. Von Xanthippus. München, Heinrichs. 8. 1 M.

Bunte Bilder aus dem socialen Leben. Aus den socialen Plaudereien des „Was Ihr wollt!" zusammengestellt von F. Nonnemann. — Naturwissenschaftliche Plaudereien. Leipzig, Werther. 12. 75 Pf.

Bleibtreu, K., Welt und Wille. Gedichte. Dessau, Baumann. 8. 4 M.

Carneri, B., Entwicklung und Glückseligkeit. Ethische Essays. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 8 M.

Conimor, Wie gefällt Ihnen meine Frau? Novellen und Causerien. Zweites Tausend. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutschland und Rußland. Eine französische Anschauung über den deutsch-russischen Zukunftskrieg von Z***. Mit 1 Karte der russischen Westgrenze. 4te Aufl. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Epp, E., Vom Dorf und aus der Stadt. Sätze und Aufsätze, Sprüche und kleine Geschichten. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 4 M.

Fraas, O., und E. Fraas, Aus dem Süden. Reisebriefe aus Südfrankreich und Spanien. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 2 M.

Freund, L., Zur Formenlehre der Herrschaftsprincipien. Ein geschichtsphilosophischer Essay. Leipzig, Pfau. Gr. 8. 60 Pf.

Goetz, W., Deutsch-schweizerische Dichter und das moderne Naturgefühl. Zur Feier des 100jährigen Kultus der Schweizerreisen. Stuttgart, Schröter u. Meyer. 1887. 8. 50 Pf.

Habermann, G., Aus dem Volksleben des Egerlandes. Mit Melodien von Volksliedern, 1 Plan-Skizze und Lichtdruck-Bildern nach Photographien. Eger. 8. 3 M. 20 Pf.

Heidelberg und seine Universität. Von T. Palatinus. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

König, E. A., Eine Miethkaserne. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Der nächste Krieg. Unsere Aussichten und die Zustände in unserer Armee. Ein rücksichtsloses Wort von K. v. R. Berlin, Knorr. Gr. 8. 1 M.

Krumbacher, K., Griechische Reise. Blätter aus dem Tagebuch einer Reise in Griechenland und in der Türkei. Berlin, Hettler. 8. 7 M.

Laicus, P., Die Waise. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M.

Montry und Morgan, König Camille. Komische Oper. Wien, Künast. 8. 1 M.

Morgan, C., Dreissig Tage in Kleinasien. Reiseskizzen. Wien, Künast. 8. 3 M.

Osman-Bey, Enthüllungen über die Ermordung Alexanders II. Veröffentlicht aus Anlass des 5. Jahrestages des Todes Alexanders II. Aus dem Französischen übersetzt. Bern, Nydegger u. Baumgart. 8. 2 M. 50 Pf.

Rambaud, A., Geschichte Rußlands von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1884. Von der französischen Akademie preisgekröntes Werk. Autorisirte deutsche Ausgabe von E. Steineck. Berlin, Deubner. Gr. 8. 9 M.

Rethwisch, E., Vom Grafen zum Kellner. Lustspiel. Norden, Fischer Nachf. 8. 1 M. 20 Pf.

Ring, M., Sieg der Liebe. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1870. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Schlüter, C. B., Schwert und Palme. Ein Sonettenkranz aus den Jahren 1847—1860. Herausgegeben von J Hertkens und E. Dehne. Mit dem Bildniß Schlüter's. Steyl, Missionsdruckerei. 8. 4 M.

Schneid, M., Die philosophische Lehre von Zeit und Raum. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Söndermann, A., Doris, die Tochter des Magnaten, oder die wilden Jäger des Bakonier-Waldes. Roman. 1ste Lfg. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. 10 Pf.

Steinhausen, H., Die Kunst und die christliche Moral. Ein Beitrag zur Verständigung über die Bedeutung der Kunst für das öffentliche Leben. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 80 Pf.

Thies, Gebr., Pillini. Humoristische Theatergeschichte. Mit 39 Illustrationen. Leipzig, Baldamus. Gr. 8. 1 M.

Treuberg, F. Freih. v., Die französische Fremden-Legion in Algier. Ein Mahnwort an die Jugend Elsaß-Lothringens. Würzburg, Memminger. 8. 25 Pf.

Vogt, H., Die europäischen Heere der Gegenwart. Illustrationen von R. Knötel. 1stes u. 2tes Hft.: Die Kriegsmacht der Franzosen. Rathenow, Babenzien. Gr. 8. à 50 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Das Mädchen von Santi Quaranta. Roman. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 3 M.

Wodiczka, V., Aus Herrn Walther's jungen Tagen. Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit. Leipzig, Haessel. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 269 bis 275.

Die Verbündeten des Panslawismus. — Mißtrauen. — Irlands Grundeigenthumszustände. — Epilog zur schwäbischen Kreisausstellung. — Die Sendung des Grafen Taaffe. (I./II.) — Der internationale Vertrag über literarisches Eigenthum und der internationale Schriftstellerverein. — Ein Wort an die Arbeiter. — Norwegischer Separatismus.

Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (XXII.) — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (X./XI.) — Neues aus der erzählenden Literatur. Von M. Greif. — Zur anthropologischen Literatur. Von K. Grün. — Der Ewige Jude. Von G. E. Petzet. (III. Schlußartikel.) — Aus Japan. — Harar und die brittische Politik. Von Dr. Ph. Paulitschke. — Karl Hase über den kirchenpolitischen Ausgleich. Von H. Lüdemann. — Meteorologische Glossen für Herbstreisende. — Georg Waitz. (Nekrolog. I./II.) — Neue Reisen in der Unterwelt. — Literarisches aus der Schule. — Die ehemaligen deutschen Reichsarchive und ihre Schicksale. Von F. Thudichum. — Zur kunsthistorischen Literatur. — Militärisches aus Frankreich.

Bayerische Landeshagelversicherungsanstalt.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Kilima-Ndjaro.

Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika.

Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebietes.

Von **H. H. Johnston.**

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit Porträt, über 80 Abbildungen und 4 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Ein neues Reisewerk von H. H. Johnston, der sich durch sein 1884 erschienenes Werk „Der Kongo“ in die Reihe der bedeutendsten Reisenden und unterhaltendsten Erzähler gestellt hat, nimmt unter allen Umständen das lebhafte Interesse des Publikums in Anspruch. Das vorliegende hat aber für deutsche Leser ganz besondern Werth, weil darin namentlich die deutschen Schutzgebiete des östlichen Aequatorial-Afrika, in welchen die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft ihre Colonisationspläne zu verwirklichen beginnt, sowie die dort heimischen Volksstämme durch Wort und Bild eingehend geschildert werden. Ein eigenes Kapitel erörtert die Aussichten, die sich für den europäischen Handelsverkehr mit Ostafrika darbieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen an der Persisch-Russischen Grenze.

Talysch und seine Bewohner.

Von

Dr. Gustav Radde.

Mit 12 Abbildungen, 4 Tafeln und 1 Karte.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Dem russischen Grenzgebiet Talysch am Südrande des Kaspischen Meers wurde bisher nicht die verdiente Aufmerksamkeit seitens der Forschungsreisenden zu theil. Um so neuer und interessanter erscheint alles, was Dr. Radde, Director der Bibliothek und des Kaukasischen Museums in Tiflis, im vorliegenden Originalwerke, dessen Widmung Se. k. k. Hoheit der Kronprinz Rudolf von Oesterreich angenommen hat, über dieses schöne, durch die Natur reich gesegnete Land und seine Bewohner zur Mittheilung bringt. Auch durch die beigegebenen Karten und Abbildungen erfährt unsere geographische und ethnographische Kenntniss eine sehr werthvolle Bereicherung.

Die Fauna und Flora des südwestlichen Caspi-Gebietes.

Wissenschaftliche Beiträge

zu den „Reisen an der Persisch-Russischen Grenze“.

Von

Dr. Gustav Radde.

Unter Mitwirkung von **Dr. O. Böttger, E. Reitter, Dr. Eppelsheim, A. Chevrolat, L. Ganglbauer, Dr. G. Kraatz, Hans Leder, Hugo Christoph** und **Dr. G. von Horvath.**

Mit 3 Tafeln. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Als einen besondern Theil seines gleichzeitig erschienenen Reisewerks über Talysch veröffentlicht der Verfasser hier in systematischer Bearbeitung die reichen Ergebnisse, welche der Zoologie und Botanik durch seine Forschungen zugeführt worden sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch**, das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage **vollendet** vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon“ in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 21. October 1886.

Inhalt: Zur religiösen Literatur. — Romane und Novellen. Von Reinhold Ortmann. — Ranke's „Weltgeschichte". Von Hans Prutz. — Eine Schrift Gustav Jäger's. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur religiösen Literatur.

1. Geschichte der christlichen Ethik. Von Theobald Ziegler. Straßburg, Trübner. 1886. Gr. 8. 9 M.

Die vorliegende „Geschichte der christlichen Ethik" von Theobald Ziegler ist die zweite Abtheilung eines größern Werks, das sich „Geschichte der Ethik" nennt. Der erste Band, der in Nr. 33 d. Bl. f. 1883 besprochen worden, hat die antike Ethik zum Gegenstand, während der dritte noch in Aussicht stehende die Ethik des modernen Lebens behandeln wird. Somit haben wir hier das Mittelstück einer Trilogie vor uns, das jedoch, wie dies namentlich auch bei der poetischen Trilogie mit Recht als Regel gilt, ein Werk für sich bildet.

Ein Blick in die ersten Blätter verschafft uns die Uebersicht des Inhalts: die Einleitung bereitet den Boden und will insbesondere zeigen, daß das Christenthum keineswegs als etwas Fremdes und Unvermitteltes, sondern vielmehr als etwas ganz Natürliches, der Stimmung der Zeit Entsprechendes in die Welt eingetreten ist; dann eröffnet die Ethik des Judenthums als die Vorläuferin der christlichen Ethik den Reigen der Darstellung, und es folgt nun der Reihe nach die Ethik des Neuen Testaments, der altkatholischen Kirche, des Mönchthums, der mittelalterlichen Scholastik und Mystik, wobei auch noch der Germanen in ihrem Verhältniß zur Kirche gedacht wird. Wenn wir hier nach Durchlesung von 400 Druckseiten des nahezu 600 Seiten zählenden Bandes stillstehen — war es nöthig, bis zur Reformation zwei Drittel des Buchs in Anspruch zu nehmen und der nachfolgenden Geschichte nur ein Drittel zu gönnen? Wird doch in dem Buche selbst die gelegentliche Bemerkung gemacht, daß bei der mittelalterlichen Theologie von einem innerlich selbständigen Schaffen keine Rede sein könne, jene ganze Zeit habe an der Tradition geklebt, und sie habe sich wol in einzelne Punkte fester verrennen, nie aber frei mit dem Stoffe walten können. Wenn dem so ist, so war es wol kaum geboten, die unerquicklichen Erörterungen und Streitigkeiten der Scholastiker bis ins einzelne vorzuführen, und es hätte sich vielleicht empfohlen, die gesammte Scholastik mehr summarisch zu behandeln, wie es gleich darauf mit der Mystik, dieser „Scholastik des Herzens", geschieht. Mit dem achten Kapitel, das die Ueberschrift „Humanismus und Reformation" trägt, bekommt der Stil Wärme, denn hier liegen des Verfassers Sympathien. Wie Petrarca „sein Herz entdeckt" und damit den Sturm und Drang der Gefühle heraufbeschwört, so bedeutet der Humanismus überhaupt die Wiedererweckung der Welt und des eigenen Herzens, den Glauben und das Recht der Individualität, damit aber auch den Gegensatz gegen die geisterbeherrschende Macht der mittelalterlichen Kirche. Streng genommen gehört er nicht in eine Geschichte der christlichen Ethik, da er kein religiöses, vielmehr ein weltliches und antikirchliches Princip ist; aber sein Einfluß ist gleichwol in der Reformation zu spüren, und seine Bedeutung als Anfang einer neuen, nicht mehr blos einseitig christlichen Gesittung und Bildung wird erst im dritten Bande zur vollen Würdigung kommen. Nachdem die Ethik der Reformatoren und der protestantischen Kirche bis zu den Pietisten zur Erledigung gekommen, wird zuletzt noch der jesuitischen Moral gedacht, und damit schließt die Geschichte der christlichen Ethik.

Nach diesem Ueberblick über den Gesammtinhalt des Buchs möchten wir in einer kleinen Aehrenlese zerstreuter Gedanken einige Proben von der Denk- und Schreibweise des Verfassers geben. Wir heben aus dem Zusammenhang einige dieser Gedanken heraus, die wir der Mittheilung für werth halten, und geben sie ohne Kritik wieder:

Jesus ist der Stifter einer durch und durch ethischen Religion gewesen, Paulus dagegen hat an die Stelle

der Religion das Dogma, die theologische Reflexion, d. h. er hat etwas weniger Ethisches an ihre Stelle gesetzt ... Wie man von religiöser Seite her die Frage aufwirft, ob Sittlichkeit ohne Religion möglich sei, so muß man von sittlicher Seite her mit der Gegenfrage antworten, ob Sittlichkeit mit Religion vereinbar sei ... Calvin's Härte hat nicht nur Genf, sondern den ganzen Protestantismus vor sittlicher Fäulniß gerettet ... Cromwell ist der größte sittliche Charakter, den der Protestantismus auf religiösem Gebiet hervorgebracht hat ... Hutten und Luther gehören zusammen wie Humanismus und Reformation ... Luther ist nicht blos Reformator, sondern Religionsstifter gewesen, denn er hat an die Stelle des pessimistischen Christenthums eine weltliche und weltfreudige Religion gesetzt ... Aus diesem Grunde aber darf man die Frage erheben, die nicht erst von D. F. Strauß gestellt, obwol von ihm zuerst formulirt worden ist, die Frage: sind wir noch Christen?

Aus den mitgetheilten Gedankenproben wird es schon ersichtlich geworden sein, daß das Buch von liberalem Standpunkt geschrieben ist. Der Verfasser ist kein Theologe, er will ein System der Ethik schaffen, das, von religiösen Voraussetzungen unabhängig, eine dem modernen Menschen zusagende Gestaltung zeigen soll. Diese Verheißung veranlaßt uns, einen Vorblick zu thun auf den noch in Aussicht stehenden dritten Band, der das ganze Werk krönen soll. Wir hatten schon oben erwähnt, daß die Geschichte der christlichen Ethik auf protestantischer Seite mit dem Pietismus, auf katholischer mit dem Jesuitismus abschließt. Jesuiten und Pietisten — soll dies das Ende sein, der Abschluß des Christenthums in seiner Entwickelung? In der That ist das des Verfassers Meinung. Seit dem 15. Jahrhundert hört das Christenthum auf, alles zu sein; außerkirchliche Mächte fangen an, Einfluß auf die Gestaltung der Sittlichkeit zu gewinnen, und die letztere ist nur verständlich im Zusammenhang mit der ganzen geistigen Entwickelung der letzten zwei Jahrhunderte. Das System, das uns der Verfasser im dritten Bande bieten will, soll ein Bau sein, aus den in allen drei Perioden zubehauenen Bausteinen auf der breiten Basis des modernen Lebens errichtet, ein Bau, der nicht nur Raum bieten soll für den einzelnen Philosophen, sondern für ein ganzes Volk; idealistisch und realistisch zugleich soll er sein, nicht in romantischer Weise sich abschließend von Licht und Luft des neuen Lebens, sondern weiterfest den Stürmen dieses Lebens trotzend, und doch offen für die freie Himmelsluft und den warmen Sonnenschein. Wir nehmen Kenntniß von diesen Verheißungen, die unser Interesse erregen; die Lektüre des vorliegenden zweiten Bandes hat den lebhaften Wunsch in uns zurückgelassen, auch den folgenden dritten kennen zu lernen. Aber ein Bedenken hat sie gleichwol in uns angeregt, das wir schon hier aussprechen wollen. Der Verfasser will sein System der Ethik auf den festen Boden des Staats gründen, „denn aus der Geschichte der griechischen Ethik haben auch wir modernen Menschen immer wieder und immer mehr zu lernen, daß es außer ihm und ohne ihn vollkommene Sittlichkeit nicht geben — soll". Wir sagen: besteht darin der ganze Fortschritt der Jahrhunderte? Wie die Renaissance die Nachahmung der griechischen Kunst bedeutet, hat so die humanistisch moderne Ethik kein anderes Ziel als die einfache Rückkehr von der unliebsam gewordenen mittelalterlichen Kirche zum antiken Staat?

2. Richard Rothe's Entwürfe zu den Abendandachten über die Briefe Pauli an den Timotheus und Titus nebst einem Anhang: Luther's Gedächtnißtage. Aus Richard Rothe's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von Karl Palmié. Zweite verbesserte Auflage. Bremen, Heinsius. 1886. Gr. 8. 5 M.

In Nr. 13 d. Bl. f. 1882 hatten wir ein nachgelassenes Werk von Richard Rothe, die „Geschichte der Predigt", angezeigt; wir hatten hervorgehoben, wie Rothe für die Predigt der Gemeinde die Gestaltung eines religiösen Kunstwerks forderte, aus dem er insbesondere auch alles Lehrhafte entfernt wissen wollte, das er vielmehr der Katechetik zuwies. Hier werden uns in einem gleichfalls nachgelassenen Werke seiner Feder Entwürfe zu Abendandachten geboten, die er für die jungen Theologen des wittenberger Predigerseminars, dessen Director er damals war, gehalten hat. Sind es auch keine ausgeführten Predigten, so fallen diese Entwürfe doch wol unter den gleichen Gesichtspunkt der Beurtheilung, den Rothe in der „Geschichte der Predigt" angenommen hatte, und da müssen wir zuerst hervorheben, daß sie hinter dem dort aufgestellten Ideal der Predigt ein wenig zurückbleiben, daß man jedoch, wenn man sich auf den Boden thatsächlicher Verhältnisse stellt und Ort, Zeit und Zweck dieser Entwürfe berücksichtigt, die außerordentliche homiletische Gewandtheit und eindringende Schriftkenntniß, die Vielseitigkeit der Textanwendung und den Reichthum der eingestreuten Gedanken rühmend anerkennen muß; von einem so bedeutenden Theologen, wie Rothe es war, konnte das auch nicht anders erwartet werden. Auf Einzelnes näher einzugehen, gestattet uns die fachwissenschaftliche und fachtechnische Haltung des Buchs nicht. Wie sehr dasselbe übrigens in den betreffenden Kreisen Anerkennung gefunden hat, beweist der Umstand, daß bereits eine zweite Auflage nöthig wurde.

3. Die Theologie des Neuen Testaments. Ein Handbuch für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Von J. J. van Oosterzee. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, Heinsius. 1886. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Dieses Buch hat einen namhaften holländischen Theologen, den 1882 in Wiesbaden verstorbenen utrechter Professor J. J. van Oosterzee zum Verfasser. Unter der Theologie des Neuen Testaments versteht man die zusammenhängende Darstellung desjenigen, was das Neue Testament über Gott und göttliche Dinge lehrt. Im Jahre 1867 in erster Auflage erschienen, würdigt die Schrift nicht hinreichend die Ergebnisse der neuesten Bibelforschung; schwerwiegende Fragen, z. B. die über die Urheberschaft

des vierten Evangeliums, werden ein wenig leicht behandelt; Abweichungen in der Lehre Jesu und der Apostel oder der Apostel untereinander werden in einer sogenannten höhern Einheit zusammengefaßt, die jedoch die Unterschiede nicht immer ausgleicht. Für den angehenden Theologen auch so noch ein sehr nützliches Buch, wird es dem fortgeschrittenen nicht durchgehends genügen. Gleichwol hat es manches Ansprechende, denn Oosterzee gehörte zu den Theologen, die weniger Gewicht auf orthodoxes System als auf persönliches Handeln legen. Im übrigen hat seine Schrift, die hier nach der zweiten holländischen Ausgabe deutsch erscheint, schon ihren Lauf um die Welt gemacht, denn sie hat nicht blos in England und Amerika, sondern auch in Japan einen Uebersetzer gefunden.

4. Staat und Kirche. Von W. E. Knitschky. Rostock, Werther. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Der Einfluß der Religion auf das Recht und den Staat. Von G. Maaß. Gütersloh, Bertelsmann. 1886. Gr. 8. 5 M.

Es sind verwandte Gegenstände, mit denen es die genannten beiden Schriften zu thun haben, deshalb haben wir sie auch zur Besprechung zusammengestellt. Wenn wir vorläufig von ihrem Inhalt absehen und lediglich die Schreibweise ins Auge fassen, so finden wir in dem Buch „Staat und Kirche" von W. E. Knitschky (Nr. 4) das Werk eines juristisch geschulten Verstandes, der, sich auf den Boden praktischer Verhältnisse stellend, von concreten Positionen ausgehend, klare Ziele vor Augen hat, die er in energischem Gedankengange verfolgt. Das Buch „Der Einfluß der Religion auf das Recht und den Staat" von G. Maaß (Nr. 5) hat einen unverkennbaren Zug zur Tiefe; aber der Verfasser erschwert dem Leser die Lektüre insofern, als er alles ab ovo beginnt, zu Abschweifungen geneigt ist, Polemik zur Rechten und zur Linken einstreut und ihn so der Gefahr aussetzt, den Faden zu verlieren.

Wir irren wol nicht, wenn wir das Buch von Knitschky für eine Frucht des vielbesprochenen Culturkampfes halten. Es handelt sich um die Frage, wie sich die beiden Lebensordnungen des Staats und der Kirche zueinander stellen sollen. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste, historisch-kritisch, alle bisjetzt in die Erscheinung getretenen Gestaltungen des Verhältnisses von Staat und Kirche bespricht, bis in der zweiten Abtheilung diejenige Gestaltung genannt wird, die nach Lage der Dinge als die angemessenste erscheint. Es gibt zwei Grundformen dieses Verhältnisses, die einander gegenüberstehen, Staatskirchenthum und Theokratie, von denen das erstere ein Aufgehen der religiösen Lebensordnung in den Staat bedeutet, während bei der andern der umgekehrte Fall stattfindet. Beide gehören jedoch in ihren ausgeprägtesten Formen der Vergangenheit an und werden nur flüchtig erwähnt. Sehr bald befindet sich der Verfasser in der Gegenwart und auf dem Boden vaterländischer Verhältnisse, und hier begegnet er zwei vermittelnden Anschauungen, mit denen er sich auseinanderzusetzen hat: das sind nämlich die Lehre vom christlichen Staat und die vom Rechtsstaat. Beide sind jedoch nach seiner Kritik nicht geeignet, Staat und Kirche unter den dermaligen Verhältnissen in ein solches Einvernehmen zu bringen, daß die berechtigten Interessen beider gewahrt bleiben. Somit bleibt nichts übrig, als die Forderung der Trennung von Staat und Kirche auszusprechen. Dieselbe braucht jedoch nicht nach nordamerikanischem Muster durchgeführt zu werden. Es kommt vielmehr darauf an, bei den einzelnen kirchlichen Angelegenheiten, an deren Ordnung auch der Staat ein Interesse hat, festzustellen, wie weit der Einfluß der bürgerlichen Gewalt gehen soll. Solcher Gegenstände nennt er, mit Ausschluß der Ehe und des Ordenswesens, vier, nämlich zuerst die Glaubenslehre, die das eigenste Gebiet der Kirche ist, das vom Staate nicht beeinflußt werden soll, die Verfassung und Verwaltung der Kirche, die Auswahl und Anstellung der Geistlichen und endlich die Schulen und Universitäten. Dem Verfasser ist es Ernst damit, einen dauernden Frieden zu stiften, und er bezeigt insbesondere der katholischen Kirche ein möglichst weitgehendes Entgegenkommen, so z. B. wenn er fordert, der Staat solle lieber den Vorwurf des Canossaganges auf sich nehmen, als daß er sein Einspruchsrecht bei der Anstellung der Geistlichen in einer Weise geltend mache, auf welche die katholische Kirche einzugehen sich weigern würde: eine Nachgiebigkeit, in der wir ihm nicht zu folgen vermögen.

Hat die Schrift von Knitschky ein praktisches Ziel im Auge, die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, so geht das Buch von G. Maaß auf den Ursprung der Dinge zurück und sucht den Einfluß nachzuweisen, den die Religion bei der Bildung des Rechts und des Staats geübt habe. Es verfolgt dabei den an sich ganz richtigen Gedanken, daß jedes Ding sich seinem Ursprunge gemäß weiter entwickeln müsse; nur wird zu erwägen sein, an welcher Stelle der Religion ihr bestimmender Einfluß und ihre bleibende Wirkung zu suchen sei, da man doch auch hier, wie überall, zwischen Kern und Schale unterscheiden muß. Und zum andern fragt es sich, ob denn wirklich Recht und Staat in dem Maße auf die Religion gegründet sind, wie der Verfasser es annimmt. Die Sache wird eben mehr angenommen oder philosophisch deducirt, als historisch nachgewiesen. Im Laufe der Deductionen treten zuweilen Ansichten und Gedanken zu Tage, welche Verwunderung erregen, so z. B. wenn das Recht der freien Meinungsäußerung in Wort und Schrift aus der Trinität hergeleitet wird.

6. Moderne Versuche eines Religionsersatzes. Ein philosophischer Essay von H. Druskowitz. Heidelberg, G. Weiß. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wir wollen die Männer, deren Versuche, an die Stelle der Religion in ihrer gegenwärtigen Gestalt etwas Vollkommneres zu setzen, hier einer kritischen Prüfung unterzogen werden, sogleich nennen: es sind der Franzose Auguste Comte, dem sich im wesentlichen der Engländer J. St. Mill anschließt, bei uns in Deutschland Ludwig Feuerbach, der Schweizer Friedrich Nietzsche, der hier eine satirische

Beurtheilung erfährt und von dem unter anderm gesagt wird, er sei von Schopenhauer in einer geradezu unangenehmen Weise befangen gewesen, Julius Duboc (der Optimismus als Weltanschauung), Eduard Dühring (Ersatz der Religion durch Vollkommneres und Ausscheidung alles Judenthums aus dem modernen Völkergeist), und endlich der Amerikaner William Mackintire Salter mit seinem Buche „Die Religion der Moral", wobei auch noch Dr. Löwenthal, Eduard Reich und Albert Lange, der Geschichtschreiber des Materialismus, eine kürzere Erwähnung finden. Alle diese Männer gehen von der Voraussetzung aus, daß das Christenthum bei den ersten modernen Culturvölkern mehr und mehr seine Macht über die Gemüther verliere, und daß ihnen demnach ein neuer und zuverlässigerer Gegenstand ihres höchsten Vertrauens und Strebens geboten werden müsse. Mag man an Comte's Menschheits- oder an Feuerbach's Liebesreligion oder an Dühring's „Lebensführung" denken: die meisten dieser Systeme zeigen eine socialistische Färbung. Wie interessant indeß auch die Bekanntschaft mit ihnen sein mag, wir dürfen hier nicht eingehender bei ihnen verweilen. Nachdem man der Reihe nach von ihnen Kenntniß genommen hat, legt man das Buch ein wenig unbefriedigt zur Seite. Man sagt sich, die Aufgabe dieses Essays bestehe allerdings nur in einer Kritik jener Versuche, aber man erwartet dennoch einige positive Vorschläge oder eingehendere Andeutungen über das zu erwartende Neue. Die Verfasserin — denn wir glauben zu wissen, daß Dr. H. Druskowitz eine Dame ist, und führen dies als ein nicht zu übergehendes Moment in der Beurtheilung des Buchs ausdrücklich an — rechtfertigt denn auch den Wunsch des Lesers in einigem Maße. Sie meint, daß es mit der bloßen Negation der Religion nicht gethan sei, und nennt den Atheismus eine der unerfreulichsten Erscheinungen; sie findet in den vorgeführten Systemen, die sie mit einer Schärfe des Denkens bespricht, wie man sie bei einer weiblichen Feder wol selten findet und die man nicht genug anerkennen kann, bedeutsame Elemente des Religionsersatzes, aber sie gesteht selbst zu, daß diese verstreuten Bestandtheile noch nicht durch eine kühne Combination zu einem machtvollen Ganzen vereinigt sind. So wollen wir wenigstens die Bedingungen nennen, durch deren unerläßliche Erfüllung sie dieses Ziel für erreichbar hält. Sie schließt sich im wesentlichen Albert Lange an, dessen Worte deshalb zum Schluß hier einen Platz finden mögen: „Wenn ein Neues aus dem Alten werden soll, müssen sich zwei große Dinge vereinigen: eine weltentflammende ethische Idee und eine sociale Leistung, welche mächtig genug ist, die niedergedrückten Klassen eine große Stufe emporzuheben." Die Stelle spricht ein Postulat aus, bietet aber selbst noch keine inhaltliche Leistung.

7. Die Bestimmung des Menschen. Ein Mahnruf zur Wiedererweckung idealen Strebens. Von Norbert Grabowsky. Berlin, C. Duncker. 1886. 8. 1 M. 20 Pf.

Welches ist die Bestimmung des Menschen, wie sie hier verstanden wird? Die Selbsterkenntniß und Selbstveredlung. Damit haben wir sogleich den Standpunkt des Verfassers und den Charakter seiner Betrachtungen gekennzeichnet. Wir finden in dem Verfasser eine Art von philosophischem Eremiten, der sich von der Welt zurückgezogen und aus der Einsamkeit heraus das Lob der Philosophie verkündigt. Seine philosophische Weltanschauung oder vielmehr Denkweise ist die des Panentheismus (es ist alles in Gott), von der er sagt, daß sie gegenwärtig immer mehr an Ausdehnung gewinne. Danach ist er Theist und Pantheist zugleich, insofern er alles als göttlich auffaßt und doch einen höchsten, persönlichen Gott anerkennt. Dem Philosophen von Fach meint er mit der Besprechung der Allgemeinvorstellungen von Zeit und Raum, der Allgemeinbegriffe von Ursächlichkeit und Ungleichheit u. s. w. Neues gebracht zu haben. Obwol er sich selber zu keiner bestimmten Religion bekennt, trifft seine Philosophie doch vielfach mit den Aussagen der Religion zusammen, weshalb sein Buch auch sehr wohl einen Platz unter der Rubrik religiöser Schriften finden kann. Es ist immerhin ein edler Idealismus, der sich in diesen Blättern kundgibt, die ihrerseits wieder der Aufgabe entsprechen, ein Mahnruf zur Wiedererweckung idealen Strebens zu sein.

Damit ist nicht gesagt, daß wir jede Aeußerung des Verfassers unterschreiben. Die Lust am Schematisiren veranlaßt ihn zu mancher Aufstellung, gegen die wir Bedenken hegen. Z. B.: „Das Erkennen der Naturgesetze heißt Wissen, das Erkennen der Vernunftgesetze Gewissen." Unter Gewissen versteht man niemals blos das objective Erkennen einer Sache, sondern stets unsere entweder ablehnende oder sympathisirende Haltung dazu. Recht aber hat er, wenn er neben dem sittlichen auch noch ein intellectuelles und ästhetisches Gewissen annimmt, wie es neben dem Guten auch noch ein Wahres und Schönes gibt. Eine andere Aeußerung: „Ist Genie dasselbe wie Charakter? Gewiß. In beider Wesen liegt das Gemeinsame, daß sie sich ausschließlich Einem Ziele ergeben. Der ganze Mensch geht in seinem Zwecke auf, das ist Genie und zugleich Charakter." Das ist ungefähr dasselbe, als wenn man sagt: Genie ist Fleiß. Aber damit ist die Sache noch keineswegs erschöpft. Wir führen diese Stelle hauptsächlich deshalb an, weil für das Wesen des Genies, namentlich auch in seinem Unterschied vom Talent, die entscheidende Formel noch nicht gefunden ist.

An einer andern Stelle heißt es:

> Je mehr ein Charakter sich der Außenwelt hingebt und sie seinen besondern Zwecken dienstbar macht, desto mehr muß er nothwendigerweise die Freiheit anderer Wesen beschränken. Und alle Beschränkung der Freiheit anderer ist unsittlich. Sittlich also oder edel wird erst der Charakter, wenn er sich möglichst in seinen eigenen Geist zurückzieht.

Ist das richtig? Wir meinen nicht. Die Sittlichkeit kommt gerade im Verkehr mit andern zur Geltung, wenn wir auch natürlich Pflichten gegen uns selber nicht leugnen. Für den Geist des Buchs spricht auch folgende Stelle:

Wer die Einsamkeit lieben gelernt hat, der ist reif für das einseitige Leben. Denn dort gibt es im wesentlichen nur Einsamkeit, wie es im wesentlichen hier nur Geselligkeit gibt.

8. Religionsphilosophie auf modern-wissenschaftlicher Grundlage. Mit einem Vorwort von Julius Baumann. Leipzig, Veit u. Comp. 1886. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Wir wollen zuerst die modern-wissenschaftliche Grundlage anführen, auf der diese Religionsphilosophie aufgebaut ist. Der ungenannte verstorbene Verfasser, dessen Werk Professor Julius Baumann in Göttingen mit einem Vorwort begleitet hat, in welchem dieser sich jedoch nicht durchaus zu dem Inhalt des Buchs bekennt, führt aus: Nach der neuern Philosophie kennen wir niemals die Dinge unmittelbar, sondern blos unsere Gedanken von den Dingen; was wir denken, ist zunächst subjective Vorstellung in uns; einiges von diesen Gedanken aber sind wir genöthigt als objectiv anzuerkennen, nämlich in unserm Denken, anderes aber, was sich uns als objectiv oder gleichsam als überobjectiv darstellt, sind wir nicht im Stande so festzuhalten. Zu dem, was sich nicht als objectiv behaupten läßt, gehören die religiösen Vorstellungen. Dieselben sind ein Erzeugniß unserer physiologisch-psychologischen Bestimmtheit, wir denken, wie wir geartet sind; dasjenige aber in uns, was uns treibt, jene Vorstellungen zu bilden, ist vor allem die Phantasie. Der Mensch ist nach Ausweis der Geschichte und der Art, wie jedes Kind geboren wird und sich entwickelt, überwiegend weder ein sinnliches noch ein vernünftiges, sondern ein phantasirendes Wesen, d. h. er bildet Vorstellungen auf Anlaß der Empfindungen, aber jene verhalten sich meist zu diesen wie Illusion und Hallucination. Vernunft hat er in dem formalen Sinne, daß er letzte Principien setzt, aber diese denkt er überwiegend in der Weise der Phantasie, sie stimmen nicht mit der genauen Wahrnehmung überein. Stillung des Hungers und Beschäftigung der Einbildungskraft ist nach einem Wort Disraeli's das, was die Menschheit immer will. Als ein zweites Moment kommt noch hinzu, daß bei der Bildung der religiösen Vorstellungen gewisse in unserer Seele liegende Kräfte mitwirken, die sonst nicht in unser gewöhnliches Ich eintreten. Unser bewußtes inhaltliches Ich ist nur ein geringer Ausdruck der geistleiblichen Kräfte in uns. Gleichzeitig mit demselben und im Anschluß an dasselbe oder in Contrast zu demselben kommen uns die meisten Kräfte unsers geistleiblichen Organismus, unter Anregung desselben durch die Außenwelt, zum Bewußtsein als eine höhere Welt neben, über, um, unter uns, kurz in religiöser Form. Gewissensgebote, Vernunftgebote, alle Göttererscheinungen der Heiden, die Visionen Gottes und der Heiligen bei Christen sind ebenso viele Beweise von psychischen Kräften im Menschen, die nicht sein gewöhnliches Ich ausmachen und welche daher dieses gewöhnliche Ich sich als über ihm seiend vorstellt.

Diese Sätze des Buchs werden uns einigermaßen mit dem Standpunkte des Verfassers bekannt machen. Wenn er sich in seinen Ansichten vielfach mit Feuerbach's anthropologischer Auffassung der Religion berührt, so geht er doch weit über ihn hinaus; denn nach der Religionsphilosophie, die er uns hier bietet, sind die Aussagen der Religion ganz wesentlich durch Nerventhätigkeit und Muskelkraft bedingt, und als ein letztes Princip der Welterklärung, wie Plato und Aristoteles, Kant und Lotze gewollt haben, kann jetzt das höhere geistige Leben nicht mehr gelten.

Mit dem gefundenen Erklärungsprincip werden nun zuerst die außerchristlichen Religionen und zuletzt das Christenthum selbst beleuchtet. Wir wollen indeß fragen: welchen Nutzen gewährt die so aufgefaßte, durchaus subjective Religion? Auch nur einen subjectiven.

Wenn jemand durch blaue Farbe seines Zimmers besonders angeregt wird zur Thätigkeit oder zum Denken, so soll er sich dieser Anregung hingeben; und wenn jemand durch die Vorstellung, ein Schutzgeist helfe ihm oder ein Gott wache über ihn, besonders getröstet und gestärkt wird, so soll er sich derselben nicht entziehen.

Professor Baumann erwähnt über den Verfasser, daß er Religion praktisch geschätzt und sich in seiner Haltung durchaus religiös-protestantisch gezeigt habe, nicht gerade hervortretend damit, aber auch sich nicht zurückziehend oder ablehnend. In Indien, so fügt er hinzu, sei eine solche Doppeltheit der praktisch-unmittelbaren und der theoretisch-reflectirenden Stellung des Menschen zur Religion nicht unerhört, bei uns habe sie zur Zeit noch etwas Befremdendes.

Bei unserer diesmaligen Besprechung religiöser Schriften haben wir auch noch eines poetischen Werks zu gedenken, das bereits die zweite Auflage erlebt hat, dessen erstes Erscheinen jedoch unserer Kenntnißnahme entgangen ist. Es wählt sich zum Vorwurf einen der höchsten Gegenstände, an den die gestaltende Kunst immer nur nach ernstester Sammlung herangetreten ist, und heißt:

9. Jesus Christus. Erzählendes Gedicht in dreißig Gesängen von Ferdinand Blanc. Zweite neu durchgearbeitete Auflage. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 1886. 8. 4 M.

Es mag gewagt erscheinen, in unserer Zeit nochmals an Klopstock anzuknüpfen und eine Messiade in Hexametern zu bieten. Das wahrhafte Talent darf indeß den Versuch immerhin wagen, nur wird es die Fehler der Klopstock'schen Muse vermeiden, ihre poetischen Tugenden aber in einem neuen Gewande uns vorführen müssen. Diese Forderung ist hier jedoch keineswegs durchgängig erfüllt. Mit dem Klopstock'schen Gedicht theilt es vor allen Dingen den Mangel einer Charakterentwickelung, überhaupt den Mangel fester und klarer Umrisse. Seine beste Seite ist in der epischen Detailmalerei zu suchen — der Markt zu Kapernaum mit all den Dingen, die hier zum Kauf und Verkauf kommen, bietet ein ganz anmuthendes Bild poetischer Schilderei. Der Hauptfehler des Gedichts besteht jedoch darin, daß es den weltgeschichtlich tragischen Stoff allzu sehr zur Idylle verflacht und die letztere mit Sentimentalitäten und Trivialitäten reichlich ausstattet.

Wir wollen einige Proben zum Beleg des Gesagten geben. Als Jesus seine ersten Jünger gewählt hat und mit ihnen zur Hochzeit nach Kana kommt, findet er hier die Angehörigen seiner Familie bereits versammelt, und seine Schwestern, holdselige liebliche Mädchen, erröthen schüchtern bei dem Anblick der fremden jungen Männer, die sie in der Nähe des Bruders bemerken. Diese Prüderie ist überhaupt keine antike Eigenschaft. — Ein Bote aus Nazareth bringt Jesu Grüße von den Seinen, von der Mutter ein Packetchen; als er es in seinem Gemach öffnet, findet er freudig gerührt neue Kleider, Sandalen und Geld darin. — Nach dem Fischzug des Petrus lassen es sich die Jünger angelegen sein, die mächtige Beute auf dem Markt zu Kapernaum zu einem guten Preise loszuschlagen. Wie kann man daran denken, nachdem soeben das Wort gefallen war: du wirst von nun an Menschen fangen! — Jesus erscheint allzu sehr in Gestalt eines braven Rationalisten aus der Schule des vorigen Jahrhunderts, so z. B. wenn der Dichter ihn sagen läßt:

> Frei muß werden das Volk und erfüllt mit dem heiligen Geiste
> Lauterer Gottesbegriffe und reinerer Gottesverehrung —

oder wenn es von ihm heißt: „er schöpfte Kraft im Gebet und im Genuß der reinen herrlichen Gottesnatur". — In der Nähe von Kana werden zwei wüthende Hunde sanft beim Erscheinen Jesu: einer der bessern Züge des Gedichts und doch nicht ohne einen Beigeschmack des Trivialen. Doch genug hiervon. Wer das Leben Jesu lesen will, findet es am einfachsten immer noch in den Evangelien selbst. Die christliche Literatur der Zeiten und Völker weist eine stattliche Reihe von poetischen Bearbeitungen des Lebens Jesu auf, aber noch gibt es keinen Dichter, der seinem Helden gerecht wird und auf der Höhe seines Gegenstandes steht.

Romane und Novellen.

1. Verknüpft und getrennt. Roman von Richard Freudenberg. Drei Bände. Berlin, Janke. 1886. 8. 10 M.
2. Doña Perfecta. Roman von Perez Galdos. Aus dem Spanischen von E. Reichel. Einzig autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1886. 8. 6 M.
3. Im Bruch. Eine Biographie von Heinrich Krzyzanowsky. Stuttgart, Spemann. 1885.
4. Mattias von Zwifalten. Erzählung von Charlotte von Schöler. Berlin, Luckhardt. 1885. 8. 5 M.

Richard Freudenberg, der Verfasser des dreibändigen Romans „Verknüpft und getrennt" (Nr. 1), ist eine literarische Erscheinung, welche unzweifelhaft vollen Anspruch auf Beachtung und Achtung hat. Wäre er statt mit dieser umfangreichen Romandichtung mit kleinern Novellen hervorgetreten, deren einfache und einheitliche, künstlerisch angeordnete und abgeschlossene Handlung ihm weder einen zügellosen Flug der Phantasie gestattet, noch eine mühsame und gequälte Wiedervereinigung der unmerklich in Verwirrung gerathenen Fäden nothwendig gemacht hätte, so würden seine Vorzüge sich jedenfalls noch freier und einleuchtender entfaltet haben, als es in dem viel zu weit gesteckten Rahmen des vorliegenden Werks der Fall sein konnte. Der große Roman setzt, abgesehen von den höhern Anforderungen, die er an die Darstellungsform und an die Vertiefung der Charaktere stellt, vor allem eine unbedingt sichere Herrschaft über die Technik einer complicirten Handlung und eine weise Oekonomie in der Verarbeitung der Materialien voraus, sodaß selbst bedeutende stilistische Vorzüge und psychologische Feinmalereien nicht im Stande sind, einem Werke, das in dieser Beziehung erhebliche Schwächen aufweist, die Theilnahme des Lesers zu gewinnen und zu erhalten.

Auch Freudenberg's Roman ist, wie leider so viele andere, unverkennbar aus dem Bestreben hervorgegangen, eine recht große Anzahl starker Effecte dergestalt aneinander zu reihen, daß beim Zerschneiden des Werks in beliebig kleine Fortsetzungen auf jede derselben noch eine spannende oder aufregende, eine rührende oder erheiternde Scene kommt. Wäre es möglich, neben diesem Gesichtspunkte auch den einer künstlerisch geschlossenen Entwickelung und Lösung festzuhalten, so würde allerdings ein Meisterwerk entstehen, das allen Ansprüchen der ästhetischen Kritik auf das vollkommenste gerecht wird. Aber die Erfahrung lehrt, daß sich der Beifall der Journalleser und des Leihbibliothekenpublikums nur auf Kosten der Anerkennung jener Leser gewinnen läßt, welche in einer Dichtung nicht nur ein flüchtiges Zerstreuungsmittel, sondern auch ein harmonisch wirkendes Kunstwerk sehen wollen. Weil er fürchtete, durch eine sorgfältig angelegte und fein ausgemalte Entwickelung den ersten Kapiteln seines Romans die vom Publikum und vom Journalredacteur geforderte athemlose Spannung zu nehmen, hat Freudenberg eine Unzahl von Personen eingeführt, die im ersten Bande des Werks in jedem Augenblick, wenn ihm die Befürchtung kommt, nicht mehr „packend" genug zu sein, ein bequemes Ueberspringen auf einen andern Schauplatz und in eine veränderte Situation gestatten. Daß er es dabei doch verstanden hat, den meisten seiner Figuren trotz der durch solche Behandlung bedingten Flüchtigkeit der Skizzirung einen ausgeprägten und glaubhaften Charakter zu geben, ist ein erfreulicher Beweis für sein Talent, das sicherlich viel Bedeutenderes schaffen wird, sobald es sich von dem Druck gewisser äußerer Einflüsse frei gemacht hat. Unvermeidlich aber war bei dieser Art der Exposition die während des ganzen ersten Bandes zu Tage tretende Unruhe und Zerfahrenheit. Kein einziger Charakter tritt aus der von Kapitel zu Kapitel wachsenden Masse der Figuren genugsam hervor, um das Herzensinteresse des Lesers zu

fesseln; die hübschen kleinen Episoden, welche hier und da eingestreut sind, gleiten infolge dessen zumeist eindruckslos vorüber, und die Unzahl der angesponnenen Fäden bringt zuweilen sogar eine bedenkliche Unklarheit in das ganze Gewebe der mannichfach ineinander greifenden oder nebeneinander herlaufenden Handlungen. Der Roman spielt auf englischem Boden, und dieser rein äußerliche Umstand läßt die Schule, welche den Autor gebildet hat, noch unzweifelhafter erkennen. Es ist die Schule des großen Dickens gewesen; aber gerade in diesem ersten Bande beschränkt sich die Nachahmung lediglich auf die Manier des unübertroffenen englischen Romaneiers, ohne zugleich von einem Hauch seines köstlichen Geistes durchweht zu sein. Daß Freudenberg's Fähigkeiten wirklich um ein Beträchtliches über die bloße Aneignung gewisser Aeußerlichkeiten in der Darstellungsweise hinausgehen, dafür liefert er den Beweis erst in einem Theil des zweiten Bandes, welcher denn nicht nur als der gelungenste des ganzen Romans, sondern auch als die unverkennbare Bethätigung eines, wenn nicht starken und ursprünglichen, so doch feinen und liebenswürdigen Talents angesehen werden kann.

Die Beschreibung des Weihnachtsabends, den die jugendlichen Geschwister Jim und Polly miteinander und mit ihren gutmüthigen Nachbarn von der londoner Polizei feiern, ist ein kleines Cabinetsstückchen hübscher Detailmalerei, der es auch nicht an einem Funken Dickens'schen Humors fehlt. Anschaulich und plastisch ist die Schilderung des Straßentreibens der sattsam bekannten Heilsarmee, wenngleich beide Abschnitte mit der eigentlichen Haupthandlung des Romans nur in einem sehr losen Zusammenhange stehen. Was diese selbst anbetrifft, so darf die in den zweiten Band fallende Darstellung des schwindelhaften Treibens der Gaunerfirma Schwarzkopf u. Comp., der anfregenden Flucht der beiden Geschäftsinhaber und ihrer endlichen Ueberlistung durch einen zu diesem Zweck von London aus in der Maske eines Stewarts auf dem nämlichen Schiff mitfahrenden Geheimpolizisten, als der bestangelegte und durchgeführte Theil der ganzen Fabel bezeichnet werden, obwol es dafür, daß die Verhaftung erst in Panama erfolgen soll, an jeder einigermaßen glaubwürdigen Erklärung fehlt. Gerade der zweite Band mit seinen wohlthuenden Ruhepunkten in dem rastlosen und gewaltsamen Vorwärtsdrängen der verschiedenen Handlungen muß den Leser zu der Ueberzeugung bringen, daß der Verfasser innerhalb engerer und schärfer gezogener Grenzen ungleich Besseres geleistet haben würde, als mit dieser umfangreichen, nach mehr als einer Richtung hin über sein Vermögen gehenden Arbeit. An dem dritten und letzten Bande des Romans rächen sich dann alle Sünden des ersten. Die infolge der zerfahrenen Exposition nach allen Seiten hin auseinander geflatterte Handlung soll wieder zusammengefaßt und in ein gemeinsames Bett geleitet werden; die Phantasie des Verfassers soll von dem gar zu kühnen Fluge, den sie vorher mehr als einmal versucht, zu einer leidlich glaubwürdigen Wirklichkeit zurückkehren, und all die Menschenschicksale, für die er uns um der alsbaldigen Wirkung willen im ersten Bande zu interessiren suchte, sollen nun zu einem die Theilnahme des Lesers befriedigenden Abschluß gebracht werden. Das ist eine Aufgabe, von deren Unlösbarkeit wir schon nach der Lektüre des ersten Bandes überzeugt sein mußten, und an der denn auch all der vom Verfasser aufgewandte Scharfsinn zu Schanden wird. Um die zahlreichen auffallenden Verstöße gegen innere und äußere Wahrscheinlichkeit einigermaßen zu verschleiern, kleidet Freudenberg den letzten Theil seines Romans in die Form der abenteuerlichsten und phantastischsten Ereignisse und gibt ihm einen Hintergrund, der jede Controle auf Glaubwürdigkeit des Erzählten ausschließen soll. Dieser Hintergrund ist der Guerillakrieg zwischen Chile und Peru, und auf dem Schauplatz dieses Kriegs, der vielfach recht anschaulich geschildert wird, müssen sich nun die Helden und Heldinnen des Romans, deren Zahl dank der unkünstlerischen Anlage eine erstaunlich große ist, recht und schlecht wieder zusammenfinden. Hier hört dann auch vielfach die Möglichkeit auf, den Maßstab einer ernsthaften Kritik anzulegen, und mit einer Empfindung herzlichen Bedauerns legt man ein Buch aus der Hand, dessen Verfasser uns zuletzt doch nur den Beweis geliefert hat, zu welcher Flachheit und Bedeutungslosigkeit auch ein schönes Talent herabgedrückt werden kann, wenn es gezwungen ist, sich den Forderungen der Buchhändlerspeculation unterzuordnen.

Um wie viel harmonischer wirkt nicht trotz seines in hohem Grade unerquicklichen Stoffs der zweibändige Roman „Doña Perfecta" von Perez Galdes (Nr. 2), den uns E. Reichel mit lobenswerther Anmuth und Feinheit aus dem Spanischen übersetzt hat! Statt der vielfach neben- und durcheinander laufenden Fäden mehrerer gleichwerthiger Handlungen haben wir es hier nur mit einer einzigen zu thun, die noch dazu in ihrem äußern Verlauf so einfach ist, daß sich ihr Kern in wenigen Zeilen zusammenfassen läßt.

Der Wegebaumeister Don José de Rey, ein junger, gründlich gebildeter, liebenswürdiger und aufgeklärter Mann, kommt auf den Wunsch seines Vaters aus der spanischen Hauptstadt nach Orbajoh, einem elenden Landstädtchen in einer der trostlosesten Provinzen der Iberischen Halbinsel, um dort seine Cousine Rosario, die Tochter der Donna Perfecta, zum Zweck einer etwaigen spätern Heirath kennen zu lernen. Donna Perfecta ist diesem, von José's Vater entworfenen Heirathsplan scheinbar geneigt, weil sie ihrem Bruder für erwiesene Dienste zu großem Dank verpflichtet ist; im Grunde ihres Herzens aber wünscht sie nichts weniger als eine Vereinigung ihrer in frommem Kinderglauben erzogenen Tochter mit dem weit gereisten und von modernem Geiste erfüllten Neffen, der in ihren Augen von vornherein für einen Spötter und Atheisten gilt, so wenig er auch in Wirklichkeit von einem solchen an sich hat. Das Unglück will, daß die beiden jungen Leute sofort eine lebhafte Neigung zueinander

fassen, denn nun sieht sich Donna Perfecta und ihre Umgebung genöthigt, eine ganze Reihe mit feinster Schlauheit und giftigster Tücke ersonnener Intriguen anzuzetteln, um bei Aufrechterhaltung des Scheins einer liebevollen Zustimmung das Zustandekommen der Verbindung zu hindern. Die Seele dieses abscheulichen Getriebes, für welches ja die starre Unduldsamkeit der strenggläubigen Katholikin das Ausschlag gebende Motiv bildet, ist ein Geistlicher, der Pönitentiarius Don Inocencio, und mit wahrhaft bewunderungswürdigem Geschick entwickelt nun der Verfasser vor unsern Augen aus anscheinend ganz harmlosen Anfängen, welche über die kleinen Neckereien einer geistreichen, flüchtigen Conversation nicht hinausgehen, einen Conflict von erschütternder Tragik, der mit dem Untergange des bejammernswerthen Liebespaares endet. Seine Darstellung, welche in ihrer schlichten Knappheit überall den Eindruck einer durchaus realistischen Treue und innern Wahrhaftigkeit hervorbringt, lehrt uns, daß in dem modernen Spanien noch ein gutes Stück jenes finstern mittelalterlichen Geistes lebt, welcher einst die heilige Inquisition gerade auf diesem Boden zu so furchtbarer Macht und Blüte gelangen ließ. Der religiöse Fanatismus und die pfäffische Herrschbegierde zeigen sich hier um so gefährlicher, weil sie durch die Fortschritte der Gesittung und Cultur genöthigt sind, andere Formen anzunehmen und auf versteckten Schleichwegen mit maskirtem Gesicht zu erstreben, was sie früher ganz offen und mit brutaler Gewalt erreichen konnten. Gleichzeitig fallen grelle Streiflichter auf die allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Zustände Spaniens und lassen uns dieselben in ihrer ganzen unheilvollen und hoffnungslosen Zerfahrenheit und Corruption erkennen, wie denn überhaupt der Roman als Culturbild eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hat. Daß dieses Bild so wenig schmeichelhaft für seine Landsleute ausgefallen, ist sicherlich nicht die Schuld des Verfassers, der vielfach ganz unverkennbar aus eigenster persönlicher Erfahrung geschöpft hat. Wenn ein Spanier selbst den Charakter seiner Nation so darstellt und beurtheilt, wie es hier geschieht, so ist es wahrlich begreiflich genug, daß derselbe für uns sehr wenig Anmuthendes hat. Nehmen doch selbst die Aeußerungen kleinstädtischer Engherzigkeit und Beschränktheit, wie sie bei andern Nationen in meist recht harmlosen Formen zu Tage zu treten pflegen, hier sogleich eine unheimlich finstere Gestalt an, für welche uns jegliches Verständniß fehlt, und die wir für leeres Phantasiegebilde halten würden, wenn nicht, wie schon gesagt, die Darstellung Perez Galdos' in allen Stücken so vollständig den Stempel der Wahrhaftigkeit trüge. Daß Don José im Beginn einer revolutionären Bewegung, wie sie in den einzelnen Provinzen Spaniens zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen gehört, von einem Werkzeug seiner Tante und des Don Inocencio meuchlings niedergeschossen wird, und daß die arme Rosario infolge der seelischen Folterqualen, denen man sie monatelang unterworfen hat, einer schrecklichen Erbkrankheit ihrer Familie, unheilbarem Wahnsinn anheimfällt, ist allerdings ein Ausgang, der nicht gerade mit Naturnothwendigkeit den äußern Abschluß des ergreifenden Conflicts hätte bilden müssen, aber so wenig er auch vielleicht dem Bedürfniß des Durchschnittslesers nach wohlthuender Lösung entspricht, so ist doch die künstlerische Absicht des Verfassers vollkommen zu verstehen, welcher einen in seinen Principien unversöhnlichen Gegensatz auch in dem von ihm geschilderten einzelnen Fall unversöhnt und ungelöst ausklingen lassen wollte. Lediglich in seiner Eigenschaft als Kunstwerk betrachtet, ist auch dieser Roman nicht ganz frei von Mängeln. Namentlich die allzu passive Rolle, zu welcher die schöne Rosario, die Tochter der Donna Perfecta, verurtheilt ist, macht sich als eine empfindliche Schwäche der Dichtung geltend, da die Farblosigkeit und die flüchtige Skizzirung dieser sehr wesentlichen Gestalt nothwendig auch die Theilnahme des Lesers für ihr Geschick störend beeinträchtigen muß.

Von bedeutender und wohlberechneter Wirkung ist dagegen die von der Uebersetzung gut wiedergegebene Darstellungsweise, welche das Unerfreuliche der Handlung durch einen ganz eigenartigen Humor zu mildern und zugleich die vom Verfasser so schonungslos geführten Geiselhiebe durch den feinen Ton einer geistvollen Satire zu verschärfen weiß. Unsere eigene Literatur ist nicht so reich an Werken ähnlicher Art, daß nicht die Uebersetzung von „Doña Perfecta" als ein recht verdienstliches Unternehmen anzusehen wäre.

Ungleich anspruchsloser tritt Heinrich Krzyzanowsky mit seinem Roman „Im Bruch" (Nr. 3), den er als eine Biographie bezeichnet, vor den Leser. Wie der Titel selbst das einzige Unklare und Unverständliche an dem ganzen Buche ist, so könnte man auch über jene Gattungsbezeichnung mit dem Autor rechten. Wollte man sie ernsthaft nehmen, so müßte man ja von vornherein einen ganz andern Maßstab der Beurtheilung anlegen. Der Romanschriftsteller, der sich seinen Helden und dessen Lebensschicksale selber schafft, ist an bestimmte künstlerische Gesetze gebunden und trägt vor der Kritik die Verantwortung für jeden Verstoß gegen dieselben. Der Biograph aber hat mit gegebenen Thatsachen zu rechnen, und der fundamentale Unterschied zwischen seiner Aufgabe und derjenigen des Romanciers besteht darin, daß er aus den Handlungen und Schicksalen seines Helden den Charakter desselben zu construiren hat, während dieser gerade umgekehrt verfahren, d. h. aus einem Zusammen- und Aufeinanderwirken feststehender Charaktere eine denselben streng angemessene Handlung entwickeln muß. Man könnte annehmen, daß es in diesem Fall nur die von dem Verfasser gewählte, an und für sich keineswegs ungewöhnliche Romanform, ein Menschenleben von der Geburt bis zum Tode zu schildern, gewesen sei, welche ihn zu der Wahl der für eine erfundene Handlung entschieden unpassenden Bezeichnung veranlaßt hat, aber nach beendigter Lektüre fühlt man doch heraus, daß es wol vor allem die

Erkenntniß gewisser Schwächen seines Romans gewesen ist, welche den Autor von der üblichen Benennung Roman abhielt. Es ist eine Art von Kritik, die Krzyzanowsky an seinem eigenen Werke geübt hat, und der Leser kann sich derselben nur anschließen. Um für einen guten Roman gelten zu können, fehlt es der Dichtung eben an einer in sich geschlossenen, aus dem Aufeinanderwirken verschiedener Charaktere resultirenden Handlung, und der Verfasser hat vielmehr das Recht für sich in Anspruch genommen, den Charakter seines Helden aus einer Reihe willkürlich erfundener Geschehnisse so zu construiren, als wären ihm diese Thatsachen unabänderlich vorgezeichnet gewesen. Diese Anlage einer epischen Prosadichtung bietet unzweifelhaft für den Autor mancherlei Bequemlichkeiten, und es wäre recht bedenklich, wenn sie als ein willkommener Nothbehelf für erfindungsarme Novellisten allgemeiner zur Anwendung gelangte. Im vorliegenden Fall freilich darf man sich das Abweichen vom Herkömmlichen wol gefallen lassen, weil Krzyzanowsky nach einer andern Richtung hin Vorzüge entwickelt, die ihn vor dem Verdacht schützen, sich seine Sache vorsätzlich gar zu leicht gemacht zu haben. Die Charakterschilderung der einzigen Figur, bei welcher das Interesse des Lesers andauernd erhalten wird, ist so subtil und fein, wie sie nur immer von einem wirklichen Biographen verlangt werden könnte, und die Schilderung einzelner Situationen zeugt von einer so scharfen und liebevollen Beobachtung der Wirklichkeit, daß die freundlich warme Theilnahme, welche sie in dem Leser weckt, sehr wohl die Spannung ersetzen kann, die eine nach allen Gesetzen der Romantechnik aufgebaute Handlung erzeugen würde. Der Abschluß dieses einfachen, in Dunkel und Verborgenheit zurückgelegten Lebenslaufs, dem es ganz an großen Handlungen und weitgreifenden Ideen gefehlt hat und dessen Schicksale nicht ungewöhnlicher sind als jene Enttäuschungen und Leiden, von denen wir mit voller Gleichgültigkeit beinahe täglich die Menschen unserer nächsten Bekanntschaft heimgesucht sehen — dieses Ende, das dem allmählich verdüsterten und eingeschüchterten Charakter des schlichten Mannes so vollständig entspricht, es wirkt rührender und ergreifender als die mit künstlerischer Sorgfalt vorbereitete und wohlmotivirte Katastrophe manches mit großem technischen Apparat ausgerüsteten Romans. Die Kunst des Verfassers, der sich im ganzen Verlauf seiner Erzählung nur der einfachsten Mittel bedient, und der innere Wahrheit und äußere Wahrscheinlichkeit stets höher stellt als den Wunsch, interessant zu sein, hat hier einen schönen Erfolg erzielt; aber es wäre trotzdem zu wünschen, daß er in Zukunft auch bei dem Entwerfen der äußern Umrisse seiner vortrefflichen Charakterbilder auf alle jene Hülfsmittelchen verzichtete, die er getrost schwächern Talenten überlassen darf.

Die culturhistorische Erzählung „Mattias von Zwifalten" von Charlotte von Schöler (Nr. 4) ist von den vier zur Besprechung hier vorliegenden Romanen ohne Zweifel derjenige, welcher hinsichtlich der Anordnung des Stoffs, der Entwickelung und Lösung der Conflicte den strengen Forderungen der Aesthetik am meisten entspricht; sie darf sowol wegen der umsichtigen Anlage des Plans als auch wegen der zumeist recht wohl gewahrten Treue des historischen Hintergrundes als eine fleißige und achtungswerthe Arbeit bezeichnet werden. An einzelnen dichterischen Schönheiten aber ist ihm jedes der drei vorgenannten Werke überlegen. Die Verfasserin arbeitet mit Verständniß und weiblichem Taktgefühl; sie wägt die Wirkungen sorgfältig ab und weiß ihren modernen Figuren ein recht glaubhaftes mittelalterliches Mäntelchen umzuhängen; aber von einem höhern Schwunge der Phantasie, von einem die Dinge und Menschen scharf durchdringenden Geiste, von überraschenden stilistischen Feinheiten oder von einer kraftvollen Originalität in der Führung der Fabel ist nirgends etwas zu sehen und zu spüren. Wir haben es mit einer hübschen, glatten, doch eindruckslosen Erzählung zu thun, wie sie viele unserer gebildeten und federgewandten Damen zu schaffen vermögen, und die zum Ausdruck einer wärmern Anerkennung ebenso wenig wie zu einem ernsthaften Tadel Anlaß bietet. Sie ist ganz danach angethan, einem flüchtigen Unterhaltungsbedürfniß zu genügen, und darüber hinaus sind wol auch die Wünsche und Hoffnungen der Verfasserin kaum gegangen.

Wir lassen jetzt eine Reihe neuer Damennovellen folgen:

5. Fanfaro. Novelle von Stefanie Kayser. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1885. 8. 3 M.
6. Das Märchen vom Glück. Erzählung von W. B. Zell. Jena, Costenoble. 1885. 12. 4 M.
7. Liebeslegenden. Novellen von Amalia Crescenzia. Wien, Konegen. 1886. 8. 4 M.
8. Gesammelte Erzählungen von Malwida von Meysenbug. Zürich, Verlags-Magazin. 1885. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Kaum ein anderes Gebiet hat sich der weiblichen Erwerbsthätigkeit so vollständig und so mühelos erschlossen als dasjenige der Romanschriftstellerei, und auf keinem andern ist es ihr so leicht geworden, der durch die Arbeitskraft des Mannes bereiteten Concurrenz zu begegnen. Die Zahl der Frauen und Mädchen, welche sich durch Abfassung von Romanen und Novellen und durch sogenannte schriftstellerische Thätigkeit auf verwandten belletristischen Gebieten mehr oder weniger bequem ihren Lebensunterhalt gewinnen, ist nach Ausweis der Literaturkalender, die doch auf Vollständigkeit nach dieser Richtung hin keinen Anspruch machen dürfen, schon jetzt eine erstaunlich große, und man braucht mit den einschlägigen Verhältnissen nicht einmal sonderlich vertraut zu sein, um zu erkennen, daß sie noch in fortwährendem Steigen begriffen ist. Es wäre ja an und für sich mit Freuden zu begrüßen, daß auf diese Weise sehr viele den bessern Ständen angehörige Damen, welche sonst wahrscheinlich zu einer ungleich mühevollern Handarbeit greifen müßten, eine lohnende Erwerbsquelle gefunden haben, wenn nur nicht die Literatur selbst durch die Ueberflutung mit Damenromanen gar so empfindliche Schädigungen erlitte. Selbstverständlich darf man

die letztere Klage nicht etwa dahin deuten, als wären vor dem Aufblühen dieser besondern Gattung der Novellistik keine schlechten Romane geschrieben worden; im Gegentheil, die Zahl der dilettantischen Stümper ist unter den Männern, welche sich Schriftsteller nennen, kaum geringer als unter ihren weiblichen Collegen, aber ihre Production war doch minder gemeinschädlich, weil sie nicht in jener erschreckenden Massenhaftigkeit auftrat, die nur von der Emsigkeit weiblicher Hände herrührt. Eine Unzahl von Familienblättern und kleinern Zeitungen verdankt die Möglichkeit, den Heißhunger ihrer Leser nach Unterhaltungslektüre zu befriedigen, d. h. also die Möglichkeit ihrer Existenz, lediglich der unerschöpflichen Fülle der Damenliteratur und der ungemein billigen, jeder Concurrenz gewachsenen „Arbeit" der „Schriftstellerinnen". Da ist zunächst das unendliche Gebiet der Uebersetzungen, auf welchem diese Jüngerinnen Apoll's mit Bienenfleiß saugen und sammeln, wennschon es wahrlich nicht immer Honig ist, den sie in ihre Stöcke tragen. Mit einer Dame, die aus irgendeiner der literarischrn Freibenterei anheimgegebenen Sprache übersetzt, kann überhaupt kein Schriftsteller wetteifernd in die Schranken treten. Sie läßt sich von Verlegern und Redacteuren willig Honorare bestimmen, die sie in derselben Zeit auch an der Nähmaschine mit Leichtigkeit hätte verdienen können; denn sie geht von dem Grundsatz aus, daß es bei gleichen materiellen Erfolgen immer noch besser sei, zu schreiben als zu nähen. Der geistige Antheil, den sie an ihrem Schaffen hat, gleicht ungefähr dem des Schriftsetzers an einem Druckwerk, d. h. sie hat in vielen Fällen kaum ein rechtes Verständniß für die Erzeugnisse, welche sie zu übersetzen oder je nach Bedürfniß auch „frei zu bearbeiten" unternimmt. Zumeist aus den Reihen der Uebersetzerinnen rekrutirt sich dann die Schar der dichtenden Damen, d. h. derjenigen, die selbständig produciren und wirkliche Originalromane schreiben. Diese gehen dann wol mit ihren Honorarforderungen ein wenig in die Höhe; aber auch sie sind zufrieden, wenn sie nach dem Tarif für feinere weibliche Handarbeiten bezahlt werden.

Die vier obenangeführten, fast gleichzeitig erschienenen Bücher, welche uns zur Besprechung vorliegen, sind es, deren Lektüre uns zu diesen bittern Betrachtungen veranlaßt hat. Die Novelle „Fanfaro" von Stefanie Kayser (Nr. 5) gehört mit jeder Zeile der Schule Marlitt-Werner an. Von der Fabel der ziemlich ausgedehnten Erzählung ist nicht viel zu sagen. Mit der Erfindung machen es sich die Jünger dieser Schule eben recht bequem, und auch der Conflict ist ja ein für allemal gegeben, sodaß nur die Mühe übrigbleibt, die durch die Schablone gezeichneten Umrisse entsprechend auszufüllen. Diesmal sind die Liebenden, welche sich während der ersten neun Zehntheile der Novelle in ebenso unverständigem als unverständlichem Trotz feindselig gegenüberstehen, eine stolze und höchst gelehrte Professorentochter und ein ebenso stolzer aber höchst ungelehrter Cavalerieoffizier, daher der Titel „Fanfaro". Daß die Heldin eine sehr starkgeistige Dame ist, während der Held mit allen Attributen männlicher Kraft, überirdischer Schönheit und fleckenloser Tugend aufs beste ausgerüstet erscheint, versteht sich bei einem Erzeugniß dieser Gattung von selbst, und damit wäre der Inhalt des Werks erschöpfend dargelegt und die Aufgabe des Kritikers erfüllt, wenn nicht die Gerechtigkeit forderte, hinzuzufügen, daß die Verfasserin nicht nur die Sprache gut zu handhaben weiß, sondern daß sie auch unverkennbar an Geist und positiven Kenntnissen reich ist. Es ist schade, daß sich für alle diese Vorzüge keine bessere Verwendung finden ließ als diejenige, über welche wir hier zu berichten hatten.

Auf der nämlichen literarischen Ranghöhe steht „Das Märchen vom Glück" von W. B. Zell (Nr. 6). Hier ist das unerquickliche Thema von der unverstandenen Frau benutzt. Die Heldin muß alle Grade der seelischen Folter durchmachen, unter welcher wir schon die unsterbliche Waise von Lowood weinen und seufzen sahen; aber die Belohnung, welche ihr durch die Güte der Verfasserin endlich zutheil wird, ist denn auch eine dem entsprechende. Dieselbe schöne, kluge, stolze und edle junge Dame, welche wir erst als überläftige und mishandelte arme Verwandte, dann als Selbstmordcandidatin kennen lernen (wobei sie die merkwürdige Kaltblütigkeit an den Tag legt, vor der Ausführung der entsetzlichen That erst noch ein Weilchen ins Museum zu gehen, um ästhetische Studien zu machen), wird zuletzt, nachdem sie einige Zeit hindurch bescheidene Gesellschafterin und unverstandene Frau gewesen ist, die echte und rechte Gattin eines echten Prinzen, der nicht nur ebenfalls ein schöner, kluger, stolzer und edler Mann, sondern auch der leibliche Bruder eines regierenden Fürsten ist. Wo das Fürstenthum liegt, dessen Regent sich in liebenswürdigster Bereitwilligkeit mit der Witwe eines Bankrotteurs und Selbstmörders verschwägert, hat uns W. B. Zell leider verschwiegen. In der Phantasie dieser Romanschriftstellerinnen gehen eben zuweilen noch ganz andere Dinge vor als solche Heirathen.

Wenn den beiden vorerwähnten Novellen auch dichterische Bedeutung abgesprochen werden muß, so kann ihnen doch das Lob einer geschickten Darstellung und manches feinen und hübschen Details nicht vorenthalten bleiben. Die beiden Sammlungen aber, deren hier noch Erwähnung geschehen muß: „Liebeslegenden" von Amalia Crescenzia (Nr. 7) und „Gesammelte Erzählungen" von Malwida von Meysenbug (Nr. 8), sind als Aeußerungen crasser Talentlosigkeit jeglicher ernsthaften Kritik entrückt. In Inhalt und Form gleich unbedeutend, voll innerer und äußerlicher Unwahrscheinlichkeiten der handgreiflichsten Art und vielfach selbst gegen die einfachsten Grundgesetze der Logik verstoßend, können sie auf keinen andern Werth Anspruch erheben als auf den von Beweisstücken für die Richtigkeit meiner eingangs gemachten allgemeinen Ausführungen. Die Hochflut weiblicher Handarbeiten von dieser Sorte ist es gewesen, welche unserer

modernsten Romanliteratur ihr sieches und ungesundes Aussehen gegeben hat. Möchte doch der Erwerbsthätigkeit der Frauen recht bald irgendein neues Gebiet eröffnet werden, auf dem sie weniger Schaden anrichten können als auf diesem!

Zum Schluß erwähnen wir zwei Novellensammlungen von nicht weiblicher Feder:

9. Zwischen Judica und Palmarum. Vier Novellen von Max Hobrecht. Rathenow, Haase. 1885. 8. 3 M.
10. Das Wächterhaus von Suliguli und andere Karpathengeschichten von Rudolf Bergner. München, Franz. 1885. 8. 3 M.

Die beiden mäßig starken Bändchen machen eine recht erfreuliche Ausnahme von den meisten derartigen Sammlungen kleinerer novellistischer Erzeugnisse, die wir bei der erschreckenden Häufigkeit und Massenhaftigkeit ihres Auftretens nachgerade nicht mehr ohne eine Regung des Mistrauens zur Hand nehmen können. Die hier vorliegenden Arbeiten haben es mit wenigen Ausnahmen wirklich verdient, vor einer allzu schnellen Vergessenheit bewahrt zu werden, und sind ganz danach angethan, auch ein größeres und verschiedenartiger zusammengesetztes Publikum, als es durch den Leserkreis einer Zeitung oder Zeitschrift repräsentirt wird, für eine kleine Weile angenehm zu unterhalten und zu zerstreuen.

Der eigenartige Titel von Max Hobrecht's Buch: „Zwischen Judica und Palmarum" (Nr. 9), könnte allerdings gewisse unangenehme Befürchtungen wachrufen; denn da jeder mit dem edeln Weidwerk auch nur oberflächlich Vertraute weiß, daß zwischen den genannten Kalendertagen die ebenso aufregende wie unterhaltende Schnepfenjagd ausgeübt wird, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß man es hier mit der berüchtigten Gattung der Jagdgeschichten zu thun haben könnte. Das trifft nun freilich nur in einem sehr bedingten Sinne zu; denn von der Jagd ist nur insofern die Rede, als vier Herren, die sich zu einer mehrtägigen Partie zusammengefunden haben, die für die Schnepfensuche nicht zu benutzenden Abende mit dem Erzählen von kleinen Erlebnissen und Geschichtchen hinbringen, welche uns Max Hobrecht in dem vorliegenden Buche reproducirt. Was die kleinen anspruchslosen Novellen vor allem auszeichnet, ist ihre Frische und urwüchsige Natürlichkeit, die dem Erzählten überall den Charakter von wirklichen Erlebnissen gibt und den Leser auch für scheinbar ganz belanglose Dinge und unbedeutende Conflicte zu erwärmen weiß. Mit den denkbar einfachsten Mitteln, denen man die Absichtlichkeit nirgends anmerkt, weiß Hobrecht recht hübsche Wirkungen zu erzielen, und sein Humor ist von jener prächtigen gemüthvollen Art, die unmittelbar ansteckend und wirklich herzerfrischend wirkt. Namentlich das Geschichtchen „Hunger und Liebe" ist allerliebst, und ich möchte jedem, der einmal auszieht, um ein paar Tage lang auf Schnepfen zu jagen, von Herzen wünschen, daß er ebenso prächtige Gesellschaft findet, wie wir sie hier aus Hobrecht's Buche kennen lernen.

Von einem verwandten Geiste erfüllt sind die „Karpathengeschichten" von Rudolf Bergner (Nr. 10), wenngleich dieser Autor gleich in der ersten kleinen Erzählung, „Das Wächterhaus von Suliguli", sehr ernste und tief erschütternde Töne anzuschlagen weiß. Warum er indessen das ganze Buch nach dieser kleinen Geschichte benannt hat, ist schwer erfindlich, denn die werthvollste der hier vereinigten Novellen ist unzweifelhaft die größere Erzählung „Der Herr Stuhlrichter", welche nicht nur durch ihre fesselnde Handlung, sondern auch durch den feinen, satirischen Humor, mit welchem gewisse vorsündflutliche Verhältnisse des stolzen Magyarenlandes dargelegt und verspottet werden, das Interesse wecken und wacherhalten muß. Hier erweist sich Bergner als ein scharfer Beobachter nationaler Eigenthümlichkeiten und zugleich als ein feinsinniger Menschenkenner, welcher lebenswahre und oft mit wenigen Strichen treffend und anschaulich gezeichnete Gestalten zu schaffen versteht. Es wäre erfreulich, wenn wir dem talentvollen Autor bald auch auf dem, freilich schwierigern Gebiete des großen Romans begegneten.

Reinhold Ortmann.

Ranke's „Weltgeschichte".

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Sechster Theil: Zersetzung des karolingischen, Begründung des deutschen Reichs. Erste und zweite Abtheilung. Erste bis dritte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. Gr. 8. 17 M.

Seit einer Reihe von Jahren hat uns die Weihnachtszeit in einem neuen Bande der Ranke'schen „Weltgeschichte" immer eine ganz besonders kostbare Festgabe beschert; jedesmal durften wir die Besprechung derselben beginnen mit der freudigen Bewunderung der unermüdlichen Schaffenskraft des greisen Verfassers, und mußten sie beschließen mit der bangen Frage, ob es demselben vergönnt sein würde, das Ziel, welches er sich mit dieser letzten großen Arbeit gesteckt hatte, auch wirklich noch zu erreichen. Der uns vorliegende sechste Band der „Weltgeschichte", wie seine Vorgänger in zwei Abtheilungen gegliedert und gleichzeitig in drei Auflagen erschienen, ist nun in der That der letzte gewesen, welchen wir sozusagen unmittelbar aus der Hand Leopold von Ranke's erhalten sollten, und wenn auch gerüchtweise verlautet, daß er den siebenten Band druckfertig hinterlassen habe, so ist doch nunmehr zweifellos, daß dieses groß angelegte Werk unvollendet bleiben, daß die Ranke'sche „Weltgeschichte" als ein Torso auf Mit- und Nachwelt kommen wird. Was das bedeutet, welchen Verlust die historische Wissenschaft und viel-

leicht mehr noch die historische Kunst und die Philosophie der Geschichte dadurch erleiden, braucht wol nach dem, was früher in d. Bl. über Wesen, Eigenart und Bedeutung des Ranke'schen Werks wiederholt ausgeführt worden ist, nicht näher dargethan zu werden.

Vergleichen wir den neuen Band der „Weltgeschichte" mit seinen Vorgängern, so wird sich kaum in Abrede stellen lassen, daß derselbe nach Inhalt und Vortrag nicht ganz so viel des Neuen und Bedeutenden bietet wie jene. Es erklärt sich das leicht genug aus der Thatsache, daß es sich hier, in der Geschichte der Zeit von dem Tode Karl's des Großen bis zum Ausgang Otto's des Großen, um eine Periode handelt, an deren Durchforschung und wissenschaftlicher Festlegung Ranke ohnehin einen bedeutenden Antheil und auf deren historiographische Behandlung derselbe von Anfang an einen durchaus maßgebenden Einfluß ausgeübt hat; infolge dessen ist die sozusagen specifisch Ranke'sche Auffassung derselben seit lange gleichsam ein Gemeingut der Gebildeten überhaupt, und es konnte daher im ganzen und großen des Neuen hier gar nicht so viel geboten werden. Die Grundanschauung, auf der Ranke hier die Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts universalhistorisch aufbaut, geht davon aus, daß der Zerfall des karolingischen Reichs und die Bildung von nationalen Staaten eine nothwendige und berechtigte Reaction war gegen das mehr äußerliche als innerliche Einheitsstreben Karl's des Großen, welcher eine nach Lage der Dinge noch nicht mögliche politische Einigung der nothwendig auseinander strebenden Völker durch kirchliche Bindemittel zu ersetzen dachte. Im Widerstreit dagegen schließen sich zuerst die deutschen Stämme zu einem festen staatlichen Verbande zusammen und gewinnen mit der Erwerbung der Kaiserkrone durch Otto den Großen eine leitende Stellung an der Spitze des gesammten Abendlandes; im Widerstreit gegen die Tendenzen einer kaiserlichen Universalherrschaft, welche mit dem den Sonderstaaten und Theilstaaten verbündeten, von ähnlichen weltbeherrschenden Tendenzen erfüllten Papstthum nothwendig in einen welthistorisch entscheidenden Conflict gerathen mußten, erwachen die Völker des Abendlandes zu selbständigem nationalen Leben und constituiren nach mannichfachen innern und äußern Kämpfen in der zweiten Hälfte des Mittelalters den Völkercomplex, den wir die abendländische Christenheit nennen, die Welt, welche die Grundlage des heutigen Völkerlebens geworden ist.

In höherm Grade noch als in den frühern Bänden, in denen Ranke sich auf einem bisher von ihm doch nicht systematisch durchforschten Gebiete bewegt, bringt dieser den gegenwärtigen Stand der Forschung zur Anschauung; überall erkennt man die Sorgsamkeit des nachprüfenden und tiefer eindringenden kritischen Historikers, und auch der Fachmann wird aus einer Menge gelegentlicher Bemerkungen und Fingerzeige reiche Belehrung und mannichfache Anregung entnehmen, so wenig Ranke auch, gemäß der Anlage und Bestimmung seiner „Weltgeschichte", auf Einzelheiten eingeht, indem er sich auch hier darauf beschränkt, nur die wesentlichen Züge des historischen Entwickelungsgangs bloßzulegen und die Verknüpfung derselben untereinander darzuthun.

In manchem Punkte wird Ranke's Darstellung auch in diesem Theile auf Widerspruch stoßen, wie er denn z. B. in der Geschichte Heinrich's I. mehrfach von Georg Waitz und in der Otto's des Großen von Dümmler und Köpke abweicht. Aufgefallen ist uns namentlich die von dem Herkömmlichen wesentlich differirende Beurtheilung Ludwig's des Frommen: da macht Ranke der bisher geltenden Quellentradition gegenüber Bedenken geltend, versucht Deutungen und schlägt Milderungen vor, welche uns nach dem Stande der Ueberlieferung und den bisherigen Ergebnissen der Kritik nicht zutreffend erscheinen, die auch von der Wissenschaft jedenfalls nicht eher angenommen werden können, als bis sie von dem durch Ranke eingenommenen Standpunkte aus noch einmal genau und in alle Einzelheiten geprüft worden sind. Hans Prutz.

Eine Schrift Gustav Jäger's.

Entdeckung der Seele. Von Gustav Jäger. Dritte stark vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, E. Günther. 1884—85. Gr. 8. 2 M.

Es will einer die Seele entdeckt haben, und dieser eine nennt sich Gustav Jäger. Obgleich dieser Jäger schon mancherlei Tüchtiges erjagte, so gelang es ihm doch nicht, die Seele zu erfassen. Freilich nennt er dasjenige, was man sonst Seele nennt, Geist und erklärt, an diesem sich nicht vergreifen zu wollen, auch dies nicht thun zu können; denn der Geist sei transcendental. Aber das, was er seinerseits Seele nennt und was den durchaus materiell gedachten Lebensgeistern der mittelalterlichen Naturphilosophen entspricht, ist für ihn die Seele, und diese faßt er am Schopfe.

Lassen wir aber die Benennungen beiseite und halten uns blos an das Wesentliche, so verdient Jäger's Entdeckung trotz Misbrauchs von Namen seitens dieses Naturkundigen unsere vollste Aufmerksamkeit; denn es handelt sich hier um Thatsachen bedeutungsvollster Art, die bisher entweder gar nicht beachtet oder in den Hintergrund geschoben wurden. Zunächst leitet Jäger die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Materien, welche den Organismen eigenthümlich anhaften, entströmen und die Geruchs-, weiter auch die Geschmackswerkzeuge erregen.

Diese Stoffe, welche mir in letzter Reihe als Ergebnisse der Einwirkung des activen Aethers oder der eigentlichen Seele auf die materiellen Vorgänge im thierischen Haushalt erscheinen und den specifischen Geruch, in weiterer Folge auch Geschmack aller Theile des betreffenden Individuums, der betreffenden Gattung bedingen, belegt nun Jäger mit dem Namen Seele. Diese Namengebung ist kein Verdienst, denn sie richtet blos Verwirrung an; die Hinweisung aber auf jene Stoffe und die Ermittelung des Zusammenhangs derselben mit dem Haushalt des Leibes und mit dem Wirken der Seele, möge als ein großes Verdienst betrachtet und Jäger zuerkannt werden. Es hat sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich, wenn er folgende Hypothese aufstellt:

Die Eiweißkörper, welche wir in den verschiedenen Thieren antreffen, sind nicht völlig einander gleich, sondern bestehen aus einem wahrscheinlich bei allen Eiweißstoffen gleichen Kern, mit welchem Atomgruppen verbunden sind, die bei ihrer Loslösung aus dem Eiweißmolekül als die specifischen Geschmacks- und Geruchsstoffe entweichen und dann durch andere, zwar ähnliche, aber doch verschiedene Atomgruppen ersetzt werden können. Der Proceß der Assimilation bestände somit darin, daß bei der Verdauung die Eiweißkörper ihrer Specificität entkleidet werden, indem sich ihr Molekül in zwei Atomgruppen hydrolytisch spaltet: die eine bei allen Albuminaten gleiche Atomgruppe wäre das Eiweißpepton, die andere Atomgruppe wären die specifischen Geruchs- und Geschmacksstoffe. Während die letztern ausgestoßen werden und unter den Fäcalstoffen sich, wenn auch vielleicht in etwas veränderter Form, als Fäcalgeruch (und -Geschmack) finden müssen, tritt das Pepton in das lebendige Protoplasma ein, trifft dort auf die specifischen Geschmacks- und Geruchsstoffe des Nahrungnehmers, die bei den Krafterzeugungsvorgängen durch die begleitende Eiweißzersetzung frei wurden, und tritt mit ihnen unter Wasserabgabe zusammen, um wieder Eiweiß zu bilden, aber das specifische des Nahrungnehmers.

Glauben wir, wenigstens für den Augenblick, daß dies in Wirklichkeit sich so verhalte, so läßt nur aus der Verschiedenheit des activen Aethers oder der centralen Seele bei den verschiedenen Gruppen von Wesen, Familien und Individuen die Abweichung in der Art des jedem Einzelnen, jeder Familie und größern Gruppe eigenthümlichen Dufts sich erklären; es läßt sich begreifen, weshalb aus den Fischmuskeln, welche der Seeadler verspeist, nicht wieder Fisch-, sondern Seeadlermuskeln werden, und weshalb der Seeadler nicht wie ein Fisch, sondern eben wie ein Seeadler riecht. Ohne Annahme einer centralen Seele wird man hier nicht das Geringste zu erklären im Stande sein; denn der specifische Geruch jedes Individuums und jeder größern wie kleinern Gruppe von Wesen wird durch den Einfluß der Nahrung nur in ganz unbedeutendem Maße abgeändert. Im höchsten Grade beachtenswerth ist folgender Ausspruch von Jäger:

Die Kehrseite zu der Thatsache, daß ein Thier nur ißt, was gut schmeckt und gut riecht, ist die bisher fast gar nicht erörterte, aber ebenso feststehende Thatsache, daß die Geschmacks- und Geruchsstoffe, die ein Raubthier erzeugt, auf sein Beutethier den gerade entgegengesetzten Eindruck machen: sie wirken auf dasselbe unangenehm, abstoßend, Ekel erregend. Wenn die Biologen sagen: „das Thier flieht seinen Feind instinctgemäß", so sage ich bestimmter: es flieht ihn, weil er „stinkt". Daraus ergibt sich nun, daß die specifischen Geschmacks- und Geruchsstoffe in ganz bestimmte Beziehungen treten, wenn zwei verschiedene aufeinander treffen: die einen wirken als Ekelstoff, die andern entgegengesetzt als Lüsternheitsstoff. Damit ist jedoch nur die eine Beziehungsart zwischen den specifischen Stoffen gekennzeichnet; die zweite Beziehungsart ist die der Indifferenz, d. h. die Stoffe wirken gar nicht aufeinander (Indifferenzstoffe). Suchen wir diese Beziehungsart in die Sprache der Chemie zu übersetzen, so können wir etwa sagen: wenn zwei verschiedene Albuminate aufeinander treffen, so hängt das Ergebniß, abgesehen von der Lebensfrage, davon ab, wie sich die specifischen Atomgruppen zueinander verhalten; sind sie gleich, so wirken sie gar nicht aufeinander (chemischer Horror gegen Autophagie, Freundschaftsverhältniß); sind sie verschieden, so ist die mächtigere Atomgruppe der Ekelstoff, die schwächere der Lüsternheitsstoff; die erstere verdrängt zunächst die letztere (Verdauung und Peptonbildung) und setzt sich an seine Stelle (Assimilation), ähnlich, aber nicht so direct, wie eine schwächere Säure durch eine stärkere verdrängt wird.

Weiter kommt Jäger zu der Erkenntniß, „daß das stärkere Albuminat stets Jagd auf das schwächere macht, letzteres das erstere stets flieht, und daß gleich starke Albuminate sich indifferent gegeneinander verhalten". Schließlich erweitert er seine Hypothese also:

Das schwache Albuminat erregt durch die bei seiner Zersetzung frei werdenden Lüsternheitsstoffe das stärkere zu vermehrter physiologischer Thätigkeit (Beschleunigungsreiz). Die Folge dieser Thätigkeit im stärkern Protoplasma ist eine Zersetzung eines Bruchtheils seiner Eiweißmoleküle (Albuminatabnutzung). Hierbei spaltet sich das Albuminat in dreierlei Atomgruppen: die Ekelstoffe, das pepsinartige Ferment und einen Kern (Peptonkern), der durch weitere Zersetzung die bekannten Amidosäuren, Amide und verwandte Stoffe der rückschreitenden Metamorphose liefert, die den Körper verlassen. Der Ekelstoff wirkt zuerst als Lähmungsreiz auf das schwächere Protoplasma, und erst wenn das geschehen ist, thut das Pepsin seine Schuldigkeit als Eiweiß zersetzendes Ferment und verwandelt das schwächere Albuminat in Pepton, wobei es entspecialisirt wird. Bei der Assimilation bemächtigt sich dann der frei gewordene Ekelstoff direct oder auf Umwegen des gebildeten Peptons.

Im Laufe weiterer Forschungen wird sehr viel von dem soeben Ausgesprochenen in seiner vollen Wahrheit erwiesen werden, manches freilich auch unbedingt fallen. Aber so richtig auch der größere Theil sein möge, so kommt er mir doch einseitig vor; denn es ist da immer nur von bewegten Stoffen die Rede und nicht von der bewegenden Ursache. Nehmen wir an, die specifischen Geruchs- und Geschmacksstoffe des Individuums entständen wirklich aus eiweißartigen Körpern, so können wir deren Entstehung nur dann richtig erfassen, wenn wir uns vorstellen, die Seele gebe den eigentlichen Anstoß zu der obenbeschriebenen Zersetzung und Umgestaltung der eiweißartigen Körper. Hierbei kommt jedoch noch etwas in Betracht, woran Jäger nicht denkt, nämlich die bei dem Einfluß der Seele auf die Albuminate mit den Duftstoffen zugleich frei werdenden Aetherströmungen. Diese treffen unmittelbar die Seele des andern Wesens und ergänzen, oder besser ermöglichen erst die Wirkung der Duftstoffe auf dieses.

Welch große Rolle die Duftstoffe bei der Fortpflanzung der Wesen spielen, hat Jäger ausführlich und vortrefflich

nachgewiesen; allein er hat auf die optischen und akustischen Einflüsse des andern Geschlechts zu wenig Gewicht gelegt, die Aetherströmungen aber gar nicht erwogen. Und doch kommt den magischen Beziehungen ein so ungemein großes Gewicht zu.

Der Hirsch flieht den Wolf nicht blos, weil derselbe „stinkt", sondern auch weil er ihm ungeheuerlich, abscheulich, niederträchtig erscheint, und weil die magischen oder ätherischen Strömungen, welche vom Wolf ausgehen, die Seele des Hirsches aus dem Gleichgewicht bringen, aufregen, niederdrücken. Aus dieser sinnlichen und magischen Einwirkung des Wolfs auf den Hirsch ergibt sich im Organismus des letztern die Bildung der von Jäger sogenannten Angststoffe, die ihrerseits wieder sammt den optischen und akustischen Eindrücken, welche der Hirsch auf den Wolf macht, und den Aetherströmungen, welche vom Hirsch ausgehen, den Wolf zur Verfolgung des letztern ermuthigen.

Also nicht der Duft allein bestimmt den Eindruck eines Wesens auf andere, sondern es kommen hier mehrere Momente in Betracht. Liebe, Sympathie, Haß, Antipathie werden demnach nicht blos durch den Geruch, auch nicht blos durch den Eindruck, welchen das betreffende Individuum mit seiner optischen und akustischen Erscheinung bei dem andern Individuum hervorbringt, auch nicht allein durch unmittelbar auf die Seele wirkende Aetherströmungen erzeugt, sondern durch alle diese drei Momente zusammengenommen.

Zu einer annäherungsweise richtigen Erklärung der Erscheinungen, namentlich aber zur Ahnung der letzten Ursachen wird Jäger niemals gelangen, weil er die Seele handgreiflich materiell auffaßt und dasjenige, was er Geist nennt, überall aus dem Spiele läßt. Schon diese Trennung und Sprachverwirrung ist ein Uebelstand und die von ihm geschaffene Nomenclatur wegen ihrer Schwerfälligkeit ein Hemmniß. Man soll doch lieber dahin streben, Hindernisse zu beseitigen, als die Zahl solcher zu vermehren. So beachtenswerth und gewichtvoll auch die Ergebnisse der Jäger'schen Untersuchungen und Folgerungen sein mögen, so wird doch alles oder das meiste erst in eine allgemein verständliche Sprache der Wissenschaft übersetzt werden müssen, wenn es klar begriffen und als Baustein zum Tempel der Erkenntniß verwerthet werden soll. Folgende Entwickelung Jäger's rechtfertigt durchaus meine soeben gemachte Behauptung:

Die Seelenstoffe können der chemischen Untersuchung zufolge in das Molekül des Eiweißes eintreten und durch Behandlung mit Säuren aus ihnen ausgelöst werden. Das Eiweißmolekül ist also das Beseelte, aber noch nicht Lebendige (!!). Letzteres ist erst das aus verschiedenen Eiweißkörpern (sauren und alkalischen) aufgebaute und deshalb mit elektro-motorischen Kräften versehene Protoplasmaelement. Bei der Erregung des Protoplasma wird Eiweiß zersetzt; hierbei wird der Seelenstoff frei und wirkt jetzt treibend auf die Maschine des Körpers. Wenn ein Thier ein anderes frißt, verdaut und assimilirt, so findet hierbei eine Auswechselung der Seelen (!!) statt: bei der Verdauung wird das Eiweiß des Beutethiers entseelt, bei der Assimilation neu und andersartig beseelt.

Doch hierbei möge es sein Bewenden haben. Ich kann das Werk nur auf das beste und dringendste zu ernstem, aufmerksamem Studium empfehlen.

Eduard Reich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wer sich über das Treiben der neuern Spiritisten, das heißt der Taschenspieler, welche den Geisterglauben für ihre Zwecke ausbeuten, näher unterrichten will, der lese Karl Willmann's Schrift: „Moderne Wunder, natürliche Erklärung der ältern wie neuern Geheimnisse der Spiritisten und Antispiritisten, Geistercitirer, Hellseher, Gedankenleser, Heilmedien, Mnemotechniker und Rechenkünstler sowie der neuern sensationellen Wunder und Darstellungen auf dem Gebiete der Optik, Physik und Mechanik" (Leipzig, Spamer). Obwol der langathmige Titel selbst fast wie die Affiche eines Professors der Magie gemahnt, so erfüllt doch das Buch alles, was auf dem Titel verheißen ist, und gibt sehr willkommene Aufklärungen über die verschiedensten Geheimnisse der neuesten Magie, namentlich über die Bindeproductionen, welche dem Professor Zöllner so imponirten, daß er darauf seine bekannte Theorie von der vierten Dimension begründete, während diese Wunder hier alle durch einfache Kunststücke der Taschenspielerei erklärt werden; ferner über Geisterschrift, Tischrücken, materialisirte Gestalten, Hand- und Fußabdrücke, Geisterschaft, Geistererscheinungen, Gedankenlesen. Willmann ist ein Fachmann, dem alle mechanischen und physikalischen Mittel genau bekannt sind, mit denen die Zauberer ihre Kunst betreiben; er hat, wenn man so sagen darf, selbst für sie gearbeitet; es entgeht ihm daher kein einzelner Kunstgriff, er sieht den Herren mit unverwandtem Blick auf die Finger. Wenn er freilich das Hellsehen, das eine unbestreitbare Thatsache ist und auf besonderer Begabung hoch nervöser Persönlichkeiten beruht, mit in den Kreis seiner kritischen Studien zieht, so erscheint uns die anfängliche Verwahrung doch nicht ausreichend, daß er nur jene Experimente schildere, die auf Täuschung des Publikums berechnet sind: in den Sündenfall der modernen Taschenspieler sind jene ungewöhnlichen Phänomene nicht mit verwickelt, welche dem Bereich des höhern Seelenlebens angehören. Das Willmann'sche Werk ist mit 50 Textillustrationen und 8 Tonbildern ausgestattet; die letztern geben meistens Porträts spiritistischer Berühmtheiten, die erstern machen uns durch eigene Anschauung vorzugsweise mit dem Handwerkszeug der Künstler bekannt.

— Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, wie es in den Ateliers der dramatischen Kunst hergeht; wir machen daher die Leser auf die dramatischen Aufsätze von Eduard Ferdinand Frey: „Aus der Werkstatt des Schauspielers" (Leipzig, Schloemp), aufmerksam. Ein Schauspieler legt hierin seine in vielen Jahren beim Theater gesammelten Erfahrungen und die Resultate des Nachdenkens über seinen Beruf nieder. Der erste Aufsatz: „Nachahmer und Künstler", behandelt eine Principienfrage und in der einzig richtigen Weise: die Wahrheit liegt für den Künstler nur im Reiche der Schönheit. „Je mehr ich unsere Classiker studire", sagt ein berühmter Schauspieler, „um so klarer erkenne

ich, wie gerade sie es sind, welche die Natur in ihrer Wahrheit, Tiefe und Göttlichkeit zeigen, obgleich man den Gestalten in ihren Werken so gern die Naturwahrheit abspricht, während die sogenannten Naturalisten, welche ihre ganze Kunst ausschließlich in der getreuen Nachahmung des täglichen Lebens suchen, uns häufig die crasseste Unnatur vorführen." Die folgenden Aufsätze behandeln mehr praktische Fragen: „Ueber Auffassung der Rollen", über Regie, über Dilettantismus und Virtuosenthum. Am eingehendsten behandelt der Autor die Regie, die Inscenirung eines Stücks, und er ertheilt da manche beachtenswerthe Winke. Wenn das Publikum von einer Leseprobe, einer Decorationsprobe, einer Arrangirprobe, von den Theaterproben und den Haupt- und Generalproben hört, wird es eine hohe Meinung von der durch so viele Etappen sich fortentwickelnden Thätigkeit bekommen, welche der Aufführung eines Stücks vorangeht. Doch es mag sich hierüber beruhigen: diese Proben stehen in solcher Selbständigkeit nur auf dem Papier und sind nicht viel mehr als Postulate des Verfassers. In Wahrheit ist die Leseprobe selbst bei vielen Theatern von hervorragendem Rang längst in der Versenkung verschwunden oder vielmehr mit der Arrangirprobe verschmolzen worden; sowie auch eine selbständige Decorationsprobe nur ausnahmsweise neben den andern Proben stattfindet: das sind mehr fromme Wünsche der Theaterreformatoren. Freilich die Leseprobe unter der Leitung eines kundigen Dramaturgen, der dabei auf den Geist des Stücks, den innern Zusammenhang und die Bedeutung der einzelnen Stellen hinweist, erscheint uns unerläßlich und ist auch von Directoren wie Laube am Burgtheater stets nach Verdienst gewürdigt worden.

Theater und Musik.

Ernst von Wildenbruch's Schauspiel „Das neue Gebot", welches, weil es kirchliche Conflicte behandelte, von der berliner Hofbühne abgelehnt werden mußte, ist inzwischen an mehrern Theatern, wie in Hannover und Leipzig, zur Aufführung gekommen. Der Eindruck war ein günstiger: das markige Talent des Dichters, der sich überall durch seine bisherigen Schöpfungen zahlreiche Freunde erworben hat, sichert den ersten Aufführungen seiner Stücke die warme Theilnahme des Publikums. Inwieweit dieselben aber durch fesselnden Stoff und eine Charakterzeichnung, welche der darstellenden Kunst Aufgaben von Bedeutung bietet, auf der Bühne Dauer finden werden: das ist eine andere Frage, und auch seine Verehrer werden mit Bezug auf die einzelnen Stücke hierüber verschiedener Ansicht sein. Ueber „Das neue Gebot" bringen wir demnächst unter den literarischen Besprechungen eine eingehende Kritik. Nach unserer Ueberzeugung gehört das Stück nicht zu denen, welche auf dem Repertoire heimisch bleiben werden. Das liegt zum Theil an dem mittelalterlichen Stoff, der im wesentlichen doch einen innerhalb der Kirche sich abspielenden Conflict behandelt, zum Theil auch an der wenig einheitlichen künstlerischen Behandlung, die sich vielfach, besonders im letzten Act, ins Historienhafte verzettelt. Die Vorzüge des Dramas treten bei der Aufführung fast noch mehr hervor als bei der Lektüre; denn Wildenbruch hat eine lebhafte theatralische Intuition, die sich besonders im zweiten und dritten Act des Stücks bewährt, während sie ihn im letzten gänzlich im Stiche läßt.

— Der neue Schwank von G. von Moser und Otto Girndt: „Die Sternschnuppe", hat zwar in Leipzig und an andern Bühnen seine Schuldigkeit gethan und das Theaterpublikum im großen und ganzen trotz einiger minder erquicklicher Stellen erheitert: doch ist der Grundcharakter flache Reliefarbeit, die Handlung nicht einheitlich, sondern aus drei nebeneinandergehenden und aufs lockerste verknüpften Bestandtheilen zusammengesetzt und abgesehen von der Purzelbaumkomik des letzten Acts ohne echte vis comica.

Bibliographie.

Baemeister, A., Der sittliche Fortschritt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Beaucaire, Vicomte H. de, Die letzte Herzogin von Celle, Eleonore Desmier d'Olbreuze 1665—1725. Aus Deutsche übertragen von Frhrn. E. Grote. Hannover, Helwing. Gr. 8. 7 M.

Du Bois-Reymond, E., Reden. 2te Folge. Biographie. Wissenschaft. Ansprachen. Leipzig, Veit u. Comp. 1887. Gr. 8. 9 M.

Bredow, W. Graf v., Der Goldschmied. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1887. 8. 10 M.

Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérome von Westphalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg. Herausgegeben von A. v. Schlossberger. 1ster Bd. Vom 8. Oktober 1801 bis 22. Dezember 1810. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 10 M.

Bürkli, A., Oberst Paul Karl Eduard Ziegler. Eine biographische Skizze. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Carnegie, A., Amerika, ein Triumph der Demokratie, oder die nordamerikanische Republik vor 50 Jahren und heute. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 M.

Cassel, P., Friedrich Wilhelm II. Eine 100jährige politische und kirchliche Erinnerung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Christ, K., Gesammelte Aufsätze über das rheinische Germanien, topographisch, linguistisch, ethnologisch. I. Die Bodensee- und oberrheinischen Gegenden. II. Die Lippe- und Wesergegenden. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 1 M.

Clement, L., Der Flibustier oder Seelenspiele. Lustspiel. Bearbeitet und für die Bühne eingerichtet von J. Savits. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Deutsche Dichter der Gegenwart. Biographisch-litterarische Charakterbilder. 3ter Bd.: Georg Ebers, der Forscher und Dichter, dargestellt von R. Gosche. Mit dem Porträt des Dichters. Leipzig, Schloemp. 1887. 8. 3 M.

Die Frau verkauft und Anderes. Von Faunus. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

Heiberg, H., Schriften. 6ter Bd.: Apotheker Heinrich. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Holder, A., Die Ortschroniken, ihre kulturgeschichtliche Bedeutung und pädagogische Verwertung. Ein Beitrag zur richtigen Beurteilung des idyllischen Chronikenkults. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Horning, W., Ein Kleeblatt Rappoltsteinischer Gräfinnen aus dem 17. Jahrhundert. Beitrag zur Geschichte des Verhältnisses des elsässischen Adels zur evangelisch-lutherischen Kirche. Nach unbenützten Urkunden und Manuskripten. Straßburg, Vomhoff. 8. 1 M.

Krones, F. R. v., Zur Geschichte Oesterreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration. 1792—1816. Mit besonderer Rücksicht auf das Berufsleben des Staatsmannes Freiherrn Anton von Baldacci. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Ludwig, H., Johann Georg Kastner, ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und Wirken. 2 Thle. in 3 Bdn. Mit Illustrationen und Facsimiles. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 40 M.

Meyer, W., Die Schlacht bei Zürich am 25. und 26. September 1799. Mit einem Vorwort von Gerold Meyer von Knonau und 1 Croquis des Operations-Gebietes. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Molbech, C. K. F., Dante. Historisches Drama. Mit theilweiser Benutzung einer metrischen Uebersetzung von F. W. Wulff für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Buchholz. Einzige vom Dichter selbst autorisirte Bearbeitung. München, Callwey. 8. 1 M. 20 Pf.

Ruckert, A. J., Schlichte Weisen. Gedichte. Leipzig, Brauns. 12. 1 M. 60 Pf.

Die erste Schlacht im Zukunftskriege. Berichte aus dem Hauptquartier. Mit 1 Karte. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Steinach, A., System der organischen Entwickelung, naturwissenschaftlich-kritisch dargestellt. 1ster Thl.: Die Entwicklung der Pflanzen und Thiere. Basel, Schwabe. Gr. 8. 8 M.

Studer, J., Walliser und Walser. Eine deutsche Sprachverschiebung in den Alpen. Zürich, Schultheß. 8. 1 M.

Taugermann, W., Philosophie und Poesie. Sonettenkränze. Leipzig, Mayer. 8. 4 M.

Thorbecke, A., Geschichte der Universität Heidelberg, im Auftrage der Universität dargestellt. 1ste Abtlg.: Die älteste Zeit. 1386—1439. Heidelberg, Koester. Gr. 8. 3 M.

Thrane, C., Friedrich Kuhlau. Rechtmäßige deutsche Uebersetzung aus „Danske Komponister". Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 M.

Tuma, A., Die östliche Balkan-Halbinsel, militär-geographisch, statistisch und kriegs-historisch dargestellt. Mit 4 Karten und Plan-Skizzen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 7 M.

Wallaschek, R., Aesthetik der Tonkunst. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 6 M.

Welten, O., Früchte der Erkenntniß. Ein neues Novellenbuch. Berlin, Ißleib. 8. 3 M.

Wiermann, H., Geschichte des Kulturkampfes. Ursprung, Verlauf und heutiger Stand. 2te, bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Mit Personen- und Sachregister. Leipzig, Reuger. Gr. 8. 5 M.

Wolzogen, H. v., Kleine Schriften. 1ster Bd.: Ueber Sprache und Schrift. (Ethnologie, Sprachwissenschaft, Stilistik und Orthographie.) Leipzig, Schloemp. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Hochinteressantes Reisewerk!

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Sibirien.

Geographische, ethnographische und historische Studien von **N. Jadrinzew.**

Autoris. Bearbeitung.

Aus dem Russischen. Von **Dr. Ed. Petri**, Professor in Bern.

Gr. 8. In eleg. Ausstattung mit 14 Tafeln Illustr. broch. 14 M., eleg. geb. 16 M.

Professor Petri bietet uns hier eine zeitgemäße und durch zahlreiche wissenschaftliche und kritische Zusätze **wesentlich vervollständigte Bearbeitung** des im Osten so hochgeschätzten Werkes von Jadrinzew. Es ist das ein Buch, welches uns endlich die „Wahrheit über Sibirien" bringt. Das Werk wird einen vollständigen Umschwung der herrschenden Anschauungen über Sibirien im westlichen Europa hervorrufen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Japanischen Sprache

von **Philipp Noack.**

8. Geh. 15 M.

Für Deutsche, welche die japanische Schrift- und Umgangssprache erlernen wollen, wird in dem vorliegenden Werke ein treffliches Lehrmittel geboten. Ausser einer vollständigen Grammatik enthält dasselbe passende Uebungsstücke mit Uebersetzung und Erklärung, ein japanisch-deutsches Wörterbuch, sowie eine Reihe von Schrifttafeln, welche die japanischen Originaltypen und deren Zusammensetzung zur Anschauung bringen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch die Kalahari-Wüste.

Streif- und Jagdzüge

nach dem Ngami-See in Südafrika.

Von

G. A. Farini.

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenskizzen.

8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

Die auf den Karten als Kalahari-Wüste bezeichnete Gegend im Innern Südafrikas bildet das Hinterland von Angra Pequena und hat daher ganz besondere Wichtigkeit für Deutschland. Im vorliegenden reich ausgestatteten Werke wird diese Gegend, die zum Theil bisher noch ganz unbekannt war, von dem verdienstvollen, durch die Vorführung der „Erdmenschen" bekannten Reisenden Farini mit ihren Bewohnern wie mit ihrer Thier- und Pflanzenwelt anschaulich geschildert. Das Werk, dessen Preis ausnahmsweise billig gestellt ist, wird sich sowol deshalb wie wegen seines hochinteressanten Inhalts gewiss zahlreiche Freunde erwerben.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 276 bis 282.

Die Lage in Spanien. — Nach den Kaisertagen in Elsaß-Lothringen. (I./III.) — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Arbeiterkammern. — Die Balkanstaaten und Oesterreich. — Die österreichische Kriegsmarine 1885—1886.

Eine Geschichte der Christlichen Ethik. — Ueber mittelalterliche Kunst. Von R. Vischer. (I./III.) — Der Vater der Straßburger Geschichtsschreibung. Von Dr. J. H. Albers. — Die Pilatusbahn. — Eine Bibliographie über die geographische Literatur Oesterreich-Ungarns. — Graf Vogüé über den russischen Roman. — Das Nassauische Urkundenbuch. Von F. Thudichum. — Neue Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Amerika's. Von E. P. Evans. (I./III.) — Hildebrands Marmorbüste von Clara Schumann. Von Julius Allgeyer. — Der Wiener Orientalisten-Congreß. (I.) — Die Beredsamkeit des Marmors. Von R. Kleinpaul. (I./III.) — Zur Erinnerung an die Normannen-Herrschaft in England. Von Dr. P. Arras. — Iwan Turgenjews Briefe. — Die Colmarer Dominicaner. Von Dr. J. H. Albers.

Die Bahn zwischen Reichenhall und Berchtesgaden. — Befähigungsnachweis und Gewerbefreiheit.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Wollert.**

Neue Serie. Zwanzigster Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Das Duell zwischen dem Lieutenant Chapuis und dem Kaufmann Dekeirel. Zweikampf oder Mord? (Dünkirchen. 1885.) — Der Gemeindelehrer Lesnier. Sieben Jahre unschuldig auf der Galere. (1847—55.) — Charley Roß. Kindesraub (Germantown in Pennsylvanien. 1874.) — Black Bart. Ein poetischer Räuber. (Californien. 1877—83.) — Billy Corbett und John Dwyen, noch zwei californische Postkutschenräuber. (1884.) — Shep Tinker. Ein merkwürdiger Pferdedieb. (Pennsylvanien. 1884.) — Der Proceß Johnston. Ein Mord aus Aberglauben. (Südcarolina. 1880.) — La Caramboda. Ein weiblicher Räuberhauptmann. (Mexico. 1884.) — Vom Galgen gerettet. (Britisch-Canada. 1830.) — Der Hauptmann Hentsch und der Schriftsteller Dr. Ignaz von Kraszewski. Landesverrath. (1884.) — Das Dynamit-Attentat bei der Enthüllung des Denkmals auf dem Niederwalde. Der Proceß wegen Hochverraths wider die Anarchisten Reinsdorf und Genossen. (1884.) — Das Attentat auf den Kaiser Alexander II. durch den verabschiedeten Collegiensecretär Ssolowjew. (Petersburg. 1879.) — Der Fähnrich in der kaiserlich russischen Garde Christoforowitsch von Landsberg. Mord. (Petersburg. 1879.) — Der Oberstlieutenant Filippone unter der grundlosen Anklage des Mordes vor dem Schwurgericht in Piacenca. (1877—78.)

Der vorliegende neue Band des beliebten Sammelwerks hat einen besonders reichen Inhalt; er bringt zwei Criminalprocesse aus Frankreich, sieben aus Amerika, zwei vor dem Reichsgericht in Leipzig verhandelte, zwei aus Rußland und einen aus Italien, alle in der gewohnten rechtskundigen, streng objectiven Darstellung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 28. October 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Das deutsche Nationaldrama. Von Hermann Conradi. — Dramen von Paul Heyse und Ernst von Wildenbruch. Von Rudolf von Gottschall. — Ein Roman aus der Geschichte unserer Tage. Von J. J. Honegger. — Vermischte Schriften. Von Reinhold Ortmann. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Das deutsche Nationaldrama.

An die Spitze dieser Aphorismen gehört die Bemerkung, daß ich die nächste Anregung zu ihnen von meinem Freunde Dr. Julius Grosse, damals in Weimar, jetzt in München wohnend, empfing.

Ich stelle folgende These voran: Wir können den Verfall, in dem unser Drama und damit unser Theater, diese zwei Hauptmomente des künstlerischen und öffentlichen Culturlebens, seit einer Reihe von Jahren zweifellos begriffen sind, nur dann aufhalten, wenn wir dem deutschen Drama durch jähes Abbrechen oder allmähliches Umlenken eine neue Entwickelungsphase ermöglichen: eine Entwickelung, die sich genau aus dem Wesen und Charakter des deutschen Volks, seiner einzelnen Stämme, Landschaften und Volksgruppen ergibt, insofern deren Wesen und Charakter sich im geschichtlichen Werden manifestiren.

Im geschichtlichen Werden: das ist das Hauptmoment, d. h. das Moment, dessen Verständniß dem Instinctvermögen des Volks, der Masse am nächsten steht. Und damit habe ich den eigentlichen Angelpunkt der Frage berührt. Ich habe das Postulat gestellt, daß die Dramatiker der ersten neuen Entwickelungsphase nicht Stoffe und Motive von allgemein nationalem Charakter, ganz zu geschweigen von internationalem, der hier natürlich ganz in den Hintergrund tritt, sondern von speciellem, sozusagen localem Charakter behandeln, um durch deren selbstverständlich möglichst künstlerische Ausgestaltung, nicht etwa nach der Manier der roh zusammengezimmerten sogenannten Volksstücke, in erster Linie das historische, in zweiter aber das künstlerisch-erziehende und veredelnde Interesse ganz bestimmter Bevölkerungsgruppen zu erregen.

Zwei Factoren treten also zu gemeinschaftlicher Action zusammen: der rein künstlerische Werth einer markanten historischen Dramatik; ferner der relativ erziehende Werth derselben: erziehend eben insofern, als er durch Reizung des ursprünglich angeborenen Interesses der breiten Massen für besonders hervorstechende Punkte im Leben und Treiben ihrer Stammvorfahren das bedenklich zurückgegangene Verständniß für scenische Darstellung von neuem erweckt und befruchtet.

Die Bedeutung und die Existenzberechtigung dieses Gedankens und damit der eben präcisirten Forderung wird noch einleuchtender hervortreten, wenn wir in einem kurzen Ueberblick das Verhältniß der modernen Motive des Dramas zu dem Verständniß und Interesse, welches das Publikum dafür hat, skizziren.

Zunächst ist zu constatiren, daß der Sinn des großen Publikums für das historische Drama, mag es sich im Specialfalle nun historisches Trauer- oder Lustspiel oder meinetwegen auch sogenanntes Schauspiel nennen, so gut wie erloschen ist. Durch die Erfolge, welche in den letzten Jahren verschiedene „bessere" Dramatiker, wie Wildenbruch, Voß, Fitger, errungen haben, werde ich zwar anscheinend Lügen gestraft. Aber doch eben nur anscheinend. Ich sehe jetzt ganz ab von dem jahrelangen äußerst mühevollen Ringen um einen wirklich bedeutenden Bühnenerfolg, das keinem dieser drei, die heute gefeiert werden, erspart wurde, ehe ihnen das spröde Publikum ein einziges winziges Lorberreis zuerkannte. Ich frage vielmehr: ist denn wirklich bewiesen, wenn eine ganz kleine Gemeinde von Berufenen hier und dort, in Berlin, Frankfurt, Bremen, Hannover, Hamburg, Wien, mit je einem oder auch zwei Dramen Erfolge zu verzeichnen hat — ist denn damit bewiesen, daß im ganzen Volke der Sinn, das Verständniß für ein ernstes, großes, imposantes, erschütterndes Drama

wieder lebendig geworden sei? Ist damit die Wiedergeburt einer idealen Tendenzen dienenden Bühne dargethan? Ich möchte an einer epochemachenden Wendung im Gesammtverhalten des Publikums dem groß angelegten Drama und seinem Herold, einer nicht engherzig und befangen geleiteten Bühne gegenüber, doch entschieden zweifeln, wenn ich auch freudigen Herzens einen Umschlag zum Bessern in einzelnen Kreisen, besonders in den tonangebenden größerer Städte zugebe. Was ist damit aber im großen und ganzen gewonnen? Ein geringes Etwas, das um so winziger wird, je mehr man hinter gewisse Kniffe, Griffe und Pfiffe kommt, durch die selbst dem ursprünglich Guten und Schönen der Weg zum scenischen Ausdruck und dann wieder zur Anerkennung und Würdigung der durch scenische Fülle erreichten Verlebendigung gebahnt werden muß.

Die erste Rolle auf den Theaterbretern — natürlich jetzt ganz abgesehen von der musikalischen Bühnenliteratur: der Oper, der Operette — spielt heute die Posse, das Lustspiel. Moser, Schönthan, Rosen sind die gefeiertsten Dramatiker des letzten Lustrums. Benedix, Bauernfeld, Wilbrandt, Freytag kommen erst in zweiter Reihe.

Nächst den Komödienschreibern erfreuen sich am meisten der Gunst des Theaterpublikums, das, ich wiederhole es, nur einen bestimmten Ausschnitt aus der breiten Volksschicht darstellt, die Bearbeiter socialer, gesellschaftlicher Motive, die leider — beiläufig glossirt — social, gesellschaftlich öfter für identisch mit pikant, schlüpferig, zweideutig halten. Die Häupter dieser Gruppe, die neuerdings ganz bedenklich anschwillt, sind Männer wie Paul Lindau, Adolf L'Arronge, Hugo Bürger, Oskar Blumenthal u. a.

Die deutsche sociale Dramatik hat sich nach französischen Mustern entwickelt. Dumas, Sardou, Augier sind die Führer, die Pfadweiser. Ihre Stoffwahl, ihre technische Fingerfertigkeit ist ihren deutschen Collegen Vorbild gewesen.

In den letzten Jahren, seitdem der Einfluß der nordischen Schwesterliteraturen auf die deutsche mehr und mehr gewachsen ist, entsprechend der Entfaltung eines reichen, auf modern freisinnigen, künstlerisch und zum Theil auch politisch revolutionären Principien begründeten Geisteslebens in den skandinavischen Ländern, tritt die französische Führerschaft mehr und mehr zurück, und ihre Stelle nehmen moderne Geister ein, Vertreter der nordischen Literatur, wie Ibsen, Björnson, durch Georg Brandes' geniale Interpretationen in den Mittelpunkt unsers Interesses gerückt.

Damit ist entschieden ein Schritt nach vorwärts gethan. Ein längeres Zusammengehen auf diesem Gebiete mit stammverwandten Geistern muß zweifellos zu Resultaten führen, die ihrem Wesen nach in nationaler Hinsicht sehr viel günstiger und werthvoller sind als ein peinlich getreues Trotten in romanischen und noch dazu echt französischen Gleisen und Spuren. Wir sind eben als Germanen Antipoden der Franzosen. Und der Versuch, Verhältnisse, Situationen, Handlungen, wie sie sich naturnothwendig aus keltisch-romanischen Wesenselementen ergeben, uns durch scenisch sinnliche Darstellung vorzuführen, verständlich zu machen, kann uns wol interessiren, aber nie und nimmer in wahrhaft national-würdiger Weise packen, erziehen, läutern. Man wird gegen diese Behauptung das Moment des „rein Menschlichen" ins Feld führen. Ich bemerke darauf, daß dieses rein Menschliche bei unsern modernen, sich immer mehr complicirenden Culturverhältnissen immer schwächer und farbloser wird. Denn die Bedingungen, unter denen es in den einzelnen Fällen bei den verschiedenen Völkern hervortritt, werden immer, ich möchte sagen individueller und eigenartiger. Mit dem Wesen der Factoren aber, durch die das rein Menschliche in die Erscheinungsform tritt, correspondirt dessen Charakterausdruck, von dem wieder der Eindruck, die Wirkung abhängt. Diese Factoren jedoch werden, je weiter die Kunst eines Volks entwickelt ist, um so nationaler sein; denn jede wahre Kunst ist national. Also wird das Moment des rein Menschlichen, das im Grunde ein rein ethisches ist, eben deswegen stets gewissen Schwankungen und Modificationen unterliegen. Das sind, kurz skizzirt, die Parteien, die heute das Regiment über die deutsche Bühne führen.

Es kommt im großen und ganzen nicht viel Ersprießliches dabei heraus, denn diese Theaterliteratur ist eben eine Partei-, eine Klassenliteratur, keine Volksliteratur schlechtweg.

Zur wahren Interpretation jedoch der Gefühle, Gedanken, Ideen, Leidenschaften, die das Volk als Ganzes bewegen, und damit zu dessen Erzieherin, zur Verfechterin der modernen Fortschrittsprincipien kann unsere Bühne erst dann werden, wenn sie sich zunächst durch Berücksichtigung elementarer Stammeigenschaften und deren genetischer Entwickelung bei der Wahl und der Behandlung ihrer Motive localisirt, indem sie sich dem Verständnißvermögen, dem Interesse bestimmter Volksgruppen für landschaftliche oder geradezu örtliche Geschichte, Tradition, Sage anpaßt.

Mancherlei Anläufe und Versuche sind schon nach dieser Richtung gemacht worden. Die süddeutsche Dialektdramatik, deren genialste Vertreter augenblicklich Anzengruber und Ganghofer sind, ist ein Beweis dafür, wenn sie sich auch ganz keck unmittelbar in das moderne Leben hineinstellt und von der Berücksichtigung verwerthbarer historischer Motive vollkommen absieht. Eine Folge davon ist wol, daß sie gerade von derjenigen Bevölkerung, aus der sie herausgeboren, verhältnißwenig am wenigsten geschätzt wird; sie wird auf das Menu hauptstädtischer Theater gesetzt als pikanter, nicht alle Tage vorkommender Leckerbissen, sie wird vorgeführt als phänomenales Curiosum wie eine tätowirte Indianersippe oder ein zusammengewachsenes Zwillingspaar.

Mit den Erfolgen der süddeutschen Dialektdramatik können sich die der norddeutschen in keiner Weise messen. Die plattdeutsche Dramatik hat keine bestimmte Bühne, kein bestimmtes Publikum.

Der Epiker Reuter, der Lyriker Klaus Groth sind in ganz Deutschland bekannt, werden in allen Kreisen, besonders von der gut situirten Bourgeosie gelesen. Hermann

Jahnke, schließlich noch der am ehesten nennenswerthe plattdeutsche Dramatiker, ist außerhalb der Kreise, die das Plattdeutsche aus nationalen Gründen oder als Sportsmen cultiviren, nicht bekannt, und eine Bühne, die sich seiner Dialektdichtungen erbarmt hätte, hat er nicht gefunden.

Schließlich ist ja aber auch das Dialektdrama nur ein schwacher Ersatz für dasjenige, welches ich als nothwendiges Fundament für ein späteres allgemeines deutsches Nationaldrama forderte.

Ungleich werthvollere Vorarbeiten zu einem solchen sind von einzelnen Geistern in der neuhochdeutschen Schrift- und Umgangssprache gemacht worden.

Heute nur ein paar Beispiele, die mir gerade zur Hand sind.

Man erinnert sich des thüringischen Dramatikers Alexander Rost (1816—75). Der Mann ist vor Jahren in Mitteldeutschland durch seine Dramen „Ludwig der Eiserne", „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange" einmal populär gewesen. Ich denke noch mit Freude an den warm geschriebenen, begeistert zustimmenden Aufsatz zurück, den ihm seinerzeit Albert Träger in der „Gartenlaube" widmete. Alexander Rost's Bedeutung liegt in der kunstgerechten Ausgestaltung volksthümlicher Motive. Historisch verbürgte Anekdoten, überlieferte Mythen, die bei der Bevölkerung einer bestimmten Landschaft überall bekannt und verehrt sind, nimmt er auf und renkt sie in ein dramatisches Scenengefüge ein. Der Erfolg war ein allgemeiner. Alexander Rost wäre ein Dramatiker von nationaler Bedeutung geworden, wenn er nicht auf die schiefe Ebene gerathen wäre. Man kennt sein Unglück. Ich werfe den Schleier darüber.

Ich erinnere ferner an Robert Giseke, den Dichter von „Ein Bürgermeister von Berlin". Giseke, der mit zweiundzwanzig Jahren den anti-Hegelianischen Roman „Moderne Titanen" schrieb, ist erkrankt und producirt, trotzdem er erst ein Funfziger ist, schon seit Jahren nicht mehr. Den Ruf, den er sich durch seine Dramen und Romane vor zwei Jahrzehnten geschaffen, hat er sich nicht durch spätere Werke zu erhalten gewußt. Immerhin ist „Ein Bürgermeister von Berlin" ein werthvolles Drama, doppelt werthvoll eben als Versuch, durch Bearbeitung local-historischer Motive das Interesse einer bestimmten Bevölkerung für Sage und Geschichte ihres Grund und Bodens zu erregen und damit zum Verständniß einer allgemeinen Dramatik zu erziehen. Ich nenne noch Gutzkow's und Kruse's Bearbeitungen des Wullenweber-Motivs und ein Drama eines jüngern Dichters, den „Bürgermeister von Breslau" von Hugo Krebs. Letzteres hatte seinerzeit in Breslau einen großen Erfolg.

Man sieht, im Grunde fordere ich weiter nichts als die Berücksichtigung des Moments, durch das die griechische Dramatik nationale Bedeutung erhielt, durch das sie zur Erzieherin auf ethisch-ästhetischem Gebiete geworden. Hier wird man auf die Ideale und Tendenzen Richard Wagner's kommen mit einem gewissen Recht. Denn gerade nach dieser Seite hin liegt die Hauptbedeutung des „Meisters". Nur wird er noch für eine ganz geraume Zeit der Mann der Zukunft bleiben. Ich meine, er wird immer eine gewisse Gemeinde haben, die ihm aus wirklichem Herzensbedürfniß heraus in die Mysterien seiner dramatisch-musikalischen Erlösungsideen folgt — wann aber wird das Volk als Ganzes reif sein, diese Bearbeitung und Auslegung seiner Sagenschätze zu verstehen? Wann wird es aus religiösem Bedürfniß sich in Wagner's Doppelkunst versenken?

Und damit schließe ich heute: ich wollte nur eine Anregung geben. Die ausführlichere Beleuchtung einiger Punkte behalte ich mir vor. Vielleicht regen meine Einzelbemerkungen einen andern an, für diesen Vorschlag eine Lanze zu brechen. Es handelt sich ja um das Aufhalten des Niedergangs unsers Dramas, unserer Bühne! *)

Hermann Conradi.

*) Wir haben unserm geschätzten Mitarbeiter das Wort gegönnt, da wir auch der Ansicht sind, daß eine Anknüpfung an das Locale, das heißt an die Geschichte einer einzelnen Stadt, dem Dramatiker einen festen Boden verschafft. Wir haben selbst in unserer Jugend mit Baison zusammen aus der Geschichte der Alsterstadt einen Stoff geschöpft und dramatisch behandelt: „Hieronymus Snitger, der Volkstribun von Hamburg". Sobald aber in einem Drama das locale Interesse vorwiegend betont wird — irgendwo auf deutscher Erde muß ja jedes geschichtliche Drama spielen —, da wird in andern Städten der Stoff als fremdartig, als interesselos betrachtet; daher der geringe Erfolg aller jener Dramen. Nur der glückliche Wurf eines dramatischen Genies könnte hierin Wandel schaffen. D. Red.

Dramen von Paul Heyse und Ernst von Wildenbruch.

1. Getrennte Welten. Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. (Dramatische Dichtungen. Funfzehntes Bändchen.) Berlin, Hertz. 1886. 8. 2 M. 60 Pf.
2. Die Hochzeit auf dem Aventin. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. (Dramatische Dichtungen. Sechzehntes Bändchen.) Berlin, Hertz. 1886. 8. 2 M. 60 Pf.
3. Christoph Marlow. Trauerspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1884. 8. 2 M.
4. Das neue Gebot. Schauspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1886. 8. 2 M.

Unermüdlich ist Paul Heyse als Dramatiker thätig; fast in jedem Jahre erscheinen mehrere neue Dichtungen von ihm. Dennoch erleben sie nur sporadische Erfolge; keine derselben faßt festen Fuß im Repertoire. Ein so feinfühliger Poet, von künstlerischem Streben, die Sprache in allen Tonarten beherrschend — und doch keine nachhaltigen Erfolge. Liegt das an der Wahl seiner Stoffe, liegt es an dem geringen Entgegenkommen des Publikums gegenüber Werken der ernsten dramatischen Muse überhaupt, oder an einer Eigenart der Heyse'schen Dichtweise, welche die theatralische Wirkung beeinträchtigt? Vielleicht wirkt dies alles zusammen; vielleicht hat der Autor kein Glück: es gibt keine Gründe für die Treffer und Nieten,

die man in einer Lotterie zieht. Ohne Frage hat aber die Muse von Paul Heyse einen novellistischen Zug, dem sie ja die unbestreitbaren Erfolge auf dem Gebiete der Novelle verdankt, der aber hier und dort im Drama sich wenig förderlich erweist. Die Novelle liebt das feine psychologische Problem. Das zarte Saitenspiel zerbricht aber in der metallenen Hand des Dramas, welches den energischen Lapidarstil der Leidenschaft verlangt. Es wäre unbillig, Heyse die Fähigkeit zum ergreifenden hochtragischen Pathos abzusprechen; viele Stellen seiner Dramen beweisen, daß er über dasselbe gebietet; doch ebenso fraglos wählt er bisweilen Stoffe, deren Handlung einen so zarten Gliederbau besitzt, daß sie nicht für dramatische Wirkungen hinlänglich ausdauernd ist.

Das gilt auch von dem Schauspiel „Getrennte Welten" (Nr. 1). Es gibt eine Kluft in dem gesellschaftlichen Leben, welche die Liebe nicht zu überspringen vermag. Diese etwas skeptische Meinung, welche der landläufigen und auch dem Bühnenpublikum mundgerechten Anschauung, daß Liebe den Sieg über den Unterschied der Stände davonträgt, zuwiderläuft, bildet den Grundgedanken des Heyse'schen Schauspiels. Doch die Wendungen und Wandlungen der Empfindung sind nicht mit ausreichender dramatischer Schlagkraft überzeugend genug durchgeführt: es ist die Launenhaftigkeit der Novelle, die hier vorherrscht, nicht die dira necessitas des Dramas, welche ihre eisernen Nägel in den mauerfesten Bau schlägt. Man hat immer den Eindruck, als könnte das alles anders sein und kommen, als vermöchte eine leise kaleidoskopische Verschiebung ein gänzlich anderes Bild hervorzurufen.

Die Decoration des ersten Acts drückt schon den Grundgedanken des Dramas symbolisch aus. Die Bühne ist durch einen niedrigen Heckenzaun, in dessen Mitte eine Gitterthür, in zwei Hälften getheilt; links die hohen Bäume eines Schloßparks, rechts ein Blumengärtchen, eine Laube, ein einstöckiges Haus. Das sind die zwei getrennten Welten. Im Schloß wohnt Baronin Leonie, eine junge Witwe, der ihr Vetter, Graf Broich, den Hof macht mit einer unerschütterlichen Siegesgewißheit, die sich durch keine Zwischenfälle erschüttern läßt; im Häuschen rechts wohnt ein junger Ingenieur, Cajetan Bauer, mit seiner Pflegeschwester Ellen: einem Mädchen, das er in London zu sich genommen, als er die Mutter berauscht mit ihm auf der Straße liegen fand und diese infolge des Rausches dahinstarb.

Durch das Pförtchen im Heckenzaun geht nun die Handlung herüber und hinüber. Leonie gewinnt Theilnahme für den jungen Ingenieur und läßt sich durch ihn in später Stunde zu einer Waldwiese führen, wo die jungen Rehe ätzen. Graf Broich und eine im Schlosse weilende Generalin sind entrüstet über diese Verletzung der Dehors; und als gar Cajetan ebenfalls abends einen Gegenbesuch macht, da weist der Graf ihm die Thür. Ellen aber eilt Cajetan nach, beklommenen Herzens, in der Angst der Eifersucht: sie hat ihr Herz entdeckt und verrathen. Cajetan und Ellen finden sich, und Baronin Leonie heirathet den Grafen, der mit seiner Siegesgewißheit recht behält.

Sind die Einschnitte dieser Handlung scharf genug für dramatische Wirkung? Wir müssen es bezweifeln. Die Liebe zwischen Leonie und Cajetan ist ein Caprieeio, das kein tieferes Interesse einflößt. Den Höhenpunkt derselben bildet die Seene des späten Besuchs im zweiten Act, in welcher auch der Grundgedanke des Stücks ausgesprochen wird:

Leonie.

Trauen Sie mir nicht zu, daß ich über die Vorurtheile der Kaste, in der ich geboren bin, mich hinwegsetzen könne? (Sie geht aufgeregt auf und ab.) Wohl hab' ich selbst vor Zeiten gedacht, ich könne die große Welt nicht entbehren. Und was hat sie mir gegeben, wonach ich mich jetzt noch zurücksehnte? wofür mich der Frieden dieser ländlichen Abgeschiedenheit nicht hundertfach entschädigte? Sie sind ein starrer Demokrat, Herr Bauer, Sie überschätzen die Macht jener Aeußerlichkeiten, die uns adelich Geborene oft genug hindern, zu uns selbst zu kommen; aber Sie denken zu gering von der Kraft einer wahren, auf Achtung begründeten Herzensneigung, wenn Sie ihr nicht zutrauen, über all diese kleinlichen Vorurtheile zu siegen und eine stolze Seele zu wappnen gegen das Urtheil einer Welt, die sie verachten gelernt hat!

Cajetan (der sie in wachsender Bewegung betrachtet hat).

Wär's möglich? Aber nein — ich vergaß: diese edeln freien Gesinnungen, sie helfen doch nicht über die alte Kluft hinweg. Dem Manne vielleicht, der die Frau, die er erwählt, in seine Sphäre hinaufhebt. Eine Frau aber, so hoch sie denken möge, würde sie es je verwinden, wenn sie zu ihrem Gatten hätte hinabsteigen müssen?

Leonie (sich setzend).

Eine Frau steigt nur hinab, wenn sie in die Ehe mit einem Manne willigt, zu dessen Geist und Charakter sie nicht hinaufblicken muß. Ich sehe, daß Sie alles, was ich gesagt, für nichts Besseres halten als hochtönende Phrasen. Ich bedaure, daß es mir versagt ist, mein innerstes Wesen Ihnen verständlich zu machen.

Cajetan (sich ihr leidenschaftlich nähernd).

O gnädige Frau, wenn mein Mistrauen Sie beleidigt hat — glauben Sie mir, nur bittere Erfahrungen tragen die Schuld, daß ich mit stolzem Eigensinn mich gegen jede Bekehrung von dem, was Sie meine demokratische Starrheit nennen, wehrte. Aber wenn Sie wüßten — vom ersten Tage an, wo Sie hier erschienen — welche Macht Sie über mich ausübten —

Das Dazwischenkommen des Grafen hindert weitere Erklärungen; das Hereinbringen der ohnmächtigen Ellen macht diesen confessions, denen ein gut Theil theoretischer Weisheit und anatomischer Herzenszergliederung, ohne allen frischen Pulsschlag der Leidenschaft anhaftet, ein jähes Ende. Leonie erkennt, daß Ellen ihren Lebensretter liebt und erklärt im letzten Act:

Nun, das gesteh' ich! Vollständiger kann man sich nicht in zwei Menschen irren, als ich mit all meiner Weltkenntniß gethan. Cousin Broich hat am Ende doch recht: sie sind eine andere Menschenart, vielleicht aber ein wenig besser als wir. Nun, wir wollen uns auch keine Schande machen. Ich brauchte jetzt nur zu schweigen und das arme liebe Kind in die Welt hineinlaufen zu lassen, so könnten die Zwei sich noch recht erbärmlich abquälen — bis sie sich am Ende doch wiederfänden. Aber nein,

ich will jetzt gleich ihren Schutzgeist spielen. Mein Freund mit dem Streifschuß soll sehen, daß das berüchtigte blaue Blut doch auch recht treuherzig klopfen kann.

Der Haupthandlung fehlt der dramatische Nerv: sie ist novellistisch. Die Helden spielen mit der Gefahr, wie Graf Broich richtig bemerkt; aber ein solches Spielen ist nicht ausreichend für die Conflicte des Dramas. Capricen, die sich so rasch und so leicht heilen lassen, gehören in die Novelle.

Die Genremalerei dagegen, die Charakteristik der andern Mitspielenden ist trefflich. Der joviale Oberförster Eckart, der den voreiligen Brautwerber spielt, Graf Broich, ein schneidiger Aristokrat, sarkastisch, voll Menschenkenntniß und mit ritterlicher Gesinnung seine Meinungen vertretend, Ellen, ein Mädchencharakter aus der Goethe'schen Schule, dann die Generalin, die ganz im Salonleben aufgeht, die Klatschbasen der kleinen Stadt, die Landrichterin an der Spitze: das sind lebenswahre, mit feinem Humor gezeichnete Gestalten; aber diese Menge des Genrehaften verdeckt den Gang der Haupthandlung, deren dramatisches Rückgrat schwach genug ist.

Das kann man dem Trauerspiel „Die Hochzeit auf dem Aventin" (Nr. 2) nicht nachsagen; der dramatische Verlauf ist hier lebendig und bewegt sich zu scharf ausgeprägten Höhenpunkten der Handlung. Schade nur, daß alle Stücke, welche in die Epoche des Cäsarenwahnsinns fallen — und es befinden sich darunter einige wahrhaft geniale Nero-Dramen —, nicht die Sympathie des deutschen Bühnenpublikums zu gewinnen vermögen. Caligula, mit seiner Gattin Cäsonia, der Cäsar des Heyse'schen Stücks, ist übrigens auf unserm Theater kein Fremdling mehr: er hat in Halm's „Fechter von Ravenna", einem Schauspiel, dessen Schwerpunkt aber auf ganz anderer Seite liegt, bereits das römische Kaiserthum vertreten.

Im ersten Act des Heyse'schen Stücks werden wir in das Haus der Pisonen auf dem Aventin geführt. Gajus Calpurnius Piso feiert seine Hochzeit mit Cloelia, einem Mädchen aus Cumae. Im Liebesrausche hört er nicht auf die Anträge des Präfecten Chaerea und anderer Verschworenen, die bereit sind, den Cäsar vom Throne zu stürzen und ihn darauf zu erheben. Da betritt Caligula selbst, betrunken, mit seinen Begleitern das Haus: der Sklave hat sich aus der Eingangshalle entfernt. Der eine Begleiter, Proteus, geht ab, zu forschen in wessen Hause man ist: er erblickt einen Theil der Hochzeitsceremonien und erkennt in Cloelia, der Braut, ein Sklavenkind, die Tochter seiner Amme. Caligula gelobt, ihm sein Eigenthum zurückzuschaffen. In der That läßt er die Braut, ehe noch die Hochzeit ihr Ende erreicht, entführen, mit dem hinterlistigen Vorgeben, ihre Mutter warte draußen im Wagen auf sie. Gajus und alle Hochzeitsgäste greifen zu den Schwertern, um vom Palatin die Geraubte zurückzuholen.

Daß das vergeblich gewesen, zeigt uns der zweite Act: jetzt weist Gajus den guten Willen derjenigen, die ihn mit dem Purpur bekleiden wollen, nicht mehr wie früher zurück: er will die Geliebte rächen, wenn er sie nicht mehr retten kann. Da wird sie mit bewaffnetem Geleite von Caligula zurückgesandt. In einer großen Scene zwischen Braut und Bräutigam, der es nicht an sensationellem Effect fehlt, erfährt Gajus, daß Cloelia's Unschuld von dem Tyrannen geschont worden ist; doch als sie sich entschleiert, erblickt er ein Brandmal auf der Stirn, das ihr Caligula mit einem glühenden Eisen eingebrannt und durch das sie zeitlebens zur Sklavin gestempelt ist.

Cloelia.

Das Furchtbarste,
Von gnäd'gen Göttern ward es abgewendet.
Denn als er zu mir trat —

Gajus.

Wer?

Cloelia.

Jener, den
Sie Proteus nannten, der mich aus dem Hause
Gelockt mit list'ger Fabel: meine Mutter
Erwarte mich im im Wagen vor der Thür.
Dann, wie sie mich ergriffen, mich im Sturm
Von hinnen führten, schwanden mir die Sinne.
Doch als ich dort im schimmernden Palast
Mich auf dem Ruhbett wiederfand —

Gajus (athemlos sie anstarrend).

Da — da —

Cloelia.

Ich war entschlossen, wenn er seinen Arm
Ausreckte, nur das Kleid mir anzurühren,
Mit diesen Händen hätt' ich mich erwürgt.
Das sagt' ich ihm und sah ihn furchtlos an.
Doch er: O Cloelia, sprach er, fürchte nichts!
Uns hat dieselbe Mutterbrust gesäugt.
Die Milch, die dich zum Lamme werden ließ,
Soll mich zum Fanghund nicht entadelt haben.
Hab' gute Nacht! — Da wandt' er sich und ging.

Gajus (will sie stürmisch umarmen).

O Cloelia — o ihr Ew'gen! — makellos,
Wie ich dich fand —

Cloelia (tritt zurück).

Hör' mich erst aus! Ich schloß
Kein Auge diese Nacht und horcht' und bebte.
Doch morgens, da mich Schlummer übermannt,
Urplötzlich fuhr ich auf mit gellem Schrei,
Am Haupt ein glühnder Schmerz — und vor mir stand
Der Fürchterliche, Protens' grimmer Herr,
Ein rothgeglühtes Eisen in der Faust.

Gajus (aufschreiend).

Cloelia — nein — nein —

Cloelia.

Nun trägt die Sklavin, sprach er,
Das Brandmal, dran man sie erkennen wird,
Wenn man im Volk nach Piso's Gattin fragt.

(Entschleiert sich rasch, doch so, daß sie dem Zuschauer das Gesicht abwendet).

Gajus

(taumelt zurück und sinkt auf die Bank).

O all ihr Furien!

Cloelia

(sich die Stirn wieder verhüllend, nach einer Pause).

Siehst du nun, mein Freund,
Daß wir geschieden sind? O, die Erkenntniß

Hat glühnder in mein Herz sich eingebrannt
Als in die Stirn das Mal. In diesem Haus
Darf die Entehrte nicht als Herrin walten,
Und wolltest du's — dort deines Vaters Bild
Mit drohnden Augen wies' es mich hinweg.
Ich weiß, was mir gebührt. Lebwohl! Vergiß mich!

Sie hat dem Bräutigam freilich ihre Herkunft verschwiegen, doch er spricht sie von jeder Schuld frei, da sie aus Liebe schwieg; auch die gezeichnete Sklavin will Gajus zur Herrin seines Hauses machen.

Im dritten Acte, der sich etwas historienhaft verzettelt, indem auch eine jüdische Gesandtschaft vor dem Throne des Cäsar erscheint, tritt der Pisone, vom römischen Volke geleitet, vor Caligula, um Genugthuung zu verlangen für den Raub und die Beschimpfung seiner Braut. Er weist auf Proteus zurück, der sich für den Schuldigen ausgibt, und ladet den Cäsar selbst ein, der Fortsetzung der Hochzeitfeier auf dem Aventin beizuwohnen.

Im vierten Act eilt Cloelia zu ihrer Mutter zurück, da sie überzeugt ist, sie, die Sklavin, werde ein Hinderniß sein für Gajus, sodaß er den Thron nicht besteigen kann, den man ihn anbietet; doch er läßt sie nicht fort; vor dem Sklavenkind soll sich der Cäsar beugen.

Der fünfte Act bringt die Katastrophe. Caligula hat eine unangenehme Eigenart; er läßt sich ähnlich wie Piepenbrinck in den „Journalisten" seinen eigenen rothgesiegelten Wein nachbringen. Sklaven bringen ihn auch hierher in einem versiegelten Krug: wer das Siegel löst, ist des Todes. Caligula trinkt keinen andern Wein, Lucius hat das Cloelia mitgetheilt, und diese löst das Siegel und kostet den kaiserlichen Wein: sie will Gajus nicht länger im Wege sein. Caligula erscheint; Gajus tödtet ihn und ersticht sich dann selbst an der Leiche der Cloelia.

Jedenfalls hat diese Tragödie große Scenen: das Brandmal auf der Stirn der Cloelia und der Cäsarenwein sind überdies nicht verbrauchte dramatische und theatralische Motive. Doch über der Vorgeschichte schwebt ein zweifelhaftes Licht: es wird nicht überzeugend genug dargethan, warum Gajus nicht wußte, daß Cloelia eine Sklavin sei. Es ist dies zwar recht sorgfältig motivirt; aber eine so verklausulirte Motivirung hat etwas Verkünsteltes.

Die Diction ist markig und schwunghaft: wenn Paul Heyse früher dem Pathos auf den Höhen der dramatischen Situation möglichst aus dem Wege ging, so hat er in diesem letzten Trauerspiel, welches er seinem Freunde Richard Voß gewidmet hat, einige Züge der kraftgenialen Dramatik mit aufgenommen, wie z. B. die folgende Stelle beweist:

Ist der ein Mensch, der das Unmenschlichste
Doch überlebt? — Ein Wurm, den man zerschnitt,
Kriecht in zwei Stücken fort, nun doppelt Wurm.
Doch das hoffärtige Geschöpf, das sich
Verwandt den Ew'gen dünkte, kann's noch athmen,
Wenn es zum Wurm hinabsank, in den Schlamm
Der Schmach getaucht von einem Erdengott?
O unser aller Amme, die Natur,
Ist eine Dirne, flößt mit ihrer Milch
Gemeinheit uns ins Blut. Kannst du es leugnen?
Du schlummertest — und Cloelia schrie nach dir;
Nun dürstet dich — und Cloelia schreit nach dir;
Und das nur hast du vor dem Wurm voraus,
Daß Scham und Gram dich nagen.

Diese in der Würmerwelt schwelgende Metaphorik erinnert ganz an jene Schule; doch auch Stellen von echt dichterischer Schönheit sind zahlreich in dem Drama verstreut, wie die Schlußworte des zweiten Acts:

Du bist mein! Kein Mensch,
Kein Gott, kein Schicksal soll dich mir entreißen.
Und dort bei jenes Mannes Asche schwör' ich's:
Bekrönen will ich dein geweihtes Haupt
Mit einem Diadem, vor dessen Glanz
Die Spur der grimmen Schmach erblassen soll.
Komm! Laß die arme wunde Stirn dir küssen —
Und nun leb wohl! Ich geh' und kehre bald,
Und dieses Hochzeitsfest, das gestern Nacht
Ein höllentstiegner Dämon uns verstört,
Heut wollen wir es froh zu Ende feiern!

Oder der Monolog der Cloelia:

Und ist's denn euer Wille, ew'ge Götter?
Ihr gönntet Menschen nur das höchste Glück,
So wie ein Blitzstrahl niederfährt und zeigt,
Wie schön die Welt, und wenn die Seele dann
Beseligt aufflammt — rings die alte Nacht?
O Gajus, holder Freund, an deinem Herzen
Die Wonne war zu groß! Doch mit der Zeit
Wär' ich getrost daran emporgewachsen,
Und jetzt —! — Fort feige Schwäche! Wollt ihr mich
Von meinem Pfad abirren, Angstgespenster,
Als würd' ich, wenn ich ginge, niemals kehren?
Wie wär' ich seiner Lieb' und Treue werth,
Wenn ich noch zauderte! — Leb wohl indeß,
Du schönes Hochzeitshaus. Die Braut verläßt dich.
Doch wenn sie deine Schwelle neu betritt,
Ist ihr das Herz im Busen leicht!

An ursprünglicher dramatischer Kraft ist ihm freilich Ernst von Wildenbruch überlegen, der in seinem „Christoph Marlow" (Nr. 3) ein Drama gedichtet hat, welches sich ganz in den Gleisen der altbritischen Schauspieldichtung bewegt und sichtlich auch den Ton derselben nachahmt, besonders dem Schwan von Avon nachzudichten bestrebt ist. Dies alles ist vollständig berechtigt in einem Stücke, dessen Held einer der gefeiertsten altbritischen Dramatiker ist, der Dichter des „Tamerlan" und „Faust", der sich vor Shakspeare's glänzend aufsteigendem Genie beugt und durch die Triumphe des jungen Poeten, dessen ganze Bedeutung er selbst anerkennt, vernichtet wird. Diesen Stoff hat Ludwig Tieck in seiner interessanten Novelle „Dichterleben" behandelt.

Den Höhenpunkt des Stücks bilden die Scenen, in denen Marlow gleichsam vor Shakspeare zusammenbricht. Doch daraus läßt sich kein Drama gestalten; es bedarf noch einer spannenden Fabel. Und auch diese ist durch die Ueberlieferung aus Marlow's Leben vorhanden. Marlow entführt ein Mädchen, das sich für ihn begeistert hat, und

fällt dann im Zweikampf mit dem Bräutigam desselben, oder er wird vielmehr von diesem, als er mit ihm in Händel geräth, erstochen. Für die dramatische Fassung der Handlung liegt hier das Misliche vor, daß dieser Tod mit jener innerlich vernichtenden moralischen Niederlage in keinem Zusammenhang steht und nur in ganz äußerlicher Weise sich mit ihm verknüpfen läßt.

Die beiden ersten Acte des Stücks spielen in Cambridge, im Hause des Sir Thomas Walsingham, welcher der Gönner und Wohlthäter Marlow's gewesen ist. Eben läuft die Kunde von Marlow's Tode ein, er sei in der Seeschlacht geblieben. Eine Verwandte Walsingham's, Margaret, hegt eine schwärmerische Neigung für Marlow; doch auch die Tochter des Hauses, Leonore, verlobt mit einem Francis Archer, schöpft aus der Lektüre von Marlow's Schriften Begeisterung für den Dichter. Der Todtgeglaubte kehrt zurück; Margaret beschwört ihn, dies Haus zu meiden, in ihr selbst ist die Neigung erloschen, doch sie fürchtet für Leonorens schwärmerisches Herz. Ihre Ahnung täuscht sie nicht: Leonore horcht andächtig auf das Wort des Fremden, in welchem sie zuerst den Dichter selbst erkennt. Schade, daß diese Scene so befremdend wirkt, weil man nicht recht begreift, daß Marlow von seinem Beschützer, dem Freunde seiner Jugend, nicht wiedererkannt wird. Ein solches Versteckspiel ist im wirklichen Leben unmöglich: mag sich jemand noch so sehr verändert haben, schon die unnachahmliche Eigenheit, die im Ton der Stimme liegt, gibt doch ein unfehlbares Erkennungszeichen: man glaubt daher nicht an die Möglichkeit eines so lange festgehaltenen Incognitos. Das beeinträchtigt den Eindruck der echt dichterischen Schilderung der Seeschlacht, die zu den Juwelen der Dichtung gehört:

Marlow.

Die Nacht war ohne Sterne,
Als auf des Meeres dunkeln Wellen sich
Gleich einem Schwarm von mitternächt'gen Vögeln
Lautlos die Schiffe der Armada wiegten. —
Schlaf rings umher — Natur verhielt den Athem.
Da hob ein leiser Hauch sich aus Nordwest,
Den Unsern günstig; zehn von unsern Schiffen,
Den Schnabel tief einbohrend in die Flut,
Glitten den Spanier, wie Vampyre, an,
Mit Eisenhaken bissen sie sich fest
An seiner Brust, und plötzlich wandelten
Sich alle zehn in eine einz'ge Flamme —
Es waren Brander. — Ein Geheul erhob sich,
Ein wüstes Wirrsal auf den span'schen Schiffen.
Und als der Tag, vom rauhen Lärm erweckt,
Die schreckensbleichen Wangen hob im Ost,
Da, wie ein Adler mit gespreizten Schwingen,
Die Wimpel Englands flatternd hoch am Mast,
Brach unsre Flotte mitten in sie ein! (Er erhebt sich.)
Gleich einem Thurm, aufragend über alle,
Stand des Geschwaderführers mächtig Schiff,
Don Hugo de Monkada's Galeasse.
Wir gingen krachend Bord an Bord mit ihm,
Musketendonner brüllte uns entgegen,
Doch wilder als die wilde Hölle selbst
Stiegen wir enternd auf das Schiff des Spaniers.

Leonore
(die sich starr und langsam während der letzten Worte erhoben hat).
Und da — da fiel er?

Marlow.

Der Musketen eine
Traf ihn und warf ihn rücklings über Bord.

Leonore.

Und so ertrank er?

Marlow (einzig zu Leonore sprechend wie verzückt).

Höret, was geschah:
Der dunkle Schos der Tiefe ging ihm auf,
Er sank, und sank — hoch über seinem Haupte,
Wie einer Abendglocke ferues Läuten,
Verhallte Wellensturm und Menschenwuth.
Da ward es wunderstille um ihn her
Und wunderstille ward's in seinem Busen —
Und plötzlich — seht — tief drunten aus der Nacht
Quoll süßes Licht und wonnevoller Duft,
Und eine Wiese, strahlend wie Smaragd,
Lag aufgethan, von Bäumen rings umschattet —

Francis.

Was fabelt Ihr?

Leonore (zu Francis).

Was hinderst du den Dichter?
(Zu Marlow wild erregt.)
Sprecht weiter, weiter!

Marlow.

Und auf dieser Wiese
Da wandelten, wie Götter anzuschaun,
Homeros und die großen Dichter alle,
Die je der Menschheit trunknes Ohr entzückt.
Und als zu ihnen Christoph Marlow trat,
Da bebte das Elysische Gefilde,
Da wandten sich die heil'gen Häupter alle,
Da streckten alle Arme sich nach mir —

Leonore (ergreift mit beiden Händen seine Hand).

Ihr selber seid der Mann, von dem Ihr redet,
Ihr selbst seid Christoph Marlow!!

Marlow (wirft trunken den Arm um sie).

Schwur des Schwurs!
Ja, ich bin Christoph Marlow, Englands Dichter!

Im zweiten Act gewinnt Marlow ganz Leonore's Herz in einer leidenschaftlichen Liebesscene: sie entflieht mit ihm; der Vater bricht zusammen; der Bräutigam, Francis Archer, schwört dem Entführer Rache.

Während wir noch ganz im Banne dieses Familienconflicts uns befinden, führt uns der dritte Act nach London in die Theaterwelt. Vor der Königin ist „Romeo und Julia" aufgeführt worden: Marlow gilt für den Verfasser. Seine Collegen, die wissen, daß er es nicht ist, behaupten es den Hofbeamten gegenüber, um ihm ein Aergerniß zu bereiten. Als ihm nun der Kämmerer der Königin den Dank für das Stück ausspricht, geräth er außer sich und behandelt Leonore in fast brutaler Weise. Das sind die Auftritte, in denen das Interesse für den Helden Havarie erleidet und außerdem das Genrehafte, Cultur- und Literaturgeschichtliche überwiegt. Freilich, die

Shakspeare'sche Sprech- und Dichtweise, die ganze Art seines Humors ist hier nicht ohne Geschick, aber mit auffallender Absichtlichkeit nachgeahmt, und auch das Ungenießbare, das dieser Humor und der gelegentliche Bilderschwulst der altbritischen Schule besitzt, macht sich sehr bemerkbar. Diese Dichter werden in Summa als ein sehr böswilliges Gesindel hingestellt, und der Kritik, die durch den Dramatiker Nash vertreten ist, wird gehörig der Kopf gewaschen; so wenn er sagt:

Ein Recensent, siehst du, das ist der Mann,
Der alles weiß und gar nichts kann.

Dieser geflügelte Fibelvers ist sogar ausnahmsweise mit einem Reim behaftet, und der Hofnarr richtet an Nash die altbritisch stilisirten Worte:

O du Gestank in edler Dichternase,
Du Tintenklecks auf sauberem Gesicht,
Du Warze in dem Angesicht der Schönheit,
Mit einem Worte: Nash, du Recensent.

Wir bedauern die mephitischen Gerüche, die im Laufe von siebenundsechzig Jahren die „Blätter für literarische Unterhaltung" ausgehaucht haben müssen, und die „edeln Dichternasen", die darunter gelitten.

Im vierten Act ist Marlow mit Leonore im Gasthause Zur Meermaid: letztere noch immer tödlich getroffen durch die Misachtung des Dichters. Da erfährt er, daß Walsingham in der Nacht ihrer Flucht gestorben ist; doch er zögert, es Leonoren mitzutheilen, bis sie diese Kunde gleichsam von ihm erpreßt. Dann tritt Francis Archer auf, um Marlow zur Rede zu stellen: sie fechten miteinander; Leonore, die besinnungslos dalag, richtet sich auf und ruft des Dichters Namen; er wendet das Haupt nach ihr und empfängt den Todesstoß. Shakspeare tritt auf mit den Genossen:

Marlow.

Elysium! Ich seh' Elysium!
(Marlow sinkt zurück, stirbt.)

Shakspeare ruft aus:

O welch ein edler Geist ist hier zerstört!

Er faßt sich jedenfalls kurz und macht eine Anleihe bei seiner künftigen, noch ungedichteten Ophelia.

Das Drama hat einzelne Scenen von glühender Leidenschaftlichkeit: doch der Charakter des Haupthelden hat einen unsympathischen Zug; das Unedle des tückischen Neides tritt, besonders im dritten Act, zu markant hervor. Die Diction enthält mehrfach schöne Stellen von dichterischer Kraft neben frivolen Witzhaschereien und einzelnen geschmacklosen Bildern.

Wenn Christoph Marlow ein mehr als problematischer Charakter ist, so ist dagegen der Held in Ernst von Wildenbruch's neuestem Schauspiel „Das neue Gebot" (Nr. 4), Wimar Knecht, Pfarrer von Volkerode, eine durchaus ideale Gestalt, ja einer der edelsten Bühnenhelden, an dem kein Makel ist.

Die Handlung des Dramas spielt in einer sehr unerquicklichen Epoche der deutschen Geschichte, in der Zeit Königs Heinrich IV., und bewegt sich zum großen Theil auf dem Boden kirchlicher Gegensätze. Der Stoff ist daher wenig danach angethan, an und für sich in unserer Zeit Sympathie zu erwecken. Daß sich angesehene Hofbühnen derartige kirchliche Conflicte fern halten, ist bei einer sonst werthvollen Dichtung zu bedauern: nur bringt das Publikum ihnen auch keine rechte Theilnahme entgegen, und die Kritik hat ein Recht, ihnen gegenüber das moderne Princip hervorzuheben. Freilich spielen menschliche Conflicte auch in die Handlung herein: doch sie werden unter dem Gerölle dieser mittelalterlichen Zustände allzu sehr verschüttet.

Die Exposition ist sehr lebendig. In der Kirche zu Volkerode im Eichsfeld feiert das Volk das Christfest, in seiner Mitte der Pfarrer Wimar Knecht, der durch seine Volksfreundlichkeit und seine guten Werke sich in seinem Sprengel überaus beliebt gemacht hat. Dazwischen kommt die Nachricht, daß König Heinrich von den sächsischen Großen, an deren Spitze der Graf Otto von Nordheim steht, aus der Hofburg verjagt und diese hinter ihm in Brand gesteckt worden ist. Der Burgvogt von Volkerode, Berthold von der Meersburg, theilt mit, daß er die erkrankte Königin Bertha auf seine Burg geflüchtet habe, und bittet, daß Wimar's Frau Martha und seine Tochter Gertrud kommen möchten, um sie zu pflegen. Wimar gibt seine Erlaubniß und vertraut Gertrud dem Ritter an, der eine innige Neigung für sie empfindet. Bald darauf dringen die aufständigen Grafen und Ritter in die Kirche, machen sich ein Feuer an aus den Gewinden und Christbäumen. Otto von Nordheim erscheint und fordert die Bauern auf, sich von dem verbrecherischen König loszusagen. Wimar, der das Wort für sie ergreift, mahnt sie dagegen, dem König treu zu bleiben. Ein Bote des Papstes Gregor kommt und verkündet das Anathema, das über Heinrich ausgesprochen ist. Da bricht Wimar zusammen; als Diener der Kirche muß er dem Wort des Papstes gehorchen:

Wen Gott verflucht, dem soll der Mensch nicht dienen,
Treue wird Frevel — alle Eide brechen,
Geht hin und dienet Heinrich länger nicht.

Das ist der Conflict, der durch das Stück geht: der kirchliche Machtspruch, der das menschliche Empfinden des Helden und die gelobte weltliche Treue besiegt. Im zweiten Act steigert sich der Conflict: Berthold hat aus der Burg einen Ausfall gemacht; während er die Feinde dorthin lockt, flüchtet er mit der Königin in die Sakristei der Kirche. Martha's Ueberredung bestimmt Wimar, die Königin zu schützen. Doch die Feinde dringen in die Kirche, die Anwesenheit einer Frau ist verrathen. Graf Nordheim will die Königin schützen, vergebens! Da hebt sie Wimar auf den Altar und hält das Crucifix über sie. Eindringende Bürger von Worms, die, königlich gesinnt, Heinrich IV. auffordern wollen, in ihre Stadt zu ziehen, kämpfen siegreich gegen die aufrührerischen Ritter.

Diese Scenen sind theatralisch effectvoll aufgebaut; doch überragt in ihnen der äußere Theaterlärm.

Dagegen steht der dritte Act in der Wirkung etwas zurück. Um Gertrud wirbt der wilde, heimtückische Bauer Reginer, der schon vorher den Pfarrer verrathen; sie weist ihn als elenden Buben zurück. Dann kommt Berthold und entbietet abermals Gertrud zur Kaiserin — ein durch Wiederholung abgeschwächtes Motiv; zugleich bittet er den Pfarrer um seinen väterlichen Segen. Bruno mit den Mönchen tritt auf und verkündet das neue Gebot:

Hier ist nicht Ort noch Stunde,
Um Menschengut zu hadern und zu markten,
Es geht um Gottes heil'ges Eigenthum.
Er hat der Kirche heil'ge Majestät
Gebeugt vor einem gottverstoßnen Weibe;
Er hieß die Stimme des Gewissens schweigen
Und lauschte auf den Schlangenrath des Weibs:
Sie sprach zu ihm — die Kirche that er auf;
Sie sprach — und auf den heil'gen Hochaltar
Zu Christi Leib hob er den Leib des Weibes —
All seiner Sünden Echo heißt „das Weib",
All seiner Sünden Ursprung ist „das Weib".
Hört denn und wißt: aus Heil'genstadt, dem Kloster,
Komm ich mit diesen frommen Brüdern her;
Gebot erging vom dreimal heil'gen Papst
Und also redet er zur Christenheit:
Geboren ward die Sünde aus dem Weibe,
Drum ich, an Gottes heil'ger Statt gesetzt,
Erlösen will vom Weibe ich die Welt.
Und euch, ihr Priester, künd' ich und gebiete,
Die ihr vermählt in Weibes Armen ruht,
Dem Geiste sollt ihr dienen, nicht dem Fleisch!
Vom Weibe sagt euch los, denn eure Ehe
Ist Greul vor Gott, nicht Ehe; eure Weiber
Nicht Ehefrauen, Buhlerinnen sind's.

Wimar ist natürlich wieder ungläubig, daß der Papst derartiges verlangen sollte; doch durch den dumpf murmelnden Chor der Mönche wird bestätigt, daß so des Papstes Wort sei. Noch mehr als am Schluß des zweiten Acts wird er bestürzt über diesen Widerspruch gegen alles, was ihm im Leben theuer war:

Gott zügle mir mein Blut — mein Blut —
Ihr — nein ich will's nicht sagen — ihr Nichtswürd'ge!
Mit ihrer Seele und mit ihrem Blute
Hat euch dies Weib genährt, getränkt, gespeist —
O — o — ich will nicht — will nicht — will nicht weinen —
Und ihr — (die Thränen stürzen ihm aus den Augen.)
Schmach diesen Thränen und auf euch!
Ich habe dreißig, dreißig Jahre lang
Nur euch gedacht, nur euch und eure Kinder;
Und ihr — Martha mein Weib, die Welt ist weit,
Der große Gott hält rings die Welt in Händen,
Wohin wir gehn, wir gehn in seine Hand.
(Er richtet Martha vom Boden auf; sie schluchzt.)
Nein, nicht mit Thränen netze unsern Weg,
Thränen verklagen — jene Unglückseel'gen
Sind elend schon — blicke nicht hinter dich,
Das sind nicht mehr die Männer, die wir kannten,
Nicht Volkerode mehr ist dieser Ort.

Da kommt die Kunde, daß die Ritter, welche geschworen haben, Volkerode in Brand zu stecken, heranrücken. Reginer wirft die Fackel ins Pfarrhaus. Doch es war ein Irrthum, es sind nicht die Schwaben, es sind wieder die guten Wormser, die zum Actschluß heranrücken. Wimar wandert fort, die ohnmächtige Martha mit sich führend.

Wimar hat den ganzen Winter mit Martha im Walde zugebracht: ringsum ertönt Schlachtlärm; König Heinrich kämpft mit seinen Feinden. Martha, die seit jenem Wort des Priesters ein krankes Herz in der Brust trägt, stirbt nach visionären Anwandlungen, in denen sie die Heiligkeit der Ehe verkündigen hört; Wimar verwünscht in freien Rhythmen das neue Gebot:

Hör' mich, Natur, heil'ge Natur,
Hier auf das Opfer leg' ich die Hand —
Unnatur stiftete an,
Wahnwitz vollbrachte den Mord.
Mutter, Mutter Natur, räche dein Kind!
Unnatur hat von der Heiligkeit
Kleid sich geraubt, Antlitz geraubt, Lehre geraubt;
Lechzend nach Herrschaft der Welt
Steigt sie herauf, schreitet sie hin
Fühllos über der Menschen Gefühl,
Herzlos über die Herzen der Menschen.
Da wo sie hintritt, welket die Saat!

Schwerverwundet wird Bruno hereingeschleppt: er verlangt von Wimar, daß dieser seine Beichte höre und ihn segne; doch Wimar weigert sich, denn Bruno hat ja von ihm des Priesters Sakrament genommen. Inzwischen hat König Heinrich in der Schlacht gesiegt, Berthold und Gertrud grüßen den Vater, ebenso seine treuen Leute von Volkerode; Wimar ertheilt Bruno den Segen:

Du hast gebeichtet und du hast gebüßt.
Ein neu Gebot hast du uns bringen wollen:
Seid Gott getreu und treulos eurem Land;
Du hast Gott nicht gekannt; er spricht zum Menschen
Nur in der Heimatsprache heil'gem Laut;
Liebe zum Vaterland ist Gottes Dienst.

Die beiden ersten Acte des Stücks haben mit dem neuen Gebot nichts zu thun; die Verdammung der Priesterehe wird erst im dritten Act proclamirt und hat keine andere Folge, als daß Martha's Herz erkrankt und bricht. Das Cölibat als tragisches Motiv hätte in das ganze Stück von Hause aus hineingearbeitet werden müssen; aber hat dies für die Gegenwart ein tieferes Interesse? Das Stück hat keinen großen Wurf, keine hinreißende Spannung; es trägt im einzelnen Züge eines markigen Talents, besonders in der Charakteristik der wüsten Gestalten eines Reginer und Katlenburg; auch hat es dichterisch schöne Stellen; aber es verflacht sich oft in äußerlichen Spektakel, wie denn der Brand am Schluß des dritten Acts nur decorative Bedeutung hat; es steht hinter Wildenbruch's bessern Stücken wesentlich zurück. Rudolf von Gottschall.

Ein Roman aus der Geschichte unserer Tage.

Zu spät erkannt. Ein Zeitbild 1871—1873. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". Wiesbaden, Bergmann. 1886. 8. 6 M.

Nicht die Bedeutung des Buchs, denn diese ist nicht groß, veranlaßt mich, dasselbe aus einer Reihe von Romanen zur Einzelbesprechung herauszugreifen, wohl aber der Umstand, daß an ihm eine allgemeine Folgerung klar nachgewiesen werden kann.

Was liegt da vor? Ein Roman? Ich habe mich lange besonnen und fast bis zu Ende gelesen, ehe ich mit mir einig werden konnte, ob denn dieses literarische Product einfach ein Roman zu nennen sei, oder anders und wie? Nun endlich — ja! Man sollte fast meinen, dem Verfasser sei es ähnlich ergangen, da er seinem Werke den allerdings vollkommen passenden, aber was literarische Fächer oder Kategorien betrifft, ganz farblosen Titel gab: „Ein Zeitbild." Die Frage der Einreihung in eine bestimmte Klasse wäre ja an sich von keinem Belang; sie wird es aber gar sehr, indem sich eine geradezu principielle Nachweisung an sie knüpft.

Das Buch gibt nicht mehr und nicht weniger als eine nach allen Seiten des Gesellschaftslebens gerichtete Darstellung des preußisch-deutschen Culturkampfes (wie nun einmal die technische Bezeichnung dieser Art von Krisis lautet), den wir ja vor zehn bis funfzehn Jahren mit einer gewissen Spannung in seinem Ablauf verfolgen konnten. Das ist also die mit den Varianten der so sehr verschiedenen Jahrhunderte versetzte und insoweit modificirte Wiederholung des berühmten mittelalterlichen Kaiser-Papst-Streits; was die obersten Grundzüge und fundamentalen Gedanken betrifft, so mögen wir füglich an die Zeiten der Gregor, Innocenz und Bonifacius erinnert werden. Die Auffassung des Processes ist hier im wesentlichen aus dem Gesichtspunkte der Einwirkung genommen, die er auf die Seelen oder Gewissen und durch sie auf die Familienzustände und Gesellschaftsverhältnisse ausübt; erfreulich sind sie nicht diese Einflüsse, und ziehen wir das Facit, so heißt das Schlußwort: Verwirrung und Verderben!

Wir werden also, damit beginnt das Buch, mitten in die Trübungen hineingeworfen, welche die kirchlichen Reibereien in den Frieden der Familien hineintragen, und nicht blos in einem Fall. Kommt es doch so weit, daß eine bis dahin harmonisch zusammenlebende Familie, welche Glieder beider Confessionen in sich schließt, fast feindlich auseinandergerissen wird, ja daß ein Glied derselben, eine wenn auch etwas unsichere, doch durchaus wohlgesinnte junge Frau, mit an den Erschütterungen und Zweifeln stirbt, welche der heillose Glaubenskampf in ihrem schwankenden Herzen wachruft. Eine zweite Familie führt uns häßliche Charaktere vor: die durch und durch bigote Alte, die nichts mehr thut als jammern und beten; den Majoratsherrn, welcher im bornirtesten Fanatismus auf seinem Gut und in der Hauptstadt für die Schwarzröcke wirbt; dazu den Kaplan des Hauses, einen finstern Gesellen, der sich trotz Frömmigkeit in die eine Tochter der Herrschaft recht sündhaft verliebt. Ein noch frappanteres Kapitel ist die Schilderung einer Polenwirthschaft von der echtesten Sorte: eine noch junge und schöne Witwe, die alles verfaulen und verlottern läßt, aber dafür auch etwas in Frömmelei eigener Art macht, indem sie mit ihrem jungen hübschen Pfarrer und Beichtiger, der ihr die Parole gibt, so nebenbei auf sehr vertrautem Fuße steht. An ihre Person knüpft sich übrigens ein Stück tragischer Romantik, das eigentlich Romanhafte in dem Buche. Da ist in dem Kolonen Eibenmeier und den Seinen ein auf dem Erbpachtgut festgesessener kernhaft tüchtiger Bauer vorgeführt, der sich der kirchlichen Zumuthungen und Uebergriffe seiner nahen Gutsherrschaft mit aller consequenten Energie erwehrt und darunter leidet; dieser alte Mann mit dem unbeugsamen Willen und kräftig gestählten Rechtsgefühl ist wol die einzige Gestalt, an der wir uns ohne Rückhalt recht von Herzen freuen können, jedenfalls die bestgezeichnete. Alle andern haben entweder den Mangel der Halbheit an sich, oder werden von äußerlich auf sie einstürmenden Einflüssen so bedrückt, daß ihre natürliche Wesenheit nur schwer zur Geltung kommt. Und zwischen diese erdichteten Gestalten schiebt sich breit und schwer das rein Geschichtliche in den Vorgängen nebst ihren Trägern ein: wir werden mitten ins bewegte Parteigetriebe der Hauptstadt und die Debatten des Reichstags hineingeworfen. Treten ja sogar der bekannte posensche Erzbischof Ledochowski und der redselige klerikale Centrumsführer Windthorst in Person auf. Also die reine Zeitgeschichte in ihren Zwistigkeiten, etwas romanhaft umkleidet.

Daneben ist aber eine zweite Partie des Buchs lose mit der übrigen Handlung verknüpft, ein Roman für sich, und zwar ein tief tragischer; das ist eine eigenthümliche Kinderverwechselungsgeschichte, die nach schweren Verwickelungen mit nicht weniger als dreifachem Morde endet: hier liegt der specifische Roman im strengen Wortsinne.

Die Grundanschauung, die in dem Roman herrscht, ist eine solche, wie sie sich von einem gut national denkenden und für sein Vaterland einstehenden Offizier erwarten läßt; er kann und darf ja nicht anders als die kirchlichen Wühlereien verurtheilen. Personen und Verhältnisse sind mit jener nüchternen Klarheit gezeichnet und beurtheilt, welche der ruhig und besonnen beobachtenden Erfahrung entspringen; man kann dazu nur ja sagen, vollständig richtig und recht verständig. Und doch erbaut das Buch nicht. Der ganze Stoff an sich ist so durch und durch unkünstlerisch, daß sich absolut kein Kunstgebilde daraus schaffen ließ, er ist eben kein Gegenstand für den Roman. Entweder werden bei solchen Gebilden Kunst und Schönheit von der Tendenz getödtet, oder wenn die Phantasie überwiegt, so

liegt die Gefahr dringend nahe, das Bild der Zeit zu verschieben oder zu verzeichnen. Hier ist frappant das erstere geschehen: die Sprache ganz verständig und richtig, aber so eindruckslos und gewöhnlich, daß sie langweilt; die meisten Charaktere halb und schwach; die Scenen widerwärtig oder interesselos; die massenhaft sich aufdrängenden Reflexionen störend und trocken; Composition oder Organisation des Ganzen fehlerhaft, indem zwei Haupthandlungen, die sich im Grunde gar nicht berühren, nur ganz äußerlich in gezwungene Verbindung gebracht werden.

Die Tendenz des Buchs ist durchaus gesund und lobenswerth; und doch würde ich nicht bedauern, wenn es nicht geschrieben wäre.

J. J. Honegger.

Vermischte Schriften.

1. Aus allen vier Winden. Von Emil Frommel. (Band 9 der Gesammelten Schriften.) Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1886. 8. 2 M.

Auch diese Publication des bekannten Geistlichen, welcher das Amt eines Hof- und Garnisonpredigers in Berlin bekleidet, schließt sich den vorausgegangenen Bänden seiner „Gesammelten Schriften" ebenbürtig an. Jeder der kleinen Aufsätze, welche hier zu einem Kranz vereinigt sind, kann auch in der gewichtigern und anspruchsvollern Form, die ihm das Erscheinen in einem Buche gibt, die Probe auf seinen literarischen und ethischen Werth bestehen, und es ist nicht das geringste Verdienst des Verfassers, daß er seinen liebenswürdigen und herzlichen Plauderton auch da festzuhalten weiß, wo für ihn, den Kanzelredner, die Versuchung sehr nahe liegen mußte, in jenen wuchtigen Predigtstil zu verfallen, der den belletristischen Werken seiner schriftstellernden Amtsgenossen trotz ihres oft vortrefflichen Inhalts ein Eindringen in weitere Kreise zumeist unmöglich macht. Wenn nicht hier und da eine directe Beziehung auf den Beruf des Autors vorkäme, so würde man aus diesen Aufsätzen seinen Stand kaum errathen, und die erhebenden, erbauenden und erziehenden Wirkungen, welche Frommel auch in seinen literarischen Arbeiten anstrebt, werden darum nicht minder sicher erreicht, weil man nirgends in aufdringlicher Weise daran erinnert wird, daß es von Gottes und Rechts wegen seines Amts ist, auf solche Wirkungen hinzuarbeiten. Ist an der Art der Zusammenstellung seiner Bücher dennoch etwas zu bedauern, so kann es nur der Umstand sein, daß er auch einiges aufgenommen hat, das für die geringern Klassen des Publikums zu abstract ist und zu nahe an das Gebiet philosophischer Betrachtung streift. Vielleicht liegt nämlich gerade darin ein Hinderniß, daß Frommel's Schriften zu Volksbüchern im eigentlichen Sinne des Worts werden. Und diese Ehre wäre doch kaum einer andern Publication so von Herzen zu wünschen als diesen, die das schwierige Problem gelöst haben, zugleich unterhaltend und im besten Sinne belehrend zu sein.

Goldene Worte und schöne, erfreuende Gedanken finden wir überall, wo wir das Buch aufschlagen, und selbst dasjenige, was, als Fundamentalsatz unserer Sittenlehre, hier nicht zum ersten mal ausgesprochen wird, wirkt in der liebenswürdig herzlichen Weise Frommel's so eindringlich wie eine neue, unmittelbar überzeugende Wahrheit. Es ist nicht leicht, einer der hier gesammelten Arbeiten vor den andern den Preis zuzuerkennen. In so verschiedenen Stimmungen und unter so mannichfachen, ungleichartigen Einflüssen sie auch entstanden sein mögen, sie spiegeln doch alle das nämliche Bild einer harmonisch entwickelten Natur, eines fertigen, abgeklärten Charakters wider, es lächeln uns doch aus jeder Zeile die verehrungswürdigen Züge eines echten Seelsorgers — eines Predigers, wie er sein soll — entgegen. Ob uns Frommel nun eine halb launige und halb ernsthafte Belehrung darüber zutheil werden läßt, wie man Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse würdig begehen, und wie man sie nicht abhalten soll, oder uns in einem längern Essay mit ebenso viel logischer Schärfe wie freundlicher Ueberredungskunst darthut, daß „Christenthum und Humor" durchaus nicht zwei so grundverschiedene Dinge seien, wie man gemeinhin anzunehmen geneigt ist, und daß es nur darauf ankomme, die richtige Deutung für das Wesen des wahren, sinnerfreuenden und herzstärkenden Humors zu finden, um zu erkennen, daß es auch dem frömmsten Christen sehr wohl anstehe, ihn in allen Lebenslagen zu pflegen, ob er uns endlich an der Hand einer verständig beobachtenden Wirklichkeit den gewaltigen Unterschied darthut zwischen einer Gemüth und Herz belebenden „Geselligkeit" und jenen „Gesellschaften", in denen man heuzutage Gemüth, Herz und Geldbeutel in gleicher Weise zu schädigen pflegt: immer fühlen wir uns durch die wohlthuende, man möchte sagen freundschaftliche Wärme seiner Darstellungsweise angenehm gefesselt und angeregt, niemals empfangen wir selbst da, wo er mit prägnantem Wort eine unserer Schwächen trifft, den Unmuth erzeugenden Eindruck einer herben, lieblosen Zurechtweisung, der man nirgends weniger gern als in einem Buche begegnet. Wenn zwei kleine, rein feuilletonistisch gehaltene Aufsätze, die an Tiefe der Gedanken hinter den vorstehend erwähnten vielleicht sogar zurückstehen, uns ganz besonders erfreut haben, so liegt die Erklärung dafür wol darin, daß sich in ihnen die sympathische Persönlichkeit des Verfassers mit besonderer Deutlichkeit und Lebendigkeit ausprägt. Das sind die Aufsätze „Aus der Kinderstube" und „Eine Zimmerreise". Wir haben es ja in unserm heutigen gesellschaftlichen Leben in der

Kunst des Heuchelns und Verstellens herrlich weit gebracht, und es gilt so mancher für einen wackern, verdienstvollen und edeln Mann, der in Wirklichkeit keine andere Tugend besitzt als die Klugheit, seinen Nebenmenschen statt seines wahren, engherzigen und selbstsüchtigen Wesens nur ein freundliches Trugbild desselben zu zeigen. Aber es gibt auch für dies täuschend nachgeahmte Gold einen Probirstein, an welchem seine Unechtheit gar bald zu Tage kommt. Man beobachte nur einen Menschen im dauernden Verkehr mit Kindern, um alsbald einen sicher zutreffenden Schluß auf seinen Charakter und sein Gemüth machen zu können. Prächtiger aber kann man die Prüfung unmöglich bestehen als Frommel. Sein Aufsatz „Aus der Kinderstube" offenbart eine so rührende Vertiefung in das Geistes- und Seelenleben der Kinderwelt, eine so sorgsame und mitfühlende Beobachtung jeder Aeußerung aufkeimender Charaktereigenschaften, daß sich der Schriftsteller auch hier vollgültig als echter Seelsorger bewährt, als ein würdiger Jünger dessen, der für die Fülle seiner allumfassenden Liebe kaum irgendwo einen herrlichern und rührendern Ausdruck gefunden hat, als da er sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." Und was endlich die kleine Plauderei „Eine Zimmerreise" betrifft, mit welcher der Band abschließt, so zeigt sie uns den Verfasser bei der Vertiefung in jene pietätvollen Erinnerungen, welche sich an die in seinem Arbeitszimmer aufbewahrten Reliquien aus seinem vergangenen Leben knüpfen, wieder in einem neuen, aber gewiß nicht minder sympathischen Lichte. Einen freundlichern, anmuthigern Abschluß hätte er sicherlich nicht finden können. Wir aber legen das prächtige Büchlein nur ungern aus der Hand, und noch einmal müssen wir den Wunsch aussprechen, daß Frommel's Schriften früher oder später auch da allgemeinste Verbreitung finden möchten, wo sie unberechenbaren Segen stiften könnten, nämlich in den breiten Schichten des Volks.

2. Irländische Märchen. Wiedererzählt von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. 8. 1 M. 60 Pf.

Wir haben es hier mit der neuen, beachtenswerthen Arbeit eines ungemein fleißigen Autors zu thun, der sich durch seine Forschungen und Sammlungen auf ähnlichen Gebieten bereits mancherlei Verdienst erworben hat. Inwieweit die hier von ihm erzählten Märchen wirklich Nationaleigenthum der Iren sind, oder durch welche Einflüsse und in welcher Gestalt sie von außen her auf den Boden des grünen Erin verpflanzt wurden, entzieht sich bei dem Mangel jeglicher Erläuterung völlig der Controle. Die Sammlung, über deren Ursprung und Entstehungsweise wir ganz und gar im Unklaren bleiben, hat darum keinen Anspruch daranf, für eine wissenschaftliche Arbeit zu gelten. Der Beurtheiler kann keine andere Aufgabe haben, als zu constatiren, daß viele der Märchen einen anmuthenden poetischen Kern in sich bergen, und daß sie zum großen Theil eine ganz frappante Aehnlichkeit mit unsern eigenen Volksmärchen haben, deren Gestalten wir fast durchweg wiederfinden. Dieser Aehnlichkeit und ihren Ursachen weiter nachzugehen, ist uns — wenigstens an der Hand der vorliegenden, nicht commentirten Sammlung — leider nicht möglich gewesen.

3. Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen. Von Georg Brandes. Mit dem Bildniß Ludwig Holberg's in Holzstich. Berlin, Oppenheim. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Der feinsinnige Literarhistoriker Georg Brandes konnte in dem vorliegenden Werke ein um so fesselnder und subtiler ausgeführtes Gemälde seines Gegenstandes liefern, als ihm derselbe schon durch seine Landsmannschaft mit dem Geschilderten besonders nahe gerückt war. Vielleicht hat der zweihundertjährige Geburtstag Holberg's, der vor einem Jahre im Vaterlande des bei seinen Landsleuten so ungemein beliebten und volksthümlichen Komödiendichters pietätvoll begangen wurde, den Anstoß zur Abfassung dieses biographisch-kritischen Werks gegeben, das um so freudiger willkommen zu heißen ist, als es, wenigstens in der deutschen Literatur, an einer gleich erschöpfenden Behandlung dieses bedeutsamen Abschnitts der allgemeinen Literargeschichte mangelte. Gerade in der allerjüngsten Zeit hat man auf deutschen Bühnen schüchterne Versuche gemacht, einige der gelungensten Lustspiele Holberg's in etwas modernisirter Form wieder zu beleben, und wenn es auch aus verschiedenen sehr gewichtigen innern und äußern Gründen bei diesen Versuchen wahrscheinlich sein Bewenden haben wird, so hat doch der Beifall, welchen der wiedererstandene Holberg bei jener Gelegenheit gefunden, den Beweis geliefert, daß es eine große Ungerechtigkeit wäre, seine Werke, welche einst auch für unsere Schaubühne von großer Bedeutung waren, in Deutschland der Vergessenheit ganz und gar anheim zu geben. Wir besitzen mehrere gute Uebersetzungen seiner Stücke, von denen die empfehlenswertheste wol diejenige von Robert Prutz ist, welche in der billigen Classikerausgabe des Bibliographischen Instituts jedermann zugänglich gemacht wurde, und es wäre aufrichtig zu wünschen, daß eine weite Verbreitung dieser Gesammtwerke des Dichters die Bekanntschaft mit seinem köstlichen Humor auch denjenigen Kreisen vermittelte, an die sich Holberg in seiner Heimat zunächst gewendet hatte. Brandes' vortreffliches Buch wird hoffentlich dazu beitragen, die Sympathie für den Begründer der dänischen Bühnenliteratur neu zu beleben und zu pflegen. An biographischem Material vermochte Brandes freilich nicht viel Neues beizubringen, denn der einfache Lebenslauf des aus eigener Kraft von bescheidenen Anfängen zu bedeutender Gelehrsamkeit, großem dichterischen Ruf und weitreichender Popularität emporgestiegenen Dichters bot dem Forscher keine Gelegenheit zu neuen, irgendwie bedeutsamen Entdeckungen. Desto interessanter sind die Ausführungen über die Entstehung und die Schicksale der einzelnen Werke Holberg's, wie über dessen Beziehungen zu seinen Zeitgenossen. Daß auch hier manches Bekannte wiederholt werden mußte, ist selbstverständlich und

kann dem Verfasser nicht zum Vorwurf gemacht werden. Die ungenirte Art, in welcher sich Holberg fremde Erfindungen und vorhandene Stoffe zu eigen machte, würde uns nach den heute herrschenden Begriffen vom Wesen des geistigen Eigenthums kaum noch verständlich sein, wenn wir uns nicht erinnerten, daß man vor hundert und einigen Jahren diese Begriffe eben noch nicht hatte und jedes dichterische Erzeugniß als ein Gemeingut ansah, an welches jeder verbessernd und verändernd Hand anlegen könnte wie an seinen eigenen Besitz. Daß die Gesichtspunkte, aus denen man ein solches Verfahren heute beurtheilen würde, solange der Schriftsteller sich auf das Erträgniß seiner Werke angewiesen sieht, der einzig richtige und gerechte ist, kann keiner weitern Erörterung unterliegen; aber die Freude über den damit erzielten Fortschritt darf uns nicht blind machen für den großen Gewinn, welchen die Weltliteratur jener freiern und — das ist nicht zu leugnen — idealern Auffassung zu danken hatte. Wie Shakspeare aus den schwachen Erzeugnissen der Italiener und seiner englischen Vorgänger unsterbliche Meisterwerke geschaffen, so hat auch Holberg den Stücken des von ihm zumeist benutzten, oder wie man heute sagen würde, geplünderten Theatre italien durch seine Verarbeitung und Umgestaltung einen Werth gegeben, welcher bergehoch über die Bedeutung der Vorbilder, oder wenn man will, Originale hinausging. Die Thatsache, daß die Handlung und die Grundzüge der Charaktere in vielen seiner Stücke nur zu einem sehr kleinen Theil sein geistiges Eigenthum sind, kann die Werthschätzung seines Talents kaum irgendwie beeinträchtigen; denn sie fällt nicht ins Gewicht gegenüber der echt dichterischen Kraft, mit welcher er die fremden Erzeugnisse der Eigenart seiner Nation anzupassen und ihnen seinen eigenen Geist einzuhauchen weiß, der von ihrem ursprünglichen so ganz verschieden ist, daß eine Verschmelzung beider fast undenkbar erscheint. Auch Brandes' eingehende und feine Ausführungen bestätigen nur die kurze und ungemein prägnante Charakteristik, welche seinerzeit Robert Prutz von Holberg gegeben, indem er sagte: „Ein scharfsichtiger und unbefangener Beobachter, ungeachtet seines gelehrten Berufs mit den Sitten und Gebräuchen des Volks, in den niedern sowol wie in den höhern Ständen, aufs innigste vertraut, zugleich durch wiederholte Reisen und mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde mit dem größten Theil des damaligen Europa bekannt, war er von einem ebenso aufrichtigen wie vorurtheilsfreien Patriotismus beseelt; er liebte sein Volk und sein Vaterland über alles, aber er hatte auch gelernt, zu vergleichen, und so blieben ihm auch die Schwächen und Thorheiten seiner Landsleute nicht verborgen. Diesen mit jenem Muth und jener Unbekümmertheit um den augenblicklichen Erfolg, die jederzeit den wahren Dichter kennzeichnen, den Spiegel vorgehalten und dadurch wesentlich beigetragen zu haben zur geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Erziehung seiner Nation, ist das größte und unvergänglichste Verdienst des Dichters, besonders da er bei alledem den Rechten der Poesie, soweit sie jener Zeit überhaupt zum Bewußtsein gelangt waren, nirgends zu nahe tritt, sondern überall bei aller Lehrhaftigkeit und aller moralischen Zweckmäßigkeit doch auch die Freiheit des Humors und die Selbständigkeit des Dichters aufrecht zu erhalten weiß."

Unvergleichlich ist die Kraft und Frische in der Charakteristik von Holberg's Gestalten. Diese Gestalten leben alle; es sind wirkliche Menschen, denen wir uns auf den ersten Blick verwandt fühlen. Als ein echter Dichter bewährte er sich ferner darin, daß er auch die Thorheit noch liebenswürdig und auch das Laster noch menschlich zu zeichnen versteht; es sind eben keine moralischen Rechenexempel, die er uns vorführt, es sind Wesen von unserm Fleisch und Blut, volle, wahre Menschen, gemischt aus Licht und Schatten, aus Weisheit und Thorheit. Die Technik des Theaters behandelt er mit vollendeter Sicherheit; er hat immer nur die Wirkung des Ganzen im Auge und geht über untergeordnete Einzelheiten mit genialer Leichtigkeit hinweg. Sein Dialog ist frisch und beweglich, seine Sprache einfach und ungeziert, dabei von höchster Correctheit, sodaß die Holberg'schen Lustspiele bei den Landsleuten des Dichters auch in dieser Hinsicht noch heute als classisch gelten. Bewundernswerth endlich ist seine Fruchtbarkeit, und zwar steigt unsere Bewunderung um so höher, wenn wir uns erinnern, daß dieser Dichter, der gleichsam spielend im Laufe weniger Jahre Dutzende von Komödien hinwirft, zugleich einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und als solcher der Verfasser vieler umfangreicher wissenschaftlicher Werke war, die auf ihrem Gebiete ebenfalls epochemachend wirkten.

4. Macchiavelli als Komödiendichter und italienische Profile. Von Siegfried Samosch. Minden, Bruns.

Mit großer Liebe und emsigem Fleiß hat sich Samosch seines Gegenstandes angenommen, und eine gründliche Kenntniß desselben tritt in den kleinen Essays und kritischen Charakterzeichnungen überall zu Tage. Unsere Wechselbeziehungen mit der modernen italienischen Literatur sind sehr gering, und es ist darum mit Dank zu begrüßen, wenn es ein Kenner der einschlägigen Verhältnisse unternimmt, uns wenigstens mit einigen ihrer bedeutendsten Vertreter bekannt zu machen. An der Hand der Ausführungen des vorliegenden Buchs gelangen wir zu einer viel höhern Werthschätzung des literarischen Lebens jenseit der Alpen, als es auf Grund der wenigen Uebersetzungen neuerer italienischer Dichtungen möglich ist, die bei uns zur Veröffentlichung gelangen.

Eine irgendwie abschließende oder annähernd erschöpfende Schilderung einer bestimmten Literaturepoche uns zu geben, beabsichtigt Samosch nicht, aber seine „Italienischen Profile" werden später als sehr schätzenswerthe Beiträge zu einer Geschichte der neuern italienischen Literatur anzusehen sein, wenngleich die hier und da kaum zu verkennende liebevolle Voreingenommenheit des Autors für

die von ihm behandelten Schriftsteller einige Vorsicht in der Benutzung des dargebotenen kritischen Materials immerhin nothwendig machen dürfte.

5. Vom grünen Strand der Spree. Berliner Skizzenbuch von A. Trinius. Minden, Bruns. 1885. Gr. 8. 2 M.

Ein ziemlich überflüssiges Büchlein und ein wenig anmuthender Beleg für die Sucht vieler Autoren, ihre in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten feuilletonistischen Eintagsfliegen um jeden Preis zu Büchern zu vereinigen. Trinius hat sich als warmherziger Schilderer der eigenartigen Reize und schlichten Schönheiten seiner märkischen Heimat vortheilhaft bekannt gemacht, und wenn er auch, was Feinheit der Beobachtung und markige Lebendigkeit des Stils anbetrifft, hinter Fontane's trefflichen „Wanderungen" überall weit zurückbleibt, so wird man doch seinen kleinen Skizzen und Landschaftsbildern in einem Zeitungsblatt immer gern begegnen; aber für die Vereinigung gerade der hier vorliegenden Arbeiten zu der anspruchsvollern Form eines Buchs war, wie uns dünkt, keinerlei Veranlassung vorhanden. Daß Trinius etwas Neues nicht vorbringen konnte, soll ihm bei der großen Zahl derjenigen, welche sich vor ihm mit dem nämlichen Thema befaßten, nicht zum Vorwurf gemacht werden; daß aber auch seine Darstellungsweise aller Originalität entbehrt, und daß die novellistischen Elemente, welche hier und da in eins der kleinen Feuilletons hineingetragen sind, nur von einer recht mittelmäßigen Erfindungsgabe Zeugniß ablegen, das hätte dem Verfasser bei aller begreiflichen und verzeihlichen Selbstschätzung doch genugsam zum Bewußtsein kommen sollen, um ihn nicht noch nach weitern Erfolgen streben zu lassen, als er sie mit der Veröffentlichung in den Zeitungen bereits davongetragen hat.

Reinhold Ortmann.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ueber den kühnen Abenteurer — um ihm die von Schweinfurth in seiner herrlichen Rede bei der letzten Naturforscherversammlung gegebene Benennung zu lassen — Raleigh sind neuerdings zwei Schriften in England erschienen. Die eine ist die in der Sammlung „English Worthies" veröffentlichte Biographie „Raleigh" von Edmund Gosse, die zweite: „The Bibliography of Sir Walter Ralegh (so!). With Notes" von T. N. Brushfield. Gosse's „Raleigh" ist eine sehr gelungene Lebensbeschreibung dieses beliebten englischen Helden, der, wie das „Athenaeum" bemerkt, für die Engländer des 19. Jahrhunderts wie wenig andere Gestalten in ihrer Geschichte Anziehungskraft besitzt und ihnen alles, was am Zeitalter Elisabeth's bewundernswerth ist, zu verkörpern scheint. Ja man dürfe ohne Uebertreibung sagen, alles, was Sidney seinen Zeitgenossen war, das ist Raleigh in den Augen der Nachwelt geworden. Und in der That eine solche Gestalt, wie er war, Soldat und Seefahrer, feiner Höfling, kühner Reisender und Ländererforscher, dazu Dichter und Gelehrter, hat auch für Nichtengländer großes Interesse, und so wird diese neueste Biographie desselben gewiß auch unter ihnen Leser finden. Die zweite Schrift ist eine sorgfältige, von großer Liebe für ihren Gegenstand zeugende Arbeit, die allen Verehrern des Helden willkommen sein wird.

In der obengenannten Sammlung ist auch „Admiral Blake" von David Hannay erschienen. Die vorhandenen Biographien dieses Seehelden sind sehr unbefriedigend, und die Hannay's ist nicht viel besser, wenn man dem Urtheil der vorher genannten Wochenschrift trauen darf. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß es ihm an dem nöthigen Material zu einer bessern Darstellung des Privatlebens Blake's gemangelt und er sich daher vorzugsweise auf die seiner öffentlichen Thätigkeit beschränkt hat.

Eine dritte Biographie in der Serie ist „Richard Steele" von Austin Dobson, und dieser kann man sowol mehr Erfolg nachrühmen, als auch zuerkennen, daß sie allgemeineres, weil literarisches Interesse in Anspruch nimmt. Denn welcher gebildete Deutsche kennte nicht den „Spectator", an welchem Steele neben Addison so thätigen Antheil hatte?

Von ganz besonderm Interesse ist ferner eine andere Biographie, welche unter dem Titel „Dorothy Wordsworth: the Story of a Sister's Love" erschienen ist und Edmund Lee zum Verfasser hat. Von 1795 an bis 1836, wo sie einer unheilbaren Krankheit verfiel, also auch noch nach seiner Vermählung, die im Jahre 1802 stattfand, war Dorothy, die Schwester des großen Dichters und Vorgängers Tennyson's als poeta laureatus, dessen Schutzengel und Leitstern. Singt er ja selbst von ihr: „Sie gab mir Augen, gab mir Ohren, und kleine Sorgen, zarte Befürchtungen, ein Herz, die Quelle süßer Thränen, und Liebe und Gedanken und Freuden." Selbst dichterisch hoch begabt, verlangte sie doch keine Auszeichnung für sich, sondern lieh ihre Gaben dem geliebten Bruder und ging völlig in ihm auf. Ein solches Leben zu schildern lohnte sich wol der Mühe, und es ist Lee auch gelungen, seinen würdigen Gegenstand würdig zu behandeln.

— Der bekannte Dichter und Kritiker Roden Noel hat ein größeres und interessantes Werk über neuere englische und französische Dichter und Dichtung unter dem Titel „Essays on the Poets" veröffentlicht. Besonders ausführlich und lichtvoll hat er Victor Hugo behandelt. Noch fesselnder aber als die Kritiken der Dichter sollen die beiden Essays über „The Poetic Interpretation of Nature" (die dichterische Auslegung der Natur) und „Rambles by Cornish Seas" (Streifzüge am Strande von Cornwallis) seien.

— A. Douglas Ainslie hat, wie es im Titel heißt, nach der deutschen Uebertragung Goethe's „Reynard the Fox" ins Englische übersetzt, sich jedoch seine schwierige Aufgabe zu leicht gemacht und daher keine befriedigende Leistung geliefert.

— Eine sehr verdienstliche Arbeit, sowol an sich wie in Anbetracht der Thatsache, daß bisher keine genügende Darstellung des Philosophen in England wenigstens vorhanden war, ist „Hobbes" von George Croom Robertson, Professor der Philosophie an der londoner Universität und Herausgeber der philosophischen Quartalschrift „Mind". Der Verfasser hat besonders auch den Umstand berücksichtigt, daß bei Hobbes Leben und Charakter mit den in seinen Werken ausgesprochenen Ansichten enger verbunden waren und aus dem Zusammenhang zu erklären sind als fast bei irgendeinem andern Philosophen, und danach seine Aufgabe aufgefaßt und glücklich gelöst.

— Der berühmte Philosoph Henry Sidgwick hat seinen vortrefflichen in der „Encyclopaedia Britannica" zuerst veröffentlichten Umriß der Geschichte der Ethik in durchgesehener

und erweiterter Form unter dem Titel „Outlines of the History of Ethics" erscheinen lassen und damit eine fühlbare Lücke in diesem Zweige der englischen Literatur ausgefüllt. Von ausländischen Denkern, die auch in England von Einfluß gewesen sind, kommen darin Kant, Comte und Schopenhauer zur Sprache. Das Werk, sagt das „Athenaeum", sei, was gründliche Forschung, Kritik und scharfsinniges Denken betrifft, des Verfassers der „Methods of Ethics" vollkommen würdig, und ein höheres Lob könne man demselben kaum spenden.

— Als hervorragendere Romane in den neuesten Bänden der Tauchnitz Edition erwähnen wir: „Court Royal" vom Verfasser von „Mehalah", „Masollam" von Laurence Oliphant, und „As in a Looking Glass" von C. P. Philips. Der erstere der genannten Romane schildert in meisterhafter Weise das in unserer Zeit stattfindende Heraudrängen und Hinaufstreben der Masse oder der niedern Klassen und den Verfall der höhern Stände oder Familien. Eine ganz originelle, freilich stark an Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen leidende Gestalt ist die der eigentlichen Heldin des Romans, welche die Vertreterin der niedern Stände ist und ihresgleichen nur in der berühmten Rebecca Sharp von Thackeray finden dürfte. Am gelungensten aber ist die Hauptvertreterin des hohen Adels in der den Court Royal innehabenden und bewohnenden herzoglichen Familie, die im wirklichsten Sinne des Wortes als von Adel, der Gesinnung und Handlung nach, geschildert wird, sowie die Mitglieder derselben überhaupt vorzügliche Charakterzeichnungen sind. Der Pfandleiher Lazarus jedoch kann nur als Caricatur bezeichnet werden, wenngleich der Verfasser es nicht unterlassen hat, dem im übrigen so schwarz gemalten Schurken einige Lichtseiten oder menschliche Züge zu lassen. Das zweite Werk behandelt ein spiritistisches Problem und zeichnet sich, wie des Verfassers frühere Romane, durch glänzende Darstellung und geschickte Charakterzeichnung aus. Für diejenigen Leser, welche diesem Problem ihre Sympathien zuwenden, muß das Werk hochinteressant sein. Der letztgenannte Roman ist eine ganz eigenartige Erscheinung und, abgesehen von Wiederholungen was die Situationen betrifft, in gelungenster Weise ausgeführt. Eine von zwei Gatten geschiedene, junge und schöne, aber etwas lockere Frau erzählt in ihrem Tagebuche ihre eigene Geschichte, die so pikant ist wie Sterne's „Sentimental Journey" und viel Aehnlichkeit damit hat; von sogenanntem Pech verfolgt, beschließt sie mittels eines zu starken Schlaftrunkes freiwillig ihr Leben, nachdem sie eben ihr lange ersehntes Ziel erreicht und den von ihr wahrhaft geliebten Mann zum Gatten gewonnen hat. Der Verfasser versteht es, den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung zu erhalten und mit sich fortzureißen.

— Aus den jüngsten Erscheinungen der französischen Literatur nennen wir heute nur einige. Paul Bourget hat eine zweite Serie seiner „Nouveaux Essais de Psychologie contemporaine" veröffentlicht, in denen er das anziehende Gemälde von der socialen Richtung der französischen Literatur unter dem zweiten Kaiserreiche vervollständigt. Unter Vorführung und Darstellung der hervorragendsten Vertreter desselben werden hier die Ursachen des heutigen Pessimismus in Frankreich genau untersucht und ans Licht gestellt.

— Von den interessanten und bedeutsamen „Souvenirs du feu Duc de Broglie" ist der zweite und dritte Band erschienen, mit denen das Werk nun vollständig geworden.

— Schließlich sei noch ein bedeutendes Werk: „La Russie, politique et sociale", erwähnt, dessen Verfasser zwar nicht auf dem Titel genannt, aber bekannt ist. Sein Name ist Tikhomiroff.

Bibliographie.

Alexander, der Held von Bulgarien, und die Verräther von Sofia. Enthüllungen eines Eingeweihten von X—Y. Berlin, Lohse. 8. 50 Pf.

Bastian, A., Die Culturländer des alten America. 3ter Bd. Nachträge und Ergänzungen aus den Sammlungen des ethnologischen Museums. 1ste Abth. Mit 6 Tafeln. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 9 M.

Beniczky-Bajza, Helene v., Bei verschlossenen Thüren. Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von A. Kohut. Leipzig-Reudnitz, O. Schmidt. 8. 3 M.

Biese, R., Grundzüge moderner Humanitätsbildung. Ideale und Normen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Blumberger, J., Moselwein und Moselied. Ein fröhliches Büchlein. Köln, Heyn. 12. 1 M. 20 Pf.

Anna Boleyn. Historisches Trauerspiel von Dito und Idem (Königin Elisabeth von Rumänien und Mite Kremnitz). Bonn, Strauß. 8. 2 M.

Bull, Sarah C., Ole Bull, der Geigerkönig. Ein Künstlerleben. Frei nach dem Original bearbeitet von L. Ottmann. Stuttgart, Lutz. 8. 3 M. 50 Pf.

Charpentier, Entwickelungsgeschichte der Kolonialpolitik des Deutscheu Reiches. Berliu, Bahr. Gr. 8. 2 M.

Deutsche Dichtung. Herausgeber: K. E. Franzos. 1ster Jahrg. Oktober 1886—September 1887. 24 Hfte. Stuttgart, Bonz u. Comp. Hoch 4. Halbjährlich 7 M. 50 Pf.

Diffret, A. de, Gedanken über Nationalökonomie, Politik, Philosophie. Aphorismes et pensées diverses. Économie politique, Politique, Philosophie. II. Politique. — Politik. Heidelberg, Burow. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Düntzer, H., Goethe's Maskenzüge. In ihrem Zusammenhange dargestellt und erläutert. Leipzig, Wartig's Verl. 8. 4 M.

— — Schillers Demetrius, erläutert. Leipzig, Wartig's Verl. 8. 2 M.

Esmarch, F., Samariterbriefe. Mit 14 Abbildungen im Text. Kiel, Lipsius u. Tischer. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Flammberg, G., Der Schlüssel zum Herzen. Romantisches Schauspiel aus der Zeit der Kreuzzüge. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 40 Pf.

Freiheit den Orden! Drama. Schauplatz: Das Kasino in X. Von Socialis Politicus. Trier, Paulinus-Druckerei. 16. 25 Pf.

Freund, F., Volksweisheit und Weltklugheit. Studien und Streifzüge auf den Gebieten der vergleichenden Völkerpsychologie und Socialhistologie. 1stes Hft. — A. u. d. T.: Treue und Untreue in deutschen Sprüchen und Sprichwörtern. Leipzig, Pfau. Gr. 8. 75 Pf.

Hansen, T., Wilhelm Hey, nach seinen eigenen Briefen und Mitteilungen seiner Freunde dargestellt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Heichen, P., Illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten. Mit Berücksichtigung der neuesten Quellen bearbeitet. 2 Bde. (Volks-Ausgabe.) Leipzig, Greßner u. Schramm. Lex.-8. 4 M.

Hesse, A., Der Hüttenmeister. Eine Erzählung aus dem Harz. Nordhausen, Eberhardt. 8. 4 M.

Holtzhey, G., Der Jungfrau Leben, Lieben und Leiden. Ein Buch der Weisheit und der Erfahrung, als Brevier allen deutschen Jungfrauen und Müttern geweiht. Eingeführt und herausgegeben durch C. Beyer. Bremen, Heinsius. 8. 4 M. 20 Pf.

Jacobi, J. B., Schicksalswege. Erzählungen für unsere Töchter. Leipzig, Schlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Kadich, H. v., St. Georg. Eine Waldgeschichte. Klagenfurt, Leonsen. 8. 80 Pf.

Keibel, M., Werth und Ursprung der philosophischen Transcendenz. Eine Studie zur Einleitung in die Erkenntnisstheorie. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kirmse, A., Märztriebe. Gedichte. Berlin, Parrisius. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine Kreuzeskirche in Frankreichs Wildnis. Von der Verfasserin der „Spanischen Brüder". Uebersetzt von E. Klee. Gotha, F. A. Perthes. 8. 4 M.

Liliencron, D. Freih. v., Eine Sommerschlacht. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Müller, C., Die letzten Tage des alten Bern. Denkschrift zur Einweihungsfeier des Denkmals im Grauholz 29. Aug. 1886. Herausgegeben vom kantonalen bernischen Offiziersverein. Bern, Nydegger u. Baumgart. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Nonnemann, F., Deutschland über Alles! Populäre Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 1ste Lfg. Leipzig, Werther. Gr. 8. 1 M.

Ohorn, A., Es werde Licht! Historischer Roman. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Osman-bey, Die Frauen in der Türkei. Berlin, Ißleib. 8. 3 M.

Rembe, A., Hieroglyphen. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Renner, Lebensbilder aus der Pietistenzeit. Ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung des späteren Pietismus. Bremen, Müller. 8. 5 M.

Rething, M., Die Tochter des Malers. Erzählung. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Roth, F., Der Einfluss der Reibung auf die Ableukung der Bewegungen längs der Erdoberfläche. Halle, Schmidt. Gr. 8. 80 Pf.

Rothenburg, A. v., Aus der Tiefe. Erzählung. Gotha, F. A. Perthes. 8. 6 M.

Schönemann, P., Bilder aus dem Leben der Königin Luise. Brandenburg, Wiesike. 16. 40 Pf.

Der moralische Schwindel in der deutschen Mythologie und auf der Opernbühne von Sz. (G. v. Szczepański). IV. Hft.: Der Welteubaum zu Neuschwaustein. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 60 Pf.

Sinclair, T., M. A., Humanitätsstudien. Aus dem Englischen übersetzt von H. Schiffert Müller. Straßburg, Trübner. 8. 2 M. 50 Pf.

Telmann, K., Dunkle Existenzen. Roman. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 14 M.

Turgénjew, J., Aus der Jugendzeit. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Anzeigen.

Neueste Romane und Novellen

aus der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Hugo Klein, Blinde Liebe.
Geheftet 4 Mark; fein gebunden 5 Mark.

Kurt von Walfeld, Auf Irrwegen.
Geheftet 4 Mark; fein gebunden 5 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Johannes van Dewall, Die Erbtante.
2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein gebunden 9 Mark.

Emile Erhard, Turf und Parket.
Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die „Allgemeine Zeitung“
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 283 bis 289.

Die Krisis in Spanien. — Oesterreichs Actionsfähigkeit. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Lösung der spanischen Krisis. — Das englische Heer. — Die deutschen Reichspostdampferlinien. (I./II.)

Der Wiener Orientalisten-Congreß. (II.) — Wieder etwas Ultramontanes. Von A. v. Warsberg. (III.) — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. — Durch Central-Brasilien. — Bildersaal der Weltliteratur von Johannes Scherr. Von M. Carriere. — Zur Geschichte der Gegenreformation in Oesterreich. — Konstantin Dmitrijewitsch Kawélin. (Nekrolog.) — Glaube und Aberglaube in den altfranzösischen Dichtungen. Von Alexander Budinszky. — Zum „Allgemeinen deutschen Congreß“ und der „Südamerikanischen Ausstellung“ in Berlin. — Die Ausstellungen alter Gemälde in Düsseldorf und Brüssel. Von W. v. Seidlitz. — Zur Geschichte des Ritterwesens. — Geschichte eines böhmischen Bades (Töplitz).

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

Gr. 8. 842 S. mit 1 Karte und Holzschn. 16 M.

Jena, **Fr. Mauke's** Verlag.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Deutscher Pitaval.

Vierteljahrsschrift
für merkwürdige Strafrechtsfälle des In- und Auslandes.
Herausgegeben von **Hans Blum.**
Erster Jahrgang. Drittes Heft.

Inhalt: Die ultramontanen Verbrechen im Kanton Tessin (1876—1881). — Der Fall Ittner.

8. Geh. Ladenpreis 3 Mark.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von
Arthur Schopenhauer.
Sechste Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

In 12 Lieferungen zum Preise von 1 Mark für die Lieferung.

Zum ersten mal erscheint hier das Hauptwerk Schopenhauer's zu ermäßigtem Preise (12 M. statt bisher 18 M.) und in Lieferungen, die wöchentlich ausgegeben werden: zwei Vortheile, welche die Anschaffung desselben sehr wesentlich erleichtern. Dieselbe Preisermäßigung tritt auch bei der Ausgabe in zwei Bänden ein, die binnen kurzem vollständig vorliegen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bosnien als Neuösterreich.

Vom Verfasser von
„Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft“.

8. Geh. 2 M.

Der zu Anfang dieses Jahres erschienenen Schrift über die Zustände Bosniens, die in weiten Kreisen ungewöhnliches Aufsehen erregte, folgt hier eine zweite Schrift von demselben Verfasser, in welcher er die von ihm ausgesprochenen Ansichten durch neue Thatsachen belegt und noch tiefer begründet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo.

Aus dem Sicilianischen von
Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Gregorovius hat das Verdienst, die anmuthigen, zarten Gedichte von Giovanni Meli, dem größten Nationalpoeten Siciliens, uns in deutscher Sprache vermittelt zu haben. Seine Uebersetzung, der eine geschichtliche Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens vorangeht, fand lebhaften Beifall und liegt jetzt in zweiter verbesserter Auflage vor.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1886. Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 4. November 1886.

Inhalt: Lyrische und episch-lyrische Novitäten. Von Ernst Ziel. — Friedrich der Große als Philosoph. Von Otto Sieroka. — Vermischte Schriften. Von Eduard Reich. — Romane und Novellen. Von Alfred Friedmann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische und episch-lyrische Novitäten.

1. Aus Höhen und Tiefen. Von Alfred Friedmann. Mit dem Bilde des Verfassers. Minden, Bruns. 1886. 8. 3 M. 75 Pf.
2. Das Buch der Leidenschaft. Von Emil Rittershaus. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze. 1886. 8. 2 M.
3. Gedichte von J. Tandler. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Konegen. 1886. 12. 2 M.
4. Gedichte von Oskar Oertel. Zweite veränderte Auflage. Leipzig, Greßner u. Schramm. 1886. 8. 2 M.
5. A Singvägerle. Aus der Schläsing. Von Thilo vom Walde. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1886. 12. 1 M. 50 Pf.
6. Ecce homo! Braunschweig, Sommermeyer. 1886. 12. 1 M. 20 Pf.

In buntem Kranz wie die Blumen des Feldes sprießen die Gedichte Berufener wie Unberufener alljährlich auf dem deutschen Büchermarkte empor. Es prunkt und prangt so vieles, aber echter Duft ist nicht viel zu spüren an diesen meistens früh welkenden Musenkindern. Die im Nachfolgenden über neueste Lyrik und lyrische Epik gehaltene kurze Revue wird zeigen, wie vielfach Glänzendes und Mattes Hand in Hand geht.

Da bietet zunächst Alfred Friedmann, bekanntlich ein sehr talentvoller und gewandter Poet, eine Sammlung episch-lyrischer Dichtungen, die mit dem wohlgetroffenen Porträt ihres Verfassers geschmückt und „der Stadt Wien" gewidmet ist. „Aus Höhen und Tiefen" (Nr. 1) nennt sich das stattliche Buch. Es enthält „Ernstes und Profanes" (wie der Nebentitel lautet) in bunter Mischung, und ich will gleich hier die Meinung aussprechen, daß eben in dieser bunten Mischung die schwache Seite des Werks zu suchen ist. Da steht Bedeutendes neben Flachem, fein Geschliffenes neben durchaus Salopen, sehr Frisches neben Mattem, von den vielerlei Gattungen, die hier zusammengeworfen sind, gar nicht zu reden — es fehlt dem Buche eben das, was einem Ensemble von Dichtungen eines Autors niemals fehlen sollte: die Physiognomie. Wie viel einheitlicher und dadurch wirkungsvoller wäre die Sammlung ausgefallen, wenn etwa die Hälfte des Gebotenen aus dem Rahmen des Buchs ausgeschlossen und in passenderer Form für sich veröffentlicht worden wäre!

Im ganzen stellen die hier vereinigten Dichtungen in der vom Verfasser gewählten Anordnung und Reihenfolge eine absteigende Werthlinie dar. Der die Serie eröffnende Abschnitt „Religiöses" enthält unbedingt das Werthvollste der Sammlung, nämlich drei edelschöne biblische Dichtungen von tiefem Gedankengehalt und vollendeter Formenschönheit: „Jesus am Brunnen", „Jesus auf dem Oelberge" und „Elieser und Rebekka". Der großartig schlichte Ton dieser in reimlosen fünffüßigen Jamben abgefaßten Erzeugnisse einer weihevollen Muse, ihre ethische Höhe wie das schöne Maß des Ausdrucks, in dem sie sich bewegen, heben sie hoch hinaus über das Mittelmaß dichterischen Leistens und Schaffens. „Jesus am Brunnen" namentlich, eine Dichtung, die uns die Begegnung des Heilands mit der Samariterin in gedankenreicher Darstellung vorführt, verdient die liebevolle Beachtung aller, die für ethisch durchhauchte Poesie Sinn und Verständniß haben. — Die nächste Rubrik setzt sich aus vier umfangreichern Producten zusammen und trägt den Titel „Aus großen Jahrhunderten". Timotheus von Milet, Apollo Sauroctonos, Michel Angelo und Properzia de Rossi sind die vier Gestalten, welche uns in den nach ihnen benannten Dichtungen vorgeführt werden. Die Hexameter der beiden erstgenannten Schöpfungen haben großen Gang und vollen Klang, während der nach einem frei erfundenen Schema gebildete Rhythmus des „Michel Angelo" von einer gewissen ermüdenden Monotonie nicht ganz freizusprechen ist, die zuletzt erwähnte Dichtung aber in zwanglosen Reimverschlingungen leicht und graziös dahinfließt.

Allen diesen vier Dichtungen ist das os magna sonaturum eigen, und ein echt historischer Zug beseelt sie; sie haben Größe und Leben. Einen Schritt abwärts bezeichnet dagegen die dritte Abtheilung: „Erzählendes". Wie das Buch im allgemeinen sich als eine bunte Musterkarte von allerlei Stoffen und Formen darstellt, so diese Rubrik im besondern. Da erhalten wir zunächst eine moderne Erzählung in ottave rime: „Die neue Chriemhild", kokett plaudernd, inhaltsleer und breit, satirisch ohne rechte Schneide: ein Genre, das der sonst so treffliche Graf Schack und ein Heer von Nachtretern in jüngster Zeit unter Anlehnung an die alten Italiener mehr als genug angebaut haben und das wir hier gern entbehrt hätten. Die Form ist in dieser versificirten Novelle oft manierirt und gesucht. Man höre zur Probe nur die folgende Stanze:

Früh war es, daß auch er zu dichten anfing,
Doch gleich mit feingespitzten Stahlfedern.
Er sah gleich ein, daß nicht so leicht es anging;
Die Federn wurden ihm zu Qualfedern.
Und weil er doch mit Leib und Seele drauhing,
Sich vorzuthun, schrieb er mit Wahlfedern,
Trieb Politik, als Wähler ward er Wühler,
Streckte nach oben, unten seine Fühler.

Das ist ein Formgedrechsel, das nicht einmal komisch wirkt. An diese moderne Erzählung in ottave rime reihen sich: ein recht hübsches orientalisches Märchen in freien Reimzeilen, „Nur ein Rosenblatt", ein prächtiges Idyll im Blankvers; „Der gefährliche Ritt", eine recht platte Schnurre im gleichen Gewande; „Der Ursprung der Hagestolze", ein lustiges Märchen in zwanglosen Reimen; „Champagner-Gedanken"; eine allzu breit ausgesponnene Ballade, „Die Spinnstube am Mummelsee", und anderes.

Bunteres kann es so leicht nicht geben als dieses Quodlibet von allerlei Erzählendem. Nach einem recht hübschen dramatischen Intermezzo, „Ein Wiedersehen", schließt die Sammlung mit „Balladeskem" und „Streitbarem". Die Balladen sind von sehr verschiedenem Werthe. Neben trefflichen Gedichten, wie „Die drei Brüder", „Papst Urban" und „Anna Boleyn", finden wir grob auf den Effect zugeschnittene Bänkelsängereien, wie „Die Nonne und der Ritter", wogegen die Rubrik „Streitbares" fast durchweg bedeutsame dichterische Niederschläge aus der Zeitatmosphäre enthält. Wie treffend Friedmann das Bild unserer Zeit im Hohlspiegel der Dichtung aufzufangen versteht, dafür legt unter andern das Gedicht „Neunzehntes Jahrhundert" Zeugniß ab. Er apostrophirt unser Säculum folgendermaßen:

Eklektisches Jahrhundert,
Dem wir geboren sind,
Ich geh' durch dich verwundert,
Dein Sohn — und nicht dein Kind!
Wir lesen alle Meister,
Was man so lesen heißt;
Wir kennen alle Geister
Und haben keinen Geist!
Wir baun in allen Stilen
Und haben keinen Stil;
Wir sind Anthropophilen
Und haben kein Gefühl!
Wir sprechen alle Zungen —
Wer kennt die seine recht?
Es kritisiren Jungen
Homerisches Geschlecht.
Der Sprachen sind wir Meister,
Verwildert ist nur die,
Die reden hehrste Geister:
„Die deutsche Poesie!"
Wir jagen nach dem Gelde,
Das unsre Gottheit ist;
Und doch aus jedem Felde
Wächst nur — der Socialist!
— — — — — — — —
Wir sprechen durch die Meere,
Wir sprechen durch die Luft,
Doch fremd ist uns die Lehre,
Wie man den Bruder ruft.
Der Draht, der große Rüssel,
Spricht von Berlin nach Wien,
Und von Neuyork nach Brüssel
Hör' ich die Worte ziehn;
Doch wie man zu dem Herzen
Und zu dem Freunde spricht —
O Welt, umhüllt von Erzen,
Das wahrlich weißt du nicht!
Bis zu den Botokuden
Geht christliche Mission,
Doch unsre Heidenjuden —
Die jagen wir davon!
Wir schlagen auf Congressen
In fremde Bruderhand;
Der Treuschwur ist vergessen
Im eignen Heimatland.
Wir legen Eisenschienen
Ums ganze Erdenrund,
Umschließen auch mit ihnen
Das Herz und so den Mund.
Wir pred'gen Atheismus
Und haben einen Gott,
Und der heißt Egoismus:
Die andern sind uns Spott!

Die hier aufeinanderplatzenden Antithesen treffen in der Charakteristik unserer Zeit vielfach das Richtige, wenngleich das Gedicht in der Feinheit des Gedankens wie im sprachlichen Ausdruck manches zu wünschen übrig läßt.

Alfred Friedmann erweist sich in diesen „Höhen und Tiefen" als einen überaus talent- und geistvollen Poeten, dem es aber leider an Charakter und Eigenart, an Concentration und Ruhe fehlt: Eigenschaften, die allein Ausgereiftes und Vollendetes schaffen können. Man möchte ihm bei aller warmen Anerkennung seines Talents mit seinen eigenen Worten zurufen: „Du baust in allen Stilen und hast doch keinen Stil."

Ueberwiegt in der Friedmann'schen Sammlung das Epische, so ist Emil Rittershaus in seinem „Buch der Leidenschaft" (Nr. 2) fast rein lyrisch. Der Titel des Werkchens ist eigentlich ein lucus a non lucendo; denn von Leidenschaft ist in diesem „Buche der Leidenschaft" nicht viel zu spüren. Ich spreche von jener großen flam-

menden Leidenschaft, die in der einen Hand das Sein, in der andern das Nichtsein trägt und ein Drittes nicht kennt, die den Ossa auf den Pelion thürmen möchte und über die enge persönliche Welt hinaus ein großes menschheitliches Pathos bekundet. Von dieser Leidenschaft ist nichts in dem Rittershaus'schen Buche. Es ist durchweg erotische Poesie von denkbar subjectivster Art, d. h. ohne alles kosmische Bewußtsein im persönlichen Empfinden, ohne jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit von Herz und Welt, ohne ein kräftiges Hinausschweifen und Hinüberstrahlen von Lust und Leid des Ichs in Lust und Leid der Menschheit; es ist privateste Liebeslyrik und nichts weiter, nicht einmal leidenschaftliche Liebeslyrik in diesem privaten Sinne. Von einigen heißer empfundenen Gedichten abgesehen, herrscht eine recht gemäßigte Temperatur in diesen Liedern, sodaß man die Sammlung viel richtiger Buch der Sanftmuth als Buch der Leidenschaft nennen könnte. Vieles darin streift sogar geradezu an die ruhig behagliche und leidenschaftslose Stimmung der Idylle. Aber das nur zur Berichtigung des ganz unglücklich gewählten Titels. Im übrigen finden wir in dem Buche unsern alten, innigen, warmherzigen und melodiösen Rittershaus wieder. Die Sammlung enthält des Schönen und Ansprechenden viel, und Lieder wie die drei: „Im Maimond", das letzte aus dem Cyklus „Mohnblume" und „Wär' ich bei dir!" gehören zu dem Besten und Echtesten, was unser sangeskundiger Dichter je gesungen.

Als die glänzendste Partie des trefflichen Büchleins ist aber ohne Frage die mehr ans Epische streifende Rubrik „Bilder" zu bezeichnen, in der wir den Perlen der Sammlung begegnen. Ich habe hier das rührende Seelengemälde „Ein Reuiger" und das psychologisch tiefgreifende und wahrhaft erschütternde Bild aus dem Leben „Die Gerächte" im Auge; das letztere darf getrost mit den besten Leistungen in die Schranke treten, welche die moderne deutsche Dichtung auf diesem episch-lyrischen Gebiete geschaffen hat.

Als Liederprobe aus der hübschen Sammlung und zugleich als ein Beleg dafür, wie wenig streng Rittershaus den Begriff des Leidenschaftlichen in seinem Buche festgehalten hat, stehe hier:

Abendglocken.

Als die Abendglocken klangen
Durch das sommergrüne Thal,
Küßt' ich stürmisch Mund und Wangen
Dir, mein Lieb, zum ersten mal.

Viele Jahre sind verschwunden
Nun seit jener Sommernacht.
Frohe Stunden, trübe Stunden
Hat die flücht'ge Zeit gebracht.

Blüten sproßten, Blüten sanken;
Unsres Lebens Mai ist fern,
Und in traurigen Gedanken
Fand uns oft der Abendstern.

Doch, was auch der Tag beschieden,
Naht der Abend, hold und traut,
Senkt in unsre Brust den Frieden
Treuer Liebe Glockenlaut.

Wenn sich unsre Lippen finden
Bei dem milden Lampenschein,
Alle bösen Geister schwinden
Und die Engel kehren ein.

Unsre Kleinen, Maid und Bube,
Klammern sich an Schos und Knie.
Heimat ist die kleine Stube
Schönster Lebenspoesie!

In des Zimmers enger Zelle
Blüht das reinste, beste Glück,
Und die Augen werden helle
Und die Jugend kehrt zurück.

Liebesglocken, euer Läuten
Scheucht die Sorge, schwer und bang;
Selbst der schlimmste Sturm der Zeiten
Weckt nur euern hellsten Klang.

An der Liebsten dunkle Locken
Lehn' ich meine Stirne sacht. —
Klinget einst, ihr Liebesglocken,
Noch in meine letzte Nacht!

Ist das nicht die reinste Idylle? Fügt sich solche Poesie in den Rahmen eines „Buch der Leidenschaft"? Gewiß nicht. Und solcher Lieder hat die Rittershaus'sche Sammlung eine große Zahl. Also bei der nächsten Auflage, liebwerther Sänger, einen passendern Titel diesem anmuthigen Büchlein!

Neben den frischen, lebensfrohen Rittershaus stelle ich den ernstern und herbern J. Tandler, der in dem mäßig voluminösen Bande seiner „Gedichte" (Nr. 3) unter dem Goethe'schen Motto:

Spät erklingt,
Was früh erklang —

die lyrische Ausbeute seines Lebens zusammenträgt. Er bezeichnet die in dieser Auflage neu hinzugekommenen Gedichte mit einem Stern. Diese besternten jüngern Kinder seiner Muse sind bei weitem die besten, und es ist zu bedauern, daß der Dichter in der Aufnahme der ältern nicht etwas strenger zu Werke gegangen ist. Die Sammlung würde dadurch wesentlich gewonnen haben. Frische und Plastik gehören nicht zu den Gaben Tandler's. Seine Gedichte haben mitunter sogar etwas Altfränkisches, Hölzernes; er versteht nicht in dem vom echten Künstler zu fordernden Maße die Kunst des Gestaltens und der Formgebung. Daher ist vieles bei ihm unorganisch, unklar und breit. Man möchte ihm immer zurufen: „Aber, Verehrtester, bedenken Sie doch, was Sie thun! Dichten ist verdichten; in der Concentration des Gedankens, im gedrängten Ausdruck der Empfindung, in der Pointirung dessen, was man sagen will, liegt zu einem guten Theile das Geheimniß der dichterischen Wirkung." Eben dieses Verdichten versteht Tandler nicht, und weil ihm diese Gabe fehlt, ist er im Erzählenden, das einen breitern Wurf verträgt, viel glücklicher als im rein Lyrischen. Die Rubrik „Erzählende Dichtungen" enthält daher das relativ Beste der

Sammlung, wie denn „Der Komödiant", „Das Meerauge" und „Hipparchus" sehr achtbare Talentproben dieses Genres sind. Aus dem lyrischen Theil greife ich das folgende Gedicht heraus, das zu den bessern der Sammlung gehört:

Es war nicht meine Wahl.

Ein Stein aus tiefem Strome ragt,
Er theilt die brandenden Wogen;
Das Schiff an ihm vorüberjagt,
Vom Schwalle der Wasser gezogen.
Und stürmte selbst des Meeres Flut
Heran mit donnerndem Grollen,
Sie würde in ohnmächt'ger Wuth
Nicht von der Stelle ihn rollen.
Es braust und rast und zischt ergrimmt:
„Ersäuft den schroffen Gesellen!
Wer hier nicht flutet, wogt und schwimmt,
Was will der im Reiche der Wellen?"
Ihn stürzen die Stürme vom Berg ins Thal —
„Es war ja nicht seine, nicht seine Wahl."

Es rostet auf dem Schlachtenfeld
Ein Schwert, im Kampfe gebrochen;
Davor hat einst ein wackrer Held
Sein letztes Ave gesprochen.
Der Frühling kommt wie sonst ins Land
Mit heiteren Friedensboten;
Da blühen Blumen allerhand
Dicht über dem stillen Todten.
Sie nicken, staunen an den Gast
Und säuseln und flüstern so leise:
„Wie kommt's, daß du nicht Blumen hast?
O flieh aus dem duftenden Kreise!"
Gar schaurig und traurig erdröhnt der Stahl:
„Es war ja nicht meine, nicht meine Wahl."

Du Felsenstirn, du Mann von Stahl,
Wer wußte so arg dich zu betten,
Von deines Ruhmes Piedestal
Herab auf die glatten Parquetten?
Was soll bei Mummenschanz ein Held!
Er findet nicht Männer vom Stile,
Die ihre Mumien aufgestellt
Bei heiterem Mahle und Spiele.
Für das Geschlecht von jetzt verstummt
Der eherne Klang deiner Schritte,
Hochmüthig dich der Troß umsummt:
„Was giltst du in unserer Mitte?"
Ich kenne die Antwort, den Schrei der Qual:
„Es war ja nicht meine, nicht meine Wahl."

Neben diesem Gedicht nenne ich noch unter den bessern Tandler'schen: „Das weiße Haupt", „An ihr Kind", „Vor einem Meteorsteine", „O baut es an!" die „Triolette" und ganz besonders „Keinen Stein!", ein Lied, das einem hübschen Gedanken Ausdruck leiht und das ich mir nicht versagen kann, hierher zu setzen:

Nur keinen Stein, nur keinen Stein,
Nicht todte Felsenglieder,
Nicht wälzt die Wucht des Marmorblocks
Auf meinen Hügel nieder!

Nur keinen Stein, nur keinen Stein
Für meine Grabesdecke!
O laßt sie sein ein Rasendach
Und eine Rosenhecke!

Warum den Tod, den starren Tod
Von innen und nach außen?
Dem Leben will, dem blühenden,
Ich nah, recht nahe hausen.

O laßt nach mir die Fingerchen
Der zarten Wurzeln fühlen;
Die bunte Decke mag der Thau,
Der Regen frei bespülen!

Erlaubt, daß leise sickernd sie
Zu mir hernieder dringen!
Vielleicht daß sie von ungefähr
Mir auch ein Thränlein bringen.

Die Kritik darf den Tandler'schen „Gedichten" um des vielerlei Hübschen und Ansprechenden willen, das sie neben Unzulänglichem enthalten, immerhin ein herzliches Willkommen! zurufen.

Tandler hat mitunter einen senilen Anhauch. Häufiger noch macht sich dieser in den „Gedichten" von Oskar Oertel (Nr. 4) fühlbar; denn etwas Mattes, Farbloses und Blasses herrscht in den entschieden dilettantisch empfundenen und geformten Versuchen dieses guten Christen, warmen Naturfreundes, aber mittelmäßigen Poeten unverkennbar vor. Sprache und Versification sind im ganzen gewandt. Im übrigen sind für den Inhalt wie die Form dieser Liedergabe Oertel's die Widmungsworte sehr charakteristisch:

Jedem, der ein Herz im Busen trägt,
Das für Gott, Natur und Liebe schlägt —
Jedem, der im trauten Freundeskreis
Frohe Stimmung zu erhalten weiß —
Ihnen allen sei in Herzlichkeit
Dieser Liederkranz hiermit geweiht.
Doch mit Nachsicht nehme man ihn an,
Denn ihn wand ja nur ein schlichter Mann.

Ich denke, diese Probe aus den Oertel'schen „Gedichten" wird zur Charakteristik derselben genügen, und empfehle ich „hiermit" den „Liederkranz" des wohlmeinenden „schlichten Mannes" der „Nachsicht" seiner eventuellen Leser aufs beste.

In die Reihe der hochdeutschen mischt sich ein Dialekt-Dichter; ein schlesisches „Singvägerle" läßt sich mitten unter den anspruchsvollern Sängern hören — Thilo vom Walde mit seinem Liederheft „A Singvägerle" (Nr. 5). Der Verfasser, der sich in Schlesien durch die Bücher „Aus der Heemte", „Schlesien in Sage und Branch" und „A schläsches Bilderbüchel" bekannt gemacht hat, bietet uns hier einen bunten Strauß ernster und heiterer Lieder in der Sprache des schlesischen Volks. Die Vorrede verbreitet sich über die Schlesier als sangreichstes Volk in Deutschland im allgemeinen wie über die schlesische Dialektdichtung im besondern und bedauert, daß die schlesische Mundart es bei uns nicht zu der Popularität gebracht hat, deren so mancher andere Dialekt in Deutschland sich rühmen darf. Das kleine Buch „Aus der Schläsing" ist dazu angethan, der schlesischen Provinzialdichtung weitere Leserkreise zu erobern, und man kann nur wünschen, daß es das wirklich thun möge. Der Sinn für die Dialektdichtung, der durch

Fritz Reuter, Karl von Holtei, Klaus Groth, Karl Stieler u. a. bei uns geweckt wurde, ist noch immer nicht in dem Grade rege, wie man wünschen muß. Die Dialektdichtung ist der Jungbrunnen der Dichtung überhaupt; aus ihr strömt der Literatur einer Nation immer neues und frisches Leben zu; denn die bäuerliche und kleinbürgerliche Muse hat noch nichts von jenem Culturlack, der unsere akademische und höfische Dichtung, mehr als gut ist, überfirnißt hat. Es kann daher nicht oft genug auf den Segen hingewiesen werden, der uns aus der Pflege unserer Dialektpoesie erwachsen könnte. Auch Thilo vom Walde ist ein mundartlicher Dichter, der unserer Beachtung würdig ist. Er hält sich in seinen ernsten und heitern Gedichten durchaus an volksthümliches Denken und Fühlen und findet meistens die richtige Form für diesen Inhalt. Hier ist nichts von Ueberfeinerung, nichts vom Flittergold der Phrase und von der widerlichen lyrischen Liqueurfabrikation, der wir in unsern hochdeutschen Anthologien nur allzu oft begegnen. Die kleine Sammlung, welche sich in die Abschnitte „Liebesfreed", „Härzeleed", „Schnick und Schnack" und „Trällerschlag" gliedert, schlägt alle Töne der Empfindung an und vermeidet, wie es scheint grundsätzlich, die selbst bei Reuter überwuchernde bloße Schnurre und Anekdote mit vielem Takt und damit zugleich einen Hauptfehler unserer Dialektdichter. Für den frischen, etwas derben Humor, der in den Liedern unsers Dichters lebt, hier nur ein Beispiel:

A schläsch Gemütte.

Der Bättel-Jürge hoot a Weib,
Zwölf Kinder o zum Zeitvertreib,
Läbt glücklich ei ser Hütte:
A hoot a schläsch Gemütte.

Der Bräuer sitzt wulld gern bein Foaß
Und lißt sich schmecken Gloas um Gloas,
Bis doß a ihs eim Tritte:
A hoot a schläsch Gemütte.

De Liesel ihs vur Liebe krank
Und sitzt no uf der Rekterbank.
I du verflummte Gritte!
Se hoot a schläsch Gemütte.

Der Michel hält ufs Ässen viel,
Zwölf Kließel sein a Poppestiel
Vur dän. . . . Na, meiner Gütte!
A hoot a schläsch Gemütte.

Und doß ich gern a brinkel lach
Und gern a schnakisches Verschel mach,
Doas leit mer eim Geblütte:
Ich hoa a schläsch Gemütte.

Möge das „Singvägerle" seine Leser finden — auch außerhalb der „Schläsing"!

Ich schließe meine heutige Revue über neue Dichtungen mit dem Hinweis auf ein tief ernstes religiöses Poem, das ohne Autornamen erschien, auf „Ecce homo"! (Nr. 6). Es enthält, wie der Titel andeutet, eine dichterische Verherrlichung der Leiden Jesu. Die Dichtung gibt sich in dialogisirter Form und steigt oft zu einem dramatisch gehobenen Schwunge empor, der etwas geradezu Hinreißendes hat. Edel und gedankenvoll, gänzlich frei von aller theologischen und confessionellen Tendenz, betont dieses „Ecce homo" die rein menschliche Seite in der Leidensgeschichte Jesu und klingt hierin sowie im ganzen Ton der Darstellung vielfach an die zu früh vergessenen „Dichtungen aus dem Alten Testament" von Katharina Dietz an, die 1852 erschienen. Es ist eine hohe und freie Auffassung des Christenthums, die aus dieser Dichtung spricht und aus welcher heraus der Verfasser dem Heiland die Worte in den Mund legt:

Ist Israel allein des Herrn?
Hat er nur dies Volk sich erkoren?
Stehn andre seiner Liebe fern,
Die nicht aus Jakob's Stamm geboren?
Gott ist die Liebe; kann er fluchen
Dem, der von Jakob nicht entstammt?
Sind nicht die andern, die ihn suchen,
Auch seine Kinder allesammt?
— — — — — — — — — — —
Wie ihn des Menschen Wort auch heißt,
Wie er dem Menschen sich enthüllet,
Es ist der eine Gottesgeist,
Der alles, was da lebt, erfüllet,
Der über allen Landen thront,
Der über allen Himmeln schwebet,
Und der in jedem Herzen wohnt,
In jedem Menschengeiste lebet.
Mag Menschenblick ihn meist verschleiert sehen —
Sein Licht ist dennoch rein und klar;
Verschieden in des Menschensinns Verstehen,
Und doch er selbst unwandelbar.
— — — — — — — — — — —
Wie sie auch heißen, wo sie wohnen,
Wie auch ihr Glaube ihn benannt —
Um alle Menschen, alle Zonen
Schling' sich der Liebe göttlich Band!

Ein erschöpfendes Charakterbild Jesu entwirft die Dichtung natürlich nicht; sie zieht nicht alle Seiten seines Wesens und seiner Lehre in den Bereich ihrer Betrachtung, aber sie entfaltet in großen Zügen sein großes Bildniß. Im Detail der Zeichnung geschieht dabei eher zu viel als zu wenig; denn von Breiten ist dieses „Ecce homo" nicht ganz frei zu sprechen. An mehr als einer Stelle hat der Leser die sich unabweisbar aufdrängende Empfindung, daß hier ein Weniger der Worte ein Mehr des Eindrucks gewesen wäre. Aber die vielen und großen Schönheiten des Ganzen lassen über die kleinen Mängel des Einzelnen leicht hinweg sehen, und so bleibt die Wirkung der Dichtung eine erfreuliche, erhebende. Möchte der talentvolle anonyme Verfasser bei seinem nächsten Werke — das hoffentlich nicht lange ausbleiben wird — die Maske fallen lassen und mit seinem Namen hervortreten! Wer über so schöne Gaben verfügt wie der Dichter dieses „Ecce homo", hat in der That keine Veranlassung, incognito den Parnaß zu erklimmen.

Ernst Ziel.

Friedrich der Große als Philosoph.

Friedrich der Große als Philosoph. Von Eduard Zeller. Berlin, Weidmann. 1886. 8. 7 M.

Die Vielseitigkeit, Bedeutsamkeit und Nachhaltigkeit der von Friedrich dem Großen ausgehenden Wirkungen erklärt sich nur aus einer ungewöhnlichen Größe des Geistes. Ist schon die Verbindung des größten Feldherrn, des bedeutendsten Staatsmannes und des fürsorglichsten Landesvaters in einer Person eine höchst seltene, so ist es geradezu einzig in seiner Art, daß damit sich auch der Liebhaber der Künste, der fleißige Schriftsteller und der Philosoph verbindet. Und die Philosophie ist diesem König nicht etwa nur eine eitelprunkende Liebhaberei gewesen, sondern eine so ernste Sache, daß er nicht anstand, sie als seine Mutter, die Welt daneben nur als seine Stiefmutter zu betrachten, und daß diesem Verhältniß gemäß die Philosophie es war, von welcher der König für die Pflichten seines Berufs und für sein gesammtes Verhältniß zur Welt die Weisung suchte und gewann.

Bis vor kurzem fehlte es an einer systematischen Würdigung der philosophischen Ansichten Friedrich's. Daß der erste, der dieselbe auf Grund eines umfassenden Studiums der zahlreichen schriftstellerischen Werke Friedrich's ausgeführt hat, ein Franzose war, verdient um so mehr betont zu werden, als es ein erfreuliches Zeichen wissenschaftlicher Vorurtheilslosigkeit ist. Auf Grund dieser 1875 erschienenen Vorarbeit des inzwischen verstorbenen Professors zu Besançon, Rigollot („Frédéric II philosophe"), weiterbauend, hat nunmehr der als Geschichtschreiber der griechischen Philosophie berühmte berliner Professor Eduard Zeller ein höchst anziehendes umfänglicheres Werk über Friedrich den Großen als Philosophen veröffentlicht.

Friedrich's Weltanschauung beruhte auf dem Zusammenhange mit den zeitgenössischen englischen, französischen und deutschen Philosophen; die wichtigsten Anregungen aber erhielt sie aus der immer wiederholten Lektüre seiner Lieblingsschriftsteller aus dem Alterthum, aus Cicero's mannichfaltigen Schriften, aus Lucrez' „Lehrgedicht von der Natur" und aus den philosophischen Selbstbetrachtungen des römischen Kaisers Marcus Aurelius, seines persönlichen Vorbildes, eines Philosophen auf dem Herrscherthron.

Aus dem Gebiete der theoretischen Philosophie sind es die Fragen nach dem Dasein Gottes, der Unsterblichkeit der Seele und nach der Willensfreiheit des Menschen, die seinen Geist am lebhaftesten beschäftigten. Das Dasein Gottes hat Friedrich, obwol er Freidenker war, nie bezweifelt, sondern den Glauben daran oft gegen Voltaire und besonders gegen Holbach's materialistisches „System der Natur" mit Nachdruck und Wärme vertheidigt; und zwar begründete er seinen Glauben an einen allweisen und allgütigen Gott teleologisch erstens mit der Zweckmäßigkeit der Welt und zweitens mit der Natur des menschlichen Geistes, der seine vorzüglichsten Eigenschaften eben nur einer höhern Intelligenz, Gott, zu verdanken haben könne. Den Glauben an einen Weltzweck und eine weltschöpferische Weisheit hat er nie aufgegeben, aber in dem Leben und den Schicksalen der Menschen wußte er nur eine Wirkung natürlicher Kräfte zu sehen. Sein Gottesglauben ist verquickt mit der Annahme einer Vorherbestimmung. Zwar hat er die theologische Lehre Calvin's von der Prädestination der einzelnen zur Erlösung oder zur Verdammniß bald verworfen, aber dafür eine natürliche Vorherbestimmung angenommen, indem er seine Auffassung alles Geschehens als einer Folge natürlicher Ereignisse, als eines großen Naturzusammenhanges, auf den aus der Leibniz-Wolff'schen Philosophie ihm als unerschütterlichen Besitz gewonnenen Satz des zureichenden Grundes basirte. Die Vorsehung Gottes kümmere sich wol um die Geschehnisse in ihren großen Zügen, um die Erhaltung der Gattung, aber nicht um die Geschicke des Einzelmenschen. Ungeachtet dessen, daß ihm alles als eine Consequenz der Thatsachen gilt, bezeichnet Friedrich doch öfter in seinen Schriften im Tone der Ergebung oder Klage das menschliche Leben als ein Spiel des Zufalls, d. h. von Naturursachen, deren Zusammenhang wir nicht erkennen oder deren Wirkung wir nicht voraussehen.

Was nun die Natur des menschlichen Geistes anbetrifft, so erklärt Friedrich materialistisch in der Art des Engländers Locke und des Franzosen La Mettrie das menschliche Denken als ein Resultat dieses unsers Organismus; die Seele habe zwar ihre vorzüglichsten Eigenschaften von Gott erhalten, aber die Unsterblichkeit der Seele gilt ihm, indem er sich die Freuden einer solchen Unsterblichkeit wohl auszumalen weiß, zwar für sehr wünschenswerth, aber wegen der Abhängigkeit der Seele vom Körper doch für unmöglich; und nachdem er tausend Lebensgefahren ohne Todesfurcht bestanden, gibt er bei seinem Tode ohne Klage den Lebenshauch, der ihn beseelte, dem wohlthätigen Wesen zurück, das ihm denselben geliehen, und seinen Leib den Elementen, aus denen er gebildet worden.

Seine Ansicht über die Willensfreiheit des menschlichen Geistes, die ja zusammenhängt mit dem Glauben an eine Vorherbestimmung, hat Friedrich im Laufe des Lebens vollständig umgewandelt: er ist schließlich zu der Ueberzeugung gekommen, der Mensch sei frei und zwar in folgendem Sinne: der Geist sei ein Sklave, wo äußere Antriebe ihn beherrschen, aber frei, wo Erfindungs- und Einbildungskraft sich bethätige.

Aber je enger Friedrich die Schranken der menschlichen Geistesfreiheit setzte, je öfter er den Menschen als unter dem Thier stehend ansah oder als das wildeste und grausamste Thier, um so wichtiger ist ihm alles, was dazu dient, den Menschen von seiner Roheit zu befreien, ihn zu Gesittung, Ordnung und Bildung zu führen. Und dieses Gebiet der praktischen Philosophie ist es, mit dem sich

Friedrich am selbständigsten beschäftigt, und wo er zu positivern Ergebnissen gelangt als bei den theoretischen Fragen.

Von der Philosophie erwartet er die Bestimmung der Aufgaben und der Gesetze des sittlichen Lebens. Denn ihm wie Sokrates gilt es für selbstverständlich, daß man die als wahr erkannten Grundsätze in seinem Leben auch unbedingt bethätigen müsse. Und so sehr er in Voltaire den geistreichen Dichter, den scharfsinnigen Philosophen, den witzigen Kopf und den kühnen Vorkämpfer für Aufklärung verehrte, so ist ihm der Widerspruch zwischen seinem philosophischen Standpunkte und seiner verächtlichen Handlungsweise immer ein Räthsel geblieben. Besonders wichtig ist der strenge Begriff der Pflicht, den Friedrich zum Kern- und Angelpunkt aller seiner Lebensanschauungen gemacht hat. „Es ist nicht nothwendig, daß ich lebe", sagte er, „wohl aber, daß ich meine Pflicht thue." ... „Ich gehe meines Wegs, thue nichts gegen die Stimme des Gewissens und kümmere mich nicht um das Gerede der Menschen." ... „Körper und Geist haben sich ihrer Pflicht zu fügen. Ich muß nicht leben, aber ich muß handeln." Bisweilen faßt er die Summe der für seine Lebensführung und für seinen Regentenberuf ihm vorschwebenden Pflichten unter dem Begriff der Menschenliebe zusammen oder in dem Grundsatz, man dürfe andern nur das thun, was man seinerseits in gleichem Falle von andern erwarte. Diese Aeußerungen und die denselben entsprechende Handlungsweise Friedrich's erscheinen als das lebendige Muster jenes berühmten kategorischen Imperativs, den Kant nachmals in seiner Kritik der praktischen Vernunft dahin formulirte: handle stets so, daß deine Handlungsweise zum Prineip eines allgemeinen Sittengesetzes könne erhoben werden. Nur hinsichtlich des Motivs zur Pflichterfüllung gehen beide Philosophen auseinander. Kant sagt, man solle die Tugend nur um der Tugend willen thun. Friedrich bezeichnet als Motiv der Pflicht die Selbstliebe in dem edeln Sinne, daß das Glück der Tugend in dem Bewußtsein der Uebereinstimmung der Handlungsweise mit dem als sittlich Erkannten bestehe.

Friedrich seinerseits hat für die Strenge seines Pflichtgefühls seine Vorbilder in den Stoikern, wie er sie aus Cicero's, Seneca's und Marc Aurel's Schriften kennen lernte. Von ihnen lernte er menschliche Größe als eitel verachten, lernte er Willenskraft gegen die Uebel des Lebens und Muth in Todesgefahren; von ihnen lernte er die Festigkeit und Folgerichtigkeit des Handelns, und aus ihren Lehren und Vorbildern endlich leitet er sogar die Berechtigung her, sich nöthigenfalls einem Zwange, z. B. zu einem unwürdigen Frieden, durch selbstgegebenen Tod zu entziehen. Friedrich hat von gewissen Fehlern, die den Stoikern anzuhaften pflegten, sich freigehalten. Er ist frei von der selbstgefälligen Eitelkeit derselben, wonach fast jeder sich als vollkommen und als den wahren Weisen, seine irrenden Mitmenschen als Thoren ansah, und er übertreibt den Gleichmuth nicht bis zur Gleichgültigkeit gegen die Geschicke der Mitmenschen. Friedrich war streng gegen sich, nachsichtig gegen Fehler und Schwächen anderer. Für seine Mitmenschen hatte er ein sehr warmes Herz. Gegen seine Umgebung bewies er sich immer liebenswürdig und persönlich theilnehmend. Er liebte seine Verwandten zärtlich und theilte ihr Unglück. Ihn charakterisirt ganz besonders ein nicht mit der stoischen, sondern mit der epikureischen Philosophie verwandtes lebhaftes Gefühl für die Freundschaft. Nichts hat ihn so untröstlich gemacht wie der Verlust seiner Schwester Wilhelmine, der Markgräfin von Baireuth, und derjenige seiner Freunde Jordan und Keyserlingk. Seine Neigungen gingen — und das ist auch ein epikureischer Zug — auf ein zurückgezogenes und wissenschaftlicher Muße gewidmetes Leben hin. Er bestieg darum nicht ohne Bedenken den Thron. Aus den Wissenschaften hat er immer wieder, und gerade inmitten der Stürme des Kriegs aus den ernstesten wissenschaftlichen Studien Kraft der Seele gewonnen. Während der Belagerung von Schweidnitz studirte, exeerpirte und kritisirte er sämmtliche sechsunddreißig Bände der Kirchengeschichte von Fleury. Und in den verzweifeltsten Lagen des Siebenjährigen Kriegs, in der größten Bedrängniß gewann der philosophische König seinen Gleichmuth wieder, wenn er sich vergegenwärtigte, wie geringfügig die Händel und Streitobjecte dieser Welt wären gegen die Unendlichkeit und Ewigkeit des Weltalls.

Seine Vorstellungen von dem Ideal eines glücklichen Lebens fassen sich dahin zusammen: man könne nur glücklich leben, wenn man einen guten Charakter habe, seine Aufgaben erfülle, mäßig lebe und sich aus dem Leben nicht zu viel mache. Die äußere Lage komme dabei wenig in Betracht gegen die innern Eigenschaften. Hat der König doch in diesem Sinne seinem Schuster Reinhart eine Grabrede geschrieben. Ist dieselbe allerdings der Form nach eine Parodie auf die Predigten der französischen Kanzelredner Bossuet und Flechier, so verbergen sich unter der Satire doch die ernstesten Gedanken: das Herz ist es, wovon das Glück abhängt; das höchste Gut ist die Tugend; man kann in Armuth reich sein durch Genügsamkeit, in der Arbeit aufrecht gehalten durch seinen Muth, ohne Amt dem Vaterlande nützlich durch seine Verdienste, ohne Glücksgüter groß durch seine Tugenden.

Friedrich's philosophische Grundsätze sind von besonderer Wichtigkeit dadurch geworden, daß er sie auch auf seinen Regentenberuf angewendet hat. Dieselben Grundsätze, nach denen der Einzelne sein Verhalten einzurichten habe, müßten auch für das Staatsleben gelten. Diese Ueberzeugung hat der philosophische König schon früher ausgesprochen und immer daran festgehalten. Friedrich hat sich allerdings damit in sehr entschiedenen Gegensatz zu der landläufigen Ansicht vieler Politiker und namentlich zu der des Florentiners Nicolo Maechiavelli gesetzt, der in seinem Buche „Vom Fürsten" gelehrt hatte, wie eine Herrschaft, die durch List und Gewalt erworben, auch durch dieselben Mittel zu erhalten sei. Friedrich hat in seiner ein Jahr vor seiner Thronbesteigung verfaßten Gegenschrift gegen dieses

Buch in dem „Antimacchiavel" gewissermaßen ein philosophisches Programm seiner Regierung aufgestellt. Seine Ansichten vom Staatsleben gründen sich: erstens auf die von der Stoa, von Wolff und Locke und von dem Staatsrechtslehrer Hugo Grotius überkommene Lehre der natürlichen Gleichheit und der natürlichen Rechte aller Menschen; zweitens auf die hohe Vorstellung von der Verpflichtung der Einzelnen gegen den Staat. Die natürliche Gleichheit und die natürlichen Rechte aller Menschen hat kein Fürst auf dem Throne so nachdrücklich betont wie er. Er hat die Rousseau'sche Ansicht angenommen, daß alle obrigkeitliche und Herrschergewalt den Regierenden durch einen Vertrag von der Gesellschaft zugestanden sei. Der Zweck des Staats sei das Gemeinwohl seiner Bürger. Verpflichtet seien nicht nur die Bürger gegen den Staat, sondern auch der Fürst gegen die Bürger. Je höher einer im Staate stehe, desto höher seien seine Aufgaben. Des Herrschers höchste Tugend sei nicht Eroberungssucht und Ehrgeiz, sondern Gerechtigkeit. Das Verhältniß des Herrschers zum Staate faßte Friedrich bekanntlich am liebsten in die Formel zusammen, daß der Herrscher weit entfernt der unbeschränkte Herr seines Volks zu sein, selbst nichts anderes sei als sein erster Diener. Es gebe zwar verschiedene Mittel zum Gemeinwohl für verschiedene Staaten, doch hielt er ein gut verwaltetes Königreich für die beste Staatsform. In einer guten Monarchie stünden die obersten Staatsdiener gewissermaßen als Mitregierende dem Fürsten zur Seite. Die Tugend sei die beste Politik; die Pflicht der Dankbarkeit erziehe gute Bürger. Nicht mit Strenge, die freilich zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Armee nothwendig wäre, nicht mit Strenge sei das Volk zu regieren, sondern mit Liebe und Güte, die allerdings nicht in Schwäche verfallen dürfe. Der Fürst selbst habe alle Kraft einzusetzen, um seiner Pflicht zu genügen. Er müsse selbst regieren, nicht auf die Minister sich verlassen und nicht sich regieren lassen. Er sei die Seele der Regierung, der Atlas, der den Staat auf seinen Schultern trage. Der Fürst müsse sich daher auf das Kriegshandwerk verstehen, die Armee selbst führen und, wenn er den Beamten auch Antheil an der Regierung gewähre, doch unabhängig in seinen Entschlüssen sein. Des Fürsten nächste Aufgaben seien die der innern Politik. Der Große Kurfürst erscheint ihm nicht minder groß, wo er im Rathe das Recht verwaltet, als wo er im Felde die Unabhängigkeit des Landes vertheidigt. Kriege seien freilich bisweilen gerecht und nothwendig, immerhin aber ein Uebel. Friedrich hat seine Kriege nicht aus Neigung geführt, sondern sein Pflichtgefühl hat ihn zum Feldherrn gemacht. Immer hat er die richterliche und verwaltende Thätigkeit des Königs der des Feldherrn vorangestellt. Ein gutes Gesetzbuch sei die höchste staatliche Leistung. Dasselbe müsse entworfen werden mit Kenntniß des menschlichen Herzens und des Geistes der Nation, einheitlich, zum Wohl des Volks, unzweideutig. Die Strafgesetze insbesondere müßten so milde sein, als ihr Zweck, von Verbrechen abzuschrecken, es irgend gestatte. Die Todesstrafe sollte auf die schwersten Verbrechen beschränkt werden. Verbrechen würden auch durch die steigende Civilisation des Volks gemindert. Die Anwendung der Folter im Gerichtsverfahren wird verworfen; bekanntlich ist die Abschaffung derselben eine seiner ersten Regierungshandlungen gewesen. Auch für das Verhältniß zu andern Staaten ist ihm Gerechtigkeit der oberste Grundsatz. Der Fürst solle nicht die Nachbarn aufhetzen, sondern die Schwachen beschützen, ein Schiedsrichter und Friedensstifter sein. Die Eroberungskriege werden verurtheilt. Friedrich wirft insbesondere die Frage auf, ob es einem Fürsten gestattet sei, sich von vertragsmäßigen Verpflichtungen zu entbinden. Er erklärt, es sei bisweilen durch die Rücksicht auf das Wohl des Volks geboten, aber er stellt die Forderung, daß es anständig geschehe. Die Wegnahme Schlesiens im Jahre 1740 und die Theilung Polens sind kein Widerspruch zu seiner staatsmännischen Moral. Die Gefahr, welche Preußen von dem Einsturz und Brande des zerfallenden benachbarten Polenreichs drohte, beseitigt zu haben durch die im Einvernehmen mit Rußland und Oesterreich vorgenommene Theilung polnischer Gebietsstrecken, rechnet Friedrich selbst mit Recht unter diejenigen seiner Erfolge, die ihm die meiste Befriedigung gewährten, und mit Recht glaubte er sich damit den Dank ganz Europas verdient zu haben, das andernfalls darüber leicht in Kriegsflammen hätte aufgehen können. Gegen Oesterreich aber griff Friedrich zu den Waffen, um seinem Staate von einem Nachbarn, dessen übler Wille sich seit einem Jahrhundert unzweifelhaft bethätigt hatte, den sein Charakter, seine Traditionen, seine Interessen zu Preußens natürlichem Gegner machten, das zu erkämpfen, was ihm als Bedingung der Unabhängigkeit und der fernern Entwickelung seines Staats nothwendig war, was er aber auf einem andern Wege zu erlangen schlechterdings keine Aussicht hatte.

Zu erwähnen bleiben noch Friedrich's Ansichten über die Verwerthung der geistigen Mittel zur Erziehung des Volks. Sein Verhältniß zur Religion war das einer einseitigen Aufklärung, und die volle Bedeutung der Religion für das Seelenheil der Menschheit blieb ihm verborgen. Er unterschied zwischen Dogmen und Moral. Indem er die Dogmen glaubte als menschliche Erfindungen verwerfen zu dürfen, überschritt er als Freidenker doch nicht gewisse Grenzen und hielt, wie wir sahen, an dem Glauben an einen allweisen und allgütigen Gott fest. Doch gehört Friedrich, wie er Kant in der Strenge des Pflichtgefühls voranging, zu den ersten unter den deutschen Vertretern der Aufklärungsphilosophie, welche die Bedeutung der Religion ausschließlich in ihrem moralischen Gehalt gesucht haben. Insbesondere hat er den sittlichen Charakter des Christenthums aufrichtig anerkannt, er meinte jedoch, daß eine gute Moral mit verschiedenen religiösen Bekenntnissen voreinbar sei. Aus Friedrich's Ansicht von der Religion ergibt sich als ihre praktische Anwendung jener Grundsatz der religiösen Duldsamkeit oder richtiger der Glaubensfreiheit,

mit dessen Anerkennung und Durchführung der große König seiner Zeit ein so glänzendes Beispiel gegeben hat. Auf Unterricht und Erziehung legte Friedrich den höchsten Werth. So hoch schlug er indeß die Macht der Erziehung doch nicht an, daß er Helvetius eingeräumt hätte, sie allein sei es, welche die Menschen zu dem mache, was sie sind. Aber noch weniger theilte er Rousseau's Meinung, wonach die Menschen von Hause aus so vortrefflich seien, daß die Erziehung sich darauf beschränken sollte, ihre natürliche Entwickelung zu beschützen, daß dagegen alle Wissenschaft und Bildung eine Entartung, ein Abfall von der Natur wäre. Abgesehen davon, daß Friedrich sehr wohl erkannte, ein gebildetes Volk sei leichter zu regieren, hielt er es für seine Pflicht, die Anlagen der Staatsbürger zum Gesammtwohl des Staats zu entwickeln. Unter diesem staatsmännischen Gesichtspunkte wandte der König allen Seiten der Erziehung und allen Arten von Schulen sein lebhaftes Interesse zu. Im Interesse des Staats fordert er auch für die weibliche Jugend, als für die zukünftigen Mütter der Bürger des Staats, eine gediegenere Bildung, weil der Mangel einer solchen sittliche Gefahren mit sich führe. Indem er den Universitäten ihre Denk- und Lehrfreiheit unverkümmert läßt, indem er für die Ritterakademie in Berlin noch im letzten Jahre des Siebenjährigen Kriegs eigenhändig einen ausführlichen Lehrplan entwirft, indem er an seinen Minister von Zedlitz über die Bedeutung der classischen Studien für die Gymnasien schreibt, oder einen Lehrgang für den philosophischen Unterricht seines Neffen und nachmaligen Thronfolgers vorschreibt, oder ob er die Anforderungen an die Volksschulen für den niedern Bürger- und den Bauernstand feststellt — überall sind es dieselben großen Ziele, die er vor Augen hat: Erziehung der Staatsbürger durch die Wissenschaften unter Berücksichtigung der Individualität, durch Moral, durch praktisch angewendetes Christenthum, Erziehung zum eigenen Denken, Erziehung zur Hingabe an die Pflicht.

Dieser Philosoph auf dem Thron ist seinem Volke ein großgesinnter Erzieher, ein edles Muster, ein Führer und Wegweiser gewesen zu dem Ideal eines sittlich begründeten Staats.

Otto Sieroka.

Vermischte Schriften.

1. Reiseskizzen aus Corsica. Von Amanda M. Blankenstein. Mit einer Karte der Insel. Gera, Schulbuchhandlung. 1886. 8. 3 M.

Corsica, die herrliche Insel mit ihren vortrefflichen Bewohnern, bei denen die europäisch-amerikanische Arbeitspflicht glücklicherweise noch keine Stätte fand, wo noch alte gute Sitten herrschen, die das Gemüth erwärmen und die Seele erquicken — Corsica könnte der ganzen Welt ein Vorbild sein. Und die Welt bekümmert sich so wenig um dieses prachtvolle Eiland, obgleich selbes bereits vom Ufergelände des Sonnenaufgangs (Riviera di Levante) und vom Gestade des Sonnenuntergangs (Riviera di Ponente) aus deutlich gesehen wird, also von der Hauptstraße der gesitteten Welt nur eine geringe Zahl von Meilen entfernt liegt! Gäbe es eine Brücke von Livorno oder Nizza nach Corsica: die ganze Welt würde die Insel besuchen. Aber diejenigen, welche die Kosten der Ueberfahrt nicht scheuen, fürchten die Seekrankheit, diese Geisel, vom Gott des Meeres den Ungefestigten der Sterblichen auferlegt.

So sind es nur wenige, die das Geburtsland der Familie Bonaparte betreten, die Insel, welche in ihrer Natur und ihren Bewohnern so wesentlich von dem sprachverwandten Italien abweicht und ebenso von Frankreich und von allen das Mittelländische Meer umschließenden Ländern und Küsten, von allen in diese See gestreuten Inseln.

Es gehört Muth dazu, nach Corsica zu segeln: für den beherzten Mann, der kein Affe der Mode ist, freilich nur ein geringer; für eine Frau aber ein großer. Und einer Dame müssen wir für die neueste Beschreibung Corsicas danken: Amanda M. Blankenstein trotzte den Stürmen des Mittelmeers und überwand die Angst vor den sogenannten Banditen, die aber auf Corsica keinem Fremden ein Haar krümmen, und bereiste die Insel. Schade, daß die sonst so kluge Frau an Corsica und die Corsen den Maßstab des mittlern Deutschland und einer in falsche volkswirthschaftliche Dogmen verrannten Zeit angelegt hat! Daher kommt es, daß sie das glücklichste aller Völker für unglücklich hält und die Annexion der Insel durch Frankreich bedauert.

Was hätte der Philosoph Diogenes gesagt, wenn ihm beim Lesen des Buchs von Amanda Blankenstein folgender Satz unter die Augen gekommen wäre: „Da der Corse nur für den Augenblick lebt, sodaß, wenn sein Kastanien- und Olivenbaum ihn ernährt, er nichts mehr verlangt, so ist an keine Verbesserung seiner Lage zu denken.“ Und weiter: „Man kann es sich erklären, daß in diesem milden Klima, welches im Süden der Insel dem des nördlichen Afrika ähnelt, und bei dem fruchtbaren Boden, wo der Mensch so wenig seine Kraft anstrengen muß, das Dolce far niente bei den Inselbewohnern gefördert wird; man muß aber unwillkürlich daran denken, wie anders alles hier werden müßte, wenn man plötzlich englische oder deutsche Colonisten hierher verpflanzte.“ Ja, was hätte Diogenes gesagt? Zeus, erhalte die braven Corsen, und halte von ihnen noch lange die Maschinenarbeit der Industrievölker fern!

Ja, Gott erhalte die Genügsamkeit, Zufriedenheit, Bedürfnißlosigkeit, Liebenswürdigkeit! Solange diese in der

Welt herrschen, solange gibt es keine sociale Frage, kein Unglück, kein Elend, keine Ueppigkeit. Und weil die genannten Tugenden auf Corsica herrschen, darum sagt auch Amanda Blankenstein, freilich ohne den rechten Grund zu wissen: „Man wird im Occident wol kaum ein anderes Land finden, wo die Gastfreundschaft so hoch gehalten, so gewissenhaft und auf so großmüthige Weise ausgeführt wird wie auf Corsica, wo seit langen Jahrhunderten sie sich so eingebürgert hat, daß sie bei diesem Volke einen Theil des innersten Wesens bildet.“ Und weiter: „In Fällen von Krankheit bewährt sich die Familienliebe der Corsen. Die Verwandtschaft bis zum fernsten Gliede streitet sich um die Ehre, die kranke Person abwechselnd pflegen zu dürfen und ihre Leiden durch die größte Aufopferung, die innigste Theilnahme zu vermindern. Da fehlt es nie an willigen Händen, an warmen, selbstlosen Herzen, welche gerade in solchen Tagen von so unnennbarem Werth sind.“

Denken wir uns auf Corsica nun Ueppigkeit und Habsucht auf der einen, Lebensnoth und Elend auf der andern Seite, den Auspfänder bei den Armen und Gedrückten in voller Thätgkeit: wäre da die Rede von jenen herrlichen Eigenschaften und Tugenden der Corsen, die den Aufenthalt auf ihrer gesegneten Insel so überaus angenehm machen? Und sind die Corsen bei all ihrer Einfachheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit, Zufriedenheit, Liebenswürdigkeit, Gemüthlichkeit und Herzensgüte etwa faul? Gerade das Gegentheil! Sagt doch die Verfasserin selbst: „Die Bonifacier sind als das religiöseste, fleißigste Volk auf der Insel bekannt. Sie haben das steinige, unfruchtbare Erdreich, welches die Stadt umgibt, in ein wahres Paradies umgewandelt.“

Doch brechen wir hier ab! Ich empfehle jedem Reisenden, ein jedes Land und Volk mit dem für dasselbe geeigneten Maßstab zu messen, sowie alle national-ökonomischen Schrullen und Schlagwörter beiseite zu lassen.

Das Buch von Amanda M. Blankenstein empfehle ich zu fleißigster Lesung auf das angelegentlichste und rufe aus der Tiefe meiner Seele: Gott erhalte Corsica!

2. Das Hotelwesen der Gegenwart. Von Eduard Guyer. Mit 75 in den Text eingedruckten Originalplänen. Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885. Lex.-8. 14 M.

Man muß dem Autor des vorliegenden Werks, Eduard Guyer, zum Lobe nachsagen, daß er seinen Gegenstand genau kennt und auch ein wirklich guter Menschenkenner ist; seine Bemerkungen über die Reisenden der verschiedenen Nationalitäten sind gelungen und zum Theil auch drollig. Beim Lesen seiner Skizze der Entwickelung des Gastwirthgewerbes gibt man dem Gedanken Raum, daß es für die Menschheit entschieden besser gewesen wäre, wenn diese Profession nicht das Licht der Welt erblickt hätte, sondern die alte Gastfreundschaft der Privatleute und Klöster weiter fortgesetzt worden wäre und der Staat im Falle der Nothwendigkeit Gratisherbergen für alle Klassen und Stände errichtet und erhalten hätte. Ich betrachte des Gasthofwesen, wie es jetzt ist, trotz mancher nicht unbedeutenden Annehmlichkeiten als Unglück, und ich spende Guyer aus vollster Ueberzeugung Beifall, da er viele Schattenseiten auf das lebhafteste und nachhaltigste bekämpft und vernünftigen Neugestaltungen Bahn zu brechen sucht. Ungemein löblich ist dies; denn das Unwesen der Trinkgelder und tausend Misbräuche sonst waren in den Gasthöfen des europäischen Festlandes, besonders außerhalb Frankreichs und Spaniens, so eingerissen, daß man gar nicht mehr reisen mochte.

Guyer's Werk behandelt seinen Gegenstand in sehr anziehender Weise, lehrreich für Gastwirthe und Reisende, reformirend für jene, ergötzlich für diese. In der Einleitung wird die Ausbildung des Gasthofwesens historisch angedeutet und der Schweiz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Während im Jahre 1872 die Bettenzahl sämmtlicher Gasthöfe der Schweiz fünfunddreißigtausend betrug, war dieselbe im Jahre 1882 auf achtundfunfzigtausend gestiegen. Guyer berechnet auf Grund genauer statistischer Erhebungen, daß man in der Schweiz verhältnißmäßig am billigsten reist. In diesem Punkte gebe ich gern zu, daß der Fremde in den Gasthöfen der Schweiz im allgemeinen besser behandelt wird und mehr für sein Geld bekommt als in vielen andern Ländern.

Das erste Hauptstück des Buchs handelt vom Gasthof in Beziehung auf den Reisenden. Es werden da mancherlei interessante Dinge besprochen, so Anlaß der Reise, Ziel und Plan derselben, Nationalität der Reisenden u. s. w., und wohl zu beherzigende Rathschläge ertheilt; es werden die Vorurtheile der Fremden, die Misbräuche in Gasthöfen und andere Dinge von großer Wichtigkeit für Reisende und Wirthe erörtert.

Das zweite Hauptstück läßt uns alle Einzelheiten der Erbauung und Einrichtung des Gasthofs, das dritte den Betrieb desselben in der ausführlichsten Weise vor das Auge treten. Alle Auseinandersetzungen des Autors haben für den Gastwirth die größte Wichtigkeit, für den Reisenden ebenso wie speciell für den Förderer der Culturgeschichte bedeutendes Interesse.

Zum Schluß gibt der Autor noch eine allgemeine Uebersicht über das Ganze, stellt das sogenannte continentale und das amerikanische Gasthofsystem einander gegenüber, betrachtet das Innere des Gasthoflebens in Europa und Amerika vergleichend und entrollt ein Gemälde der verschiedenen Arten von Gasthöfen, des Betriebs derselben und ihres Verkehrs.

Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, geradezu glänzend und musterhaft, und wird von keinem Gebildeten ohne Befriedigung aus der Hand gelegt werden. Dem Förderer der socialen Wissenschaften und der Culturgeschichte ist es Bedürfniß, dem Gastwirth unentbehrlich, dem Reisenden aber höchst nützlich. Eduard Reich.

Romane und Novellen.

1. Hartes Holz. Novellen von Max von Schlaegel. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Unter dem Titel „Hartes Holz" werden uns drei Novellen geboten: „Böser Leumund", „Alpe Fee", „Der Thurm des Jochemus", von welchen uns die erste am meisten zusagte. Es ist dies eine Criminalgeschichte auf dem Dorfe, das Schicksal eines Mannes erzählend, der sich für seine Schwester geopfert und wegen deren Verbrechen unschuldig ins Gefängniß kam. Aus demselben mit gutem Zeugniß entlassen, sucht er seine Afra wieder auf, Eifersucht und Haß bringen ihn in neues Unglück, endlich aber endet alles im Guten. Die Auflehnung des „Adlerbräu", des Vaters der Afra, gegen die Thorheiten der bestehenden Gesellschaft und die Störrigkeit des übrigens trefflich geschilderten Landvolks mögen wol dem Buche den Titel „Hartes Holz" gegeben haben. In „Alpe Fee" vereinigen sich schöne Gebirgsschilderungen und abergläubische Romantik zu einer Dichtung, von der man kaum annehmen möchte, daß sie aus derselben Feder wie die vorangehende herrühre. Im „Thurm des Jochemus" ist wiederum bäuerlicher Trotz und beschränkte Härte in vollster Entfaltung gezeigt neben einer verhängnißvollen Liebe, und diese leidenschaftlichen Factoren werden zum Schicksal. Es fehlt nicht an Spannung und scharfer Charakterzeichnung in diesen Sensationsnovellen. Besonders zu rühmen ist bei der immer mehr einreißenden Sprachverwilderung M. von Schlaegel's Bemühen, deutsch zu schreiben, was wie ein Lob klingen mag und doch nur Pflicht ist.

2. Die Nonnensusel. Ein Bauernroman aus dem Pfälzer Wasgau von A. Becker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1886. 8. 13 M. 50 Pf.

Führt uns M. von Schlaegel nach Nordtirol, in die Alpen und in den Schloßpark einer kleinfürstlichen Residenz zu C., so weiß uns August Becker wie ein echter Cicerone heimisch zu machen in jenem gesegneten Pfalzländchen, das die Franzosen so oft zum Tummelplatz ihrer raubmörderischen Scharen gemacht. Gar manches Blatt Geschichte wird dann auch denjenigen beigesellt, welche vom Leben und Treiben der pfälzer Bauern handeln. Auch dieser dreibändige Roman könnte „Hartes Holz" heißen. Es wird das Liebeleben zweier Bauernkinder geschildert, die nebeneinander aufwachsen, sich gernhaben und sich leicht bekommen könnten, wenn nicht Trotz, Vorurtheil, Stolz seitens der Mutter Susel's und dann ein Misverständniß die Liebenden schiede. Diese Hauptcharaktere sowie eine Legion kaum minder interessanter Figuren hat der Verfasser derb, einfach und naturwahr geschildert. Es sind keine Salonpfälzer, es sind auch keine Auerbach'schen Dorfleute, denen allen doch etwas von dem Spinozismus des übrigens hochzustellenden Autors anhaftet; sie haben auch nichts von der Raffinirtheit Ganghofer'scher Darstellung. Sie haben keine Manier; derbe Conflicte, gewagte Situationen erscheinen in einem solch echten Bauernroman nicht nur erlaubt, sondern geboten; es ist nicht eine Spur von Naturalismus bei durchwegs realistischer Behandlung vorhanden, und leicht zu rührende Herzen werden gleichfalls ihre Rechnung finden. Die arme Susel heirathet schließlich einen Ungeliebten, den sie aber in der Hochzeitsnacht aus Widerwillen verläßt. Es ist ein schön erfundener Zug: die Kinder des Mannes, der schon einmal verheirathet gewesen, holen die Stiefmutter zurück ins neue alte Heim:

„Mutter! Mutter!" riefen sie durcheinander. „Willst du denn nicht unsere Mutter sein? Sind wir denn nicht brav gewesen? O Mutter, der Vater ist so krank, so arg krank. Es thut ihm so leid, so leid um dich, und er kann nicht sterben, er hat's uns dreimal gesagt, wenn du ihm nicht alles vergeben willst."

Das sind sehr einfache Worte, aber sie greifen auch der Susel ans Herz und geleiten sie an das Sterbebett des Kronenwirths, des Witwers, des Vaters jener Kinder und ihres Gatten.

„Du nimmst dich meiner Kinder an?" fragte der Sterbende. — „Meine Kinder sind es, Konrad, meine Kinder!"

Und als die reiche Susel sich in dem bankrotten Kronenwirth auch in materieller Hinsicht getäuscht hat, da nimmt sie seine Schulden auf sich und bürgt für ihn, und auch das steht ihr gut zu Gesicht. Gold und Geld spielt bei den Bauern und daher auch in diesem Roman eine große Rolle. August Becker aber kann sich rühmen, eine ebenso markige wie sympathische Heldin geschaffen zu haben. Sie hatte ganz recht, den Schorsch auch zuletzt noch abzuweisen, sie wäre mit diesem Dorf-Don-Juan doch nicht glücklicher geworden denn als jungfräuliche Witwe mit des Kronenwirths Kindern.

3. Freudvoll und Leidvoll. Novellen von Ludwig Ziemssen. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger.

Der Verfasser hat diese beiden Novellen: „Eros und Anteros" und „Ein Kuß in effigie", Friedrich Spielhagen gewidmet. Da sie in zweiter Auflage vorliegen, so können wir uns bei deren Anzeige kurz fassen, weil die Leser d. Bl. schon bei der ersten Auflage auf diese durchaus harmlosen, humoristisch angehauchten Familienblattnovellen aufmerksam gemacht wurden. In „Eros und Anteros" werden wir in das Redactionszimmer des „Hesperus" geführt. Dr. Friedrich Dornblatt, der Chefredacteur, ein Mensch von erstaunlicher Arbeitskraft, der an einem Vormittag einen Artikel über Monumentalbauten, einen andern über die Bewegungen im Reiche der Musik und in einer schlaflosen Nacht einen bedeutenden Roman vollendet, dabei alle möglichen Redactionsgeschäfte erledigt, ist ein Mann, den der Verlagsbuchhändler Commerzienrath J. W. C. Hasse natürlich ungern entlassen würde. Dessen Tochter hat früher von armen Literaten nicht viel wissen

wollen, aber heutzutage führt die Feder leicht auf die schwindelnden Höhen des Daseins, und es kommt die Zeit da Lucie Hasse zu Herrn Dornblatt hinaufsehen muß. Da ist aber auch echt „hartes Holz" zu hacken, ehe die Leute zusammenkommen können. Die Mutter Hasse, eine Dame von adelicher Abkunft, ist sehr gut gezeichnet. Eine Katastrophe kommt zu Hülfe, der Zusammenbruch des commerzienräthlichen Hauses durch Speculation und Diebstahl. „Eros und Anteros" wird nicht als Liebe und Gegenliebe, sondern als Ringen gegen die Liebe gedeutet, etwa im Sinne des Dante'schen „Ed amor, ch'a nullo amato amar perdona"; und so darf Lucie, die Verarmte, dem edelherzigen Manne des Geistes und der Feder die Hand reichen. Sehr belehrend sind in dem Buche zahlreiche eingestreute Citate aus allen Literaturen, des Verfassers Kenntniß derselben bekundend. Die zweite Erzählung: „Ein Kuß in effigie", ist originell erfunden. Die Novellen Ludwig Ziemssen's stellen sich dar als die Werke eines Mannes, der die schriftstellerischen und sonstigen gesellschaftlichen Kreise aufs intimste kennt.

4. Künstler-Liebe und -Leben von Adolf Hinrichsen. Berlin, Friedrich Nachfolger. 1886. 8. 3 M.

Das sind sehr ungleiche Geschichten, alle aus dem Dasein solcher Menschen geschöpft, die glauben sich mit Kunst befassen zu müssen. Aber die Schicksale, die sie erfahren, sind doch solche, wie sie auch einem ganz unkünstlerischen Menschenkinde zustoßen können, und wenn wir nach dem vielversprechenden und hochstrebenden Titel etwa großen Erlebnissen, wuchtigen Ereignissen, ehernen Charakteren zu begegnen hoffen, wie sie Condivi, Vasari, Cellini in ihren Lebensbeschreibungen schildern, so sind wir im Irrthum.

Ein kleiner Componist, der blind wird und doch seine Lizzie heirathet, beginnt den Reigen. Das ist märchenhaft im Stil Andersen's abgefaßt, aber das Vorbild wird nirgends auch nur annähernd erreicht. „Ein Pferd, das sich in die silberbeschlagenen Zügel bäumt", dürfte Andersen kaum gesagt haben. Auch die Knospen, die im wunderschönen Monat Mai „sprießen", hätte der Verfasser des „Improvisators" wol vermieden.

„Ein Wunderkind", „Abälard", „Schutzengel" haben kaum die gewöhnliche Feuilletonlänge, und Hinrichsen glaubt doch nicht, auf zwei bis drei Seiten ein Künstlerleben mit seinen Hoffnungen, Enttäuschungen, mit seiner Liebe schildern zu können? Von einer klar sich abhebenden Gestalt ist nirgends eine Spur, zu einer psychologischen Vertiefung, zu einer energischen Charakterzeichnung ist nirgends ein Anlauf. Man kann auf zwei bis drei Seiten sehr viel sagen; aber Hinrichsen versteht das augenscheinlich nicht. Die Geschichte „Die Verschworenen" ist wegen ihrer Tendenz und Toleranz zu loben, da aber Sätze wie der folgende vorkommen, ob des dilettantischen, nachlässigen Stils energisch zu tadeln:

„Trauerklänge" war das einzige Werk, welches Siegmund Herold mit dem Herzen geschrieben, später kein einziges mehr, wenigstens lange nicht! Aber alle gefielen den Leuten besser als jenes, man konnte sich nicht dabei amüsiren, es war gar so langweilig!

Der Geschichte „Er hat Glück" liegt eine hübsche Erfindung zu Grunde. Ein Maler erzählt seiner Geliebten oder Gattin seine Geschichte; die Illustrationen dazu bilden die Photographien und Bilder aus seinen verschiedenen Lebensepochen. Aber daß er ein Bild gemalt hat, auf dem sein Stiefvater als Verbrecher figurirt und der Vater seiner Frau als unschuldig angeklagter Dieb, und daß den Stiefvater beim Anblick dieses Conterfeis der Schlag trifft, das ist doch fast zu colportage-literarisch.

Die Eingangsseite zu „Abälard", einer unverständlichen Geschichte, verdient hier angeführt zu werden als Muster, wie man nicht schreiben soll:

Ein mittelgroßes Zimmer. Das Licht fällt von oben und von allen Seiten — Decke und Wände sind von fast durchsichtigem Glas. Es ist eine Art Aufbau, wie ein aufgestülpter Hut anzusehen. Der Fußboden, oder vielmehr das Dach des Hauses, welches dies seltsame Ding trägt, ist mit einem köstlich dicken Teppich belegt, auf welchem die verschiedenartigsten Sachen und Gegenstände in buntem Gemisch umhergestreut liegen: Waffen merkwürdigster Art, alte vom Rost angefressene Rüstungsstücke, schwere antediluvianisch ausschauende Keulen, ein paar zusammengeknäulte Gewänder, talarenhaft, gleichfalls aus einer längstentschwundenen Zeit, ebenso wie die daneben liegenden Sandalen mit dicken ledernen Schnürriemen daran; in der Mitte ruht eine griechische Leier aus von den ihr einst vor grauer Zeit entlockten süß berauschenden Harmonien: sie macht einen trübseligen Eindruck, denn sie ist nichts mehr gegen früher, da sie Herzen schlagen, Sinne bethören und Blut sieden machte. Und zwischen und auf all diesen Dingen sieht man eine Menge eiserner Meißel, kleiner leichter und großer gewichtiger Hämmer, theils von Holz, theils von Eisen. In einer Ecke steht ein fremdartig geformter Sessel mit Frauenkleidungsstücken, diese sind ganz modern; ein Tisch mit Büchern und Zeichnungen, von den letztern gleichfalls ein paar auf der Erde — als hätte ein brausender Wirbelwind mitten in dieses Gemach hineingeweht, um muthwillig spielend, einmal ein wahrhaftes Chaos herzuzaubern — so sah es hier aus. An eins, oder vielmehr an zwei hatte der Wind jedoch nicht heran können, die beiden waren ihm zu fest, zu unerschütterlich gewesen: das waren die Menschen in diesem Zimmer — sie rührten sich nicht, sie waren wie in Stein gehauen. In Stein? noch nicht, aber es sollte kommen, wenigstens einer von den beiden. (!)

5. Eine Heidin und andere Novellen von Juliette Lamber (Madame E. Adam). Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von M. Bruckmüller. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Den Schluß dieser Besprechung möge diesmal ein Werk aus dem Französischen machen, obwol, oder vielmehr gerade weil wir uns gewöhnt, die Franzosen zuerst aufmarschiren zu lassen. Die Verfasserin der „Laide", die Herausgeberin der „Nouvelle Revue", Madame E. Adam, als die vielgereiste Juliette Lamber bekannt, beschenkt uns mit „Paienne und andern Novellen". Die Uebersetzung liest sich glatt und flüssig; ich glaube nur, daß der französische Titel, den Bruckmüller stets neben dem deutschen mit anführt, bei der Erzählung „Font-bouillant" siedende, kochende und nicht sprudelnde Quelle besagen will. Weitern Partien

nachzugehen, schien mir die Geschichte nicht werth. Denn ich gestehe, ich habe obige und unzählige andere Bücher für d. Bl. gelesen, aber die „Heidin" zu Ende zu lesen, war mir nicht möglich. Es ist dies mehr als reine Stimmungssache. Und doch soll das kein Verdammungsurtheil sein, wenngleich darin eine scharfe Kritik liegt, wenn man ein Buch nicht zu Ende bringt. Es mag Seelen geben, denen es ein Vergnügen sein wird, in den in diesem Buche nebeneinander laufenden Strömen von Mystik und Sinnlichkeit zu baden, wie Juliette Lamber an den jüngern Dumas schreibt. Madame Melissandre von Noves correspondirt mit Tiburce Gardanne und zwar in einer Sprache, wie sie zu Zeiten Petrarca's im „Roman de la Rose", in der „Asträa", und bei den lächerlichsten Precieuses Modethorheit war. Diese Sachen sind jetzt unverdaulich und „Paienne" ist es auch. Wohl ist die Scenerie das reizende Vaucluse mit seinen kalkigen Abhängen über der blau-grün-weiß dahinrauschenden Sorgues, wohl beschwört die Verfasserin Laura und Petrarca's Schatten herauf, aber die beiden Liebenden sind tödlich langweilig und lächerlich. Für ein Compliment Tiburce's schickt sie ihm ein Landschaftsbild aus ihrer Feder, und für eine Zeichnung dieser Art schickt er ihr Illustrationen zu Petrarca's Sonetten. Sie lernt zufällig die neugriechische Sprache. Sie kauderwälschen über Gott, Philosophie, Liebe, Religion, Ehebruch, sie lieben platonisch. Inzwischen begeht Herr von Noves Untreue auf Untreue. Melissandre glaubt daher ihrerseits die Ehe nicht zu brechen, und ihre Liebe scheint ihr nicht strafbar; ihre sittliche Größe adelt sie. Es ist das alte Dumas'sche Dreieck, nur mit unleidlich schönen Phrasen geschmückt. Tiburce schreibt: „Die äußersten Grenzen der Liebe, die wir so oft erreicht, wir haben sie überschritten!" Und Melissandre: „Ich bin Diana, die Schwester des Apollo. Ich habe Latmos erstiegen, um den Lippen des Schäfers einen Kuß zu rauben; aber der Schäfer ist erwacht, oder er schlief nicht. Endymion, der leise heraufschleicht, hat auch mich überrascht und meinen einzigen Kuß mit zahllosen Küssen erwidert."

Selbst wer solche Lektüre 156 Seiten lang ertragen kann, freut sich endlich ganz herzlos, wenn Herr von Noves im Duell gefallen und „Melissandre das angetraute Weib des Tiburce sein kann". Es ist dies das beste, ja einzige Mittel, diese braven Leute und Musikanten von ihren Hyperbeln und Verzückungen zu heilen. Sagen doch die Herren Franzosen: Le mariage, c'est le tombeau de l'amour.

Die folgende Novelle: „La fille du chasseur d'aigles", schildert sehr schön das Einsiedlerleben eines Adlerjägers und seiner reinen Tochter Marianne zu San-Dalmas, unter dem Schatten des Col di Tende. Der Vater stirbt in seinem Beruf, Leonardo der Venetianer, ein Banditenhäuptling, hilft Mariannen ihn begraben, und es entspinnt sich ein Liebesverhältniß zwischen ihr und dem unbekannten Fremden. Er, ein Nachkomme der Fra Diavolo, des „Gasparone", kommt um und sie bleibt allein.

Die lieblichste Novelle ist eben die „Font bouillant". Es handelt sich um Romeo und Julie in der Provence, um die Arions und Belissens. Wunderschön ist die Beschreibung der Scene, wo die südfranzösischen Destillirer die wohlriechenden, heilsamen Blumen auf den üppigen Wiesen suchen und Margnerite, aller dieser süßberauschenden Düfte voll, sich an den Rand eines Abgrundes und in die Arme ihres Geliebten Romeo-Donat schleicht. Hier ist wirkliche Poesie. Hier sagt auch der Liebende zu den feindlichen Aeltern: „Ich bin ein Belissen nur dem Namen nach!" wie Romeo und Julie mit den Namen Romeo Montague spielen:

> O Romeo, leg deinen Namen ab,
> Und für den Namen, der dein Selbst nicht ist,
> Nimm meines ganz!

Der Leser athmet erleichtert auf, als alles einen guten Ausgang nimmt; es wäre auch zu schade um das Liebespaar Donat Belissen und Marguerite Arion gewesen. Die Namen klingen schon so schön. Hier findet auch Madame Lamber das hübsche Wort: „Die Verstorbenen haben nicht gleich den Lebenden das Recht, ihre Gesinnungen zu ändern."

„Der weiße Teufel", eine sinnige Alpensage vom Schnee, beschließt das Buch, das man nun doch befriedigt aufbewahrt.

Alfred Friedmann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Hinter der Leinwand" betitelt sich eine ästhetische Skizze von Julius Wolf-Südhausen, welche im Verlags-Magazin zu Zürich erschien. Sie ist ohne Zweifel von einem Eingeweihten geschrieben, wol zu dem Zwecke, um solch ein Verhältniß wie das des Malers Gräf zu seinem Modell Bertha Rother als eine künstlerische Nothwendigkeit begreiflich zu machen. Man kann dieses Schriftchen nicht obscön nennen; immerhin ist es sehr pikant und nicht frei von phantastischen Beschönigungen. Gewissermaßen als Motti des Ganzen dürfen folgende Stellen dienen: „Die echten Künstlernaturen zeichnen sich meist durch starke, leicht zu erregende Triebe, besonders die in Bacchо und Venere aus, weil diese die für die Kunstübung so unentbehrliche Heiterkeit, Freudigkeit, Begeisterung und Verklärung fördern.... Die Kunst selbst ist eine Art Religion, die der verklärten Menschlichkeit; sie ist unsterblich, und ihre gewaltige Macht wird ihre treuen Diener und Priester auch ferner schützen: die Maler und die Modelle." Der Verfasser huldigt der beliebten, aber falschen Ansicht, daß die vollendetste Schönheit der Erscheinungswelt in dem nackten Frauenkörper gegeben sei. „Keine Kunst demnach — ohne das Weib." Er unterscheidet zwei Gruppen von Modellen: die allgemeinen oder akademischen, welche dem Schüler zum Actzeichnen oder Actmalen dienen, und die höhern Modelle, deren der Meister für gewisse Fälle bedarf. Von grundlegender Bedeutung sind hier für den Verfasser zwei Sätze: „Damit das Höchste in der Kunstäußerung hervorgebracht werden kann, muß

sich der Maler in den innigsten Rapport mit dem Modell zu setzen suchen.... Er darf aber niemals vergessen, welch große Opfer ein weibliches Wesen ihm bringt, wenn es den harten Kampf mit dem Schamgefühl ausgefochten hat." Gern bezeugen wir, daß das Buch viel feine Bemerkungen enthält (z. B. daß die Handhaltung der antiken Aphroditen mehr der Reflexion als der Natur entsprungen ist). Gleichwol müssen wir feststellen, daß nur ältere, wahrhaft gebildete Leute dasselbe würdigen können; viele Leser werden unberechtigte Folgerungen daraus ziehen.

— „Das Mannheimer Theater vor hundert Jahren" (Mannheim, Bensheimer) macht Ernst Hermann zum Gegenstand einer interessanten Studie. Er bringt Proben bei von der scharfen Satire, deren Schiller als Theaterrecensent fähig war. Schiller bewundert Dalberg auf das höchste, weil dieser fünf Jahre lang einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen fähig war, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren. Die Blütezeit der dortigen Bühne begann erst, als Schiller Manheim verlassen hatte. Iffland wird nicht blos treffend charakterisirt; es werden auch ganz besondere literargeschichtliche Proben seiner Erfolge beigebracht, welche man anderwärts vergeblich suchen dürfte. Ferner wird die Einführung des Jambus auf der deutschen Bühne als Dalberg's Verdienst in Anspruch genommen. Als Ergebniß der ganzen Untersuchung mag der Satz gelten: „Ist auch das Repertoir kein classisches zu nennen, so stand es doch auf der Höhe jener Zeit und bot in seiner bunten Mannichfaltigkeit von den bescheidenen Werken der pfälzer Dichter bis zu den gewaltigen Tragödien Shakspeare's die rechte Schule für das Publikum und die Schauspieler."

— Von Charles Secrétan's Schrift: „Das Recht der Frau", hat Professor Wilhelm Loewenthal in Lausanne eine deutsche Ausgabe veranstaltet (Lausanne und Leipzig, Benda). Allerdings geht der Verfasser mehrfach von französischen Verhältnissen aus, aber in ihren Grundzügen ist die Frauenfrage in allen Culturländern dieselbe. Er behandelt nur das in Bezug auf die Frauen geltende öffentliche Recht, welches auch der Herausgeber von seinem Standpunkt als Arzt tief beklagt. Wohl sei der Unterschied der beiden Geschlechter zu berücksichtigen, aber unsere Gesetzgebung behandle das Weib noch nicht genug als Rechtsperson. Die gesetzliche Stellung der Frau könne nicht richtig begrenzt werden ohne ihre ausdrückliche Zustimmung und Mitwirkung. Dies der Grundgedanke des sachlich und nüchtern geschriebenen Buchs.

— Im Verlage von Hugo Klein in Barmen sind zwei Biographien von hervorragenden Theologen erschienen: der Divisionspfarrer Hermens hat sich die Bedeutung und den Lebensgang von „Karl Immanuel Nitzsch" zum Vorwurf genommen, der Pastor Albert Landenberger dagegen das Lebensbild seines Landsmannes „Johann Valentin Andreae" sehr ausführlich gezeichnet. Während letztere Schrift in der dreihundertjährigen Geburtstagsfeier ihres Helden nicht ohne gewisse Berechtigung den Anlaß ihres Entstehens findet, erscheint erstere nur als ein Auszug aus der großen und vorzüglichen Biographie eines berliner Propstes von Willibald Beyschlag. Immerhin verdient eine Lichtgestalt wie Nitzsch in möglichst weiten Kreisen fortzuleben. Hermens versteht es, überall in geschickter Weise den Kern der Stellung wiederzugeben, welche Nitzsch zur Verfassung und den Hauptlehren der evangelischen Kirche einnahm. Nur können wir die Geschmacklosigkeit nicht ungerügt lassen, daß die Gesammtausgabe der hundert Predigten des edeln Mannes „eine christliche Hekatombe" genannt wird. Viel umfänglicher und von geschlossenerer Haltung ist das groß angelegte Charakterbild von J. V. Andreae, welches Landenberger auf Grund sorgfältiger Quellenstudien sehr anschaulich entwirft. Zunächst allen Theologen von Beruf, dann aber auch allen kirchlich gesinnten Christen wird das Lesen dieses Buchs reine Freude gewähren. Der zuerst wieder von Herder gewürdigte Andreae war in einer der traurigsten Perioden unserer Geschichte eine mustergültige Vereinigung von milder tiefgelehrter Gläubigkeit und opferfreudigem Leben. Landenberger besitzt ganz das Zeug, um in edelster Popularität diesem Koryphäen seiner engern Landeskirche ein herzerquickendes Denkmal zu setzen.

Theater und Musik.

Am Deutschen Theater in Berlin und am leipziger Stadttheater ist Hugo Lubliner's neues Schauspiel „Gräfin Lambach" in Scene gegangen und hat eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Der letzte Act freilich fällt etwas ab gegen die drei ersten. Das Stück gehört derselben Schule an, die mit Philippi's „Daniele" jetzt auch aufs Hoftheater in Berlin gelangt ist: die Nachahmer Sardou's: Blumenthal, Philippi, Lubliner, beherrschen ja jetzt die deutschen Bühnen. Was man ihnen nachrühmen muß, ist eine geschickte Technik, die sie den Franzosen abgelernt haben, und die Gabe, eine Spannung wachzurufen, die über die Unzuträglichkeiten in den Voraussetzungen hinwegtäuscht. Das ist auch in „Gräfin Lambach" der Fall: es begegnen uns allerlei Motive, die aus den Sardou'schen Stücken entlehnt sind: eine neben einer Spielhölle aufwachsende Unschuld, ein Brief, der alle möglichen Schicksale erlebt, den Flammen übergeben, wieder aus dem Kamin gerettet wird und, zwar nicht als corpus delicti, sondern im Gegentheil als Beweisstück für die Unschuld eines verdächtigten Diplomaten eine große Rolle spielt, bis er zuletzt von den zarten Händen der Gräfin Lambach dem Tode geweiht wird. Der Graf ist nämlich in der Lage, sein Alibi nachweisen zu müssen; aber er würde damit den Ruf einer Dame compromittiren, an der im Grunde nicht viel zu verderben ist; er ist ritterlich und weigert sich dessen. Freilich nach den etwas verkünstelten Voraussetzungen des Dramas riskirt er damit, wegen Landesverraths zu schimpflicher Strafe verurtheilt zu werden; doch da erscheint ein rettender Engel, eine holdselige Susanne, die ein Tagebuch führt und darin, wie es scheint, alle Besuche verzeichnet, welche die Spielhöllenbesitzerin Baronin von Nordheim empfängt. Das Alibi des Grafen wird hier ohne alle compromittirenden Bemerkungen mitgetheilt, und er ist gerettet.

Das Stück enthält einige recht wirksame Scenen im zweiten und dritten Act: der Charakter der Gräfin Lambach ist in seiner reizvollen Unbefangenheit glücklich gezeichnet und bleibt nur in Bezug auf einen Punkt in etwas zweifelhafter Beleuchtung. Sie hat eine Unterredung ihres Mannes mit der Baronin von Nordheim belauscht, von jenen Briefen sprechen hören, deren Besitz sie um den höchsten Preis erkaufen möchte; sie erfährt als ausdauernde Lauscherin, daß zwischen der Baronin und ihrem Manne ein intimes Verhältniß bestanden. Ihre ganze Furcht ist, daß der Gatte auch ihr untreu werden könnte; aber nirgends, auch nur mit der leisesten Andeutung, macht sie ihm einen Vorwurf, daß er mit einer verheiratheten Frau ein ehebrecherisches Verhältniß unterhalten: darüber geht auch die Muse Lubliner's so leicht hinweg, als ob hierin nicht ein schwereres Gewicht der Sündenschuld des Grafen Lambach liege. Das ist, wir möchten sagen, mehr als französisch; denn wenn dergleichen in französischen comédies vorkommt, so ruht doch ein ganz anderer Nachdruck darauf.

Im übrigen ist der Dichter jedenfalls besser als seine Stoffe; er trifft oft den Ausdruck innigen wahren Gefühls — nur schade, daß dieses in der Regel an einen unwürdigen Gegenstand verschwendet wird.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 25. October fanden zwei Schriftstellerjubiläen statt: J. G. Fischer in Stuttgart, der Nestor der jetzigen schwäbischen Dichter, feierte seinen siebzigsten Geburtstag, und Gustav zu Putlitz, der Intendant des karlsruher Hoftheaters, sein vierzigjähriges Jubiläum als dramatischer Schriftsteller, da sein historisches Lustspiel „Das Pfand der blauen Schleife" vor vierzig Jahren als sein erstes zur Aufführung gelangtes Werk das Licht der Prosceniumslampen erblickte. J. G. Fischer hat durch seine sinnigen, gedankenreichen Gedichte von einer meist anmuthenden, oft etwas knorrigen Eigenart, durch mehrere Trauerspiele aus der biblischen und der neuesten Geschichte sich mit Recht einen Namen gemacht, wenn er auch nie der Mode gehuldigt, auch dem neuesten Minne- und Meistergesang keine Zugeständnisse gemacht hat. Gustav zu Putlitz hat nicht nur durch ansprechende Lustspiele, wie „Gut gibt Muth", „Badecuren", „Spielt nicht mit dem Feuer", die der gut bürgerlichen Schule von Benedix angehören, sondern auch durch wirksame Schauspiele, wie „Rolf Berndt", durch historische Dramen, wie „Das Testament des Großen Kurfürsten", „Waldemar", „Don Juan d'Austria", durch zahlreiche feingeistige Novellen sich auf dem deutschen Parnaß einen geachteten Platz erobert. Beiden Dichtern kamen Glückwünsche von nah und fern zu. Das berliner Hoftheater, sein neuer Generalintendant und die Schauspieler machten dem Dichter G. zu Putlitz sinnige Geschenke; am berliner Hoftheater wurde auch „Das Testament des Großen Kurfürsten" gegeben; doch den Glückwünschen der meisten andern deutschen Bühnenleiter fehlte die für den Dichter erwünschteste Huldigung: die Aufführung eines seiner Dramen.

Bibliographie.

d'Altona, H., Elias Regenwurm. Eine moralische Geschichte für Grosse. Annaberg, van Groningen. 8. 1 M. 50 Pf.

Baernreither, J. M., Die englischen Arbeiterverbände und ihr Recht. Ein Beitrag zur Geschichte der socialen Bewegung der Gegenwart. 1ster Bd. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 9 M.

Bastian, A., In Sachen des Spiritismus und einer naturwissenschaftlichen Psychologie. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 4 M.

Internationale Bibliothek. 1stes Hft.: Die Darwin'sche Theorie. Von E. B. Aveling. Stuttgart, Dietz. 1887. 8. 50 Pf.

Bormann, E., Das Büchlein von der schwarzen Kunst. Skizzenblätter aus der Welt der Tinte und der Druckerschwärze. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Boy-Ed, J., Abgründe des Lebens. Novellen. Leipzig, Reißner. 1887. 8. 3 M.

Brandl, A., Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Braun-Wiesbaden, K., Pandaemonium. Kriminal- und Sittengeschichten aus drei Jahrhunderten. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Gr. 8. 9 M.

Bücher, K., Die Bevölkerung von Frankfurt am Main im XIV. und XV. Jahrhundert. Socialstatistische Studien. 1ster Bd. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 M.

Carl*, F., Der Charakter Ludwig's II. von Bayern. Eine psychologisch-psychiatrische Studie auf Grund authentischer Mittheilungen und eigener Beobachtungen. Leipzig, Staackmann. Gr. 8. 1 M.

Cohn, G., Nationalökonomische Studien. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 16 M.

Combé, T., Luc Aufrancs Weg zum Glücke. Erzählung aus dem Jura. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bagge. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Engelmann, M., Die Vegetarier. Posse mit Gesang. Leipzig. 12. 1 M.

Erdmann, H., Hamburg vor 200 Jahren oder die Jastram-Snitger'schen Wirren (1674—1686). Auf Veranlassung des Central-Ausschusses Hamburger Bürger-Vereine verfaßt. Mit 2 Holzschnitten und 2 Beilagen. Hamburg, Epstein u. Engelke. Gr. 8. 30 Pf.

Falb, R., Das Wetter und der Mond. Eine meteorologische Studie. Wien, Hartleben. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Fechner, H., Die handelspolitischen Beziehungen Preußens zu Oesterreich während der provinziellen Selbständigkeit Schlesiens 1741—1806. Nach den Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des Staatsarchivs zu Breslau dargestellt. Mit 2 statistischen Beilagen, Verzeichniß der Cabinets-Ordres und Register. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 12 M.

Fellöcker, S., Kripplgsängl und Krippispiel in der oberösterreichischen Volksmundart. Gesammelt und herausgegeben. 7tes Bdchn. Linz, Haslinger 8. 1 M.

Finger, F. A., Friedrich Karl Fresenius. Züge zu dem Lebensbilde eines Schulmannes. Frankfurt a. M., Drescher. 1887. Gr. 8. 50 Pf.

Ganghofer, L., Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte. 2 Bde. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Gensichen, O. F., Der Mönch vom Sanct Bernhard. Eine Dichtung. Berlin, Grosser. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Haas, H., Warum fliesst die Eider in die Nordsee? Ein Beitrag zur Geographie und Geologie des Schleswig-Holsteinischen Landes. Mit 1 Kartenskizze. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M.

Häusler, P. J., Der Panslavismus. 1ster Bd. Berlin, Stankiewicz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Herzenskron, V., Zwischen Hell und Dunkel. Dichtungen. Erfurt, Bartholomäus. 12. 1 M. 75 Pf.

Hevesi, L., Auf der Sonnenseite. Ein Geschichtenbuch. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M. 50 Pf.

Heydebrand und der Lasa, D. v., Viertausend Meilen unter Sturmsegeln auf Sr. königl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Bourbon Grafen von Bardi Yacht „Aldegonda". Wien, Hartleben. 1887. Gr. 8. 6 M.

Hinrichsen, A., De Evers. Berlin, A. Hinrichsen. 8. 3 M.

Horn, A., Culturbilder aus Altpreußen. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 7 M.

Hutzler, Sara, Kleine Menschen. Aus dem Kinderleben. Mit einer Vorrede von M. Nordau. Berlin, Heine. 8. 3 M.

Jaeger, J., Duderstadt gegen Ende des Mittelalters. Hildesheim, Lax. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Jensen, W., In der Fremde. Roman in 2 Büchern. Leipzig, Elischer. 1887. 8. 6 M.

Ihne, W., Römische Geschichte. 6ter Bd. Der Kampf um die persönliche Herrschaft. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 6 M.

Kanowski, F. H., Mira, die Polenbraut. Operndichtung. Hannover, Helwing. 8. 4 M.

Klopstock, F. G., Oden. Auswahl. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von H. Düntzer. 3te Aufl. (Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.) Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 20 Pf.

Kohut, A., Aus dem Reiche der Karpathen. Ungarische Landschafts-, Sitten-, Litteratur- und Kulturbilder. Stuttgart, Göschen. 1887. 8. 4 M.

König, E., Benjamin Raule und die Flotte Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten von Brandenburg. Historische Skizze. Rathenow, Babenzien. 8. 50 Pf.

Mackay, J. H., Arma parata fero! Ein soziales Gedicht. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 8. 40 Pf.

— — Dichtungen. München, Heinrichs. 8. 3 M. 60 Pf.

Name, A., Antichrist. Drama. Leipzig, Lehmann Nachf. 8. 2 M.

Paul, E., Die russischen Intriguen gegen den Fürsten Alexander und die Zukunft Bulgariens. Ein Mahnwort an unsere Zeit. Leipzig, Renger. Gr. 8. 50 Pf.

Ring, M., Die Schützlinge des Großen Kurfürsten. Historische Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Salamon, F., Ungarn im Zeitalter der Tückenherrschaft. Ins Deutsche übertragen von G. Jurány. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Haessel. 1887. Gr. 8. 6 M.

Scharling, H., Johannes Hus. Historisches Drama. Deutsch von P. J. Willatzen. Autorisirte Uebersetzung. Bremen, Heinsius. 8. 2 M. 25 Pf.

Scherz, C. F., Die Nordseeinsel Juist und ihr Seebad. Nebst einer Karte der Reisewege zu den Nordseebädern an der ostfriesischen Küste. Norden, Soltau. 8. 1 M. 50 Pf.

Schmidt, E., Die Entwicklung des naturgeschichtlichen Unterrichts an höheren Lehranstalten. Berlin, Friedberg u. Mode. Gr. 8. 1 M.

Schulpe, G. v., Gedichte. Eigenes und Fremdes. Leipzig. 8. 1 M.

Schultes, D. A., Altes und Neues aus Ulm. Ein Nachtrag zur Chronik von Ulm. Ulm, Gebr. Nübling. 8. 80 Pf.

Schwartz, E., Die Stellung der Richter in Preußen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 80 Pf.

Seiling, M., Perlen der pessimistischen Weltanschauung. In Meisterwerken der Litteratur gefunden. München, Th. Ackermann. 8. 2 M.

Steen, A., Dämmerung und Nacht in Italien. Frei nach dem Englischen. Bevorwortet von A. Stöcker. Mit 24 Illustrationen. Bremen, Heinsius. 8. 3 M.

Suttner, B. v., High-life. München, Heinrichs. 8. 4 M. 20 Pf.

Taubert, E., Simson. Novelle. Gera, Th. Hofmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Tisdel, W. P., Kongo. Offenes Schreiben an den Staatssekretär in Washington. Deutsche autorisirte Ausgabe von A. Helms. Im Anhang Auszüge aus den Berichten von O. Lenz, Taunt, Leddihn etc. Leipzig, Frohberg, Gr. 8. 80 Pf.

Voges, E., Das Pflanzenleben des Meeres. Mit 25 Holzschnitt-Illustrationen. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wartenburg, K., Wann Frauen alt werden? Novelle. Gera, Th. Hofmann. 8. 3 M.

Waßmannsdorff, K., Die Erziehung Friedrich's des Siegreichen, Kurfürsten von der Pfalz. Aus Michel Beheim's Reimchronik mitgeteilt. Heidelberg, K. Groos. 8. 80 Pf.

Weckesser, A., Zur Lehre vom Wesen des Gewissens. Bonn, Strauss. Gr. 8. 2 M.

Die Wehrkraft Oesterreich-Ungarns in der zwölften Stunde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Weill, A., Skizzenreime meiner Jugendliebe. Alte Jugendgedichte mit einem erlebten Roman: „Meine letzte deutsche Liebe". Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Werdenberg, A. v., Helene, die Tochter des Millionärs, oder die Flucht nach Kamerun. Roman aus den deutschen Kolonien in Afrika. 3 Bde. Berlin, Lohse. Gr. 8. 6 M.

Wirth, M., Die Quellen des Reichtums mit Rücksicht auf Geschäftsstockungen und Krisen im internationalen Geld-, Kapital- und Warenmarkt, sowie auf die Agrar-, Kolonial- und Arbeiterfrage. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 6 M.

Wüstenfeld, F., Fachr ed-diu der Drusenfürst und seine Zeitgenossen. Die Aufstände in Syrien und Anatolien gegen die Türken in der ersten Hälfte des XI. (XVII.) Jahrhunderts. Göttingen, Dietrich. Gr. 4. 7 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 290 bis 296.

Die deutschen Reichspostdampferlinien. (III. Schlußartikel.) — Die Vorgänge in Bulgarien und die Lage in Serbien. — Zur Lage in Spanien. — Die socialdemokratische Bewegung in Schweden. — Die russischen Manöver im Festungskrieg und im Kampf um befestigte Lager. — Zur Mittelmeer-Frage. (I.)

Kaiserin Josepha. Von K. Th. Heigel. — Der Wiener Orientalisten-Congreß. (III/IV.) — Von moderner Mythenbildung. Von Dr. E. Schauberg. — Die Wiedergeburt Griechenlands und der griechische Syllogos in Konstantinopel. Von Dr. phil. E. Zomarides. (I./II.) — Jens Baggensens Stammbuch. Von Dr. Grupe. — Georg Waitz. (Nekrolog. III.) — St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864. (I./II.) — Wiener Briefe. (CCIII.) — Werner Siemens über die sociale Frage. — Zum siebzigsten Geburtstag J. G. Fischers. Von E. Breuning. — Der Neubau der Bayerischen Vereinsbank. Von Fr. Pecht. — Zur Geschichte des Münchener Bräuwesens. Von Dr. Karl Schäfer. (I.)

Die deutsch-serbischen directen Tarife und die ungarische Staatsbahn.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

Gr. 8. 842 S. mit 1 Karte und Holzschn. 16 M.

Jena, **Fr. Mauke's** Verlag.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von

Arthur Schopenhauer.

Sechste Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

In 12 Lieferungen zum Preise von 1 Mark für die Lieferung.

Zum ersten mal erscheint hier das Hauptwerk Schopenhauer's zu ermäßigtem Preise (12 M. statt bisher 18 M.) und in Lieferungen, die wöchentlich ausgegeben werden: zwei Vortheile, welche die Anschaffung desselben sehr wesentlich erleichtern. Dieselbe Preisermäßigung tritt auch bei der Ausgabe in zwei Bänden ein, die binnen kurzem vollständig vorliegen wird.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Felix Dahn,

Kleine Romane aus der Völkerwanderung.

Band V.

Fredigundis.

8. 714 S. Preis geh. 10 M., geb. 11 M.

Der Verf. hat versucht, die geschichtlich überlieferten, in ihrer Vereinzelung unerklärbaren Handlungen der berüchtigten Königsfrau auf eine einheitliche Wurzel zurückzuführen und so zu erklären. Der Hintergrund des versinkenden merovingischen Königthums bildet dabei die unentbehrliche Voraussetzung. In diese Nacht fallen, die finstern Schatten sieghaft verscheuchend, die ersten Strahlen des aufsteigenden Gestirns des karolingischen Hauses. Die böse Heldin wird nicht äusserlich bestraft, aber im eignen Inneren besiegt und vernichtet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'
Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch**, das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage vollendet vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon“ in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Fünfter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Die Krisis der letzten Friedensverhandlung mit Napoleon I. Von Wilhelm Oncken. — Cornelius Tacitus. Von Julius Asbach. — Irmengard von Hammerstein. Eine rheinische Geschichte. Von Karl Menzel. — Der Aufstand Siciliens 1516. Von Konrad Häbler. — Tridentiner Concil. Vorspiel und Einleitung. Von W. Maurenbrecher. — Pfalzgräfin Elisabeth und Descartes. Von Max Heinze. — Geschichte des päpstlichen Archivs bis zum Jahre 1817. Von S. Löwenfeld.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden, Leopold von Ranke gewidmeten neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem, gediegenem Inhalt.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1886. Nr. 11.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 11. November 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Hoftheater oder Staatstheater? Von Rudolf von Gottschall. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Aus und über Afrika und Amerika. Von Rudolf Doehn. — Neuere philosophische Schriften. Von Konrad Hermann. — Ueber Bosnien. Von Wilhelm Müller. — Karpatenlieder. Von Heinrich Glücksmann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue [und ältere] Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Hoftheater oder Staatstheater?

Nachdem durch den Tod des Generalintendanten Botho von Hülsen die mehr als dreißigjährige Aera Hülsen am berliner Hoftheater geschlossen worden war, tauchten eine Menge von Combinationen über die Zukunft des Hoftheaters auf, die sich meistens als müßige Spiele journalistischer Einbildungskraft erwiesen. Die Candidaten, welche die berliner Blätter mit einer gewissen Zuversichtlichkeit nannten, sind gewiß bei der Wiederbesetzung der Intendantenstelle überhaupt nicht in Frage gekommen, sondern sie gingen nur als Facit aus einer Wahrscheinlichkeitsrechnung sachkundiger Journalisten hervor. Wie es scheint, war der Nachfolger Hülsen's schon vor dem Tode des letztern ins Auge gefaßt worden: die Ernennung des Grafen Hochberg, eines schlesischen Magnaten, der auf dem Gebiete der Musik selbstschöpferisch als Opercomponist aufgetreten und durch Gründung der schlesischen Musikfeste auch praktisch eingreifend die Kunst gefördert hat, erfolgte ziemlich rasch und gleichsam hinter dem Rücken der sämmtlichen wohlunterrichteten Zeitungen, von denen keine einzige den Grafen Hochberg als Nachfolger Hülsen's bezeichnet hatte, und welche daher möglichst rasch mit dem berühmten Schwamm des Gouverneurs von Krakau über ihre Candidatenliste hinfuhren.

So mag es denn auch mit den andern Combinationen bestellt sein, welche gelegentlich des Wechsels in der Generalintendanz auftauchten. Eine derselben, von welcher angegeben worden, daß sie den Wünschen des Kronprinzen entspreche, ging darauf hinaus, das Hofschauspiel solle von der Hofoper abgezweigt und unter Leitung eines bewährten Dramaturgen dem Ressort des Cultusministeriums unterstellt werden. Diese Combination berührt eine oft aufgeworfene Frage. Die Anhänger der Staatsbühne, die oft genug in Broschüren und dramaturgischen Schriften für eine solche plaidirt haben, gehen von einer hohen Auffassung der dramatischen Kunst aus, welche wie in der Blütezeit des Hellenenthums innig mit dem ganzen Staatsleben verschmelzen solle; die Gegner wehren sich gegen diese Verstaatlichung der Bühnenkunst ungefähr mit denselben Gründen, mit denen gegen die Verstaatlichung der Eisenbahnen ins Feld gezogen wurde.

Es ist indeß wol keine Frage, daß der Nimbus des Staats der deutschen Bühne sehr zu statten kommen würde; der Staat würde mit der Gründung eines von ihm selbst ausgehenden Theaters erklären, daß er die Bühnenkunst zu den Aufgaben rechne, die ihm gestellt sind, und die er im Interesse fortschreitender Cultur zu lösen habe, und mit Unterstellung des gesammten Bühnenwesens unter das Cultusministerium, die in Preußen übrigens nicht unbedingt neu wäre, sondern schon einmal kurze Zeit hindurch eingeführt war, würde ausgesprochen sein, daß die Bühnenkunst aufgenommen würde in den Kreis der andern Künste und Wissenschaften, welche das Cultusministerium zu fördern hat, und daß sie nicht länger eine Ausnahmestellung unter dem königlichen Hausministerium und dem Ministerium des Innern einnimmt.

Ein Staatstheater in der Hauptstadt — denn zunächst ist nur von einem solchen die Rede — würde aber nicht nur das Ansehen des Theaters im allgemeinen erhöhen, es würde auch auf die Privatbühnen tonangebend einwirken, ja noch mehr, das Beispiel, das der Staat selbst gibt, würde gewiß auch die städtischen Gemeinden bestimmen, ihre Stadttheater nicht mehr an Unternehmer zu verpachten, sondern selbst in die Hand zu nehmen und so die Kunst über die Wechselfälle finanzieller

Speculationen zu erheben, ihren Instituten Würde und Dauer zu verleihen.

Die Befürchtung, daß eine unter dem Cultusministerium stehende Staatsbühne der verschiedensten politischen Rücksichtnahme zugänglich, häufigen Maßregelungen je nach dem Standpunkte der zur Regierung gelangten Parteien unterworfen sein werde, erscheint uns unbegründet; denn speciell in das Parteitreiben der Gegenwart wird sich die höhere dramatische Kunst, welcher im Staatstheater ein Asyl gewährt werden soll, überhaupt nicht mischen. Und der Standpunkt des Cultusministeriums wird stets ein freierer, mehr die Aufgaben der Kunst berücksichtigender sein, als der des Ministeriums des Innern, welchem ja die polizeiliche Ueberwachung in erster Linie steht.

Die Rücksichten, die ein Staatstheater zu nehmen hat, werden nicht entfernt so hemmend sein, wie es oft die conventionellen Rücksichten der Hoftheater sind. Sehr vieles von dem, was man Botho von Hülsen zum Vorwurf gemacht hat, ist nicht seine Schuld gewesen, sondern lag in den Verhältnissen. Das Hoftheater darf keine Stücke geben, in denen Charaktere mitspielen, welche dem Hause der Hohenzollern angehören. Dieses Verbot unterbindet die Lebensadern einer patriotischen Dichtung: es beruht ursprünglich auf einer Cabinetsordre, welche für alle preußischen Bühnen galt, und ist, nachdem es eine Zeit lang in Vergessenheit gerathen war, neuerdings wieder aufgefrischt worden. Gleichzeitig indeß behielt sich das Ministerium vor, die Erlaubniß zur Aufführung einzelner Stücke zu ertheilen, und man darf wohl sagen, daß die Mehrheit aller beachtenswerthen Dramen aus der preußischen Geschichte diese Erlaubniß erhalten hat; doch bezieht sich dieselbe eben nur auf die andern preußischen Bühnen. Das berliner Hoftheater hat seine eigene Jurisdiction und muß nach wie vor derartige Stücke ablehnen. In gleicher Weise muß es Rücksichten nehmen auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse des Hofs und darf nicht Stücke geben, in denen Fürsten aus verwandten regierenden Familien in eine ungünstige Beleuchtung gerückt sind oder eine ihrem Staatswesen feindliche Tendenz sich ausspricht. Es ist dies bei allen Hoftheatern der Fall. So sind z. B. in Stuttgart Stücke ausgeschlossen, in denen russische Zaren auftreten oder russische Niederlagen verherrlicht werden. Derartige Rücksichten würden bei einem Staatstheater fortfallen. Auch Dramen, in denen Fragen der actualen Politik behandelt oder gestreift werden, z. B. Annexionen oder Culturkampf, Darstellungen aus unerfreulichen Epochen vaterländischer Geschichte, würden bei einem Staatstheater eher Zulaß finden als bei einem Hoftheater. Ein engherziger Cultusminister könnte freilich auch hier dem Rade der dramatischen Kunst hemmend in die Speichen greifen, doch gewiß nicht mehr, als dies schon jetzt durch die noch bestehende Censur der Polizeibehörde geschehen kann.

Ein Hoftheater verlangt einen vornehmen Chef, der zugleich eine Hofcharge bekleidet und bei Hof und in der Gesellschaft zu repräsentiren vermag: ein Staatstheater würde seinem Leiter den Rang eines höhern Beamten verleihen; von jenen Rücksichten und Pflichten wäre derselbe entbunden. Es könnten bei der Besetzung dieser Stelle eine Reihe dramaturgischer Fachmänner in Betracht kommen, welche natürlich bei einer Hofcharge ausgeschlossen sind.

Eine andere Variante des Staatstheaters wäre diejenige der staatlich subventionirten Bühnen. Diese besteht in Frankreich: die Comédie Française, das Odéon, die Große Oper und die Komische Oper sind solche Staatsbühnen zweiter Klasse. Die Regierung hat sich bei ihnen weitgehende Oberaufsichtsrechte und Eingriffe in die Administration vorbehalten, und zwar in den Decreten der verschiedensten Machthaber, der kaiserlichen, königlichen und republikanischen: die betreffende Gesetzgebung ist eine sehr reichhaltige und wechselnde, doch werden die wesentlichen Gesichtspunkte stets gewahrt.

Das alles, was wir hier besprechen, ist „Musik der Zukunft", doch jene vielleicht willkürlich erfundene Combination, da sie in die Oeffentlichkeit getreten, mußte zu solchen Betrachtungen anregen. Zunächst wünschen wir daß der neue Generalintendant, der mit frischer Kraft da Steuer der Hofbühne ergreift, sie zu jener künstlerischen Höhe erheben möge, welche den bei der Vorstellung de Personals von ihm ausgesprochenen Intentionen entspricht.

Rudolf von Gottschall.

Neue Romane.

1. Der Kegelclub. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1886. 8. 15 M.
2. Aus Herrn Walther's jungen Tagen. Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit von Victor Wodiczka. Leipzig, Haessel. 1886. 8. 6 M.
3. Das Mädchen von Santi-Quaranta. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1886. 8. 3 M.
4. Ruderheim. Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares von Frank R. Stockton. Autorisirte deutsche Ausgabe von M. Jacobi. Stuttgart, Lutz. 1886. 8. 2 M. 50 Pf.
5. In freier Luft. Drei Novellen von Gerhard Walter Erlangen, Deichert. 1886. 8. 2 M.

Ein wunderkomischer Roman aus der Feder des schreibseligsten unter unsern Humoristen; ein deutsches Zeitbild halbhistorischen Charakters aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts; ein modernes Lebensbild von echt südlichem Colorit; ein amerikanisches Stillleben ohne vielen Inhalt; drei ganz gleichartig gehaltene Erzählungen aus unsern Tagen und aus verwandten Kreisen.

A. von Winterfeld hat einen seiner frühern humoristischen Romane, deren Bändezahl bald Legion wird, „Die Reise nach Berlin" betitelt. Ohne alle Absicht wird sofort an jenes ältere Product seiner Feder erinnert, wer sein neuestes: „Der Kegelclub" (Nr. 1), vor sich hat: so wenig unterscheiden sich die Motive. Auch hier ist eine Reise nach Berlin erzählt, und auch hier geht sie von den gar zu wenig großstädtisch angethanen Spießbürgern eines verträumten und verduselten Landstädtchens aus, welche ihre nagelneue Bekanntschaft mit dem wirbelnden Großstadtleben natürlich mit einer Unmasse von Verlegenheiten und Fatalitäten, spaßhaften Verwickelungen und kleinen Unfällen, komischen Auftritten, gemüthlichen und ungemüthlichen Situationen zu bezahlen haben; kommen sie ja sogar sammt und sonders mit der hauptstädtischen Criminalpolizei in eine unfreiwillige Berührung, die freilich harmlos genug ausläuft. Und zuletzt — der Verfasser meint es mit den seinem Spaß dienenden Geistern herzlich gut — gehen aus all dem Wirrwarr und Trubel nicht weniger als fünf glückliche Ehepaare hervor. Was will man mehr?

Das Buch hebt an mit einer Schilderung des Städtchens Meisenberg und seiner Insassen, und unstreitig sind diese einleitenden Partien das Werthvollste darin und im ganzen Verlauf der Geschichte nicht mehr erreicht, von jenem gutmüthig schelmischen Humor beherrscht, der uns so behaglich, so ruh- und friedvoll anhaucht, wenn er beginnt:

Die liebe Sonne lachte ins Städtchen hinein, als wenn sie sich freute. Hatte aber auch Ursach dazu! Wie das lieblich und friedlich dalag im frischen Grün, das Häufchen Häuser mit den krummen Straßen und dem schwarzen Thurm, auf dem die Wetterfahne eingeschlafen war. Alles so blink und blank, als wenn just geputzt und rein gemacht wäre zum hohen Fest. Ueber dem gelben Korn flimmerte die Hitze; der muntere Sperling hatte sich im Laub versteckt und drehte mit den Augen vor Müdigkeit; vom lanschigen Walde her ächzte und kreischte ein Bauernkarren heran; die Krähen tanzten auf dem Wiesenteppich, im Graben schlief ein träger Wanderer, kurz alles schien die Sabbatruhe zu feiern.

In dieser Art gemahnt er uns an die ansprechendsten unserer Humoristen; nur schade, daß die Tonart nicht aushält, auch schon ihrem Wesen nach nicht aushalten kann, und daß sie dann nur zu auffallend vertauscht wird mit der des Spaßmachers um jeden Preis und in sehr schwach motivirter Weise.

Aber kurz, dieses Meisenberg, das verschimmelte, angerostete, ausgetrocknete, schläfrig gähnende und brütende Nest von Landstädtchen, wo im ewigen Einerlei die Zeit hinschleicht und nichts geschieht, es ist das typische Idyll der classischen Langeweile. Und seine Honoratioren: der queckstlberne Nichtsthuer Rentier Hidowitz mit recht heirathsfähiger Schwester und einem eben in der ersten Liebe erglühenden Töchterchen; der gelehrte pensionirte Magistratssecretär Rüschel, schweigsamer Natur; der zerstreute Apotheker Zirbelbein, der immer Alaun mit Zucker verwechselt; der dicke geizige Landwirth Föhn und sein bummelnder Bengel von Sohn; der schüchtern verliebte Fabrikant Blink: 's ist wirklich eine allerliebste Gesellschaft, zu der übrigens nothwendig noch ein Mitglied gehört, nicht das unschönste, nämlich der in der Sonne lungernde und knurrende Haushund Daisy.

Mit dem Anfang der Reise beginnen die Narreteien, um unverändert im gleichen Stil bis an den Schluß des Buchs fortzugehen. Die Eröffnung macht eine saubere Verwechselung folgender Art. Unsere ganz und gar reiseunkundige Karawane komme nachts mitten auf dem Wege nach Berlin mit der Post in einem verschlafenen Nest an, wo die Wagen wechseln; alle Passagiere bis auf einen setzen sich, und zwar alle ohne Geld, in die falsche Postchaise und sind am Abend glücklich wieder in Meisenberg, während eben dieser eine mit dem gemeinsamen Geldsack nach der Hauptstadt abdampft. Beschämt reisen die andern in aller Stille möglichst schnell wieder ab und treffen glücklich ihren Kassenhalter, der ihnen dann aber wieder abhanden kommt. In demselben Stil, mit unverwüstlicher Erfindungskraft im Kapitel der natürlichen Tollheiten geht es fort, ohne daß die Handlung einen Augenblick stillsteht. Bisweilen aber muthet uns der Verfasser im Uebermuth seiner närrischen Streiche, wenn die natürliche Erfindung nicht mehr zur Genüge aushilft, denn doch Dinge zu, bei denen wir die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. So wenn die ehrbaren bockbeinigen meisenberger Herren sammt und sonders bereit sind, in einem Gasthofe, wo sie ohne Geld, also im Pech sitzen, als Akrobatengesellschaft vor dem berliner Publikum zu agiren, das Trapez zu besteigen, Pantomimen zu spielen und Kraftübungen vorzuführen. Daß man sie in ihrer wunderlichen Ausstaffirung für eine Comödiantenbande hält, lassen wir uns gefallen; aber daß die überall verlegenen und schüchtern sich duckenden Ehrenmänner von ordentlich gesetztem oder doch steifem Charakter sich dazu entschließen, zumal sie von der Kunst nicht das Alpha verstehen, das ist denn doch nicht zu begreifen. Und zweitens: die hernach heimlich aus ihrem Hotel ausgebrochene und in alle Winde zerstreute Gesellschaft findet sich ohne weiteres an einem schönen Abend zusammen, tutti quanti, auf dem armseligen Hungerball eines Heirathsagenten. Von dem einen Paar, das wirklich auf der Heirathsjagd ist, wissen wir, wie es dorthin kommt; aber von den andern vier oder fünf Personen haben wir nicht die geringste Ahnung, sie sind auf einmal durch den blinden Zufall hereingeschneit, und das können wir nicht gutwillig hinnehmen. Bei solchen total unmotivirten und über alles Maß des Wahrscheinlichen oder Berechenbaren hinausgreifenden Streichen ergeht es uns wie schon früher bei andern Werken dieses Autors: wir machten ganz die nämliche Wahrnehmung und knüpften die gleiche Betrachtung an dieselben an: wo jede rationelle Begründung mangelt oder mislingt, jeder Wahrscheinlichkeit ins Gesicht geschlagen wird, da hört der Spaß auf, und statt uns zu erlustigen, ärgern wir uns. Wir fordern auch von der Narrenwelt und ihren Existenzen eine gewisse Logik, die freilich nicht die des Philosophen sein kann; aber wir verlangen einen

Berechtigungsgrund für ihr Dasein, ein erklärendes Element. Das fehlt bei Winterfeld zu oft.

Es ist die alte Geschichte: eine Narretei jagt die andere, und wären sie nicht mit einer so naiven wie pikanten Klarheit und Frische und mit dem unverwüstlichen Lachen des gutmüthig ironischen Humors erzählt und da und dort von Lichtblitzen durchkreuzt, welche auf Personen und Dinge einen anziehend charakteristischen Reflex werfen, so käme uns nicht selten die Versuchung an, diese Teufeleien in die Bezeichnung Schund zu verweisen. Man lese unter anderm die Geschichte von dem Frühstück, das der gute und ärmlich gewöhnte Nüschel im vornehmsten Café unter den Linden einnimmt, weil man da „zu jedem Preis" speisen könne; und wie der Gourmand neuer Sorte zu turtle soupe, Austern und Champagner (veuve Cliquot) kommt, ohne eine Ahnung von den Herrlichkeiten zu haben, die ihm natürlich spanische Dörfer sind.

Daß bei der Masse des von Winterfeld schon Gelieferten die Erfindung lächerlicher Vorgänge nicht immer neu und frisch sein kann, ist begreiflich; und so werden wir hier lebhaft an Motive aus frühern Arbeiten des Autors erinnert, der sich selber copirt und in der grenzenlosen Schreibseligkeit sich nicht immer davor hütet, in die Fabrikliteratur zu verfallen. Jedenfalls wäre es das verfehlteste und auch dem ausdauerndsten Leser niemals anzurathende Experiment, wenn einer sich daran machen wollte, die Geschichten Winterfeld's hintereinander zu lesen; diese Schalksnarreteien sind da, um in kleinen Dosen bei der Cigarre und einer Tasse schwarzen Kaffees genossen zu werden, solange sie gerade prickeln und amusiren.

Kein Geringerer ist der junge Herr Walther, von dem Victor Wodiczka's Geschichte „Aus Herrn Walther's jungen Tagen" (Nr. 2) spricht, als der hochadeliche Liederdichter Walther von der Vogelweide. Wir stehen also in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und verweilen zunächst am herzoglich österreichischen Hofe, und all das Ritter- und Sängerleben der farbenreichen Zeit zieht an unsern Augen vorüber. Da sind Fürsten und Herrscher bis hinauf zu dem majestätischen Kaiser Rothbart, da sind Prälaten, Aebte und andere geistliche Würdenträger; ferner Ritter und Ritterfrauen auf ihren stolzen Schlössern; die fahrenden Leute auf den Kreuzzugsfahrten; auch die ehrbaren städtischen Handwerker in ihrer Werkstatt und im Weinhaus. Düster ragt die zu Tod gehetzte Gestalt eines friedelosen Geächteten herein, der nach langen Leiden die Ruhe im Grabe auf geweihter Erde sucht, neben ihm die eines schönen verlassenen Mägdleins, die er nicht seine Tochter zu nennen wagt. Inmitten dieser verschiedenartigen Gestalten steht die blühend aufstrebende des jungen Spielmanns; er macht nach still klösterlicher Erziehung eben die ersten schweren Herzenserfahrungen, die auch sein Lied reifen: zunächst ist es die gleich einem Traum vorüberziehende Liebe zu einem in niederm Stande lebenden lieblichen Kinde, dann aber die mit Macht heranstürmende Leidenschaft für eine strahlende Burgfrau, in deren Armen er die vollen Schauer des Liebesglücks durchempfindet. Ein gut Stück Romantik erhalten wir mit der Geschichte eben jenes Kindes, das unter merkwürdig wechselnden Schutz kommt; vollends aber mit derjenigen des „rothen Konrad", eines geborenen und entlaufenen Klosterleibeigenen, dessen tolle Abenteurerfahrten, mit einer stillen und schmerzreichen Herzensgeschichte verknüpft, einen Roman für sich bilden, bis der Unglückliche sich dann noch an dem wüsten wilden Sohn des Ritters rächt, der ihm einst die Geliebte verführt und das Lebensglück gestohlen hat; das wird für beide ein tragisches Ende. Kreuzfahrtsscenen, die an Oesterreichs Machtstellung sich knüpfenden politischen Verhältnisse, die bekannte Geschichte von der Gefangennehmung des Königs Richard Löwenherz von England spielen mitherein; ein besonders bewegtes Kapitel bildet die Schilderung von der furchtbaren Ueberschwemmung Wiens durch die vom Eise geschwollten Donauwasser. Ueber alledem schwebt wie ein Traum oder ein duftiges Märchen die glühende kurze Liebesepisode zwischen dem jungen Sänger und der herrlichen Burgfrau, die gleichfalls tragisch endet. Nach dem letzten süßen Stelldichein ist die schöne kecke Herrin von Arenstein verwegen in den Sturm hinausgesprengt und mit ihrem Pferde verunglückt; ein rastloses Herz steht auf einmal still. Der Sänger zieht weit hinaus in die Ferne, wo seines Herzens Wunde heilen soll.

Die Schilderungsfähigkeit des Autors ist anzuerkennen, und die Handlung fließt gerade bewegt genug, ohne zu hohe Wellen zu schlagen. Und doch kann ich dem Roman keine volle Sympathie zuwenden: es ist ein ganz eigen Ding um den ersten Eindruck; als ich einige Seiten des Anfangs durchgelesen, hätte ich mir fast einreden mögen, daß ich die gleiche Arbeit schon einmal zur Hand gehabt. So ausgeprägt spiegelt sie den Roman- oder Novellenton und die Behandlungsart wider, die uns in Dutzenden und aber Dutzenden von geschichtlichen oder halbgeschichtlichen Werken dieser Gattung aufstoßen; man kennt ja jene gar nicht unschöne und etwas elegante, aber auch etwas gezierte Sprachbehandlung mit den beliebten Satzwendungen, die zur Manier geworden ist und sich, oft wol unbewußt, von einem Geschichtserzähler auf den andern forterbt. Dieser sofort sich geltend machende Eindruck hat in meinen Augen dem Werke geschadet; es liegt in ihm zu wenig Eigenart.

Wir sind in Albanien und auf Korfu, die Adria im Vor-, die akrokeraunischen Berge im Hintergrunde, mit weitem und großem Ausblick. „Das Mädchen von Santi-Quaranta" von E. von Wald-Zedtwitz (Nr. 3) betitelt sich der dort spielende Roman. Halima, die wunderschöne Tochter eines ebenso begüterten wie habsüchtigen türkischen Händlers Ramagan, liebt den kräftig schönen griechischen Hirtenknaben Demetri, soll aber nach der gewohnten Art ihres Volks vom Vater an den lüsternen ältlichen Zollbeamten Tahin Effendi verschachert werden. Dieses Los ist ihr unerträglich, sie ent-

flieht und wendet sich auch von dem fatalistischen Glauben ihrer Rasse ab und dem christlichen Gott der Liebe zu. Ihr kleines Herzensdrama fällt gerade mit einem größern politischen zusammen, nämlich der geplanten Befreiung Korfus vom türkischen Joch, einer unglücklich auslaufenden Revolution. An der Spitze steht der junge Graf Leonidas Cordatos. Er lernt die reizende Halima kennen, die von den griechischen Mönchen ihrem leichtgläubigen Volk als die Jungfrau Maria vorgestellt wird und ihm im kurzen Kampf die geweihte Fahne vorträgt. Die beiden heißblütigen und hochstrebenden Seelen, Halima und Leonidas, entbrennen in Liebe zueinander; Demetri, nun im Leben ziemlich überflüssig geworden und auch keine rechte Freude mehr daran empfindend, fällt im Freiheitskampf und legt scheidend noch die Hände seines Rivalen und der zu höherm Geschick bestimmten Jugendgeliebten ineinander; sie wird die glückliche Frau des Grafen.

Zwei Nebenumstände verwickeln die sonst recht einfache Handlung. Erstlich erweist es sich, daß Demetri gegen den Vater seiner Geliebten die heilige Pflicht der Vendetta zu vollziehen hat; Ramagan hat nämlich den Vater des Jungen vor langen Jahren erschlagen und dessen Waffen an sich genommen; dafür gibt es keine andere oder leichtere Sühne, als daß der Sohn den Mörder ebenfalls mit seiner Kugel niederschießt. Er weiß das, und der erste furchtbare Tropfen Wermut fällt damit in sein junges heißes Liebesgefühl. Nun wir sahen oben, daß das Schicksal diesen unseligen Knoten nicht löst, sondern auf seine Art zerhaut; Demetri's junge Liebe hätte mithin so wie so tragisch endin müssen. Zweitens hat der Graf Cordatos erst einen Herzenskampf zu bestehen: er liegt nämlich eine Zeit lang in den Schlingen einer kokettirenden Engländerin, die berechnend zwischen dem feurigen Griechen und einem phlegmatisch zähen Nordländer ihrer eigenen Nation so lange wählt, schwankt und tändelt, bis sie beide verliert; sie glaubt zu spielen, und als sie endlich deutlich merkt, daß das Gefühl für den herrlichen heroischen Sohn des Südens hell in ihr auflodert, da ist es zu spät: sie hat ihn verloren durch eigene Schuld. Schön ist es, wie sie nach dieser bittern Erkenntniß sich läutert und bessert und sogar den Versuch macht, selbst mit als Heldin in den Befreiungskampf zu ziehen, den aber die Uebermacht schon im Aufflackern rasch daniedertritt.

Die handelnden Personen sind fein gezeichnet, am allerfeinsten — man möchte sagen mit dem Vorzuge, daß ein warmer Strahl von Gemüthsantheil aus diesen anmuthvollen, weichen und doch kräftigen Zügen hervorleuchtet — die zwei jugendlichen Gestalten: das durch bestrickende Schönheit, ebenso viel Gemüth wie Geist und ganz ausnahmsweise Energie, Muth und Entschlossenheit gottbegnadete Mädchen, das unter dem heißen Strahl südlich heftiger Liebe rasch vor uns zur holdseligen Jungfrau erblüht; neben ihm der halbnackte albanesische Hirtenknabe von kräftiger Schönheit und in dieser Atmosphäre überraschend feinem Gefühl und hochherzigem Todesmuth, der Ritter in bloßen Füßen. Gut gezeichnet ist der junge Graf, erst in seinem Schwanken, dann in dem zweckbewußt kraftvollen Eintreten für ein hohes Ziel auf Leben und Tod, eine Prachtgestalt, in welcher altclassische Züge sich finden; neben ihm die sich selbst schwer verwundende englische Kokette, eine Lady von dem Schlage, dem wir leider gar oft begegnen. Das sind die vier Häupter des Romans. Aber gleich charakteristisch sind die Nebengestalten: die zwei häßlichen alten Türken, der Zollaufseher und der Händler, beide die zügellosen Herren einer sklavisch von ihren Launen niedergebeugten Umgebung, sie selber aber Slaven gemeiner Leidenschaften und Lüste; ihre Frauen der schmähliche Typus des türkischen Weibes, das durch die vom Glauben sanctionirte Knechtschaft ein Geschöpf ohne Willen und Denken geworden, nur dazu gut, um geschlagen oder, wenn die rasch verblühenden Reize für den Haustyrannen abgestorben sind, verstoßen, im günstigsten Fall unter die Herrschaft einer anziehendern jüngern Rivalin gestellt zu werden; wir bemitleiden sie auch kaum, weil sie Nullen sind. Ferner der zerlumpte pfiffige Mönch, der mit seinen ungewaschenen Händen stark in der Politik wühlt; der steife zugeknöpfte Englishman, der etwas in Liebeswerbung und etwas in Politik macht, echtes Korn seiner fischblütigen Rasse; der arme hundertjährige Hirte Agasitaos, ein Patriarch und Bettelphilosoph mit vieler Weisheit; endlich die Vagabunden und Banditen, Schmuggler und armseligen Landleute beider Nationen, der Griechen und Türken.

Hinzu tritt ein zweites, mächtiges Element, die Naturschilderung, grandios, prachtvoll, ergreifend. Der Geist der unbändig stürmenden und wieder lieblich schmeichelnden Adria und der einer kahlen, wild zerrissenen Gebirgswelt — während in den begünstigten Geländen eine tropische Zeugungsfülle mit aller Glut und Pracht ihre Gebilde emportreibt — kurz der Geist jener gewaltigen Meer- und Berglandschaften voll südlicher Sonnenglut hat sich dem Auge und Gemüth des Autors so tief eingeprägt, daß er nur in seine glühenden Farben hineinzugreifen braucht, und das lebensvoll sprechende Gemälde ist fertig. Hat schon sein Stoff den großen Vorzug, daß er uns in Länder führt, die für uns immer etwas Neues und Originelles, etwas Fremdartiges und Ueberraschendes behalten, so hat er diesen Vorzug voll ausgenutzt und noch erhöht durch die Kraft der Zeichnung, welche seinen Landschaftsgemälden nicht blos Farbe und Gestalt, Anmuth und Leben, die ihnen auch Seele verleiht. Mag er nun diese Landschaften mitten im tosenden Sturm und Blütentriebe zeichnen, mag er sie in der todten Starrheit, der erschreckenden Einsamkeit, der kahlen Dürre und Oede aufnehmen, ein Bild weltvergessener Verkommenheit und unerbittlicher Zerstörung der Werke der Menschen- und Naturkraft, naturnothwendiger Verarmung (das Dörfchen Leccursi), geistiger und leiblicher Verkümmerung: er bleibt gleich sinnvoll, markant und charakteristisch; vielleicht sind die Darstellungen der innern Verwüstung noch packender und gemüthlich ergreifender. Der

Autor nimmt uns gleich gefangen mit den ersten fünf Seiten: das seelenvoll angehauchte, farben- und gestaltenreiche Gemälde des armseligen Nestes Santi-Quaranta, dem aber die jetzt freilich in schauderhaften Trümmern liegenden Reste alter stolzer Römerbauten ein melancholisches Interesse verleihen, während die stolz wogende Adria einer- und die weit dahinten aufsteigenden Gebirgswälle andererseits ihm eine majestätische Folie geben. Ebenso eindringlich spricht zu uns der Schluß des Romans:

Leccursi schweigt als todter Trümmerhaufen — als getreuer Nachbar des zerstörten Buthrotons und des Schlosses von Santi-Quaranta. Kein Mensch, kein Thier, kein Baum, kein Strauch belebt die halb zerborstenen, rauchschwarzen Mauern mit den leeren Fensterlöchern, durch die der immer blaue griechische Himmel schaut. Auch das Minaret mit dem güldenen Halbmond ist gesunken; weder der dreieinige Gott der Christen noch Allah und sein Prophet werden noch in Leccursi verehrt. Leer, verlassen das Kloster der frommen Mönche, auch dieses ein Haufen verworrener Steine. Todt, leblos alles, wohin das Auge sieht; brandige, fahlgelbe Sonnenglut liegt sengend auf den donnergetroffenen Bergen. Nur dort am Strande der ewig jungen Adria am leeren Hause Ramagans grünen noch einsam der alte Feigenbaum und die dunkle Cypresse. Sie sind die einzigen, die dem schönen Kinde, welches durch Noth und Thränen zur glücklichsten der Frauen herangereift ist, schweigende Abschiedsgrüße hinübersendeten, als sie mit Leonidas, dem geliebten Gatten, an der Heimat ihrer Jugend vorüberfuhr. Kein Glöckchen klingt; doch halt, was ist das? was braust aus schäumigen Tiefen empor? „Bleibt glücklich, bleibt glücklich!" rauscht die allezeit getreue lichtblaue Adria ihrem Liebling zu, dem scheidenden Mädchen von Santi-Quaranta.

Die Erzählung „Ruderheim" von Frank R. Stockton (Nr. 4) schildert die häuslichen Erlebnisse eines jungen Ehepaares. Es ist eine ebenso oft angestellte wie berechtigte Klage, daß das ganze Treiben und Denken unserer modernen Zeit ein überhastetes und überbildetes sei, und daß diese Unnatur, das gewaltsame Jagen und Verlangen auch den Geist unserer Literatur bedenklich anhaucht. Und begreiflicherweise steht kein Zweig der belletristischen Schriftstellerei der Gefahr, in diesem Sinn unnatürlich und gezwungen und gewaltsam zu werden, näher als der Roman; leider nur allzu viele Kapitel desselben sind schon der künstlerisch ästhetischen Effects- und Sensationsliteratur verfallen. Wir nehmen es daher mit großer Befriedigung auf, wenn einmal ein neuer Autor uns in eine ganz andere Welt hineinführt als in dieses Hasten und Jagen, wenn er mit einfacher Natürlichkeit wieder einmal Scenen jenes idyllischen Friedens und Behagens malt, das uns aus gleich schwer wiegenden innern und äußern Gründen abhanden gekommen ist. Das thut der Amerikaner Stockton mit seiner ebenso einfachen wie natürlichen Familiengeschichte. Sehen wir, ob sie uns befriedigt.

Der Verfasser führt uns ein junges amerikanisches Ehepaar mit beschränkten Mitteln vor, das eine von unserer gewohnten europäischen Art allerdings mehrfach gar verschiedene Weise des Wirthschaftens einschlägt. Zu den auffallenden Besonderheiten gehört schon die Art ihrer ersten Wohnung; denn die jungen Leute miethen sich ein zur Fahrt untauglich gewordenes Kanalboot, richten sichs zum Hause ein und wohnen darin, bis es bei einer großen Ueberschwemmung umkippt und vollends zum Wrack wird. Dazu nehmen sie noch einen etwas seltsam gearteten Kostgänger an. Ebenso seltsam ist die Art, wie sie sich während der Geschäftsferien eine stärkende Sommerfrische verschaffen; sie besteht nämlich statt des bei uns gewohnten Besuchs eines überfüllten und in raffinirtem Luxus prunkenden Curorts einfach darin, ziemlich von der Welt abgesondert unter dem Zelt im Freien zu campiren in einer gesunden Berggegend am Waldessaum oder am Rand eines Baches. Magd und Hund der neuen Herrschaft, die Stromer, welche unliebsamen Besuch machen, haben auch ihre ganz aparten Eigenschaften; die Hochzeitsreise der erstern ist ein Unicum voll seltsamen Humors. Die echt praktische amerikanische Findigkeit, die sich in allen Lebenslagen unbedenklich und thatkräftig zu helfen weiß, springt aus allen Zügen hervor, veranlaßt aber auch einige charakteristische Auftritte. So curirt der Ehemann des durch Romanlektüre auf romantische Schrullen und Einfälle gekommenen Dienstmädchen seine Frau schon auf der Hochzeitsreise dadurch, daß er anscheinend auf ihre Chimären eingeht und sie für ein paar Tage in ein Irrenhaus geleitet, wo die Narren in ihrer Phantasie auch eine Art Romantik abspielen. Oder der Hausherr heilt seine sonst brave und liebe Frau von der närrischen Vorliebe für das erste Kind, das in ihre Pflege kommt, indem er sich selber auch so ein Baby aus der Nachbarschaft holt und in seine eigene Pflege nimmt, um das Treiben der Gattin zu carikiren; das wirkt.

An dem Ganzen ist nicht viel; eine Reihe von Genrebildchen aneinandergesetzt, der Charakter durch und durch idyllisch, die Handlung ohne Interesse, die Zeichnung äußerst einfach. Trotz zweifelloser Reinheit des Tons und der Stimmung, trotz naiver Natürlichkeit ist denn doch so viel Alltagszeug gegeben, daß von wirklichem Gehalt kaum gesprochen werden kann, und ich vermag nicht herauszufinden, daß es sich lohnte, diese Bildchen aus dem Englischen zu übersetzen.

„In freier Luft" von Gerhard Walter (Nr. 5) hat verwandten, aber höhern Ton, die richtigen Worte und gesunden Gefühle, alle am passenden Ort. Es sind drei ungemein einfache, ja schlichte Erzählungen, gerade so einfach wie ihre Titel: „Am Mühlstrom", „Auf der Heide", „Im Walde."

Die erste erzählt uns nur, wie ein Arzt zwischen zwei herrlichen Mädchen zu wählen hat, die ihn beide heftig lieben. Er wendet sich zuerst der glänzenden Adelichen zu; aber nach wenigen selig schwärmerischen Tagen wird sie ihm durch ein unlösbares früheres Versprechen von einem andern entrissen, dessen Frau sie wird; sie stirbt im ersten Wochenbett. Als dann diese Wunde vernarbt, findet er, daß in einem feinen Landmädchen das Schicksal ihm auch eine wahre Perle zugeworfen, und er holt sie in sein Heim ab. Noch weniger sagt die zweite Erzählung, in

Wahrheit nichts, als wie ein anfänglich recht kriegerisch gesinnter, dann aber ruhig werdender Heidepfarrer die zu ihm passende liebe Frau findet. Aehnlich, doch wechselreicher die dritte: die Geschichte spielt zwischen einem Oberförster und einer jungen Freifrau, die früh Witwe geworden; diesmal gibt es etwas mehr Verwickelung, weil die Vorgeschichte der beiden schon geprüften Herzen und dazu die etwas romantischen und gefahrvollen Abenteuer des energischen Forstmannes hineingewoben sind.

Alle Personen Gerhard Walter's haben unter sich große Verwandtschaft. Die männlichen Gestalten in der ersten und zweiten Novelle unterscheiden sich von derjenigen der dritten nur dadurch, daß wir jene einen innern Kampf vor unsern Augen durchleben sehen, während diese einen solchen schon hinter sich hat. Der Held der ersten steht zwischen einer doppelten Liebe, bis das Schicksal den Faden gewaltsam durchschneidet; der Held der zweiten sucht seine Liebe erst am falschen Ort, d. h. in seinen Erinnerungen, bis ihm die Augen aufgehen und ihm zeigen, daß das für ihn bestimmte holde Wesen in nächster Nähe still vor ihm hinwandelt. Das Paar in der dritten Novelle dagegen ist bereits durch trübe Lebenserfahrungen vollkommen gereift, die nothwendig zum Liebesbunde treibende Geisteseinheit ist in beiden vorhanden; dafür greift häßliche Eifersucht von außen in einer Weise ein, durch die der sonst sehr einfache Gang der Dinge etwas gehemmt und verwickelt wird.

Was der Verfasser vorführt, das sind schöne, in sich vollendete Menschen, man mag sagen etwas idealisirt, zumal der Oberförster, seine stolzeste Gestalt. Die Entwickelung seiner Geschichten spricht zum Gemüth. Und ein weiterer Vorzug: in diese Erzählungen idyllisch-epischen Charakters sind Naturschilderungen eingestreut von ebenso viel Anmuth wie Wahrheit; so weht uns in der zweiten Novelle aus einer ganzen Reihe von Stellen eigenartig berührend und bestrickend der Geist der Heide an. Wir möchten dem Autor wieder begegnen, vielleicht in umfassendern Gebilden; er hat sich nur seine Natürlichkeit ungeschmälert zu bewahren.

J. J. Honegger.

Aus und über Afrika und Amerika.

1. Nordafrika im Lichte der Culturgeschichte. In gemeinverständlicher Darstellung von Gustav Diercks. München, Callwey. 1886. 8. 5 M.
2. Land und Leute in den Vereinigten Staaten. Von Ernst Hohenwart. Leipzig, O. Wigand. 1886. 8. 3 M. 50 Pf.

Das Interesse der Culturvölker der Gegenwart für die nördlichen Küstenländer Afrikas, des sogenannten schwarzen Continents, hat sich seit der Eroberung Algiers durch die Franzosen fortwährend gesteigert, seitdem die Erschließung des bis vor kurzer Zeit vielfach noch ganz unbekannten Innern des genannten Welttheils die Colonialpolitik der Großmächte Europas zu beschäftigen anfing, und seit die Eröffnung einer neuen Wasserstraße nach Indien durch den Suezkanal das Mittelmeer wieder für den Weltverkehr werthvoller machte. Hierdurch wurde auch der Besitz der nordafrikanischen Länder für die europäischen Staaten begehrenswerth, vorzugsweise nachdem die Franzosen durch die Besetzung Algiers das Zeichen dazu gegeben und die Eifersucht anderer Mächte geweckt hatten. Außerdem trugen die staatlichen und socialen Zustände Nordafrikas nicht wenig dazu bei, die Aufmerksamkeit aller am Fortschritt der Menschheit interessirten Nationen auf sich zu lenken und sie herauszufordern, diese weiten Gebiete in den Bereich der europäischen Cultur zu ziehen und sie, wie in frühern Zeiten, für diese dienstbar zu machen. Daß auch andere Motive als reine Culturzwecke hierzu mithalfen, liegt auf der Hand. Jedenfalls sind Reibungen der politischen Interessen mehrerer Großmächte nicht ausgeblieben, sodaß die Zukunft zweifellos wesentliche Veränderungen im Besitzstande Nordafrikas mit sich bringen und daselbst politische Umwälzungen hervorrufen wird, mag dies nun auf dem Wege friedlicher Vereinbarungen oder durch die Gewalt der Waffen geschehen.

Diese und ähnliche Gründe bestimmten nun Gustav Diercks, in dem Buche „Nordafrika im Lichte der Culturgeschichte" (Nr. 1) einen Ueberblick über die Geschichte und Entwickelung der nordafrikanischen Länder zu geben, die Bedeutung derselben für die politische und culturelle Geschichte festzustellen, ihre Bevölkerung, ihre Zustände durch Jahrtausende hindurch zu charakterisiren und damit allen Gebildeten die Möglichkeit zu gewähren, sich selbst ein Urtheil über den Werth und die Bedeutung der in Frage stehenden Länder zu bilden und die Fortentwickelung derselben gebührend zu würdigen. Ein solches zusammenfassendes Werk fehlte bisjetzt, das Material dazu mußte aus zahlreichen Büchern gesammelt und übersichtlich geordnet werden. Der Zweck bestimmte vielfach den Stil und Charakter und schloß eine rein doctrinär-wissenschaftliche Behandlungweise aus. Eine gewisse Beschränkung des Stoffs auf das Wesentlichste und besonders Charakteristische war durch den verhältnißmäßig geringen Umfang (404 Seiten) geboten; außerdem lassen die zahlreichen Reisewerke, welche die einzelnen nordafrikanischen Länder behandeln, ein Eingehen auf die Details als überflüssig erscheinen. Dagegen hielt es der Verfasser für nothwendig, „diejenigen Factoren, die in ungewöhnlich nachdrücklicher Weise gestaltend auf die Geschichte und Cultur Nordafrikas eingewirkt haben, eingehender zu behandeln". Schließlich waren die lebhaften politischen Interessen der gebildeten Welt für Nordafrika und für die Zukunft desselben Veranlassung, die geschichtlichen Ereig-

nisse der neuesten Zeit, hauptsächlich seit 1830, in ihren bedeutendsten Phasen ziemlich genau zu berücksichtigen und die Colonialpolitik aller an den nördlichen Küstenländern interessirten Mächte ihrer Entwickelung gemäß darzustellen.

Das Buch enthält zwanzig Kapitel, von denen die ersten fünf Nordafrika und dessen Bewohner, Aegypten, Karthago und dessen Fall, endlich Kyrene und Alexandria behandeln, während das sechste über die alten Römer und Juden und die bei ihnen herrschenden religiösen Zustände nähere Auskunft gibt. Mit Bezug auf die alten Aegypter läßt sich der Autor unter anderm also vernehmen:

Zur Beurtheilung des Culturgrades eines Volks ist die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts im hohen Grade maßgebend, und es nimmt für die Aegypter ein, wenn wir sehen, daß die Frauen sich im allgemeinen sehr hoher Achtung erfreuten, persönliche Freiheit und große Rechte besaßen. Frauen konnten bei dem Aussterben der männlichen Linie der Dynastien die Regierung übernehmen, ja in spätern Zeiten wurde durch die Geschwisterehe zwischen dem Pharao und seiner Schwester und die selbständige Regierung der letztern unter gegebenen Umständen das hohe Ansehen, das die Frau in Aegypten besaß, auf das deutlichste bekundet. Der Kindererziehung wurde ebenfalls sehr viel Sorgfalt zugewendet, weil man frühzeitig den Werth derselben für das Wohl des Staats eingesehen hatte. Und es ist höchst beachtenswerth, daß der Schwerpunkt der Erziehung auf die Entwickelung der Moral, der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit gelegt wurde. Es erhellt dies deutlich aus dem in jeder Hinsicht so überaus bedeutsamen Todtenbuche, das uns mit den Grundzügen der ägyptischen Weltanschauung und Moral bekannt macht. Diese Erziehungsgrundsätze waren bedingt worden durch die Naturanlage der Aegypter, die zum starren Subjectivismus, zur Habsucht, zur Herzlosigkeit neigten, und es war daher erforderlich, mit allen erziehlichen Mitteln diese Eigenschaften schon im Kinde zu bekämpfen. Andererseits war der Charakter der Aegypter ein sehr glücklicher, wahrscheinlich infolge einer gesunden kräftigen Lebensweise, der gleichmäßigen Ausbildung der Körper- und Geisteskräfte. Lebensfroh und heiter fanden sie Freude an Tanz, Gesang und Spiel und allen möglichen Belustigungen. Viele Gesellschaftsspiele, die wir bei den classischen Völkern vorfinden und die heute noch in aller Welt bestehen, sind in Aegypten entstanden, von dort nach Griechenland und von da in die europäischen Länder übertragen worden.

Von nicht geringem Interesse ist, was der Autor im fünften Kapitel über die welthistorische Bedeutung von Kyrene und Alexandria mittheilt. Die überaus günstige und sichere Lage der erstgenannten Stadt machte sie geeignet zum Stapelplatz für alle Produete und Naturerzeugnisse Innerafrikas; ihre Lage zwischen Aegypten und Karthago war ebenfalls für Handelszwecke äußerst vortheilhaft, und in dem Maße, wie die Reichthümer sich dort anhäuften, drangen auch Künste und Wissenschaften in Kyrene ein und wurden eifrig gepflegt. Wenn die Kyrenäer nicht selten in Pindar's pythischen Siegesgesängen gefeiert werden, so spielten ihre Kriegswagen in den Kämpfen der letzten Jahrhunderte vor Christus immer eine bedeutende Rolle, selbst im fernen Orient. Als Repräsentanten der Philosophie hatte Kyrene unter andern Aristipp aufzuweisen, der gewissermaßen das Wesen seines Heimatlandes verkörperte; im Wohlstand aufgewachsen und erzogen, war er durch den regen Verkehr mit der Welt zum vollendeten Weltmann geworden, dessen Umgangsformen mustergültig waren. Von Natur ein Lebemann, ein Genußmensch, zeigte er sich doch als einen würdigen Schüler des Sokrates, indem er das Sinnenleben der Vernunft völlig unterordnete, es durch diese regelte. Eine noch bedeutendere Pflegestätte als in Kyrene fand der griechische Geist auf afrikanischem Boden in Alexandria, einer Stadt, die man, wie Diercks mit vollem Recht bemerkt, nicht nur als die Erbin griechischer Cultur, sondern in gewissem Sinne auch als die der Geistesproducte aller Völker der Zeit nach Alexander dem Großen ansehen kann. Die gelehrten Institute Alexandrias, das Museum, das zu zeiten gegen 1400 Jünger der Wissenschaft in seinen Räumen versammelte, an das die ersten Gelehrten jener Zeit als Lehrkräfte berufen wurden, dienten fast allen Wissenschaften. Ein zoologischer und ein botanischer Garten gewährten dem Naturforscher, eine Sternwarte dem Astronomen, Anatomiesäle dem Arzte die Möglichkeit der Ausbildung. Alle Weisheitsschätze der ägyptischen Priester waren dort vorhanden, alle Religionswerke der verschiedensten Völker; dem Grammatiker, dem Dichter, dem Commentator standen die Literaturen und das sprachwissenschaftliche Hülfsmaterial zur Verfügung. Allerdings trat im Laufe der Zeit an die Stelle des einfachen natürlichen Stils und Ausdrucks der Classiker vielfach der Schwulst, der Bombast, die Phrase, das Rhetorische; die wahre Empfindung wich der gemachten, die Freiheit dem Formenzwang.

Der uns zugemessene Raum verbietet es uns, näher auf den Inhalt des Buchs einzugehen. In den neun Kapiteln, welche auf das sechste folgen, bespricht der Verfasser folgende Themata: „Das Christenthum und die Vandalen", „Die Byzantiner", „Die Araber und der Islam", „Die Araberherrschaft in Nordafrika", „Die arabische Cultur", „Die Korsaren und Türken", „Die europäischen Expeditionen bis 1550", „Die Zustände der Raubstaaten" und „Frankreich und Nordafrika". Die letzten fünf Kapitel handeln über die wichtigsten politischen Ereignisse während des 19. Jahrhunderts in allen Ländergebieten Nordafrikas, namentlich in Aegypten und dem Sudan, wo der tapfere Gordon Pascha am 26. Januar 1885 durch Meuchlerhand fiel, in Tripolis, Tunis, Algerien und Marokko. Die Cultur des heutigen Aegypten zeigt nach dem Urtheil des Autors im allgemeinen denselben Grundcharakter wie die türkische und die der andern nordafrikanischen Staaten, mit dem Unterschiede, daß sie in ungleich höherm Grade von europäischen Elementen durchsetzt und überwuchert ist.

Das Schlußkapitel beleuchtet die Afrikapolitik der europäischen Großstaaten, deren Tendenz nach Diercks dahin gehen soll, die Eingeborenen durch genügende Machtentfaltung zu zügeln, aber ihre Eigenart möglichst zu schonen und sie allmählich der Cultur zu gewinnen. „Dies geschieht nicht durch Pulver und Blei und eine grausame Blutherrschaft, nicht durch Anwendung brutaler Gewalt, nicht durch Verletzung aller berechtigten Eigenthümlichkeiten der

Rassennatur, nicht etwa durch zwangsweise Bekehrung zum Christenthum, sondern durch allmähliche Verbreitung von Bildung, durch Interessirung der Eingeborenen an der modernen Cultur.“ Daß die Berbern wie die Araber bildungsfähig sind, das beweist die Geschichte Nordafrikas schlagend in vielen ihrer glänzendsten Perioden. Schließlich wird bemerkt, daß England, Frankreich und Spanien zu ihrem großen Verdrusse Deutschlands Interesse auf Marokko gelenkt sehen, indem sie fürchten, daß diese Großmacht in der Verfolgung ihrer energischen jungen Colonialpolitik veranlaßt werden könnte, die zahlreichen Rathschläge der Afrikareisenden zu beachten und mit oder ohne Genehmigung der Regierung des Scherifs das Land desselben unter ihr Protectorat zu nehmen. Auch Italien dürfte in der marokkanischen Frage nicht immer indifferent bleiben.

Das vorstehend skizzirte Buch ist mit Fleiß, Umsicht und Verständniß abgefaßt und kann als ein werthvoller Beitrag zur Culturgeschichte der Gegenwart angesehen werden.

Es fehlt durchaus nicht an Berichten und Büchern über die Verhältnisse und das Leben in den Vereinigten Staaten, wohin seit Jahrzehnten Deutschland so viele seiner Söhne sendet; allein dies hindert nicht, daß noch immer gar verschiedene und irrige Ansichten darüber herrschen. Ernst Hohenwart hat es nun unternommen, in seiner Schrift „Land und Leute in den Vereinigten Staaten“ (Nr. 2) das Leben in der nordamerikanischen Union zu schildern, wie es jetzt wirklich ist und voraussichtlich noch längere Zeit sein wird, nicht aber wie es dem oberflächlichen Beobachter erscheinen mag. Hohenwart's Mittheilungen, die sich auf seine persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen stützen, sind nicht das Ergebniß von flüchtigen Eindrücken eines Reisenden; auch wollen sie nicht für eine wissenschaftliche Behandlung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Union gelten; allein sein nahezu dreißigjähriger Aufenthalt in den verschiedensten Theilen der großen transatlantischen Republik sowie seine officielle geschäftliche und sociale Stellung brachten ihn in Berührung mit allen Klassen der Bevölkerung und gaben ihm hinreichend Gelegenheit, mit allen Verhältnissen bekannt zu werden und sich darüber ein möglichst richtiges Urtheil zu bilden. „Ich habe das Gute“, heißt es im Vorwort, „so viel ich konnte hervorgehoben; wenn ich aber den Schattenseiten den Vorzug gegeben und das Schlechte und Dünkelhafte schonungslos bloßstelle und geisele, so kann ich nur sagen, daß es in jeder Hinsicht verdient ist. Die Lichtseiten werden genug von andern, von den Amerikanern selbst, stark betont, sie bedürfen meiner Feder nicht.“ Das Buch zerfällt in zwölf Abschnitte, welche folgende Ueberschriften tragen: „Statistische Uebersicht“, „Die Stadt Neuyork“, „Die Yankees“, „Die Ausländer“, „Die Neger und Farbigen“, „Die Amerikaner“, „Die Deutschen“, „Die Rechtspflege, Gerichtsbarkeit und Advocaten“, „Politik und Parteiwesen“, „Corporationen und Arbeiter“, „Das Heerwesen“ und „Schlußbetrachtungen“. In dem Kapitel, welches über die Yankees handelt, kommen die amerikanischen Frauen, namentlich die in Neuengland, sehr schlecht weg. So heißt es unter anderm:

Auf reiche Verwandte, auf Herkommen wird viel gehalten, und jede angesehene Familie hat ihren Stammbaum oder ihr Wappen eingerahmt oder in Buchform auf dem Tische liegen. Wenn Frauen zusammenkommen, so kann man sicher sein, daß sie sich von ihrem Stammbaum und ihren Familienverbindungen unterhalten; Geld oder Blut sind die beliebtesten Gegenstände der Unterhaltung, oder sie erzählen von ihren körperlichen Leiden und besprechen die Verdienste dieses oder jenes Arztes. Alle, die reich geworden oder hervorragend sind, leiten ihren Stammbaum auf irgendeine englische Adelsfamilie zurück; wenn der Name aber einen französischen Klang hat, so war es eine hervorragende Hugenottenfamilie, von der sie abstammen. Der höchste Ehrgeiz junger Damen ist, sich mit dem europäischen Adel, besonders dem englischen, zu verbinden; und zu diesem Zwecke machen sie, von der Mutter unterstützt, ihre europäische Tour, suchen bei Hofe vorgestellt zu werden, und ist eine so glücklich, einen Lord oder Grafen einzufangen, so sind alle Zeitungen voll davon und das ganze Land ist stolz darauf. Aber ohne hohe gesellschaftliche Verbindung und womöglich Zutritt bei Hofe, ist der Lord oder Graf auch nichts werth, und wenn er seinen Stammbaum bis auf die Kreuzfahrer zurückführen kann; sonst würden sie doch die vielen Adelichen, die in Amerika sind, herbeiziehen. Der bloße Name eines Adelichen, ohne Ahnenschloß, hat für diese praktischen Damen geringen Werth. Früher war Paris das Mekka, nach dem sie wallfahrteten, der kaiserliche Hof nahm sie freundlich auf; jetzt ist London, der Hof von St.-James, fast die einzige Sonne, in deren Strahlen sie sich erwärmen können. Da man an deutschen Höfen solche Parvennes nicht liebt, so sind sie Dentschland gram. Eine junge Dame beklagte sich mir gegenüber einmal, daß sie zehn Monate in Dresden zugebracht habe und nicht in der besten Gesellschaft aufgenommen worden sei. Auf mein Befragen, was sie unter der besten Gesellschaft verstehe, versetzte sie: „Bei Hofe, natürlich!“ Diesen ehrgeizigen jungen Damen sind ihre Männer kaum genug; sind sie unabhängig und reich, so bleiben sie lieber ledig, als daß sie einen jungen Mann ohne hohe Stellung oder Vermögen heirathen, oder vielmehr sie warten bis der rechte Mann kommt. Man sagte früher, daß in Neuengland nur Bildung, Charakter und gute Familie erforderlich seien, um Zutritt in die besten Kreise zu gewinnen; das mag früher der Fall gewesen sein, heute nicht mehr. Es gibt Ausnahmen, und in der höchsten und allerhöchsten Gesellschaft, wie in Boston z. B., wo schon Bildung und Vermögen seit einigen Generationen große Familien auszeichnen, mag Geld allein nicht hinreichen, Eintritt zu erlangen; aber sicher ist, daß Bildung und hohe Charaktereigenschaften, selbst in anständiger Stellung, nicht genügen, wenn dieselben durch Geld oder Namen nicht unterstützt werden. Denn diese Familien rechnen sich zum höchsten Adel Amerikas, selbst die Männer benehmen sich, als hätten sie die Unabhängigkeitsacte verfaßt und unterzeichnet; sie sind so abstoßend und exclusiv, daß selbst die alten Fensterscheiben ihrer alten Häuser in Beaconstreet in Boston eine ganz exclusive Farbe angenommen.

Wir sind trotz unsers zwölfjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten nicht selbst in den Neuenglandstaaten gewesen, können also aus eigener Erfahrung nicht beurtheilen, ob Ernst Hohenwart in seiner Beurtheilung der Yankees zu weit geht oder nicht; politische und sonstige Verhältnisse haben uns aber nicht selten mit Yankees in Berührung gebracht, und da müssen wir bestätigen, daß

dieselben vielfach ein exclusives Wesen haben und meistens sehr fromm sind oder doch so erscheinen. Was aber die politische Freiheitsliebe anbetrifft, so steht der Neuengländer in dieser Hinsicht keinem andern Amerikaner nach; dies haben die Söhne Neuenglands nicht nur im Congreß, sondern im Bürgerkriege auch auf dem Schlachtfelde bewiesen.

Nach unsern Erfahrungen sind die Urtheile des Autors über Amerika fast durchweg sehr scharf, allein sie treffen vielfach das Richtige, so z. B. wenn er in Bezug auf die Socialdemokratie sagt: „Socialistische Ideen scheinen unter ihnen (den Yankees) keinen rechten Anklang zu finden, überhaupt unter Amerikanern; die Träger derselben sind schon genug, um ihnen alle Lust zu verleiden. Nur unter den ausländischen Arbeitern, besonders unter den deutschen, haben diese Ideen Verbreitung.“ In seinen Schlußbetrachtungen bemerkt der Verfasser, dem wir im großen und ganzen vielfach beistimmen, daß eine Verbesserung der materiellen Verhältnisse, also mehr Landbesitz, besserer Verdienst oder günstigere Gelegenheit, weiter zu kommen, die Menschen nicht immer glücklicher mache, und daß solche Vortheile mit manchen harten Opfern erkauft werden müssen. Menschen von Gemüth und ideal angelegte Naturen passen nicht für Amerika, auch nicht hochgebildete Leute, die nicht an praktische Thätigkeit gewöhnt sind. Sie sollten es sich wohl überlegen, ehe sie ihre Heimat und alles, was ihnen theuer ist, einem Lande opfern, welches ihnen das niemals ersetzen kann. Alte Leute sollten nicht über den Ocean gehen; die haben schon zu tief Wurzel gefaßt in ihrem heimatlichen Boden und kommen auf dem fremden nicht mehr gut fort. Rudolf Doehn.

Neuere philosophische Literatur.

1. Ideale und Güter. Untersuchungen zur Ethik von G. Claß. Erlangen, Deichert. 1886. 8. 3 M.

Auch die vorliegende Schrift ist ein Beweis für den Satz, daß unsere gegenwärtige Philosophie keine feste, wahre und sicher begründete Ethik besitzt. Die Zerfahrenheit auf diesem Gebiete ist eine noch größere als auf demjenigen der Erkenntnißlehre und der Metaphysik. Die hier gegebenen Beiträge zur Lösung der im Titel angeregten Frage sind dankenswerth, indem sie von ernstem Interesse für das allerdings ungemein schwierige und vielgestaltige Problem zeugen und manche eigenthümliche, feinsinnige und geistvolle Bemerkungen darüber enthalten. Daß alle frühern einseitigen und abstracten Lehrformeln, namentlich auch die von Kant und Fichte, nicht mehr genügen, ist unzweifelhaft gewiß. Die Philosophie hat ein ethisches Ideal aufzustellen, das theils an sich nothwendig und wahr, theils vermöge der gegebenen Verhältnisse des menschlichen Lebens wirklich oder doch annähernd erreichbar sein muß. Alle echte Ethik hat theils das geforderte ideale Sollen, theils auch das empirisch mögliche Können im Menschen zu berücksichtigen. Warum sträubt sich der Verfasser so sehr dagegen, die Philosophie der Geschichte als die einzig sichere und ausreichende Grundlage für den Gewinn einer wahren und echten philosophischen Ethik anzuerkennen? Es sind dies nach unserer Ansicht zwei Aufgaben, die nur in Verbindung miteinander angegriffen und gelöst werden können. Was helfen uns die sittlichen Ideale früherer Zeiten, denen für unsere Gegenwart und Zukunft die genügende Berechtigung und Lebensfähigkeit abgeht? Es wird auf diesem Gebiete mit verbrauchten Redensarten oder halben und unvollkommenen Phrasen nie etwas erreicht werden. Die sittliche Idee aber ist doch zuletzt die höchste bewegende Macht in der Geschichte, und nur auf Grund einer ethischen Gesammtansicht von der Geschichte wird auch ein weiterer Griff in die Zukunft nach einem vollkommenen sittlichen Ideal möglich sein. Es ist manches in den Ansichten des Verfassers, dem eine bestimmte Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Ohne ein gewisses Moment der eigenen Selbstbefriedigung oder des innern Eudämonismus ist eine wahrhafte Ethik undenkbar. Hierin war überall das natürlich Gesunde und menschlich Berechtigte des antiken sittlichen Ideals enthalten, und auch die christliche Sittenlehre schließt ja dieses Moment in dem Begriff der Seligkeit keineswegs von sich aus. Ein absolutes und starres, nur auf sich allein beruhendes Sollen wie dasjenige des kategorischen Imperativs bei Kant schneidet allen Zusammenhang mit den natürlichen Wurzeln des Sittlichen im menschlichen Leben ab. Der Verfasser strebt offenbar, sich von vielen in dieser Beziehung herrschenden Vorurtheilen und engherzigen Anschauungen zu befreien. Ein gewisser Mangel an entschiedener Klarheit seiner Auffassungen mag aber doch immer erkannt werden. Namentlich scheint ihm der Begriff der Cultur, oder was gemeinhin hierunter verstanden wird, nach seinem Verhältniß zum sittlichen Ideal gewisse Schwierigkeiten zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß dasjenige, was Cultur heißt, zunächst und anscheinend oft geradezu in einem der Sittlichkeit feindlichen Sinne in der Geschichte gewirkt hat. Nichtsdestoweniger wird doch die ganze Stellung der Ethik oder des sittlichen Idealstrebens niemals eine entschieden culturfeindliche sein können. Alles, was zur Cultur gehört, sind doch zuletzt auch Güter des Lebens, die dem sittlichen Ideal oder dem höchsten Guten irgendwie dienstbar sein und sich in den allgemeinen Rahmen der von ihm vertretenen und zu umspannenden Vollkommenheit des menschlichen Lebens einordnen müssen. Auch Wissenschaft, Kunst und alles andere haben zuletzt den Werth von Mitteln und Bestandtheilen dieses höchsten zu erreichenden Ziels. Unsere Zeit ringt noch mit den Widersprüchen

der verschiedenen Güter und Elemente des Lebens. Es hat aber alles auch zugleich eine Seite an sich, wo es sich mit dem Sittlichen berührt und insofern in den Bereich einer vollkommenen Ethik fällt. Was der Verfasser mit der Forderung eines reinen Denkens neben dem reinen Thun hat sagen wollen, ist uns nicht vollkommen klar geworden. Unter Befreiung von allen Vorurtheilen nach dem höchsten Ziel zu streben, würde uns allein als die richtige Auslegung dieses Gedankens erscheinen.

2. Ein neuer Paulus. Immanuel Kant's Grundlegung zu einer sichern Lehre von der Religion dargestellt von Heinrich Romundt. Berlin, Nicolai. 1886. Gr. 8. 5 M.

Der Ton Heinrich Romundt's erschwert uns die Berichterstattung über sein Buch. Derartige Ausschreitungen einer eigensinnigen und sich nur auf sich selbst stützenden Subjectivität können von der Kritik nicht ungerügt bleiben. Was sollen solche unberechtigte und hier nicht näher zu qualificirende Beschimpfungen von Männern wie Fichte oder Hegel, die doch unter allen Umständen mit ihrem ganzen innern geistigen und sittlichen Ernst an der Weiterführung der neuern Philosophie gearbeitet haben? Oder wie kann man an einem Ausdruck wie „Kartoffelweisheit" Wohlgefallen finden? Nicht ohne Scham und Entrüstung können wir unserer Recensentenpflicht genügen bei Erwähnung der sich an eine Kritik des Hegel'schen Religionsbegriffs anschließenden Worte: „Aber das ist ja die vollendete Schweinereligion, sofern das Schwein gewiß weder von Gott noch Welt weiß, sondern einzig und allein von sich selbst." Fühlt Romundt nicht, wie tief er sich selbst durch solche zur Sache vollkommen überflüssige Verletzungen des Schicklichkeitsgefühls dem Publikum gegenüber stellt? Oder werden diese ihm vielleicht leer erscheinenden Formalien etwa durch die Tiefe und den Gehalt seiner eigenen Lehren gerechtfertigt und aufgewogen? Auch bei diesen müssen wir durchaus die Durchbildung und die mäßigende Ordnung, Strenge und Zucht vermissen. Romundt leidet an einer gewissen Verblendung theils über sich, theils über alle Dinge und Fragen, mit denen er es zu thun hat. Seine Studie über Kant gleicht dem Bild eines Malers, welches noch die Flecken und Unvollkommenheiten des unruhigen und leidenschaftlichen Entwurfs im Atelier des Künstlers an sich erkennen läßt. Es ist auch eine Verblendung, außer Kant überall gar nichts anderes sehen und in seinem Recht anerkennen zu wollen. Die Kant'sche Religionsphilosophie hat entschieden reinigend und fortbildend in dem Leben ihrer Zeit gewirkt. Ob sie deswegen auch rein als solche genommen vollkommen wahr und wissenschaftlich haltbar sei, ist trotzdem eine ganz andere Frage. Das Verdienst und der Werth der Kant'schen Lehre besteht in den von ihr ausgegangenen Wirkungen in der Geschichte. Sie war eine große geistige That, die aber immerhin in dem beschränkenden Rahmen der sie abschließenden Zeitverhältnisse stand. Der Verfasser glaubt, die Lehre Kant's auf diesem Gebiete wahrhaft erforscht und zugleich erweitert und vereinfacht zu haben. Die drei Standpunkte von Sokrates, Christus und Kant sind wol überall die wichtigsten Epochen und Stufen in der Entwickelung des allgemeinen moralisch-religiösen Bewußtseins der Menschheit gewesen. Wie früher zu Sokrates, so hat der Verfasser auch jetzt zu Christus und seiner Lehre von Kant aus eine Brücke zu schlagen versucht. Das Berechtigte hiervon an sich zugegeben, so hätte doch die Größe dieser Aufgabe wol eine von sachlichen wie formalen Voreingenommenheiten freiere und namentlich in einem mehr objectiven und würdigen Tone gehaltene Behandlung verlangt. Der Verfasser scheint sich in letzterer Beziehung Johannes Scherr nur nach der negativen Seite seines Werths zum Vorbild genommen zu haben. Auch thut man Kant und seiner Lehre keinen Gefallen, wenn man sie in fanatischer Verblendung als eine absolute und unverändert bleibende Wahrheit hinzustellen versucht. Kant ist groß genug, um H. Romundt zum wahren Verständniß seines Werths nicht zu bedürfen, und es wäre besser gewesen, wenn sich der letztere Kant's strenge und edle Reinheit des Denkens als den bloßen äußern Wortlaut seiner Lehre zum Gegenstand der Bewunderung und Nacheiferung genommen hätte. Auch die Beziehung auf den Apostel Paulus möchten wir nicht gerade als einen besonders glücklichen und berechtigten Einfall bezeichnen.

3. Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Von Friedrich Nietzsche. Leipzig, C. G. Naumann. 1886. Gr. 8. 5 M.

Der Verfasser dieses geistreichen Buchs scheint an alles Uebel in der Welt gedacht zu haben, nur nicht an die Noth, welche er seinem Recensenten damit bereitet hat. Es scheint in der That wie bei dem alten Heraklit von Ephesus eines delischen Schwimmers zu bedürfen, um den Kern seiner Weltauffassung zu heben und verständlich zu machen. Wir möchten das Ganze mit dem Ausdruck Fragmente eines edeln Pessimisten bezeichnen. Einen Auszug hieraus zu geben, ist wegen der sich in subjectiv beschaulicher Breite ergehenden Darstellungweise schlechthin unmöglich. Der Verfasser nennt sich selbst einen Philologen und bemerkt von manchen Philosophen nicht mit Unrecht, daß sie einen Text gegeben hätten ohne die nöthige Interpretation. Sollte aber sein Buch jemals einer spätern Generation in die Hände fallen, so würde dasselbe eine unerschöpfliche Fundgrube für den mannichfaltigsten Scharfsinn und Tiefsinn der Erklärungskunst sein. Es ist alles ohne Zweifel sehr gut gemeint, aber für alles andere eher als für ein einfaches, unmittelbares und sofortiges Verständniß eingerichtet. Der Verfasser schießt aus dem ihn umgebenden Nebel seiner eigenthümlichen Vorstellungen und Ideengänge Pfeile nach allen Seiten hin ab, und man hat immer erst Mühe, die Ziele oder Objecte aufzufinden, für die sie bestimmt sind. Hierbei gefällt er sich fortwährend in halben Andeutungen, ge-

heimnißvollen Aposiopesen u. s. w., und läßt uns aus seinen verschleierten Orakelsprüchen immer nur die unergründliche Tiefe seiner Weltanschauung ahnen. Es kommen auch einige mal Worte vor, die einer dem Verfasser vielleicht bekannten, uns aber unbekannten Sprache angehören. Der Verfasser erwartet, wie es scheint, ein neues Geschlecht von Philosophen, durch welches der beständige Kampf von Gut und Böse aus der Welt geschafft werden soll. Er ist offenbar ein Mann, der viel gedacht, beobachtet und gelesen hat, und sein Buch mag sinnigen und ahnungsreichen Gemüthern vielleicht eine größere Befriedigung gewähren, als die des Recensenten bei der unmöglichen Aufgabe einer kurz zusammengefaßten Skizzirung seiner Weltansicht sein konnte.

4. Logik von Friedrich Harms. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Grieben. 1886. Gr. 8. 6 M.

Dieses Buch des verstorbenen Harms ist eine der besten Darstellungen des gesammten Gebiets der Logik und der philosophischen Lehre vom Erkennen. Es zeichnet sich aus durch Klarheit, Reichhaltigkeit und Kürze bei vollständiger Unbefangenheit in der Mitte der einzelnen Meinungen und Richtungen der Philosophie. Der rein formale Denkapparat ist hier unter Beseitigung alles überflüssigen Schwulstes auf das streng Nothwendige reducirt. Es kann keine Frage sein, daß unsere gemeine oder formale Logik den wahren Bedürfnissen der Wissenschaft und dem Standpunkte der Zeit nicht mehr entspricht. Es gilt auf der andern Seite aber auch das allgemeine Princip oder die Voraussetzung der neuern objectiv-metaphysischen Logik Hegel's und seiner Schule jetzt als ein falsches und überschrittenes. Man ist nach Hegel und seiner Zeit wol wieder zu der ältern Logik des Mittelalters und des Aristoteles zurückgekehrt; es muß aber doch in diesem Rückfalle eigentlich ein Armuthsbekenntniß und das Bekenntniß der Unfähigkeit, die Lehre vom Denken auf eine höhere und vollkommenere wissenschaftliche Grundlage zu stellen, erblickt werden. Der Unterzeichnete hat in seinem Buche „Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart" (M. Schäfer, 1878) den Weg zu diesem Ziel zu zeigen versucht. Das Buch von Harms darf nicht gerade als ein Fortschritt in dem allgemeinen wissenschaftlichen Princip der Logik oder der Philosophie überhaupt angesehen werden, aber dasselbe hat doch den Werth eines wesentlichen Beitrags zur Klärung, Ordnung und Fortbildung unserer gegenwärtigen wissenschaftlichen Begriffe über das Gebiet der Lehre vom Erkennen. Harms gibt mit Hegel auch die Nothwendigkeit eines Anschlusses oder eines organischen Zusammenhangs der Logik mit der Metaphysik zu. Alles Erkennen ist doch zuletzt nicht ein bloßer Act und Vorgang unserer eigenen Subjectivität, sondern wird auch bedingt durch eine Beziehung oder eine Uebereinstimmung mit den gegebenen idealen Beschaffenheiten des äußern Seins. Es bedarf überhaupt einer Erneuerung und Fortbildung des idealistischen Princips oder Gedankens der Metaphysik, um auch die Lehre vom Erkennen ihrer höhern wissenschaftlichen Wahrheit nach feststellen und bearbeiten zu können. Nur ein Fortschritt der Philosophie im ganzen wird auch die Logik diesem Ziel ihrer höhern wissenschaftlichen Wahrheit zuzuführen vermögen. In der gegenwärtigen Literatur und Auffassung der logischen Frage aber nimmt jedenfalls das Harms'sche Buch eine anzuerkennende, würdige und hervorragende Stellung ein.

Konrad Hermann.

Ueber Bosnien.

Bosnien als Neuösterreich. Vom Verfasser von „Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft". Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 2 M.

Der ungenannte Verfasser der letztgenannten Schrift hat durch sein Urtheil über die Zustände Bosniens und der Herzegowina in den politischen Kreisen Oesterreich-Ungarns ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt und in der höhern bosnischen Beamtenschaft und bei verschiedenen türkischen Efendis große Aufregung und lebhaften Zorn hervorgerufen. Zeugniß hiervon gaben zwei Broschüren, von denen die eine von einem Autor, der sich als „Nichtmagyaren" bezeichnet, die andere von Mehmed Beg Kapetanovic, einem vornehmen Türken, abgefaßt ist. Beide machen sich zur Aufgabe, die Urtheile des Verfassers über die bosnische Verwaltung, über das, was dieselbe auf politischem und agrarischem Gebiete, im Unterrichts- und Finanzfach hätte leisten sollen und nicht geleistet hat, als irrthümlich darzustellen, und werfen ihm politischen Ultramontanismus, Vorliebe für den kroatischen Stamm, Haß gegen das Magyarenthum und gegen die Türken und den Mohammedanismus vor. Auch die „Agramer Zeitung", das officiöse Organ der kroatischen Landesregierung, die „Deutsche Zeitung" in Wien und besonders der „Pester Lloyd", das Hauptorgan der ungarischen Regierung, traten polemisirend gegen die erste Broschüre des Verfassers auf.

Um diese Angriffe zurückzuweisen und seinen Standpunkt näher zu begründen, veröffentlichte er die zweite Broschüre „Bosnien als Neuösterreich". Da die Gegner des Verfassers sehr gewagte Behauptungen aufstellen, die Errichtung von Dorfschulen als etwas Unnützes bezeichnen, die Lage der mohammedanischen Bauern, welche schlechter ist als die der geringsten Bauern in Deutschland, für befriedigend erklären und für die definitive Ordnung die Vereinigung der occupirten Provinzen mit Ungarn

empfehlen, so geben sie dem Verfasser Anlaß, durch genaue Schilderung der bosnischen Verhältnisse, welche er durch eigene Anschauung kennt, das Grundlose der gegnerischen Behauptungen darzuthun und die Magyaren und ihre Anhänger daran zu erinnern, daß die Durchführung des von ihnen so gepriesenen „ungarischen Staatsgedankens" nichts anderes bedeute als die Magyarisirung aller unter der St.-Stephanskrone vereinigten Volksindividualitäten, also die Vernichtung der deutschen Cultur nicht blos in Ungarn, sondern auch in Siebenbürgen, wo ein urkräftiger deutscher Volksstamm seit vielen Jahrhunderten sich zu Wohlstand und reichem geistigen wie socialen und politischen Leben erhoben hat, die Vernichtung von ein paar Millionen Rumänen, die Vernichtung der serbischen Nationalität im Südosten des Reichs, die geistige Tödtung der zwei Millionen schüchterner und weichherziger Slowaken, die Bekämpfung des kroatischen Elements, dessen Selbständigkeit und nationale Freiheit von Jahr zu Jahr enger zugeschnitten und dessen Land mittels falscher Wirthschaftsprincipien und einer ebenso falschen Eisenbahnpolitik finanziell ausgehungert und mit magyarischen Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamten übersät wird. Einem Volke, das die Rechte und Institutionen anderer Nationen in so unverantwortlicher Weise mit Füßen tritt, noch zwei weitere Provinzen zum Zweck der Magyarisirung auszuliefern, hält der Verfasser mit Recht für unthunlich.

Zur Illustrirung des bosnischen Zukunftsprogramms faßt er das Gesammtresultat seiner Discussion in einem kurzen Ueberblick zusammen und bezeichnet im Anschluß daran die wichtigsten Punkte jenes Programms, dessen Realisirung ihm die dringendste Aufgabe der nächsten Zeit zu sein scheint. Als erster Fundamentalsatz steht ihm die Ueberzeugung obenan, daß Bosnien mit der Herzegowina und dem Limgebiete bis Mitrovitza bereits ein untrennbarer Bestandtheil der habsburgischen Monarchie ist und so bald als möglich als integrirende Provinz dem Kaiserstaat incorporirt und als solche in das allgemeine europäische Staatsrecht eingefügt werden müsse. Als die naturgemäßeste Gestaltung erscheint dem Verfasser die Vereinigung dieser Gebiete mit Kroatien und Slawonien sammt Dalmatien zu einem einheitlichen Staatsorganismus, welcher mit dem engern Ungarn ein politisches Ganzes gegenüber der Westhälfte des Reichs bilden, oder als ein selbständiger Staatskörper mit Oesterreich und Ungarn die so viel berufene Trias herstellen könnte. Diesem Act müßte die förmliche Lösung des Verhältnisses Bosniens zur Pforte vorangehen. Neben der auf Kosten des Reichs unterhaltenen Reichsarmee sollte eine bosnische Landesarmee herangebildet werden. Die Landesfinanzen findet der Verfasser sehr günstig, tadelt aber, daß die Eisenbahnpolitik Bosniens durchaus im Dienste Ungarns steht, und fordert, daß neben den schon hergestellten Hauptstraßen auch Nebenstraßen, welche die größern Ortschaften miteinander verbinden, gebaut werden. Als weitere dringende Aufgaben bezeichnet der Verfasser die Durchführung einer den realen Verhältnissen entsprechenden Gemeindeordnung, das Eingreifen der Verwaltungsorgane in das Schulwesen zum Zweck der Errichtung confessioneller Volksschulen und interconfessioneller höherer Schulen, die geistige und materielle Hebung des Bauernstandes, die Regelung des Agrarwesens, die Colonisation durch Einwanderung von Bauern aus civilisirten Ländern, die Errichtung einer Landeshypothekenbank, welche dem Uebelstand, daß der allgemein übliche Zinsfuß für Darlehne 24 Procent jährlich ist, steuern und das Aufkommen weiterer Creditanstalten ermöglichen würde, wodurch allein die Möglichkeit geboten wäre, industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen, die einem Lande, das eine solche Masse von Rohproducten hat, außerordentlich noththut. Der Verfasser fordert zum Schluß die Reichsregierung auf, diese „türkischen Provinzen" in möglichst kurzer Frist in ein gesegnetes, glückliches, wahrhaftes „Neuösterreich" umzuwandeln, auf welches das alte Oesterreich mit gerechtem Stolz und mit aufrichtiger Befriedigung hinweisen könnte als auf einen gelungenen Schritt zur Erfüllung seiner wichtigen Mission im Osten von Europa.

Wilhelm Müller.

Karpatenlieder.

Karpatenlieder. Erinnerung an die ungarischen Alpen von Ludwig von Bartók. Dem Magyarischen nachgedichtet von A. Silberstein. Mit Illustrationen. Budapest. 1886. Lex.-8. 4 M.

Eine Wirthin von maßloser Gastfreundschaft, die jedem Fremden mit herzlichem Willkomm ihres Hauses Pforte öffnet, ist unsere Sprache. Darum kommen sie auch aus allen Landen gezogen die singenden Wandergesellen, denn rasch fühlt sich in diesem Hause wohl, wer gesund und lebenskräftig eingetreten. Die Armen freilich, welche daheim schon ein hippokratisches Gesicht getragen, siechen in der scharfen Luft der Fremde um so schneller dahin; doch ist dieses Los in dem Mangel an Lebensfähigkeit begründet, den die liebevolle Wirthin nicht beheben kann. Sie thäte es gewiß gern. Kleidet sie doch so willig die Gäste in ihre Pracht und ihren Reichthum und freut sich, wenn sie darin schmuck aussehen und jedermann entzücken. In unsern Tagen wird ihr diese Freude nicht oft. Vieles Kranke wird gerade wegen seiner interessanten Blässe in unsere Literatur eingeführt, vieles Gesunde, in sich Kraftvolle bleibt unbeachtet. Nach Besonderm und Absonderlichem geht der Zug der Zeit, und die Rose am Wege wird nicht gepflückt, weil sie zu gewöhnlich, während man die Eiche emporklimmt nach der Mistel, die doch nur eine Krankheit des Baumes

ist. Um so erquickender berührt uns die Uebertragung einer wirklich markigen, frischen Erscheinung aus fremdem Lande, und wir fühlen uns dem verpflichtet, der sich der schwierigen und im Grunde wenig lohnenden Arbeit unterzogen. In unserm Falle ist es der bekannte deutsch-ungarische Schriftsteller Adolf Silberstein, welcher für seine sorgsame, melodisch fließende Tondichtung von Ludwig von Bartók's „Karpatenliedern" unsern Dank verdient.

Ein ganz eigenartiger Poet begegnet uns hier zum ersten mal im deutschen Gewande. Der schärfste Satiriker der jungungarischen Dichtergeneration, ist er zugleich einer ihrer machtvollsten Lyriker, und wie er mit Kraft die Geisel schwingt, so greift er auch mit Anmuth und Begeisterung in seine Harfe und entlockt ihren Saiten bezaubernde Klänge. In dieser gefälligern Gestalt tritt uns der interessante Doppeldichter als Sänger der Karpaten entgegen, deren schneeschimmernde Felsenhäupter er mit der Strahlengloriole seiner Poesie umflicht, glühend und zärtlich wie der Verliebte, der ein Kränzlein von Vergißmeinnicht seinem Mädchen auf die Stirn drückt. Verliebt ist auch Bartók in seine heimatlichen Berge, und mit der Liebe scharfen Sinnen entdeckt und preist er die tausendfältigen Reize der ungarischen Alpenwelt. Er vertieft sich in ihr Leben und Weben, spiegelt es in den bewegten Wellen seines subjectiven Empfindens und malt nach dieser Spiegelung liebliche Landschaftsbildchen, denen ebenso wenig die poetische Stimmung wie ein bedeutsamer, wenngleich oft nur angedeuteter, halbverschleierter Grundgedanke mangelt. Durch die kernhafte und vornehme Reflexion vibrirt ein heißer dichterischer Pulsschlag, der seine bannende Macht auch in der Nachdichtung bewahrt hat. Um von dem Wesen dieser Poesie einen Begriff zu geben, sei ohne Wahl eins der kürzesten Lieder, eine Apostrophe an Thal und Berg, hier angeführt:

Du Thal, mit hellerm Tag, durchsicht'gem Schnee,
Leichtfüß'gem Winter, längern Lenzestrieben,
Wo Blumenhecken spiegeln sich im See,
Du Thal, du lehrst das holde Wort uns: Lieben!

Du Berg, der trotzt Vernichtung drohndem Blitze,
Verachtet der Orkane Raserei,
Du öde, kahle, schwergetroffne Spitze,
Erhabner Berg, du donnerst uns: Seid frei!

Den Liedern geht eine klare, jedem Chauvinismus ferne Würdigung des magyarischen Dichters durch seinen Uebersetzer voran, welche durch die Lieder selbst bestätigt wird. Nichts Unbedeutendes tritt uns darin entgegen, und die Verdeutschung, die sich nicht sklavisch an den Wortlaut der Originale, sondern an deren Sinn gehalten, verbindet mit formeller Gewandtheit die Klarheit des Ausdrucks, welche einzig eine Uebersetzung genußreich gestalten kann. Bedauerlicherweise war der Uebersetzer seinem Mitarbeiter Bernhard Pataki gegenüber nicht streng genug; das Lied „Einsamkeit" hätte so in dem Buche nicht Platz finden dürfen. Die andern Uebertragungen Pataki's sind recht gefällig und treu, obzwar nicht von eigentlich dichterischem Geiste durchweht. Heinrich Glücksmann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue (und ältere) Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue des deux Mondes" vom 1. August d. J. bespricht M. J. Bourdeau eine Reihe deutscher und französischer Werke über die Geschichte Deutschlands im 18. Jahrhundert, welche mit Karl Biedermann's „Deutschland im 18. Jahrhundert" beginnt. Da diesem Werke einige besondere Bemerkungen gewidmet sind, während die übrigen, darunter die von Hettner, Gustav Freytag, Hermann Grimm und Heinrich von Treitschke, ebenso wie die französischen und Karl Hillebrand's englisch geschriebenes Werk nur als Unterlage zu den weitern Ausführungen des Kritikers dienen, so seien jene Bemerkungen hier angeführt. Nach einer allgemeinen Betrachtung über die Geschichte Deutschlands im 18. Jahrhundert, welches Bourdeau für eine der interessantesten Epochen derselben erklärt, und in welchem er bereits den Keim dessen findet, was er als charakteristisch für die Bevölkerung am diesseitigen Ufer des Rheins bezeichnet: „Militarismus und Individualismus, Grobheit und Empfindsamkeit, Roheit der Sitten und hohe Geistesbildung", worin er also „Gegensatz und Widerspruch" erkennt, sagt er: „Dieser denkwürdige Zeitraum ist mit Eifer und Wißbegierde in seinen geringsten Einzelheiten erforscht worden. Das Verdienst Karl Biedermann's ist es, so verschiedenartige Seiten zu einem Gesammtgemälde vereinigt zu haben, welches gleichwol nicht oberflächlich ist: die staatliche und wirthschaftliche Organisation, das Leben der Höfe, die bürgerlichen Sitten, die literarische Bewegung und der Fortschritt der Wissenschaften werden alle nach ihren Quellen dargelegt. Es ist zu bedauern, daß wir keine ebenso vollständige Geschichte über das gleiche Jahrhundert französischer Geschichte besitzen."

In derselben Zeitschrift vom 1. October d. J. widmet M. F. Brunetière, anknüpfend an die von J. A. Cantacuzène soeben veröffentlichte französische Uebersetzung des Hauptwerks Arthur Schopenhauer's, der Philosophie desselben einen längern Artikel, aus dem wir einige Stellen hier folgen lassen. Diese Uebersetzung scheint, beiläufig gesagt, gelungener zu sein als die englische, denn wie schon die „Academy" ihr nachrühmt, ist der Titel richtiger mit „Le monde comme volonté et comme représentation" als der englische mit „idea" für „Vorstellung" wiedergegeben. Brunetière nun leitet seine Besprechung der Schopenhauer'schen Philosophie damit ein, daß er sagt: „Schopenhauer ist bei uns besonders als Pessimist bekannt, als Pessimist hängen seine Jünger ihm an und bekämpfen ihn seine Gegner, und auf den Pessimisten glaubt man die Hiebe abzielen zu müssen, die man ihm versetzt." Er meint dann sehr richtig, Schopenhauer sei zwar ein aufrichtiger Pessimist, aber weder der erste noch der originellste, folglich (?) auch nicht der beredteste. Swift, Pascal und Leopardi, ohne noch frühere zu erwähnen, seien ihm darin bereits vorangegangen und haben ihn an Aufrichtigkeit und Bitterkeit übertroffen. Und nachdem er verneint, daß Schopenhauer den Pessimismus zuerst systematisirt, sowie daß er ihm eine metaphysische Basis gegeben habe, sagt er: „Endlich weil man sich wegen des Pessimismus Schopenhauer's für berechtigt hält, sein System nicht näher zu erforschen, ist es meine Absicht, nachzuweisen, daß seine wahre und

dauernde Originalität wo anders liegt. Schopenhauer ist nicht blos Pessimist; während sein Pessimismus ihm zum Ruhme verholfen, hat er seinen wahren Werth verschleiert, und deshalb werde ich ihn nicht als Pessimisten behandeln." Wir heben nun einige weitere Stellen aus dem Artikel hervor. „Was mir zunächst an seiner Philosophie gefällt", sagt Brunetière, „ist das, was er selbst deren experimentalen Charakter nennt; man könnte sie als realistisch bezeichnen, und die Bezeichnung würde noch zutreffender sein, wäre dieser unglückselige Ausdruck, in der Philosophie sowol wie anderwärts, nicht zu zweideutig. Das Schopenhauer'sche System ist in gewissem Sinne und im Vergleich mit jenen «prächtigen Gedankenpäläſten», welche die alte Metaphysik aufzubauen liebte, kaum ein solches; es besteht aus Stücken, Trümmern zwanzig anderer Systeme; man würde gern den eigentlichen Text oder Körper für die Anhänge und Ergänzungen dazu hingeben; es ist aber vor allem und insbesondere das eines Beobachters der Sitten und des Lebens. Die Metaphysik hatte sich ins Reich der Phantasie verirrt; sie handelte bei Hegel von Fragen, die unsern Nachkommen einst ebenso lächerlich erscheinen werden, wie uns die bekannten Probleme der alten Scholastik: «Utrum, die Winterkälte der Gegenfüßler» u. s. w.; in solche setzte sie ihre Freude und Ehre und war stolz auf die Nutzlosigkeit ihrer Speculationen. Hier liegt der Grund des Hasses, den Schopenhauer gegen Hegel und den Hegelianismus hegte, hierin das Geheimniß seiner heftigen Schmähungen der Philosophieprofessoren. In Anbetracht dessen, daß die Vernunft auf ihrem Gange von der Anschauung, die Dialektik von der Erfahrung beständig controlirt werden muß, daß es dem Menschen als solchem natürlich ist, bei jeder Gelegenheit «alles auf die menschliche Natur zu beziehen», und daß, um kurz zu sein, es für uns nur ein einziges Problem gibt, nämlich das unserer Bestimmung, hat er die ganze Metaphysik darauf zurückgeführt. . . . Wenn sein Geschmack am Wirklichen, seine Beschäftigung mit menschlichen Handlungen und ihren letzten Beweggründen", heißt es weiter, nachdem auf seine Lebensweise hingewiesen worden, „Schopenhauer nichts als seine Willenslehre eingegeben hätte, so würde dies genügen, um ihn auf eine mehr als hohe Stufe unter den Philosophen zu stellen." Nachdem nun Brunetière ferner verschiedene Disciplinen der Schopenhauer'schen Philosophie, insbesondere seine Metaphysik und Ethik, kurz besprochen und von letzterer gesagt, sie lehre die reinste Sittlichkeit, sei auf eine höchst eigenartige Weltanschauung gegründet, kurz eine so strenge und edle Lehre, als es je gegeben, stellt er folgende Betrachtung an: „Der gleichsam posthume Erfolg der Schopenhauer'schen Philosophie hat in Deutschland das Signal zu einer Wiedergeburt des Idealismus gegeben. Der wesentliche und neue Charakter dieses Idealismus ist, wie man gesehen, derjenige, daß er zum ersten mal in der Geschichte sich auf die Erfahrung stützt, oder besser gesagt, gänzlich daraus hervorgegangen ist. Was weder Auguste Comte in Frankreich, noch Stuart Mill in England vermocht, hat Schopenhauer geleistet: er hat die letzten Bande zerrissen, welche die Metaphysik noch in den letzten Regionen des Transscendentalismus zurückhielten. Aber noch mehr, und was niemand vor ihm für möglich gehalten hätte, ohne den Erfahrungskreis zu überschreiten, er hat die Metaphysik wieder zu Ehren gebracht, und diese Metaphysik ist eine idealistische. . . . Und hätte man ihm nicht Dank dafür wissen sollen, daß er, wenn ich so sagen darf, die Position des Idealismus dadurch befestigt hat, daß er ihn für immer vom Skepticismus Hume's und Kant's, vom Pantheismus Schelling's und Hegel's und vom Materialismus unterschieden hat? In seiner «Kritik der Kant'schen Philosophie» hat er gegen Kant die Möglichkeit der Metaphysik nachgewiesen, und ist auch sein System im Grunde vielleicht eher eine Ethik als eine Metaphysik, so hat er doch diese Möglichkeit in der besten Weise dadurch dargethan, daß er ein metaphysisches Werk geschaffen hat. In den wenigen Seiten, welche den Schluß seines großen Werks bilden und die er «Epiphilosophie» betitelt, hat er die Schwäche des Pantheismus und besonders die Tiefe seiner Unsittlichkeit selbst noch besser nachgewiesen. Was endlich den Materialismus betrifft, so hat er ganz allein dadurch, daß er die Materie, was man zwar nicht so leicht verstehen kann, als Sichtbarkeit des Willens erklärte, jedenfalls aber dadurch, daß er das «Freiwillige» in seine Rechte einsetzte, mehr geleistet als diejenigen, welche die Unsterblichkeit der Seele oder das Dasein Gottes zu beweisen suchen. Denn Gott ist sehr fern; die Unsterblichkeit der Seele fühlt man oder auch nicht, keineswegs aber kann man sie beweisen; der Wille jedoch «ist» (dies sind bekanntlich Schopenhauer's eigene Worte und daher auch von Brunetière als solche mit Anführungszeichen versehen) «von allen Dingen, die wir zu erkennen vermögen, das bekannteste und das einzige, was uns unmittelbar bekannt ist». Sind dies nicht was man gute und treue Dienste nennen kann, die Schopenhauer geleistet, und weil er ein Deutscher war, sollen wir uns etwa weigern, sie anzuerkennen?" Weiter heißt es, man lobe an Schopenhauer den Schriftsteller und seinen Stil: hierüber wolle Brunetière sich kein Urtheil anmaßen; wohl aber könne man in ihm den Moralisten und die Schärfe seiner Beobachtung, den Humoristen und das Geistreiche seiner Einfälle, die es im Deutschen vielleicht noch mehr sind als im Französischen, bewundern; man vergesse aber ein wenig den Philosophen, oder schätze ihn doch geringer, als man es thun sollte. Sein System würde freilich vergehen wie alle andern Systeme; ja man könne sogar sagen: als System sei es bereits vergangen, nicht aber ohne einen großen Einfluß, einen vielleicht größern als man glaubt, ausgeübt zu haben, und nach allem, was er geleistet, werde Schopenhauer die Ehre bleiben, auch seines Theils in der Geschichte der Philosophie ein Wort gesprochen zu haben, das man nicht vergessen werde. „Was", fragt er dann, den Artikel damit beschließend, „bleibt von Hegel oder Kant mehr übrig?"

Bibliographie.

Hipler, F., Johann Heinrich Schmülling, der Nachfolger Overbergs. Ein Lebensbild. Brannsberg, Huye. Gr. 8. 3 M.

Hoffmann, M., Von der Kunst des ästhetischen Geniessens. Mähr.-Ostrau, Wattolik. 1887. Gr. 8. 85 Pf.

Junghans, Sophie, Die Amerikanerin. Roman. Leipzig, Reißner. 8. 4 M. 50 Pf.

Kiss, J., Gedichte. 1868—1871. Deutsch von J. Steinbach. Wien, Szelinski. 16. 3 M. 60 Pf.

Köhr, J. (Job Rhök), „Ut'n Busch", humoristische Vorträge in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart und poetischer Form. Schönebeck, Senff. 8. 1 M.

Leixner, O. v., Dämmerungen. Eine Dichtung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Liliencron, D. Freih. v., Arbeit adelt. Genrebild. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 2 M.

Maška, K. J., Der deluviale Mensch in Mähren. Ein Beitrag zur Urgeschichte Mährens. Mit 51 Abbildungen im Texte. Neutitschein, Hosch. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Meyer, M. W., Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit. Berlin, Verein für deutsche Literatur. Gr. 8. 5 M.

Obstalden, Friedrich der Große. Ein Gedenkblatt in gebundener Rede. Stargard, Just. 8. 50 Pf.

Pfleiderer, E., Die Philosophie des Heraklit von Ephesus im Lichte des Mysterienidee. Nebst einem Anhang über heraklitische Einflüsse im alttestamentlichen Kohelet und besonders im Buche der Weisheit, sowie in der ersten christlichen Literatur. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 8 M.

Ratzel, F., Völkerkunde. 2ter Bd. Die Naturvölker Ozeaniens, Amerikas und Asiens. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 14 M.

Savage, M. J., Die Religion im Lichte der Darwin'schen Lehre. In deutscher Uebersetzung mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben von R. Schramm. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 M.

Schaller-Fischer, L., Verwaist aber nicht verlassen. Straßburg, Heitz. 1887. 8. 80 Pf.

Spättgen, Doris Freiin v., Sphinx. Roman. Leipzig, Reißner. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 297 bis 303.

Zur Mittelmeer-Frage. (II./III.) — Die neue Phase der Agitation für den Antrag Hammerstein. — Militärisches aus Frankreich. — Die Politik des neuen spanischen Cabinets. — Französisch-deutsche Wechselbeziehungen. — Serbien und Bulgarien. — Italien und der Zwei-Kaiser-Bund. — Die serbische Kirchenfrage und der bevorstehende Kirchencongreß.

Charakter und Weltstellung der romantischen Schule. Von G. Weber. — Medicinischer Brief aus Wien. — St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864. (III./V.) — Georg Waitz. (IV. Schlußartikel.) — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (XII.) — Die Wiedergeburt Griechenlands und der griechische Syllogos in Konstantinopel. Von Dr. phil. E. Zomarides. (III. Schlußartikel.) — Die neue Specialkarte von Oesterreich-Ungarn und das k. k. Militär-Geographische Institut. Von E. Hammer. — Die Gallerie von Buckingham Palace. Von W. Lübke. — Das Chemiegebäude des eidgenössischen Polytechnikums. — An griechischen Ufern. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (I.) — J. Burgers Stich nach Guido Reni's Aurora. Von W. Lübke. — Zur Geschichte des Münchener Bräuwesens. Von Dr. Karl Schäfer. (II.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

Gr. 8. 842 S. mit 1 Karte und Holzschn. 16 M.

Jena, **Fr. Mauke's** Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch das Britische Reich.

Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada.

Von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Der bekannte österreichische Diplomat, Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt“, schildert hier eine neue Weltreise, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Menger, Prof. **Anton, Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag.** Octav. IV u. 166 Seiten. Eleg. brosch. 3 M.

Roscher, Wilhelm, System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Gesellschaftsmänner und Studierende. Des Systems der Volkswirthschaft vierter Theil, erste Hälfte. Octav. X u. 670 Seiten. Erste und zweite unveränderte Auflage. Eleg. brosch. 10 M.

Stein, Privatdocent Dr. **K. Heinrich von, Die Entstehung der neueren Aesthetik.** Octav. VI u. 422 Seiten. Eleg. brosch. 8 M.

Riehl, W. H., Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. Erster Band. 7. Auflage. Octav. XX u. 306 Seiten. Eleg. brosch. 5 M. — Zweiter Band. 6. Auflage. Octav. VIII u. 376 Seiten. Eleg. brosch. 5 M.

Vitzthum, Carl Friedrich Graf von, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. 2. Auflage. Octav. XXVI u. 362 Seiten. Eleg. brosch. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit

in ihren Beziehungen zur Gegenwart.

Von

Moriz Carriere.

Zweite vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Eine Erneuerung dieses seit längerer Zeit vergriffenen Werks ist von vielen Seiten gewünscht worden. Dasselbe liegt nun in zweiter Auflage vor, vom Verfasser sorgfältig durchgesehen, berichtigt und ergänzt, und wird gewiß auch jetzt wieder verdiente Aufmerksamkeit erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bosnien als Neuösterreich.

Vom Verfasser von

„Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft“.

8. Geh. 2 M.

Der zu Anfang dieses Jahres erschienenen Schrift über die Zustände Bosniens, die in weiten Kreisen ungewöhnliches Aufsehen erregte, folgt hier eine zweite Schrift von demselben Verfasser, in welcher er die von ihm ausgesprochenen Ansichten durch neue Thatsachen belegt und noch tiefer begründet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hermann Hettner.

Ein Lebensbild von

Adolf Stern.

Mit einem Porträt. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 18. November 1886.

Inhalt: Neue Romane und Novellen. Von Emil Taubert. — Von unsern Marschalls-Inseln und von Sibirien. Von Alfred Kirchhoff. — Ein Wagner-Jahrbuch. Von Joseph Sittard. — Vermischte Schriften. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane und Novellen.

1. Formosa. Roman von Paul Maria Lacroma. Leipzig, Wartig's Verlag. 1885. 8. 3 M.
2. Im Hörselberg. Roman von Leo Warren. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1886. 8. 8 M.
3. Der schöne Valentin. Die alten Leutchen. Zwei Novellen von Helene Böhlau. Berlin, Paetel. 1886. 8. 5 M.
4. Erreichte Ziele. Ein Familienroman von Elly Reuß (E. Relly). Zwei Bände. Bernburg, Bacmeister. 1886. 8. 6 M.
5. Hodica. Vaterländischer, culturgeschichtlicher Roman in drei Bänden von Ferdinand Pflug. Rostock, Hinstorff. 1886. 8. 10 M.
6. Schön-Düweke. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert von Johann von Wildenradt. Leipzig, Elischer. 1886. 8. 4 M.
7. Unter Halbmond und Kreuz. Roman aus unsern Tagen von Christian Benkard. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1886. Gr. 8. 5 M.
8. Der Zigeunerbaron und andere Novellen. Von Moriz Jókai. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M.
9. Die Varchoniten. Romantische Erzählung von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen von L. Wechsler. Berlin, Janke. 1886. 8. 1 M.
10. Lebenswirren. Roman von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen von L. Wechsler. Berlin, Janke. 1886. 8. 2 M.
11. Kloster Friedlands letzte Aebtissin. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Von B. W. Zell. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M.
12. Cerevis und Bürgerkappe. Erzählung von Otto Bruhnsen. Hamburg, Grädener. 1886. 8. 1 M.
13. Fidele Geschichten. Von Alex. Büchner. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 5 M.

Nicht allein das Drama, sondern auch der Roman und die Novelle haben eine unerläßliche Forderung zu erfüllen: die der Wahrscheinlichkeit der äußern und innern Vorgänge. Frau Aventiure, die Muse der höfischen Epiker des Mittelalters, die Göttin der Romantik, pocht in unserer allzu realistischen Zeit umsonst um Einlaß an die Thüren der meisten Leser; umsonst breitet sie ihren bunten Fabelteppich aus, spielt mit Unmöglichkeiten oder tiefsinnigen Träumen. Der heutige Leser rechnet dem Dichter das Facit seiner Erzählung nach, prüft die Beweggründe zu jeder Handlung, mißt jede Erfindung des Schriftstellers nach dem Maßstab des wirklichen Lebens, fordert Charaktere von Fleisch und Blut und mustert selbst (kein Wunder in dem Zeitalter des die Welt erschließenden Rundreisebillets!) den Schauplatz der Begebenheiten mit argwöhnischem Auge. Die Möglichkeit des Dargestellten bestimmt sein Urtheil, und mit der Existenzfähigkeit oder dem bloßen Scheinwesen der handelnden Personen, die bis auf ihre unterschiedliche Sprechweise der rücksichtslos nachrechnenden Kritik anheimfallen, steigt oder sinkt sein Interesse.

In Bezug auf die Wahrscheinlichkeit der innern Vorgänge hat der Erzähler einen verhältnißmäßig unbeschränktern Spielraum. Psychologische Probleme, seelische Conflicte, Absonderlichkeiten des Charakters, kurz alle Ausnahmen von der geistigen Alltagsregel des Durchschnittsmenschen entziehen sich mehr oder weniger der nüchternen Berechnung, und die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit des Seelen- und Empfindungslebens vermag hundert vorwitzige Einwendungen zu entkräften. Gelingt es der überzeugenden Darstellung des Poeten nur, seine vom Kanon des Gewöhnlichen noch so sehr abweichenden Helden und Heldinnen in sich folgerichtig und sich selbst getreu zu entwickeln und zu gestalten, so verstummt allmählich unser Widerspruch, und wir glauben unter dem Bann der Dichtung an die Wirklichkeit der Ausnahme, wenn durch die Kunst des Schriftstellers diese Ausnahme gewissermaßen zu einer neuen, für besondere Fälle gültigen Regel wird.

Viel mislicher steht es meist um die Wahrscheinlichkeit der äußern Vorgänge. Muß es dem Leser schon Unbehagen

verursachen, daß hier und dort zwischen dem Charakter und dem Benehmen des Trägers der Handlung die nöthige Harmonie fehlt, so schlägt jenes Unbehagen vollends in Verstimmung um, sobald die Geschehnisse selbst der Glaubwürdigkeit widerstreiten und der Erzähler den festen Boden der Möglichkeit unter den Füßen verliert. Es gibt eine Logik der Thatsachen, die nicht ungestraft verletzt wird. Soll uns der Roman und die Novelle ein Spiegelbild unserer Zeit und unserer Umgebung bieten, so dürfen die gesellschaftlichen Verhältnisse und Satzungen, in und unter denen wir leben, nicht willkürlich auf den Kopf gestellt werden, so darf die Erfindung des Dichters, bei aller Bethätigung der frei schaffenden Phantasie, nicht Wege einschlagen, die von dem Leben wegführen, anstatt mitten durch dasselbe hindurchzuleiten.

Zu diesen Bemerkungen über das Gesetz der Wahrscheinlichkeit geben einige der heute zu besprechenden Romane und Novellen genügende Veranlassung.

In dem Roman „Formosa" hat die talentvolle Verfasserin, die sich hinter dem Namen Paul Maria Lacroma (Nr. 1) verbirgt, mit der Unmöglichkeit ein allzu kühnes Spiel getrieben. Man könnte als das Thema der Dichtung „den Triumph der Häßlichkeit" bezeichnen. Zwei Schwestern, Formosa und Angelika, bilden einen wirkungsvollen Gegensatz: Angelika besitzt alle Vorzüge körperlicher Anmuth, während Eigenliebe und Herzlosigkeit ihren Charakter entstellen; Formosa dagegen, das vollständige Widerspiel ihres verheißungsvollen Namens, glänzt durch die Reinheit ihrer Gesinnung, durch jeglichen Seelenadel, aber sie ist zugleich die Trägerin aller möglichen körperlichen Gebrechen, die sie zu einer Idealfigur der Häßlichkeit machen, wenn anders der Ausdruck gestattet ist. Der Hexengesang Shakspeare's ist das Motto der Erzählung:

Regen wechsle mit Sonnenschein!
Häßlich soll schön, schön häßlich sein!

Man höre, wie die Verfasserin ihre Heldin Formosa schildert:

Der rücksichtslose Ausspruch des Lieutenants war nur zu wahr: ein armes verkrüppeltes Geschöpf stand auf der Thürschwelle. Das Trauerkleid, das die wundersame Schönheit der Schwester um so blendender hervorhob, verschmolz förmlich mit den häßlichen Zügen der Verwachsenen und ließ die ganze Gestalt wie aus einem Guß abschreckend düster erscheinen, als habe Mutter Natur Trauer angelegt für diese Misgeburt ihrer Schöpfung. (!) Umsonst suchte man an dieser eckigen Figur mit den affenartig langen Armen nach einem einzigen Anhaltspunkte für die poetische Benennung, und glitt man prüfend bis zu dem entschieden garstigen Antlitz empor, so fand man darin blos die Verkörperung der Ironie für den Namen Formosa. Ja selbst der Jugend der Zwanzigjährigen sprach dies Angesicht Hohn, das fahl und wächsern wie eine Todtenmaske von dem mattschwarzen Haar abstach, welches in wuchtigen Zöpfen den ungewöhnlich großen Kopf beschwerte und die kleine, solcher Last durchaus nicht gewachsene Gestalt fast erdrückte. Infolge eines Sturzes waren ihre Schönheit und das Ebenmaß ihres Körpers unwiederbringlich verloren, da sie bei dem verhängnißvollen Fall zwei Rippen brach und sich überdies das Rückgrat lädirte. Die traurigen Folgen davon äußerten sich in einem kümmerlichen Wachsthum, in einer ungesunden, blassen Gesichtsfarbe und in einer verkrüppelten, wie entzweigebrochenen Gestalt. Formosa konnte sich zwar minutenlang durch übermäßige Kraftanstrengung emporrichten, allein nur, um dann noch hülfloser zusammenzuknicken. Die Aerzte mußten daher jeden Versuch aufgeben, der Unglücklichen durch künstliche Mittel zu einem normalen Gleichstand zu verhelfen.

Dieser Dämon der Häßlichkeit trägt nun in dem Roman den Sieg über die glänzende Schönheit Angelika's davon. Doch wird es dem Leser äußerst schwer, an diesen Sieg zu glauben; denn die verkrüppelte Gestalt der Verwachsenen schwebt ihm immer vor Augen. Sie gewinnt die Liebe dessen, den einst Angelika gefesselt, und bethört einen Rittmeister bis zum stillen Wahnsinn. Trotz aller Milderungsgründe, trotz der wohllautenden Stimme, trotz der Opferfreudigkeit, mit der sie dem Geliebten entsagt, um nicht die Qual seines Lebens zu werden, trotz des Heroismus ihrer Krankenpflege, ihrer Tugend bleibt sie für uns die Verneinung jeglicher Anmuth, und wir begreifen es nicht, daß der Verlobte und der Rittmeister die Aufgabe ihres Lebens darin finden, die Spur der Flüchtigen, der Verschollenen aufzusuchen. Es fehlt der Darstellung das Ueberzeugende, das uns mit zwingender Nothwendigkeit an die Allgewalt der Seelenschönheit in diesem von der Dichterin über Gebühr verhäßlichten Körper glauben ließe. Mens sana in corpore insano: wir kommen über diesen ästhetischen Widerspruch nicht hinweg.

Zudem fällt auch auf den Seelenadel Formosa's ein trüber Schatten. Ist es z. B. nicht ein fremder Tropfen in dem Blut dieser wahren aufrichtigen Natur, daß sie sich zu dem unwürdigen Spiel hergibt, in glänzender Gesellschaft für ihre Schwester mit ihrer Sirenenstimme am Klavier zu singen, während Angelika nur ein Notenblatt in der Hand hält und nur die Mundbewegung und die Geberden einer Sängerin nachahmt? Wie verträgt sich dieser Betrug mit der Reinheit Formosa's, ob sie auch neidlos die Vorzüge der Schwester bewundert, und wie verträgt es sich mit den Anforderungen, auch den geringsten, der Wahrscheinlichkeit? Diese Automatin sollte nicht bei dem ersten Versuch entlarvt worden sein?

Im übrigen ist der Roman fließend erzählt und die Handlung nicht ohne Spannung. Sprachliche Härten bleiben noch zu überwinden.

Auch der recht gut geschriebene Roman „Im Hörselberg" von Leo Warren (Nr. 2) läßt es an Unwahrscheinlichkeiten nicht fehlen. Der Verfasser führt uns in das republikanische Paris nach dem großen Deutsch-Französischen Kriege. Die von ihm geschilderten Franzosen kennen die Gelüste der Revanche nicht, sie sind frei von jedem Chauvinismus. Wir glauben es dem Verfasser nicht, daß ein junger deutscher Maler, der ohne Mittel in Paris weilt, wie durch ein Wunder die Gunst der höchsten Kreise der Aristokratie erobert; wir glauben es ihm noch weniger, daß eine junge deutsche Putzmacherin, die Braut des Malers, den Muth hat und die Gelegenheit findet, ohne von dem Thürsteher schroff abgewiesen zu werden, in das Innere eines

herzoglichen Palastes vorzudringen und die Herzogin selbst über das Schicksal ihres Geliebten zur Rede zu stellen. Endlich fehlt uns der Glaube, daß der sinnberauschte Maler, der in das Netz einer mit vornehmem Namen auftretenden Buhlerin gerathen ist, in dem „Hörselberge" derselben den wahren Charakter dieser herzlosen Venus auch dann noch nicht erkennt, als ihm die Gauklerin ohne weiteres seine Banknoten abnimmt und sie ebenso ohne weiteres in ihrem Schrein verschließt. In der That unglaublich! Ferner erscheint es als ein Mangel der Composition, daß die einander widerstrebenden Personen nicht etwa durch eine kunstreiche Motivirung des Dichters, sondern vielmehr durch ein blindes Ungefähr jedesmal, wenn es dem Erzähler paßt, in demselben Raume wunderbar genug zusammentreffen, um auf diese allerbequemste Weise der Entwickelung der Handlung Vorschub zu leisten. Die Sprache des Romans ist correct, wenn auch oft zu breit. Ein besonderer Vorzug der Dichtung ist es, daß auch bei den heikelsten Situationen die Schicklichkeit nie außer Acht gelassen und mit sicherm Takt das Indecente glücklich vermieden wird.

Helene Böhlau, eine der trefflichsten unserer neuen Erzählerinnen, bietet zwei sehr eigenartige Novellen: „Der schöne Valentin" und „Die alten Leutchen" (Nr. 3). Die Dichtung „Der schöne Valentin" ist eine interessante psychologische Studie. Der auf dem „Kannerückchen" in ziemlich ärmlichen Verhältnissen aufwachsende Valentin, der Sohn eines Instrumentenmachers, hat von der Natur die Mitgift einer makellosen Schönheit erhalten:

Valentin war der einzige Sohn. Die Mutter hatte früh wegsterben müssen; von ihr hatte er eine für ihn überflüssige große Schönheit ererbt. Er war schön vom Kopf bis zur Zehe, schön in seinen Bewegungen, ein Meisterstück der Natur. Schönheit hatte ihre Heimat in ihm aufgeschlagen und bekräftigte ihr Dasein in seiner Erscheinung.

Der Knabe, der „ein phantastisches, zu Träumen leicht geneigtes Hirn" besitzt, ist in seiner Entwickelung gewissermaßen ein Märtyrer der Schönheit. Dieses Kleinod, das ihm in glänzenden Lebensumständen eine Quelle des Glücks und der Auszeichnung hätte werden müssen, ist für ihn völlig werthlos. Allmählich wird er sich aber seiner Vorzüge bewußt, wird zu einem Narcissus, der sich an seinem eigenen Spiegelbild erquickt:

Valentin blickte träumend auf die kleine unbewegliche Fläche des Sees. Dann lief er dem lockenden Element zu, bog sich zu ihm herab, um von seiner Klarheit zu schöpfen, und da, als er sich beugte, sah er seine Züge in dem dunkel-hellen Spiegel; kein Lüftchen und keine Welle regte sich, sodaß sein Bild ihm in ruhigster Unbeweglichkeit entgegenstrahlte. Er tauchte seine Hand nicht in das Wasser, um sich den Anblick, in den er ganz versunken war, nicht zu zerstören. Jetzt bewegte ihn ein lockendes Sehnen, sich näher mit dem schönen Element zu befreunden. Er streckte sich, legte sich der Länge nach am Ufer hin, bog den Kopf sachte tiefer, immer tiefer zu seinem eigenen Antlitz, das von dem Wasser aus zu ihm heraufschaute, nieder, bis seine Lippen die kühle Flut berührten. Das schöne Bild zerrann, löste sich in krausen Wellenzügen, und er trank zur innersten Erquickung unmittelbar aus dem großen ausgegossenen Reichthum.

Er schickt sich zum Baden an:

Wie eine Erscheinung sah er seine ganze Gestalt schimmernd aus dem Wasserglanz tauchen. Er staunte und erschien sich selbst remd, räthselhaft leuchteten ihm die Glieder entgegen, räthselhaft schien ihm mit einem mal alles um ihn her zu werden. Er fühlte sich so werth zu leben, wußte nichts Böses, Elendes von sich, hatte seine arbeitsvolle Armuth vergessen und sah nur die schöne Gestalt aus dem Wasser leuchten, mit Himmelsgewölk und sich spiegelnden frischgrünen Laubmassen wunderbar verbunden. Das war innerste Freude, die ihn durchzuckte.

Fortan beginnt er nach höhern Dingen zu streben. Ein Geiger, der „zum Tollwerden schön spielt", erweckt in ihm künstlerische Sehnsucht. Ein „hübscher Thatendrang" bemächtigt sich seiner, und er hat doch seine liebe Noth mit der Geige. Die Wanderzeit kommt heran, er schnürt ganz ehrbar sein Bündel, gelangt nach Nürnberg und überläßt sich auch hier seinem Hange zum Träumen:

Die alten Giebelhäuser schienen ihm vereinsamt; ein anderes Geschlecht, ehrbares und doch wesenloses Gesindel in Schauben, pelzverbrämten Röcken und allerlei Anhängsel belebte ihm geisterhaft die Kirchen und Plätze, die Brücken und Erker. Das war eine Gesellschaft, zu der sich Valentin unwiderstehlich hingezogen fühlte, mit der sich aber für ihn wenig machen ließ. Sie bewegte sich sinnlos verzerrt vor seinen Augen, und wollte er ja einmal fester auf sie schauen, zerrann, worauf sein Blick gefallen war.

In Baireuth findet er einen neuen Meister, Peter Merne. Mit ergötzlicher Kleinmalerei wird seine Umgebung geschildert. Karl Frey, sein Mitgeselle, führt ihn ins Theater. Die Darstellerin einer Bauerndirne, die sich später in eine artige Tänzerin verwandelt, macht einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Name auf dem Theaterzettel: Lulu Ambrosius, wirkt auf ihn wie ein gelinder Zauber:

Wenn er ein Ideal von weiblichem Liebreiz in sich getragen, so sah er es in dem schönen Kinde erfüllt; er betrachtete die Kleine deshalb mit fast selbstzufriedenem Behagen, als verehrte er in ihr zugleich seinen eigenen Schönheitssinn.

Eine Reihe sehr reizvoller Scenen schildert, wie die beiden schönen Geschöpfe ein stetig wachsendes Gefallen aneinander finden. Aber auch hier zeigt sich der Fluch seiner „überflüssigen" Schönheit. Wir hören die gewitzigte Lulu zu ihm reden und zwar originell genug:

Wahrhaftig, wenn ich dich ansehe, du mußt es mir nicht übel nehmen, da denke ich: wie schade! Aussehen thust du, daß der liebe Herrgott, ohne sich zu schämen, so auf der Erde hätte umhergehen können, und dabei bist du ein armer Schelm, von dem kein Mensch ein Aufhebens macht. Kaum daß du eine pfiffige Antwort geben kannst. Es wäre dir besser, wenn du ein gleichgültiges Gesicht hättest, dann würdest du reputirlicher sein. Da könnten die Leute sagen, der paßt in seinen Rock und seinen Stand, da ist nichts Besseres zu wünschen; und sie würden dich gebrauchen, wozu sie dich für gut fänden.

Die Schönheit unsers Helden begeistert einen Maler, der sein Freund wird, zu dem Entschluß, Valentin als Christus mit der Dornenkrone darzustellen. Der Abschied der Liebenden steht bevor. Der Instrumentenmacher fühlt den Drang, seine fruchtlose Schönheit doch einmal nutzbar

zu machen, durch eine in seinem Sinne große That der scheidenden Freundin die Gewalt seiner Liebe zu offenbaren. Hier ist der Punkt, wo die Verfasserin sich plötzlich allzu sehr ins Phantastische verliert und in einer, wenn auch äußerst wirkungsvollen Scene hart an die Grenze des Zulässigen streift.

Auf dem geheimnißvollen Lieblingsplatze der Liebenden spielt sich der nächtliche Vorgang ab. Auf steinernem Sockel erhebt sich ein einst von Mönchen errichtetes Kreuz. Oft hat sich die Phantasie Lulu's die Gestalt eines an diesem Kreuze hangenden Heilandes ausgemalt. Mit den Requisiten, die er aus dem künstlerischen Rüstzeug seines Freundes, des Malers, entnommen hat, stellt Valentin einen Heiland von Fleisch und Blut in eigenster Person an dem Marterpfahl dar. Kein Mittel wird gespart, den dämonischen Eindruck dieses sonderbarsten Stelldicheins im Schweigen der Mitternacht zu steigern, wo Lulu mit Erschütterung und Grausen zugleich den schönen Genossen als Gekreuzigten, als Märtyrer seiner hoffnungslosen Liebe erblickt; aber die Kühnheit der Darstellung entschuldigt nur wenig die Verwegenheit des Gedankens. Der Held empfindet die Unmöglichkeit, nach dieser Zusammenkunft der Geliebten noch einmal zu begegnen, und kehrt schließlich in die beschränkten Verhältnisse seiner Heimat zurück, um als Gatte einer Bäckerswitwe auf dem „Kannerückchen" in prosaischem Behagen, nur dann und wann von quälendem Sehnsuchtsleid der Erinnerung aufgerüttelt, eines bescheidenen Glücks froh zu werden.

Die Sprache dieser Novelle ist oft von großer Schönheit. Nur selten entstellen gewagte Wendungen und sprachliche Härten ihre Harmonie. An einer Stelle heißt es in einer Naturschilderung etwas seltsam: „Unendliches zirpte, sang, schwirrte in weitem Umkreis." Unschön ist der Ausdruck: „Eine glänzende Locke hatte Valentin's Arm umschmiegt, als sei das schöne Geschöpf durch solch vollen Strähn an ihn gefesselt." Sprachwidrig ist die Construction: „Das erstaunte und beglückte ihn von neuem."

Die zweite Erzählung des Bandes: „Die alten Leutchen", ist ein sauberes, feinsinnig ausgeführtes Cabinetsstück im niederländischen Genre gehaltener Kleinmalerei, mit gesund realistischen Pinselstrichen entworfen. Der Schauplatz ist ein altmodisches Haus in einer dumpfen und engen Gasse der dresdener Altstadt. Hier hausen der Delicatessenhändler Balduin Häberlein und seine Gattin. Von Balduin wird sehr hübsch erzählt:

> Er war ein Mensch, der so sehr hinter seinen Ladentisch zu gehören schien wie die Schnecke in ihr Haus. Wer ihn kannte und gewohnt war, ihn zu sehen, wie er zwischen seinen Tonnen und Tönnchen, seinen Käseaufschnitten mit Kisten und Näpfen hantirte und von einer Atmosphäre umgeben war, die mit der eigentlichen Luft keine nähere Verwandtschaft hatte als ein frischer Waldbach mit einer Burgundersauce, der konnte sich den Händler Balduin Häberlein nicht in Gottes freier Natur vorstellen; und wäre er ihm an einem schönen Frühlingstage unter blühenden Bäumen am Flußufer auf sich schlängelndem Wiesenpfade mit der kleinen Frau Häberlein am Arm begegnet, er hätte seinen Augen nicht getraut über die närrische Ungereimtheit der Erscheinung inmitten der Frühlingspracht. Balduin war von den Eigenschaften seiner Umgebung durchdrungen und durchzogen. Und selten genug kam es vor, daß die beiden fleißigen und geduldigen alten Leute in ihrem Sonntagsstaat aus dem Ladenstübchen gingen, um sich eine kleine Erholung zu gönnen.

Gleichwol wird das Paar aus seinem idyllischen, kleinbürgerlichen Stillleben hinausgedrängt. Reizend schildert die Dichterin, wie die Sehnsucht nach etwas Besserm, Idealerm in der Seele der Delicatessenhändlerin erwacht. Trotz des Kopfschüttelns ihres Gatten setzt sie es durch, auf dem engen, ummauerten Hofe ein Beet und ein Gartensitzplätzchen einzunisten. Einmal bekommt sie ein Buch des prächtig gezeichneten Ladengehülfen Leander in die Hand, in welchem eine wohlbenagte Wurstschale als Buchzeichen zwischen den Seiten liegt:

> Als sie wieder vor den Tisch trat, lag das Buch mit seinem widerwärtigen Zeichen aufgeschlagen ihr vor Augen. Die befleckten, ungeschonten Seiten waren ihr unangenehm und der Geruch der räucherigen Schale abscheulich. Sie faßte dieselbe mit den Fingerspitzen und entfernte sie. Dann putzte sie das Licht, das flackernd an dem verkohlten Docht in die Höhe brannte, damit es besser leuchte, nahm ihren Strickstrumpf zur Hand und schaute wie von ungefähr in das aus allen Fugen gegangene Buch, noch ohne zu lesen und in ärgerlicher Betrachtung über den häßlichen Eindruck, der auf ihr lag. Endlich aber rückte sie das Licht noch etwas näher, nahm die Stricknadel, glättete die aufgeschlagene Seite und begann zaghaft in ihrer Ungewohntheit zu lesen. Es war ein ihr unbekanntes weit gekanntes Lied. Und sie begann:
>
> Füllest wieder Busch und Thal
> Still mit Nebelglanz,
> Lösest endlich auch einmal
> Meine Seele ganz.
>
> Das las sie und weiter, eine Zeile, einen Vers nach dem andern, und dem kleinen bedrückten Weibe war es, als wüchsen ihrer Seele Flügel; ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie empfand Unaussprechliches.

Die durch das Goethe'sche Lied gesteigerte Sehnsucht nach einem das kümmerliche Dasein verklärenden Schmuck, nach Licht und Luft, Wald und Garten findet eine unerhoffte Erfüllung. Einem Straßendurchbruch, der „verfluchten Verschönerungssucht", fällt das altmodische Haus zum Opfer. Rührend ist der Abschied der alten Leutchen von ihrem geliebten Besitzthum. Ein Haus mit Garten in Loschwitz wird die neue Heimat des behäbigen Paares. Neue Lebenswonne regt sich in der Alten, ihre wehmüthigen Träume von Glück und Glanz des Daseins werden zur Wirklichkeit. Aber alte Liebe rostet nicht. Der Delicatessenhändler kann die Erinnerung an sein Geschäft nicht bannen. Die Dichterin zeigt ihr schönes Talent in folgender Glanzstelle:

> Die Frau blieb, als sie neben ihrem schweigsamen und etwas verdrießlich dreinschauenden Gatten unermüdlich auf- und niedergegangen war, vor einem Rosenstock stehen, bog einen Zweig herab und sog den Duft andachtsvoll in sich ein. Herr Balduin betrachtete sie eine Weile, wie sie, um ihn unbekümmert, wie ein

Bienchen an der Rose sog; endlich sagte er ärgerlich: „Das ist recht, laß dir einen Käfer in die Nase kriechen. Ueberhaupt ist das eine ganz verfluchte Einbildung, hinter die man kommt, wenn man die Sache einigermaßen mit Verstand betrachtet, daß eine Rose so besonders riechen soll. Ich sage dir, ein Käse, ein rechter Fromage de Brie, riecht mir angenehmer, kräftiger und besser. Es hat auch eine solidere Bewandtniß damit; denn eine Rose ist im Grunde doch ein sinnloses Ding.

Endlich richten die alten Leutchen in der Nachbarschaft einen Kaufmannsladen ein für ein ihnen befreundetes Paar, das durch die Herzensgüte seiner Wohlhäter an das Ziel seiner Wünsche gelangt, und so klingen die glückliche Vergangenheit und die glücklichere Gegenwart in einem harmonischen Akkorde zusammen.

Eine tüchtige, leider oft nur zu redselige Arbeit ist der zweibändige Familienroman „Erreichte Ziele“ von Elly Reuß (Nr. 4). Der historische Hintergrund, die politischen Bewegungen des Jahres 1848, ist nur oberflächlich angedeutet; hier hätte sich leicht eine wirksamere, größere Conflicte hervorrufende Spannung gewinnen lassen, wenn die Zeitbewegung stärker in das Familienleben eingriffe. Dann würden sich die Figuren von dem geschichtlichen Grunde anschaulicher abgehoben haben, während sie so in dem Nebel derselben zerfließen. Auch bei diesem Roman erregt es Bedenken, daß die Personen, die sich suchen, sich abstoßen und doch finden, weniger durch kunstreiche Erfindung als durch einen bequemen deus ex machina unter demselben Dache vereinigt werden; der Leser ahnt die Ueberraschungen, die ihm die Dichterin durch die Entwickelung der Handlung zugedacht hat, nur allzu häufig voraus. Nichts aber ist für das Interesse gefährlicher, als wenn der Leser dem Dichter seine Effecte vorwegnimmt und durch die allzu große Durchsichtigkeit des Zusammenhangs zur wohlfeilen Hellseherei veranlaßt wird. Die Charaktere der Hauptpersonen, die verwaiste Adelaide und Alexis, sind trefflich einander gegenübergestellt. Ein besonderes Lob verdient die Gestalt des lebensfrohen und plauderlustigen Kuno, über den die Verfasserin eine solche Fülle von Liebenswürdigkeit ausgegossen hat, daß wir ihm auch bei gelegentlicher Geschwätzigkeit nicht allzu gram werden.

Höhern Werth darf der culturgeschichtliche vaterländische Roman „Hodica“ von Ferdinand Pflug (Nr. 5) beanspruchen. Den Stoff der Dichtung bilden die großartigen Kämpfe, welche zwischen den Wenden und Germanen auf dem kriegerischen Schauplatz ostwärts von der Elbe getobt haben. Daß der Verfasser diesen Kriegen ein so eingehendes Studium und eine so umfangreiche Darstellung widmete, geschah in der im Vorwort ausgedrückten Erkenntniß, daß dieselben nicht blos von localer Bedeutung sind, sondern eine nationale und weltgeschichtliche Wichtigkeit besitzen, weil die Germanen in jenem langdauernden Streit sich den Krystallisationspunkt für die heute mächtigste und einflußreichste ihrer Staatenbildungen gewannen. Die neuere Geschichtsforschung hat den Dichter angeregt, ja mit ihren Resultaten es ihm erst ermöglicht, sich an dem anscheinend spröden Stoff mit Glück zu versuchen. So heißt es in der Vorrede:

> Für die Mark ist durch die älteste brandenburgische Chronik ausdrücklich bezeugt, daß zur Wendenzeit die Bevölkerung dieses Landes eine aus Wenden und Germanen gemischte gewesen sei, welche letztere sich auch unter der Wendenherrschaft ihre Sprache, ihre nationale Götterverehrung und ihre Stammeigenthümlichkeiten gewahrt hatten. Unbedingt müssen unter diesen Germanen die Nachkommen der Reste jener Germanenvölker verstanden werden, welche beim Aufbruch ihrer Völkerschaften zur Völkerwanderung in den ursprünglichen Wohnsitzen derselben zurückgeblieben waren und die sich die Wenden bei ihrer Besitzergreifung dieser Ländergebiete zu Knechten unterworfen hatten.

Diese Germanen, so wird weiter ausgeführt, haben schon vom Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts ab in immer erneuten Aufständen gestrebt, die politische und staatliche Gleichstellung mit den Wenden zu erzwingen und sich diesen als gleichberechtigt zur Seite zu stellen. Mit der Annahme des Christenthums begannen dann die Germanen den Vernichtungskampf gegen die Wenden, ihre bisherigen Peiniger. „In diesem Umschwunge, und in erster Reihe in diesem Umschwunge so gut wie allein, muß denn auch die Ursache der so vollständig und verhältnißmäßig so schnell erwirkten Alleinherrschaft des Deutschthums in den ehemaligen Wendenländern erkannt werden. Nicht von außen durch die Einwanderung und Eroberung ist dieselbe auf diese übertragen worden, nein, von innen heraus durch das Wiederaufrichten, das Erstarken und kraftvolle Umsichgreifen der inmitten der Wendenbevölkerung in diesen Landstrichen seßhaft verbliebenen Germanenbevölkerung sind diese Länder dem ausschließlich deutschen Besitz zurückgewonnen worden.“ Man sieht aus diesen Andeutungen, daß jene Reste von freien Germanen, berufen, den Samen des Deutschthums in den Wendenländern zu streuen, der Theilnahme wohl würdig sind, die der Dichter für sie zu erwecken strebt.

Nicht die Kämpfe Heinrich's I. und Otto's I. und des berühmten Markgrafen Gero, an welche wir bei Erwähnung der Kämpfe der Deutschen gegen die Wenden in erster Linie zu denken pflegen, werden uns geschildert, sondern es ist das Zeitalter Otto's III., das Ende des 10. Jahrhunderts, in das uns der Verfasser versetzt. Den Mittelpunkt der Handlung bildet die Fürstin Hodica, das Haupt des Wendenstammes der Lintizen. Sehen wir auf der einen Seite die bald friedlichen, bald feindseligen Berührungen der Wenden und der mit ihnen vermischten heidnischen Germanen, so tritt uns auf der andern der Zusammenprall beider mit den vom linken Ufer der Elbe herandringenden christlichen Germanen vor Augen, wobei die unter den Slawen herrschende Uneinigkeit das endliche Schicksal derselben vorbereitet.

Der Roman bietet eine wechselreiche Fülle lebendig ausgeführter Bilder. Das harte Zeitalter, voll von Unruhe und Kampf, widerstrebt dem träumerischen Zauber der Minne, welche die Handlung nicht beherrscht, sondern nur hier und dort einen wohlthuenden Ruhepunkt gewährt.

Anziehend sind die mit großem Geschick verwendeten Sagen der Wenden, aus deren reichem Schatz die lebensvolle Phantasie dieser Slawen hervorleuchtet.

In der Schlichtheit und redlichen Ungeschminktheit seiner Darstellung und Ausdrucksweise erinnert Ferdinand Pflug an Adolf Glaser, der in seinen culturhistorischen Romanen ebenfalls allen falschen Flitter verschmäht. Zu besonderm Vorzuge gereicht es dem trefflichen Buche, daß der Verfasser in den Dialogen auf die alterthümelnde Redeweise verzichtet hat; denn nicht wie, sondern was die Vertreter versunkener Welten reden, entscheidet über echt oder unecht. Die Anmerkungen zu den verschiedenen Büchern des Werks liefern den Beweis, daß Pflug es mit seiner Arbeit nicht leicht genommen hat; überall folgt er gewissenhaft den Spuren der geschichtlichen Forschung, ohne durch aufdringliche Gelehrsamkeit lästig zu werden, und nur wo die Ueberlieferung ihn rathlos läßt, macht er von dem Recht der freien Erfindung Gebrauch. Am Schluß kündigt der Autor zwei künftige Werke an, die seine Erzählung fortspinnen und den fernern Verlauf des Germanenaufschwungs zum Gegenstand haben sollen. Möge ihm Kraft und Ausdauer beschieden sein, den so weitschichtig angelegten Romancyklus zu vollenden! Soll auch das echte und rechte Kunstwerk so geboten werden, daß man es in einem Zuge genießen kann, so lassen wir uns doch eine Zumessung des Stoffs in zahlreicher Fortsetzung willig gefallen, wo die Fülle der Belehrung dem Aufwand an Zeit in richtigem Verhältniß entspricht.

„Schön-Düweke", eine theils spannend, theils ziemlich trocken erzählte Geschichte aus dem 16. Jahrhundert von Johann von Wildenradt (Nr. 6), führt uns den Kronprinzen von Dänemark, den später als Nero des Nordens so berüchtigt gewordenen König Christiern II., zur Zeit seiner Statthalterschaft in Norwegen vor. Düweke, die Tochter der Hökerin Sigbritt, wird dem Prinzen durch den Kanzler Erik Walkendorp, der zugleich sein Freund und Berather ist, auf einem Ballfeste zugeführt, um ihn durch eine treue und edle Liebe von seinen bösen Lüsten und Leidenschaften abzulenken. Der Prinz gründet der Geliebten ein behagliches Heim, in welchem er jahrelang ein volles Glück mit ihr genießt, während sie selbst der gute Genius nicht nur des Fürsten, sondern auch der Armen, der Gefangenen und Kranken ist, ja selbst den Verbrechern ein milderes Urtheil erwirkt. Als Christiern durch den plötzlichen Tod seines Vaters auf den dänischen Thron berufen wird, hält der Kanzler die der schönen Düweke von ihm zugetheilte Rolle für ausgespielt und denkt daran, sie zu beseitigen, zumal die Mutter Sigbritt und deren Verwandter Dietrich Slaghoek einen allzu großen Einfluß auf den Königssohn ausüben. Auf Wunsch der Königin-Mutter und auf das Drängen seiner Umgebung entschließt sich Christiern, sich mit der Infantin Isabella zu vermählen, nachdem er vorher ohne Düweke's Vorwissen Frau Sigbritt ins Vertrauen gezogen hat, welche schlau genug ist, ihm keinen Widerstand in den Weg zu legen, um ihren Einfluß auf ihn um so sicherer zu behaupten:

> Die Königin sollte vor allen Frauen Dänemarks den Vorrang haben — nur vor einer nicht, nur in seiner Liebe nicht! Prächtig und gefeiert sollte sie alle überstrahlen, nur die milde Sonne nicht, die sein Inneres einzig erhellte!

Christiern setzt seinen Umgang mit Düweke in alter Innigkeit fort und bringt, als er gewahr wird, daß der Reichsrath gegen die Geliebte und ihre Mutter feindselig auftritt, die letztere als Vertraute zu seiner jungen Gattin, deren Herz sie auch zu gewinnen weiß. Endlich theilt Sigbritt, um der Zuträgerei durch den Mund schwatzhaften Gesindes zuvorzukommen, der Tochter die Vorgänge am Hofe mit. Düweke will sich von dem König lossagen, um den Fluch seiner Gemahlin nicht auf sich zu laden, wird aber von dem Monarchen und ihrer Mutter bestürmt, den Herrscher, der in ihr sein einziges Glück sieht, nicht zu verlassen. Trotz ihrer Opferfreudigkeit willigt sie ein. Inzwischen benutzen die Gegner der allzu mächtigen Sigbritt eine längere Abwesenheit Christiern's, um dieselbe durch vergiftetes Obst zu beseitigen. Durch einen unglücklichen Zufall genießt die Tochter von den verhängnißvollen Kirschen und stirbt. Fortan, seitdem ihm das Liebste entrissen worden ist, nimmt die Rache von allen Gedanken des Königs Besitz, und er verbündet sich fester als je, durch gleichen Schmerz mit ihnen vereinigt, mit Sigbritt und ihrem Vetter Slaghoek. So tauchen vor den Augen des geschichtskundigen Lesers die Greuelscenen des Stockholmer Blutbades auf, mit denen Christiern II. seine Krönung in Schweden wie ein Würgengel der Rache begleitete.

Der Roman „Unter Halbmond und Kreuz" von Christian Benkhard (Nr. 7) schildert in fesselnder, mitunter wol etwas zu breiter Darstellung die Schicksale und Abenteuer eines jungen Kaufmanns, der sein Glück im Orient zu begründen trachtet. Nach vielen Enttäuschungen, auch in der Liebe betrogen, kehrt er in die Heimat zurück, erkennt die Warnungen seiner Mutter, die ihn mit schwerem Herzen hatte ziehen lassen, als nur zu berechtigt an, schlägt neue Wurzeln in dem heimischen Boden, findet eine treue Gattin und mit ihr und in ihr ein dauerhaftes Glück.

Von dem Erzählungsmeister der Magyaren, von Maurus Jókai, liegt uns ein Band „Novellen" vor (Nr. 8). Derselbe wird eröffnet mit einer Geschichte „Der Zigeunerbaron", die dem Librettisten der gleichnamigen Operette von Johann Strauß den Stoff geboten hat. Es ist mitunter ein seltsam toller Humor, der in diesen Erzählungen sein keckes Spiel treibt. So beginnt die Erzählung, ich möchte sagen der Schwank, „Barak Hageb und seine Weiber" mit folgenden Sätzen:

> Nicht weniger als dreihundertundfünfundsechzig Frauen besaß Barak Hageb. Für jeden Tag im Jahre eine andere Gattin. Wie er mit seinem Vorrath in einem Schaltjahre auslangen konnte, blieb immer ein Geheimniß.

Eine überaus drastische Darstellung bietet das Schlußstück der Sammlung: „Zwei Hochzeiten", in welchem die altungarische Halsgerichtspflege in ergötzlicher Weise an den Pranger gestellt wird.

Deutsche Leser wird manches sehr fremdartig anmuthen; aber Jókai interessirt auch da, wo er uns misfällt.

Zwei weitere Werke von Maurus Jókai, beide von Ludwig Wechsler verdolmetscht, „Die Varchoniten" und „Lebenswirren" (Nr. 9 und 10), zeigen alle Vorzüge und alle Seltsamkeiten seiner Darstellungsweise. Der Roman „Die Varchoniten" führt uns zu jenem verachtetsten und ärmsten aller Sklavenstämme im Innern von Asien, „der nicht einmal ein Anrecht an das Leben, geschweige denn Freude an demselben hatte. Seine Frauen kannten keinen Putz, seine Männer keine Bequemlichkeit, seine Kinder gingen unbekleidet, bis sie heranwuchsen; Gesetze, Götter hatten sie nicht; die Bequemlichkeit einer Wohnhütte kannten sie nicht einmal dem Namen nach; von Brot und Wein hatten sie noch niemals gehört; wer da wollte, konnte sie frei umbringen wie irgendein anderes Wild, über welches keine Rechenschaft abzulegen ist". Im Laufe der Geschichte befreiten sie sich von ihren Peinigern, dem wilden Volke der Geougs, für die sie das Eisen aus dem Innern der Berge herausholen mußten, um Waffen daraus zu schmieden. Später theilten sie sich in zwei Stämme. Nach einem Gesetz mußte der Fürst jedes Stammes ein Waffenschmied sein; weibliche Nachfolge war ausgeschlossen. Zwei der Stammeshäupter hatten keine Söhne, aber je eine Tochter: der eine verbannte sein Kind, um es dann den Göttern zu opfern; der andere erzog seine Tochter als Sohn, um auf diese Weise nicht seinen Stamm, wie es der Brauch erheischte, dem andern unterwerfen zu müssen. Die zurückgekehrte Verbannte soll von ihrem Vater geopfert werden, als ein Abgesandter des andern Varchonitenstammes sie durch seine Fürsprache vom Tode rettet. Um einen Ausgleich in der Oberherrschaft herbeizuführen, soll die Gerettete sich mit dem vermeintlichen Sohne des verwandten Stammes vermählen. Beide Mädchen lieben zugleich jenen Abgesandten. Die als Sohn erzogene Tochter opfert ihre Liebe ihrem Volke: sie verräth ihr Geschlecht nicht und vermählt den leidenschaftlich, aber heimlich Geliebten mit der Nebenbuhlerin. Zwischen beiden Völkern entsteht Krieg, in welchem die opferfreudige Fürstin siegend stirbt.

In der Erzählung „Die Lebenswirren" bekundet sich ebenfalls die reiche Phantasie des Dichters. Auf eine Wiedergabe des sehr verwickelten Stoffs müssen wir Verzicht leisten. Von besonderer Schönheit sind die Kapitel „Des Vaters Grab" und „Die Blüte im Sumpf". Das Buch fesselt trotz der mitunter recht abenteuerlichen Erfindung bis zur letzten Seite.

Der Roman „Kloster Friedlands letzte Aebtissin" von B. W. Zell (Nr. 11) ragt weniger durch die reife Kunst der Darstellung als durch sein stoffliches Interesse hervor. Die im 16. Jahrhundert spielende Erzählung versetzt uns in die Gefilde der märkischen Schweiz, in die Plätze Buckow und Friedland. Der Ritter Jürgen von Puhl, Schloßherr auf Buckow, ist zugleich der Schirmherr eines ansehnlichen Frauenklosters in Friedland. Hiltgunde, des rauhen Jürgen anmuthiges Kind, erweckt die Liebe in dem Herzen des jungen mittellosen Ritters Hans von Jagow, der zum Gefolge ihres Vaters gehört. Der Liebende wirbt um die Hand Hiltgunde's, erregt aber nur den Spott des stolzen und reichbegüterten Schloßherrn. Auf die Erklärung des armen Ritters, daß ihm die Erbschaft des fürstlichen Sitzes Freienwalde zustehe und bei der Kinderlosigkeit der Uchtenhagen, der gegenwärtigen Eigenthümer, voraussichtlich sicher sei, gibt der Edle von Puhl seine Einwilligung zu dem Bunde des Liebespaars, falls der Junker in der That der Erbe von Freienwalde werde. Dann geht Hans von Jagow in Kriegsdienste, kehrt lange nicht zurück und gilt für todt. Hiltgunde faßt den Entschluß, in das Kloster Friedland einzutreten, wo sie trotz ihrer Jugend zur Aebtissin gewählt wird. Heimlich gelangt indeß der Todtgeglaubte in die Heimat zurück. Seine Aussichten sind trübe genug, da den Uchtenhagen in der Zwischenzeit ein Leibeserbe beschert worden ist. Der in Verrohung gerathene Ritter will Hiltgunde um jeden Preis besitzen. Nicht genug, daß er den kleinen Erben von Freienwalde durch eine vergiftete Birne aus dem Wege schafft: er stört den Frieden der Klosterkirche zu Friedland, indem er die heißgeliebte Aebtissin, die von seinem Verbrechen Kenntniß hat, zu überreden sucht, mit ihm zu entweichen. Streng und herb zurückgewiesen, will er sich der Geliebten mit Gewalt bemächtigen, doch Hiltgunde befreit sich durch einen Dolchstoß in die eigene Brust. Die Katastrophe wird folgendermaßen erzählt:

Hiltgunde fuhr jäh auf und versuchte, sich von seinem Arm zu lösen, der sie wie eine Eisenklammer umschlang. Vergebens, er zog sie nur immer näher an sich heran, und seine wilden Blicke flammten dicht vor ihrem Gesicht. „Du bist meine Braut und wärest längst mein Weib, wenn dein Vater mich nicht hinaus in Tod und Verderben getrieben hätte. Laß uns fliehen, Geliebte, in einen stillen Winkel der Erde, wo man Klöster und Klosterregeln nicht kennt! Dort wird Friedlands Aebtissin ein glückliches Weib sein, und wir werden Himmelsseligkeiten genießen — der ganzen Hölle zum Trutz." Hiltgunde rang mit dem Rasenden auf Tod und Leben. „Niemals", rief sie dabei laut, daß es durch die leere Kirche hallte, „niemals, selbst wenn ich frei wäre! Du bist wahnsinnig, ich entsetze mich vor dir, ja ich hasse dich" — einer der Sessel im Kirchenstuhl fiel mit dumpfem Gepolter zu Boden und übertönte ihre letzten Worte. Dann ein weiteres keuchendes Ringen, ein halber Triumphschrei von seinen Lippen, die sich dann in verzehrendem Kusse auf die ihrigen schlossen, und darauf ein dumpfes Röcheln, ein schwerer Fall — die keutsche Jungfrau hatte sich ihren Dolch tief ins Herz gesenkt. Hans Jagow sah diese Bewegung, das rinnende Blut, das sogleich aus der Wunde quoll und das weiße Nonnengewand roth färbte, sah die urplötzlich sich verändernden Züge der Sterbenden und stürzte mit wildem Schrei von dannen.

Der Verfasser, der das Historische stark mit Romantischem versetzt, läßt seinen Helden fallen. Keine Strafe, keine Sühne. „Von Hans Jagow hat man niemals

wieder etwas vernommen, so viel man auch nach ihm forschte.“ Das ist der ziemlich unbefriedigende Lakonismus der poetischen Gerechtigkeit.

Der leichtern und seichtern Gattung der Unterhaltungsliteratur gehören die beiden folgenden Bücher an: die Erzählungen „Cerevis und Bürgerkappe“ von Otto Bruhnsen (Nr. 12) und die „Fidelen Geschichten“ (Nr. 13) von Alex. Büchner. In beiden waltet hier und da ein nicht wählerischer, aber doch unterhaltender Humor.

Emil Taubert.

Von unsern Marschalls-Inseln und von Sibirien.

1. Die Marshall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Von C. Hager. Mit einem Anhang: Die Gilbert-Inseln. Leipzig, Lingke. 1886. 8. 3 M.

Daß in den Landen unter schwarz-weiß-rothem Banner nur während der kürzesten Wintertage der nördlichen Erdhalbkugel auf knappe Frist die Sonne untergeht, während der ganzen übrigen Zeit des Jahres hingegen das Tagesgestirn bereits die Wipfel der Kokospalmen auf deutschen Südseeinseln mit ihren Morgenstrahlen beleuchtet, wenn die Negerhütten unsers Togo-Schutzgebiets noch vom Abendlicht verklärt werden — dessen können wir uns erst rühmen seit Entfaltung unserer Reichsflagge auf den nach ihrem Hauptentdecker, dem englischen Seefahrer Marshall genannten Flacheilanden, die wir nunmehr wol füglich in der Schrift mit „Marschalls-Inseln“ verdeutschen dürfen, denn andernfalls müßten wir folgerichtig auch Mâschel-Inseln sagen, was uns doch nicht recht passend erscheinen will für eine deutsche Colonie.

Das unter Nr. 1 genannte Buch entrollt uns zur rechten Stunde ein bis ins Einzelne ausgeführtes Bild dieses unsers östlichsten Schutzgebiets, das uns wirthschaftlich schon seit Jahrzehnten gehörte infolge der dort etablirten Kopragеschäfte deutscher Handelsfirmen, insbesondere der Hernsheim'schen Firma.

Eigenthümlich in zwei Parallelreihen gesondert, welche nebeneinander von Nordwest gen Südost ziehen und von den Eingeborenen selbst als „Ralik“ und „Ratak“ unterschieden werden, bildet der Marschalls-Archipel das nahezu östlichste Ende der „Kleininseln“ oder der Inseln Mikronesiens, wie man diese Westgruppen der Südsee-Eilande genannt hat. Klein sind sie allerdings; auf manchem Inselchen hätte das kleinste deutsche Dorf nicht hinreichend Platz. In länglicher Gestalt und ausnahmslos aus Korallenkalk bestehend, zur Flutzeit kaum ein paar Meter den Meeresspiegel überragend, schließen sich dieselben zu kreisähnlichen oder unregelmäßig elliptischen Einzelgruppen zusammen, die dann als Eine Insel (ein Atoll) bezeichnet werden, weil sie in der That eine Einheit, gleichsam einen Kranz, nämlich ein einziges Korallenriff darstellen, welches mit seinen Zinnen, den oft nur durch ganz schmale Meeresgassen voneinander getrennten Einzeleilanden, über See ragt und eine flache Lagune umfängt, in deren seichtem, darum graulichem Gewässer die Schiffe auch bei heftigem Sturm gut geborgen sind, während an der Außenseite der dunkelblaue Ocean mit weiß aufschäumender Brandung Sturm gegen das Riff läuft. Darum ist zumal das bedeutendste Atoll der Ralikreihe, Dschalut (unnützerweise bei uns immer noch anglisirt „Jaluit“ geschrieben), eine nicht zu unterschätzende Hafenstation für unsere Kriegs- und Handelsflotte.

Der Verfasser führt uns nach einer allgemeinen Darlegung über die Natur der Koralleninseln und Mikronesiens insbesondere die Marschalls-Inseln in klaren, aus verläßlichen Quellen geschöpften Einzelbeschreibungen vor und erörtert hierauf das Klima, die Pflanzen- und Thierwelt, endlich die menschlichen Bewohner derselben, nachdem er in der Einleitung sich über die Rassenstellung der Mikronesier überhaupt ausgesprochen.

Die braunen Insulaner erreichen durchschnittlich nur Mittelgröße; blos ausnahmsweise finden sich Männer gegen oder über 1.8 Meter. Auch Fettentwickelung findet man nur bei den stets müßigen Häuptlingen, bei den übrigen ist der Wuchs schlank, die Ausbildung der Glieder mittelkräftig. So wenig Ueberfülle von Nahrung wird von der Natur dieser Inseln den Bewohnern dargeboten, daß seit alters, wenigstens auf Ratak, die außerhalb der Adelskaste Stehenden gesetzlich nie mehr als drei Kindern das Leben lassen durften. Auffallend günstig gegenüber andern Naturvölkern ist trotzdem das Los der Frau.

Die Frauen nehmen, wie im übrigen Mikronesien, auch auf den Marschalls-Inseln eine geachtete Stellung ein und haben an allen Vortheilen und Vergnügen theil. Während die schwerern Arbeiten den Männern zufallen, besteht die Hauptarbeit der Weiber im Flechten der Matten und Segel, worin sie große Geschicklichkeit und Geschmack entwickeln, in Zubereitung der Speisen und in leichtern Arbeiten beim Fischen u. dgl. Die Zahl der ehelichen Frauen ist unbeschränkt; doch besitzen auch die Häuptlinge selten mehr als vier Weiber. Nur der niedrigste Stand ist zur Einehe verurtheilt. Die Schließung des Bundes beruht auf Uebereinkunft, und kann derselbe ebenso leicht gelöst wie eingegangen werden, namentlich solange keine Kinder aus der Verbindung hervorgegangen sind. Die Lobeserhebungen Chamisso's über die Keuschheit der Weiber können sich nur auf die durch Standesrücksichten beschränkten Frauen der obersten Häuptlinge beziehen. Gewiß sind die Aeltern ihren Kindern in Liebe zugethan; aber eine Art von Erziehung wird man vergebens suchen. Nie bemerkt man irgendwelche Anleitung zur Handhabung der Waffen oder Geräthe wie eine Aufforderung zur Arbeit oder eine Ertheilung von Vorschriften in Bezug auf Essen, Trinken oder Baden. Der Verkehr der Kinder mit den Aeltern kennt weder „Vater“ noch „Mutter“ als Anrede, obwol die Sprache Wörter für beide Begriffe (Tjima und Tjine) besitzt. Sobald das Kind zu sprechen vermag, ruft es die Aeltern mit

ihren Eigennamen. Der Mord des vierten und der folgenden Nachkommen, der übrigens nur in Ratak auch zu Chamisso's Zeit bekannt war, wird seit Jahren nicht mehr geübt. Ohnehin ist die weibliche Fruchtbarkeit infolge der frühen Ausschweifungen gering. Jungen Frauen ist selten eine Nachkommenschaft beschieden; erst in höherm Alter sorgen sie für Vermehrung der Familie.

Es folgen ebenso wahrheitsgetreue Schilderungen der ärmlichen Wohnungs- und Lebensweise der Marschaller, ihres Landbaus, der sich auf das Anpflanzen von Pandang, Kokos, Brotfruchtbaum und Taro beschränkt, ihres ganz vorzüglichen Bootsbaus, ihrer virtuosen Schifffahrt und Fischerei, ihrer Sitten und Bräuche in Krieg und Frieden. Der Schluß gilt dem Handel und der anscheinend nicht gerade wirkungsreichen, von einer amerikanischen Gesellschaft geleiteten Mission. Gegenüber einer Volkszahl von kaum 10000 Insulanern erscheint die Handelsbewegung nicht unbeträchtlich: 1881 belief sich der Werth der von den Marschalls-Inseln ausgeführten Kopra (Kokoskernmasse) auf 2,785030 Mark, die Waareneinfuhr auf 334200 Mark. Und unzweifelhaft sind die Kokospflanzungen auf diesen Inseln noch viel weiterer Ausdehnung fähig.

2. Sibirien. Geographische, ethnographische und historische Studien. Von N. Jadrinzew. Mit Bewilligung des Verfassers nach dem Russischen bearbeitet und vervollständigt von E. Petri. Mit zahlreichen Illustrationen. Jena, Costenoble. 1886. Gr. 8. 14 M.

Der um deutsche Bearbeitung russischer geographischer Werke schon mehrfach verdiente berner Professor Dr. Petri leitet diese neue Arbeit, die Verdeutschung einer umfang- und inhaltreichen Darstellung Sibiriens aus der Feder eines Sibiriers selbst, mit den Worten ein: „Sibirien ist ein Zukunftsland!"

Das ist es in der That; sowol für die Wissenschaft wie für die Weltwirthschaft „ein werthvolles Object", das nur noch weiterer Erschließung bedarf. Ganz mit Unrecht lebt dieses Europa an Größe übertreffende Land in der Idee unserer meisten Landsleute als eine nichtsnutzige Schneewüste. Statt dessen ist es ein von der Natur reich gesegnetes Land voll herrlicher Wälder, durchzogen von ungeheuern Strömen, welche der Schifffahrt weitreichende natürliche Straßen darbieten, und zwar nicht nur von Süd gen Nord, sondern mit ganz geringen, leicht durch Kanäle zu beseitigenden Unterbrechungen vom Ural bis dicht ans Japanische Meer, dabei landschaftlich höchst mannichfaltig abgestuft, von der Tundra des hohen Nordens durch Wälderebenen bis zu den alpenhohen Gebirgen des Südostens, fruchtbar infolge der Sommerhitze, welche im größten Theile Sibiriens der harten Winterkälte folgt, und auch infolge theilweise sehr günstiger Bodenmischung, gesunden Klimas, überschwenglich reich an Erz und Kohlen. Welch eine Zukunft, wenn dieses Riesenland einmal dichter bevölkert und von Eisenbahnen und regelmäßigen Dampfschiffcursen durchzogen sein wird!

Das vorliegende Werk führt uns ganz vortrefflich ein in die merkwürdigen Zustände der Bevölkerung Sibiriens, sowol der eingeborenen wie der aus dem europäischen Rußland durch Abenteuerlust, Deportation oder freiwillige Auswanderung hinzugekommenen. Der Typus dieser bunt zusammengewürfelten und theilweise längst in Blutmischung der verschiedenartigsten Elemente eingetretenen Volksscharen wird uns in guten Abbildungen veranschaulicht, die offenbar nach photographischen Aufnahmen hergestellt sind.

Die aus Rußland stammende Abtheilung der sibirischen Bewohnerschaft überbietet bereits an Zahl die ureinheimische. Sie dehnt sich durch den Süden des Landes aus, über eine im Westen breite Fläche, welche sich jedoch gen Osten mehr und mehr verschmälert und nur in den großen Stromthälern schwache Ausläufer nach Norden entsendet. Somit lebt in Nord- und Nordostsibirien noch ein guter Ueberrest von Wogulen, Ostjaken, Tungusen, Jakuten, Tschuktschen u. s. w. fort. Schon aber ist durch Mischung mit den südsibirischen Eingeborenen, mit Tataren und noch mehr mit Burjäten (jenseit des Baikalsees), ferner auch durch den Einfluß des trocknern, continentalern Klimas, den gründlich verschiedenen Lebensbedingungen gegenüber den cisuralischen überhaupt aus dem russisch redenden Sibirier ein anderer Mensch geworden, sodaß derselbe den Russen (oder den „Russischen", wie er den frischen Zuzügling aus dem europäischen Rußland vielmehr nennt) gar nicht mehr als seinen Nationalgenossen ansehen will. Ja in dieser bei den schwerfälligen Verkehrsverhältnissen von Petersburg und Moskau so himmelweit abgelegenen Oede der sibirischen Taiga (Urwaldung) hat sich das geschichtliche Bewußtsein in den Köpfen der Bewohner dermaßen verkehrt, daß sie meinen, sie seien die eigentlichen Russen; die Kosaken, die unter Jermak Timofejew die Eroberung Sibiriens für den Zaren begannen, erscheinen ihnen als die Anführer einer blutsfremden Invasionsarmee.

Allerdings hat schon die bloße Nachahmung der Sitten des eingeborenen Volks den sibirischen Russen metamorphosiren helfen. So hören wir von dem Einfluß der Burjäten:

Gleich den Burjäten bereiten die Russen die „Sselkscha", d. h. sie kochen thierisches Blut und essen das mit Fett vermischte Blutgerinnsel mit nicht geringerm Vergnügen als die Burjäten selber. In Nachahmung der Burjäten haben die Russen die Fähigkeit erworben, halb rohes Fleisch unter dem Messer zu essen, indem sie das Fleisch direct vor den Lippen mit einem Schnitt nach unten zertrennen. Die Kosaken legen einen ganzen Hammel in das Wasser in einen großen Kessel, sie kochen ihn ein wenig und speisen ihn dann, indem sie im Kreise nach burjätischer Art mit untergeschlagenen Beinen sitzen und nach burjätischer Art das Fleisch unmittelbar am Munde unter der Oberlippe zerschneiden. Gleich den Burjäten pflegen die Russen bei Ermangelung einer Pfeife aus der Erde zu rauchen, indem sie eine kleine Grube aushöhlen und in diese Grube irgendein Röhrchen von einem Gewächs, einen Strohhalm oder dergleichen hineinstecken.

Durch Blutmischung mit den sibirischen Urbewohnern hat der Russe zwar manche körperlichen Vorzüge gewonnen, so das überaus scharfe Auge des Tungusen, der die Verfinsterung der Jupitertrabanten mit unbewaffnetem Auge beobachten kann; doch im allgemeinen ist die Körper-

kraft und die weibliche Fruchtbarkeit hierbei zurückgegangen. Interessanter noch sind die an Herausbildung des nordamerikanischen Charakters aus dem englischen erinnernden Wandlungen, welche das Wesen des russischen Menschen in der sibirischen Umgebung ohne Beeinflussung durch die Rassenkreuzung erfahren hat. Er ist nicht mehr so sangeslustig wie der Bauer in Großrußland, zeigt gar keinen Hang zum Mysticismus; er ist vielmehr Materialist und Utilitarier, aber voll kühner Unternehmungslust, immer in die freie Weite strebend; die Welt ist ihm zu eng, wenn er in seinem Gesichtskreis noch mehr Blockhäuser sieht als sein eigenes.

Der Verfasser resumirt seine eingehenden bezüglichen Darlegungen dahin:

Einerseits hatten wir namhaft zu machen: eine Verwilderung, die Folge des Einflusses der Eingeborenen; einen Rückgang in den culturellen Gewohnheiten; häufig eine Verrohung unter dem Einfluß des Waldlebens; einen kalten, durch keinerlei Gefühl gemilderten, berechnenden Geist; einen Mangel an idealen Bestrebungen; ein Ueberwiegen der individualistischen Interessen über die socialen und ein Vortreten von erwerb- und gewinnsüchtigen Tendenzen. Andererseits aber ist dieser Bevölkerung nicht ein gewisser Verstand abzusprechen; Wißbegierde, Energie, praktische Tüchtigkeit und Orientirungsgabe; ein gestählter Charakter; ein eigenartiges Wesen; eine Selbständigkeit und Befähigung zur Selbsthülfe. Trotz der Verwilderung und trotz ihres geringen Bildungsniveaus arbeitet sich die Bevölkerung im Osten in unverkennbarer Weise heraus und entwickelt eine Fähigkeit zur raschen Aufnahme, einen Sinn für Neuerungen und für den Fortschritt, der wesentlicher erscheint als etwa im europäischen Rußland.

Aus zum Theil amtlichen Berichten entrollt uns der Verfasser ein ziemlich trostloses Bild vom Geschick der Verbannten. Sie gelten beim sibirischen Bauer keineswegs als Ebenbürtige, so sehr im übrigen auf diesem neuen Boden russische Ständeunterschiede wegfallen. Man vergißt ihre Vergangenheit nicht, man grollt ihnen wegen der vielfältigen Scharwerkerei, die schon ihr Transport dem Bauer auferlegt, man fürchtet sie wegen der vielen Ruchlosigkeiten, welche die Entfliehenden sich zu Schulden kommen lassen. Gegenwärtig rechnet man 18—20000 neue Deportirte auf das Jahr. Aber regelmäßig entweichen auch Jahr für Jahr Tausende der Unglücklichen, sei es auf dem Transport trotz der militärischen Ueberwachung, sei es später. Nicht einmal das ferne Sachalin ist weltabgeschieden genug, die Fluchtversuche zu hindern.

Ein Entspringen von dieser von den Verbrechern mit Recht gefürchteten Insel scheint allerdings unmöglich zu sein. Und dennoch wird das Unmögliche ausgeführt! Im Sommer wagen sich die Sträflinge mit wahrer Tollkühnheit in Kähnen, die sie bei den Eingeborenen gekauft oder in Dui selber entwendet haben, über die Tatarische Straße zur Amurmündung; bei den starken Winden, die hier herrschen, gehen sie nur zu oft zu Grunde. Im Winter machen sie sich, ungeachtet der wilden Schneegestöber, zu Fuß über das gefrorene Meer; sie verirren sich dabei leicht, erfrieren oder verhungern; ja Reisende erzählen, daß die Unglücklichen unter solchen Umständen sogar zum Kannibalismus getrieben werden.

Und ist der unglaublich wagehalsige Fluchtversuch wirklich gelungen, so steht der Flüchtling nur am Anfang eines neuen Acts seines Abenteuers. Hat er Jesso erreicht, so läuft er Gefahr, daß die japanische Regierung ihn der russischen Behörde ausliefert; hat er dagegen auf sibirischem Festlandboden Fuß gefaßt, so droht ihm Hetzjagd oder Tod seitens der dortigen Insassen; jeder Eingeborene verdient sich 3 Rubel, wenn er den Sträfling „sei es todt oder lebendig" der Obrigkeit ausliefert. Ja es ist schon vorgekommen, daß ein armer „Verschickter" (wie der mitleidige russische Euphemismus den sibirischen Verbannten nennt), nachdem er, allen Gefahren entronnen, bereits ruhig wieder in der alten Heimat lebte, doch noch durch Verrath den Häschern in die Hand fiel. Ein von Sachalin Entwichener, der Mörder Kamolow, sagte nach seiner Gefangennahme in dem Heimatsdorf des Nischegorodschen Gouvernements aus: „Zwei Jahre bin ich herumgezogen, bin über das Meer und über Flüsse geschwommen, bin durch die sibirischen Wälder gekommen, durch Steppen und über Gebirge — niemand hat mich angerührt, kein Thier, kein Mensch; hier aber, in meinem eigenen Dorfe, hier hat man mich ergriffen und in Ketten gelegt."

Längst schon sind die aus Europa gebürtigen Sibirier nicht überwiegend Deportirte, sondern späte Nachkommen solcher oder freiwillig Zugewanderte. Naturgemäß macht sich also auch hier wie vordem in Australien, dessen Neucultur ja auch ihre Wurzel in einer zu Sydney ausgeschifften Sträflingshorde beiderlei Geschlechts hatte, der Wunsch immer dringender geltend, daß die Geisel der Deportation aufhöre, unter welcher Verbrechen aller Art, ewige Unsicherheit an der Tagesordnung und ganze Dorfschaften und Eingeborenenstämme syphilitisch angesteckt sind.

Der Verfasser schließt sein Buch, nach Erörterung der Verwaltungs- und Schulfrage an der Hand ihrer geschichtlichen Entwickelung, mit recht beherzigenswerthen, aus genauer Sachkenntniß hervorgegangenen Vorschlägen zu liberalern Reformen, welche Sibiriens Eigenartigkeit gerecht werden sollen, und zugleich mit Hinweisen auf die Möglichkeit sowie die besten Wege weiterer Erschließung des unter einer weisen Regierung so entschieden zukunftsreichen Landes.

Alfred Kirchhoff.

Ein Wagner-Jahrbuch.

Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Erster Band. Stuttgart, Kürschner. 1886. Gr. 8. 10 M.

Das „Richard Wagner-Jahrbuch" bezweckt, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, der gesammten Wagner-Forschung einen Mittelpunkt zu geben, die Zersplitterung der Kräfte und den drohenden Verlust des Materials zu verhüten sowie zu neuen Arbeiten anzuregen; es soll aber auch „die Fülle der Wagner betreffenden oder durch ihn angeregten künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Fragen gründlich, aber zugleich verständlich behandeln, literarischen Ernst mit populärer Propoganda verbinden".

Man sieht, es sind hohe Ziele, welche der Herausgeber sich gestellt hat. Bevor wir jedoch auf den Inhalt der einzelnen Arbeiten und Studien eingehen, müssen wir die Erklärung vorausschicken, daß, obgleich wir uns manchen Ausführungen des „Jahrbuchs" gegenüber durchaus ablehnend verhalten müssen, wir dem Kunstschaffen Wagner's unsere wärmsten Sympathien entgegenbringen. Der rücksichtslosen Energie, mit welcher Wagner seine von allem beschränkten Egoismus freien Ziele verfolgte, sowie seinem künstlerischen Idealismus zollen wir unsere aufrichtigste Bewunderung; aber mit den Bestrebungen seiner Partei werden wir uns niemals befreunden, welche für jeden, welcher nicht blindlings auf die Worte des Meisters schwört und in die Tonart des Chorus einstimmt, nur Schmähungen und Verdächtigungen hat. Wir begrüßen daher das „Jahrbuch" als einen ersten Versuch, die Wagner-Frage in ruhigere Bahnen zu lenken und den geschichtlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund zu rücken. Schlägt auch in einzelnen Beiträgen auch hier jener Parteifanatismus durch, welcher für seine Aussprüche unbedingte Unterwerfung fordert, so zeichnet sich doch die Mehrzahl derselben durch eine wohlthuende Objectivität aus.

Eine Arbeit von höchstem Interesse, ebenso anschaulich wie geistreich und elegant geschrieben, von keiner Parteibeklemmung beeinflußt, ist die Studie von Paul Marsop: „Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich". In kurzen charakteristischen Zügen wird nachgewiesen, daß einer angemessenen Wiedergabe der Musikdramen des bairenther Meisters in Frankreich sowol die Eigenthümlichkeit des französischen Sprachcharakters wie auch die besondere Veranlagung der Bühnenkünstler unserer westlichen Nachbarn hindernd im Wege stehe. Dieser Nachweis hat sich dem Verfasser unter der Hand zu einem geistvollen Essay über die unterscheidenden Merkmale deutscher und französischer Kunstübung gestaltet. In den enggezogenen Schranken einer Besprechung können wir selbstverständlich auf Einzelheiten nicht eingehen, und beschränken wir uns darauf, auf die interessanten, auf persönliche Beobachtung sich stützenden Ausführungen Marsop's ganz besonders hinzuweisen.

Fritz Koegel versucht in dem Aufsatz „Aesthetische Hinweise auf das Musikdrama" aus vereinzelten Aeußerungen in den Schriften Sulzer's, Wieland's, Schelling's, Schleiermacher's u. a. den Beweis zu erbringen, daß die Wagner'schen Ideen nicht aus dem Zusammenhang der ästhetischen Entwickelung losgelöst werden können. Auch Schiller, Goethe, Diderot, Voltaire und Rousseau werden als schweres Geschütz aufgefahren, um Baireuth zu vertheidigen. Sieht man sich aber die in den Werken der angeführten Autoren zerstreut umherliegenden Bemerkungen über die Vereinigung von Poesie und Musik näher an, so wird man finden, daß die Mehrzahl dieser aphoristischen Ausführungen auf einer ganz falschen Auffassung des Wesens und der Bestimmung der Musik beruhten. Eine totale Verschmelzung beider Künste im Sinne Wagner's hatten sie niemals im Sinn, am allerwenigsten Goethe und Schiller. Zwei ihrer Natur nach incommensurable Elemente wie Poesie und Musik können niemals in solcher Weise zusammengeschweißt werden, wie Wagner dies erstrebte. Max Schasler hat bereits in seiner vortrefflichen Studie „Ueber dramatische Musik" klar und scharf nachgewiesen, daß es lediglich Selbsttäuschung war, wenn der Reformator des Musikdramas eine solche Verschmelzung für möglich hielt, und daß derselbe im Grunde nur versuchte, der Musik in formaler Behandlung eine äußerliche Aehnlichkeit mit der poetischen Diction, und der poetischen Diction eine Aehnlichkeit mit der Musik zu verleihen und zwar letzteres lediglich dadurch, „daß er die Klarheit des poetischen Gedankens sowol seinem Inhalt wie seiner Form nach zur phantastischen Unbestimmtheit und mystischen Dunkelheit des musikalischen Ausdrucks" herabstimmte und abdämpfte. Die Größe und Schönheit der Wagner'schen Musik besteht auch durchaus nicht in dieser vermeintlichen Amalgamirung beider Künste, sondern in den musikalischen Gedanken selbst. Beide Factoren werden jedoch stets verwechselt und durcheinandergemengt. Sollten wir aus den Theorien Wagner's die Consequenzen ziehen, so würden wir zu Schlüssen gelangen, deren Unwahrscheinlichkeit oder vielmehr Unwahrheit auch dem getrübtesten Blick klar werden müßte.

Eine interessante Arbeit ist Ettlinger's Aufsatz über „Die romantische Schule in der deutschen Literatur und ihre Beziehungen zu Richard Wagner". Wenn aber der Verfasser Wagner's religiös-philosophische Weltanschauung, „die auf einem reinen Christenthum sowol wie auf der Philosophie Schopenhauer's" beruhen müsse, sowie dessen Darlegungen in der Schrift „Religion und Kunst" für eine Fortbildung der romantischen Bestrebungen erklärt, so wird er wol nicht viele Leser finden, die ihm das glauben werden.

Ernst von Wolzogen überrascht uns mit einer Studie: „Der Naturalismus in der Literatur und das Kunstwerk Richard Wagner's". Wer bis vor kurzem es gewagt haben würde, den bairenther Meister des Naturalismus

in seinem künstlerischen Schaffen zu beschuldigen, hätte sicherlich von irgendeiner Seite eine derbe Zurechtweisung erfahren. Nun kommt E. von Wolzogen selbst, und sucht in der ihm eigenen anziehenden Weise uns darüber zu belehren, daß Wagner's Dichtung ein Ausfluß des reinsten Idealismus, seine Musik dagegen Naturalismus sei. Unter Naturalismus versteht Wolzogen unter anderm „Wahrheit der Empfindung". Nach dieser höchst oberflächlichen Erklärung müßten dann alle unsere großen Dichter und Componisten Naturalisten sein. Wahrheit der Empfindung ist doch keine Eigenschaft, welche nur Emile Zola und dessen deutsche Nachtreter auszeichnet. Aber Wolzogen richtet seine Geschosse gegen die idealistische Richtung überhaupt, deren vornehmlicher Inhalt immer noch die alte Geschichte zwischen Hans und Grete sei. Schiller meinte freilich in seinem Aufsatz über „Die sentimentalischen Dichter", daß die Darstellung des Ideals den Dichter machen müsse. Unserer modernen realistischen Schule und mit ihr Herrn von Wolzogen vermag aber der „Kleinkram deutscher Musterhaftigkeit" keine „Freude der Befreiung" zu gewähren. Den ganzen Versuch Wolzogen's übrigens, Richard Wagner zu einem Bundesgenossen des heutigen Naturalismus zu machen, müssen wir für einen in seinen Prämissen und Schlüssen total verunglückten bezeichnen. Erklären kann man freilich schließlich alles, auch die tollsten Purzelbäume. Zu den letztern zählen wir die paradoxe Behauptung, daß die Genies die Zeiten hervorbringen. In gewissem Sinne ist dies richtig, aber nicht im Sinne Wolzogen's. Er begründet seinen Satz in folgender nicht sehr geschmackvollen Weise:

> Die Zeit steht wie eine brave Kuh im Stall und frißt. Ihr Herr ist das Genie, welches kommt und ihr um Mittag seine Ernte in großen Haufen in die Krippe wirft. Und die brave Kuh kaut's und kaut's wieder und verwandelt's bis zum Abend in die Milch, mit der die Kinder des Herrn groß gezogen werden. Die Kinder der Zeit aber, die Kälber werden abgeschlachtet und von dem Herrn verspeist — wünschen wir also, daß die Genies der Zukunft nicht Vegetarianer seien, sonst möchte die Welt allzu kälbervoll (!) werden. Stirbt der alte Herr, so übernimmt doch wahrscheinlich eins der Kinder die Wirthschaft und damit die Fütterung der braven Kuh. Und dieser neue Herr hat zwar die Milch der Kuh genossen und ist durch sie gewachsen, aber er ist — Gott sei Dank! — darum nicht der Sohn der Kuh, sondern der Sohn seines Vaters und seiner Frau Mutter.

Das ist die anschauliche Sprache des Naturalismus, für welchen der kühne baireuther Ritter mit seiner kritischen Lanze eintritt.

Heinrich von Stein hat sich die Aufgabe gestellt, die Darstellung der Natur in den Werken Wagner's nachzuweisen. Seine Ausführungen sind zum Theil interessant, zum Theil aber auch höchst phantastisch gefärbt und willkürlich in ihren Schlüssen. Die Commentatoren Wagner's haben viel Aehnlichkeit mit jenen, welche den zweiten Theil von Goethe's „Faust" zu interpretiren versuchten, was den Altmeister einstens zu dem Ausspruch veranlaßte, daß die Deutschen sich durch die tiefen Gedanken, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig machen. In erhöhtem Grade gilt dies von den Wagner-Exegeten, welche hinter jeder Note und Situation die tiefsinnigsten philosophischen Ideen wittern. So ist unter anderm der Eintritt von Thieren in den dramatischen Vorgang für Heinrich von Stein ein Beweis des in den Wagner'schen Werken waltenden Naturgefühls. In diesem Einen Zuge enthielten dieselben schon einen „großen bedeutungsvollen Anspruch an die Seelentiefe seiner Zeit". Es ist bedrückend, daß dieser Zug bisher vorwiegend mit alberner Curiosität betrachtet worden sei, und daß viel richtiger bereits einige Zuhörer des „Parsifal" empfanden, welche beim Hinwegtragen des getödteten Schwans „einen Laut der Entrüstung nicht zurückzuhalten vermochten". So hat Stein auch die höchst interessante Beobachtung gemacht, daß die Darstellerinnen der Brünhilde um so besser waren, je besser sie das Walkürenpferd Grane einzuführen wußten Sapienti sat.

Von den übrigen Aufsätzen nennen wir noch: „Eine deutsche Komödie" von Roman Wörner; eine sehr interessante Parallele zwischen Lortzing und Wagner von Heinrich Weltli, und eine Studie von Moritz Wirth über König Marke, welche sich mit der höchst wichtigen Frage befaßt, ob Marke im „Tristan" ein Schwächling von funfzig Jahren ist, der aus falscher Sentimentalität entsagt, oder ein Greis von siebzig Jahren, bei dem die Entsagung natürlich erscheint.

Glasenapp's „Annalen zur Familien- und Jugendgeschichte Wagner's" sind zum Theil in seltsamer Weise zusammengestellt. In welch näherm Context steht z. B. die Entstehung von Goethe's „Werther" zu der Geburt von Wagner's Oheim? Was hat der Besuch der Thomasschule durch Friedrich Wagner mit Mozart's „Entführung" zu schaffen? Welch tiefere cultur- und kunstgeschichtliche Idee liegt der Thatsache zu Grunde, daß in demselben Jahre, da Richard Wagner ein Jahr alt wird, Napoleon sich nach Elba einschifft, daselbst auch landet, und der Director Franz Seconda aus Misverständniß als französischer Spion vor den Fürsten Repnin gefordert wird? Als eine leere Phrase müssen wir es bezeichnen, daß Beethoven „aus der Tiefe von Sebastian Bach's Wunderschacht die Form nur suchte, um sie durch gänzliche Vergeistigung und Beseelung aufzuheben und von innen heraus zu vernichten". Gerade Beethoven hat den Formgedanken immer weiter verfolgt und zu reichern, höhern Ergebnissen geführt, aber niemals vernichtet.

Außer diesen selbständigen Arbeiten enthält das „Jahrbuch" eine Fülle interessanter Wagner betreffenden Einzelheiten, Erinnerungen und Begegnungen, eine Chronik und Miscellen.

Wenn wir erst am Schluß unserer Besprechung auf den das Jahrbuch einleitenden Aufsatz Max Koch's: „Ziele und Zwecke", zu sprechen kommen, so geschieht dies, um dem Verfasser unsern ganz besondern Dank für die

maßvollen, von jedem Parteifanatismus freien Darlegungen auszusprechen. Jeder besonnene Freund Wagner's wird Koch darin beistimmen, daß die stürmischen Kampfestage einer ruhigen Betrachtung der Dinge weichen sollten. Nicht die Selbstüberhebung einer Partei, sondern nur eine von geschichtlichem Sinne geleitete, vorurtheilsfreie Erörterung der Thatsachen ist die nächste Aufgabe, und die Zeit dürfte gekommen sein, um Wagner in seiner historischen Stellung allgemach verstehen zu lernen. Hierzu gehören in erster Linie maßvolle Besonnenheit des Urtheils und Klarheit des geschichtlichen Blicks. Sucht das „Jahrbuch" dieser nicht leichten Aufgabe gerecht zu werden, jedes Parteigezänke zu vermeiden und die extremen Wortführer fern zu halten, so wird sich dasselbe ein großes Verdienst erwerben und dem künftigen Geschichtschreiber eine werthvolle Quelle sein.

Joseph Sittard.

Vermischte Schriften.

1. Blicke in das Menschenleben. Leidenschaften, Laster und Verbrechen, deren Entstehung, Heilung und Verhütung. Von Eduard Reich. Schaffhausen, Rothermel u. Comp. 1886. Gr. 8. 10 M.

Ueber die Werke von Eduard Reich zu referiren, ist schwer, weil ihr Inhalt meist sehr vielumfassend ist. Beweis dafür möge die Uebersicht der Kapitel auch dieses seines Buchs sein, von denen jedes wieder eine größere Reihe von Paragraphen enthält. Die Kapitelüberschriften lauten: „Einleitung"; „Allgemeine Betrachtungen"; „Wirthschaft, Leidenschaft und moralisches Krankseín"; „Die Leidenschaft an sich und das moralische Krankseín; „Der Geist und die Leidenschaft"; „Ueber den Enthusiasmus"; „Ueber den Fanatismus"; „Leidenschaft, Egoismus und Sünde"; „Civilisation, Krankheit und moralisches Leiden"; „Erziehung, Cultus, Politik"; „Ueber das Glück"; „Sociale und physische Krankheit"; Sündhaftigkeit." „Besondere Betrachtungen"; „Das Gewissen"; „Leidenschaften"; „Die Trägheit"; „Der Zorn und der Aerger"; „Der Haß"; „Der Neid"; „Der Ehrgeiz"; „Der Geiz"; „Die Eitelkeit"; „Der Hochmuth und der Stolz"; „Die Liebe"; „Laster und Sittenlosigkeit"; „Charakterlosigkeit"; „Völlerei und Säuferei"; „Alkohol und Trinkerei"; „Gut- und Vielesserei"; „Ausschweifung in der Liebe"; „Excesse in der Wollust"; „Oeffentliche und geheime Unzucht"; „Verbrecher und Verbrecherthum"; „Verbrechen"; „Heilung, nicht Bestrafung"; „Verfolgung"; „Schluß". Diesem Reichthum entspricht auch die Fülle der in dem Buche niedergelegten eigenen und eigenthümlichen Anschauungen und Gedanken, die, wie das bei Reich selbstverständlich ist, durch eine große Zahl einheimischer und fremder Autoren, gestützt auf die bedeutende Belesenheit des Verfassers, näher beleuchtet werden.

Die Lektüre des Buchs ist, wie das bei allen Reich'schen Werken der Fall, eine sehr anregende, einestheils infolge der bekannten Eigenthümlichkeiten seines Stils, anderntheils aber auch deshalb, weil es Zustimmung und Widerspruch zu gleichen Theilen wachruft. Widerspruch werden besonders viele Ansichten finden, welche mehr auf die Forderungen der Theorie als auf die des Lebens Rücksicht nehmen und basirt sind. Beispielsweise die, daß den Armen geistiges Leben viel zu kostspielig, unmöglich sei. Dagegen:

Von sinnlichen Genüssen erscheint ihnen die Liebe am leichtesten erreichbar, sodann kommt der Branntwein, der indessen gleich der Cichorienbrühe Geld kostet. Die moralische Medicin räth demnach, nicht blos das Elend austilgen und die sämmtlichen Mitmenschen, welche heute noch im Burgverließ der Lebensnoth schmachten, in würdige Verhältnisse zu bringen, geistig und sittlich dadurch zu beleben und leiblich gesund zu machen, sondern auch als Mitmenschen zu achten und niemals aus dem Kreise der Gesellschaft auszuschließen.

Liebe, Branntwein und Cichorienbrühe sollen die Hauptvergnügen der Armen sein? Man lese doch den Annoncentheil der Zeitungen, der von Ankündigungen von Festen aller Art für Arme, wenn man unter solchen nur nicht gerade die Bettler und Vagabunden u. dgl. versteht, heutzutage wimmelt!

Gut- und Vielesser werden durch Alkohol immerhin sehr bedeutend, aber doch nicht in dem Grade geschädigt wie Menschen, die hungern und darben, einerlei ob bei vollem oder leerem Magen. Alle Gut- und Vielesser könnten ohne Aufnahme alkoholischer Getränke ihren Lüsten ganz entschieden längere Zeit fröhnen und würden dabei ihre Nachkommen in geringerm Grade benachtheiligen. Auch das Familienleben der Fresser und Feinschmecker wäre ohne Alkohol ruhiger und gemüthlicher.

Der Verfasser hat entweder viele Extreme im Leben gesehen, viel mehr als wir, oder er construirt sie sich. Auch die Physiologen werden ihm widersprechen, wenn er sagt:

Weich gekochte Hülsenfrüchte, wohlbereitete Mehlfrüchte, gut geschmälzte Gemüse (diese sind denn doch wol vegetabilisch-animalisch), frisches Obst, echtes Brot, dies ist Kost, und diese Kost erweist sich, wie schon bemerkt, als weit vorzüglicher (dem Autor selbst) in jedem Stücke, wie dasjenige, was man als vegetabilisch-animalische oder gemischte Kost preist.

Abgesehen von solchen und ähnlichen Ansichten des Verfassers gewährt das Buch viele Blicke in das Menschenleben, wenn auch fast überall von einem originellen Standpunkte aus, weshalb dasselbe zu empfehlen ist.

2. Diätetik des Geistes. Eine Anleitung zur Selbsterziehung. Von Friedrich Kirchner. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Brachvogel u. Boas. 1886. 8. 5 M.
3. Die Kunst gesund zu werden. Von Kuno Stommel. Düsseldorf, F. Bagel. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Magen und Lunge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen. In 85 Grundregeln nebst Tagesdiät von Michaelis. (Die Pflege des erkrankten Magens. Theil III.) Berlin, Zimmer. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

5. Die Krankheiten der Athmungsorgane und deren Heilung. Von August Dyes. Berlin, Zimmer. 1886. Gr. 8. 2 M.

Die „Diätetik des Geistes" von Friedrich Kirchner (Nr. 2) ist eine auf Psychologie gegründete Hygieine und Pädagogik, wobei der letztern naturgemäß ein größerer Raum zugetheilt ist als den Lehren der Medicin. Erfreulich ist jedoch, daß der Hygieine und Physiologie überhaupt ein Plätzchen vergönnt wird. Es ist das ein Beweis, daß Naturwissenschaften und Medicin fast in keinem Wissenschaftszweig ganz entbehrt werden können. Das Buch ist klar und überzeugend geschrieben und hält sich von gewagten Behauptungen durchweg fern. Wie uns scheint, ist es nach einem englischen Vorbild gleichen Inhalts, wenn auch mit anderm Titel, entstanden. Besonders ansprechend ist das Kapitel über ästhetische Bildung. Das Ganze fußt auf einem gesunden Idealismus. Es hält sich frei von gelehrten Prätensionen und dem philosophischen Jargon, wie man ihn bei solchen Werken sonst gewöhnt ist; daher ist es auch für den Laien verständlich, also ein im besten Sinne populäres Buch, das man nur empfehlen kann.

Die drei andern Werkchen gehören auch in das populäre Gebiet. „Die Kunst gesund zu werden" von Kuno Stommel (Nr. 3) flößt schon durch den schreienden Titel Bedenken ein, die noch wachsen, wenn man sieht, daß der Verfasser Dr. phil. ist. Von Philosophie ist wenig zu merken, und die Medicin gehört andern Autoren an, größtentheils Paul Niemeyer, dessen Bücher über Atmiatrie, Grundzüge einer Radicalcur der Lungenschwindsucht, die Erkältungskrankheiten, Hustenkrankheiten, Herzblut und Lungengefäße u. s. w. S. 73 aber Düring zugeschrieben werden, der nie eine Atmiatrie herausgegeben hat. In vielen Zeitungen ward das Büchlein sehr angepriesen, es wird daher auch wol viele Abnehmer finden.

Das Schriftchen über „Magen und Lunge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen" von Michaelis (Nr. 4) ist für Aerzte und Laien bestimmt, bietet aber für diese zu viel, für jene zu wenig; das über die „Krankheiten der Athmungsorgane und deren Heilung" von August Dyes (Nr. 5) dagegen enthält zum Theil „originelle" Ansichten über Krankenbehandlung, die wenigstens heute so erscheinen; denn wenn man heutzutage Blutentziehungen warm empfohlen findet, und zwar so ziemlich in allen Krankheiten und bei allen Altersstufen, vom Kinde bis zum Greise, so scheint das originell; es ist aber nichts weiter als eine Aufwärmung der Broussais'schen, Conillaud'schen und Rasori'schen Theorie. Es muß auch Aerzte geben, welche z. B. die Flechten für „ein Heilmittel der Natur" halten, „welche die im Blut befindlichen Eiterkügelchen durch die Haut auszuscheiden strebt". Was soll nicht alles die Natur thun! Sie muß nicht allein angeblich Eiterkügelchen aus dem Blute ausscheiden, sondern auch die Kranken wirklich heilen, welche gewisse Aerzte so „behandeln", daß sich Gott erbarm, z. B. selbst Bleichsucht mit Blutentziehungen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Als Heidelbergeriana (verzeihe, ehrwürdige Ruperto-Carola!) fassen wir drei Schriften zusammen, von denen die beiden ersten im C. Winter'schen Verlag daselbst erschienen sind. Zunächst hat Ed. Heyck nach Briefen und Acten das „Heidelberger Studentenleben" zu Anfang unsers Jahrhunderts geschildert. Beigegeben sind vier sehr instructive Lichtbilder nach Originalen im Besitz der dortigen Universitätsbibliothek. Nicht blos allen ehemaligen Besuchern der alma mater am Neckar wird dieses Buch willkommen sein; es hat auch eine weitere culturgeschichtliche und historische Bedeutung. Wenn dort die Heranbildung einer neuen Studentenschaft unter Karl Friedrich von Baden, Thibaut's erstes Prorectorat, studentisches und geselliges Leben, Landsmannschaften und Corps, die Heidelberger Burschenschaft, das Erwachen des nationalen Gedankens u. s. w. quellenmäßig treu, anschaulich und mit patriotischer Wärme geschildert werden, so ist das entrollte Bild gewiß in seiner Art interessant. — „Ein Erinnerungsblatt an Robert von Mohl" nennt der heidelberger ordentliche Professor des Staatsrechts eine sehr gediegene biographische Skizze des berühmten Politikers, welche mit einem Bildniß des letztern geschmückt ist. Für einen weitern Leserkreis mag wol eine Denkschrift von Mohl's aus dem Frühjahr 1867 sowie ein Brief desselben über die staatsrechtliche Krisis des Jahres 1866 am werthvollsten sein. Aus ihnen entnehmen wir zwei Stellen: „Wenn auch am 14. Juni 1866 Preußen im Deutschen Bunde die Majorität erlangt hätte, so wäre es doch an diesem Tage aus dem Bunde getreten und hätte den Krieg begonnen. Herr von Savigny hatte zwei Erklärungen in der Tasche: die eine, welche er wirklich abgegeben, die andere für den Fall, daß Preußen die Mehrheit gehabt hätte." ... „Nicht die Furcht vor einem Kriege mit Frankreich hat Preußen abgehalten, gleich von vornherein die Süddeutschen in den neuen Bund aufzunehmen, sondern lediglich die Abneigung Bismarck's gegen die «süddeutschen Krakehler» im Parlamente, und weil er nicht glaubte, daß Preußen auf einmal so viel verdauen könne." — Als dritte Schrift reihen wir an: „Erinnerungsblätter an Joseph Victor von Scheffel" (Prag 1886). Sie enthalten das Programm des Trauercommers, welchen die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag am 13. Mai 1886 gehalten; sodann ein Facsimile der Handschrift des Dichters, ganz besonders aber die von deutsch-österreichischen und deutschen Dichtern dem Gedächtniß Scheffel's gewidmeten Verse, eine stattliche Zahl.

— Der bekannte Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt hat bei R. Herrosé in Wittenberg eine Schrift erscheinen lassen: „Der Götterhimmel der Germanen", worin er in edel populärer Form die altdeutsche Mythologie für das heranwachsende Geschlecht behandelt. Er verlangt mit Recht, daß die deutsche Jugend sich an dem Born der Empfindungs- und Gedankenwelt ihrer Ahnen erquicke. Wie tief er seine Aufgabe faßt, möge folgender Ausspruch beweisen. „Die Griechen und Römer hafteten mit ihrem Glauben an dem Irdischen; der Germanen Wünschen und Sehnen richtete sich vorherrschend auf das Ewige, Unendliche. Erstere kannten Läuterungsbedürftigkeit und daher auch Buße nicht; letztere sahen in dem Erkennen der Schuld den einzigen Weg, der zur Verklärung führt. Einen ihrer Götter

(Baldur) dachten sie sich als vollkommen schuldlos und als nur Liebe übend; sie meinten, daß er, durch Bosheit getödtet, von einer noch über ihren Göttern thronenden Macht zu neuem, glücklichen Leben erweckt werde.... Eine Fülle von Anschauungen über menschliche Verhältnisse schlingt sich arabeskenartig durch ihre Glaubenswelt; ihre Sagen von Riesen, Zwergen und Lichtelben geben Zeugniß von ihrem sinnigen Naturempfinden; ihre Göttersagen enthüllen ihrer Seelen Kraft und Zartheit, Opfermuth und Treue bis in den Tod!" Wir empfehlen die Schrift des greisen Verfassers auf das wärmste.

— Sowie der vierhundertjährige Geburtstag Luther's eine ganze Sündflut von Literatur zu Tage förderte, so hat auch der hundertjährige Todestag Friedrich's des Großen eine Reihe von Schriften hervorgerufen. Mehrere derselben haben wir hier zur Anzeige zu bringen. In sehr verdienstlicher Weise hat sich Max Baumgart der überaus mühsamen Arbeit unterzogen, „Die Literatur des In- und Auslandes über Friedrich den Großen" zusammenzustellen (Berlin, von Decker). Prinz Wilhelm von Preußen hat die Widmung dieses literargeschichtlich bedeutsamen Quellenwerks angenommen, welches nicht weniger als 272 Seiten in Folio enthält. Vorangeschickt ist eine Uebersicht der „Oeuvres de Frédéric le Grand", welche bekanntlich eine Commission der königlichen Akademie der Wissenschaften 1846—57 herausgegeben hat. Hierauf folgte im Jahre 1878 ein Verzeichniß sämmtlicher Ausgaben und Uebersetzungen der Werke Friedrich's des Großen, Königs von Preußen, und nunmehr endlich bringt Baumgart die Literatur über den großen König. Er hat sie in sehr dankenswerther Weise nach fünfundzwanzig Gesichtspunkten geordnet, sodaß das Nachschlagen sehr erleichtert ist. Sein Buch zeigt, wie ganz erstaunlich viel Schriftsteller sich mit den Werken und Thaten Friedrich's befaßt haben; es sei hiermit dem Historiker wie dem Literarhistoriker warm empfohlen.

Eine sehr beachtenswerthe, auf gründlichen Studien beruhende, von feinsinnigem Urtheil getragene Arbeit ist „Friedrich der Große als Erzieher seines Volks" von Konrad Fischer (Trier, Stephanus). Es wird hier der Nachweis geliefert, daß Friedrich ähnlich wie Karl der Große ein gutes Stück von einem Erzieher und Lehrer besaß; das Streben des pädagogischen Jahrhunderts erscheint hier wie in einem Brennpunkt zur kräftigsten Wirkung gesammelt. Darum ist eine Betrachtung Friedrich's des Großen unter diesem Gesichtspunkte ebenso berechtigt, wie die Würdigung von Pädagogen, Philosophen und Dichtern nach eben dieser Seite hin. Friedrich der Große hat sich mit den Bildungsanstalten des Landes beschäftigt und durch pädagogische Schriften, durch Begünstigung eines bessern Unterrichtssystems die Bildung der Jugend zu fördern gesucht. Seine Ansichten über Erziehung, seine Beziehungen zu hervorragenden Philosophen, seine Thätigkeit für die Hebung des Volksschulwesens in Schlesien und in Westpreußen, die Mädchenerziehung u. s. w. werden hier nach den besten Quellen dargelegt.

Endlich haben wir zu erwähnen: „Friedrich der Große und die Frauen" von Adolf Kohut (Minden i. W., Bruns). Das mit sieben Frauenbildnissen ausgestattete Werk beruht auf sorgfältigen Studien und entfaltet die Gabe einer fesselnden Darstellung. Da das Charakterbild Friedrich's hinsichtlich seiner Beziehungen zu den Frauen lange geschwankt hat, so ist eine Untersuchung wie die hier vorliegende nur mit Freuden zu begrüßen. Das Buch enthält die Darstellung der Beziehungen Friedrich's des Großen zu seiner Mutter, seiner Frau, seinen Schwestern, Erzieherinnen, Freundinnen und Feindinnen, seine Ansichten über Frauen und Ehe u. s. w. Allen denjenigen, welche sich für das Thema interessiren, können wir Kohut's Schrift als durchaus sachgemäße zur Orientirung empfehlen.

Bibliographie.

Geographische Abhandlungen, herausgegeben von A. Penck. 1ster Bd. 1stes Hft. Wien, Hölzel. Lex.-8. 9 M.

Alberti, C., Riesen und Zwerge. Zwei Novellen. Leipzig, Reißner. 1887. 8. 3 M.

Areudt, O., Ziele deutscher Kolonialpolitik. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Balletta, A., Aus meines Großvaters Tagebüchern. Chur, Hitz. 8. 1 M. 20 Pf.

Bastian, A., Zur Lehre von den geographischen Provinzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Becker, A., Eine Stimme. Roman. 3 Bde. Dresden, Pierson. 1887. 8. 10 M.

Bibliothek französischer Humoristen und Realisten. 1ster bis 3ter Bd. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. à 2 M. 40 Pf.

Blümcke, O., Die Handwerkszünfte im mittelalterlichen Stettin. Stettin, Herrcke u. Lebeling. 1884. Gr. 8. 2 M.

Blumenthal, O., Ein Tropfen Gift. Schauspiel. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Bolanden, C. v., Wider Kaiser und Reich. Historischer Roman. Mainz, Kirchheim. 8. 3 M. 50 Pf.

Brand, H., Allzeit getreu. Historische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Kassel, Wigand. 1887. 8. 5 M.

Gegen die Schwurgerichte. Von dem Verfasser von Die Verbrecherwelt von Berlin. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 M.

Gehlert, A., Ueberproduction und Währung. Eine Untersuchung des wirthschaftlichen Nothstandes. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1887. Gr. 8. 1 M.

George, H., Fortschritt und Armuth und sociale Probleme. Deutsch von C. D. F. Gütschow und F. Stöpel. Mit einer Skizze: Henry George's Leben und Schriften. 1ste Lfg. Berlin, Staude. Gr. 8. 50 Pf.

Heimburg, W., Die Andere. Roman. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

Hermann, J., Glückseligkeitslehre. Hygiene des geistigen und physischen Lebens. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Hohnstein, O., Culturhistorische Bilder aus alter Zeit. Braunschweig am Ende des Mittelalters. Braunschweig, Ramdohr. 8. 3 M.

Joachim, E., Die Entwickelung des Rheinbundes vom Jahre 1658. Acht Jahre reichsständischer Politik. 1651—1658. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 13 M. 25 Pf.

Kemal Bey, Heimat oder Silistria. Schauspiel. Aus dem Türkischen übersetzt und herausgegeben von L. Pekotsch. Wien, Koneggen. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Klaar, A., König Ottokars Glück und Ende. Eine Untersuchung über die Quellen der Grillparzer'schen Tragödie. Leipzig, Freytag. 1885. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kriesche, Alma, Vom Lebenswege. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M.

Kulturbilder aus dem klassischen Altertume. I. Leipzig, Seemann. 8. 3 M.

Lessing's Werke in 6 Bdn. Neu durchgesehen von F. Muncker. Mit Einleitungen von K. Goedeke. 1ste bis 3te Lfg. Stuttgart, Goeschen. 1887. 8. à 25 Pf.

— — Poetische Schriften. Gedichte. Fabeln. Dramen. 2 Tle. in 1 Bde. Stuttgart, Goeschen. 8. 1 M. 80 Pf.

Meyer's Volksbücher. Nr. 1—142. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 10 Pf.

Mörner, J. v., Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters als Quelle für die Naturgeschichte. Aus dem handschriftlichen Nachlass. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 M.

Portig, G., Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Gr. 8. 3 M.

Roman-Bibliothek der Deutschen Illustrirten Zeitung. 1ster, 2ter u. 5ter Bd. Berlin, Berliner Verlags-Comtor, Act.-Ges. 8. 16 M.

Saussure, T. v., Jenatsch oder Graubünden während des 30jährigen Krieges. Eine historisch-dramatisches Gedicht. Chur, Hitz. 8. 2 M.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 1. Jahrg. 1885. Herausgegeben von E. Delbrück. 2te Abth. Oesterreich-Ungarn und die auswärtigen Staaten, nebst der politischen Uebersicht des Jahres 1885. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 6 M.

Schulz, F., Ursprung der menschlichen Sprache. Physiologischer Beweis für Natur, System und Abweichung des menschliches Sprachbaues. Berlin, F. Luckhardt. 8. 4 M.

Schwartzkopf, G., Durch scharfe Gläser. Satiren. Dresden, Minden. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Sohnrey, H., Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Für große und kleine Leute erzählt. Hütte und Schloß. Bernburg, Bacmeister. 8. 2 M.

Wiener Theater-Repertoire. 383ste Lfg.: System in der Liebe. Original-Lustspiel von J. Grönland. Wien, Künast. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wundt, W., Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Stuttgart, Enke. Lex.-8. 14 M.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Herausgegeben von M. Koch. 1ster Bd. 6 Hfte. Berlin, Hettler. Gr. 8. 14 M.

Ziemann, F., Am Meer. Dichtung in 5 Gesängen. Dresden, Pierson. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Menger, Prof. **Anton**, **Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag.** Octav. IV u. 166 Seiten. Eleg. brosch. 3 M.

Roscher, Wilhelm, System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Gesellschaftsmänner und Studierende. Des Systems der Volkswirthschaft vierter Theil, erste Hälfte. Octav. X u. 670 Seiten. Erste und zweite unveränderte Auflage. Eleg. brosch. 10 M.

Stein, Privatdocent Dr. **K. Heinrich von, Die Entstehung der neueren Aesthetik.** Octav. VI u. 422 Seiten. Eleg. brosch. 8 M.

Riehl, W. H., Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. Erster Band. 7. Auflage. Octav. XX u. 306 Seiten. Eleg. brosch. 5 M. — Zweiter Band. 6. Auflage. Octav. VIII u. 376 Seiten. Eleg. brosch. 5 M.

Vitzthum, Carl Friedrich Graf von, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. 2. Auflage. Octav. XXVI u. 362 Seiten. Eleg. brosch. 5 M.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 304 bis 310.

Die bulgarische Crux. — Die neue Polizeidirection in Madrid. — Das österreichische und das ungarische Budget für 1887. — Aus der Denkschrift über die deutsche Marine. — Ein Sieg des Ministeriums in Dänemark. — Die Deutsch-Ostafrikanische Plantagen-Gesellschaft. — Die spanischen Militärreformen. — Dunkle Punkte. — Französische Reformen.

Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Berlin. — An griechischen Ufern. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (II.) — Ein Nachklang zum wiener Orientalisten-Congreß. Von L. v. Stein. — Ein Capitel aus der Regentenpraxis Katharina's II. — Die tscherkessischen Ansiedelungen in Palästina. — Arianer und Athanasier. Von J. v. Pflugk-Harttung. — Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniß zur Cultur der Indogermanen. Von K. Penka. — Erinnerungen an Shelley und Byron. Von J. Kurz. — Praktische Meteorologie. — Die deutsche Sprache in Elsaß-Lothringen. — Zur Geschichte der neuesten Zeit. Von H. Baumgarten. (I.) — Hochzeitliches und Anderes einst und jetzt. Von R. Waldmüller.

Der deutsch-schweizerische Handelsvertrag. — Die wirthschaftliche Lage Italiens und der Hafen von Genua.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Neueste belletristische Erscheinungen

aus der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

E. Erhard, Zwischen Havel und Spree. Novellen. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

In neuer Auflage erschienen soeben:

J. v. Dewall, Der rothe Baschlik. Novelle. 3. Aufl. Geheftet 3 Mark; fein gebunden 4 Mark.

Karl Frenzel, Nach der ersten Liebe. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein gebunden 9 Mark.

D. v. Geyern, Die Domschenke. Roman. 2. Aufl. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Die nachstehenden, in unserem Verlage erschienenen Werke von **Hans Blum** empfehlen wir als eine wirklich gediegene und äußerst anregende Lectüre der allgemeinsten Beachtung auf's Angelegentlichste.

Herzog Bernhard. Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639. 8. geh. Preis 5 Mark, gebdn. 6 Mark.

Hallwyl und Bubenberg. Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen. 8. geh. Preis 7 Mark, gebdn. 8 Mark.

Zwei mit großer Frische und Anschaulichkeit geschriebene, im Geiste G. Freytags und Scheffels gehaltene, kulturgeschichtliche Erzählungen, welche von der gesammten Kritik mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurden.

Aus dem alten Pitaval. Französische Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwigs des XIII., XIV. und XV. 8. geh. Preis à Band 5 Mark, gebdn. à Band 6 Mark.

Dieses Werk vermittelt dem deutschen Leser eine Auswahl der kulturhistorisch, rechts- und sittengeschichtlich interessantesten Fälle der „Causes célèbres" des alten Gayot de Pitaval (starb 1743 als Advocat zu Paris), welcher der Stammvater aller modernen Sammlungen berühmter Criminalfälle geworden ist.

Inhalt des ersten Bandes: Einleitung: Der alte Pitaval. Ein Opfer des Cardinals Richelieu. Der falsche Herr von Caille. Ein geheimnißvoller Mord. Auf den Spuren der Frau von Maintenon. Die Geschichte des Fräulein von Sfrondate. Die Tragödie der Juden von Metz. Eine Gespenstergeschichte.

Inhalt des zweiten Bandes: Um einen Sitz der Unsterblichen. Don Juan im Schleier. Der Bankier und die Tanzfee. Die Heirath des Fräulein von Kerbabü. Der letzte Montmorency. Die Verschwörung des Cinq-Mars und de Thou. Saurin und Rousseau (Nachtrag zum ersten Fall).

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, resp. durch dieselben zu beziehen.

(Mit einer Beilage der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 25. November 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: „Hamlet" und das Théâtre français. Von Rudolf von Gottschall. — Episches und Lyrisches. Von Hans Minckwitz. — Aus der armenischen Literatur. Von Rudolf Doehn. — Schriften zur Physik und Chemie. — Ueber das Wetter. Von Eduard Reich. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

„Hamlet" und das Théâtre français.

Als ein Ereigniß darf es bezeichnet werden, daß die Heimstätte der französischen Classicität, das Théâtre français, zum ersten mal den Versuch gemacht hat, ein Werk Shakspeare's ihrem Publikum vorzuführen, und noch dazu dasjenige, welches offenbar für das Verständniß das schwierigste und für den französischen Geschmack das fremdartigste ist: den „Hamlet".

Die Berichte über den Erfolg dieses gewagten Experiments lauten verschieden; ein Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" schreibt: „Schön war's, wie sie so andächtig lauschten wie in der Kirche; das übervolle Haus, die Todtenstille, dann der rasende Beifall." Er hebt besonders zwei Scenen hervor, in denen das Publikum dem talentvollen und sympathischen Schauspieler Mounet-Sully stürmischen Beifall spendete: die große Scene mit Ophelia, welche Mounet sehr eigenartig spielte, indem er darin zu rasen begann, mehrmals fortrannte und hinterm Vorhang verschwand, wiederkam, sich immer mehr in Raserei hineinredete und zuletzt in tolles Schreien ausbrach: „Geh in ein Kloster"; und dann die Scene im Schauspiel, die der Höhenpunkt des Abends war, da war Mounet-Sully ganz in seinem Element: dieses Ausströmen all der zurückgehaltenen Empfindung, diese unaufhaltsame dramatische Steigerung. Wie ein herrliches Gewitter war es herangezogen, und als es nun losbrach, als König und Königin flohen, durch Hamlet's Eindringen sinnlos gemacht: da wußte man nicht mehr, wer ist Zuschauer, wer ist Mitspieler? Es schlug ein über unsern Häuptern, und Ein Gefühl riß uns alle hin, „ein befreites Aufjauchzen, fesselloses orkanartige Entladung". Dann hat Mounet-Sully jedenfalls gespielt wie Dawison in dieser Scene; namhafte neuere Hamlet-Spieler in Deutschland pflegen dieselbe bedauerlich zu verpfuschen, sodaß jene Steigerung gänzlich verloren geht.

Nach diesem Bericht eines deutschen Referenten empfängt man den Eindruck, als hätte „Hamlet" am Theater Corneille's, Racine's und Molière's, Scribe's und Augier's einen glänzenden Erfolg davongetragen: liest man dagegen die „Revue des deux mondes", so erfährt man, daß „Hamlet" im Grunde Fiasco gemacht hat, und zwar das schlimmste Fiasco, das der Langeweile. Der Berichterstatter jener angesehenen Revue gibt zuerst einen kurzen interessanten Ueberblick über die bisherigen Versuche der pariser Theater mit dem Shakspeare'schen Meisterwerk. Im Jahre 1846 reichte Alexandre Dumas der Vater in Gemeinschaft mit Victor Hugo's jungem Adjutanten Paul Meurice einen für das Théâtre français zurechtgemachten „Hamlet" demselben ein; er wurde aber zurückgewiesen. Dumas entschädigte sich dafür, indem er auf einem kleinen Theater von Saint-Germain das Stück spielen ließ und nicht lange darauf seinen Einfluß beim Théâtre historique geltend machte, um auch dort den „Hamlet" zur Aufführung zu bringen. Im Frühling des jetzigen Jahres hatte Sarah Bernhard die Caprice, die Ophelia zu spielen, die ihr wahrscheinlich aus der Oper von Thomas bekannt geworden war. Das Stück war von Lucien Cressonois und Charles Samdou für die französische Bühne zurechtgemacht worden, zwei Unbekannten, einem kleinen Schauspieler und seinem Gehülfen: Shakspeare bedarf keiner Unterstützung. Der „Hamlet", den das Théâtre français jetzt zur Aufführung brachte, ist der früher abgelehnte von Dumas und Meurice. Er hatte acht Aufzüge; derjenige der Porte-Saint-Martin hat elf Verwandlungen; der des Théâtre historique in seiner jetzigen Erneuerung hat

deren dreizehn: früher hatte Vacquerie die beiden Bearbeiter Shakspeare's wegen ihrer Läuterungsversuche und Kürzungen unter „les barbiers des tigres" gezählt; jetzt soll der Tiger seinen Bart wieder wachsen lassen, wenn auch noch nicht ganz. So sind viele Scenen, darunter auch die erste auf der Terrasse von Helsingoer, wiederhergestellt.

Und der Erfolg, über den die „Revue des deux mondes" nach der kurzen Erzählung der bisherigen Bühnenschicksale „Hamlet's" in Frankreich berichtet? Hören wir seine eigenen Worte: An der Porte-Saint-Martin hat man sich gelangweilt und das ohne weiteres eingestanden; man hat für diese Langeweile auch summarische Gründe angegeben: das ist zu zerstückelt ... wir sind nicht gewöhnt an diese Menge von Tableaux, dieser Garnier ist schlecht. Und Ophelia ... welche unbedeutende Rolle, man muß sich darauf besinnen, wie unbedeutend sie ist, denn Sarah gibt ihr einige Wichtigkeit durch ihre phantastischen Geberden und Betonungen. Aber auf Ehre, man frägt sich, wodurch Ophelia so bekannt ist. Durch die Grazie der Nilsson? Gewiß — aber wie konnte sie fortleben von Shakspeare bis zu Ambroise Thomas? In der Comédie française langweilte man sich nicht weniger: im Gegentheil, die Langeweile war noch niederdrückender; sie ist noch reichlicher und feierlicher, wie dies in einem großen, vornehmen Hause nothwendig der Fall ist; sie entwickelt sich mit Muße, während die prachtvollen Decorationen aufgebaut werden; sie lastet mit dem ganzen Gewicht von Gold, welches diese bemalte Leinwand, diese prachtvollen Costüme gekostet haben; sie wird noch wuchtiger durch die tausendfachen Hoffnungen, welche erregt wurden: Shakspeare, bearbeitet von Dumas und einem Genossen Victor Hugo's, auf der ersten Bühne der Welt, unter Mitwirkung von Got und Sylvain in kleinen Rollen — wie hoch mußte sich bei solchen Aussichten das Entzücken des Publikums steigern! Es ist natürlich, daß man nach einer so schönen Erwartung aus Vorsicht das Eingeständniß seiner Enttäuschung hinausschiebt und verheimlicht. Draußen in den Corridoren redet ein Zuschauer den andern vorsichtig an: „Eh bien? Eh bien?" — „O mich interessirt das sehr!" — „Mich auch!" — „Monnet-Sully ist prächtig, bewunderungswürdig. Und die Decorationsmalerei. Und die Costüme!" — „Würdig eines Perrin!" Von dem Stück selbst spricht man in den ersten Zwischenacten nicht: während der letzten — wer hatte den Muth, sich zuerst vor dem andern auszusprechen? Niemand, aber alle Welt hat gegähnt. Man fragt sich zu dieser Stunde in etwas verschiedenem Ton: „Monnet-Sully?" — „Ja, immer vortrefflich!" — „Aber das Stück?" — „So, so!" — „O ja!" Am Ende wiederholen einige Halbliteraten: „Das hat mich sehr interessirt!" Die Nichtliteraten bekennen offenherzig: „Das Stück ist zum Sterben!" Und die kundigen Fachmänner richten das Gewissen dieser Opfer, die sich ihres Unglücks ein wenig schämen, wieder auf mit den Worten: „Ihr seid gänzlich danieder; das ist nicht euere Schuld, ihr mußtet es sein!"

Gleichwol folgt jetzt eine verherrlichende Besprechung des „Hamlet", der ein Bild des menschlichen Lebens, eine Epopöe des modernen Menschengeistes genannt wird; aber auf der Bühne, mindestens vor französischen Zuschauern, scheitert das Stück an zwei großen Vorzügen: an der widerspruchsvollen Mischung des Hauptcharakters und an der Breite der Composition: beides bringt aus der Stimmung. Was man auf der Bühne sieht, ist weniger das innere Drama als das äußere, das Melodrama, die Pantomime. Hierzu kommt die Uebersetzung, die Darstellung: die poetischen Gestalten, wie sie vor der Phantasie schweben, werden durch die Schauspieler nicht gedeckt. Was die Kritik derselben betrifft, so stimmen die Referenten der „Neuen Freien Presse" und der „Revue des deux mondes" überein: der melancholische Hamlet von Monnet-Sully wird mit Ausnahme einzelner Uebertreibungen von beiden gelobt; dagegen der Polonius von Got als eine burleske Figur getadelt, ebenso der Geist. „Nachdem ich ihn auf der Bühne gesehen", sagt der Berichterstatter der Revue, „wird er mich in meinen Nächten nicht mehr schrecken." Die melodramatische Ophelia des Fräulein Reichenberg erfährt ebenfalls herben Tadel: „Ins Kloster, ins Kloster!" Man wundert sich nicht, daß sie Hamlet dorthin schickt; es ist die ingenue aus dem „Feu du couvent".

Der Refrain ist: „Hamlet" gehört nicht auf die Bühne; laßt die Hand davon, ihr Theaterdirectoren; das haben ja auch schon viele Autoritäten gesagt. Da wird der Engländer Charles Lamb ins Feuer geschickt, welcher der Ansicht ist, daß die Stücke von Shakspeare sich weniger für die Aufführung eignen als die irgendeines andern Dichters, ferner Montégut, der seinerseits frägt: sind die Dramen Shakspeare's für die Aufführung geeignet? und seine eigene Meinung dahin ausspricht, daß man bei der Aufführung nicht den größten Dramatiker, sondern den größten Melodramatiker in Shakspeare erkennen würde.

Das klingt uns alles ketzerisch, fast lächerlich: bei uns ist ja der „Hamlet" seit einem Jahrhundert Repertoirestück; aber die Hand aufs Herz und ohne Furcht vor allen Shakspearomanen: wenn heute der „Hamlet", mit dem wir groß geworden, der uns in Fleisch und Blut übergegangen, ohne die Verherrlichung durch unsere Classiker, ohne die vielen hundert Commentare unserer Aesthetiker zum allerersten mal über die deutsche Bühne ginge: würde der Eindruck wol ein anderer sein als in Frankreich? Würde unser großes, durch Operetten, Schwänke und wirkungsvoll aufgebaute Comédies verwöhntes Publikum sich nicht langweilen gegenüber dem unverständlichen Stück, dessen zweite Hälfte in der That keine Steigerung gewährt, sondern unkünstlerisch componirt und gänzlich zerfahren ist? Werfen wir deshalb keinen Stein auf die Franzosen, deren Rasseneigenthümlichkeit überdies dem Verständniß einer aus germanischem Geist herausgeborenen Dichtung wenig entgegenkommt.

Rudolf von Gottschall.

Episches und Lyrisches.

1. Künstlerin Liebe. Novelle in Versen von Adolf Büchle. Baden-Baden, Sommermeyer. 1886. 16. 1 M.

Ein uns bisher unbekannter Dichter führt sich hier mit einem reizenden Idyll recht vortheilhaft auf dem neuhochdeutschen Parnaß ein. Der Stoff behandelt in freier Ergänzung und Erweiterung eine Anekdote des Plinius (hist. nat. 35, 43), die Erfindung von Porträts aus Thon überliefernd. Am Meeresstrande der Bucht von Kenchreä bei Korinth wohnt ein Töpfer, Namens Butades, ein geschickter Mann, der

Manche Ladung thönernen Geräths,
Mit neuerfundnem Zierath reich geschmückt,
Nach Asien selbst, wo Ephesus, Milet
Und andre Städte seine Waare rühmten —

Oft stand neben ihm und sah ihm bei der Arbeit zu, wol auch selbst mit Kohle auf den Tisch verschlungene Linien, Arabesken zeichnend, die der Vater dann auf seinen Vasen wiedergab:

Sein Töchterchen Arete, jugendfrisch,
Wie eine Knospe, die sich erst erschloß.

Doch am Abend harrte sie des Geliebten, des Verlobten, der von Kenchreä her im Nachen kam, Kallistos, das bescheidene Abendmahl zu theilen. Kallistos brachte zu Schiff das Töpfergeräth, die schöngeformten, kunstreichen Vasen und Krüge, nach Kleinasien zum Verkauf, denn das war sein Gewerbe. So harrte sie denn auch des Kallistos wieder an einem Abend, dem Vorabend vor Antritt einer neuen Reise, der letzten vor der Hochzeit, denn diese sollte sofort nach seiner Rückkehr stattfinden. Aber Kallistos bleibt lange aus, sie verzweifelt fast vor Sehnsucht:

O Vater, Vater, Sehnsucht tödtet mich,
Der letzte Abend ist's und er bleibt aus.

Der Vater sagt darauf:

Getrost, mein Kind! Vertrauen ziemt der Liebe!
Nicht weil er dich vergißt, bleibt er entfernt;
Weil er für dich sich müht, säumt er so lang.
Bis er bei all den Töpfern in der Stadt
Die Waaren holt und mit Bedacht verlädt —

Er betrachtet vergnügt den Fleiß der letzten Monde, die Gefäße aller Art, die er geschäftig zusammengestellt, damit Kallistos sie sorgsam verlade und zu Markt bringe:

Das wird, Arete, deine Mitgift geben,
Thut nur Kallistos seine Pflicht und kehrt
Mit leerem Schiff und vollem Beutel heim.

Endlich stößt vom Hafen ein stattlich Fahrzeug ab — wär's Kallistos' Schiff und voll befrachtet!

Ja, ja, er ist's! Sieh, wie das Schiff sich dreht
Und beilegt, daß es unsern Strand gewinne.

Bald schwingt sich der Jüngling von des Schiffes Bord und schließt die Geliebte in die Arme. Dann bewundert er und nimmt mit Hülfe seiner Knechte an Bord des zukünftigen Schwiegerpapas Thongeräth, dessen Ertrag die Morgengabe der Braut bilden soll:

Als nun Kallistos mit den Knechten kam,
Die letzte Last zu holen, stand Arete
Schon seiner wartend in der niedern Thüre:
„Auch diesen Mantel nimm, Kallistos, mit;
Aus weicher Wolle hab' ich ihn bereitet,
Er geb' in Winterfrost dir warmen Schutz;
Denn viele Monde, ach, bleibst du mir fern.
Wenn du ihn trägst, denk' an Arete auch,
Die ihre Liebe mit hineingewoben.
Dies Götterbildchen trag' auf deiner Brust;
Es wehr' dem bösen Blick und bring' dir Segen."

Während des nun folgenden, von heiterer Rede und Gegenrede gewürzten Soupers kommt dem scheidebangen Mädchen eine gute Idee:

Sieh, freundlich malt, als ob sie Mitleid hätte,
Die Lampe dort dein Antlitz an die Wand.
O daß ich's halten, dauernd fesseln könnte!

Gesagt, gethan. Mit einem Stückchen Kohle zeichnet sie das krause Lockenhaar, die glatte Stirn, die Nase:

die so hoch du trägst,
Wenn in Korinth die Mädchen nach dir schielen —

den ersten Flaum der süßen Lippe, das Antlitz des Geliebten im Profil an die Wand:

daß bald das Bild vollendet
Auf weißer Wand in schwarzen Zügen prangte.

Monde schwanden vorüber seit des Kallistos Abreise. Die Wandzeichnung blieb der Trost Arete's:

Des Morgens erster Gruß, des Abends letzter
Sind holde Küsse, tausendmal geküßt
Auf jenen Linien, die so theuer sind.

Aber der Geliebte bleibt lange aus; stillschweigend trägt das Mädchen den Gram der Trennung, ihre Wangen bleichen, aufsteigende Zweifel kämpfen in ihr mit der mehr und mehr schwindenden Hoffnung auf frohes Wiedersehen. Durch Küsse halb verlöscht sind des Bildes Linien:

Zerstörst du einst dies Bild, so sagt' er scheidend,
Mag mit der Liebe auch mein Leben schwinden.
Nun sinkt er hin, wie Meleagros einst.

Da überrascht der besorgte Vater sie eines Morgens bei seltsamer Arbeit: mit weichem Thon füllt sie die Contouren der Zeichnung aus. Butades steht ihr verständnißvoll bei, und mit vereinten Kräften gelingt es ihnen, das Brustbild des fernen, vielleicht nie wiederkehrenden Thonwaarenmaklers reliefartig wohlgetroffen zu vollenden. Freudethränen weinend eilt Arete fort, die schönsten Blumen zum vollen Kranz zu winden und, wie seit langem nicht, des Kallistos Bild damit zu schmücken. An dem Abend dieses ereignißvollen Tages senkt zum ersten mal wieder sich auf ihre Lider süßer Schlaf. Während desselben nimmt leise Butades das Thonbild von der Wand, trägt

es zur Werkstatt, formt rasch einen Untergrund, malt die Gesichtszüge, das schwarze Kräuselhaar mit Farben aus und brennt das ganze Mach- oder Meisterwerk im Brennofen. Frühzeitig am Morgen, ehe das Töchterlein noch erwacht, sieht der Alte nach dem Werk:

O Freude, meisterlich war es gelungen;
Das war Kallistos, wie er leibt und lebt! —

und hängt das wohlgelungene:

an den bekannten Ort,
Daß der Erwachten erster Blick es finde.

Aber nicht genug. Vor der Hütte Thür sitzend, blickt Butades vergnüglich

Aufs bunte Spiel der leichtbewegten See.

Da naht ein Schiff, ein Kahn stößt ab, und bald — liegt Kallistos in Schwiegerpapas Armen! Leise geleitet dieser ihn zu Arete's Lager:

Sieh selbst der holden Schläfrin lieblich Bild;
Nur mußt du leise treten, daß sie nicht
Zu schnell erwache und das Glück sie tödte.

Sie spricht im Schlafe: „Bist du's, Kallistos?" Butades zieht ihn zurück. Arete erwacht, und ihr Blick fällt wundernd auf das Thonbild; sie nimmt es von der Wand und herzt und küßt es, hängt es darauf wieder in den Kranz und ist im Begriff, sich dankend dem Vater zuzuwenden, als sie den zurückgekehrten Geliebten gewahrt:

Und einen Augenblick
Steht wie gebannt Arete: „Du, Kallistos?"
Wie zweifelnd spricht sie's. „Dein Kallistos ist's!"
Erschallt die Antwort, und die holde Braut
Ruht überselig an des Jünglings Brust.

Der Leser wird zweifellos von dem ganzen Verlauf und dem Abschluß der Erzählung einen um so befriedigendern Eindruck empfangen, als vielfach hübsche Gedanken in sie hineinverwoben sind und jede ermüdende Breite geschickt vermieden ist. Auch die Sprache ist natürlich und edel, wiewol der Dichter leider den iambischen blanc-vers in Anwendung gebracht hat und die Verse nicht durchgehends frei von Härten, weder im Metrum noch im Ausdruck sind. Die Jamben, ohnehin kaum eine dramatische, geschweige denn eine epische Versgattung, die genügen könnte, sind weit weniger geeignet für dergleichen kurze Novellen in Versen als die seit Platen's „Abassiden" (1835) beliebte fünffüßige Trochäe. Vortrefflich anwendbar aber ist hier auch der Hexameter, ein freilich in Vollkommenheit etwas schwer herzustellendes Versmaß. Hätte Büchle sich die Zeit und Mühe genommen, sein sonst so hübsches Erzeugniß in schöne, wohlgemessene, formvollendete Hexameter zu bringen, so würde er der deutschen Nation ein geradezu classisches Idyll als hochwillkommene Gabe dargebracht haben. Es ist jedoch hierzu noch nicht zu spät: vielleicht fühlt Büchle sich infolge dieser Anregung veranlaßt, sein Gedicht in Hexameter umzudichten, gewissermaßen in Hexameter zu übersetzen, welches Experiment nach geglückter, immerhin unschwer zu bewerkstelligender Durchführung ein höchst interessantes, zu allerlei Vergleichen aufforderndes, lehrreiches Beispiel abgeben würde.

2. Wilhelmshöhe. Eine Schilderung in Hexametern von Richard Trömner. Kassel, Freyschmidt. 1886. 8. 1 M.

Da wir in der vorstehenden Beurtheilung gerade beim Hexameter stehen geblieben sind, so ergreifen wir mit Vergnügen ein Werkchen, welches in diesem Versmaß geschrieben ist, um es nachher mit einigermaßen gemischten Empfindungen wieder aus der Hand zu legen. Solche Hexameter sind eben keine Hexameter! Wir haben oben uns dahin geäußert, daß es schwer sei, gute Hexameter zu machen, und finden nun, daß Richard Trömner den Beweis für unsere Behauptung durch seine Verse anticipando angetreten hat. Lieber Herr Trömner, studiren Sie in dieser Richtung nicht Klopstock oder Goethe, auch nicht Schiller; aber studiren Sie Johann Heinrich Voß, studiren Sie A. W. von Schlegel, studiren Sie Platen und dessen Schule! Wenn Sie das vorher gethan hätten, so würden Sie entweder Ihr so liebenswürdiges, gehaltvolles Büchlein nicht in Hexametern geschrieben haben, oder Sie hätten als eine sehr erhebliche Verbesserung desselben zu Ihrem eigenen Vortheil bessere Hexameter gemacht!

Diese vier Druckbogen starke, höchst sauber ausgestattete „Schilderung" behandelt in zwölf Abtheilungen mit einem Anhange von Anmerkungen („Einleitung"; „Riesenschloß und Cascaden"; „Steinhöferscher Wasserfall"; „Teufelsbrücke und Plutogrotte"; „Aquäduct"; „Große Fontaine"; „Neuer Wasserfall"; „Anlagen vor dem Schloß und Geschichtliches von demselben"; „Die Elysäischen Felder"; „Mu-Lang"; „Löwenburg"; „Neben-Anlagen") in der Form von Elegien die geschichtliche Entstehung und den gegenwärtigen Zustand des berühmten alten Hessensitzes Wilhelmshöhe bei Kassel.

Wir verkennen nicht, daß dieser Stoff in seiner Gesammtheit ein poetischer ist. Auch geben wir gern zu, daß die Auffassung und dichterische Ueberarbeitung desselben an sich seitens des Dichters als wohlgelungen bezeichnet werden kann. Ferner ist die Sprache in diesen holperigen Hexametern von großer Schönheit, und wir dürfen getrost behaupten, daß sie selbst dem sprachlichen Ausdruck in Goethe's Distichen kaum nachstehe. Alle diese vortrefflichen Eigenschaften des vorliegenden Trömner'schen Gedichts können jedoch nur ungenügend entschädigen für den Mangel an richtiger Messung. Jeder Leser mit feinem Gehör und Gefühl wird beim Lesen bewegter Versmaße, namentlich von Daktylen und Anapästen, unwillkürlich scandiren: hat er nun derart schlechtgemessene Hexameter zu scandiren, so bricht ihm das fast die Zunge entzwei. Nur ein Beispiel, zufällig herausgegriffen:

Wundersam angeregt von dem Geist, der die Landschaft
durchwehte.

Wir hatten einige Mühe, hier in den „Geist", welcher das rhythmische Gefühl — von Gehör kann hier gar keine Rede sein — des Dichters „durchweht" hat, einzudringen;

als es uns aber schließlich doch gelungen war, heureka, da waren wir wirklich „wundersam angeregt". Hier folgt das Gebäude Trömner'scher Metrik:

Wundersam angeregt von dem Geist, der die Landschaft
— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
durchwehte.
⏑ — ⏑

Oder vielleicht auch:

— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑

Fürwahr, ein köstlicher Hexameter! Nur schade, daß die richtige Messung folgendermaßen ausfällt:

Wundersam angeregt von dem Geist, der die Landschaft
— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — —
durchwehte,
— — ⏑

und daß hiernach dieser Hexameter kein Hexameter mehr ist.

Wir sind der Ansicht, Trömner hätte besser gethan, seine sonst so vortreffliche Schilderung einfach in Prosa zu schreiben: er würde dann ein wirklich interessantes und nützliches Werk zu Stande gebracht haben. Verse zu lesen ist ohnehin heutzutage nicht jedermanns Sache; eine gute Prosa aber, die ein so volksthümliches Thema, vielleicht in der Weise eines umfänglichern Fremdenführers, behandelt, liest jedermann gern.

3. Lieder des Harfenknaben von J. P. Colling. Luxemburg, Brück. 1886. 12. 2 M.

Wieder ein neuer Lyriker, welcher sich an die lange Reihe der vorangegangenen und großentheils bereits wieder verschollenen, die „versungen und verthan" haben, anschließt. In der „Zueignung" heißt es:

Wenn auch die dunkeln Jugendlocken
Das Haupt mir schmücken noch zur Stunde,
So ist die Jugend doch geschwunden —

woraus sich mit Gewißheit schließen läßt, daß nicht ein „Harfenknabe" mehr es ist, welcher singt:

Ich hab' nur einen Wunsch hienieden:
Eh man mich hinstreckt auf die Bahr',
Den frischersungnen Kranz zu legen
Auf meines Vaterlands Altar —

sondern mindestens ein „alter Knabe", wie man zu sagen pflegt. Wir finden daher den Titel nicht ganz zutreffend.

Das Werkchen enthält auf 194 Seiten 22 Sonette, 30 Lieder und 44 vermischte Gedichte, unter welch letztern sich ein erzählendes Gedicht, „Narciß", befindet. An den Sonetten finden wir zunächst die äußere Form zu tadeln, die äußerst unvollkommen ist. Das Durcheinander von weiblichen und männlichen Reimen, ferner die Unregelmäßigkeit der Reimverschlingungen, endlich die häufig wechselnde Eintheilung der sechs Schlußzeilen, diese nachtheiligen Eigenschaften, zumal in ihrer nicht seltenen Vereinigung, haben einen Mangel an Abrundung und Harmonie zur Folge, der an Misklang grenzt. In solcher Anordnung hört das Sonett auf, Sonett zu sein, und gestaltet sich zu einem, überdies unregelmäßigen Reimgedicht. Gehaltlos sind diese Soll-Sonette nicht; z. B. das Sonett „Theodor Körner" ist vortrefflich; auch „Handdeuterei" (welches aber, obwol der Sammlung einverleibt, Colling's Freund, Julius Brouta, zum Verfasser hat), eine niedliche Wahrsagung, ist nicht übel; sehr gut sodann „Apologie", „Lord Byron I. und II.", „An M." (die Zeile: „Du wirst vielleicht dann einmal nach mir fragen", enthält allein eine ganze kleine Geschichte!) und „Der Waffenschmied und sein Sohn", das hier hergesetzt sei:

Ich schmiede Verse und mein Vater Waffen,
Und Schmied und Dichter ist ein schönes Los,
Wir hämmern rüstig Tag und Nacht drauf los,
Er wählt den Tag und ich die Nacht zum Schaffen.

Es folget jeder seinem Herzenstriebe,
Getrennte Wege gehen Vater, Sohn,
Er schützt mit seinen Waffen Herd und Thron,
Ich sing' ein neues Hohelied der Liebe.

Doch wenn die Glocke tönt vom hohen Thurm
Und Krieg und Aufruhr, wilder Völkersturm
Die Erde rüttelt aus der trägen Ruh:

Dann steh' ich mit der Harfe ihm zur Seit'
Im Schwertertanz, im heißen, wirren Streit,
Und singend schlagen Sohn und Vater zu.

Wir fürchten nur, daß, wenn die Waffen des Vaters trotz guten Stahls ebenso schartig sind wie des Sohnes Verse, das Zuschlagen nicht viel helfen werde. „Unsere Zeit" misfällt uns, ist viel zu pessimistisch. Wie verträgt sich aber in dem ersten Sonett „An M." der Passus:

Die Rose opfr' ich nicht dem Lorberzweig.
Ich gönne gern den Kranz dem Musensohn
Und jedem Fürsten seine güldne Kron',
Halt' ich in meinem Arm mein Königreich.

(Das Königreich ist nämlich eben „M.") mit dem „frischersungnen Kranz auf des Vaterlands Altar" in der obenerwähnten „Zueignung"? Das ist doch ein ganz diametraler Widerspruch, und selbst wenn der Dichter vielleicht nach langen Leiden auf dem Standpunkt, der in der „Zueignung" bezeichnet wird, erst später angekommen wäre, so hätte er dies mehr hervorheben sollen.

Unter den Liedern befinden sich ebenfalls manche recht gute, so das ausgeprägt Heine'sche:

Es rauscht in den Wipfeln der Bäume
Ein süßer, heimlicher Sang;
Ich wandle durch blumige Wiesen,
Am Ufer des Baches entlang.

Ein sanftes, melodisches Klingen!
Mir ist, als müßt' in der Brust
Das bebende Herz zerspringen
Vor Liebesschmerz und -Lust.

Dieses niedliche Liedchen braucht nicht einmal erst componirt zu werden, denn man kann es sofort singen nach der Melodie „Du hast Diamanten und Perlen". Ferner:

Es haben sich einmal zwei geliebt,
Sie lieben sich nicht mehr;
Die Augen sind trüb, die Wangen sind bleich,
Und das Herz so schwer, so schwer.

Und wenn die zwei sich begegnen,
Wird das Herz so schwer, so schwer,
Sie möchten hinstürzen und weinen,
Doch lieben sie sich nicht mehr.

Vergleiche damit das Heine'sche:

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehn.

Wir erwähnen noch: „Ich hab' dich lieb, du schönes Kind"; „Ich nannte keinem ihren Namen" (zweiter Vers etwas holperig); „Die Nacht ist kalt und schaurig" (ist sehr gut, aber sehr traurig); „Der Mond schien hell, ich ging allein" (in der Form mangelhaft, sonst gar nicht so übel); „Wenn du mich auch nicht liebst, so denke dennoch mein" (was unter so bewandten Umständen eigentlich etwas viel verlangt ist!); „O schau' mich nicht so fragend an"; „Vergebens ruf' ich sie zurück" u. a. m.

Von den „Vermischten Gedichten" sind ebenfalls mehrere rühmlich hervorzuheben. So namentlich „Der letzte Troubadour". Daß Colling sich auch zu einer „Ode" in einem uns unbekannten, wol selbst construirten Versmaß begeistert hat, scheint uns bei seinem offenbaren Mangel an Verständniß der Prosodie und Metrik unserer Sprache mindestens gewagt. Wir citiren die erste Strophe:

Himmelsleuchten des Friedens, die die hohe
Lieb', die göttliche, angezündet! In die
Seele gießt mir die süßen
Lispel des göttlichen Odems —

wenden uns hierauf aber lieber einem dem Titel des Werkchens verwandten Stoff zu:

Der Harfenknabe.

Er sang ein Lied voll Kraft und Feuer,
Er sang von heißer Liebesglut,
Das Lied war ihm vor allen theuer,
Drin floß sein Leben und sein Blut.

Er schlug die Harfe zitternd, bebend,
Erfaßt von namenlosem Schmerz,
Sein Saitenspiel, es war wie lebend,
Und mächtig rührt' es jedes Herz.

Er sah sie durch die Menge schreiten,
Vor seinen Augen ward es Nacht,
Und wilder griff er in die Saiten
Im Kampf mit dunkler Liebesmacht.

Das Lied, das Lied war ausgeklungen,
Und Beifall rauschte durch das Haus,
Das Herz war ihm im Leib zersprungen,
Und hastig stürzte er hinaus.

Verfolgt von seiner Liebe Qualen
Rannt' er in Wäldern hin und her;
Der Nebel lag in wüsten Thalen,
Und in der Ferne grollt' das Meer.

Der Donner rollt, es blitzt, es wettert,
Ein Schrei, wie wenn ein Leben bricht!
Die Harfe lag im Wald zerschmettert,
Den Harfenknaben fand man nicht.

Der Schluß ist höchst tragisch, jedoch, o holde Leserin, fürchte nichts! Nur „die Harfe lag im Wald zerschmettert", aber „den Harfenknaben fand man nicht". Vermuthlich war es ein altes, abgespieltes Instrument, welches der Harfenknabe im Unmuth über seinen (dir ja unbekannten) Liebeskummer, und weil es ohnehin nicht mehr viel taugte, schnöde demolirt hat. Nachdem er aber an dem alten Spielwerk sein Müthchen gekühlt, ist er gemächlich in die Stadt gegangen (deshalb „fand man ihn nicht") und hat sich eine neue Harfe gekauft. Finden wir ihn doch gesund und wohlgemuth (und getröstet über dich!) wieder „als freien Harfenknaben", nämlich:

Ich bin der freie Harfenknabe
Und ziehe singend durch das ganze Land,
Und dank der edeln, frohen Liedergabe
Bin ich den Schönen überall bekannt.

Manch süßen Kuß trank ich von süßen Lippen,
Manch schönes Herz schlug mir an fremdem Ort,
Doch ach! ich darf ja nur vom Kelche nippen,
Denn mein Geschick ist: Wandern immerfort.

Die Liebe stimmt mir meiner Harfe Saiten,
Von Lieb' und Freiheit klingt's in jedem Ton;
Mit keinem will ich um die Krone streiten,
Das Lied, das Lied ist meines Liedes Lohn.

Wir können das ganze schöne Lied hier nicht wiedergeben; es ist eins der besten und frischesten der Sammlung, vermuthlich weil die neue Harfe besser ist, als die alte war.

Das erzählende Gedicht „Narciß" macht den Beschluß. Es ist eine einfache rührende Geschichte zweier Liebenden, die durch des Mädchens Angehörige getrennt werden, worauf Liebeskummer dasselbe tödtet und der unglückliche Jüngling auf ihrem Grab sich umbringt. „Narciß" ist ganz hübsch erzählt, aber leider wieder in fünffüßigen Jamben. Hexameter, iambische Trimeter oder fünffüßige Trochäen wären am Platz gewesen (aber ja nicht Scheffel'sche Vierfüßler!)

Aus den vorstehenden Beispielen wird man zu der Schlußfolgerung gelangen, daß Colling durchaus nicht unbegabt ist. Nur sollte er mit Fleiß und Ausdauer, nach vorherigem Studium unserer deutschen Verskunst, an die Ausmeißelung und Ciselirung vollendeterer Formen gehen, die zahllosen Härten, Abbreviaturen an mislicher Stelle, Hiatus u. s. w. vermeiden. Würde er dann „den frischerrungnen Kranz auf des Vaterlands Altar legen", so bliebe freilich noch immer dahingestellt, ob das undankbare Vaterland sich durch einen Lorberkranz bei ihm revanchiren würde.

4. Von Hüben und Drüben. Scherz und Ernst in Versen von Julius Bruck. Dritte vermehrte Auflage von „Bunte Blüten". Leipzig, Reißner. 1886. 8. 2 M.

Der Verfasser der gegen neun Bogen starken Gedichtsammlung ist „hüben" geboren und hat sich über zwanzig Jahre „drüben" aufgehalten. Seine poetischen Erzeugnisse sind zuerst vor etwa sechs Jahren „drüben" und zwar in Neuyork erschienen, sollen in den Vereinigten

Staaten ſeitens der dort lebenden Deutſchen beifällig aufgenommen worden ſein und nunmehr auch in der alten Heimat eingeführt werden, auf deren Büchermarkt von den erſten beiden Auflagen nur ſehr wenige Exemplare gelangt ſind. Die Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen: „Lachende Lieder"; „Tragikomiſche Geſchichten"; „Herz und Welt". In den erſten beiden Abtheilungen befinden ſich recht amuſante Sachen. Bruck muß ein ziemlich luſtiger Bruder geweſen ſein und iſt es vielleicht noch; wir ſchließen aus dem Gedicht „Der alte Student", daß wir einen alten Burſchenſchafter vor uns haben, welchem es, nun er nach Deutſchland zurückgekehrt, obgleich „die Locke grau ward und das Feuer im Auge verglühte", wol mitunter noch ſelbſt unter des „Bunds Epigonen" gefällt, nachdem er vor Jahrzehnten, weil er „der Freiheit ſein Herz geweiht", dieſe im Kampf erringen wollte, „in ein Mauerloch, feucht und kalt, verſteckt hinter ehernen Thoren" geworfen worden, gelitten und all das Seinige verloren, während:

Die Freunde entflohn,
Sind ſtattliche Männer geworden
Und dienen dem Götzen und kriechen am Thron
Und prunken mit Titeln und Orden.
Da kehrt' ich zur luſtigen Schar zurück,
Denn — daß ich mir's nimmer verhehle! —
Hier fand ich des Lebens alleiniges Glück
Im Wahne der hoffenden Seele.

Nun, ſo ſehr unrecht würde Bruck damit nicht haben, denn das „Studentenleben" iſt eben ein ſchönes Leben.

Unſer Dichter liebt ungemein die Getränke, beſonders den Wein und hier wieder zumal den „Federweißen", welchem er drei Lieder widmet, von denen wir eins herſetzen:

Ein, zwei, drei und vier!
Bis zum Dutzend bring' ich's hier,
Kauf mir heut noch certe, vere —
Wie dies öfters ſchon geſchah —
Nach Herrn Darwin's weiſer Lehre
Einen tücht'gen Urpapa.
Eins, zwei, drei und vier!
Bis zum Dutzend bring' ich's hier!

Fünf, ſechs, ſieben, acht!
Horch, der Seſſel hat gekracht!
Mein Gewichte, ſollt' ich meinen,
Drückte nicht ihn gar ſo ſehr.
Federweißer, mir will ſcheinen,
Deine Federn ſind zu ſchwer.
Fünf, ſechs, ſieben, acht!
Horch, der Seſſel hat gekracht!

Neun, zehn, elf und zwölf!
Jetzt iſt's Zeit, daß Gott mir helf'!
Wer ſoll mich nach Hauſe tragen?
Alles kreiſt im Cirkelſchwung,
Und ich ſpüre ſchon im Magen
Eine Erderſchütterung.
Neun, zehn, elf und zwölf!
Jetzt iſt's Zeit, daß Gott mir helf'!

Von den übrigen „Lachenden Liedern" bezeichnen wir als recht gut: „Beim Federweißen I, II"; „Mein und Dein"; „Du liebe — böſe Welt!"; „Ariadne auf Naxos"; „Platoniſche Liebe"; „Geſetzt"; „Xaverius Salbaderus". Vortrefflich und amuſant ſind: „Diebereien"; „Die römiſchen Muſikanten"; „Der Weg zur Hölle" (faſt zu grelle Lebenswahrheit!); „Das Lied vom tollen Hund"; „Die Welfenhoſe"; „Die letzte Theſis." Aus dem „Der Menſch und ſein Getränke" citiren wir:

Der Menſch, wenn er ins Leben tritt,
Bringt alle mal den Durſt ſchon mit,
Guckt in die Welt und ſchreit wie toll
Und ſchlückert ſich das Ränzlein voll.

Die Muttermilch ihn ſehr erquickt,
Bis er die Schneidezähne kriegt,
Mit denen ſich ein braver Chriſt
Wie Vitriol durch alles friß ...

Aus den „Tragikomiſchen Geſchichten", nicht übel, erinnerte uns „Marianne's Sehnſucht" an eine Improviſation des bekannten Improviſators Wilhelm Hermann, die wir vor zwanzig Jahren einmal gehört, deren wirklich tragikomiſcher Schluß war (ein Mädchen will ins Kloſter gehen, weil): „Man hat im Kloſter ſtets ſo guten Schweinebraten." Bruck's Gedicht endigt mit (Heimweh der im Shenandoah-Thale wohnenden ſchlanken Schwarzwälderin Marianne):

Jetzt haſcht's getroffe.
Die Sehnſucht iſcht's, juſcht ebe die!
Heut wär's daheim am allerbeſchte
In Sulz bei die Gevattersleut;
Die hocke beim Familiefeſchte,
Denn Schweineſchlachte hä'n ſie heut!

Unter „Herz und Welt", der dritten Abtheilung, befinden ſich ebenfalls gute und intereſſante Erzeugniſſe. Ziemlich bitter und nichts weniger als unzutreffend iſt:

Den Brüdern in Apoll.

Wer ernſt begehrt, in ſtetem Vorwärtsſtreben
Der Kunſt zu dienen um den Blumenſtrauß,
Den ſie ihm bindet, ſchaffe Brot ins Haus
Und ſchleiche nicht am Bettelſtab durchs Leben.

Er bleibe fern der Tafel reicher Vettern,
Sei durch die Arbeit frei und auf der Hut,
Daß nimmer ſpotte die Philiſterbrut:
Flick' dir den Rock mit deinen Lorberblättern!

Hervorzuheben ſind namentlich noch: „Des Volkes Lied"; „Was ich will"; „Die Lieb' im Lenze"; „Glaube und Wiſſenſchaft"; „Ade, ade bis übers Jahr!"; „In dieſen Sternen ſpiegle ſich mein Bild"; „Schön Käthchen"; „Der Bettelknabe"; „Prometheus". Wild, in mancher Beziehung an Freiligrath erinnernd, iſt: „Sita, ein indiſches Nachtbild"; vortrefflich mit guter Pointe „Freundſchaft, nicht Liebe"; intereſſant „Heil dir, Columbia!" Schneidig zutreffend ſind „Vox populi" und „Der Cliquenpöbel" ſowie „Die Kunſt im freien Staat", obgleich letzteres den freien Staat idealiſirt. Die übrigen Gedichte ſind theils ſchwächer, theils von amerikaniſchem

Bürgergeiste angehaucht, mithin für uns Deutsche wenig genießbar.

Bruck ist ein Dichter von Originalität, selbständiger Denkweise, Witz und Frische. Von anderwärts gerühmter Formschönheit haben wir freilich nichts entdecken können und sogar kleine Mängel in Menge gefunden; hingegen ist seine Sprache kräftig und urwüchsig. Hans Minckwitz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus der armenischen Literatur.

Armenische Bibliothek. Herausgegeben von Abgar Joannissiany. Erster und zweiter Band. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 3 M.

Die armenische Literatur ist fast so alt wie das Christenthum, doch haben sich aus den ersten beiden Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nur einige Lieder erhalten; erst im 3. Jahrhundert und in den folgenden traten im Anschluß an die griechische Literatur armenische Schriftsteller hervor, die namentlich als Verfasser von Homilien und geschichtlichen Werken Beachtung verdienen. Während sich nun die alte armenische Literatur, besonders die historische, bei den Orientalisten des Abendlandes einer nicht unverdienten Würdigung erfreut, ist das mehr zeitgenössische armenische Schriftthum in Europa ziemlich unbekannt, obschon dasselbe nicht wenig des Gediegenen und einer nähern Betrachtung Werthen enthält. In der Absicht, die Kenntniß der neuern armenischen Literatur wenigstens einigermaßen zu verbreiten, unternimmt Abgar Joannissiany die Herausgabe der in Rede stehenden Bibliothek, wie er selbst in einem kurzen Vorwort hervorhebt, in der Sprache der deutschen Nation, „welche immer dem Aufstreben junger Literaturen Interesse gewidmet und unter deren intellectuellem Einflusse sich das neuere armenische Schriftthum zum guten Theile entwickelt hat". In fast allen Ländern, wo die Literatur noch nicht ein Gemeingut der ganzen Nation geworden ist, blüht das Volkslied aufs beste, und die Volkssänger sind nahezu dieselben geblieben, die sie in längstvergangenen Jahrhunderten waren. In Deutschland sind sie seit lange fast ganz verschwunden, da infolge der immer mehr zunehmenden allgemeinen Bildung bei uns auch die niedern Volksklassen vielfach am Genusse der neuern und neuesten Literaturproducte theilnehmen. Anders ist es in den meisten Ländern Südeuropas, wo das Volk zum großen Theil weder lesen noch schreiben kann. Hier, wie z. B. in Italien, Serbien, Bosnien u. s. w., hat der Volkssänger seine Bedeutung und Wirksamkeit noch nicht verloren, und er ist fast der einzige Dichter, den die breite Masse des Volks versteht und als sein eigen betrachtet, während die Lieder der mehr literarischen Sänger entweder gar nicht zu ihm dringen oder ihm vielfach unverständlich sind. Ebenso ist es auch im Morgenlande, wo das Volk noch völlig unberührt ist von dem Einflusse der modernen Literatur und sich ausschließlich von der frischen, urwüchsigen, aus ihm selbst sprudelnden Poesie nährt. Dort ist die Volksdichtung noch in bester Lebenskraft, sie entzückt noch Jung und Alt, und der Dichter oder Sänger findet überall Tausende, die ihm mit Freude lauschen und Beifall spenden.

Der Hauptherd der orientalischen Volkspoesie ist nach Abgar Joannissiany und Arthur Leist Persien, wo die Dichtkunst lange Zeit eine alle Länder Vorderasiens überstrahlende Sonne war, deren Lichtstreifen auch Armenien und Georgien erreichten und überall zündend wirkten. Im erstern Lande spielten schon in der heidnischen Zeit die Sänger eine wichtige Rolle; sie standen sämmtlich unter dem Schutze des armenischen Apollo, dessen Tempel sich im Gebiete von Taron befand. Hier empfingen sie die Weihe und versammelten sich oft, um vor einem zahlreichen Volkshaufen Wettkämpfe abzuhalten. Als in Armenien das Christenthum eingeführt wurde, verlor der heidnische Gott bald sein früheres Ansehen und die Sänger wählten Johannes den Täufer zu ihrem Schutzpatron. Auf derselben Stelle, wo der heidnische Tempel gestanden, wurde nun dem christlichen Heiligen, den die Armenier Surp-Karapet, d. h. heiliger Vorgänger, nennen, eine Kirche erbaut, die noch heute der wichtigste Wallfahrtsort aller armenischen Volkssänger ist und bei ihnen für einen Gnadenort gilt. Nicht wenig gewann diese Kirche in den Augen des Volks an Heiligkeit, als sich allmählich unter ihm die Sage verbreitete, der heilige Johannes liege dort begraben. Da wurde nun sein vermeintliches Grab, wie die piedra della poesia in Mineo auf Sicilien oder der Stein im irischen Blarney, die Zauberstätte, wo sich dem Sänger die Zunge löste, wo er Beredsamkeit und Begeisterung empfing. Noch heute wandern alle bedeutendern Volkssänger zur Kirche des Surp-Karapet, legen ihre Kamantscha, eine Art Geige, auf das vermeintliche Grab ihres Schutzheiligen nieder und bereiten sich durch längeres Fasten und Beten zum Sängerberufe vor. In frühern Jahrhunderten besaßen die armenischen Volkssänger einen beträchtlichen Einfluß und viele von ihnen wurden wie Propheten verehrt, denn sie waren gewissermaßen Befestiger des Christenthums und bekämpften sehr nachhaltig den sich ihrem Volke gewaltsam aufdrängenden Islam. Viele von ihnen waren auch nicht nur in der Heiligen Schrift, sondern auch im Koran bewandert, sodaß sie bei einiger Beredsamkeit oft die mohammedanischen Mollahs zum Schweigen brachten. Arthur Leist sagt unter anderm von ihnen:

Die Bedeutung der armenischen Volkssänger ist verschieden und von ihrer Befähigung abhängig. Zur untersten Klasse ge-

hört der „Hach-hanoch" oder Dichter, der nur Lieder abfaßt, sie aber nicht selbst vorträgt. Dann kommt der „Hach-assoch" oder Liedervortragende, welcher dichtet und singt. Der höchste ist jedoch der „Aschuch", welcher die von ihm verfaßten Lieder selbst vorträgt und seinen Gesang mit der Geige begleitet. Ihm sind das Lied und die Geige Seele und Leben. Die neu improvisirten Lieder verbreiten sich sehr schnell unter dem Volke und werden meistens so lange gesungen, bis sie nicht durch neue verdrängt werden, denn der Geschmack ist in dieser Hinsicht sehr veränderlich. Oft geschieht es auch, daß weniger begabte Sänger die Lieder anderer für eigene ausgeben, wobei sie jedoch die letzte Zeile des Liedes ändern müssen, denn diese schließt immer oder doch meistens mit dem Namen des Verfassers ab. Der Name, dessen sich hierbei die Sänger bedienen, ist ein erdachter und sozusagen ein Künstlerpseudonym, das sie gewöhnlich annehmen, wenn sie zum ersten mal vor das Volk treten.

Die meisten armenischen Sänger sind Blinde, die vorzugsweise in der Welt des Geistes leben und mit dem „Auge der Seele" sehen, weshalb sie nach allgemeiner Annahme weiter und tiefer blicken als wirklich sehende Sänger. Ganz besonders begnadigt und hochverehrt ist der blinde Aschuch, welcher nach dem armenischen Volksglauben die Eigenschaften dreier altarmenischer Gottheiten in sich vereinigt und die Macht besitzt, seine Mitmenschen mit den Gaben zu beschenken, welche er einst von den Göttern erhielt. Er schenkt Tapferkeit wie einst der heidnische Wahaga, dann Schönheit wie Astrik oder Venus und Weisheit wie Anahid. Zudem gilt er noch oft für den Pathen der heiligen Jungfrau, sodaß ihm kein Heiliger an Macht und himmlischer Hoheit gleichkommt. Nicht alle Lieder der armenischen Sänger leben nur im Worte oder im Gedächtnisse fort, sondern viele von ihnen werden in den sogenannten „Dowtars" oder Tagebüchern der Sänger für die Nachwelt aufbewahrt. Tiflis, die einstige Hauptstadt Georgiens, in welcher in frühern Zeiten ein reges Ritterleben herrschte und das noch heute als der Hauptort Transkaukasiens im Leben der kaukasischen Völker viel Bedeutung hat, besaß zu jeder Zeit seine Anzahl Aschuchs, von denen mancher berühmt geworden ist. Allein keiner von ihnen hat sich solchen Ruhm erworben, wie der Aschuch Sajat-nowa, dessen Name noch heute, fast hundert Jahre nach seinem Tode, jedem einheimischen Bewohner von Tiflis bekannt ist. Er war, wie der Autor näher ausführt, ein Sänger, der, wenn er auch viel von der Eitelkeit alles Irdischen sprach und oft sehr ernst wurde, dennoch „von Blume zu Blume hüpfte und ein Günstling der schönen Frauen war". Sein Lied voll Duft und Farben, seine Stimme voll Wohlklang und sein Kamantschaspiel bestrickten die Herzen der Frauen und erwarben ihm ihre Gunst und Liebe.

Außer über Sajat-nowa berichtet der Verfasser ausführlicher über Raphael Patkanian, Leo Alischan, Mkrtitsch Beschiktaschlian, Abowian, Gabriel Sundukianz, Chrimian Hairik u. a. Die moderne kaukasisch-armenische Literatur wurde zumeist von Männern ins Leben gerufen, welche auf deutschen Hochschulen studirt hatten und in vieler Hinsicht unter dem Einflusse der deutschen Literatur und Wissenschaft standen. Diese Beeinflussung nahm ihren eigentlichen Anfang vor einigen dreißig Jahren, und der erste armenische Schriftsteller, welcher sich der deutschen Bildung zuwandte, war, abgesehen von Abowian, dessen Einfluß auf die armenische Literatur in dieser Richtung nicht nachhaltig war, der berühmte Gelehrte Nasarianz. Er war der eigentliche Urheber dieser Strömung, und mit einem wahren Enthusiasmus suchte er die armenische Jugend für die deutsche Literatur und Wissenschaft zu begeistern. In erster Linie ist in dieser Beziehung Raphael Patkanian zu nennen, welcher aus einer Dichterfamilie stammt und unter den zeitgenössischen armenischen Schriftstellern eine hervorragende Stellung einnimmt. Arthur Leist bietet uns von ihm in dem ersten der vorliegenden Bände drei Erzählungen, welche betitelt sind: „Mein Nachbar", „Der verödete Hof" und „Ich war verlobt". Der Dichter zeigt hier eine feine Beobachtungsgabe und meisterhafte Charakteristik. Wenn auch die uns vorgeführten Menschen sich im Grunde genommen überall wieder finden, so treten sie uns doch mit einem ganz originellen Localhauche belebt entgegen. Der Dichter malt sie treu nach der Wirklichkeit mit allen ihren Tugenden und Makeln, Anschauungen und Vorurtheilen, Sitten und Gebräuchen, sodaß man mit ihrem Schalten und Walten vollständig bekannt wird. Auch einige Gedichte von Patkanian lernen wir kennen, z. B. die patriotische Dichtung „Die Thränen des Araxes", deren erster Vers also lautet:

An deinen Ufern, o Araxes,
Irr' ich umher, von Kummer schwach,
Und ruf' der Vorzeit helle Bilder
Aus deinem Flutenbette wach.

Mehr erotischer Natur ist das Gedicht: „Das armenische Mädchen", dessen erste vier Verse hier folgen mögen:

Sahst du in der Frühlingsnacht
Hell den Mond am Himmel flimmern,
Sahst du durch des Laubes Pracht
Ros'ge Aprikosen schimmern?

Sahst du frisch die Rose blühn,
Frühlingsjung im Blätterkissen,
Und um sie im Kreise glühn
Weiße Lilien und Narcissen?

Doch des Mondes Glanz erbleicht
Vor Armeniens Mädchensonne;
Einem Kusse von ihr gleicht
Keiner Frühlingsblumen Wonne.

Lilienweiß die Stirne strahlt,
Rosen blühn auf ihren Wangen,
Und wie auch ihr Busen wallt,
Ist doch keusch ihr Herzverlangen.

Der Pater Leo Alischan war ein Mitglied des Mechitaristenordens; seine edle und zarte Natur verwelkte jedoch nicht in der Klosterzelle, obschon er wahrscheinlich ein größerer Dichter geworden wäre, wenn er mitten im Wellenschlage des Lebens geblieben und das Kloster nicht betreten hätte. Der Hauptzug seiner Lyrik ist eine weihevolle, edle Heimatliebe, und die Bilder der Heimat, ihre Natur,

ihren Lenz, ihren Himmel und ihre Sonne, ihre Erinnerungen, Freuden und Leiden, malt und besingt, betrauert und beklagt er in seinen Dichtungen mit immer neuen Farben und Klängen. Auch der Glanztage seines Volks und der Kämpfe, welche dasselbe in vergangenen Jahrhunderten mit den Bekennern des Islam zu bestehen hatte, gedenkt er mit patriotischem Sinne. So ist z. B. dem Kampfe mit den Persern in der Schlacht bei Awarairi das „Die Nachtigal von Awarairi" betitelte Gedicht gewidmet, welches also beginnt:

Was ziehest du, o Mond, so still dahin
Und gießt des Silberlichtes matte Strahlen
Auf Berg und Flur und dunkler Wälder Grün
Und mich, den Greis, der ich allein, von allen
Verlassen, hier zu mitternächt'ger Zeit
Herumirr' auf dem Awarairgefilde,
Wo unsere Väter sich dem Tod geweiht,
Wo Persiens Lanze brach an unserm Schilde,
Wo sie, die Unvergleichlichen, gefallen,
Um ruhmumglänzt dann wieder aufzustehn.

Die gegenwärtige Lage seines Volks bietet Alischan wenig Trost; er schaut aber mit Hoffnung in die Zukunft, und besonders schön spricht er diese Hoffnung in einem längern Gedicht aus, in welchem er den großen und kleinen Massis (Ararat) über die Vergangenheit und Zukunft seines Volks reden läßt. „Der Baum besteht durch seine Wurzeln, das Haus durch seine Grundmauern, alte Wurzeln geben neue Zweige, alte Zweige neue Knospen", sagt er in einem andern Gedicht: „Das armenische Ländchen". Seine Sprache ist fast durchweg sanft, weihevoll und, selbst wenn sie dem Schmerze Ausdruck gibt, ohne Bitterkeit. „Liebend laß mich erwachen, liebend leben und liebend sterben!" heißt es in einem Gebet. Die dichterischen Werke Alischan's umfassen fünf starke Bände, in welchen sich außer den Originalgedichten auch Uebersetzungen aus Byron und deutschen Dichtern befinden. Hervorzuheben ist besonders seine Uebersetzung von Schiller's „Lied von der Glocke". Er ist der erste von den Mechitaristen in Venedig, der sich mit Uebertragungen aus dem Deutschen beschäftigte; in französischer Sprache verfaßte er zwei beachtenswerthe Werke.

Ein näheres Eingehen auf die Werke anderer armenischer Dichter würde uns hier zu weit führen; doch mag bemerkt werden, daß seit etwa dreißig Jahren das armenische Bühnenwesen in Konstantinopel, Smyrna und Tiflis einen neuen Aufschwung nahm, und zwar durch die Bemühungen von Gabriel Sundukianz. Im Jahre 1862 wurde auch der Anfang zu einer armenischen Oper gemacht, zu deren Entstehen Gabriel Eranjan, der Herausgeber der Zeitschrift „Die Armenische Lyra", nicht wenig beitrug. Nach Eranjan's Tode führte dessen Schüler Tigran Tschuchodschian diese Zeitschrift weiter, gründete 1863 noch die „Osmanischen Melodien" und verfaßte die Oper „Arschak II.", deren Vorwurf er aus der armenischen Geschichte entlehnte. Seit dieser Zeit hatte das armenische Bühnenwesen in der Türkei ein wechselndes Geschick; es entwickelt sich aber weiter, wenn auch diese Entwickelung langsamen Schrittes vor sich geht. Stücke von Shakspeare, Schiller, Alexandre Dumas, Victor Hugo u. a. wurden ins Armenische übersetzt, und wiederholt aufgeführte Räuberspiele verfaßte ein gewisser M. Patkanian, wohl zu unterscheiden von dem früher genannten Raphael Patkanian und dem Professor gleichen Namens in Petersburg.

Zum Schlusse mögen noch drei kleine Aufsätze erwähnt werden, welche folgende Titel führen: „Die Corporation der Mechitaristen", „Das armenische Zeitungswesen" und „Ein Vater seines Volkes". Der Gründer des Mechitaristenordens bei Venedig, welcher sich vielfach durch seine Thätigkeit auf literarischem Gebiete auszeichnete, namentlich durch seine Verdienste um die armenische Literatur, ist ein gewisser Mamuk (als Geistlicher Mechitas genannt), im Jahre 1676 zu Sebastia in Kleinasien geboren. Seitdem der Orden die Regeln des Jesuitenordens angenommen hat, verlor er viel von seiner frühern Bedeutung; auch das Ansehen, welches er lange im armenischen Volke genoß, ist sehr geschwunden. Die erste armenische Zeitschrift, welche in Kalkutta im Jahre 1795 von der dortigen armenischen Colonie gegründet wurde, hieß der „Azdarar"; ihm folgten später andere Zeitungen und periodisch erscheinende Schriften in Venedig, Smyrna, Tiflis, Konstantinopel u. s. w. Der letzte Aufsatz, „Ein Vater seines Volkes" betitelt, enthält ein kurzes, aber interessantes Lebensbild des Patriarchen Chrimian Hairik. Noch heute, obgleich dem Greisenalter nahe, ist dieser Mann unermüdlich thätig für das körperliche und geistige Wohl seiner armenischen Landsleute und arbeitet in Armenien rastlos an der Hebung der Cultur und Förderung der Aufklärung.

Die „Armenische Bibliothek" kann allen Literaturfreunden nur empfohlen werden. Den bereits erschienenen zwei Bänden werden andere folgen, welche Novellen und Romane von Raffi und Proschianz, armenische Sagen und Märchen, Reiseskizzen u. s. w. enthalten sollen.

Rudolf Doehn.

Schriften zur Physik und Chemie.

1. Optische Häresien. Von Robert Schellwien. Halle, Pfeffer. 1886. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die principielle Abweichung des Verfassers von der bei den heutigen Naturforschern allgemein geltenden Ansicht über die ersten Ursachen von Licht und Farbe ist eigentlich eine Rückkehr zu der sehr alten Anschauung, daß die Farben aus einer Vermälung von Licht und Dunkelheit entspringen. Schon Aristoteles meinte, die Farben

entstünden aus einer verschiedenen gegenseitigen Lage von Weiß und Schwarz. Und derselben Vorstellung über die Ursache der Farben huldigten Kircher (1646) und seine Schule, Goethe in seiner „Farbenlehre" (1810) sowie Schopenhauer (1816). „Es ist ein Grundirrthum", sagt der Verfasser, „als ob das Dunkle Nichtlicht wäre, während vielmehr Hell und Dunkel nur die nothwendigen, einander bedingenden Momente eines functionellen Gegensatzes sind, in dem allein sich Lichtthätigkeit vollziehen kann." Die Farben entwickeln sich aus dem „Uebergang vom Licht zum Dunkel (blau und violett), oder vom Dunkel zum Licht (roth und gelb)". Die Vereinigung dieser Gegensätze in der hellen Mitte gibt Grün, in der dunkeln Mitte Purpur. Das Dunkle und das Helle bilden einen polaren Gegensatz und ebenso das Körperlicht im Gegensatz zum reflectirten Licht. Ersteres beruhe also nicht, wie die heute geltende Optik annimmt, ebenfalls auf Reflexion.

Der Verfasser hat seine eigenen Anschauungen über die Polarisation des Körperlichts, über Contrast und Polarisation, sowie endlich über Subjectivität und Objectivität der Gesichtswahrnehmungen und insbesondere der Nachbilder durch entsprechende Versuche zu beweisen gesucht. Es wäre nun wünschenswerth, daß sowol die Thatsachen dieser Experimente von der herrschenden optischen Schule geprüft, als auch nach ihrer Theorie gedeutet würden; eine ernste Widerlegung der Häresien könnte sich dann daran knüpfen.

Im Einklange mit den optischen Grundansichten des Verfassers steht seine in der Einleitung des Buchs gegebene Kritik der heutigen naturwissenschaftlichen Methode. Er bekämpft hier die Einseitigkeit der mechanischen Weltanschauung, den dogmatischen Atombegriff, die Anschauung der modernen Naturforschung, daß es keine Qualitäten gibt; er will nicht, daß die sinnliche Erfahrung von der Naturforschung in blos subjective Phänomene aufgelöst werde und daß diese sich im Widerspruch mit der Erfahrung ihren Gegenstand bilde. Die Mathematik soll dazu dienen, die Naturerscheinungen zu messen und zu berechnen, aber niemals dieselben zu erklären. Er verlangt, daß die Naturwissenschaft ihre Theorien mit den Thatsachen in vollkommene Uebereinstimmung bringe und solche Lehren aufgebe, welche der Erfahrung widersprechen. Die Naturwissenschaft soll mit einer Philosophie in Einklang gebracht werden, welche ebenfalls inductiv forsche.

Schon diese kurzen Andeutungen zeigen, wie lesens- und beherzigenswerth jene Kritik ist, und daß der Verfasser hier in vielem auf freundliche Zustimmung sowol im Lager der Philosophen wie in dem der Naturforscher rechnen kann. Uebrigens hatte er auch schon in seinen frühern Schriften („Das Gesetz der Causalität", 1876, und „Der Wille, die Lebensgrundmacht", 1879) die Ansicht ausgesprochen, daß die Naturwissenschaft und die Philosophie Hand in Hand gehen sollen, da sie ja einerlei Gegenstand zu erforschen haben, freilich auf verschiedenen Wegen.

2. Das Wesen der Elektricität und die Aetiologie der Pest und der Cholera. Von L. Mann. Berlin, Heinicke. 1885. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser dieses Heftchens ist uns kein Unbekannter; wir wissen aus seiner Schrift „Der Atomaufbau" (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1885), daß er mit der Grundlage der modernen Physik nach keiner Richtung zufrieden ist, und daß für ihn die Stoßkraft, d. i. das Product aus Masse und Geschwindigkeit, die einzige Naturkraft ist. Elektricität, Magnetismus, Wärme und Licht entspringen nach Mann aus einer feinen Materie, die er als „Elektricitätsstoff" bezeichnet. Dieser zur Flüssigkeit verdichtet bildet die eigentliche Elektricität, während ihr Dampf als Wärme, und der durch Druckgrade modificirte Elektricitätsdampf als Licht erscheint. Diese hier auf das kürzeste angedeutete Grundanschauung des Verfassers bezüglich der Naturkräfte und Energien bringt er in der Einleitung sowie in den zwei ersten Abschnitten als Wiederholung seiner frühern Publicationen behufs besserer Würdigung derselben seitens der Fachmänner wieder vor. Leider können diese — gehemmt durch ihre langsame, experimentirende Methode — dem kühnen, vorschnellen und phantasiereichen Fluge des Verfassers nicht folgen und müssen daher auf der durch harte Arbeit eroberten jetzigen Grundlage der Physik beharren, wohl wissend, daß noch vieles daran zu bessern ist, was hoffentlich die Zeit bringen wird.

Sowie der Verfasser aus seinem Elektricitätsstoff alle Energie der Natur (Elektricität, Wärme und Licht) ableitet, so versucht er es auch, die Krankheiten aus einem Zuviel oder Zuwenig der Elektricität im menschlichen Körper zu deduciren. Aus dem Ueberfluß von Elektricität sollen die positiven, aus der Verminderung der Elektricität die negativen Krankheiten entspringen. Zu den erstern zählen alle hitzigen Krankheiten, einschließlich der Ausschläge und Pest; zu den letztern die kalten Fieber, Cholera sowie die chronischen Krankheiten. Die Mittel, welche der Verfasser gegen die beiden Hauptgattungen der Krankheiten vorschlägt, sollen nun die gestörten Elektricitäts- und Wärmezustände des kranken Körpers ausgleichen. Ob die Praxis die Theorie des Verfassers bestätigen wird, ist noch abzuwarten, und ebenso, ob die vorsichtigen Mediciner die Lehre desselben acceptiren werden.

3. Handwörterbuch der Chemie. Herausgegeben von Ladenburg. Mit zahlreichen Holzschnitten. (Zweite Abtheilung der „Encyklopädie der Naturwissenschaften".) Breslau, Trewendt. 1882—86. Gr. 8. In Bänden zu 16 M.

Von diesem Werke liegen nunmehr drei abgeschlossene starke Bände und zwei Lieferungen des vierten Bandes vor; es ist also seit unserer ersten Anzeige (vgl. Nr. 47 d. Bl. f. 1884) um mehr als das Doppelte, und zwar vom Ende des Buchstaben B bis gegen das Ende von F, fortgeschritten. Aus der großen Anzahl der inzwischen behandelten Stichwörter dürften wol folgende, als von allgemeinerm Interesse, besonders zu erwähnen sein: Capillarität, Celluloid, Cement, Chemie, Chlor, Chloral,

Chloroform, Condensation, Desinfection, Destillation, Dichte, Diffusion, Dissociation, Eisen, Elektrolyse, Essig, Farbstoffe, Fäulniß, Fermente, Fette, Flamme und Fleisch. Bei der Vergleichung dieser Artikel mit den gleichnamigen der ältern chemischen Wörterbücher tritt sogleich die große Nützlichkeit des Werks hervor, indem in äußerster Kürze und bester Form über alle neuen und jüngsten einschlagenden Arbeiten berichtet und die betreffende Literatur möglichst vollkommen angezogen wird. Gehen wir beispielsweise auf eine der obengenannten Arbeiten näher ein, etwa auf „Desinfection", so finden wir zunächst eine zutreffende Definition des Wortes nebst Anführung aller darauf bezüglichen neuern Schriften. Der Zweck der Desinfection ist, alle eine Erkrankung bewirkenden Mikroorganismen zu zerstören oder ihre schädliche Wirkung zu verhindern. Man findet nun die hierauf bezüglichen Mittel übersichtlich behandelt, nebst der zugehörigen Literatur. Daß hier den hygienischen Studien von Koch, Fischer und Proskauer, Frank, Steinmeyer, Wernich und vieler anderer Forscher der letzten Zeit eine eingehendere Würdigung zutheil wird, ist anerkennend hervorzuheben. Auch der praktischen Desinfection wurde am Schlusse des Artikels eine genügende Aufmerksamkeit gewidmet, wobei zur Sprache kommen: die Desinfection der Luft, der Wände von Wohnräumen, der Fahrmittel (Wägen u. dgl. m.), der Kleider, der Abfallstoffe, des Wassers u. s. w. Als ergänzend zu dem in Rede stehenden Artikel erwähnen wir noch die Stichworte „Fäulniß" und „Fermente", welche ebenfalls in Kürze alle Seiten ihres Gegenstandes besprechen. Dasselbe gilt von allen andern Arbeiten dieses chemischen Lexikons, welches wir daher bestens empfehlen können.

4. Elektricität und Magnetismus im Alterthum. Von Alfred Ritter von Urbanitzky. Mit 9 Abbildungen. (34. Band der „Elektro-technischen Bibliothek".) Wien, Hartleben. 1886. 8. 3 M.

An geschichtlichen Darstellungen in Bezug auf die Elektricität und den Magnetismus haben wir zwar keinen Mangel (Priestley, Whewell, Poggendorff, Hoppe, Heller, Albrecht u. a.), aber sie begnügen sich für das Alterthum mit einigen kurzen Notizen und beginnen eigentlich die Geschichte ihres Gegenstandes mit Gilbert, von dessen Zeit an (1600) die beiden genannten Wissenschaften merklich fortzuschreiten anfingen. Nichtsdestoweniger läßt sich aber, wie Alfred von Urbanitzky durch das vorliegende Buch dargethan hat, die alte Geschichte der Elektricität und des Magnetismus viel eingehender behandeln, als dies bisher geschehen ist. Alles, was sich auf Magnetismus und Elektricität im Alterthum bezieht, findet man in diesem Werke gesammelt, gesichtet und so geordnet, daß der Leser ein entsprechendes Bild von dem Wissen der Alten in Hinsicht auf die in Rede stehenden Wissenschaften bekommt. Der Verfasser hat, wo es nur immer möglich war, aus den ersten Quellen selbst, d. i. aus den Schriften der Alten geschöpft und dabei eine gesunde Kritik walten lassen. Die Arbeiten seiner Vordermänner auf diesem Gebiete (Martin, Palm, Beckmann, Klaproth, Biot u. a.) hat er redlich benützt und dieselben stets dankbar gewürdigt. Dabei hat er sich von einer zu weitgehenden Begeisterung und daher Ueberschätzung der Alten bezüglich des Standes ihrer naturwissenschaftlichen Kenntnisse ferngehalten und mithin so gewagte Schlüsse vermieden, wie man sie bei Bailly, Michaelis, Schweigger, Fischer u. a. antrifft. Da die Alten von einer experimentirenden Methode keine Ahnung hatten, so kann selbstverständlich auch bei ihnen von einer auf Versuchen beruhenden Physik, wie so manche Enthusiasten annehmen, nicht die Rede sein. Und da selbst die Beobachtung der Naturerscheinungen nicht systematisch, vielmehr blos oberflächlich, lückenhaft und daher mit unsichern Resultaten betrieben wurde, so konnte auch die Aufstellung von Naturgesetzen nur in sehr beschränktem Maße erfolgen. Demgemäß beruhte auch die Erklärung der Naturerscheinungen mehr auf der Phantasie als auf der Abstraction aus den Erscheinungen und entsprach mithin meist den letztern nicht.

Bei den Magneten unterschieden die Alten den anziehenden („äthiopischen") und abstoßenden („thermedes") Magnet; es entging ihnen also die Polarität des Magnets sowie das Gesetz, nach welchem die Anziehung und Abstoßung erfolgt. Die Erzeugung künstlicher Magnete sowie die Benutzung derselben zur Orientirung blieb ihnen gänzlich unbekannt. Wohl aber wußten die Chinesen schon in alten Zeiten den Magnet als Kompaß zu benutzen, und das vorliegende Werk hat nach dieser Richtung eine dankenswerthe und anziehende Darstellung gebracht, wobei die einschlagende Literatur, wie überhaupt im ganzen Buche, gewissenhaft berücksichtigt, und wo es nothwendig, auch die Schriften citirt sind.

Da die Elektricitätslehre ursprünglich von geriebenem Bernstein (elektron) ausging, so wird man sich nicht wundern, diesem fossilen Harz ein eigenes Kapitel eingeräumt zu sehen. Die Alten erkannten zwar die Eigenschaft des Bernsteins, wenn er gerieben wird, leichte Körperchen anzuziehen; sie dachten jedoch nicht daran, welch mächtige und allgemein verbreitete Naturkraft hier zu Grunde liege; auch blieb ihnen die elektrische Abstoßung verborgen. Sie wußten auch, daß eine gewisse Turmalinart, wenn man sie erwärmt, leichte Körperchen anziehe; aber am gewöhnlichen erwärmten Turmalin entdeckten sie jene Anziehung nicht, und auch hier legten sie der Erscheinung kein besonderes Gewicht bei. Ueberhaupt fesselte sie die magnetische Anziehung viel mehr als jene des geriebenen Elektron oder der erwärmten Turmalinart.

Das Nordlicht war den Alten selbst in der Erscheinung nur sehr mangelhaft bekannt, dagegen sind von ihnen der Blitz und das Elmsfeuer vielseitig beobachtet, wenn auch in Bezug auf ihre elektrische Natur nicht erkannt worden. Letzteres war schon deshalb unmöglich, da sie von den elektrischen Wirkungen blos die Anziehung bemerkt

hatten und letztere nicht einer besondern Naturkraft zuschrieben, mithin von der Elektricität als solcher gar nichts wußten. Das Materiale, welches hier beizubringen war, konnte sich also nur auf die Gewitterbeobachtungen der Alten, auf die von ihnen unterschiedenen Blitzarten und Blitzwirkungen sowie auf deren Gewittertheorien erstrecken. Das zusammen gab in Verbindung mit den Beobachtungen der Alten bezüglich des Elmsfeuers einen starken Abschnitt des Buchs.

Wir glauben, daß dasselbe nicht nur den Elektriker, sondern ebenso den Culturhistoriker und selbst den Philologen interessiren wird, und daß es eine empfehlenswerthe Ergänzung zu den bisherigen Geschichtsbüchern der Physik und Elektricität bildet.

Ueber das Wetter.

Jede Unterhaltung wird mit Hinweisungen auf das Wetter eingeleitet. In allen unsern persönlichen und gesellschaftlichen Beziehungen sind wir vom Wetter abhängig; wir sind geradezu dessen Ziehpuppen. Das Wetter macht Geschichte; es bestimmt oft Verlauf und Ausgang der Feste, Unternehmungen, Zusammenkünfte, Schlachten und Revolutionen; es stimmt heiter oder trübselig, und entscheidet damit über das Schicksal der Menschen. Ein und dasselbe Wetter wird von dieser Menschengruppe freudigst begrüßt, von jener schmerzlich aufgenommen, und von der dritten mit Gleichgültigkeit behandelt, ganz je nachdem es sich zu den verschiedenen Interessen verhält.

Die Meteorologen brauchten sehr lange Zeit, bevor sie zu wirklich wissenschaftlicher Grundlage kamen. Nun erst stehen sie zum Theil auf solcher; aber es wäre Irrthum, zu glauben, man wäre weit über die Elemente hinausgekommen: die Meteorologie hat noch gar sehr viele schwache Seiten, trotz vervollkommneter Beobachtung und Forschung, trotz des Einflusses der schon hoch entwickelten Astronomie.

Und diese letztere ist für das Studium des Wetters und der Ursachen desselben höchst wichtig; denn die Erscheinungen der Witterung sind von den Vorgängen auf und im Erdball in demselben Maße abhängig wie von den Vorgängen auf andern Weltkörpern, besonders jenen, die zu unserm Sonnensystem gehören.

Zahlreiche Factoren, die bei Entstehung des Wetters mitwirken, kennen wir noch gar nicht und werden wir vielleicht niemals erkennen. Und die Factoren, von denen wir wissen, werden uns auch durch die beste Forschung nur zu geringem Theile klar. Daher hat die Meteorologie, trotz anerkennenswerthester Fortschritte, noch nicht jene hohe Stufe erreicht, welche sie erreicht haben müßte, wenn sie den Namen einer Wissenschaft verdienen sollte.

Die atmosphärische Luft, der Schauplatz aller meteorologischen Erscheinungen, wird von dem Weltäther, von Sonne, Mond und Planeten, vielleicht auch von den Vorgängen auf andern Sonnensystemen, und von der Chemie und Physik des Erdballs und aller Geschöpfe, welche die Oberfläche des letztern bewohnen, beeinflußt. Auf alle diese Momente muß also bei Erforschung des Wetters und seiner Ursachen Rücksicht genommen werden. Im Laufe der Zeit ist dies auch immer mehr und mehr geschehen, und auf solche Art entwickelte sich die Meteorologie zu fortschreitender Erkenntniß.

Doch, wie anderswo auch, liegt die Gefahr nahe, daß die Meteorologen ihre Wissenschaft für abgeschlossen, sich selbst für vollkommen halten. Dem jedoch arbeitet das Schicksal entgegen, indem es Neuerer hervorbringt, welche das Ueberlieferte auf den Kopf stellen.

Ein solcher Neuerer, der auf die sorgfältigsten und vielseitigsten Beobachtungen sich stützt, ist der Verfasser des Werks:

Das Wetter und die Erde. Eine Witterungskunde nach neuen Grundsätzen und Entdeckungen, begründet durch zahlreiche Einzelbeweise und durch die seit 1878 thatsächlich eingetretenen Katastrophen unsers Erdkörpers. Von Rudolf Röttger. Mit Illustrationen. Jena, Costenoble. 1885. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Röttger hat, wie nur nebenbei bemerkt sei, ein sehr unglückliches Geschick erfahren: eine Anklage wegen Landesverraths. In seiner Schrift „Ein Stück modernen Jammers" (Hagen i. W., Risel) kann alles gefunden werden. Ein Mann mit so ehrlichen, aufopfernden wissenschaftlichen Bestrebungen wird nicht zum Landesverräther.

In seinem hier vorliegenden Werke bringt der Autor in der ersten Abtheilung höchst umfassende Berichte über die Witterungsverhältnisse, Erdbeben und sonstigen Katastrophen, welche von Ende des Jahres 1878 bis 1883 auf dem ganzen Erdball, soweit derselbe von Culturvölkern bewohnt ist, wahrgenommen und verzeichnet wurden. Die zweite Abtheilung enthält Berichte über Parallelbeobachtungen während der Jahre 1880 und 1881. Auf Grundlage der in diesen beiden Abtheilungen dargelegten Thatsachen folgert der Verfasser dann die Sätze, denen die dritte Abtheilung seines Werkes gewidmet ist. Die gewichtvollsten dieser Lehrsätze seien hier mitgetheilt. Nicht alle Sätze erscheinen mir genügend begründet, doch alle im höchsten Grade beachtenswerth.

Die Atmosphäre der Erde gehorcht Gesetzen, die wir aus den Experimenten in geschlossenem Raum nicht abzuleiten vermögen.

... die Witterung nichts weiter ist als der Kampf zwischen den Urgegensätzen.

Und doch wird man erst zu der Lösung einer Reihe wich-

tiger Probleme gelangen, wenn man das individuelle Leben der Erde, ihre individuelle Thätigkeit richtig erfaßt.

Jeder dynamischen Aeußerung im Luftocean wie in der Erdrinde geht eine entsprechende elektro-dynamische Spannung und elektrische Erregung voraus, die sich in den Instrumenten kundgibt. Jede Explosion entladet demnach diese Spannung, natürlich nach Maßgabe des gegenseitigen Verhältnisses.

Ein unmittelbarer Einfluß fremder Weltkörper auf die Atmosphäre der Erde ist, wie schon angedeutet, auszuschließen. Nur auf dem Wege alterirter Anziehung, die sich in den Oscillationen kundgibt, erfolgen die atmosphärischen Bewegungen.

Alle jene andauernden Niederschlagsperioden, welche Ueberschwemmungen zur Folge haben, sind das Resultat der submarinen vulkanischen Thätigkeit.

Erst wenn die Erde nachhaltig ihre Luftschichten abstößt, dann erst kann es zu lebhaften Ausgleichen kommen. ... Den heftigen Ausgleichungen oder Stürmen muß eine lebhaftere Erregung in der Erde vorausgehen.

Aber nicht die letzte dynamische Aeußerung, das Erscheinen des (Sonnen)-Fleckes ist es, welche den Einfluß, und zwar auf die Atmosphäre der Erde direct übt, sondern diejenige Revolution, Schwerpunktsversetzung, welche den Fleck erscheinen ließ, und welche sich durch das Planetensystem fortpflanzt.

Der Weltäther, in dem jetzt die Körper unsers Planetensystems schwimmen, ist noch weniger demjenigen ähnlich, was wir als Körper kennen; er wird also auch noch weniger die Eigenschaften der Kälte und Wärme theilen. Er ist neutraler Träger der Elektricität, wie des Magnetismus und aller Kraftäußerungen dieser Gewalten ... es kann also weder ein langsames Verbrennen des Sonnenkörpers noch ein fortdauerndes Erstarren der Planeten stattfinden. Die Abkühlung der äußern Erdhülle ist daher nicht als das Resultat eines langsamen, regelmäßig fortschreitenden Processes, sondern gewaltiger partieller Katastrophen anzusehen, in welchen die sich gegenüberstehenden Factoren, Centrifugalkraft und Anziehung, Elektricität und Magnetismus, glühende Ströme und Frostwellgebilde, aufeinander stießen und die jeder Regelmäßigkeit entbehrende Formation der Continente und Oceane ihren Abschluß fand. Weder diese Formation noch die Bildung des Mondes sind die Resultate langsamer, stetiger Anhäufung, sondern gewaltiger Ausgleichungen. Die Zeit dieser großen Ausgleichungen auf unserer Erde ist vorüber, die kleinern dauern fort.

Unsere Atmosphäre ist begrenzt, der Vorrath an Wasser ist es und jener der Frostwelle nicht minder.

Heftige Stürme sind ohne entsprechende Explosionen nicht möglich, und die Explosionen nur dann anzunehmen, wenn lebhafter Austausch zwischen Elektricität und Magnetismus, d. h. lebhafte und intensive Oscillationen vorangehen. ... Von der Lage des Explosionsherdes, gegen den sie (die Nordostwirbel) sich werfen, hängt ihre Richtung einestheils, anderntheils von dem Widerstand ab, den ihnen stärkere Wirbel aus südlicher Richtung leisten.

Wenn wir furchtbare Energieentfaltung in den Gewittern sehen, so müssen wir auf eine entsprechende ursprüngliche Kraftentwickelung seitens der Erde schließen.

Ferner zeigt Röttger, „daß die Erde nur über ein abgemessenes Quantum Explosivenergie zu verfügen hat" ... und bemerkt weiter: „Den Explosionen muß der Contact zwischen den dazu nöthigen Factoren vorausgehen, und dieser wird nur dann bewerkstelligt, wenn durch lebhaftere Schwerpunktversetzungen die regelmäßigen Drehungen Veränderungen erfahren."

Sehr interessant, aber leider zu kurz, ist das, was Röttger über den Einfluß des Mondes auf die Witterung sagt; dem Autor zufolge beschränkt sich dieser Einfluß auf ein Minimum.

„Dieselben Gewalten, die vor geologischen Epochen unserm Erdtheil seine eigenthümliche Gliederung gaben, führen ihr Werk fort in der Bestimmung des Klimas."

Man hat es hier mit einer Umgestaltung der bisherigen Wetterkunde zu thun. Möge das von dem fleißigen und scharfsinnigen Autor Entwickelte sehr ernst genommen und nicht vornehm ignorirt werden! Es wird auf der von Röttger geschaffenen Grundlage um so erfolgreicher weiter gebaut werden können, als das von ihm Dargebotene auch wohl durchdacht und die Thatsachen der Meteorologie mit denen der Astronomie, Geologie, Physik und Chemie innig verknüpft sind. Eduard Reich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unter dem Titel „In der Geißblattlaube" wird der Kinderwelt ein Märchenstrauß geboten, welcher von Frau Josephine Scheffel und Alberta von Freydorf gebunden ist (Dresden, Meinhold u. Söhne). Die erste dieser beiden Damen ist die Mutter des berühmten Dichters, die andere galt in ihren Kreisen von Jugend auf als das verkörperte Märchen. Mit allem gebührenden Respect vor diesen Thatsachen möchten wir die Freude der Damen an dem Duft ihres Märchenstraußes nicht trüben; aber wir können nicht loskommen von der Ketzerei, daß das Kunstmärchen ein Widerspruch in sich selbst ist, und daß die Märchen selbst von gefeierten modernen Dichtern an der Mache des Studirzimmers kranken. Auch die vorliegenden Märchen mögen sich ganz nett erzählen lassen, aber geschrieben — sind sie doch von einer Hand im Glacéhandschuh. Indeß wollen wir uns gern zurechtweisen lassen, wenn diese Märchen die Feuerprobe in der Kinderwelt bestehen. Das wünschen wir den Verfasserinnen von ganzem Herzen.

— Aus dem Nachlaß des verstorbenen jenenser Professors der Theologie G. Chr. Bernhard Pünjer ist ein „Grundriß der Religionsphilosophie" herausgegeben worden (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn), worin vom Standpunkte der liberalen Theologie aus eine Anzahl in die Religionsphilosophie gehörender Probleme skizzirt wird. Pünjer selbst hatte beabsichtigt, seiner vortrefflichen „Geschichte der christlichen Religionsphilosophie" eine Schlußabhandlung folgen zu lassen, worin er seine eigene Stellung innerhalb dieser Disciplin bezeichnen wollte. Diese Absicht liegt hier im wesentlichen verwirklicht vor, und zwar mit Hülfe des Herausgebers Geheimen Kirchenrath Lipsius in Jena. Nach einer Einleitung gibt Pünjer einen geschichtlichen Abriß der Hauptpunkte der Religionsgeschichte sowie eine Verwerthung der Resultate dieser Geschichte, eine psychologische und endlich eine metaphysische Untersuchung des Wesens der Religion. Pünjer hat sich auch hier als ein tiefdenkender, wissenschaftlich durchgebildeter Theolog erwiesen, sodaß seinen zahlreichen Schülern und Freunden dieser „Grundriß" sehr willkommen sein wird.

— Eine „Anthologie jungvlamischer Dichtung" hat Gustav

Dannehl bei Julius Zwißler in Wolfenbüttel veröffentlicht. Seine Uebersetzung liest sich wie eine originale deutsche Dichtung und zerfällt in die Abschnitte: „Flandern", „Liebe", „Natur und Menschenleben", „1870", „Nachtrag". Von den vlamischen Dichtern unsers Jahrhunderts hat nur der große Romancier Hendrie Conscience Bürgerrecht bei uns gewonnen; der fruchtbarste der jungvlamischen Lyriker, Emanuel Hiel, hat einen stattlichen Band Gedichte bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen lassen. Die erste vlamische Anthologie in deutschem Gewande gibt uns hier Dannehl. Sie ist darum zunächst berechtigt, weil das Nationalitätsprincip sich neuerdings auch in den germanischen Theilen Belgiens mächtig regt; dann aber auch, weil in der That viele beachtenswerthe Proben gefühlsinniger Poesie in diesem Büchlein uns Deutschen zugänglich gemacht sind.

— Im Verlag von C. E. M. Pfeffer in Halle a. S. erscheint die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik", welche die berühmten Philosophen J. H. Fichte und H. Ulrici gegründet haben und zur zeit A. Krohn und R. Falckenberg redigiren. Es liegt uns vor das Beigabeheft des neunundachtzigsten Bandes, welches außer einer größern Anzahl von Recensionen folgende Themen enthält: „Ueber einige Principienfehler der modernen Aesthetik", von Max Schasler; „Die Grundbegriffe des Rechts", von K. Chr. Planck; „Die realistische Philosophie K. Chr. Planck's", von Max Diez; „Ueber die Lust als höchsten Werthmaßstab", von E. von Hartmann. Es würde zu weit führen, wenn wir uns hier in eine nähere Inhaltsangabe oder gar Kritik der genannten Abhandlungen einlassen wollten; es genüge, das ganze Unternehmen als ein gediegenes und streng wissenschaftliches zu bezeichnen.

— Von der ausgezeichneten Biographie des großen Bildhauers Christian Daniel Rauch, welche Friedrich und Karl Eggers verfassen (Berlin, C. Duncker), zeigten wir in d. Bl. unlängst die zweite Hälfte des dritten Bandes an. Wir sind jetzt in der überaus angenehmen Lage, das Erscheinen der ersten Hälfte des vierten Bandes unsern Lesern mittheilen zu können. Damit ist das monumentale, aber fast durch Jahrzehnte sich hinziehende Werk seinem endlichen Abschlusse nahe gerückt. Die uns vorliegende erste Hälfte des vierten Bandes führt die Schilderung von der Thätigkeit des Künstlers während der Jahre 1840—57 zu Ende und schildert dann das größte Werk Rauch's, das Friedrichsdenkmal in Berlin, nach allen Seiten. Da es unsere Absicht ist, nach Vollendung des Eggers'schen Meisterwerks noch einmal ausführlich auf dasselbe zurückzukommen, so begnügen wir uns vorläufig damit, hier das Weiterschreiten desselben anzuzeigen und alle Freunde der bildenden Künste nochmals dringend zum Studium desselben einzuladen.

Bibliographie.

Abriß der großherzoglich hessischen Kriegs- und Truppen-Geschichte 1567—1871. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 1 M.

Allerlee aus d'r Überlausitz. Heiteres und Ernstes in Hochdeutsch und Mundart. 3ter Bd. Von J. Renatus. Bautzen, Rühl. 8. 2 M.

Aeppli, E., „Eisblumen". Gedichte. Aarau, Sauerländer. 1887. 8. 4 M.

Aus einer höheren Bürgerschule. Zwanglose Hefte. Herausgegeben von C. Gottschalck und L. Bornemann. I. Hamburg, Herold. Gr. 8. 80 Pf.

Juristische Beiträge zum Kulturkampf aus den Rheinlanden. 1stes Hft. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 3 M.

Bibliothek deutscher Geschichte, unter Mitwirkung von O. Gutsche, E. Mühlbacher, J. Jastrow, Th. Lindner, V. v. Kraus, G. Egelhaaf, M. Ritter, R. Koser, K. Th. Heigel, A. Fournier herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. 1ste Lfg. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. 1 M.

Chronik der Grafen des heiligen römischen Reichs von und zu Arco genannt Bogen. Graz. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Dahn, F., Kleine Romane aus der Völkerwanderung. 5ter Bd.: Fredigundis. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 10 M.

Drechsler, P., Wencel Scherffer von Scherffenstein. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert. Inaugural-Dissertation. Breslau, Koebner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Druskowitz, H., Wie ist Verantwortung und Zurechnung ohne Annahme der Willensfreiheit möglich? Eine Untersuchung. Heidelberg, Weiß. 1887. 8. 1 M.

Edel, A., Maria von Brabant. Ein historisches Trauerspiel. Würzburg, Stuber. 1887. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Engel, E., Griechische Frühlingstage. Jena, Costenoble. 1887. Gr. 8. 7 M.

Gnevkow, Anna, Anima. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Handtmann, E., Rote Immortelle. Die Rose von Jericho im deutschen Land. Brandenburgisches Märchen. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 1 M. 20 Pf.

Heichen, P., Die Familie Rascher und Frau Raschers Gardinenpredigten. Leipzig, Unflad. Gr. 8. 3 M.

Herm, F., Vivat Akademia! Reime und Schwänke aus der Mappe eines alten Hauses. Leipzig, Unflad. 8. 1 M. 50 Pf.

Hertslet, W. L., Der Treppenwitz der Weltgeschichte. 3., vollständig umgearbeitete und bedeutend verm. Aufl. Berlin, Haude u. Spener. 8. 4 M.

Hompesch, Graf A. v., Pauperismus und Militarismus. Aus dem Französischen. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kemmler, G., Gedichte. Calw, Vereinbuchhandlung. 1887. 8. 3 M.

Keyser, Stefanie, Die Lora-Nixe. Novelle. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 3 M.

Klein, O., Dahn's Kampf um Rom. Eine Kritik. Hagen, Risel u. Comp. 8. 1 M.

Knapp, G., Ernst und frei. Gedichte. Ludwigsburg, Neubert. 8. 4 M.

König, E. A., Alle Schuld rächt sich. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Lange, L., Die geschichtliche Entwickelung des Bewegungsbegriffes und ihr voraussichtliches Endergebniss. Ein Beitrag zur historischen Kritik der mechanischen Principien. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 M.

Lentzner, K., Ueber das Sonett und seine Gestaltung in der englischen Dichtung bis Milton. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Lorenz, O., Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben, kritisch erörtert. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Löwenberg, J., Ueber Otway's und Schiller's Don Carlos. Lippstadt. Gr. 8. 1 M.

Lugano, S. (B. Riedel-Ahrens), Rolandsholm. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1887. 8. 9 M.

Marcell-Jellinek, E., Othello. Studie. Wien, Künast. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Mauthner, F., Credo. Gesammelte Aufsätze. Berlin, Heine. 8. 4 M

Menger, A., Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in gerichtlicher Darstellung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 M.

Monod, Adolf, Lebenserinnerungen und Briefe. In deutscher autorisirter Uebersetzung und Bearbeitung von M. Reichard. Mit einem Bilde A. Monods. Calw, Vereinsbuchhandlung. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Moser, H, Zur Universal-Sprache. Kritische Studie über Volapük und Pasilingua. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 50 Pf.

Naundorf, E. v., In der Loge Archimedes zum flammenden Stern. Roman nach den hinterlassenen Papieren eines Freimaurers. Dresden, Steffens. 12. 3 M.

Oechelhaeuser, W., Die Arbeiterfrage. Ein sociales Programm. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Reichel, E., Wer schrieb das „Novum organon" von Franeis Bacon? Eine kritische Studie. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Resch, P., Die Internationale. Studie. Graz, Moser. Gr. 8. 80 Pf.

Roscher, W., System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende. 4ter Bd. 1ste Abth. — A. u. d. T.: System der Finanzwissenschaft. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 10 M.

Rosegger, P. K., Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen. Wien, Hartleben. 1887. 8. 4 M.

Ruckert, A. J., Nur gemüatli! Neue Gedichte in unterfränkischer Mundart. Würzburg, Stuber. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Steinle, A. M., Er hat die Linie passirt. Eine Erzählung aus der Mappe eines Unbekannten. Mainz, Kirchheim. 8. 1 M. 50 Pf.

Stern, A., Camoëns. Roman. Leipzig, Grunow. 8. 5 M.

Straub, C. W., Sophokles' Antigone, verdeutscht in den Formen der Urschrift, mit Erläuterungen und Analysen der einzelnen Scenen und Chorlieder und einem Versuch über Ursprung und Wesen der antiken Tragödie. Stuttgart, Cotta. 8. 1 M. 80 Pf.

Streckfuß, A., Sliko. Roman. 3 Bde. Berlin, Goldschmidt. 8. 15 M.

Neues Wiener Theater. Nr. 122: Zimmer Nr. 18. Schwank von P. von Schönthan. Wien, Künast. 8. 1 M. 20 Pf.

Usteri, A., Lichtstrahlen aus den Schriften religiöser Dichter und Denker aller Zeiten. Frauenfeld, Huber. 8. 2 M.

Vacano-Freiberg, E. M., König Phantasus. Roman eines Unglücklichen. Mannheim, Bensheimer. 8. 1 M. 50 Pf.

Von Mara nach Elim. Dichtungen zum Katechismus. Frankfurt a. M., Drescher. 12. 3 M.

Wachenhusen, H., Die Hochstapler. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1887. Gr. 8. 12 M.

Weitbrecht, C., Heimkehr. Zwei Novellen und eine Reiseerinnerung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Werther, J. v., Cornelia. Schauspiel. Essen, A. Werther. 8. 3 M.

Wolff-Beckh, B., Zitherklänge. Gedichte. Hagen, Risel u. Comp. 12. 1 M.

Zola, E., Die Geheimnisse von Marseille. Roman. Ins Deutsche übertragen von P. Heichen. 2 Bde. Leipzig, Unflad. 8. 4 M. 50 Pf.

— — Was ich nicht leiden mag. Ins Deutsche übertragen von P. Heichen. Leipzig, Unflad. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur
ihres Verlages liefert gratis und franco
Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Die „Allgemeine Zeitung“
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen
ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).
Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 311 bis 317.
Die Einführung der Unfall- und Krankenversicherung für landwirthschaftliche Arbeiter in Bayern. (I./II.) — Die dritte Partei in Spanien. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die auswärtige Vertretung Schwedens und Norwegens. — Sociale Reformen in Belgien. — Deutsche Fabrikzustände.
Zur Wallenstein-Literatur. Von J. Opel. — Replik auf G. F. Seidels „Nochmals Peter Candid.“ Von Dr. P. J. Rée. — König Eduard III. — Ueber das Weltende. Von L. Graetz. — Von verschollenen Tiroler Bergwerken. Von A. Schlossar. — Die indische Frauenwelt und die Gesetzesreform-Bestrebungen. — Eduard von Bomhard. (Nekrolog.) — Aus den Tagen Kaiser Pauls. — Zur Geschichte der neuesten Zeit. Von H. Baumgarten. (II.) — Die Jubelausstellung der Berliner Akademie der Künste. Von H. Müller. (XIII.)
Der Warrant als Bankpapier.
Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Bestes Weihnachtsgeschenk.
Brockhaus' Conversations-Lexikon.
13. Aufl., 16 Bände mit 400 Bildertafeln u. Karten.
Preis des Bandes geb. in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50.
Nach seiner baldigst erfolgenden Vollendung
das neueste vollständige Conversations-Lexikon.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Bosnien als Neuösterreich.
Vom Verfasser von
„Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft“.
8. Geh. 2 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben wurde vollständig:
Lehrbuch der Finanzwissenschaft.
Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder.
Von
Dr. Lorenz von Stein.
Fünfte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 34 M. Geb. 40 M.
Erster Theil: Die Finanzverfassung Europas.
Zweiter Theil (in drei Abtheilungen): Die Finanzverwaltung Europas.
In dieser neubearbeiteten fünften Auflage wurde das Werk sehr wesentlich erweitert, sodaß der zweite Theil nun drei Abtheilungen umfaßt. Durch Behandlung der gesammten Finanzwissenschaft von internationalen Gesichtspunkten aus und durch steten vergleichenden Hinweis auf die allgemein gültigen Grundlagen hat das berühmte Stein'sche Werk wieder neue bedeutende Vorzüge erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Durch das Britische Reich.
Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada.
Von
Alexander Freiherrn von Hübner.
Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.
Der bekannte österreichische Diplomat, Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt“, schildert hier eine neue Weltreise, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit
in ihren Beziehungen zur Gegenwart.
Von
Moriz Carriere.
Zweite vermehrte Auflage.
Zwei Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.
Eine Erneuerung dieses seit längerer Zeit vergriffenen Werks ist von vielen Seiten gewünscht worden. Dasselbe liegt nun in zweiter Auflage vor, vom Verfasser sorgfältig durchgesehen, berichtigt und ergänzt, und wird gewiß auch jetzt wieder verdiente Aufmerksamkeit erregen.

(Mit einer Beilage von Adolf Titze in Leipzig und dem **Literarischen Anzeiger**, 1886. Nr. 12.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 2. December 1886.

Inhalt: Zur deutschen Heldensage. Von Adalbert Schroeter. — Episches und Lyrisches. Von Hans Mindwitz. (Beschluß.) — Zur Culturgeschichte. — Unterhaltungsliteratur. Von Johannes Emmer. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Heldensage.

Mythologie der deutschen Heldensage von Wilhelm Müller. Heilbronn, Henninger. 1886. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Vorliegendes Werk gibt eine ausgedehnte, scharf sichtende und vielseitig combinirende Analyse nicht nur der mythologischen Elemente der deutschen Heldensage, wie der Titel des Buchs allerdings anzudeuten scheint, sondern eine ebenso sorgfältige Zerlegung ihrer geschichtlichen Bestandtheile, die freilich mitunter nicht sowol nachgewiesen, als supponirt werden, wie solches die Natur der immer wieder unter der Hand entgleitenden und vor dem prüfenden Blick zerfließenden proteusartigen Formen des schmierigen Gegenstandes mit sich bringen mußte. Der wohlbekannte Verfasser ist auf dem gleichen Gebiete germanistischer Forschung, dem ohne Frage schlüpfrigsten und nebelhaftesten der germanischen Philologie überhaupt, bereits vor nahezu einem Menschenalter mit bedeutsamen Ergebnissen tiefdringender Studien hervorgetreten, wie denn seine „Geschichte und System der altdeutschen Religion" (Göttingen, 1844) ein noch heute schätzenswerthes Lehrbuch bildet. Zwei dieser Specialuntersuchungen sind es auch: „Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage" (Berlin, 1841) und „Die geschichtliche Grundlage der Dietrichsage" (erschienen in dem nach einjähriger Blüte entschlafenen Henneberger'schen „Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte"), an welche die vorliegende Schrift, die späte Frucht einer ausgereiften, an Erträgen reichen Gelehrsamkeit, mit der schönen Genugthuung anknüpft, auf den Hauptresultaten jener jugendlichen Arbeiten fußen zu dürfen, ohne deren ehemalige Combinationen und Funde mehr als in Einzelheiten beschränken oder erweitern zu müssen. Neben dem fünften Bande der Müllenhoff'schen „Alterthumskunde", der stellenweis zum bloßen Tummelplatz jener schwarzgalligen Streitsucht herabsinkt, an welcher ihr Verfasser in Lehre und Schriften litt, behauptet denn die Müller'sche Schrift ohne Zweifel den hervorragendsten Rang innerhalb des letzten Jahrzehnts unserer mythologischen Forschung, wobei wir der „Nebelsagen" Ludwig Laistner's (Spemann, 1879), ihrer anmuthigen Gruppirung wie der fleißigen Sammlung und geschickten Verbindung ihrer spröden Elemente freundlich gedenken, und Raßmann's Abhandlungen über „Die Niflungasage und das Nibelungenlied" (Heilbronn, 1877) trotz ihrer gründlich widerlegten Schlüsse nicht ohne Erwähnung lassen wollen.

Wilhelm Müller gruppirt seine umfänglichen, im Grunde mannichfach homogenen und engverwandten Stoffe in folgende sechs Theile: „Walther-Sage"; „Nibelungensage"; „Wieland und Tell"; „Dietrich von Bern und Ermenrich"; „Rother, Ortnit und Wolfdietrich"; „Kudrun, Oswald und Orendel". Eine Einleitung geht voran, ein Rückblick schließt; das Namenverzeichniß wird den Zweck erfüllen, auch einer mehr momentanen und sporadischen Benutzung zu dienen, wiewol das Buch in seiner Gesammtanlage einer solchen nicht eben entgegenkommt. Endziel der gesammten Untersuchungen bildet die Auflösung der deutschen Heldensage in ihre „historisch-mythischen" und „religiös-mythischen" Elemente, oder die Loslösung der einen von den andern, wo sich der Grundstock weniger aus jenen oder diesen zu bilden scheint. Wir gestehen, daß wir in einem Buche, das den Titel „Mythologie der Heldensage" führt, dem Begriff des Mythischen seine absolut religiöse Wesenheit belassen hätten, ohne dem religösen Mythus einen historischen Mythus parallel zu setzen, welcher letztere Begriff nach unserer Anschauung sich als von jenem bereits angeflogen ergibt oder vielmehr eine kaum vollziehbare Gedankenverknüpfung bildet, wenn man den Begriff Mythus, wie es geboten scheint, als schlechthin religiös erfaßt. Offenbar ist die Dichotomie „religiöser und historischer Mythus" nichts anderes als eine durch nichts

gebotene Paraphrase für Sage und Mythus, wie sehr dieselben auch in äußerlicher Verwandtschaft erscheinen mögen, denn die wenigsten heroischen Sagen sind nicht auch mythologisch gefärbt, und insofern der Mythus überall in poetischer Fassung auftritt, erweist er sich hierin wiederum verwandt mit der Sage: Vater ist in beiden Fällen der Genius der epischen Dichtung, das mütterliche Medium das eine mal die religiöse Anschauung, das andere mal die Geschichte.

Der Art und Weise nun, wie sich Sage und Mythus, oder mit der Terminologie des Verfassers zu reden, wie der historische und religiöse Mythus sich verbinden und durchdringen, widmet Wilhelm Müller subtile Erörterungen, wobei auf in Frage kommende Annahmen der Gebrüder Grimm, die jedenfalls den Begriff Mythologie in unserm Sinne enger faßten, mehrfach kritisch abweisende Schlag- und Streiflichter fallen. Aber auch dem Verfasser selbst vermögen wir in seinen Auseinandersetzungen und Theorien nicht überall zu folgen. Wie bei den meisten derartigen Untersuchungen scheint uns die Erwägung jener specifisch dichterischen, mit subjectiver Willkür schaltenden Potenz der Volksseele, der poetisch frei aus überkommenen Stoffen selbständig neu- und umschaffenden Volksphantasie zu sehr in den Hintergrund gedrängt. Stoffe sind ihr das eine mal Vorgänge im Natur- und im sittlichen Leben, das andere mal Erscheinungen und Verwickelungen einer in nähere oder weitere Entfernung gerückten Nationalgeschichte. In immer neuen Bearbeitungen, Umdichtungen und Verpflanzungen verwischt sich das Ursprüngliche und assimilirt und verschmilzt sich zu guterletzt das Allogene, oder verdichtet sich das bereits ins Vage Zerflossene oder ins Unbegrenzte, Ungreifbare Zerflatterte wieder zu neugegossenen Formen und neubeseelten oder neugeschaffenen Gestalten. Das Ursprüngliche reconstruiren zu wollen aus den letzten Krystallisationen und schließlich versteinerten Niederschlägen, erscheint uns in den meisten Fällen als ein chimärisches Beginnen, und damit ist allerdings unser Standpunkt dem vorliegenden Buche gegenüber, das in Einzelheiten unsere rückhaltlose Hochschätzung und Zustimmung verdient, hinlänglich gekennzeichnet; sein Vorgehen will uns erscheinen als ein Operiren mit unfaßbaren Größen imaginärer Regionen, als der liebenswürdige Versuch, eine Sphinx zum Reden zu bewegen, der für ewig der Mund geschlossen bleibt, so verführerisch diese Aufgabe selbst heranlockt und so scharf und zielsicher der gelehrte Forscher seine Methode bezeichnet als das Bestreben, „aus dem gesammten Quellenmaterial die Hauptacte der mythischen Erzählung und ihren Zusammenhang dadurch festzustellen, daß das symbolisch Bedeutende von dem, was keine oder nur eine untergeordnete Bedeutung hat oder auf einem spätern Misverständniß beruht, geschieden wird, und ihre Grundzüge in ihren verschiedenen Variationen zu verfolgen, um so zunächst die genetische Entwickelung des Mythus und danach seine Bedeutung zu erkennen".

Als ein Muster solcher Methode stellt sich bereits die erste Abhandlung des Buchs, über die Walther-Sage, dar. Es wird zunächst die Frage erörtert, welchem Volke oder Stamme ihre Träger angehören. Für ihren Haupthelden wird sodann eine gothische, speciell westgothische Nationalität bestimmt. Denn Eckehard's Gedicht nennt ihn bekanntermaßen Walther von Aquitanien, und die Provinz Aquitanien gehörte den Westgothen. Wenn aber sodann Walther's Begegnung mit Gunther und Hagen (und Genossen), als Vertretern burgundischer und fränkischer Nationalität, auf die Kämpfe gedeutet wird, welche die Westgothen in Gallien mit Franken und Burgunden zu bestehen hatten, so erscheint uns die Annahme einer derartigen bewußt reflectirenden Personification und Symbolisirung der Sagendichtung, wie sie in spätern Partien des Buchs noch mehrfach vermuthet wird, nicht wenig gewagt und dem naiv referirenden und fabulirenden Wesen derselben um so mehr zu widersprechen, als ja bei Chalons die Westgothen gerade mit Franken und Burgunden verbündet gegen die Hunnen streiten und überhaupt auch in andern Verzweigungen der Sage Walther stets an Gunther's Seite ficht. Und gerade die Berufung des Verfassers auf das Nibelungenlied, wo wir neben Ezel's Namen Irnfried von Thüringen, Hawart von Dänemark und Dietrich von Bern sammt ihren Rittern, also, wie Wilhelm Müller phantasiegeschaffene Situationen einer subjectiven Dichtung ins Objectiv-Historische deducirt, „Thüringer, Dänen und Ostgothen im Kampfe mit den Franken-Burgunden" finden, scheint mir das Bedenkliche einer Annahme zu erhöhen, die in den romantischen Abenteuern sagenhafter Ritter, wie sie in Kunst- oder Volksdichtung Leben und Gestalt gewonnen, eine von Hause aus bewußte Symbolisirung ferngerückter complicirter weltgeschichtlicher Ereignisse und Völkerzüge erblickt, deren historische Folge, Folgen und Tendenzen sich erst in den Annalen einer spätern urkundlichen Geschichtsforschung klar erkennen und verstehen lassen, die aber den traumhaft dichtenden Genien der Sage der Nebel der Vergangenheit geheimnißvoll verschleiern mußte, ganz abgesehen von dem bereits angeführten Argument, daß uns ein derart bewußtvolles Transfiguriren als mit dem Wesen der Heldensage wie der Heldendichtung kaum verträglich erscheint. Die einzige historische Substanz der Walther-Sage bildet für unsere Auffassung jene Anwesenheit eines westgothischen Königssohnes am Hofe Ezel's, dem er als Geisel gestellt ward und glücklich, ob nun mit oder ohne Braut, beides ist möglich, entfloh. Das allein will uns als geschichtlich bedünken, während W. Müller gerade diesen Zug für nicht historisch hält. Die Flucht selbst mochte der Phantasie dann allerhand Stoffe zu dichterischer Glorificirung bieten, die am glänzendsten gelingen mußte, wenn sich gerade Gunther's grimme Recken dem Flüchtling feindlich gegenüberstellten und dieser sie gleichwol überwand.

Eine reichere Ausbeute mußte die Nibelungensage verheißen. Hier wird ein lebhafterer mythischer Apparat in Bewegung gesetzt, und die Quellen sind ungleich ergiebiger.

Der destructiven Kritik des Verfassers einer Reihe von Lachmann, Rieger, Edzardi, Muth und Henning (der im Druck einmal als Henninger figurirt) aufgestellter Theorien stimme ich ohne weiteres freudig zu. Denn es ist durch nichts erweisbar, daß die Nibelungen zu Niflheim, oder Niflhel, in irgendwelcher Beziehung stehen, noch daß sie sich auf unterweltliche zwergenhafte Wesen zurückführen lassen oder wol gar auf die Söhne der Nephele, so wenig sich feststellen läßt, daß es einen ursprünglichen Mythus von Siegfried und fränkischen Nibelungen neben einem ebensolchen von Gunther und burgundischen Nibelungen gegeben habe. Noch weniger aber darf man sich dazu verstehen, mit Lachmann auch im Markgrafen Rüdiger ein höheres mythisches Wesen oder gar mit R. von Muth einen Gott zu erblicken. Und wenn Müllenhoff denselben Rüdiger mit dem Knecht Ruprecht identificirt und R. von Muth sogar in den Schenken und Kämmerern des Nibelungenliedes menschgewordene Götter erkennt, so nehmen wir von all diesen amusanten Thatsachen zunächst wol mit Heiterkeit Act, gestatten uns jedoch zugleich auf das Hochbedenkliche einer derartigen „Sagenforschung" hinzuweisen, welche willkürlichsten Einfällen unter der Maske wissenschaftlicher Methodik — wie sie Paul einmal Scherer und Henning gegenüber mit all der logischen Schärfe seiner phantasiearmen Manier so grell und fruchtbar beleuchtete — den Nimbus einer Realität zu geben sich unterfängt, die vor der kühlen Prüfung zerstiebt als ein ebenso wohlfeiles wie anmaßendes Gaukelspiel etymologischer Vexirkunst oder jener so aufgespreizten wie flügellahmen Conjecturalphilologie, in deren Laboratorien mir immer die Worte um die Ohren surren:

In alten Märchen gibt es goldne Schlösser,
Wo Harfen klingen, schöne Jungfraun tanzen
Und schmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrt' und Rose ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort
Macht all die Herrlichkeit im Nu zerstieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerschutt
Und krächzend Nachtgevögel und Morast.

— — — — — — — — — — —

Da liegt sie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen roth gefärbt
Und in die Hand ein Scepter hat gelegt.
Die Lippen aber schauen gelb und welk,
Weil man vergaß, sie gleichfalls roth zu schminken,
Und Mäuse springen um die Königsnase —

es waren Maulwürfe, die ich neulich bei einer ähnlichen Gelegenheit aus einem anmuthig anschaulichen Bilde Scheffel's hierher citirte.

Und so legt denn Wilhelm Müller mit bündiger Beweiskraft dar, daß die Annahme eines dämonischen Nibelungenkönigs Gunther nicht, wie es hätte geschehen sollen, aus der Sage und ihren Berichten selbst geschöpft wurde, sondern lediglich auf der landläufigen Etymologie des Namens Nibelungen und seinem angenommenen Zusammenhange mit Niflheim beruht, obwol und trotzdem derselbe doch durchaus fraglich ist. Denn „Nibelung" bezeichnet zunächst lediglich den Descendenten irgendeines Nibulo, so wie die Amelungen auf einen Geschlechtseponymus Amala, die Karlinge auf einen Karl, die Welisungen auf einen ebensolchen Weliso zurückzuführen sind. Die Müller'sche Untersuchung faßt dann weiterhin Hauptschauplatz und Voraltern der Heroen der Sage ins Auge. Für Hagen wird fränkische Nationalität behauptet, über seine mysteriöse Empfängniß durch ein Fabelwesen eingehend referirt, in seinem minotaurischen Erzeuger der fränkische Stammgott vermuthet. Ob mit Fug? Es wird erklärt, der Name des nominellen Vaters Aldrian sei rein allegorisch, wie Ute-Oda, und im sonstigen bemerkt, daß ihn das Nibelungenlied als Dienstmann Ezel's nenne. Das ist den Handschriften gegenüber richtig. Die Zarncke'sche Kritik hat hier indessen einen ihnen allen gemeinsamen alten Schreibfehler nachgewiesen und Aldrian in Hagenen corrigirt; es ist (Z. 268, 2) ein ähnlicher lapsus calami, wie er auch 32, 3^3, 42, 5^3 u. s. w. vorliegt. Dann wird der Name Hagen selbst (ahd. Hagano, Hagnuo, altnordisch Högni) untersucht, seine Deutungen werden registrirt und geprüft und zum Schlusse als etymologische Fictionen abgewiesen. Statt dessen wird der Name Hagano als identisch mit dem mittel- und neuhochdeutschen „Hagen", d. i. Zuchtstier, angenommen, dieses in consequenter Anlehnung an jene obenerwähnte minotaurische Abkunft und unter Berufung auf einige Handschriften des Rosengartens, nach welchen Hagen zwei Hörner als Helmschmuck führt; letzteres, wie mich dünkt, kein zwingendes Argument in Anbetracht der späten Quelle und der Allgemeinheit dieser Helmzier in der ältern Zeit. Des Verfassers Tendenz zu Liebe, in den einzelnen Heroen Personificationen irgendwelcher Nationalitäten nachzuweisen und die Nibelungen mit den Franken bestmöglich zu identificiren, wird denn auch in Troneje der „bekannte frühere fränkische Königssitz Tournay oder Doornick" erkannt, „das alte Tornacum, woraus mit Metathese Tronege wurde". Es erhellt hieraus die Stetigkeit und Consequenz der Methode, ihre minutiöse Sauberkeit, ihre Herrschaft über das vielartige Material, ihr Reichthum an Combinationen, aber zugleich die peinliche Thatsache, daß sie mannichfach mit bloßen Möglichkeiten operirt, denen unschwer gleichwerthige, oder besser gleich imaginäre, im letzten Falle aber sogar wahrscheinlichere Eventualitäten gegenüberzustellen wären auf einem Terrain, auf welchem das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten sich zu verflüchtigen scheint. Mit der gleichen Sorgfalt wird sodann die Siegfriedsage selber in ihre Elemente zerlegt und versucht, die dissolving views der widerspruchsvollen, ungleichartigen Quellen zu greifbaren Formen zu verdichten. Unser Referat kann unmöglich die einzelnen Operationen verfolgen und den mühevollen Bahnen des Forschers im Detail nachgehen, der immer wieder gezwungen wird, polemisch zu verweilen, um in dem wuchernden Gestrüpp einer angeschwollenen Literatur, unter tausend Hypothesen einer rastlosen Deutungssucht sich Luft zu schaffen:

einer Deutungssucht, die noch immer unter den Einflüssen der Ideen der Creuzer'schen Symbolik steht, wie denn schon Mone den Helden Sigurd für die Incarnation eines vermeintlichen Sonnengottes Siggo hielt, der wie Osiris, Adonis, Dionysos und Herakles kämpft, leidet und stirbt, die von ihm bezwungenen Nibelungenrecken dagegen für die Söhne Niflheim's, die Kinder der Nacht und des Nebels, erklärte, bis er jene verhängnißvolle Schwenkung zur geschichtlichen Deutung machte. Dann lautete seine neue Lösung des Räthsels: schon die Veleda der Brukterer sei als die erste Prünhild, Armin als der erste Siegfried, Civilis als der zweite, und dessen Bataver am Flusse Habalia als Stammesväter der Nibelungen anzusehen; in dem angelsächsischen Hengist finde man den ältern Hagen, in dem blutigen Gastmahle zu Stonehenge die Nibelungennoth; die dort ermordeten 300 edeln Briten, als Märtyrer von den wallisischen Barden „Nefola", die Himmlischen, genannt, seien die britischen Nibelungen, sächsisch Nevelingen; der britische Zauberer Merdin Emrys, auch Merdin Wyllt genannt (Merlin), sei der wilde Zwerg Albrich, Britannien das Nibelungenland, wohin Siegfried von Ysselstein aus schiffte, und die Insel Taneth an der Themsemündung sei der Werder, wo er landete. Hier war also durch einen Forscher von Rang sowol eine mythische wie eine historische Deutung gegeben — und beide sind sie ins Nichts zerflattert und längst vergessen, während Wilhelm Grimm's „Deutsche Heldensage" in ihrer schlichten Enthaltsamkeit gegen alles Symbolisiren und Deuteln in unvergänglicher Achtung lebt. Die Warnung freilich, die ihre stumme Sprache redet, ist wenig gewürdigt worden, trotzdem sie Zarncke's Einleitung in sein Nibelungenlied und Holtzmann's „Untersuchungen" vernehmlich genug in ihrer Art interpretirt haben.

Um nun zum vorliegenden Werke zurückzukehren, so möchte uns scheinen, daß eine übersichtlichere Gruppirung der Varianten der Berichte nach ihrem Alter, ihrem Local und ihrem literarischen Werth, ein entschiedeneres Auseinanderhalten des Thatsächlichen und des lediglich Illustrirenden, ein Ausscheiden alles desjenigen, was in nur mittelbare oder rein zufällige Beziehung zum Siegfried-Mythus tritt, ohne seine Hauptprobleme tiefer zu berühren, der Bedeutung des Werks keinen Abbruch gethan haben würde. Besonders will uns der Versuch einer Rückbildung der poetischen Ueberlieferungen in den vorausgesetzten Urmythus gefährlich erscheinen, wenn man zu dessen Construction Züge benutzt, die schlechthin jenen angehören. Und hauptsächlich das Verfahren, welches das Nibelungenlied selbst hereinzieht in Dinge, wo es sich um den Siegfried-Mythus handelt, also um eine Epoche der Verdichtung, die nach unsern Anschauungen jenseit der Schwelle der Siegfriedsage liegt, erzeugt ein schwindliges Gefühl; der Boden schwankt unter den Füßen, und die Schlüsse entziehen sich der Controle, weil sie mit incommensurabeln Größen rechnen. Wir stehen hier an der Grenze jenes „Tiefsinnig-Unmeßbaren", das Wilhelm Grimm's Buch so warnend betont. Klar genug stellt er die Aufgabe dahin, „das verborgene Philosophem in der doppelten (d. h. mythisch-epischen und historisch-epischen) Ueberkleidung, in welcher es jetzt sich darstellt, aufzusuchen" — und gewiß, dies ist der Weg, den der gelehrte Forscher in seiner „Mythologie der deutschen Heldensage" betreten hat. Aber — wir vermögen uns von unserm skeptischen Standpunkt nicht zu trennen — der Siegfried-Mythus, d. h. ein Complex von naturreligiös-poetischen Bildungen, die sich an eine ursprüngliche göttliche Erscheinungsweise des Helden knüpften, bleibt für uns verschüttet. Und keine Gelehrsamkeit, fürchten wir, vermag den versunkenen Hort zu heben. Den Annahmen eines chthonischen und überweltlichen Siegfried gebricht das Fundament, wie Braun's „Naturgeschichte der Sage" und Jahn's „Sagstudien". Aus so späten und zum Theil so relativen Quellen wie der ausländischen Thidrekssage sind Leuchten für die zertrümmerten Schachte des Urmythus und der Ursage nicht zu gewinnen. Und wenn von der vorliegenden Untersuchung Wilhelm Müller's eine geschichtliche Einverleibung des frühern burgundischen Gebiets in das fränkische Reich dem Zuge des Nibelungenliedes „entnommen" wird, „daß Siegfried zwar einerseits ein mächtiger König ist, aber doch vor Prünhild Gunther seinen Herrn nennt, und daß diese ihn trotz besserer Belehrung auch nach ihrer Verheirathung noch für einen Dienstmann hält", und wenn dieser „offenbare Widerspruch" historisch dahin aufgelöst wird, „daß Siegfried als Vertreter der Burgunden früher ein selbständiger Herrscher war, später aber den Franken dienstbar wurde" — so entspringt diese Gedankenreihe eben jenen gewagten Combinationen des Verfassers, die aus rein individuellen Zügen und höchst künstlich ersonnenen Motiven einer letzten selbständigen Redaction oder Neubildung einer Reihe von bereits ihrerseits vielartig umgestalteten Fragmenten des Ursprünglichen dieses selbst reorganisiren wollen, ganz abgesehen davon, daß von einem historischen Siegfried nichts beweisbar ist und es auch keineswegs in der Tendenz der Sage liegen konnte, in ihrem Nationalhelden eine secundäre Figur, einen Lehensmann, zu feiern. Gerade diese vermeintliche Inferiorität gehört ja ausschließlich dem Nibelungenliede an, ist eine subjective Erfindung seines Dichters und zählt zu den künstlichsten und folgenschwersten Voraussetzungen seiner Composition und Motivirung. Das Ursprüngliche selbst ist unter den Einflüssen zeitlicher Wandelungen, allmählicher Wanderschaften oder unmittelbarer Verpflanzungen, in der Umbildung andersartiger Nationalitäten und Generationen, unter andersartigen Himmelsstrichen auch seinerseits ein anderes geworden, und der Späherblick der Spätgeborenen sucht mit vergeblichem Bemühen und verlorenem Sehnen den Nebel zu durchdringen, der über der Vorzeit und der Genesis ihrer mythischen und heroischen Poesien lagert. Ein wunderbares Beispiel, in wie ursprünglicher Reinheit sich gleichwol einzelne Momente zuweilen zu behaupten wußten, trotz ihrer Verpflanzung nach andern Zonen, bietet allerdings die Wiland-Tell-Sage.

Einen nähern Aufſchluß, wie ſie nach der Schweiz gekommen, vermag auch W. Müller nicht zu geben; er möchte aber den Satz adoptiren, daß die Formen des echten hiſtoriſchen Mythus feſt genug ſind, um ſich immer wieder in übereinſtimmender Weiſe bei ähnlichen geſchichtlichen Verhältniſſen aufs neue zu bilden. Aber der geſchichtliche Untergrund iſt in dieſen beiden Fällen doch ein zu verſchiedener, als daß ſich hier und dort die nämliche Pointirung einer gleichen Sagenbildung hätte formen ſollen, und das ingenia conspirant ſcheint mir eine ſo weite Projection kaum zu vertragen. Wie die Siegfriedſage nach dem hohen Norden hinaufgelangte, ſo mag dagegen die Wilandſage nach der Schweiz gewandert ſein. Das Uebereinſtimmen des Apfelſchuſſes, der drei Pfeile und der Egill-Tell'ſchen Antwort an den Gewaltherrn („Herr, ich will euch nicht belügen: wenn ich den Knaben mit dem einen Pfeile getroffen hätte, ſo hatte ich euch dieſe zwei zugedacht") und vor allem die Identität des Namens ſcheinen mir ſchwer ins Gewicht zu fallen.

Damit ſeien denn allen Freunden der deutſchen Heldenſage und ihrer wiſſenſchaftlichen Klärung und Sichtung die Unterſuchungen Wilhelm Müller's empfohlen. Weite Einblicke und Umblicke in die Mythenwelt und ihre complicirten Verzweigungen, Veräſtelungen und Verſchmelzungen werden die Lektüre lohnen, überraſchende Combinationen Licht in manches Räthſelhafte bringen und anregen zu einem ſelbſtthätigen Verfolgen ihrer verwickelten Schlüſſe und Beziehungen. In den Noten unter dem Text ſpiegelt ſich die geſammte einſchlägige Literatur, und der „Rückblick" regiſtrirt in klarer Ueberſichtlichkeit die Ergebniſſe eines mit jugendlicher Friſche geſchriebenen Werkes, deſſen Einzelheiten man nicht immer zuzuſtimmen braucht, um ihm den Rang eines bleibenden Factors innerhalb der altdeutſchen Sagenforſchung und eines zuverläſſigen, ſei es nun poſitiv oder negativ fördernden Wegweiſers nachzurühmen. Und ſo ſoll auch dieſes jüngſte Werk des hochverdienten Lexikographen unſerer mittelhochdeutſchen Sprachſchätze freundlich willkommen und in Ehren gehalten ſein. Adalbert Schroeter.

Epiſches und Lyriſches.

(Beſchluß aus Nr. 47.)

5. Gedichte von Ludwig Stein. (1882—1885.) Leipzig, Mutze. 1886. 8. 2 M.

Das ſehr elegant ausgeſtattete Büchlein enthält: „Lieder", „Balladen und Romanzen", „Idyllen", „Elegien", „Epigramme", „Vermiſchte Gedichte". Von den „Liedern" können wir nicht eben behaupten, daß ſie bedeutend ſind; vielmehr haben ſie auf uns größtentheils einen ziemlich kindlichen Eindruck gemacht. Es mangelt ihnen die erforderliche Tiefe, die gute Pointe. Andererſeits kennzeichnet ſie eine noch unausgegorene Romantik. Was ſoll das z. B. heißen:

Meiner Seele Heimat.

Nicht freuet das Lied der Nachtigall,
Das nächtlich klagende, dieſes Herz;
Es ſingt von Frühling und Liebe nur,
Oder von tiefem, zehrenden Schmerz.

Wo die Buchen rauſchen auf ſchwarzer Höh',
Den Zauber webet die Mitternacht,
Alles ſchlummert droben und tief,
Des Schöpfers rieſiger Odem nur wacht;

Von dem Hange melodiſch laut,
Traumhaft bange der Uhu ruft,
Daß es bebet durch Buſch und Dorn,
Auf den Höhen und durch die Schluft:

Da iſt die Heimat der Seele mein,
Wenn es von Tod und Träumen ſingt
Und die urſprünglich wilde Natur
Mit dem Engel des Schlafes ringt!

Das iſt doch phantaſtiſche und bombaſtiſche Unverſtändkeit. Doch ſuchen wir Beſſeres hervor. „Die Fei" iſt loreleiartig; recht niedlich „Vermuthung"; kindlich eben, weil ohne rechten Abſchluß, „Der Savoyarde I—III."; naiv-gymnaſiaſtenartig „Mein Pfeifchen"; „An die Geliebte" (Gymnaſiaſtenliebe); ebenſo „Bitte an Amor"; „Nächtliche Fahrt". Recht gut würde „Das Madonnenbild im Walde" ſein, wenn der Schlußvers ſchärfer zugeſpitzt wäre; er lautet:

Da trat ich vor die Waldmadonne
Und habe leiſe ſie gefragt:
„Was hat das ſchöne kleine Mädchen
Dir für ein Herzeleid geklagt?"

Die Mutter Gottes ſchaute nieder
Zu mir mit lächelndem Geſicht — —
Doch ſchweigt ſie ſtill — Ihr hold Geheimniß
Vertraut ſie fremden Herzen nicht! —

Am abgerundetſten iſt „Johanniswürmchen" mit dem trefflichen Schlußvers:

Manches ſchöne Glück entweicht
Wie des goldnen Würmchens Funken;
Wenn es unſre Hand erreicht,
Iſt es weſenlos verſunken!

Von den Balladen iſt noch weniger Weſens zu machen. „Der Ferga", welcher etwas an Goethe's „Fiſcher" erinnert, iſt ebenſo unbedeutend wie unklar. „Die Braut des Normannen", eine Sage, hätte anſtatt zu einem pointeloſen Balladenkranz zu einem hübſchen kleinen Fiſcher- oder Schifferepos verarbeitet und erhoben werden können. „Das todte Mütterlein", „Der müde Wanderer", „Im November", „Die junge Mutter" und „Verzeihung" ſind empfindſam, ja beinahe weinerlich, dafür aber ebenfalls

recht unbedeutend. Das Fragment aus der „Texanischen Prärie" ist schauerlich und spukhaft, wie denn überhaupt diesem „Poeten" ein Hang zum Uebernatürlichen innezuwohnen scheint. In der „Erscheinung auf dem Altenahr 1871" berührt es den Leser höchst wundersam, wenn Ludwig Stein zu dem Pfeiler tritt, daran „die Geisterscheinung des Ritters Grafen von der Ahr lehnet" und ihm die von ihm im Grab ersehnte Freiheit kündet:

Deutschland ward einig wieder
Und frei von fremdem Zwang,
Der welsche Aar sank nieder
Am Tage von Sedan!

Am besten ist vielleicht noch „Donna Ina"; nur ist zu bedauern, daß man nicht erfährt, was aus dem Dritten und Wichtigsten im Bunde bei der Flucht, dem Moustang, geworden ist; ob, während Ina und Don Ligez, von hundert Schlangengiftpfeilen durchbohrt, in den Wogen des Medina versinken, das arme Thier wenigstens davonkommt.

Unter den „Idyllen" (hier und später unter „Vermischte Gedichte" hat der Poet mehrfach, aber nicht mit Erfolg, die Goethe'sche Odenform wie in „Prometheus" versucht) befindet sich wieder ein Fragment: der erste Gesang zu „Arthur, ein Gedicht in sieben Gesängen".

Mit Vergnügen haben wir in den „Epigrammen" Merkmale von des Dichters Bescheidenheit gefunden. So z. B. in:

Des Dichters Bitte an Gott.

Ewiger Vater und Gott, um des einzigen Wunsches Erfüllung
Bitt' ich, Allmächtiger, dich; schlag' sie dem Dichter nicht ab:
Gib mir schon jetzt die Erfahrung und hohe Weisheit des Greises,
Aber dem Greise gewähr' jugendlich ewig den Sinn!

Wenn wir zum Schluß unsere Gesammtmeinung über Ludwig Stein zu äußern haben, so müssen wir sagen, daß uns lange kein Versemacher vorgekommen ist, welcher sich einer gleichen Unklarheit der Gedanken, unverständlichen Ausdrucksweise, uncorrecten Metrik bei überdies häufig unreinen Reimen — befleißigt hätte! Die Hexameter in „Arthur" sind geradezu unmöglich, z. B.: „Grün, mit dem Grüne der Linden wetteifernd. Das Dach tritt" — das soll ein Hexameter sein! Im „Abschied von Münster" ist unser Dichter „mit ernstem, stillen Tritte den Berg hinangewandelt": da erscheint ihm die holde Himmelstochter Muse, „streut" lächelnd „auf seine freie Stirne" „eine weiße Rose" und flüstert scheidend: „Ich will dich führen, folge meiner Spur!" — Wenn die Muse nun Wort halten würde, und wenn der Dichter sich künftig nicht einer erträumten Genialität überlassen, sondern fleißig studiren und sprachfehlerfreie, saubere, gedankenvolle und gedankenfeine, wirkliche Poesien zu erzeugen ernst und einsichtig bemüht bleiben wollte, so könnte vielleicht noch ein wirklicher Dichter aus ihm werden. Vorläufig wünscht er, „die ersten Knospen der Saat des Schönen" seinen Aeltern zu weihn, indem er sie jedoch auf die erst „schönste Blust" des Lebenssommers vertröstet.

6. Sängerfahrten von Ernst Rethwisch. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Durchgehends ungezwungen und einfacher Natur sind die Dichtungen, welche dieses knapp sechs Druckbogen Kleinoctav starke Büchlein in sechs Abtheilungen bringt; die Form, die Reimweise ist mitunter fast gar zu einfach. Auch sind kleine Härten hier und da vorhanden, die sich leicht hätten vermeiden lassen; z. B. in „Der Jugendstern" ist störend nach:

Sag' ihr, der Tag wird kommen,
Wo ich in stiller Zeit
Mit dir ihr schau ins Auge,

in der Schlußzeile

Und's Herz wird weit, so weit.

das „Und's". Die Zeile hätte sich leicht anders und entsprechender formen lassen. Ferner in „Der erloschene Jugendstern" ist der Rhythmus etwas gar zu unregelmäßig; ein wenig Feile hätte hier nichts geschadet. Alsdann konnte der Dichter mit einiger Aufmersamkeit die leider nicht selten sich bemerkbar machenden Hiatus häufig beseitigen, wodurch seine sonst so natürlich und herzlich hervorquellenden Lieder ebenfalls noch gewonnen haben würden. Dem Laien werden diese Monita unwesentlich und sogar überflüssig erscheinen. Wird aber in Betracht gezogen, daß ein Gedicht vorzugsweise durch die Form, den Rhythmus und Reim und die den Gedanken in gewählterer, bilderreicher Sprache vorführende Ausdrucksweise zum Gedichte wird, während derselbe Gedanke in Prosa, selbst in sauberer, eleganter Prosa, getreu wiedergegeben, den Leser meist ziemlich nüchtern berührt und kalt läßt, so wird man die Wichtigkeit selbst scheinbar unbedeutender Verbesserungen nicht verkennen. Es ist wie in einem Musikstück: jede falsche Note, jede unmotivirte Taktbeschleunigung und Taktveränderung bringt einen Misklang hervor und entgeht des Hörers geübtem Ohre nicht. Und gerade gegen den Schluß hin soll ein Musikstück harmonisch ausklingen und in einer gewissen Steigerung beharren und in einer Abrundung auslaufen; sonst wird der Gesammteindruck des Ganzen getrübt. Genau so verhält es sich mit der Poesie, nur daß die Unterschiede hier unbedingt noch feiner sind als in der Musik. Die Sprache ist ja selbst Musik!

Wir citiren aus den „Sängerfahrten" („Der Jugendstern", „Der erloschene Jugendstern", Irrlichter", „Erinnerung und Sammlung", „Lieder der Läuterung", „Brautlieder"):

Süß ist es dich zu lieben,
Dein Herz so rein und wahr,
Die lieben schwarzen Locken,
Dein Auge wunderbar;

Süß ist es auch zu lauschen,
Und Lust gar eigner Art,
Wenn sich dein Herz am Abend
In Liedern offenbart.

Doch süßer als die Liebe
Zu dir, mein Schätzelein,
Ist noch die süße Wonne,
Von dir geliebt zu sein.

Es befinden sich wirklich schöne, gehaltreiche Dichtungen in diesen sechs Abtheilungen, welche in ihrer Gesammtheit das Lieben, Leiden und Ringen eines edelbewegten Herzens vom Beginn einer ersten Liebe bis zum Brautlied für die schließlich Erkorene in allen Wandelungen kundthun. Wir würden gern noch mehrere hier wiedergeben und erwähnen daher: „Du hast gekämpft, wie du dem Manne folgtest"; noch besser wol: „Nun ziehst du hin"; „Und gestern fuhr ich durch die Flut"; „Wie hab ich dich umworben"; doch — wir finden nur Gutes und Beachtenswerthes, können uns daher weitere Citate ersparen. Robert Kramer hingegen, dem die „Sängerfahrten" zugeeignet sind, wird für diese Gabe seinem Freunde sicherlich Dank wissen.

7. Das Geheimniß des Dichtens. Eine lyrische Symphonie von Faust Pachler. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1885. 8. 2 M. 50 Pf.

In der Besprechung von Rethwisch's „Sängerfahrten" zogen wir gewisse Vergleiche zwischen Musik und Poesie und wiesen auf die Nothwendigkeit fehlerfreier Form hin. Zu unserer nicht geringen Ueberraschung gelangt gleich darauf ein Werkchen in unsere Hand, welches in noch viel innigerer Verschmelzung musikalische termini technici zur Poesie heranzieht. Eine ganze Beethoven'sche, wollten wir sagen — lyrische Symphonie in den üblichen vier Sätzen mit je zwei Theilen, mit Introduzione (Grave), Allegro giusto, Adagio, Scherzo (Allegro con spirito), Finale (Allegro, quasi Allegretto, poi più mosso). Nun, mehr kann niemand verlangen, und so wollen wir denn uns ans Studium dieses eigenartigen Werks machen und das Beste hoffen!

Wir finden da zuerst „Weihe".

Dichterseele, was ist dein Leben?
Dich der Stimmung hinzugeben,
Wann und wo sie dich erfaßt,
Jetzt in Hast und jetzt in Rast.

Dichterseele, was ist dein Leben?
Durch die Zeiten hinzuschweben,
Vorwärts kühn, und kühn zurück,
Mit dem Blick für Leid und Glück.

Dichterseele, was ist dein Leben?
Jeden Schleier aufzuheben,
Der noch ein Geheimniß deckt,
Bis, erweckt, dich Greuel schreckt.

Dichterseele, was ist dein Leben?
Bis zum Licht emporzustreben,
Zu dem Urquell aller Lust,
Die bewußt der Menschenbrust.

Dichterseele, was ist dein Leben?
Suchen, finden, spinnen, weben,
Bis durch deine Schöpfermacht
An dich lacht, was du gedacht.

Das sind schöne, volle, kräftige Accorde! Nun folgt: Erster Satz. Introduzione, Grave. In Terzinen. Schön, kräftige Sprache, edel, tief durchdacht! Ob das so weiter geht? Wir glauben fast, aber Faust Pachler weiß es:

Er weiß voraus, ein Wohlklang macht den Schluß
In dieser großen Symphonie des Lebens,
Die stets beruhigend sich enden muß.

Auf diese Ruhe hofft kein Ohr vergebens,
Denn wahrlich, jeder letzte Takt versöhnt.
Glück führt ans Ziel der Wünsche und des Strebens,

Wenn aber Unglück niederdrückt und höhnt,
Dann kommt der Tod her, der mit Freundeshänden
Die dornenwunde Stirn mit Lilien krönt.

So oder so — der Schluß wird Frieden spenden,
Im heitern Dur und oft im düstern Moll,
Wie eben Luft und Hauch die Töne senden.

Sehr schön — der Gedanke selbst ist zwar durchaus nicht etwa neu, aber herrlich durchgeführt! So klar und frisch! Dabei voll Weisheit und Herzensgüte —

Ein Lehrer sein
Heißt, daß man einst ein Schüler war, gestehen.

— — — — — — — — — — — —

Denn jedes Sein erklärt sich durch sein Werden.

Allegro giusto. Erster Theil. 1. „Des Meisters Rath". 2. „Beginn". 3. „Zweifel". Ein höchst amüsantes Allegro, witzig erdacht und fließend geschrieben, eine allerliebste Variation über das Thema: „Schreib' jeden Tages eine Zeile!"

Der zweite Theil: 4. „Uebung", 5. „Feile" schließt sich diesem Thema an, beginnt aber mit dem Turnen:

Ich kam mir wie ein Jüngling vor,
Der Turnen sich zur Pflicht erkor
Und eh er Muth und Kraft erprobte,
Der Fahne Jahn's sich angelobte.
Anfänglich streift sein scheuer Blick
Mit Angst nur bis zum Reck empor.
Er sagt: „Da brech' ich mein Genick!"
An senkrecht aufgestellter Leiter
Geht schüchtern und erschreckt er weiter
Und spricht voll Aerger und Verdruß:
„Ei, da verrenk' ich mir den Fuß!"
Soll über Strick und Bock er springen,
Wenn jenen stets sie höher spannen,
Wenn diesen stets sie höher schrauben,
So lief' er lieber gleich von dannen
Und ruft in ehrlich festem Glauben:
„Nein, niemals wird mir das gelingen!"
Und soll er etwa gar am Barren
Sich kräftig hin und wieder schwingen,
So schreit er sich die Lungen aus:
„Hält mich der Lehrer denn zum Narren?
Das nächste mal bleib' ich zu Haus.
Jedoch . . . . . .
. . . . . .
Geschmeidig ward im Zeitvertreib
Der einst so unbeholfne Leib.

So und ähnlich ging es auch dem Allegrodichter im Dichten; erst ging es nicht und dann ging es doch! Aber:

Es schien mir ein Verbrechen fast,
Nicht ehrlich alles zu verwenden,
Ich wehrte mich mit vollen Händen,
Und war die Last auch Ueberlast,
Selbst nur das Kleinste zu verschwenden.
Oft hab' ich dann voll Scham erfahren,
Daß jede Wirkung mir versagte,
Weil gar zu eifrig ich mich plagte,
Dem Leser keine zu ersparen.

So geht es lustig und immer lustiger weiter.

Dann sucht' ich meinen Freund Verstand,
Den glücklich ich zu Hause fand,
Und nahm ihn ernsthaft bei der Hand
Und flehte: Steh mir redlich bei,
Daß alles wohl geordnet sei!

Das nun folgende Intermezzo mit Freund Verstand ist höchst verständig nad überaus komisch: wir sind aus dem Lachen wirklich nicht herausgekommen.

Da saß ich nun und er bei mir —

Zweiter Satz. Adagio. Erster Theil. Wirkung.

O Geist der Weihe, der um Dichters Haupt
Fast einen Schein von Göttlichkeit verbreitet,
Der ihn, wenn er des Himmels Feuer raubt —

Adagio. Zweiter Theil. Rückwirkung. Vortrefflich!

Dritter Satz. Scherzo. (Allegro con spirito.) Erster Theil. Außer dem Hause: 1. „Naturgenuß", 2. „Straßenlärm", 3. „Gesellschaft", 4. „Versammlungen", 5. „Reisen".

Rasch hinaus nach Wald und Flur
In die liebliche Natur!
Aber ach, die Straße staubt
Und es bläst mit vollen Backen
Mir der West um Stirn und Nacken.
Ganz umsonst hab' ich geglaubt
Mich im Freien zu erquicken.
Nun man muß sich in die Dinge
Mit Geduld und Ruhe schicken;
Endlich wird der Wind sich legen.
Und je mehr ich vorwärts dringe,
In der That nicht mehr entgegen
Weht er mir ins Angesicht.
Doch nun fürcht' ich, daß er Regen
Oder gar mir Hagel bringe.
Nein, er schweigt, bringt beide nicht,
Und ich schwelg' im Sonnenlicht.

Sonst im heitern Sonnenschein,
In der Büsche Thaugefunkel,
Sonst wol hinter Felsgestein,
In der Höhle tiefem Dunkel
Harrte stets die Muse mein.
Aus der Lüfte weichem Kosen,
Aus dem Duft der Hagerosen,
Aus dem Grün der Epheuranken,
Aus dem Weiß der Birkenrinde
Gab sie mir zum Angebinde
Holde, reizende Gedanken.
Auf dem sanfterhöhten Hügel
Lieh sie meinem Blicke Flügel,
Daß er kühn sich aufwärts schwinge,
Aus den weiten Himmelsfernen,
Aus dem Monde, aus den Sternen,
Aus den Wolken Bilder bringe!
Auf den Bergen, auf den Flächen
Hört' ich ihre Stimme sprechen. —

Hier erschallt in einer Schmiede
Schlag auf Schlag zum Arbeitsliede;
Zwischen Ambos liegt und Hammer
Glühend roth das heiße Eisen.
Ueber ihr in seiner Kammer
Will ein künft'ger Virtuose
Sein Klaviertalent beweisen,
Und zu alle dem Getose
Kratzt elegisches Gejammer
Irgendein Violinist,
Der vom Teufel des Tartini,
Der vom G des Paganini
Völlig wie besessen ist.

Zweiter Theil. Im Hause: 6. „Poesie", 7. „Wissenschaft", 8. „Albums", 9. „Besuche", 10. „Alte Schriften", 11. „Musik".

Alle diese wahrheitsgetreu aus dem Leben gegriffenen und geschilderten Themata sind in der ergötzlichsten Weise durch fließende, wohlgereimte, glatte Verse verständnißvoll ausgeführt.

Vierter Satz. Finale. Allegro moderato, quasi Allegretto, poi più mosso.

Erster Theil: 1. „Des Lebens Trauer", 2. „Von Sünde zu Verbrechen", 3. „Revolution und Exil", 4. „Angeberei und Verläumdung", 5. „Selbstmord", 6. „Duell", 7. „Krieg", 8. „Uebergang".

In höchst geistreichen, im Sinne Demokrit's philosophischen Betrachtungen, vom denkbar höchsten menschlichen Standpunkte aus und in bester Sprache sind diese Themata bearbeitet:

Ich aber, oben hoch in reinem Aether,
Ich, dem der Blick auf einmal nun enthüllt,
Was nur sich in getrennter Zeit erfüllt,
Ich, dem das Früher wie das Heut und Später
Nur in ein einzig Bild zusammenfließt,
Das er mit künstlerischem Aug' genießt —
Ich fühle, was im Einzelnen sich regt,
So wie den Pulsschlag, der die Welt bewegt.

Zweiter Theil: 9. „Spiele und Feste", 10. „Genesung", 11. „Verliebt und verlobt", 12. „Amnestie", 13. „Besitzfreude", 14. „Vermißt", 15. „Lotteriegewinst", 16. „Silberhochzeit", 17. „Erste Aufführung eines Dramas", 18. „Des Lebens Freuden".

In gleich musterhafter Weise wie in den vorhergehenden Abtheilungen, sauber und in glatter Sprache, hat Pachler auch den letzen Theil des letzten Satzes seiner symphonischen Dichtung behandelt, das Versmaß immer auch dem Sinne des Gedankens und der Handlung anpassend. Zwar die Handlung ist durchaus keine einheitliche wie etwa in einem guten Drama; dafür soll diese Dichtung aber auch kein Drama sein, sondern nur eine Reihe von Lebensbildern, untermischt mit mancherlei anziehenden philosophischen Betrachtungen und scharfsinnigen Lebensbeobachtungen, eingekleidet in das

Gewand einer Symphonie, durch welche sich ein bezaubernder Grundton — das in allerlei neckischen Formen wiederkehrende Versteckenspielen mit der Muse, eine anmuthige Apotheose der Poesie — als Grundidee hindurchzieht. Sicherlich hat der Dichter es sich viele Jahre kosten lassen, Jahre tiefen Nachdenkens, eifriger Arbeit, fleißiger Feile, um seinem Werke die Gestalt so hoher Vollendung zu verleihen. So muß es aber auch sein, wenn ein dazu hinreichend begabter Dichter der Mit- und Nachwelt ein Meisterwerk überliefern will. Sonst, ihr Herren Dichter, heißt es wie in Wagner's „Meistersingern":

Nehmt euch ein Beispiel dran,
Und laßt von dem Meisterwahn!

Wohl sind des Kritikers spähendem Auge auch in der Pachler'schen „lyrischen Symphonie" kleine Mängel und Schwächen nicht entgangen, welche des Componistendichters strebsamer Kunsteifer nicht auszumerzen vermocht hat — möglich, daß er den strengsten Maßstab der Formvollendung, weil ihm gewisse Kunstlehren nicht zugänglich geworden, nicht anzulegen gewohnt ist — nicht auszuscheiden verstand. Das Ganze verdient Anerkennung seitens der Kritik, da zum Abschied die Schlußklänge des dichterischen Musikwerks nochmals ertönen und die scheidende Muse, dem Dichter ihr Gastgeschenk, die goldene Leier, „zum Zeichen, daß sie selber ihn geführt", zurücklassend, ihm noch folgende Lehre gibt:

Du darfst sie nie zu Tönen zwingen;
Sie wird, dies glaube mir, von selbst erklingen,
So oft ein Hauch des Lebens sie berührt;
Du brauchst dann nichts als nach- und mitzusingen.
Und wiss' auch das: ihr Ton ist immer rein,
Der deine muß damit im Einklang sein.
Nur dann wird's dir in Dur wie Moll gelingen,
In jedes Herz mit deinem Sang zu dringen.

Hans Minckwitz.

Zur Culturgeschichte.

1. Die Culturgeschichte in einzelnen Hauptstücken von Julius Lippert. Zweite Abtheilung. Die Gesellschaft: Familie, Eigenthum, Regierung und Gericht. Mit 5 Abbildungen. Dritte Abtheilung. Geistige Cultur: Sprache, Cult und Mythologie. Mit 21 Abbildungen. Leipzig, Freytag. 1886. 8. 2 M.

Die erste Abtheilung dieses Werks wurde bereits früher in d. Bl. besprochen; sie behandelt, wie die Leser sich erinnern werden, des Menschen Nahrungssorge, Kleidung und Wohnung. Lippert's Methode ist bekanntlich eine von derjenigen der übrigen Culturhistoriker abweichende und zwar im ganzen die, welche Jodl in seinem kleinen Buche über die Culturgeschichtschreibung fordert. Während sonst die Zustände der Urzeit in Kürze vorangestellt und an sie dann die Darstellung der verschiedenen geschichtlichen Zeiträume und der in ihnen handelnd auftretenden Völker angereiht wird, werden hier die Momente der menschlichen Culturentwickelung nacheinander und zwar ein jedes derselben von der ältesten bis in die neuere Zeit verfolgt. Der Zusammenhang der geschichtlichen Perioden unter sich und zwischen ihren Erscheinungen geht hierdurch verloren, während dagegen ein solcher zwischen den Entwickelungsphasen der verschiedenen Culturzweige hergestellt wird. Da es indessen Lippert weit mehr um den Ursprung als um die weitern Schicksale der einzelnen Zweige menschlicher Gesittung zu thun ist, so muß seine Methode als die für seinen Zweck richtigere anerkannt werden.

Die vorliegende zweite Abtheilung behandelt die Entwickelung der gesellschaftlichen Einrichtungen. Der Verfasser betont gleich anfangs ihren Zusammenhang mit den natürlichen Grundlagen des Menschenlebens, mit welchen sich die erste Abtheilung beschäftigte. Dieser Zusammenhang ist durch die Familie gegeben, denn die Gesellschaft ist eine erweiterte Familie, die sich weiter zum Staate entwickelt hat, dessen ursprüngliche Form die patriarchalische war. Daran knüpft sich die gut geschriebene Herleitung der verschiedenen Staatsformen. Auf die Familie zurückkommend, zeigt der Verfasser, daß in ihrer ältesten Form die Mutter den Mittelpunkt derselben bildete, indem der Vater durch Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse genöthigt war, die meiste Zeit vom Herde des Hauses abwesend zu sein. Infolge dessen galt die Verwandtschaft der Kinder mit der Mutter als enger denn diejenige mit dem Vater, und das Erbrecht knüpfte sich daher an jene, nicht an diesen. Die Ehe war somit eine lockere, und es konnte sowol die Vielweiberei als die Vielmännerei entstehen; aber auch die getrennte Lebensweise der Männer und der Frauen, ja sogar der Ausschluß der letztern von der bessern Kost der erstern. Je mehr indessen die Menschen seßhaft wurden, desto mehr verdrängte das Vaterrecht das Mutterrecht, indem der Vater in die ihm bisher meist fremde Familie eintrat und sie beherrschte. Die Frau wurde aus einer Herrin zur Dienerin; dabei wurde jedoch die Sitte des Hauses eine bessere. Die Vielmännerei verschwand bis auf wenige Reste, und die Ehen zwischen Blutsverwandten wurden verpönt. An die Stelle des Raubes trat der Kauf der Frau. Damit ferner die Verwandtschaft des Vaters mit dem Kinde anerkannt werde, wurde der sonderbare Gebrauch der „Männerwochen" erdacht, d. h. der Vater fastete und lag wie krank, um sich als Vater zu kennzeichnen und das Recht der Vaterschaft zu erwerben. Noch blieb die Vielweiberei bestehen, weil eben der herrschende Mann sie wollte, aber mit mannichfachen Milderungen, die bei den höher gebildeten Völkern zur Monogamie führten.

In gleicher Weise wird die Geschichte des Eigenthums

entwickelt, dessen hauptsächliche Formen: die Sklaverei und der Grundbesitz, geistreich nach ihren Ursprüngen verfolgt werden. Aus diesen Verhältnissen ging auch der Adel hervor, und auf diesem beruhte wieder die Organisation des Staats, während die Heiligkeit der Königswürde eine Folge der vorgeblichen Abstammung des Königs von den Göttern war, sodaß sie auch nach Abschaffung der Monarchie in Hellas und Rom auf den Nachfolger des Königs in Cultussachen, den Oberpriester überging. Aus dem Uebergange des Vaterrechts auf den Monarchen und von diesem auf den Staat wird schließlich die Entwickelung des Gerichtswesens klar.

In der dritten Abtheilung betreten wir das weite Gebiet der idealen Cultur. In gedrängter und doch vollständiger und klarer Weise werden hier behandelt: die Ursprünge und Entwickelungsstufen der Sprache und ihrer Bestandtheile, der Sprachstämme, der Schrift (mit Schriftproben der bedeutendsten Völker), der Zahl und der Zahlzeichen, dann des Cultus und der Religion, der Mythe und des Priesterthums. Bekanntlich leitet Lippert alle Religion und Mythe aus der Verehrung der Seelen Verstorbener ab, während die meisten Mythologen ihre Quelle in der Naturbeobachtung suchen. Es liegt kein Hinderniß vor, die Berechtigung beider Quellen in gleicher Weise anzuerkennen. Die eine mag die andere unterstützt haben, ohne daß die eine von beiden die ältere sein müßte, was ohne Willkür kaum zu behaupten ist. Aus seinem Standpunkte erklärt denn auch der Verfasser meist nicht ohne Glück, aber nicht immer klar genug, die gräßlichsten und abstoßendsten Erscheinungen im religiösen Leben, die Menschenopfer, den Kannibalismus, den Fetischdienst. Es werden ferner die verschiedenen Götter- und Gottesvorstellungen untersucht, die nach dem Verfasser alle ebenso auf dem Seelendienst beruhen wie das Priesterthum, von dessen ursprünglichster Form, der Zauberei, bis zu seinen gebildetern Stufen, welche das Bestehen einer Moral möglich gemacht haben, die auf den primitiven Religionsstaffeln nicht zu finden ist. Kurz, Consequenz kann dem System Lippert's nicht abgesprochen werden, und sein anziehendes Buch bleibt wol für lange, bis weitere Forschungen uns über die Urzustände unserer Vorfahren noch weitere Aufklärungen bringen, eine reiche Quelle der Belehrung für Anfänger im Studium der Culturgeschichte.

2. Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Hermann Kopp. Zwei Theile. Heidelberg, C. Winter. 1886. Gr. 8. 16 M.

Unter den Verirrungen des menschlichen Geistes, welche in der Culturgeschichte eine so ausgedehnte Rolle spielen, ist die Alchemie oder die angebliche Kunst, edle Metalle künstlich hervorbringen zu können, eine der merkwürdigsten, nicht nur weil die in ihrer Betreibung vorherrschende Habsucht zu den mannichfaltigsten Lastern und Missethaten führte, sondern auch weil aus dieser Verirrung eine Wissenschaft, die Chemie hervorgegangen ist. Die Alchemie berührt sich in dieser ihrer unabsichtlichen Wohlthat mit ihrer Schwester im Guten wie im Schlimmen, mit der Astrologie, deren Streben, in den Sternen die Zukunft vorauszusehen, in ähnlicher Weise, ebenfalls gegen den Willen der Betheiligten, die Wissenschaft der Astronomie erzeugt hat. So erstand aus dem Irrthum die Wahrheit, aus dem selbstsüchtigen Treiben ein gemeinnütziges Forschen. Die Geschichte beider Formen des Aberglaubens ist schon vielfach dargestellt worden, aber noch nie mit so hervorragender wissenschaftlicher Begabung wie hier bezüglich der einen von ihnen durch einen berufenen Vertreter der auf ihren Schultern stehenden Wissenschaft, durch den rühmlich bekannten Geschichtschreiber der Chemie Hermann Kopp. Das vorliegende Buch ist indessen mehr im Interesse der Culturgeschichte, als in dem der Naturwissenschaft geschrieben. Es beginnt daher auch in seinem ersten Bande mit der Bedeutung der Alchemie für die Culturgeschichte, forscht dem Ursprunge dieses Wahns in seiner Verbreitung nach und über Europa nach, verfolgt die Vorstellungen über die Bereitung des „Steins der Weisen", d. h. des die Erzeugung edler Metalle bewirkenden Stoffs, sowie die Gründe des Glaubens an diese Einbildungen, führt die Personen sowol der hervorragenden Alchemisten als der sie begünstigenden Fürsten und Regenten auf die Scene, und zeigt, wie selbst nachgewiesener Betrug der „Goldmacher" dieses Wahngebilde nicht zu untergraben vermochte, und wie ebenso wenig die starken ökonomischen Einbußen seiner Anhänger solchen Erfolg hatten. Selbst ein Gelehrter wie Boerhaave hielt noch im 18. Jahrhundert das Gelingen der alchemistischen Bestrebungen für möglich. Seit der Mitte des genannten Jahrhunderts jedoch begann dieser Aberglaube, dank der emporstrebenden wissenschaftlichen Chemie, zu verschwinden; dafür hatten schon früher erleuchtete Gelehrte vorgearbeitet, unter denen wir Erasmus, Melanchthon, Baeon, Spinoza, Leibniz u. a. finden. Unerwarteterweise aber lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Glaube an die Alchemie in einzelnen Kreisen wieder auf, begünstigt durch die geheime Gesellschaft der Gold- und Rosenkreuzer und ihre Verbindung mit gewissen Theilen des Freimaurerbundes. Diesem Wiederaufleben ist der zweite Band von Hermann Kopp's Werk gewidmet, welcher sich besonders ausführlich über die Betheiligung Georg Forster's und Samuel Thomas Sömmering's am rosenkreuzerisch-alchemistischen Treiben verbreitet, die beide freilich mit der Zeit über dasselbe enttäuscht wurden, seltsamerweise aber ohne Grund sich vor der Verfolgung von seiten jenes Geheimbundes fürchteten. Mit der Rosenkreuzerei verfiel am Ende des vorigen Jahrhunderts auch der Rest von Alchemie; der Glaube an deren Wirklichkeit trat in unserer Zeit nur noch spärlich auf, bei Leichtgläubigen kommt er freilich noch gegenwärtig vor. Zahlreiche und eingehende Anmerkungen erhöhen den Werth und ein Register erleichtert den Gebrauch dieses vorzüglichen Werks.

3. Gestalten und Geschichten. Von Johannes Scherr. Stuttgart, Spemann. 1886. Gr. 8. 9 M.

Ueber des eben verstorbenen Johannes Scherr Schreibart und Methode neuerdings etwas zu sagen, wäre das überflüssigste Beginnen von der Welt. Dieser Schriftsteller ist eine so eigenartige Erscheinung, daß er nicht aus Berichten über seine Werke, sondern nur aus diesen selbst erkannt werden kann. Hier bietet er der Lesewelt eine neue Sammlung kleinerer Schriften — Episoden aus der Geschichte und aus seiner reichen Phantasie —, deren Reiz nicht in der Eleganz der Sprache, sondern in der merkwürdigen Gabe des Verfassers besteht, auf originelle Weise ungeschminkt seine Meinung über die Menschen zu sagen, d. h. ihnen immer und immer wieder vorzustellen, was für eine erbärmliche Species von Wesen sie seien, und sie dabei doch fühlen zu lassen, mit welcher Liebe und Hingebung er an ihrem Wohlergehen hängt. Der Freimuth und die Gerechtigkeit, mit denen er allen Parteien rechts und links ihre Mängel und Missethaten vor Augen hält, sind rühmend anzuerkennen und ersetzen die ihm nach der Meinung der Historiker fehlende Objectivität — eine Tugend, die ja ebenso oft nur dem Namen nach existirt, wie sie leider als Deckmantel für Grundsatzlosigkeit und Charakterschwäche dienen muß. Scherr ist kein historischer Bagatellforscher und will es auch nicht sein; dafür ist er ein historischer Maler von dichterischer Begabung. Er läßt seine Leser allerdings oft zu wenig selbst denken; dafür überschüttet er sie mit Gedanken, die ihnen von selbst schwerlich kommen würden. Störend und auf die Dauer ermüdend sind aber bei alledem die grotesken Wortungethüme dieses modernen Fischart.

Die Aufsätze des vorliegenden Buchs sind bunt aus den verschiedensten Perioden der Geschichte entnommen. Der erste derselben hat das lasterhafte und verbrecherische Leben des Papstes Alexander VI. und seiner saubern Sippschaft vom Hause Borgia zum Gegenstande: eine Zeit, in welcher, und Menschen, durch welche das schroffe Gegentheil von allem, was jemals für christlich gehalten wurde, an die Spitze der Christenheit gestellt, in welcher der Glaube sowol wie die Moral der Christen in blutigster Weise von ihren ersten Würdenträgern verhöhnt und mit Füßen getreten wurde. Die Darstellung bietet nichts wesentlich Neues; es ist der Scherr'sche Kraftstil, die geschickte, dramatisch wirkungsvolle Zusammenstellung und die vielen Beziehungen auf die Gegenwart und auf Persönlichkeiten und Verhältnisse derselben, was die Erzählung interessant macht.

Als „eine Emancipirte des 17. Jahrhunderts" wird die Königin Christine von Schweden, die unwürdige Tochter Gustav Adolf's, in ihrem Leben und Treiben gezeichnet; auf ihre Bekehrung, Abdankung und ihr Wanderleben läßt der Verfasser ein sehr ungünstiges, aber gerechtes Licht fallen.

Zwischen die historischen Gemälde des Buchs ist die sonderbare, echt Scherr'sche Skizze eingefügt: „Geschichte von dem Bildungsfex Uriel Gumperle und von der Wagner-Furie Fortissima Pianosa", eine novellenartige Persiflage wissenschaftlich-künstlerischer Uebertreibungen unserer Zeit, die durch ihre eigene Uebertreibung entschieden an Wirksamkeit verliert.

Zur Geschichte kehrt das Buch Scherr's zurück mit einer Schilderung der beiden Cäsaren Tiberius und Caligula nach neuester Auffassung. Unter dem Titel „Eine Verschwörung" folgt die Geschichte des Unternehmens gegen den Consul Bonaparte, das Cadoudal und Pichegru in Scene setzten, und zu dessen Folgen so nebenbei die schändliche Ermordung des Herzogs von Enghien gehörte.

Den Schluß des Buchs macht die „Wallfahrt nach Einsiedeln", die dem Verfasser, ungeachtet des Spottes auf die „Mohrenköpfe" der Mutter Gottes und ihres Kindes, für die Complimente, die er der katholischen Kirche macht, so viel Lob bei den Ultramontanen eingetragen hat.

Unterhaltungsliteratur.

1. Johannes Bohne und Hermann Conradi. Faschingsbrevier für 1886. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Das vorliegende Buch soll eine Art satirischer Streitschrift für die neueste literarische Richtung sein, deren Vertreter sich als das moderne Jungdeutschland proclamiren, übrigens aber stark an die Sturm- und Drangperiode erinnern. Es ist hier nicht der Platz, uns ausführlich mit dieser Richtung zu beschäftigen, der sich neben Begabten, ihres Zieles Bewußten natürlich auch viele von solchen anschließen, die man kurzweg verkannte Genies nennt, sehr gefährliche Freunde, die mehr schaden als Feinde. Daß, wie dies bei jeder neuen Richtung, auf welchen Gebieten es auch sei, immer der Fall ist, die Vorkämpfer mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit auftreten, ist in der Natur begründet. Mag man aber auch noch so tolerant denken, eins wird man — und dies gilt auch von dem vorliegenden Buche — immer anstößig finden: das ist der zotige Cynismus, der unbegreiflicher- und unnöthigerweise recht herausfordernd zur Schau getragen wird. Auf dem Gebiete der Zote wird nie und nimmer der literarische Fortschritt sich entwickeln; hier liegt ebenso wenig der wahre Realismus, wie durch ihn der Wahrheit — von der Schönheit zu schweigen — ein Dienst geleistet wird. Die Geschichte „Warum Herr Pastor Hüpfebein heirathen mußte" z. B. hat ein Thema zum Gegenstande, das man in anständiger Gesellschaft nicht berührt. Das sind literarische Verirrungen, die einfach geschmacklos sind, und ebenso wenig mit Literatur zu thun haben, wie gewisse verbotene Photographien mit der Kunst. Genau der Unterschied,

welcher zwischen einem solchen obscönen Bilde und einer Venus von Milo oder der eines italischen Meisters besteht, ist auch vorhanden zwischen solchen literarischen Producten und dem, was in der Literatur in dieser Hinsicht gestattet werden kann. Man darf verlangen, daß die Literatur auch unsern Frauen — für Schulpflichtige braucht nicht alles berechnet zu sein — zugänglich sei; beharrt diese neue Richtung auf der Bahn des Cynismus, dann wird sie ihren Leserkreis ausschließlich unter den Gefallenen und deren Zuhältern suchen müssen. Es wäre sehr zu bedauern, wenn das Talent, welches in den Kreisen dieser Richtung steckt, im Sumpfe der Zote ersticken würde.

2. Die Langsteiner. Süddeutscher Roman in zwei Bänden von R. von Perfall. Düsseldorf, F. Bagel. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Obwol dieser Roman hauptsächlich auf dem Boden und in den Kreisen einer Kleinstadt spielt, erfüllt er doch im vollen Maße die Bedingung, welche man an einen echten Roman stellen muß: Handlung und handelnde Personen stehen in Beziehung zu den die Zeit beherrschenden Ideen und Verhältnissen. Auch ein sittlicher Gedanke liegt dem Ganzen zu Grunde — Spötter mögen ihn vielleicht philiströs finden — nämlich: Strebe nicht über den Kreis hinaus, auf den dich eigene Kraft und deine Verhältnisse verweisen! Diese Moral wird ebenso an dem Helden Ernst wie an der langsteiner Gesellschaft erwiesen. Die Schilderung der letztern ist vorzüglich gelungen, wie man überhaupt diesen Roman als eine treffliche Bereicherung der Literatur bezeichnen darf. Gegenüber andern Schriften des Verfassers fanden wir hier, was Kraft und Naturtreue der Schilderung von Menschen und Verhältnissen betrifft, einen sehr erheblichen Fortschritt, und es ist zu wünschen, daß er auf diesem Wege, dem des echt deutschen Romans, beharren möge.

3. Der Rabe. Erzählung von M. Goldschmidt. Uebersetzt und eingeleitet von Ziegeler-Glücksburg. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 1 M.

Dieser Roman ist echte Poesie; ein tiefer Gedanke liegt demselben zu Grunde; bilderreich und gedankenvoll ist die Durchführung, scharf und plastisch die Zeichnung der Charaktere.

4. Candidat Müller. Von Gotthold Ephraim Walter. Berlin, Paetel. 1886. 8. 5 M.

Die Erzählung trägt den Charakter einer religiösen Tendenzschrift zu sehr zur Schau, als daß sie den Eindruck eines literarischen Kunstwerks machen könnte. Die Handlung ist reizlos; im Grunde genommen geht eigentlich nicht viel anderes vor, als daß der Candidat Müller noch rechtzeitig aus einem überspannten Schwärmer ein vernünftiger Gymnasiallehrer wird und heirathet. Die eingeflochtenen religiösen Gespräche sind ebenso langweilig, wie die Gedichte poesielos. Es gehört viel christliche Geduld dazu, um solche Bücher zu Ende zu lesen.

5. Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Von Gustav zu Putlitz. Zweite Auflage. Berlin, Paetel. 1886. 8. 3 M.

Mit Ausnahme der dritten Skizze, welche mehr in die Gattung der Novelle gehört, darf man die übrigen Stücke zu der Memoirenliteratur rechnen. Dieselben werfen interessante Streiflichter auf das Leben einer Zeit, welche unserm Geschlechte ferner liegt als frühere Jahrhunderte, mit denen man durch die Literatur vertrauter gemacht ist. Das Buch ist in anmuthigem Tone geschrieben, und werden diese, man könnte sagen: Idyllen sicherlich jedem Leser Genuß bereiten.

6. Im Strudel der Hauptstadt. Roman von M. von Roskowska. — 7. Hann Kuljevich. Historische Novelle von Mariam Tenger. Köln, Bachem. 1886. 8. 2 M.

Der erstere Roman mit seiner etwas verworrenen Handlung und den unwahrscheinlichen Figuren ist kaum besser als jene Gattung von Criminal- und Sensationsromanen, welche in verschiedenen Blättern als Uebersetzungen aus dem Englischen einem naiven Leserkreise geboten werden. Man muß bedauern, daß dieses literarische Product in der Bachem'schen Sammlung Aufnahme fand. Der Käufer des Bandes wird aber wenigstens durch die Novelle Mariam Tenger's entschädigt, eine der besten Leistungen der Verfasserin. Abgesehen davon, daß der Stoff spannend ist, fesselt die Novelle durch die Zeichnung der Gestalten und durch das — man gestatte den Ausdruck — getreue historische Colorit.

8. Erlaubt und unerlaubt. Novellen und Skizzenblätter. Von Alfred Friedmann. Minden, Bruns. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein Sonett als Vorwort rechtfertigt den Titel des Buches damit, daß auch eine „wenig prüde" Novelle erlaubt sei; nur Geschmackloses sei unerlaubt. Der Verfasser hat bekanntlich schon manches geschrieben, in welchem das Sinnliche sehr stark sich geltend machte; die in diesem Bande enthaltenen Skizzen und Noveletten sind jedoch ziemlich unverfänglich, wenigstens für die heutige an starke Gewürze schon gewöhnte Lesewelt. Das Buch enthält drei Abschnitte: „Novelletten", „Reisen", „Literarisches". In der letzten Abtheilung finden wir einen interessanten Beitrag zur Biographie G. Kinkel's und drei Abhandlungen. Die über Zola enthält ein sehr zutreffendes Urtheil über diesen Führer der modernen französischen Schule. Die beiden andern: „Dichter und Kritiker", „Finden und Erfinden", behandeln das bekannte Thema von den Irrthümern der Kritik an der Hand zahlreicher Beispiele, und den Satz, daß einem Dichter kein Vorwurf zu machen sei, wenn er den von ihm bearbeiteten Stoff „gefunden" und nicht „erfunden" habe. Der Abschnitt „Reisen" bringt einige Aufsätze über Seebäder und eine Reihe von Bildern aus Spanien, die lebhaft und anziehend gezeichnet sind. Die erste Abtheilung: „Novelletten", ist die reichhaltigste, und

hier prägt sich auch das Talent des Verfassers am deutlichsten aus. Es sind zwar auch Erzählungen darunter, welche minder gelungen erscheinen; andere dagegen sind in Stoff und Form reizvoll, zeigen bald feinen Humor, bald scharfe Satire; fast immer liegt ein guter Gedanke zu Grunde, und die Ausführung ist lebendig, farbenreich und zeugt von Phantasie.

9. Der Dichter und die Welt. Von J. J. Kraszewski. Uebersetzt und eingeleitet von W. Constant. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 1 M.

Der Widerspruch zwischen Wollen und Können, zwischen Ideal und Wirklichkeit in der Welt und in der eigenen Seele: das ist die Tragikomödie des Dichters, welche der polnische Dichter in diesem meisterhaften Werke schildert, das zwar in Prosa geschrieben ist, aber mehr Poesie enthält als Dutzende von Bänden gereimter Verse.

10. Skizzen aus dem Soldatenleben. Von Edmondo de Amicis. Uebersetzt und eingeleitet von Agnes Burchard. Stuttgart, Spemann. 1886. 8. 1 M.

Eine Sammlung ganz reizender Skizzen voll Frische und Naturwahrheit, welche bald zum Lachen reizen, bald zu Thränen rühren. In diesen Erzählungen steckt echter Humor; das Gemüth kommt voll zur Geltung, und es bleibt dem Leser ein nachhaltiger Eindruck, den sonst ähnliche Soldatengeschichten nicht hervorzurufen vermögen. „Carmela", „Abreise und Rückkehr" sind musterhafte Novellen, „Sein Bursche", „Die Mutter", „Die Medaille" kleine Meisterstücke der Charakterschilderung.

11. Aus einer alten Reichsstadt. Zwei Geschichten von Th. Ebner. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 2 M.

Der Verfasser erzählt seine beiden Geschichten im archaistischen Tone; insbesondere in der ersten, „Vater und Sohn", ist der Stil der alten Chroniken festgehalten. Er paßt auch hier zu dem gewählten Vorwurfe, und da er ziemlich gewandt und richtig gehandhabt wird, so gestaltet sich die Erzählung zu einem interessanten Zeitbilde, dem man nur vorwerfen könnte, daß es für die magere Handlung etwas zu breit ausgeführt ist. Die zweite Erzählung, „Wendelgard", ist kürzer gehalten, und der Stoff derselben gelangt mehr zur Wirkung, obwol die Fabel nichts weniger als originell ist und das Wort „Es ist eine alte Geschichte" nur zu sehr darauf paßt. Sie trägt auch nicht so den Charakter der Zeit, in der die Handlung spielt, wie die erste, die daher trotz des erwähnten Fehlers den Vorzug verdient.

12. Namenlos. Roman von Th. Lionheart-Zoeller. Berlin, Berliner Verlags-Comtoir. 1886. 8. 5 M.

Die liebenswürdigen Gestalten der beiden Hauptpersonen, das freiherrliche Ehepaar von Liliencron auf Straffroda, sind mit solcher Frische und Naturwahrheit dargestellt, daß man gern einige kleine Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung entschuldigt. Insbesondere der Freiherr ist ein gelungener Charakter, der auch consequent durchgeführt ist. Neben den beiden kommen die andern Figuren nicht recht auf; der Intriguant Kuno ist genau so, „wie es in den Büchern steht", gerathen, und Nora läßt uns kühl. Die Handlung ist spannend, der Stil im ganzen gut, wenn auch manchmal Wendungen wie: „durch eine Staffette beordert", stören.

13. Onkel Hermann. Novelle von Emile Erhard. Berlin, Berliner Verlags-Comtoir. 1886. 8. 3 M.

Humoristische Novellen sind gerade keine häufigen Erscheinungen, und unter den wenigen, welche dafür gelten wollen, sind wiederum nur wenige wirklich humorvoll. Die vorliegende Geschichte darf man zwar auch nicht humoristisch in jenem höhern Sinne nennen, sondern muß sie eher als fein-komisch bezeichnen; nicht ein Lustspiel, sondern ein heiterer Schwank wird uns vorgeführt. Das Grundthema, wie ein Junggeselle für die Ehe eingefangen wird, ist ein ziemlich bekanntes und verbrauchtes; doch die gewandte Behandlung und einige gute Einfälle geben dem alten Stoff einen Reiz, und man liest die Geschichte mit heiterm Behagen zu Ende. Eine vertiefte Charakteristik oder Gedankenreichthum darf man freilich darin nicht suchen.

14. Gesiegt. Roman von E. Schirmer. Leipzig, Mutze 1886. 8. 4 M.

Die einfache Geschichte, welche nüchtern und prosaisch erzählt wird, entbehrt so ziemlich aller Momente, welche ein nachhaltiges Interesse zu erwecken vermögen. Die Fabel ist an und für sich einfach; wo Ansätze zu Conflicten sich ergeben, werden dieselben nicht weiter verfolgt; die Charakteristik ist leicht und oberflächlich. Die handelnden Personen, oder besser gesagt die Figuren, sind nach „Vorlagen" gezeichnet, und es besteht zwischen dieser Geschichte und dem Romane, wie er sein soll, genau derselbe Unterschied, wie zwischen einem Bilde, das ein Künstler schafft, und einer Studie, die ein fleißiger Schüler nach Calame verfertigte.

15. Ein Feenschloß. Roman von Detlev von Geyern. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1886. 8. 12 M.

Von der Mehrzahl der Erscheinungen der heutigen Romanliteratur unterscheidet sich dieser Roman dadurch, daß er — romantisch ist, wenn man darunter etwas ungewöhnlich Abenteuerliches versteht. Zwei arme Hidalgos aus Granada ziehen nach Madrid, um dort bei Hofe Glück zu machen; auf ihrer Fußwanderung gerathen sie in das „Feenschloß", welches in Wirklichkeit nichts anderes ist als die Sommerresidenz des Königspaares, und da die beiden Ritter schöne Männer sind, so fesseln sie die Herzen der liebebedürftigen Königin und ihrer Hofdame. Buchstäblich über Nacht erreichen sie das Ziel ihrer kühnsten Träume: sie erhalten eine angesehene Stellung bei Hofe, Reichthum und Frauengunst; doch nur dem einen wird dauerndes Glück zutheil, indem er schließlich die Hofdame als Gattin heimführt; der Günstling der Königin endet, verstoßen und verjagt, im Wahnsinn.

Die Geschichte ist spannend erzählt, und was die Hauptsache ist, über dem romantischen Element ist nicht vergessen, auch die Handlungen und Vorgänge glaubhaft und psychologisch zu begründen. Das Schicksal der beiden Helden wird durch ihren Charakter bestimmt, nicht blos durch die Umgebung; Don Josef ist zwar nicht in der Weise schuldig, wie es die Königin annimmt, aber er büßt eine andere sittliche Schuld. Auch die Nebenpersonen fesseln das Interesse des Lesers, und die Schilderungen tragen etwas von spanischer Glut an sich. Daß das Verhältniß Don Josef's zur Königin nicht gerade moralisch ist, darf nicht verschwiegen werden; wenigstens aber wird der Ehebruch ziemlich discret behandelt und der Versuchung, das Sinnliche in bekannter Manier aufdringlich auszumalen, aus dem Wege gegangen. Die Französische Revolution wird gleichfalls in romantischer Weise verwerthet. Die Sprache ist einfach, aber wirkungsvoll und vornehm.

16. Der Stadtknecht von Prenzlau. Ein Zeitbild aus dem 15. Jahrhundert. Von A. Block. Prenzlau, Biller. 1886. 8. 2 M.

Ein Epos in Versen, theilweise gereimt, das leidlich gerathen ist, wie eine Uebung eines talentirten Schülers im deutschen Aufsatz. Echte Poesie ist wenig darin zu finden, und man wird kaum fehlgehen, wenn man meint, der Verfasser hätte besser gethan, den Stoff in Prosa zu behandeln und eine gute Novelle zu schreiben anstatt eines mittelmäßigen Epos.

17. Was für schlechte Menschen. Politische Satire in drei Acten. Von Lothar Auge. Leipzig, Mutze. 1886. 8. 1 M.

Es wäre sehr zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser seinem Opus gleich einen Commentar beigegeben hätte, damit man wenigstens wüßte, auf wen die Satire gemünzt ist, in der Perikles und einige athenische Oppositionsmänner möglichst langweiliges und banales Zeug reden. „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied", hat der Altmeister gesagt; hatte er vielleicht eine Vorahnung, daß einmal jemand eine solche politische Satire schreiben würde, die zwar nicht satirisch, aber höchst langweilig ist?

Johannes Emmer.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Allmählich mehren sich die Sendungen für den Weihnachtstisch. Die ausnehmend beliebte und ansprechende Dichtung Eichendorff's, „Aus dem Leben eines Taugenichts", liegt in einer stimmungsvoll illustrirten Ausgabe vor (Leipzig, Amelang), die uns lebendig in die Zeit des romantischen, naturfreudigen Vagabondenthums zurückversetzt. „Die Frithjof-Sage" wird in neuer Bearbeitung von Emil Engelmann für das deutsche Haus (Stuttgart, Neff) herausgegeben; es ist das keine Uebersetzung Tegnér's, sondern eine sich frei an dieselbe anlehnende Neudichtung, welche auch die Quelle der altisländischen Sage benutzt. Ausgestattet ist die Dichtung mit 6 Lichtdruckbildern und 50 Illustrationen im Text sowie einem Runenalphabet nach Zeichnungen von R. C. Kegler, Th. Hoffmann u. a.: es befinden sich darunter lyrische, bisweilen landschaftliche Stimmungsbilder neben einigen dramatischen Situationen, in denen bei bezeichnender Gruppirung im ganzen doch ein weicher Ton vorherrscht.

Einen Strauß moderner Lyrik bietet die Sammlung „Fürs Frauenherz. Lieder deutscher Dichter", illustrirt von Richard Gutschmidt (Leipzig, Cavael). Die darin vertretenen Dichter sind: Julius Sturm, Hoffmann von Fallersleben, Ernst Eckstein, Friedrich Rückert, Adalbert von Chamisso, Karl Gerok, Julius Grosse, Heinrich von Mühler und Ferdinand Freiligrath. Den gut ausgewählten Liedern gehen kurze biographische Charakteristiken der Dichter voraus, denen auch ein prägnantes Urtheil über die Eigenart derselben beigefügt ist. Das Widmungsgedicht von Frida Schanz zeigt den gefälligen Fluß in Vers und Sprache, der die Erzeugnisse der jungen Dichterin charakterisirt. Die Illustrationen zeugen von dem Talent des Künstlers, der sich an den weichen Ton Thumann's anlehnt.

Aehnlich wie die „Münchener Bunte Mappe" ist jetzt auch eine „Berliner Bunte Mappe" (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft) erschienen, welche Originalbeiträge berliner Künstler und Schriftsteller enthält. Eine große Zahl der hervorragenden Maler: Ludwig Knaus, Adolf Menzel, Paul Meyerheim, Anton von Werner, Georg Bleibtreu, Paul Thumann, Graf Ferdinand Harrach, Hermann Prell, haben Zeichnungen beigesteuert, deren Mannichfaltigkeit schon aus dem Namensverzeichniß der Künstler hervorgeht: da fehlt es nicht an Genre- und Kriegsbildern, an Studienköpfen jeder Art, an stimmungsvollen Landschaftsbildern, an symbolischen und allegorischen Gestalten, und alles ist mit erprobter Meisterschaft ausgeführt. Auch unter den Häuptern des berliner Parnasses fehlt kaum ein theures Haupt: Spielhagen, Lindau, Hopfen, Rodenberg, Max Ring sind vertreten; nur Karl Frenzel vermissen wir; von den Humoristen finden sich Stettenheim, Paul von Schönthan u. a.; nur der Satiriker Blumenthal ist ausgeblieben; von der jüngern Garde findet sich Karl Bleibtreu. Die einzelnen Gaben sind ja nicht gerade bedeutend, es sind meistens Albumblätter von größerm oder geringerm Umfang, und da gibt nicht jeder gerade sein Bestes, wenn auch meist Charakteristisches.

— Im Verlage von Edwin Schloemp in Leipzig ist ein Cyklus von biographisch-literarischen Charakterbildern erschienen, in dessen drittem Bande Richard Gosche „Georg Ebers als Forscher und Dichter" sehr ausführlich behandelt. Nachdem er eine eingehende Biographie des Dichters gegeben, bespricht er der Reihe nach die Romane, welche Ebers veröffentlicht hat. Er widmet sowol der Person seines Helden wie der ganzen Culturwelt der Ebers'schen Romane eine sehr liebevolle Würdigung, sodaß sein Buch sowol als Einführung in die Ebers'schen Schöpfungen wie als Kritik derselben für viele Leser sehr brauchbar sein wird. Gosche wendet sich nicht blos gegen diejenigen, welche es Ebers zum Vorwurf anrechnen, daß er ein Professor ist, sondern auch gegen den Herausgeber dieser Blätter. Wenn „der Fürst der heutigen deutschen Kritiker" „das Ergebniß dieser großen Literatur unter das kritische Mikroskop bringen" wolle, so sei hier doch wol eher ein Teleskop angezeigt. Er hält es für bewunderungswürdig, daß in Ebers der Forscher vollständig in den Hintergrund tritt, sobald der Dichter sich an uns wendet. Sehr selten werde man Ebers des wirklichen Modernisirens anklagen dürfen, wie in der Gedankenentwickelung des „Homo sum". „Wir stehen in den Ebers'schen Romanen auf einem internatio-

nalen Boden, und uns umweht die Atmosphäre der Goethe'schen Weltliteratur. Mit tiefstem Verständniß ist Aegypten durch diese Dichtungen für immer in die Kette der Menschheit eingereiht."

— Die Festrede, welche Kuno Fischer zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruperto-Carola-Hochschule am 4. August 1886 zu Heidelberg gehalten hat, ist bei C. Winter in Heidelberg in zweiter Auflage brillant ausgestattet erschienen. Der Name des Verfassers, Anlaß und Inhalt dieser Schrift sind so bekannt, daß wir dieselbe nicht besser empfehlen zu können glauben, als durch Beschränkung auf die einfache Anzeige des Erscheinens derselben.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 22. November starb in Zürich Johannes Scherr, einer der eigenartigsten Schriftsteller der Gegenwart. In Württemberg im Dorfe Hohenrechberg am 3. October 1817 geboren, erhielt er als Sohn eines Lehrers eine treffliche Erziehung, studirte dann in Zürich und Tübingen und war längere Zeit Lehrer an der Schule seines Bruders, eines rühmlich bekannten Pädagogen. Dann ließ er sich in Stuttgart nieder, griff in Broschüren und als Abgeordneter der würtembergischen Kammer in die damalige politische Bewegung thätig ein, flüchtete aber, als er 1849 nach Auflösung der Kammer verhaftet werden sollte, in die Schweiz. Er habilitirte sich 1850 als Docent in Zürich, siedelte aber 1852 nach Winterthur über, wo er acht Jahre lang sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, bis er 1860 einem Ruf als Professor der Geschichte an dem züricher Polytechnikum Folge leistete: eine Stelle, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Abgesehen von politischen Broschüren begann er mit belletristischen Schriften, mit den Romanen: „Der Prophet in Florenz" (1843), „Die Waise von Wien" (1847), „Die Pilger der Wildniß" (1853) u. a., denen sich dann das literar- und culturhistorische Gemälde „Schiller und seine Zeit" anschloß. Dazwischen erschienen allerlei Schriften, in denen sich ein schlagkräftiger Humor aussprach: „Mixedpickles" (1864), „Mischmasch" (1867), „Farrago" (1870), „Hammerschläge und Historien" (1872). Einige dieser Sammlungen enthalten historische Studien, in denen sich eine überaus lebendige Darstellung mit einem scharf einschneidenden, oft derb zugreifenden Urtheil vereinigt. Dasselbe gilt auch von seinen großen zeitgeschichtlichen Darstellungen, die bisweilen im anschaulichen Stil des Epikers gehalten, bisweilen mit zersetzendem Sarkasmus gewürzt sind. Die beste dieser zeitgeschichtlichen Schriften ist „Vier Bücher deutscher Geschichte" (1870—71), in denen die ätzende Schärfe seiner Begabung weniger hervortritt als in der Schrift „Von achtundvierzig bis einundfunfzig, eine Komödie der Weltgeschichte" (1868—70) oder in „Das Trauerspiel in Mexico" (1868).

Die bedeutenden Leistungen von Johannes Scherr, in denen sein eigenartig knorriger, oft manierirter Stil sich nicht so geltend macht, sondern nur den gelegentlich durchscheinenden Untergrund bildet, liegen auf dem Gebiete der Literatur- und Culturgeschichte. Seine „Allgemeine Geschichte der Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (6. Aufl., 1881) ist ohne Zweifel das Hauptwerk auf dem im ganzen brachliegenden Gebiete der universellen Literaturgeschichte. Nicht minder verdienstlich ist seine „Geschichte deutscher Cultur und Sitte" (7. Aufl., 1879), und außerdem hat er zahlreiche Studien auf diesem Gebiete veröffentlicht. Nach der Originalität seiner Darstellungsweise, welche oft sprunghaft ist, das Episodische in aller Breite mit in die Haupterzählung hereinzieht und sich durch eine an Arabesken reiche Umrahmung mit geistvollen Reflexionen charakterisirt, kann Scherr der deutsche Carlyle genannt werden.

Bibliographie.

Arnold, H., Ein neues Novellenbuch. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Bastian, A., Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipel. 3te Lfg. — A. u. d. T.: Sumatra und Nachbarschaft. Reise-Ergebnisse und Studien. Mit 4 Tafeln. Berlin, Dümmler. Lex.-8. 7 M.

Becker, A., Eine Stimme. Roman. 3 Bde. Dresden, Pierson. 1887. 8. 10 M.

Benecke, H., Die evangelische Hierarchie. Zur Beleuchtung des Antrags Hammerstein — Kleist Retzow. Halle, Hendel. Gr. 8. 1 M.

Beloch, J., Historische Beiträge zur Bevölkerungslehre. 1ster Bd. Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 11 M.

Brandes, G., Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem 19. Jahrhundert. 2te, neu durchgesehene u. verm. Aufl. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1887. Gr. 8. 9 M.

Delbrück, K., Käthchen. Eine Herzensgeschichte. Bremen, Rocco. 1887. 8. 3 M.

Dieffenbach, G. C., Aus vier Reichen. Gedichte. Gotha, F. A. Perthes. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Dorer, E., Rudolf von Habsburg. In Chronik und Dichtung. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. Gr. 8. 80 Pf.

— — Zwei Schwestern. Schauspiel. Nach dem Spanischen des Breton de los Herreros. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. 1887. Gr. 8. 2 M.

Drumont, E., Das verjudete Frankreich. Versuch einer Tagesgeschichte. 2 Thle. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. Gardon. Berlin, Deubner. 8. 6 M. 50 Pf.

Eckstein, E., Pia. Roman aus dem 13. Jahrhundert. Leipzig, Reißner. 1887. 8. 6 M.

Eggers, F., u. K. Eggers, Christian Daniel Rauch. 4ter Bd. 1ste Hälfte. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 3 M.

Elcho, R., Goldene Schwingen. Roman. 3 Bde. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 12 M.

Evers, G. G., Erlebnisse eines lutherischen Pastors. Mainz, Kirchheim. 8. 2 M. 50 Pf.

Falck, R., Zur Geschichte des Liebhabertheaters. Ein kulturhistorischer Beitrag. Berlin, Brachvogel u. Boas. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Freeman, E. A., Zur Geschichte des Mittelalters. Ausgewählte historische Essays. Aus dem Englischen übersetzt von C. J. Locher. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 6 M.

Freytag, G., Gesammelte Werke. 1ste Lfg. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Galetschky, Die Urgeschichte der Langobarden. Leipzig, Fock. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Hertel, E., Die deutsche Geschichte. Allen Freunden der Geschichte gewidmet. Würzburg. 8. 50 Pf.

Higham, Mary R., Gegenüber. Eine Erzählung aus dem Amerikanischen. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme. 1887. 8. 2 M. 70 Pf.

Klein, H., Blinde Liebe. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 4 M.

Lorenz, O., Heinrich von Melk, der Juvenal der Ritterzeit. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Monteton, O. v., Georg Ramstedt. Roman. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 4 M.

Neurath, W., Das Recht auf Arbeit und das Sittliche in der Volkswirthschaft. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M.

Richter, G., Moritz Seebeck. Eine Gedächtnisrede. Jena, Fischer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schopenhauer, A., Die Welt als Wille und Vorstellung. 6te Auflage. Herausgegeben von J. Frauenstädt. 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 M

Schwerin, Josephine Gräfin, An Luise. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Stein, K. H. v., Die Entstehung der neueren Aesthetik. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Steudel, A., Der Spiritismus vor dem Richterstuhle des philosophischen Verstandes. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Stifter's, A., Ausgewählte Werke. Volks-Ausgabe. 1ste Lfg. Leipzig, Amelang. 1887. 8. 50 Pf.

Storm, T., Vor Zeiten. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 8 M.

Tafel, Eugenie, Aus dem Alltagsleben. Erzählung. Langenberg, Joost. 8. 80 Pf.

— — Frauenliebe. Erzählung. Langenberg, Joost. 8. 80 Pf.

Teufeleien. Aus der Pariser Verbrecherwelt. Von Satanelli. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 2102: Der Jesuit und sein Zögling. Lustspiel von A. Schreiber (J. Krüger). Herausgegeben und durchgesehen von C. Fr. Wittmann. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Vitzthum von Eckstädt, C. F. Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. 2te Aufl. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 M.

Wedel, H. F. P. v., Beiträge zur älteren Geschichte der neumärkischen Ritterschaft. I. Die Herren von der Elbe im Lande Schivelbein 1313—1391. Leipzig, B. Hermann. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Welti-Kettiger, H., Dornröschen. Dramatisirtes Volksmärchen für die reifere Jugend. Arau, Sauerländer. 8. 1 M.

Wichert, E., Der große Kurfürst in Preußen. Vaterländischer Roman. 1ste u. 2te Abth. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 1887. 8. 13 M.

Zirndorf, H., Isaak Markus Jost und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Gegenwart. Mit dem Bildnisse Jost's. Cincinnati. 8. 4 M.

Zolaisten. Tag- und Nachtgeschichten von Mendès, Maupassant, Gyp, Céard und anderen Zola-Jüngern. Leipzig. Unflad. 8. 3 M.

Zschokke, E., Gedichte. Aarau, Sauerländer. 1887. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 318 bis 324.

Die Erklärungen Kálnoky's. — Militärisch-politische Betrachtungen. — Zur politischen Lage in Spanien. — Die Tschechisirung der Rechtspflege in Böhmen. — Was ist ein Bündniß? — Die Socialdemokratie in Belgien.

Generalarchivar Gachard. Von Fr. v. Löher. — Kamerun-Englisch. Von M. Buchner. — Mittelalterliche Dichtung in der Schweiz. — Bayerisches Staatsrecht. — Deutsches Wesen in Südbrasilien. Von C. Volle. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. — Zur Geschichte der Kartographie in Deutschland. — Karl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt: St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864. (I./II.) — An griechischen Ufern. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (III.) — Der Kampf gegen die Cholera. — Nekrologe Münchener Künstler. (XLVIII. Franz Adam.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur

ihres Verlages liefert gratis und franco

Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gustav Nachtigals Reisen in der Sahara und im Sudan.

Nach seinem Reisewerk dargestellt von

Dr. Albert Fränkel.

Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Eine für die weitesten Kreise bestimmte Bearbeitung des großen Reisewerks Nachtigals, welche ein noch übersichtlicheres und faßlicheres Gesammtbild von Nachtigals afrikanischen Reisen gewährt. In klarer Gruppirung werden hier die Gegenden, Länder und Zonen dargestellt, die der verdienstvolle Forscher durchzogen, die Kämpfe, die er bestanden, die fremdartigen Volkstypen und Culturzustände, denen er begegnet ist. Der reiche Inhalt sowie die vorzüglichen Abbildungen (dieselben wie im Originalwerk) und der sehr billige Preis machen das Buch zu einem der empfehlenswerthesten Festgeschenke auch für die reifere Jugend.

Bestes Weihnachtsgeschenk.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

13. Aufl., 16 Bände mit 400 Bildertafeln u. Karten.

Preis des Bandes geb. in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50.

Nach seiner baldigst erfolgenden Vollendung

das neueste vollständige Conversations-Lexikon.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

In Kamerun.

Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer.

Der reifern Jugend erzählt von

E. Falkenhorst.

Mit 43 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Die erste Jugendschrift, deren Schauplatz die deutsche Colonie Kamerun bildet: ein gewiß allgemein willkommenes Weihnachtsgeschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Recueil manuel et pratique de traités et conventions

sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.

Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **Ferd. de Cussy.**

Deuxième série par **F. H. Geffcken.**

Tome II: 1870—1878. 8. Geh. 15 M.

Im Anschluss an Band I—VII dieser für Diplomaten, Consuln, Staatsmänner etc. unentbehrlichen Sammlung internationaler Verträge erscheint eine zweite Serie, herausgegeben von dem Geh. Justizrath Dr. F. H. Geffcken, welche das Werk bis zur Gegenwart fortführen und dadurch noch nutzbar machen will. Von dieser zweiten Serie liegen jetzt zwei Bände vor; der erste Band, die Verträge von 1857—1869 enthaltend, kostet 12 M.

Die erste Serie ist zum ermässigten Preise von 40 Mark für alle 7 Bände, von 6 Mark für einen einzelnen Band durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lyrische Gedichte

von

Andreas Gryphius.

Herausgegeben von **Julius Tittmann.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 9. December 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Das Lampenfieber der dramatischen Dichter. Von Leon Wespy. — Zur Philosophie. Von Adolf Harpf. — Ein Streifzug durch die Kalahari. Von Alfred Kirchhoff. — Neue Dramen. Von Heinrich Bulthaupt. — Pädagogische Literatur. Von A. Sulzbach. — Schriften zur Physik. — Volkssagen und Aberglaube. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Das Lampenfieber der dramatischen Dichter.

Seit mehrern Jahren erscheint in Paris ein Werk unter dem Titel „Premières illustrées". Dasselbe hat den Zweck, die ersten Aufführungen dramatischer Werke durch Bild und Wort so festzuhalten, daß für alle Zeiten in jeder Beziehung eine klare Vorstellung von deren Verlauf ermöglicht wird. Der fünfte Band dieses verdienstlichen Werks, der die „Premières" von 1885 bis 1886 behandelt, ist Jules Clarétie gewidmet, welcher trotz seiner über alle Maßen in Anspruch genommenen Zeit Muße gefunden hat, ihn mit einer geistvollen Vorrede zu versehen, die gegenwärtig berechtigtes Aufsehen in Frankreich macht.

Ueber das Lampenfieber der Dichter enthält das Werk nicht uninteressante Mittheilungen. Unter Lampenfieber versteht man in der Regel jenes unbeschreiblich bängliche Gefühl, das den Schauspieler, namentlich den Neuling beschleicht, wenn er zum ersten mal das Ergebniß seines Arbeitens und Strebens einer schau- und tadelsüchtigen Menge preisgeben soll. Er weiß nur zu wohl, wie anders sich meist die Worte ausnehmen in dem weiten mit Menschen gefüllten Raume als im engen Stübchen daheim; wie anders Geberden- und Mienenspiel im grellen Lichte der Lampen aussieht als vor dem gefälligen Spiegel zu Hause. Aber nicht nur der darstellende Künstler leidet unter dieser nervösen Krankheit; er kann sich mit dem Bühnenschriftsteller trösten, der mit ihm in der gleichen Verdammniß ist. Auch dieser weiß genau, daß sein Stück sich auf der Bühne mit allen Zuthaten der Ausstattung und unter der Einwirkung unzähliger Zufälligkeiten ganz anders darstellen werde als in seinen Gedanken, als beim Vortrage im Kreise vertrauter Freunde. Gar mancher hoffnungsvolle Dichter hat des Schicksals Tücke erfahren und einsehen müssen, daß sein Stück das Lampenlicht nicht vertragen konnte. Die Furcht vor den Lampen, welche die Darstellung und das Stück beleuchten werden, versetzt daher Schauspieler wie Autor in fieberhafte Aufregung, letztern namentlich dann, wenn es sich um eine erste Aufführung handelt.

Dies schildert uns in meisterhafter Weise, aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und Erlebnisse schöpfend, Jules Clarétie, der geistvolle Leiter der Comédie française in Paris, dessen Vorrede wir in freier Behandlung Folgendes entnehmen.

Alexandre Dumas (Vater) hatte die Eigenschaft, gegen jeden Tadel taub zu sein und nur Lobendes über sich zu hören und zu verstehen. Er wohnte den Aufführungen seiner Stücke stets in einer vergitterten Loge bei und lachte daselbst aus Herzensgrund über jeden seiner Witze. Eines Tags, man hatte am Abend zuvor ein Stück von Viennet ausgepfiffen, gab man ein Drama von Alexandre Dumas im Théâtre français; es war „Henri III et sa cour". Während der Vorstellung trifft Dumas Viennet und sagt scherzend zu ihm: „Nun, lieber Viennet, man hat Sie gestern etwas ausgepfiffen, nicht wahr?" In diesem Augenblick läßt sich im Theater ein vereinzelter Pfiff hören. Da antwortet Viennet: „Mir scheint, man pfeift Ihren Heinrich auch aus." — „Ach", sagt Dumas seelenruhig, „das ist jedenfalls noch von gestern her." *)

Alexandre Dumas (Sohn) leitet seine Stücke, wie ein Feldherr, aufrecht hinter den Coulissen stehend. Victorien

*) Es ist wol bekannt, daß eine ganz ähnliche Geschichte von Saphir und Laube erzählt wird.

Sardou bleibt gewöhnlich wegen Kopfweh zu Hause. Scribe setzte sich in einen Winkel des Theaters und ließ alles über sich ergehen.

Fast jeder Verfasser hat eine eigene Gewohnheit, welche seine innere Aufregung verräth. Mélesville bewegte fieberhaft einen Handschuh in der Hand; Dumersan stützte seine Hände auf einen Stock, den er von Zeit zu Zeit auf die Erde stieß; Verdi knitterte ein Stück Papier zwischen den Fingern, das er nach und nach zerriß, bis mit dem Vorhang nach dem letzten Act das letzte der winzig gewordenen Blättchen fiel. Théodore Anne, ein ehemals gefeierter Dramaturg, setzte sich in die Mitte des Parterre und gab von Zeit zu Zeit selbst das Zeichen zum Beifall, indem er rief: „Das ist ja ausgezeichnet, vortrefflich! Dieser Théodore Anne hat wirklich eine dramatische Ader."

Die meisten Verfasser können die Aufregung einer ersten Vorstellung nicht ertragen; sie verlassen das Haus beim Beginn der Vorstellung und gehen spazieren. Merkwürdigerweise findet sich der Aufgeregte stets nach ganz kurzer Zeit wieder vor dem Theater ein, das er eben verließ. Dem Wanderer scheint die Zeit auf Flügeln zu eilen, dem Harrenden schleicht sie langsam dahin. Nachdenklich schaut der Geängstigte hinauf zu den Fenstern, deren heller Schein den Lichterglanz des Innern verräth; er hört im Geiste jedes Wort, das die Schauspieler sagen, und malt sich aus, was das Publikum meinen und thun mag. Wieder ist der unruhig Wandernde vor dem Theater angelangt. Plötzlich schrickt er zusammen. „Wer pfiff da?" Es war nichts; ein Gassenjunge pfiff harmlos ein Stückchen vor sich hin.

Ein Beispiel dafür, wie sich diese gequälten Dichter in der Zeitdauer irren, bietet uns Kasimir Bonjour, der Verfasser des Lustspiels „Les deux cousines". Er hatte sich hoch oben in der Comédie française ein Plätzchen ausgesucht, wo er nichts von dem, was auf der Bühne vorging, sehen und hören konnte. Dort sprach er sich nun sein Stück Act für Act selbst vor und wartete, daß man ihn von dem Gange und dem Erfolge der Aufführung verabredetermaßen in Kenntniß setze. Er ist mit dem ersten Act fertig — niemand kommt! Er fängt den zweiten Act an, vollendet ihn — keine Nachricht! Er beginnt mit wachsender Unruhe den dritten Act — kein nahender Schritt; den vierten Act — nichts; den fünften Act — alles ruhig! Das Stück ist durchgefallen! Armer Kasimir! Doch nein, da kommt jemand; einer seiner Freunde tritt ein: „Bravo, bravo", ruft er, „alles geht vortrefflich; ein großer Erfolg!" Kasimir Bonjour ist hoch erfreut, denkt, das Stück ist zu Ende, und fordert seinen verwunderten Freund zum Gehen auf, bis dieser dem Dichter mittheilt, daß eben der erste Act zu Ende ist und der zweite beginnen soll. Der ungeduldige Dichter hatte in seiner Aufregung das ganze Stück Wort für Wort in der Zeit hergesagt, welche die Darsteller zur Aufführung des ersten Acts gebrauchten.

Größer noch ist jedenfalls die Verwunderung und unangenehmer die Enttäuschung Chateaubriand's gewesen, als man seinen „Moïse" (sein einziges Theaterstück, ein großes biblisch-lyrisches Trauerspiel) aufführte. Chateaubriand wollte aus Aengstlichkeit der ersten Aufführung nicht beiwohnen und schickte, um doch schnell Nachricht zu erhalten, seinen Diener hinein. Gegen Mitternacht kommt dieser zurück und sagt seinem ängstlich fragenden Herrn: „Hurrah, ein großer Erfolg! Man hat sich vortrefflich belustigt." — „Belustigt?" fragt Chateaubriand betreten. „Ja wohl", ist die Antwort. „Zuerst sagte man zwar nicht viel, aber plötzlich ging das Lachen los, und das hat nun immerzu bis zum Ende angehalten." Tableau!

Eins der sonderbarsten Beispiele für die Schüchternheit von Schriftstellern bei den ersten Aufführungen ihrer Dramen liefert uns Charles Dickens. Im Vaudevilletheater zu Paris wurde die Uebersetzung seines Stücks „Der Abgrund" zum ersten mal aufgeführt, und der Verfasser war nach Paris gekommen, um derselben beizuwohnen. Der Schauspieler Fechter, der die Proben geleitet hatte, gedachte dem Dichter die Schauspieler vorzustellen. Als beide aber in das Theater eintreten wollen, sagt Dickens plötzlich zu seinem Gefährten: „Wie wäre es, wenn wir erst noch eine Fahrt ins Bois de Boulogne machten?" Ein Wagen fährt die beiden bis zum See. Um 9 Uhr sind sie wieder vor dem Theater, man spielt eben den zweiten Act. Dickens sagt, er wolle erst zum Hauptact da sein und vorher noch ein wenig den Jardin Mabille (ein früher sehr besuchtes und merkwürdiges Tanzlocal) besuchen. Gesagt, gethan. Es wird 11 Uhr. Da schlägt Fechter vor, zum Theater zurückzufahren. Dickens willigt ein; kaum aber sind beide wieder am Ziel angelangt, da sagt der Held des Tages, er wolle noch ein wenig umhergehen, bis der letzte Act begonnen habe. Schließlich drängt Fechter aufs neue: da bekommt Dickens plötzlich erschrecklichen Durst; die beiden Freunde treten in ein Café ein, und Dickens verlangt einen Fahrplan. Er gesteht, daß er die Aufregung nicht ertragen könne, die ihm der Anblick seines Stücks verursachen würde, fährt mit dem nächsten Zuge nach England zurück, läßt sich von Fechter über den Erfolg der Vorstellung telegraphisch nach Calais berichten und spricht den Schauspielern den Dank, den er ihnen schuldete und mündlich hatte zu erkennen geben wollen, schriftlich aus.

Leon Wespy.

Zur Philosophie.

1. Ideen zur praktischen Philosophie von Richard Wallaschek. Tübingen, Laupp. 1886. Gr. 8. 3 M.

Das sind doch wirklich einmal Ideen, was das sehr anregend geschriebene Buch Wallaschek's bringt, und zwar enthält dasselbe eine Fülle neuer, gesunder Gedanken und Fingerzeige, welche besonders das Wesen und Werden der Religion in klares Licht zu stellen geeignet sind. Es zerfällt seinem Inhalt nach in zwei Abtheilungen. Der erste, weitaus interessantere Theil kann wegen seiner vielfach geradezu aphoristischen Behandlungsart des schwierigen Stoffs von einem größern Leserkreise kaum in seiner ganzen Tragweite gewürdigt werden. Der Verfasser gibt darin die Grundzüge zu einer Natnrgeschichte der Religion, während die zweite, mehr ins Detail gearbeitete Abtheilung die Grundprincipien der Moral erörtert. Wallaschek geht hierin jenen Mittelweg des Realismus, der zwar bei den thatsächlichen Vorgängen nicht stehen bleibt, aber seine Principien doch nur auf dem Grund derselben aufbaut.

„Die höchste Form des Grundzugs, in welcher der menschliche Geist zuerst auftritt", erblickt Wallaschek „in der Religion", die sich ihm als der Inbegriff der ersten Entwickelung der ursprünglichen menschlichen Geistesthätigkeit darstellt. Sie soll im Keime enthalten, was sich später als Moral, Kunst, als Recht, Staat und schließlich als Philosophie und Wissenschaft zu selbständiger Entwickelung entfaltet, womit dann die Religion auf spätern Entwickelungsstufen sich selbst gleichsam in Componenten zerlege und in denselben ihrer Wesenheit nach aufgehe.

Das ist unsers Erachtens viel zu weit gegangen. Man wird der religiösen Geistesbethätigung selbst in ihrer umfassendsten Form auf den niedern Entwickelungsstufen eine solche geradezu universelle Bedeutung für das gesammte Geistesleben nicht beimessen können. Vielmehr wird anzunehmen sein, daß sich coordinirte Keime verschieden gearteter höherer Geistesregnngen theils vorher, theils nachher, theils gleichzeitig mit dem Entstehen religiöser Anschauungen von diesen unabhängig entwickeln. Der Verfasser selbst schließt die Moral mit Recht von dem eigentlichen Wesen der Religion aus. Das Endziel der Religion ist von vornherein ein nur metaphysisches, welches sich erst später mit moralischen Anschauungen verbindet, die aber mit nichten ihre Keime schon in der Religion an sich fanden. Auch was das Entstehen des Staats und des damit zusammenhängenden Rechts anlangt, hat die sociologische Forschung bereits ganz andere Erscheinungsgründe aufgedeckt, als die Religion enthalten kann. Immerhin aber weiß der Verfasser seine Ansichten auch dort, wo er irrt, so fesselnd darzulegen, daß seine wohlgefügten Gedankenreihen allemal interessiren und zum Selbstdenken anregen.

Der zweite und größere Theil des Buchs geht von einer Kritik der Moralsysteme von Kant, Herbart, Locke, Leibniz, Fichte, Hegel, Lotze aus. Der Verfasser schließt sich in den Hauptzügen der Darwinistischen Moralbegründung Schneider's an. Wir vermissen hier eine Berücksichtigung der wesentlich gleichgearteten Moralphilosophie Carneri's, der das ganze Problem ungleich tiefer faßt als Schneider. Carneri's Werke hätten dem Verfasser eine Fülle der wichtigsten Anknüpfungspunkte geboten, deren er beim Weiterbau seiner Lehren nicht wird entrathen können. Im Anhang des Buchs wird über den Schönheitsbegriff und seine Wesenheit gehandelt und dem unbedingt richtigen Gedanken Ausdruck verliehen: „daß das Schöne wie das Gute nicht an sich, sondern relative Begriffe sind, entstehend und vergehend mit denen, für die und durch die sie da sind; sie hängen am Menschengeschlecht". Der Verfasser verspricht in einem weitern Buche Recht und Staat von seinem Standpunkte aus zu erörtern. Möge sein Vorhaben bald zur Wirklichkeit werden!

2. Beiträge zur Geschichte der neuern Philosophie, vornehmlich der deutschen. Gesammelte Abhandlungen von Rudolf Eucken. Heidelberg, Weiß. 1886. 8. 3 M. 20 Pf.

Diese „Abhandlungen", welche zuerst in philosophischen Zeitschriften erschienen, sind bei ihrer Zusammenfassung zu einem kleinen Werke mehrfacher Umarbeitung unterzogen worden. Der erste Abschnitt: „Forschungen zur ältern deutschen Philosophie", führt uns drei deutsche Denker, welche den Uebergang aus dem Mittelalter zur modernen Wissenschaft bezeichnen, in abgerundeten Bildern vor. Es wird an den Arbeiten des Nikolaus von Kues (Cusanus), Paracelsus und Kepler gezeigt, „daß auch auf philosophischem Gebiete unsere Cultur nicht erst von gestern und heute ist", und daß „auch der ältern deutschen Philosophie das Verdienst fruchtbarer Mitarbeit an dem Erkenntnißwerk der Menschheit nicht zu bestreiten ist". Mit Recht betont der Verfasser, unter der der Sache angemessenen Einschränkung, den nationaldeutschen Standpunkt in der philosophischen Geschichtsforschung. Die Blüte der Geistes- und Wahrheitsbestrebungen vor allem des deutschen Volks, seine Philosophie, war stets — wie hinsichtlich selbständiger künstlerischer Bestrebungen seine Kunst — ein Ausdruck nationaler Eigenart. Die deutsche Philosophie bezeichnet die höchste consequenteste Bethätigung der nationalen Individualität des Volksgeistes. Besonders muthet daher in diesen „Abhandlungen" der warme Sinn des Verfassers für das specifisch deutsche Denkleben an, wie es sich gleich an der Schwelle moderner Wissenschaft zeigt. Der folgende geistvolle Versuch über Bilder und Gleichnisse bei Kant ist nur eine specielle Ausführung und Anwendung dessen, was der Verfasser in der Schrift „Von den Bildern und Gleichnissen in der Philosophie" (1880) dargelegt hat. Wir werden in die Kant'schen Gedankengänge von einer neuen, wesentlich sinnlichen Seite, gleichsam von

seiten ihrer körperlichen Einkleidung her, gewiesen. Wer da weiß, welche Bedeutung die Versinnbildlichung gerade in einer Wissenschaft hat, wie sie die Philosophie ist, deren reine Begriffswelt für den Leser in vielen Fällen erst durch Bild und Gleichniß Faßbarkeit gewinnt, der wird das Verdienstliche einer solchen Untersuchung sicher zu würdigen wissen.

Die dritte Abhandlung — sie soll die Werthschätzung des Trendelenburg'schen Philosophirens in den Augen der Zeitgenossen wieder heben — hätte unsers Erachtens ungeschrieben bleiben können. Von dem einst einflußreichen Aristoteles-Philosophirer wird heute wol mit Fug kein Aufhebens gemacht. Doch pflichten wir dem Verfasser gern insoweit bei, als es sich um Trendelenburg's Bemühungen handelt, durch „allgemeine Anknüpfung an die Geschichte" mehr „Continuität der Entwickelung" in das philosophische Forschen zu bringen. Der Mangel geschichtlicher Continuität hat der Philosophie in der That bereits zum empfindlichen Schaden gereicht.

Der letzte Aufsatz der Eucken'schen „Beiträge zur Geschichte der neuern Philosophie" bringt treffende Betrachtungen über das Parteileben in der Philosophie. Es wird Förderung und Hemmniß, welche dem philosophischen Fortschritt aus den Parteiungen erwachsen, objectiv erwogen und zugleich die Unvermeidlichkeit der Spaltungen aus der Natur der Sache begründet. Dazu werden anhangsweise aus der Geschichte der Parteinamen interessante Daten mitgetheilt.

3. Emil Du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht von Theodor Weber. Gotha, F. A. Perthes. 1885. Gr. 8. 5 M.

Wir haben es mit einer Streitschrift zu thun, mit einem Versuch, den Du Bois'schen Welträthseln gegenüber die vor-Kantische Metaphysik mit ihrem dogmatischen Dualismus und allem, was drum und dran hängt, in etwas modernisirter Ausstaffirung wieder wissenschaftsfähig zu machen. Gelungen ist dem Verfasser dieser Versuch um so weniger, als er sich auf den Grundlagen der Günther'schen Scholastik bewegt, welche er geradezu als „den Aufgang eines neuen herrlichen Tags der Wissenschaft des deutschen Volks" preist, „eines Tags, der seinen Abend nicht erleben wird, ohne daß sich dem forschenden Geiste das Geheimniß aller Geheimnisse, der Mensch, vollkommen erschlossen hat und auf dem Fundament dieser Selbsterkenntniß eine ebenso vollkommene als wahre Welt- und Gotteserkenntniß gewonnen ist". Auch wenn man keineswegs auf dem Standpunkte des Du Bois'schen „Ignorabimus", dem Verzicht auf die Philosophie als Wissenschaft steht, und wenn wir auch durchaus nicht auf die sieben Welträthsel schwören, so müssen wir uns denn doch gegen Versuche, wie die Theodor Weber's sind, vom Standpunkte einer wissenschaftlichen Philosophie energisch verwahren. Bezweckt Weber ja nichts weiter als die Wiederbelebung des alten, denn doch von Kant endgültig abgethanen metaphysischen Traumwebens, die dogmatische Wiedereinschlummerung, die für jeden, der wirklich philosophisch denkt, ein endlich überwundener Standpunkt ist. Weber's Beginnen sucht die philosophische Forschung um mehr als ein Jahrhundert in ihrer Entwickelung zurückzuschrauben. Der Verfasser kennt und kritisirt zwar Kant eingehend, speculirt und dogmatisirt aber doch darauf los, als wäre die „Kritik der reinen Vernunft" heute noch nicht geschrieben worden.

4. Moderne Probleme. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Friedrich. 1886. Gr. 8. 5 M.

Der unermüdliche Philosoph des Unbewußten hat aus einem Dutzend seiner Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften und Journalen erschienen sind, ein neues Buch zusammengestellt. Eigentlich neu an demselben ist jedoch nur das Vorwort, in welchem uns erzählt wird, wie es der Philosoph verstanden habe, sich in allen Kreisen, bei Katholiken und Protestanten, bei Naturforschern und Philosophen, bei Philo- und Antisemiten, kurz und gut bei wissenschaftlichen, politischen, religiösen und socialen Parteien Feinde zu machen. Eine zu hohe Meinung von der Wirkung seiner Schriften hat aber der Philosoph, wenn er seinem Aufsatz über den „Rückgang des Deutschthums", der allerdings, wie er selbst richtig bemerkt, einen „Sturm der Entrüstung bei den Deutsch-Oesterreichern entfesselt hat", zutraut, daß derselbe „nicht ganz ohne Einfluß auf das active Aufraffen dieses genannten Stammes aus dem doctrinär-liberalen Schlummer geblieben ist und hoffentlich auch ferner noch ersprießliche Folgen zeitigen wird". Das ist um so augenfälliger, als ja Hartmann bekanntlich die Deutsch-Oesterreicher mit Haut und Haaren der Slawisirung preisgegeben wissen will, und dann ja auch gar nicht auf dem nationalen Standpunkte steht, zu dem die Deutsch-Oesterreicher thatsächlich immer mehr aus dem doctrinär-liberalen Schlummer sich erheben.

Viel Wahres enthält der Aufsatz über „das Philosophiestudium" unserer Zeit. So ist es insbesondere anerkennenswerth, wenn Hartmann auf die Gefahr „der Versumpfung und Verknöcherung" eindringlich hinweist, die unserer heutigen Wissenschaft zweifellos droht, wenn sie wie bisher fortfährt, „Arbeitstheilung und Empirie" als Selbstzweck hinzustellen, statt den Blick unverwandt zugleich aufs große Ganze wissenschaftlicher Systematik, auf „die einheitliche Totalität des Erkenntnißsystems" zu richten, welche der Verfasser als Philosophie anspricht. Unsere Zustimmung haben insbesondere die beiden Aufsätze über „Die Gleichstellung der Geschlechter" und „Die Lebensfrage der Familie". Es gibt sich in denselben eine feine, durchaus nur von Schopenhauer selbst übertroffene psychologische Beobachtung und Beurtheilung thatsächlicher Verhältnisse kund. So viel Beherzigenswerthes besonders über die moderne Frau und ihre Erziehung wird darin gesagt, daß wir nicht anstehen, diese beiden Aufsätze als die besten des ganzen Buchs zu bezeichnen. Soweit aber die

übrigen Ausführungen der „Modernen Probleme" sich nur als Anwendungen der Hartmann'schen Philosophie auf ganz specielle, vom Wege der eigentlichen Philosophie abseits gelegene Gebiete von Erscheinungen darstellen, müßten wir, um die betreffenden Aufsätze eingehend zu beurtheilen, geradezu auf die Principien der Hartmann'schen Weltanschauung selbst zunächst näher eingehen, wozu diesmal ein genügender Anlaß doch nicht vorliegt.

5. Einleitung in die Psychologie als Wissenschaft von Heinrich Spitta. Freiburg i. Br., Mohr. 1886. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

„Wie diese kleine Schrift aus Vorlesungen, welche ich an unserer Universität (Tübingen) gehalten habe, hervorgegangen ist, so möchte sie sich auch zunächst an ein Vorlesungspublikum wenden. Sie ist bestimmt für Studirende." Dies die Andeutung des Verfassers über Zweck und Ziel seiner Arbeit. Da läßt sich nun vor allen Dingen streiten über den Werth, welchen gedruckte Vorlesungen überhaupt haben. Unserer Meinung nach soll das, was von vornherein zum Unterricht durch das lebendige Wort bestimmt ist, überhaupt nicht als Buch gedruckt werden. In erster Linie wird dies allezeit von den philosophischen Fächern gelten, in welchen der ganzen Eigenart des philosophischen Lernens entsprechend der Unterricht durch den lebendigen Vortrag stets eine besondere und noch hervorragendere Rolle spielen muß als in andern Wissenschaften, deren concrete Daten sich schließlich ebenso gut aus Büchern lernen lassen. Gerade aber weil in der Philosophie der Vortrag, die mündliche Mittheilung des Lehrenden an den Lernenden von alters her ein besonders wichtiger Factor gewesen, so sind auch gedruckte Vorlesungen vor allem in diesem höchsten Gebiete der Geistesbethätigung ein Unding. Was sie wirklich Neues bringen, wird stets von ganz untergeordneter Bedeutung sein; was sie aber an bereits bekannten Resultaten vorführen, das ist in der Einkleidung, die sie ihm ihrer Natur nach geben müssen, eigentlich nur im mündlichen Vortrage bei dem Publikum, auf welches sie rechnen, zu voller Geltung zu bringen. Ist dies der Ausgangspunkt der Kritik, dann freilich hätte das vorliegende Werkchen als wissenschaftliche Leistung keine Existenzberechtigung. Aber eine wissenschaftliche Bedeutung strebt ja auch der Verfasser für sein Buch gar nicht an. Er verzichtet von vornherein darauf, „Neues in origineller Weise zu bieten"; dies ist, wie er selbst richtig bemerkt, gar nicht die „hauptsächliche Bestimmung" von Vorlesungen, sie sollen nur „Altes und Bewährtes, soweit wir nämlich über solches zu verfügen haben, in zweckmäßiger, anregender Art zugänglich machen", und das ist dem Verfasser im allgemeinen auch gelungen. Der Kern der ganzen Arbeit liegt in dem dritten, beziehungsweise vierten Kapitel: „Princip und Methode der Psychologie". Es wird hier unter anderm auch die Abgrenzung dieser Wissenschaft einerseits gegen die Erkenntnißtheorie, andererseits gegen die Metaphysik hin unternommen. Schließlich wird unter den „Hülfsmitteln der Psychologie" (viertes Kapitel) auch die Physiologie auf ganzen fünf Seiten abgethan, und doch hätten wir gedacht, daß dieser Wissenschaft in einer Einleitung zur Psychologie, als einer der wichtigsten empirischen Grundlagen derselben, mindestens eine leitende Rolle gebührt.

Adolf Harpf.

Ein Streifzug durch die Kalahari.

Durch die Kalahari-Wüste. Streif- und Jagdzüge nach dem Ngami-See in Südafrika von G. A. Farini. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 8 M.

Trotz seines italienischen Namens ist Farini Nordamerikaner. Und mit dem echten Wagemuth des Yankee, dem keine Entfernung zu weit ist, hat er, weil seine Aerzte ihm eine kleine Luftveränderung als heilsam verordneten, eine Reise nach der Kalahari-Wüste, in den fernsten afrikanischen Südzipfel der östlichen Erdfeste unternommen. Nebenbei wollte er sich die vermeintliche „Wüste", die vielmehr eine etwas wasserarme, jedoch reichlich Büschelgras und Melonen, strichweise sogar Holzwuchs tragende Steppe darstellt, auf die Frage der Einbürgerung von Viehzucht im großen nordamerikanischen Stile ansehen und (in Gesellschaft eines kühnen photographirenden Landsmanns, „der den anspringenden Löwen photographirt, ohne zu zucken") dem edeln Weidwerk in der vom Jagdgewehr noch nicht verödeten Wildniß obliegen.

Ueber diesen glücklich ausgeführten Vergnügungszug durch die Kalahari und die damit verbundenen Jagdabenteuer hat er in dem vorliegenden stattlichen Buche nun berichtet, welches mit hübschen Holzschnittbildern nach den Originalvorlagen des „Löwenphotographen" ausgestattet wurde. Es ist kein gelehrtes Buch, obwol manche Mittheilung desselben — z. B. die von einem $1\frac{1}{2}$ Kilometer langen ruinenhaften Mauerzug, den Farini mitten in der Kalahari entdeckte und der wol kaum von den Vorfahren der heutigen Bewohner, der nie mit Steinmetzarbeit sich abgebenden schweifenden Buschmänner, herrühren kann — der Wissenschaft zu denken gibt. Man verzeiht dem nicht fachgelehrten Verfasser deshalb gern diesen und jenen nicht stichhaltigen Ausspruch; so wenn er als eine Thatsache versichert, „alle Afrikaner" gingen vorsichtig bedeckten Hauptes einher (weil das gerade die ihm allein bekannt gewordenen südwestafrikanischen Eingeborenen gern thun), oder wenn er harmlos von einem „Mittagsmarsch durch den glühenden Sand bei 60 Grad C." redet, was doch gewiß nicht eine exact beobachtete Lufttemperatur bedeutet.

Die Hauptsache bleibt, daß der Verfasser offenbar nirgends wissentlich die Unwahrheit sagt, selbst beim Erzählen der mitunter gruselhaften Jagdscenen nicht ins bekannte Jägerlatein verfällt und vor allem anschaulich zu schildern, ja das Erlebte zu dramatisiren versteht.

Wenn er über seine Hinfahrt aus dem Kapland nach der Kalahari berichtet, er habe „zu dreizehn in einem für acht Personen berechneten Wagen verpackt" gesessen, und zwar so eng zusammengepfercht mit seinem Gegenüber Fräulein Pullinger, Tochter des glücklichen Haupteigenthümers der Diamantgrube Du Toit's Pan, daß er beim Aussteigen seine Beine „unentwirrbar mit denen von Fräulein Pullinger verschlungen fühlte", ja nicht einmal habe unterscheiden können, ob er auf seinen eigenen Beinen oder auf denjenigen der jugendlichen Diamantenkönigin aus dem Marterkasten gesprungen sei — so stehen selbst solche lustige Hyperbeln dem Verfasser gut zu Gesicht. Denn eine nie zu unterschätzende Tugend verräth derselbe Blatt für Blatt, eine Tugend, die wir zumal allen Pionnieren auf dem zu klärenden Wildnißboden unserer jungen Reichscolonien ernsthaft wünschen müssen: unverwüstlichen Humor, auch in entbehrungsreicher Zeit und in bedrohlichster Lage.

Gesellen wir uns einmal an die Seite unsers unterhaltenden Nimrods. Eben hat er zwei Buschmänner vermocht, ihn sammt seinen Reisegefährten, dem Photographen und dem afrikanischen Halbblutjäger Kert, eine Strecke Wegs zu begleiten, um nach eßbaren Wurzeln und Zwiebeln, auch nach Insekten Ausschau zu halten (denn Farini hat sich nebenbei durch Sammeln von Naturalien verdient gemacht). Die Fahrt geht natürlich im klobigen, von Ochsen gezogenen und durch dicke Plane gegen die Sonnenhitze beschirmten kapschen Lastwagen von statten; die Buschmänner jammern über die schon lange währende Dürre, die eigentlich nur die Strauße auszuhalten vermöchten, wobei aber doch das Land von allerhand Gras und Kraut und Strauchwerk grünte und acht Centimeter unter dem Erdboden der Sand sich ganz von Wasser durchtränkt zeigte. Die Buschmänner verständigen sich mit dem „Baas" (so nennt der Boer den „Herrn", auch den König der Thiere, den Löwen) in dem Buren-Platt:

Während unserer langsamen Weiterfahrt rief einer der Buschmänner plötzlich: „Sieh her, Baas", und als Kert und ich zur Stelle eilten, zeigten sie auf eine Wolfs- (d. h. Hyänen-) Spur, welche wir wol eine Stunde weit unter Führung der Buschmänner verfolgten, bis sie plötzlich stehen blieben und, die Finger auf den Mund legend, uns einluden, mit äußerster Stille zu ihnen zu kommen. Da lag nicht sechs Schritte vor uns eine starke Hyäne im festen Schlaf. Ich hob die Flinte und schoß, das Thier flog in die Höhe und fiel todt zurück, da die Kugel es gerade hinter dem Blatt getroffen hatte. In zehn Minuten war es abgehäutet, und dann fiel ein Buschmann darüber her und schnitt das Fleisch in Stücken, während die andern eiligst Feuer anmachten, um das Fleisch zu braten. Die zwei setzten sich dann zum Schause hin und hörten nicht eher auf, bis sie das ganze Gerippe kahl abgefressen hatten. Auf der Weiterreise durch knietiefes langes Gras — welches mich an die amerikanischen Prärien des fernen Westens erinnerte, obwol hier das Gras in kleinen, mehrere Fuß voneinander getrennten Büscheln wuchs — kam der Lange Berg zu unserer Rechten in Sicht, während der Boden von Sand in harten Kalkstein überging, welcher stellenweise mit kleinen Gebüschen, aber nicht mit Gras bestanden war, da letzteres nur in dem rothen und gelben Sande oder in einem Gemenge von Sand und Lehm fortkommt. Dann folgte ein 80 Kilometer langer, völlig wasserleerer Landstrich. Alle kleinen Pfützen waren eingetrocknet, und unsere Ochsen mußten es zwei Tage und eine Nacht ohne Wasser aushalten; glücklicherweise gab es reichliches Gras, sodaß sie dem Durst besser widerstehen konnten. Zuletzt erblickten wir eine sehr breite Niederung, welche das Vieh kaum witterte, als es auch schon laut zu brüllen anfing und mit einer Extraanstrengung versuchte, das Wasser zu erreichen. Wir schirrten es in einer Entfernung von 1 Kilometer aus und ließen die durstigen Ochsen auf eigene Hand zur Tränke gehen, um nicht die unzähligen Vogelscharen aufzuschrecken, welche die Ränder des Sumpfes einsäumten und über seine Oberfläche hinwegflogen; denn unsere Vorrathskammer war leer und wir waren nothgedrungen die richtigen „Topfjäger". Wir warteten bis zum Aufgange des Mondes, bevor wir hinuntergingen, um den Pfuhl zu recognosciren und über die beste Art schlüssig zu werden, wie wir, ohne die Thiere zu sehr zu stören, unsere Rucksäcke füllen könnten.

Regelrecht wird nun das Wassergeflügel beschlichen unter dem Deckmantel der Nacht. Farini bahnt sich mit einem der beiden Buschmänner durch das Wasser Bahn nach einer in dem Sumpfsee gelegenen trockenen Insel; die andern postiren sich an die Ausläufer der kanalartigen Wasserstreifen, welche von dem Wasserspiegel in den umgebenden Sand sich ausdehnen. Nachdem das Sonnenlicht im Osten aufgeblitzt, wird von allen Seilen des Pfuhls ein Gewehrfeuer eröffnet:

Auf einmal flog ein Volk Gänse mir über den Kopf weg und eine Schar schwarz-weißer Vögel hinter ihnen her, welche laut schrien und wie der Sand vor dem Winde dahineilten. Als ich feuerte, wirbelten sie herum, sodaß das Geräusch ihrer Schläge wie ein Orkan klang, und kamen herunter, als ob sie bei ihren todten Gefährten bleiben wollten. Gerade als sie ihre langen Beine über dem Wasser auseinander breiteten, schoß ich rasch zweimal hintereinander, worauf sie unter Zurücklassung ihrer todten und verwundeten Kameraden sich davon machten. Die Luft war dicht mit Vögeln erfüllt: große Kraniche, welche ihre schwerfälligen Flügel langsam zusammenklatschten und mit ihren Contrabaßstimmen den Lärm vergrößern halfen; Gänse, welche sich gegen uns über die Ruhestörnng beschwerten; flüchtige Schnepfen, welche hierhin und dorthin schossen, und erschreckte Flamingos, welche ihre langen Stelzen hinter sich herschleppten.

Die Jagdbeute war natürlich eine reiche: zwei Flamingos, drei Kraniche, ein Dutzend Gänse, fünfunddreißig von den schwarz-weißen Vögeln, die sich als Bekassinen herausstellten, funfzehn weiße entenartige Vögel.

Ein andermal sehen wir Farini, die Büchse im Arm, auf der Straußenjagd. Er hat sich durch die Straußenfußspuren im Sande weitweg von den Genossen verlocken lassen und nächtigt im Freien:

Das Bellen der Schakale und Hyänen weckte mich mehrmals, doch davon abgesehen habe ich niemals gesünder geschlafen. Mit der Dämmerung wachte ich auf und rieb mir den Sand aus den Augen, um zu sehen, wo ich sei, als plötzlich mein Blick auf ein menschliches Gesicht fiel, welches aus der Entfernung von nur

wenig Schritten mich starr ansah. Ich ergriff meine Büchse, aber das Wesen wich nicht vom Fleck, sodaß ich glaubte mich getäuscht zu haben und meine Augen noch stärker rieb, leider nur mit dem Erfolge, daß ich den Sand noch tiefer hineinrieb. Und doch stand dort mir gerade gegenüber ein menschliches Wesen, ein Buschmann nach seiner Farbe zu urtheilen, welches mich anstarrte und angrinste, bis auf Kopf und Schulter hinter einem Busch versteckt und mit angewehtem Sande bedeckt. Ich ging auf dasselbe zu und rief es an, aber das Wesen antwortete nicht und regte sich auch nicht. Es sollte nie mehr sprechen. Es war der leblose Körper eines armen Buschmanns, welcher elendiglich auf der Jagd umgekommen war, denn neben ihm lag seine Büchse und auf dem Strauch hing ein Bündel Straußenfedern, etwas vom Wetter mitgenommen, aber noch immer vielleicht 20 Pfd. Sterl. werth. Die Wüstenwinde hatten den letzten Theil des Begräbnisses übernommen, indem sie den Körper in ein Leichentuch von Sand hüllten und blos den Kopf freigelassen hatten. Nicht ein Thier hatte die Ruhe dieses Grabes gestört, zum sichern Zeichen, daß der Mensch vor Durst umgekommen war; die Eingeborenen behaupten wenigstens, daß kein Thier den Körper eines auf diese Art gestorbenen Menschen anrühre.

Da übrigens die Reiseroute des Verfassers vom Oranjefluß bis in die Umgebung des Ngamisees dicht östlich von der Grenze des südwestafrikanischen deutschen Schutzgebietes verlief, nahe dem Wendekreis sogar ein wenig in letzteres eintrat, haben wir Deutschen ein sehr praktisches Interesse an der durchaus unbefangenen Charakterisirung der Landesnatur seitens dieses klarblickenden Amerikaners.

Wer dieses Land zuerst eine „Wüste" genannt hat, muß eine Brille getragen haben, welche ihn nur die Sanddünen, und noch dazu in einem unnatürlich kahlen Zustande, schauen ließ und das Gras verdeckte. Alle Augenblicke ritten wir auf die höchsten Sandhügel hinauf, um im glücklichen Fall ein Stück Wild in dem dahinterliegenden Thale zu überraschen und das Land auszukundschaften; aber das Gras nahm noch immer kein Ende. Es schien mir eine Schande, daß in unsern übervölkerten Städten so viele Leute fast vor Hunger umkommen, während dieses ungeheuere fleischproducirende Land wüst daliegt. Selbst wenn auch der Regen ein ganzes Jahr ausblieb, so wuchs das Gras hier doch immer so hoch wie unser Heu, und die Sama hielt sich auch in trockner Zeit ein Jahr lang. Auch fiel mir auf, daß Gräser, welche in so dürrem Sandboden wie dieser fortkamen, sich in andern Ländern, in Amerika wie in Europa, nützlich erweisen müßten. Landwirthe auf sandigem Boden müßten sich freuen über eine Grassorte, welche in feinem Sande gedeiht, selbst wenn sie vielleicht nur ein- oder zweimal im Jahre Regen bekommt. Unter der Verwaltung einer energischen weißen Rasse könnte dieses Land sicherlich zu einem der ergiebigsten Grasländer der Welt umgeschaffen werden. Die langen Trockenzeiten bilden die einzige Kehrseite; aber das hiesige Gras hält sich lange grün auch ohne Wasser, sodaß eine Trockenzeit hier nicht so zu fürchten ist wie in Australien. Auf alle Fälle könnte man sich dagegen vorsehen, indem man den Ueberfluß an Wasser in der Regenzeit auffammelte. Es gibt hier keine Flüsse, um die starken Regenmengen abzuführen, das Wasser muß durch den kalkigen Untergrund durchsickern; deshalb würden Anlagen von Brunnen, Windmühlen zum Emporschaffen des Wassers und von Wasserbehältern zur Aufbewahrung desselben den Charakter der Landschaft völlig umgestalten; ohne dieses alles bleibt freilich das Land in des Wortes ernster Bedeutung, wie es bereits genannt wird — eine Wüste.

Unter den Jagdabenteuern Farini's sind selbstverständlich die spannendsten diejenigen, bei welchen der Löwe oder der Elefant im Spiel ist.

Einmal stößt unser Nimrod, begleitet von Kert (oder, wie er ihn nach dessen ewig wiederholter Redewendung nennt, „Ich will's machen"), auf zwei Löwen, die friedlich im Sande zwischen steilen Dünenkämmen schlummern. Welch reizvolle Lage für einen Anschlag!

Kein Windhauch bewegte die schwüle Luft, darum war es einerlei, von welcher Seite wir uns unserer Beute näherten. Wir brauchten nicht das Knacken eines Zweiges oder das Rascheln von Baumblättern oder das Rasseln der Steine unter uns zu fürchten, denn der sandige Zwischenraum war entblößt von allem, außer von Gras. Zuletzt durch einen dicken Grasbüschel ausschauend, sah ich ein halb Dutzend Schritte von uns die lohfarbenen Monarchen des Waldes, einen König und eine Königin. Der Löwe lag, alles verachtend, auf seinem Rücken, den Kopf gerade nach uns gekehrt und die Beine in die Luft gestreckt, ein höchst lächerlicher Anblick; seine Gefährtin, auf ihren Wächter sich verlassend, lag neben ihm und schmiegte sich an ihn. Sie waren so ruhig, als wären sie todt, nur die leichte Bewegung der Flanken verrieth den regelmäßigen Athem, das ruhige stetige Athmen des tiefen Schlafes. Ich horchte, ob sie schnarchten, aber

Nur des eigenen Herzschlags Klang
Füllte die Ohren mit bangem Sang,

wie es — tumb, tumb, tumb — gegen die Rippen klopfte. Still zueinander hinüberschauend, ob jeder fertig sei, erhoben wir unsere Büchsen. Ich zielte, fest und ruhig, gerade zwischen die Lichter des schlafenden Königs der Thiere. Schnell wie der Blitz sprang die Löwin auf und lief weg um ihr Leben, während „Ich will's machen" ihr zwei Schüsse nachsandte und ich einen dritten. Wir konnten es nicht wahrnehmen, ob sie von Wirkung waren, weil das tödlich erschreckte Thier weder anhielt noch auf seiner Flucht stockte. Der Löwe lag aber ruhig da und schlief weiter. Als er auf die Seite überrollte, streckte er sich ein wenig, rührte sich aber nicht weiter. Dieser Schlaf war sein letzter langer Schlaf, aus welchem er nicht wieder erwachen sollte. Die Todeskugel hat ihren Weg ins Gehirn gefunden, und kein Fangschuß war noch erforderlich, als er sich in seiner stattlichen Länge auf dem Boden ausstreckte.

Dann und wann begegnet auch ein Buschmannstrupp. Da erfreut stets der warmherzige Verkehr Farini's mit den armseligen, kleinen, gelbbraunen Leutchen, von denen er uns ja erst vor wenigen Monaten eine Schar aus der Ngamiseegegend in Deutschland vorführen ließ unter dem abstrusen Namen „Erdmenschen". Eines Tags trifft man ihrer sieben bis acht, die aus der Entfernung bei ihrer Kleinheit wie Kinder aussahen und anfangs den Verkehr mit den Fremden scheuten, selbst nachdem sie mit Taschentüchern und Taschenmessern beschenkt worden waren.

Der Stamm nannte sich M'kabba. Sie waren Monogamisten und der einzige von uns bislang angetroffene Stamm, bei welchem die Beschneidung nicht üblich war. Der Häuptling war ein kleiner Geselle von 125 Centimeter Höhe, während seine Frau noch 1 Centimeter größer war und seine Töchter dem Vater glichen, insofern als sie genau so groß waren wie er. Eine der Töchter hatte zwei, die andere ein kleines Kind. Die Kinder sahen mit ihren zierlichen olivenfarbigen Gesichtern und großen hellen funkelnden Augen ganz niedlich aus, und hätten sie nicht im Gehen ihren stark vortretenden Bauch gerade so wie viele der Zwergältesten der Wüste gezeigt, so wären sie wirklich ganz hübsch gewesen. Der kleine Häuptling war in seinen Augen ein

großer Herr und ließ die Unterthanen uns nicht zu nahe kommen, wenigstens nicht solange er dabei war, sodaß sie nicht so recht zutraulich zu uns wurden; sogar noch einige Tage nach unserer Ankunft pflegten sie und besonders die jüngern Familienmitglieder sich hinter einer Hütte niederzuwerfen und ihre Gesichter im Sande zu verbergen, sobald wir plötzlich auf sie zukamen. Eines Tags sah ich, wie ein kleines Mädchen mich durch einen Busch betrachtete; als ich aber rasch um denselben herumging, warf es sich in den Sand und quieckte wie ein junges Ferkel, welches in die Hand genommen wird. Diese Leute scheinen weniger Bedürfnisse zu haben als irgendein anderes Volk. Wenn es reichlich Mangatan (Wassermelonen) gibt, so leben sie gänzlich davon und werden fett von dem ölhaltigen Samen, welchen sie zu einem Kuchen backen und braten. Gibt es keine Mangatan, so begnügen sie sich mit Sama, und fehlt auch diese, mit Wurzeln, welche die Frauen sammeln, während die Männer Jagd auf kleines Wild machen. Eine besonders beliebte Speise sind bei ihnen Trüffeln, welche zu Tausenden vorkommen und deren Fundort sich durch eine leichte Schwellung im Sande verräth. Diese Trüffeln haben genau denselben Wohlgeschmack wie die französischen und sind eine köstliche Speise, sei es daß man sie in Holzasche röstet oder in einem zwerghaften Sandofen bäckt; in Fett gebraten sind sie eine Delicatesse.

Es wäre zu wünschen, daß Farini's Buch unsere Landsleute vielseitig anregte: zu abenteuerlustigem Jagdsport, lieber noch zur Pionnierarbeit in der Culturverwerthung unsers südwestafrikanischen Schutzgebiets, aus dem wahrlich mehr zu machen ist als aus seiner dürftigen Südwestecke, der dürstenden Sandflur bei Angra Pequena.

Alfred Kirchhoff.

Neue Dramen.

1. Waiblinger. Ein Trauerspiel unserer Zeit in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. München, Heinrichs. 1886. 8. 2 M.
2. Ein Königstraum. Schauspiel in fünf Aufzügen von Theodor Loewe. Dresden, Minden. 1886. 8. 2 M.
3. Die Brüder. Schauspiel in einem Aufzuge von Georg Irrgang. Leipzig, Mutze. 1886. 8. 50 Pf.
4. Pelopidas. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Georg Irrgang. Leipzig, Mutze. 1886. 8. 3 M.

„Waiblinger" von Wolfgang Kirchbach (Nr. 1) nennt sich „ein Trauerspiel unserer Zeit". Das könnte den Anschein erwecken, als wäre es ein sociales Drama, etwa wie es „Kabale und Liebe" ist, erfüllt von modernen Ideen, modernen Conflicten, verständlich vor allem aus dem Geiste und den Lebensbedingungen unserer Tage. Das ist aber nicht der Fall. Es ist zwar viel von den großen naturwissenschaftlichen Errungenschaften unsers Jahrhunderts die Rede darin, von der Poesie der Telegraphendrähte und der Tragik des Dynamits, aber in der Hauptsache ist es doch nur die Verquickung einer Criminal- und einer Liebesgeschichte, deren wunderlicher Held in seiner pathologischen Verschrobenheit nichts weniger als ein Typus der Zeit ist. Der Ingenieur Waiblinger ist aus Afrika zurückgekehrt, wo er das Terrain sondirt hat, wie es scheint um dem Plane, die Sahara in ein Meer zu verwandeln, zur Verwirklichung zu verhelfen. Ohne einen rothen Heller lebt er in den bairischen Bergen auf Kosten seines Wirths, des Glasbauern, der über diese naive Zechprellerei, als er sie durch einen schnodderigen Buchbindergesellen aus Holstein (eine vortreffliche durchgeführte Figur) zu spät erfährt, so außer sich geräth, daß er seinen Gast, der ihn zum Ueberfluß noch um ein Darlehn von tausend Gulden angeht, ohne weiteres mit dem Ausdruck bodenloser Verachtung aus dem Hause wirft. Vergebens predigt er dem harten Bauernschädel in seiner pathetischen Weise Vernunft und Mitleid; der Glasbauer bleibt unerbittlich und fällt dafür der wahnsinnigen Logik Waiblinger's zum Opfer:

Das Messer hat er mir vor die Füße geworfen, sein Knecht wird mich mit Füßen treten, bin ich bis Mitternacht noch hier. Schaudervoll! O schaudervoll! Aber die Kehle ihm zerschneiden mit diesem Messer, sein Blut im Mikroskop vergrößern, zur Erdkugel ein Blutkörperchen — ob es Menschenblut ist. Warum schaudr' ich nur? Sterben muß er, und dann will ich schlafen. Ich will schlafen wie die todte Erde, wie die Sterne am Tage, schlafen wie die Sonne bei Nacht, schlafen wie das Ende der Dinge. Hätte es ein Ende, wenn er leben bliebe? Nein, ewig, ewig, ewig wäre dann mein Elend. Die Natur würde mir nicht diesen Schaudergedanken gegeben haben, wäre er nicht weise. Ich will ihm nicht in die Augen sehen, wenn sie brechen; denn das wäre mir eine große Qual, aber vergangen, vergangen muß alles sein. Mord ist der Schlaftrunk meines Elends. Bin ich wahnsinnig? Nein, es ist klare Vernunft.

Der Mord wird natürlich sofort entdeckt, der Mörder nicht. Freilich, der Untersuchungsrichter ist ein Herr von Erhardt, der Verlobte Adeline's von Zedtwitz, einer Jugendliebe des Helden, dem sie ihre Neigung bewahrt und, nachdem das lästige Band gelöst, ihre Hand aufs neue versprochen hat. Die Eifersucht, die Rivalität sollten den Blick dieses Mannes schärfen, und wirklich redet er den Ingenieur Waiblinger auf den Mord an. Aber nicht direct, nach langen Umschweifen ganz unjuristischer Art, nach den wunderlichsten Phrasen, von denen hier nur ein Beispiel stehen möge; als Erhardt an den Schuldigen eine verfängliche Frage richtet, die dieser „seltsam" findet, entgegnet der Untersuchungsrichter:

Seltsam! Es ist wol das rechte Wort. Seltsam! Ja es gibt nur eine Welt, dieses All. Darum ist diese Welt das Seltene, ja das Seltenste, denn was nur einmal vorhanden ist, das ist wol selten und seltsam. Und so klingt alles, was uns mahnt, daß wir in dieser Welt sind, wol seltsam, mein Herr —

eine Auslassung, auf die selbst der mystisch gewöhnte Waiblinger keine andere Antwort findet als diese:

Die Nornen können nicht tiefsinniger traumreden. Mir ist wohl, als träumte ich.

Und Herr von Erhardt fährt fort traumzureden. Von diesem Juristen darf es uns allerdings nicht wundern,

wenn er den Inquisiten freigibt, falls derselbe sich entschließen könne, sich mit Adeline zu vermählen. „Vermögen Sie das, dann allein ist mein furchtbarer Verdacht gegenstandslos.“ Und Waiblinger vermag es wirklich, und der Handwerksbursche Piening wandert statt seiner in Arrest.

Jetzt beginnen für Waiblinger äußerlich glückliche Tage. Ein Brief, den er zu spät gelesen, um die Mordgedanken fallen zu lassen, hat ihm eine glänzende Bestallung gebracht: er leitet den Tunnelbau einer Eisenbahn und vermählt sich am Tage der Einweihung, nachdem er unter dem Bravo der Arbeiter und den Protesten der Comitéherren die Festrede gehalten, mit Adelinen — alles unter Jubelpsalmen und Höllenschauern, und doch unbeanstandet, doch von keinem in seiner Tollheit, in seiner Gewissensangst erkannt und aus den Reihen der geistig und sittlich Gesunden gewiesen, als müsse es nur so sein, als sprächen in dieser Weise alle großen, außerordentlichen Menschen zu dem Alltagsgeschlecht. Erst nach der Trauung entdeckt er sich Adelinen. Sie wird wahnsinnig. Er eilt ins Gebirge hinaus „im Reiseanzug“, scheint wieder in die weite Welt zu wollen, wird verfolgt, umstellt und wäre der Justiz verfallen, hätte nicht der Untersuchungsrichter von Erhardt einen neuen Beweis seines Talents abgelegt. Er läßt es geschehen, daß Waiblinger noch einmal seiner Passion Blumen zu pflücken nachgeht — allerdings unter Cautelen, denn die Jäger müssen anlegen, um ihn „bei der geringsten Fluchtbewegung“ niederzuschießen. Daß es noch einen nähern Weg in den Tod gebe, hat der weise Criminalist nicht bedacht: recta via vom Felsen in den Abgrund, und diesen wählt Waiblinger natürlich. Herr von Erhardt hat das Nachsehen und schließt das Stück mit einer Vorlesung aus Waiblinger's Tagebuch.

Ein unbegreifliches Stück: kühne phantastische Gebilde neben scharf erfaßten, keck aus der Wirklichkeit genommenen, und als Bindeglied der bare Widersinn, die erasse Unmöglichkeit. Nicht die Unmöglichkeit der idealen Poesie, deren Gebilde zwar auch nicht in der Welt der Wirklichkeit zu finden sind, aber ihr Mark aus ihr gesogen haben, sondern die einfache Verzerrung, die mit Natur und Wahrheit nicht das mindeste mehr zu thun hat, und die um so wunderlicher erscheint, wenn man die prächtigen Gestalten des Glasbauern und des famosen Buchbindergesellen daneben hält. Unserer Zeit als Ganzes ebenso fremd wie dem zum Schlagwort gewordenen Realismus, springt es zwischen photographischer Porträtirung und verschrobener Nebelbilderei hin und her. Und doch ist Kirchbach ein interessanter Dichter, der es an werthvollen Proben seiner schöpferischen Kraft nicht hat fehlen lassen. Aber seine Muse taumelt dicht am Abgrund hin, und auch die Hoffnung, daß sie auf dramatischem Boden festen Fuß fassen könne, hat sie mit diesem „Waiblinger“ nicht erfüllt. Man hat das Stück unter eigenartigen Bedingungen auf dem Gärtnerplatztheater in München zur Aufführung gebracht, wie ich glaube nur ein einziges mal, und die Berichte widersprachen sich damals wie gewöhnlich. Nun könnte das Stück trotz Beifalls und Misfallens immer noch ein Meisterwerk sein; es gibt Dramen, die sich zur Aufführung nicht eignen, beim Lesen aber uns mit der Kraft des Genies packen, wie Grabbe's „Hannibal“. Man vergleiche aber Kirchbach's „Waiblinger“ mit dieser realistischen Dichtung, um den Unterschied zu erkennen.

Da ist Theodor Löwe's Schauspiel „Ein Königstraum“ (Nr. 2) von anderm Schlage und höherm Werth. Zwar ist es auch unmöglich, insofern keins seiner Begebnisse der platten Wirklichkeit gleicht, und ist also, um die armen Wörter todtzuhetzen, ein idealistisches Stück; aber es hat die Wahrheit der Poesie für sich, und seine Fehler zerstören seinen Kern nicht. Der Verfasser hat mit seiner „Geschichte des wackern Theodor Lobesam“, die das Leben eines liebenswürdigen Sonderlings gemüthvoll und etwas träumerisch erzählt, bereits ein gewisses Aufsehen, allerdings wol nur in kleinerm Kreise, erregt; jetzt hat er sich den Traum zum Thema genommen und so in seinem eigensten Element ein feines, phantastisches, oft sehr verzwickt verknotetes, aber doch wohlgeordnetes Netz gesponnen. Dem Fürsten Gorgonius von Sicilien, der nach langer Trauer um seines Vaters Tod das Reich an des Verwesers, seines Kanzlers, Statt nun selbst mit kräftiger Hand zu leiten unternimmt, tritt ein Verrückter in den Weg, ein Bettler, der sich die fürstlichen Ehren beimißt und nach dem Herrscher, der ihn binden lassen will, als einem Hochverräther und Spötter schlägt: eine That, die den König so heftig erregt, daß er den Tod des armen Narren befiehlt. Bei diesem grausamen Spruch hat es auch trotz aller Gegenvorstellungen des Kanzlers und der Königin einstweilen sein Bewenden, und er würde vollstreckt worden sein, wenn den Fürsten nicht bei herannahendem Dunkel eine Müdigkeit überfiele und er mit dem Gedanken an den großen Harun al Raschid, der unkenntlich durch die Straßen seiner Hauptstadt zu wandern liebte, in Schlummer sänke. Da widerfährt es ihm im Traum, daß das Volk ihn für jenen armen Geisteskranken hält, dem er das Leben abgesprochen (für einen Schneider, der König heißt), daß Richter, Aerzte und des Narren Frau dem Pöbel beitreten, daß er das Elend im Thurm und das seiner großen Seele unerträglichere in der Mansarde der Armuth, bei jenem Schneiderweibe kennen lernt. Aber der Traum hat seinen Stolz schon gebrochen, und er fügt sich, an sich selbst und der Welt irre werdend, in sein Los, bis ihn der vermeinte Anblick seines königlichen Purpurs wieder zu sich oder vollends außer sich bringt und er mit Gewalt den Zutritt zum Palast erkämpft. Keiner kennt ihn dort, und der Narr des ersten Acts, in der Traumhandlung nunmehr der wirkliche Monarch, verurtheilt ihn zum Tode, wie er selbst es jenem gethan. Da erwacht er, die Seele noch voll von den furchtbaren Gesichten, um sein Ich fast betrogen, aber im Innersten gedemüthigt und seine Thorheit begreifend. Den Verurtheilten begnadigend, begrüßt er das neue lichtere Leben:

Und daraus kein Erwachen? Ist nicht Schein,
Was jetzt sich gibt als Welt? Doch wär's auch Schein,
Der Schein ist eine Welt, ist wahr, ist echt.
Du Sonne trügst mich nicht, ich glaube dir!
Ihr Menschen trügt mich nicht, ich trau' auch euch!
Dich, Adelheid, hat nur mein Traum geirrt,
Hier bist du treu und mein! Dies Weib ist fein,
Das hab' ich nie geträumt. Ich war wohl er,
Doch er war niemals König! (Wie zu sich sprechend) Narr, o Narr,
Gesunde du vom Königswahn — sei Mensch,
Dann bist du echter König! (Wie zum Narren gewendet) Ich, als König,
Als König fühl' ich nur: — ich bin ein Mensch,
Und also will ich walten für und für.
Verzeiht mir, was ihr saht; ich will vergessen,
Wer ich gewesen, wissen, wer ich bin,
Und dieser Nacht gedenken!
Laßt nun dem Tag sein Recht! Was dunkel bliebe,
Das lichtet sich durch Tag, Demuth und Liebe.

Man sieht leicht, daß das Thema des Stücks nicht mehr originell ist. Calderon's „Leben ein Traum" und Grillparzer's „Traum ein Leben" haben es beeinflußt, und Gorgonius trägt die Erfahrungen Sigismund's und Rustan's zugleich mit heim; ja belehrte uns nicht der Jambus, so könnte man glauben, einen dieser beiden in der Löwe'schen Schlußscene reden zu hören: so verwandt sind sich die Ergebnisse. Bekanntlich sprechen aber Calderon und Grillparzer in Trochäen. Bald springt auch der Fehler des Anfangs in die Augen: die Verurtheilung eines offenbar wahnwitzigen Menschen zum Tode belastet Gorgonius zu stark, um so stärker, als alle Welt die Unzurechnungsfähigkeit des Tollen ganz selbstverständlich als einen Strafausschließungsgrund betrachtet; wer wird aber einem so thörichten Manne die rasche Heilung durch den Traum zutrauen? Hier hätte sich mit Leichtigkeit ein verständlicheres Motiv finden lassen. Aber dieser Mangel beraubt den Leser der Freude an der edeln und weichen Poesie des Ganzen nicht. Dramatisch betrachtet ist der „Königstraum" allerdings nicht viel mehr als eine fünfactige Soloscene, ein riesiger Monolog, den die übrigen schemenhaften Personen des Stücks bescheiden accompagniren, und eben dies Fehlen jedes äußern Conflicts, jeder harten Gegenständlichkeit, dies fortwährende Einkehren ins Innerste der Seele ließ mich, als ich das Drama zuerst kennen lernte, die Möglichkeit, es könne einen theatralischen Erfolg erringen, bezweifeln. Gleichwol ist es am prager Landestheater wiederholt gegeben und günstig aufgenommen worden: eine Empfehlung für das dortige Publikum wie für den Verfasser. Man hat über dem vielen Schönen, das der Dichter gegeben, die Anforderungen an den Dramatiker herabgestimmt. Trotzdem möge er auf die Stichhaltigkeit dieses Erfolgs nicht bauen, sondern gewiß sein, daß er sich, will er dem dramatischen Lorber weiter nachstreben, daran gewöhnen muß, das Leben in schärferer Beleuchtung zu betrachten und sich aus dem Bann der Traumwelt zu befreien. Selbst für ein so träumerisches Werk wie der „Königstraum" verschwimmt die Sprache öfters mehr als gut ins Blaue und Leere, und statt einer schönen dichterischen Blume erhalten wir ein breites, zerflossenes Redegemengsel. Hier liegen die Gefahren für den Dichter.

Den ernsten Einactern, die in der letzten Zeit von einem berufenern Poeten (Paul Heyse) auf den literarischen Markt und die Bühne gebracht wurden, hat ein mir bis dahin ganz unbekannter Autor, Georg Irrgang, einen neuen hinzugefügt: „Die Brüder" (Nr. 3), der das alte Zwistmotiv versöhnlich behandeln und lösen will. Prinz Sigismund, der nach des Vaters Tode den Thron eigenmächtig bestiegen, besitzt die Gunst des Adels, sein Bruder Alexander die des Volks, Prinzessin Emilie die Liebe beider. Da sie selbst aber nur einen, den Demokratenprinzen, liebt, der wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt ist, wäre das Unglück nur durch ihre Vermählung mit dem heroischen Sigismund abzuwenden. Da aber die Liebenden die Rettung um diesen Preis verschmähen, scheint es zum Aeußersten kommen zu sollen. Die Brüder gerathen hart aneinander, die Parteien stoßen zusammen; als aber im Augenblick der Krisis Emilie inmitten einer Schar von Nonnen auf ihrer Wanderung ins Kloster sichtbar wird, schmilzt Sigismund's Entschluß; er zerreißt das Urtheil, fällt dem Bruder in die Arme, legt dessen und Emiliens Hände ineinander und verzichtet zu Alexander's Gunsten auf den Thron. Dieser mag nun sein Ideal zur That machen:

Nicht Stolz und Eitelkeit zog mich empor,
Nicht Herrschsucht lenkte mich zur Königskrone;
Es war die Sehnsucht, Menschen zu erfreuen,
Den Dornenzweig der Tyrannei zu wandeln
In einen Rosenkranz der Duldsamkeit,
In einen Hauch des Friedens und der Liebe:
Des Herzens schönstes, höchstes Ideal.

Ganz correcte, regelrecht skandirte Verse, und in solchen ist, von einer warmen Empfindung durchströmt, das ganze Stück geschrieben. Aber alles ist übermäßig breit, und nach wahrhaft dichterischer und dramatischer Kraft sucht man vergebens.

Besser steht es mit desselben Verfassers fünfactiger Tragödie „Pelopidas" (Nr. 4), welche die Verschwörung des Helden und seiner Freunde gegen die thebanische Tyrannis (Leontiades) behandelt und nicht ohne Talent die Geschicke der Freiheitskämpfer und ihrer Gegner so verflicht, daß ein tragischer Ausgang unausbleiblich wird. Des alten Thebaners Charon, eines Mitverschworenen, Tochter Irene liebt den Herrscher, ohne ihn zu kennen. Während er sich, etwa wie Cesar in der „Braut von Messina", im voraus schon ihres Staunens über seinen fürstlichen Rang freut, bereitet er zugleich die Ermordung des alten Charon vor, ohne welche ihm die schöne Jungfrau nie beschieden sein würde. Irene entdeckt zu spät, wen sie liebt und welch ein Unheil sie, ohne es zu wollen, über das Haupt ihres Vaters herabbeschworen. Dies konnte sie nicht ändern, und auch das zweite Unheil, das sie im Kampf der Gefühle verhindern

möchte, die Strafe an dem trotz allem und allem heiß von ihr geliebten Leontiades, bricht herein, ohne daß sie es verhüten kann. Pelopidas, der Irene liebt, ohne von ihr wiedergeliebt zu werden, eilt, das Vaterland und den hingemordeten Charon zu rächen:

Verrathe deine Schwestern, deine Brüder,
Leer' diesen Freudenkelch, eh' es zu spät!
Ich hindere dich nicht an deinem Jubel.
Doch das gelobe ich mit heil'gem Eid,
Ich schwör' es bei demselben Gott der Todten,
Bei dem du ew'ge Treue ihm gelobt,
Eh dieser Tag beendet, räche ich
Den kühnen Heldengeist an seinem Mörder.

Und was er gelobt, führt er aus. Ja Irene bietet sich ihm in letzter Stunde selbst als Werkzeug seiner Rache dar. Sie hat den Tyrannen warnen wollen und führt ihn, eines Bessern belehrt, endlich selbst ins Verderben. Leontiades fällt, Irene fällt, Pelopidas sinkt verwundet zusammen, und die Freiheit triumphirt über die Gewalt. Das sind doch wirkliche Conflicte, klug geschürzt und lebendig durchgeführt. Zwar sonderlich individuelle Züge zeigt des Verfassers Talent auch diesmal nicht; den dramatischen Fortschritt hemmen ermüdende Breiten, und dem Helden schadet es, daß er der wortreichste von allen und mit der Haupthandlung nicht fest genug verknüpft ist. Ist aber „Pelopidas" jünger als „Die Brüder", wie man glauben möchte, und steht der Verfasser noch im Beginn seines Lebens und Schaffens, wie ich hoffe, dann wird man Besseres von ihm erwarten dürfen. Heinrich Bulthaupt.

Pädagogische Literatur.

Schlaglichter zur Volksbildung. Von Eduard Sack. Zweites bis viertes Heft. Nürnberg, Wörlein u. Comp. 1885—86. 8. Jedes Heft 60 Pf.

Von dieser Schrift, deren erstes Heft wir gleich nach Erscheinen desselben in d. Bl. besprochen, liegen jetzt vier Hefte vor. Das erste Heft ließ uns gleich die Vermuthung aussprechen, daß wir ein bedeutsames Werk erwarten dürfen, und wir sind in unsern Erwartungen nicht getäuscht worden. Es ist nicht die Beredsamkeit des Verfassers, die uns zu seiner Ansicht bekehrt, daß die Volksschule und Volksbildung in Deutschland nicht den Ruhm verdiene, den man ihr gewöhnlich zuspricht; es sind Acten, wohlbeglaubigte amtliche Acten, die uns mitgetheilt werden und uns den wahren Sachverhalt beruhten, es sind Zahlen, amtlich veröffentlichte Zahlen, die zu uns sprechen. Ziehen wir allen Subjectivismus des Verfassers ab, streichen wir alles das, was einige auf das Conto des Oppositionsmannes zu setzen veranlaßt sein könnten, lesen wir einzig und allein die Acten und betrachten das amtliche statistische Material, aber dieses nicht oberflächlich, so bleibt noch genug übrig, das uns den Beweis für das richtige Urtheil des Verfassers über Volksschulen und Volksbildung erbringt.

Unstreitig ist den letzten drei Heften der Löwenantheil der „Aera Falk" zuertheilt. Hier liegt dem Verfasser daran, das Vorurtheil, als habe während dieser Aera die Volksschule einen hohen Aufschwung genommen, als sei in dem Minister Falk das Ideal eines Unterrichtsministers zu erblicken, zu zerstreuen. Anläufe wurden wohl gemacht, aber nichts wurde zu einem erfreulichen Abschluß gebracht; die Männer, mit denen sich der Minister umgab und deren Rath er einholte, waren nicht solche, die einer freiheitlichen Entwickelung der Schule die Bahn zu ebnen geneigt waren. Unter dem Ministerium Falk wurde nicht minder Druck geübt wie unter dem Mühler's; zwar unter diesem die Mitgliedschaft der Lehrer an fortschrittlichen und liberalen Vereinen verpönt, so war es unter jenem die an christlich conservativen. Geringe Gehaltsaufbesserungen wurden den Lehrern als „persönliche Zulagen" oder Gratificationen gereicht, eine Einrichtung, die sie aus Furcht vor Entziehung derselben immer in Abhängigkeit hielt. Die statistischen Aufstellungen, welche dem Landtag beweisen sollten, daß unter Falk bedeutende Gehaltserhöhungen und Vermehrung der Schulen und Schulstellen stattgefunden, unterwirft der Verfasser einer eingehenden Prüfung, die zu überraschenden Resultaten führt. Da für die Naturalleistungen an die Volksschullehrer eine höhere Taxirung zu Grunde gelegt wurde, so erweist sich die angebliche Verbesserung der Gehälter bei den meisten derselben als eine äußerst geringe, die das festgesetzte Minimum noch lange nicht erreicht, bei vielen ist sie gleich Null. Da ferner die Durchschnittsberechnung die Gehälter der schon an sich besser gestellten „Literaten" mit denen der „Elementarlehrer" zusammenwirft, so erhält man wol den Eindruck einer Verbesserung, während in Wirklichkeit gerade die Bedürftigsten von der Wohlthat einer Verbesserung ausgeschlossen blieben. Hat eine Vermehrung der Schulen der Statistik nach wol stattgefunden, so war einerseits der Bedarf noch lange nicht gedeckt, andererseits griff man zu dem Nothbehelf, daß ein Lehrer eine andere Schule „mitversah", schädigte damit die eine Schule und nützte der andern nicht. Da nun aber auch die wenigen Seminare nicht den Bedarf an Lehrern decken konnten, so ließ man die verschiedensten, zweifelhaftesten Elemente zu einer Prüfung zu, Leute, die als Schneider, Schuster, Maurer u. dgl. nicht reussirten, und machte solche zu Lehrern. Der Verfasser will den guten Willen des Unterrichtsministers nicht verkennen; doch da es ihm als Juristen an Sach- und Fachkenntniß des Schulwesens gefehlt habe, so konnte der gute Wille für die große Aufgabe, die ihm gestellt war, nicht ausreichen. Auch den Lehrern schiebt der Verfasser einen großen Theil der Schuld an dem Fiasco der

Schulreform zu. Die Lobeserhebungen, mit welchen viele Lehrer jede kleinste That Falk's priesen und in den Himmel hoben, mußten ihn in dem Glauben bestärken, als habe er in Wirklichkeit Großes vollbracht, und ihm ein Selbstbewußtsein beibringen, an dem ein festes Vorgehen und eine wirkliche Reform scheiterten.

Dieses sind die Gedanken, die Eduard Sack in seiner Schrift entwickelt, und angesichts der Zahlen und des actenmäßigen Materials, das der Verfasser vor uns ausbreitet, wird man ihm nicht vorwerfen können, er habe die Geschichte der Glanzzeit des deutschen Volksschulwesens getrübt und entstellt. Es ist wahr, im Bewußtsein der Mitlebenden steht die Aera Falk hoch da als eine Zeit der Erlösung der Schule aus alten Banden und eine Zeit freiheitlicher Entwickelung; Sack hat diese falsche Vorstellung berichtigt und hat sich damit ein Verdienst um die Geschichtschreibung des deutschen Volksschulwesens erworben, das ihm auch der Gegner nicht verkümmern kann. Doch hat er unsers Erachtens nicht alle die Momente berücksichtigt, welche für eine gerechtere Beurtheilung des Unterrichtsministers selbst nothwendig sind. Die traurigen Verhältnisse, in denen Falk die Schule antraf, ließen sich nicht im Handumdrehen ändern; eine Krankheit kommt schneller als sie sich heilen läßt, und darum ist das Falk'sche Regime trotz aller Schattenseiten immer noch ein Fortschritt gegen früher und als Anfang der Besserung ein Verdienst, welches auf das Conto Falk's zu setzen ist. Ferner ist wohl zu berücksichtigen, daß auch der bestwollende Minister nicht immer kann wie er will, daß er mit einer Reihe von Factoren zu rechnen hat und sich deshalb oft mit Wenigem begnügen muß, will er nicht von vornherein auf einen Erfolg verzichten.

Das letzte der uns vorliegenden Hefte enthält noch den Anfang einer Abhandlung über die Trennung der Geschlechter in der Volksschule, die recht interessant zu werden verspricht. Der Verfasser ist gegen die Trennung — jedenfalls bis zum Alter von zwölf Jahren — sowol aus ökonomischen wie auch aus pädagogischen Gründen. Auch in dieser Abhandlung bewährt er sich als Praktiker und Theoretiker wie auch als scharfer Denker. A. Sulzbach.

Schriften zur Physik.

1. Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde von Otto Krümmel. Mit 78 in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. 1886. 8. 1 M.

Die Physik des Meeres hat, wie die Naturwissenschaft überhaupt, in neuerer Zeit sehr ausgiebige und mannichfaltige Bereicherungen erfahren, und es fehlt auch nicht an vorzüglichen Gesammtdarstellungen dieses Zweiges der physikalischen Geographie; wir meinen beispielsweise die hierher gehörenden Werke von Maury (seit 1856 bisjetzt mehrere Auflagen), Gareis und Becker (1867), Kayser (1873), Geleich (1881) u. a. m. Das jüngste und compendiöseste Buch dieser Art haben wir eben hier anzuzeigen; es behandelt in Kürze die Naturgeschichte und Naturlehre des Meeres. Es berichtigt auf Grund neuer Forschungen die falschen Vorstellungen über die Bodengestaltung der Meeresbecken. Im allgemeinen wurden früher die Meerestiefen weit tiefer geschätzt, als sie sind; man dachte sich den submarinen Boden aus tiefen Thälern und hohen Bergen (Inseln) bestehend, analog der festländischen vertiealen Gliederung. Allein die Tiefseemessungen unserer Zeit mit sehr verbesserten Tiefloten (Bathometern) haben gezeigt, daß der Boden des freien Oceans, unter Vorbehalt einiger Ausnahmen, nahezu ebene Flächen bildet. Die Studien des Bodenreliefs der Meeresbecken wurden besonders gepflegt behufs Legung der telegraphischen Kabel, und man gab zu diesem Zweck den Senkloten neue Constructionen, welche in einem eigenen Kapitel durch Wort und Bild in dankenswerther Weise vorgeführt werden.

Von den chemischen Grundstoffen findet man nahezu die Hälfte im Meerwasser, freilich oft in so geringer Menge, daß ihr Dasein zur bloßen Spur herabsinkt. Einige Salze jedoch kommen in beträchtlicher Menge vor, besonders das Kochsalz. Die Vertheilung des Salzgehalts nach der Tiefe ist in den letzten Jahrzehnten fleißig erforscht worden, wobei eigenthümliche Schöpfvorrichtungen für große Tiefen gute Dienste leisteten. Im allgemeinen ergab sich im freien Ocean bis etwa 2000 Meter Tiefe eine schwache Abnahme des Salzgehalts; von da an bis zum Boden wieder eine Steigerung. In abgeschlossenen Binnenmeeren wächst vorherrschend der Salzgehalt mit der Tiefe.

Mittels sinnreich ausgeführter Thermometer wird die Wärmeschichtung in den verschiedenen Meerestiefen gefunden. Genügend weit von den Polarkreisen zeigt sich, daß in den offenen Oceanen die Temperatur continuirlich von der Oberfläche nach unten abnimmt, und zwar anfangs rasch, dann langsamer. Am Meeresboden in einer Tiefe von 4000 Metern fand man die Temperatur von nahezu 1° C. In den Mittelmeeren, in der Nord- und Ostsee sowie in den Eismeeren herrscht selbstverständlich eine andere Wärmevertheilung, über welche sich das vorliegende Werkchen des weitern verbreitet, und worauf wir die Leser verweisen, die sich für die Wärmeschichtung in den Meeren speciell interessiren.

Besonders anziehend behandelt das Büchlein die Meereswellen, die Roller, Sturzseen, Brandungen und Seebebenwellen, ferner die Meeresströmungen sowie die Ebbe und Flut. Da auch hier der klar entwickelte Text durch zahlreiche und gut gewählte Illustrationen unterstützt wird, so dürfte der Leser reichlich belehrt und befriedigt das

empfehlenswerthe Büchlein aus der Hand legen und noch öfters zur wiederholten Lektüre aufschlagen.

2. Der Schall. Eine populäre Darstellung der physikalischen Akustik mit besonderer Berücksichtigung der Musik von Adolf Elsas. Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und einem Porträt. Prag, Tempsky. 1886. 8. 1 M.

Die deutsche Literatur hat in Radau's „Lehre vom Schall" (2. Aufl., 1876) sowie in Blaserna's „Die Theorie des Schalls in Beziehung zur Musik" (1876) zwei recht gute Bücher, welche in ansprechender, leicht faßlicher Weise die Akustik so darstellen, daß der Leser die Hauptresultate der Helmholtz'schen Forschungen auf diesem Gebiete verstehen, würdigen und verwerthen lernt. Ueberdies können dann Leser, welche noch tiefere Kenntnisse in den Fundamenten der Lehre vom Schall erstreben, nach der in jeder Richtung vorzüglichen „Akustik" von Melde (1883) greifen. Obschon nun, wie eben angedeutet worden ist, unsere Bücherei an populär gehaltenen Vorträgen über das gesammte Gebiet der Schalllehre keinen Mangel leidet — und dazu kommt noch Tyndall's „Der Schall" (2. Aufl., 1874, deutsch von Helmholtz und Wiedemann) —, so durfte doch in der „Deutschen Universal-Bibliothek für Gebildete" ein Bändchen über den Schall nicht fehlen, und dasselbe mußte selbstverständlich die Musik besonders berücksichtigen, mithin auch die Helmholtz'sche Erklärung der Klangfarbe sowie der Harmonie eingehend genug behandeln. Dies ist denn auch, mit Rücksicht auf den Zweck des Büchleins, in befriedigendem Grade geschehen. Besonders interessant und wichtig ist der Abschnitt über die „Erzwungenen Schwingungen" sowie über die Schwingungen von Platten und Membranen, um deren Erforschung der Verfasser durch seine eigenen Arbeiten sich verdient gemacht hat. Erst durch die erzwungenen periodischen Bewegungen ist die Telephonie möglich und erklärlich geworden. Letztere wird zwar nur kurz, aber auf passender Basis verständlich vorgetragen, woran sich der Edison'sche Phonograph anschließt.

Die Telephonie und Phonographie beenden die erste Abtheilung, welche sich mit solchen Erscheinungen und Gesetzen der Schallbewegung beschäftigt, die sich durch bloße Beobachtungen und einfache Experimente ermitteln lassen. In der zweiten Abtheilung werden mittels höherer Hülfsmittel die Schwingungsformen der tönenden Körper aufgefunden, worauf dann im dritten Kapitel die Zerlegung der Klänge in ihre Einzeltöne, und endlich viertens zum Schluß das Zusammenwirken der musikalischen Klänge behandelt wird. Nach dieser kurzen Andeutung des reichen Inhalts dieses Werkchens mag nun der Leser selbst an das Studium desselben gehen.

Volkssagen und Aberglaube.

1. Harzsagen, zum Theil in der Mundart der Gebirgsbewohner gesammelt und herausgegeben von Heinrich Pröhle. Zweite Auflage in einem Bande. Leipzig, Mendelssohn. 1886. 8. 5 M.

Heinrich Pröhle hat sich als Sammler der Sagen des Harzes so rühmlich bekannt gemacht, daß diese neue Ausgabe der von ihm aneinander gereihten Perlen der Volksdichtung keiner Empfehlung bedarf. Die in ihr enthaltenen Sagen, 276 an der Zahl, sind nach den Oertlichkeiten gruppirt, an welche sie sich knüpfen und deren wir nicht weniger als 75 gezählt haben. Die größte Anzahl derselben vereinigt wie billig der phantastische Brocken, der Gipfel des Harzgebirges. Den Sagen voran geht eine reizende Erzählung: „Aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers", aus welcher wir erfahren, wie der Verfasser die Unannehmlichkeiten des Winters im Gebirge nicht scheute, um dem ungekünstelten Volksmunde abzulauschen, was derselbe von alter Zeit her aus dem reichen Schatz des naiven Glaubens der Vorfahren aufgespeichert hat. Ein Register am Schluß des Buchs erleichtert das Aufsuchen der einzelnen Sagenmomente.

2. Alte Steine in neuer Fassung. Bilder und Sagen aus der Provinz Hannover von W. Rustmann. Hannover, Meyer. 1886. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese Sagensammlung unterscheidet sich von der vorigen dadurch, daß sie nicht unmittelbar unter dem Volke gesammelt, sondern aus Sammlungen zusammengetragen ist, und daß die Sagen in ein modernes, stilgerechtes und schmuckreiches Gewand gekleidet sind. Gruppirt sind sie nach den sechs Regierungsbezirken (ehemals Landdrosteien) des frühern Königreichs Hannover. Ihre Zahl beträgt 96, und die Darstellung hält sich bei aller Gefälligkeit und sogar Spannung in der Erzählung der größern Sagen an den ursprünglichen Charakter derselben, sodaß das sehr hübsch ausgestattete Buch ein unterhaltendes genannt zu werden verdient. Im Regierungsbezirk Hildesheim berührt sich die Sammlung natürlich mit den „Harzsagen".

3. Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Ein Beitrag zur Landeskunde von Victor Fossel. Zweite unveränderte Auflage. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1886. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Niemand ist in so hohem Grade wie der Arzt dazu berufen, die aus dem Heidenthume und seiner Zauberei stammenden so seltsamen und barocken Zeugnisse des auf die Gesundheits- und Krankheitsverhältnisse bezüglichen Volksaberglaubens zu sammeln und darzustellen. Das vorliegende, nicht nur für den Arzt, sondern für jeden Freund des volksthümlichen Lebens und Dichtens interessante, reichhaltige und verdienstliche Buch zerfällt in einen all-

gemeinen und einen speciellen Theil. Ersterer handelt von den Krankheitsanschauungen und den Heilmethoden des Volks, von dessen Meinungen über Kranke und Aerzte und von den verschiedenen Klassen seiner Berather in Krankheiten, der Curpfuscher aller Art, denen sich Schmiede, Schinder und leider oft auch Geistliche anreihen. Der specielle Theil gruppirt sich nach den einzelnen Krankheiten und andern Leidenszuständen (wie Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett) und schließt mit den abergläubischen Volksansichten über Tod und Leichen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig sind zwei Schriften erschienen, welche durch ihren Titel eine gewisse äußerliche Verwandtschaft miteinander haben: „Hieroglyphen" von Anatole Rembe und „Literarische Skizzen" („Armenische Bibliothek") von Arthur Leist. In einer Art von Allegorien entrollt der erstere die Nachtseiten des Lebens und predigt auf jeder Seite das Evangelium des Pessimismus, oder wol richtiger des russischen Nihilismus. Freilich empfindet man dabei nur Schauder, nicht eine Spur des echt tragischen Fürchtens. Was das zweite Buch anlangt, so können wir nicht beurtheilen, ob deutsche Leser an den Themen desselben Interesse nehmen. Doch wollen wir gewissenhaft die Mehrzahl der Kapitelüberschriften verzeichnen: „Sajat-nowa", „Raphael Patkanian", „Pater Leo Alischan", „Mkrtitsch Beschiktaschlian", „Abowian" u. s. w. Die Ausstattung der beiden kleinen Bücher ist eine brillante.

— Adolf Stendel zieht den „Spiritismus vor den Richterstuhl des philosophischen Verstandes" (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Es hat uns wohlthuend berührt, daß der Verfasser seinen philosophischen „Verstand" von der philosophischen „Vernunft" so bescheiden zu trennen weiß. Nach Steudel hat es mit der ganzen Persönlichkeit des Menschen nach dem Tode ein Ende, weil nichts Wahrnehmbares von ihm übrigbleibt. Ein rein immaterielles Sein ist eine Undenkbarkeit, weil ein solches von dem leeren Raum nicht verschieden wäre; es wäre ein lebendiges und mit Qualitäten versehenes Stückchen dieses leeren Raums, was ja die reinste Chimäre sein würde. „Was man gemeinhin unter der menschlichen Seele versteht, ist eine mit Subjectivität und Bewußtsein imbuirte Lebensblume und die durch diese Amalgamirung sich bildenden psychischen Phänomene." Wir wollen diese Blumenlese aus der Steudel'schen Philosophie hier nicht weiter fortsetzen; das Hauptverdienst des kleinen Buchs besteht unsers Erachtens darin, daß es die Lehren des Spiritismus und der verwandten Philosophien trefflich wiedergibt.

— Wilhelm Ludwig Holland hat unter dem Titel „Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß" Mittheilungen aus der akademischen Lehrthätigkeit des Dichters erscheinen lassen (Leipzig, Hirzel). Das Buch umfaßt 102 Seiten und enthält die Urtheile, die Uhland während seiner kurzen Docententhätigkeit an Abhandlungen, Gedichten u. dgl. ausgesprochen hat, welche Studenten bei ihm einreichten. Wir haben die meisten dieser kurzen Recensionen gelesen und natürlich Uhland's Ingenium darin wiedergefunden. Aber muß denn ein irgendwie hervorragender Mann immer fürchten, daß alles, was er irgendeinmal sagt oder schreibt, auf dem Präsentirteller zum ästhetischen Nachtisch herumgereicht wird? Muß er noch lange nach seinem Tode interviewt werden, wie er über ein paar Verse irgendeines obscuren Studenten denkt? Heiliger Stephan, laß doch von jedem deutschen Professorenkatheder eine Fernsprechleitung auf die Nachwelt übergehen, damit unsere Kinder den „Geist" stets frisch von der Quelle beziehen können!

— „Stöckl's Geschichte der neueren Philisophie" beleuchtet Theodor Weber, um damit einen Beitrag zur Beurtheilung des Ultramontanismus zu liefern (Gotha, F. A. Perthes). Der Verfasser ist der Ansicht, daß das alte Deutsche Reich an den Folgen des ultramontanen Systems zu Grunde gegangen sei. Auch das neue Reich habe den Keim eines unheilbaren Siechthums in sich, falls jenes System bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschend werde. Als eine Probe des seit dem 18. Juli 1870 auf dem Unfehlbarkeitsdogma ruhenden Ultramontanismus sieht Weber die Stöckl'sche Schrift an. Gewiß hat er mit seiner Charakterisirung derselben sehr recht; gewiß kommt sein Warnungsruf zeitgemäß. So lange es aber nicht gelingt, die sociale Stellnng der evangelischen Kirche und besonders der Theologen zu heben, so lange ist alles Predigen, Schreiben und Tagen nicht viel mehr als Dreschen von leerem Stroh.

— „Vom Dorf und aus der Stadt" nennt sich eine Sammlung von Sätzen und Aufsätzen, Sprüchen und kleinen Geschichten von E. Epp. Das ziemlich umfängliche Buch, welches bei Tobias Löffler in Manheim erschienen ist, darf als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden. So wie einst Herder und die Romantiker die Volksseele aus Volksliedern zu erschließen suchten, so muß der Verfasser ein gutes Stück seines Lebens darangewendet haben, um in Südwestdeutschland das Volk in den Geschichten zu belauschen, die es sich erzählt. In der anspruchlosesten Form ist hier eine Lebensweisheit und theilweise auch Poesie niedergelegt, welche ungemein wohlthuend wirkt. Wir empfehlen das Buch als eine kräftige, gesunde Hausmannskost.

— L. Ottmann hat frei nach dem Original der Sarah C. Bull das Leben des Geigerkönigs Ole Bull beschrieben (Stuttgart, Lutz). Alle Violinspieler werden mit Interesse das Lebensbild ihres großen Vorbildes hier studiren können; dasselbe ist in der That reich an interessanten Einzelheiten. Die historische Genauigkeit könnte manchmal größer sein; z. B. das Zusammentreffen Ole Bull's mit Mendelssohn und Liszt in Leipzig wird in einem Athem erzählt mit dem Auftreten des Geigerkönigs bei der Krönung des Königs Wilhelm von Preußen. Ein Curiosum sei aus dem Leben Ole Bull's herausgegriffen, welches auch für weitere Kreise merkwürdig sein dürfte. Ole Bull spielte einmal vor der Malibran ein Capriccio voll technischer Schwierigkeiten, welches sie nicht kannte; gleichwol sang sie dasselbe sofort völlig richtig nach.

— Ueber „Die Kunst und die christliche Moral" handelt der Pastor Heinrich Steinhausen, Verfasser von „Irmela" (Wittenberg, Herrosé). Er will der Kunst ein bestimmtes, gegen die Moral abgegrenztes Gebiet sichern, verlangt aber zugleich auch eine Förderung der Sittlichkeit von ihr. „In der Kunst ist es stets auf Lusterzeugung abgesehen; die Würde aber der Moral ginge zu Grunde, wenn sie es auf Erregung nach so gereinigter Lust absehen wollte. Sie muß vielmehr ihre höchsten Siege der Unlust der eigenen Neigungen und Wünsche abgewinnen." Referent weist, obwol ein Protestant von positiver Richtung, wie Steinhausen, diese Definition der Moral entschieden zurück. Kennt Steinhausen nicht die Ueberwindung des Kant'schen Pflichtbegriffs durch Schiller? Haben R. Rothe, Martensen, Dorner u. a. umsonst für ihn geschrieben?

— Wir sind darauf aufmerksam gemacht worden, daß es den Anschein gewinne, als ob in dem Artikel über das „Wagner-Jahr-

buch" in Nr. 46 d. Bl. die beiden Brüder Ernst von Wolzogen und Hans Paul von Wolzogen miteinander verwechselt worden seien. Obschon nun jeder, der für Richard Wagner eine Lanze bricht, allenfalls ein „bayreuther Ritter" genannt werden könnte, so wollen wir doch, um Misverständnissen vorzubeugen, hier darauf hinweisen, daß der Herausgeber der „Bayreuther Blätter" und zahlreicher Wagner-Schriften Hans Paul von Wolzogen ist, während Ernst von Wolzogen, der Verfasser jenes Artikels über „Den Naturalismus in der Literatur und das Kunstwerk Richard Wagner's", nur ausnahmsweise auf diesem Gebiete thätig ist und sich in Anschauungs- und Darstellungsweise wesentlich von seinem Bruder unterscheidet.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 23. November starb in Wien Leopold Kompert, der ehemalige Präsident der wiener Schiller-Stiftung, einer jener aus dem Judenthum hervorgegangenen Schriftsteller, der durch sein liebenswürdiges Wesen, seine Anspruchslosigkeit und Herzensgüte sich von vielen lärmenden Repräsentanten der jüngsten jüdischen Schriftstellerwelt wesentlich unterschied. In seinem Charakter waren einige Züge unverkennbar, die an einen Moses Mendelssohn und andere Humanitätspriester des vorigen Jahrhunderts erinnerten. Als Schriftsteller, freilich, hielt er sich von allgemeinen Tendenzen des Kosmopolitismus gänzlich fern: er war der Realist des Ghetto, aber er war es mit feiner Psychologie und mit einer Gemüthswärme, welche alle Detailzüge verklärte und in eine höhere Sphäre hob. Allerdings hinderte die Beschränkung auf einen so abgeschlossenen Lebenskreis, daß seine Schriften auf das große Publikum wirken konnten: sie interessirten die Glaubensgenossen — wo es Werke der neuern Literatur gilt, einen unverhältnißmäßig großen Leserkreis; sie interessirten den Fachkritiker und alle diejenigen, die feinen Geschmack genug besaßen, um die ästhetischen Vorzüge dieser Erzählungen zu würdigen. Doch darüber hinaus versagte ihre Wirkung.

Leopold Kompert war am 15. Mai 1822 zu Münchengrätz in Böhmen geboren, besuchte das Gymnasium in Jungbunzlau, studirte dann in Prag. Nachdem er mehrfach, der Noth gehorchend, Hofmeisterstellen angenommen und sich dabei in der Zwischenzeit literarisch beschäftigt hatte, bekleidete er kurze Zeit die Stelle eines Beamten der wiener Creditanstalt, legte aber auch diese bald nieder und widmete sich ganz schriftstellerischer Thätigkeit. Allen Bestrebungen zur Förderung des Schriftstellerstandes war er ein eifriger Förderer. Kompert's erstes Werk erschien 1848: „Aus dem Ghetto"; es war darin ein Ton angeschlagen, der auch in allen spätern hindurchklang: „Böhmische Juden" (1851), „Am Pflug" (1855), „Neue Geschichten aus dem Ghetto" (1860), „Novellen" (1860), „Geschichten einer Gasse" (1865). Etwas über diese Sphäre hinaus griffen die Romane „Zwischen Ruinen" (1875) und „Franzi und Heini" (1880). Eine Gesammtausgabe seiner Werke, die ebenso wie die einzelnen Schriften in d. Bl. eingehend gewürdigt worden ist, erschien in den Jahren 1882—83.

Bibliographie.

Fries, N., Priorissa. Ein edles Frauenbild aus dem Klosterleben des 15. Jahrhunderts. Itzehoe, Nusser. 8. 2 M.

Friis, J. A., Ausgewählte Schriften. I. und II. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 3 M. 20 Pf.

Fritz, J., Aus antiker Weltanschauung. Die Entwicklung des jüdischen und griechischen Volkes zum Monotheismus, nach den neuesten Forschungen dargestellt. Hagen, Risel u. Comp. Gr. 8. 7 M.

Gerzabek, Anna v., Auf der Höhe des Lebens. Zwei Erzählungen für die reifere weibliche Jugend. Kattowitz, Siwinna. 8. 3 M.

Goebel, J., Zur deutschen Frage in Amerika. Ein Wort über Schule, Seminar und Schulverein. New York, Westermann u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Götz, R., Frihlengs-Knëspel, aus'n Zëpser Blumgorten obgeflockt. Kesmark. 12. 3 M.

Grimm, Abriss der Kulturgeschichte Ostafrikas. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 50 Pf.

Grineau, J., Nach dreißig Jahren. Novelle. Aachen, Cremer. 1887. Gr. 8. 90 Pf.

Grotthuß, Elisabeth v., Wilhelm Hort. Socialer Roman. Die Wanduhr. Nach wahren Begebenheiten erzählt. Augsburg, Schmid. 8. 3 M.

Janssen, P., Gustav Merkel, königlich sächsischer Hoforganist. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit Merkels Porträt, einem Verzeichnisse seiner sämtlichen Werke und der faksimilierten ersten Seite der Original-Handschrift seines Weihnachtspastorales (op. 56). Leipzig, Rieter-Biedermann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jordaens, H., Vergangene Zeiten. Erzählung aus den Niederlanden. Aachen, Cremer. 1887. Gr. 8. 4 M.

König, E. A., Des Herzens Stimme. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1887. 8. 10 M.

Kormaks Saga. Herausgegeben von Th. Möbius. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 4 M.

Kraus, E., Abenteuer des Grafen Georg Albrecht zu Erbach. Eine wahre Erzählung. Leipzig, Böhme. 1887. 8. 2 M. 70 Pf.

Krauß, F., Von der Ostsee bis zum Nordcap. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen. 1ste Lfg. Neutitschein, Hosch. Lex.-8. 60 Pf.

Der nächste Krieg. Unsere Aussichten und die Zustände in unserer Armee. Ein rücksichtsloses Wort von K. v. R. 2te u. 3te neubearb. Aufl. Berlin, George u. Fiedler. Gr. 8. 1 M.

Lagarde, P. de, Erinnerungen an Friedrich Rückert. Lipman Zunz und seine Verehrer. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Leese-Löwe, A., Pulverdampf. Ernste und heitere Bilder aus Kriegs- und Friedenszeiten. Rathenow, Babenzien. Gr. 8. 1 M.

Das 2. Leib-Husaren-Regiment Nr. 2 von 1741—1886. Geschichte des Regiments, zur Feier des 25jährigen Chef-Jubiläums Ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen, Victoria, den Unteroffizieren und Mannschaften im Auszug erzählt von einem ehemaligen Leibhusaren. Mit den Bildern Sr. Maj. des Kaisers und Königs und Ihrer k. und k. Hoh. der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen in der Regiments-Uniform, sowie 2 Uniform-Skizzen. Berlin, Liebel. 8. 1 M. 20 Pf.

Loewenthal, W., Grundzüge einer Hygiene des Unterrichts. Wiesbaden, Bergmann. 1887. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Markwart, O., Wilibald Pirckheimer als Geschichtschreiber. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Meißner, A., Mosaik. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 9 M.

Oberwinder, H., Sozialismus und Sozialpolitik. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialpolitischen Kämpfe unserer Zeit. Berlin, Staude. 1887. Gr. 8. 3 M.

Offenherzigkeiten aus der Armee von Friedrich Ferdinand. Berlin, Walther u. Apolant. 1887. Gr. 8. 2 M.

Oertzen, D. v., Sinkende Welten. Novelle in Versen. Leipzig, Böhme 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Oertzen, G. v., Aus den Herbergen des Lebens. Breslau, Trewendt. 1887. 8. 2 M.

Rhoen, C., Aachen zur Zeit der Römer. Aachen, Cremer. 12. 50 Pf.

Roedel, B., Die sieben Todsünden der deutschen Bühne. Ein Beitrag zur Beleuchtung der Regenerntionsfrage des Theaterwesens. Nebst einem Anhang: Das Theater am Gärtnerplatz in München und seine Domaine, die Bauernkomödie. München, Fritsch. 1887. Gr. 8. 60 Pf.

Sanders, D., Fürs deutsche Haus. Blüthenlese aus der Bibel und den mustergültigen griechischen und römischen Schriftstellern, als der Grundlage unserer Volks- und gelehrten Bildung. Mit einem Titelbild von O. Wisnieski. Berlin, Rosenbaum. 8. 6 M.

Schütz, H., Sophokleische Studien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schwarzkopff, P., Das Leben im Traum. Eine Studie. Leipzig, Böhme. 1887. 8. 1 M. 40 Pf.

Simson, B., Die Entstehung der pseudo-isidorischeu Fälschungen in Le Mans. Ein Beitrag zur Lösung der pseudo-isidorischen Frage. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Struck, E., Der internationale Geldmarkt im Jahre 1885. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sydow, Clara v., Alte Gefährten. Zwei Novellen. Dresden, Pierson. 1887. 8. 6 M.

Tuch, G., Der erweiterte deutsche Militärstaat in seiner socialen Bedeutung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 M.

Walcker, K., Kritik der deutschen Parteien. Ein volkswirthschaftlicher und politischer Essay. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 6 M.

Walther, Lina, Das Weihnachtslied. Eine Erzählung für junge Mädchen. Gotha, F. A. Perthes. 1887. 8. 3 M.

Wendt, F. M., Psychologische Methodik des Mädchenunterrichtes. Ein Versuch. Leipzig, Böhme. 1887. Gr. 8. 3 M. 25 Pf.

Wengen, F. von der, Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung authentischer Quellen. Mit 2 Karten. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 20 M.

Wildenfels, C. v., Aus russischen Kreisen. Roman. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 5 M.

Wöhlau, B. v. d., Herz oder Seele? Eine Erzählung. Leipzig, Böhme. 1887. 8. 3 M. 75 Pf.

Anzeigen.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Expl. in Orig.-Einbänden:

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. M. 4.
— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. M. 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. M. 7,50.
Appell, Werther und seine Zeit. 3. Aufl. M. 6.
Bulthaupt, Eine neue Welt. Drama. M. 3.
— Dramaturgie. 2. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. M. 6. ** Shakespeare. M. 6.
Burns, Dichtungen. Deutsch von A. Lamm. 3. Aufl. M. 3.
Allmers-v. Dörnberg, Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk. M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Lord Byron's Marino Faliero. Uebers. u. Bühnenbearb. von A. Fitger. M. 3.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. M. 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Aufl. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 2. Aufl. M. 5.
— Die Hexe. Trauersp. 4. Aufl. M. 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Aufl. M. 3.
Frater Hilarius, Maipredigten. 6. Aufl. Einl. v. L. Steub. M. 2,25.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. M. 6,50.
Löhn-Siegel, V. Oldenb. Hoftheater z. Dresdner. M. 4.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Aufl. M. 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3. Aufl. M. 3.
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. M. 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. 3. Aufl. M. 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Aufl. M. 2.
Rittershaus, E., Buch d. Leidensch. 2. Afl. Prachtausg. M. 3.
— Aus den Sommertagen. Mit Portrait des Dichters von L. Knaus. Prachtausg. M. 5.
Shakespeare's Imogen (Cymbelin). Bühnenbearbeitung von H. Bulthaupt. M. 2,60.
Spaeth, Samenkörner d. Wahrheit. 32 Predigt. M. 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. M. 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. M. 7,50.
Stern, A., Wanderbuch. 2. verm. Aufl. M. 4.
Wöbcken, Am Wege. Christl. Sprüche. M. 1,50.
Volksbote. Volkskal. 50. Jahrg. reich illustrirt. 50 Pf.
Geschenklitterat.-Verzeichn. gratis.
Verl.: **Schulzesche Hofbuchh. Oldenburg.**

Neueste Romane

aus der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Gregor Samarow, Auf der Brautschau.
Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

C. E. Tittmann, Das Ideal.
Geheftet 4 Mark; fein gebunden 5 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Johannes van Dewall, Der Kommandant.
Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Emile Erhard, Die Rose vom Haff. 3 Bände.
Geheftet 12 Mark; fein gebunden 15 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 325 bis 331.

Zustände in China's Heer, Flotte und Küstenbefestigung. (I./III.) — Die gemeinsamen Interessen. — Die Eröffnung der Cortes. — Thronrede zur Eröffnung des deutschen Reichstags. — Zur deutschen Thronrede. — Zur geplanten Abänderung der Anwaltsgebühren. — Die Begründung der deutschen Militärvorlage.

Eine neue Erkenntnißtheorie. Von R. Seydel. Nekrologe Münchener Künstler. (XLVIII. Franz Adam. Schluß.) — Zur Geschichte der neuesten Zeit. Von H. Baumgarten. (III.) — An griechischen Ufern. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (IV.) — Das englische Armenwesen und das communistische Treiben. — Zur Geschichte des Humanismus und der Renaissance in Polen. Von Dr. J. v. Antoniewicz. (I./II.) — Regesten der Mainzer Erzbischöfe und Erzkanzler des Deutschen Reiches. — Gustav Freytags Selbstbiographie. Von A. Horawitz. — Wilhelm Hey. Von Dr. G. Schneider. — Die Aebtissin von Jouarre. — Das dreihundertjährige Jubiläum der Grazer Universität. Angriffe auf den Privatversicherungsbetrieb.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch die Kalahari-Wüste.

Streif- und Jagdzüge

nach dem Ngami-See in Südafrika.

Von

G. A. Farini.

Aus dem Englischen von **W. von Freeden.**

Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenskizzen.

8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

Die auf den Karten als Kalahari-Wüste bezeichnete Gegend im Innern Südafrikas bildet das Hinterland von Angra Pequena und hat daher ganz besondere Wichtigkeit für Deutschland. Im vorliegenden reich ausgestatteten Werke wird diese Gegend, die zum Theil bisher noch ganz unbekannt war, von dem verdienstvollen, durch die Vorführung der „Erdmenschen" bekannten Reisenden Farini mit ihren Bewohnern wie mit ihrer Thier- und Pflanzenwelt anschaulich geschildert. Das Werk, dessen Preis ausnahmsweise billig gestellt ist, wird sich sowol deshalb wie wegen seines hochinteressanten Inhalts gewiss zahlreiche Freunde erwerben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 16. December 1886.

Inhalt: Aesthetische Essays. Von Feodor Wehl. — Länder- und Völkerkunde. — Erzählungen und Novellen. Von Johannes Emmer. — Vermischte Schriften. — Eine Geschichte des deutschen Buchhandels. Von Friedrich Lotheissen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aesthetische Essays.

Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays. Von Gustav Portig. Zwei Bände. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Gr. 8. 8 M.

Das zweibändige Werk von Gustav Portig erscheint uns einer ganz besondern Beachtung werth, weil es, dem Geiste der Neuzeit entsprechend, das lebendige Kunstbewußtsein aus dem todten Formelwesen der Aesthetik und der starren Regelrechtigkeit der Ueberlieferung erlöst zu allgemein verständlichem Ausdruck bringt. Der Verfasser zeigt in den hier zusammengestellten Abhandlungen nicht nur große Belesenheit und Umsicht auf dem Gebiete der bildenden Kunst und der Musik, sondern, was noch mehr sagen will, auch ein wahrhaft fein gebildetes Urtheil und einen seltenen Geschmack in der Darstellung. Seine Arbeiten unterhalten angenehm, indem sie zugleich ernst und nachdrücklich belehren. Sie entwickeln ein reiches Maß von Kenntniß und Wissen, aber sie entwickeln es nicht in trockener Auseinandersetzung und Erörterung der sogenannten Katheder-gelehrsamkeit, sondern im frischen und gesunden Tone einer Weltanschauung, die sich aus dem innersten Zusammenhange mit der Gegenwart und unserer deutschen Volksthümlichkeit ergibt. Wie Gustav Portig die Aesthetik auf die Kunsterscheinungen langvergangener und jüngster Tage anzuwenden sich angelegen sein läßt, so vermag es nur derjenige Schriftsteller zu thun, der den Sinn seiner Nation erkannt und das Wesen seines Jahrhunderts ergründet hat. In der „Einführung" seiner Schriften sagt unser Autor sehr richtig: „Sowol der Kunst wie der Kunstgelehrsamkeit unserer Tage ist jener realistische Zug eigen, welcher ihre Stärke ausmacht, aber ohne idealistisches Gegengewicht ihnen zur Schwäche ausschlagen wird." Gleich danach äußert er:

Gern gebe ich den eigentlichen Kunstgelehrten unserer Tage zu, daß jede Aesthetik ohne möglichst gründliche Kenntniß der Geschichte und der Technik der einzelnen Künste in der Luft schwebt; ich bin hinlänglich orientirt, um zu wissen, wie viel sehr oft auf den Besitz von äußerlichen Kleinigkeiten ankommt. Ich weiß mich ferner darin mit ihnen einig, daß die dichterisch schöne Sprache in der Auslegung von Kunstwerken niemals Selbstzweck werden, niemals die Selbstaussprache des Kunstwerks überwuchern darf. Der Dollmetscher einer künstlerischen Schöpfung soll nur den Weg bahnen bis zur Pforte des Heiligthums und den Schlüssel schmieden, welcher dasselbe erschließt.

Diese Sätze sind bezeichnend für unsern Schriftsteller und lassen klar und deutlich den Standpunkt erkennen, den er einnimmt. Zwischen Idealismus und Realismus mitten innestehend, sucht er die Vermittelung und Versöhnung der Gegensätze dadurch zu ermöglichen, daß er das echte und rechte Kunstverständniß in der Anwendung bei allen Kunstbetheiligten zu erwecken und auszubilden trachtet. Nicht der Regelkram einer abgestorbenen Lehrhaftigkeit, nicht die altväterische Tradition sollen das große Wort in der Kunstschöpfung aller Zeiten führen, sondern das treibende Volksgefühl und jener unabweisbare Instinct, welcher aus dem Bedürfniß und dem Schönheitssinn der waltenden Gegenwart sich entwickelt. Jede Epoche hat ihren eigenen Inhalt, gleichsam ihren eigenen Genius. Diesen eigenen Genius und Inhalt der herrschenden Epoche über den Genius und Inhalt aller vergangenen Epochen, mit Ausnutzung und Festhaltung ihrer ewigen und unverwüstlichen Errungenschaften, zur Geltung bringen zu helfen, das ist die anerkennenswerthe und wohlzuschätzende Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Seine Essays sind keine literarischen Darlegungen, die durch Aufstellung steifer schulwissenschaftlicher Grundsätze, durch gelehrte Fachsprache und theoretische Zopfweisheit sich Eingang zu erzwingen suchen, sondern lebensvolle Auseinandersetzungen, die, aus gesunder Anschauung und aus Erfahrung

der modernen Aesthetik und Kunstgeschichte hervorgegangen, alle Kunst gleichsam an dem Punkte ergreifen und festhalten, an dem sie in innern Zusammenhang mit der Wesenheit der Zeitgeschichte tritt. Die Kunst ist die Sphinx, welche die Räthsel ihrer Zeit in sich birgt. Diese Räthsel lösen, heißt aber keineswegs die Kunst tödten, wie es bei der Sphinx geschah, sondern im Gegentheil in ihr den Nerv, oder wenn man will, den Leitungsdraht entdecken, der sie mit der Welt in beständiger Wechselwirkung und darum für diese am Leben erhält. Nur diejenige Kunst ist eine wahrhaft lebende Kunst, die eine bis in ihr innerstes Geheimniß verstandene Kunst ist, und die Kunst aller Zeiten dem Verständniß näher zu führen, das ist der Zweck der vorliegenden Essays.

Sie beginnen mit „Die schöne Gartenkunst", einem Aufsatz von ergreifender Bedeutung. „Indem wir der Natur das Gepräge unserer Herrschaft verleihen", schreibt Portig, „tritt sie uns menschlich näher und erscheint uns verwandter; es berührt uns wohlthuend, die Spuren unsers eigenen Lebens aus ihr zurückzuempfangen." Portig erblickt in der Gartenkunst gleichsam das Vorwort zu allen andern Künsten. „Die Geschichte der schönen Gartenkunst beweist schlagend", behauptet er, „daß letztere auf das innigste mit den andern Künsten zusammenhängt und mehr oder minder alle die Wandlungen mit durchläuft, denen jene unterworfen sind." Lange war die Gartenkunst nur „das Aschenbrödel unter den Künsten", und erst ziemlich spät haben in England und später in Deutschland die Philosophen angefangen, sich derselben anzunehmen. J. G. Sulzer in seiner „Allgemeinen Theorie der schönen Künste" (Leipzig, 1778) widmete ihr zuerst bei uns Aufmerksamkeit, nachdem ein Jahr vorher Professor Chr. C. L. Hirschfeld eine „Theorie der Gartenkunst" herausgegeben hatte. Herder, Goethe, Schiller, Kant, Schleiermacher, Herbart, Schopenhauer, Solger sind mehr oder weniger für sie eingenommen. Neuerdings haben Hegel, Carriere, Köstlin ihren Werth bald höher, bald niedriger angeschlagen. Als vollberechtigt erklärt sie K. E. Schneider in „Die schöne Gartenkunst" (1882), die aber, da er darin die Gartenkunst sehr einseitig behandelt und nur zum Anhängsel der bildenden Kunst macht, der Garteninspector H. Jäger in Eisenach in der Wittmack'schen „Gartenzeitung" (Aprilheft 1883) mit wohlverdienter Zurechtweisung abgefertigt hat. Ist doch allerdings die Gartenkunst inzwischen von großer Bedeutung geworden und hat im Anschluß und Dienst der andern Künste eine nicht wegzuleugnende Selbständigkeit erlangt. Sie ist noch immer das Vorwort zu den andern Künsten, aber sie ist es in ihrer eigenen Art und so ziel- und zweckbewußt, das es nachgerade als schreiendes Unrecht erscheinen muß, in ihr nur den buntgestickten Teppich erkennen zu wollen, der den bildenden Künsten zur bloßen Unterlage dient. Um sie aus diesem erniedrigenden Dienst zu befreien, geht Portig ihre ganze Geschichte durch. Er zeigt uns die Gartenkunst im Alterthum bei den Griechen, den Römern, den Arabern, dann im mittelalterlichen Italien, im neuern Frankreich unter dem Genie André Lenôtre's und endlich in England, das in Brown, in Mason, in Repton und Gilpier ausgezeichnete Meister der Gartenkunst aufzuweisen hat. Von hier aus brachten sie von Skell (1750—1823) und Fürst Pückler-Muskau (1783—1871) nach Deutschland, wo sie seitdem eine wahrhaft liebevolle und großartige Pflege gefunden hat, was unser Gewährsmann durch eingehende Schilderung unserer berühmtesten Parkanlagen und Ziergärten belegt, indem er dabei eine Kritik ausübt, die uns ebenso feinsinnig als geschmackvoll erscheint. Er erläutert diese Kritik durch eine Betrachtung über „Die Schönheit der Pflanzenwelt", welche von zarter Beobachtung und von feinem Natursinn zeugt. Was einzig etwa in diesem Aufsatz noch zu wünschen bleibt, ist ein weiter reichendes Heranziehen der Dichtung, insofern sie Charakter und Wesen der Pflanzenwelt zum Vorwurf hat.

Als sehr wichtig und hervorragend erachten wir, was Portig über „Gottfried Semper und die Architektur der Gegenwart" sagt. Hier wird ein Bild von der Baukunst unserer Tage entrollt, das umfassender und lichtvoller kaum gedacht werden kann. Wie unser Essayist die Gartenkunst aus ihrer Magdstellung herauszuheben versucht hat, so versucht er hier auch die Architektur von dem Druck zu erlösen, welchen unsere Philosophen ihr auferlegt haben. „Es ist ein misliches Ding", ruft er, „eine Stufenleiter der Künste aufzustellen, auf deren oberster Sprosse die Schopenhauerianer die Musik, die strengen Hegelianer die Poesie thronen lassen. Die ewigen Stilgesetze sind schließlich in allen Künsten dieselben", erläutert Portig richtig, „nur abgeändert je nach dem Material, in welchem eine Kunst arbeitet; erst die an sich gleichwerthigen Formen aller Künste zusammen erschöpfen die ästhetisch möglichen Ausdrucksweisen der menschlichen Urgedanken." Seiner Ansicht nach hat Semper, auf Schinkel fußend, der modernen Baukunst einen Aufschwung von jetzt noch unberechenbarer Folge gegeben. Durch ihn ist in sie die „architektonische Lapidarschrift" gekommen, welche den geistigen Stil und Stempel unsers Jahrhunderts ausdrückt. Semper hauptsächlich war es auch, der das Kunstgewerbe anregte und es für den Schmuck und die stimmungsvolle Traulichkeit in der modernen Baukunst thätig zu machen gewußt hat. Seine Werke „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Aesthetik" und „Wissenschaft, Industrie und Kunst" sind von einem nicht hoch genug anzuschlagenden Werth. Ihr Einfluß wurde ein geradezu allmächtiger. Mit ihm hob eine Blütezeit der Architektonik an, die noch heute im Wachsen ist. Neugothik und Renaissance erhielten durch ihn frischen Impuls und eine künstlerische Läuterung, die noch immer nicht ausgetragen ist. Zuerst jener zugethan, entschied er sich schließlich für letztere, indem er beide, aber am sieghaftesten die Renaissance, durch Einhauchung modernen Geistes zu beleben sich angelegen sein ließ. Von der Architektur verlangend, daß sie eine „poesievolle Bewältigung des Raumes schaffe", erklärt Portig in seinem Sinne:

„Bauwerke im rein griechischen Stil sind unter uns nur Erzeugnisse einer ästhetischen Reflexion; sobald wir aus lebendigem Bedürfniß und ureigenem Drange herausbauen, werden wir uns niemals zum antiken Stil selbst flüchten, obwol wir natürlich einzelne Ornamente der Antike maßvoll und am rechten Ort unsern Bauwerken organisch einverleiben dürfen." Er bestreitet darum auch Semper's Vorliebe für die römische Architektur, in der er nur „den höchsten Ausdruck des Allgemeingeistes", aber wenig von „den Rechten des Individuums" vergegenwärtigt findet, die Semper jenem zur Seite darin gewahrt zu sehen glaubt. Auch dessen schließliche schroffe Abwendung von der Gothik kann er nicht gut heißen. Für Rathhäuser, Parlamentsgebäude und Kirchen einzeln angewendet, erachtet er sie als angemessen und zweckmäßig. „Dagegen", fährt er fort, „müssen wir die Anlage von ganzen Straßen und Vierteln im Stil der Gothik als einen künstlichen Restaurationsversuch verwerfen; was an den Städten des deutschen Mittelalters natürlich war, erscheint unter uns als ein Galvanisirungsversuch, welcher nur einen klosterartigen Geist fertig bringt." Doch hat Semper, wie Portig einräumt und wir schon aussprachen, beiden Baustilen neues Aufleben verschafft und namentlich der Renaissance unter seiner Führerschaft in unsern Tagen zum Siege verholfen, was der Verfasser vollständig anerkennt und durch Semper's wahrhaft großartige Bauten einsichtsvoll erläutert.

Zu Semper gehört sein Freund Richard Wagner, und diesem wird in dem Essay „Richard Wagner's Bedeutung in der Kunstgeschichte" tief eingehende Beachtung zutheil. Portig beurtheilt darin den berühmten Dichtercomponisten, wie uns bedünken will, sehr richtig und vorurtheilslos; er erkennt seine Verdienste, aber auch seine Fehler und Schwächen, indem er klar und unumwunden ausspricht: „Richard Wagner ist einer der schlagendsten Beweise dafür, daß das Außergewöhnliche noch nicht das Außerordentliche ist." Wagner selbst hat in seinem „Entwurf zur Organisation eines deutschen Theaters" gesagt: „Die Musik ist nicht blos auf den Geschmack, sondern auch auf die Sitte berechnet. Die Spartaner verboten eine gewisse Art von Musik als sittenunachtheilig. Die von der Musik eines Beethoven begeisterten Menschen waren energischere Staatsbürger als die durch Rossini, Bellini und Donizetti bezauberten. Die frivole Musik der Pariser und ihre Sitten gingen Hand in Hand." Wagner begriff also die Macht und den Einfluß der Musik vollkommen und besaß den guten Willen, aber noch mehr den brennenden Ehrgeiz, durch sie das deutsche Volk aus nationaler und geistiger Versunkenheit emporzuheben:

> Wagner durchbrach immer mehr die im Laufe von Jahrhunderten erkämpften musikalischen Grundformen und verkündete den zwanglosen Erguß musikalischer Einfälle als den sichersten Erweis von Genialität. Wagner hat die Urgesetze seiner Kunst sicherlich begriffen und hat erkannt, daß der musikalische Gehalt dann am schönsten wirkt, wenn er in die Schranken der musikalischen Gesetze und Grundformen eingeht; aber er war zu hochmüthig, um durch diese scheinbare Selbstverkleinerung groß werden zu wollen. Hielt er sich an den überkommenen Formenschatz der Musik, so gewann er im besten Falle einen Platz neben andern; er wollte aber dadurch über ihnen stehen, daß er außerhalb ihres Kreises sich ein verschanztes Lager baute, dessen Thore er allein öffnen konnte. Wagner war gescheit genug, um die Schranken seiner Begabung zu erkennen; er sah recht wohl ein, daß er nur eine Größe zweiten oder dritten Ranges bleiben würde, wenn er auf den von seinen Vorgängern geebneten Bahnen weiter schritt. Sein Ehrgeiz war aber so groß, daß er lieber in der Zeitgeschichte der erste als in der Musikgeschichte ein zweiter sein wollte. Er konnte nicht original werden, also wurde er originell; er fühlte sich zu schwach zu einem großen Symphoniker, darum ersann er eine Symphonie aller Künste. Er hatte seine Kraft für den alten Opernstil in „Rienzi" erschöpft; also legte er sich das Tondrama zurecht, in welchem die Principlosigkeit zum Princip erhoben wurde; er erkannte sich als ausgezeichneten Librettisten, aber verlieh sich die Firma eines Dichters und — die Welt glaubte ihm.

Sie glaubte ihm, weil, wie Portig fortfährt, „sie seine Schriften nicht las und seine Texte nur gesungen hörte". Sein Stil ist in der That „meistens geschraubt, dunkel und verworren", im Vers trocken, poesielos, voll barocker Wortformen und in seinen Abhandlungen breit, absprechend, auch im Irrthum dreist und zuversichtlich und sich selbst und seine Sache verherrlichend. Sein beständiger Trumpf ist: „das Heil der Menschheit ruht im Musikdrama, und Richard Wagner ist sein Prophet".

Portig geht seine Werke durch und deckt deren Widersprüche auf. In einem Aufsatz „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven" schreibt Wagner: „Die menschliche Stimme ist ein bei weitem schöneres und edleres Tonorgan als jedes Instrument des Orchesters. Die Instrumente geben die Urgefühle selbst wieder, wie sie aus dem Chaos der ersten Schöpfung hervorgingen; der Genius der Menschenstimme aber repräsentirt das menschliche Herz und dessen individuelle Empfindung." Und doch hat er „den Schwerpunkt seiner musikalisch-rhetorischen Malereien in das Orchester verlegt". Ein anderes mal bemerkt Wagner: „Harmonie und Rhythmus sind wol die gestaltenden Organe, die Melodie aber erst ist die wirkliche Gestalt der Musik selbst." Später hat er diese Gestalt verneint und gemeint, „die Melodie muß ersetzt werden durch die Harmonie des Orchesters".

Ueber diese und andere Zwiespältigkeiten des großen Meisters hinweg räumt ihm unser Kunstkritiker aber auch unzweideutige Verdienste ein. Er rühmt „die Herrschaft des malerischen Schönheitsideals, das er auf die Musik übertragen hat wie kein anderer", die Ausrottung des gesprochenen Dialogs, die Einleitung und das Finale im ersten Act des „Lohengrin", das Finale im letzten Act der „Meistersinger", den Schluß des ersten Acts der „Walküre", den Schmerz Brunhildens nach Siegfried's Tode, den Feuer- und Charfreitagszauber als echte Perlen unserer musikalischen Literatur. Er gesteht ihm „eine beispiellose Reflexionskraft" zu, „eine unendliche Culturfreudigkeit", das „geheimnißvolle Sehnen nach unmittelbarer Berührung mit dem Göttlichen, wie sie dem modernen Menschen in seinen verborgensten Lebenstiefen eignet".

Er schließt: „Als rastlos schaffender und den höchsten Zielen zustrebender Künstler hat er ein Recht auf unsere Anerkennung; sein ganzes Wollen war angelegt auf reich bewegte Zeiten und wird seinem bleibenden Kern nach in dem wirklichen Kunstwerk der Zukunft eine Auferstehung feiern." Wagner hat jedenfalls den Weg dazu gezeigt und gewissermaßen die Himmelsrichtung angegeben, in der es zu suchen ist. Auch dafür kann, ja muß man ihm dankbar sein.

Nach Richard Wagner bespricht Gustav Portig „Die Darstellung der Venus bei den Alten, bei Tizian und Thorwaldsen" in geistvoller Art und stellt die kühne Behauptung auf, daß der letztere mit der seinigen alle übrigen und auch die des Alterthums überrage. Er ist sich des Widerspruchs wohl bewußt, den die specifischen Verehrer der Antike dagegen erheben werden; aber er glaubt seinen Ausspruch beweisen zu können durch die Aufzählung aller Schönheiten, die er in Thorwaldsen's Bildsäule entdeckt hat, und jedenfalls sind dieselben sehr in die Augen springende und einleuchtende. Ein Aufsatz „Die Schönheit des menschlichen Körpers" ist gleichsam eine erklärende Unterlage dazu. Hat er vorher die Nacktheit nur soweit berechtigt erachtet, als sie „nicht zur bloßen Schaustellung sinnlicher Reize dient, sondern irgendwie durch die eigenthümliche Lage der betreffenden Person begründet wird", so tadelt er hier die Ueberlastung des Frauenkörpers durch die moderne Mode. „Wohl ist die moderne Kleidung der Frauenwelt malerischer als diejenige der heutigen Männer, aber durch den vielseitig angebrachten Schmuck sowie durch die meist bunte, fortwährend wechselnde Tracht will das weibliche Geschlecht ersetzen, was dem Körper an andauernder Schönheit und besonders dem Haupte an geistiger idealer Schönheit abgeht." Im Entblößen der Arme, des Halses und des Nackens sieht er nur eine Ergänzung zur Schönheit des Kopfes. Männliche Tracht des weiblichen Kopfes, meint er, müsse denselben weit mehr des Reizes entkleiden, „als es dem Liebesbedürfniß vieler Männer erwünscht sein könnte". Und doch begeht das weibliche Geschlecht eben jetzt die Thorheit, sich mit Männerhut, Männerhalstuch, Männerweste und Männerrockkragen für die Männerwelt abgeschmackt und reizlos zu machen.

Mit einem kurzen, aber sehr unterrichtenden Blick auf „Das Wesen der Antike" schließt der erste Band. Wahr ist darin der Satz, „daß das griechische Volk aus seinem Grabe heraus fast noch mächtiger geherrscht habe als zur Zeit seines höchsten irdischen Glanzes". Den Unterschied zwischen uns und den Griechen findet der Verfasser sehr richtig darin: „die griechische Religiosität strebt nach schöner und edler Sinnlichkeit, die christliche nach schöner Sittlichkeit".

Der zweite Band enthält zahlreichere und deswegen kürzer gehaltene Essays, die indeß durchaus keine geringere Bedeutung als die längern des ersten Bandes haben. Auch in ihnen bekunden sich des Verfassers hohe Einsicht, die Gründlichkeit seiner künstlerischen Anschauungen und sein wahrhaft zartes Taktgefühl. In dem Aufsatz „Kleinigkeiten in der Kunst" führt er in geistvoller Art den Beweis, daß es in der Kunst einen Begriff von „groß" und „klein" nicht eigentlich geben kann, da auch das Geringfügige und Untergeordnete seine ganz besondere und wesentliche Geltung zu beanspruchen im Stande sei. Er belegt dies mit einem Beispiel aus Goethe's „Erlkönig", in welchem der Laie: „Es ist ein Vater mit seinem Kind", als die richtigere Lesart erkennen wird, während „der feinsinnige Kenner der Lyrik, speciell der Ballade, einräumen dürfte, daß durch die Vertauschung des Artikels «der» Vater mit «ein» Vater der Duft des köstlichen Gedichts zerstört werden und der Balladenton in den Bänkelsängervortrag umschlagen würde". Ferner weist er nach, daß in der Malerei der kleine Umstand, ob Maria als Jungfrau oder als Mutter dargestellt wird, den großen Unterschied zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche ausmacht. „Nach katholischer Lehre hat sie nur einmal und zwar in unverletzter Jungfräulichkeit geboren, nämlich Jesum; nach evangelischer Auslegung hat sie noch eine zahlreiche Kinderschar gehabt." Auch in der Baukunst und Plastik sind Kleinigkeiten oft eine große Sache, und um das darzuthun, zieht er die öffentlichen Denkmale Hamburgs in Betracht. Er vertheidigt unter anderm Schaper's sitzenden Lessing, indem er gerade in dieser Haltung „die genialste Verkörperung von des großen Dichters Charakter erblickt". Portig schreibt: „Er sitzt da wie ein Mann, welcher den Kampf mit der ganzen Welt aufnimmt, doch ohne sie herauszufordern oder abzustoßen. Der ganze Mensch athmet den höchsten willenskräftigen Verstand; das Auge bezeugt das die Wahrheit suchende, in das Object sich förmlich einbohrende Denken."

Sodann werden „Rafael's Disputa und Dürer's Allerheiligenbild", im Anschluß daran „Rafael's Schule von Athen", „Rafael und das Madonnaideal" erörtert. Ferner: „Michel Angelo und Rietschel in ihrer Pietà"; „Ueber Bemalung von Gebäuden und Statuen"; „Der olympische Zeus des Phidias"; „Der Gottvater des Hubert von Eyck, des Michel Angelo und des Peter Cornelius"; „Die hohen Messen von Bach und Beethoven"; „Die Blüte der decorativen Kunst"; „Absolute Höhen der Kunst"; „Die Todtenmesse bei Mozart, Kiel und Brahms"; „Ueber Händel's Messias, Kiel's und Liszt's Christus"; „Das Weltgericht in der Frescomalerei" und „Laokoon und Niobe."

Wollten wir dem Zuge unserer Neigung folgen, so würden wir alle diese Abhandlungen näher und eingehender betrachten und uns meist immer mit den darin zu Tage gelegten Anschauungen einverstanden erklären. Gustav Portig behandelt alle Gegenstände mit gleicher Liebe und einer Hingebung und Wärme, wie sie bei Aesthetikern selten anzutreffen sind. Seine Darstellung ist dabei so einschmeichelnd und gefällig, seine Kritik so wohlwollend und zur Anerkennung geneigt, daß uns nirgends etwas von jenem Gelehrtendünkel entgegentritt, den

man so oft bei Kunstkennern wahrzunehmen Gelegenheit hat. Hätten wir nicht zu befürchten, daß wir den Raum, den uns d. Bl. für eine derartige Kritik zu gönnen vermögen, überschritten, so würden wir unsere Uebereinstimmung mit dem Verfasser noch vielfach auszusprechen versucht sein. Unter den obwaltenden Umständen genüge aber unser vorstehender Hinweis auf das in jeder Beziehung hervorragende und vorzügliche Werk, das, wir wiederholen es, ebenso allgemein verständlich wie wahrhaft belehrend ist.

Feodor Wehl.

Länder- und Völkerkunde.

1. Aus Fremde und Heimat. Vermischte Aufsätze von Karl Stieler. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886. 8. 5 M. 40 Pf.

Je mehr man von K. Stieler, dem leider so früh verstorbenen, liest, desto mehr muß man ihn lieben. Wir freuen uns herzlich, daß aus seinem Nachlaß ein hübsches Werk nach dem andern zur Veröffentlichung gelangt. Ueber zwei derselben haben wir früher in d. Bl. Bericht erstattet: über die von Haushofer herausgegebenen „Natur- und Lebensbilder" in Nr. 16 f. 1886 und über die von Heigel herausgegebenen „Culturbilder aus Baiern" in Nr. 46 f. 1885. Wer die hier vorliegende Sammlung vermischter Aufsätze Stieler's zur Veröffentlichung gebracht hat, besagt der Titel nicht; aber Stieler selbst tritt uns darin und daraus in einer außerordentlich lebendigen, charakteristischen Weise entgegen. Gleich der erste dieser Aufsätze: „Durch Oesterreich nach Norden", der aus dem Jahre 1868 datirt, bietet auf vierzig Seiten eine Fülle von scharfen Beobachtungen und charakteristischen Schilderungen, die sich zum Theil fast epigrammatisch zuspitzen. Hören wir ein paar Sätze:

Der Vergleich für Wien ist Paris, der Gegensatz dazu ist Berlin. Die großen Städte bestehen heutzutage aus zwei Theilen — aus einem historischen von dunkler Farbe und engen Dimensionen, der andere ist modern, hell und riesenmäßig. Hier residirt der Zeitgeist mit seiner ungeheuern Expansionskraft, dort die Geschichte mit ihrer heiligen Stabilität; beide zusammen bilden die Weltstadt. . . . Es waren doch große Zeiten trotz aller Barbarei, welche diese Dome aufgerichtet haben. Das Herz der Völker hat sie erschaffen, jeder von ihnen ist ein Gedanke der Weltgeschichte. Aus der heutigen Architektur ist alle Inbrunst gewichen, es werden nicht mehr die Gedanken der Generationen, sondern nur noch die Gulden, die sie dafür bezahlen, hineingebaut. Ehrgeizig sind sie, diese neuen Werke, aber die alten sind ehrwürdig. Sie sprechen uns an mit der Macht der Geschichte, und man braucht kein Katholik zu sein, um diese Sprache zu verstehen.

Auf der Reise durch Ungarn sagt Stieler einmal:

Auf einer der Haltstationen war eine Zigeunerbande mit der Fiedel. Welch peinliches Bild ist der deutsche Leiermann in seiner Noth! Wie traurig ekelhaft hört es sich an, wenn er sentimentale Lieder spielt! Und wie kühn, wie begeistert geigen diese Wilden! Sie sind auch nichts anderes als Bettler, aber wenn sie spielen, dann wollen sie ihre Noth vergessen, statt daran zu erinnern. So arm sie sind, die Leidenschaft des Armen, des Heimatlosen ist ihnen geblieben. Die Züge ihres Gesichts spielen mit, selbst die Fetzen tanzen, die um ihre Glieder hängen. Neugierig guckten unsere Passagiere auf das fremde Volk; ein Millionär aber, der neben mir saß, griff in die Tasche um einen Kupferkreuzer. „Hawwe mer doch was für unser Geld", sprach er befriedigt und warf ihn den Musikanten durchs Fenster. Wer von beiden ist bettelhaft?

Ueber die aufblühende Stadt Pest sagt Stieler am Schluß:

Wie gesagt, es ist ein buntes Gemengsel, die Staffagen und der Dreck sind orientalisch, deutsch ist die wahre Bildung, und der Firnis ist französisch. Dennoch steuert Pest mit allen Segeln einer großen Zukunft entgegen. . . . Pest steht jetzt in der Fülle der Jugend. Selbst die nationale Exaltirtheit paßt dazu.

Und auf dem Hradschin sieht er auf die „Königsstadt" zu seinen Füßen mit dem Gedanken:

Große Natur und größere Geschichte. . . . Prag hat ein reiches, ein weltgeschichtliches Leben zurückgelegt. Wie unwürdig nimmt sich auf diesem Boden die moderne Agitation der Czechen aus, die mit Fenstereinwerfen und bunten Mützen zu Werke geht. Das Treiben dieser Cohorten macht den Aufenthalt unausstehlich, denn nicht das gebildete Element ist sein Träger. Faule Studenten, brotlose Arbeiter, denen man ein sociales Paradies vorschwindelt, und der Klerus mit ein paar Adelichen liefern die Demonstrationen. Aber solche Factoren haben kein Recht, den Staat zu reformiren. . . . Die brutale Verachtung des deutschen Wesens, aus dem die Czechen die Elemente ihrer Bildung empfangen, hat etwas Bornirt-Perfides. . . . Der nationalen Bewegung in Böhmen fehlt es nicht nur an Einsicht, sondern selbst an Würde und Gehobenheit.

Für die Stadt Dresden hat der fein beobachtende Reisende folgende schöne Worte:

Wenn je das Wort von der goldenen Mitte wahr gewesen, dann ist Dresden ein Bild hiervon. Hier ist das Mittel gewonnen aus Nord- und Süddeutschland, aus Natur und Kunst, aus materiellem und geistigem Beruf. Dresden gleicht der Erscheinung eines hochbegabten, hochgebildeten Menschen, der es verstanden hat, das eine zu thun, ohne das andere zu lassen. Weder das Uebermaß der Großstadt noch der Mangel der Kleinstadt belästigt uns. Was die Bevölkerung betrifft, so vereinigt sich in ihr ein kosmopolitischer Sinn mit der Stammeseigenthümlichkeit aufs beste. Freundlicher als in Norddeutschland ist man zugleich fleißiger als im Süden. . . . Die Galerie kann ich nicht beschreiben, denn ich will weder eine Kunstgeschichte noch einen Katalog verfassen. „Welch reicher Himmel, Stern bei Stern!" Aber die Sonne ist die Sixtinische Madonna, die uns entgegenschwebt und uns verzaubert. Hier sitzen die Leute wie in der Kirche, hier ist es stiller als in den andern Sälen. Und doch sind in keinem mehr Menschen als hier. Das wirklich Große ist eben doch überlegen und bändigt die Aeußerlichkeit in uns. Wer der Rührung noch fähig ist, wird hier gerührt, und es scheint, als gebe die Madonna ihren Segen allen denen, die zu ihr kommen. Denn fürwahr, ein Segen liegt in jedem idealen Gedanken, in jeder Ergriffenheit, zu welcher der Mensch sich aufschwingt.

Und nun nach Berlin:

Ich glaube, daß für wenige Menschen, die jetzt nach Berlin kommen, der erste Eindruck begeisternd ist. Denn seit der Wandlung von 1866 geht man mit einer Art von Spannung, mit einer Art von Autoritätsglauben hin, als müßte man dort von der Wundermacht etwas spüren, die solches zu Wege brachte. Und der Deutsche vollends, der den Ideologen nie los wird, kommt mit dieser Idee. Aber nirgends liegt weniger Ingenium in der Luft als gerade zu Berlin. Ueberall glaubt man dem Genie zu begegnen, und allenthalben trifft man nur die Disciplin. Das ist im Anfang eine Enttäuschung, eine Ernüchterung. Nicht einmal die Straßen kommen der gespannten Phantasie entgegen; denn die Häuser stehen stramm wie die Soldaten in der Front. Diese Correctheit hat etwas Einschüchterndes, etwas Befremdendes für den ungebundenen Beschauer, der nur da im Augenblick begeistert ist, wo er Begeisterung findet; aber dieser Zug fehlt im Charakter der Stadt. Worin liegt dann ihr Geheimniß? Berlin ist die Stadt der Arbeit, die Hauptstadt der deutschen Arbeit. Politische, wissenschaftliche, industrielle Arbeit wird hier vollzogen, ohne Rast und ohn' Ermüden. ... Thatkraft ist die Seele von Berlin; Thatsachen sind die Ziele der Regierung.

Ueber das Mausoleum von Friedrich Wilhelm III. und Luise in Charlottenburg wird gesagt:

Es ist sicher noch schwerer, ein Todtenbild zu schaffen, als die Statue eines Lebendigen, denn auch hier dürfen die Figuren nicht todt, sondern müssen gestorben sein. Das Gesammtwesen, das in ihnen zu Grabe ging, muß zur Anschauung gelangen, und darum ist das Präteritum des Lebens ein complicirterer Stoff als das Präsens. Die künstlerische Darstellung muß sich hier zu solcher Höhe erheben, daß sie die Idee des Verlustes involvirt. Wie tief ist dies in den beiden Gestalten getroffen!

Gehen wir mit Stieler nach Hamburg:

Wer wissen will, was ein Kaufmann ist, der muß in den Hafen von Hamburg gehen. Dort sieht man jene langen, schlauen Gesichter, die wie ein Cassabuch aussehen und in denen jede Zuckung ein Rechenexempel ist. Mehr interessirt als interessant. Dieser himmelnde Blick, der dann wieder am Boden sucht, diese ewige Wage zwischen Schaden und Profit, und dazu das Zünglein dieser Wage, das ist ein Porträt für Heine's Griffel. Aber auch dem vornehmen Kaufherrn begegnet man in Hamburg, dessen feiner Kopf etwas staatsmännisch Klares hat. Bei ihm erhebt sich die Speculation zur Genialität, er rechnet mit Gedanken, nicht blos mit Zahlen; sein Handel ist Handelspolitik. Schon die grauen Whiskers und die leichte Art der Bewegung haben etwas Diplomatisches und geben der Erscheinung einen geistreichen Stempel. Unwillkürlich kommt man in Versuchung, Excellenz zu sagen.

Von Hamburg fährt Stieler auch nach Helgoland. Die Fahrt ist für den Sohn der bairischen Berge nicht ganz ohne die bekannten schlimmen Folgen:

Als wir höher in See stachen, kam der Wind mit seinem obligaten Gefolge, ich meine die geknickten Frauenzimmer und die speienden Kinder und vorsichtigen Portweintrinker. Alle Wetter, was war das für ein Wind! Nicht jener störrische, boshafte Bläser, der durch die deutschen Straßen fegt, der uns am Mantel zupft und zufrieden ist, wenn er den Gassenbuben die Mütze abjagt. Nein, der Seewind, der kommt wie ein Strom und umarmt uns, daß wir an Gott Boreas glauben! Immer horizontaler wird der Standpunkt der Passagiere, und der Triumph der schönen Meerfahrt wird zur bittern Niederlage in des Worts verwegenster Bedeutung. Mit wahrer Columbus-Sehnsucht spähen diese Gestalten nach Land; da endlich winkt die englische Insel.

Und was sagt der Dichter Stieler beim Beschauen des Meeres:

Es ist sonderbar, der Mensch, der doch sonst so leicht schönheitsmüde wird, ins Meer hinaus kann er stundenlang schauen. Alles, was wir verloren, alles, was wir suchen, hat Raum auf dieser unermeßlichen Fläche, in diesen unergründlichen Tiefen. Nur das Herz allein ist noch weiter, und darum steht das Meer dem Herzen, dem Bedürfniß, das wir alle haben, in der Natur uns selber zu finden, am nächsten. Unser Leben, unsere Stürme sind es, die draußen wogen, unsern Auf- und Niedergang bedeutet jeder Tag, der aus den Wellen steigt und in die Wellen sinkt. Daher rührt die Ergriffenheit, mit welcher wir am Strande des Meeres stehen; es setzt der Hoffnung keine Schranke und der Verzweiflung kein Maß; es ist unermeßlich wie die Seele.

Mit einem Ruck versetzt uns Stieler in seine Heimat zurück mit den charakteristischen Schlußworten:

Drei Tage, nachdem ich von Helgoland abgereist war, saß ich in einem oberbairischen Stellwagen und fuhr ins tiefe Gebirge hinein. Da gab es kein Meeresrauschen und kein Schnellzugstempo und keine Beefsteaks mehr. Von den funfzehn Bauern, die auch darin saßen, kannte nicht einer den Namen von Helgoland.

Sind das nicht köstliche, liebenswürdige Schilderungen? Und jeder einzelne der zwanzig Aufsätze, die in dem Buche vereinigt sind, enthält solche feine und derbe, fröhliche und ernste, harmlose und schalkhafte, anmuthig spielende und gründlich belehrende, duftig poetische und nüchtern reflectirende Gedanken, die aus ungeahnt großem Geistesreichthum sprudelnd und funkelnd, blitzend und zündend hervorbrechen. Bald redet der feine Beobachter und Kenner des Volkslebens, der uns mit wenig Strichen lebensvolle Bilder aus Wien oder Paris hinwirft; bald der verständnißvolle Künstler, der uns in den Kunstschätzen Münchens umherführt; bald der gelehrte Kenner der bairischen Geschichte und der Forscher nach alten Sagen und Gebräuchen; bald wieder der nüchterne Patriot, der gegen die Thorheit der bairischen Waldverwüstung ankämpft u. s. w. Aber immer ist es der gemüthliche, anheimelnde, warme, herzliche Ton, der uns Stieler so lieb macht, und der uns nur immer wieder beklagen läßt, daß sein Mund verstummt ist.

2. Europäische Wanderbilder. Nr. 87. 88: Heidelberg von Karl Pfaff. Mit 35 Illustrationen von J. Weber und 1 Plan. — Nr. 96—98: Glarnerland und Walensee. Von Ernst Buß. Mit 57 Illustrationen von J. Weber und 2 Karten. — Nr. 99—102: Wallis und Chamonix. Drittes Heft: Die Visperthäler. Von F. O. Wolf. Mit 26 Illustrationen von J. Weber und K. Imfeld, nebst 2 Karten. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885—86. 8. Jedes Heft 50 Pf.

Mit diesen „Europäischen Wanderbildern" hat die Verlagsbuchhandlung der Reiseliteratur einen hübschen und eigenartigen Zuwachs gegeben. Die kleinen Heftchen, in welchen bald diese, bald jene Ziele der gewöhnlichen Vergnügungsreisen eine eingehende und anziehende Schilderung

bekommen, können den Reisenden selbst fast ihren Bädeker oder Berlepsch oder Tschudi, und wie die rothen Bücher alle heißen, ersetzen, können denjenigen, welche die betreffenden Gegenden besucht haben, fröhliche Erinnerungen an ihre Reise zurückrufen, und können auch solchen, welche ihre Schweizerreisen nur in der Phantasie machen dürfen, auf solchen Phantasiereisen zum willkommenen Führer dienen; sie versetzen in der That in lebendiger Weise an Ort und Stelle; wenigstens von denjenigen, die uns hier als Proben des ganzen Unternehmens vorliegen, möchten wir dies bereitwilligst rühmen. Es ist eine zweckmäßige Vereinigung von praktischen Winken für den Reisenden, von geographischer, geologischer und ethnologischer Belehrung, von Mittheilung des Hierhergehörigen aus der politischen Geschichte und aus der Culturgeschichte; es kommen hübsche Citate aus berühmten Schriftstellern, die von diesen Orten geredet haben, vor, kurze Biographien von hervorragenden Männern, die hier lebten und wirkten; es werden Gedichte eingeflochten, die den betreffenden Ort verherrlichen, Sagen erzählt, die hier spielen, u. s. w.; und allerlei hübsche geschmackvolle Illustrationen beleben die Schilderung durch das Wort. Nehmen wir das letzte der drei genannten Schriftchen, das uns in die großartige und berühmte Welt von Zermatts Umgebung versetzt. Wir haben bisjetzt diesen Theil der schweizerischen Herrlichkeiten noch nicht durch eigene Anschauung kennen gelernt; aber diese Schilderungen der „Wanderbilder" locken dergestalt, daß jedenfalls unsere nächste Schweizerreise nach den Visperthälern gehen wird. Aber wir sind durch dieses Büchlein nun schon so genau im voraus orientirt, daß, wenn es vielleicht im nächsten Sommer wirklich zu solcher Reise kommt, wir sicher meinen werden, schon einmal da gewesen zu sein.

Sind uns die „Wanderbilder" liebe Führer auf den Wanderungen in der großartigen Gebirgswelt, so hören wir auch gern ein treffendes Wort über die lebendigen Führer, die durch solche Bücher natürlich nicht überflüssig werden, und über ihr Verhältniß zu den von ihnen geführten Reisenden. Es heißt darüber:

> Dieses ist so eigenthümlich, daß es wol in der Mannichfaltigkeit der geselligen Beziehungen, welche das Leben bietet, einzig dasteht. Ich nehme den Führer in Dienst, und dieser — wird mein Meister. Wir wählen aus Dutzenden einen schlichten Mann und stellen moralische Anforderungen an ihn, wie sie in der Welt überhaupt nicht allzu häufig erfüllt werden. Oft kennen wir ihn kaum und vertrauen ihm unser Leben, und der Führer muß mit dem Fremden gehen, den er zum ersten mal sieht und der ihn durch einen Fehltritt ins Verderben reißen kann. Und beide sind oft tagelang zusammen, der Mann ohne sogenannte Bildung und sein cultivirter Herr. Sie theilen die Mahlzeit, die Arbeit, die Ruhe miteinander, sie sind in der Unterhaltung anfeinander angewiesen. So geartet ist dieses Verhältniß, daß es im einzelnen Fall entweder höchst unerquicklich, oder aber geradezu freundschaftlich werden muß. . . . Der Führer ist das Organ, durch welches der Geist einer Gegend zu uns spricht. Wenn wir es verstehen, dieser Stimme zu lauschen, so wird uns die Landschaft, die wir durchwandern, zu einem Schauplatz menschlichen Daseins. Würde solchen Erfahrungen eine ebenso allgemeine Aufmerksamkeit geschenkt wie etwa dem Pfeifen der Murmelthiere, oder dem Springen der Gletscherflöhe, so dürfte die Einsicht verbreiteter sein, daß in dem Stillleben der Alp und des Gebirgsthals, wenn auch in einfacherer Form, dieselben geistigen Kräfte wirksam sind, die unsere eigene größere Welt störend und fördernd bewegen.

Was hier ausgesprochen ist, hat mit uns wol mancher Leser schon auf einer Wanderung im Hochgebirge erlebt, erfahren und gedacht; es ist in der That etwas ganz Eigenthümliches um die Bedeutung und Wichtigkeit dieses Berufs, der herangezogen und gefordert und gefördert wird durch die jährlich sich steigernde Menge der Reisenden, welche solcher Führer bedürfen. Wie ungeheuer die Frequenz der Reisenden in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, zeigt z. B. eine kurze Statistik, in welcher über die Besucher der verschiedenen nach und nach seit 1838 in Zermatt erstandenen Hotels berichtet wird. Das Hotel Monte Rosa in Zermatt, das 1838 von 10—12 Personen besucht wurde, hatte 1880 1900 Gäste. Bei einem andern steigt die Zahl von 310 im Jahre 1852 auf 3480 im Jahre 1882 u. s. f.

Nun, ob wir an der Hand dieser Führer, wie sie sich in den „Europäischen Wanderbildern" anbieten, in der Gletscherwelt der Monte Rosa-Gruppe herumklettern oder am schönen Walensee und am Fuß des Glärnisch, oder ob wir in der ganz andern und doch wieder in ihrer Art ebenso anziehenden Schönheit von Altheidelberg uns ergehen: wir werden sicherlich vieles besser verstehen und reichlicher genießen, wenn wir den anspruchslosen und doch so nützlichen Führer mitnehmen oder vorher benutzt haben — das betreffende Bändchen der „Europäischen Wanderbilder".

Weiter hinaus als diese „Europäischen Wanderbilder" führt uns ein anderes und doch auch wieder ähnliches Unternehmen, das uns die für Deutschland neu erschlossene, ohne Zweifel höchst zukunftsvolle Welt des dunkeln Erdtheils, soweit er nun künftig Deutschland zugehören soll, darstellt. Zwei Hefte davon liegen vor uns, nämlich:

3. Die deutschen Colonialgebiete. Nr. 4: Kamerun, Land, Volk und Handel, geschildert nach den neuesten Quellen von C. Hager. Mit 1 Karte und 4 Illustrationen. — Nr. 5: Das deutsch-ostafrikanische Gebiet. Mit Benutzung der neuesten Quellen von M. Lindner. Mit 1 Karte und 5 Illustrationen. Leipzig, Schloemp. 1885. Jedes Heft 1 M.

Seit dem Erscheinen dieser Hefte ist ja auf dem Gebiete der colonialen Entwickelung Deutschlands in unserer raschlebenden Zeit manch bedeutender Schritt vorwärts geschehen, und die hier behandelten Gebiete sind gegenwärtig vielfach genannt und besprochen. Aber vielfach spricht man auch von denselben fast mehr als man von ihnen weiß. Diese hübschen Hefte sind nun ganz geeignet, unsere Kenntniß von diesen Gebieten zu erweitern, die wichtigen Ereignisse, durch welche die Colonialgeschichte Deutschlands bezeichnet ist, uns ins Gedächtniß zurückzurufen, und unsere Freude darüber wie die Hoffnungen, die wir darauf

setzen, zu heben. Der Ton, in welchem die beiden Schriften geschrieben sind, ist, wie begreiflich, ein freudig begeisterter. Insbesondere muß uns anziehen der Bericht über die schönen Erfolge, welche der dadurch so rasch berühmt gewordene Reisende K. Peters in Ostafrika errang. Aber bei allem freudigen Schwung, der durch diese Schilderungen geht, ist doch die Nüchternheit und deutsche Besonnenheit treulich gewahrt, und über dem schönen Ausblick in eine großartige Zukunft, die für die neuen Gebiete zu hoffen, wird auch in dieser kurzen Schilderung die ernste Arbeit und die schwere, gewaltige Aufgabe nicht unterschätzt oder vergessen, welche Deutschland mit dieser Colonialentwickelung auf sich genommen hat und ferner auf sich nehmen muß, die es aber gewiß auch leisten, bewältigen und erfüllen wird, wenn es auf dem begonnenen Wege zwar nüchtern und vorsichtig, doch sicher und ausdauernd wie bisher weiterschreitet.

4. Otto Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde, herausgegeben von F. von Juraschek. Frankfurt a. M., Rommel. 1886. Gr. 16. 1 M.

Die Tabellen von Otto Hübner sind längst bekannt und berühmt; sie bedürfen eigentlich keiner besondern Empfehlung. Wir constatiren nur, daß das handliche Büchlein auch unter seiner neuen Redaction allen billigen Anforderungen genügt, die an geographisch-statistische Tabellen und Notizen gestellt werden, und so weit irgend möglich, auf den neuesten Stand der Statistik und der Wissenschaft überhaupt weitergeführt ist. Für jeden Freund der Länder- und Völkerkunde sind diese Tabellen unentbehrlich; für jeden Zeitungsleser sind sie höchst wünschenswerth.

5. Bilder aus dem berliner Leben. Von F. Rodenberg. Zweite Auflage. Berlin, Paetel. 1886. 8. 4 M.

Erst in Nr. 17 d. Bl. f. 1886 haben wir diese „Bilder aus dem berliner Leben" zur Anzeige gebracht. Nun liegt schon eine, soviel wir sehen, mit der ersten fast identische zweite Auflage vor, ein Beweis, wie viele sich an diesen berliner Bildern gefreut, wie viele sie sich angeeignet haben müssen. Möge es der neuen Auflage ähnlich günstig ergehen! Ueber den Inhalt des Buchs verweisen wir auf unsere frühere Anzeige.

6. Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer von Ferdinand Gregorovius. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1885. 12. 1 M. 80 Pf.

Dieses reizende Büchlein, von Ferdinand Gregorovius schon vor dreißig Jahren verfaßt, vor zwanzig Jahren in einer Prachtausgabe mit Bildern von Künstlerhand herausgegeben, erscheint hier, und zwar schon zum zweiten mal, in einer billigen, einfachen und doch zierlichen Ausgabe, welche die weiteste Verbreitung möglich macht. Es sind liebliche, duftige Schilderungen von jener herrlichen, wunderbaren Natur und von ihren armen, aber doch glücklichen und zufriedenen Bewohnern. Und dazwischen hinein „die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms", denn

es lebt hier allein das Gedächtniß an den grausamen Timberio; aller Orten hört man diesen Namen, weil er mit dem Local verwachsen ist. Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für den, welcher für dunkle Seenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist.

Wir möchten uns nicht versagen, das Urtheil des berühmten Gelehrten über diesen räthselhaften Helden von Capri, den „Menschen der absolutesten Unnatur" hierher zu setzen:

Man würde dem Charakter des Tiberius Unrecht thun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren plumpe, nackte Bösewichte, die ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein großer Fürst, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers Augustus. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommeneren Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort Talleyrand's, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus Tacitus, welcher Art die Kunst des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat Tiberius erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwor er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. . . . Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er thun würde, denn auch das Gegentheil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie helldunkel zweifelhaft. Der Mann von Elba hat einst den Charakter des Tiberius warm vertheidigt und gegen die Urtheile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Erzählungen und Novellen.

1. Die wilde Braut. Der Tranklsimmet. Zwei Hochlandserzählungen von Maximilian Schmidt. (Gesammelte Werke. Band III.) München. Callway. 1886.

Bezüglich der allgemeinen Charakteristik der Werke des Verfassers kann auf die Besprechung des zweiten Bandes der „Gesammelten Werke" verwiesen werden, und so erübrigt nur eine kurze Würdigung der vorliegenden zwei Erzählungen. Die zweite derselben: „Der Tranklsimmet" behandelt eine jener originellen Persönlichkeiten, wie sie nur in Volkskreisen, die von der alles gleichmachenden städtischen Cultur noch unberührt sind, vorkommen, und die gewissermaßen Träger des ursprünglichen Volkshumors sind. Die Naturwahrheit der Zeichnung kann freilich nur der ganz erkennen, welcher das bairische Bergvolk kennt; jeder Kenner

wird uns aber beistimmen, wenn wir diese Figur als höchst gelungen erklären. Und wie die Hauptperson sind auch die übrigen Gestalten trefflich dargestellt und sympathisch; die ganze Erzählung ist eine der besten der Hochlandsgeschichten. Die andere ist breiter angelegt, und es ist in sie ein fremdartiges Element eingefügt, indem der Held einige Zeit in Ungarn verlebt. Hierbei macht sich nun der Mangel der genauen Kenntniß der Oertlichkeit geltend; der Verfasser sucht den Localton durch schablonenhafte Mittel zu erzielen, wozu beispielsweise die Art, wie er Ilka sprechen läßt, gehört. Auch die Zigeuner sind — man gestatte den Ausdruck — Roman-Zigeuner, an die jemand, der längere Zeit in Ungarn gelebt hat, nicht recht glaubt. Dort aber, wo der Verfasser sich auf dem sichern Boden der Heimat bewegt, ist die Schilderung und die Charakteristik trefflich, und als von besonderm Interesse mag auch noch das culturgeschichtliche Moment in derselben — die Schiffreiterei der Samerberger — hervorgehoben werden.

2. Vier tragische Novellen von C. von Weber. Leipzig, Greßner u. Schramm. 1886. 8. 2 M.

Die Bezeichnung „tragisch" deutet schon dem Leser an, welchen Ausgang er bei allen vier Geschichten zu erwarten hat, in der That fließt stets am Ende Blut.

„In eigener Schlinge" hat zum Vorwurf eine Ehebruchsgeschichte. Professor Waldau hat Beziehungen zu der Frau eines Bankiers, welche er abbrechen will, weil er sich verlobt hat. Die Frau bekennt in der Erregung ihrer Leidenschaft alles dem Gatten und fordert diesen auf, den ungetreuen Galan zum Zweikampf zu fordern. Der Gatte wählt das amerikanische Duell, das zwar zu seinen Gunsten ausfällt, infolge der Aufregung trifft ihn jedoch ein Schlagfluß. Die Witwe, welche von der Thatsache der Abmachung keine Kenntniß hat, wird nun von der Hoffnung erfüllt, sich mit dem Geliebten vereinigen zu können, nachdem sie erfahren, daß derselbe seine Verlobung rückgängig gemacht. In dem Augenblick aber, als sie sein Haus betreten will, tödtet sich Waldau, der eingegangenen Verpflichtung getreu. Das tragische Moment liegt hier nicht in dem Tode des Mannes, der im Grunde eine ziemlich unbedeutende Rolle spielt und wenig fesselt, sondern in der grausamen Enttäuschung der Frau. Das Erwachen der Hoffnung und des Wahns, den Geliebten doch noch zu besitzen, ist gut geschildert.

„Die Liebe vorm Feinde" ist die beste der vier Novellen zu nennen: obwol die tragische Schuld — vielleicht darf man sagen: weil — der Heldin eigentlich ziemlich geringfügig ist und nur darin besteht, daß sie nicht rechtzeitig bekennt, sie sei bereits mit einem ungeliebten Manne verlobt. Die handelnden Personen, der Schauplatz und der ganze Hintergrund der Geschichte sind meisterhaft dargestellt.

„Alltags-Tragödie" muthet nicht sehr sympathisch an: der Charakter der Heldin ist nicht deutlich genug erklärt, um ihren etwas unbegreiflichen Schritt verständlich zu machen. Paula Ewald hat mehrere Jahre mit einem Grafen correspondirt und mit demselben gespielt; alle Beziehungen scheinen abgebrochen, als sie plötzlich ihn zu einer Zusammenkunft einladet, die auch stattfindet. Erst nach mehrtägigem Zusammensein im Augenblick der Trennung erfährt sie, daß der Graf verheirathet ist, während er geglaubt hatte, sie wisse von der Thatsache seiner Vermählung, die in allen Zeitungen gestanden. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln sind zwei Lebemänner hinter das Geheimniß der Zusammenkunft gekommen, die natürlich Paula als eine Abenteuerin betrachten. Von einem derselben mit einem schmählichen Antrage beleidigt, erkennt sie die ganze Tragweite ihres Fehltritts und sucht den Tod im Strome. Daß Paula's Handeln nicht genügend begründet ist, wurde bereits gesagt: Graf Norden handelt auch nicht so, um Sympathien zu erwecken; die beiden Lebemänner, obwol sonst scharf und gut charakterisirt, sind schließlich doch nur widerwärtige Gesellen. Das Ganze ist ungesund und der Eindruck daher ein peinlicher.

Dagegen erhebt sich die letzte der Novellen: „Der Schneider", wieder zu der Höhe der zweiten; packende Naturwahrheit in den Schilderungen — realistisch im guten Sinne des Worts — und feine psychologische Begründung des auch an und für sich interessanten Vorwurfs fesseln den Leser. Der Held fällt jedoch nicht aus eigener sittlicher Schuld, sondern weil sein naives Gemüth es nicht fassen kann, daß eine Priesterin der Kunst zugleich auch eine Priesterin der Venus sei. Der Mann wird zum Mörder in einem Augenblick, in dem er nicht mehr zurechnungsfähig ist. Das tragische Moment liegt außerhalb des Willensbereichs des Helden, und das ist, theoretisch, die einzige Schwäche der Novelle, die aber vielleicht eher ein Vorzug ist, da sie die Sympathien für die Hauptperson nur steigert.

3. Hausschatz deutscher Erzählungen: Nr. 24. In Schutt und Asche. Eine Geschichte aus Deutschlands trübster Zeit von Th. Justus. Nr. 33. Alpenrosen. Zwei Erzählungen aus dem Hochlande von Th. Messerer. Reutlingen, Enslin u. Laiblin.

Die erstere Erzählung behandelt die Eroberung Magdeburgs in einer objectiven, der geschichtlichen Wahrheit entsprechenden Weise, was gerade bei diesem Stoff angenehm berührt. Das Hauptgewicht ist auch auf das geschichtliche Ereigniß, nicht auf die frei erfundene Fabel gelegt; die Persönlichkeiten sind gut charakterisirt und der ganze Ton derart, daß die Erzählung auch der Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden kann.

Weniger lobend kann man sich über die „zwei Erzählungen aus dem Hochlande" aussprechen. Man ist freilich heutzutage in Bezug auf Hochlandsgeschichten etwas verwöhnt und verlangt Naturtreue und Localton, die eben

hier fehlen. Die auftretenden Persönlichkeiten tragen allzu deutlich das Gepräge der Schreibstube an sich; sie sind in das Gewand der Hochländer gesteckt wie etwa Statisten auf der Bühne. Grelle Effecte und die ganze veraltete Mache zeugen dafür, daß die Verfasserin Land und Leute nur aus fremden und zwar nicht den besten Quellen, nicht aber aus eigener Anschauung kennt, oder wenigstens nicht studirt hat. Daß die Sprechweise der Personen den Localton nicht wiedergibt, ist da selbstverständlich, und so erscheine die Gestalten der Erzählung ebenso verzeichnet wie die des Mannes auf dem Titelbild.

4. Peregrine. Novelle von Ottomar Beta. München, Callwey. 1887.

Diese Novelle wirkt weniger durch Fabel, Handlung und Originalität des Problems, als vielmehr durch den ansprechenden Humor, mit dem einige wichtige Nebenpersonen gezeichnet sind. Eine reiche hamburger Dame nimmt einen italienischen Waisenknaben ins Haus und läßt ihn erziehen. Trotz aufrichtiger Liebe zu demselben will sie aber das zwischen dem Findling und ihrer Tochter sich entspinnende Liebesverhältniß nicht dulden und sucht durch kluge Politik die beiden auseinander zu halten, natürlich vergebens. Der junge Italiener wird nämlich ein außerordentlich tüchtiger Geschäftsmann und sehr reich, während die Dame ihr Vermögen einbüßt. Das eigentliche psychologische Problem, welches aber die Handlung, besser gesagt die Vorgänge, nicht beherrscht, läge hier in dem Kampf zwischen Dankbarkeit und Liebe, welche letztere sich schließlich doch stärker erweist als der gefaßte Entschluß der Entsagung. Nach dieser Seite hin ist, wie erwähnt, die Novelle nicht ausgestaltet, und man bedauert dies, weil die vorhandenen Ansätze zur psychologischen Begründung vielversprechend sind und auch die durchwegs sympathischen Gestalten das Interesse fesseln. Trotz der berührten Schwäche ist aber die Novelle als lesenswerth zu empfehlen.

5. Elias Regenwurm. Eine moralische Geschichte für Große von H. d'Altona. Annaberg, van Groningen. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine Satyre mit einem etwas unappetitlichen Helden; stellenweise geistreich, stellenweise glatt, im ganzen Interesse erweckend. Damit dürfte genug über diese Erzählung gesagt sein.

6. Neuer Deutscher Novellenschatz von P. Heyse und L. Laistner. Bd. 16. München, Oldenbourg. 1886. 8. 1 M.

Der vorliegende Band enthält vier Novellen. „Frau Antje" von Adalbert Meinhardt ist einfach, schlicht, aber gemüthvoll und sinnig; eine jener Geschichten, die mehr das Herz als Geist und Phantasie des Lesers bewegen. „Elysium in Leipzig" von Wolfgang Kirchbach trägt einen ungewöhnlichen, etwas phantastischen Charakter; es ist eine vielleicht auf den ersten Blick befremdliche Mischung von Idealismus und derbem Realismus darin, jedenfalls ist diese Novelle wegen ihrer Eigenart die interessanteste des Bandes. „D Stadtjompfer" von Richard Weitbrecht könnte man als ländliches Genrebild bezeichnen; mit köstlichem Humor, dabei mit sorgfältigster Naturtreue wird der Gegensatz zwischen einer überspannten, sogenannten Gebildeten und den ursprünglichen, echt und natürlich empfindenden Dörflern gekennzeichnet. P. Lindau's „Infolge einer Wette" hebt sich von den ersten drei, welche jede eine besondere Art vertreten, scharf ab; es ist eine moderne Salonnovelle im Geschmack der jetzigen Zeit, im leichten Plauderton erzählt; nicht zu hoch in den Bereich der Phantasie steigend, nicht zu tief in das gärende Volksleben herabsinkend, wird sie den Leser angenehm anregen, aber nicht erregen.

7. Wogen des Lebens. Roman von Josephine Flach. Salzburg, Pustet. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Auch dieser Roman gehört zu jener Gattung Dutzendromane, die nach bewährten Mustern angefertigt werden. Wir treffen die übliche Gesellschaft — natürlich fehlt die hochadeliche nicht, ebenso wenig der Hochstapler —, welche nach herkömmlicher Weise eine alte Geschichte in Scene setzt. Dieselben Figuren, dieselben Situationen, ja die gleichen Wendungen und Kapitelschlüsse hat jeder, der freiwillig als Abonnement einer Leihbibliothek oder unfreiwillig als Kritiker die neuesten Erzeugnisse der Schreibwuth gelesen hat, mindestens ein paar Dutzend mal schon zu Gesicht bekommen. Das ist eben das moderne Lesefutter, das man aus diesem oder jenem Grunde verschlingt, aber nicht genießt. Sobald der Roman ausgelesen, ist er auch vergessen; höchstens kommt bei dem nächsten dem gläubigen Leser manches gar so bekannt vor.

8. Käthchen. Eine Herzensgeschichte von Kurt Delbrück. Bremen, Rocco. 1887. 8. 3 M.

Wenn der Verfasser die Mühe, welche ihm die Versificirung kostete, auf bessere Gestaltung und Durchgeistigung seiner „Herzensgeschichte" verwendet hätte, würde vielleicht eine lesbare Novelle entstanden sein. Zwei hochansehnliche Pastoren nennen sie zwar in einer Art Vorrede „sinnigen Sang" und ein „Gedicht", weil sie in leidlichen, oft auch schlechten Jamben geschrieben ist; in der That hat man aber nur eine schlechte Prosa vor sich, deren Plattheit durch das Versmaß erst recht hervorgehoben wird. Es ist eine nicht seltene Erscheinung, daß das Unvermögen, etwas Ordentliches zu schaffen, sich dadurch zu verdecken sucht, daß es die Formen der Poesie zum Ausdruck wählt; die Form aber macht noch keine Dichtung und keinen Dichter. Nur ein Epiker, der sich schon in Prosa als Meister und wahrer Poet erwies, darf mit Aussicht auf Erfolg sich der poetischen Formen bedienen. Wer aber nur so nichtssagende und ganz gewöhnliche Redensarten zu bieten weiß, wie dies hier geschieht, der vermag, auch wenn er bessere

Verse schriebe, niemand darüber zu täuschen, daß er eben nichts zu sagen weiß und deshalb besser schwiege.

9. Sonnenwolken. Von Christian Elster. Aus dem Norwegischen übersetzt und mit einer Biographie des Verfassers eingeleitet von J. C. Poestion. Leipzig, Friedrich. 1886. 8. 3 M.

Man muß dem Uebersetzer Dank sagen, daß er dieses Werk des früh verstorbenen norwegischen Dichters der deutschen Lesewelt zugänglich machte. Die Novelle ist originell, etwas schwermüthig, aber ebenso poetisch wie gedankenreich; der eigenthümliche Charakter des Schauplatzes, auf dem sich die Handlung abspielt, wie auch die besondere Weltanschauung des Verfassers treten scharf zu Tage. Die wenigen Personen sind mit scharfen Strichen gezeichnet und ins helle Licht gesetzt. Bei dem Interesse, welches die Geschichte erweckt, dürfte es dem Leser willkommen sein, daß die Lebensgeschichte des Verfassers, der sicherlich noch Bedeutendes hätte schaffen können, in kurzen Zügen mitgetheilt wird.

10. Bachem's Novellen-Sammlung. Bd. 23: Ein modernes Märchen. Novelle von M. Herbert. — Vannina. Corsische Novelle von Gerd von Oosten. — Der Spieler. Erzählung aus dem amerikanischen Leben von H. Beta. Köln, Bachem. 1886. 1 M.

Die erste Novelle behandelt das Seelenleben einer Fürstentochter; das Märchenhafte soll nur in dem Schluß liegen: daß nämlich eine deutsche Prinzessin einen Amerikaner heirathet (was beiläufig gesagt thatsächlich vorgekommen ist). Man könnte die Geschichte mit einer flott gezeichneten Skizze eines humoristischen Malers, der auch ein wenig zum Ironisiren neigt, vergleichen.

„Vannina" behandelt einen ziemlich abentenerlich-wilden Stoff, der corsische Blutdurst spielt darin eine große Rolle. Ueberhaupt zeigt die Novelle eine nahe Verwandtschaft mit ähnlichen corsischen Geschichten und erhebt sich auch sonst nicht über das Niveau der Durchschnittsnovellen.

Beta's „Der Spieler" stellt sich als eine etwas breiter ausgeführte Skizze dar, deren Vorwurf auch schon öfter behandelt wurde: das Unglück, welches die Spielwuth über eine Familie bringt. Doch ist die Geschichte hübsch vorgetragen und liest sich gut.

11. Dornröschen. Erzählung von A. von der Elbe. Leipzig, Böhme. 1886. 8. 2 M.

Infolge einer Testamentsbestimmung sollen Vetter Felix und Base Röschen einander heirathen, widrigenfalls die Familienbesitzung in andere Hände übergeht. Beide verabschenen einander — natürlich ohne sich gesehen zu haben —, bis Vetter Felix unter fremdem Namen ins Haus kommt und nun ein Umschwung in den gegenseitigen Gefühlen eintritt. Unverbürgten Gerüchten nach soll dieses Thema schon irgendeinmal behandelt worden sein, man spricht sogar davon, es sei ein Lieblingsmotiv der deutschen Lustspieldichtung gewesen; indessen ist die Geschichte immerhin frisch und anmuthig genug erzählt, um als flüchtige Lektüre zu unterhalten. Mehr darf man wol nicht verlangen.

12. Zwei Waisenkinder. Eine Erzählung für junge Mädchen von Adelaide Müller-Portius. Hannover, Meyer. 1886. 8. 2 M.

Es möchte einem fast unheimlich werden in dieser zahlreichen Gesellschaft guter, edler, tugendhafter Menschen — selbst die Sünder sind beinahe noch halbe Engel oder werden es wenigstens zum Schluß. Indessen die Bestimmung „für junge Mädchen" erklärt und rechtfertigt es, daß das Bild nur Licht und fast gar keinen Schatten hat. Unter dem Gesichtspunkte eines Erbauungsbuchs für Mädchen, verdient das Buch Anerkennung; es wird nicht viel moralisirt; die Handlung ist ziemlich bewegt, und daher dürfte es in dem Leserkreise, für den es bestimmt ist, auch Interesse erregen. Als besonders lobenswerth sei erwähnt, daß die Sprache natürlich, nicht pathetisch und geschraubt, und der Stil rein und einfach ist.

Johannes Emmer.

Vermischte Schriften.

1. Die Uhr. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Alten (Hebräer, Griechen, Römer). Von Samuel Spitzer. Essek, Fritsche. 1885.

Kaum dürfte es einen gebildeten Menschen geben, für welchen der Gegenstand des vorliegenden Buchs nicht im höchsten Grade anziehend wäre. Und wenn es einen solchen gäbe, der Autor wüßte ihm Interesse daran einzuflößen durch die fesselnde, lebendige Darstellung, durch die Gelehrsamkeit und die schöne Vielseitigkeit, mit der das Werk geschrieben ist.

Spitzer zeigt, daß die Uhr nicht blos als Zeit-, sondern auch als Culturmesser zu betrachten sei, daß nur freie Völker auf dem Gebiete der Uhrenmechanik wirklich Fortschritte gemacht, daß die Einführung der öffentlichen und besonders der Schlaguhren in Europa große Schwierigkeiten hatte und der Zeitmesser gegen den Aber- und Wunderglauben einen harten Kampf bestehen mußte. In Babylonien sei die erste Uhr erfunden worden: der Schattenmesser. Hieraus habe die Sonnenuhr sich entwickelt, sodann sei die Wasseruhr gekommen und endlich die Sanduhr.

Im ersten Abschnitt kommt die primitive Zeitmessung zur Sprache: der Hahn, der Esel, der Hund als Zeitmesser. Im zweiten Abschnitt werden Steine, Luft,

Blumen und Schatten als Zeitmesser betrachtet, und im dritten Abschnitt die Geschichte der Sonnen-, Wasser- und Sanduhr gewissenhaft erforscht.

Wir empfehlen das kleine, aber sehr inhaltreiche und überaus interessante Buch der allgemeinen Aufmerksamkeit.

2. Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. Von O. Flügel. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1885. Gr. 8. 3 M.

Wenn wir auch der neuen Arbeit Flügel's im großen und ganzen Anerkennung zollen, fühlen wir uns doch veranlaßt, gegen die im ersten Absatz aufgestellte Behauptung, daß nur der Mensch, nicht aber die Thiere, Selbstbewußtsein besitze und der Selbstbestimmung fähig sei, zu protestiren. Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung haben alle thierischen Wesen; möge dem Philosophen und Eroberer der am meisten persönlich entwickelten Menschengattung auch am meisten davon zukommen: der genannten beiden Eigenschaften theilhaftig ist das ganze Thierreich. Und diese Thatsache ist die Voraussetzung alles individuellen und socialen Lebens der Thiere.

Spricht nun Flügel auch das eigentliche höhere Selbstbewußtsein und die eigentliche höhere Selbstbestimmung den Thieren gänzlich ab, so weist er doch darauf hin, daß innerhalb der Menschheit beide erst allmählich sich entwickelten. Und nun prüft er die Entwickelung wie auch die Erscheinung des Ich im Leben der Völker und die Ausbildung der sittlichen Ideen in der Geschichte. Er thut dies in höchst anziehender, gelehrter und philosophischer Art, und erwirbt sich damit das große Verdienst, einem der schwierigsten Probleme der Philosophie mit der Leuchte der Erkenntniß näher gekommen zu sein.

Nichts kann näher liegen als das Ich, und nichts macht der Begriffsbestimmung größere Schwierigkeiten. Aus Flügel's Unterfuchungen geht hervor, daß der Schwerpunkt des Ich um so mehr in den Leib verlegt wird, je niedriger die Stufe der geistigen Entwickelung, der Civilisation eines Volks ist, und daß es uns kaum gelingt, unser eigenes Ich losgelöst vom Leibe zu denken; daß das Ich durch den Wechsel der Umgebung beeinflußt, modificirt wird, und daß zu kräftiger Stütze und Entfaltung des Ich gewisse fest gegründete Verhältnisse dieser und jener Art gehören. Am innigsten hänge das Ich mit dem Besitz von Personen und Sachen zusammen, die dem Einzelwesen am liebsten und am wenigsten entbehrlich seien. „Mit geliebten Personen verliert der Mensch oft sich selbst." Interessant ist, was Flügel über die Verbindung des Namens mit dem Ich darlegt und äußert. Desgleichen seine Betrachtung des Ich als etwas Inneres, Actives:

> Die Freude des Selbstgefühls wird sich geltend machen da, wo das Ich unvermuthet sich selbst findet, an sich erinnert wird und, noch mehr, wo es sich selbst nach außen hin darstellt. ... Das Ich in der Außenwelt darstellen, bewirkt unmittelbar ein Vergrößern und Erweitern des Ich. ... Der Mensch ist nur Mensch, d. h. ein Ich durch und mit Menschen, und die Humanität ist überall erst das Product des Zusammenlebens. ... Tritt nun aber das Sittliche hervor, wenn zunächst auch nur sporadisch und nur in einzelnen Individuen, so beweist dies die Möglichkeit, die menschliche Natur zur Sittlichkeit zu bilden, sicherer, als alle Grausamkeiten und Scheußlichkeiten die Unmöglichkeit der Erziehung zur Moralität oder gar die Ungültigkeit der sittlichen Ideen beweisen.

Es ist einseitig, wenn Flügel sagt: „Die sympathischen Gefühle entstehen durch die Wahrnehmung oder Vergegenwärtigung der Gefühle anderer; sie sind gewissermaßen deren Nachbilder." Dies macht nur den einen Factor aus. Der andere Factor, in dem Maße der Entwickelung der moralischen Persönlichkeit immer mächtiger und überwiegender hervortretend, ist das eigene Gefühl, welches seine Richtung nimmt nach der Persönlichkeit des Nächsten und diese fördert und begünstigt. Wenn Flügel „Sympathie im Grunde nur eine feinere Form des Egoismus nennt", so meint er natürlich da nur dasjenige, was man gemeinhin mit dem Namen Sympathie bezeichnet; denn er sagt sofort, und zwar erfreulicherweise unter anderm: „Allein es ist ebenso bekannt, daß die natürlichen Mitgefühle in den meisten Fällen der Boden sind, auf welchem dann das reine Wohlwollen erwächst und gedeiht."

Doch hiermit wollen wir angesichts des zur Verfügung stehenden Raums uns bescheiden. Das Werk von Flügel sei der allgemeinen Aufmerksamkeit bestens empfohlen. Es vereinigt den Standpunkt der Philosophie glücklich mit dem der exacten Forschung und gibt den Vertretern beider Richtungen zu denken; es macht sich unentbehrlich durch eine Fülle wohlverwertheter Thatsachen und lenkt die Aufmerksamkeit einem Gegenstande zu, der jeden denkenden und fühlenden Menschen in erster Linie angeht.

Ich möchte die Frage, was das Ich sei, also beantworten: die Seele, und zwar die wirkliche centrale Seele ganz allein; und möchte nicht blos von sittlichen Ideen, sondern auch von sittlichen Gefühlen sprechen, die, Offenbarungen des Seelenlebens, organisch miteinander verbunden sind.

3. Grundzüge der organischen Chemie. Von August Laubenheimer. Heidelberg, Winter. 1884. 8. 20 M.

Die Entwickelung der Chemie geht mit raschen Schritten vor sich. Besonders die organische Chemie macht großartige Fortschritte und ändert sich ununterbrochen, indem sie auf allen Seiten sich ausbaut. Kein Lehrbuch dieses Faches, und sei es das beste, hat mehr als fünf Jahre Lebensdauer.

Man stelle zwei Lehrbücher der organischen Chemie, deren eins die Jahreszahl 1860 trägt, das andere die von 1885 aufweist, nebeneinander, so wird uns auf den ersten Blick der große Unterschied klar, welcher zwischen der Wissenschaft von damals und der von heute obwaltet.

In dem Werke von Laubenheimer, welches für Lernende berechnet ist, wird ein Bild der heutigen theoretischen organischen Chemie entrollt. Es geschieht das in echt wissenschaftlicher und belehrender Art und in einer

Weise, daß nicht allein die Bedürfnisse des Chemiestudirenden voll und ganz befriedigt werden, sondern auch der Naturforscher und Philosoph den nothwendigen Gesammtüberblick über ein Fach bekommt, welches zu den unentbehrlichsten Grundlagen aller Erkenntniß gehört.

4. Die deutsche Presse. Verzeichniß der im Deutschen Reiche erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften. Zweite Auflage. Forbach, Kupfer. 1886.

Ein sehr nützliches und empfehlenswerthes Verzeichniß aller periodischen Erscheinungen Deutschlands, welches für zahlreiche Interessenten geradezu unentehrlich ist. Es wäre zu wünschen, daß dieser Katalog regelmäßig jährlich in neuer Auflage erschiene.

5. Gesellschaft und Einsamkeit. Zwölf Kapitel von Ralph Waldo Emerson. Aus dem Englischen von Selma Mohnicke. Dritte Ausgabe. Norden, Fischer Nachfolger. 1885. 8. 3 M.

Eine unendliche Fülle von Lebensweisheit bergen diese Blätter. Man muß dieselben lesen in seinem stillen Kämmerlein, zurückgezogen vom Geräusch der Straße, vom Geschrei des Markts, vom Lärm der gemeinen Interessen des Augenblicks. Und hat man sie gelesen, so gewinnt man das Gefühl wahrer Befriedigung und Versöhnung. Derartige Bücher sollten in keinem Hause fehlen; denn sie sind die besten Hülfsmittel der Erziehung und Selbsterziehung, sie vermitteln wahre Kenntniß und wirkliches Verständniß von Welt und Menschen und fördern Gesundheit der Seele, Tugend und Zufriedenheit.

Eine Geschichte des deutschen Buchhandels.

Geschichte des deutschen Buchhandels. Im Auftrage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler herausgegeben von der Historischen Commission derselben. Erster Band: Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrhundert. Von Friedrich Kapp. Mit 3 lithographirten graphisch-statistischen Tafeln. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1886. Gr. 8.

In der Culturgeschichte der neuern Zeit nimmt der Buchhandel eine ansehnliche Stelle ein; denn er bildet nicht allein einen bedeutenden Zweig der kaufmännischen und industriellen Thätigkeit, er wirkt auch als ein überaus wichtiger Factor im geistigen und ethischen Leben der Völker. Vor nun etwa zehn Jahren faßte darum der Börsenverein der Deutschen Buchhändler den dankenswerthen Entschluß, eine auf gründliche Quellenstudien gestützte Geschichte des deutschen Buchhandels verfassen zu lassen. Mit der Leitung und Ausführung des Werks wurde Friedrich Kapp betraut, der einer solchen Aufgabe gewachsen war und sich ihr auch mit voller Hingabe widmete. Leider überraschte ihn der Tod, bevor er seine Arbeit auch nur zur Hälfte beendigt hatte, und andere Männer mußten einzelne Lücken in seinem Manuscripte ausfüllen. So tüchtige Kräfte aber auch sich dieser Arbeit unterzogen, die Einheitlichkeit des Werks wurde dadurch doch etwas gestört, zumal einzelne Abschnitte auch schon von Kapp selbst verschiedenen Fachmännern zur Ausarbeitung überlassen worden waren.

Der erste, stattliche Band dieser „Geschichte des deutschen Buchhandels" liegt nun vor, und wir begrüßen in ihm ein ebenso werthvolles wie interessantes Werk. Wie es bei der Fülle des Stoffs und der nothwendigen Bestimmtheit der Angaben kaum zu vermeiden war, ist das Buch sehr umfangreich ausgefallen. Wer aber darin nicht einfache Unterhaltung, sondern sichere Belehrung über die frühern Verhältnisse des Buchhandels sucht, wird es gewiß mit Befriedigung studiren. Wenn wir uns erlauben, die Leser d. Bl. auf dasselbe aufmerksam zu machen, müssen wir darauf verzichten, die geschäftliche Entwickelung des Buchhandels zu besprechen. Um so mehr erscheint es gerechtfertigt, wenn an dieser Stelle auf die Verdienste hingewiesen wird, welche sich der Buchhandel um das literarische, ja das gesammte geistige Leben der Nation erworben hat.

Es ist ja kein Zufall, daß das Wiedererwachen des Humanismus mit der Erfindung der Buchdruckerkunst zusammenfiel. Eins trug das andere, und beide vereint machten erst die große Reformbewegung des 16. Jahrhunderts möglich. Die Erfindung der Buchdruckerkunst verdankt die Welt einem Deutschen, und die erste Blüte der neuen Kunst entfaltete sich auch in Deutschland. Eine Reihe deutscher Städte wurden bald als Sitz großer Verleger und Drucker genannt, und deutsche Drucker verbreiteten sich über alle Länder Europas. Man fand sie besonders zahlreich in Italien, Frankreich, Spanien und Portugal, und noch ist eine Bittschrift erhalten, welche die Firma Schweinheim u. Pannartz in Rom 1472 an Papst Sixtus IV. richtete. Darin theilt sie die Liste ihrer oft in verschiedenen Ausgaben gedruckten Verlagsartikel mit, und man ersieht daraus, daß sie im Zeitraume weniger Jahre 28 große Werke, im ganzen über 12000 Exemplare gedruckt hatte. Im Jahre 1500 zählte die Ewige Stadt nicht weniger als 199 Pressen und 23 deutsche Drucker. Bald jedoch verloren die Deutschen ihre hervorragende Stellung im Auslande. Italienische, französische und spanische Drucker bildeten sich bei ihnen aus und gründeten dann eigene Geschäfte.

Die Gelehrsamkeit jener Zeit förderte meistens Folianten oder Quartanten zu Tage. So lange sich aber der Verlag auf solche Werke beschränkte, konnte sich sein Einfluß nur

in beschränkten Kreisen geltend machen. Populäre Publicationen wurden erst durch die Reformation veranlaßt, wie denn diese auch zuerst deutsche Druckwerke in größerer Anzahl entstehen ließ. Im Jahre 1513 erschienen im ganzen 90 deutsche Schriften, nach zehn Jahren zählte man deren über 3000. „Die Buchdrucker bekommen zu thun", schrieb Ulrich von Hutten an den Grafen Hermann von Neuenahr. Ohne die thatkräftige Unterstützung der Buchdrucker wäre es kaum möglich gewesen, die reformatorischen Gedanken so weit und so schnell zu verbreiten. Die Wirkung der Reformatoren war so gewaltig, weil sie mit Hülfe der Presse zum Volke reden konnten, und ihre Schriften bis in die bescheidensten Kreise drangen. Luther wandte die deutsche Sprache an, um von jedem verstanden zu werden, und er begründete die volksthümliche Literatur, indem er in Flugschriften zum Volke redete. Nun kamen die wohlfeilen Octav- und Duodezbände von wenigen Bogen zum Verkauf und gewannen Tausende und aber Tausende für die darin ausgesprochenen neuen Lehren. Die populären Volksschriften aber wurden bald ein Gegenstand eifrigen Hausirhandels. Die sogenannten „Buchführer" hatten dabei eine wichtige, oft gefährliche Aufgabe, und mehr als einer von ihnen bezahlte die Propaganda, der er sich widmete, mit dem Leben. Sie gehörten oft der radicalsten Partei an und erregten das Volk zum Widerstand und zum Aufruhr. „Unzählig sind die Schmachbüchlein und Läfterreden", schrieb Cochläus, einer der heftigsten Gegner Luther's, „die unter das Volk ausgehen wider päpstliche und weltliche Autorität, wider alle, welche Macht und Reichthum haben und nicht abfallen wollen vom Glauben ihrer Väter." Einer der bekanntesten „Buchführer" war Johann Herrgott, der mit seiner Frau umherzog, mit Vorliebe die Schriften von Thomas Münzer verbreitete und im Jahre 1527 wegen seiner socialagrarischen Wühlerei in Sachsen hingerichtet wurde.

Frühzeitig concentrirte sich der Buchhandel in großen Geschäften, die eine ganz besondere Thatkraft und Geschäftskenntniß erheischten. Vereinigte doch ein Buchdrucker jener Zeit bereits Schriftgießerei, Druckerei, Verlag und Detailverkauf in seinem Geschäft. Männer wie Koberger in Nürnberg und Froben in Basel begründeten wahrhaft großartige Geschäfte, und der Glanz eines solchen Welthauses wuchs noch, wenn der Besitzer sich auch durch seine Gelehrsamkeit hervorthat. Das Zeitalter der Reformation war noch eine gute Zeit für das deutsche Bürgerthum, das in den zahlreichen freien Reichsstädten heimisch war und in Bildung, Wohlstand, edelm Sinn und Freiheitsliebe allen andern Klassen der Nation voranleuchtete, auch von keinem andern Volke überragt wurde. Das aber ist ein charakteristisches Zeichen für den Buchhandel, daß er immer an den Sitzen geistiger Regsamkeit sich erhebt. Er folgt den Spuren des geistigen Lebens, und an seinen Wanderungen, an der Geschichte seiner Entwickelung kann man genau den Weg verfolgen, auf dem die Nation den Schwerpunkt ihres geistigen Lebens von einer Gegend in die andere verschob. Nürnberg, Augsburg, Straßburg, dann Wittenberg bildeten lebhafte Centren des deutschen Buchhandels. Später erhob sich Frankfurt a. M. mehr und mehr und seine Buchhändlermesse wurde von großer Bedeutung, da nicht allein Verleger und Buchhändler, Papierfabrikanten, Buchführer und sonstige Zwischenhändler sich daselbst einfanden, um Geschäfte abzuschließen, sondern auch Bücherfreunde, Bibliothekare und Gelehrte hier zusammenkamen. Melanchthon wird 1518 als der erste genannt, der mit seinem Freunde und Verleger Aushelm in Frankfurt zusammentraf. Bald ahmten andere sein Beispiel nach, und in der Buchgasse verkehrten alljährlich immer mehr Gelehrte, welche mit der Absicht nach Frankfurt kamen, sich den Verlegern als Correctoren und literarische Berather anzubieten, neue Beziehungen anzuknüpfen und dabei auch die neuesten literarischen Erscheinungen kennen zu lernen.

Von Frankfurt aber verschob sich der Mittelpunkt des Buchhandels allmählich nach Leipzig. Man kann in dieser Erscheinung nicht einzig das Walten des Zufalls erblicken, sondern findet zwingende Gründe, welche die Verschiebung nothwendig machten.

Von großem Interesse sind noch die Kapitel unsers Buchs, welche vom Nachdruck und der Censur handeln. Beide Uebel entstanden fast gleichzeitig mit dem Buchhandel. Der Begriff des geistigen Eigenthums war damals und noch viel später unbekannt, und auch Privilegien in den einzelnen Staaten konnten keinen wirksamen Schutz gegen die räuberischen Nachdrucker schaffen. Aber war man von Staats wegen nachsichtig gegen diesen Unfug, so erwies man sich um so eifriger in der Strafpolizei gegen misliebige Bücher. Schon 1479 erhielt die Universität zu Köln von Papst Sixtus V. die Erlaubniß, gegen ketzerische Bücher vorzugehen und sie zu vernichten. Der Kurfürst von Mainz untersagte 1486 die Uebersetzung aller lateinischen Werke, die Bezug auf den christlichen Glauben hätten, und so trat die Censur ins Leben, deren Quälereien, ernste Eingriffe und lächerliche Versehen bekannt genug geworden sind und der Buchhändler- und Schriftstellerwelt das Leben oft sauer genug gemacht haben.

Der vorliegende erste Band der „Geschichte des deutschen Buchhandels" reicht mit seiner Darstellung bis ins 17. Jahrhundert, also weit genug, um zu zeigen, wie der Jammer des Dreißigjährigen Kriegs auch auf diesem Gebiete vernichtend wirkte. Mehrere Jahrzehnte nach dem Westfälischen Frieden schrieb Johann Christ. Jarnovius verzweifelnd: „Der deutsche Buchhandel muß crepiren!" (1683). Es ist ein Zeichen der Lebenskraft des deutschen Volks, daß es in der furchtbaren Zeit des 17. Jahrhunderts nicht völlig zu Grunde ging. Es erholte sich nur langsam, aber es wuchs doch wieder und fand seine alte Kraft, und wenn der erste Band der „Geschichte des deutschen Buchhandels" nach einer Zeit der Blüte die Zeit des Verfalls schildern mußte, so wird uns der zweite Band das erfreulichere Bild des allmählichen Aufslebens zu neuer fruchtbarer Thätigkeit bieten! Möge er nicht zu lange auf sich warten lassen!

Friedrich Kotheissen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenk von ganz eigenartigem Charakter ist die im Otto Spamer'schen Verlag in Leipzig erschienene Schrift: „Mädchenphilosophie auf der Hochschule des Lebens. Aus Erinnerungen der Jugendzeit in gereimter und ungereimter Briefform dargestellt" von B. Schwickart und M. Hoffmann. Da diese „Mädchenphilosophie" mit 70 Kopfleisten und Schlußvignetten sowie 7 ganzseitigen Extrabildern illustrirt ist, braucht man nicht die Befürchtung zu hegen, daß sie sich in dem feinen Aether der Methaphysik verflüchtigt: sie bewegt sich in einem Bereiche, welches der zeichnenden Kunst durchaus zugänglich ist. Ein eben aus der höhern Töchterschule entlassenes Mädchen, Hertha, und ein anderes, Walli, welches noch in der obersten Klasse derselben verweilt, führen eine Correspondenz miteinander, und zwar bedient sich Hertha dabei der Prosa, während Walli den Pegasus besteigt und in Reimversen antwortet. Wenn zwei solche ingénues miteinander plaudern, da kann es an drolliger Naivetät nicht fehlen. Ein verliebter Lehrer, ein etwas sarkastischer Student, ein ungeliebter Lieutenant und zuletzt ein „hechtgrauer" ungarischer Graf, in den sich Hertha verliebt und dessen Braut sie wird, eine junge Comteß Ada und einige andere gut charakterisirte Mädchen sind die Personen des Lustspiels, das sich in diesen Briefen abspielt. Es fehlt darin nicht an possirlichen und erheiternden Wendungen. Um Hertha's Hand hält z. B. ein Lieutenant Schultze an: sie liebt ihn nicht; er erhält einen Korb. Dann schreibt sie: „Es thut mir leid, daß Lieutenant Schultze nun wahrscheinlich unser Haus meiden wird. Er ist ein so liebenswürdiger und amusanter Gesellschafter. Zu unangenehm, daß die Männer das Heirathen nicht lassen können; sie erschweren uns dadurch so sehr den Umgang mit ihnen."

— Die Schachliteratur hat in jüngster Zeit auch mehrfache Bereicherung erfahren, die den Freunden des edeln Spiels willkommen sein wird. J. Minckwitz hat ein Werk von Heinrich Ritter von Levitschnigg: „Der Schachmatador. Ein Leitfaden zum Selbstunterricht im Schachspiele", vollständig umgearbeitet und mit einer Einleitung in die Problemcomposition versehen, auch mit einer Auswahl vorzüglicher Schachprobleme bereichert. In solcher Gestalt ist dasselbe in dritter Auflage in Hartleben's Verlag (Wien, Pest, Leipzig) erschienen. Ueber das jüngste wichtige Ereigniß der Schachwelt, den großen Match zwischen Zuckertort und Steinitz, sind zwei Werke deutscher Meister erschienen, in denen die gespielten Partien einer eingehenden, scharfsinnigen Analyse unterworfen werden: Emil Schallopp: „Der Schachwettkampf zwischen Wilh. Steinitz und J. H. Zuckertort" (Leipzig, Veit u. Comp.), und Haus Minckwitz: „Der Entscheidungskampf zwischen Zuckertort und Steinitz um die Meisterschaft der Welt" (Leipzig, Roegner).

— Die mit 43 Abbildungen ausgestattete Schrift von C. Falkenhorst „In Kamerun" (Leipzig, F. A. Brockhaus), von der sofort eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte, schildert „Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer" und am Faden dieser Erfindung Land und Leute von Kamerun in sehr anschaulicher Weise. Durch die Bilder erläutert, treten die Thier- und Pflanzenwelt des Landes, die Menschentypen, die landschaftliche Scenerie uns lebendig vor Augen. Da sehen wir die alte Woermann'sche Factorei, König Bell und sein Kriegsschiff, die Gebirge von Kamerun, Leitelefanten, Krokodile, Flußpferde, allerlei Bäume und Insekten in Abbildungen, welche der Erzähler in schlichter Weise erklärt und oft durch farbenreiche Schilderung gleichsam colorirt. Die Abenteuer selbst sind glaubwürdig und nicht mühsam zusammengesucht, sodaß das ganze Buch die reifere Jugend, für die es bestimmt ist, spannen und fesseln wird.

Bibliographie.

Am Hofe des Kaisers. 3tes u. 4tes Tausend. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 6 M.

Bamberg, E. v., Otto Lehfeld. Ein Erinnerungsblatt für seine Freunde. Halle, Beyer u. Nonnger. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Briefwechsel zwischen Gabelsberger und Wigard. Im Auftrag der Erben Wigards und mit Genehmigung des Gabelsberger Stenographen-Centralvereins zu München herausgegeben von R. Fischer. Leipzig, F. Geissler. Gr. 8. 3 M.

Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 8. 5 M.

Elster, C., Sonnenwolken. Aus dem Norwegischen übersetzt und mit einer Biographie des Verfassers eingeleitet von J. C. Poestion. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Falkenhorst, C., In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. Mit 43 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Frey, H. M., Unserer Töchter Schaffen und Wirken. Neue Folge. Zwei Novellen für junge Mädchen von 14 bis 18 Jahren. Kattowitz, Siwinna. 8. 3 M.

Gefechts-Kalender des deutsch-französischen Krieges 1870—71. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte. 2te Bearbeitung. Erweiterter Sonder-Abdruck aus: „Der deutsch-französische Krieg 1870/71." Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Gerhardt, D. v. (G. v. Amyntor), Hie Waibling! Bruchstück aus dem Tagebuch eines fraktionslosen Deutschen. Dem deutschen Offiziercorps gewidmet. Preuzlau, Biller. 8. 1 M.

Gering, H., Glossar zu den Liedern der Edda (Saemundar Edda). Paderborn, F. Schöning. 1887. Gr. 8. 4 M.

Goldhammer, L., Die Psychologie Mendelssohn's, aus den Quellen dargestellt und kritisch beleuchtet. Wien, Lippe. Gr. 8. 2 M.

Goethe und das Monstrum oder die Hochzeit von Sonne und Mond. Kurzer Beitrag zu einer kritischen Grundlage der vergleichenden Religionswissenschaft und Ikonographie, nebst einem Excurs über das Ewig-weibliche als Commentar zu beiden Teilen des Faust. Mit 2 Tafeln. Eine Festschrift von H. K. v. M. Klausenburg, Demjén. Gr. 4. 5 M.

Gregorovius, F., Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 5 M. 50 Pf.

Hackländer, F. W., Vater Radetzky. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Hahn, W., Odin und sein Reich. Die Götterwelt der Germanen. Berlin, Simion. 1887. Gr. 8. 4 M.

Hertz, K., Worte der Weisen aus allen Völkern und Zeiten. Mit genauer Quellenangabe herausgegeben. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 4 M.

Herzog, A., Jung-Wupperthal. Ein Blütenstrauß aus der Heimat. Barmen, Röder. 8. 2 M. 50 Pf.

Jäger, O., Weltgeschichte in 4 Bdn. Mit zahlreichen authentischen Abbildungen und Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. 1ste Abtlg. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1887. Gr. 8. 2 M.

Jovan und Margot. Drama von J. v. Nepomuk. Magdeburg, Crentz. 1887. 8. 2 M.

Kist, L., Drei Schoßkinder des Zeitgeistes Wissenschaft, Schule und Loge. Mainz, Kirchheim. 8. 2 M. 25 Pf.

Oldenberg, F., Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mittheilungen der Familie dargestellt. 2ter Bd. Von 1848 bis zu Wicherns Heimgange. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses — Mauke Söhne. 1887. Gr. 8. 7 M.

Parkinson, R., Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern (Neu-Britannien). Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 4 M.

Neuer Phantasus. Von Utis. 2 Bde. Leipzig, Böhme. 1887. 8. 5 M. 60 Pf.

Pröll, K., Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Dresden, Pierson. 1887. 8. 1 M.

Rein, J. J., Japan. Nach Reisen und Studien im Auftrag der königlich preussisch Regierung dargestellt. 2ter Bd. Land- und Forstwirthschaft, Industrie und Handel. Mit 24 zum Theil farbigen Tafeln, 20 Holzschnitten im Text und 3 Kärtchen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 M.

Renatus, J., Die letzten Mönche vom Oybin. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Leipzig, Böhme. 1887. 8. 2 M. 60 Pf.

Schaff, P., August Neander. Erinnerungen. Mit einem Bildnis. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schiffkorn, F., Kulturbilder aus dem Osten. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 6 M.

Schulpe, G. v., Germanische Göttersagen. Mythologische Gedichte, gesammelt und zusammengestellt. Mit Einleitung von F. Dahn. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Spreer, L., Malte, Fürst und Herr zu Putbus. Ein Lebensbild. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sterzel, G. F., A. Comte als Pädagog. Ein Beitrag zur Kenntnis der positiven Philosophie. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Walfeld, K. v., Auf Irrwegen. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 4 M.

Walloth, W., Seelenräthsel. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Weber, G., Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 8 M.

Wereschtschagin, A. W., In der Heimat und im Kriege. Erinnerungen und Skizzen eines russischen Edelmanns aus der Zeit vor und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft 1853—1881. Deutsch von A. v. Drygalski. Berlin, Eisenschmidt. Gr. 8. 7 M.

Wiegandt, F., Der Erzengel Michael in der bildenden Kunst. Ikonographische Studie. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei direeter Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 332 bis 338.

Rußlands Machtstellung am Stillen Ocean. — England und Afghanistan. — Deutscher Reichstag. — Militärisches aus Bulgarien. — Aus dreiviertel Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Von F. F. Graf von Beust. — Die Organisationsveränderungen im deutschen Heere nach Durchführung der Militärvorlage. (I.)

H. Baumgartens Geschichte Karls V. (I./II.) — Ein neues Buch von B. Carneri. — Gyges und sein Ring von Friedrich Hebbel. Von K. Werner. (I./III.) — Eine neue Culturgeschichte. — Der Anfang der kirchlichen Reformation in den Niederlanden. — Zwei neue Romane von Julius Grosse. Von Fr. v. Löher. — Zur neuesten Rechtsliteratur. — Zur Geschichte der neuesten Zeit. Von H. Baumgarten. (IV.) — Zur englischen Roman-Literatur.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

In **F. Mauke's Verlag** in **Jena** erschien soeben:

Keferstein, Dr. H., **Schleiermacher als Pädagog.**

8. Geh. 340 S. 3 M. Eleg. gebd. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart.

Von

Moriz Carriere.

Zweite vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Eine Erneuerung dieses seit längerer Zeit vergriffenen Werks, mit welchem sich vor vierzig Jahren der Verfasser eine selbständige Stellung in der philosophischen Literatur errang, ist von vielen Seiten gewünscht worden. Es behandelt den Italienischen Humanismus, die Deutsche Mystik, die neuern Naturansichten, die politischen und socialen Theorien und gibt ausführliche Darstellungen hervorragender Philosophen der Reformationszeit, namentlich Giordano Bruno's, Tomaso Campanella's und Jacob Böhme's. In der vorliegenden zweiten Auflage blieb der Ton des Ganzen unverändert, während im Einzelnen vieles berichtigt und erweitert wurde.

☞ Soeben erschien im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von der roten Erde.

Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen

von

Otto Weddigen.

Preis elegant broschiert 3 Mark.

Der durch seine Dichtungen schon in weiteren Kreisen bekannte Verfasser bietet in seinem vorliegenden neuesten Werke eine Sammlung trefflicher Erzählungen, die nicht verfehlen wird, das Interesse jedes Freundes der „roten Erde“ zu erregen und sich recht sehr als **passendes Weihnachtsgeschenk** eignen dürfte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Kamerun.

Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer.

Der reifern Jugend erzählt von

E. Falkenhorst.

Zweite Auflage.

Mit 43 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Die erste Jugendschrift, deren Schauplatz die deutsche Colonie Kamerun bildet: ein gewiß allgemein willkommenes Weihnachtsgeschenk.

☞ Bestes Weihnachtsgeschenk. ☜

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

13. Aufl., 16 Bände mit 400 Bildertafeln u. Karten.

Preis des Bandes geb. in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50.

Nach seiner baldigst erfolgenden Vollendung

☞ das neueste vollständige Conversations-Lexikon. ☜

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von

Arthur Schopenhauer.

Sechste Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

In 12 Lieferungen zum Preise von 1 Mark für die Lieferung.

Zum ersten mal erscheint hier das Hauptwerk Schopenhauer's zu ermäßigtem Preise (12 M. statt bisher 18 M.) und in Lieferungen, die wöchentlich ausgegeben werden: zwei Vortheile, welche die Anschaffung desselben sehr wesentlich erleichtern. Dieselbe Preisermäßigung tritt auch bei der Ausgabe in zwei Bänden ein, die bereits vollständig vorliegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 23. December 1886.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Das berliner Hofschauspiel. Von Rudolf von Gottschall. — Neue Gedichtsammlungen. Von Hans Minckwitz. — Länder- und Völkerkunde. (Beschluß.) — Nationalökonomische und socialwissenschaftliche Literatur. — Biographisches. Von Wilhelm Müller. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Das berliner Hofschauspiel.

Am 5. December feierte das berliner Hoftheater sein hundertjähriges Jubiläum. Bei dem Festactus am Vormittag wies nicht nur der neue Intendant, Graf Hochberg, auf die Bedeutung des Tags hin: auch der Director des Schauspiels, Arthur Deetz, hielt eine längere Festrede, in welcher er die Chronik des Hoftheaters in den letzten hundert Jahren zusammenfassend vortrug. Auch die Hoffnungen auf einen neuen Aufschwung der Hofbühne fanden warmen Ausdruck; traf es sich doch, daß mit diesem säcularen Abschluß zugleich die Generalintendanz in andere Hände kam. Herr von Hülsen, der rund dreißig Jahre Generalintendant des berliner Hoftheaters gewesen, also mehr als den dritten Theil des abgelaufenen Jahrhunderts seiner Bühnenleitung zurechnen durfte, sollte den festlichen Tag des säcularen Jubiläums nicht mehr erleben: er war kurze Zeit vorher gestorben.

Am Abend des Säculartags fand eine Festaufführung im Schauspielhause statt: Gustav zu Putlitz hatte den geschichtlichen Moment, in welchem nach Friedrich's des Großen Tode König Friedrich Wilhelm II. das Schauspiel aus den Händen des Directors Döbbelin in die königliche Verwaltung übernahm und ihm das frühere französische Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkt, das nicht ganz an der Stelle des jetzigen stand, einräumte, zum Gegenstand seines Festspiels „Des Königs Unterschrift" gemacht. Fräulein Schwarz als Muse der Schauspielkunst sprach einen schwunghaften Prolog, wie auch später am Schluß der Vorstellung einen Epilog, und so wurde die Feier poetisch eingerahmt. Die pièce de résistance des Abends bildete das Lustspiel „Verstand und Leichtsinn" von Jünger, das erste vor hundert Jahren auf der Hofbühne aufgeführte Stück. Director Deetz hatte dasselbe von fünf Acten auf drei zurückgeführt: eine Kürzung, die für das altmodische Stück unerläßlich war, da seine Bedeutung an und für sich ihm keine hundertjährige Lebensfähigkeit zu geben vermag. Doch das Schauspiel kam nicht allein zu Worte: auch das Ballet wurde zur Feier des Tags herbeigezogen und tanzte eine kunsthistorische Parallele, indem das Ballet, wie es vor hundert Jahren war, sich neben das Ballet von heute stellte. Es ist ja neuerdings Mode geworden, die Terpsichore katheder haft zuzustutzen und einen Cursus „Geschichte des Tanzes" durch die Grazien in Tricots in anmuthiger Weise illustriren zu lassen: wir brauchen blos an den Wiener Walzer zu erinnern, der sich ja an vielen Bühnen vollständig eingebürgert hat.

Für den Literarhistoriker ist es von besonderm Interesse, die Beziehungen des berliner Hoftheaters zur gleichzeitigen Dichtung in den verschiedenen Epochen ins Auge zu fassen. Döbbelin, der Privatdirector, war keinenfalls ein homo incultus gewesen, welcher den Talenten und Genies der damaligen Zeit seine Bühne ganz verschlossen hätte: man darf es ihm immer hoch anrechnen, daß er Lessing's „Nathan" sogar an drei Abenden hintereinander zur Aufführung brachte: allerdings vor leeren Häusern; denn „Nathan" zog damals nicht, so wenig er heute im Sinne der Bühnenpraktiker ein Zugstück ist; wenn er sich aber jetzt als Repertoirestück behauptet, so mögen wir nicht vergessen, daß das Verständniß der Dichtung jetzt durch hundert Commentare dem Publikum näher gerückt worden; daß unsere großen Classiker, namentlich Goethe, dem „Nathan" die wärmste Anerkennung gezollt haben; daß das Stück jetzt als eine der Säulen anerkannt wird, welche den Tempel unserer classischen Literatur tragen. Als der wackere Döbbelin den Muth hatte, mit „Nathan" die

Initiative zu ergreifen, einem Stück, das allerdings den Geist der Friedricianischen Epoche, der Toleranz, athmete, da war Lessing zwar ein vielgenannter Autor, der sich durch seine „Minna von Barnhelm" die Bühne erobert hatte; aber er war in mannichfache literarische Kämpfe verstrickt, hatte überall Feinde und Gegner — und so mochte man im „Nathan" nur eine auf die Bühne gebrachte Polemik sehen, während die Handlung selbst mit ihrer geringen Spannung und sehr einfachen Lösung das Publikum nicht zu erwärmen vermochte.

Auch Schiller's „Fiesko" wurde von Döbbelin aufgeführt: allerdings in einer Bühnenbearbeitung, welche eine unglaubliche Versündigung an dem Dichtwerke war.

Obschon nun Döbbelin als Bühnenpraktiker sich manchen gepriesenen Directorialgrößen der heutigen Zeit überlegen zeigte, was Sinn für die dichterische Bedeutung der aufgeführten Werke betrifft, so wollte König Friedrich Wilhelm II. doch an die Spitze seines Schauspiels Männer von literarischer Bildung stellen, die sich als Schriftsteller und Dichter einen Namen erworben: ein Princip, welches ja auch heutigentags wieder, wenn auch nicht in Berlin, zur Geltung gekommen ist, wie die Bühnenleitungen eines Laube, Dingelstedt, Wilbrandt beweisen. So wurde Döbbelin beiseitegeschoben; Engel, der vielgenannte Verfasser der „Ideen zu einer Mimik", des „Philosoph für die Welt", des „Fürstenspiegel", damals Erzieher des spätern Königs Friedrich Wilhelm III., und der Odendichter Ramler wurden mit der Leitung der Hofbühne 1787 betraut. Engel trat schon 1794 zurück; er war jedenfalls der bühnenkundigste von den beiden. Ramler war Director bis 1796; seine Thätigkeit bestand wesentlich darin, die eingereichten Stücke zuzustutzen und von formellen Mängeln zu reinigen. In die Epoche, wo diese Dioskuren am Steuerruder saßen, fällt die Aufführung von Schiller's „Don Carlos" in der Prosabearbeitung. Das wichtigste Bühnenereigniß aber war die Aufführung von Kotzebue's „Menschenhaß und Reue"; denn damit hielt einer der productivsten Dramatiker Deutschlands seinen Einzug in das berliner Hoftheater, in welchem er bald eine fast unbestrittene Alleinherrschaft gewann und der Dichter der Mode, der Liebling der Menge wurde. Als Rival trat ihm derjenige Schriftsteller an die Seite, welcher nach Ramler's Abgang 1796 die Leitung der Hofbühne übernahm: Iffland, der 1811 Generaldirector wurde und bis zu seinem Tode 1814 seine maßgebende Stellung behauptete. Er hatte die politisch traurigste Epoche Preußens zu überwinden: aber der kastalische Quell der deutschen Muse ist nie so frisch und fröhlich aus dem Parnaß hervorgesprudelt als zu der Zeit, wo Iffland das Theaterscepter schwang. Für den Bedarf des Tags sorgten seine bürgerlichen Rührstücke zugleich mit Kotzebue's leichtgeflügelten Lustspielen und den gelegentlichen Versuchen des gefeierten Autors auf dem Gebiete der Tragödie; doch Iffland hatte das Glück, die großen Meisterwerke Schiller's, von „Wallenstein" bis zum „Tell", dem berliner Publikum vorzuführen, welche allerdings von der berliner Kritik theilweise in einer abfälligen Weise beurtheilt wurden, in einer Weise, welche heutigentags Staunen und Entrüstung erregen muß: denn so wurde einem Dichter begegnet, der auf der Höhe seiner künstlerischen Entwickelung stand. Ohne Frage galt Kotzebue, abgesehen von seiner Beliebtheit beim großen Publikum und seiner Herrschaft über das Tagesrepertoire, damals auch in gelehrten Kreisen als ein größerer Dramatiker; Schiller wurde niemals Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin wie Kotzebue. Unsere heutigen Maßstäbe der Schätzung passen durchaus nicht auf die damalige Zeit. Neben Schiller wurde besonders Zacharias Werner von Iffland begünstigt: auch seine Dramen haben einen gewissen großen Stil und Schwung und verlangten scenischen Pomp.

Nach Iffland's Tode übernahm Graf Brühl 1815 die Theaterleitung, die nun in eine Intendanz umgewandelt wurde. Graf Brühl, der als Major aus den Befreiungskriegen zurückgekehrt, legte den Schwerpunkt seiner Bühnenleitung auf glänzende scenische Ausstattung, wie er denn auch selbst Costümwerke herausgegeben. Das Repertoire mußte von den Werken der Vergangenheit zehren: die Gegenwart gehörte den Epigonen Schiller's, den Schicksalstragöden, wie dem süßlichen Houwald und Müllner und einigen andern romantischen Nachzüglern; Graf Brühl fand daher keine Anregung für irgendwelche literarische Protection. Im Jahre 1828 kam Graf von Redern an seine Stelle. Unter seiner Intendanz trat ein Dichter auf, der das berliner Hoftheater so ausschließlich beherrschte, wie das bis dahin noch keinem gelungen war: Ernst Raupach, dessen sämmtliche Stücke, Trauer-, Schau- und Lustspiele, mit entschiedenem Vorzugsrecht vor allen übrigen in Berlin das Licht der Prosceniumslampen erblickten: und was das sagen will, geht schon daraus hervor, daß sein Hohenstaufen-Cyklus in der Buchausgabe allein acht Bände füllte, und daß keiner dieser Hohenstaufen den Berlinern geschenkt wurde.

Als Küstner an die Stelle des Grafen Redern trat (1842), war der Bann Raupach's schon durch die jungdeutsche Literatur gebrochen. Küstner, der früher die Theater in Leipzig, Darmstadt und München geleitet hatte, gehörte zu den Literaturfreunden, denen schriftstellerische Begabung hohen Respect einflößt. Seine im ganzen kurze Aera (1842—51) war sehr reich an dramatischen Erzeugnissen, welche sie bei weitem überlebten und noch gegenwärtig das Repertoire beherrschen: die Stücke von Gutzkow (unter andern „Urbild des Tartuffe", „Uriel Acosta"), von Laube („Die Karlsschüler"), von Hebbel („Judith"), von Freytag („Die Valentine", „Graf Waldemar"), die besten Lustspiele von Benedix und Bauernfeld und die Schauspiele der Frau Birch-Pfeiffer („Die Grille", „Die Waise von Lowood") fallen in diese Epoche. Frau Birch war überaus productiv; sie wurde der Liebling des berliner Publikums und auch der Intendanz, da ihre Stücke volle Häuser machten: es fehlte nicht viel, daß sie die

Alleinherrschaft Raupach's erlangte; denn jedes ihrer Stücke wurde gegeben; doch sie hatte talentvollere Rivalen als jener.

Ihr Einfluß wurde unter Hülsen's Régime (von 1851—86) auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt. Herr von Hülsen, ein thätiger Verwaltungschef, gerecht gegen alle seine Mitglieder, hatte keine literarischen Sympathien irgendwelcher Art. Die Schriftsteller galten ihm als ein nothwendiges Rad im Bühnengetriebe, keinesfalls als das Schwungrad in demselben. Es trat ein System des Eklekticismus ein, bei dem indeß kaum einer der namhaften Dichter zu kurz kam, während einzelne wie Brachvogel mit seinem „Narciß", Putlitz mit dem „Testament des Großen Kurfürsten", Paul Lindau mit „Maria und Magdalena" zu nachhaltiger Wirkung gelangten.

Ob der neuen Intendanz glänzende Sterne der dramatischen Literatur aufgehen werden, muß die Zukunft lehren.

Rudolf von Gottschall.

Neue Gedichtsammlungen.

1. Rabengesänge. Von Ferdinand Illek. Olmütz, Selbstverlag des Verfassers. 1886. 8. 3 M.

Rabengesänge! Wie unheimlich das klingt! Wer hat Raben je singen hören? Unwillkürlich denkt man an „den alten Barbarossa, den Kaiser Friederich" oder an Vater Arndt's geharnischtes Lied „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", ich meine an den auf die Raben bezüglichen Passus darin. Raben sollen zwar mitunter recht gut sprechen lernen — aber singen? Indeß, so wenig der Titel verspricht, so inhaltsreich und interessant ist die Sammlung selbst. Da ist nichts Gewöhnliches — wir haben hier ein Häkchen, welches sich zeitig krümmt, um ein Haken zu werden. Da ist Kraft und Schneidigkeit und mancherlei originelle Lebenswahrheit. Ein Tugendheld beabsichtigt der Verfasser selbst wol nicht zu sein, dafür huldigt er aber auch der pessimistischen Anschauungsweise, daß andere vielleicht noch weniger Tugendhelden sind. So wählt er als Motto einen Spruch des trefflichen, dank Herder! nicht vergessenen Jakob Balde:

Wie manche Sänger
Logen sich zu Schwänen um,
Schlichen hinein in die heiligen Haine der Pallas und krächzten
Ewig nur Krähengesang!

Dagegen schließt das Rabendichtwerk mit dem folgenden Epilog, welcher einem Rückert und einem Mirza-Schaffy nicht zur Unehre gereichen würde:

Unter vielen weißen trifft man einen schwarzen Schwan,
Unter vielen schwarzen einen weißen Raben an;
Drum ihr weisen Richter mit den grauen
Formenkitteln,
Sonnt die Brauen,
Merkt dies beim Bekritteln:
Wollt ihr unter meinen Raben
Lauter weiße haben?

Und kurz vorher schreibt er:

Den nenn' ich einen braven Mann,
Wer schlecht mich Raben schimpfen kann —
Falls er dabei nur nicht vergißt,
Daß er ein wenig schlechter ist.

Das Werkchen zerfällt in sechs Theile, von denen „Glaube", „Die Liebe I. Theil", „Die Liebe II. Theil" und „Hunger" besonders überschrieben sind. Wenn wir diesen Dichter als kernig und schneidig bezeichnen, so wird der aufmerksame Leser uns darin völlig recht geben; vielleicht fügt er aber auch noch hinzu: witzig, sarkastisch und derb, aber wenig — sentimental. Wie gelungen sind z. B. die beiden Gegensätze in „Optimistisch" und „Pessimistisch" hervorgehoben! Jenes beginnt mit den Versen:

Prächtig, werth bestaunt zu werden,
Ist die wohlbestellte Welt:
Wenn wir weise uns geberden,
Wird uns keine Lust vergällt;
Jedes Ding hat seine Weise —

Und ferner:

Saiten lispeln, Donner dröhnen,
Eine Hand doch stimmte sie
(Hört denn auch in eignen Tönen
Schwarzer Raben Melodie.)

Dieses beginnt mit:

Niederträchtig miserabel
Ist die ganze Weltenfabel
Vom Beglücktsein dort und hier;
Bucklig ist der Erdenklumpen,
Frech bewohnt von feilen Lumpen,
Luftig jene Himmelsthür.
Weise müssen Stiefel meistern
Und für Narren Orden kleistern,
Alles um das liebe Brot;
Städten, wo Denkmäler prangen,
Wenn Sokrate heimgegangen,
Flucht der Armen bittre Noth.
„Tugend" schallt es von Kathedern,
„Tugend" kritzeln tausend Federn,
Und das Laster triumphirt.

Wenn Illek hier und da ein wenig zu grell aufträgt, so besitzt er doch einen besondern und zwar ziemlich hochgradigen Humor, sodaß man ihm das nicht recht übelnehmen kann; z. B. in folgendem Gedicht:

An die Sonne.

Sonne, feiste Himmelsmetze,
Buhlest du mit goldnem Schein?
Mich verstrickst du nicht in Netze,
Bist im Grund nur Erd' und Stein.

Ob des großen Weltgeists Nase
Nennt man gar sein Auge dich;
Das ist eine schlechte Phrase,
Sähst sonst besser, sicherlich.

Weil dich andre kläglich loben,
Sag' ich dir es gradezu,
Von den unzählbaren droben
Bist, Vampyr, der größte du.

Vortrefflich sind: „Kopf in die Höh'!" (welches dem Inhalt nach an das freilich weit formvollendetere Julius Hammer'sche „Vertraue dich dem Licht der Sterne" erinnert), „Im Garten", „Ich lag gelehnt an eine alte Eiche"; höchst gelungen „Chor der Raben", „Im Rabenhaine", gut sodann: „Ewig sind nicht jene Bauten", „Ich bin Priester". Aus der Abtheilung „Glaube" sind besonders hervorzuheben: „Wer glaubt an Gott?", „Der Naturforscher", „Unser Geist", „Gebet". Von den dreißig Strophen des Gedichts „Wer glaubt an Gott" citiren wir:

Ein jeder Künstler ist geweiht,
Von kleiner Erdenschuld befreit;
Was Menschen Göttlichhohes thaten,
Begräbt mit Erde nicht der Spaten,
Denn der Idee weicht Raum und Zeit.

Heil jenem Fürsten, der gerecht
Und gütig gegen sein Geschlecht;
Den Heuch- und Schmeichler nicht berücken,
Der Feind von allem Unterdrücken, —
Groß ist sein Glaube, stark und echt.

Ein Priester, den nicht Noth noch Zwang
Noch Vortheil warb, dient lebenslang
Dem Gott nach Menschlichkeitsgesetzen,
Bestrebt auch, die Vernunft zu schätzen,
Und wißt, daß Hohes ihm gelang.

Handwerker, schaffe nur in Ruh
Und sing' das Hobellied dazu;
Dein Glaube liegt im Werk verborgen,
Drum wird der Himmel für dich sorgen.
Dein bester Freund ist Gott und — du.

Was sich auf Erden rührt und schafft
Uneigennützig, nicht erschlafft,
Nach Recht und Wissen ab sich mühet,
Ist von der Gottheit Licht durchglühet,
Glaubt an des Geistes ew'ge Kraft.

Wer an das Heil der Menschen glaubt,
Obgleich sie alles ihm geraubt,
Obgleich sie Gutes schlecht vergalten
Und Recht und Wahrheit boshaft schalten —
Dem sei des Glaubens Preis erlaubt.

Die beiden Theile der „Liebe" enthalten ebenfalls manches Beachtenswerthe. „Als ich noch ein Kindlein war" erinnert an Goethe's „Der neue Amadis". Ferdinand liebt Marie zwar offenbar glühend genug, jedoch keineswegs liebeskrank. — Die Rubrik „Hunger" bietet mit Ausnahme des treuherzigen „Rastelbinder" und „Auf der Promenade" nur höchst Tragisches; „Familienglück", „Der Mutter Tod", „Der alte Dieb", „Der Lehrbube", „Die Puppenverkäuferin" sind wirklich von erschütternder Lebenswahrheit. Im Anhang sind „Fortschritte der Neuzeit" höchst ergötzlich und „Galgenraben" von Aristophanischer Wirkung.

Die „Rabengesänge" bilden in ihrer Gesammtheit ein interessantes, wir möchten sagen dramatisches Ganze. Wir müßten überhaupt sehr irren, oder diesem Dichter wohnt eine besondere Begabung für das dramatische und zwar insbesondere das tragische und aristophanische Element inne, die er vielleicht später einmal zu bethätigen Veranlassung nimmt oder Gelegenheit findet. In seinen lyrischen Erzeugnissen spiegelt sich eine gewisse Handlung wieder, und mitunter sind recht ausdrucksvoll ernste und komische Situationen vergegenwärtigt. Die Sprache ist kernig, klar und packend, hingegen wenig anmuthig und lieblich; gar häufig kommen auch Wendungen vor, die entweder geradezu prosaisch oder sonst mangelhaft sind, die sich aber bei einiger Sorgfalt unschwer hätten vermeiden lassen. Ferner sind unreine Reime leider reichlich vorhanden.

2. In stillen Stunden. Gedichte von Anna Segert. Wismar, Hinstorff. 1886. 12. 2 M. 40 Pf.

Eine fromme Seele, eine in der Bibel bewanderte Dichterin beschert uns hier eine kleine Sammlung von etwa vierzig religiösen Poesien. Fromm zwar, nicht aber frömmelnd sind diese Dichtungen, deren leitende Gedanken vorzugsweise der Heiligen Schrift entnommen sind, ungefähr in der Weise, wie ein Prediger das Thema zu seiner Sonntagspredigt derselben entnimmt, beispielsweise: „Fürchtet euch nicht" (Matth. 14, 27), „Der Herr ist unsre Zuversicht" (Ps. 62, 9), „Simon, Johanna, hast du mich lieb?" (Joh. 21, 16), „Selig sind, die geistig arm sind' (Matth. 5, 3), „Und sie aßen alle und wurden satt" (Matth. 14, 20). Doch auch das schöne Sprichwort „Gott hilft, Gott hat geholfen, Gott wird helfen", ferner freierfundene Themata wie „Adventglocken", „Neujahr", „Pniel-Gethsemane" und andere sind von Anna Segert poetisch durchgeführt worden. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Dichterin sich redlich Mühe gegeben hat, ihre Gedankenvariationen in ein möglichst ansprechendes Gewand zu kleiden, und wenn wir hier und da etwas nicht so recht gutsitzend zugeschnitten, eine zu kurze Taille, ein schiefes Aermelchen, aufgeplatzte Nähte u. dgl. entdeckt haben, so sind das eben Formfehler, die auch bei den meisten Verseschneidern masculini generis sich finden. Freilich in einigen dieser Poesien sind die Schwächen sehr bemerkbar: so hören wir in den „Adventglocken" zwar wenig Glockengeläute heraus, dafür aber recht viel unreine Reime (Festgeläute — bereite, hinein — streun); sodann ist in dem sonst gar nicht übeln Gedicht „Suchst du den Herrn" der Vers:

Dort such' ihn nicht, es ist vergebne Mühe,
Dort findst du nimmer, nimmer seine Spur.
Blick' um dich her, o sehnend Herz, und siehe
Ihn in dem Blühn und Keimen der Natur —

völlig mislungen wegen des höchst prosaischen „es ist vergebne Mühe" mit dem darauffolgenden schlechten Reim „siehe". In dem Gedicht „Bleibe bei uns" machen die erste, dritte, vierte, elfte und siebzehnte Verszeile, wegen der bei solcher Zeilenlänge doppelt sich bemerklich machenden Hiatus, den Eindruck geknickter Lilienstengel.

Indem wir von weitern Rügen absehen, begnügen wir uns mit der Mittheilung eines besser gelungenen Erzeugnisses:

Ich bin's nicht werth.

Ich bin nicht werth der unermessnen Güte,
Die du aufs neue mir erwiesen hast,
Ich bin's nicht werth, daß du in Gnad' und Liebe
Mich hast befreit von meiner Sorge Last.

Ich bin's nicht werth! Wie konnt' ich jemals zweifeln
An deiner Hülfe, Vater, deiner Lieb';
Wie konnt' ich wähnen, daß du mich verlassen!
Vergib mein Zweifeln, Vater, o vergib!

Ich bin's nicht werth! Beschämt und reuig kniee
Ich dankend, jubelnd, güt'ger Gott, vor dir,
Will nimmer zweifeln mehr an deiner Hülfe,
Vergib, vergib mein banges Zagen mir!

Die Anna Segert'schen Gedichte „In stillen Stunden" eignen sich in ihrer höchst ansprechenden Ausstattung und ihres andachtsvollen Inhalts wegen vortrefflich zu Confirmations- und Festgeschenken für Jungfrauen. Daher seien sie den Schülerinnen von Erziehungsinstituten und Töchterschulen, sowie den Aeltern und Schulvorständen in diesem Sinne aufs wärmste empfohlen.

3. Gedichte aus der Heimat und aus Italien. Von F. H. O. Weddigen. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 8. 3 M.

Der bekannte Dichter hat wieder einmal seinem Pegasus derart die Sporen gegeben, daß derselbe in lustigen Galoppaden weit über das deutsche Land bis nach Italien hinein geflogen ist. Auf dem Rückwege hat das geflügelte Roß dann über der bairischen Metropole halt gemacht, und sein wohlgeübter Reiter hat sein Ränzel aufgeschnallt und einen daselbst residirenden würdigen Dichtergreis aus den blauen Höhen herab mit dem unterwegs angesammelten Vorrath von Allerleidichtungen überschüttet (die 1885 erschienenen „Neue Gedichte" Weddigen's waren Emanuel Geibel und Franz Abt gewidmet). Graf Schack ist solchen Dichtersegen schon gewohnt; wird ihm doch ein guter Theil der erscheinenden neuen Gedichtsammlungen zugeeignet: er wird auch die vorliegende freundlich aufgenommen haben. Ihr Inhalt besteht aus: „Lieder", „Strophen aus Italien", „Vermischte Gedichte", „Vaterländische Gedichte", „Balladen und Romanzen", „Sprüche und Distichen", „Ferdinand Stein, Trauerspiel". Bei der reichen Begabung dieses höchst strebsamen Dichters ist um so mehr zu bedauern, daß er der äußern Form nicht noch etwas mehr Aufmerksamkeit schenkt. Weddigen ist augenscheinlich ungemein fleißig und nicht minder fruchtbar: wir wünschten, er ließe sich hier und da ein wenig Zeit, nähme sich ein wenig mehr Muße, seine Muse noch etwas zierlicher zu gestalten, noch sauberer herauszuputzen. Wozu denn unreine Reime? Ein so gewandter Dichter wie Weddigen wäre im Stande solche Mängel zu umgehen.

In den Hexametern ist die Prosodie und Metrik höchst unvollkommen. Wol sagt der Dichter („Geist und Form"):

Was ich höher noch schätze als Wortgeklaube und Formen?
Tiefe Ideen, o Freund, welche das Denken gebiert —

und wir wissen bereits aus seinen früher von uns besprochenen „Neue Gedichte", daß er

Zwar schuf manches in der Eile,
Hantierte wenig mit der Feile,
Und allem ließ die Ursprünglichkeit —

wir bedauern aber lebhaft und aufrichtig diese seine irrige Ansicht und berufen uns auf den unvergleichlich gesinnungstüchtigern und weihevollern Ausspruch:

Zwar Geburt verleiht Talente, rühmt ihr euch; so sei es, ja —
Doch der Kunst gehört das Leben, sie zu lernen seid ihr da!
Auch das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger Versuch,
Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.

Ebenfalls in „Neue Gedichte" „gestand" Weddigen:

Es reifte meinen Geist kein Sonnenschein;
Was macht's? ich fand ja doch die echte Kunst.

Wiewol wir die trotz des mangelnden Sonnenscheins erlangte Reife des Geistes anerkennen wollen, so müssen wir doch, „daß er die echte Kunst gefunden habe", so lange noch bestreiten, bis er seinen Schöpfungen auch die erforderliche höchste Kunstvollendung zu verleihen vermag und hierin die Meisterschaft erlangt hat, oder wenn er dieselbe bereits zu besitzen vermeint, den Beweis dafür antritt. Denn in seinen Gedichten hat er diesen Beweis bisher nur noch unzureichend geliefert. „Das Unzulängliche, hier ward's Ereigniß!"

Abgesehen jedoch von den hier getadelten Misklängen, müssen wir dem Dichter Anerkennung zollen. Gemüthvolle Tiefe, mannhafte Festigkeit, gesunde Lebensanschauung, Vaterlandsliebe und edle, wohlwollende Gesinnung kennzeichnen sein Wesen.

Wir theilen hier folgende Proben mit:

Laß mich die heiße Stirne legen
An deine Wange, holdes Kind!
Mir ist's, als fühlt' ich mild sich regen
In deinem Athem Frühlingswind.

O lege breitend deine Hände
Mir auf das Haupt, gedankenvoll,
Daß meines Herzens Wogen ende,
Aus dem ein Liederstrom entquoll!

Und ferner:

Der fremde Schwan zieht still im Kreise
Auf mondbeglänztem Weiher hin;
Er singt so sehnsuchtsvoll, so leise,
Es wird so eigen mir zu Sinn.

O holder Schwan, sing' immer wieder,
Ich kann dein Singen wohl verstehn;
Beim Zauberklange deiner Lieder
Möcht' ich im Abendroth vergehn.

In „Strophen aus Italien" berührt in dem Liede „Nach Italien" die aufrichtige Herzensfreude höchst angenehm:

Wach' ich? Wiegt in holde Träume
Nur die Phantasie das Herz?

Und:

Nach Italien darf ich ziehen,
Land der Sehnsucht, Land der Kunst!

Die vier Sonette „Am Lago Maggiore", „Am Comosee", „Am Gardasee", „An Venedig" sind nicht übel in Sinn und Sprache, in der Form freilich mangelhaft, obgleich wir aus demjenigen „An Venedig" gern ersehen, daß der Dichter selbst seinen — Platen kennt und bewundert. Im „Comosee" ist die elfte Verszeile: „Auf jede Scholle goß Natur den Segen nieder", dreizehnsilbig, im „Gardasee" die zehnte: „Wenn abends in die Flut sie sinken", nur neunsilbig. Mithin hat ersteres Sonett an letzteres zwei Silben abzutreten, womit sie beide correct werden. Bei Platen („An Venedig"):

O Stadt im Meere, deinen Ruhm besangen
Der Dichter viele! Platen in Sonetten,
Die Herz und Sinn durch ihre Schönheit ketten
Und wie Carraras glatter Marmor prangen —

kommen dergleichen störende Unregelmäßigkeiten nirgends vor. Warum sucht Weddigen nicht selbst Dichtungen zu schaffen, welche die soeben von ihm gerühmten Eigenschaften tragen? Oder will er etwa gar behaupten, daß die herrlichen Platen'schen Sonette nur aus „Wortgeklaube und Formen" beständen, denen „tiefe Ideen, welche das Denken gebiert", mangeln? In Weddigen's Interesse wollen wir das nicht hoffen.

In der Abtheilung „Vermischte Gedichte" bekundet „Gebet" die heiße Sehnsucht des Dichterherzens, etwas Bedeutendes zu schaffen, ehe ihm des Lebens Scheidestunde schlägt. Freilich haben wir aber unter diesen Gedichten wirklich Bedeutendes nicht gefunden. Wol erheben sie sich durchgehends über die Mittelmäßigkeit: damit sollte sich indeß der strebsame, ehrbegierige Dichter nicht begnügen. Die Oden in antikem Versmaße sind ihm nicht gelungen: hier ist besonders deutlich die Schwäche der Weddigen'schen Metrik zu erkennen, die ihre Ursache in der zu flüchtigen, zu leicht hingeworfenen Ausführung hat.

Aehnlich verhält es sich mit den „Vaterländischen Gedichten": sie sind vom besten Geist durchweht, aber keineswegs bedeutend. Die „Balladen und Romanzen" bieten zu wenig, denn „Der arme Knabe" und „Des Wandrers letzter Abschied" sind sentimental-trivial; „Rettung Schiffbrüchiger" hat gar zu wenig Pointe (warum gerade die Suevia? Nach einem Zeitungsbericht?); die „Hexe" und „Das Vehmgericht" mögen historisch getreu sein, sind aber nicht genügend motivirt; „Jung-Harold" mit Gundel als Dritten im Bunde ist wahrlich keine Schiller'sche Ballade; „Die Todeslilie von Corvey" ist unklar; den Kerngedanken in „Christoph Columbus" aber hat dreißig Jahre früher ein anderer Dichter in unvergleichlich kernhafterer Weise zur Geltung gebracht: schade, daß es uns an Raum gebricht, die beiden Balladen hier nebeneinanderzustellen.

Den Beschluß des Werks machen „Sprüche und Distichen", unter denen sich manches Gute befindet, wie z. B. folgender „Wahlspruch":

Nicht auf der Zinne der Partei,
Im Denken, Handeln wahr und frei,
Stets Gott getreu, dem Ideal,
Weltbürger und doch national.

Endlich noch ein Trauerspiel in fünf Acten „Ferdinand Stein", „dessen Entwurf in jene Zeit zurückreicht, wo das Gemüth noch unter dem frischen Eindruck der herrlichen Begeisterung des Jahres 1870 stand." Dasselbe spielt in den Monaten Juli, August und September des Jahres 1870 theils in Paris und Berlin, theils bei Sedan, beginnt mit der Kriegserklärung und endigt mit dem Siege der Deutschen bei Sedan.

Eine schöne Begabung, wie die Weddigen's, muß sorgsam gehegt und gepflegt werden, wenn der Dichter sein Ziel mit der Zeit erreichen will. Lieder von einigem Werthe nur so aus dem Aermel schütteln konnte wol ein Rückert (anfänglich sehr zu seinem Nachtheil), ein Goethe. Nicht jedem aber ist diese Fähigkeit vom Sangesgotte verliehen — wozu auch?

4. Gedichte von Ernst Roeder. Dresden, Pierson. 1886. 8. 2 M.

Hier haben wir wieder einmal einen guten Sohn, welcher seiner Mutter die Erstlinge seiner Muse widmet. In Anbetracht nun, daß unsers Wissens hier ein Bändchen mit Erstlingsgedichten vorliegt, wollen wir uns mit der Hoffnung begnügen, Roeder werde in Zukunft Besseres zu leisten ernstlich beflissen sein; denn die vorliegende kleine Sammlung reicht kaum über Alltagsdichterei hinaus. Weder Inhalt noch Form befriedigen.

Was wir zuvörderst zu tadeln haben, ist die übergroße Weichheit, die an Weichlichkeit grenzt. Das sind nicht mehr berechtigte Liebesklagen aus Liebesleid, sondern empfindsame Sentimentalitäten. Ein einziges Liebeslied von Goethe, Rückert, Geibel, Platen, Heine ist uns lieber als der ganze Cyklus „Was das Heimchen zirpt". Es befinden sich zwar einige gute Sächelchen darunter, doch nichts eigentlich Bedeutendes. Das „Heimchen" selbst ist zu lang ausgesponnen, und es fehlt ihm diejenige Pointe, derjenige leitende Gedanke, wodurch es in Einklang mit den übrigen Liebesliedern aus „Der Liebe Lust und Leid" gesetzt würde:

Wer mich nicht kann verstehen,
Ist elend und verdirbt!

Nachdem aber der Dichter später den „sonderbaren Sang verstanden", so hätte ihm auch „nichts mehr der Liebe Seligkeit" rauben dürfen. Was geschieht aber? Es war alles Humbug, was „die faule Grille sang", und der bedauernswerthe, arg getäuschte Dichter trägt später in „Ein schwarzes Kreuz" ein ihm von seiner Liebsten beim Abschied geschenktes — doch lassen wir ihn selbst reden:

Ein Grabmal gestorbener Liebe, trag'
Das Kreuzlein ich nun für mein Leben;
Doch daß sie mich schnöde verlassen hat,
Das wolle ihr Gott vergeben!

Ist denn der Dichter aber nicht vielleicht selbst daran schuld, daß ihm sein Lieb verloren ging? War er nicht „zu" schüchtern, weil er „so" schüchtern war? Denn wir finden da „Zu spät", ein recht hübsches Lied, woraus uns alles klar wird:

Die Stunde kommt, es muß geschehn —
Und du, du scheidest gern!
Ich seh' mein Letztes untergehn,
Es bleicht mein letzter Stern.

Das ich gehofft, mein ganzes Glück,
Du nimmst es mit dir fort —
O warum hielt ich auch zurück
Das eine, eine Wort!

Du gehst — wer dich mir wiedergibt,
Du meines Herzens Licht! —
Ich habe dich so treu geliebt,
Und du — du weißt es nicht! . . .

Ja wenn das Mädchen das nicht weiß, so hätte er es ihm sagen müssen!

Aus „Natur und Leben" citiren wir das recht wohlgelungene, obwol in seinen Grundgedanken nicht eben neue „Rosenzeit und Jugendzeit":

Grausig ist die Herbstesnacht,
Wind und Wetter tosen:
Ach, wer hätte das gedacht
Zu der Zeit der Rosen,

Wo ich nächtlich stundenlang
Nicht vom See gewichen,
Bis des Vogels Lied verklang,
Bis der Mond erblichen!

Und in meiner Brust verbarg
Ich den tiefen Frieden,
Der doch sonst nur immer karg
Menschen ist beschieden.

Doch die holden Blumen sind
Nun nicht mehr zu finden,
Und ich fürchte, so geschwind
Wird die Jugend schwinden.

Und so liegt denn alles weit,
Was der Lenz geboren —
Rosenzeit und Jugendzeit,
Bald seid ihr verloren.

In „Der erste Schnee" ist der Schlußvers verfehlt: dieses Gleichniß klappt nicht. Schwach ist „Der Gefangene" (d. h. nicht nur er, sondern namentlich das Lied), „Wenns Korn gemäht", einfach aber simpel — wie man zu sagen pflegt.

Von den „Balladen im Volkston" erinnert „Der Herr von Teufelstein" anfänglich an Scheffel'sche Manier, nachher aber wird die Geschichte zu indecent und tragisch. „Nach Jahren" und „Rückkehr" hätten verschmolzen keine üble Romanze abgegeben: einzeln sind beide Gedichte nicht viel werth, zumal „Die Fey" sich zwischen sie gedrängt hat. In der „Fey" finden wir es von dem Liebespaar höchst unvorsichtig, daß er und sie in dem schwankenden Kahn einander in die Arme sinken: da muß natürlich die Fey ihre Zaubermacht ausüben können und Männlein und Fräulein hinabziehen. Wenn man gondelt, soll man nicht schaukeln.

Unter den „Vermischten Gedichten" würden „Die beiden Geiger" ohne den vierten Vers, der ganz überflüssig ist und nur den Effect abschwächt, wohl gelungen sein; nicht minder vortrefflich ist „Ein Knalleffect". „Die Schönste im Dorfe" und „In der Schenke am Meere" sind lebenswahr. Hingegen sind „Am Kongo" sowie „Flüchtig" in der Pointe verfehlt, „Im Erlengrund", an das bekannte Kerner'sche „Da drunten in der Mühle" erinnernd, ist „Verritten und Verfahren" eben — verfahren! „Die Wallfahrt" ist zu unbedeutend, „Auf dem Schlachtfeld" erinnert an „Nachts um die zwölfte Stunde". Gut sind noch „Elfentanz" und „Thränen beim Abschied".

Die beiden „Episch-dramatischen Bilder", von denen „Die Erwartung" eine monologisirende freie Variation über das Schiller'sche Thema, „Der Abt von Croyland" einen episch-dramatischen Monolog des 868 im Kampfe gegen die Dänen als Märtyrer gefallenen Apostels bildet, sind wol das Beste der Sammlung. Ersteres gestaltet sich zu einem ganz niedlichen Idyll, letzteres vergegenwärtigt in dramatischer Sprache einen heldenhaften Vorgang.

Roeder sollte sein Augenmerk darauf richten: die Hauptidee seiner Dichtungen mehr hervorzuheben, mehr zuzuspitzen, unbedeutendere Lieder und Strophen von Liedern auszuscheiden, nur gewichtigere Themata zu behandeln, die Verse correcter zu gestalten u. s. w. Alsdann würde seine augenscheinliche Strebsamkeit dereinst recht schöne Früchte zeitigen.

5. Blätter, Blüten, Früchte. Gedichte von Gottlieb Putz. Meran, Pötzelberger. 1886. 8. 4 M.

Oesterreich hat so manchen guten Dichter deutscher Zunge aufzuweisen und liefert dadurch triftigen Beweis, wie kernhafte, lebenskräftige deutsche Gesinnung trotz aller Anfechtungen fort und fort in den habsburgischen Reichen sich aufrecht erhält und nachdrücklich geltend macht. Fast hat der reichsdeutsche Parnaß Ursache, neidvoll auf den blütenreichen Kranz bedeutender Dichter zu blicken, welcher den Thron der Muse im befreundeten, blutsverwandten Nachbarreiche schmückt. Auersperg, Bauernfeld, Hamerling, Seidl, Castelli, Ebert, Ziegler, Frankl, Vogl, Lenau,

Pyrker, von Münch-Bellinghausen (Halm), von Leitner, Pichler, von Feuchtersleben, August Silberstein, Lorm, Pachler, von Ebner-Eschenbach, Rosegger, Prechtler, Sendach, von Zedlitz u. a. — fürwahr eine ganze Armee trefflicher deutscher Dichter. Zu ihnen gesellt sich durch die vorliegende reichhaltige Sammlung Gottlieb Putz. Hier ist ein kerniger Tiroler, ein gemüthvoller, treuherziger, mannhafter, kurzangebundener Gesell, dem frische, fröhliche, wahrhaftige Lieder nur so aus der Kehle heraus-„putzeln"! Man höre z. B. den folgenden feschen Schützensang:

Erheb', tiroler Schützensang,
Dem Adler gleich die Flügel
Und rausch' das Land Tirol entlang
Hoch über Berg und Hügel!
Ruf an die alte Gemsenwacht,
Des Schützenruhmes Erben:
Bleibt wach und treu, ob's blitzt und kracht,
Gilt's Leben oder Sterben!

Froh tönt der tapfern Schützen Wort,
Das alte, stets aufs neue;
Hell klingt es durch die Thäler fort
Voll Schützenmuth und Treue:
Das ist der Schützen Bruderband,
Der Glanz an ihrer Wehre,
Die Liebe für das Vaterland,
Für Freiheit, Recht und Ehre!

Wo Oestreichs stolze Fahne weht,
Und sei's im Pulverdampfe,
Tirol auch treu und tapfer steht
Fürs Vaterland im Kampfe.
Auf, Schützenbrüder, stimmet ein
Im Chor, in Wehr und Waffen:
„Wir wollen treu und einig sein,
Für Oestreichs Wohl zu schaffen!"

Doch fürchte nicht, du habest es nur mit einem sogenannten Schützenbruder zu thun, und übrigens sind die tiroler Stutzen nicht zu verachten — denk' an 1809! Den vielbesungenen Andreas Hofer feiert Putz ebenfalls und zwar durch achtzehn vortreffliche Lieder, darunter sechs recht schöne Sonette „Am Grabe". Bekanntlich wurde Hofer nahe bei Meran (in Brentach) durch Verrath gefangen:

1805.

Wenn treue Herzen scheiden müssen,
Wie thut der letzte Gruß so weh!
Noch einmal sich die Feunde küssen,
Und traurig sagen sie Ade.

So achtzehnhundertfünf es war,
Es schied Tirol von Oesterreich,
Tief trauerte des Landes Aar,
Mit ihm des Reiches Aar zugleich.

Zu Bruneck war's, wo sich die beiden
Zum Abschied fest die Hand gedrückt,
Mit Wehmuth sah Tirol ihn scheiden,
Deß Blick und Wort ihn hat entzückt.

Erzherzog Johann scheidend sprach:
„Mein Hofer, bis aufs Wiedersehn!"
Das Herz beinahe beiden brach,
Sie mußten voneinandergehn.

„Bethörung" gewährt Aufschluß über eine Episode in Saltaus, nachdem Hofer bereits die Waffen niedergelegt; sie war die schließliche Ursache, daß dem Helden in „Mantuas Gartenfeld" das Grab gegraben ward.

Das 400 Octavseiten starke Werk enthält: „Heimat und Vaterland", „Saug und Klang", „Auf-, Ein- und Ausblicke", „Stacheln" sowie eine epische Mähr in glatten Nibelungenstrophen „König Laurin und sein Rosengarten" und das nach der Weise „Prinz Eugenius" neugesungene (J. P. Zingerle gewidmete) „Alte Lied vom Benzenauwer". Letztere beiden sind, wie wir gleich hier bemerken wollen, kurzweilig und in gelungener Sprache abgefaßt. Aus „Saug und Klang" citiren wir das bescheidene:

Mein Lied.

Ich kann kein großer Sänger,
Kein Virtuose sein,
Ich sing' für mein Vergnügen,
So wie das Vögelein.

Ich lass' mich nicht bezahlen,
Ich geize nicht nach Gunst;
All Geld und Lob verwehen,
Wie eitel Wind und Dunst.

Mein Lied ist Herzenssprache
In Leid und froher Zeit,
Bald klingt es leise, leise,
Bald hallt es weit und breit.

Was sich in Menschenherzen
Je regt, und was da lebt,
Das soll im Lied erklingen,
Weil es den Geist erhebt.

Darauf diene ihm jedoch folgendes, leicht variirte anderweitige Citat zur Antwort:

O wie manche Quasidichter (sie zu nennen fehlt die Zeit),
Die sich gern als Muster priesen, ließ er hinter sich so weit!

Wie duftig ferner ist beispielsweise:

Harmonie.

Leise klingt es durch die Lüfte,
Leise wie ein Zephir weht,
Wie ein Liedlein ohne Worte
Mir durch Herz und Seel' es geht.

Weiß nicht, ist es Frühlingswehen,
Weiß nicht, ist es Liederklang?
O, es weht und klingt so wonnig!
Ist's der Liebe Elfensang?

Kling und wehe, weh' und klinge,
Holde, sanfte Melodie!
Lauschend deinen Zaubertönen
Schwelgt mein Herz in Harmonie.

Oder wie neckisch-scherzhaft:

Verrathen.

Am Alpenbusch, am Felsenhang,
Da stand ein Bursche frei,
Als Gruß ins Thal herniederklang
Sein lustiges Juchhei.

Sein Lieb im Thal blieb stumm und still;
Weißt du warum, mein Herz?
Ja, wenn die Liebe necken will,
So schweigt sie oft aus Scherz!

Die Vögelein im Thalesgrund,
Die jubelten gar laut,
Verriethen's ihm zur selben Stund',
Daß sie nach ihm geschaut.

Selbstverständlich ist der Bursche „vogelsprachekund": heißt vielleicht der (alte) Bursche mit dem Vornamen — Gottlieb?

Unter den „Auf-, Ein- und Ausblicken" und „Stacheln" finden wir gleichfalls viele gute und gehaltvolle Sachen: da ist alles charakterfest, reif, freundlich, mild, anregend. Die ganze Sammlung erinnert uns in vieler Hinsicht an die unlängst von uns besprochene Fritz Hofmann'sche „Nach fünfundfünfzig Jahren". Auch mögen beide Gedichtsammlungen ungefähr von gleichem Werthe sein, und von dem dort Gesagten kann manches auch hier, auf die Putz'sche, Anwendung finden. Wir hoffen dem Dichter später wieder zu begegnen.

Hans Minckwitz.

Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß aus Nr. 50.)

7. Aus England. Bilder und Skizzen von Leopold Katscher. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1885. 16. 20 Pf.

Aus den Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit, an das Zeitalter des Tiberius, in die uns Gregorovius' „Capri" versetzte, führt uns das Buch Katscher's mitten hinein in die reale Gegenwart, in das großartige Treiben eines Volks, das eine moderne Weltmacht repräsentirt, in die Wunder der neuen Zeit mit ihren großen Errungenschaften, ihren noch größern Plänen, freilich auch ihren Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten. Die Skizzen, welche Katscher hier bietet, behandeln das Studentenleben in England, die Verhältnisse der Presse, die Salvation-Army, das Project einer unterseeischen Eisenbahn unter dem Kanal, die Sonderbarkeiten der englischen Ehegesetzgebung hinsichtlich der Eheversprechen und des Bruchs derselben, ferner das Post- und Telegraphenwesen Englands, die Verhältnisse der Kunst; sie führen uns in das alte berüchtigte Gefängniß Newgate und in die Colonie der Deutschen an der Themse und ihre Zustände. Wir begegnen hier vielen feinen Beobachtungen, manchem treffenden Urtheil, und mannichfaltige Belehrung wird uns geboten. Hören wir einiges aus dem Kapitel über die Presse, deren großartige Verhältnisse wol noch immer einzig in ihrer Art in England dastehen:

Es gibt jetzt zahlreiche Pressen, auf denen bis zu 24000 Exemplare in der Stunde gedruckt werden können. Die Papierrollen sind durchschnittlich 46 Zoll breit, 3½ englische Meilen lang (!) und ergeben je etwa 4000 Exemplare eines gewöhnlichen londoner Tageblatts.... Die ausgedehnten Gebäude der „Times" enthalten nicht nur die Redaction, Administration, Expedition, die Stereotypie und die Druckerei, sondern auch eine Maschinenfabrik, eine Schriftgießerei, ein elektrisches Laboratorium, Küchen, Speisesäle u. s. w.... In den Redactionslocalitäten ist ein eigener Saal dem pariser Specialdraht gewidmet; neben dem Telegraphenapparat steht eine Setzmaschine, mit deren Hülfe die langen pariser Telegramme vom Streifen weg gesetzt werden. In einem andern Zimmer befinden sich Telephone, die direct mit dem Parlament in Verbindung stehen (von wo die Reden von den Journalisten direct den Setzern dictirt werden!), sodaß es der „Times" möglich wird, die schnellsten, ausführlichsten und zuverlässigsten Parlamentsberichte zu veröffentlichen.

Ganz ungeheuer sind die Summen, welche von englischen Zeitungen für ihre Berichte ausgegeben werden; der „Standard" z. B. gibt für wiener Telegramme allein 2400 Pfund jährlich aus. Einzelne Blätter haben ihre eigenen Telegraphendrähte zwischen ihren londoner Redactionsbureaux und den Schreibtischen ihrer pariser Correspondenten. Die inländischen Redacteure wie die ausländischen Berichterstatter bekommen „horrende Gehälter". Und doch hat die „Times" einen jährlichen Reingewinn von etwa 300000 Pfund. Dieser Gewinn wird hauptsächlich durch die Annoncen erzielt. Es ist aber ein höchst ehrenvolles Zeugniß, das unser Schriftsteller diesen Zeitungen ausstellt, wenn er sagt: „Dabei ist die «Times» in der Aufnahme von Annoncen sehr wählerisch; was den Beamten zweifelhaft dünkt, wird zurückgewiesen."

Infolge dieser gewaltigen Einnahmen aus Annoncen sind diese großen Zeitungen „nicht auf Bestechungen, Betheiligungen, Subventionen, Reptiliengelder und derlei schöne Dinge angewiesen. Und daß sie sich von jedem solchen Schwindel fern halten, ist mit ein Grund für die Achtung und das Vertrauen, dessen sich diese Blätter erfreuen".

Auch die übrigen Kapitel enthalten des Interessanten und Charakteristischen genug. Wir wünschen dem Büchlein recht viele Leser und weite Verbreitung.

8. Skizzen und Erinnerungen von W. W. Wereschagin. Aus dem Russischen übersetzt von E. Kretschmann. Mit Illustrationen. Leipzig, Teubner. 1885. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.
9. Reisekizzen aus Indien. Von Herrn und Frau Wereschagin. II: Kaschmir. Ladak. Mit Illustrationen. Leipzig, Teubner. 1885. 8. 2 M. 50 Pf.
10. Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, geschildert von Friedrich Meyer von Waldeck. Zweite Abtheilung: Staatsverwaltung und Landesvertheidigung. Kirche und Geistlichkeit. Die Nation und ihre Stände. Mit 18 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. 1886. 8. 1 M..

In der letzten der drei Schriften: „Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche" von Friedrich Meyer

von Waldeck (Nr. 10), wird uns eine gute, im edeln Sinne volksthümliche Schilderung gegeben von den verschiedenen Institutionen des großen russischen Reichs, weiter von Heer und Flotte, Adel und Geistlichkeit, Kirchen und Sekten, Mönchen und Nonnen; dann auch von einzelnen Berufsklassen, Bauern, Kaufleuten und Landedelleuten. Wir haben schon mehrfach einzelne Bändchen von diesem Sammelwerk: „Das Wissen der Gegenwart", rühmend erwähnt und erkennen auch diesem über Rußland volles Lob zu. Bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen hat es doppeltes Interesse, Rußland, dessen Land und Leute kennen zu lernen.

Die erste der drei Schriften: „Skizzen und Erinnerungen von W. W. Wereschagin (Nr. 8), enthält eine kleine Sammlung von Aufsätzen verschiedenen Inhalts: Jagdgeschichten, Fahrten in Sibirien und Centralasien, Schilderung der Seltsamkeiten der russischen Duchoborzen (einer weit verbreiteten Sekte). Am meisten Interesse wird wol beim Leser erwecken der Aufsatz über Turgenjew, an dessen Todtenbette der Verfasser gestanden hat, ferner die reichhaltigen Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Kriege, da der Verfasser — der den Feldzug als Schlachtenmaler mitmachte — vielfach in nächster Umgebung und theilweise in höchst vertrautem Umgange mit dem General Skobelew war, und nun eine Reihe von bezeichnenden Anekdoten mittheilt, die das Ungestüme und Geniale des jungen Feldherrn, die Rücksichtslosigkeit gegen seine Soldaten, wo es sich um Ausführung eines Befehls handelte, und doch wieder die Liebe und Begeisterung, die er bei seinen Truppen für sich zu entzünden wußte, seine eigene kaltblütige, todesmuthige Tapferkeit, mit der er allen voranging, in höchst interessanter Weise charakterisiren. Nach diesen Schilderungen haben die Russen durch Skobelew's Tod einen General verloren, der ihnen im nächsten Kriege vielleicht so viel werth gewesen wäre wie den Preußen seinerzeit der alte „Marschall Vorwärts", Blücher.

Die mittlere der genannten Schriften: „Reiseskizzen aus Indien" von Herrn und Frau Wereschagin (Nr. 9), bietet verschiedene interessante Erinnerungen aus Reisen in Indien, tagebuchartig allerlei persönliche Erlebnisse, ernste und fast tragische, wie komische und heitere erzählend. Wir müssen indessen darauf verzichten, weitere Mittheilungen daraus an dieser Stelle zu machen.

11. Rhein, Rön und Loire. Cultur- und Landschaftsbilder diesseits und jenseits der Vogesen von Hermann Semmig. Leipzig, Peterson. 1886. 8. 5 M.

In den fünf Reisebildern und Skizzen dieses Buchs entrollt sich vor dem Leser die ganze Entwickelung Deutschlands und Frankreichs von den Uranfängen der Geschichte bis auf die jüngste Zeit. In der Rön betritt er den deutschen Urwald; am Rhein, dem nationalsten Strom Deutschlands, hebt er den Nibelungenhort der deutschen Poesie; an der Loire, dem nationalsten Strom Frankreichs, sieht er nach kurzer Wanderung durch die französischen Höhlenwohnungen die prächtigsten Denkmäler der Baukunst erstehen.

Mit diesen Worten charakterisirt der Verfasser selbst im Vorwort einen Theil des Inhalts seines Buchs, und gern durchwandert der Leser an der Hand desselben die Gegenden, deren historische Erinnerungen, poetische Schätze und nationale Kräfte ihm hier gezeigt werden. Aber ein wichtiger Theil des Inhalts ist doch nicht in diesen eben citirten Worten angedeutet. Das Buch enthält auch eine höchst interessante, bedeutsame Skizze des Lebens und einflußreichen Waltens des bekannten Bischofs Dupanloup in Orleans, die sich zu einer Charakterisirung des französischen Katholicismus erweitert, in der wir viele überaus treffende Bemerkungen finden über die nationale Erziehung in Frankreich mit ihren großen Fehlern, Mängeln und Einseitigkeiten. Wir setzen ein paar Worte daraus hierher:

Nicht die französische Nation sollte man wegen der Unwissenheit anklagen, in der sie besonders in historischen und geographischen Dingen begraben ist, denn sie ist sehr wissensdurstig, sondern die Regierungen, die mit ihrer Erziehung betraut waren und dieselbe verwahrlost haben, besonders aber den Klerus, der das Volk verdummt. Außerdem hat hier, wo der Volksunterricht so im Argen liegt, die Zeitungspresse die Pflicht und Aufgabe, das Volk aufzuklären, und sie hat dies unter der Restauration und der Juliregierung gethan, leider aber verfiel sie unter dem zweiten Kaiserreich der Corruption, oder sie wurde durch den Chauvinismus fanatisirt. Seit dem Jahre 1870 wurden die meisten französischen Journalisten in der Behandlung der deutschen Frage zu „Loriquets". ... Der Jesuitenpater Loriquet lebte unter der ersten Restauration; er schrieb für die Jugend verschiedene Schulbücher und ist berüchtigt wegen seiner frechen Entstellung und Versälschung der offenkundigsten historischen Thatsachen.

12. Reisebilder und Heimatklänge. Von O. Funcke. Dritte Reihe. Fünfte Auflage. Bremen, Müller. 1886. 8. 3 M.

Indem wir dieses Büchlein unter der Rubrik „Länder- und Völkerkunde" zur Anzeige bringen, sind wir uns wohl bewußt, daß wir damit eigentlich auf ein anderes Gebiet übergreifen, nämlich auf das Gebiet der christlich-erbaulichen Literatur. Aber wir thun diesen Uebergriff gern und sagen mit Vergnügen noch ein paar Worte freundlicher Empfehlung der Schrift, die in ihrer Art auch zur Länder- und Völkerkunde einen Beitrag liefert. Der längst bekannte und, wie sich aus der Zahl der Auflagen seiner vielen Schriften ergibt, vielgelesene Schriftsteller O. Funcke repräsentirt mit Glück ein eigenartiges Genre in der deutschen Literatur, das überhaupt von wenigen, aber von keinem mit so großer Anziehungskraft und so glücklichem Erfolg angebaut wird, und das wahrlich auch sein gutes Recht hat. Das „nihil humani a me alienum" kommt bei ihm in umfassendster Weise zur Geltung; der weit umschauende Blick eines reich gebildeten, das Leben kennenden, erfahrenen Mannes und die Einsicht eines durch vielfache Beobachtung geübten Psychologen vereinigen sich bei Funcke in seltener Weise mit einer Freudigkeit, Freundlichkeit, Fröhlichkeit des Urtheils und der Stimmung, wie sie nur einem in sich harmonischen, wirklich christlich gebildeten Charakter eigen sein kann.

Freilich nicht allen Lesern wird seine Art genehm sein, namentlich nicht solchen, die an christlich-erbauliche Lektüre eben ihre ganz besondern Anforderungen stellen; er selbst weiß das und sagt darüber:

Sehr viel Ernstes und sehr viel Scherzhaftes findet sich in diesem Bändchen zusammen, oft in demselben Aufsatz, oft auf derselben Seite. Ich weiß wohl, das kann mancher Mann nicht begreifen, und macht mir darüber ein böses Gesicht; ich nehm's ihm auch gar nicht für ungut, wenn er diese Blätter ärgerlich wegschiebt und sagt: „Das ist nichts für mich." Wie könnte auch eins für alle sein? Andere haben sogar gemeint, es sei für einen Pastoren unwürdig, Scherz und Ernst so ineinander zu mischen. Diese Meinung theile ich natürlich nicht. Was mich betrifft, so lasse ich mir nichts Menschliches nehmen. Ich ringe danach, daß mein Christenthum immer natürlicher und meine Natur immer christlicher werde:

Magst fröhlich scherzen,
Doch darf's nicht schmerzen,
Wenn's Abend wird —

so lautet ein altes Verslein, und darin ist die Erlaubniß einerseits sowie Maß und Ziel andererseits gar fein ausgesprochen.

Nach diesen Grundsätzen bietet Funcke in seinen „Reisebildern" allerlei Scherz und Ernst untereinander; er redet von ernsten Dingen oft gar fröhlich und scherzhaft, und von scherzhaften Erlebnissen weiß er immer wieder zu tiefem und hohem Ernst zu gelangen. Er findet im Kleinen und Unbedeutenden das Große und Hochwichtige, und über dem Großen und Bedeutsamen vergißt er auch Kleines nicht und bringt manchen feinen Zug, der von andern als zu unbedeutend übergangen und vergessen worden wäre, in sinniger Weise zur Geltung. Der hohe, christliche, sittliche Ernst, der im Hintergrunde auch seines harmlosen Scherzes steht, wird nicht aufdringlich, aber auf manchen Leser wird er sicher gar eindringlich wirken in aller Liebenswürdigkeit. Gewiß ist nicht alles, was hier geboten wird, nach jedermanns Geschmack; auch der, welchem der Ton des Buchs im ganzen gefällt, wird doch dies und jenes finden, was ihm weniger zusagt. So geht es aber dem Verfasser selbst, wenn er jetzt bei der fünften Auflage als Funfzigjähriger auf sein Jugendwerk, das er vierzehn Jahre früher zum ersten mal in die Welt gehen ließ, zurückblickt. Er sagt, er würde jetzt manches anders sagen und schreiben als damals vor vierzehn Jahren. Und doch will er das Werkchen auch beim fünften Gange in die Oeffentlichkeit im wesentlichen lassen wie es ist, nach dem Grundsatz aus einem Gebiete, von dem er im übrigen himmelweit entfernt und verschieden ist: Sint ut sunt, aut non sint! Wir denken, auch auf ihrem neuen Gange werden diese „Reisebilder" allerlei Freunde sich erwerben.

Nationalökonomische und socialwissenschaftliche Literatur.

1. Lehrbuch der Finanzwissenschaft von Lorenz von Stein. Zweiter Theil. Die Finanzverwaltung Europas. Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder. Dritte Abtheilung: Das Staatsschuldenwesen. Fünfte neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 8 M.

Mit diesem das Staatsschuldenwesen behandelnden Theil ist die Neubearbeitung des berühmten Werks in der fünften Auflage beendet. Der erste Theil enthält die Finanzverfassung, d. i. die Finanzgesetzgebung und das Finanzrecht; die drei Abtheilungen des zweiten Theils behandeln die Finanzverwaltung, und zwar der erste die Lehre von den Staatsausgaben, von den Erwerbseinkünften des Staats und den Steuern im allgemeinen; der zweite die einzelnen Steuern; der dritte das Staatsschuldenwesen. Diese letzte, nun auch vorliegende Abtheilung findet ihre Systematik in der Unterscheidung von Finanzcredit, Papiergeldwesen und Staatsschuldenwesen als den drei Arten der Staatsschulden, überall mit Rücksicht auf die in den größern Culturstaaten Europas und in Rußland auftretenden Formen des Staatscreditwesens.

Gleichzeitig mit der neuen Auflage des Stein'schen „Lehrbuch der Finanzwissenschaft" ist die umfassende Darstellung der Finanzwissenschaft durch den dritten Band der zweiten Auflage des Schönberg'schen „Handbuch der politischen Oekonomie" auch die Fortsetzung der „Finanzwissenschaft" von Adolf Wagner und das „System der Finanzwissenschaft" von W. Roscher erschienen. Jedes von diesen bedeutenden Werken hat seine eigenthümlichen Vorzüge, und namentlich ist die durch das Zusammenwirken verschiedener, für die einzelnen Abtheilungen besonders competenter Gelehrter entstandene Schönberg'sche Sammlung an Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit unübertroffen. Indessen wird Stein's Werk dadurch keineswegs in den Hintergrund gedrängt, denn keins überragt dasselbe an Schärfe der, wenn auch nicht überall unanfechtbaren Systematik und an Fülle der geistigen Anregung, welche durch die hohen Gesichtspunkte, unter denen es das Material zusammenfaßt, gegeben wird. Stein reizt vielfach zum Widerspruch, aber diesen macht er dem Leser nicht leicht, denn er zwingt ihn zum tiefern Nachdenken und Eindringen in den Gegenstand; und niemand wird sein Buch aus der Hand legen, ohne bedeutende Förderung in dem Verständniß finanzwissenschaftlicher Fragen empfangen zu haben.

2. Die Entwickelungsstufen der Volkswirthschaft. Studie von Peter Resch. Graz, Moser. 1886. 8. 3 M.

Die Betrachtung der Entwickelung der Volkswirthschaft wird hier nacheinander in drei gesonderten Abschnitten von

drei Gesichtspunkten aus vorgenommen, nämlich von dem der Art der „Production", dem der Art des „Tauschverkehrs" und dem des Zustandes der „Gütervertheilung". Vom ersten Gesichtspunkte aus werden unterschieden: die Naturvölker (Jäger-, Hirten-, Ackerbauvölker), das auf der Stufe der handwerksmäßigen Technik stehende Volk und das Industrievolk; vom zweiten aus: Natural-, Geld- und Credit-wirthschaft; vom dritten aus wären wol die Völker nach den Arten und den Größenunterschieden der Vertheilung der Vermögen oder Einkommen zu vergleichen gewesen; indessen behandelt der Verfasser hier die hauptsächlichen Arten der wirthschaftlich rechtlichen Unfreiheit und die Entwickelung der Gesellschaft unter der Herrschaft der freien Concurrenz, und hält sich dabei mehr an die Theorien als an die wirklichen geschichtlichen Vorgänge. Die geschichtliche Betrachtung der Volkswirthschaft in dieser Weise ist zum Zweck der lehrhaften Darstellung gewiß zulässig und hier auch wohlgelungen, nur vermißt man nach dieser theoretischen Zerlegung die schließlich der Wirklichkeit folgende Zusammenfassung.

3. Die Nationalökonomie und die neuere deutsche Gesetzgebung. Von W. Schäfer. Von der philosophischen Facultät der Universität Breslau gekrönte Preisschrift. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die philosophische Facultät der Universität Breslau hatte die Preisfrage gestellt: „Welchen Einfluß hat die neuere Entwickelung der wissenschaftlichen Nationalökonomie auf die staatliche Gesetzgebung in Deutschland seit den letzten Decennien geübt?" Eine befriedigende Antwort auf diese Frage ist nicht zu geben, weil sich der Einfluß nur vermuthen und andeuten, aber nicht beweisen und ermessen läßt; der Verfasser genannter Schrift hat aber daraus Gelegenheit genommen zu einer geschickten, lebendigen Darstellung der in der Wissenschaft hervorgetretenen Ansichten über die neueste Gestaltung der socialen Verhältnisse.

4. Die Socialpolitik des Deutschen Reichs. Rede zum Geburtsfest Sr. Majestät des Königs, am 6. März 1886 im Namen der Eberhard-Karls-Universität von G. von Schönberg. Tübingen, Laupp. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

In dieser trefflichen Rectoratsrede wird die Tendenz derselben im folgenden Satze bezeichnet:

> Wenn ich es versuchen will, die Socialpolitik des Deutschen Reichs in einer Rede an dieser Stelle und in dieser Versammlung zu behandeln, so kann ich mich nur darauf beschränken, den Gang ihrer Entwickelung im allgemeinen zu verfolgen, ihr Verhältniß zu den großen socialpolitischen Strömungen unsers Jahrhunderts zu zeigen, das bisher Erreichte zu vergleichen mit den socialpolitischen Strömungen anderer Culturstaaten und in einem Ausblick in die Zukunft die noch zu lösenden socialpolitischen Aufgaben zu schildern.

Diese Aufgabe ist, soweit es in den eng gesteckten Grenzen möglich war, mit großer Klarheit gelöst.

5. Die Stellung der Socialisten zur Malthus'schen Bevölkerungslehre. Von Heinrich Soetbeer. Eine von der philosophischen Facultät der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1886. Gr. 4. 3 M.

Kennzeichnung der Stellung, welche die einzelnen neuern Theoretiker des Socialismus und die socialistischen Schulen Malthus gegenüber einnehmen. An die Darlegung der Ansichten ist immer eine Zurückweisung derselben im Sinne von Malthus geknüpft. Bei Lassalle ist merkwürdigerweise gar nicht erwähnt, daß er nur von dem Standpunkte Ricardo's ausgeht.

6. Die Aristokratie des Geistes als Lösung der socialen Frage. Leipzig, W. Friedrich.

Ein entschieden geistreich durchgeführter Versuch des Beweises, daß die Zuchtwahl in der gegenwärtigen Gesellschaft auf die Beförderung und Erhaltung des physischen und geistigen „Ausschusses" hinauskomme. Die zur Hervorbringung einer socialen Differenziirung empfohlenen Mittel, durch welche eine geistige Aristokratie geschaffen werden und die Herrschaft gewinnen könne, stehen aber den nun einmal herrschend gewordenen Anschauungen zu schroff entgegen, um als aussichtsvoll bezeichnet werden zu können.

7. Schutt und Aufbau. Vier nationalökonomische Abhandlungen von W. Backhaus. Leipzig, Renger. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
8. Die geschichtliche Entwickelung des Geldwesens und der gegenwärtige Währungsstreit. Von K. Melchers. Zweite Auflage. Varel, Büttmann u. Gerriets. 1886. Gr 8. 1 M. 20 Pf.
9. Unser Geldwesen, seine Schäden und seine Verbesserung. Von E. Witte. Berlin. 1886.

„Schutt und Aufbau" von W. Backhaus (Nr. 7) ist ein sehr entschiedener und vielfach wohlbegründeter Protest gegen die „liberale" Phrase und die mit ihr zusammenhängende Anschauung der Gesellschaft.

„Die geschichtliche Entwickelung des Geldwesens" von K. Melchers (Nr. 8) ist eine, von einer geschichtlichen Einleitung begleitete, recht gute Wiedergabe der neuern Ansichten über die Währung, die zur Orientirung darüber ganz geeignet ist.

„Unser Geldwesen, seine Schäden und seine Verbesserung" von E. Witte (Nr. 9) ist nur als eine Welle jener trüben bimetallistischen Literaturflut zu bezeichnen, die sich hoffentlich bald verlaufen wird.

10. Die Findelpflege. Von Robert W. Raudnitz. Wien, Urban u. Schwarzenberg. 1886. Gr. 8. 2 M.

Gibt einen Ueberblick über die zum Schutz verlassener Kinder in den verschiedenen Culturstaaten vorhandenen Anstalten. Die Hauptsache dabei ist die sehr reiche Sammlung statistischen Materials, dessen Ordnung und Durcharbeitung jedoch strengern Anforderungen nicht genügt.

Biographisches.

Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte. Von Karl Biedermann. Zweiter Band: 1849—1886. Breslau, Schottländer. 1887. 8.

Nach dem Scheitern der Bewegung von 1848, an welcher der Verfasser sowol in seinem engern Vaterlande Sachsen als auch im Frankfurter Parlament so lebhaften Antheil nahm, wurde derselbe als verantwortlicher Herausgeber der „Deutschen Annalen" wegen eines gegen den Napoleonischen Staatsstreich vom 2. December 1851 gerichteten Artikels, dessen Verfasser von Rochau war, in einen Preßprozeß verwickelt, infolge dessen er 1854 zu viermonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt und seiner außerordentlichen Professur an der Universität zu Leipzig entsetzt wurde. Im folgenden Jahre siedelte er von Leipzig nach Weimar über, um die Leitung der halbofficiellen „Weimarischen Zeitung" zu übernehmen, in welcher Eigenschaft er bis zum Jahre 1863 ein schriftstellerisches Stillleben in dem „glücklichen Ländchen" führte. Die Krisis von 1859 glaubte er zu einer nationalen Kundgebung benutzen zu können. Es wurden Unterhandlungen mit den süddeutschen und norddeutschen Gesinnungsgenossen eröffnet und an einen berliner Freund, „der seiner Stellung nach die im Schoße des preußischen Cabinets herrschenden Ansichten und Absichten wohl kennen konnte", die Frage gerichtet, ob, falls eine Versammlung angesehener Männer aus allen Theilen Deutschlands zusammenträte und die preußische Regierung um Uebernahme der militärischen und politischen Leitung Deutschlands in der gegenwärtigen Krisis, die andern Regierungen aber um Uebertragung dieser Leitung an Preußen bäte, man in Berlin darauf eingehen würde. Einige sprachen bereits von einem Vorparlament oder gar von der alsbaldigen Herstellung einer Volksvertretung. Diese Pläne wurden durch den raschen Abschluß des Präliminarfriedens von Villafranca gestört. Die Verhandlungen und Zusammenkünfte hatten zunächst kein weiteres Ergebniß als die Begründung des Nationalvereins.

Im Jahre 1863 erfolgte die Rückkehr Biedermann's nach Leipzig, wo er die Redaction der im Brockhaus'schen Verlag erscheinenden „Deutschen Allgemeinen Zeitung" übernahm, und 1865 seine Wiederanstellung als außerordentlicher Professor. Das Auftauchen der schleswig-holsteinischen Frage rief aufs neue die politischen Leidenschaften wach. Der Verfasser und seine Freunde, welche für die Losreißung der Herzogthümer von Dänemark und für die Errichtung eines Augustenburgischen Herzogsthrones eintraten, sahen sich in einer unangenehmen Situation, als der neue preußische Ministerpräsident, Herr von Bismarck, erklärte, daß Preußen den König Christian IX. von Dänemark als Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen werde, falls dieser die Bedingungen des Londoner Protokolls von 1852 erfülle. Sie hatten gehofft, Preußen werde sich an die Spitze der Augustenburgischen Bewegung stellen, und fürchteten nun, Preußen werde nicht nur die Sache der Herzogthümer preisgeben, sondern auch auf die gebotene kostbare Gelegenheit zur Erfüllung seiner deutschen Mission und auf diese Mission selbst verzichten. Die Hartnäckigkeit Dänemarks und die Tage von Düppel und Alsen befreiten sie von dieser Besorgniß. Nun handelte es sich aber um Stellungnahme zu der preußischen Regierung. Biedermann erschienen die „Februarforderungen" von 1865 vollkommen gerechtfertigt und die darin geplante Situation als der Anfang und das Vorbild zu einer bundesstaatlichen Einigung auch der andern kleinern Staaten mit Preußen. Eine förmliche Einverleibung der Herzogthümer in Preußen hielt er im gesammtdeutschen Interesse weder für erforderlich noch für wünschenswerth. Er wirkte daher für die Berufung eines Abgeordnetentages nach Frankfurt und wollte demselben eine Resolution vorlegen, welche das Interesse der Nation für einen engen Anschluß der Herzogthümer an Preußen in erste Linie stellte und die Bevölkerung derselben aufforderte, diesem Interesse ihr Selbstbestimmungsrecht unterzuordnen oder anzupassen. Die Verhandlungen hierüber zeigten, daß die Süddeutschen anderer Ansicht waren, und der Abgeordnetentag trat zwar zusammen, faßte aber Resolutionen ganz anderer Art.

Der Verfasser hatte zuweilen Ahnungen, ob nicht doch vielleicht Bismarck nationale Ziele verfolge. Er fand eine Bestätigung dieser Idee in dem Antrag desselben auf Berufung eines deutschen Parlaments zur Berathung einer Bundesreform und plaidirte in seiner Zeitung dafür, daß es an der deutschen Nation sei, die ihr von Preußen entgegengestreckte Hand nicht zurückzustoßen, sondern zu erfassen, aber nur unter solchen Bürgschaften, „daß davon das allgemeine deutsche, nicht das blos preußische Interesse den Gewinn habe, daß Recht und Macht gleichermaßen zu Ehren und zur Geltung kommen". Das Zustandekommen des Parlaments und der Bundesreform erschien nun dem Verfasser als das Wichtigste; die schleswig-holsteinische Frage trat für ihn in die zweite Linie zurück. In Zeitungsartikeln und in Petitionen der städtischen Behörden an die Regierung und an die Kammer wurde darauf hingewirkt, daß der von Preußen eröffnete Weg einer friedlichen Vereinbarung der Fürsten und Völker Deutschlands in einem Parlament von Sachsen betreten werden solle. Aber die Regierung wies diese Vorstellung als unbegründet und unberechtigt zurück, und Biedermann, welcher dieselbe verfaßt hatte, wurde als eine Creatur Bismarck's verdächtigt. Denn der Minister von Beust wollte den Krieg mit Preußen und riß den König, welcher eine friedliche Lösung des Conflicts befürwortete, die andern Minister, welche von einem Siege Oesterreichs schlimme Folgen für Deutschland fürchteten, übrigens an einen solchen Sieg gar nicht

glaubten, und die Stände mit sich fort auf den unheilvollen Weg.

Der Verfasser berichtet, daß im Beginn des Kriegs ein förmlich organisirter Dienst zur Fabrikation von Siegesnachrichten an der südlichen Grenze Sachsens eingerichtet worden sei. Er erzählt, daß die sächsischen Bevollmächtigten, Minister von Friesen und Graf von Hohenthal, welche mit Bismarck über die Friedensbedingungen unterhandelten, unklug genug waren, eine Einladung zum Diner beim französischen Gesandten, dem Grafen Benedetti, anzunehmen und mit diesem die von Preußen gestellten Bedingen zu besprechen. Dann berichtet er, daß er selbst, der für den bundesstaatlichen Anschluß Sachsens an Preußen eintrat, als Annexionist und als Landesverräther verschrien wurde.

Bei den Wahlen in den Norddeutschen Reichstag wurde Biedermann, der für einen „guten Sachsen" zu sehr nationalliberal aufgetreten war, nicht gewählt, erhielt aber 1869—76 ein Mandat in den Landtag und 1871—73 ein solches in den ersten Deutschen Reichstag. In letzterm trat er in die nationalliberale Fraction ein, wo es ihm unangenehm auffiel, daß Lasker, welcher der fast regelmäßige Wortführer der Fraction in allen möglichen Fragen war, eine ziemlich autokratische Parteileitung führte und im Plenum des Reichstags oft zu weit links ging, ohne vorher mit der Fraction hierüber Rücksprache genommen zu haben. An den Arbeiten des Reichstags betheiligte er sich hauptsächlich in zwei Fällen: als es sich um das Haftpflichtgesetz und um das Reichspreßgesetz handelte. Der Culturkampf war ihm nicht sympathisch. Er fürchtete, daß dadurch der confessionelle Gegensatz bis zur Unversöhnlichkeit verschärft werde, und glaubte als Historiker nicht an ein Nachgeben der katholischen Kirche. Daher stimmte er zwar für den „Kanzelparagraphen", aber gegen die Ausweisung der Jesuiten. Die für letzteres vorgebrachten Gründe erscheinen uns nicht weniger doctrinär als diejenigen, welche Lasker, der gleichfalls dagegen stimmte, angeführt hat. Wilhelm Müller.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die kürzlich erschienene französische Uebersetzung des Hauptwerks von Schopenhauer, welche der durch seine Uebersetzung der „Aphorismen der Lebensweisheit" und der „Vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" bekannte J. A. Cantacuzène unter dem Titel „Le Monde comme volonté et comme représentation" in zwei stattlichen Bänden (Paris, Perrin u. Comp., und Leipzig, F. A. Brockhaus) veröffentlicht hat, verdient gewiß eingehende Würdigung sowie Beachtung in deutschen Kreisen, die sich für Schopenhauer interessiren. Da nun einmal die französische Sprache die der ganzen gebildeten Welt ist, so ist Schopenhauer dieser nun zugänglich gemacht, und hätte er dieses Ereigniß — denn als ein solches kann man das Erscheinen einer französischen Uebersetzung seines Hauptwerks bezeichnen — erlebt, so würde er sich nicht allein an der Thatsache selbst, sondern ganz besonsonders auch noch und zwar in höherm Grade an der Art der Ausführung haben erfreuen können. Hat der Uebersetzer auch kein Vorwort vorausgeschickt und sich auch aller Andeutung darüber enthalten, was ihn zu diesem umfangreichen Unternehmen bestimmt hat, so ist es doch leicht zu durchschauen, daß es eine Arbeit der Liebe ist, die er uns bietet, und sicherlich kann es hier nicht heißen: love's labour lost. Bei seiner Beherrschung der französischen Sprache und dank der dieser eigenthümlichen Klarheit und Durchsichtigkeit ist es ihm gelungen, seinem Original durchaus gerecht zu werden und selbst Schopenhauer's Klarheit noch klarer zu machen. Denn wie sehr dieser auch gerade als Schriftsteller und mit Recht gerühmt wird, so litt er doch immer noch unter dem Medium, welches er naturgemäß, trotz seiner Beherrschung fremder Sprachen, zur Darstellung seiner Gedanken gewählt hat (Spinoza und Leibniz haben es freilich anders gehalten; ihnen war aber kein Thomasius und kein Kant vorangegangen), und so dürfte es geschehen, daß selbst manchem Deutschen Schopenhauer's Lehre oder doch jedenfalls manche Stelle in seinem Hauptwerke durch diese französische Uebertragung noch klarer und verständlicher gemacht wird. Man vergleiche beispielsweise — und dies eine Beispiel mag statt vieler genügen — folgenden Satz mit dem französischen und man wird sich von der Wahrheit unserer Behauptung überzeugen. „Alles, was irgend zur Welt gehört und gehören kann", sagt Schopenhauer, „ist unausweichbar mit diesem Bedingtsein durch das Subject behaftet, und ist nur für das Subject da." Dafür Cantacuzène: „Tout ce qui fait ou peut faire partie de ce monde est inévitablement soumis à servir le sujet pour condition, et à n'exister que pour le sujet." Andererseits ist uns bisjetzt in den beinahe 2000 Seiten umfassenden zwei Bänden nur eine Stelle begegnet, wo der Uebersetzer den deutschen Text hinter seine Uebertragung eingeschaltet hat (II, 496): „car pour elle la «volonté de faire» est déjà elle-même le «fait»" („der Wille zum Werke ist schon selbst das Werk"), weil ihm das Französische den Text nicht genau genug wiederzugeben scheint und dem Sprachgeiste gemäß es nicht konnte, da man nicht sagen kann: la volonté à l'ouvrage. Man ersieht hieraus, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Uebersetzer gearbeitet hat.

Brunetière hat nun, wie wir in Nr. 45 d. Bl. f. 1886 berichtet haben, bei der Besprechung der vorliegenden Uebersetzung Anlaß genommen, über Schopenhauer's Bedeutung als Philosoph sich auszulassen und nachzuweisen, worin diese eigentlich liege. Er ist dabei in einen Irrthum verfallen, wenn er behauptet, seine Jünger hingen ihm lediglich als Pessimisten an. Mag das auch bei vielen derselben zutreffen — wir nennen besonders Bahnsen und Lorm, die indessen auch nicht lediglich seinem Pessimismus huldigen, sondern auch die ganze Bedeutung seiner Lehre zu würdigen verstanden haben —, auf viele aber paßt es durchaus nicht. So hat einer seiner ältesten Anhänger, David Asher, der auch bekanntlich mit ihm in Briefwechsel gestanden hat, seine pessimistische Anschauung von seiner ersten bis zu seiner letzten Schrift über ihn insofern bekämpft, als er, bei aller Anerkennung der Richtigkeit derselben, doch darauf drang, daß man sie zu überwinden suchen müsse. Zumal in seiner letzten Schrift: „Das Endergebniß der Schopenhauer'schen Philosophie", hat er es sich zur Aufgabe gestellt, gerade das Vorurtheil zu bekämpfen, als sei Schopenhauer nichts als der große Pessimist, und nachzuweisen, worin seine eigentliche Bedeutung liege und das von ihm selbst beanspruchte Grundverdienst seiner Philosophie

bestehe. Befremden muß es auch, daß Brunetière seine Leser glauben zu machen versucht, Schopenhauer habe für seinen Pessimismus Originalität beansprucht, während er doch wissen mußte, daß er im sechsundvierzigsten Kapitel des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" ausdrücklich sagt: „Wollte ich nun schließlich, zur Bekämpfung meiner Ansicht, die Aussprache großer Geister aller Zeiten in diesem, dem Optimismus entgegengesetzten Sinne, hierhersetzen, so würde der Anführungen kein Ende sein, da fast jeder derselben seine Erkenntniß des Jammers dieser Welt in starken Worten ausgesprochen hat. Also nicht zur Bestätigung, sondern blos zur Verzierung dieses Kapitels mögen am Schlusse desselben einige Aussprüche dieser Art Platz finden." Heißt das etwa die Originalität einer Ansicht für sich in Anspruch nehmen wollen? Und wußte Brunetière nicht — er hätte es aus Schopenhauer's Briefen an Lindner oder an Asher wissen können — wie sehr er sich gefreut, als er einen so kräftigen und beredten Gesinnungsgenossen in dem italienische Dichter Leopardi entdeckt hatte? Wie an seinen berliner Jünger, Lindner nämlich, schreibt er auch an den leipziger, Asher, über die von jenem in der „Vossischen Zeitung" gegebenen Uebersetzungen aus seinem italienischen „Geistesverwandten", wie er ihn bezeichnet, und sagt: „den ich seit zwei Monaten mit großem délice im Original lese". Trotz seines, man darf wol sagen verbissenen Pessimismus also hat er ihn, wie erwiesen, doch nur als Nebensache betrachtet: er findet, daß der Fundamentalunterschied aller Religionen nur darein zu setzen sei, ob sie optimistisch oder pessimistisch sind, daß, wie wir eben angeführt, die großen Geister aller Zeiten sich pessimistisch geäußert haben, und daß dem Leibniz'schen Begriff der möglichst besten Welt das allgemeine menschliche Gefühl entgegen sei; er glaubt ferner, den Pessimismus durch seine Willenslehre begründet zu haben und ihn aus derselben herleiten zu dürfen, hält ihn aber nicht für sein Hauptverdienst, noch im entferntesten für seine eigene Entdeckung. Ganz anders, was jene betrifft. In seiner Willenslehre erblickt er sein „Grundverdienst"; sie bildet den Unterschied zwischen ihm und allen seinen Vorgängern, und für sie beansprucht er, trotz Schelling's Priorität des Ausspruchs: „Wollen ist Ursein", Originalität. Hiernach also, nicht nach seinem Pessimismus, will er als Philosoph beurtheilt sein; hier, in der Grundlage seines Systems, hat man seine Bedeutung zu suchen, nicht in dem Aufbau desselben, den man füglich, seinen oben angeführten Ausdruck benutzend, die bloße „Verzierung" — viele freilich werden sagen Verunstaltung — desselben nennen könnte.

Cantacuzène's Verdienst nun wird es sein, wenn durch diese seine gelungene Uebersetzung des Hauptwerks in die Universalsprache der civilisirten Welt die Lehre Schopenhauer's noch vor der Feier seines hundertjährigen Geburtstages am 22. Februar 1888 hinausgetragen wird in alle Welt und, was die Hauptsache ist, das richtige Verständniß derselben für sie angebahnt wird. Dann werden an jenem Tage die Vorurtheile, unter denen er noch immer zu leiden hat, geschwunden sein und sein Ruhm im reinsten Lichte strahlen, sei es nun, daß man ihn durch ein Standbild oder durch eine Denkmünze zu verherrlichen sucht.

Bibliographie.

Deppe, A., Kriegszüge des Tiberius in Deutschland 4 und 5 nach Chr. Mit einer Karte des Lagers bei Oerlinghausen (von Th. Deppe). Bielefeld, Helmich. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Deutsches Dichterheim. Organ für Dichtkunst und Kritik. 7ter Jahrgang. 1885/86. 24 Nrn. Dresden-Striesen, Heinze. Halbjährlich 5 M.

Doebelu, F. v., Die Waldsee oder eine Gräfin aus dem Volke. 1ste bis 10te Lfg. Leipzig, Bergmann. Gr. 8. à 10 Pf.

Dusmann, S., Gemüt und Humor. Dramatische Dichtungen für Jugendbühnen und für Theater von katholischen Jünglings- und Männer-Vereinen. 1stes Bdchn. Prinz Karneval. Fastnachts-Scherz. Amberg, Habbel. 8. 40 Pf.

Elbe, A. v. d., Souverän. Roman. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M. 50 Pf.

Erich, O., Studenten-Tagebuch. 1885—1886. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

Erinnerungen eines alten Offiziers. Ein Skizzenbuch von F. Arthur. Berlin, Parrisius. 8. 1 M.

Felsberg, O., Beiträge zur Geschichte des Römerzuges Heinrich's VII. I. Innere und Finanzpolitik Heinrichs VII. in Italien. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Flach, Josephine, Wogen des Lebens. Roman. Salzburg, Pustet. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Fried, A. H., Der kleine Büchmann. Eine Sammlung der landläufigsten Citate und berühmtesten Aussprüche in deutscher, lateinischer, französischer, englischer und italienischer Sprache. In alphabetischer Reihenfolge. Leipzig, Gressner u. Schramm. 8. 2 M.

Goethe's Liebesbriefe an Frau von Stein. 1776—1789. Herausgegeben mit Uebersichten und Anmerkungen von H. Düntzer. Leipzig, Wartig's Verlag. Gr. 8. 8 M.

Grimme, F. W., Das Sauerland und seine Bewohner. 2te, gänzlich umgearb. u. verm. Aufl. Münster, F. Schöningh. 8. 1 M. 80 Pf.

Grosser, J., Heidelberger Festtage und andere. Gesammelte Feuilletons. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 3 M.

Gwercher, F., Das Oetzthal in Tirol. Eine statistisch-topographische Studie. Mit 1 Spezial-Karte des Oetzthales. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M. 50 Pf.

Hildebrandt, W., Novellen. Berlin, Rosenbaum. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Holland, W. L., Zu Ludwig Uhlands Gedächtnis. Mittheilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Holst, V., Die Individualisirung beim Unterricht in den Knaben-Gymnasien. Ein Mahnwort an Lehrer und Eltern. Riga, Stieda. Gr. 8. 80 Pf.

Holtzinger, H., Kunsthistorische Studien. Mit 42 Illustrationen nach eigenen Zeichnungen. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hoppensack, L. A., Winfrid-Bonifatius. Münster, F. Schöningh. 8. 2 M. 40 Pf.

Hübner, A. Freih. v., Durch das Britische Reich. Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada. 2 Bde. Mit 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 M.

Karlowa, O., Maria Stuarts angebliche Briefe an den Grafen J. Bothwell. Ein Beitrag zur Prüfung ihrer Aechtheit. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kawerau, W., Aus Magdeburgs Vergangenheit. Beiträge zur Litteratur- und Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Halle, Niemeyer. 8. 6 M.

Kober, J., Christian Friedrich Spittler's Leben. Mit Spittlers Porträt in Stahlstich. Basel, Spittler. 1887. Gr. 8. 4 M.

Köhler, G., Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit von Mitte des 11. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen in 3 Bdn. 2ter Bd. Breslau, Koebner. Gr. 8. 24 M.

Kratt, G., Gedichte. Baden-Baden, Sommermeyer. 12. 1 M. 50 Pf.

Kriegslist. Militärischer Schwank von K. vom Berge. Berlin, Liebel. 8. 75 Pf.

Laddey, Emma, Aus der Schule des Lebens. Erzählungen für Deutschlands Frauen und Töchter. Stuttgart, Kröner. 8. 3 M.

La Mara, Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. Nach der Urhandschriften erstmalig herausgegeben. 2 Bde. Mit den Namenszügen der Künstler. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 7 M.

Leixner, O. v., Herbstfäden. Scherz und Ernst. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Lichtenstern. Ein Kranz von Liedern zur 50jährigen Jubelfeier der Anstalt. 1886. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 50 Pf.

Lindau, P., Berlin. Romane. I. Der Zug nach dem Westen. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Spemann. 8. 6 M.

Lingen, E., Roswitha. Der letzte der Paläologen. Novellen. Münster, F. Schöningh. 8. 3 M.

Lipiner, S., Merlin. Operndichtung. Musik von C. Goldmark. Textbuch. Leipzig, Schuberth u. Comp. 8. 60 Pf.

Mayr, A., Der schwäbische Dichterbund. Ludwig Uhland. Justinus Kerner. Gustav Schwab. Karl Mayer. Eduard Mörike. Gustav Pfizer. Studien. Innsbruck, Wagner. 8. 2 M. 80 Pf.

Miller, F., Die letzten Ziele und die Kampfweise des Jesuitismus, entwickelt an einer Schrift des französischen Jesuiten S. Martin. Halle, Strien. Gr. 8. 50 Pf.

Muth, F. A., Dichterbilder und Dichterstudien aus der neueren und neuesten Literatur. Frankfurt a. M., Foeffer Nachf. 1887. Gr. 8. 4 M.

Oberlein, A., Malcher in der Ausstellung, in Altenburger Mundart. Altenburg, Schnuphase. 8. 15 Pf.

— — Maßliebchen. Dichtungen in Altenburger Mundart. Altenburg, Schnupshase. 8. 60 Pf.

— — Töffels Liebesglück auf der Landesausstellung zu Altenburg. Humoreske in Altenburger Mundart. Altenburg, Schnuphase. 8. 15 Pf.

Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813 bis 1815 nach Aufzeichnungen von F. v. Gentz, nebst einem Anhang: „Briefwechsel zwischen den Fürsten Schwarzenberg und Metternich". Herausgegeben von Fürst Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. Freih. v. Klinkowström. Mit einem Stahlstich-Porträt „Friedrich von Gentz" und einem Facsimile-Briefe des Feldmarschall Blücher. Wien, Gerold's Sohn. 1887. Gr. 8. 16 M.

Peters, H., Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. Berlin, Springer. Gr 8. 5 M.

Pichler, Helene, Aus der Brandung des Leben. Fahrten zu Wasser und zu Lande. München, Callwey. 1887. 8. 3 M.

Portig, G., Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und aesthetischen Essays. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Gr. 8. 8 M.

Schumann's, R., Briefe. Neue Folge. Herausgegeben von F. G. Jansen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 339 bis 345.

Deutscher Reichstag. — Die Organisationsveränderungen im deutschen Heere nach Durchführung der Militärvorlage. (II.) — Die Militärreformfrage in Belgien. — Programme. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die politische Lage in Spanien bei dem Zusammentritt der Cortes. (I./II.) — Zur Topographie von Olympia. Von A. Boetticher.

A. v. Reinholdts Russische Literaturgeschichte. (I./II.) — Der Briefwechsel der Königin Katharina von Westphalen mit dem König Friedrich von Württemberg. Von Dr. H. Bloch. — Ein Arbeiterstrike in der guten alten Zeit. Von Dr. M. Landau. — Dr. Heinrich Jordan. (Nekrolog.) — «Epistolario» von Bernardino Zendrini. — Leopold v. Ranke's Briefe an seinen Verleger. — Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Von E. Böhm-Bawerk. — Fredegundis von Felix Dahn. Von A. Horawitz. — Das Schicksal der Via Appia bei Rom. — Aus Beusts Denkwürdigkeiten. (I.) — Zur Novellen-Literatur.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Arthur Schopenhauer's

Die Welt als Wille und Vorstellung

— Sechte Auflage —

erscheint soeben zum ersten male in einer wohlfeilen Ausgabe, in 12 Lieferungen à 1 M.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder.

Von

Dr. Lorenz von Stein.

Fünfte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 34 M. Geb. 40 M.

Erster Theil: **Die Finanzverfassung Europas.**

Zweiter Theil (in drei Abtheilungen): **Die Finanzverwaltung Europas.**

In dieser neubearbeiteten fünften Auflage wurde das Werk sehr wesentlich erweitert, sodaß der zweite Theil nun drei Abtheilungen umfaßt. Durch Behandlung der gesammten Finanzwissenschaft von internationalen Gesichtspunkten aus und durch steten vergleichenden Hinweis auf die allgemein gültigen Grundlagen hat das berühmte Stein'sche Werk wieder neue bedeutende Vorzüge erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

OCHO COMEDIAS DESCONOCIDAS

de Don Guillem de Castro, del Licenciado Damian Salustio del Poyo, de Luis Velez de Guevara etc.

Tomadas de un libro antiguo de Comedias, nuevamente hallado, y dadas á luz por

Adolf Schaeffer.

2 tomos. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(**Coleccion de autores españoles**, 47. und 48. Band.)

Dieses Werk ist der Beachtung aller Freunde der spanischen Literatur zu empfehlen, da wol fast die sämmtlichen darin enthaltenen acht Dramen, obgleich der Blütezeit der dramatischen Literatur Spaniens angehörig, den heutigen Gelehrten, Sammlern und Bibliographen gänzlich unbekannt geblieben sind. Der Herausgeber hat sie einer vergessenen, um 1616 gedruckten Sammlung entnommen, die sich, wahrscheinlich als ein Unicum, in seinem Besitz befindet.

Bestes Weihnachtsgeschenk.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

13. Aufl., 16 Bände mit 400 Bildertafeln u. Karten.

Preis des Bandes geb. in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50.

Nach seiner baldigst erfolgenden Vollendung

das neueste vollständige Conversations-Lexikon.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Sechster Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Gottfried von Bouillon. Von Bernhard Kugler. — Ueber die „Colloquia“ des Erasmus von Rotterdam. Von Adalbert Horawitz. — Aus dem Leben des ersten Vicekönigs von Mexiko. Von Konrad Häbler. — Cornelius Tacitus. Von Julius Asbach. — Mysticismus und Pietismus im 19. Jahrhundert. Von Gustav Frank. — Zur neuesten Geschichte des päpstlichen Archivs. Von S. Löwenfeld. — Die Neuorganisation der Verwaltung in den deutschen Territorien des 16. Jahrhunderts. Von Georg von Below.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich politische, kirchliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem und gediegenem Inhalt.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1887. Nr. 1 und Nr. 4 der „Mittheilungen für 1886 von F. A. Brockhaus in Leipzig“.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 30. December 1886.

Inhalt: Neue Novellen und Romane. Von Ernst Wechsler. — Aus unserer classischen Literaturperiode. Von Robert Borberger. — Johannes Janssen's „Geschichte des deutschen Volks". Von Hans Prutz. — Ein neues Liederbuch. Von Adolf Kreßner. — Vermischte Schriften. — Philosophische Literatur. — Biographisches. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Novellen und Romane.

1. Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Dreizehnter bis funfzehnter Band. München, Oldenbourg. 1886. 8. Jeder Band 1 M.

Der Tod des höchst begabten Hermann Kurz, welcher uns mit trefflichen belletristischen und literarhistorischen Werken beschenkte, bedrohte ernstlich die Fortführung eines literarischen Unternehmens, das der deutschen Literatur in jeder Beziehung zur Zierde gereichte. Mit lebhaftester Freude wurde daher die Kunde aufgenommen, daß Paul Heyse, der unmöglich allein die Redaction dieses Unternehmens, des „Deutschen Novellenschatzes", fortführen konnte, eine Ersatzkraft in der Person Ludwig Laistner's, eines trefflichen Novellisten, gefunden habe; der „Neue Deutsche Novellenschatz" begann denn unter der Leitung jener beiden Autoren und hat es glücklich bis zum funfzehnten Bande gebracht. Mit den drei letzten wollen wir uns hier beschäftigen, und es ist uns ein außerordentliches Vergnügen, mit gutem Gewissen constatiren zu können, daß die beiden Redacteure sich mit großem literarhistorischen Spürsinn, vorzüglichem Geschmack und vornehmer Pietät ihrer Aufgabe entledigt haben. Das beweist sowol die Auswahl der Novellen wie die präcis gefaßten literarisch-biographischen Einleitungen.

Der dreizehnte Band enthält: „Herr im Hause" von Margarethe von Bülow, „Das Opfer" von Gottfried Böhm und „Gustav Adolf's Page" von Konrad Ferdinand Meyer. Daß die Novelle Meyer's den Sieg über die beiden andern davonträgt, gereicht Böhm und Margarethe von Bülow nicht zur Schande; Meyer ist ein routinirter altbewährter Meister, dessen historischer Tiefblick und hohe Sprachvollendung ungemein zu schätzen sind. In seinem größten Vorzuge, der historischen Objectivität, vor der jede individuelle Aeußerung, jede Neigung eigenen Innenlebens weicht, liegt auch die Ursache, warum Meyer eigentlich kalt läßt und selten, vielleicht nie ergreift, mindestens nicht in dem Maße, wie es bei seinem größern Landsmann Gottfried Keller der Fall ist. Auch in dieser kleinen Geschichte bewundern wir die Straffheit der Conception, die historische Treue, die markige Sprache, aber eins fehlt: der subjective Reiz und nirgends hören wir das Herz der Dichters pochen.

Auch in der Novelle Böhm's, eines jüngern Diplomaten, vermissen wir das Gemüth in seiner milden Wärme oder lodernden Glut, ohne welches kein echtes, großes Kunstwerk zu Stande kommen kann. Ein kalter, conventioneller Ton herrscht in der Erzählung, der selbst in den Scenen, wo das Herz seine Rechte fordert, sich zu keiner Wärme steigert. Für diesen Mangel entschädigt uns der Autor mit einer Anzahl hervorragender Vorzüge: stricter Durchführung des Problems, gebildeter Sprache und gewandter Charakteristik. Ferner besitzt derselbe etwas, was fast allen deutschen Poeten abgeht, die mit Vorliebe ähnliche Stoffe behandeln, und das ist ganz genaue Kenntniß des Hoflebens mit seinen Anschauungen und Sitten. Was harmonische Durchbildung des Stoffs anbelangt, so steht Margarethe von Bülow weit unter Böhm, an Talent aber hoch über ihm, und es berührt einen sehr schmerzlich, daß dieses hochbegabte, blutjunge Mädchen bei einem hochherzigen Rettungsversuch am 2. Januar 1885 auf dem Rummelsburgersee ihr Leben einbüßen mußte. Streng genommen befriedigt ihre Erzählung nicht ganz; aber auf jeder Seite verräth ein interessanter Zug, eine psychologische Beobachtung, eine Feinheit in der Charakterführung das noch nicht ganz zur Reife gelangte Talent ersten Rangs. Andererseits wieder macht sich eine ungewöhnliche Frühreife geltend in ihrer Vorliebe „für ver-

haltene Herzenstöne, für gedämpfte zurückgestaute Seelenkämpfe, Flammen, die aus dichter Aschenkruste aufschlagen, glimmende Sinnlichkeit und gebändigte Naturkraft". Es ist gewiß, daß eine Erscheinung wie Margarethe von Bülow mit den Werken ihrer Reife im Stande gewesen wäre, den heftigsten Gegner weiblicher Autoren umzustimmen. Aber der Tod hat dieses reiche Leben grausam niedergetreten und so unserer Literatur einen empfindlichen Verlust bereitet.

Der vierzehnte Band enthält Novellen von A. Godin („Eine schwarze Kugel"), Ernst von Wildenbruch („Die Danaide") und J. V. Widmann („Ein Doppelleben"). Wir wollen den Fähigkeiten und den uns übrigens unbekannten Schöpfungen der Frau Godin nicht zu nahe treten, aber wir müssen erklären, daß wir nur in dem aufmunternden und wohlwollenden Entgegenkommen Heyse's einen Grund für die Aufnahme der „Schwarzen Kugel" im „Novellenschatz" finden können. Das Problem ist ein gekünsteltes und unerquickliches, der Schluß ein unbegreiflicher und unbefriedigender; das Ganze stellt ein Zerrbild des Herzens dar, wie es nur eine weibliche Feder zeichnen kann. Wir wollen gern gewisse Fähigkeiten der Dame anerkennen und wollen der Versicherung Heyse's, A. Godin habe viele schöne Sachen geschrieben, Glauben schenken, aber das Factum steht einmal fest, daß die „Schwarze Kugel" ein mittelmäßiges Product ist. Ernst von Wildenbruch's „Danaide" weist sämmtliche Vorzüge des berühmten Dramatikers und Novellisten auf. Das Sujet ist gerade kein originelles, aber die Art und Weise, mit der Wildenbruch dasselbe ausführt, macht es uns fast neu. Die heroische That einer Französin (sie hat einem Deutschen das Leben auf Kosten ihres eigenen gerettet) wird in glutvoller, packender Sprache erzählt. Es steckt eine Fülle von Poesie und mächtiger Beredsamkeit in dieser Novelle; Ernst von Wildenbruch ist einer der wenigen deutschen Poeten, die einen hinreißen, fesseln und begeistern können. Niemand vermag sich dem Eindruck, den die „Danaide" hervorruft, zu entziehen; sie ist eine der edelsten Perlen des „Novellenschatzes". Eine merkwürdige Mischung von lebensvoller Phantastik, warmem Realismus und großer Kunst, das Unwahrscheinliche plausibel zu machen, tritt uns im „Doppelleben" von J. V. Widmann entgegen. Der Autor, einer der bedeutendsten schweizer Poeten, der leider Gottes noch immer nicht in dem Maße geschätzt wird, wie er es verdient, behandelt ein Thema, das auch in einem der berühmtesten Romane von M. Jokai auftritt. Während aber dem ungarischen Poeten sehr oft der Verstand mit der Phantasie durchgeht und er in fröhlicher Sorglosigkeit die unmöglichsten Situationen aneinanderreiht, bietet Widmann eine sorgfältig abgewogene, mit echter Künstlerschaft durchgearbeitete und von schärfster Lebenskenntniß zeugende Composition dem Leser dar. Der Anfang der Novelle, wo der Held in die verpestete Stadt tritt und unter eigenthümlichsten Umständen die Bekanntschaft einer jungen Dame macht, die soeben ihre ganze Familie begraben hat, ist ein Meisterstück deutscher Erzählungskunst; eine phantastische, farbensatte und dabei lebensfrische Scenerie umgibt einen kleinen Kreis von interessanten Menschen, welche das selbstverschuldete Schicksal einige Zeit in seligem Glück vereint und dann grausam auseinanderreißt. Zwei Probleme lösen einander ab: das der Bigamie und das der Vereinigung zwischen Bruder und Schwester. Und merkwürdig: Widmann bejaht das erste theilweise; allerdings folgt dann in furchtbarer Weise die Nemesis und schließt mit der Ehe zwischen Bruder und Schwester. Ich persönlich bin mit Widmann's Schluß vollkommen einverstanden, viele aber werden es nicht sein. Die interessante Seite, welche der Autor in diesen Problemen uns zeigt, regt zur Discussion an; leider aber verbietet es der Raum, sie auszuspinnen. Es sind noch viele Punkte in dieser Novelle erwähnenswerth. Kurz, das „Doppelleben" ist ein Kunstwerk von merkwürdigem Gepräge und dessen Urheber ein interessanter und bemerkenswerther Charakterkopf moderner Literatur.

Im funfzehnten Bande sind Johannes Scherr („Rosi Zurfluh") mit Hans Hopfen („Trudels Ball") vereinigt. Scherr beweist uns mit seiner reichgestalteten und poetisch aufgefaßten Dorfgeschichte, welche viele tragische Conflicte in sich birgt, daß er auch als Erzähler etwas Rechtes leisten kann; seine derbe, knochige Manier tritt hier viel gemilderter auf als in seinen kritischen Schriften. An Hopfen's Novellette haben wir eine herzliche Freude gehabt; das ist eine ganz reizende, originelle Erfindung, und mit welcher Lebendigkeit und sonnigen Anschaulichkeit ist die Sache ausgeführt! Die wenigen Seiten, welche die Geschichte umfaßt, enthalten eine urgesunde, anheimelnde Kraft, die selbst für einen mehrbändigen Roman ausreichen würde. Nur ein echter Poet, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und Aug' und Ohr offen hält, kann eine so drollig-neckische, liebenswürdige Kindererscheinung hervorzaubern, wie die kleine Trudel.

Aus diesen Zeilen dürfte ersichtlich sein, daß die drei Bände des „Novellenschatzes" mit einer „unbedeutenden" Ausnahme durchgängig edle und bemerkenswerthe Leistungen enthalten, welche in der Vielseitigkeit ihrer Probleme und der Mannichfaltigkeit der Behandlungsweise ein richtiges Bild geben von der hohen Stufe, zu der die deutsche Novelle gegenwärtig gelangt ist.

2. Numa. Eine Geschichte aus altgriechisch-italischer Sagenzeit von M. von Ascheradan. Leipzig, Böhme. 1886. 8. 4 M.
3. Zwei Geschichten aus dem vollen Leben von *_* I. Das Actmodell. II. Morgenroth. Zürich, Verlags-Magazin. 1886. 8. 2 M.

Bei beiden Büchern wollen wir uns nur kurze Zeit aufhalten. Da M. von Ascheradan in ziemlich bescheidener Weise auftritt und es mit seinem „Numa" (Nr. 2) offenbar gut und ehrlich gemeint hat, so wollen wir ihm mit unsern gewichtigen kritischen Bedenken nicht allzu hart an den Leib rücken. Nur so viel. Es ist ein misliches Ding, Götter auftreten zu lassen, sie zu den Motoren der Handlung zu machen und dennoch jene Spannung, jenes

warme Interesse an den Geschicken der Menschen erzeugen zu wollen, wie wir es eigentlich gewohnt sind. Aschera-dan's Buch ist eine, sagen wir gelinde, nicht gelungene Verquickung von mythologischen Begebenheiten und romanhaft ausgesponnenen Scenen. Die Menschen können uns in ihrem Thun und Treiben unmöglich nahe gehen, da wir wissen, sie sind Spielbälle willkürlicher göttlicher Gewalten. Der Held des Romans, Numa, ein Göttersohn, muß allerlei leidige Abenteuer bestehen — wo steckt denn eigentlich sein Vater, der Gott ist und die Pfade seines Sohnes ebnen kann? Auch in formeller Beziehung hätten wir manches auszusetzen. Geschraubte, griechischem Muster nachgeahmte Sprechweise wechselt hier und dort mit modernen Trivialitäten ab u. dgl. Wir wollen gern zugeben, daß das Buch einige interessante Seiten hat; es besitzt einen gewissen instructiven Werth, da es ein breit und theilweise farbenreich ausgeführtes Bild alter Zeit ist; die culturhistorischen Schilderungen sind übrigens nicht übel geschrieben und die Handlung selbst besitzt einige, im Verhältniß zum Umfange des Buchs allerdings spärliche, fesselnde Momente. Selbst die Berechtigung dieses „culturhistorisch-belletristisch-mythologischen" Genres zugegeben, ist „Numa" eine Leistung, bei der man nur das redliche Wollen des Autors anerkennen kann. Ferner müssen wir Zweifel hegen, ob das Buch, das dem Autor wol große Mühe verursacht haben mag, im Publikum Verbreitung finden werde.

Die „Zwei Geschichten aus dem vollen Leben" (Nr. 3) des anonymen Verfassers sind allerdings „aus dem vollen Leben" geschöpft, haben aber nichts mit der Kunst gemein. Wahrscheinlich verfolgte der Autor auch gar nicht künstlerische Zwecke; ihm war es jedenfalls mehr darum zu thun, vollkommene Abdrücke des Lebens zu liefern, wo Elend, Jammer und Noth in schrecklicher Monotonie das Hauptelement gewisser Existenzen sind. Die erste Geschichte hat einen actuellen Hintergrund: der höchst unangenehme Proceß Gräf hat die Actmodelle ins schlechteste Licht gestellt — hier wird nun versucht, eine Ehrenrettung jener Dame in Scene zu setzen. Wir glauben ja gern, was der Verfasser erzählt. Aber was will das beweisen? Typisch ist die Gestalt, die er uns in der Person eines interessanten Modells vorführt, nicht, und so kann uns seine Geschichte nur mit einer Ausnahme bekannt machen, welche die vorherrschende Ansicht über Maler und ihre Modelle weder bejaht noch verneint. Ebenso direct dem Leben entnommen ist die zweite Erzählung. Die Scenerie ist hier eine complicirtere als in der ersten; der Autor macht uns mit den Alltagsschicksalen einer Familie aus den bürgerlichen Kreisen vertraut, die allerdings betrübend genug sind, und zwingt uns, herzlichen Antheil an den Leuten zu nehmen. Das Buch macht einen nicht ungewöhnlichen Eindruck. Ein Schriftsteller setzt sich mit souveräner Verachtung über die gewöhnlichen Gesetze der Mache, die ein jeder Belletrist verfolgt, hinweg, will nur das Leben, ohne es in die höhern Regionen der Kunst emporzuheben, schildern, wie es ist, und verräth trotzdem seine große Darstellungskunst, seine nicht gewöhnliche Gabe, Menschen zu zeichnen. Allerdings sind diese beiden Vorzüge im Rohstoff vorhanden, und dem Autor wäre es ein Leichtes, dieselben auszunutzen.

4. Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten von Hermann Sudermann. Berlin, F. u. O. Lehmann. 1886.

Die „Zwanglosen Geschichten" sind im Feuilleton eines großen berliner Blattes erschienen und haben bei den Lesern desselben Beifall gefunden. Sie sind auch so recht geeignet, auf die große Menge der Gebildeten und Ungebildeten zu wirken, denn was sie bieten, ist eine in den glänzendsten Farben gehaltene Schilderung der Laster und Schwächen der feinen Welt. Das Buch ist eine geistvolle chronique scandaleuse der bürgerlichen Kreise, von einem Manne geschrieben, der sie genau kennt und dem Witz und Satire in reichlicher Weise zur Verfügung stehen. Hermann Sudermann ist ein geborenes feuilletonistisches Talent. Die Gabe, flink und rasch zu produciren, einen guten Einfall in die blendendste Beleuchtung zu rücken, den Leser aufzustacheln, die Leserin zu überraschen, bald durch eine ironische Bemerkung zu verletzen, bald sie wieder durch ein geistreiches Compliment zu versöhnen, ist ihm in hohem Maße eigen. Sein Buch ist ein feuilletonistisches Feuerwerk, das viele Hände beklatschen werden. Aber in dieser Art und Weise des Schaffens liegt für Sudermann eine große Gefahr: so pikant seine Schilderungen auch sein mögen, so berückend sie auch für den ersten Moment wirken — einen nachhaltigen Eindruck machen nur wenige seiner Skizzen, und zwar aus dem Grunde, weil sie mehr oder minder nur die Oberfläche streifen und nie ins Tiefe gehen. Seine Feuilletons sind schimmernde, lockende Irrlichtsflammen über dem Morast der Gesellschaft. Einzeln in einer Zeitung veröffentlicht, werden sie ein Leckerbissen für die Leser sein; zum Buch vereint, zeigen sie bei näherer Prüfung diesen bedenklichen Mangel, der bei Sudermann um so bedauerlicher ist, weil wir in ihm ein sehr schönes Talent schätzen. Noch einen Fehler müssen wir erwähnen: wenn ich mich nicht sehr irre, so sind sämmtliche Skizzen in gleicher Weise angelegt, das macht den Eindruck einer Bibliothek, wo alle Bücher denselben Einband haben, oder den einer Gemäldesammlung, wo alle Stücke gleiches Format und gleichen Rahmen aufweisen. Vielleicht aber liegt gerade in dieser Anlage, welche sich bei den gesammelten Skizzen als Monotonie, als ein Fehler an dem Buche erweist, ein Theil der Wirkung, den die einzelne Skizze erzielt. Gerade eine solche Einleitung, ein solches Präludium versetzt den Leser in die richtige Stimmung, macht es dem Autor möglich, seine Pointen richtig zu gestalten und einen lebhaften subjectiven Reiz auszuüben. „Der verwandelte Fächer", „Sie lächelt", „Des Hausfreunds Sylvesterbeichte", „Der Mustersohn", „Où est l'homme?", „Noli me tangere" sind in ihrer Art ganz vortreffliche Leistungen; am lustigsten wäre das „Römische Bad", wenn es nicht an allzu großer Unwahr-

scheinlichkeit krankte. Wir hoffen, daß Hermann Sudermann nicht beim Feuilleton stehen bleibt, sein Talent concentrirt und sich umfassendern Stoffen zuwendet.

5. Novellenkranz von Karl August Mayer. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Das Buch enthält sechs Novellen von verschiedenem Werth. Die erste: „Die Neuvermählten", ist eine breit ausgesponnene, mit enthusiastischen Reiseschilderungen verbrämte Reporterleistung; das tragische Moment, das Ertrinken der beiden jungen Leute, ist schier flüchtig berührt und viel zu wenig vertieft; das Ganze ist aber lebhaft und gewandt erzählt. An Gestalten reicher ist die „Pfarrerin von Ellenbach", vom Verfasser als Dorfgeschichte bezeichnet. Sie enthält ganz hübsche Stellen, bewegt sich aber mehr oder weniger im Gleise des Conventionellen. Sehr schön ist der „Freiwillige". Ist auch hier die Erfindung keine originelle, so ist doch das Arrangement ein liebenswürdiges; der „Freiwillige" hat einen gewissen poetischen Werth, der in der Innigkeit wurzelt, mit welcher der Poet seine Sache vorträgt, und dieser poetische Werth wird noch geadelt durch die wackere Gesinnung, welche August Mayer auf jeder Seite bekundet. Ganz originell und gelungen durchgeführt ist „Eine Nacht im Walde". Die Idee, den Krieger auftreten zu lassen, welcher Theodor Körner erschoß, ist in der That noch nicht behandelt worden; die Gewissensbisse des biedern Köhlers, sein Schmerz, nicht nur den Liebling der Nation, sondern auch einen echten Deutschen getödtet zu haben, die Sühne der Schuld durch den Tod seines Sohnes schildert Mayer in anschaulicher und fesselnder Weise. Als eine Art Intermezzo ist das Gespräch „Die Bettelpreußen" zu bezeichnen. Gehört es zwar nicht seines Inhalts wegen in eine Novellensammlung, so ist es doch hier und überall herzlich willkommen, denn es versucht, die Kluft, die zwischen den Nord- und Süddeutschen besteht, auszufüllen. Was der Autor vorbringt, ist vernünftig, beherzigenswerth, und wir wünschen aus bestem Herzen, daß „Die Bettelpreußen" eine große Wirkung auf die Leser ausüben mögen. Mayer wurde uns in seinen Novellen, deren Werth von einer zur andern sich steigert, ungemein sympathisch; aber wir waren noch immer im Zweifel, ob wir ihn zu den Dichtern zählen dürfen; denn seine Leistungen trugen bisher zwar das Gepräge einer tüchtigen Idee, aber eine poetische Kraft trat in ihnen nur theilweise hervor. Dieser Zweifel ist durch die letzte Novelle „Unsere Frau" endgültig gelöst worden: Mayer ist ein echtes Dichtertalent, denn nur ein solches kann einen Stoff mit der reizenden Schalkhaftigkeit, der anmuthigen Natürlichkeit behandeln, wie sie in letzter Novelle zu Tage tritt. Die beiden Professoren sind prächtig gezeichnete Figuren. „Unsere Frau" ist entschieden zu den amusantesten und gelungensten Erzeugnissen der bessern belletristischen Literatur zu zählen. Alles in allem: der „Novellenkranz" ist ein tüchtiges Buch, das wir dem Publikum wirklich empfehlen können.

6. Novellen von A. R. Rangabé. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung aus dem Griechischen. Breslau, Schottländer. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.

Lebensvolle Naturschilderungen aus den verschiedensten Theilen der Welt sind eine angenehme Seite dieses Bandes. Der Inhalt desselben ist sehr oft theatralisch zugestutzt und zu grell gehalten, so z. B. „Ein Ausflug nach Poros". „Emaeh" ist eine spannend geschriebene Indianergeschichte; die Heldin ist denn doch etwas zu romantisch dargestellt, als daß man an ihre Existenz glauben könnte. „Die Gefängnisse" sind ein grelles, wüstes, phantastisches Nachtstück, das trotz der geschickten, ja raffinirten Mache einen höchst unerquicklichen Eindruck hervorruft. Eine gewisse Aehnlichkeit mit „Emaeh" hat „Die Reitpeitsche"; in beiden Erzählungen begeht ein Mädchen eine heroische That, um den Geliebten zu retten. „Die Reitpeitsche" ist trotz der schönen Stellen in „Emaeh" der letztgenannten Erzählung vorzuziehen, weil sie klarer und glaubwürdiger ist. Von drastischer Wirkung ist „Der Diamant", eine sehr gelungene Skizze. Weitaus am bedeutendsten sind „Die Weber der Hansa". Auch hier viel grelle Effecte, aber sie werden gemildert durch zahlreiche andere Vorzüge. Diese Novelle hat, wenn auch in ganz anderer Form, dasselbe Problem wie Schefer's „Düveke" und Jensen's „Karin von Schweden". Es ist ein hochinteressantes Stück Culturgeschichte, das der Verfasser an dem Faden einer Liebesepisode eines dänischen Königs entrollt. Gereiften Lesern werden die neuesten „Novellen" Rangabé's eine Freude bereiten; die „Weber der Hansa" allein schon verleihen dem Bande literarischen Werth.

7. Credo. Gesammelte Aufsätze von Fritz Mauthner. Berlin, Heine. 1886. 8. 4 M.

Wie fast alle Autoren, deren erstes Werk durchschlagenden Erfolg hatte, so wird auch Fritz Mauthner leider allzu häufig vom Standpunkte seiner Erstlinge aus beurtheilt; dieselben, parodistische Studien: „Nach berühmten Mustern", erlebten zwanzig Auflagen und trugen den Namen des Autors in die weitesten Kreise: ein solcher Erfolg war für ihn fast ein Danaergeschenk. „Nach berühmten Mustern" sind Eingebungen einer glücklichen, aber flüchtigen Laune gewesen; doch der Eindruck, den sie machten, war maßgebend für das Publikum in seinen Anforderungen an Mauthner und bestimmend für die Kritik, in welche literarische Rubrik sie Mauthner einzureihen habe. So blieb Mauthner der Parodist; in allen seinen spätern Werken forschte man nach dieser einen Seite seines Wesens, und fand man diese nicht, so war das Publikum enttäuscht und die Kritik tadelte Mauthner, weil er nicht mehr die Höhe seiner Erstlinge erreicht habe. Eine solche einseitige Beurtheilung muß sich aber heutzutage jeder Autor gefallen lassen, der mit irgendeiner Arbeit durchgedrungen. Fritz Mauthner hat einige treffliche Romane und Novellen geschrieben; er ist ein tüchtiger Kritiker, wenn er auch oft Urtheile gefällt hat, mit denen wir ab-

solut nicht einverstanden waren — er ist also nicht nur ein routinirter, anerkennenswerther Belletrist, er ist auch ein mindestens ebenso bedeutender Journalist, der zwei bemerkenswerthe Eigenschaften aufzuweisen hat: scharfes Auge, schneidige Feder. Dies beweist so recht der Band gesammelter Feuilletons: „Credo". Auch Mauthner gehört zu jenen Journalisten, welche mit ihren Leistungen die Ansicht, daß es nicht statthaft sei, Buchmacherei durch das Zusammenstellen von Feuilletons zu betreiben, widerlegen können; sein Buch ist ein farbenschillernder Reflex moderner Bestrebungen, ein treues, allerdings nicht immer ebenmäßig geschliffenes Spiegelbild unsers Zeitgeistes. Klingt auch der Titel selbstbewußt genug, so wollen wir diesen majestätischen Titel mit dem Weihrauch der Unfehlbarkeit doch ohne besondern Widerspruch hinnehmen; denn Mauthner verficht in ehrlichem Streben das, was er vorbringt, und ein ehrlicher Streiter auf dem Kampffeld der Literatur verdient Respect. Sehr richtig sind seine Rathschläge in Bezug auf die Anlage von Familienbibliotheken, und wie ein frischer Lufthauch weht es uns an bei seiner Verspottung der Prüderie. Gleiches Lob verdienen alle die Artikel, in denen er literarische Gegenstände behandelt, und mit aufrichtiger Freude bemerkten wir, daß nicht einer jener Aufsätze aufgenommen wurde, welche bei ihrer Veröffentlichung in Tagesblättern unsern Widerspruch erregt haben. „Klopstock und Wagner", „Um Lessing", „Goethe auf Besuch" sind meisterhafte Feuilletons, welche den Spott, den Geistreichthum und die glänzende Feder Mauthner's von der besten Seite zeigen. Ein drastischer, phantastisch angehauchter Humor zeigt sich im „Teufel als Ehemann" und in „Offenbach in der Unterwelt". Prächtige Studien, von bitterster Satire und fröhlichster Laune erfüllt, sind seine „Modelle" („Reisende in Dichtkunst" — wem ist das auf den Leib geschrieben? „Der Nassauer", „Der Damenmann" u. s. w.). Auch eine poetische Skizze findet sich: „Der Zeitungsteufel", eine Anleitung in Knittelversen, wie man Journalist werden kann. Ein hoffnungsvoller, zukünftiger Federheld ruft:

Habe nun ach Philosophie,
Juristerei und Medicin
Und leider auch Theologie
Durchaus nicht studirt mit heißem Bemühn.
In den vier Facultäten, in allen,
Bin ich nacheinander durchgefallen.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
In ähnlichem Fall ward Karl Moor
Revolvermensch und berühmter Räuber.
Ich gehe unter die Zeitungsschreiber.
Dann heiß' ich Autor, heiße Doctor gar
Und ziehe fröhlich manches Jahr
Mit einigen Phrasen quer und krumm
Meine Leser an der Nase herum.
Der Verleger kauft mir den Meyer und Brockhaus,
Da zieh' ich an Stoffen ein ganzes Schock aus.
So bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Die andachtsvoll in die Zeitung gaffen.

Ungemein witzig und treffend ist das, was der Teufel „von einem Redacteur" sagt; wir führen einige Stellen an:

Ein jeder honnette, todte Mann
Ist ein geschenkter Nekrolog,
Wenn's Telegramm nich gerade log.
'Nen Todten gibt es jeden Tag.
Sie sind fertig mit dem Glockenschlag,
Denn Todtenartikel reiten schnelle.
Sind Sie der erste nur zur Stelle,
So zahl' ich gern — was weiß ich? —
Wol zwanzig Mark, selbst dreißig.
Ein Nekrologist, auf den ich kann zählen,
Lauert bei Tänzerinnen und Generälen,
Bei Ministern und Tenören
Und bei den lieben Mitredacteuren,
Die Gott sei Dank
Schon alt und krank,
Wie ein Rabe auf des Verwundeten Tod.
Bereit sein ist alles! Tod gibt Brot!
Sie haben sich vorher präparirt,
Die Lexika brav einstudirt,
Damit uns bei Leibe nichts entgeht,
Was morgen in anderen Blättern steht.
Ein Nekrolog ist Bäckerwaare!
Und haben Sie erst durch dreißig Jahre
Bei jedem Trauerfall den lieben
Freund Meyer emsig abgeschrieben,
Stehn Sie zum Jubiläumslohn
Selbst in dem großen Lexikon!

Auch mehrere novellistische Ansätze finden sich: „Lebensgeschichte eines Oelgemäldes" und „Helle geworden in Berlin" — vielleicht die besten Stücke des Buchs. „Credo" von Fritz Mauthner ist eine anregende, vielseitige Sammlung, welche dem Verfasser viele neue Freunde erwerben und seinen alten Ruf befestigen wird.

8. Stromschnellen. Heitere Novellen von H. Rosenthal-Bonin. Leipzig, Wartig's Verlag. 1886. 8. 4 M.

Es genügt, das neueste Werk eines allbekannten und mit Recht allbeliebten Erzählers blos anzuzeigen, zumal die Kritik gegen dessen liebenswürdige und amusante Erzählungen absolut nichts einzuwenden hat. Auf diesen frischen, direct aus dem Leben geschöpften Novellen liegt ein eigenthümlicher, wohlthuender Farbenzauber. Der Verfasser macht uns mit allerlei interessanten Volksgebräuchen bekannt und benutzt sie in ausnehmend geschickter Weise als Motiv zu einer Handlung. („Auf dem Lido", „Das Maifest zu Gnadix", „Ditta's Zopf"). Originell ist die kleine Skizze „Nur nicht zu grau", während die Märchen „Der Schnupfengeist" und „Das Segelschiff" trotz einiger hübscher Momente nicht ganz auf der Höhe der übrigen Leistungen stehen. „Onkel Gustav", „Los Nr. 78654", „Die Perruquière", „Lizzi's Schwur", „Das möblirte Zimmer" sind wunderuette Dingerchen, in denen bald der Humor, bald die Erfindung, bald die sinnige Charakteristik, bald das Gemüth den Leser fesselt. Das Allerbeste aber sind die „Menageriebilder". Ich

habe mich selten so köstlich amusirt als bei den keck hingeworfenen, mit bewältigendem Humor erfüllten Schilderungen. Die „Stromschnellen" werden und müssen ihren Weg beim Lesepublikum machen, denn sie gehören zum Reizendsten und Amusantesten, was dieses Jahr im Buchhandel erschienen ist. Ernst Wechsler.

Aus unserer classischen Literaturperiode.

Deutsche Nationalliteratur. Historisch kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke, K. Bartsch u. s. w. herausgegeben von Joseph Kürschner. Stuttgart, Spemann. Lieferung 299-344. 1886. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Von diesem rüstig fortschreitenden Unternehmen liegt uns diesmal eine stattliche Reihe von Lieferungen vor, die sämmtlich Werke unserer Classiker, und zwar diese nach dem Princip des Unternehmens in möglichster Vollständigkeit, oder einzelne, möglichst charakteristische Werke der dii minorum gentium enthalten, selbst solcher, die nur für das gewöhnliche Lesebedürfniß schrieben, wie August Lafontaine, oder solcher, die einem verderbten Zeitgeschmack huldigten.

Um von der letztern Klasse zu beginnen, so bringt uns die erste Lieferung den Abschluß des zweiten Bandes einer Sammlung, betitelt „Erzählende Prosa der classischen Periode", herausgegeben von Felix Bobertag; sie enthält folgende Autoren: Johann Heinrich Jung (Stilling), Karoline Pichler, J. H. Pestalozzi, Zschokke, Karoline von Wolzogen, W. F. von Meyern, Graf zu Benzel-Sternau, A. Lafontaine. Es ist unglaublich, was sich die Lesewelt im vorigen Jahrhundert hat bieten lassen, und man muß denn doch gestehen, daß angesichts dieser damaligen Helden und Heldinnen der Feder ebenso wol der Geschmack unserer für das bloße Unterhaltungsbedürfniß schreibenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen ein besserer, wie der unsers gewöhnlichen Lesepublikums, das in der Lektüre nur Zerstreuung sucht, wenigstens ein verwöhnterer geworden ist. Man würde es nicht glauben, wenn es nicht geschichtliche Thatsache wäre, daß ein von Meyern, ein Benzel-Sternau jemals in dem Rufe geistreicher Schriftsteller gestanden und ein zahlreiches Publikum entzückt haben. Es ist daher von weniger Bedeutung, diese Schriftsteller, als an ihnen den damaligen Geschmack des Publikums kennen zu lernen. So oft ich auch angesetzt habe, war es mir niemals möglich, Meyern's „Dya-Na-Sore", von dem uns hier einige Kapitel geboten werden, zu Ende zu lesen. Diese wenige Brocken Erzählung, die in einem Meere von Betrachtungen über Lebensweisheit schwimmen, die aber auch nichts weniger als Lebensweisheit sind, gerade weil alles Mark und alle Lebenskraft fehlt, machen einen geradezu widerwärtigen Eindruck. Jung's Schriftstellerei — von „Stilling's Jugend" abgesehen, die bekanntlich von Goethe zum Druck befördert wurde — streift an Wahnwitz und ist dazu angethan, den crassesten Aberglauben zu befördern. Nichts zeigt so sehr den Mangel alles öffentlichen Lebens, aber auch die Nothwendigkeit desselben, als das Operiren mit geheimen Bündnissen zum Wohle der Menschheit in der Wirklichkeit und in der Literatur: eine Geistesrichtung, der auch Goethe in „Wilhelm Meister" seinen Tribut abgetragen hat. Einer der größten Charlatans, die mit solchen Spielereien operirten, war der Freiherr A. von Knigge, der in dem (auf den zweiten gefolgten) ersten Bande dieser Sammlung, zugleich mit Thümmel, Heinse, Moritz und Engel vertreten ist. Hier übrigens lernt man Knigge nicht von jener verächtlichen Seite kennen, sondern von einer höchst ehrenwerthen, als Humoristen nämlich, durch seine „Reise nach Braunschweig", die auch noch jetzt eine empfehlenswerthe Lektüre ist. Den Humoristen ist, und mit Recht, da man des Humors nie zu viel haben kann, außerdem noch ein besonderer Band gewidmet, der eine Auswahl aus des einst gefeierten Lichtenberg's Schriften, aus Hippel's classischem und mit Recht wieder aufgelegtem Roman „Lebensläufe in aufsteigender Linie", mit vorhergehendem Auszug aus dem ganzen Roman, und die „Travestirte Aeneis" Blumauer's, so weit sie von ihm herrührt, enthält, d. h. die ersten neun Gesänge. Es ist erfreulich, daß dieses Werk des Humors uns ganz geboten wird; so ist es ein hübsches Seitenstück zu Kortum's „Jobsiade", die einer der ersten Bände dieser Sammlung brachte, und zeigt uns den Humoristen auch in der Schwäche seiner Monotonie.

Die übrigen Lieferungen bieten uns Fortsetzungen der Ausgaben Lessing's, Goethe's und Schiller's. Besonders erfreulich ist unter diesen der Schluß der Ausgabe von Goethe's Gedichten (Lief. 301), die wir dem rastlosen Fleiße Düntzer's verdanken. Er durfte sich am Schluß derselben mit Fug rühmen:

> Durch die zum Schlusse gegebenen Berichtigungen und Zusätze, die alles neuerlich bekannt Gewordene, soweit es irgend der Rede werth schien, berücksichtigen, hoffe ich diese Ausgabe zu einer zuverlässigen und vollständigen gemacht zu haben, die zugleich über die einzelnen Gedichte in Bezug auf Entstehung, Beziehung, Würdigung, Sprachliches und Sachliches die nöthigen Fingerzeige bietet, wenn auch keine völlig ausreichende Erklärung beabsichtigt werden konnte, wie sie in meinen „Erläuterungen" versucht worden. Ueber manches wird man freilich verschiedener Ansicht sein können, aber innige Vertrautheit mit des Dichters Leben, Fühlen und Denken und besonnene Betrachtung gewährt eine Sicherheit des Urtheils, wie sie kein oberflächlicher Blick gewinnt, welcher nur zu oft sich über den Dichter und seinen Erklärer die ihm gar nicht zustehende Entscheidung anmaßt. Und so darf ich diese Ausgabe mit Vertrauen denjenigen Lesern empfehlen, die eine auf reifer Kenntniß, lebendiger Anschauung und reiner, von raschem Phantasiren freier Auffassung beruhende liebevolle Vermittelung des Verständnisses

sich wünschen. Möge dieselbe neben der von Löper'schen, von welcher sie so häufig abweicht, ihren Weg gehen, zur Klärung des Urtheils und einsichtigem freudigem Genusse dieser unendlichen Fülle von Schöpfungen des herrlichsten Gemüths und der edelsten Kunstvollendung wesentlich beitragen.

Gerade dieser letzte (dritte) Band, der durch seinen mannichfachen Inhalt, da er meist nur Dichtungen von einigen Zeilen enthält, die äußerste Umsicht in der Zusammenstellung und Erklärung erforderte, ist wieder ein recht ehrenvolles Zeugniß für Düntzer's Sorgfalt, Genauigkeit und Gewandtheit. Aus den während des Drucks hinzugekommenen Nachträgen wollen wir wenigstens ein kleines Gedicht anführen:

Seit einigen Tagen
Machst du mir ein bös Gesicht.
Du denkst wol, ich soll fragen,
Welche Mücke dich sticht.

Freilich sind seit dem Erscheinen dieses Bandes auch schon wieder Nachträge nöthig geworden. So das Stammbuchsgedicht an Frau von Lützow, geborene Loder, als sie zehn Jahre alt war, datirt: Jena, den 13. Mai 1809:

Wie die Blüten heute dringen
Aus den aufgeschlossnen Zweigen,
Wie die Vögel heute singen
Aus durchsichtigen Gesträuchen,
So begleitet reif' und lebe
Und so freundlich nimm und gebe.

(Aus der ersten Nummer der vom Wiener Goethe-Verein herausgegebenen Monatsschrift „Kronik des Wiener Goethe-Vereins".) Ferner wäre hinzuzufügen (vgl. Nr. 33 d. Bl. f. 1885) das Motto auf Luden's „Geschichte der Teutschen":

Höchstes hast du vollbracht, mein Volk, Schmachvolles erduldet,
Stets dir selber nur gleich, hast du das Schönste bewahrt,
Wirst du dereinst dich deiner bewußt. . . .

Der Beweis für Goethe's Autorschaft ist in einem Briefe Dahlmann's an die Brüder Grimm vom 21. Februar 1842 enthalten (Briefwechsel ed. Ippel I, 463 fg.). In den Berichtigungen hat Düntzer auch meine in d. Bl. ausgesprochenen Deutungen mehrfach berichtigt. Zum Theil nehme ich seine Zurechtweisungen mit Dank an, zum Theil lasse ich sie dahingestellt; nur eine derselben scheint mir wichtig genug, auch den Lesern d. Bl. vorgelegt zu werden. Es handelt sich um die herrliche Elegie „Alexis und Dora", die Düntzer mit Ausnahme der zwei letzten Distichen dem Alexis in den Mund legt und daher schon Vers 1 in Gänsefüßchen setzt. Der erste Druck in Schiller's „Musen-Almanach für 1797" hat diese Unterscheidungszeichen leider gar nicht, und wir sind auf unsere eigene Deutung angewiesen. Doch damit die Leser urtheilen können, müssen wir den Anfang hierher setzen:

Ach, unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Flut weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geist wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken; es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach, dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
Füreinander, doch ach, nun aneinander nicht mehr.

Nun sagt Düntzer (III, 2, S. 241): „Zu Vers 1. Wie man das Anführungszeichen hier beanstanden darf, ist mir unbegreiflich. Vers 13 muß doch wegen «mir» Alexis sprechen, und alles Vorhergehende hängt damit so unzertrennlich zusammen, daß man den Anfang der Rede kaum an eine andere Stelle als Vers 1 setzen kann. Die Elegie besteht eben nur aus der Rede des Alexis und der «Abschiedsverbeugung des Dichters»." Ich frage dagegen, wie man den ruhigen Anfang der Elegie dem leidenschaftlich erregten Alexis in den Mund legen kann, wie er besonders Vers 8 von sich selbst sagen kann: „Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast". Ich beginne daher die Rede des Alexis mit Vers 11: „Auch dir ist es verschwunden, das Schiff".

Hoffentlich werden auch die neuen Lieferungen von Lessing und Schiller dem Publikum eine willkommene Gabe sein.

Robert Boxberger.

Johannes Janssen's „Geschichte des deutschen Volks".

Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Fünfter Band: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580 bis zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs im Jahre 1618. — A. u. d. T.: Vorbereitung des Dreißigjährigen Kriegs. Erste bis zwölfte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1886. Gr. 8. 7 M.

Unbestritten und außerordentlich groß ist der äußere Erfolg von Johannes Janssen's „Geschichte des deutschen Volks": in knapp zehn Jahren zwölf Auflagen zu erleben, ist in neuerer Zeit keinem andern Geschichtswerke beschieden gewesen. Das Buch hatte eben das Glück und — die Tendenz, einer lebhaft aufwogenden Zeitströmung zu dienen, indem es die Auffassung der deutschen Geschichte von dem Standpunkte und im Interesse einer mächtigen, gewaltige Massen commandirenden Partei formulirte und damit deren Anhängern ein reiches Arsenal von Waffen für die kirchlich politischen Kämpfe der Gegenwart an die Hand gab. Im Gebiete der historischen Literatur ist und bleibt dieses Buch ein in seiner Art classisches Denkmal des „Culturkampfes".

Bei aller Anerkennung der dieser Arbeit zu Grunde liegenden ausgebreiteten Studien, denen wir die Hervorholung manches vergessenen culturhistorisch lehrreichen und werthvollen Denkmals verdanken, des ungewöhnlichen und in manchen Partien glänzenden Darstellungsvermögens, das den Verfasser auszeichnet, und der sichern Herrschaft über einen unendlich reichen und dabei infolge seiner Buntheit schwer übersehbaren Stoff haben wir doch auch an dieser Stelle gleich bei dem Erscheinen des ersten Bandes unser Urtheil unverhohlen dahin aussprechen müssen, daß man es hier mit einer tendenziösen Geschichtsmacherei zu thun habe, wie sie zum Glück selbst im eifrig katholischen Lager zu den allergrößten Seltenheiten gehört. Von allen Seiten, mit Ausnahme allein der Ultramontanen, welche die Welt alles Ernstes glauben machen möchten, daß die bis dahin planmäßig verhüllte und entstellte Wahrheit über die Entwickelung des deutschen Volks seit der Reformation nur erst entdeckt und an das Licht gebracht sei, ist laut und nachdrücklich Einsprache erhoben worden gegen diese einseitige und berechnete Entstellung unserer Vergangenheit, welche unter dem trügerischen Schein kritischer Quellenforschung und durchaus objectiver Erzählung durch ein Verschweigen hier, ein halbes Licht und verständliches Andeuten da, durch die geschickte Vertheilung von Licht und Schatten oder auch wol durch den Appell an die durch die Kämpfe der Gegenwart erregten Leidenschaften die deutschen Katholiken und ihnen geistesverwandte Protestanten davon zu überzeugen unternimmt, daß alles Elend, alle Entwürdigung, aller innerer Unfriede, alle wirthschaftliche Noth, alle sittliche Verwilderung, an denen Deutschland seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts gekrankt hat, einzig und allein auf die Reformation, eine That gewissenlossen Ehrgeizes und unreiner Leidenschaft, zurückzuführen und daher eben den Männern schuld zu geben seien, in denen wir gewohnt sind die größten Geisteshelden und die verdientesten Förderer deutsch-nationalen Lebens zu erblicken. In einer umfangreichen kritischen und polemischen Literatur, die sich an Janssen's Werk angeschlossen hat, ist das namentlich in Bezug auf die Darstellung Luther's und seiner weltgeschichtlichen Thätigkeit im einzelnen nachgewiesen worden, und die theils hochmüthig absprechenden, theils gewundenen und nicht selten übeln Advocatenkniffen vergleichbaren Repliken Janssen's an seine Kritiker haben die Sache eher schlimmer als besser gemacht.

In dem soeben erschienenen fünften Bande seines Werks behandelt Janssen nun eine der unerquicklichsten Perioden der deutschen Geschichte, jene Zeit trostloser Stagnation, welche bei der natürlich eintretenden Erschöpfung der so lange fieberhaft angespannten Kraft auf den Abschluß der eigentlichen reformatorischen Bewegung folgte, und in deren ungesunden und kleinlichen, vom Gifthauch des widerlichsten confessionellen Haders erfüllten Zuständen jene furchtbare Spannung der tiefinnerlich gärenden Leidenschaften eintrat, die sich dann in den Schrecken des großen Kriegs furchtbar entlud. Die Reformation, deren Schöpfer bereits, zum Verhängniß der evangelischen Sache, in der großen Krisis der Jahre 1524 und 25 sich selbst untreu geworden war, verkümmerte mehr und mehr, das Lutherthum verknöcherte gleichsam, um schließlich in einem seinem Ursprung und Beruf Hohn sprechenden, geisttödtenden, unduldsamen Buchstabenglauben zu erstarren, und stürzte sich in unseliger Verblendung in einen mit wüster Leidenschaft geführten Kampf gegen den freier blickenden und duldsamern Calvinismus, gegen den es ohne Bedenken die Bundgenossenschaft des Katholicismus annahm und dadurch dem letztern, zum eigenen Verderben, den mächtigsten Vorschub leistete. Und auf der andern Seite erhebt sich, in der gleißnerischen Hülle relativer Duldsamkeit und Friedfertigkeit sich brüstend, in der trügerischen Rolle des angeblich Verfolgten und Bedrückten die katholische Reaction und organisirt unter Leitung der Jesuiten den Kampf, dem, wie sie hoffte, die Ketzerei demnächst rettungslos erliegen sollte.

Diese überaus unerquickliche Zeit, in der man vergeblich nach einem groß angelegten Mann, nach einer großen und tiefern Idee aussieht, in der das noch nicht lange in freudigem Aufschwung begriffene nationale deutsche Leben elend verkümmert, wird in dem vorliegenden Bande von Janssen mit einer nur allzu breiten Behaglichkeit geschildert, der man es leicht anmerkt, mit welchem Vergnügen der Autor sich der Folie bedient, welche der geistlose und dabei so heftig geführte Hader der Lutheraner und Calvinisten für die Schilderung der sich neuerlich einigenden und mit neuen Kräften nach Wiedergewinnung des verlorenen Gebiets strebenden katholischen Kirche darbietet. Zum mindesten ist es nicht geschmackvoll und zeugt von wenig ästhetischem Sinn, wenn man aus der erdrückenden Masse der confessionellen Streitliteratur mit unverkennbarer Vorliebe die allerärgsten Stellen, die leidenschaftlichsten Ergüsse, die gemeinsten Schimpfworte, die gehässigsten Spottverse, die niederträchtigsten Verdächtigungen auswählt und viele Seiten hindurch mit Behagen reproducirt. Wir sind der Meinung, daß die unerquickliche confessionelle Verbitterung und Unduldsamkeit sich nicht minder abschreckend und wahrheitsgetreu schildern ließ, ohne daß ein Buch, welches doch einem gebildeten oder zu bildenden Leserkreis in die Hand gegeben werden soll, deshalb mit einer Unzahl unflätigster Schimpfwörter belastet zu werden brauchte. Die Absicht freilich, in der dieser Weg gewählt wurde, ist mit Händen zu greifen. Gilt es doch, dem gläubigen katholischen Volke auch unserer Tage noch von dem Protestantismus und seinen Vorkämpfern ein möglichst ungünstiges und abschreckendes Bild zu entwerfen und glauben zu machen, daß bei ihnen Schimpfreden und Schmähworte die Gründe zu ersetzen pflegen. Nirgends wird dagegen auch nur der Versuch gemacht, dem Ursprunge jener sich in so widerwärtigen Formen gebenden confessionellen Streitigkeiten nachzugehen und die traurigen kirchlichen und sittlichen Nothstände auf-

zudecken, welche denselben zu Grunde liegen. Denn mit den breitesten und sastigsten Excerpten aus der wüsten Streitschriftenliteratur jener Zeit ist dazu auch nicht ein Schritt gethan. Ganz ohne Verständniß steht Janssen natürlich dem Calvinismus gegenüber: wie sollte auch ein so ausgesprochener Parteigänger der päpstlichen Kirche für deren gefährlichsten, begabtesten, kühnsten und auch glücklichsten Gegner nur das bescheidenste Maß historischer Gerechtigkeit aufbringen können? Die Calvinisten sind ihm ganz wie einst ihren leidenschaftlichen katholischen Gegnern, welche darin leider von den durch Fanatismus verblendeten Lutheranern unterstützt wurden, nur die ruhelosen Intriganten, die verwegenen Friedensstörer und gewissenlosen Complotirer, welche unter dem permanenten Deckmantel religiöser Interessen das Reich in eine Revolution stürzen wollen, um sich selbst während derselben an Land und Leuten zu bereichern. Wir waren bisher im allgemeinen der Ansicht, daß es allein der Wachsamkeit, dem Kampfesmuth und dem politischen Scharfblick der Reformirten zu danken gewesen sei, wenn die katholische Reaction, in deren Dienste Jesuiten und lutherische Eiferer um die Wette arbeiteten, nicht noch größere Fortschritte machte und vielleicht ganz ungehindert zum Ziel kam. Die Pfälzer und der Brandenburger Johann Sigismund werden bei Janssen einfach zu kaum wieder erkennbaren Zerrbildern.

Ueber Einzelheiten zu rechten ist hier nicht der Ort. Wir müssen uns damit begnügen, den Standpunkt zu kennzeichnen, den Janssen auch in diesem neuen Bande seines Werks einnimmt und der bei der Natur des behandelten Stoffs hier nicht durch den Firnis einer glänzenden und in manchen Stücken blendenden Darstellung verdeckt werden kann. Wollten wir einzelnen Partien kritisch näher treten, so würde sich auch hier leicht der Nachweis führen lassen, wie es die alte, anderweitig hinreichend gekennzeichnete, nur scheinbar wissenschaftliche und kritische Methode ist, welcher Janssen seine Ergebnisse verdankt. Wir begnügen uns mit einer Probe.

Im Eingang des Bandes nimmt die Darstellung des bekannten Reformationsversuchs des Kurfürsten Gebhard von Köln einen ziemlich breiten Platz ein. Im Anschluß an die zeitgenössischen katholischen Aeußerungen wird Gebhard von Köln dabei dargestellt als ein wüster, sittenloser Gesell, dessen anstößiges Leben schweres Aergerniß gab und der evangelisch zu werden und die Umwandlung seines Erzbisthums in ein weltliches Kurfürstenthum zu erstreben nur durch den verderblichen Einfluß seiner Buhlerin, einer Gräfin von Mansfeld, bestimmt worden sei, dem also das Evangelium nur der Deckmantel sein sollte zur Befriedigung niedriger Lüste und gemeiner Habgier. Das wird derart berichtet, als ob es so völlig erwiesen sei, daß niemand daran zweifeln und den Versuch zu einer mildern Beurtheilung Gebhard's machen könnte. Wir stellen dem einfach das Urtheil gegenüber, welches ebenfalls ein katholischer Geschichtschreiber, der sonst von Janssen so viel benutzte Historiograph des „Kölnischen Kriegs", Max Lossen, über Gebhard Truchseß von Waldburg und seinen Reformationsversuch gefällt hat in einem Artikel in der „Allgemeinen deutschen Biographie", Bd. 8, S. 457 fg., den er mit der Bemerkung einleitet, Gebhard habe seinen ersten und bisher für alle Nachfolger maßgebenden Biographen im Lager seines siegreichen Gegners gefunden. Dieser bemerkt (a. a. O., S. 469), Gebhard sei manchmal allzu hart beurtheilt worden. „Seine Hauptfehler — Neigung zum Trunk, zur Verschwendung und zu Ausschweifungen — waren fast allgemeine Fehler seiner Zeit- und Standesgenossen, während er an vielseitigen Kenntnissen über den meisten derselben stand u. s. w.". Entscheidend aber scheint vornehmlich das Folgende: „Dagegen ist es unbillig", sagt M. Lossen, „entweder seine anfänglich katholische Haltung oder seinen Religionswechsel als Heuchelei zu bezeichnen. In römisch-katholischen Anschauungen aufgewachsen, vertrat er sie auch nach außen, ohne sie jedoch zur Richtschnur seines ganzen Denkens und Handelns zu machen. Als dann die Folgen seiner Neigung zu Agnes von Mansfeld ihn in das Rom feindliche Lager getrieben hatte, als alle seine persönlichen Interessen mit denen des Protestantismus zusammenfielen, wurde er naturgemäß ein eifrigerer Vertreter desselben als zuvor eines blos gewohnheitsmäßigen Katholicismus. Der Gegensatz zwischen Rom und Wittenberg und Genf war ja kein blos dogmatischer. Politische Gegner Roms und des mit ihm verbündeten Spanien gab es in Menge, denen die dogmatischen Streitfragen gleichgültig oder unverständlich waren. Zu diesen Leuten hat wol auch Gebhard gehört." Hans Prutz.

Ein neues Liederbuch.

Die Leiter. Ein Liederbuch von Hermann Buchholtz. Köthen, Schettler. 1886. 8.

Liedersammlungen sind bekanntlich heutzutage keine seltene Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur; man lese nur in den Briefkasten der größern Zeitschriften, und man wird staunen, wie viele Jünglinge und Jungfrauen Gedichte „machen", von dem Wunsch beseelt, ihre Erzeugnisse durch Druckerschwärze zu verewigen; freilich müssen sie den Spott der betreffenden Redactionen über sich ergehen lassen, da das Unfertige, jugendlich Hastige doch zu deutlich hervortritt — aber es wird unverfroren weiter gedichtet. Anders liegt die Sache, wenn ein Mann, der schon die Vierziger hinter sich hat und auf ein erfahrungsreiches Leben zurückschaut, sich entschließt, die Schöpfungen weihevoller Stunden dem Publikum zu übergeben und dasselbe an seinen Empfindungen theilnehmen zu lassen.

Dies ist der Fall mit Hermann Buchholtz, und wir freuen uns, dem trefflichen Kenner der alten und modernen Literaturen, dessen „Italienische Grammatik" und „Priscae latinitatis originum libri tres" ihm eine angesehene Stelle in der Republik der Gelehrten sichern, auch auf dem Gebiete der schönen Literatur zu begegnen. Freilich verleugnet er auch in seinem „Liederbuch" nicht den Gelehrten, und darum wird auch vor allem der humanistisch gebildete Leser an diesen Schöpfungen Gefallen finden; denn abgesehen davon, daß die überwiegend größere Zahl der Gedichte des Reims entbehrt und sich oft nicht an die Regeln eines strengen Rhythmus bindet, daß sich häufig antike Versmaße oder die verschlungenen Reime der Trobadors angewendet finden, lassen sich auch viele dem Leser lyrischer Alltagswaare wol noch befremdlicher scheinende Ausdrücke und Wendungen nachweisen, die der Dichter offenbar den Alten verdankt und deren er sich bedient, unsers Erachtens ohne der deutschen Sprache allzu sehr Gewalt anzuthun. Daher ist die Lektüre der Gedichte auch nicht immer leicht, sie setzt im Gegentheil einen denkenden Leser voraus, der des Dichters Wort beherzigt:

Ist gerechte Versbetonung einen Augenblick gestört
Durch der Rede Gewalt, fühlt jegliche Brust sich erhoben,
Ahnet: eigener Gedanke findet eignen Weg hinaus,
Ohne daß ihn erdrückt alltägliche, richtige Leier. *)

Die Sammlung besteht aus drei Theilen: „Vorspiele", „Lieder", „Völkertag". In den „Vorspielen" haben wir kürzere, wol aus einer frühern Periode stammende Gedichte vor uns, deren Grundzug fröhlicher Lebensgenuß und neckischer Uebermuth ist; oft sind sie, nach Lessing'scher Manier, epigrammatisch zugespitzt. Einige Proben:

Lebenssatt.

Endlich gestorben, kühl gebettet?
Erworben heiß' ich's und gerettet.

Die Mäßigen.

Ich wende nichts dawider ein:
Das Wasser einzig ist Getränk,
Nur Halbgetränk der edle Wein.
Ihn trinket eben drum, bedenk',
Der echte Mäßigkeitsverein.

Zweifach erklärbar.

Kleine Gesellschaft, selige Stunden,
Dacht' ich, und nur ihr vereint
Fand ich herrlich es bewährt.

Kleine Gesellschaft, selige Stunden,
Auch noch anders einst bewährt
Hatte nicht ich mir's gedacht.

In den „Liedern" tritt uns die Persönlichkeit des Dichters gereifter entgegen; nicht etwa, daß mit den Jahren Pessimismus, wie es nicht selten zu geschehen pflegt, sich bei ihm entwickelt hätte, nein, der fröhliche Lebensmuth der frühern Periode ist ihm geblieben, aber geläutert durch die Ansprüche, die das Leben an den Mann stellt. Eine große Rolle spielt hierbei die Liebe, Liebessehnsucht und Liebeswerben, Liebeständelei, verlorene Liebe; und zwar variirt der Dichter dies Thema mannichfaltig, indem er bald eigene Empfindungen wiedergibt, bald sie andern (Fischern, Spinnerinnen, Goldschmieden) in den Mund legt.

Auch das Lob des Weines singt er in heitern Weisen:

Gegoren hat mir lange mein
Tiefstes Gemüth:
Nun mache, du Wein, aufkläre fein
Mein Herzgeblüt;
Er will die Seele klären,
Drum bleibt er uns in Ehren,
Der hochgeborene Wein,
Der wohlgegorene Wein,
Der weiße Wein, der weiße Wein,
Vom Rhein der helle Wein.

Doch auch ernste Momente des Lebens finden ihren Ausdruck, so z. B. wenn der Dichter das Los eines vor Metz gefallenen Freundes betrauert, oder dem Schmerze des Mannes Worte leiht, dem der Tod das Liebste geraubt hat.

Ein ebenso offenes Auge wie für die Vorgänge des Herzens und für die Freuden und Leiden des menschlichen Lebens hat der Dichter auch für die Natur, und manches Bild ist ihm recht gut gelungen, z. B.:

Gebirgregen.

Sieh, da regnet's!
Wie die nasse
Wand heranrückt!

Schnell hinunter,
Hell wo alles
Land noch immer!

Jedoch hurtiger ist's Wetter
Als sprungfreudige Retter!

Fließt dahinten,
Gießt davornen;
Auch dadrunten,

Klar wo alles
War noch eben: —
Schlauch gerissen!

(Der Reim in den Anfangsworten ist wohl zu beachten.)

Den Beschluß der „Lieder" bildet eine Reihe von Balladen, denen wir eine größere Beweglichkeit gewünscht hätten. Hieran reiht sich endlich die letzte Abtheilung: „Völkertag", eine recht hübsche Fortsetzung von Herder's „Stimmen der Völker"; in meist recht gelungenen Uebersetzungen werden uns Proben aus der Poesie civilisirter und nicht civilisirter Völker vorgeführt und uns ein Einblick in ihre Denkweise gewährt. Freunde behaglicher, sinnreicher Dichtungen seien hiermit auf das Liederbuch aufmerksam gemacht.

Adolf Kreßner.

*) Das sind doch unmögliche Verse: diese Vereinigung des trochäischen Tetrameters und des Hexameters erscheint ganz unzulässig. D. Red.

Vermischte Schriften.

1. Die alten Kyprier in Kunst und Cultur. Studien von A. E. J. Holwerda. Mit mehrern lithographirten Abbildungen und einer Lichtdrucktafel. Leiden, Brill. 1885. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Für den Cultur- und Alterthumsforscher ist diese Arbeit im höchsten Grade bedeutungsvoll, und ebenso für den Künstler. Dieselbe behandelt die antiken Heiligthümer bei Ahienu und Dali, die Erscheinungen der kyprischen Kunst, die Bronzeschale von Idalion, die alten Gebräuche im Cultus bei den Kypriern, die Weihung des eigenen Bildes, die Kyprogeneia u. s. w. Der Verfasser sagt:

Es hat Cypern das griechische Culturgebiet, wozu es gehörte, sehr mächtig beeinflußt. Dies zeigt besonders die unbedingte Herrschaft, wozu die kyprische Aphrodite in allen griechischen Ländern und Städten gelangt ist. Eben aber diese semitisirte griechische Göttin verbürgt uns, daß der semitische Orient schon in sehr alter Zeit tief eingreifende Wirkungen auf das griechische Culturleben ausgeübt. Besonders in Cultussachen stand man fremden Einflüssen vielleicht am meisten offen. ... Die hohe Entwickelung der hellenischen Gymnastik ist Cypern wol fremd geblieben. ... Es erhielt Cypern seine monumentale Kunst ebenso gut, ja schon früher als das eigentliche Griechenland; niemals aber zeigte weder diese noch die Kunstindustrie der Vasen im entferntesten von echt hellenischem Geiste sich durchdrungen. Ebenso blieb Cypern nahezu unberührt von der so bedeutungsvollen republikanischen Bewegung, die das übrige Griechenland so mächtig ergriff.

Die Arbeit ist sehr anziehend, bringt sehr viel Neues und zeugt für das eifrigste und mühevollste Studium der Quellen seitens des Autors.

2. Bekenntnisse eines Opiumessers. Von Th. de Quincey. Deutsch von L. Ottmann. Stuttgart, Lutz. 1886. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Buch schildert im Grunde genommen die Leiden, welche aus dem habituellen Genuß des Opiums entspringen, und den Kampf gegen diese verderbliche Gewohnheit. Es ist vortrefflich geschrieben, verdient, allgemein gelesen zu werden, und enthält Goldkörner der Lebenskunde, die für sich allein schon genügten, jeden Gebildeten zu fesseln. Ein Beispiel:

Denn ein Weiser darf nicht mit den Augen des armseligen beschränkten Geschöpfes sehen, welches sich Weltmann nennt und von engherzigen, selbstsüchtigen Vorurtheilen der Geburt und Erziehung erfüllt ist, sondern er muß sich als ein Wesen allgemeiner Art betrachten, das in gleicher Beziehung zu Hoch und Nieder, zu Gebildeten und Ungebildeten, zu Schuldigen und Unschuldigen steht.

Die Freuden des Opiumsessens sind nur gering anzuschlagen, die Leiden aber unermeßlich. Was wir von den letztern vernehmen, erfüllt uns mit Schauer.

3. Die Haut und das Haar. Ihre Pflege und ihre kosmetischen Erkrankungen. Von F. E. Clasen. Stuttgart, Gundert. 1886. 8. 4 M.

In der That, wer die Lehren dieses ausgezeichneten Buchs beherzigt, wird nicht blos gesunde Haut und ebensolches Haar sein eigen nennen, sondern auch nicht wenig dazu beitragen, sein Gemüth in guter Stimmung zu erhalten. Clasen beseitigt zahllose Vorurtheile aus der Vergangenheit und Gegenwart und predigt die Grundsätze echter Gesundheitspflege; sein Buch verdient den Namen einer wahrhaft hygieinischen Kosmetik im weitern Sinne; es hat einen reichen Inhalt und ist ungemein faßlich geschrieben. Interessant ist auch, was Clasen über das Grauwerden der Haare sagt. Nun wahrlich, der Anlässe zum Grauwerden des Haares gibt es viele und schwere; z. B. es wird ein normaler Mensch in das Irrenhaus gesperrt und dort eine halbe Ewigkeit lang mishandelt!

4. Aus dem Irrenhause. Von W. von Besser. Berlin, R. Pohl. 1884. Gr. 8. 60 Pf.

Bei aufmerksamem Lesen dieser Schrift kommt man zu der Erkenntniß, daß Privatirrenanstalten gefährlich seien und verboten werden müßten. Es sollte nur Staatsirrenhäuser und zwar in Verbindung mit den Universitäten geben. Ich empfehle jedermann die Arbeit angelegentlich; es ist daraus viel zu lernen und auch für Staatsmänner viel Nutzen zu ziehen.

In gleichem Maße möchte ich die Aufmerksamkeit auf folgende Schrift lenken:

5. Moderne Hetzjagd auf Menschen. Von F. Draak. Berlin. 1885. 8.

Dieselbe enthüllt Grauenhaftes, welches zwischen 1881 und 1885 in Hamburg, Altona und Berlin spielt und einen Fall behandelt, in welchem man einen geistig völlig gesunden Menschen aus Rache und Habgier in das Irrenhaus zu sperren versuchte, und einen andern, wo man einen Arzt für wahnsinnig erklärte und entmündigte, weil derselbe von seiner ihm antipathischen Frau sich wollte scheiden lassen.

Und noch viel Schlimmeres lesen wir in der Broschüre:

6. Pall-Mall-Babylonier im Deutschen Reiche. Oeffentliche Geheimnisse von ***. Zweite Auflage. Leipzig, Werther. 1885. 8. 1 M.

Aus unsern zum Theil naturwidrigen gesellschaftlichen Zuständen entsprang jene Schmach und Schande, jenes grenzenlose Elend, welches der Autor schildert und nach dessen Abhülfe er strebt. Ich wünsche der Schrift größte Verbreitung und aufmerksamste Lesung bei allen Menschenfreunden.

Mögen letztere auch der nachfolgenden Broschüre Beachtung schenken:

7. Die Verirrungen des menschlichen Geistes, als Zeitkrankheiten auftretend. Von Johannes Seiffert. Leipzig, Mutze. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Autor beschäftigt sich mit Darlegung von allen

möglichen Verhältnissen, die bei normalem gesellschaftlichen Leben ganz unmöglich wären, und widmet seinem Gegenstande Fleiß und Sorgfalt. Wer die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, versteht, liest aus dem Buche, daß Armuth das größte Unglück ist, und daß es kaum Laster geben könnte, wenn Elend unbekannt wäre; es fehlt in solchem Falle das Angebot. Und wo kein Angebot ist, hört auch die Nachfrage auf.

8. Temperament und Erziehung. Eine psychologisch-pädagogische Betrachtung. Vortrag, gehalten von Hermann Dittmer. Zweite Auflage. Emden, Schwalbe. 1885. 8. 1 M.

Es kommen in diesen Blättern viele ungemein wahre und richtige Aussprüche vor. Darum möge niemand dieselben ungelesen lassen und die Broschüre in Ehren halten. Wer ein glückliches Temperament und eine gute Erziehung hat, ist damit sowol geistig frischer wie körperlich widerstandskräftiger und vor epidemischen Krankheiten sicherer.

9. Die Pockenkrankheit heilbar! Ueber miasmatische Ansteckung mit specieller Beziehung auf die Entstehung und das Wesen der Pockenkrankheit, nebst Angabe eines specifischen Heilverfahrens gegen die Pocken, nach den neuesten naturwissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitet von W. Hübner. Zweite Auflage. Leipzig, Hucke. 1884. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine sehr beachtenswerthe Broschüre, welche wohl beherzigt werden möge! Bewährt sich das vom Autor vorgeschlagene Heilmittel, so zähle man denselben zu den Wohlthätern der Menschheit.

Philosophische Literatur.

Einer derjenigen Männer, der unermüdlich thätig ist, die Regeneration der Philosophie, wie sie unsere Tage erlebt, in die Fachwissenschaften belebend hineinzutragen, ist der Altmeister der Ethnologie in Deutschland, A. Bastian. Kein Jahr vergeht, ohne daß nicht eine oder mehrere Schriften von diesem Streben ein redendes Zeugniß ablegten, und inwiefern seine praktische Arbeit nutzbringend ist, davon wird spätern Geschlechtern noch die bevorstehende Eröffnung des Prachtbaues in Berlin, des Museums für Völkerkunde, erzählen können. In dem uns vorliegenden Buche behandelt er das Verhältniß der Ethnologie zur Geographie.

1. Zur Lehre von den geographischen Provinzen. Von Adolf Bastian. Berlin, Mittler u. Sohn. 1886. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Natürlich bildet den Ausgangspunkt der Betrachtung die naturwissenschaftliche und allmählich auch psychologisch recipirte Auffassung des Menschen als Zoon politikon; aber es handelt sich für den weitern Ausbau um die topographisch erfolgende Differentiirung unsers Geschlechts auf dem Planeten. Während die allgemeine Ethnologie die überall wiederkehrenden, übereinstimmenden Züge der menschlichen Gesittung in Religion, Recht und Sitte, namentlich in ihren primitiven Gestaltungen, synthetisch zusammenfaßt und in einem universalen Gemälde des „Völkergedankens" (nach Bastian'schem Ausdruck) veranschaulicht, fällt umgekehrt jener Specialforschung die Aufgabe zu, die specifische Form der Manifestirung in den einzelnen Typen der Rassen geographisch (und in gewissem Sinne auch historisch) zu verfolgen:

In allen Naturgegenständen (oder Gegenständen überhaupt), die zum Studium gestellt sind, räthselt das Denken an sich selbst herum, an den Problemen eigener Existenz im Dasein. In mehr oder weniger bewußtem oder unbewußtem Gefühl einer solchen, menschliche Bestimmung ausfüllenden Aufgabe lockt leicht die Verführung, im Sturmesangriff zu nehmen, was nur nach langsam umständlich beschwerlicher Arbeit methodischen Forschens am Endziel desselben mit der Siegespalme lohnen kann und lohnen wird. So wird die Ursprungsfrage vorangestellt und dadurch in alle Systeme der Speculation ihr πρῶτον ψεῦδος eingeführt, da unendliche Reihen zu äffen haben. . . . Ein richtiger Ausgangspunkt würde sich deshalb, bald mehr, bald weniger brauchbar, in den geographischen Provinzen bieten für vergleichende Uebersicht zunächst und Ausverfolgung genetischer Entwickelung im Werden (unter comparativ-genetischer Methode der Induction).

Mit Recht protestirt Bastian gegen jedes phantastische Spiel mit den Geheimnissen des Ursprungs und der Entstehung, sei es auf biologischem oder specifisch psychologischem Gebiete; denn hier muß immer, wie die Erfahrung zeigt, für den Mangel an ausreichenden Beweisdocumenten die Construction einer mythologisch gehaltenen Kosmogonie eintreten. Statt diesen anmuthigen Träumereien nachzuhängen, sollte die exacte Forschung sich mit dem gleichfalls sehr interessanten, aber kritisch lösbaren Problem beschäftigen, die verschiedenen Variationen des menschlichen Typus (sowol physisch als auch namentlich psychisch), soweit es möglich ist, in seinem gesetzmäßigen Zusammenhang mit den allgemeinen Existenzbedingungen und andererseits den specifischen klimatischen Bezügen näher zu verfolgen. Welcher revolutionären Verwandlung unsere Weltanschauung dadurch entgegengeht, das zeichnet der Verfasser in folgenden charakteristischen Zügen:

Wohl klingt es im Herzen mit sehnsuchtsvollem Wunsch, die Räthsel des Daseins zu lösen in der Spanne irdischen Daseins bereits und der Mitwelt die Mittel zu gewähren, sich des Durchblicks ihrer Probleme zu freuen. Aber aus den Lehren historischer Erfahrungen würde, auf thatsächliche Beispiele gestützt, der Satz zu entnehmen sein, daß die im Rollen des Geschichtslaufes weitergeführten Perioden sich umgestaltenden Reformen nicht zu entziehen vermögen, wenn beim Eintreten kritischer Wendepunkte im Leben der Menschheit eine neue Offenbarung erheischt wird. Und mächtiger ist nie eine Revolution auf unserm Planeten hervorgebrochen als die, welche ihn aus centraler Ruhe

in excentrische Bewegung verwies, diejenige, welche im Entwicklungsalter zugleich den Erdball zur Abrundung brachte, als diejenige also, in welcher das Heute steht, wo beim Vordringen von der Physiologie zur Psychologie die Ethnologie jetzt als Postulat gestellt ist. Seit wenigen Decennien erst ist die Vollflut hereingestürzt in plötzlichem unaufhaltsamen und unvermittelten Durchbruch der Dämme, überall mit fieberisch accumulativer Steigerung des internationalen Verkehrs. Momentan fluten wir dahin auf chaotischem wüsten Meer, wo wild und wirr aus allen Zeiten und Völkern die Gedankenschöpfungen durcheinander treiben, hingeschwemmt aus fremden, oft gänzlich unbekannten Küsten sämmtlicher Continente ringsum.

2. Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens von W. Wundt. Stuttgart, Enke. 1886. Lex.-8. 14 M.

Ganz besonders die Ethik ist unter dem mächtigen Einfluß der Naturwissenschaft und, um genauer zu sprechen, der Descendenzlehre nach jahrelanger Ruhe in unsern Tagen eifrig cultivirt worden; namentlich der Utilitarismus und die Socialethik haben es versucht, naturwissenschaftliche Principien in dies Gebiet einzuführen, freilich nicht immer mit entsprechendem Erfolge. Wundt, der mit diesem Werke seine frühern erkenntnißtheoretischen Untersuchungen abschließt, steht selbstverständlich auf dem exacten Standpunkte der Induction; aber er ist nicht so wie die sogenannten Positivisten in den Thatsachencultus verrannt, daß er nicht auch der Speculation ihren gebührenden Antheil bereitwillig einräumt. Denn diese muß doch überall da eintreten, wo es sich um die für die Erklärung des innern Zusammenhangs der Dinge unentbehrlichen, aber eben nicht in der Erfahrung als solcher liegenden Principien formaler Art handelt:

Ihre Auffindung ist vielmehr Aufgabe der Speculation, die übrigens nur dann einen bleibenden Erfolg ihrer Bemühungen erwarten darf, wenn sie sich den vollen Erwerb der kritisch geprüften wissenschaftlichen Erfahrung gesichert hat. In diesem Sinne tritt die speculative Methode neben der empirischen in ihre Rechte ein. Nicht daß sie, sondern wie sie angewendet wurde, bildet den begründeten Einwand gegen die herrschenden Richtungen der speculativen Ethik. Die Ethik ist weder eine rein speculative noch eine rein empirische Disciplin, sondern sie ist wie jede allgemeine Wissenschaft empirisch und speculativ zugleich.

Für die detaillirte, man könnte sagen genetische Ableitung des Sittlichen hat unser Autor den Weg der sprachlichen, anthropologischen und mythologischen Zergliederung eingeschagen, um so den verschiedenen charakteristischen Wandelungen dieses höchst vieldeutigen Begriffs auf die Spur zu kommen. Jedenfalls ein ungleich sichereres Verfahren, wenn auch mühseligeres, als die noch vielfach beliebte dialektisch-metaphysische Begriffsconstruction. Eine ebenso inductive Studie liefert die weitere geschichtliche Analyse des wissenschaftlichen Systems und ihrer ethischen Werthurtheile; denn in ihnen prägt sich doch mehr oder minder genau die bezeichnende Signatur des Volksgeistes aus.

Erst nach dieser, wie von selbst einleuchtet, höchst umfangreichen Vorarbeit beginnt die Behandlung der Principien der Sittlichkeit, der wesentlichsten Factoren unsers sittlichen Ideals, die sich dann im letzten Abschnitt in einer Betrachtung der einzelnen Lebensgebiete abrundet, welche, wie Familie, Staat u. s. w., gleichsam die reale Anwendung der verschiedenen ethischen Momente repräsentiren. Trotzdem Wundt seiner ganzen Richtung nach zu der Schule des psychologischen Empirismus gehört, so ist er doch, wie schon oben angedeutet, keineswegs für die fruchtbaren Ideen früherer Denker blind, ja er bekennt geradezu, daß der in unsern Tagen so mächtige Entwickelungsgedanke im wesentlichen auf die Naturphilosophie Schelling's zurückzuführen sei. (Daß die inductive Begründung eine fundamental abweichende ist, versteht sich von selbst.) Deshalb schließt er seine Vorrede mit folgenden beherzigenswerthen Worten:

Auch bei der Beurtheilung philosophischer Lehren sollte man den bleibenden Inhalt von der vergänglichen Form zu scheiden wissen. Systeme, die dereinst eine tiefgehende Wirkung auf die Geister geübt, die aber, in einer bewegten Zeit des Ueberganges entsprungen, nun der Geschichte angehören, werden weder als bloße Hirngespinste zu verurtheilen noch als unvergängliche Wahrheiten zu verehren sein. Hat jene Zeit in vielem geirrt, so besitzt sie doch der heutigen Wissenschaft gegenüber die Bedeutung einer vorbereitenden Ideenentwickelung. Das unbrauchbare Gerüst ist hinfällig geworden; aber die lebensfähigen Ideen haben — mag man auch sich des Zusammenhangs nicht mehr bewußt sein — überall in den Einzelwissenschaften Wurzel geschlagen.

Biographisches.

1. Das Buch vom Alten Fritz. Leben und Thaten des großen Preußenkönigs Friedrich II., genannt der Einzige. Von Franz Otto. Vierte durchgesehene Anflage. Auszug aus dem größern Werke. Mit 67 Textabbildungen und Titelbild. Leipzig, Spamer. 1886. 8. 1 M.
2. Napoleon I. Eine Biographie von August Fournier. Erster Band: Von Napoleon's Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich. (Das Wissen der Gegenwart. 50. Band.) Prag, Tempsky. 1886. 8. 1 M.
3. Zu Leopold von Ranke's Heimgang. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 1 M.

In gemüthlich erzählender Weise gibt Franz Otto (Nr. 1) bei Anlaß des hundertsten Todesjahres von Preußens größtem Monarchen ein anspruchsloses Lebensbild desselben sowie eine Geschichte der aus kleinen Anfängen sich entwickelnden Bedeutung des preußischen Staats, der im Gegensatze zu der vielgestaltigen österreichischen Monarchie ein deutscher und nationaler war; in richtiger Würdigung behandelt er Friedrich II. als den unermüdlichen Arbeiter an Preußens Größe, als einen Fürsten, der die Krone adelte. Die beigegebenen Holzschnitte sind meist werthlos. Amusant

wird die Lektüre durch viele geschickt eingestreute Anekdoten, wie sie zu einem Volksbuche gehören.

Wie oft ist auch schon Napoleon's Leben geschildert worden! Sein neuester Biograph August Fournier (Nr. 2) schließt sich im ganzen Lanfrey's Richtung an und steht somit auf dem Standpunkte, der heutzutage der übliche geworden ist und durch jede neue Publication bestätigt wird; es ist sowol der meinige wie der Böhtlingk's, Jung's u. s. w., wonach bei aller Größe seiner Thaten der Corsenkaiser kein großer Charakter war. Viel neues ist nicht geboten und z. B. Josephine wol zu abfällig beurtheilt. Mit Gewandtheit ist das unleugbare Verdienst Napoleon's um Gesetzgebung und Finanzwesen dargelegt, hingegen zu wenig die einförmige Oede auf geistigem Gebiete, der Mangel alles geistigen Lebens unter seiner Regierung betont. Sehr gut ist das beigegebene Bild des Ersten Consuls von David. Der vorliegende Band reicht bis zur Anbahnung des ersten Kaisereichs.

Zu Leopold von Ranke's Gedächtniß stellte sein Sohn Otto (Nr. 3) seine letzten Lebenstage, die Trauerreden und einige Kundgebungen der Theilnahme von hervorragender Seite zusammen. Ergreifend lesen sich die herzwarmen Berichte über die letzte Zeit des rastlosen Forschers, den man den alten Fritz unter den Historikern nennen dürfte, und es überkommt einem Wehmuth, daß ein Mann von solchem Geist, solchem deutschen Herzen dahingeschieden ist; doch er lebt fort in seinen unvergänglichen Werken.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlage von Oswald Mutze in Leipzig hat Lucian Pusch eine Broschüre erscheinen lassen unter dem Titel „Spiritualistische Philosophie ist erweiterter Realismus". Referent steht derartigen Erscheinungen mistrauisch gegenüber, weil er aus Erfahrung weiß, welche Massen von dilettantischem Urbrei in solchen philosophischen Versuchen abgelagert werden. Die genannte Schrift hingegen gehört zu denjenigen, deren originellen speculativen Werth man anerkennen muß, auch wenn man den Standpunkt des Verfassers nicht theilt. Aus dem Zusammenhange gerissene Proben geben gerade bei philosophischen Schriften nur ein ungenügendes Bild von deren Werth; doch wollen wir trotzdem einige bemerkenswerthe Hauptsätze hier anführen: „Der Materialismus hat es nur mit einem Theil der Materie zu thun, der Spiritualismus mit dem gesammten Stoffe. Der Spiritualismus ist eine Verbindung des Monotheismus mit dem Pantheismus. Unser Ich wäre undenkbar, wenn es nicht ein «Ich» im Centrum der Natur gäbe. Es geht hervor unser Geist aus Gottes Geist, unsere Seele aus seiner Weltseele, unser Körper aus seinem Körper (d. h. der Natur). Gott ist ein Geist, welcher eine die Natur durchdringende Weltseele besitzt; seine fortwährende Thätigkeit besteht darin, Ebenbilder zu schaffen. Im Hellsehen erschaut der Mensch eine höhere Geisterwelt, während Hallucination und Phantasie nur aus uns selbst heraustretende Seelenthätigkeiten sind."

— Eine köstliche Satire hat Otto von Leixner bei Brachvogel u. Boas in Berlin veröffentlicht: „Anleitung in 60 Minuten Kunstkenner zu werden". Der vorzugsweise auf literargeschichtlichem Gebiet thätige Verfasser beweist, daß er auch von der Beurtheilung von Bildern etwas versteht. Er geißelt die Urtheilslosigkeit des großen Publikums und die Unverfrorenheit der sogenannten Kenner in sehr treffender Weise. Nach Otto von Leixner beruht diese famose Kennerschaft nur in der Kenntniß bestimmter fertiger Urtheile und einzelner Worte, aus welchen sich Urtheile zusammensetzen lassen. Um nun solche Urtheile fabriciren zu können, benutzt „der Kunstkenner par excellence" am besten das Leixner'sche „Lexikon", zu dessen Charakteristik wir einige Stichwörter anführen. Antike. Nach den Ausgrabungen von Olympia und Pergamon erscheint es gerathener, die Mode mitzumachen und mit höchster Begeisterung über die Antike zu sprechen; je kleiner irgendein Bruchstück, desto größer muß die Begeisterung sein. Asphalt. Eine dunkelbraune Farbe ꝛc. Es ist rathsam, einige Farbenbezeichnungen auswendig zu lernen, wie „Kremserweiß", „Krapplack"; besonders mit „Berliner Blau" muß der Kenner vertraut sein. (NB. Es gibt wirklich im Handel eine Farbe unter dem Namen „Berliner Blau".) Mäcenas. Eine beneidenswerthe Menschenklasse. Hauptkennzeichen: Von 11 bis 12 Uhr auf der Börse. Confession: Eine Million Thaler. Bildung: Classische Küche.

— J. Lippmann hat sich ein Verdienst erworben durch Herausgabe einer Broschüre (Hagen i. W., Risel u. Comp.), worin er die jüngste Berühmtheit der „Deutschen Illustrirten Zeitung", Fräulein Nataly von Eschstruth, als Verfasserin der „Gänseliesel", Spießruthen laufen läßt. Wenn doch recht viele solche weibliche und männliche Helden von der Feder, welche an Tintensettleibigkeit leiden, von Lippmann in eine solche Schweninger-Cur genommen würden. In welchem Tone Fräulein Nataly und ihr Kritiker schreiben, mag dem Leser eine einzige Stelle beweisen: „Wie das Vöglein, das aus dem kleinen engen Ei geschlüpft ist, wonnevoll die Flügel dehnt und voll süßen Entzückens zum ersten male freie, freie lachende Gotteswelt erblickt, so schaute auch Josephine auf die zerbrochene Eierschale von Groß-Stauffen zurück. Ihre Seele jauchzte den stummen Psalter tiefempfundener Wonnen — wie ein Zauberschleier senkte es sich über Herz und Auge, zog fester und leuchtender seine rosenrothen Fäden und wallte wie ein magisches Blenden um eine weiße Männerhand, die den Purpurkelch einer Rose emporhielt." Karlchen Mießnick laß dich begraben, Nataly ist dir über. (Lippmann.)

— Wir haben wieder aus Sammlungen von Vorträgen einige Nummern hier anzumerken und begnügen uns, im allgemeinen auf den hinlänglich bekannten Werth dieser Sammlungen hinzuweisen. So enthalten das neunte und zehnte Heft des funfzehnten Bandes der von W. Frommel und F. Pfaff herausgegebenen „Vorträge" (Heidelberg, C. Winter) folgende Themen: „Romantik und Germanische Philologie", von Friedrich Pfaff; „Die öffentliche Meinung in England im 16. bis 17. Jahrhundert", von K. Böddeker. — Aus den oft von uns angeführten Sammlungen des Karl Habel'schen Verlags in Berlin liegen uns folgende im Jahre 1886 erschienene Themen vor: „Die Hawaii-Inseln", von R. Neuhauß; „Die Todtschlagsühne des deutschen Mittelalters", von Paul Frauenstädt; „Die Wirkungen der Gleichheitsidee auf das moderne Staatsleben", von J. G. Weiß. — Von den durch Engelbert Pernerstorfer herausgegebenen Monatsheften „Deutsche Worte" (Wien, Selbstverlag des Herausgebers) liegen uns das siebente bis zehnte Heft

vor. Wir empfehlen auch bei dieser Gelegenheit das genannte Unternehmen dringend, welches sich durch Mannichfaltigkeit der Themen und Tüchtigkeit der Mitarbeiter auszeichnet. — Als höchst lesenswerth müssen wir ferner hervorheben: „Die historische Methode des Ultramontanismus", von Professor Hans Delbrück (Berlin, Walther u. Apolant). Der Verfasser geht hier mit Janssen's bekannter „Geschichte des deutschen Volks" scharf, aber verdientermaßen ins Gericht. — Als Separatabdruck aus dem Septemberheft der „Sphinx" ist erschienen „Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst", von Karl du Prel (Leipzig, Grieben). Diese Ausführungen aus der Feder des bekannten Denkers sind sehr instructiv; beigegeben sind Zeichnungen aus dem Skizzenbuche von Gabriel Max. Hieran schließen wir die Anzeige, daß im Verlage von G. Köhler in Weinsberg erschienen ist: „Das Kernerfest in Weinsberg. Vollständiger Abdruck der hierbei gehaltenen Reden, Toaste u. s. w."

— Ueber „Das Ahnungsvolle in Schiller's Frauencharakteren" hat Robert Boxberger einen Vortrag gehalten (Posen, Merzbach), welcher 29 Seiten umfaßt und erst auf der zwanzigsten Seite zum eigentlichen Thema kommt. Die Hauptperson der ganzen Abhandlung ist Kassandra, zu welcher Thekla (im „Wallenstein") eine Parallele bildet, in zweiter Linie auch die Jungfrau von Orleans. Da der Vortrag vor Damen und für Damen gehalten worden, so werden diese ohne Zweifel dem Redner sehr dankbar gewesen sein. Uns befremden einige Wendungen, z. B. daß man „Licht in Licht malen" kann, daß „Goethe zum Weibe herabstieg, Schiller aber zum Weibe hinaufblickte" (!).

— Ein Dr. phil., Namens Ella Mersch, hat über „Richard Wagner's Frauengestalten" geschrieben (Stuttgart, Levy u. Müller). Die Männerwelt vernehme mit gebührender Achtung die Aussprüche der modernen Pythia: „Die Bedeutung eines Dichters darf man daran erkennen, ob und wie er es verstanden, in seinen Werken das Weibliche in ganzen und fesselnden Persönlichkeiten zu verkörpern." . . . „Richard Wagner gehört zu jenen originalen Weltbildnern, die mit ihrer weltdurchdringenden Geistesklarheit und weltüberschwebenden Geistesfreiheit das ganze menschliche Getriebe zu umspannen vermögen." . . . „Das Motiv der Liebeserlösung, der Heiligung durch das Weib enthüllt sich in der Brünhilde als vollbewußte Weltanschauung." . . . „Die drei Nornen sind die urerschaffenen Töchter der Erde." . . . „Die sterbende Isolde sendet der erlösenden Liebesmacht des Todes ihren ekstatischen Jubelgruß."

— Die Otto Spamer'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig hat wieder eine neue Jugendschrift erscheinen lassen unter dem Titel: „Gottes Auge. Das Walten der göttlichen Vorsehung. Eine Darstellung mannichfacher wunderbarer Fügungen in den Schicksalen der Menschen. Zur Belehrung und Erhebung von Jung und Alt auf grundwirklicher Begebenheit erzählt" von L. Mittenzwey. Mit 30 Abbildungen und einem bunten Titelbilde. Die vorliegenden Erzählungen, welche theils auf eigenen Beobachtungen, theils auf glaubwürdigen Berichten beruhen, sollen dem Leser in anschaulicher Darstellung die Allmacht und Barmherzigkeit Gottes eindringlich vor Augen führen und ihn in der tröstlichen Zuversicht stärken, daß die väterliche Hand des Höchsten alle diejenigen, welche ihre Hoffnungen auf ihn setzen, durch die Wunder seiner Gnade vor Noth und Tod bewahrt. Dem Werke gebührt wegen seiner religiösen Tendenz und der schlichten, gemüthvollen Schilderung ergreifender Menschenschicksale warme Anerkennung.

Bibliographie.

Green, E. E., Meine Großmutter. Aus dem Englischen. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Basel, Schneider. 1887. 8. 3 M. 20 Pf.

Heine's, H., gesammelte Werke. Herausgegeben von G. Karpeles. Kritische Gesammtausgabe. 1ster Bd. Berlin, Grote. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Hille, P., Die Sozialisten. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Koettschau, C., Der nächste deutsch-französische Krieg. Eine militärisch-politische Studie. 1ster Thl. Strassburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Krummacher, Maria, Zu den Bergen! Erzählung. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Lessing's, G. E., gesammelte Werke in 3 Bdn. Mit einer litterarhistorisch-biographischen Einleitung von M. Koch. 3 Bde. Stuttgart, Cotta. 8. 5 M.

Lichtenstein, E., Wilde Ranken. Gedichte. Cottbus, Differt. 12. 1 M. 80 Pf.

Masaryk, T. G., Versuch einer concreten Logik. Wien, Konegen. 1887. Gr. 8. 7 M.

Meyer, J. B., Die Stellung der Philosophie zur Zeit und zum Universitätsstudium. Bonn, Strauß. 8. 1 M.

Milde, M., Ins Stammbuch. Gedichte, Sprüche und Goldkörner für das Album. Augsburg, Litterarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 70 Pf.

Nachtigal's, G., Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von A. Fränkel. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und 1 Uebersichtskarte. Leipzig, Brockhaus. 1887. Gr. 8. 5 M.

Notowitsch, J., Ein wenig Philosophie, Sophismen und Paradoxe anläßlich der religiös-philosophischen Schriften des Grafen L. N. Tolstoi. Nach der 2. Auflage aus dem Russischen übersetzt von F. Fiedler. Berlin, Wilhelmi. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ottensen, H., Schwer gebüßt. Wider Liebe und Pflicht. Zwei Novellen. Düsseldorf, A. Bagel. 8. 2 M.

Rasch, J., Das Freihaus am Dome. Roman aus der Mainzer Kurfürstenzeit. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Raether, M. F., Der Manöveronkel. Humoristische Erzählung aus dem Soldatenleben. Baden-Baden, Sommermeyer. 8. 50 Pf.

Renleaux, C., Dichtungen. Op. 8. — A. u. d. T.: Cypressen. Mit einer Illustration von F. Stenb. München, Kellerer. 12. 1 M.

Roëll, P. Freih. v., Schwert und Rose. Lieder und Gedichte. Berlin, Voß. 8. 4 M.

Roquette, O., Ueber den Wolken und andere Novellen. Dresden, Pierson. 1887. 8. 5 M.

Saar, F. v., Eine Wohlthat. Volksdrama. Heidelberg, Weiß. 1885. 8. 2 M. 20 Pf.

Schadek, M., A bisserl was. Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Wien, Konegen. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Schlüren, K. F., Postanarchie im deutschen Reiche! Ein Mahnwort an alle Reichsbürger. Gr. 8. 30 Pf.

Seeger an der Lutz, mit lugg ló! Mundartliche Gedichte allemannischen Stammes. Innsbruck, Wagner. 8. 2 M.

Siemens, W., Das naturwissenschaftliche Zeitalter. Vortrag. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 80 Pf.

Die Sonderstellung Galiziens als Zufluchtsort der Polenidee. Teschen, Feitzinger. Gr. 8. 50 Pf.

Sprengel, Clementine, Junge Mädchenherzen im Wechsel des Lebens. Zwei Erzählungen für die reifere weibliche Jugend. Kattowitz, Siwinna. 8. 3 M.

Steenstrup, J. S., Kjökken-Möddinger. Eine gedrängte Darstellung dieser Monumente sehr alter Kulturstudien. Mit 3 Holzschnitt-Tafeln und 1 Kupfertafel. Kopenhagen, Hagerup. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stern, A., Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung. 1ste Lfg. Stuttgart, Rieger. 1887. Gr. 8. 1 M.

Das Stiftungsfest des Lumpacivagabundus oder der böse Geist als Ahnherr. Schauerlich romantische Komödie. Vom großen Unbekannten. Berlin, Liebel. 1887. 8. 1 M.

Sumner, W. G., Sociale Pflichten oder was die Klassen der Gesellschaft einander schuldig sind. Autorisirte Uebersetzung von M. Jacobi. Mit einem Vorwort von T. Barth. Berlin, Staude. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Uhl, F., Farbenrausch. Roman. 2 Bde. Berlin, Paetel. 1887. 8. 8 M.

Voß, R., Brigitta. Trauerspiel. Dresden, Minden. 1887. 8. 2 M.

Vulpinus, T., Französisch-deutsches Liederbuch. Strassburg, Heitz. 12. 1 M. 60 Pf.

Wagler, A., Ein Glaubensbekenntnis. Landsberg a/W. Gr. 8. 1 M.

Wagner, W., Hinterm Vorhang. Stenographisches Lustspiel. Ohne Verücksichtigung des Systems. Elberfeld, Faßbender. 8. 50 Pf.

Wahrmund, A., Das Gesetz des Nomadenthums und die heutige Judenherrschaft. Karlsruhe, Reuther. 1887. 8. 3 M.

Warum ich in die Kirche gehe. Von Physikus. Leipzig, O. Wigand. 8. 50 Pf.

Was Ihr wollt! Sociale Blätter für das deutsche Volk. Herausgegeben von F. Nonnemann. 1ster Bd. 6 Hfte. Leipzig, Werther. Gr. 8. à Hft. 50 Pf.

„Weisheit, Schönheit, Stärke!" Weltanschauung eines Freimaurers. Stuttgart, Schröter u. Meyer. 1887. Gr. 8. 2 M.

Weismann, A., Ueber den Rückschritt in der Natur. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M.

Weißenthurn, M. v., Lose Blätter für Haus und Herz. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 8. 3 M.

Weitbrecht, R., Die deutsche Litteratur in römischer Beleuchtung. Barmen, Klein. 12. 40 Pf.

Zschokke's, H., humoristische Novellen. Illustrirt von A. Petschnig. 1ste Lfg. Wien, Bondy. Gr. 8. 30 Pf.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Eine Sammlung illustrierter Schriften zur **Länder- und Völkerkunde**, die sich durch zeitgemäßen und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Neuester Band:

Geistbeck, Dr. M., Der Weltverkehr.

Telegraphie und Post, Eisenbahnen und Schiffahrt in ihrer Entwicklung dargestellt. Mit 123 Abbildungen und 33 Karten. Gr. 8. (XII u. 496 S.) 8 M.; in elegantem Original-Einband, Leinwand mit Deckenpressung 10 M.

Früher sind, durchweg reich illustrirt, erschienen:

Jakob, A., **Unsere Erde.** 8 M.; geb. 10 M.
Kaulen, Dr. F., **Assyrien und Babylonien. Dritte Auflage.** 4 M.; geb. 6 M.
Kayser, Dr. F., **Ägypten einst und jetzt.** 5 M.; geb. 7 M.
Kolberg, T., **Nach Ecuador. Dritte Auflage.** 8 M.; geb. 10 M.
Paulitschke, Dr. Ph., **Die Sudânländer.** 7 M.; geb. 9 M.
Schütz-Holzhausen, Dr. v., **Der Amazonas.** 4 M.; geb. 6 M.

Jeder Band ist einzeln käuflich. — Einbände in weißer, grüner oder brauner Farbe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Im Bismarck-Archipel.

Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel **Neu-Pommern** (Neu-Britannien).

Von **R. Parkinson.**

Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Das vorliegende Buch entrollt ein so treues und klares Bild von den gegenwärtigen Zuständen der Südsee-Inseln, namentlich soweit sie für die deutsche Colonisation in Betracht kommen, wie es sonst nirgends zu finden ist. Die Schilderungen rühren von einem Deutschen her, der seit mehrern Jahren eine Pflanzung auf der jetzt unter dem Schutz des Deutschen Reichs stehenden Gazelle-Halbinsel leitet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Sechster Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Dem „Historischen Taschenbuch" hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich geschichtliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem und gediegenem Inhalt.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 346 bis 352.

Zur Finanzpolitik. (I./II.) — Deutscher Reichstag. — Zur russischen Politik in Bulgarien. — Die Beschlüsse der Reichstagscommission über die Militärvorlage.

Das deutsche Generalstabswerk über den deutsch-dänischen Krieg von 1864. — Aus Beust's Denkwürdigkeiten. (II./V.) — Zu den Fortschritten des Hellenenthums am Archipelagus. — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Von F. Reber. — Johannes Scherr. (Nekrolog.) Von J. Mähly. — Französische Literaturgeschichte. — Das 3. k. sächsische Infanterie-Regiment Nr. 102. — Zum hundertjährigen Geburtstag Karl Maria v. Webers. Von M. Zenger. (I.) — Die Münchener Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung für 1888. Von Fr. Pecht. — Zu Karl Maria v. Webers Säcularfeier. Von Ernst v. Destouches. — Utis' neuer Phantasus. — Zur anthropologischen Literatur. Von Dr. M. Bartels. — Prolog zur Feier des hundertjährigen Geburtstag von Karl Maria v. Weber. Von M. Greif.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Im Verlage von **Ernst Homann** in Kiel erschien soeben:

von Buchwald, G., Dr., Großherz. Archivar in Neustrelitz,

Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter.

2ter Band. Zur Deutschen Wirthschaftsgeschichte. 8. 20 Bogen. Geh. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ferdinand Gregorovius:

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur.

Erster Band. 8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

Der berühmte Verfasser der „Wanderjahre in Italien" und der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" bietet hier eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtliche Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit eigenthümlicher Anmuth der Sprache verbinden. Sie werden seinen zahlreichen Verehrern sehr willkommen sein und empfehlen sich auch als werthvolle Gabe für den Weihnachtstisch.

Arthur Schopenhauer's

Die Welt als Wille und Vorstellung

— Sechte Auflage —

erscheint soeben zum ersten male in einer wohlfeilen Ausgabe, in 12 Lieferungen à 1 M.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034928